Ueber das

antik und modern Tragiſche

Acht Vorleſungen

von

Ferdinand Kürnberger

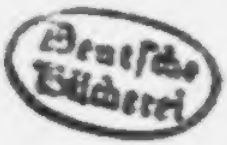
Aus dem Nachlaß herausgegeben

von

Otto Erich Deutſch

München und Leipzig bei Georg Müller 1910

1939 A 1745



Dieſe acht Eſſays ſind in der Zeit vom November 1869 bis zum März 1871 entſtanden. Kürnberger wollte ſie bereits im Winter 1871/72 in mehreren Städten Norddeutſchlands, beſonders in Berlin vorleſen. Es kam aber weder in dieſem Jahre noch in einem der folgenden dazu. Kürnberger hat dieſe Abhandlungen vor ſeinem Tode (1879) auch nicht mehr veröffentlicht. Sie werden in einem Feuilleton-Bande der „Geſammelten Werke“ Ferdinand Kürnbergers erſcheinen.

I.

Die Alten hatten am Fatum ein tragiſches Motiv, das durch nichts zu erſetzen. Bekannt iſt, wie Schiller, dieſer Dichter des ausgebildetſten tragiſchen Inſtinktes, theoretiſch und praktiſch danach rang, ſich in den Beſitz der Schickſalsidee zu ſetzen, jenes ſalomoniſchen Zauberrings und Nibelungenhorts, von welchem der große Geiſterkönig innigſt überzeugt war, daß er ohne ihn ſeinen tragiſchen Hofhalt gar nicht beſtreiten könne. Vielleicht hätte Schiller, wäre ſein Leben nicht in die Generation Kants, ſondern Schopenhauers gefallen, die Philoſophie des letzteren als den einzig brauchbaren Effizienten gewürdigt, um den Ausgleich zwiſchen dem Fatum und Kant zu ermöglichen. Das antike Fatum iſt durch den modernen Glauben an eine göttliche Vorſehung abrogiert; dagegen der moderne, kantiſch-formulierte Begriff von Freiheit und Notwendigkeit noch kein Fatum. Rieſenhaft ſchlug ſich Schiller herum, die alte und neue Welt wieder zuſammen zu bändigen, das Fatum in die Sittlichkeit zu verlegen, die ſittlichen Prozeſſe fataliſtiſch zu vergöttlichen. Aber es verſagte ſich ihm eine innere Kontinuität von der antiken zur modernen Weltordnung, und er mußte ſich begnügen, teils mit der leidenſchaftlichen Blindheit des Liebhabers (des Griechen- und Kunſtliebhabers), teils aber mit offenen und ſehenden Augen von dem antiken Fatum nichts als die weſenloſen Formeln, Maſchinerien und Hülſen der modernen Tragödie, welcher ſie nichts bedeuteten als einen äußerlichen theatraliſchen Pomp, willkürlich zuzueignen. Es verſagte ſich ihm dieſe Kontinuität und mußte ſich ihm verſagen, denn ohne den Nenner der Schopenhauerſchen Philoſophie operierte er mit zwei ungleichnamigen Größen, welche in Ewigkeit kein Produkt geben.

Die Idee des Fatums iſt eine peſſimiſtiſche und Schiller — obwohl er ſich für konfeſſionslos hielt, auch von den Ultrakonfeſſionellen als Heide verrufen wird — Schiller war Optimiſt, was er vom Chriſtentum hatte. Iſt aber auf dem Boden des Optimismus das Leben einmal bejaht, ſo ſteht es nicht mehr unter der Herrſchaft des Fatums, ſondern des Sittengeſetzes, und die Tragödie ſpielt nur noch als Konflikt der Freiheit und der Notwendigkeit in der Region ſubjektiv-individueller Kraft- oder Schwächegrade, alſo in einer niedrigen Region, welcher das Antlitz der Unſterblichen nicht zugewendet iſt. Ganz anders hingegen liegt die tragiſche Frage, wenn ich die philoſophiſche aufwerfe: Wer gab der Natur ein Recht, das Leben zu ſetzen? Was iſt's, das eure „moraliſche Notwendigkeit" ſo moraliſch und ſo notwendig macht? Ganz anders liegt die Frage, wenn wir nicht bloß von den Pflichten des Menſchen, ſondern auch von den Pflichten der Götter ſprechen, wenn wir die Menſchen nicht bloß vor ihren, ſondern ſie auch vor unſeren Richterſtuhl ziehen. Hätte Schiller eine Generation ſpäter aus Schopenhauers Mund dieſe Fragen vernommen, er hätte, wie von einem Blitz in der Nacht, unter dem feſten Boden des kategoriſchen Imperativs in langen, langen Strecken die Spuren des Aquädukts erblickt, in welchem die ſchwarzen Ströme des Fatums auch der chriſtlichen Weltordnung zurieſelten, weil ſeine Quadern eben zu hart, um von irgendeinem Religionsſtifter vollſtändig zerſchlagen zu werden. Er hätte die ſchmerzlich geſuchte Kontinuität von der Weltordnung der Griechen zu ſeiner Weltordnung nicht länger vermißt. Selbſtverſtändlich gehört nicht der Einwand hieher, ob Schiller bei ſeinem grenzenloſen Enthuſiasmus für das ſittliche Ideal, alſo für ein lebenbejahendes Prinzip, das lebenverneinende Schopenhauers mit der Sympathie ſeines Herzens erfaßt, noch weniger, ob er für ein Volk von Chriſten danach gedichtet hätte; das ſind praktiſche Fragen, welche ein Theorem nichts angehen. Aber theoretiſch hätte ſich Schiller wohl kaum der Erkenntnis verſchloſſen, daß das Problem, welches er durchſtudierte, nur durch den

Schritt von Kant zu Schopenhauer zu löſen, daß der tragiſche Begriff ganz anders fermentiere, wenn ſein Gährungsſtoff nicht bloß das Menſchenrätſel, das er allein kannte, ſondern das Welträtſel, ja das Weltübel.

Daß der „Grieche" Schiller chriſtlich organiſiert war, werden mir unkritiſch „aufgeklärte" Verehrer des Dichters nicht zugeben wollen, wenngleich ſie als unſchädlich einräumen, daß er optimiſtiſch organiſiert war. Es ſcheint alſo, daß dieſe Begriffe kommentiert werden ſollen.

Wenn Schopenhauer ſagt: Zwiſchen den Weltanſchauungen des Optimismus und Peſſimismus iſt ein viel entſcheidenderer Gegenſatz als zwiſchen den Weltanſchauungen der Naturreligionen und den geoffenbarten Gottesreligionen (obſchon man den letzteren Gegenſatz für den größten, ja für den einzig zu machenden Wendepunkt im menſchlichen Weltbewußtſein halte), ſo iſt dieſes Diktum einmal richtig, ſcheint mir aber in demſelben Grade auch nicht richtig, und zwar aus dem Grunde nicht, weil das eine ungefähr doch ſchon das andere ſagt. Die Standpunkte des Optimismus und Peſſimismus werden ſich nämlich mit den verſchiedenen Religionsſyſtemen nicht regellos kreuzen, ſondern nach ewigen Geſetzen der Wahlverwandtſchaft ſich zu dieſen verhalten. Die geoffenbarte Gottesreligion iſt in der Regel optimiſtiſch, die Naturreligion dagegen peſſimiſtiſch, was ſich auf chriſtlich beſonders ſchön ſagen läßt — das blinde Heidentum, das die Erlöſung nicht kennt, iſt des Teufels.

Was, auch die Religion der Griechen war eine Naturreligion; aber den „heiteren" Griechen ſoll doch nicht Peſſimismus zugeſchrieben werden?

Die Heiterkeit iſt ein Temperament, kein Philoſophieren, keine Theoſophie.

Wahr iſt es freilich, die Naturreligion *ſcheint* Optimismus par excellence. Noch ſchlummern im Menſchen die ſittlichen Gegenſätze, was nichts Geringeres heißt als das Bewußtſein des *Uebels*. Die Erde gehört ihm, und er iſt damit zufrieden. Er rodet die Wälder, er jagt die Tiere, er breitet ſich aus zwiſchen Bergen und Tälern, an Flüſſen

und Meeren, und lebt drauf los. Noch braucht er die Tugend nicht, es genügt noch die Unſchuld. Fehlt er, ſo iſt es keine Sünde gegen Gott, ſondern ein Vergehen gegen die Volksgemeinde: er büßt es mit einer Anzahl von Ochſen und Kühen. Steigt der Frevel ein wenig höher, ſo ſetzt er den Leib dran und kämpft; behält der Leib recht, ſo iſt's auch ein Recht des Gewiſſens, ſo iſt's auch ein Urteil Gottes. Geſtehen wir, dieſe Geiſtes- und Herzenskalmen haben etwas Paradieſiſches. Ein ſolcher Zuſtand ſcheint der Optimismus in Originalausgabe.

Aber ſeltſam! ehe das moraliſche Bewußtſein des Menſchen erwacht, regt ſich ein metaphyſiſches; eine Definition für alle: der Menſch iſt ein metaphyſiſches Tier. Während ihm nun die Naturreligion die Phyſis ganz und voll gibt, unterſchlägt ſie ihm ſein eigenſtes Erbteil, die Metaphyſis. Was wollen Elyſium oder Walhalla bedeuten? Eine Ariſtokratenloge für die Edelinge, nicht fürs Volk! Ja, ſelbſt in dieſer Loge hört man noch gähnen! Lieber auf Erden ein Schweinehirt als im Schattenreich ein Pluto! Das iſt deutlich.

Und glaube man nur ja nicht, es iſt bloß deutlich für die Inbrunſt der Erdenluſt! Es iſt noch viel deutlicher für die Verzweiflung eines geiſtigen Weſens, welches ins Geiſterreich ſtrebt und — hinter den Pforten desſelben nur eine verdünnte Sinnlichkeit findet.

Der Menſch, das Vernunftweſen, gebiert ſich ſchon als nacktes und wildes Naturkind den Begriff der überſinnlichen Welt; aber in keiner Naturreligion reift dieſer Begriff zu einem zwiſchen Menſch und Gott wahrhaft ethiſchen Verhältnis aus. Die Vernunft findet in der Naturreligion zwiſchen ſich und ihrer Geburt kein Organ lebendiger Wechſelwirkung; ſie gleicht einer Mutter, welcher das Vermögen verſagt iſt, das Kind, das ſie geboren, auch aufzuſäugen. Geſtehen wir, dieſe Mutter iſt die verkörperte Tragödie, der primitive und elementare Typus des Tragiſchen. Bringen wir dazu noch in Anſchlag, daß die Griechen, das geiſtreichſte Naturvolk der Erde, mit ihrer ſittlichen Keimfülle doch hö-

her wuchſen, als es die niedrige, nebelſchwere Himmelsdecke der Naturreligion zuläßt. Ein überquellender Schatz ſittlich entwickelter Potenzen drängte zu ihrem Himmel empor, aber der Himmel ihrer Naturreligion, unfähig den Schatz aufzunehmen, ſtaute alles in die Menſchenbruſt wieder zurück. Wie eine Liane taſtet und kriecht ihr wuchskräftiger Idealismus, ſo oft er mit ſeinen kühnſten metaphyſiſchen Inſtinkten zum Welträtſel aufſtreben will, immer und immer wieder herab auf die alten irdiſchen Krücken, auf die rohen Baumknorren des Kriegerkultus — der Heldenſage. Im Eis- und Wolfslande der Edda iſt dieſe Heldenſage epiſch-ſtarr und ſteinern geblieben; unter dem ſchmelzenden Himmel griechiſcher Intelligenzen vibrierte ſie tragiſch nervös und aufgeregt; in der ſyriſch-arabiſchen Zone, im ägyptiſch-indiſchen Gürtel endlich bricht ſie unter einem Flammenhimmel erhitzteſter Anſchauung in die metaphyſiſche Lohe der göttlichen Offenbarung aus. Die Griechen in der Mitte hatten alle Schmerzen zu tragen — zu bedürfen, wie die Diener Odins nicht bedurften, und unbefriedigt zu bleiben, wie die Diener Buddhas, Zoroaſters, Moſes, Chriſtus und zuletzt Mohammeds ſich zu befriedigen wußten. Wer zweifelt, daß ihr Fatum der peſſimiſtiſche Ausdruck dieſer unſeligen Mittelſchwebe?

II.

Was verſteht man denn endlich unter Optimismus und Peſſimismus? Seit dieſe Worte in aller Welt Mund ſind, ſagt der „gebildete" Zeitungsleſer: jenes iſt der Glaube, daß man in der beſten, dieſes, daß man in der ſchlechteſten Welt ſei. Aber dem iſt nicht ganz ſo.

Optimismus bedeutet nicht mehr als eine Weltanſchauung, nach welcher das Menſchen-Ich Zweck iſt und die übrige Welt Mittel dieſes Zweckes. Peſſimismus bedeutet nicht etwa das Entgegengeſetzte, ſondern nur nicht das nämliche.

Das Ich dürfte ſchwerlich Weltzweck ſein, denn in dieſem Falle wieſe die Welt doch eine bedenkliche Reihe von Unzweckmäßigkeiten auf. Ob die Welt den Ich-Zweck juſt abſichtlich ſtört und erſchwert, ſo daß das Ich in der ſchlechteſten Welt zu ſein glauben dürfte, wird damit nicht behauptet; es wird bloß behauptet, daß die Welt den Ich-Zweck nicht kennt, weder im guten noch im ſchlimmen Sinne ihn kennt. Freilich fühlt ſich dabei allein ſchon das Ich ſchlimm genug ſituiert, denn in einer Welt, welche ſeine Zwecke nicht ausdrücklich bejaht, iſt es auf keinem Schritt vor Verneinungen ſicher. Z. B. der Tod ſelbſt wäre eine ſolche Verneinung. Der weitaus wichtigſte Zweck jedes Ichs iſt ſeine Fortdauer, und die Natur hat den Tod geſetzt. Sie hat ihn gewiß und ſicher geſetzt, während ſie die Fortdauer bloß dem Glauben überläßt und ſich entfernt nicht bekümmert, wieviel ein jedes Ich von der Kraft dieſes Glaubens aufzubringen imſtande iſt.

Vom Peſſimismus in dieſem Sinne nun hatten die „heiteren" Griechen eine großartige und furchtbare Ahnung. Es iſt wahr, ſie bejahten das Leben wie jedes Naturvolk; ſie ſchwelgten im Erbe der Erde unbefangen, ſelig. Aber indem ſie praktiſch als Selbſtzweck ſich auslebten, *war vielleicht kein Volk der Geſchichte ſo ſtark wie die heiteren Griechen* von dem Gefühle durchdrungen, daß das Ich eben *nur* Selbſtzweck, nicht aber Weltzweck ſein möchte. *Das und nichts anderes iſt die Idee ihres Fatums*, wenn man den Kern aus ſeiner religiös-poetiſchen Hülſe ſchält. Daher die Quinteſſenz der ganzen helleniſchen National-Ethik der ewig betonte und wiederholte Satz: Halte Maß; fürchte die Nemeſis! Was heißt das anders als: Setze deine Selbſtzwecke ſo, daß du immer gefaßt ſeieſt, auf die Schranken einer Weltordnung zu ſtoßen, welche dich und deine Zwecke *nicht* ſetzt. Dieſe Weltordnung verhält ſich gleichgültig gegen den Ich-Zweck und, ſetzt er ſich nachdrücklicher, verneinend. Die verkörperten Naturmächte dieſer Verneinung ſind die *Götter* und ihr Exekutivorgan die *Nemeſis*. Ja, noch mehr. Da nämlich die Natur, wie Kant geſagt und Goethe mit Beifall gehört

hat, nach großen Prinzipien zwecklos ſchafft, da die Natur alſo in ihrem dichten Geheimniſſe poſitive Ausſagen überhaupt nicht liebt, weder bejahende, noch verneinende, ſo wird es noch eine letzte und höchſte Weltinſtanz geben, welche nicht nur die Menſchen als die bejahenden, ſondern auch die Götter als die verneinenden vereint, und dieſen Sinn hat es, wenn es heißt: Dem Fatum ſind Menſchen und Götter unterworfen.

Die Architektur der kosmiſchen Machtverhältniſſe, die Proportionen von Bejahung und Verneinung, Druck und Gegendruck, ſind damit unübertrefflich ſchön und vollendet ſtiliſiert. Aber allerdings iſt Gott nicht bloß ein Machtbegriff, auch nicht dem roheſten Wilden; er iſt immer eine ſittliche Idee. Auch die Griechen hatten zu ihren Naturgöttern ein ſittliches Verhältnis, nur war es nicht ein kindliches, wie das chriſtliche, nur war es nicht vertraulicher, als man es eben zur Natur überhaupt haben kann. Der Schiffer vertraut ſich mit Segel und Ruder dem Meere an; er hat aber auch den Schiffbruch zu fürchten. Der Mann freit mit Hochzeitsjubel das Weib ſeines Gefallens — in dieſem Sinne gleichfalls ein Naturgegenſtand, nämlich ſein Nicht-Ich —, aber in ihrem Bette, in ihrem Bade kann ihn der Mörder erwarten. Die liebende Mutter gebiert ſich ihr geliebtes Kind — denjenigen Gegenſtand, den ihr die Natur am nächſten gelegt hat, der faſt ſie ſelbſt zu ſein ſcheint —, aber Oreſt kann ſeine Mutter erſchlagen. Genau dieſer ſcheuen und ungedeckten Stellung zur Natur, dieſer ewig offenen Frage zwiſchen beiden, entſpricht denn auch das ſittliche Verhältnis der Griechen zu ihren Göttern, welch letztere ja eben die Natur ſind und vorſtellen. Die Griechen ehrten die Götter, ſie ſuchten durch Gebete und Opfer ihre Freundſchaft, ihren Bund; aber während der Chriſt die Pflichten der Frömmigkeit mit dem feſteſten Glauben ſeines Heils ausüben kann, konnte es der Grieche nicht mit demſelben Gefühle, denn die Natur gibt die Pietät, die ihr das volle Menſchenherz entgegenbringt, nicht zurück; — „das Leben der Götter iſt ſelige Willkür“. So bleibt zwiſchen den Menſchen und den Natur-

göttern, welche nie ganz zu gewinnen, gleichſam ſittlich nicht aufzuſaugen ſind, immer eine ſcheue Diſtanz, ein dunkler, myſtiſcher Zwiſchenraum, aber eben der iſt die echteſte Heimatsſtätte der tragiſchen Hochgewitter, weil der Menſch beſtändig in ihn hineinſtrebt, ohne den Punkt zu kennen, wie weit er mit Sicherheit gehen darf (denn „halte Maß" ſagt noch nicht, welches Maß), und weil ihn die Götter beſtändig zurückweiſen, ohne gleichfalls die Grenze zu nennen oder wohl gar mit einem Offenbarungslichte zu beleuchten, in welche ſie ihn zurückweiſen wollen. Aus dieſem Verhältniſſe nun ergibt ſich der letzte und höchſte Silberblick des Tragiſchen, woran der Moderne gar nicht denken darf, nämlich daß in der antiken Tragödie die tragiſche Schuld zwiſchen Menſchen und Göttern geteilt erſcheint, ja, daß vielleicht die Götter, weil ſie ins Lebensrecht des Menſchen willkürlich einzugreifen lieben, noch als die Schuldigeren erſcheinen, wodurch denn die tragiſche Schuld mit einem Kumulus ohnegleichen in den Himmel ſelbſt hineinragt. Und ſchließlich heißt das alles wieder nichts anderes, wenn wir aus der religiöſen Vorſtellung die philoſophiſche Formel extrahieren, als: Das Daſein ſelbſt iſt eine Schuld, nicht bloß das Menſchendaſein!

Und das iſt die Formel, aus welcher die Theorie der Tragödie zu begründen wäre, aber von allen — bewußt oder unbewußt chriſtianiſierenden — Kunſtphiloſophen bisher noch niemals begründet worden. Wie hat man die arme Antigone gequält, um ihr eine tragiſche Schuld gegen den Staat, welcher die verkörperte Sittlichkeit ſei, anzufoltern! Auch Cordelia, das unſchuldigſte Menſchenkind, ſoll durch „unweibliches Schweigen" eine tragiſche Schuld begangen haben, während doch nichts unweiblich iſt als das Sprechen ihrer Schweſtern und nichts tragiſch als der Wahn ihres Vaters und ihre durch die Natur verſchuldete Zwangslage zu ihm. Sieht man den Auslegern der tragiſchen Schuld ſcharf auf die Finger, ſo iſt ihre tragiſche Schuld entweder eine moraliſche, eine kriminaliſtiſche, oder — gar keine, und

nur eine ſophiſtiſche und mühſam und naturwidrig zuſammengekünſtelte. Keine einzige Definition der tragiſchen Schuld enthält nämlich das weſentlichſte Moment dieſer Definition: daß die tragiſche Schuld eine geteilte, eine zwiſchen Menſch und Natur geteilte ſein müſſe. Schuldig iſt die Natur, den Menſchen zu zeugen, welcher den Willen zu ihrem Leben mit dem Willen zu ſeinem Leben verwechſelt, und ſchuldig iſt der Menſch dieſer Verwechſlung. Hier iſt der Punkt, wo Schopenhauer — am Faden der Erbſünde — mit dem Chriſtentum zuſammenhängt, denn nichts anderes iſt die tragiſche Schuld als die Erbſünde! Aber die Chriſt-Philoſophen ſcheuen ſich, mit dieſem Begriffe, obwohl er ein chriſtlicher iſt, zu operieren, dunkel ahnend, daß die Erbſünde ins Chriſtentum nur hereinragt etwa wie das Grün eines Kräutleins, deſſen Blatt unſchädlich und deſſen Wurzel giftig, und daß dieſe Wurzel tief, tief in einen heidniſchen Bodengrund hinabreicht, in einen Grund, vor welchem dem Chriſtentum ſchaudern muß. Dieſer Grund heißt: das Daſein ſelbſt iſt eine Schuld, und ſein Kunſtausdruck heißt das Fatum.

Aber vielleicht fragt der Leſer an dieſem Punkte: wenn das alles ſeine Richtigkeit hat, warum dann die Krone der Tragödie von den Griechen und nicht von den Indern getragen wurde, welche, nach Schopenhauer, dieſe peſſimiſtiſche Idee des Fatums noch viel klarer, durchgebildeter, philoſophiſch und dogmatiſch konfeſſioneller beſeſſen hätten?

Eben deshalb!

So weit vorgeſchritten und mit ſolcher Rückhaltloſigkeit erfaßt, produziert der Peſſimismus nichts mehr als die Reſignation. Den Griechen gab er die Tragödie, juſt weil er nicht Glaube und Ueberzeugung, ſondern bloß Ahnung war. Juſt dieſe unvergleichliche Miſchung vom Feuer des Steins und vom Dunkel der Folie erzeugte jenen zwei Jahrtauſende beſtechenden Zauberſtrahl, welchen wir griechiſche Tragödie nennen. Peſſimismus färbt und durchdringt viele Religionen; aber als Idee des griechiſchen Fatums iſt er einzig auf Erden. Dieſe Idee iſt ſie ſelbſt, und nichts vergleicht ſich mit

ihr. Auch duldet ſie keine Ableitungen. Sie kann weder Adoptivkinder noch Adoptiveltern haben. Schiller, welcher ſie adoptieren wollte, konnte nur ſcheitern, und mußte es um ſo mehr — denn in welche Familie wollte er ſie adoptieren!

In die chriſtliche!

Der Chriſt kennt kein Welträtſel, das Wort Weltübel hört er nicht einmal an. Was das Rätſel betrifft, ſo iſt es ihm ganz und gar aufgelöſt. Die Welt iſt ſeinethalben da. Sie iſt ſein Wohnhaus; ſein Exerzierplatz hier, ſein Prytaneum dort, kurz, ſie iſt ſein Mittel und er ihr Zweck. Sonne, Mond und Sterne drehen ſich um die Perſon des Menſchen, denn der Menſch iſt das Ebenbild Gottes und das Kind Gottes. Die Naturmächte krümmen ihm kein Haar, und ſelbſt der Tod iſt nur ein gedeihliches Schläfchen, welches die Geſundheit befördert. Wenn die Alten ſich hüten mußten, mit ihrem Wunſche die Götter zu erreichen, und nichts ſo ſehr als „die Ueberhebung" zu fürchten hatten, ſo iſt der Chriſt ausdrücklich eingeladen, berechtigt und verpflichtet, gottähnlich zu werden — „ſeid heilig, wie euer Vater im Himmel heilig iſt". Wie er das kann und ſoll, iſt ihm in einem geoffenbarten Sittengeſetze geſagt, welches über die peinliche Armut des griechiſchen „Halte Maß" weit hinausgeht, welches mit freundlicher und liebevoller Deutlichkeit ihm alle Heilsmittel genau beſchreibt, ja, welches ganz beſonders die tragiſchen Helden aufs Korn genommen hat, deren Möglichkeit es väterlich ausrottet, deren heidniſchen Pomp es ſich im Sakramente der Buße mit ernſtem Lächeln verbietet. Wenn die Buße mit ihrer Sühne und Wiederherſtellung von den griechiſchen Göttern nur als ein koſtbarer Ausnahmsfall zugeſtanden wurde, gleichſam um ein großes, altes Haus nicht ganz fallieren zu laſſen, ſo kann und ſoll ſich vom König bis zum Bettler jeder Chriſt die allgemeine Wohltat der Buße aneignen. Vor der göttlichen Gnade gibt es überhaupt keine tragiſche Schuld, denn keine Wunde iſt tödlich, es gibt aber auch keinen tragiſchen Helden, ſondern nur bußfertige oder unbußfertige Sünder.

Mit einem Worte, in allen Punkten das untragiſche Gegenteil der antiken Weltordnung! Dort war es der Sinn der Schickſalsidee, daß die Schuld in der Welt ſelbſt ſtecke, und daß am tragiſchen Helden nur die menſchliche Teilſchuld der allgemeinen Weltſchuld zur Erſcheinung komme: hier iſt durch den myſtiſchen Erlöſungstod die Schuld der Welt hinweggenommen und durch das geoffenbarte chriſtliche Sittengeſetz gelehrt, wie der Menſch der Erlöſung ſich teilhaftig machen könne. Wenn in dieſem Religionsſyſtem noch eine Tragödie möglich wäre — ſo wäre auch im luftleeren Rezipienten einer Luftpumpe das Schallwellenſpiel einer Beethovenſchen Symphonie möglich!

III.

Den Aeſthetikern allen hat es bisher mehr oder minder beliebt, wenn ſie von der antiken Tragödie ſprachen, anſtatt den Nachdruck darauf zu legen, daß ſie das künſtleriſche Bild einer religiöſen Vorſtellung iſt, die Religion zwar nicht gänzlich zu ignorieren, ſie aber doch nur nebenher zu berückſichtigen und an der Seite ihrer Hauptpaſſion, des „Rein-menſchlichen", ſchlecht und recht unterzubringen, ungefähr wie es bei den Modernen der Fall iſt, deren höhere Kultur außerhalb der religiöſen Sphäre und in der rein weltlichen liegt. Bei den Alten dagegen war die Religion ganzer und ungebrochener Ernſt des Lebens. Ihre ganze Sittlichkeit, ihr ganzes Gefühl von ſich und der Welt fiel in ihre religiöſe Vorſtellung hinein. Man verſetze jeden ihrer „rein-menſchlichen" Helden in den Gottesſtaat des geoffenbarten Chriſtentums, und kein Profeſſor der Welt wird ihnen einzureden vermögen, daß ſie noch eine tragiſche Situation hätten. Oedipus ſchlägt ſeine blinden Augen auf und in ihm die ganze antike Tragödie. Sie ſieht, was ſie niemals geſehen, das Heil der Welt! All ihre Feinde ſind ſchon vor dem

Kampfe beſiegt, ſie hat nichts weiter zu tun, als mit dem Sieger Allianz zu ſchließen. Der Sieger reicht ihr vom Kreuze herab die Hand dazu; ſie braucht nur einzuſchlagen. Wo bliebe da die tragiſche Situation? Welch vorteilhaftere Situation könnte es geben als die Allianz mit dem Siege? Man bedenke es ernſtlich; der Menſch des Chriſtentums iſt eigentlich noch beſſer daran als ein Gott des Heidentums. Dieſer hatte doch noch das Fatum zu fürchten, was aber hätte ein Chriſt zu fürchten? Er weiß beſtimmt, was er *ſoll*; und wenn er tut, was er ſoll, ſo gibt es in der ganzen erſchaffenen Welt kein „Schickſal" mehr, welches ſeinem in Gott wandelnden Schritt tückiſch ein Bein ſtellte. Er geht ſicher. Denn Gott hat ihm nicht bloß geoffenbart, was er ſoll; der Allgütige hat es gleichzeitig in das Vermögen ſeines „freien Willens" gelegt, zu *können*, was er ſoll, und wenn das Können ja noch ſeine Schwierigkeiten hätte, ſo unterſtützen unzählige chriſtliche Gnadenmittel ſchon den Verſuch und den guten Willen des Frommen. Unterläge er desungeachtet der Schwäche des Fleiſches — nun, ſo wäre er wirklich auch allzu ſchwach!

Hier und ſonſt nirgends iſt die Erklärung zu ſuchen, warum der moderne tragiſche Held in der Tat ſo häufig den Eindruck der Schwäche macht, wodurch er als höhere Exiſtenz doch nicht voll und typiſch daſteht wie der antike. Wir haben geſagt, der antike würde aus ſeiner tragiſchen Situation, die angeblich ſo „rein-menſchlich" iſt, auf dem Boden des Chriſtentums augenblicklich herausfallen; man mache nun aber auch die Gegenprobe. Man laſſe den modernen Menſchen in ſeiner Religion ſo rein und voll beſchloſſen ſein wie den antiken, und er kommt in den meiſten unſerer tragiſchen Fälle in die Tragödie gar nicht hinein! Dabei müſſen wir uns aber bedingen: *daß er auch ſo grundehrlich und wahr gegen ſich ſelbſt ſei wie der antike.* (Es iſt nämlich eine ſchlimme Erfahrung, die aber wohl jeder ſchon beobachtet hat, daß von hundert Theaterhelden und -heldinnen der tragiſchen Praxis vielleicht neunundneunzig nur dadurch tragiſch ſind — daß ſie es zu ſein

ſimalieren; daß ſie nicht wahr gegen ſich ſelbſt, daß ſie verlogen ſind!) Verſucht es aber, ſofern es euch Ernſt iſt mit einer Kritik eures tragiſchen Begriffes, laßt euren Helden beides ſein: einen wahren Chriſten und einen ehrlichen Mann, und ſeht dann zu, wie der tragiſche Begriff, der mit ſo viel Unaufrichtigkeit definierte tragiſche Begriff ſofort in ſeine chemiſch reinen Beſtandteile zerfällt, in die ſimplen Beſtandteile: Schwäche, Verbrechen, Unglück.

Schwäche iſt es, wenn Hamlet die (erlaubte) Blutrache nicht vollzieht, aber Verbrechen, wenn er eine unerlaubte in Affektion nimmt. Ob ſie aber erlaubt oder unerlaubt ſei, das ſagt ihm ſein Sittengeſetz genau. Verbrechen iſt es, daß Wallenſtein die Krone von Böhmen begehrt, denn ſein Sittengeſetz ſchreibt ihm vor: du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Gut. Unglück, bares, zufälliges Unglück iſt es, daß Romeo und Julie ſterben müſſen, oder auch Schwäche, daß ſie gegen die ſittliche Autorität der Eltern Unglückliches wagen, denn ihr Sittengeſetz befiehlt ihnen ſo deutlich als möglich: du ſollſt Vater und Mutter ehren. Wie ein verheerender Wetterbach könnte ſich dieſe Exemplifikation durch unſer ganzes tragiſches Repertorium wälzen, und das Reſultat wäre immer: ſtatt Tragik — Schwäche, Verbrechen, Unglück. Und wie ſollte es auch anders ſein? Wie wäre im Syſtem des Chriſtentums, welches bis an den Rand gefüllt iſt mit Optimismus, das Tragiſche möglich? Die Burgen des Peſſimismus, die Tragödien, haben bei uns überall irgendeine ſeichtere Furt, eine niedrige Mauerſtelle, wo der gute Geiſt eindringen kann. Es hat mich z. B. immer befremdet, daß Mephiſto auf Fauſts Frage:

> Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
> Nicht irgend einen Balſam aufgefunden,

mitnichten eine teufliſche, ſondern (trotz ihrer Spottendenz) eine gute und ſittliche Antwort gibt, welche die ganze Tragödie verhindern könnte. Er empfiehlt ihm das Genügen des Landlebens, den erfriſchenden Fleiß der Landarbeit. Nun wiſſen wir freilich, daß Fauſt der Mann der Viehmaſt und der Wochenmärkte nicht iſt, aber — es bleibt doch etwas

hängen! Es klingt doch allzu frivol, wie kurz Fauſt davon abſpringt —

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen;
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Und wenn es noch wahr wäre! Aber bald darauf empfindet er in Gretchens Großvaterſtuhl „das Himmelreich in der Hütte", alſo das Glück dieſes engen Lebens, ſo überſchwenglich, daß er der guten Regung nur ein wenig nachzuhelfen brauchte, um für ewig gerettet zu ſein. Warum ergreift er dieſes ihm ſo nahe Himmelreich nicht? Warum ankert er nicht nach ſeinen ſtürmiſchen ſupernaturaliſtiſchen Irrfahrten in dieſem ſüßeſten Hafen des Naturalismus und opfert einem Bunde mit Gretchen den Bund mit dem Teufel — nötigenfalls unter kirchlichem Beiſtand, da er ja doch nicht Atheiſt, ſondern bloß Pantheiſt iſt? Warum ſchickt er den Mohren, der ſeine Pflicht getan hat, nicht fort, jetzt, da ihm ein neues, ſeliges Leben aufgeht? Was ſoll ihm in dieſer Geſundheitskriſis noch der ekle Gefährte,

Der kalt und frech mich vor mir ſelbſt erniedrigt
Und den ich ſchon nicht mehr entbehren kann.

Nicht mehr entbehren kann! Alſo das wäre alles? Und das wäre tragiſch? O über den großen Herrn, der ſich von einem ſchurkiſchen Kammerdiener ruinieren läßt — aus Schwäche der Gewohnheit!

Jeder negative Pol hat freilich auch ſeinen poſitiven, und was aus einem Geſichtspunkte ſchwach iſt, das kann aus einem entgegengeſetzten ſtark ſein. Und da das letztere angenehmer, auch täuſchender klingt, ſo hat ſich die moderne Tragödie wohlweislich angewöhnt, anſtatt von einer „Schwäche des Charakters", von einer Stärke der Leidenſchaften zu ſprechen. Sie glaubt etwas geſagt zu haben, wenn ſie die letztere für den ſpezifiſchen Tragödienſtoff ausgibt. Als ob in Don Carlos die kalte Eiferſucht Philipps nicht ebenſo tragiſch wirkte wie im Othello die heiße dieſes Mohren! Als ob man ſich zwiſchen Philipp II. und Wilhelm von Oranien, dieſen Typen von Leidenſchaftsloſigkeit,

nicht eine Handlung denken könnte, welche mindeſtens ſo tragiſch zu ſpielen vermöchte wie das Spiel des leidenſchaftlichen Paares Romeo und Julie! Als ob Antigone, Oedipus, Iphigenie, Elektra leidenſchaftliche Charaktere wären! Tragiſch war den Alten ihr Verhältnis zum Götterwillen; uns aber iſt der geoffenbarte Gottwille geradezu erlöſend und beglückend. Dieſen Gottwillen, der uns hält und hegt, können wir durchbrechen mit der Stärke der „Leidenſchaften", wenn man will, welche aber, ob man will oder nicht will, eine „Schwäche des Charakters" iſt; inzwiſchen fühlt jeder Redliche, daß die Alten das einfach eine „Unfrömmigkeit", nicht aber eine Tragödie genannt hätten. Mit welchem Rechte ſubſtituiert man ihrem Begriff eine völlig veränderte, ja entgegengeſetzte Subſtanz? Wäre es ſchon genug, in verwiſchten und verſchwommenen Linien Einiges und womöglich Nebenſächliches von dem Unterſchiede zuzugeben, gleichſam ſcheines- und ehrenhalber, und hierauf die ganze Erbſchaft, als ob ſie uns wirklich gebührte, ruhig in die Taſche zu ſchieben? In der Hauptſache nämlich und furchtlos ausgeſprochen, müßte ſich die moderne Tragödie definieren als *eine Revolution gegen das Chriſtentum und als ein Abfall vom Chriſtentum*! Da die Tragödie peſſimiſtiſch, aber das Chriſtentum optimiſtiſch iſt, ſo müßte ſie ſich *irreligiös*, oder lieblicher zu ſprechen, wenigſtens *unreligiös* nennen.)

Univerſitätsprofeſſoren ſagen nun ſolche Dinge nicht gerne; ja, ſie gehen wohl mit bewußter Unredlichkeit zu Werke, wenn ſie, um die Kontinuität der Tragödie aus der unerlöſten in die erlöſte Welt, d. h. das Unmögliche zu demonſtrieren, Wolken von hochtrabender Verworrenheit aufwirbeln, welche nichts lehren, nichts beweiſen und an der Sache daneben reden. Jedes Lehrbuch der Aeſthetik macht uns in dieſer Partie den Eindruck der „Iſidoriſchen Dekretalien".

So wenig der Papſt das Patrimonium durch eine wirkliche Konſtantiniſche Schenkung beſitzt, ſondern durch eine Uſurpation: ſo wenig hat die chriſtlich-erlöſte Welt ein tragiſches Schickſal, und ihre Tragödie iſt kein rechtmäßiger,

ſondern ein uſurpierter Beſitz. Eine *chriſtliche Tragödie* iſt ein Widerſpruch in ſich ſelbſt. Der Chriſt hat keine Tragödie, und wer die Tragödie hat, iſt kein Chriſt. Seit für das ganze Menſchengeſchlecht die große General-Tragödie auf Golgatha ſpielte, ſeitdem iſt eine Spezial-Tragödie für einen einzelnen Menſchen nicht mehr möglich. Der Einzelne iſt entweder „erlöſt", was ſicher nicht tragiſch iſt; oder er iſt „verdammt", aber wieder iſt es nicht tragiſch, ſondern einfach ruchlos, die Wege der Verdammnis zu wandeln, und der Chriſt wendet ſich von dieſem Schauſpiele ab. Es gibt keine chriſtliche Tragödie. Wer ſie hat, der hat aufgehört, Chriſt zu ſein, der hat die chriſtliche Weltanſchauung mit der heidniſchen wieder vertauſcht. Das vor allem mußte der Profeſſor und ſeine Aeſthetik klar und deutlich herausſagen.

Wir nennen das Kind beim Namen und ſprechen ein öffentliches Geheimnis unverblümt aus, wenn wir ſagen: Die moderne Tragödie hat zur Vorbedingung die moderne Religionsloſigkeit. Nur weil es die eigentümliche Anlage der Europäer iſt — eine Anlage, welche allen orientaliſchen, vielleicht ſchon den ſlaviſchen Raſſen fehlt —, das geiſtige Leben unabhängig von religiöſen Vorſtellungen zu führen und zu vollenden, konnte unter Völkern, welche die Erlöſung bekennen, dieſes durch und durch antitragiſche Prinzip, von Tragödie und Fatum desungeachtet die Rede ſein. Nur Europäern iſt es gegeben, zu dichten — über den Kopf der Volksreligion hinweg und außer dem Bann des öffentlichen Glaubens. Aber auch dieſes Wort iſt einzuſchränken. Greifen wir auf einen früheren Satz zurück. Der antike Menſch, haben wir geſagt, würde auf dem Boden des Chriſtentums aus ſeiner tragiſchen Situation, die angeblich ſo rein-menſchlich iſt, augenblicklich herausfallen; man laſſe nun aber zur Gegenprobe den modernen Menſchen in ſeiner Religion ſo rein und voll beſchloſſen ſein wie den antiken, und er kommt in die Tragödie gar nicht hinein. Nun! So rein und voll beſchloſſen war er einſt wirklich, nämlich im Mittelalter — und ſiehe da, wirklich hat das

Mittelalter auch alle Dichtweiſen, nur keine Tragödie! Erſt als die Europäer ihre Anlage, religionslos zu denken, entwickelten und in dieſer Entwicklung männlich erſtarkten — erſt hundert Jahre nach Luther war Shakeſpeare möglich.*)

IV.

Der Proteſtantismus ſchloß in Europa die theokratiſch-ägyptiſche Aera und machte uns zu Europäern. Er gab uns den lang ſequeſtrierten Erbbeſitz unſerer eigentümlichen europäiſchen Geiſtesanlage zurück — den Gedanken, die Forſchung, die Kritik, die Philoſophie. Er erzog uns zu der Freiheit, die Welt *nicht einzig* durch die Brille des Chriſtentums anzuſchauen, aber er zerſchlug dieſe Brille nicht. Er ſchaffte die chriſtliche Weltanſchauung nicht ab; er hörte nicht auf, die Erlöſung zu bekennen. Er möchte ſich die Ehre, ſo weit gegangen zu ſein, höchlich verbeten haben. Als daher in philoſophiſch-mündigen Zeiten die Tragödie in der Chriſtengemeinſchaft Fuß zu faſſen wagte, ſo wurde ſie von dem Geiſte des Chriſtentums, über den ſie mit ſcheinbarer Freiheit hinausging, doch im innerſten Kern ihres Weſens beſtimmt und zu einem völlig anderen Gebilde, als die antike Tragödie war, umgeprägt.

Schon der Name verrät dieſe Umprägung. *Trauerſpiel* nannte der Moderne, was die Alten Tragödie genannt, zum ſprechendſten Zeichen, daß unter der Regierung der chriſtlichen Vorſehung ſich zwar noch Trauriges ereignen kann, nicht aber Tragiſches, weil das blinde Fatum, das mit der menſchlichen Blindheit ſpielt, in einer großen Revolution des ſittlichen Weltbewußtſeins nun doch einmal durch einen liebenden Vater im Himmel erſetzt worden. Selbſt Fauſt,

*) Bis dahin führten ſie jene General-Tragödie auf, von welcher wir früher geſagt, daß ſie jede Spezial-Tragödie unmöglich gemacht — das Leiden Chriſti, das Paſſionsſpiel.

der ſeinen Bund ſtatt mit Gott mit dem Teufel ſucht, darf ausrufen: „Sie iſt die Erſte nicht! Jammer, von keiner Menſchenſeele zu faſſen, daß mehr als ein Geſchöpf in die Tiefe dieſes Elends verſank, das nicht als erſtes genug tat für die Schuld aller Uebrigen in den Augen des ewig Verzeihenden!“ So immanent iſt der Erlöſungsgedanke der chriſtlichen Weltära ſelbſt den Unchriſtlichſten!

Alſo die antike Tragödie wurde zum modernen Trauerſpiel. Fragen wir nun aber, welchen veränderten Sinn der veränderte Name ausdrückt, ſo liegt die Antwort darauf nicht nur in allem bisher ſchon Geſagten, ſondern ſie drängte ſchon oben zu einer Formel heraus, welche wir hier bloß zu wiederholen brauchen. Wir haben ſchon oben geſagt: Iſt aber auf dem Boden des Optimismus das Leben einmal bejaht, ſo ſteht es nicht mehr unter der Herrſchaft des Fatums, ſondern des Sittengeſetzes, und die Tragödie ſpielt nur noch als Konflikt der Freiheit und der Notwendigkeit und der niedrigen Region ſubjektiv-individueller Kraft- oder Schwächegrade.

Alſo Erfüllung des Sittengeſetzes. Gravitation der moraliſchen Freiheit nach dem Schwerpunkt der moraliſchen Notwendigkeit. Alſo kein Fragefall mehr zwiſchen Menſchenwillen und Götterwille — die Gottheit hat längſt Stellung zum Menſchen genommen, und zwar die beglückendſte, die ewig und unveränderlich geordnetſte —, ſondern bloß Fragefall über die ſittlichen Reſſourcen, Potenzen und Proportionen des eigenen Herzens. Alſo nicht mehr metaphyſiſche, ſondern moraliſche Schuld, nicht mehr Weltſchuld, ſondern Menſchenſchuld, mit einem Worte, nicht mehr Schickſalstragödie, ſondern Charaktertragödie. „Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme“, ſagt Schiller. „Recht ſtets behält das Schickſal, denn das Herz in uns iſt ſein gebiet'riſcher Vollſtrecker“, ſagt er zum zweiten Male. Und ebenſo ausdrücklich erklärt ſich Goethe im Taſſo:

„. . . es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub,

Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reizend iſt es, ſich hinabzuſtürzen —"

wobei wir der Verſuchung ſchwer widerſtehen, über die letzten, ſehr bedeutungsvollen Worte in einem eigenen Kommentar abzuſchweifen. Wahrhaft revolutionär aber klingt Shakeſpeares Votum, dieſes dritten und wichtigſten von den drei klaſſiſchen Zeugen der modernen Tragödie, welcher die moraliſche Freiheit der Charaktertragödie gegen den Fataliſmus der Schickſalstragödie im ſchroffſten und erkluſivſten Gegenſatz formuliert wiſſen will. Gloſter im König Lear hat geſagt: „Jene Verfinſterungen neulich an Sonne und Mond weisſagen uns nichts Gutes. Mag die Wiſſenſchaft der Natur ſie ſo oder anders auslegen; die Natur empfindet ihre Geißel an den Wirkungen, die ihnen folgen: Liebe erkaltet, Freundſchaft fällt ab, Brüder entzweien ſich; in Städten Meuterei, auf dem Lande Zwietracht, in Paläſten Verrat; — das Band zwiſchen Vater und Sohn zerriſſen." Worauf Edmund, faſt wild vor Ungeduld, losfährt: „Das iſt die ausbündige Narrheit dieſer Welt, daß, wenn wir am Glücke krank ſind, — oft genug die Folge unſerer eigenen unmäßigen Taten! — wir die Schuld unſerer Unfälle auf Sonne, Mond und Sterne ſchieben, als wenn wir Schurken wären durch Notwendigkeit; Narren durch himmliſchen Zwang; Schelme, Diebe und Verräter durch die Uebermacht der Sphären; Trunkenbolde, Lügner und Ehebrecher durch notgedrungene Abhängigkeit vom planetariſchen Einfluß, und alles, worin wir ſchlecht ſind, durch göttlichen Anſtoß. Eine herrliche Ausflucht der Liederlichen, ihre hitzige Natur den Sternen zur Laſt zu legen! Mein Vater ward mit meiner Mutter einig unterm Drachenſchwanz, und meine Nativität fiel unter Ursa major; ſo folgt denn, ich müſſe wild und verbuhlt ſein! Ei was; ich wäre geworden, was ich bin, auch wenn der jungfräulichſte Stern des Himmels meiner Baſtardiſierung geleuchtet hätte."

Reſoluter hat das moderne Prinzip dem antiken, hat das proteſtantiſche Chriſtentum dem heidniſchen Fatum wohl niemals entſagt und abgeſagt. Man wende nicht ein, Shake-

ſpeare negiere ja nicht die ganze Ethik des Altertums, ſondern nur den Sternenglauben, einen Aberglauben, über den wir ihn hellen Geiſtes erhaben ſehen. Schiller, noch helleren Geiſtes, hat den Sternenglauben im Wallenſtein, hat Träume, Zeichen und Wahrſagungen in der Braut von Meſſina und in der Jungfrau von Orleans gar ſehr zu rehabilitieren gewünſcht, wovon noch die Rede ſein ſoll. Will doch die Aſtrologie nicht letzter Grund, ſondern nur Handſchrift einer methaphyſiſchen Hand ſein, in welcher der letzte Grund liegt. Aber der ganze Sinn Shakeſpeares iſt es: ihr braucht auch dieſe metaphyſiſche Hand nicht! Phyſis und Metaphyſis ſind eins; es gibt keine außermenſchliche Natur, welche auf den Menſchen mit Motiven bloß einwirkt, ſondern die Natur wirkt aus dem Menſchen heraus, mit primären Motiven, er iſt ihr Fleiſch und Blut, er iſt ſie ſelbſt.

Und jetzt ſind wir an den Punkt gelangt, wo wir alles, was wir bisher in der Negation geſagt, auch in der Affirmation ſagen dürfen. Jetzt iſt der Augenblick da, von der Antitheſe in die Syntheſe überzugehen und vieles ſchroff und hart Geſagte wieder zurückzunehmen. Solang die Tragödie, welche das Organ einer peſſimiſtiſch-fataliſtiſchen Weltordnung war, Miene machte, in unſerer optimiſtiſch-providentiellen ſich fortzuſetzen, als ob das nichts wäre, als ob es nicht eine Kontradiktion in ſich ſelbſt wäre, ein Ausdruck ohne Auszudrückendes und ein Organ ohne Funktion; ſo lang mußten wir die Tragödie, die ein für allemal den Heiden und unter dieſen den Griechen gehört, als „moderne" Tragödie mit äußerſtem Nachdruck verleugnen. Wir mußten ſie bis zur Vernichtung herabdrücken, um ſie aus dem N i c h t s als ein N e u e s zu gewinnen; wir mußten darauf beſtehen, daß der Begriff „moderne" — „Tragödie" vorerſt gar keiner ſei, um auf der freien und gereinigten Bahn beweiſen zu können, daß er zum mindeſten ein weſentlich a n d e r e r als der antike ſei. Nachdem das erreicht, ſchließen wir Frieden mit dem bekämpften Begriff, denn als Charaktertragödie legt er uſurpierte Rechte zurück und wird eben dadurch legitimer wert. Die Schmerzenswelt, die einen Ham-

let und Fauſt geboren, hat eine Tragödie. Der Geſichtswinkel, unter welchem ihr antikes Bild als modernes richtig einfällt, iſt dieſer:

Den Alten war Menſch und Natur eine Zweiheit. Sie dachten ſich, der Menſchenſphäre gegenüber liege die durch Götter und Fatum ſymboliſierte Naturſphäre. Der Menſch iſt der Freund ſeines Ichs; die Natur verhält ſich gegen den Ichzweck gleichgültig, vielleicht feindſelig. Die letztere iſt daher zu ſcheuen, zu fürchten, durch Maßhalten vorſichtig zu reſpektieren. Alle Tragik entſpringt aus dem Nichtmaßhalten, aus dem Konflikte des zweckvollen Ich mit der zweckloſen Natur. Das iſt eine deutliche, ſinnlich-plaſtiſche Poſition.

Wie aber ſtellt ſich nun dieſes Verhältnis, wenn Menſch und Natur nicht Zwei, ſondern Eins ſind? Wenn es kein Außen gibt, das nicht auch ein Innen wäre? Wenn der Menſch nur eine Verkörperung der Natur ſelbſt wäre, ein losgelöſter und in ſie zurückfallender identiſcher Teil von ihr, wie der Waſſertropfen vom Waſſerfall? Wie dann? Dann liegt im Menſchen nicht die erhaltende und draußen in der Natur die gegenwirkende und zerſtörende Kraft, ſondern Erhaltung und Zerſtörung ſind eins. Der Menſch ſelbſt iſt's, der ſich zerſtört. Der Menſch iſt nicht nur ſein eigener Freund, ſondern auch ſein unverſöhnlicher und nicht zu verſöhnender eigener Feind. Dann geht der Menſch ſeiner unendlichen Ich-Liebe nach mit einer Natur, welche dem Ich ihre unendliche Gleichgültigkeit fühlen läßt, welche das Ich unendlich verleugnet, welche vor ihrem eigenen Ichgewordenſein unendlich ſchaudert und ihm unendlich entflieht. Dann kann gar nicht die Rede davon ſein, Maß zu halten, denn das Menſchenleben ſelbſt iſt eine Maßloſigkeit. Daß die Natur das Menſchenleben geſetzt hat, war gleichſam ein grober Diätfehler der Natur. Im Menſchendaſein hat ſie denn auch dieſen Fehler wieder abzubüßen. Um zu büßen, muß es da ſein, und weil es da iſt, muß es abgebüßt werden.

Es ſei uns erlaubt, ein Bild zu gebrauchen, welches wohl

mehr als ein Bild, welches vielleicht ein Kreisausſchnitt vom großen Zirkel der Sache ſelbſt iſt.

Im Dämmerſchein herabgebrannter Lichter unterhielt ſich eine verſpätete Tiſchgeſellſchaft einſt mit Geiſtergeſchichten. Ein junger Menſch in der Geſellſchaft hörte das alles mit einem viel ſtärkeren Anteil, als es gemeint war, ſo daß die Uebrigen aufmerkſam wurden und einlenkten. Sie glaubten es der Bildung der Jugend ſchuldig zu ſein, der Verlockung zum Aberglauben zu ſteuern und die aufgeregte Phantaſie durch die wahre und natürliche Erklärung des Geiſterſpuks zur Vernunft zu bringen. Sie ſetzten daher dem Jüngling auseinander, was eine objektive Tatſache und was eine ſubjektive Sinnesempfindung ſei. Sie ſagten ihm, daß es allerdings nicht angehe, die erzählten Geiſtergeſchichten einfach für Lügen auszugeben, denn dieſe Geſchichten ſeien bezeugt, bewieſen, die Glaubwürdigkeit der Geiſterſeher ſtehe für jeden der erzählten Fälle feſt. Es iſt unſtreitig: ſie haben Geiſter geſehen. Nichtsdeſtoweniger erkläre ſich alles natürlich, nämlich durch die Frage: wo und wie haben ſie Geiſter geſehen? Denn nun lehre die ganze Naturwiſſenſchaft mit ihren exakteſten Unterſuchungen: daß das Bild des geſehenen Geiſtes nicht draußen im Raume vorhanden ſei, ſo wenig wie die Traumbilder des Träumenden in ſeinem Schlafkabinette, ſondern bloß unter ſeiner Hirnſchale. Es bedürfe nämlich nur geringer, faſt unmerklicher Störungen in den organiſch-chemiſchen Prozeſſen des Leiblebens, um das Senſorium in einen Zuſtand zu verſetzen, wo es ſofort Geiſter, Geſpenſter, Schreckbilder ſieht, Geräuſche, Worte, Anſagen und Botſchaften hört, und das alles ſei für den Betreffenden wahr und wirklich, aber auch nur für ihn. Nur er hat dieſe Sinnesempfindungen, Halluzinationen, Wahnbilder; nur er glaubt, darf und muß glauben an ihr objektives Daſein; dagegen wiſſen alle Uebrigen außer ihm, daß ſeine Geſichte nur ſubjektiv ſind, und daß die ganze Welt von dem Schrecken frei iſt, welcher jenen allein . . .

Im Gegenteil! rief der aufgeregte Jüngling; die ganze Welt hat nach dieſer Vernunfterklärung den Geiſterſchrecken

nun erſt ſicher und gewiß. Gäbe es wirkliche Geiſter, ſo könnte ich mich leidlich ſicher fühlen, einem ſolchen vielleicht nie zu begegnen. Um wieviel geringer aber wird dieſe Sicherheit, wenn, wie ihr ſagt, ein gedrückter oder gezerrter Nerv, eine unregelmäßige Blutwallung, ein mindeſtes von Störung in der komplizierten Harmonie des Organismus genügt, um Geiſter zu ſehen! Jetzt kann ich ihren Aufenthalt nicht mehr vermeiden, denn ihr Aufenthalt bin ich ſelbſt. Jener Kirchhof, jene Mühle, jene Ruine, wo Geſpenſter ſeufzten und heulten, liegen jetzt in meiner eigenen Naturanlage. Der Glockenſchlag zwölf um Mitternacht iſt jetzt ein jeder Augenblick meines Lebens. Es kann mir beſtändig das Schlimmſte widerfahren. Ich kann durch einen Naturvorgang, den ich abſolut nicht in meiner Gewalt habe, „Halluzinationen" bekommen; ich werde es willenlos leiden müſſen, daß die Natur in mir jene Szenen des Entſetzens aufführt, worüber das Haar ſich ſträubt und grau wird. Gott verzeihe euch meine Erlöſung von der Geiſterfurcht; — mehr als vor Geiſtern fürchte ich mich jetzt vor mir ſelbſt!

Wohlan, das iſt die moderne Charaktertragödie. Das Herz, das Selbſt. Auf den Olymp, in den Hades, auf den delphiſchen Dreifuß, in ſeine Tempel hatte der antike Menſch den Druck der Natur auf ihn, d. h. die Götter hinausgeſtellt; dort hatten ſie ihre feſten, landeskundigen Wohnplätze, wie die Geſpenſter an den berufenen Orten; dort waren ſie zu ſuchen und zu vermeiden, mit naiven Opfern zu verſöhnen. Das alles kehrte ins moderne Menſchenherz zurück. Der Moderne wurde ſich der „zwei Welten in ſeiner Bruſt", eines Ichs, welchem die Natur aufgetragen hat, ſich mit unendlicher Selbſtliebe zu erhalten, und einer Natur, welche auf Koſten des Ichs nur die Gattung erhalten will, und vielleicht auch die nicht, weil ſie in längeren Pauſen die genera vernichtet, wie in kürzeren die Individuen; er wurde ſich dieſes tragiſchen Urkeims, dieſer ſinnlichen Unmöglichkeit der ewigen Seligkeit, leider bewußt. Und wer verſöhnt nun d i e ſ e Götter — den Konflikt d i e ſ e s Bewußtſeins? Das chriſtliche Verſöhnungsopfer? Aber wir können ſeiner Wohltat

nur teilhaftig werden — durch eigene Mitwirkung! Was heißt das anders, als die Tragödie auf Golgatha ſpielt unendlich fort, wiederholt ſich in jedem Neugeborenen ewig von neuem! Was heißt das anders, als: die Natur hat dich gekreuzigt, kreuzige in dir die Natur ſelbſt! Daß die Natur, welche peſſimiſtiſch, d. h. zweckfrei angelegt iſt, ihren höchſten Moment, das Bewußtſein, in ein Weſen geſetzt hat von unendlicher Selbſtbezweckung, alſo von optimiſtiſcher Anlage; dieſer Widerſpruch iſt ſchlechthin gräßlich, erlöſungslos, Hölle, Verzweiflung, Spott des Teufels gegen die Kreatur. Auch iſt der Natur nichts weiter mehr abzugewinnen, da ſchon ihr höchſter Moment ein Widerſpruch iſt. Alſo — widerſprich dem Widerſpruche! Verneine die Natur, welche deinen Ichzweck verneint! Kreuzige dich!

So iſt das Kreuz gleichſam das Modell, an welchem der Menſch ſeine Erlöſung ſich vorſtellig zu machen ſucht, aber nicht die Erlöſung. Weit entfernt, daß es die Tragödie beendete — wie wir in einem anderen Sinne ausführen mußten —, ſo iſt es von der Tragödie eines neueren und nur noch höheren Stils, um uns ſo auszudrücken, ein genialer Entwurf, eine großartige künſtleriſche Skizze. In dieſem Sinne endlich, im formellen, beendet es auch nicht die Antike, ſondern iſt ihr eigenſtes und glorreichſtes Werk. Ein Modell wie das Kreuz zu erfinden, war nur dem plaſtiſchen Triebe des Altertums möglich, jenem bildvollen, formprägenden Genius der Antike, welcher jede Idee in einem Ideale dachte, d. h. im Symbol der Idee.

Unermeßlich größer als der Durſt nach Sinnenglück iſt der Durſt nach Fortdauer. Alle Kraft der Lebensluſt erreicht noch nicht die Stärke der Todesfurcht. Das Sinnliche und Ewige der Menſchennatur verſöhnt keine „klaſſiſche Harmonie" der Antike, wie kein Kind zwei kämpfende Rieſen mit einer Roſenkette vereinigt; höchſtens werden die Roſen ſelbſt wieder ihr Streitfall. Mir die Roſen! ſagt Nero und Poppäa; mir die Roſen! ſagt Petrus und Paulus. Der Kinderverſuch überlebte ſich, die Menſchheit wurde Mann.

Die männliche Menſchheit ergriff das Problem ihres Heils mit einem Griff in die Wurzel. Nicht lebend lebſt du, ſondern ſterbend. Opfre dich, und du erlöſeſt dich. Wirf dich weg, und du findeſt dich. Das Leben iſt der Tod, aber die freie Wahl der Abtötung das Leben. So ſprach der ſymboliſch gekreuzigte Leib. Ein ungeheurer Gedanke: die Hälfte der menſchlichen Natur abzuſchaffen, um Frieden zu ſtiften! Eine terroriſtiſche Tat, den Konflikt zu ſchlichten durch Hinrichtung des einen, welcher mit dem anderen konfligiert! Wohl mit Recht hat man das Chriſtentum die größte aller Revolutionen genannt. Wenn auf Golgatha Zeichen geſchahen, ſo wäre das ſchönſte Zeichen ein Nordlicht geweſen: ein Licht, außer dem altgewohnten Lichtgeleiſe von Oſt nach Weſt, ein Licht am Sitze der Nacht und der Finſternis. Der Tod iſt das Leben und Kimmerien ein ſtrahlendes Purpurmeer!

Aber in der Metaphyſik iſt jede gelöſte Frage nur ein neuer Fragefall. Die chriſtliche Tat, die Erlöſung durch Tötung des Naturlebens, ſetzt voraus eine neue und hochgeſpannte Meinung von der Freiheit des menſchlichen Willens. Die Frage iſt nun, ob dieſe Meinung ſelbſt der Natur entſpricht oder widerſpricht?

Als ob wir Schurken wären durch Notwendigkeit! pocht Shakeſpeare mit dem ganzen Mut und Uebermut ſeines chriſtlich-freien Rechtes der Selbſtbeſtimmung; aber gleich darauf ſagt er: ei was, ich wäre geworden, was ich bin ... unter jedem beliebigen Sterne. Und nun erkennt er doch wieder über der moraliſchen Freiheit eine metaphyſiſche Naturnotwendigkeit, eine mit Geburt und Daſein geſetzte Bedingtheit, einen eiſernen, unzerbrechlichen Ring das Fatums, einen für ewig gefallenen Würfel, welchen kein Menſch ſelbſt und zum zweiten Male werfen kann.

Nie hat ein Lehrer der Menſchheit durch eine poſitive Lehre beſſer gelehrt als Shakeſpeare durch dieſen unwillkürlichen Widerſpruch!

V.

Wir müßten unſere Betrachtung an dieſem Punkte eigentlich für beendet erklären, denn zur metaphyſiſchen Kritik der antiken und modernen Tragödie haben wir weiter nichts mehr zu ſagen. Wenn wir die Unterhaltung über dieſen Gegenſtand fortſetzen, ſo bezieht ſie ſich nur noch auf die techniſche Seite desſelben — das Wort im höheren Sinne verſtanden.

Die Sphinx liegt im Abgrund, verſtummt iſt der doppelſinnige Orakeltrug, welcher die Gläubigen, die er zu beraten ſchien, auf den Weg des Verderbens führte. Der Gottmenſch führte beſſer, und ehrlicher als das Orakel ſprach ſein Evangelium. Da wendet ſich ein drittes Blatt der Weltgeſchichte um — und ſiehe, aus ihrem Abgrunde grinſt die Sphinx wieder herauf, und aus der Menſchenbruſt gehen Fragen aus, die auch das Evangelium nicht beantwortet, welches eingeſtandenermaßen zu den „Einfältigen" redet. Uralt Verbanntes kommt in fremder Verkleidung und mit neugeborenen Kindern in die Menſchenheimat zurück.

Einen Geiſt zu ſehen iſt der ſtärkſte und erſchütterndſte Eindruck, welchen ein Menſchengemüt empfangen kann. Durch eine Geiſtererſcheinung haben Menſchen graue Haare bekommen, andere hat der Schlag gerührt, andere hat man nie mehr lachen geſehen. Eine beſſere Wendung — und die Welt wird von dem Schrecken des Aberglaubens durch die Aufklärung frei. Es wird feſteſte Tatſache des menſchlichen Bewußtſeins: es gibt keine Geiſter! Die Wiſſenſchaft verbannt ſie, ſie fliehen aus den Kellerruinen und aus den Mitternachtsſtunden, aber — ſie flüchten in die Gehirnnerven, in die Magengruben, in die Pfortadern. Mit dieſer neueſten Wendung ſind ſie auf einmal wieder da, die haarſträubenden Schrecken der Geiſter! Der Aberglaube iſt fort, aber die Schrecken ſind da!

So bohrt die Weltſchraube fort und fort, und wenn ſie mit der kleinſten Spirale anſetzte, ſo wird die Spirale nur immer größer, immer ungeheurer!

Aber wer folgt dieſen Schraubenwindungen? Wer dichtet die Tragödie, welche das unſichtbare Herz iſt und nicht mehr die Symbole des Herzens: Gott, Teufel, Ahriman, Ormuzd, Furie, delphiſcher Friedenshain? Wer beweiſt, was die Augen nicht mehr ſehen, die Ohren nicht mehr hören; wer macht wirklich, was bloß ein Gedachtes und Mögliches iſt?

Das iſt die große Frage der modernen Charaktertragödie! Wäre die Tragödie eine Wiſſenſchaft, ſo beglückwünſchten wir ihre Ankunft bei der metaphyſiſch folgerichtigſten und fortgeſchrittenſten Form, womit ſie, ſtatt in Spiegeln ſich anzuſchauen, im Bewußtſein ſich anſchaut. Aber die Tragödie iſt eine Kunſt, d. h. eine Idee in einer ſinnlichen Erſcheinung. Und ſchmerzlich fragen wir jetzt: wo bleibt der Sinnenſchein, wenn Teufel und Gott Vater, wenn der delphiſche Gott und die Furien, wenn Orakel und Weihen, wenn alle Symbole ihre ſichtbaren Leiber ablegen und ihr unſichtbares Herz auf die Bühne ſchicken? Was iſt das Herz? Was iſt ein Abgrund des Herzens? Warum iſt es reizend, ſich in den Abgrund zu ſtürzen? Schiller als Philoſoph hatte vollkommen recht, die große moderne Erkenntnis, daß das Herz das Schickſal ſei, faſt mit dem kriegeriſchen Entzücken eines Propheten, welcher den Götzendienern einen einigen Gott predigt, der Welt zu verkündigen. Aber Schiller als Dichter verzweifelte über ſeinen Koran. Er hätte gar zu gerne die Bilder und Symbole des alten tragiſchen Kultus in ſeiner reinen Kirche gehabt.

Die Alten hatten am Menſchen und ſeinem Gotte, der etwa ein Orakel gab, die tragiſchen Mächte ſtets fertig und vorrätig; wir müſſen uns zu jeder Tragödie die tragiſchen Mächte erſt anfertigen. Jene ſetzten bekannte Ziffern an, wenn ſie die tragiſche Rechnung begannen; wir müſſen uns, ehe wir rechnen, die Ziffern ſelbſt erſt erfinden.

Womit die alte Tragödie rechnete, das war der Menſch

und das Schickſal. So gut wird es der unſrigen nicht; für unſere Rechnung bietet ſich nichts als ein Menſch und ein Schickſal. Wenn nämlich das Herz das Schickſal iſt, ſo gibt es offenbar ſo viele Schickſale, als es Herzen gibt. Aber dann gibt es überhaupt gar keines. Das Schickſal hört auf, ein Begriff zu ſein, wenn es nicht ein objektives und abſolutes iſt. Ein ſubjektives und relatives Schickſal gibt es nicht in der Kunſt, dafür iſt die gemeine Wirklichkeit da. Es iſt der bitterſte Schaden der modernen Charaktertragödie, daß ſie ihre Lieferungsverträge ſchlecht und recht mit dieſer gemeinen Wirklichkeit abſchließen muß, daß ſie nicht auf einer Weltanſchauung fußt, welche für alles, was Menſch heißt, das tragiſche Schickſal mit einer gleich blinden Unparteilichkeit austeilt. Wenn das Schickſal nicht auf dem ganzen Horizonte der Menſchheit donnert und blitzt, ſondern in der Hütte hier einſchlägt und die Hütte dort im Sonnenſchein liegen läßt: welcher Tragiker möchte nicht verzweifeln über dieſes zahme Lokalgewitter? Wenn der Ehebruch dreimal in der Woche als Luſtſpiel und einmal als Trauerſpiel ſpielen kann, was für ein Schickſal iſt dann der Ehebruch? Ein Schickſal nach Umſtänden! Aber wie niedrig ſteht dabei die Tragödie! Ein Hochgemuter wie Schiller hat ſeine koſtbarſten Kräfte zu verzehren und ſein beſtes Material aufzubrauchen, dieſe Tragödie — nicht zu bauen, nein, ihren ſumpfigen Grund nur zu der Höhe aufzumauern, in welcher er bauen will. Wenn das Schickſal des Menſchen nicht die in einem Fatum vergöttlichte Natur iſt, ſondern nur wieder ein ſchwaches und ſterbliches Menſchenherz, ſo liegt der moderne tragiſche Baugrund nicht auf, ſondern tief unter dem Niveau der Poeſie, wenigſtens der antiken Poeſie.

Freilich iſt dieſes ſchwache, ſterbliche Menſchenherz das eins und alles der ganzen Welt! Freilich liegt in ſeinen romantiſchen Tiefen ein Zauberhort von dämoniſch-unheimlichen Schätzen, wie ihn die Alten nicht kannten! Die Sache iſt nur, dieſe Schätze zu heben. Die Alten hoben, was ſie in groben und großen Umriſſen vom menſchlichen Herzen wußten, bis zum letzten Denar aus dem Schatztopf: wir, die wir

in das Herz alles wieder zurückdichten, was die ſymboliſch-ſinnlichen Griechen aus ihm herausgedichtet, arbeiten an einer vermeſſenen Aufgabe. Das Geheul der Furien iſt für das, was im Herzen eines Muttermörders vorgeht, ein Symbol, das in ſeiner groben Großartigkeit die unendlich zarteren, nervöſen Disharmonien der winſelnden Lady Macbeth noch immer mit Rieſenſchlägen ſchlägt, und Admetus darf ſich vor dem „traurigen Hades", dem Symbol des Todes, viel menſchlicher fürchten, als ſich der Prinz von Homburg vor dem Gedanken des Todes fürchten darf, den er in ſeiner modernen Offiziersuniform ohnedies zu verachten verpflichtet iſt. Die Alten hatten die Bilder der Dinge, wir die Begriffe der Dinge. Um was ihre Dinge ärmer waren, war der Ausdruck derſelben reicher, um was unſere Dinge reicher ſind, drücken wir ſie ärmer, flacher und nüchterner aus. Der feinere Hochgehalt unſerer pſychologiſch-romantiſchen Herzenstragödie hat die Kunſt erſchwert und faſt unmöglich gemacht, dieſes Aether- und Nervengeiſtweſen ſinnlich darzuſtellen und gegenſtändlich zu verleiblichen, alſo die tragiſche Technik — das Wort im höheren Sinne verſtanden.

Wenn das Herz das Schickſal iſt, ſo fällt dem modernen Tragiker die kleinliche und, was noch ſchlimmer iſt, in ihrem Erfolg ſtets unſichere Aufgabe zu, den großen tragiſchen Wellenbrecher des menſchlichen Willens, das Schickſal, immer von neuem und für jedes Herz immer anders zu konſtruieren, wobei ihm ſo viele Berechnungsfehler auflauern, daß er in einige derſelben beinahe unvermeidlich geraten muß. Vergeſſen wir nämlich nicht, daß der Geiſt des Chriſtentums, welcher einen liebenden Vater in eine Welt voll Uebel ſetzte — damit das Uebel ſelbſtverſchuldet und durch eigene Wahl erzielt ſcheinen könne —, ſo hoch als möglich den Glauben an die Freiheit des menſchlichen Willens ſpannen mußte. Unvorſichtigerweiſe ließ der menſchliche Stolz dieſen Glauben ſich ſchmeicheln, ſo daß auch der konfeſſionsloſe Chriſt noch fortfährt, jenes Danaergeſchenk auf ſeinen ſtolzen Flug mitzunehmen, nicht ahnend,

an welchem Faden er damit gebunden bleibt, und von Schopenhauer eines Beſſeren vergebens belehrt. In dieſer antiindiſchen, den tatkräftigen Europäern ſo immanenten Vorliebe für den Glauben an die Willensfreiheit iſt es nun aber ſchwer und geht es faſt über die Kräfte des Tragikers, zu beweiſen, daß ein ſittlich-freies und ſich ſelbſt beſtimmendes Weſen *mußte*, mit Naturnotwendigkeit mußte. Kann er aber unſeren moraliſchen Freiheitsſtolz, das „Muß" nicht beweiſen, wo bleibt das *Motiv*, welches ein ſolches nur iſt, wenn es ein *zwingendes* iſt? Daher denn auch die Motivierung für die ſchwächſte Seite der modernen Tragödie gilt. Aber das ſagt man, als ob es nichts wäre! Als ob es nicht alles wäre, die Feder in der Uhr und das Herz im Leibe! Man hat dem größten modernen Tragiker, Schiller, ohne weiteres nachſagen dürfen, daß er in der Motivierung ſchwach ſei; man hat auch einem ſo präziſen logiſchen Rechenkünſtler wie Leſſing mit Recht vorhalten können, daß Odoardo, der freie chriſtliche Edelmann, zur Tötung ſeiner Tochter Emilia durchaus nicht das gleiche zwingende Motiv hatte wie der alte, unfreie Plebejer, der Vater der Virginia. Aber man hat es dabei bewenden laſſen, als ob das bloß einzelne Perſonen, wie Schiller und Leſſing, anginge und nicht die Theorie ſelbſt! Als ob, was ſolche Köpfe ſchwach machen, nicht eine immanente Schwäche des ganzen Prinzips ſein müßte! Was heißt das: die Schwäche der modernen Tragödie iſt die Motivierung, aber ihre Stärke die Charakteriſtik und die Leidenſchaft; — was heißt das anders, als: der moderne Menſch zerwühlt um und um ſein Herz, kennt alle Falten und Faſern desſelben auf das genaueſte, aber mißlich iſt es, die Gläubigen der Willensfreiheit zu überzeugen, zwingend zu überzeugen, daß die Exekution, welche das antike Fatum am Menſchen vollzog, eine ſittlich-freie Perſönlichkeit an ſich ſelbſt vollziehen muß. Mißlich iſt es, aus dem Charakter ein Schickſal zu folgern.

Die antike Tragödie iſt nicht denkbar ohne die antike Einfalt. Die Einfalt des Charakters gibt klare Motive und notwendiges Schickſal. Einfältig aber wird ein Charakter,

daß er ſein Selbſtbewußtſein von ſeinem Weltbewußtſein trennt, das letztere in einen Naturſtaat, eine Religion, einen Gottesbegriff ſich objektiviert, daß das erſte als ein Eines und Einfältiges ſein unvermiſchter Beſitz bleibt. Nimmt aber der Menſch den ganzen Kompler ſeines metaphyſiſchen Weltbewußtſeins in ſein Selbſtbewußtſein wieder zurück, ſo bleibt das Verhältnis zwiſchen Menſch und Welt nicht fürder das einfältig-zwiefältige, ſondern in dieſem großen metaphyſiſchen Tauwetter iſt der feſte, weiße Weltmantel unermeßlich zerſchmolzen, das Land wird ein Ozean, die Luft ein Regenmeer; der Erdmenſch iſt überſchwemmt und der Himmelsmenſch überwölkt. Verhängnisvoller Ueberfluß, in welchem Bäume und Felſen als Ströme treiben, Ströme in Häuſern und Straßen wohnen, und alles, was Grund und Grenze hatte, beweglich wird wie das ſtrudelnde Chaos! Zwar mit Recht nennt der Menſch dieſe Kriſis ſeinen Frühling, ſein Wachſen und Blühen, und ſieht den Vorzug ſeiner Würde nicht in feſtgeankerter Ruhe, ſondern in ſturmvoller Bewegung. Er freut ſich ſeines Reichtums, womit das fruchtbare Chaos, entbundenen Schoßes, ihn überſchüttet, und ſollte er darunter zugrunde gehen. War er doch einen Augenblick lang Gott! Der Menſch, welcher ſein Selbſtbewußtſein zum Weltbewußtſein erweitert, wird ſelbſt Gott. In dieſer moraliſch-metaphyſiſchen Weiterung genießt er, „was der ganzen Menſchheit zugeteilt iſt"; und die ganze Menſchheit iſt ja die Gottheit. Der Menſch wird Gott, welcher als Individuum den Gattungsbegriff ausſchlürft, ganz ſo wie auch ein Bürger ein Monarch wird, welcher als einzelne Perſon die Souveränität der Geſamtheit darſtellt.

Aber ſchwer iſt es, dieſem überwucherten Welt-Selbſt die reinen Linien eines Kunſtwerkes, alſo auch der Tragödie, abzugewinnen. Man ſage nicht: e i n Punkt iſt im Menſchen, wodurch der antike wie der moderne, wodurch der Menſch aller Veränderungen zuletzt auf ein einfaches ausgeglichen wird — das Triebleben. Das verſteht ſich von ſelbſt. Sprechen wir doch vom Menſchen und nicht von einem Phantom und einer Chimäre! Aber auch davon ſprechen wir, daß

das Triebleben im mannigfaltigen Charakter eben anders treibt als im einfältigen. Iſt der ſtolzeſte und ſüßeſte Inhalt des modernen Selbſtbewußtſeins das Weltbewußtſein — wie klein wird das Einzelleben auf dem Standpunkte des Naturlebens! Oder umgekehrt — wie groß wird der Menſch, der von der Höhe der Welt herab und aus der Ewigkeit der Natur heraus den winzigen Punkt — ſein Selbſt — überſchaut! Wer möchte auf dieſe Größe verzichten? die lockende Krone einer ſolchen Majeſtät dem Linſengericht des einfachen Triebes opfern? Göttlich iſt es, ſeinen Ich-Willen einer ganzen Welt kämpfend entgegenzuwerfen — man hielt es ſogar für das Urthema der Tragödie —, aber iſt es nicht göttlicher, mit der Majeſtät der Reflexion auf ſein eigenes Kämpfen, wie Zeus auf Troja, herabzuſchauen und ſich über ſich ſelbſt zu erheben? Iſt doch der Wollende und Handelnde immer beſchränkt, auf einen Zweck beſchränkt — borniert. Aber welcher Moderne zöge es nicht vor, geiſtreicher zu ſein als ſeine eigenen Zwecke? Wer hielte es nicht für ſein beſtes Kapital, juſt was er an geiſtigem Ueberſchuß über den Verbrauch der Zwecke und der Bedürfniſſe hat? Lockender als jede ſieg- und erfolgreiche Tat beſticht den Modernen das hohe Spiel des ſouveränen Gedankens. Er ſpielt mit dem Gedanken oder glaubt zu ſpielen, bis zu dem ſchwarz tragiſchen Punkte, wo er inne wird, daß der Gedanke mit ihm geſpielt, daß die feine, leicht zu durchſchneidende Luftſäule des Gedankens ihn noch drückender zu Boden gebrochen als der ſchwere Frohn der Tat, als die knechtiſche Laſt der Zwecke, Bedürfniſſe und Triebe. Die große Lehre daron iſt unſer tragiſcher Märtyrer Hamlet. Wenn ihr ſagt, er zaudert aus Schwäche, ſo könntet ihr ebenſogut ſagen aus Stärke: nämlich aus Stärke deſſen, worin e r ſtark iſt. Er iſt's nicht als Handelnder, deſto mehr aber als Betrachtender. Er verſchiebt ſeine Tat im köſtlichen Schwelgen der Reflexions-Wolluſt, und weil er in jeder Minute, die er als Menſch verliert, den Gott in ſich ausſchlürft.

Faſt dürfte man ſagen: der Moderne bejaht ſich in ſei-

nem eigentlichen Charakter ebenſo poſitiv wie durch die Bejahung — durch die Verneinung. Er bejaht ſein Gedankenleben; das verneint ſein Tatleben. Er bejaht ſein Weltbewußtſein; das verneint ſein Selbſtbewußtſein. Er genießt, „was der ganzen Menſchheit zugeteilt iſt", darüber verliert er ſein eigen Teil.

Welche Richtung gewinnt nun ein Kunſtwerk von einem Triebleben, welches in zwei entgegengeſetzte Richtungen immer zugleich treibt? Mit ſeinem Triebleben geht der Menſch — der antike wie der moderne — wollend und handelnd ſeinen Erdzwecken nach. Erreicht er aber die metaphyſiſche Grenze, das Ufer jenes unwirtlichen Ozeans, wo alle Zwecke aufhören und ohne Brüſtung ins Bodenloſe ſtürzen, ſo kann der Moderne ſeine Erdnatur auch verleugnen, kann dem Geiſte, der über den Waſſern ſchwebt und aus dunklen Stürmen ihn androht, als ebenbürtiger Mitgeiſt ſich in die Arme werfen, wohl wiſſend, die Arme werden ihn über Wolken und Wogen eine Sekunde lang halten und dann fallen laſſen für immer. Aber es gelüſtet ihm nach dieſer Sekunde! Es gelüſtet ihm, das kleine zuckende Würmlein — das er ſelbſt iſt — übermütigen Spiels zu zerpflücken — mit den Geiſterhänden eines Geiſtes, der er auch ſelbſt iſt!

Dieſe moderne Fähigkeit, ſich ſelbſt zu kontraſtieren; als ſein eigener Doppelgänger auf vielen Straßen zugleich zu gehen; bald als Singular, bald als Plural, ja Omnial dem Singular entgegengeſetzt zu handeln; jetzt aus der Blitzwolke des Ich-Willens ſich auf eine Nadelſpitze zu werfen, jetzt in der Duftwolke der Gattungswolluſt, welche der ganzen Menſchheit zugeteilt iſt, über Länder und Meere zu zerfließen; dieſe maleriſch verworrene Parkanlage des modernen Charakters, welche auf der kürzeſten Linie das Ziel vermeidet und auf der längſten ihm entgegengeht; dieſes unerſchöpfliche Antitheſenſpiel von Ja und Nein, Wille und Reflexion, Trieb und Gedanke, Menſchſein und Tierſein, Gottſein und Teufelſein; das iſt der Glanz, die Stärke, der Reiz und der Reichtum der modernen Charaktertragödie, das iſt die Ueberlegenheit der romantiſchen Kunſt über die an-

tike, das iſt's, was unſere Tragik — um das Moderne mit einem modernen Namen zu nennen — um ſo viel intereſſanter macht, als es die Einfalt der alten Tragödie iſt. Ein antiker Gefangener hätte nur das eine Gefühl: zu klagen. Richard II. klagt auch, aber mit ſeiner Philoſophie ſpottet er ſeiner Klage, und mit ſeiner Satire ſpottet er ſeiner Philoſophie. Der tragiſch-moderne Charakter iſt immer die zweite und dritte Potenz ſeiner ſelbſt. Er iſt nicht bloß = Ich, ſondern auch + Ich. Der Antike hat das Pathos, der Moderne auch die Ironie ſeines Zuſtandes; jener verzweifelt, dieſer kennt auch einen Humor der Verzweiflung.

So ſind denn in der modernen Tragödie alle tragiſchen Prämiſſen unendlich reicher und mannigfaltiger als in der antiken vorhanden; handelt es ſich aber darum, was doch ſchließlich der Zweck iſt, aus den Prämiſſen zur Konkluſion zu kommen und die farbenprächtigen Strahlenbündel unſerer moraliſchen Freiheit, ja Willkürlichkeit in einen Brennpunkt zu ſammeln, welcher ein Muß und ein Schickſal iſt, ſo verſagen faſt alle unſere Brenngläſer. Das menſchliche Herz kann darum nicht das Schickſal ſein, weil das nicht ein einzelner Faktor ſein kann, ſondern nur das Verhältnis der zwei Faktoren: Menſch und Welt. Dieſes Verhältnis aber iſt, nach der modernen Weltanſchauung, nicht tragiſch.

VI.

Was wir früher von dem Eindrucke der Schwäche geſagt haben, welchen der moderne tragiſche Held ſo vielfach zu machen verurteilt iſt, findet hier — wir wollen es nicht unbemerkt laſſen — ſeine organiſch tiefere Begründung. Derſelbe Reichtum, welcher das moderne Wollen ſo üppig ſpeiſt, ihm den Nahrungsſtoff der ganzen Welt zuführt, teilt und

zerſplittert es auch und drängt ſeinen Strom aus einem Bette in viele Bette, in welchen das tragiſche Fatum ſeinen Tiefgang nur mühſelig ſucht und in der Regel nicht findet. Die Bruſt der zwei Welten, der Virtuos des Doppelwillens, welcher ſo viel will, daß er ſogar ſeine eigene Verneinung wollen kann, welcher in einem Gretchen ſein Himmelreich findet, aber auch einen Gefährten, der ihr die Bruſt zuſchnürt, nicht entbehren will: dieſer modern-tragiſche Typus des Willen-Luxus erregt in allen Fällen den Verdacht, daß er in jedem einzelnen Falle ſeine Willenskraft nicht ſtark genug anwendet, daß er die rettende und erlöſende Richtung nicht mit ganzem Nachdrucke verfolgt, kurz, daß er viel, aber ſchwach will. Ja, was das Schlimmſte iſt, dieſe Schwäche des Willens erſcheint ſogar als eine Unaufrichtigkeit des Willens, denn wer Vieles und Widerſprechendes zugleich will, läßt an dem Ernſt ſeiner Willensrichtung überhaupt zweifeln. Aber wohin kommt die Tragödie, wenn ihre Triebfeder, die bewegende Willenskraft, ſchwach und unehrlich ſcheint? Sie kommt nimmermehr zu dem reinen Eindruck, daß der Menſch an einem Verhältnis der Weltanlage zugrunde ging, ſondern daß er an einem Mißverhältnis zu ſich ſelbſt zugrunde ging. Freilich ſind dieſe beiden Formeln, da das moderne Selbſtbewußtſein der Inhalt des Weltbewußtſeins iſt, ganz genau das nämliche; ſie ſind es aber nur für die Philoſophie, ſie ſind es nicht für die Aeſthetik, die Kunſt des Scheines und ihre Kunſtwerke. Wir wollen daher ein früheres Wort komplettieren und ſagen: Wenn der antike Held gleich Ich iſt, ſo iſt der moderne Held zwar plus Ich, aber nur als Charakterbild; als Schickſalsbildner wird er oft genug minus Ich, da er ſein Schickſal vermeiden gekonnt zu haben ſcheint, da er in ſeinem Schickſal unter ſich ſelbſt herabzuſinken ſcheint. Denn die unabänderliche Welt iſt nun einmal ein Produkt ſeines Selbſtbewußtſeins geworden, und haben wir ſie erſt als Produkt einer Perſönlichkeit, ſo ſcheint ſie immer auch anders produziert werden zu können, weil die Perſönlichkeit unzertrennlich iſt von der Vorſtellung der Willensfreiheit. Aus dieſem Wirbelzir-

kel gibt es für das geſcheiterte Kunſtwerk der modernen Tragödie kein Entrinnen!

Wie aber, wenn nicht das Schiff, ſondern der Wirbel ſelbſt die Tragödie wäre? Wie, wenn der Reichtum, der intellektuell und ſentimental überladene Reichtum des modernen Selbſtbewußtſeins weiter nichts brauchte als zu erſcheinen, um ſchon den Fluch des Reichtums zu demonſtrieren? Der Moderne — haben wir in mehr als einer Wendung ausführen müſſen — ſetzt nicht nur ſein Ich gegen die Natur, ſondern auch das ganze, majeſtätiſch-göttliche Naturwalten gegen den verſchwindenden Punkt in der Natur, gegen ſein winziges Ich. Innerhalb dieſes Widerſpruches, haben wir geſagt, iſt keine Tragödie möglich, wie aber, wenn dieſer Widerſpruch ſelbſt ſchon die Tragödie wäre? Der eine braucht den Anblick des Schlachtfeldes, um die Niederlage zu ſehen; dem anderen genügt ſchon ein Blick in die Muſterrollen und Arſenale, um der Niederlage gewiß zu ſein: er ſieht mehr als den Kampf, er ſieht, daß wir in Kampfbereitſchaft gar nicht daſtehen! Denn freilich iſt es der glücklichſte und kaum noch tragiſche Fall der Tragödie, den Widerſpruch von Natur und Sittlichkeit überhaupt zu einem Kampfe zu verwenden; wie aber, wenn ein tieferer Tragiker den Kampf verſchmähte, weil, wer kämpft, auch ſiegen zu können ſcheinen muß, wodurch die Tragödie zu einer bloßen Spieler-Chance herabſänke, da ſie doch ein Bild der Notwendigkeit und eine Offenbarung des Weltgeheimniſſes iſt! Wie dann? Der Held dieſes Tragikers empfände dann die Naturkräfte in ſich als ein wonniges Spiel ſeiner Triebe, Wünſche, Leidenſchaften und Fähigkeiten, denen er ſich mit Vertrauen, ja mit kindlicher Frömmigkeit überließe, denn er hielte es für das Räderwerk ſeiner Lebensuhr, was das Räderwerk einer Mühle iſt, die ihn zermalmt!

Wohlan, das iſt die Tragödie Goethes.

Im Grunde hat Goethe nie etwas anderes gedichtet als die Werther-Tragödie. Den naturvollen Menſchen, in welchem die Naturmacht ſo mächtig iſt, daß gar nicht die Rede ſein kann von dem freien Willen eines Ich und ſeinen ſitt-

lichen Gegenwirkungen. Goethes konkreter Menſch verwechſelt ſich völlig unbefangen mit dem idealen, d. h. mit der ganzen Menſchheit, und geht dieſem großen Begriffe nach, als wenn ſein Ich-Raum der Raum der Natur wäre. Egmont lebt wie ein homeriſcher Held, tummelt [illegible]roß, küßt ſeine Briſeis, gibt ſeinen Mithelden gaſtfr[illegible]e Tafeln und glaubt ſich beſtimmungsvoll auszuleben, wen[illegible]r mit ſeinem Ich-Leben das Heroen-Ideal aller Zeiten und Völker lebt. Daß ſein Ich ein niederländiſcher Fürſt in dem ſehr präziſierten XVI. Jahrhundert und mit der ſehr präziſen Fürſtenpflicht iſt, zwiſchen den Mühlſteinen der Reformation und des Papſttums zu wählen und einen dieſer Steine zu ſprengen, um von deſſen Druck ſich und ſein Volk zu retten: dieſe ganze Bedingung ſeines Ich-Daſeins nennt er — einen Tropfen, welchen die gute Natur, d. h. die unbedingte, ſchleunigſt ausſtoßen müßte! Jeder Tragiker der Willensfreiheit hätte dieſen Tropfen zu einem bewußten „Konflikt", zum Ferment eines „ſittlichen Prozeſſes", kurz zur Uhrfeder der ganzen Tragödie gemacht; hier iſt er ein Stäubchen, wovon man die Uhr reinigen muß! Auf dem nämlichen Boden wie der naive Egmont ſteht auch ſein ſcheinbares Gegenteil, der tiefphiloſophiſche Fauſt. Auch er will in ſeinem bedingten Ich-Leben mit einer großartigen Naivität das unbedingte Naturleben. In all ſeinen Wiſſenſchaften hat er nichts geſucht als die Natur, und in Gretchen findet er ſie. Freilich nicht allſeitig, daher er auch den eklen Gefährten nicht entbehren will, der ihr Supplement iſt, weil die Natur Bejahung und Verneinung zugleich iſt. In der Fauſt-Tragödie geht es nur darum ſturmvoller her als in der faſt idylliſchen Egmont-Tragödie, weil Fauſt ſeine Mühlſteine und ihr ganzes Gewicht wenigſtens kennt, was Egmonts Fall nicht iſt. Im Grunde aber iſt ſein Wollen ſo einfach und mit ſich einig wie Egmonts: beide wollen leben — aus erſter Hand leben und nicht aus beſtaubten Büchern oder langweiligen Conſeils-Sitzungen. Sie wollen kein Doktor-, kein Staatsratsleben, ſie wollen das menſchliche Urleben.

Aber hatten wir denn nicht unrecht, zu ſagen: Goethes

Tragödie iſt die Schauſtellung der luxuriierenden Willensſphäre bei den Modernen? Kann man weniger wollen als Goethes Helden? Egmont will eigentlich gar nichts, er will nur auch nicht, was Oranien will. Fauſt will ſtudieren und, wenn er ſich überſtudiert hat, ein Mädchen küſſen. Taſſo will luſtwandelnd ſeine Verſe ſuchen und die Frau verehren, die ihm luſtwandelnd vor Augen ſteht. Die Griechin Iphigenia will heimkehren, und der Scythe Thoas will ſie heiraten. Kann man einfacher wollen? Iſt das ein Luxus und eine Superfötation des modernen Willens?

Man ſehe die anderen tragiſchen Helden an! Macbeth und Wallenſtein wollen Könige werden, wo ſie Untertanen ſind; Judith und Johanna von Orleans wollen mit Frauenhänden in Männerkämpfe eingreifen; Hamlet will eine Welt, die aus ihren Angeln iſt, wieder einrichten; — iſt dieſes Wollen nicht überſchwenglicher, ausgreifender, maßloſer? Dem Scheine nach wirklich; in Wahrheit iſt es juſt umgekehrt. Wir erhalten wichtige Einblicke in unſeren Gegenſtand, wenn wir dieſer Wahrheit nachgehen. Die Helden, die wir zuletzt genannt haben, wollen mit einem einzelnen Willensakt einen einzelnen Lebenszweck. Goethes Helden wollen mit ihrem ganzen Willen das ganze Leben.

Der einzelne Willensakt, welcher einen einzelnen Lebenszweck will, und wäre es ſcheinbar das Höchſte, will eigentlich doch nur ein Kleines, denn klein iſt das Vereinzelte immer. Vermag es nicht eine ausnahmsweiſe dichteriſche Kraft, anſchaulich zu machen, wie im einzelnen eigentlich doch das Ewige gewollt wird, ſo bleibt das einzelne klein, zufällig und momentan. Zu ſeinem weiteren Nachteil aber kann das einzelne, alſo das, was ohnedies ſchon klein, nicht einmal ganz und ungebrochen gewollt werden, denn jedes einzelne ſcheint nämlich ein Ueberflüſſiges zu ſein und auch entbehrt werden zu können. Es fordert unvermeidlich die Ueberlegung heraus, ob wir es haben müſſen, ob wir es haben dürfen, d. h. der einzelne Willensakt erzeugt ſich notwendig ſeine eigene Schranke an der Beſonnenheit und am Gewiſſen. Dieſem Gewiſſen gibt man denn auch ſchlecht und recht Au-

dienz, führt zwiſchen ihm und der leidenſchaftlichen Willensbegehrung ein mehr oder weniger gelungenes Scheingefecht, den beliebten Konflikt, auf — und die moderne Tragödie iſt fertig.

Wie anders bei Goethe! War dort der einzelne Lebenszweck im ſcheinbar Größten eigentlich doch nur ein Kleines, nämlich Vereinzeltes, und konnte er nicht einmal ganz und ungebrochen gewollt werden, ſo iſt umgekehrt bei Goethe der Wille zum Leben — das ſcheinbar Einfachſte und Selbſtverſtändlichſte — in Wahrheit das Größte und Ungeheuerſte und ein unermeßlicher Willenslurus, juſt weil vom Leben kein einzelner Poſten, ſondern bloß das Leben ſelbſt, alſo gleich die Hauptſumme gewollt wird. Zu ſeinem größten tragiſchen Glücke aber macht dieſer Willensumfang auch noch den Eindruck, daß er ſich wollen muß, daß er in ſeinem völligen Rechte iſt, und daß ihm eine Gewiſſensfrage, ob ſo oder anders, gar nicht geſtellt iſt. Von Macbeth und Wallenſtein nämlich, wenn ſie nicht Könige werden, bleiben noch große Feldherrn übrig, heile und ganze Menſchen. Was aber bleibt von Taſſo übrig, wenn er auf ſeiner Poetenſtube dem Range einer Prinzeſſin, der Routine eines Diplomaten reſpektvoll ſich unterordnen kann? Kein Poet, ſondern ein zahmgefütterter Kanarienvogel. Was bleibt von Fauſt übrig, wenn er auf den ſimpelſten Begriff des männlichen Geſchlechtes, wenn er auf Wiſſenstrieb und Frauenliebe verzichten kann? Ueberhaupt kein Mann mehr. Goethes Helden wollen eigentlich nichts Neues, ſondern bloß verharren und bleiben in dem, was ſie ſind. Iphigenia will eine Griechin bleiben, und Götz von Berlichingen will gegen das neue römiſche Recht der alte deutſche Selbſthelfer bleiben. Egmont will in ſeinen alten ſtändiſchen Verhältniſſen bleiben, und ſelbſt Fauſt, der ſcheinbar mit allem bricht und aus allem heraustritt, bleibt, was er iſt, der Forſcher und Ergründer der Natur. Er ändert nicht ein Ziel, ſondern bloß eine Methode. Er hat die Natur bisher im Toten geſucht, in der Chemie; er ſucht ſie jetzt im Lebendigen, in der Pſychologie, in Gretchen. Daß Goethes Helden nicht ſowohl ſtreben und

handeln als vielmehr ruhen und beharren, das verleiht dem Stil ihrer Erſcheinung jene Ruhe, jenes Maß, jene Milde und Heiterkeit, jene ſichere liebenswürdige Grazie und Naivität, welche man griechiſch genannt hat. Dieſer formale Charakterzug würde uns hier weiter nichts angehen, wenn die Form nicht die Sache ausdrückte, welche uns angeht. Bekanntlich kultivieren ja die Deutſchen mit Vorliebe die griechiſche Form, und vielen iſt es gelungen, ihrem Scheine ſo nahe zu kommen wie vielleicht Goethe ſelbſt, ohne daß ſie Goethe oder den Griechen im mindeſten ähnlich geworden. Sie werden alſo wohl zu ihrem Scheine des Weſens ermangelt haben, während bei Goethe die griechiſche Form von ſelbſt ſich ergab, weil ſie der Leib einer griechiſchen Seele, weil ſie die äußere Wirkung einer inneren griechiſchen Urſache war. Seine Helden wollen nicht einen einzelnen Zweck des Lebens, ſondern das Leben ſelbſt.

Was folgt daraus? Der einzelne Lebenszweck, weil er gewollt werden kann oder auch nicht, fällt unter den ſittlichen Geſichtspunkt; der Wille zum Leben, weil er gewollt werden muß, nicht. Es ſind demnach Goethes Helden der Sphäre der ſittlichen Kämpfe, alſo auch der ſittlichen Schuld entrückt. Gehen ſie desungeachtet zugrunde — nun, ſo war ihre Schuld nicht eine freie Wahl, welche ihnen ſittlich zugerechnet werden kann, ſondern *das Daſein ſelbſt war eine Schuld*! Mit dieſem Satze aber kehren wir aus der modernen und optimiſtiſchen Weltanſchauung in die antike und peſſimiſtiſche wieder zurück, und nur weil es Ernſt war mit Goethes poetiſchem Heidentum, war es auch Ernſt mit ſeinem poetiſchen Griechentum. Nur von dem echten Geiſt kommt die echte Form, und nur wenn das Uebel, anſtatt vom ſchuldigen Menſchen einſeitig erzeugt zu werden, in die Bauſteine des Weltfundaments ſelbſt vermauert iſt, kann der entlaſtete Menſch mit griechiſcher Anmut und Leichtigkeit einherſchreiten. Man ſage nicht, auch Goetheſche Helden, wie Fauſt und Clavigo, gehen in die ſittliche Schuld hinein. Fauſt iſt zugrunde gerichtet, eh er an Gretchen, und Clavigo, eh er an Marien ſchuldig wird. Das Maß ihres Wachſens

richtet ſie zugrunde, der Gehalt ihres Lebens, ein unſchuldiger Naturprozeß. Und wird denn behauptet, Goethe vermiede es grundſätzlich, die allgemeine Weltſchuld an der menſchlichen Teilſchuld erſcheinen zu laſſen? Es mag ſich gelegentlich wohl auch ſo fügen, aber dann iſt es eben Gelegenheit, nicht Prinzip, dann war es auf dem tragiſchen Wege nur ein begleitendes Unglück, nicht das Unglück ſelbſt, nicht der Begriff der Tragödie. Und nicht das leichteſte Kleid einer ſittlichen Schuld umhüllt den unſchuldigen Naturprozeß, durch welchen die Mehrzahl der Goetheſchen Helden, durch welchen Götz, Egmont, Taſſo, die natürliche Tochter, Iphigenia der Tragödie verfallen. Ja, wir müſſen uns ſogar erlauben, da bei Goethe der Unterſchied zwiſchen Roman und Drama geringer als bei anderen Dichtern iſt, zu ſeinen Tragödien auch Werther und die Wahlverwandtſchaften zu zählen, wodurch ſich die Zahl ſeiner tragiſchen Helden, welchen das Naturleiden und nicht die Schuld zum tragiſchen Schickſal wird, noch vermehrt. Ganz beſonders die Wahlverwandtſchaften zeigen einzig und unvergleichlich, wie der Naturprozeß, ſofern ſein Gegenſtand überhaupt nur ein Menſch, auf ſeinem Durchgang durch ein ſittliches Medium es gar nicht vermeiden kann, ſittliche Schlingen zu legen, dabei aber den Schein einer ſittlichen Schuld auf den Menſchen als ſein ſchuldloſes Opfer zu werfen. Dieſes Spiel geheimſter Gedanken, welche einen fürchterlichen tragiſchen Zoll zahlen, da doch Gedanken zollfrei ſein ſollten, iſt wie geſchaffen, um den tragiſchen Begriff, welchen wir zu entwickeln wünſchen, zu illuſtrieren und zu veranſchaulichen. Vor all ſeinen Tragödien hat Goethe ſelbſt in dieſer tragiſchen Parabel, genannt „Die Wahlverwandtſchaften", den Sinn ſeiner tragiſchen Weltanſchauung, wie auf der Spitze einer Stecknadel, in die Macht der präziſeſten Formel bekommen, nämlich der Formel: tragiſch iſt das Naturleben, in den Willen eines Menſchen fallend, das gewollte Naturleben — die unſchuldige Schuld!

So geht denn die Sonne über Gerechte und Ungerechte allerdings auf, aber auch unter! Aufgehend erweckt ſie Le-

ben, untergehend nimmt ſie Leben; ob das Leben inzwiſchen ſchuldig oder unſchuldig war, liegt unter ihrem Geſetze; ihr Geſetz iſt: Es war Tag. Lebe jeder, wie er kann und muß, ſeinen Tag! Goethes Held lebt den ſeinigen. Er lebt ihn mit der vollen brünſtigen Lebensluſt. Er lebt ihn naiv, graziös, heiter und unbefangen; iſt er doch am Bord ſeines luſtig ſegelnden Schiffes keiner ſittlichen Schuld ſich bewußt, und erfährt er es doch ganz zuletzt erſt, daß das Schiff ſelber die Schuld heißt. Die Natur, welche im Menſchen ſich ſelbſt ſetzt, aber dieſem wie jedem beſeelten Organismus, um ſein zeitliches Daſein zu ermöglichen, gewiſſe Konzeſſionen macht, welche ihm einen Schein von Freiheit gewähren und welche ihrem ewigen Daſein eigentlich widerſprechen: hierauf der Menſch, welcher jene Konzeſſionen ſofort für ſein Recht, welcher ſich für den Herrn und die Natur für ſeine Magd hält: dieſer mit der Weltanlage ſelbſt für ewig geſetzte Doppelwiderſpruch, das iſt der Gang der zwei Mühlſteine, deren Reibung die Tragödie heißt. Goethe, wie er als Naturforſcher die Urpflanze ſuchte, hat gleichſam als dichtender Naturforſcher auch die Urzelle der Tragödie gezeichnet; daher der Mangel an moraliſcher Initiative und Freitätigkeit ſeiner Helden, damit ſie die ſchon gegebene Tragödie nicht ſelbſt erſt zu machen ſcheinen, damit ſie in einer Tragödie der Tat nicht die Tragödie des Leidens, damit ſie in einer Tragödie des ſchuldigen Willens nicht die Tragödie des unſchuldigen Wollen-Müſſens, das Schema der Tragödie, verdunkeln. Goethes Helden reagieren wenig oder nicht gegen die ſteinerne Quetſchung der Mühlſteine; ſie werden vielmehr, wie das kleine, unſchuldige Weizenkorn, mit einer fürchterlichen Milde und Glätte einfach von ihnen zerrieben. Und wie ſollten ſie's nicht? Hat doch der Held ſeiner Tragödie, wie wir zuvor ſagten, das Räderwerk der Mühle, die ihn zermalmt, für das Räderwerk ſeiner Lebensuhr gehalten, die ihm glückliche Stunden ſtellt!

Iſt es aber unwiederbringlich vorbei mit dieſer antiken Naivität des Naturgefühls und dringt das moderne Bewußtſein des Widerſpruches, der das Thema der Welt [illegible]

im vollen hinreißenden Strome auf die Intelligenzen und Seelen unſeres Zeitalters ein, ſo gebrauchen ſie bei Goethe ſelbſt dieſes Bewußtſein wieder auf antike Weiſe, nämlich zum *Genuß*, was bei einer ſo verlorenen Sache allerdings heißt, zum Genuſſe der Verzweiflung, der Selbſtqual. Mit Genuß verſchwört ſich dann Fauſt, daß ihm ein Genuß nicht mehr möglich, und Taſſo *will* ſich irren, er irrt ſich *gern*, nichts kann ihm die *Luſt* entreißen, ſchlimm und ſchlimmer von Antonio zu denken. An dieſem Punkte iſt es, wo das moderne Herz als den tiefſten aller Abgründe ſich ſelbſt erkennt. Und freilich iſt es *reizend*, ſich hinabzuſtürzen, d. h. in Spruch und Widerſpruch, Satz und Gegenſatz, bejahter Verneinung und verneinter Bejahung die paradoxen Reichtümer dieſes Herzens in ihrer ganzen Fülle und Tiefe auszugenießen. Aber auch nur von *hinabſtürzen*, nicht von kämpfen kann die Rede ſein. Mit einer Handvoll Sittlichkeit den Abgrund auszufüllen, mit einer moraliſchen Latte ihn zu überbrücken, über dem bodenlos Leeren noch irgendwo auf Spinnweben oder Marienfädchen ſein optimiſtiſches Neſt aufzuhängen, das überließe ein Fauſt höchſtens dem Wagner, und Egmont überläßt es dem Brackenburg, den er unbekannterweiſe zertritt, wie er ſelbſt von Alba zertreten wird. Gehen wir unſerem Lebensrechte nach wie naive, liebenswürdige Kinder, mit der Amorbinde des Optimismus vor dem Auge; fällt aber die Binde und zeigt ſich der Abgrund, der alle Lebensrechte verſchlingt — dann herzhaft zugeſprungen! Dann haben wir von dem Abgrund auch einen ſo großen Begriff, daß wir nicht daran denken, in einem ſittlichen Konflikt um ſeine Ausfüllung zu kämpfen! Was wir an Sittlichkeit zur Verfügung erhalten, reicht dann juſt noch aus, um mit *freier Wahl* hinabzuſpringen — der erſte und letzte Augenblick, wo auch wir den freien Willen, den ihr ſo zärtlich liebt, anzuwenden verſtehen, denn höchſtens zum Untergang, nicht aber zur Rettung hat ihn der Menſch!

Das iſt die Sprache der tragiſchen Helden Goethes. Und glücklich, daß dieſe Sprache ſo lind und mild, ſo harmoniſch und maßvoll — wie könnte ſie, da ſie das peſſimiſtiſch

Schwärzeſte zu ſagen hat, auch noch ſtark und lautſchallend ſein? Die Welt hielte den Laut nicht aus! Zunächſt hielte ihn ſchon der Dichter ſelbſt nicht aus, daher auch Goethe geſagt hat, ſchon der bloße Verſuch, eine Tragödie zu dichten, hätte ihn vernichten müſſen. Er hat die Tragödie des Naturforſchers, aber er ſchaudert vor der Tragödie des effektmachenden Theaterdichters.

So hätten wir denn — der modernen Weltanſchauung die Anlage zur Tragödie abſprechend — juſt das Prototyp der Tragödie bei Goethe, dem Fürſten der Modernen, gefunden! Und doch iſt kein Widerſpruch, denn der Beſitz täuſcht. Die Modernen haben den Beſitz eben n i ch t ergriffen. Goethe ſteht im Mittelpunkte der modernen Dichtung, aber Goethes Tragödie nicht im Mittelpunkte der modernen Schaubühne. Auf der Oberfläche liegt das Symptom: weil ſie untheatraliſch iſt; aber den Grund dieſes Symptoms haben wir tiefer liegen geſehen. Denn freilich unterläßt Goethe die theatraliſchen Turnierſpiele der freien Willens-Konflikte; iſt ihm doch das Weltweh in der Turnierſchranke ſelbſt, in Roß und Reiter, in der Rüſtung, mit einem Worte, verallgegenwärtigt; wie ſollte er es zu bekämpfen vorgeben! Daher das Unmännliche ſeiner Männer, ihre Charakterſchwäche, ſogar ihre Frivolität, was alles ſeine Richtigkeit hat — auf modern-chriſtlichem Standpunkte: aber auch nur auf dieſem!

Das belehrendſte Wahrzeichen dieſes Standpunktes in der ganzen Literatur iſt wohl Schillers Egmont-Rezenſion. Egmont wird als der Frivole konſtruiert, da doch der einzig Frivole Oranien iſt, welcher auf einen bloßen Verdacht hin ſeinem König die Treue bricht und ſeine Mitbürger in den Bürgerkrieg führt. Aber in dem kühnen Konjektural-Politiker ſieht noch der unterſte Zeitungsleſer, Kannegießer und Revolutionsmacher ſein eigenes ſchmeichelhaftes Ideal-Porträt; der europäiſche Geiſt, der gedanken- und willensgierige, ſieht, was er ſo gerne ſieht, Initiative, Autonomie, Aktivität, und keineswegs mundet ihm die in einer Art von indiſcher Ruhe gefärbte, aber wirkliche Weisheit, womit Egmont es

ablehnt, „zu berechnen, was nicht zu berechnen iſt, das Schickſal der nächſten Stunde“ — denn juſt auf dieſe Berechnung ſind die Europäer erpicht und leidenſchaftlich verſeſſen. So iſt Oranien im Beſitze aller geiſtesverwandten Sympathien und Egmonts Tugend, Weisheit und Sittlichkeit, womit er im grenzenlos Zweifelhaften ſich an das einzig Richtige hält, an Pflicht und Gewiſſen, ſchon von vornherein mißliebig. Es brauchte nur noch hinzuzutreten, daß er bei ſeiner Königstreue auch ſeinen lieben Gewohnheiten treu bleiben kann, um dieſe Gewohnheiten zu ſeinem Hauptmotiv, ja zu ſeiner Schuld zu verdrehen; um ſeine Königstreue zu unterſchätzen, ja zu ignorieren und das menſchlich Angenehme, womit ſie begleitet iſt, ihm zu mißgönnen und förmlich zu einem Verbrechen zu machen. Als verſtände ſich's ganz von ſelbſt, daß die Sittlichkeit nie ein Vergnügen ſein darf, daß ſie nur Mißvergnügen, nur Kreuz ſein muß! So tief liegt den Modernen die Idee des Kreuzes im Blute!

VII.

Unſere moderne Charaktertragödie befände ſich demnach zwiſchen folgenden Dilemmen in der Schwebe. Ueberläßt ſich der Held, wie bei Goethe, auf eine paſſive Art dem Naturleben, weil er es für recht und gut hält, bis er zu ſpät die Entdeckung macht, daß recht und gut ſinnliche Begriffe, welche auf die Natur nicht paſſen; ſo ſagen wir logiſch genug: hätteſt du dich aktiv verhalten und recht und gut aus deinen ſittlichen Mitteln erzeugt, anſtatt in der Natur ſie blindlings vorauszuſetzen, ſo wäreſt du dem tragiſchen Schickſal vielleicht entgangen. Geht der Held, wie bei Schiller, als ein ſcharfer ſittlicher Heißſporn früh genug ſeine eigenen getrennten Wege der Freiheit und in die Oppoſition gegen die Natur, mit der er ringen und die er bändigen will, ſo ſagen wir nicht minder logiſch: wie kannſt du dich vermeſſen,

dieſen Rieſen herauszufordern, deſſen kleinſte Bewegung es iſt, dich zu zermalmen? Dein Untergang iſt deine „eigene Schuld“. Hätteſt du dich paſſiv verhalten und fromm und treu angenommen, was dir beſtimmt iſt, ſtatt von einem Rechte der Selbſtbeſtimmung zu träumen, ſo bliebſt du wahrſcheinlich geborgen. — Und jene wie dieſe Formel hat recht. Sie beide zuſammen beweiſen eben, wie in der modernen Tragödie die untragiſch fermentierende Idee des freien Willens den Zuſammenhang zwiſchen dem Charakter und der Notwendigkeit ſeines Schickſals mit einer doppelten Wirkung zerſetzen und auflöſen kann.

Auch wenn Shakeſpeare nicht tatſächlich da wäre, ſo müßten wir induktiv den Punkt erraten haben, auf welchem er da ſein könnte. Es iſt der Punkt, wo Goethe und Schiller ſich kreuzen.

In der ganzen chriſtlichen Weltära hat Shakeſpeare allein den menſchlichen Charakter ſo reproduziert, daß er in gleichgemeſſenem Maße ſowohl die Freiheit des Wollens als auch den Zwang des Wollen-Müſſens darſtellt. Bei ihm allein ſteht der Charakter genau in der Mitte jenes Zentrums, deſſen rechtes Zentrum nach der Seite des blinden Naturtriebes Goethe und deſſen linkes Zentrum nach der Seite der moraliſchen Freiheit Schiller einnimmt. Bei ihm allein empfangen wir mit einer genügenden Vollkommenheit den Eindruck, daß mit dem Charakter ſein Fatum, daß mit dem Herzen ſein Schickſal geſetzt iſt. Es war für Shakeſpeare, wenn wir zuvor wohlweislich die Klauſel anbrachten: Vermag es nicht eine ausnahmsweiſe dichteriſche Kraft anſchaulich zu machen, wie im einzelnen eigentlich doch das Ewige gewollt wird ... denn das eben iſt Shakeſpeares Vermögen und nur ſeines allein.

Und doch kann auch Shakeſpeares Daſein unſeren Erweis nicht entkräften, daß der modernen Weltanſchauung gegenüber die Tragödie *nicht* da iſt. Vielmehr wird auch in dieſem Falle der Satz gelten, daß die Ausnahme die Regel beſtätigt. Shakeſpeare beweiſt nicht die tragiſche Fähigkeit unſerer Weltanſchauung, ſondern bloß *ſeine* Fähigkeit, die

Tragödie zu erzeugen, auch mit einer heftig ſich wehrenden untragiſchen Weltanſchauung. Sein außerordentliches Talent geringer gedacht, und die Tragödie wird wieder, was ſie bei unſerer Weltanſchauung zu ſein verdammt iſt — Schwäche, Verbrechen, Unglück. Nur ſein ausnahmsweiſes Talent erhebt ſich mit dieſen Beſtandteilen, wie der Luftſchiffer mit Gas und Taffet, in jene tragiſche Höhenregion, in welcher die Alten, aber nicht als Luftſchiffer, ſondern als Bewohner, geatmet haben.

Und wenn die Chriſtengemeinde, innerhalb welcher Shakeſpeare dichtete, den König Lear mit ſeiner Tochter Cordelia abwechſelnd ſterben, *oder auch am Leben läßt*, ſo iſt dieſer Vorgang ſo beiſpiellos, wäre in der antiken Welt ſo unmöglich geweſen, daß es nicht genügt, bloß eine Pietätloſigkeit zu ſehen, ſondern daß es uns zwingt, tiefer zu ſehen, zu denken und nachzudenken. Und ſo dienen uns ſolche Bearbeitungen zur Lehre, wie eben die tragiſche Führung null und nichtig bei den Modernen und wie ihnen auch aus dem bewieſenſten Charakter nicht leicht ein ausſchließlich notwendiges Schickſal zu beweiſen. Die Gebildeten könnten ſich gütigſt beobachten, wie ſie bei allen Vorgängen ihres eigenen Haus- und Privatdramas den Teufel der Tragödie, wenn er ſie beim Kragen hat, niemals ſpüren, ſondern im ſelbſtgefälligen Optimismus alles Traurige luſtig aus ſeinem tiefſten Zuſammenhange reißen. Freilich werden ſie ſagen, es iſt nicht an uns, unſer Leben als ein Kunſtwerk zu führen; dagegen hat die ungebildete Galerie viel weiſer zu antworten: aber an uns iſt es, unſer Kunſtwerk mit unſerem Leben in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Wenn der gekreuzigte Chriſtus auferſtanden iſt, warum ſollten Lear und Cordelia nicht auferſtehen dürfen? Wozu überhaupt einen tragiſchen Tod in der Welt des Auferſtandenen? Wenn es uns beliebt, ſo haben wir eine Tragödie, und wenn es uns nicht beliebt, ſo haben wir keine! Man könnte ſagen, bei den Alten fußte das tragiſche Verdikt auf dem exakten Tat- und Zeugenbeweis, bei den Modernen auf Stimmung und Eindruck von Geſchworenen. Und was ſollen wir denken, wenn z. B. im

„Kaufmann von Venedig" ſelbſt das Gewiſſen eines Geſchworenen wie Shakeſpeare irren konnte, indem er dieſe Tragödie ganz unbefangen als Luſtſpiel zu Ende führte! Zwar Shakeſpeares Kämmerlinge beeilen ſich, gleich Polonius, das Kamel, das Wieſel und den Rücken des Wieſels, nämlich den Luſtſpiel-Charakter dieſes Trauerſpiels, friſchweg als bewieſen, einleuchtend und untrüglich zu ſtatuieren. Möglich, daß ſie recht haben. Aber wenn in Tagen einer naiven Naturroheit das Schauſpiel des gemarterten und martern-wollenden Juden luſtig war, ſo könnte es das nur bleiben im Falle des Extrems, in Tagen einer hypergenialen und herzensrohen Blaſiertheit. Bis dahin iſt der Blut- und Rachedurſt des Juden, dem es leider nicht an Begründung fehlt, keineswegs luſtig, und noch weniger luſtig iſt die bübiſche Frivolität, womit die Chriſten mit ihrem Geſetze umſpringen. Das alles möchten wir viel lieber bei einem Calderon als bei einem Shakeſpeare ſehen und iſt ein gar trauriges Ueberbleibſel aus Tagen, wo die Menſchenempfindung auf der Bildungsſtufe einer Bartholomäusnacht ſtand. Shylock *hat* ein Menſchenrecht, ein Recht, das nicht unter dem Gelächter von Mitmenſchen aus der Weltordnung, wie durch ein Loch, herausfallen dürfte. Sein mißbrauchtes Pfandrecht iſt von jenem gleichſam nur ein Symbol, und — ein mißbrauchtes Recht bleibt auch noch ein Recht. Haben denn die Chriſten ihre Stellung zu ihm nicht ſchon früher mißbraucht? Ueber dieſe Kette von Schuld iſt ſo leicht nicht hinwegzutänzeln. Shylock iſt bloß außer das *chriſtliche* Gemeingefühl geſtellt; aber daß ſelbſt ein Herz wie Shakeſpeare ihn deshalb auch außer das *menſchliche* Gemeingefühl geſtellt glaubt, ja, was noch mehr iſt, daß ſogar Herzen von unſerem Bildungsgrade ihm das nachempfinden mögen: das ſollte uns doch endlich die Augen öffnen, wie es um die angebliche Tragödie im modernen Weltbewußtſein eigentlich ſteht. Auch ſind, dieſe Augen zu öffnen, noch fortwährend Operateure und Starſtecher unterwegs, nämlich die bühnenkundigen Theaterdirektoren, welche der Welt des Optimismus jahraus jahrein eine Reihe von hübſchen Geſchen-

ken machen, indem ſie eine hübſche Quote ihrer Diskretion anheimgegebener Tragödienmanuſkripte in „glückliche Ausgänge“ umdichten. Auch über dieſe Glücksfabrikation ereifern ſich dann die Gebildeten, und auf einem gewiſſen Standpunkte mit Recht, auf dem gebildetſten aber mit Unrecht, denn es beweiſt eben tauſendmal und immer von neuem, daß unſere optimiſtiſche Weltanſchauung eminent untragiſch organiſiert iſt, daß ſich unſer tragiſcher Genuß nur auf Charaktere und Leidenſchaften, unſere ſtarke Seite bezieht, daß aber unſerer Willkürlichkeit und Zerfahrenheit Tür und Tor offen ſtehen, ſoll es zum harten Muß, zum unerbittlichen Schickſal, zum ehernen Fatum kommen — lauter Dinge, die dem einen nicht einleuchten, weil er an den Erlöſer glaubt, und dem andern nicht, weil er an die Majeſtät ſeiner heißgeliebten moraliſchen Willensfreiheit glaubt und die tragiſche Todesſtrafe ähnlich wie die kriminaliſtiſche (man ſuche den Punkt, wo es zuſammenhängt) aus ſeiner Weltordnung überhaupt ſtreichen möchte.

So ſind wir denn das Bekenntnis ſchuldig, daß in unſerer modernen Welt die Tragödie nur auf dem Genie des Einzelnen ruht, nicht auf der Weltanſchauung der Geſamtheit. Zwar erfordert es ſelbſtverſtändlich immer und überall Genie, eine Tragödie zu dichten, wie jede Ernte Bodenkultur erfordert. Aber ein entſcheidender Unterſchied iſt es doch, ob der Bearbeiter eines Bodens *mit* der Natur oder *gegen* die Natur arbeitet; ob ihm der Boden fruchtbar entgegenkommt oder unfruchtbar widerſtrebt. Der letztere Fall bedingt eine ſtarke Ergänzung der künſtleriſchen durch die *künſtlichen* Mittel, daher wir mit der metaphyſiſchen die techniſche Natur unſerer Tragödie faſt als gleichberechtigt anzuſetzen haben. Wir kehren damit zu der kritiſchen Betrachtung dieſer letzteren wieder zurück, denn wenn wir ſie eine Strecke lang aus dem Auge verloren, ſo war es nur ſcheinbar, in Wahrheit aber mit dem Vorbedacht, ſie dort wieder aufzunehmen, wo wir in Schillers Werkſtätte tiefer, als es an der Schwelle dieſer Unterhaltung möglich war, eintreten können, wo wir dieſen göttlichen Schmied Wie-

land oder Hephäſtos in voller Arbeit am Amboß ſeiner Tragödie finden und zuſehen können, wie ſie gearbeitet wird, während ſie bei Goethe und Shakeſpeare in unſere Weltordnung gleichſam auf Flügeln geflogen kam und das Geheimnis des Werdens in der Tatſache des Gewordenſeins verhüllte. Nichts weniger als geflogen kommt aber die Tragödie Schillers; ſie wird ausgerüſtet wie ein Schiff, das ſich auf eine Entdeckungsreiſe begibt; wir ſehen und hören, wie jeder Nagel dazu geſchmiedet wird; die Umſtände der Operation ſind ſo außerordentlich, daß ſie der öffentlichen Teilnahme, die jeder Naturprozeß ausſchließt, gleichſam freiwillige Zugänge bieten, wie jeder Kunſtprozeß.

Man denke ſich einen Propheten, vielleicht nicht geringer, als je ein Religionsſtifter war, und auch mit der völlig gleichen Tendenz, zu erbauen, zu erheben und zu beglücken; man denke ſich ein großes, begeiſtertes Menſchenherz, enthuſiaſtiſch ſchlagend für die Tugend, welche kein leerer Wahn iſt, für die Freiheit, welche uns angeboren iſt, und würden wir in Ketten geboren, für die Menſchenrechte, welche droben bei den Sternen des Himmels hängen, ewig und unveräußerlich; man denke ſich einen glühenden Vulkan von Optimismus, inbrünſtig anbetend das ſittliche Ideal und völlig überzeugt, das mit demſelben zu begründen, was wir die Welt der Ordnung, der Schönheit und Harmonie nennen möchten; man denke ſich ſodann den unvergleichlichen und wahrſcheinlich nie dageweſenen Widerſpruch, daß dieſer Geiſt des Lichtes einen ſtarken Willen und ein großes Talent hat, tragiſcher Dichter zu ſein, d. h. von der Finſternis Zeugnis zu geben; man denke ſich ferner, daß dieſer Widerſpruch nicht in Verneinung, Zerſtörung und Unglück ausläuft, ſondern daß alles an ihm Frucht, Tat, Werk, Fülle und Ueberfluß wird; daß die furchtbar blinde Natur, welche einen Byron, Shelley, Leopardi, welche ſo viele Dichter zerriſſen hat, wenigſtens diesmal ſehend war und wußte, was ſie tat, und mit dieſem Widerſpruch unſeren Dichter nicht zerriſſen, ſondern komponiert und aufgebaut hat, daß ſie juſt dieſen Widerſpruch als Mittel brauchte, um alles aus ihm herauszutrei-

ben, was ſie in ihn hineingelegt, um ſeine Kraftmaße bis auf den letzten Tropfen zu beunruhigen, d. h. in die edelſte und ſüßeſte Weingärung zu ſetzen: man denke ſich dieſes Verhältnis eines Dichters zur Tragödie, und man wird ſich gefaßt machen dürfen, daß in demſelben alles zur Sprache kommen muß, was beide Teile intimſt auf dem Herzen haben. Es iſt wie eine Hochzeit zwiſchen der alten und neuen Welt, wie ein Staatsvertrag vor der Pairskammer, und wie die gegenſeitigen Rechte und Pflichten auseinandergeſetzt werden, wird ein hiſtoriſcher Vorgang und geht die ganze Menſchheit an. In der realen Welt waren vielleicht nur noch die Geſpräche zwiſchen Luther und Eck oder zwiſchen Luther und Zwingli ſo wichtig, als es in der idealen die Selbſtgeſpräche waren, welche jener bleiche junge Mann in ſeinem Garten in Jena hielt, und worin er die Rechte der modernen Welt mit den Forderungen der Tragödie gegeneinander abwog.

In ſeinen Jugenddramen ging Schiller ſo unbefangen, wie es jedem Modernen natürlich iſt, in die Charaktertragödie hinein und ſchien es für ſelbſtverſtändlich zu halten, daß der Charakter das Schickſal ſetze. Wir wiſſen, wie ſehr uns dieſer Satz unbewieſen geblieben. Wenn Karl Moor einen Brief von Hauſe empfängt, welcher wie aus den Wolken fällt und keine Spur von innerer Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, ſo wird das Erſte ſein — daß er nach Hauſe eilt und ſelbſt zum Rechten ſieht, zumal da er eine Geliebte zu Hauſe hat. Daß er den Brief wie ein Schickſal hinnimmt, ſeine Partie aufgibt und Räuber wird, iſt nicht Notwendigkeit, ſondern Willkür. Wenn Fiesko, ein überſchlauer Politiker, in ſeinem Spiel mit dem Mohren und mit der Gräfin Julia, unpolitiſch genug, einen Mann wie Verrina nicht durchſchaut und nicht in ſeine Rechnung ſtellt, ſondern ſorglos links liegen läßt, ſo iſt das nicht ſein Charakter, ſondern zugunſten der tragiſchen Maſchinerie mußte ſein Charakter erſt willkürlich ſuspendiert werden. Daß Ferdinand, welcher das Herz ſeiner Luiſe beſſer kennen ſollte, einen Nebenbuhler ſich aufbinden läßt, iſt nicht Schickſal, ſondern Willkür; daß dieſer geglaubte Nebenbuhler gar noch — ein Hofmarſchall

Kalb ſein ſollte, das Aeußerſte von Willkür. Wenn Don Carlos das gewagte Geſpenſterſpiel aufführt auf einem Boden, der von Verdacht, Argwohn und Eiferſucht wie von lauter Minen durchſchnitten iſt, wo unter jedem Fußtritt, wie auf einem tätigen Vulkan, die Flammen hervorbrechen, ſo iſt dieſe jugendliche Unbeſonnenheit, ſo wenig wie bei Karl Moor, Ferdinand und Fiesko, Charakter, ſondern bloß Maſchinerie. Welcher Dichter würde auch in vierfacher Wiederholung „jugendliche Unbeſonnenheit" zum Gegenſtand einer Tragödie machen, wenn ſie wirklich der Stoff und nicht bloß ein Fehler des Stoffes ſein ſollte!

Das alles fühlte niemand tiefer und ſchmerzlicher als Schiller ſelbſt. Das Mißbehagen, womit er bald genug auf ſeine vier Jugenddramen zurückſah, bezieht ſich keineswegs auf äußerliche Unvollkommenheiten, welche ja Erſtlingswerken normal ſind; in dieſem Punkte konnte der genievolle Dichter nur zufrieden, ja ſtolz ſein. Sie hatten ihm geleiſtet, was ein Bühnendichter nie kühner geträumt und gewünſcht; ſie hatten Aufſehen, ſie hatten ihm einen Namen, eine literariſche Situation gemacht; kurz, ſie waren Material zu einem gemachten Mann, und wären heute zu vier gemachten Männern!

Nur ein Schiller fühlte, daß damit nichts getan war. Er ſah eine rein formale und äußerliche Vorarbeit getan: er hatte das Ohr des Publikums erobert. Jetzt aber handelte es ſich darum, Dinge zu ſagen, welche nicht dieſes Ohres, ſondern ſeines Mundes würdig waren. Da haben wir vier Jugenddramen vor uns — mit Böſewichtern, Intriganten, Tyrannen und guten Menſchen. Es geſchieht viermal ein Unglück in ihnen. Aber wären die guten Menſchen ſo klug wie die Schlimmen, ſo geſchähe das Unglück nicht. Und doch m u ß es geſchehen können, wenn es tragiſch ſein ſoll; es muß geſchehen können aus einem tieferen Bruche, als der zwiſchen gut und klug. Wie machen wir das? Noch haben wir nichts als die Schwärmerei des Don Carlos und den Idealismus des Marquis Poſa. Julius an Raffael, Raffael an Julius! Noch haben wir nichts als die gewöhnlichen moraliſchen Be-

griffe, nur ungewöhnlich illuminiert von poetiſchen Transparentlichtern. Damit iſt man kein Dichter, damit iſt man bloß ein in Gold gegoſſener Kotzebue. Das Gold wäre ſchon recht, aber wie gießt man es in einen Sophokles um? Wo iſt die Tragödie, welche dort iſt, wo gut und bös, wo die moraliſchen Begriffe *nicht* ſind? Höher als im Marquis Poſa kann man unmöglich mehr ſteigen — weder Shakeſpeare noch Sophokles ſtiegen ſo hoch —, und doch haben ſie die Tragödie, und ich habe nur das mühſam zuſammenintriguierte Unglück. Wo iſt die Tragödie? Steige ich auf den höchſten Maſtbaum meines Genies, ſo erblicke ich noch weit und breit kein tragiſches Land. Alſo ſteigen wir wieder herunter! Werden wir ein Profeſſor der Geſchichte, werden wir (bei Kant) ein Schüler der Philoſophie; — wir ſind kein Dichter!

Menſchen, welche den ſchönſten menſchlichen Schmuck, die Beſcheidenheit entbehren können, haben Schiller auf die Bühne gebracht, auf die er ſich ſelbſt gebracht hat, und haben ſich entſchließen können, in den Mund eines Schiller die Worte *ihres* Mundes zu legen. Wir haben allerlei Schiller-Stücke, in welchen Schiller als Theaterfigur allerlei Anekdoten ſeines Lebens durchſpielt. Wäre dieſer Unfug, weil er nicht verboten iſt, auch ſchon erlaubt, ſo müßten wir ſelbſt eine Kriſis bezeichnen, die einzige in Schillers Leben, in welcher Schiller wirklich ein Schauſpiel gewährt, und zwar das Schauſpiel einer Tragödie, worin er auf die erſchütterndſte Weiſe den tragiſchen Helden darſtellt. Zum Glück bleibt dieſer heilig-ernſte Moment den Händen der Unfrömmigkeit auf ewig entſagt, denn er iſt nirgends „zu packen", iſt untheatraliſch, iſt rein ſeeliſch und innerlich. Wir meinen jene bange, todähnliche Pauſe zwiſchen Don Carlos und Wallenſtein, in welcher Schiller Profeſſor iſt, Literat, Herausgeber, Geſchäftsmann, aber als tragiſcher Dichter ſich aufgegeben hat. Was könnte tragiſcher ſein, als der größte tragiſche Dichter der Neuzeit, verzweifelt — ein tragiſcher Dichter zu ſein?!

VIII.

Es iſt noch Menſchenwerk genug, wenn ein Dreimaſter ausläuft; ihn zu bauen, ihn zu befrachten, ihn zu ſteuern, das alles gibt den Menſchen vollauf zu ſchaffen; man kann es den Lüften des Himmels, welche nicht Menſchenwerk ſind, ſchon gönnen, daß ſie in die Segel blaſen und mit geheimnisvoll-unſichtbarem Hauch das Beſte und Letzte tun. Schillers ungeduldig ſtürmiſche Jugend gönnte das nicht. Seine Jugenddramen — um uns proſaiſch auszudrücken — waren gleichſam Dampfſchiffe, nicht Segelſchiffe. Wir ſpüren überall nur die Bewegung aus einem glühenden Innern heraus, nicht jenen Hauch aus dem Fernen und Unſichtbaren, jenen zarten, aber unwiderſtehlichen Hauch, womit Goethe ſeine Naturmenſchen, womit Shakeſpeare ſeine ſchwerſten Macbeth- und Harniſchmänner wie ſeine leichteſten Ophelien und Julien anhaucht und in die Tragödie treibt. Zwar ſein Dampfſchiff hätte Schiller niemals umbauen können; es lag nun einmal in ſeiner heftigen, alles ſelbſt wollenden und tuenden Natur, mit Feuer ins Zeug zu gehen; dagegen machte der raſtlos grübelnde und ſinnende Mann zwiſchen Don Carlos und Wallenſtein, in jenen bangen und ſtummen acht Jahren, welche er für die Bühne verloren, aber für die Poeſie gewonnen hat, er machte die Entdeckung des Grundſatzes, daß jedes Dampfſchiff auf alle Fälle ſich auch mit Segeln verſehen müſſe. „Auch!“ Ein Schiller wird zeitlebens empfinden, daß er dieſen Bundesgenoſſen am liebſten entbehren möchte; er iſt ſo durch und durch modern-menſchlicher Typus, d. h. Autonomiſt der ſittlichen Freiheit und Selbſtbeſtimmung, daß ihm jener Hauch, jener fataliſtiſch-heidniſche Einfluß, welcher die Selbſtbeſtimmung wieder beſtimmt, eigentlich unheimlich und widerwärtig ſein muß. Aber Schiller will tragiſcher Dichter ſein, er will es, weil er

es kann, der tragiſche Dichter braucht dieſen Hauch, und nun zwingt er ſeine Natur, den ungebundenen Willen an das ihm fremdartige Element zu binden. Ja, wir vermuten aufs ſtärkſte, er hat jene acht Jahre nicht bloß verbraucht, um den ſchwierigen und verwickelten Rückmarſch von der modernen zur antiken Tragödie theoretiſch ſich auszuſinnen; ein ſo ſcharfſinniger und fruchtbarer Denker möchte das früher aufgearbeitet haben — aber um die Praxis handelte es ſich! Er mußte acht Jahre verſäumen, ſcheint's — einfach um älter zu werden, um zu lernen, ſeine ſouverän-ſpröde Natur zu überwinden, zu bändigen, ihr Gewalt anzutun. Denn das iſt das Merkwürdige, daß Schiller die Tragödie nur erzeugt, indem er die ganze tragiſche Arbeit an ſeinem eigenen Leibe verrichtet. Juſt weil er der modernſte, nämlich ſittlich freieſte Menſch iſt, iſt er frei genug, auch unfrei ſein zu wollen. Jener Widerſpruch der tiefzerklüfteten modernen Zwei-Welten-Bruſt, jener Konflikt von Wollen und Sollen, Neigung und Pflicht, Freiheit und Notwendigkeit, wovon wir ſo oft als von der Baſis der modernen Tragödie geſprochen, Schiller geht in dieſen ganzen Prozeß ſelbſt hinein, etwa wie ein genialer, leidenſchaftlich begeiſterter Kliniker verwegen genug durch Selbſtimpfung und Selbſtvergiftung kennen lernen will, was tödlich bei anderen iſt, um den Kampf zwiſchen Tod und Heil, Gift und Arzenei, Wirkung und Gegenwirkung in ſeinen genaueſten Maßen zu ſtudieren.

In achtjähriger unabläſſiger Arbeit alſo und in der doppelten Richtung der theoretiſchen Erkenntnis und der praktiſchen Willensübung hat Schiller, gleich ſeinem Taucher, tief und tiefer den Abgrund des Kunſtprozeſſes ergründet, wo er ſeinen goldenen Preis, die Tragödie, blinken ſah. Im Wallenſtein endlich holte er dieſen Preis ſich herauf, und aus einer noch größeren Tiefe dachte er im Demetrius ihn zu holen — da aber ſahen wir den Schilleriſchen Schwanenhals nicht wieder!

Wenn eine Feſtung um und um ſich verſchließt, ſie läßt doch wohl ein Notpförtchen offen für die letzten Reſte des

abgebrochenen Verkehrs. Als das Chriſtentum dem Heidentum die Tore zuſchlug, blieb ein ſolches Pförtchen gleichfalls noch offen — die Aſtrologie. Der Glaube an die Sterne, dieſer Vetter des Orakelglaubens, iſt Heide vom reinſten Blute, denn die Naturreligion bedingt die Zeichendeutung der Naturgegenſtände. Anders das Chriſtentum, welches das geoffenbarte Wort Gottes, beſiegelt mit dem Blute Gottes, beſitzt. Wo Gott geſprochen, hat die Natur zu ſchweigen. Die chriſtliche Theorie erkennt denn auch laut und unzweifelhaft die Sterndeuterei als heidniſches Weſen und ſagt ſich los von ihr. Biſchöfe und Päpſte haben ſie in Konzilien wiederholt verdammt und verpönt — ſind hierauf nach Hauſe gegangen und haben ſich das Horoſkop ſtellen laſſen! Das menſchliche Herz, zu bedürftig, den Schleier der Zukunft zu lüften, konnte das Pförtchen nicht entbehren, durch welches Chriſten und Heiden auf ein verbotenes Rendezvous hin und her huſchten.

Mit einem ſolchen Bedürfnis läßt ſich rechnen.

Der Hiſtoriker Schiller lieſt eines Tags eine Geſchichte Wallenſteins — und wird wieder Dichter. Obwohl Wallenſtein ein bezaubernd dramatiſcher Charakter iſt — am Ende ſtiehlt er doch nur eine Krone wie Fieſko. Alles ſchon dageweſen. Nicht der Charakter bezaubert ihn diesmal, er iſt ſeiner Charakterdramatik müde. Was ihn bezaubert, das ſind die Sterne. Er ſchaut ſie an, ſie ſchauen zurück, und — man hat ſich verſtanden. Das iſt's, was wir ſuchen! Die Aſtrologie! Mitten im Chriſtentum eine heidniſche Inſel! Die Vögel, die Treibhölzer, die Düfte, die von da herkommen — das alles iſt Land des Oedipus. Dort liegt es, das alte tragiſche Land! Wir werden von den Sternen ein Orakel bekommen; indem wir es ausführen, werden wir ſchuldig werden; aber die Sterne ſind es mit uns. Die Menſchenſchuld wird eine Darſtellung der Weltſchuld. Heureka! Heureka! hat es im Garten zu Jena gerufen, wie einſt im Bade zu Syrakus. Gebt mir dieſen Punkt a u ß e r der chriſtlichen Welt, und ich ſetze an die chriſtliche Welt den Hebel der echten antiken Tragödie an.

In Wahrheit macht der Fund und die Wahl dieſes Stoffes dem großen dichteriſchen Inſtinkte Schillers eine Ehre, welche Dichtern ſonſt nur die Ausführung des Stoffes macht. Wer *ein* mal ſo findet, der hat ein Auge bewieſen, welches, wenn es ſucht, überhaupt finden muß. Iſt auch die antike, fataliſtiſche Weltordnung als ein Ganzes verloren; die Aſtrologie iſt wenigſtens ein Teil dieſes Ganzen, ein verwehtes Samenkorn von demſelben, in einer ausgeſtorbenen Familie ein nachgeborenes Kind. Heidniſche Weltanſchauung, als Naturbeſitz, iſt nicht mehr zu haben; handelt es ſich aber, wie wir ſagten, um ein *künſtliches* Mittel, die Natur zu ergänzen, ſo iſt der Glaube an den Einfluß der Sterne, jahrhundertelang von der Elite der Chriſtengeſellſchaft gehegt und in ländlichen Kalendern noch heute anklingend, mit Scharfblick als das einzig richtige Kunſtmittel erkannt, dem Boden des Chriſtentums eine tragiſche Ernte abzugewinnen.

Schiller alſo dichtet den Wallenſtein. Er dichtet einen Menſchenwillen, beeinflußt von einem übermenſchlichen Etwas, von einem durch den harmloſen Namen „Sterne" leicht maskierten heidniſchen Götterwillen. Bisher haben die Menſchen ſeiner vier Trauerſpiele alles allein getan, und es blieb denn auch alles ihre eigene Sache. Es griff nirgends ein, es wurde nicht Weltſache. Wir fuchtelten wie die Windmühle in der Luft herum, gedreht um unſere eigene Achſe. Jetzt aber drehen wir uns um den Jupiter und um die Venus, wir greifen in ein zweites Rad ein und das Rad in uns. Es treibt uns, es hemmt uns, jedenfalls beſtimmt es uns. Unſer freier Wille iſt zu ſeinem größten Glücke gebunden — gebunden an jene höhere Potenz, in welcher die leidigen moraliſchen Willensakte als metaphyſiſche und als tragiſche aufgehen.

Mit inniger Verehrung wollten wir den bewunderungswürdigen Griff unſeres Dichters gewürdigt haben, denn der Griff war freilich das Rühmlichſte; ſein Erfolg hat verſagt, wenigſtens der Hauptſache nach. Kaum fängt Schiller nämlich zu dichten an, ſo gruppiert ſich ſofort alles anders, als

wir es erwartet haben. Wir hören Worte, wie dieſe: In der Bruſt des Menſchen ruhen ſeine Sterne — ſein Herz iſt das Schickſal — ſein Herz iſt der gebieteriſche Vollſtrecker des Schickſals — die Sterne behalten Recht, aber das geſchah wider den Lauf der Sterne — kurz, wir erſtaunen! Es wird uns buchſtäblich zumute, wie wenn ein Zeuge ſein ganzes Zeugnis der Voruntersuchung widerriefe und in der Schlußverhandlung genau das Gegenteil ausſagte. Wie viel haben dieſe Sterne verſprochen, und wie wenig halten ſie! Wie ein Rieſe erhebt ſich die verkannte moderne Weltordnung, das Herz, nämlich der Charakter, die ſittliche Freiheit, und zerreißt wie Spinnweben das Gängelband des Sternenglaubens, das ihn vermeintlich regieren ſollte.

Beſehen wir uns die Maſchinerie unſerer Tragödie ein wenig genauer, ſo begreifen wir freilich das Warum. Die Sterne ſagen dem Friedländer nur, ob ſein Unternehmen, König von Böhmen zu werden, Glück oder Unglück haben wird; ob dieſes Unternehmen aber Recht oder Unrecht iſt, das ſagt er ſich ſelbſt, ſein Gewiſſen, ſein Sittengeſetz. Und *darum* handelt es ſich. Zu wiſſen, daß ein Verbrechen glücklich ausgehen wird, kann freilich als ein verführeriſches Motiv ſtark mitwirken; Schiller hat dieſem mitwirkenden Motiv abgewonnen, was nur der höchſten Kunſt möglich war; aber ſo innig er den Sternenglauben auf die Gewiſſensfrage mit einwirken läßt, beide Sphären — und es iſt ja die antike und die moderne Weltordnung ſelbſt — verhalten ſich fortwährend ſpröde gegen einander, ſondern ſich beſtändig, treten aus aller Miſchung immer wieder heraus. Ja, es gibt ſogar wenig moderne Helden, welche wie Wallenſtein — iſt er doch ein Sohn Schillers und ein Enkel Kants — ſo unbeſtechlich klar und genau wiſſen, daß ihnen die Gewiſſensfrage geſtellt iſt, und daß ſie die ganze Verantwortung und Zurechnung ihrer eigenen ſittlichen Willensfreiheit tragen. Die Gewiſſensfrage, das iſt das Hauptmotiv der Tragödie, und darauf ſteht und geht ſie, als ihren eigenen Füßen. Die Sterne, die Repräſentanten der alten Orakelwelt, welche einen Oedipus z. B. noch blindlings geführt hätten,

werden ſich verwundert haben, daß ſie bei dem chriſtlichen Gewiſſenshelden Wallenſtein höchſtens ein wenig mitgehen und nachlaufen durften. Unſere Zeit iſt dahin! mochten ſie ſich ſagen.

Aber wenn Wallenſtein auch den gewünſchten tragiſchen Haupttreffer verfehlt hat, eine Niete hat er doch nicht gezogen. Er warf vielmehr einen ſo anſehnlichen Nebengewinn ab, daß ein genialer Verwalter, wie Schiller, ein Vermögen daraus machen wird, ähnlich dem Haupttreffer. Betrachten wir z. B. die große Ueberredungsſzene der Gräfin Terzky. Bei aller Tendenz, zu verführen, d. h. das Herz zu verderben, ſtrengt dieſes Geſpräch doch nichts anderes an, als den Verſtand zu überzeugen; es iſt ein ſtaatsmänniſches, man möchte faſt ſagen, unparteiiſches Expoſé, welches den Beweis einer Zwangslage führt. Auch legitimiert ſich der Beweis als gültig und wohlbegründet. „Wahr iſt's, er kann mir nicht mehr traun, ſo kann ich auch nicht mehr zurück; geſchehe denn, was m u ß!" Zum erſten Male m u ß ein Schilleriſcher Held! Bisher haben ſie alle nur gewollt, recht willkürlich gewollt; ihr Wille war vom Anfang bis zum Ende frei, er konnte an jedem Punkte auch anders wollen. Wallenſtein aber hat zu wollen kaum angefangen, ſo iſt ihm alsbald die Wahl und der freie Wille benommen; er muß wollen. Wir wiſſen aber längſt, wie ſehr dieſes Muß die gemeine moraliſche Schuld aufſaugt, weil es ſich auf die Tendenz der Selbſterhaltung bezieht, die jenſeits des freien Willens und im Zuſammenhange eines größeren Ganzen liegt. Und ſoll dieſe Selbſterhaltung den Preis eines verletzten Gewiſſens koſten, ſo darf das bedrängte Geſchöpf mit Recht ausrufen: „Zeigt einen Weg mir an aus dieſem Drang, hilfreiche Mächte; einen ſolchen zeigt mir, den i ch vermag zu gehn!" Der Weg, den das Pflichtgefühl und Sittengeſetz zu gehen vermöchte, der Weg wäre bald gefunden; aber die Natur ſchafft eben nicht das abſtrakte Pflichtgefühl und Sittengeſetz; ſie ſchafft einzig das Ich. Und wenn Wallenſteins Ich ein geborener König iſt, nur ohne Königreich, wird es nicht faſt die Schuld der Natur, daß er ſich ſein Element

(dem Vogel und dem Fiſch iſt's geſchenkt) erſt durch ein Verbrechen erwerben ſoll? Was iſt billiger, als daß ein großes Tier in einem großen Raum leben will und nicht im Käfig! Zeigt einen Weg mir an, den i ch vermag zu gehn! Nie hat die Tragödie ihre Mutterſprache reiner geſprochen; es iſt die ſchönſte, kürzeſte, ehrlichſte Formel ihrer Naturgeſchichte.

Kampf zwiſchen Neigung und Pflicht. Schön! Aber warum Kampf? Sind denn nicht beide gleichberechtigt? Zeigt einen Weg mir an, wie ich meine Pflicht tun kann, die ich ja tun will; aber warum mir die Neigung aus dem Leibe reißen, die in mir wurzelt wie die Wurzeln meiner Zähne, die mein Ich ausmacht, meine Perſönlichkeit, die zu mir gehört, organiſch und konſtitutiv? Darauf ſagt die Moralphiloſophie, und Schiller ſelbſt, in jenen Augenblicken, wo er nicht tragiſcher Dichter war, hat er es am lauteſten geſagt: aber die Neigung ſ o l l zu nichts anderem geneigt ſein, als die Pflicht zu tun. Soll! Warum dieſes Soll? Warum eine angeborene Neigung gegen die Pflicht, damit ſie durch Erziehung eine Neigung werde für die Pflicht? Warum dieſes Spiel? Und wenn die Erziehung mißlingt; was dann? Und wenn die Erziehung Schmerzen macht und ein Leiden iſt; was dann? Die Moralphiloſophie verzichtet jetzt auf das Wort; aber das Wort ergreift der einzig vernünftige Redner dieſer Welt und ein enfant terrible von Aufrichtigkeit — die Tragödie!

Warum dieſe Zerriſſenheit zwiſchen Neigung und Pflicht? Das hat Schiller freilich niemals gefragt. Hätte er das, ſo wäre er in die Tore der antiken Tragödie und ihres Fatums eingezogen, die er als tapferer Kreuzfahrer nur heldenmütig beſtürmt. Aber im Gegenteil davon war er zeitlebens entzückt, daß der Menſch zerriſſen iſt, in Sinnlichkeit und Sittlichkeit zerriſſen, aus welchen Teilen ein Ganzes zu machen er die bedenkliche Freiheit habe. Juſt dieſe Freiheit war die Wonne und der Stolz ſeines Lebens. Wunderbarer Mann, welcher in den Göttern Griechenlands und ſo vielen griechiſchen Herzensergießungen doch wieder die unzerriſſene, harmoniſch kampfloſe Sinnlichkeit beneidet, und welcher

ebenſo auch die antike Tragödie beneidet, die ſich um die perfekteſte Sittlichkeit nicht kümmert, ſondern alles in ihren Abgrund aufnimmt, wenn es den ſeligen Göttern gefällt! Aber iſt es nicht ebenſo wunderbar, wie Schiller und Schopenhauer, die widerſprechendſten Gegenſätze, aus der gemeinſamen Wurzel Kant hervorwachſen! Allzu brüderlich teilen ſich die feindlichen Brüder in ihr Vatererbe; aus der Kritik der Urteilskraft nimmt Schiller die Moral und den Optimismus, aus der Kritik der reinen Vernunft nimmt Schopenhauer die Metaphyſik und den Peſſimismus; keiner rührt an, ſondern jeder verſchmäht, was der andere nimmt. Nur zuweilen verdunkelt eine peſſimiſtiſche Wolke auch Schillers Sonne, wie in der Reſignation und in jenen Ahnungen des Tragiſchen, wo er über den ſittlichen Horizont wohl auch weiter ins Schwarze ſchaut. Wie merkwürdig! Goethe wird gleichſam mit dem Vermögen des Naturforſchers ein großer Dichter, und Schiller mit dem Reſte des Vermögens, das er als Moralphiloſoph nicht verzehrt, ein großer tragiſcher Dichter.

So hat die großartige Studie des Wallenſtein allerdings eine wirkliche und bleibende Eroberung eingetragen: der größte moraliſche Freiheitsheld hat das tragiſche *Muß* entdeckt, er hat die tragiſche *Zwangslage* entdeckt, ja er iſt durch dieſe ſogar der tragiſchen *Leidenslage* nahegekommen; denn wenn er theoretiſch ſchon früher das Richtige erkennt, nämlich daß die antike Tragödie eine Darſtellung des Leidens und der Held weit eher ein Leidender als ein Handelnder — was beim modernen leider umgekehrt iſt —, ſo war er gegen ſeine ganze angeborene Natur der Mann, nicht zu ruhen, bis ihm dieſe Erkenntnisblüte zur Frucht geworden, und im Wallenſtein iſt ſie's. Von dem erſten Seufzer: zeigt einen Weg mir an, hilfreiche Mächte, bis zu dem letzten Aushauch: ich denke einen langen Schlaf zu tun, denn dieſer Tage *Qual* war groß, ſchreitet Wallenſtein als ein Leidender, ja als ein Gequälter ſeinem Schickſal zu, und es liegt in dieſem Schritte ein natürliches Pathos, wie es nie bei Karl Moor, nie bei Marquis Poſa lag; wir ſpüren ſo-

fort, daß das Pathos diesmal ein echteres, ſeiner Originalquelle näheres, und willig und ungezwungen läßt ſich die Phantaſie an Philoktet und die antike Tragödie erinnern.

Noch akuter aber ſchließt ſich die tragiſche Zwangs- und Leidenslage um Max und Thekla zuſammen, denn Wallenſtein behält doch immer ſo viel Schein von Freiheit, daß er gleichſam Ausfälle machen, die Belagerung ſtören, den feſten Begriff der Tragödie mit dem Begriff des Spielerglückes erſchüttern kann. Bei Max und Thekla dagegen iſt der eiſerne Ring wie vom Himmel herabgefallen; ihre Tragödie gleich a priori unbeſtritten und unerſchütterlich. Ihre Belagerung durch das Schickſal hat gar kein anderes Stadium als das letzte und verzweifeltſte, wo nichts übrig bleibt, als die weiße Fahne der Ergebung. Sie ſind auf die vollkommenſte Art das unſchuldige Weizenkorn, das von den Mühlſteinen zerrieben wird. Mit allem Anſpruch an menſchliches Glück, mit aller ſcheinbaren Fähigkeit, ſich auf der Erde zweckmäßig hin und her zu bewegen, zeigen ſie doch nur eine Weltordnung, in welcher das alles nicht möglich und auch der unſchuldigſte Zweck unbezweckt iſt. Sie ſind vielleicht das beſte Beiſpiel des Kunſtverfahrens, wie aus der Welt des Fatums in die Welt der Vorſehung die Tragödie herüberzunehmen, und wie dieſer Trauerſchmuck, welchen die Griechen noch echt getragen, bei uns wenigſtens als gute Imitation möglich — um dieſes Wort an dieſer Stelle nicht zu verſchmähen. Max und Thekla als blutleere Schemen zu verrufen und in das tragiſche Gurlitum zu verweiſen, hat ſeine Geltung im praktiſchen Sinne; im theoretiſchen aber ſind dieſe blutleeren Menſchen eigentlich die Eſſenz und die Verdichtung der Wallenſtein-Tragödie, nämlich ihrer Zwangs- und Leidenslage. Und wenn ſie überhaupt nicht Menſchen, wenn ſie bloß mathematiſche Punkte wären, ſo bliebe ihr Wert, weil er in ihrer Bedeutung und Stellung liegt, der nämliche, ungefähr wie der Wert einer trigonometriſchen Säule derſelbe iſt, ob ſie ein Lattenpfahl — oder die Nadel der Kleopatra wäre! Genug, wenn ſie den richtigſten Fixpunkt markiert!

Wenn daher Schiller ſich das bekannte Selbſtzeugnis gab, daß er den Wallenſtein faſt wie ein Rechenexempel ſchreibe, mit ſeinem ganzen Intereſſe aber nur bei Max und Thekla verweile, ſo begreifen wir jetzt, welchen Sinn dieſes Wort hat; ja, wir dürfen es wohl gar in einem doppelten Sinne verſtehen. Der Kantianer in ihm freute ſich, wie ſchön das Moralprinzip: die Pflicht mit Neigung zu tun und die Notwendigkeit mit Freiheit zu wählen, in eine poetiſche Formel gebracht, wie mathematiſch genau durch den Pflichtenkonflikt ſeines Paares der philoſophiſche Tugendbegriff realiſiert worden iſt. Aber den Dichter in ihm freute wohl nahezu das Gegenteil. Es freute ihn die tragiſche Situation und nicht der tragiſche Konflikt, der Streitfall, der Frageſall, denn wir alle empfinden und Schiller mit, daß nicht erſt gefragt und geſtritten werden kann, was hier zu tun, weil die Pflicht die klarſte, einfachſte, menſchlichſte, a priori gegeben und zwingend gegeben, eine Partei gar nicht zu ergreifen, ſondern der gegebenen Partei ſchlechthin zu folgen iſt — wahllos, fraglos zu folgen: die Tochter dem Vater, der Soldat ſeiner Fahne! Kein Mädchen verſpricht ſich eine glückliche Ehe — wenn ſie den Gatten zu den Verbrechen des Vaters verführt, daher uns Theklas Antwort keinen Augenblick zweifelhaft iſt, wohl aber zweifeln wir billig, daß ſie überhaupt gefragt worden ſei, daß ein Soldat ſeine Geliebte fragen kann — ob er ſeinen Fahneneid brechen ſoll. Frage und Antwort ſind hier bloß eine konventionelle Theatermaſchinerie, und ſie verſagt ſogar, weil ihr die Illuſion fehlt. Und ſo ergeht es freilich allen Maſchinen, die mit vermeintlicher moraliſcher Willensfreiheit zu machen ſcheinen — was ſchon das Fatum gemacht hat. Nicht der ſittliche Prozeß, in welchen Max und Thekla geſtellt ſind, und welchen der Moralphiloſoph Schiller noch ſo liebenswürdig-irrtümlich ſich gutſchrieb, ſondern das Fatum, in welches ſie geſtellt ſind, wird ſeines Selbſtbeifalls beſſerer Teil geweſen ſein, vielleicht noch dunkler, unbewußter, aber doch ſchon tiefer und richtiger empfunden und ſeine Reife zum tragiſchen Dichter ankündigend.

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolſtadt.

Ferdinand Kürnberger

Siegelringe

Ferdinand Kürnberger

Gesammelte Werke

Herausgegeben von O. E. Deutsch

Erster Band

Siegelringe

Eine Sammlung
politischer und kirchlicher Feuilletons

Neue
wesentlich vermehrte Auflage

M. C. M. X.
München und Leipzig
Verlegt bei Georg Müller

Lit germ 35238:1

R 1039

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vorrede

„Siegelringe" glaubte ich in der Metapher nicht unpaſſend jene kleinen literariſchen Schmuckſachen nennen zu dürfen, welche man ohne Metapher „Feuilletons" nennt. Geringen Umfangs, niedlich und handſam in der Form, der räumlichen Ausdehnung nach vielleicht die kleinſten unter den Kunſtwerken in Proſa, drücken ſie der entfliehenden Erſcheinung des Augenblicks ein ſcharf geſchnittenes Gepräge auf, und, indem ſie die Tatſache ſtempeln, das Objekt, bilden ſie noch viel graphiſcher das Subjekt ab, deſſen für alle Zeiten ſtiliſierte Charakterzüge in Denk- und Ausdrucksweiſe, in Haltung und Vortrag mit der typiſchen Symbolik eines Monogramms oder eines Wappens ſich beurkunden, ſo daß die Urkunde faſt eine juridiſche Beweis-Sicherheit gewinnt, mit welcher jedermann ſagt: das iſt das Siegel dieſes Mannes und keines anderen Mannes.

Mißverſtändlich könnte dabei nur der Nebenbegriff des Wertvollen, des Edlen und Koſtbaren ſein, welcher in die Metapher „Siegelringe" hineinſpielt, und welcher einen anſpruchsvollen Doppelſinn auszudrücken ſchiene, deſſen beabſichtigte Wahl ich nicht verantworten möchte. Glücklicherweiſe aber dient ein Siegelring zunächſt doch nur zum Siegeln, wozu er einzig die Eigenſchaft der Feſtigkeit braucht; der Stoff dagegen bedingt keinerlei hoffärtige Luxusgedanken und ſteht es jedem frei, auch an Kupfer, Eiſen, Zink und andere beſcheidene Stoffe zu denken. Soll es doch in den Tagen des Ariſtophanes ſogar Siegelringe — aus wurmſtichigem Holze gegeben haben, womit z. B. die alten Athener das Schloß ihrer Frauengemächer in Wachs überſiegelt, hoffend, daß das Siegel ſo leicht nicht aufzubrechen, weil die krauſe Figuration einer wurmſtichigen Holzfläche ſo leicht nicht nachzuahmen. Freilich werden die attiſchen Schlauköpfe auf dieſe ſinnreiche Art ſchwerlich ihre alten und häßlichen Frauen verwahrt haben, ſondern hinter dem wurmſtichigen Sie-

gel gab es gewiß nur Feines und Anmutiges, war Jugend, Schönheit und Grazie zu Hauſe. So leicht wäre das Kunſtſtück Richelieus, in drei unſchuldigen Worten einen Menſchen ſchuldig zu finden, daß auch in dieſem Falle, und jetzt erſt recht, der Verdacht jener mißliebigen Schuld aufkommen könnte, welche den Luzifer vom Himmel und den Joſeph in die Ziſterne geſtürzt.

Aber habe ich den Verdacht nicht ungerecht im Verdacht? Will man mich ſtürzen? Und Wer will mich ſtürzen? Iſt wirklich ein Grund vorhanden, die kritiſchen Richelieus zu fürchten? Bei dieſer Frage, ſcheint's, darf ich mich über die Wahl meines Titels wieder beruhigen, denn ich ſehe zwar die anfechtbare Seite desſelben, aber ich ſehe die Anfechtung nicht. Im Gegenteile! Wenn ſich die Kritik mit dem Publikum eins fühlt — ungefähr wie nach Bismarck auch Regierung und König zum Volke zählen, — ſo hätte ich mich der freundlichſten Kritik zu verſehen, denn das Publikum hat mich freundlich genug behandelt. Es hat meine feuilletoniſtiſchen Gedankenſpiele mit einer Teilnahme begleitet, welche den Tag und die Gelegenheit weit überdauerte, und welche ſich in dem oft wiederholten Wunſche kundgab, das ſeiner Natur nach Zerſtreute und Vereinzelte geſammelt, kommaſſiert und arrondiert zu beſitzen. Wohl ein zweites Buch, und vielleicht „ſo ſtark wie das gegenwärtige, wäre mit Zuſchriften anzufüllen, worin mir freundliche, nicht ſelten enthuſiaſtiſche Leſer bald den guten Rat, bald „die dringende Pflicht" ans Herz legten, das frivole Flattergeſchlecht der Feuilletons, das man heute beſitze und morgen nicht mehr, ſauber in Buchform aufzuſpießen und mit einigem Ernſte zur Unſterblichkeit zu zwingen. Einem Publiziſten, welcher ſeit vierzehn Jahren ſchon nichts Größeres mehr publiziert, die liebgewordene Rolle des Kunktators aus der Hand zu ſpielen, bedurfte es vielleicht wirklich „ſo vieler Freunde liebevolles Drängen" wie Egmont ſagt, und wäre von einem verdienſtlichen Werke die Rede, ſo möchte es Stimmen genug geben, welche ſich im ſtillen, vielleicht auch öffentlich, denn es ſind die erſten literariſchen Namen darunter, ihren Anteil daran zuzu-

ſprechen Luſt, wenigſtens Recht hätten. Jedenfalls erſcheint hier ein Buch, welches weit mehr, als ſeinen eigenen Autor, das Publikum ſelbſt und eine faſt gebieteriſche Initiative des Publikums zu ſeinem Herausgeber hat.

Ich will damit keineswegs die Verantwortlichkeit, die ich als Autor zu tragen habe, von mir abgewälzt, oder auch nur geteilt und vermindert haben. Mit nichten! Was immer ein mündiges Vernunftweſen tut, das vertritt es unter allen Umſtänden perſönlich, es mögen noch ſo viele Perſonen als moraliſch mitwirkende Partner ſeines Tuns beteiligt erſcheinen.

Nur Folgendes darf ich billigerweiſe zu bedenken geben. Die Hälfte, ja die größere Hälfte dieſer Sammlung ſind politiſche Feuilletons. Als ſolche haben ſie ſich, wie z. B. unter Belcredi und Hohenwart, gelegentlich an politiſchen Kämpfen beteiligt, und dieſe Kämpfe waren einſt — Titanenkriege, ſind aber heute — Froſchmäuſlerkriege. Der geſchriebene Buchſtabe blieb, aber die Stimmung des Lebens nicht. Wie nahe liegt die Gefahr, daß die veränderte *Stimmung* nun ein verändertes *Urteil* werde! Hier iſt es, wo ich an die Billigkeit appellieren darf. Die ganze Ungunſt, die man den Zahn der Zeit nennt, iſt auf *meiner* Seite; aber, indem ich die Probe davon zu beſtehen habe, beſteht im Grunde auch der Leſer die ſeinige. „Schön iſt, was mit *un*intereſſierter Luſt gefällt", hat Kant definiert, und jetzt muß es ſich zeigen, ob meine alten Leſer und Liebhaber, die mir einſt Beifall geſchenkt, — Kantianer geweſen oder Nützlichkeitsmenſchen, die das momentan Wirkende, vielleicht Nützende, mit dem Schönen verwechſelt. Ein *Tages*intereſſe bieten dieſe kleinen Gäſte nicht mehr; entkleidet vom politiſchen Saiſon- und Mode-Koſtüm ſtehen ſie nur noch in der literariſchen Urtracht vor uns. Was ſie brauchen oder was ſie entbehren können, iſt jetzt eine Probe, welche Autor und Leſer wenigſtens zu gleichen Teilen und miteinander beſtehen. Mit einem Worte: damals war ich ein kämpfender Soldat und der Ausgang des Kampfes ein ſpannendes Intereſſe aller; heute bin ich ein Schauturner vor müßigen Zuſchauern. Da iſt nichts mehr zu ſehen als die reine Form der Bewegung, das geiſtige Muskelſpiel. Und ein Spiel iſt es in Wahrheit geworden, ein

Spiel, zu dem man ſich erſt aus der Erinnerung den Ernſt wieder hinzudenken muß.

Das Bild der Erinnerung möglichſt zu reſtaurieren, verbleibt nun allerdings die unerläßliche Schuldigkeit des Textes ſelbſt; aber zum Rahmen des Bildes dürfte die Vorrede vielleicht ein paar wenige Worte noch anbringen.

Der Anfang der Sammlung führt uns in den preußiſch-öſterreichiſchen Krieg von 1866, welcher mit dem permanenten Kriegszuſtand der inneren Verfaſſungswirren dergeſtalt zuſammenfiel, daß der erſtere dem letzteren faſt Luft machen zu können ſchien. Allerdings ein Schein, der ſo lange und ſo hartnäckig trügte, daß der Zerrſpiegel, den ihm die Allegorie Nr. 6 vorhält, vielleicht einzig imſtande war, das Bild richtig zu geben. Das Kabinett Belcredi führt uns in dem wohlbekannten böſen Zirkel herum: daß derjenige, der das Geſetz aufgehoben, zum Geſetz nicht mehr zurückkehren kann. Auf dem Schlachtfelde geſchlagen und als verfaſſungslos unmöglich geworden, verſucht es, durch Einberufung eines „außerordentlichen" Reichsrats den geſetzlichen der ſiſtierten Verfaſſung noch immer zu umgehen, und verſucht es, den einmütigen Widerſtand der Preſſe durch einen über Wien verhängten Belagerungs- oder Ausnahmezuſtand zu brechen, und zwar in dem nämlichen Augenblicke, da der Oheim des Kaiſers ſelbſt, Erzherzog Albrecht, der General-Kommandierende der Armee, die loyale Haltung der lammfrommen Hauptſtadt in öffentlichen Maueranſchlägen dankbar zu loben findet! Es lag in der Luft des Vierteljahres nach Königgrätz eine Art Regierungs-Wahnſinn, und in dieſer Luft verdunſtet und verflüchtigt denn endlich das Kabinett Belcredi, aber nicht ohne ſeinen Impfſtoff, Graf Taaffe, als wirkſames Ferment künftiger Verfaſſungs-Störungen und Zerſetzungen zurückgelaſſen zu haben. Das unbedeutendſte Mitglied des nächſten Kabinetts und ſcheinbar ein unſchuldiges, bloß geduldetes Anhängſel desſelben, trägt er es geradezu als deſſen Miniſter-„Präſident" zu Grabe, leitet er das Interim Potocki und die Aera Hohenwart ein.

Der Feuilletoniſt vermochte daher auch den Jubel über das „Bürgerminiſterium" nicht zu beſiegeln; ſeine „Siegelringe" ma-

chen vielmehr wesentlich andere als jubelhafte Abdrücke, was aus Beispielen zu ersehen wie Nr. 13, Nr. 15, Nr. 16 und endlich Nr. 21.

Von Nr. 24 bis Nr. 39 befinden wir uns in der Aera des deutsch-französischen Krieges. Wenn der Leser bisher meine Feder als einer guten Teils verneinenden gefolgt ist, so begleitet er mich jetzt auf eine lange Strecke in die Bejahung. Bejaht wird das Pathos des deutschen Nationalgefühls. Bejaht wird das Glück und die dankbare Empfindung des Glücks, daß man sich plötzlich gewürdigt sieht, Deutschlands Marathon zu erleben und mitleben zu dürfen.

Karl Frenzels „Deutsche Kämpfe" enthalten eine ähnliche Partie solcher Kriegsfeuilletons. Als ich sie kürzlich las, fiel es mir auf, daß er, der mitkämpfende Berliner, bei aller Fülle und Stärke des Tons, eigentlich ruhiger und maßvoller ist, während im passiv zuschauenden Wien meine Stimme heftiger, leidenschaftlicher, aufgeregter, mein ganzer Pulsschlag rascher und unruhiger sich darstellt. Woher das? fragte ich mich. Eben deshalb! mußte ich mir antworten. Der Berliner sah marschieren; seine größte und beste Satisfaktion gab ihm das Schauspiel seiner Umgebung selbst. Der Wiener lag an der Kette! Alles und alles was er empfand, mußte ihm seine Feder allein leisten! Er sah die ungeheuersten Taten des Volkes, welches sein Volk war, — denn kolorierte Landkarten können deutsch von deutsch nicht trennen — als ein unbeteiligter Zuschauer, und wenig fehlte, als ein Brudermörder und Alliierter des Feindes!*) Seine Umgebung bot ihm das zernichtendste Schauspiel. Hof und Lazzaroni im Einklang, sonst nur eine Erscheinung südlicherer Staaten, war diesmal die politische Physiognomie auch von Wien. Die höchste Sphäre, antipreußisch aus Tradition, die unterste aus Instinkt, da ihr „preußisch" ziemlich richtig Arbeit und Bildung bedeutete, also das bitterste Widerspiel ihres eigenen Programms, Faulheit und Zote, — beide Sphären aber von erdrückender Breite, und zwar die letztere natürlicherweise, die erstere künstlich durch nachäffende Affektion:

*) „Wir denken an Napoleon eben so viel wie an uns!" Beust. Depesche: 20. Juli 1870.

ſo blieb eine nur ſchmale Mittelſchichte des Wiener Deutſchtums übrig, aber ſelbſt das noch geſpalten. Es gab deutſche Adepten, welche mit gewohnter „deutſcher Intelligenz" die ſehenswerte chemiſche Miſchung zuſtande brachten, zu gleicher Zeit „die deutſche Fahne hochzuhalten" und die Preußen grimmig zu haſſen, kurz, jene wohlbekannten Unterſchleiſe zwiſchen Deutſchland und Preußen, welche Deutſchland zum Siege führten, aber, wenn ich die Leutchen recht verſtanden habe, nicht unter der Führung Preußens ſondern Birkenfelds!

Und doch möchte die Parteinahme wie immer geartet geweſen ſein, wären bei dieſer Gelegenheit nur nicht — Bildungsformen zum Vorſchein gekommen, auf welche z. B. Nr. 33 ſchließen läßt, wenn anders der Schluß richtig iſt: wie die Abſtrafung ſo die Sträflichkeit. —

Von Nr. 40 bis Nr. 60 werden die verſchiedenen Gelegenheits-Piecen ihre Gelegenheit wohl im Texte ſelbſt erſichtlich zu machen vermögen.

Nr. 41, ingleichen Nr. 42, vergegenwärtigen (wie einſt Nr. 6 unter Belcredi) die Tagesſtimmung der Aera Hohenwart und des ſtaatsrechtlichen Föderalismus. Solche Bilder, wie ſchon bemerkt, haben ihre Porträtähnlichkeit nur als Zerrbilder, denn wenn es ſonſt „ſchwer iſt, keine Satire zu ſchreiben", ſo kehrt ſich dieſer Satz um, wo die Verhältniſſe beſtändig ſo liegen, daß zugleich alles möglich, aber auch unmöglich iſt, daß das Abſurdeſte eine Zeitlang und das Vernünftigſte keine lange Zeit dauern kann. Es iſt dann wirklich ſchwer, ja unmöglich, eine andere Satire zu ſchreiben, als die ſchon in den Zuſtänden ſelbſt ſteckt. Bringt es z. B. ein „Staatsmann" wie Hohenwart faktiſch dahin, daß ſogar die gefürſtete Grafſchaft Cilli ihrer ſtaatsrechtlichen Souveränität ſich zu erinnern anfängt, ſo können auf dem geradeſten Weg dieſer Konſequenzen auch die Wiener Vorſtädte einander zum Auslande werden und der Feuilletoniſt würde ſich überheben, wenn er als freie Erfindung des Witzes beanſpruchte, was eigentlich barer Regierungsernſt.

Nr. 52, Nr. 54 und Nr. 58 ſtehen als Paraphraſen ein und desſelben Gegenſtandes in einem Zuſammenhange. Die Domänen-Verwaltung der Staatsforſte im Wienerwalde bei Wien

hatte mit einem Abnehmer (Hirschl) Holzlieferungs-Verträge abgeschlossen, bei welchen nicht nur das Holz als Rentenertrag verschleudert, sondern auch das Holz als Stammkapital durch devastierende Kahlschläge barbarisch vernichtet wurde. Betrug, Bestechung und Unterschleif war die Seele dieses ganzen Handels, welcher im österreichischen Beamtenstande die Korruption, die man im russischen für normal hält, wenigstens als eine betrübende und schon recht breite Episode ans Licht treten ließ.

Ein unabhängiger Privatmann, Joseph Schöffel, unternahm den publizistischen Kampf gegen diese Korruption. Nach seinen Berufs-Antezedentien Offizier, nicht Schriftsteller, entdeckte seine Feder alle schriftstellerisch-sieghaften und unwiderstehlichen Reize aus jener Urquelle, wo sie die Griechen, wo sie der Pamphleten-Klassiker und Meister unser aller, P. L. Courier, entdeckt haben, in der Stärke und Reinheit des ethischen Charakters. Mit frischem, praktischem Soldatengriff bewältigte er vollständig das weitläufige und größtenteils trockene Realstudium dieses Gegenstandes und behandelte es dann mit jener Verve, die jener kecken Literatur wahrlich schöner zu Gesichte steht als das routinierte Handwerk des Brotdienstes.

Diesen Kampf um einen Waldbestand, welcher nur allein schon als Voluptuarium einen auch sanitär unschätzbaren Wert für eine so volkreiche Stadt wie Wien repräsentierte, ließ die ganze Wiener Journalistik ihren Ritter St. Georg nicht nur isoliert auskämpfen, sondern sie verbarg nicht immer mit Anstand, daß ihr Herz eigentlich der korrumpierten Gegenpartei angehörte. Und doch beugt sich die herrschende Macht niemals vor der Wahrheit als solcher, sondern nur vor dem Druck ihrer öffentlichen und allgemeinen Anerkennung.

Diese Erwägung ward mir zum Sporn, der Agitation ein zweites Blatt zuzuführen, das Organ, das mir selbst zur Verfügung stand und das freilich just damals kein dominierendes, wenngleich hoffnungsvoll sich entwickelndes war. Mein Eintritt in den Kampf bezeichnet bereits das vorgerückteste Stadium desselben, wie z. B. Nr. 52 und 55; Konfiskationen wurden mit der Festigkeit, wovon Nr. 58 Zeugnis gibt, aufgenommen und beantwortet.

Und doch bin ich ſehr entfernt, einen Anteil am ſchließlichen Siege zu beanſpruchen. Schöffels lange, faſt dreijährige Arbeit war eigentlich ſchon getan und der Sieg innerlich reif, als ich mit meinem Fähnlein zu ihm ſtieß. Er allein iſt der Sieger.

Der Sieg aber war dieſer: der Vertrag mit Hirſchl wurde gelöſt, die Beraubung des Wienerwaldes unterlaſſen, die Beamten, deren Schuldbarkeit Schöffel nachgewieſen, verſetzt und penſioniert. Wahrlich, ein unerhörter und zum erſten Male gefeierter Triumph, daß einer ſo kompakt-ſolidariſchen Macht, wie dem öſterreichiſchen Beamtenſtaate, ein einzelner Publiziſt ſolche Erfolge abzugewinnen vermochte! „Die ſechſte Großmacht" hätte alles Recht gehabt, mit ihrem Ruhm die Welt zu erfüllen; und doch wird der auswärtige Leſer wenig oder nichts davon in der Wiener Preſſe gefunden haben.

Aber wir finden die Würdigung dieſes moraliſchen Ereigniſſes wo anders. Auf einer ragenden Anhöhe ihrer Gemarkung hat die Waldgemeinde Purkersdorf bei Wien aus freiwilligen Beiträgen ein Denkmal aufgerichtet, durch deſſen Inſchrift dem Andenken der Nachwelt überliefert wird, daß von einundzwanzig Wienerwald-Gemeinden Joſeph Schöffel die Gefahr der Devaſtation abgewendet. Zu derſelben Zeit hat der althiſtoriſche und bedeutende Markt Mödling bei Wien, wo Schöffel behauſt iſt, denſelben zu ſeinem Bürgermeiſter erwählt, und endlich deſignierte ein niederöſterreichiſcher Land-Wahlbezirk den Retter des Wienerwaldes als ſeinen Vertrauensmann für den Reichsrat, bot ihm die Kandidatur an, votierte ihm auch mit großer Stimmenmehrheit das Mandat, und zwar g e g e n den bisherigen Vertreter desſelben Bezirks, welchen überdies ein ſich ſelbſt als „Weltblatt" überſchätzendes Wiener-Journal mit dem Aufgebot ſeines ganzen Einfluſſes durchzuſetzen unternommen. Es war der ſchönſte Abſchluß dieſes ganzen Dramas, wie das mündige Volk, zuwider den angeblichen Machern der öffentlichen Meinung, ſeine Meinung ſich ſelbſt, auf eigenen unabhängigen Wegen und mit ausgeſprochenſtem Nachdruck zu machen verſtand.

Dieſer Kommentar genügt wohl dem auswärtigen Leſer, wäh-

rend der inländiſche, der ohnedies au fait iſt, auch dies Wenige mir erlaſſen haben dürfte. —

Das letzte Drittel des Buches, die 60er, 70er und 80er Dekade der Sammlung enthält Feuilletons religiöſen und kirchlichen Inhalts. Meinen Parteiſtandpunkt betreffend, ſo operiere ich, wie jeder Vernünftige, *für* die Kirche und bin ihr Freund. Siehe Nr. 70. Nur weil ſie ſelbſt *gegen* ſich operiert und ihr eigener Feind iſt, erſcheint ihr auch ihr Freund als ihr Feind und eine Geſinnung wie die meinige als antikirchlich. Aber wie ſich die Philoſophie am beſten dabei befindet, daß ſie ihre Gemeinden ſtill und unſichtbar beſitzt, und, Spinoziſt, Kantianer, Hegelianer zu ſein, nicht etwa politiſche Vorrechte und materielle Beſitztitel gibt, ſo kommt alles darauf an, die Kirche, ſoll ihr Wohlbefinden gedeihen, von weltlichen Intereſſen, von ſchiefen und irdiſch-unhaltbaren Stellungen, nötigenfalls gegen ihren eigenen ſchlechtberatenen Willen, zu reinigen und zu befreien. Wie ein vergiftetes Neſſusgewand müßte ihr zumal der Grundſatz vom Leibe geriſſen werden: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Was' Gott und Wille Gottes iſt, dieſe Auslegung ſteht nämlich bei ihr und ſo interpretiert ſie ſich ſelbſt ihren Gehorſam. Mit dieſer beliebigen Selbſteinſchätzung in die Staatsaſſekuranz iſt jeder Prieſter eine zweibeinige Republik, der an ſeinen Schuhſohlen ſeine eigene Souveränität durch die Monarchien trägt. Aber auch in der Republik wäre er wieder eine Kommune und endlich ſogar in der Kommune ein unerſchaffenes geſtaltloſes Chaos, denn ſeine Prätenſion bringt ihn eigentlich zu jedem wie immer gearteten menſchlichen Gemeinweſen in Iſolierung, und folgerichtig iſt er im Grunde auch beſtändig — ſein eigener *Geächteter*. Ich glaube dieſen Gedanken nicht weiter verfolgen zu dürfen, da er im Texte ſelbſt ſchon (Nr. 80) wenngleich in einer anderen Wendung zum Ausdrucke kommt. —

Von der frivolen, ja erzweltlichen Oberflächlichkeit derer, welche die wichtigſten, ſogar „ewigen" Dinge zu verwalten vorgeben, hat Nr. 67 ein Pröbchen erlebt, das denn doch an einem Orte, wie dieſer, im Vorbeigehen zur Sprache zu kommen verdient. Jedem Unbefangenen iſt es ſo deutlich als möglich, daß

das, was hier das „Märchen" genannt wird, den Inbegriff deſſen bedeutet, was man ſonſt „das Syſtem" nennt. So wird z. B. das „Wiener-Journal", jenes Agitationsmittel, mit welchem Belcredi für ſein „Syſtem" warb, ausdrücklich das kühnſte Märchen, das höchſte und wichtigſte Problem des Glaubens genannt, alſo der weltliche Sinn dieſer Begriffe ſonnenklar dargelegt. Zufällig aber ſind die Ungläubigen des Märchens, das heißt alſo die Ungebärdigen im offiziellen Syſtem — ſechs Juden, folglich (!) muß das nicht geglaubte Märchen das Chriſtentum ſein. In gewiſſen Fällen, ſcheint's, behält ein Klerikaler noch weniger Beſinnung als ein Stier vor dem roten Lappen.

Es verrät ſich eben in dieſem Zuge eines von den Symptomen der Tatſache, daß ſich der Klerus längſt nicht mehr aus den Söhnen der gebildeten Stände, ſondern einzig aus Bauern und Kleinſtädtern rekrutiert. Es iſt die echte Lächerlichkeit des Kleinſtädters, daß er in jedem Worte einen Bezug auf ſein wichtiges Ich wittert, daß er beſtändig des Wahns lebt, alle Welt ſpreche von ihm, beſchäftige ſich mit ihm, denke an ihn und ſeine Frau Baſen! Und doch ſpreche ich etwa nicht bloß vom niederen Klerus, ſondern vom höchſten. Am 28. September 1867 legten nämlich fünfundzwanzig Biſchöfe und Erzbiſchöfe Oeſterreichs dem Throne eine Adreſſe zu Füßen, womit ſie eine feierliche Demonſtration gegen die konfeſſionellen Geſetze (des Bürgerminiſteriums) beabſichtigten, und, mit direkter Anſpielung auf mein vorjähriges Weihnachts-Feuilleton (Nr. 67), unter anderen Teufels-Signaturen des modernen Zeitalters auch jene ſtrafloſe Preßfrechheit zur Sprache brachten, welche ſich nicht entblödet habe, am höchſten Feſte der Chriſtenheit, das Chriſtentum ein Märchen zu nennen!

Wie gefällt uns profanen Weltkindern dieſe Probe geiſtlicher Leichtfertigkeit? Fünfundzwanzig Kirchenfürſten verewigen es in einer Staatsſchrift von archivariſch-hiſtoriſchem Charakter — daß ſie nicht leſen gelernt haben! Sie behelligen das Ohr ihres Kaiſers mit der Denunziation eines Feuilletons, das ſie ſchlecht und denkfaul geleſen, — und kommen darauf noch im zehnten Monat nach deſſen Erſcheinen zurück! So ſchwer verdaulich war es ſelbſt den ſchwungvollen Verdauungs-Virtuoſen des Refektoriums!

Und doch steht dieser mitgeteilte Fall von geistlicher Lesefrivolität nicht einmal isoliert, sondern er paart sich — denn auch die katholischen Geistlichen lieben die Paarung — mit folgendem zweiten, welcher gleich wieder meinem nächstjährigen Weihnachts-Feuilleton (Nr. 69) passierte. Am 16. Januar 1868 las man in Nr. 270 des Journals „L'Univers“:

Le Volksfreund de Vienne rapportait naguère un fait qui fait voir à quel point est venue l'arrogance des journalistes juifs*) dans l'empire d'Autriche. Paraphrasant un poëme intitulé: L'enfant étrange un feuilletoniste de la Nouvelle Presse libre (numéro 25. decembre dernier) blasphémait contre la plus belle des fêtes chrétiennes en applicant à l'enfant Jésus les trivialités du poëme susdit.

Il le montrait successivement un Evêque, une église chrétienne, Neudorf, ensuite le Saint-Père, et chacune de ces visites lui fait dire: „Non, je ne suis pas encore né.“ Puis, arrivant au Ghetto de Rome et se trouvant au milieu d'enfants juifs, il s'écrie que là il était effectivement chez lui. Naturellement ce morceau est assaisonné de blaphèmes, de ricanements contre l'Eglise et la Clergé. Un individu, relieur de profession, a fait parvenir à M. de Beust cette production, reliée avec luxe et portant en caractère d'or, sur la couverture: Pour célébrer la Noël dans la résidence de sa Majesté apostolique.

Die letztere Anekdote wollen wir uns behagen lassen. Sie charakterisiert allzu pikant die maliziöse Verbissenheit gewisser Kreise. Gleichzeitig dient sie mir zum schätzbaren Fingerzeig, wie ich es anfangen muß, um mit Pracht und Gold in die soignierteſten Aristokratenhände zu kommen.

Was aber fange ich mit den Augen an, mit den aristokratisch-klerikalen Augen, den ewig-blinden? Wieder einmal haben sie nicht lesen können. Ein Original-Feuilleton ist ihnen ein Ge-

*) Ein katholisch-Getaufter, wie ich, hat zum Juden zu wenig und zu viel: zu wenig Ahnen, aber zu viel — unstalpiertes Material.

dicht; ſie leſen es als Inhaltsanzeige und Umſchreibung eines Gedichtes! Eine zweite Bandſchleife her: So lieſt man in der Reſidenz Ihrer Majeſtät der Dummheit die Zeitungen! Dieſe Inſchrift werden wir freilich nicht in Gold drucken können; es müßte, ihrer würdig, — wohl ein anderer Stoff und Farbendruck ſein! Und doch ſollten die armen Sünder diesmal begnadigt durchſchlüpfen dürfen, denn ſchwerlich hat man einem Feuilletoniſten je feiner geſchmeichelt, als es dieſe Nebelköpfe unfreiwillig, aber umſo unparteiiſcher getan, indem ſie mir das ſublime Kompliment zum beſten geben, „der Knabe aus der Fremde" mache den Eindruck eines in Proſa aufgelöſten Gedichtes! Dieſer Eindruck bezeugt, kann man dafür ſchon den kleinen Preis der „trivialités" zahlen, welche unter dieſen Umſtänden gar keinen Boden haben, ſondern höchſtens wegen des polemiſchen Anſtandes mitlaufen. —

Das wären denn einige Zuſätze und Erläuterungen, welche ihren Platz in der Vorrede finden konnten. Zu meinem Zwecke, die Erinnerung des Halbvergangenen und Halbvergeſſenen aufzufriſchen, werden ſie ein Mittel, aber auch nur eines, geweſen ſein. Nur was ſummariſch und im allgemeinen zu ſagen war, haben dieſe Scholien in dieſer Entfernung vom Texte anmerken können.

Als zweites Mittel verſchmähte ich daher auch die Note, die Textnote nicht, welche an Ort und Stelle ſelbſt und im unmittelbaren Anſchluß an die laufende Linie mit ihrem Grubenlichtlein das Dunkel einer Nüance, eines Details, eines vereinzelten Umſtandes beleuchtet. Allerdings nicht allzu verſchwenderiſch und unruhig mochte ich dieſe Lichtlein hin und her glitzern laſſen; das iſt ihre fröhliche Freiheit im Dunkel gelehrter Schachte. Eine Unterhaltungslektüre aber muß ſelbſt ſchon im Tageslicht ſpielen und die Note mit Sparſamkeit handhaben. Vielleicht übertrieb ich wohl dieſe Sparſamkeit und wird manches Sternlein vermißt, das ich anzuzünden nicht gewagt, aus Furcht, daß in einem belletriſtiſchen Buche die Unterbrechung des Drucks durch Notenanmerkungen das Auge beleidige.

Ein unſchuldiges Mittel dagegen war wieder das dritte, die Appoſition des Datums, die kein Auge beleidigt und möglicher-

weiſe doch auch beitragen konnte, dem Gedächtniſſe zu Hilfe zu kommen. Dieſes Mittel gebrauche ich denn weitaus am häufigſten, ſo häufig, daß ich faſt ſagen könnte in der Regel.

Erzielt es mir doch ſchon den Nebenvorteil, vorkommenden Falls einen Beſitztitel und ein jus primae occupationis zu konſtatieren, denn man ſollte es meinem kleinen Hausweſen nicht anſehen, daß mir genügſame Räuber die Ehre antaten, gelegentlich bei mir einzubrechen. Man ſehe z. B. von Nr. 23 „Ein Wiener Ratskeller" das Datum: 8. Auguſt 1870, wo eine Idee angeregt wird, welche ein anderer Biedermann — im Januar 1871 „*zuerſt*" angeregt haben wollte! Publiziſtiſch zur Rede geſtellt, antwortete er, er habe geglaubt, daß mein Organ nicht zähle, ſondern von Tonangeben und wirklichem Einfluß nur bei dem ſeinigen die Rede ſein könne. Das ſagte er einer Bevölkerung, in welcher jedes Kind weiß, daß das Blatt *meiner* Publikation eine beſtändige Auflage von 40 000 — der ſeinigen von 15 bis 20 000 dem Stempelamte und der Poſterpedition zu verrechnen gab. Von ſolchen fauſtdicken — Ungeniertheiten ſchließe man nun auf andere! So ſehe ich noch heute das lange Geſicht jenes bedenklichen, aber gar nicht unintelligenten Chefredakteurs, dem ich bei Gelegenheit der konfeſſionellen Debatten im Jahre 1868 zu beweiſen ſuchte, wie das Stichwort: „freie Kirche im freien Staate" auf eine Düpierung des letzteren durch die erſtere hinauslaufe. Er meinte, dieſer Grundſatz ſei eine heilig zu haltende Operationsbaſis und das Gegenteil joſephiniſcher Abſolutismus. Kurz, meine Kritik dagegen war damals noch neu und unerhört in Oeſterreich. Ja, vielleicht war ſie's noch zwei Jahre ſpäter, als ich in einem andern Blatte und in einer leichteren Form (Nr. 73) dieſen Grundſatz verſpottete; wenigſten wüßte ich keine frühere Wiener Zeitungsnummer mit ähnlichen Anklängen aufzutreiben. Erſt um das Jahr 72 herum und nach dem großen Vorgange Bismarcks fängt der Mißkredit jenes Stichworts, dann aber auch reißend ſchnell, ſich zu verbreiten an.

Zum Schluſſe dieſer Zeilen ſtellt ſich mir noch ein Punkt vor die Augen, der vielleicht auch berührt werden ſoll. Ich übergebe eine Sammlung politiſch-kirchlicher Feuilletons, wel-

che ſich eine „Auswahl" nennt. Die Sammlung iſt eo ipso Gegenſtand der Kritik; aber auch die Auswahl unterſteht der kritiſchen Frage: wie wurde ausgewählt?

Ich glaube mir nicht zu ſchmeicheln, wenn ich mir nachrühme, daß ich mich am liebſten auf die Seite der wähleriſch-Strengſten geſtellt hätte. Und doch ſind wir hier in einem Falle, wo die Beſcheidenheit der Selbſtkritik der unbeſcheidenſte Eingriff in die Rechte anderer geweſen wäre. Das wolle man würdigen. Ich hatte die Gewohnheitsrechte meines Publikums zu ſchonen. Jedem neuen Leſer, der irgend eine Piece entbehren wollte, ſtünde wahrſcheinlich ein alter gegenüber, der ſie wieder reklamierte: — wo blieb dieſes? — warum verwarfen Sie jenes — ich möchte gern alles beiſammen haben; — kurz, jenes liebenswürdige, gemütliche Brummen: „Ungern vermiß' ich ihn doch, den alten katunenen Schlafrock!" Hätte denn eine Sammlung noch Wert, wenn ſie unvollſtändig durch merkliche Lücken? Es iſt ein zartes Ding, in die Liebhabereien einer echten Sammlernatur einzugreifen. Was ich ausſchied, brachte ich gleichſam verſtohlen, heimlich beiſeite, und mußte ſchon feſt überzeugt ſein: den kleinen Raub wird man eben nicht merken.

Das war meine Doppelſtellung zwiſchen dem neuen und alten Leſer und recht dringend will ich gebeten haben, ſie zu bedenken. Ich mußte meine Rückſichten für beide mindeſtens teilen; ja, nach allen Geſetzen der Logik eigentlich ungleich teilen zugunſten des Letzteren. Was jenem mißfällt, kann er zur Not herausreißen; was aber dieſer vermißt und nach konſervativer Sammlerart gerne aufbewahrt hätte, findet er ſchwerlich mehr wieder, wenn es ihm die Sammlung entzog, die ja eben dazu da iſt, um es ihm wohlbehalten und gebunden in den Bücherſchrank einzuliefern.

Meine „politiſch-kirchlichen" Feuilletons ſind ſelbſtverſtändlich nicht meine ſämtlichen. Möge es auf die Gunſt der Umſtände, das Verdikt der Kritik, die Stimme des Publikums, kurz, auf die öffentliche Aufnahme und ihren großen Faktor, die Nachfrage ankommen, welch weitere Folge dieſem Anfange zu geben. Wenn irgendwo, ſo war hier wieder der rechte Ort,

eine geziemende Beſcheidenheit walten zu laſſen und den Urteilsſpruch der Leſewelt mit Zurückhaltung abzuwarten. —

An dieſem Punkte glaubte ich, alles nötige geſagt zu haben, und war im Begriffe zu ſchließen, als ein Freund bei mir eintrat und mich fragte, indem er die Sammlung fertig ſah, welches Motto ich ihr mitgäbe.

Ich wüßte nicht, ſagte ich lachend, wie dieſe ſechsundachtzig Geiſter unter einen Hut zu bringen wären.

Eigentlich ſind's nur zwei, antwortete er: Reflexion und Leidenſchaft. Ein Teil der Sechsundachtzig befleißigt ſich einer ruhigen und beſonnenen Haltung, nimmt einen lehrhaft-abgemeſſenen, bedächtigen Gang; ein anderer aber ſtürmt wie mit brennendem Kopf in die Welt hinein — zum wahrſcheinlichen Horreur ſo vieler feiner und wohlerzogener Leute, welchen aller Affekt „mauvais genre" iſt. Dieſen Salonlöwchen, — eigentlich ſind's Häschen, — ſollten Sie nun Ihren Standpunkt klarmachen.

Ei, das hat ſchon der alte Cicero getan, antwortete ich. In einem Briefe an Ennius ſagt er vortrefflich: Ein Tor, wer da glaubt, die beliebte Mittellinie, das Maßhalten, der gute Ton ſei überall am Platze, auch in den Kämpfen für eine gute und gerechte Sache.

Herz, was begehrſt du! jubelte mein Freund. Da hätten wir ja unſer Motto! Her mit dem Grundtext!

Hier iſt er. Ich habe aus dem Gedächtniſſe und aus lang verjährter, alter Schulerinnerung frei überſetzt, aber den Sinn doch richtig behalten. Das Original nämlich ſagt:

„Errat, qui temperantiam, mediocritatem, modum denique desiderat in re optima."

Was aber res optima iſt, dieſe Entſcheidung ſucht eben der Einzelne — vom größten Regenten bis zum kleinſten Schriftſteller — bei der Publizität und ihrem Gemeingefühle.

Wien, im Juni 1874.

Ferdinand Kürnberger.

Das Lob des Krieges

(Juni 1866)

Es gibt konstituierende Kriege wie es konstituierende Nationalversammlungen gibt. Ist doch eine Armee selbst eine Nationalversammlung und zwar die größte, einigste, beschlußfähigste solcher Körperschaften. Anträge bringt die göttliche Vorsehung unmittelbar ein, der Feldherr unterstützt sie, die Armeen stimmen darüber ab. Diese Tatsache ist nicht einmal bildlich sondern ganz eigentlich wahr. Alle Volksverfassungen, oder fast alle, fingen mit Versammlungen der Waffenmacht an. Das Rakosfeld bei Pest und die grasigen Weichselufer bei Warschau sahen Kavalleriemassen, welche Reichstage waren. Noch Jahrhunderte nach Gründung der Magna Charta gab es Stadtgemeinden, welche demütig baten, die Last, einen Vertreter ins Parlament zu schicken und zu verpflegen, ihnen abzunehmen, denn die damalige Volkskraft lag beim bewaffneten Adel. Auf dem Sattel kriegerischer Barone wurde das starke Kind der englischen Verfassung geboren, und Pitt und Cannings Vorredner im Parlamente waren — Trompeten und wiehernde Rosse!

Es gibt konstituierende Kriege wie es konstituierende Reichstage gibt. Unser gegenwärtiger Krieg, oder sagen wir besser, Kriegsperiode, — denn es wird eine blutig schöne Korallenschnur von Kriegen sein, — läßt sich aller menschlichen Voraussicht nach zu einer großartigen Konstituante an. Die Verfassung von Oesterreich und Deutschland, — das 70-Millionenreich zwischen dem Rhein und dem Pruth, muß aus diesem Kriege oder dieser Kriegsreihe für immer geordnet hervorgehen. Die tiefen Schäden ihrer Zustände haben den Krieg ja heraufbeschworen. Als eine Lüge hat sich die diplomatische Fiktion erwiesen, daß ein zerbröckeltes Deutschland zum europäischen Gleichgewichte gehöre, daß Oesterreich keinen andern Beruf

habe als den des konservativen Stillstandes, Preußen keinen andern als die ideale Ausdehnung in „Kunst und Wissenschaft", — die Eroberung von Schulbänken! Sie mögen sich rühren! Aber weil sie sich nicht rührten, bargen Oesterreich und Deutschland, scheinbar der Ruhe und Erhaltung dienend, in Wirklichkeit einen ewigen Zündstoff des Krieges. Jeder Range, welcher sich wachsen fühlte, zupfte im Laufe der Jahrhunderte das 70-Millionenreich an Haar und Bart, sogar der winzige Däne durfte es noch vor kurzem. Bald die Rheingrenze, bald Schleswig-Holstein, also ein fester deutscher Besitz, standen auf dem Repertoir nachbarlicher Raubstaaten als „Fragen", — eine Beleidigung welche in allen fünf Weltteilen nicht ihresgleichen hat. Und das nannten sie „politisches Gleichgewicht"! Ich glaube der Fuchs nennt es seine „gefährdeten Interessen", wenn die Gänse auffliegen, aber politisches Gleichgewicht, wenn sie in einem Stalle, der ihm stets zugänglich ist, bewegungsunfähig eingepfercht sind!

Unser gegenwärtiger Krieg wird und muß uns konstituieren. Aber eh noch die Frucht des politischen Gewinns reift, wollen wir schon heute einen moralischen Gewinn verzeichnen, welcher die beste und sicherste Frucht aller kriegerischen Aufregungen ist. Große Kriegsepochen ändern den Geist und die Denkungsart der Völker. Wer auf der Bahn des Verfalls schon so tief steht, wie die Byzantiner standen, welche sich herumzankten, ob der Geist vom Sohn oder vom Vater und Sohn zugleich ausgeht, während die Türken schon Konstantinopel bestürmten, dem gibt der Krieg vollends den Genickfang und sein elendes Dasein wird durch den letzten Stoß nur wohltätig abgekürzt. Wer aber lebens- und geschichtsfähig, übrigens auf dem Lotterwege war, Leben und Geschichte in Theatern und Modeläden zu vertrödeln, den reißt der Krieg noch rechtzeitig von der abschüssigen Bahn des Versinkens zurück. „Der Krieg läßt die Menschen nicht versumpfen und verknöchern," sagt Hegel; „er macht Ernst mit der Eitelkeit, Unsicherheit und Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und läßt dem, was von der Natur das Zufällige ist, dem Besitz und Leben, das Zufällige widerfahren." Nun, wenn schon Besitz und

Leben ſelbſt eitel ſind, wer möchte dann noch ſein Herz hängen an jene tauſend Verzierungen von Beſitz und Leben, welche man Luxus nennt? Wenn die ganze Exiſtenz auf eine Viertel Million Menſchen geſtellt iſt, welche zu ſterben bereit ſind, ſo ſchämt man ſich faſt zu leben, aber ſicherlich ſchämt man ſich, das Leben zu verhätſcheln und zu verwöhnen. Man ſchämt ſich, in Seidenkleidern zu gehen, wenn der Stolz des Vaterlandes in Tuch und Zwilch geht; man ſchämt ſich nach Auſtern und Champagner zu ſchicken, wenn auf heißen Schlachtfeldern die Blüte des Volkes nach Waſſer lechzt; man ſchämt ſich eine Opernloge mit Agio und einen Schneider gar nicht zu bezahlen, wenn am Opernabend eine Hauptſchlacht bevorſteht und der Schneider einen Brief zeigt, worin ſein Sohn der als „Freiwilliger" blutet, um Unterſtützung ſchreibt. Und am Ende geht man in Seidenkleidern, trinkt Champagner, bezahlt eine Opernloge und bezahlt ſeinen Schneider nicht; aber man prunkt wenigſtens nicht damit, man ſchweigt davon. Der öffentliche Geiſt wird ein beſſerer. Die Witze der Komiker und die Grimaſſen der Soubretten haben aufgehört, eine Nationalſache zu ſein. Das Schale und Abgeſtandene muß ſich verkriechen und zeigen darf ſich nur das Starke und Tüchtige. Gut iſt eine Nation nicht dadurch, daß jeder Einzelne gut iſt, — ſind wir doch ſchwache Menſchen! aber das öffentliche Beiſpiel muß ein gutes ſein. Das Gute und Schlechte, das Weibliche und Kräftige, das Bübiſche und Männliche iſt vielleicht bei der beſten und ſchlechteſten Nation in gleichem Miſchungsverhältnis vorhanden; den entſcheidenden Unterſchied macht es nur: wer den Ton angibt, wer als Hefe zu Boden muß und wer als Crême oben zu ſtehen kommt. Der Krieg, dieſer gründlichſte und legitimſte „Aufruhr" rührt die falſchen Miſchungsverhältniſſe großartig auf und um und empor kommt die Männertugend. Die Bewunderung der Straße iſt nicht mehr der Parvenü und die „Scharlachdame", wenn ſie mit dampfenden Roſſen ans gasſtrahlende Opernportal herkaroſſieren, ſondern alle Blicke folgen jenem blaſſen zerſchoſſenen Krüppel, welcher mit Heftpflaſtern bedeckt nach dem Bäckerladen ſchleicht. Der Held des Tages iſt wirklich ein Held.

Darum lebe der Krieg, dieſer herrliche Bräutigam edler Nationen, welcher Kinder erzeugt für die Kränze der Unſterblichkeit, für den Segen der ſpäteſten Nachwelt!

Gute Menſchen aber ſchlechte Muſikanten

Lieber Leſer! Als ich auf dem Wege zu dir war, begegnete mir eine Exiſtenz.

Hm! wie ſah ſie denn aus dieſe Exiſtenz? War ſie ein Herr oder eine Dame, trug ſie ſich weiß oder ſchwarz, trug ſie ſich deutſch oder ungariſch?

Das alles gehört nicht zur Sache; genug es war eine Exiſtenz.

Aber eine Perſon wird ſie doch geweſen ſein; einen Leib wird ſie doch gehabt haben!

Perſon? Leib? Wenn ich von einer Exiſtenz ſpreche, ſo gehört auch Perſon und Leib nicht zur Sache.

Zum Henker, Herr, dann iſt Ihnen eben nichts begegnet.

Bitte ſehr, eine wunderſchöne, reine Exiſtenz iſt mir begegnet.

Jetzt klingelſt du, lieber Leſer, rufſt deinen Hausmeiſter und läßt mich ins Narrenhaus transportieren. Denn unzerſtörter lebt in deinem, wie in allen menſchlichen Begriffsvermögen die Grundwahrheit: Nulla existentia sine essentia. Zu deutſch: Keine Exiſtenz ohne Weſenheit. Alles was exiſtiert, muß notwendig unter einer beſtimmten Form exiſtieren.

Sollte man es für möglich halten! Grundwahrheiten können dem Menſchen angeboren, durch die Natur ſelbſt ſchon geſchenkt ſein, und doch kann er noch immer bei der Anwendung derſelben irren. So viel gehört dazu, um den Naturmenſchen zu bilden, und ſo groß iſt der Mißbrauch, welcher mit dem Ausdruck „gebildeter Menſch“ getrieben wird!

Es gibt Menſchen, welche gewiß das Herz auf dem rechten Flecke haben, ſie bilden ſich ſogar ein, den Kopf auf dem rechten Flecke zu haben, ſie treiben, um das Unglück voll zu machen, endlich auch noch Politik: und dieſe guten Menſchen und ſchlechten Muſikanten hören nicht auf mit ihren falſchen Noten uns das Ohr zu zerreißen, indem ſie konſequent den grauſamen Unſinn intonieren: In einem Kampfe, wo es ſich um die reine Exiſtenz handelt, müſſen alle inneren Fragen vertagt werden.

Als ob es eine reine Exiſtenz gäbe! Als ob wir für eine Exiſtenz kämpfen könnten, ohne zugleich für die Form dieſer Exiſtenz zu kämpfen! Und wenn wir in einer veralteten, verrotteten, ſchwerfälligen, geiſtloſen, bewegungsunfähigen, kurz in einer ſchlechten Form exiſtiert haben, ſo geben wir ja unſere Millionen aus für dieſe Form, bluten für dieſe Form, kämpfen und ſterben für dieſe Form, verwünſchen ſie und gehen in den Tod für ſie. Wir verteidigen ja die ſchlechte Form unſerer Exiſtenz, indem wir die Exiſtenz ſelbſt verteidigen. Und haben wir geſiegt, ſo hat ja die ſchlechte Form auch geſiegt; der wohltätigſte Notdrang, ſie abzuſtoßen, iſt vorbei; woher ſollte denn noch die Zauberkraft kommen, in der unendlichen Ermüdung, die nach dem Exiſtenzkampfe eintritt, die Exiſtenzformen zu erzeugen? Es iſt gleichſam, — um uns wie ein Accoucheur auszudrücken, — als ob das beſte Fruchtwaſſer verloren wäre, ohne daß das Kind geboren wurde. Das Blut der Völker iſt das Fruchtwaſſer ihrer Neugeburten! Was hat denn das deutſche Volk ausgerichtet, als es nicht *während* der Freiheitskriege ſeine Freiheit erkämpfte, ſondern *nach* denſelben den Wartburg- und Hambacher Putſchen das ohnmächtige Nachſpiel der verſäumten Arbeit überließ? Mit Blut läßt ſich alles ſchreiben, nur kein Poſtſkriptum. Die Epochen ſind gar nicht ſo häufig im Geſchichtsleben der Völker, wo ſie mit Erfolg gegen ihre Feſſeln und Banden reagieren können. Aber wenn je, ſo ſind Kriege dieſe Epochen. Schon Heſiod nennt den Krieg den Vater aller guten Dinge. Und von der herrlichen Stadterweiterung Athens, welche Perikles mitten im peloponeſiſchen Kriege vornahm, bis zu den Friedenswerken des raſtloſen Schlachtenlieferers Napoleon, — ſeinen Code voran, — hat auswärtiger

Krieg lebhafte und fähige Völker noch niemals abgehalten, an inneren Neubildungen zu arbeiten. Und nun vollends Exiſtenzkriege. Wie anders läßt ſich denn die Exiſtenz retten, als indem man alles Exiſtenz-Hindernde über Bord wirft? Iſt es denn wahr, gibt es denn wirklich Leute, welche anraten können, das ſinkende Schiff erſt in den Hafen zu bringen und es *dann* von ſeinem Ballaſt zu erleichtern? Ja, es gibt deren, aber wir werden nicht ablaſſen, dieſen ſchlechten Muſikanten Muſik-Unterricht zu geben.

Daneben werden wir aber auch nicht auf Verfaſſungs-Bettel ausgehen, und, — was in der liberalen Preſſe jetzt für „opportun" gilt, — fleißig um „Konzeſſionen" bitten, damit das liebe Kind um ſo artiger in den Krieg ziehe. Nichts weniger als das. Wir denken über dieſen Punkt weſentlich anders, als ein gewiſſer Liberalismus, — was wir nächſtens zu demonſtrieren vielleicht Gelegenheit haben.

Eine neue Uhr

Wir hatten eine Uhr, welche zuweilen ſtehen blieb. Wir nahmen einen Zahnſtocher und ſtörten in dem Werke herum. Da ſie nicht beſſer ging, ſo fiel uns ein, ſie brauche vielleicht Oel. Da legten wir ſie in eine Petroleum-Kanne. Das Petroleum tat ihr auch nicht gut, ſo daß wir zu einem radikalen Mittel griffen. Wir banden die Uhr einem Vollblutrenner an den Huf und ließen ſie ein Kavaliers-Wettrennen in der Freudenau mitmachen. Dieſe Kommotion, dachten wir, ſollte ſie in Gang bringen. Aber die Uhr blieb noch immer ſtehen, ſo ſchön auch die Pferde galloppierten. In dieſer Not trugen wir ſie endlich zu einem Uhrmacher. Der Meiſter ſah die Uhr an, ſah uns ſelbſt an und ſchüttelte ſehr ſeltſam den Kopf. Dieſe Uhr

hätten Sie mir früher bringen ſollen; jetzt hilft keine Reparatur mehr. Das Werk iſt total ruiniert.

Seit dem Tage der Verfaſſungs-Siſtierung hat die liberale Preſſe nicht aufgehört, die Verfaſſung in Erinnerung zu bringen. Das aufſteigende Kriegsgewitter ſpornt ſie neuerdings an, zu ſturmfeſten Verfaſſungsbauten zu drängen. Es vergeht kein Tag, wo wir nicht in dieſem und jenem Blatte die Einberufung des Reichsrates empfehlen hören. In den Reihen der Verfaſſungsfreunde ſchmeicheln wir uns unter den Vorderſten zu ſtehen und wollen bei allen paſſenden Gelegenheiten den Beweis dafür liefern. Um ſo weniger fürchten wir ein Mißverſtändnis, wenn wir uns zu zweifeln erlauben, ob dieſes Verfaſſungs-Werben würdig und dem wahren Charakter des Gegenſtandes angemeſſen iſt. Daß wir es nur gleich herausſagen: wir denken vielmehr, ſtatt die Werber zu ſein, müßten wir die Umworbenen ſein.

Was ſind Verfaſſungen? Sieht es doch aus, als wären das Dinge, welche die Regenten entbehren können und wovon nur die Regierten profitieren. Aber dem iſt nicht ſo. Verfaſſungen ſind eben ſo ſehr der Vorteil der Kronen wie der Völker. Werden Kronen bedroht, und haben Verfaſſungen die Kraft, beſſer als bureaukratiſche Mechanismen, Kronen zu ſichern, warum ſoll es juſt die liberale Preſſe ſein, welche nach Verfaſſungen ruft? Laßt auch einmal die offizielle darnach rufen: Es heißt die Regierenden ſelbſt in dem Wahne beſtärken, als ob Verfaſſungen Gnaden und Wohltaten wären. Aber es ſind Pflichten und Arbeiten, ſchwere Pflichten und harte Arbeiten! Was ſollen wir darnach rennen, ſie anzubieten? Haben wir je Steuern und Soldaten angeboten? Nichts wäre überflüſſiger geweſen, denn die Regierung kam ſchon von ſelbſt und ſagte: wir brauchen euer Geld, wir brauchen eure Söhne. Wohlan, wartet es ab, daß ſie kommt und ſagt: die Not ſteigt, wir brauchen jetzt auch eure Ratſchläge und euren Kredit. Das und nichts anderes iſt die Verfaſſung.

Und wenn ſie nun kommt und unſere Mitwirkung zur Rettung des Reiches in Anſpruch nimmt, ſo laßt uns mit Ernſt und Würde in Ueberlegung ziehen, unter welchen *Bedingungen* wir die ungeheure *Verantwortlichkeit* dieſer Mitwir-

kung auf uns nehmen können. Wir wollen nicht haſtig zugreifen wie Kinder, welche ein Geſchenk erhalten, ſondern bedächtig ſein wie Männer, welche gewiſſenhaft abwägen, ob die Laſt die wir tragen ſollen, auch tragbar iſt, ob die gebotene Verfaſſung einen freien und umfaſſenden Gebrauch aller Kräfte auch zuläßt, — denn Scheinverfaſſungen und Scheinkonſtitutionalismus kennen wir bereits zur Genüge. Die reparieren die Uhr nicht.

Buol-Schauenſtein geht und vererbt uns den Verluſt der Lombardei; Rechberg geht und vererbt uns einen Bürgerkrieg um Schleswig-Holſtein: was iſt's denn ſo Großes, wenn ein Miniſter von ſeinem Herrn ſich erlauben läßt, ſolche Verantwortlichkeiten mit dem Volke zu teilen, d. h. zu Verfaſſungspatenten rät? Der Mann hat ſeine Deckung, aber der Parlamentarismus ruiniert ſich. Seid verſichert, wir werden noch nicht ſo viele Jahre am Ruder ſein, als ſie Jahrhunderte mit ihren Obſkuranten und Kutten uns mißregiert, und ſchon werden die letzteren ſchreien: Seht, der Liberalismus iſt auch unfruchtbar! Seid auf der Hut, Parteigenoſſen. Werft euch nicht weg. Nehmt ihr zerrüttetes Uhrwerk nicht zum Ausflicken an, wie hungrige Handwerker; zeigt vielmehr einen gewiſſen Meiſterſtolz, lehnt ab, was hoffnungslos iſt, und antwortet ihnen: Hier bedarf's einer neuen Uhr.

Und in der Tat iſt das der Sinn unſerer ſpröden Rede. Wir trennen die Begriffe Verfaſſung und Reichsrat. Daß Oeſterreich eine Verfaſſung haben muß, um den preußiſch-italieniſchen Koalitionskrieg zu überſtehen, verſteht ſich von ſelbſt; wir verſchmähen es, darüber noch Worte zu verlieren. Daß aber dieſe Verfaſſung juſt die ſiſtierte ſein müßte, der Schmerlingſche Reichsrat, die Gruppenwahl, die Intereſſenvertretung, kurz, der altſtändiſche Landtag, wo eine privilegierte Minorität vorweg die Majorität iſt, und aus dieſen ſtändiſchen Landtagen die magere Delegation des Reichsrates, welchen man Parlament zu — höhnen beliebt: die liberale Preſſe müßte ſehr wenig gelernt und ſehr viel vergeſſen haben, wenn ſie nach d i e ſ e r Verfaſſung riefe. Provinziallandtage mit ein paar Advokaten und Fabrikanten verſtärkt, das war jener Konvent nicht, welcher vierzehn

Armeen zum Siege ausſandte. Hat Oeſterreich kein befriedigtes Ungarn, keine Konſtituante aus Urwahlen, hat Oeſterreich keine begeiſternde Idee ins Feld zu ſchicken, ſo politiſiert nicht länger, ſondern — betet für dieſes Oeſterreich!

Ein hoher Geburtstag

(15. Juni 1866)

Wir verſtehen darunter nicht etwa den Geburtstag jener Weſen, welche ſich für Hoheiten halten, weil ſie eine Zeitlang im Gothaſchen Staatskalender ſtehen und dann ſpurloſer verſchwinden als die Figuren im Figaro- und Kladderadatſch-Kalender; ſondern wir verſtehen darunter — ein Blatt Papier! Dieſes Blatt Papier iſt unter allen europäiſchen Hoheiten die höchſte. Es wurde geboren am 15. Juni 1215. Das Blatt Papier heißt: Magna Charta libertatum und ſein Geburtsland iſt England.

Heute vor 651 Jahren ging's hoch her auf der grünen Wieſe zu Runnemede, welche bei Staines an der Themſe liegt. Das Junigras war gemäht und auf den Heuhaufen der Wieſe lag im trotzigen Waffenſchmuck der ganze Adel von England. Welcher Maler malt dieſe Gruppe? Noch keinem iſt's eingefallen, und doch gäbe es das ſchönſte, auch künſtleriſch ſchönſte Hiſtorienbild. Die Themſe muß im Strahl der Juniſonne mit ihren glänzendſten Wellen an den Wieſenrand emporgehüpft ſein, wenn nicht kichernd und ſchadenfroh mutwillige Nixchen auf die andere Seite hinüber äugelten, auf das buſchige Inſelchen in der Themſe, wo die weißen Spitzen von Zelten aus dem grünen Laube ragten. Unter dieſen Zelten war eine kleine, aber gewählte Geſellſchaft vereinigt, eine von jenen, welche man heute

„Kamarilla" nennt. Da waren die zwei Erzbischöfe von Canterbury und Dublin, ferner die Bischöfe von London, Winchester, Bath, Lincoln, Coventry, Worcester, Rocheſter, dann der päpſtliche Legat, hierauf von weltlichen Herren die Grafen von Pembroke, Salisbury, Warenne, Arundel, der Connetable von Schottland, Allan von Galloway, der Seneſchal von Poitou Peter Fitz-Herbert uſw. uſw. Inmitten dieſer edlen und hochwürdigen Herren ſah man ein kleines Männchen von unanſehnlicher Geſtalt, aber ſtarkem Embonpoint, nahe bei fünfzig, mit Geſichtszügen, in welchen ſich die reichlich genoſſenen Freuden von Liebe und Wein bereits als Leiden ſignaliſierten, und welche überhaupt unangenehm waren, auch wenn ſich nicht alles darin malte, was die Geſchichtsſchreiber vom Charakter des kleinen Männchens wiſſen, als da ſind: Feigheit, Mißtrauen, Grauſamkeit, Treuloſigkeit, eine kurze barſche Sprache und ähnliche ſchmeichelhafte Eigenſchaften. Das Männchen trug einen pelzbeſetzten Wams mit einfachem, ſchwarzen Leibgürtel, ein Paar Hoſen von Rindsleder und Stiefel mit Lammswolle gefüttert. Man ſieht, der Mann, welcher die weißen engliſchen Mädchen und die ſtarken franzöſiſchen Rotweine ſo ſchwelgeriſch liebte, hatte in der Garderobe nur geringe Bedürfniſſe. Ein nicht ſeltener Zug heimtückiſcher Gemütlichkeit in der äußeren Erſcheinung von Tyrannen! Ein Tyrann aber war das kleine Männchen mit dem ſtarken Bauch und der roten Kupfernaſe. Der Leſer wird es ſofort glauben, wenn wir ſeinen Namen nennen. Das Männchen nämlich war König Johann. Der Leſer kennt ihn als Mörder ſeines Neffen Artur, was Shakeſpeare ergreifend auf die Bühne gebracht hat, und wieder hat eine liebenswürdige Darſtellerin dieſes Artur einen andern Dichterfürſten — unſern Goethe — zur ſchönſten ſeiner Elegien begeiſtert, „Euphroſine".

Am 15. Juni 1215 aber hatte ſich König Johann mit den Baronen von England nicht dieſes Rendezvous auf der Wieſe von Runnemede gegeben, um Stoff zu liefern für die Dichter, ſondern an dieſem merkwürdigen Tage lieferte er Journaliſten und Kammerrednern Stoff, den Journaliſten und Kammerrednern der ganzen Erde und bis ans Ende der Zeiten. Solange

ſich noch eine Feder mit Tinte und eine menſchliche Lunge mit Luft füllt, wird geſagt und geſchrieben werden von der Magna Charta von England, dieſem Palladium der Freiheit, bei deren Namen Tyrannenköpfe wackeln, aber alpgedrückte Volksherzen aufatmen, und welche am 15. Tag des wunderſchönen Sommermonats Juni dort auf der luftigen Wieſe bei Staines im Grasduft der ſchönen Natur und aus dem Blute edler Menſchen unſterblich geboren wurde.

Die Magna Charta wurde unter Schmerzen geboren, wie alle Verfaſſungen. Das kleine Männchen, der König Johann, wehrte ſich gewaltig, das erlauchte Kind anzuerkennen, und als er's endlich tat, bewaffnete er dieſelbe Hand, welche Schwur und Unterſchrift vollzogen, mit dem Schwerte, um Schwur und Unterſchrift wieder zu morden. Und das war gut. „Hätten Johann und ſeine Nachfolger", ſagt Paulis Geſchichte von England, „ihren Schwur auf die Magna Charta gehalten, ſo wäre von derſelben ſchwerlich häufiger die Rede geweſen, als von den Urkunden Stephans oder Heinrichs I. und II. So aber, nachdem das Königtum in der Folge wiederholt eidbrüchig geworden war und vergeblich die Grundſätze der Magna Charta zu zerſtören verſucht hatte, lernte man, an dieſelbe den Inbegriff der engliſchen Freiheit knüpfen."

Wie man aus dieſer Stelle ſieht, forderte die Magna Charta nicht einmal neue Rechte, ſondern formulierte und erweiterte bloß ſchon vorhandene. Schon Heinrich I. hatte einen Freiheitsbrief erteilt, aber hinterher Sorge getragen, daß alle von ihm ausgegebenen Exemplare wieder in ſeine Hand kämen, um vernichtet zu werden. Ein pfiffiger Mann! Man ſieht, die Welt hat nicht erſt ſeit heute Siſtierungs-Witz! Die Barone aber hatten den Brief nicht vergeſſen, obwohl die Könige. König Johann konnte nämlich ganz naiv fragen: was ſind denn das für Freiheiten, von welchen auf einmal ſo viel Geſchrei iſt? Und als man ihm den Text auslegte, ſchrie er wie toll: „Verlangt doch lieber gleich mein ganzes Reich! Töricht und grundlos ſind dieſe verwünſchten Forderungen." Das war im April. Im Juni hatte er Punkt für Punkt „dieſe verwünſchten Forderungen" beſiegelt und beſchworen! Es war noch kein Zeitalter des

Dampfes und doch genügten acht Wochen zu dieſer „neuen Aera". Wer errötet da?

Auch Papſt Innocenz III. geriet außer ſich, als er vom Inhalt der Magna Charta hörte. „Was?" rief er, „glaubt der Adel von England, ſeinen König, der das Kreuz genommen und ſich unter den Schutz des apoſtoliſchen Stuhles geſtellt, vom Throne ſtoßen zu können? Beim heiligen Petrus! Dieſe Beleidigung darf nicht ungeſtraft hingehen!" Und doch ging ſie ungeſtraft hin! Der heilige Petrus ſcheint anderer Meinung geweſen zu ſein.

„Der das Kreuz genommen und ſich unter den Schutz des apoſtoliſchen Stuhles geſtellt." König Johann hatte nämlich das ungeheuerlichſte aller Konkordate mit dem Papſte abgeſchloſſen, d. h. ſich ſelbſt und ganz England dem Papſte zu Lehen gegeben. Wohl das weitgehendſte Beiſpiel, wie ſich ein Fürſt vor einer auswärtigen Macht demütigen kann, um den Geiſt zu verleugnen, der in ſeinem Inlande mächtig iſt. Aber unwillkürlich fragt man ſich da: Wie viel hat es ihm genützt?

Vom Throne ſtoßen — Beleidigung — verwünſchte und törichte Forderungen — das waren die Artigkeiten, womit die Magna Charta, auch ohne Dispoſitionsfond und offizielle Preſſe, von den beſtehenden Mächten begrüßt wurde. Die Geſchichte ſollte anders als dieſe „Lehrmeinungen" urteilen. Die Magna Charta hat den Thron unüberwindlich befeſtigt und die Beleidigung iſt zur höchſten Nationalehre geworden und die verwünſchten und törichten Forderungen fließen als Quelle des Segens durch alle Jahrhunderte. Am 15. Juni 1215 hatte König Johann alle ſeine Nachfolger gezwungen, die glücklichſten Fürſten Europas zu werden. Ja, von den Fürſten ſprechen wir. Eine Magna Charta zu beſitzen, iſt vor allem das Glück der Könige. Die Völker bleiben, aber die Dynaſtien wechſeln. Welcher Thron in Europa ſteht ſo ſtolz und ſicher wie Englands Thron? Beſchützt von der Magna Charta ſehen die Könige Englands von ihrem Throne wie von einem Sterne des Himmels herab, ſehen einen Philipp II., einen Ludwig XIV., einen Napoleon, einen Nikolaus, ſehen die größten Machtwalter des Kontinents ohnmächtig gegen ſie dräuen, und ankern ſicher an

einem durch Volksfreiheiten verbürgten Patriotismus in allen Stürmen der Weltgeſchichte, während auf dem Kontinente faſt kein Jahr vergeht, wo nicht irgendwo die unglückliche Redensart gehört wird: die Dynaſtie iſt in Gefahr.

Hiſtoriſche Poſtſtationen

(11. Juli 1866, ungedruckt geblieben)

Vom 4. Juli, wo das Schlachtbulletin von Königgrätz publiziert wurde, bis heute, wo ſchon nichts mehr publiziert werden kann, was die erlebten Eindrücke zu überbieten vermöchte, hat Wien eine Woche durchgemacht, wie ſeit jener unvergeßlichen Märzwoche keiner des lebenden Geſchlechts eine zweite zu nennen wüßte. Ja, unſere neueſte Juliwoche iſt noch wichtiger als jene Märzwoche. Damals hatte das Volk noch Blut und Hoffnungen und glaubte, dieſe zu erkaufen mit jenem. Heute hat es ſein Blut ausgegeben, aber nichts damit eingekauft. Damals war es überhaupt das Volk, welches die Revolution machte, heute machen ſie die Fürſten und der Aufſtand gegen die alte Ordnung der Dinge geht von den Thronen ſelbſt aus. Ganz Europa iſt im Aufſtande. Rußland und den Inſelſtaat England ausgenommen, machen ſämtliche Militärſtaaten Europas ihre Revolution, nämlich gewaltſame Anſtrengungen zum Umſturz des Alten. Der Kampf der alten Ordnung gegen die neue iſt heute verſchwunden; er gehörte dem Jahre 1848 an. Im Jahre 1866 wollten die Throne, die alten Ordnungsmächte ſelber, das Neue und nur das W i e dieſes Neuen iſt's, was Preußen, Oeſterreich, Frankreich, Deutſchland, Italien, was fünf Militärſtaaten bereit macht. Im Jahre 1848 verſuchte das Bürgertum, gegen die Feudalmonarchien die Formel des 19.

Jahrhunderts zu finden, heute verſuchen es die Monarchien ſelbſt. Der europäiſche Monarchismus hält heute Generalprobe über ſeine Zeugungsfähigkeit zu Neubildungen.

Ein Beſiegter des Jahres 1848 ſagte beim Einmarſch des F.-M. Windiſchgrätz und bei ſeinem eigenen Ausmarſch Folgendes: Das Jahr hat uns beſiegt, nicht das Jahrhundert. Ich erlebe noch die Wiederkehr der Revolution und zwar in weiteren Kreiſen und mit größeren Programmen. Die modernen Revolutionen wiederholen ſich mit der Regelmäßigkeit von Pendelſchwingungen. Die erſte franzöſiſche Revolution mit ihrem Kaiſerreich, ſodann die Reſtauration, hierauf die Juli-Monarchie; — es ſind drei faſt gleichteilig genau gemeſſene Zeitperioden von achtzehn Jahren. Geben Sie acht, in längſtens einer ſolchen Friſt ſchafft ſich der heutige Geiſterkampf einen neuen Leib. — Der Mann hatte buchſtäblich recht. Von 1848 bis 1866 ſind's präzis achtzehn Jahre.

Ueberblicken wir die ſtillgereiften Früchte dieſes Zeitraumes, ſo ſind ſie unermeßlich. Ein Gegenſatz wie Garibaldi und Bismarck iſt der Hauptſache nach gleich Null geworden. Der Premierminiſter einer alten Gottesgnaden-Dynaſtie und der republikaniſche Volksagitator haben ihre Monarchen gleichmäßig vorwärts getrieben, einen Gedanken der Neuzeit zu vollziehen, — den Einheitsgedanken. Dieſer Zeitraum hat ferner eine Geſtalt geſchaffen wie Louis Napoleon, eine Geſtalt, welche der inkarnierteſte Geiſt des Jahrhunderts iſt. Es iſt der aufgehobene Gegenſatz der Monarchie und der Demokratie. In welchen Teil-Verhältniſſen er beide in ſich vereinigt, darüber läßt ſich ſtreiten und wird auch geſtritten; wäre er der vollendete Ausgleich dieſer beiden Prinzipe, der Mann wäre allmächtig: er iſt ſchon mächtiger als andere, weil er nur der begonnene Ausgleich iſt. Der Erwählte des Volkes, der Parvenü, der Mann, welcher nicht die kleinſte Fürſtentochter zur Frau erhalten könnte, hat heute die Rettung des Hauſes Oeſterreich in der Hand und erhält bedingungslos die ſchönſte Provinz der Monarchie zum Preiſe dafür. Lauter kann das 19. Jahrhundert nicht mehr ſprechen!

Preußen iſt mächtig und groß durch den Einheitsgedanken, Frankreich durch den ſelbſt in cäſariſcher Entſtellung noch erkennbaren demokratiſchen Gedanken. Beide Gedanken hat Oeſterreich im Jahre 1848 zu Boden geworfen und ſeitdem — ruhig auf dem Boden liegen gelaſſen. Der Reichstag von Kremſier, welcher die Einheit und Freiheit Oeſterreichs repräſentierte, wurde geſprengt und — nichts an ſeine Stelle geſetzt.

Hätte Oeſterreichs Regierung nach den Bombardements von Prag und Wien, nach den Tagen von Világos und Arád für die aufgelöſte von Kremſier eine zweite Konſtituante berufen, ſo wären in dieſe Konſtituante ohne alle Frage endlich auch die Ungarn gekommen, die beſiegten, zertretenen, verbluteten Ungarn, denn wer möchte ſich nicht auf die Bänke von Geſetzgebern niederlaſſen, der ſoeben noch hoffnungslos auf der Galgenleiter geſtanden? Oeſterreich konnte aus ſeinen Bürgerkriegen den unermeßlichen Vorteil der Reichseinheit ziehen und brauchte ſich vor der begleitenden Freiheit gar nicht zu fürchten, denn ein Parlament, das in Spitälern, in Kerkern und unter dem Galgen gewählt wurde, wäre nicht mit der phrygiſchen Mütze gekommen und hätte der Miniſterbank gewiß ein williges Ohr geliehen, ein Ohr, das ja noch voll war vom Pfeifen der Granaten und Brandraketen. Kurz, unter den Kanonen der Sieger wäre dieſes Zentralparlament beſcheiden geweſen und hätte ſich an Beſcheidenheit gewöhnt. Die Regierung konnte in dieſem Parlamente die Freiheitsentwicklung mit ihren eigenen Anträgen auf lange Zeit hin beherrſchen und über den Kopf gewachſen wäre ſie ihr vielleicht niemals, denn ein Parlamentarismus bekommt ſeinen Stempel von den Umſtänden, unter denen er entſteht, und entſtanden unter der eiſernen Hand eines Siegers, in Buße und Reue, in Maß und Zucht, hätte ſich der unſrige an jenen ſchrittweiſen und ruhigen Fortſchritt gewöhnt, welchen wir als die Geſundheit des engliſchen Parlamentarismus beneiden. Mit einem Worte, damals wären aus den in Oeſterreich wohnenden Völkern „Oeſterreicher" geſchaffen worden, — damals und nicht wieder! Die Friſt ging verloren. Das Haus Oeſterreich verachtete ſeine „Rebellen" allzumal und

verließ ſich auf ſeine Bajonette. Es ſtützte ſich, es ſetzte ſich auf ſie.

Nach zehn Jahren fingen ſie an durchzueitern. Im Jahre 1848 hatte der Staat in allen Fugen gekracht, war aber noch ganz geblieben. Im Jahre 1859 wurde ihm ſchon ein Glied aus dem Leibe geriſſen. Die „ſtützenden" Bajonette hatten den ganzen Leib verwundet und das krankhafte Glied, die Lombardei, ging in einer Amputation verloren.

Der gedemütigte, in ſeiner Schwäche bloßgeſtellte Militärſtaat kam jetzt dem Volksſtaate entgegen — getrippelt. Langſam, zaudernd, widerwillig. Die Furcht vor der Freiheit gebar das Goluchowskiſche Oktoberdiplom, welches die politiſche Aktion in die Landtage verlegte und dort zu brechen und zu zerſtreuen hoffte, das Bedürfnis der Einheit gebar das Schmerlingſche Februarpatent. In dieſen Verfaſſungsurkunden hatten die Landtage zu wenig Autonomie dem Zentralparlament gegenüber und dieſes zu wenig der Krone gegenüber. Die beiderſeitigen Paſſiva ſchien das Miniſterium aber für ſein Aktiva zu halten. Es hoffte, die Schwäche ſeines Liberalismus bergen zu können, (jene Schwäche, welche nicht einmal die zwei Jeſuitengymnaſien in Feldkirch und Raguſa den Reichsgeſetzen zu unterwerfen wußte,) indem ſich Landtage und Reichstag in ewigen Kompetenzreibungen verheddern und alle zuſammen wieder in ſtaatsrechtlichen Zänkereien mit den Ungarn erſchöpfen ſollten. Was die Ungarn betrifft, ſo war es offiziell Parole zu glauben, daß dieſes kriegeriſche und bedürfnisloſe Volk von Hirten und Ackerbauern durch die Niederlage, die man ihm vor zehn Jahren, und nicht einmal mit den eigenen Waffen, beigebracht, auf ewig eingeſchüchtert ſei und dem barſchen Kommando nach der deutſchen Scheinparlaments-Kaſerne reglementsmäßig gehorchen müſſe. Die letztere Chance war nur einmal dageweſen, unter dem Galgen von Arád, wie geſagt, aber ſeitdem unwiederbringlich verſäumt. Die Beſiegten von Solferino bildeten ſich vergebens ein, daß die Sieger von Kapolna ſie ſuchen müßten, und als dieſe tatſächlich ausblieben, ſagte Schmerling ſein berühmtes: Wir können warten!

Kaum ein Jahr iſt es und ſchon klingt es wie ein komiſches

Märchen von Gozzi, daß man dem babyloniſchen Geſchwätz vom „engern“ und „weitern“ Reichsrat eines Tages zumutete, einen Sinn zu haben und eine völkererlöſende Tat zu ſein.

Da wurde im vorigen Jahre der babyloniſche Schutt hinweggeräumt und eine Verfaſſung „ſiſtiert“, welche keine Volksvertretung war, ſondern bloß eine erweiterte Bureaukratie. Das neue Miniſterium Belcredi rühmte ſich ſeiner „freien Bahn“.

Wir ſtanden und warteten, wer auf dieſer „freien Bahn“ nun einherziehen würde. Aber nichts zog einher. Die Bahn blieb immer frei. Wir haben nie eine ſo menſchenleere Straße geſehen. Endlich kamen aus Italien einige vertriebene Jeſuiten und vom Norden her ſehr viele und ſehr gut geführte Preußen, welche die Bahn ſo außerordentlich frei finden, daß der Türmer vom Stephansturm nächſtens mit ihnen Blicke wechſeln wird!

Das ſind die Provenienzen auf der freien Bahn. —

Von 18 zu 18 Jahren zählte der Mann, deſſen ich oben gedacht, die modernen Revolutions-Perioden, oder, um ein weniger rotes Wort zu wählen, die modernen geſchichtlichen Kriſen. Nur unſer unglückliches Oeſterreich, — welches ſchon längſt aufgehört hat, die Felix Auſtria zu ſein, — interkupiert ſich dieſe Schickſalsphaſen ſelbſt wieder mit kürzeren Maßen und mit ſteileren Zwiſchenſtufen. Von der Kapitulation bei Világos bis zur Niederlage bei Solferino zählen wir zehn Jahre, von dieſer bis zur Niederlage bei Königgrätz nur ſieben. Von der verworfenen Kremſierer Reichsverfaſſung bis zur oktroyierten Februar-Verfaſſung verfloſſen zwölf Jahre, von dieſer bis zu einer zweiten Verwerfung, oder, wie man es nannte, Siſtierung, nur fünf. Phyſiker ſagen, fallende Körper ſind es, deren Fallgeſchwindigkeit in ſolchen Proportionen zunimmt; dürfen es auch Politiker ſagen?

Die Geſchichte vom Pony und vom Steckenpferd

(September 1866, ungedruckt geblieben)

Fränzchen lag krank. Der Arzt fühlte ihm den Puls, ließ ſich die Zunge zeigen, auskultierte, und — ſchüttelte den Kopf. Er tat einige Fragen und — ſchüttelte wieder den Kopf.

Ich weiß nicht, was dir fehlt, ſagte er, deine Krankheit kommt mir faſt wie Verſtellung vor.

Fränzchen ſeufzte.

Haſt du das Schulfieber?

Der Kranke verneinte.

Liegen dir Spielereien im Kopfe?

Der Kranke zuckte. Es gab ihm einen Ruck in die Höhe, ſein Auge belebte ſich wie von einem männlichen Feuer.

Hab ich's erraten, junger Herr?

Der Knabe ſeufzte abermals. Ach nein, Herr Doktor, das Gegenteil; ich möchte zu ſpielen aufhören, aber die Mama leidet es nicht. Sie läßt mich immer noch auf dem hölzernen Steckenpferd reiten und ich ſterbe vor Sehnſucht nach einem lebendigen Pony. Ich bin ja kein Kind mehr, ich bin ſchon ein tüchtiger Junge. Und ſehen Sie, der Louis reitet auch, und der Viktor, und der Wilhelm, und der Leopold, ach wie ſchön reitet der! Aber was ſag ich? ſogar die Mädchen unſrer bekannten Familien reiten. Die Viktoria tummelt ihr engliſches Vollblut, daß es eine Pracht iſt, und die Iſabella, das dumme Ding, die ſich vor Pferden doch fürchtet, hat wenigſtens ihren Andaluſier im Stalle ſtehen, wo er freilich ſteif wird und elendig die Krippe beißt. Ach, wenn ich dieſes edle Tier hätte!

Alſo da ſteckt's. Nun tröſte dich, Fränzchen. Ich will der Mama deinen Wunſch vortragen.

Um Gotteswillen! rief der Knabe erſchrocken und griff haſtig

nach den Händen des Doktors. Tun Sie das ja nicht. Die Mama wird immer ſo böſe, wenn ich von einem Pony zu phantaſieren anfange. Ihnen ins Geſicht würde ſie's mit freundlichen Worten verſprechen, aber hinter Ihrem Rücken erhielte ich eine Strafe und müßte ins Hundeloch. Ja, wenn Sie der Herr im ſchwarzen Rock und breiten Hut wären, der kann bei der Mama alles, was er will. Aber der haßt mich bitterlich. Der hat Ohren wie eine Fledermaus, dem tut ſchon der Rumor mit meinem Steckenpferde weh, wie er ſagt, der würde mir nie eine Galoppade auf einem Pony vergönnen. Der ſchwarze Herr möchte einen rechten Duckmäuſer aus mir machen. Nein, nein, Herr Doktor, ſagen Sie der Mama ja kein Wort. Es ginge mir ſchlecht. Die Mama iſt gar nicht ſo gut, wie Sie glauben. Sie tut nur vor den Leuten ſo ſüß und läßt ſich loben, was für eine liebe und gemütliche Frau ſie iſt; aber ich ſpüre wenig davon. Ich denke immer an die Katz im Bilderbuch:

Die Miezi will mir nicht gefallen,
Hat weiche Pfoten und ſcharfe Krallen.

Der Doktor biß ſich die Lippen. Er griff nach Hut und Stock, um nicht weiter zuzuhören, wie ſich der Knabe vergaß, und dann auch, — weil ihm die Galle rege war. Der Doktor gehörte zu den „Maſſiven" ſeiner Zunft und mit brüskem Schritt betrat er das Zimmer der Hausfrau.

Das war eine Dame von großer Korpulenz der Perſon und ſelbſt im Hauskleide noch mit geſchmackloſem Putz überladen. Sie hatte ein rotes fleiſchiges Geſicht mit groben und geiſtloſen Zügen, welche nichts ausdrückten als Liebe zu allen Genüſſen der Welt. In dieſem Augenblicke las ſie in einem ſchwarzgebundenen Buche, wobei ſie die Augen verdrehte und larmoyant ſeufzte, denn ſie liebte es, ſpiritualiſtiſche Airs aufzuſetzen, was zu der gemeinen Sinnlichkeit ihres ganzen Weſens ungemein lächerlich kontraſtierte. Sie verſuchte es, dem Doktor mit einem ſchönen mütterlichen Kummer entgegenzublicken.

Ah bah, dummes Zeug, polterte der Doktor, Ihrem Buben fehlt gar nichts. Der Kerl iſt geſund wie ein Häher. Werfen Sie ihn auf einen Korſikaner-Pony und laſſen Sie ihn täglich

zwei Stunden im Prater reiten, denn er braucht nichts als Luft und Bewegung. Sie könnten wahrlich was Geſcheiteres tun, als in dieſer preſſanten Cholera-Zeit mir unnütze Gänge verurſachen. Gott befohlen!

Flegel! ſchalt das Weib hinter ihm, aber erſt als ſie die Schritte des Imponierenden in ſicherer Ferne hörte. Dann ſchaffte ſie ſich plötzlich ein ſüßes Mutterlächeln an und eilte zu ihrem Fränzchen.

Kind, mein Kind, du biſt gerettet! rief ſie mit Pathos; der Doktor iſt ein Engel! Der Sitz der Krankheit iſt erforſcht. Siehe, der Stock von deinem Steckenpferd iſt grün lackiert und dieſes Grün iſt Gift. Arſenik iſt's. Gleich laß ich's abkratzen und den Stock gelb lackieren. Prächtiges Goldgelb! Freut dich das, Bürſchchen? wird das ſchön ſein? Ach, du biſt ſchon geſund! Du biſt ganz rot vor Freude! Steh auf, ſteh auf, und morgen haſt du dein gelbes Steckenpferd.

Sie riß das Kind aus dem Bette, welches ſich in ſein Schickſal ergab. Aus Furcht vor der Mama ritt Fränzchen ein paar Tage das neulackierte Steckenpferd, dann warf er's in die Ecke und grämte ſich wie zuvor.

So verging eine Weile. Der Knabe ſchlich herum wie ein Vogel mit gebrochenen Schwingen. Er entſagte den Spielen, die man ihm bot, oder trieb ſie verdroſſen, ſein Ausſehen wurde von Tag zu Tag ſchlechter, ſeine Zimmerfarbe — Krankenfarbe. Als ſein Zuſtand wieder auf dem Punkte ſtand, daß man den Arzt rufen ſollte, ſagte die liebende Mutter: Warte, Fränzchen, wir richten's auch ohne Arzt. Ich weiß ſchon, was dir fehlt. Ich weiß recht gut, daß dich dein Steckenpferd nicht freut. — Der Kranke horchte hoch auf. — Denke dir, der Eſel von einem Lackierer! Ich beſtellte Goldgelb, ſchönes Orangegelb, und das Heupferd nimmt Schwefelgelb! Reinen Schwefel! Man riecht ihn auf hundert Schritte. Ich wurde ohnmächtig, als ich jüngſt in deinen Spielſachen ſchaffte. Ach, mein Kind, warum verſchwiegſt du denn das ſo lange? Das Haus riecht ja nach Schwefel. Aber ich weiß, was ich tue. Ich entſchließe mich jetzt zu einer Radikalkur. Schwarz laß ich dir deinen Reitſtock lackieren. Das Gelb muß dich nunmehr disguſtieren in allen

Nuancen. Schwarz, ſchwarz wie Ebenholz bekommſt du dein Steckenpferd.

Fränzchen erblaßte. Er kroch in ſein Kämmerlein und weinte bitterlich über die getäuſchte Hoffnung. Er ritt auf dem ſchwarzlackierten Steckenpferd ein paarmal durch das Zimmer, aber die Natur war ſtärker als die Verſtellung. Er rührte den Stock bald nicht mehr an, ja er bekam Krämpfe, wenn er ihm nur in die Augen fiel.

Daß halt dem Kinde gar nicht zu helfen iſt! jammerte die zärtliche Mutter. Was fehlt dir denn, Fränzchen? Komm, mein Goldvöglein, ſag mir's. Ich bin ja deine gute Mama, die dir alles zuliebe tut. Iſt dir die ſchwarze Farbe auch nicht mehr recht? Sag, was hätteſt du denn gerne?

Einen Pony, hauchte der Knabe furchtſam.

Eine braune! ſagte die Mutter. Ei, das iſt ja ein wunderlicher Geſchmack. Aber es ſei. Ich tue alles, was ich dir an den Augen abſehen kann. Eine braune Farbe. Gut! Eine braune.

Madame, einen Pony hat er geſagt, bemerkte das Kindsmädchen, welche den Jammer nicht länger mehr anſehen konnte.

Ein wohlgezielter Briefbeſchwerer flog nach dem Kopfe des Mädchens, der ſie unfehlbar getötet hätte, wenn ſie nicht aalglatt entſchlüpft wäre. Dieſes Pack! Dieſes Lumpengeſindel! quoll hinter dem Schuſſe eine Rauchwolke von Scheltworten nach; kein Wunder, wenn das Kind zugrunde geht! es wird ja ſyſtematiſch verführt und verdorben von dem Dienſtbotenpöbel! Was ich mich ärgern muß! Ich armes, ſchwaches Weib! Das wüſte Volk iſt nicht mehr zu bändigen! Wir brauchen eine neue Dienſtbotenordnung. Das Zuchthaus, was ſag' ich? der Kerker, der ſchwere Kerker müßte auf ſolche Inſolenzen geſetzt ſein. Die Kanaille ſoll gar kein menſchliches Recht haben. Wahrhaftig und Gott, man müßte bei dem Aas von allen Geſetzen und Rechten eine Ausnahme machen. Ja, ja, ein Ausnahmezuſtand . . . oh, meine Nerven! Die Perſon hat mich umgebracht!

Glücklicherweiſe trat ſoeben der ſchwarze Hausfreund ein und erweckte ſie wieder zum Leben, denn die Toten zum Leben zu erwecken, gehörte zu den kleinen geſelligen Künſten des ſchwarzen

Hausfreundes. Die Mama lebte, ſie ſpielte ſogar ihren Robber mit ihrem ſchwarzen Hausfreunde, Fränzchen aber überließ ſich einer lebensmüden Verzweiflung.

Inzwiſchen machte die Geſchichte vom Pony und Steckenpferd mehr und mehr auch außer dem Hauſe Aufſehen, die Nachbarn nahmen die Partei des Knaben, bemitleideten ihn, luden ihn ein und ſuchten, ihm ſein Haus außer dem Hauſe zu erſetzen.

Dieſe Wendung war der Mama am empfindlichſten. Sie raffte ſich auf. Sie warf ihrem Söhnlein liebende Blicke zu, ließ dunkle, aber vielverheißende Winke und Worte fallen und ſchien im ſtillen geſchäftig, großartige Ueberraſchungen vorzubereiten.

Eines Tages zog ſie den Knaben auf ihren Schoß, tat ihm ſchön und redete ſo zu ihm: Horch auf, Fränzchen und freue dich. Ich habe einen neuen Plan mit dir. Heute nacht fiel mir's wie Schuppen von den Augen. Soll ich's nicht eine Eingebung nennen? Wahrhaftig und Gott, es iſt eine Erleuchtung! Solch gute Gedanken darf man ſich nicht ſelber zuſchreiben; ſie kommen von oben. Ich habe lange im Finſtern getappt, aber jetzt endlich erkenne ich deine Bedürfniſſe und meine Mutterpflichten ſo klar wie den Tag.

Als Fränzchen dieſe Anſprache hörte, fiel er der Mama um den Hals. Er ſaß ſchon im Sattel und galoppierte zwiſchen Viktor, Wilhelm und Louis auf ſeinem Pony. Sogar der Viktoria trug er im Geiſte ſeinen Geleitsritt an.

Die Mama fuhr fort. Ich dachte bisher nur an den Stock deines Steckenpferdes. Aber der Stock iſt ja nicht die Hauptſache, ſondern das Pferd iſt's. Wie ich dein Steckenpferd nun heute in die Hand nehme und mir den Kopf zerbreche, merke ich auf einmal: das Ding fühlt ſich ſo hart an. Hu, blitzt mir der Gedanke durch den Kopf: da ſtecken Roßhaare drinn. Ich trenne es auf — richtig, Roßhaare! Fauſtdicke Ballen von ungekrämpelten Roßhaaren! Jetzt war mir alles klar! Der harte verfilzte Wulſt und dein weiches Händchen, das paßt in Ewigkeit nicht. Es muß dich ja aufreiben. Zeig her, haſt du nicht Schwielen, du Aermſter? Kurz, ich ſchickte ſogleich zum Sattler und ließ das Pferd mit den feinſten Camelothaaren füttern.

Eine magnifique Arbeit! Es fühlte ſich ſo weich, ſo wohlig an, — jetzt endlich kannſt du an deinem Steckenpferde eine wirkliche Freude haben.

Das war der letzte Stoß, welchen die vielgetäuſchte und mißbrauchte Kindesliebe Fränzchens erhielt. Aufrichtigen Reſpekt hatte er gegen ſeine Mutter nie zu empfinden vermocht, jetzt aber empfand er aufrichtigen Haß. Er mied ſie, wo er nur konnte. Er mied das Haus, er trieb ſich auswärts herum. In der Straße, wo er wohnte, ſtand ein Hotel, er befreundete ſich mit den Kindern der Fremden. Die Mama ſah es mit an, wie er ſich den Knaben aus Berlin, aus Florenz, aus Petersburg anſchloß; er überlegte ſogar, und nicht einmal im ſtillen, mit einem derſelben durchzugehen. Am liebſten hätte er es mit allen zugleich getan. Und wie das ſo leicht nicht ging, ſuchte er, ſich über den Augenblick zu betäuben, und gewöhnte ſich unordentliche Genüſſe an. Er trug aus dem Hauſe, was er nur konnte, er beſtahl ſich ſelbſt, verkaufte es und vernaſchte das Geld oder vertrank es in ſüßen Likören. Er verdarb ſich den Magen und bald lag er wieder zu Bette.

Die Mama ließ einen Arzt rufen, — einen andern als den erſten, welcher auch nicht ſo grob war wie jener, ſondern bedeutend gröber.

Ohne ſie nämlich ihre mütterlich erheuchelten Explikationen auskramen zu laſſen, unterbrach er ſie raſch und heftig: Laſſen Sie mich ungeſchoren mit Ihrem ſogenannten Kranken. Ich kenne längſt die Verhältniſſe Ihres Hauſes; die Spatzen auf den Dächern pfeifen ja davon. In Ihrem ganzen Hauſe iſt niemand krank als Ihr verdammter Schädel und ſein vertrocknetes, wie es ſcheint, gänzlich atrophiertes Zerebralſyſtem. Frau, was wollen Sie denn? Ihren Buben umbringen? Meinethalben! Aber dann rufen Sie meinen Kollegen, den Totengräber, nicht mich. Ich habe da gar nichts zu tun. Ich verſchreibe Ihrem Buben, was ſein Herz geſund macht, ein lebendiges Pferd; aber Ihre fixe Idee, oder Ihren boshaften Willen, ihn mit dem Puppenſpiel eines Pferdes zu äffen, damit bleiben Sie wenigſtens mir vom Leibe. Das ſoll der Teufel holen, ſofern Sie nicht ſelbſt ſeine Großmutter ſind. Adieu!

Vinaigre! Eau de Cologne! Je meurs! kreiſchte die Hausfrau, aber das Haus war dieſe Nerven-Alarme ſchon gewöhnt, nicht einmal der ſchwarze Hausfreund ſprang ihr bei, der ihre Zärtlichkeit überhaupt undankbar und wie ein echter Haustyrann aufnahm. Es blieb ihr diesmal nichts übrig, als von freien Stücken wieder lebendig und ſüß zu werden.

Mit ausgebreiteten Mutterarmen flog ſie zu ihrem Fränzchen hinüber. Rate, Kind, was ich dir bringe? ſchmunzelte ſie mit einem gekräuſelten Zuckermündchen. Etwas ganz Neues! Der Doktor ſagt: weder am Stock liegt's, noch an der Füllung, ſondern am Ueberzug. Dein Steckenpferd iſt mit einem Katzenfell überzogen, welches eine anti-elektriſche Strömung hatte, wodurch du krank wurdeſt. Er ſchrieb mir ein Tierfell auf, welches die rechte hektiſche Strömung hat. Noch heute will ich . . .

Noch heute will ich dieſer Affen- und Hundekomödie ein Ende machen! rief Fränzchen, ſprang aus dem Bette, brach ſein Steckenpferd übers Knie und ſchleuderte die Trümmer mit ſolcher Heftigkeit ins Kamin, daß Funken und Flammen herausſchlugen, welche den Teppich, das Zimmer, das ganze Haus und ſeine Bewohner ergriffen. Entſetzt rannten die Leute von der Straße herauf, voran die Kinder vom Hotel, die Knaben aus Berlin, Florenz und Petersburg. Leider fanden ſie Fränzchen und ſeine Mutter in dem brennenden Hauſe ſchon tot, und ſo blieb ihnen nichts übrig, um die letzten Pflichten der Freundſchaft zu erfüllen, als in geſchwindeſter Eile das Beſte und Koſtbarſte, was ſie aus Fränzchens Nachlaß noch erraffen konnten, zum teuren Andenken an ſich zu nehmen. —

Die Fehler

(Im Tone Sam Slik's, des Uhrmachers*)

Ich bitte Sie um Gotteswillen, lamentieren Sie mir die Ohren nicht voll! Es gibt keine Fehler. Im Gegenteile. Es gibt keine Weisheit, keine Tugend, keine Größe — namentlich keine Größe! — sondern alles sind Fehler gewesen. Ich kannte in Leipzig eine allerliebste Frau, welche zehn Jahre lang die Not ihrer Aerzte war und auf einmal gesund wurde — weil ihr Mann Bankerott machte. Da haben Sie's! Die ganze Medizin war ein Fehler und der Bankerott eine Medizin für sie. Wollen Sie Weltgeschichte? Wer hat Rußland gegründet? Peter der Große, werden Sie sagen. Mondschein! Karl der Verrückte, ich meine der zwölfte, der schwedische, war Rußlands Erzvater. Haben Sie je einen Löwen mit einer Katze raufen gesehen? Nun, Werteſter, was denken Sie, welche Fehler der Löwe machen müßte, wenn die Katze obsiegen sollte? Wohlan, alle diese Fehler hat der germanische Schwedenlöwe gemacht, um die slawische Russenhetze emporzubringen . Alle, alle! Von Karl und nicht von Peter datiert's, daß der Norden Europas slawisch wurde anstatt germanisch. — Marathon! Miltiades! Gut, gut. Fallen Sie nicht in Verzückungen. Weiß schon. Klassisch, ewig, einzig, unsterblich usw. usw. Zehntausend Griechen siegreich über zwei Millionen Asiaten — alle Schulmeister der Welt schlagen Purzelbäume darüber. Mondschein! Just weil es zwei Millionen waren. Wer Teufel heißt die Narren gleich millionenweise kommen? Hätte Xerres das ganze Völkergesindel zu Hause gelassen und nichts mitgenommen als seine Parsagaden allein, die Blüte des arischen Kriegerstammes, so wett' ich den Deák gegen den Lustkandl, die Perser säßen noch heute in Griechenland, wie jetzt die Osmanen. Aber Xerres

*) Den Literaturfreunden wohl bekannt als eine Art amerikanischer Eulenspiegel.

machte Fehler — und die Schulmeiſter loben den Miltiades. — Napoleon! Haben Sie die Gnade und nennen Sie mir von den zwanzig Jahren ſeiner Siegerlaufbahn nur ein einziges Jahr, wo ſich dieſes Meerwunder von Feldherrngenie nicht dergeſtalt in eine Mausfalle verrannt hatte, daß ihn all ſein Genie nicht retten konnte, ſondern nur die Fehler der Nicht-Genies. Wohlan, die Summe dieſer Fehler wurde nach und nach die Größe Napoleons.

Alſo nichts von Fehlern, mein Werteſter. Danken Sie Gott an jedem Abende, wo Sie zu Bette gehen und die Schlafmütze über die Ohren ziehen, für das Füllhorn von Fehlern, womit der abgelaufene Tag den Ruhm, die Wohlfahrt und die Freiheit der Völker aller Wahrſcheinlichkeit nach wieder vermehrt hat. Haben Sie die engliſche 1688er Revolution geleſen? Bitte um Verzeihung, wer hat ſie nicht geleſen? Gut, gut. Alſo, was haben Sie geleſen darin? Den Freiheitsſinn der angelſächſiſchen Raſſe, die zähe und unzerſtörbare Widerſtandskraft des germaniſch-proteſtantiſchen Prinzips gegenüber — Gehorſamer Diener! Wiſſen Sie, was ich darin geleſen habe? Die unendliche Faulheit eines Volkes, eine Revolution zu machen, welche es um jeden Preis nicht machen wollte. Nie war ein Volk fauler, unverdroſſener, unaufgelegter, ſich für die Freiheit zu echauffieren. Es war, als ob ein koloſſaler Schnupfen über all dieſen Schiffsrhedern, Fuchsjägern und Hochkirchenmännern gelegen hätte. Aber der brave Jakob, er ließ ſich's ſauer werden um die Revolution. Er ruhte und raſtete nicht, bis er davongejagt war. Friede ſeiner hochſeligen Aſche! Iſt Ihnen eine Priſe gefällig? Helf' Gott, 's iſt wahr! Starker Tabak, was? Ja, ja, ich führe vom ſtärkſten.

Alſo, was ich ſagen wollte, die Fehler! Die lieben, guten, vortrefflichen Fehler! Die Fehler, welche keine Fehler ſind, ſondern apokryphe Weisheiten! Gott erhalte ſie! Sie gehören zum Syſteme der Weltharmonie. Ich begreife die Welt nicht. Wären die Menſchen als Politiker nur halb ſo geſcheit wie als Naturforſcher, es gäbe keinen einzigen Mißvergnügten. Iſt jemand über die Natur mißvergnügt? Daß ich nicht wüßte. Man hat Verſtand und guten Willen genug, die Natur zu ſtudieren, und

ſiehe da, es ſteht vortrefflich. Man weiß, warum das Kamel einen und das Dromedar zwei Buckel hat, warum das Stinktier ſtinkt und das Faultier faul iſt. Man ißt Schnepfenkot und heilt mit Bibergeil, man kennt den Nutzen der Gifte von Orfila bis zum letzten Apothekerjungen herab. Haushalt der Natur nennen wir's — ein ſchönes, weiſes Wort! Aber wer Teufel heißt uns bei der Natur ſtehen bleiben? Warum ſehen wir den Haushalt der Natur nicht auch in den politiſchen Verfaſſungen der Menſchen? Da gibt es z. B. Leute — Pardon, wenn ich Ihnen auf ein Hühnerauge trete — welche die Preßprozeſſe nicht lieben. Guter Gott, mir ſteht die Perücke zu Berge! Gibt es denn im Haushalt der Natur einen wohltätigeren Stoff als die Anklageſchriften der Staatsanwälte? Wie mußt' ich mich neulich über die „Times" ärgern, welche zu dem wunderſchönen liberalen Erlaß des Herrn v. Komers meinte: „Die beſte Preßpolitik ſei gar keine". Das kann die „Times" ſagen, die dicke, fette „Times", welche in Abonnentengeldern erſtickt. Was weiß die „Times", wie unſereinem zumute iſt? Wo die politiſche Bildung, das Intereſſe an Zeitungen, die öffentliche Meinung erſt geweckt und großgenährt werden ſoll, da heißt es: hilf, was helfen kann! und was hilft denn beſſer, als die Staatsanwälte? Ich bitte Sie, betrachten Sie einmal, was geſchieht, wenn es heißt: die und die Numme. vom „Maikäfer" iſt mit Beſchlag belegt und in Anklageſtand verſetzt worden. Alle Welt ſpricht vom „Maikäfer". Alle Welt teilt ſich den „Maikäfer" mit. Und wären von der ganzen Auflage nur zehn Nummern im Publikum, die zehn Nummern gehen durch zehntauſend Hände. Leute, welche nie Zeitungen leſen, wollen den inkriminierten „Maikäfer" leſen. Jetzt kommt die Gerichtsverhandlung. Die Leute ſtrömen vor die Barre. Sie hören die Anklage und lernen aus dem Munde des Staates, wie wichtig die Preſſe iſt. Hierauf wird die Verhandlung in ſämtlichen Zeitungen abgedruckt und ſämtliche Zeitungen werden wieder verſchlungen. Es geht von Mund zu Mund: „Haben Sie ſchon den Preßprozeß des „Maikäfers" geleſen?" So wirkt die Preßpolizei in einem politiſch noch unreifen oder indifferenten Volke als ein unſchätzbares Stimulans

zur Weckung politiſchen Sinnes. Sie iſt im Haushalt der Natur ein ganz unentbehrliches Mittel, das Zeitungsintereſſe großzuziehen. Iſt das Werk fertig, ſo tritt ſie ohnedies zurück, wie die „Times" ſehr protzig ſich rühmt. Preßpolizei dauert nie länger, als ſolang es ſich darum handelt, der Preſſe unter die Arme zu greifen. Iſt der Bengel groß, ſo groß wie in England, ſo greift ihm kein Menſch mehr an den Nabel, geſchweige unter die Arme. Aber um Gotteswillen, entzieht uns unſere Ammen und Wärterinnen nicht vor der Zeit! Es lebe der Staatsanwalt! Es lebe die Preßpolizei! Es lebe der Haushalt der Natur!

Und nun guten Morgen, Herr! Ich habe genug geſchwatzt. Noch eine Priſe. Helf' Gott!

Das Deutſchtum in Südtirol

Welche Maßregeln gedenkt das Miniſterium zu ergreifen, um dem Lande Südtirol ſeine durch Fahrläſſigkeit des früheren Syſtems verkümmerte deutſche Nationalität wieder zurückzugeben und dadurch ein hochgefährdetes Kronland des Kaiſers der Attraktion eines feindlichen Nachbars zu entziehen?

So hören wir bereits im nächſten öſterreichiſchen Reichstage einen Volksvertreter die Miniſterbank interpellieren oder — wünſchen es wenigſtens zu hören. Aber wir glauben nicht, daß von der Miniſterbank die Antwort zurückkommen wird: Nun, wir gedenken halt die Fäuſte zu gebrauchen! Der Verlaß auf die phyſiſche Kraft iſt bei Königgrätz für immer begraben worden. Kein öſterreichiſcher Staatsmann wird künftig den Mut haben, ſich auf den Mut zu verlaſſen. Die Geiſter von Königgrätz ſagen ihm, daß der Mut unterliegen kann, und ſelbſt die von Cuſtozza, daß der Mut noch nicht zu retten vermag.

Während nun die Blätter in dieſen Tagen die ſtrategi-

ſche Befeſtigung der ſchmerzlich verſtümmelten Grenze von Südtirol urgieren, wollen wir nicht minder nachdrücklich auch die moraliſche Befeſtigung dieſer exponierten Grenze befürworten.

Die Italiener nehmen Tirol bis an den Brenner in Anſpruch, können aber ſchon vor den Toren Veronas eine Sprache hören wie dieſe: „Wil Mon von inſern Land ſan niemar dahuom im Wintar, ma ſie ſan in Welſchland bei den Oiwen." Wie viel iſt italieniſch in dieſem deutſchen Satze? Ganze zwei Wörter: ma und Oiwen! (ma, mai: aber, ſondern; Oiwen, die Schafe, von ovis).

Um zu beweiſen, daß das Land bis Verona deutſches Land iſt, brauchen wir nicht auf die Cimbern und Teutonen zurückzugehen, welche es angeblich beſiedelt haben. Jeder Reiſende hört es noch heute mit ſeinen eigenen Ohren. Er hört und ſieht aber auch zugleich, daß der deutſche Sprachbau zur kläglichſten Ruine verfallen iſt, daß er den italieniſchen Elementen preisgegeben iſt wie ein Haus, dem man das Dach abtrug, von dem man Türen und Fenſter abhob.

Und fragt er verwundert: wie konnte der Hausherr dieſen Raub dulden? ſo hört er noch verwunderter die Antwort: im Gegenteile; er ſelbſt hat ihn ja begangen. Er hat Dach, Türen und Fenſter eigenhändig von ſeinem Hauſe hinweggenommen. Juſt die öſterreichiſche Regierung, die deutſche Bundes-Präſidialmacht war es, welche in dieſem deutſchen Lande entdeutſcht und verwelſcht hat.

Das iſt Tatſache. Die Kaiſer-Franziſche Bureaukratie fand es äußerſt „unkommod", daß ſie den eigenſinnigen Bauern der Sette comune und der Duodeci commune in deutſcher Sprache amtieren ſollte, da ſie doch rings umher italieniſch amtierte. Die Schablone des grünen Tiſches ruhte und raſtete nicht, bis ſie auch dieſen Deutſchen das Welſche aufgepfropft hatte. Aehnlich ging die Kurie in Trient vor. Die Pfarrſtellen der deutſchen Gemeinden beſetzte ſie, der bequemeren Unifikation wegen, konſequent mit welſchen Kuraten, welche in der Italieniſierung ſo weit gingen, daß ſie z. B. ſelbſt die Abſolution verweigerten, wenn die Deutſchen nicht welſch beichteten.

Den Schrei, der darüber zum Himmel dringt, wollen wir unterdrücken. Menſchlich iſt eine Sorgloſigkeit, welche aus der Sicherheit entſpringt. Zur Zeit, als in Neapel die Brüder Bandiera erſchoſſen wurden, konnte kein Menſch ahnen, daß vierzig Jahre ſpäter die Geiſterhände der Bandiera an die Tore von Trient, Görz und Trieſt pochen würden. In dieſen vierzig Jahren wurde alſo von der Kaiſer-Franziſchen Sicherheit im deutſchen Südtirol luſtig weiter italieniſiert. In jenen idylliſchen Tagen ſchien es noch gleichgültig, ob die allergetreueſten Untertanen Sr. Majeſtät deutſch oder welſch ſprächen. Waren ſie doch allergetreuſt!

Das hat ſich nun furchtbar geändert. Heute iſt Tirol einem Schiffe gleich, wovon die ganze Hälfte unter Waſſer geht. Die feindlichen Wellen ſpülen darüber hin, das Schiff kann ſinken.

Wenn wir nach dem Frieden die alte Sorgloſigkeit wieder aufnehmen, ſo wird ſie wenigſtens nicht mehr mit der Sicherheit der alten Verhältniſſe zu entſchuldigen ſein.

Wir wollen damit die braven Tiroler welſcher Zunge nicht im mindeſten verdächtigen. Aber,— noch haben ſie dieſe Zunge nicht lieben gelernt. Noch bedauern die alten Leute, deren Dorfmarken vor vierzig und fünfzig Jahren deutſch waren, daß ſie es heute nicht mehr ſind. Wir germaniſieren nicht, wir drängen aus einem germaniſchen Lande nur den Eindringling zurück. Es war ſchon mehr als gutmütig von uns, daß wir bis zur Verleugnung unſerer ſelbſt die welſche Gaſtſprache aufnahmen; daß wir dem Gaſte Tiſch, Bett, Hausaltar und alle Heiligtümer unſeres Herzens einräumten. Nimmt aber der Gaſt eine brennende Lunte in die Hand, dann hört wohl auch das gemütlichſte Gaſtrecht auf.

Auch kommt es auf den Patriotismus der Welſchtiroler gar nicht an. Was hilft das Herz, wenn der Feind nicht auf das Herz ſieht, ſondern auf die Zunge und konſequent behauptet: der Zunge nach gehörſt du mir und ich habe ein Eroberungsrecht an dich! Iſt es dann nicht beſſer, mit dem deutſchen Herzen auch die Zunge in Einklang zu bringen, zumal wenn ſie von Haus aus ſchon deutſch war?

Indem wir aber die Zurück-Germaniſierung Südtirols als

moraliſche Landesbefeſtigung mit einem Nachdrucke fordern, daß wir das Gegenteil davon — faſt für Landesverrat halten, ſo wird man uns vorwerfen, wir verfolgen eine Politik, welche den Machthabern gegenüber ausſichtslos iſt. Das Miniſterium Belcredi liebt den Germanismus nicht und die Kurie von Trient ſcheint ihn als Träger der Aufklärung geradezu zu haſſen.

Was die letztere betrifft, ſo wollen wir ſie nicht über ihre „wohlverſtandenen" Intereſſen belehren. Wer ſagt denn, daß ſie ſie „wohl verſtehen" will? Verſtand denn der Papſt ſelbſt ſein Intereſſe wohl, als er die Crociati zum Kreuzzuge gegen Oeſterreich ſegnete, gegen Oeſterreich, das ſein zärtlichſter Freund war, wie wir Oeſterreicher — ſeufzend uns rühmen müſſen! Wenn die Kurie von Trient durch Verwelſchung des Landes ihr Erzbistum einer Macht entgegentreibt, welche — die Kirchengüter eingezogen hat und deren Träger erkommuniziert iſt, ſo haben wir vor dieſer Blindheit der Kurie zu Trient ſo viel Reſpekt, daß wir ſie mit keiner Star-Operation behelligen werden.

Was aber das Miniſterium Belcredi betrifft, ſo wird die Unſterblichkeit zwar ſtark von den Dichtern, aber weniger von den Miniſtern begehrt und noch weniger von ihnen erreicht. Das Miniſterium Belcredi wird alſo jedenfalls ſterblich ſein. Wahrſcheinlich lieſt uns in dieſem Augenblicke ſchon ſein naher Nachfolger.

Und dieſem Manne, deſſen Nachfolge keinen Sinn hätte, wenn er nicht ein deutſcher Mann wäre, legen wir die geiſtige und moraliſche Befeſtigung unſrer welſchen Südgrenze ans Herz. Es wird ſehr nützlich ſein, dieſelbe mit Steinen und Mörtel zu befeſtigen, d. h. ſtrategiſch; ein wahrhaft großer und ſchöpferiſcher Staatsmann aber wird ſie auch moraliſch befeſtigen, und ſeine Feſtungen werden heißen: eine deutſche Univerſität in Trient, in Görz, in Trieſt.*)

---

*) In dieſem Augenblicke iſt wirklich eine neue Univerſität in Czernowitz beſchloſſen! (Juni 1874.)

Das Glück iſt rund

(Juli 1866)

Wenn uns Deutſch-Oeſterreicher, die wir zwar das Bundes-Präſidial-Bewußtſein, nimmermehr aber das deutſche Bewußtſein verlieren können, etwas in der Welt zu tröſten vermöchte über den Aufſchwung der preußiſchen Macht, über das ungeheure Glück unſers Nebenbuhlers, des Marquis de Brandenbourg, — ſo wäre es der Aerger eines noch leidigeren Nebenbuhlers, des Franzoſen. Es iſt nicht anders möglich: jeder Deutſche, und wäre es ſelbſt ein Oeſterreichiſch-Deutſcher, auf deſſen Boden die Preußen annoch als Feinde ſtehen, lieſt es mit einer Art Genugtuung, wie ſich im jüngſten Heft der Revue des deux mondes Herr Forcade die neueſten Veränderungen in Deutſchland zu Herzen nimmt. Indem er zu ſeinen Landsleuten, den Franzoſen ſpricht, ſagt er: „Die Oberflächlichen mögen ſich die Mäßigung des Königs von Preußen loben; die gewiegten Geiſter ſind imſtande, die Beſchaffenheit der neuen Nachbarſchaft zu bemeſſen, welche Frankreich durch die Rekonſtituierung Deutſchlands erhalten wird. Das preußiſche Deutſchland wird für den Augenblick am Main Halt machen. Dank den Ideen des guten Königs Wilhelm werden wir das Schauſpiel einer Auferſtehung haben, welche das neue Europa gewiß nicht erwartet hätte; wir werden im Mittelpunkt Europas einen von fürſtlichen Großvaſallen umgebenen Monarchen ſehen. Die Könige, welchen Preußen ihre Gebiete laſſen wird, die Großherzoge, Herzoge und Kurfürſten des Norddeutſchen Bundes werden Lehensleute der Krone Preußens ſein. Sie werden die innere Verwaltung ihrer Staaten behalten, aber ihre Truppen werden von Preußen befehligt, die äußern Angelegenheiten von Berlin aus geleitet werden."

Iſt das nicht ſchauderhaft? Wenn ihre äußern Angelegenheiten wenigſtens von Paris aus geleitet würden! Wenn ihre

Truppen wenigstens von einem französischen Empereur befehligt und auf die Schlachtbänke nach Rußland und Spanien geschleppt würden! Man sieht, das großartig-lüsterne „Schauspiel einer Auferstehung", das sich die neidverzehrte Phantasie der Franzosen eben so pomphaft als herzbrechend ausmalt, „der im Mittelpunkte Europas von Großvasallen umgebene Monarch", das alles — läßt Herr Forcade ahnen — müßte eigentlich in majorem gloriam der großen Nation spielen. Leise zieht durch sein Gemüt das liebliche Geläute des Rheinbundes. Ein Monarch in der Mitte Europas von Großvasallen umgeben, wäre offenbar gar nicht so übel, es ist dieses glänzende Bild ein der französischen Phantasie teures und geläufiges Bild der Erinnerung. Nur müßte dieser Monarch vom Blute desjenigen sein, welcher sich in Erfurt „vor einem Parterre von Königen" aufspielen ließ; es müßte von Gottes und Rechts wegen ein französischer Artillerie-Leutnant sein; ganz unerträglich und gar nicht zu dulden ist es, daß es auch einmal ein deutscher König so gut haben soll wie ein französischer Artillerie-Leutnant.

Diese Qual des Franzosen tut uns natürlich wohl. Franzosen eifersüchtig auf Deutschland! Wachen wir? träumen wir? ist das noch unsere alte Erde? Am Ende dürften wir uns gar wieder einen Luxus erlauben, der uns seit dreihundert Jahren, seit der Pavia-Schlacht Karls V. verboten war, nämlich deutschen Nationalstolz? Wahrlich, wenn es in Oesterreich, in Sachsen, in Hannover und Frankfurt Herzen gibt, welchen das Jahr 1866 wehe tut, so empfehlen wir ihnen jetzt — die Lektüre französischer Zeitungen. Und wenn sie sehen, wie das Bild ihrer Schmerzen beim französischen Erbfeinde sich als ein Bild von Glanz und Größe objektiviert; wenn sie sehen, wie die Nation, welche nichts fürchtete und sich alles erlaubte, welche so unverschämt war, deutsche Ohnmacht als das Recht ihrer natürlichen Interessen zu fordern, und welche zu glauben schien, Gott der Herr sei ihr ein schwaches Deutschland schuldig, wie er der Katze die Maus oder dem Wolfe das Lamm schuldig ist; wenn sie diese Nation, welche uns vor ihre Kongresse wie vor einen Richterstuhl forderte, auch einmal selbst bangen und fürchten sehen, und zwar bangen und fürchten vor Deutschland; so

werden die Deutschen die Wunde des Bürgerkrieges vielleicht weniger fühlen und deutsche Mütter und Bräute ihre Tränen williger trocknen.

Wir haben es immer gesagt: das französische Geschrei nach der Rheingrenze, *diese permanente Beleidigung Deutschlands*, wird nicht eher aufhören, als bis die Franzosen anfangen, — für die Vogesengrenze zu fürchten!*) Und die ersten Anzeichen dieser Furcht sind schon unterwegs.

Uebrigens ist der Herr Forcade ein Liberaler. Ein oberster König im Gefolge fürstlicher Vasallen, fährt er fort, sei ihm nicht etwa deswegen so verhaßt, weil es ein deutscher König und nicht ein französischer Empereur sei, — Gott bewahre, verkennt doch die Unschuld nicht! — sondern der Franzose, als ein Mann, der sich auf eine geschmackvolle Garderobe versteht, hängt seinem Verdruß einen malerisch drapierten, demokratischen Mantel um. Dieser vasallenbediente Monarch, dieser preußische Sultan und Großmogul, meint Herr Forcade, schicke sich so gar nicht in ein Zeitalter, — „in welchem die fortgeschrittenste Nation der Erde von einem *Schneider* regiert wird." Nämlich Nordamerika und sein Präsident Johnson.

Nun, wir werden ja sehen, Monsieur Chauvin! Ihr habt da drüben einen Cäsar, welcher soeben dieser fortgeschrittensten Nation der Erde den Dolch seines merikanischen Kaiserreiches an die Brust setzt, und dieses freiheitsmörderische Attentat noch seine „größte Idee" nennt. Dieser Herr hat euer Blut und Geld unbeschränkt in seiner Hand und kann damit schalten, wie er will. Gelingt es euch nicht, diesen Großmogul ins Europäische zu übersetzen, so seid versichert, daß uns gegen euren gallischen Cäsar gar nichts notwendiger, nützlicher und angenehmer ist als — ein deutscher Cäsar! Hat euer Liberalismus aber noch Kraft und Wahrheit genug, um das cäsarische Gift, das ihr seit zwanzig Jahren selber im Leibe tragt, wieder auszustoßen, so seid nur ruhig und getröstet euch, daß dieser Stoß wohltätig zurückwirken wird — auch auf den angeblichen deutschen Cäsarismus.

---

*) In der österreichischen Journalistik das *erste* Wort dieser Art — vier Jahre vor dem 70er Krieg!

Ein ſchlafender Oeſterreicher

(10. Jänner 1867, ungedruckt geblieben)

Ich träumte. Ich benütze „die frei Bahn" der Nacht und des Traumes, um mich meiner Vernunft zu überlaſſen, da ich auf der gehinderten Bahn des Tages und des Wachens als gut-ſiſtierter öſterreichiſcher Staatsbürger das Gegenteil zu tun habe.

Ich träumte alſo, das Rieſenkind von Niedeck ſei über Oeſterreich gekommen und habe ganz Oeſterreich von Brody bis Bregenz, von Raguſa bis Bodenbach in ſeine Schürze gefegt und nach Amerika hinüber getragen. Oeſterreichs Völker auf dem freien Boden Amerikas! Ich muß auf dem Rücken gelegen haben, denn man ſagt, die Rückenlagen ſind es, welche die abenteuerlichſten Träume erzeugen.

Als nun die Rieſenjungfrau von Niedeck, wie ſie einſt den pflügenden Bauer von Haslach auf den Tiſch ihres Vaters geſtellt, die Deutſchen, Tſchechen, Polen, Ruthenen, Magyaren und zuletzt auch den Herrn Toman, der ſich die Slovenen-Krone des heiligen Zwonimir ſchief übers Ohr geſtülpt hatte (faſt lächerlich ſchief!), Stück für Stück auf dem reinen Tiſch oder der Tabula rasa des freien amerikaniſchen Bodens aufzuſtellen begann, da hob ich neugierig den Kopf aus dem Kiſſen, denn es intereſſierte mich außerordentlich, wie ſich der öſterreichiſche Nationalitätenſtreit auf dem Boden der Republik ausnehmen würde. Aber Wunder, — ich ſah nichts! Vom ganzen Nationalitätenſtreit waren nur noch die Nationen da, ihr Streit dagegen verſchwunden. Kaum hatten die Nationen den freien Boden von Nordamerika berührt, ſo ſanken ſie einander in die Arme und riefen frei nach Hamlet: Ha, was für Eſel waren wir! Keins fürchtete mehr, vom andern unterdrückt zu werden, und unterdrückte ſelbſt wieder in dieſer Furcht, es gab kein „divide et impera" mehr, — ganz beſonders kein „impera". Keins

fürchtete mehr, wenn es nicht Hammer wäre, der Ambos zu ſein, denn die Schmiedearbeit, die Freiheit, war ſchon fertig und Hammer und Ambos überhaupt unnötig. Die öſterreichiſchen Völker in Nordamerika hatten vor allem Geld, — ich ſpreche immer von einem Traume! — und für ſein Geld befriedigte jeder ſeine Liebhaberei, ohne mehr nötig zu haben, ſie den andern ſtreitig zu machen. Die Tſchechen und Deutſchen haderten nicht mehr um die Prager-, die Polen und Ruthenen nicht mehr um die Lemberger-Univerſität, ſondern ſie hatten Univerſitäten, ſo zahlreich, — wie ſoll ich nur ſagen? — ſo zahlreich wie Kaſernen und Ordenshäuſer. Die Zwonimirianer gingen nicht mehr im Ach und Weh ihrer Nationalſchmerzen nach Graz ſtudieren, denn über allem Begriff großartig blühte ihre National-Univerſität zu Windiſch-Feiſtritz. Die Morlachen votierten ſich acht Millionen Dollars für ihr Nationaltheater, die Zigeuner zehn Millionen für ihre Akademie der Wiſſenſchaften und die Szereſaner ließen ſich für hunderttauſend Dollars den „Kosmos" überſetzen, welchen ſie hierauf für das ſchönſte Werk ihrer Nationallitteratur erklärten. Kein deutſches Kind mußte mehr Tſchechiſch lernen und kein ſlowakiſches Ungariſch, denn da freie Völker einen Schulzwang nicht duldeten, ſo lernte jedes nur, was es wollte. Wo zehn Nationale beiſammen wohnten, gründeten ſie ſich ihre eigene Schule, ja, ein einzelner Farmer hielt ſeinen Kindern oft einen ganzen Lehrkörper von Lehrern. Wie geſagt, ſie hatten Geld dazu. Das Rieſenkind von Niedeck hatte nämlich ein großes Verſehen begangen und juſt das Wichtigſte von Oeſterreich, nämlich ſämtliche Steuerämter, in ſeine Schürze mit einzuſtreifen vergeſſen.

Das alles machte einen großen Eindruck auf mich. Die Entdeckung, daß wir eine Nationalitäten-Miſere haben, nicht wegen der Nationalitäten, ſondern wegen des Abſolutismus mit ſeinen verſchiedenen Herrſch-Suchten und Süchteleien, mit ſeinen Oktober-Diplomen, Februar-Verfaſſungen und Verfaſſungs-Siſtierungen, dieſe Entdeckung machte mich zum Meſſias von Oeſterreich. Für dieſe Entdeckung gebührte mir nicht ein, nicht zwei und drei Portefeuilles, wie ſie Graf Belcredi kumuliert, ſondern die Portefeuilles ſämtlicher Miniſter, denn ich wußte

jetzt mehr als alle zuſammen. Heureka! ich hab's gefunden! jauchzte ich auf; die Verfaſſungsfrage von Oeſterreich iſt gelöſt! die einzige Verfaſſung, von welcher bei uns vernünftigerweiſe die Rede ſein kann, heißt: Föderativ-Republik mit monarchiſcher Spitze! Eine öſterreichiſche Eidgenoſſenſchaft mit einer einzigen gemeinſamen Angelegenheit: Verteidigung nach Außen. Im Innern macht, was ihr wollt. Regiert euch ſelbſt.

Aber kaum hatte die Freude über dieſen glücklichen Fund mich aufgeweckt, ſo war ſie auch ſchon zu Ende. Ich war wieder nichts und Graf Belcredi mit ſeinen drei Portefeuilles war wieder alles. Ja, ich war weniger als nichts, denn ich war im Traume eigentlich ſein Plagiator geweſen.

Föderativ-Republik mit monarchiſcher Spitze. Wäre denn dieſer Traum ſo originell? Iſt denn das nicht derſelbe Traum, welchen Graf Belcredi wachend und in vollem Ernſte träumt? Wollte er ſein politiſches Syſtem mit einem Senſationstitel und effekthaſchenden Schlagworte nennen, ſein Syſtem der Dezentraliſation, der Lockerung des Reichsverbandes, der Siſtierung der Reichsverfaſſung, der Verlegung des politiſchen Schwerpunktes in die ſiebzehn Provinzial-Landtage, ſo müßte er das alles nennen: Föderativ-Republik mit monarchiſcher Spitze! Es iſt bloße Beſcheidenheit von ihm, wenn er auf dieſen lapidaren Titel verzichtet; es iſt bloße Artigkeit von den deutſchen Zeitungen, welche ihn aus allen Tonarten bekämpfen, daß ſie ihn noch nicht als Republikaner denunziert und bekämpft haben. Sagen wir's dürr und offen heraus: ſein Syſtem heißt: Föderativ-Republik!

Ich war ſehr betrübt, daß mir die Ehre meines Traumes entging, und war doppelt betrübt, daß ſie Belcredi hatte, den ich mir als Partner buchſtäblich nicht hätte träumen laſſen. Ich wußte doch ganz beſtimmt, daß zwiſchen ſeiner und meiner politiſchen Geſinnung ein Unterſchied, ja ein Gegenſatz ſtattfand, und ſann aus Autoren-Eitelkeit auf meinen Traum über dieſen Gegenſatz kräftiglich nach.

Endlich hatte ich ihn. Mein Traum war eine demokratiſche Föderativ-Republik, Graf Belcredi aber läßt ſich die letztere als eine ariſtokratiſche, als eine Adels-Republik träumen.

Aber ſiehe da! In dieſer Verſion war mein Traum jetzt nicht nur kein Plagiat mehr an ihm, ſondern der ſeinige war ſelbſt wieder ein Plagiat. Eine Adelsdomäne war Oeſtereich von jeher geweſen, ja, der bekannte Mickiewicz charakteriſiert in ſeinen „Vorleſungen über ſlawiſche Literatur" (4. Vorleſung, 3. Jahrgang, 1842) mit kecker Zunge die öſterreichiſche Verfaſſung wie folgt:

„Dieſes Kaiſerreich zählte 34 Millionen Einwohner, im Grunde genommen hat es jedoch nicht mehr wie 6 Millionen Köpfe; nämlich 6 Millionen Deutſche halten 28 Millionen andere Stämme in Unterwürfigkeit. Zieht man aber von dieſen 6 Millionen noch die Zahl der Bauern, der Handwerker, der Kaufleute uſw. ab, welche gar keinen Teil an der Regierung haben, ſo bleiben höchſtens noch 2 Millionen Oeſterreicher, welche dieſe ganze Maſſe beherrſchen. Dieſe 2 Millionen, oder vielmehr deren Intereſſen und Meinungen, werden von ungefähr hundert Familien repräſentiert, welche deutſch, ungariſch, tſchechiſch, polniſch, welſch ſind, insgemein aber franzöſiſch ſprechen und ihre Kapitalien größtenteils außer Landes haben. Indem ſie nun zu ihrem Dienſte 2 Millionen Bureaukraten und Soldaten verwenden, herrſchen ſie durch dieſelben über die andern 32 Millionen. Es iſt dies eine Geſellſchaft nach dem Muſter der engliſch-oſtindiſchen Handels-Kompanie (!!), welche auch einen großen Landſtrich inne hat. Gewöhnlich ſtellt man ſich dieſes öſterreichiſche Kaiſerreich falſch vor, das nie ein deutſches, ungariſches, ſlawiſches Reich geweſen, ſondern eine Sippſchaft von allen iſt, die ſich das Ziel geſetzt haben, am Marke ſo vieler bevölkerter und ausgedehnter Länder zu zehren."

Oeſterreich eine oſtindiſche Handels-Kompanie! Was ſo ein Pole nicht alles ſagen darf, wenn er in Paris Vorleſungen hält, anſtatt in Sibirien Zobel zu fangen!

Aber geſagt iſt es nun 'mal. Und wir können es heute um ſo ungenierter nachſagen, als es im Jahre 1842 geſagt iſt, unter Fürſt Metternich, während man heute, den 10. Januar 1867 ſchreibt, und zwar unter Graf Belcredi auf der „freien Bahn" der Siſtierungs-Politik. Das iſt ein Fortſchritt. In der Zeit

ein Fortſchritt von fünfundzwanzig Jahren, und in der Sache — auch ein Fortſchritt.

Das Kaiſertum Oeſterreich ſo öffentlich und vor aller Welt zu verſchmauſen, daß es ein Vorleſer in Paris mit freiem Auge wahrnehmen kann, das wollte aus verſchiedenen Schicklichkeits-Rückſichten nicht wohl mehr tunlich erſcheinen. Es galt daher, die unverſchämte „oſtindiſche Handels-Kompanie" in eine verſchämte zu verwandeln, und dazu eben iſt Graf Belcredi da. Er legte den Reichs-Hufeiſentiſch mit ſeinen hundert Gedecken in ſiebzehn Katzentiſche auseinander, an welchen „die Sippſchaft" der herrſchenden Hundert nunmehr ſtiller, geräuſchloſer, ungenierter beſagtes Völkermark aufzehren kann. Man brauchte ſie dazu gar nicht erſt verfaſſungsmäßig zu autoriſieren, und war die Provinzial-Gauverfaſſung mit ihren „Gaugrafen" bloß ein romantiſcher Scherz, welchen plumpe Lärmmacher für baren Ernſt ausgeſchrien. Die Elefantenkälber! Als ob ſich der Gaugraf nicht von ſelbſt ergäbe! Der Ungar iſt ariſtokratiſch von Haus aus, der Slawe ſchwört auf ſeinen Popen, welcher ſich wieder mit dem Grundherrn verſteht; — laßt uns nur erſt das Reich dezentraliſieren und das Reichsparlament den ärgerlichen Berichterſtattern der Times und den Aufpaſſern der ganzen Welt aus den Augen rücken; in die gemütliche Langweiligkeit von ſiebzehn Landtagen, wohin wir „die politiſche Aktion" verlegen, ſollen es die Allerwelts-Topfgucker wohl bleiben laſſen, uns zu folgen. Dort reſtauriert ſich dann die alt-ſtändiſche, feudal-ariſtokratiſche Herrſchaft wenigſtens de facto, nachdem ſie de jure höchſt prächtig und zeitgemäß abgeſchafft iſt. Die europäiſchen Berichterſtatter gucken uns dann nicht mehr in den Topf, ja das ganze liberale Europa lobt uns nicht wenig, denn wir haben „den ſtarren Zentralismus" freiſinnig aufgegeben, haben „die mündigen Völker" zu den eigenen Herren ihrer Geſchicke gemacht, und die mündigen Völker ſelbſt loben uns erſt am lauteſten, denn „die Wahrung ihrer Nationalitäten", ihre „Landes-Autonomie auf breiteſter Baſis", kurz ihre ganze zeitgemäße Puppenſchachtel iſt ihnen de jure bewilligt und ſteckt nur de facto in den Taſchen der „Sippſchaft", wozu höchſtens hin und wieder noch ein neuerer bürgerlicher Volksführer-Pac-

venû kommt, — deſſen Privatintereſſen wir übrigens ſorgfältig ſtudieren werden!

Dieſe Verfaſſung heißt „Föderalismus“. Sie geht bis dicht an die Grenze der Republik, was Europa ſehr ſchön finden wird; da ſie es aber mit dem Prädikate „Adels“-Republik tun wird, was Europa im Dunkel von ſiebzehn Landtagen ſchon weniger ſcharf bemerken dürfte, ſo bleibt ſie auch zugleich dicht in den Grenzen der „oſtindiſchen Kompanie“ und die hochſeligen Toten, Kaiſer Franz und ſein Metternich, können dabei auch noch leben.

So behielten wir alle recht, und zwar ohne uns miteinander allzu gemein zu machen, ſondern jeder in einem ſchön begrenzten Gegenſatz zum andern. Mein Traum behielt recht, daß die einzige friedenſtiftende und konfliktlöſende Verfaſſung für die Völker Oeſterreichs die Föderativ-Republik ſei, allerdings in der Farbennûance der demokratiſchen; Graf Belcredi behielt recht, daß ſein „Föderalismus“ praktiſch und faktiſch auf eine ſolche Föderativ-Republik wirklich hinauslief, wenngleich in die Variante einer ariſtokratiſchen; und zuletzt behielt auch Mickiewicz recht, welcher dieſes von ſeiten der Völker vielleicht zentrifugale, aber von ſeiten der „Sippſchaft“ um ſo enger föderierte und kohärente Oeſterreich ungemein ſinnig eine oſtindiſche Handels-Kompanie nannte.

Neun Monate

Erröte nicht, ſchöne Leſerin. Wir ſprechen nicht von jenen neun Monaten, welche man, ſehr erkluſive, deine „intereſſanten“ nennt, — als ob du nicht ſtets intereſſant wäreſt! Wir ſprechen nicht von jenen neun Monaten, in welchen der Menſch, das Ebenbild Gottes, aufgebaut wird, und über welche du, ſeine Baumeiſterin, aus Freude und Stolz, nicht aber aus Prüderie

rot werden ſollteſt. Sondern am 3. April 1867 müſſen wir notwendig an jene neun Monate denken, welche ſeit der Schlacht von Königgrätz verfloſſen ſind, und da liegt uns nichts näher als zu überſchlagen, was dieſe neun Monate im Schoße unſerer Politik Menſchliches, alſo Göttliches und Gott-Ebenbildliches hervorgebracht haben.

Königgrätz hat uns zunächſt und dem Auge am ſichtbarſten mit der Zündnadel geſchlagen. Alſo haben wir Tag und Nacht raſtlos gearbeitet, und ſchleunigſt mit dem Hinterlader zu bewaffnen? Und da das Beſſere der Feind des Guten iſt, ſo haben wir das gute preußiſche Zündnadelgewehr eingeführt, ohne erſt endloſe Schreibereien und Berichterſtattungen über ein Problem, das ſchon andere gelöſt haben, in Akten-Lawinen durch unſere Kanzleien zu wälzen? Pardon, das haben wir nicht getan. Weder der zehnte, noch der hundertſte, noch irgend ein nennenswerter Teil unſerer Armee hat bis heute ein anderes Gewehr als dasjenige, mit welchem ſie vor neun Monaten eine Weltniederlage erlitten.

Umſo beſſer. Denn vielleicht haben wir dann erkannt, daß das tote Werkzeug, der Hinterlader, nur allmächtig geworden in der Hand der alles belebenden Intelligenz, und ſtatt mit metallenen Röhren haben wir uns lieber gleich mit dem Geiſte ſelbſt gerüſtet. Wir haben in Salzburg, in Trient und Trieſt drei neue Univerſitäten errichtet, um unſere Grenzen mit Geiſtesbollwerken zu befeſtigen; wir haben überhaupt unſer Budget des Unterrichts verzehnfacht, und zwar nur allein ſchon aus Erſparungsrückſichten, da bekanntlich nichts teurer iſt als die Unwiſſenheit. Der neue Staatsminiſter hat der Wiener Gemeinde ihr Pädagogium bewilligt, und daß er die Aufhebung des Konkordats erreicht hat, verſteht ſich von ſelbſt; unter einer anderen Bedingung nahm er ſein Amt gar nicht an.

Diesmal erröte, ſchöne Leſerin. Wenn dich die Politik auch nichts angeht, erröte nur zu. Wir verantworten es. Um dem allgemeinen Geſchrei nach Intelligenz nachzugeben, wurde das ſchmale Budget des Unterrichts — geſchmälert, die Hofbibliothek allein verlor zehntauſend Gulden am Abſtrich ihrer Dotation. Das Wiener Pädagogium ſteht noch dort, wo es Belcredi

verlaſſen hat, und auch das Konkordat ſteht noch im Schloßhofe zu Canoſſa! Erröte, ſchöne Leſerin, erröte! Im bloßen Hemde, mit nackten Füßen, die Büßerkerze in der Hand, ſtand ein deutſcher Kaiſer, ein Oberhaupt jener Nation, welche Rom überwunden, im Schloßhofe des übermächtigen Pontifex, verhöhnt von dem letzten ſeiner Troßbuben, und tat Buße dafür — daß er in ſeinem eigenen Lande geiſtliche Beamte einſetzte. Wenn wir dieſe Märe von Kaiſer Heinrich IV. leſen, ſo ſteigt Zorn und Scham in die Wangen unſerer deutſchen Schulknaben, und ſie fühlen es brennend, was für eine Schmach dem Namen deutſcher Nation damit angetan worden. Nun! gleich jenem Heinrich ſteht unſre Auſtria bereits im dreizehnten Jahre des Konkordats nackt und frierend im Schloßhofe zu Canoſſa und ſeufzt zum Söller des Zwingherrn hinauf: Verzeihung, heiliger Vater, daß ich im 19. Jahrhundert lebe, ich kann nichts dafür! Aber ich will ja alles tun, um aus dieſem 19. Jahrhunderte hinaus und womöglich ins 12. zurückzukommen. Ich will ſogar meine Kinder von Lehrern unterrichten laſſen, welche keine Staatsprüfung gemacht haben,*) damit du doch handgreiflich ſiehſt, daß ich in einem Jahrhundert voll Liebig und Humboldt's weiter nichts haben will als die Bildung eines galiläiſchen Fiſchers!

Alſo die Bewaffnung mit dem Hinterlader, die Hebung des Unterrichts, die Aufhebung des Konkordats haben uns die neun Monate ſeit Königgrätz nicht geboren. Aber unfruchtbar ſind ſie doch nicht geblieben. Geboren haben ſie. Es iſt allerlei Neues teils wirklich geſchehen, teils ſo im Angriffe, daß es geſchehen muß. Ueberblicken wir es.

Da iſt erſtens der Ausgleich mit Ungarn zur Welt gekommen, oder beſſer geſagt, e i n Ausgleich. Herr von Beuſt hat den Ungarn ihre Verfaſſung gegeben und Herr v. Becke läßt uns unſere Schulden. Alſo offenbar nicht der Ausgleich, aber doch ein Ausgleich. Was für einer? werden weitere neun Monate lehren.

Ferner ſind in unſern Alpenländern neue Bezirksteilungen

*) Die Jeſuitengymnaſien in Feldkirch und Ragusa.

oktroyiert worden, und aus dem Mode-Journal weiß unſere Leſerin, daß das Neueſte immer das Schönſte und Beſte iſt. Wir brauchen alſo nichts weiter zu ſagen. In der Tat iſt dieſe allerliebſte Bezirksreform nach dem Modell jener allerliebſten Hütchen gemacht, welche eigentlich Deckelchen ſind, ſo klein, als ſollten ſie die Tonſur eines Geiſtlichen bedecken, und welche, indem ſie ein Streifchen Samt erſparen, einen ganzen Kopf voll Rheuma erzielen, wodurch manch ſchöne Banknote in die Taſche unſerer armen Doktoren wandert. Aus Erſparungsrückſichten ſind nämlich die Bezirksämter in den Ländern, welche ſich ohnedies durch Unwegſamkeit auszeichnen, bedeutend vermindert worden. Der Bauer, welcher ſonſt zwei oder drei Stunden nach dem Bezirksamte wanderte, wird künftig, um den heiligen Montſalvatſch ſeiner Bureaukratie zu erreichen, einen oder zwei Tage lang durch ſeine hochromantiſche Alpenwelt ſchlendern, was für die träumeriſche Ausbildung ſeiner gemütlichen Sinnigkeit und überhaupt für die Hebung vaterländiſcher Abenteuer von unberechenbarem Vorteil iſt.*) Böswillige ſagen allerdings, die Erſparungsreform iſt fürchterlich teuer, denn das Volk verliert Tauſende von Arbeitstagen. Aber der grüne Tiſch ſagt das

*) Daß man unter ſolchen Verhältniſſen das Beamtenperſonal auf das kärglichſte bemaß, iſt erklärlich, weniger begreiflich iſt aber die Art, wie man bei der Verteilung der Arbeitskräfte zu Werke ging. Wir kennen ſtille Bezirke tief in Steiermarks Gebirgen mit etwa 40000 Menſchen, zu deren Adminiſtration man einen Bezirkshauptmann mit vier Bezirks-Kommiſſären und zwei Konzepts-Adjunkten beſtellte; gleich nebenan in Oberöſterreich finden ſich Bezirke mit nahezu 100000 Seelen mit rührigem geiſtigen und materiellen Volksleben, deren Verwaltung ein Bezirkshauptmann mit zwei Hilfsbeamten zu beſorgen hat. Ja in Böhmen hielt man ſogar politiſche Bezirke von mehr als 100000 Einwohnern eben für hinreichend groß, um einen Bezirkschef mit zwei Konzeptsbeamten zu beſchäftigen. Dieſer oberflächlichen Art, für die politiſche Verwaltung zu ſorgen, gegenüber, legt man in Deutſchland einen ganz andern Wert auf eine geordnete Adminiſtration durch Staatsbeamte. Statt der rieſigen politiſchen Bezirke, wie ſie die Organiſation von Anno 1868 geſchaffen, erblicken wir dort namentlich in den uns näher ſtehenden Südſtaaten kleine Bezirke. So zählen durchſchnittlich die politiſchen Amtsgebiete in Bayern 34000, in Württemberg 28000, in Baden nur 24000 Einwohner. (Leitartikel der „Preſſe“, 14. Jänner 1874.)

nicht. Der grüne Tiſch weiß in ſeiner Weisheit, daß Volk und Regierung verſchiedene, ja einander entgegengeſetzte Intereſſen haben und daß die Regierung reich wird, wenn das Volk arm wird. Der grüne Tiſch hält es daher für reinen Profit, wenn die Regierung erſpart — was das Volk zum Fenſter hinauszuwerfen gezwungen wird.

Ferner iſt eine allgemeine Wehrpflicht dekretiert worden, von welcher ein allgemeiner Loskauf ſtattfand. Wir haben dieſe allgemeine Wehrpflicht der Siegernation nachgemacht, und zwar in eiligſter Eile, was ſonſt unſre Sache nicht iſt. Wenn es nämlich gilt, die Schweiz, Belgien, England oder Nordamerika in allerlei guten und löblichen Dingen nachzuahmen, ſo betonen wir höchſtens ſalbungsvoll, daß „die eigentümlichen Verhältniſſe Oeſterreichs" dergleichen nicht zulaſſen; wenn es ſich aber um Vermehrung der Soldaten handelt, ſo laſſen wir alles zu. Wir vergeſſen dann, daß wir dieſe „Reform" einem induſtrie- und ſtädtereichen Volke nachahmen, welches, wenn es ſich militäriſch verteidigt, naturgemäß auch von ſeinen Städtern ſich verteidigen laſſen muß; wir vergeſſen dann, daß es dagegen juſt eine unſerer eigentümlichſten Eigentümlichkeiten iſt, überwiegend ein Agrikulturland zu ſein, welches noch eine unerſchöpfliche Soldatenquelle in ſeinem Bauernſtande hat, und daß wir noch lange nicht genötigt ſind, zu unſerer Verteidigung den denkenden und arbeitenden Städter, d. h. das koſtbarere und ſchwerer zu erſetzende Material anzugreifen; wir vergeſſen dann, daß der Nationalitätenhader gleichfalls zu unſern Eigentümlichkeiten gehört, und daß es bei uns geradezu bedenklich iſt, die zeitungsleſende Intelligenz zu aſſentieren, welche ſich im Lager ſchon mitten im Frieden das Weiße im Auge zeigt, und welche, wenn ſie in angeblicher Heeresbrüderlichkeit bewaffnet untereinander gemiſcht wird, anſtatt dem Feinde gar leicht gegenſeitig ſich ſelber die Hälſe brechen könnte. Das alles vergeſſen wir im blinden Wolluſttaumel des zweifärbigen Tuches; „die Eigentümlichkeiten" Oeſterreichs ſind es auf einmal nicht mehr, wenn ſie ſamt und ſonders und im lauteſten Chorus g e g e n die Verſtärkung des Militarismus ſchrien!

Zuletzt endlich haben dieſe neun Monate das Projekt der

Befeſtigung Wiens geboren. Man mag über dieſes Projekt ſagen, was man will, das ſtärkſte Votum dagegen müßte eigentlich die Armee ſelbſt abgeben. Die Befeſtigung Wiens würde eine Art Mißtrauen gegen die preiswürdige Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit unſerer Soldaten ausdrücken. Die Befeſtigung Wiens würde unſern Truppen ſagen: Wir halten eure Niederlagen für wahrſcheinlich, ſetzen ſie voraus und erwarten ſie; wir trauen euch in aller Ewigkeit im offenen Felde nicht mehr die Siegesfähigkeit zu, ſondern finden eine beſſere Bürgſchaft darin, euch hinter Wall und Graben fechten zu laſſen, was der Neapolitaner und Hindu — die ſchlechteſten Soldaten der Welt — eben auch leiſten. Und das ſagt man einer Armee, welche von Eugen bis Radetzky die Bewunderung Europas war! Heißt das nicht, das Selbſtgefühl des Soldaten faſt gefliſſentlich brechen? Heißt das nicht, die Demoraliſation der Armee mit großen Koſten und künſtlicher Pflege dort ausſäen, wo bisher keine Spur dieſes Unkrautes vorhanden war? Wie ſoll der Soldat an ſich glauben, wenn er ſieht, daß ſein Führer an ihm zweifelt? Die Befeſtigung Wiens aber, das wäre der ſteinerne und verewigte Zweifel an der Soldatentugend Oeſterreichs, jener Tugend, welche von Soliman bis Napoleon nicht einmal unſere ärgſten Feinde bezweifeln. Lernt führen, am Folgen hat es niemals gefehlt.

Mögen die Kinder der nächſten und nächſt-nächſten neun Monate wohlgeratener ſein! Denn von dem, was uns die neun Monate ſeit Königgrätz gebracht, können wir mit der pyramidalſten Vatereitelkeit uns nicht verhehlen, daß es unſrer Vaterſchaft wenig Ehre macht.

Das Feſtungszehneck,*) oder Schulmeiſterlein Wuz in Oeſterreich

An die Redaktion ***.

Sehr geehrte Herren! Sie haben ſo oft und ſo ſtark gegen die Befeſtigung Wiens geſchrieben, daß ſie gewiß auch einen Liebhaber und Bewunderer dieſer Befeſtigung zu Worte kommen laſſen. Iſt doch „fair play" der Grundſatz jedes echten Gentlemans, und ſolche Grundſätze ſind die unverwundbaren Götter im Parteikampfe der Menſchen. Sie bleiben niemals auf dem Platze. Fürchten ſie übrigens nicht, daß ich Sie mit Ruminationen aus dem Kameraden behelligen werde: „der Kamerad"**) hat zwar guten Willen für ſeine Sache, aber wenn er nicht abſichtlich ſein Licht unter den Scheffel ſtellt, ſo verkennt er augenſcheinlich die beſten und ſtärkſten Seiten derſelben. Dieſe nun kennt, und zwar vortrefflich, mein Freund Perico. Ich hätte Ihnen den Namen vielleicht verſchweigen ſollen, um Ihnen nicht durch Autoritäten zu imponieren. Iſt es doch wahr und durch einen heraldiſch ſicheren Stammbaum erwieſen, daß mein Freund Perico ein direkter Nachkomme jenes berühmten Spaniers iſt, welcher bei Karl V. General-Intendant der offiziellen Vernunft, oder, wie das plumpere Mittelalter ſagte, Hofnarr geweſen. Aber das beiſeite. Ich brauche mich nicht auf den Vernunft-Erbadel meines Freundes zu berufen, deſſen eigene Weisheit und Gutgeſinntheit ich durch einen einzigen ſeiner Charakterzüge zu zeichnen vermag. Mein Freund Perico iſt nämlich derſelbe, welcher tagtäglich eine Meſſe leſen läßt — für Aufhebung des Konkordats. Da haben Sie den ganzen Mann!

*) Zehn größere und kleinere Forts ſollen die projektierte Befeſtigung Wiens bilden.

**) Eine militäriſche Zeitſchrift, für die Befeſtigung plaidierend.

Als Herr v. Schmerling ſein Programm realiſierte, „die berechtigte öffentliche Meinung in ſich aufzunehmen", tat er das, wie Sie wiſſen, ſo ſchwunghaft und großartig, daß durch die Aufnahme dieſes hohen Gaſtes ſehr bald die Bureaus des öſterreichiſchen Beamtentums in all ihren weitläufigen Räumen ſchier überfüllt waren. Die hohen Militärbehörden, wetteifernd mit dem Zivil und ſtets aufmerkſam für die Bedürfniſſe desſelben, faßten daher den koloſſalen Gedanken, zehn Wiener Feſtungen als ebenſo viele Rieſenhotels zu bauen, um der berechtigten öffentlichen Meinung, welche beim Zivil nicht mehr Platz fand, auch ihrerſeits Aufnahme und Unterkunft anſtändig, ja verſchwenderiſch zu gewähren. Das iſt der Sinn dieſer neuen und glorreichen Bauten, ſagt mein Freund Perico: ſie werden ein Denkmal ſein — von der Berechtigung der öffentlichen Meinung in Oeſterreich!

Mein Freund Perico fährt fort: Jedermann erinnert ſich noch des guten und großartigen Eindrucks, welchen es machte, als wir zu Anfang der fünfziger Jahre, aus den Wunden zweier Bürgerkriege blutend und an Geld und Gut tödlich erſchöpft, den Mut und die Mittel fanden, das achte Weltwunder, die Semmeringbahn, zu bauen. Dieſe Bahn wurde das Symbol der Reproduktionskraft, der Grund unſeres neuen Kredits. Eine ähnliche Wirkung muß es nun haben, daß wir nach dem Verluſte des italieniſchen Feſtungsvierecks augenblicklich und faſt umgehend ein Feſtungszehneck aus der Erde ſtampfen. Ja, mein Freund Perico läßt nicht undeutlich merken, wir hätten jenes ſprichwörtlich gewordene Bollwerk, wie wir das Feſtungsviereck in ſtolzer Sicherheit nannten, eigens zu dem Zwecke ſo überraſchend ſchnell, ſo bedingungslos-großmütig aufgegeben, um dem erſtaunten Europa zu zeigen, daß wir Feſtungsvierecke nicht brauchen, weil wir die Leute ſind, welche Feſtungszehnecke aus dem Aermel ſchütteln. Denn, ſagt mein Freund Perico, der Phönix wäre ein ſo gemeiner Vogel wie irgend eine Gans oder ein Haushahn, wenn er nicht die koſtbare Eigenſchaft hätte, aus ſeiner Aſche emporzuſteigen. Alſo gehört die Aſche notwendig zum Ruhme des Phönix. Zugegeben nun, daß jenes raſche und bedingungsloſe Fallenlaſſen des italieniſchen Feſtungsvierecks in

den Augen poeſieloſer Alltagsmenſchen unſer Anſehen geſchädigt, ſo ſei das am Ende doch nur die Aſche geweſen, deren es bedarf, damit aus derſelben ſich ein Phönix erhebe. Dieſer Phönix aber, ſagt mein Freund mit leuchtenden Augen, dieſer Göttergedanke, welcher das Nützlichkeitswerk der Semmeringbahn noch weit überholt, iſt eben das projektierte Wiener Feſtungsgzehneck.

Wer einen Lieblingsgedanken hat, der hätſchelt und umkoſt ihn von allen Seiten. Und wie mein Freund Perico in das Wiener Feſtungsgzehneck verliebt iſt, ſo war es auch ſeine Liebhaberei, ſich mit den Namen der künftigen Forts viel und ernſtlich zu beſchäftigen. Er möchte dieſe Forts keineswegs numeriert wiſſen, wie es leider ſoldatiſch nüchterner Brauch iſt: hat denn ein Vater je ſeine Kinder numeriert? fragt er entrüſtet. Namen, gute bezeichnende Namen will er für die zehn Wiener Feſtungen. Auch hat er ſie bereits alle gewählt. Es iſt keine müßige Spielerei, ſagt er mit Nachdruck, ſondern eine wichtige Angelegenheit. Es handelt ſich nämlich darum, dem großen und gedankenloſen Haufen ganz ſinnenfällig zu demonſtrieren, daß wir die Feſtungen unſrer vormaligen Großmachtſtellung nicht ſowohl verloren, als vielmehr der handſameren Bequemlichkeit wegen bloß ein wenig näher nach Wien herangezogen haben. Demnach überträgt er auf das Wiener Feſtungsgzehneck: erſtens die Namen des ſeligen italieniſchen Feſtungsvierecks — Verona, Mantua, Peſchiera, Legnago; zweitens: die Namen derjenigen Feſtungen, in welchen wir Beſatzungsrecht ausgeübt — Mainz, Ulm, Ferrara; drittens endlich: auch die Namen der ungariſchen Feſtungen — Komorn, Munkacs, Peterwardein; denn, ſagt mein Freund Perico, wenn ſie uns jetzt auch lieben nach der Vorſchrift des Herrn, den Nächſten zu lieben *wie ſich ſelbſt*, ſo könnte doch ihre Selbſtliebe, worin ſie bekanntlich ſtark ſind, eines Tages wieder ſtärker werden als die Liebe zu ihrem Nächſten, dem Oeſterreicher, und, da ſie ſchon einmal in Feindesland lagen — kurz, lebens- und ſterbenshalber will er auch Komorn, Munkacs und Peterwardein in die traulichen Umgebungen von Schwechat und Lieſing verlegen.

Mein Freund Perico geſteht ebenſo freimütig als beſcheiden, daß dieſer glückliche Gedanke, den ich mit aufrichtiger Bewun-

derung lobte, eigentlich nur die höhere Entwicklung eines andern ſei, deſſen erſtes Eigentumsrecht dem vergnügten Schulmeiſterlein Wuz, einem komiſchen Charakter Jean Pauls, gehöre. Dieſer ehrliche Mann nämlich war ein leidenſchaftlicher Liebhaber von klaſſiſchen Büchern, die er ſich doch weder kaufen, noch auch in ſeiner ländlichen Abgeſchiedenheit ausborgen konnte. Was tat er alſo? Er ſuchte bei Büchern, deren Titel ihn reizte, aus dem Titel den Inhalt zu erraten, ſetzte ſich hin und ſchrieb ſich das Buch ſelbſt. Auf dieſe Art brachte er eine der koſtbarſten und gewählteſten Bibliotheken Deutſchlands zuſammen; man fand die rarſten und teuerſten Sachen beim Schulmeiſterlein Wuz. Könnten wir nicht, ſagt mein Freund, auf dieſelbe Art wieder die Autoren unſrer Großmachtſtellung werden? Verſchmerzen wir den Beſitz der Originalfeſtungen, begnügen wir uns, auf den Rebenhügeln Wiens, wie auf den Etagèren unſrer häuslichen Wände, eine Bibiliothek von Feſtungstiteln aufzuſtellen, und die kleine Großmacht iſt fertig. Was will man denn? War es doch ein alter Fehler der öſterreichiſchen Taktik, die Linie allzulang auszudehnen und dadurch ſchwach zu machen. Nun iſt es doch offenbar eine ſchwächere Poſition, wenn wir eine Feſtungslinie in der Ausdehnung von Ferrara bis Mainz oder gar bis Rendsburg beſitzen, als wenn derſelbe Feſtungsgürtel ſich um die ſchlanke Taille von Wien ſchmiegt, und Mainz auf dem Kahlenberg und Ferrara auf dem Laerberg liegt. Schon Mohammed fand es zweckmäßig, zum Berge zu kommen, da der Berg nicht zu ihm kam. Und Mohammed war doch ein großer Prophet, faſt ſo groß, wie Graf Buol-Schauenſtein oder Graf Rechberg, wie Graf Mennsdorff oder Graf Bloome. Wenn ſich die Rhein- und Po-Feſtungen ſpröde gegen unſre Großmachtſtellung verhielten, laßt ſie in ihrer törichten Sprödigkeit liegen und etabliert ſie in effigie ſtatt am Rhein und am Po, mit der weiſen Nachgiebigkeit Mohammeds, am Alſerbach und am Lieſingerbach.

Groß ſind auch die ökonomiſchen Vorteile dieſer Maßregel, ſagt mein Freund Perico. Wie viel ſchweres Geld, und noch dazu in Silber, ging uns durch perennierenden Abfluß verloren, als unſre Feſtungen noch in Italien und Deutſchland lagen!

Dieſes Geld bleibt künftig zu Hauſe, wenn die Feſtungen ſelbſt zu Hauſe bleiben. Ein guter Teil der Verpflegskoſten wird überhaupt ganz erſpart werden. Man denke an jene Unzahl von liebenden Köchinnen, welchen die Natur den doppelt wohltätigen Trieb eingepflanzt hat, einmal durch zeitgemäße Beſeitigung ſtattlicher Speiſevorräte vom Tiſche ihrer allzu üppig ernährten Herrſchaften gaſtriſche Fieber, Indigeſtionen, Apoplexien fern zu halten, ſodann aber beſagte Küchen- und Keller-Paralipomena dem ſpärlich ernährten Militär zu überantworten, wodurch ſie im Haushalt der Natur eine der nützlichſten Güterverteilungen beſorgen. Mit welchem Schmerze müſſen dieſe weiblichen Weſen die Hemmung ihres natürlichen Berufes empfunden haben, als unſre Feſtungen noch Lagen hatten, welche nicht nur ihrer Perſon, ſondern ſogar ihrer geographiſchen Phantaſie und Gelehrſamkeit unerreichbar waren! Wie anders aber, wenn ſie nun nach Mainz oder Verona um zehn Kreuzer im Omnibus fahren, wenn der hungrige Landsmann von Ulm oder Mantua auf einen Abendſpaziergang hereinkommt! Und unſre Armee braucht dieſe Wohltaten nicht mehr, wie etwa Geldbriefe, in tatloſer Dankbarkeit anzunehmen, ſondern iſt in der wünſchenswerten Lage durch produktiven Tauſchverkehr ſie umgehend auszugleichen. Nicht ohne Wehmut, ja mit wirklichen Tränen denkt der Patriot an jene ſchwere Zeit unſrer heilloſen Großmachtſtellung, wo die Blüte unſrer Mannſchaft den ſchmerzlichen Konflikt auszukämpfen hatte, die Bevölkerungsliſten eines fremden, ja feindlichen Landes aus ihren eigenen ſchönen Mitteln zu füllen und zu vermehren. Wie mancher Garibaldiner mag auf unſre Armee geſchoſſen haben, der gar nicht ſein Leben hätte, wäre unſre Armee nicht in Italien geweſen! Dieſe Gefahr, uns Feinde aus unſern eignen Lenden zu zeugen, hört künftig auf, wenn wir Verona und Mantua — nach Rot-Neuſiedl verlegen und das Vaterland nicht nur ſeine Väter, ſondern auch ſeine Kinder behält.

Ueber die Befeſtigung Wiens wird eine Geſetzesvorlage in dem Reichsrat eingebracht werden, aber inzwiſchen hat das Kriegsminiſterium Grundſtücke gekauft, Arbeiter aufgenommen, Lieferungsverträge geſchloſſen, läßt graben, ſchaufeln, karren, mauern und meißeln, was alles im Publikum mit Unruhe ge-

ſehen wird. Die Kurzſichtigen! ſagt mein Freund Perico. Sonſt, wenn die Miniſter eine Vorlage machten, war das Mißtrauen allgemein, daß ſie doch nur „auf dem Papier" bliebe. Dieſe nun hat ſchon Grund und Boden, iſt ſchon Realitätenbeſitzer. Der Kriegsminiſter verfaßte ſie in Stein und Mörtel und erweiſt dem Reichsrate die Aufmerkſamkeit, daß er ſie als plaſtiſches Modell vorlegt, faſt ſchon fertig und ausgebaut. Was will man mehr? Da ſieht man doch deutlich, daß es endlich Ernſt wird mit dem Konſtitutionalismus in Oeſterreich!

Oeſterreichiſche Pfingſten

(9. Juni 1867)

Ich machte den Redakteuren des Kladderadatſch, es war zu Anfang der fünfziger Jahre, — einmal das Kompliment, wie ausgezeichnet ihr Blatt redigiert ſei. Gar ſchlau lächelte einer der Herren und ſagte: Aber wiſſen Sie, warum es ſo gut iſt? Weil es zuweilen auch ſchlecht iſt!

In München machte ich den Redakteuren der Fliegenden Blätter einſt eine Vorſtellung über eine Nummer, welche mir juſt nicht die glücklichſte zu ſein ſchien. Lieber Freund, war die Antwort, da verſtehen Sie eins der zarteſten Redaktionsgeheimniſſe nicht. Um wahrhaft gut zu redigieren, muß man von Zeit zu Zeit auch ein ſchwaches Blatt erſcheinen laſſen.

Die Weisheitslehre dieſer Knaben grub ſich tief in mein damals noch jüngeres Herz. Ich dachte ſogleich an die Redaktionen auch anderer periodiſcher Blätter, z. B. an die offiziellen, oder an unſer Reichsgeſetzblatt — und vieles wurde mir klar. Ich begriff die Redaktionen ganzer Länder und Völker!

Wenn gut redigieren ſchlecht redigieren heißt, wie unweiſe iſt dann das politiſche Mißvergnügen. Wie vortrefflich ſind dann

jene Staaten redigiert, bei welchen dieſer Grundſatz am vollkommenſten ausgebildet iſt und der Appetit für das Gute durch das weiſe Sparen an dieſem und die kopioſe Anwendung ſeines Gegenteils unſterblich friſch erhalten wird!

Preiſen wir vor allem unſer geſegnetes Oeſterreich! Durch die feine und witzige Kunſt, womit unſre Geſchicke von jeher redigiert worden ſind, iſt ein Vorrat von Hoffnung, ja Glück und Jubel bei uns aufgeſpeichert, deſſen andre Völker, welche durch eine monoton gute Redaktion verwöhnt ſind, unwiederbringlich verluſtig gegangen.

Zum Beiſpiel der gegenwärtige Reichsrat. Welcher Glaube, welches Vertrauen, welch freudige Erwartung, welch lenzgrüne, roſenwangige Stimmung! Das ganze Reich iſt ein Nachtigallenbuſch und in den Lüften jubeln wieder die fünf Lerchen Oeſterreichs. Aber wäre das alles auch möglich, wenn dieſem Reichsrat nicht das ſchlecht redigierte Blatt der Siſtierungs-Politik vorangegangen wäre?

Oder die Befeſtigung Wiens. Ich höre ſie jetzt ſchon, die hochgeſtelzten, prächtigen Redensarten vom unwiderſtehlichen Keil und der ſechſten Großmacht und von der Wunderkraft der öffentlichen Meinung, wenn es wirklich gelingen ſollte, dieſe Erwürgung der Reichshauptſtadt zu verhindern. Nun, wenn es wohl tut, von einem Alp frei zu werden, ſo muß Einem der Alp doch früher gedrückt haben?

Was ſoll ich vom Konkordate ſagen? Ich glaube, Wien würde b e l e u c h t e n*), wenn das Konkordat aufgehoben würde! Aber ein Stoff für eine allgemeine Beleuchtung iſt offenbar ein ſchöner und herrlicher Stoff.. Glücklich das Volk, welches recht viele ſolche Stoffe beſitzt! Am glücklichſten die Oeſterreicher, welche davon die meiſten beſitzen! Denn ganz vergebens iſt es, das Vollkommene zu realiſieren; erſtens finden es die Staatsmän-

*) Dieſe Vorherſage iſt eingetroffen am 21. März 1868. Wien beleuchtete freiwillig, ohne Verabredung, ohne Vereins- oder Partei-mot d'ordre, völlig ſpontan und improviſiert. Die Veranlaſſung aber war nicht einmal die Aufhebung des Konkordats, ſondern bloß die Votierung der „konfeſſionellen- und Schul-Geſetze" — eine indirekte und nur teilweiſe Aufhebung.

ner nicht, und wenn gefunden, würden ſie kaum Dank ernten, weil die Menſchen allzu verſchieden darüber denken. Eine weiſe und ſolide Regierung verlegt ſich daher auf das Unvollkommene, auf die Herbeiſchaffung und möglichſte Anhäufung der Miß- und Uebelſtände, welche je ſchreiender, deſto beſſer ſind, weil, wenn das Schädliche und Vernunftwidrige von jedem Meier und Müller zu erkennen und mit Händen zu greifen, die Gewißheit um ſo ſtärker iſt, daß die endliche Abſchaffung oder „Auflaſſung" beſagter Miß- und Uebelſtände den allgemeinſten Beifall finden und das Gefühl der Beglückung in den weiteſten Kreiſen des Volkes nach ſich ziehen wird.

Dabei muß ich freilich geſtehen, daß dieſe Methode der Volksbeglückung ein durchaus genieles Volk vorausſetzt, ein Volk, welches mit lebhafter Sinnlichkeit von Augenblick zu Augenblick lebt, welches ſich ganz der Stimmung und dem Eindrucke des Momentes hingibt, wie es z. B. das Gemüt des Poeten tut, alſo kurz, ein poetiſches Volk. Ein proſaiſches und nüchternes, ein puritaniſch-kritiſches, welches ſich jeden Genuß mit retroſpektivem Grübeln verdirbt, wäre dazu weniger geeignet.

Ein nüchternes Volk z. B. würde ſich alle Freude über den erneuerten Reichsrat durch den Gedanken verderben: Wie, wenn man ihn gar nicht hätte veralten laſſen? Wenn man ſeit dem Jahre 1861 auf der Verfaſſungsbahn ununterbrochen und unſiſtiert fortgeſchritten wäre? Ja, wenn man dasſelbe ſogar ſeit Kremſier und dem Jahre 1849 getan hätte? Wenn man im flüſſigen Eiſen von damals die Länder zuſammengeſchweißt hätte, welche jetzt am Po gänzlich und an der Theiß halb und halb verloren gegangen? So würde ſich dieſes ſauertöpfiſche Volk über den zweimal zerriſſenen Faden und über die koſtbaren Perlen, welche im Zerreißen herabgerollt, vieles Herzeleid machen, während der heitere Oeſterreicher ſchon aufjubelt, daß er den leeren Faden nur wieder anknüpfen kann.

Ein nüchternes Volk wäre kaum dankbar dafür, wie man in der unſeligen Befeſtigungsfrage mit ſich handeln läßt, wie man uns verſpricht, das koſtbare Rebengelände auf der Weſtſeite, die goldene Seite Wiens, mit der Einbaſtillierung zu verſchonen, dagegen mit dieſer noch immer die Oſtſeite bedroht, was nicht

mehr auf eine Befeſtigung, ſondern auf eine Kaſernierung hinausläuft, und die Frage, wo wollt ihr das Geld auch nur für einen Bruchteil dieſer koſtſpieligen Liebhaberei hernehmen, ſehr naiv mit der Antwort begütigt: Aus Italien, aus dem Erlös des abgetretenen Feſtungs-Materials. Ein langweiliges Puritaner- und Quäkervolk würde darauf mit folgender Gegenrede zur Hand ſein: Aus Italien kann ſchon darum kein aktiver Poſten kommen, weil wir längſt tauſendmal mehr in Italien hineingeſteckt; ihr gleicht einem Manne, welcher Haus und Hof im Lotto verſpielt und welcher, wenn er zuletzt mit fünf Gulden herauskommt, ſich einbildet, dieſe fünf Gulden ſind reiner Gewinn, die kann ich jetzt vertrinken! Uebrigens nahmen wir dieſes Geld von Florenz nur ein, um es ſelbſt wieder nach Berlin abzuführen; Oeſterreich *hat* dieſes Geld gar nicht, ſondern es ging durch Oeſterreich nur durch. Endlich aber, geſetzt auch wir hätten Befeſtigungsgeld, — wie wär's, wenn wir unſre Flüſſe befeſtigten? An ſeinen Ravinen und Wildwaſſern geht Südtirol zugrunde, und in der Murinſel reißen Drau und Mur ein Ackerfeld ums andere weg, — dort wie hier die beſte Fruchterde des Reiches. Was ſag' ich von der Donau? Ihre Ueberſchwemmungen haben in der Leopoldſtadt, in der wertvollſten Vorſtadt von Wien, ſchon Tauſende von Menſchenleben und Millionen von Gütern zum Opfer gefordert; ſie macht ſich's im Angeſichte aller Reichsbehörden und mitten unter einem Kulturvolke ganz ſo bequem, als ob ſie bei uns zu Hauſe wäre, — wie es der Miſſiſſippi unter den Indianern war! Es wäre für die Befeſtigungsbrunſt vielleicht keine verächtliche Aufgabe, in der Leopoldſtadt die ſchutzloſen Wiegen der Kinder zu befeſtigen! Habt ihr Geld, ſo reguliert endlich die Donau, welche mitten durch die Hauptſtadt als ein Wildwaſſer läuft!

Nicht einmal die Aufhebung des Konkordates würde ein proſaiſches und nüchternes Volk bejubeln. Das iſt ja kein Gewinn, würde es brummen, ſondern bloß das Aufhören eines Verluſtes. Die Sachen ſind eben wieder dort, wo ſie im Jahre 1854 waren; aber hatten wir denn im Jahre 1854 Urſache zu jubeln? War etwa *vor* dem Konkordate die Schule ſo frei, wie ſie ſein ſoll, die Bildung der Schullehrer auf der Höhe mit anderen

Deutſchen, die Proteſtanten unverkürzt, die Juden gleichberechtigt, die Geiſtlichkeit in ihrem Einfluß auf weltliche Dinge neutraliſiert? O über das Glück, ein Repetentenvolk zu ſein, und 1867 auf der Bank zu ſitzen, wo man ſchon 1854 ſaß!

Dreimal gedankt ſei dem Gotte Oeſterreichs, daß von dieſer ſchwarzgallichten Reflexions-Lymphe auch nicht ein einziger Tropfen in unſerem Blute ſteckt. Unſer Blut iſt leichtblütig, unſer Tagewerk die Freude, unſre Gedanken — Triolen und Triller. Wir ſind wirklich Franzoſen. Scherz und Ringſtraße beiſeite, aber das Wiener Rumpf-Boulevardchen kann ſtolz ſein auf ſeine Pariſer. Das Leben leicht nehmen, ſich mit dem Schein begnügen, aber die Sache ſelbſt Pedanten und Engländern überlaſſen, — wenn das franzöſiſch iſt, ſo iſt es auch öſterreichiſch; wir ſind Zwillingsbrüder. Wir ſind ſo gut eine erſte Nation als jenes hochgeniale Volk, welches an der Spitze der europäiſchen Illuſionen marſchiert. Wenn der ſanguiniſche Pariſer auf „die Krönung des Gebäudes" wartet und generös ignoriert, daß ſelbſt das gekrönte Gebäude noch immer um manches Stöckchen niedriger ſein würde, als es unter Louis Philippe war: ſo wartet der Oeſterreicher, noch ſanguiniſcher, auf ſeinen berühmten „Ausbau", wobei er großmütig überſieht, daß mitten im Ausbauen die Steine dazu verſchleppt werden, — nur nicht die Steine, womit wir unſre Kaſernen und Feſtungen ausbauen: die werden immer ausgebaut!

Wenn der Pariſer ſein Geld für ein Wundertier ausgibt und mit lachender Liebenswürdigkeit ſtatt des Wundertieres — ſich auch Kaninchen und Karpfen gefallen läßt, ſo iſt dieſe echt franzöſiſche Bonhommie unſer eigenſtes Eigentum; die Geſchichte könnte in Wien geſpielt haben. Ich glaube ſogar, ſie ſpielt ſoeben wirklich in Wien. Ein Pariſer Viveur nämlich befand ſich einmal vis-à-vis de rien und in dieſem Zuſtande, der Elektriſiermaſchine für alle Geniefunken, erſann er, um ſich Geld zu machen, folgendes Auskunftsmittel. Er mietete an einer frequenten Paſſage eine Butike und kündete an, er werde darin für einen Frank Entree eine nie geſehene Naturmerkwürdigkeit zur Schau ſtellen: einen Baſtard von einem Karpfen und einem Kaninchen. Natürlich ſtrömte ganz Paris herbei und zahlte ſeinen Frank En-

tree. Als die Kaſſe zum Ueberfließen voll war, trat der Blageur vor ſein Publikum und machte demſelben mit der naivſten Unbefangenheit die Mitteilung: Soeben habe die Direktion des Jardin des plantes nach ſeinem Wundertiere geſchickt, und, malheureusement, ſei es in dieſem Augenblicke nicht da. Aber wollen Messieurs et Mesdames vielleicht die Erzeuger des Wundertieres ſehen? Natürlich ſprach der Pariſer — zu Pariſern. Oui, oui, voyons, voyons: ſchrie alles, und das verehrte Publikum ſah für einen Frank — einen Karpfen und ein Kaninchen, und war außerordentlich zufrieden damit.

Auf, nach dem langverwaiſten Hauſe vor dem Schottentor! Dort ſitzt ſoeben ein neuer Reichsrat beiſammen, der Karpfen. Vor dem neuen Reichsrat ſitzt ein neues Miniſterium auf ſeiner Miniſterbank, das Kaninchen. Wollen die hohen Herrſchaften vielleicht die nie dageweſene Naturmerkwürdigkeit, das Wunderkind beider, ſehen — die öſterreichiſche Freiheit? die öſterreichiſche Einheit?

Nun, ich hoffe, meine Landsleute machen mich nicht zuſchanden; ich hoffe ſie ſind — Pariſer!

Probe-Belaſtung einer öſterreichiſchen Brücke

Man ſchreibt uns aus einem Orte, — aus welchem gehört nicht zur Sache. Denn die Früchte des Galgenhumors ſind zwar ein pikantes und angenehm ſäuerliches Obſt, aber der Kern desſelben bleibt immer — der Galgen. Und wer dieſen Kern verſchluckt, der hat die Frucht ein wenig teuer bezahlt.

Auch unſere Frucht iſt teuer; ſie koſtet einige Millionen und die Millionen koſten ſehr viel Schweiß und Blut. Darum wünſchten wir, die Sache gehörte nicht zur Sache.

Man ſchreibt uns alſo — doch wir wollen den Brief nicht abſchreiben, ſondern umſchreiben. Juſt weil das Original ſo gut

geſchrieben iſt, könnte man in der Gegend, wo ein gewiſſer — Chef nicht einmal orthographiſch ſchreibt, den ſtiliſtiſchen Meiſter des Briefes um ſo ſicherer erraten. Der verehrte Freund erlaube uns alſo, daß wir alle Lokalfarben, alle Detailſtriche, alle Porträt- und Charakterzüge, ſo launig er ſie ausmalt, in ſeinem eigenen Intereſſe tilgen, denn — der freie Beamte im freien Staate, wie er ſelbſt weiß, iſt noch immer nicht erfunden. Wie wäre ſonſt ſein Chef — ſein Chef, und nicht umgekehrt!

Es fließt ein Flüßchen durch die geſegneten Gefilde von — Zisleithanien, in jenen maleriſch gewundenen Krümmungen, welche von den Aeſthetikern die Schlangenlinie, aber von den jüngeren Beamten des Bezirkes die Paragraphenlinie (§) genannt wird. Ueber dieſes Flüßchen wurde kürzlich eine neue Brücke gebaut, und die neue Brücke noch kürzlicher der Belaſtungsprobe unterzogen. Die Steine waren in ſtattlicher Wagenreihe angefahren, der Bezirkshauptmann, der Bezirksingenieur, die Gemeinde-Repräſentanz und eine unzählige, wogende Volksmenge — um von dem kleinen Ort im großen Stil zu reden — ſtand an den Ufern des Mäander bereit, dem Löwen des Tags, der neuen Brücke, in feierlicher Probe auf den Zahn zu fühlen.

Soeben wollte der Bezirkshauptmann das Zeichen geben, die erſten Steine anzufahren, da drängte ſich ein Schneiderlein durch das Gewühl, der kleinſte und magerſte Mann auf zehn Meilen in der Runde, und ſprang mitten auf die Brücke. Alles lachte, denn man glaubte, der Liliputaner präſentiere ſein federleichtes Perſönchen als Laſtprobe. Aber das Schneiderlein zog mit feierlichem Ernſt ein Blatt Papier aus der Rocktaſche, legte es vorſichtig auf die Brücke und lief dann eiligſt zurück, als fürchtete er einen jähen Zuſammenbruch. Vom Ufer aus blickte er wichtig und aufmerkſam auf die Brücke zurück und rief dann der ganzen politiſchen Bezirksbehörde triumphierend ins Geſicht: „Gelungen, meine Herren, gelungen! Laſſen Sie Ihre Steine nur wieder nach Hauſe fahren. Dort liegt das neueſte Steuergeſetz von Dr. Breſtel, das uns armen Leuten den blutigen Liedlohn beſteuert. Was brauchen wir eine ſtärkere Belaſtungsprobe? Herr Ingenieur, Sie haben Ihr Meiſterſtück gemacht, denn was dieſe Laſt trägt, trägt alles!“

Ein bitt'rer Narr! würde König Lear geſagt haben. Ein freier Narr! ſchnauzte der Bezirkshauptmann, dem der freie Narr im freien Staate etwas Unerhörtes war, im freien Staate, wo ſelbſt der Wiener Narrenabend ſeine Narrenfreiheit einer hochlöblichen Polizeizenſur unterbreiten muß. Und der Bezirkshauptmann war eine echte alte Polizeifigur, obwohl ein neuer Giskra-Mann. Er ſchnaubte das Schneiderlein mit „arretieren" und „ſchwerem Kerker" an, aber die Leute der dortigen Gegend, ſelbſt arm und unzufrieden, murrten laut und gaben dem Schneiderlein recht. Ja, ſagte der Bezirksingenieur, laſſen Sie's gut ſein, kaiſerlicher Rat. Ein Mann der das tut, der rekurriert auch, und der Teufel weiß, wie die Geſchichte ausgeht. Schauen wir nur, daß ſie nicht in die Zeitungen kommt.

Aber dafür wäre ſchade, Herr Ingenieur. Wenn man ſo liberal denkt, wie Sie, ſo muß man noch einen Schritt weiter gehen und auch öffentlich liberal denken, ſonſt behält Ihr Bezirkshauptmann recht, der neue Giskra-Mann und alte Polizeizopf.

Herkules und Alpheus

In allen ziviliſierten Rechtsſtaaten gibt es umſichtige Preßgeſetze und außerordentlich pflichtgetreue Staatsanwaltſchaften, welche den Gebrauch des ländlichen Wortes Hornvieh in unendlich vielen Fällen erſchweren, ja unmöglich machen, ſo daß eine „taktvolle Preſſe" in Benützung dieſes unſchuldigen, aber von den Zeichendeutern für zweideutig gehaltenen Wortes die äußerſte Reſerve ſich aufzulegen befliſſen iſt. Deſto ungenierter ſpringt aber auch die taktvollſte Preſſe mit dem Worte Augiasſtall um. Und doch iſt ein Augiasſtall ohne das gehörige Hornvieh gar nicht denkbar und iſt beſagter Stall juſt dadurch ſo hochberühmt geworden, weil ihn Tauſende von Ochſen hundert Jahre lang — organiſch-chemiſch benutzt hatten. Doch nein, nicht

dadurch allein. Das Renommee jener altehrwürdigen hiſtoriſchen Stallung knüpft ſich nicht ſowohl an das Andenken des größtmöglichen Miſtes, welchen die Welt je geſehen, als vielmehr an den Namen jener tüchtigen Arbeitskraft, welche mit ſotanem Miſte radikal aufgeräumt hat. Es iſt ein rührender Zug vom ſchönen Menſchengemüt, von der Dankbarkeit und Großmut des Volksherzens, daß man bei dem Worte Augiasſtall nicht an die Ochſen, — ſondern an Herkules denkt.

Aber an eines ſollte man doch dabei denken und zwar an die Hauptſache. Herkules war ja bei der Reinigung des Augiasſtalles doch nur die Hauptperſon, aber die Hauptſache war die von ihm benützte Waſſerkraft, der Fluß Alpheus. Das ſcheint mir wichtig.

Bekannt iſt nämlich, daß Herkules mit dem berühmten Stallmiſt nicht etwa gabelweis aufräumte, oder, wie wir es in der neueſten Aera der Ehegerichts-Akten nennen würden, von „Fall zu Fall". Nein, ein Gott arbeitet aus dem Ganzen und Vollen; — und dann erſt die Götternaſe! Herkules bewies ſich als ein echter Abkömmling vom Weſtend der alten Welt, vom Olymp, daß er den faulen Miſthaufen vor der Erfindung des Kölnerwaſſers nicht mit der Miſtgabel anrühren wollte. Dieſer Zug legitimiert ihn als Gentleman, als Sohn eines ambroſiaeſſenden Vaters.

Herkules beobachtete alſo ein Verfahren, welches nicht gabelweis, ſondern radikaler, zugleich aber auch reinlicher war als der Radikalismus der Bierbank, diſtinguierter, vornehmer. Er operierte gleichſam wie ein whigiſtiſcher Lord und Ariſtokrat. Kurz, er leitete, wie männiglich weiß, den Fluß Alpheus in den Augiasſtall und ließ durch die Wellen des Fluſſes den Miſt hinwegſpülen. Ein Meiſterſtreich, und mit Recht hat er den Ruhm davon!

Sollte ihn aber doch nicht ungeteilt haben! Die eigentliche Herkulesarbeit, wie man ſieht, hat immerhin nicht Herkules verrichtet, ſondern der Fluß Alpheus. Die Welt beruhigt ſich bei der Arbeit des Herkules, gleichſam als ob ſich ihr Gelingen von ſelbſt verſtehen müßte. Es verſteht ſich aber nicht von ſelbſt, durchaus nicht von ſelbſt.

Sooft vom Augiasſtall die Rede iſt, — und in der wunderbaren Herrlichkeit unſrer modernen Rechtsſtaaten und Fortſchritts-Aeren iſt täglich von ihm die Rede, — ſooft dieſes duftige Wort mir entgegenkommt, denke ich weit weniger an Herkules als an Alpheus. Ich frage mich dann: wie wenn dieſer Fluß zufälligerweiſe nun nicht ein raſches und ſtrömendes Waſſer geweſen wäre, ſondern ein träges und ſchleichendes? Und bei dieſer Frage überläuft mich ein Grauen!

Dann hätte das träge und ſchleichende Waſſer den kompakten Augiasmiſt nicht nur nicht weggeſchwemmt, ſondern es hätte ſeinen eigenen Schlamm noch darauf abgeſetzt. Nach einiger Zeit wäre es verdunſtet und eingetrocknet wie jedes Sumpfwaſſer, und der fruchtbare Schlamm, — denn fruchtbar iſt er, das muß man bezeugen! — hätte ohne Zweifel eine prachtvoll-geile Flora aufblühen laſſen, eine Flora parlamentaria von Armee-Lieferungen, deren Lieferanten die Parlamentsherrn ſind, von ſtaatsgarantierten „Weltbahnen", deren Konzeſſionen und Verwaltungsratsſtellen die Parlamentsherren bekommen, von Franz Joſefs- und eiſernen Kronen-Orden, deren Kreuze und Sterne die Bruſt der Parlamentsherren bedecken. Beſagte Flora hätte dann weithin geleuchtet und gepranget, ſo daß ſie allen Glücksrittern, allen Ehren- und Aemterjägern, kurz allen „Talenten" wirklich und veritabel als ein Paradies erſcheinen, als ein Eldorado und Garten Eden, als die neueſte und glücklichſte Aera, wie eine neuere und glücklichere ſchon nicht mehr zu erdenken und auszuſinnen. Nur ſchade aber, daß dabei der Miſt des Augiasſtalles mit nichten hinweggeſchwemmt worden, ſondern unter der neuen beblümten Schlammdecke, die ihn wohl gar noch beſchützte, ruhig liegen geblieben wäre, gleichſam als ein wohlkonſerviertes Herkulanum und Pompeji der „ererbten Uebelſtände".

Alſo auch Herkules hätte nichts ausgerichtet, wenn nicht die Waſſerkraft, mit welcher er operierte, von einem ſtarken Gefälle kam. Ein paar Zoll weniger — und das Gefäll ſtagnierte, und der ganze Ruhm dieſer Herkulesarbeit war fort, und der ganze Augiasſtall mit all ſeinem Miſte blieb da! Es liegt eine peinliche Spannung in dieſem Gedanken. Von einer Lehre, welche darin

liegt, will ich gar nicht ſprechen, denn wer läßt ſich denn noch belehren?!

Dagegen gereicht es mir zu wirklichem Troſte und verſcheucht all meine hypochondriſchen Grillen, daß ſich heute die Schleuſen unſers Alpheus wieder geöffnet haben und der prächtig wogende Strom des öſterreichiſchen Reichsrates mir in erhabenen, weltgeſchichtlichen Rhythmen die majeſtätiſche Götterarbeit des Herkules vor die andächtig lauſchenden Sinne zaubert. Das iſt ein Stromgefäll, wie es ein Herkules braucht! Am Ufer dieſes Stromes müſſen alle angekränkelten und ungeſunden Zweifel ſchweigen, — alles ſchweigt!

Der eiſerne Kopf

(Ein Gedenkblatt zum 3. Juli 1866)

Daß doch ein Dichter, indem er ſein Galerie-Publikum mit einer Zauber-Komödie unterhält, weiſer ſein kann als alle Staatskanzleien auf allen Ballplätzen!

Ein Schauſpiel aus alten Zeiten, das will mir nicht aus dem Sinn!

Ich glaube, ſie haben eine Allegorie auf Oeſterreich geſpielt, als ſie vor dreihundert Jahren in London ein Stück ſpielten, genannt „Baco und Bungay" und verfaßt von dem liederlichen Robert Greene.

Es iſt eine Liebesgeſchichte. Der Prinz Eduard verliebt ſich in die reizende Förſterstochter Margarethe und trägt ſeinem Vertrauten Lacy, Grafen von Lincoln auf, für ihn zu werben. Aber der Graf verliebt ſich ſelbſt in das unwiderſtehliche Mädchen, welches mit einem Hauch Shakeſpeareſcher Grazie gezeichnet iſt, und erringt den Beſitz ihrer Gegenliebe.

Dem Prinzen bleibt nichts übrig, als mit einigen Schmerzen zu reſignieren und das Paar glücklich zu machen.

Dieſe Handlung hat irgend einen Punkt, wo der Zauberer Baco teils helfend, teils hindernd eingreifen muß. Dabei kommt es nun zu einer Epiſode, welche, indem ſie aus dem Stücke herausfällt — in die Unſterblichkeit fällt!

Der Zauberer Baco hat ſein ganzes Leben und alle Kraft ſeiner Wiſſenſchaft daran geſetzt, um einen eiſernen Kopf zu machen, welcher Orakel ſprechen und England mit einem Wall von Erz umgürten ſoll. Es iſt ein wunderbarer Zug der Sage, welche Robert Greene benützt hat, daß dieſe zwei Dinge, welche ſcheinbar gar nicht zuſammengehören, doch unzertrennlich miteinander verbunden ſind, und nie eines ohne das andere genannt werden. Außerdem daß der eiſerne Kopf Orakel ſprechen, bleibt es die fixe Idee der Sage, daß er auch England mit einem Wall von Erz umgeben wird.

England will ich durch meine Macht befeſt'gen,
Daß, wenn zwölf Cäſar'n jetzo Rom beherrſchten,
In ihrem Sold Europas Heere hätten,
Sie rührten keinen Grashalm an in England!
Der Erzwall, den Semiramis geſchmiedet
Und hochgeſchwungen wie das Tor der Sonne,
Er glich nicht dem, der Englands Strand umgürtet
Von Dover her bis zu dem Markt von Rye!

Ein großartiges Wunderwort! Sind dieſe Verſe auch nur ein Ausbruch jenes nationalſtolzen Patriotismus, den wir z. B. am prächtigſten bei Shakeſpeare aufleuchten ſehen und den der Engländer überhaupt grandioſer ausdrückt als der Gallier ſeine Gloire, denn Freiheitsgefühl, nicht Eitelkeit iſt der Grundton desſelben; ſind dieſe Verſe auch nur eine jener Zeitſtimmen, deren nächſtes Motiv vielleicht die Ueberwindung der Armada, dieſer Sieg von Salamis der germaniſchen Raſſe, war; nichtsdeſtoweniger wird einem ſchwindlig zumute, daß ſie als Viſion und Prophezeiung auch unſrer neueſten Tage ſo merkwürdig paſſen. Der Wall von Erz — die engliſchen Panzerflotten; die Cäſaren welche Europas Heere mieten, — der Cäſarismus des Kontinents: es iſt, als hätte das Auge des Dichters über drei Jahrhunderte hinausgeſehen!

Aber kehren wir zum eiſernen Kopf zurück.

Er iſt fertig. Es iſt ein Werk voll geheimnisvoller Widernatürlichkeit. So ſchwer war der Sieg des Menſchen über die Hölle, ſo wenig iſt die Hölle wirklich bezwungen und überwältigt, daß die Kunſt, es zu erſchaffen, nicht größer als die Kunſt, es zu behaupten. Die Hölle lauert auf ſeine Vernichtung. Sechzig Tage haben es Baco und Bungay bewacht, aber jetzt übermannt ſie der Schlaf. Baco läßt ſich ablöſen von ſeinem Knechte Miles.

In Hekates verborgnen Lehren forſchend,
Schuf ich ein ungeheures Haupt von Erz
Das, durch des Böſen wunderbares Wirken,
Tiefſinn'gen Rat verkündigen und England
Mit einem Wall von Erz umgeben ſoll.
Schon ſechzig Tage wachten ich und Bungay,
Nun aber fordern unſre Geiſter Ruh.
Wenn Argus mit den hundert Augen lebte,
Sie überwachten nicht Phobetors Nacht!
So ruht denn, Miles, Bacos Wohl auf dir.
Der Ruhm, die Ehre ſeines ganzen Lebens
Hängt am Bewachen dieſes eh'rnen Haupts.
Deshalb beſchwör' ich dich beim ewigen Gott,
In deſſen Hand der Menſchen Seelen ruhn,
Die Nacht zu wachen! Eh der Morgenſtern
Mit ſeinem goldnen Glanz den Nord beſtrahlt,
Spricht dieſer Kopf! dann, Knecht bei meinem Leben,
Erwecke mich, dann ſchließ' ich dieſen Zauber,
Und krön' mit Glanz die ſiebenjähr'ge Müh!

Wer iſt nun dieſer Miles? Die luſtige Perſon des Stückes!

Ein Menſch, deſſen Profeſſion es iſt, „alleweil fidel" zu ſein. Ein Spaßvogel, ein Witzmacher, ein Poſſenreißer. Ein Frivoler, in deſſen dummer und nichtiger Seele etwas Großes gar nicht paſſieren kann, denn alles iſt klein und leer wie er ſelbſt. Und dieſer Kaſperl bewacht das Geiſterreich Bacos! Er bewacht es in den gefährlichſten Augenblicken der Herrſchaft über die Geiſter!

Ich möchte wiſſen, was ein öſterreichiſches Zuſchauer-Publikum empfände, wenn dieſes Stück, gleich denen Shakeſpeares, noch heute geſpielt würde?

Alſo Miles wacht. Nach einiger Zeit entſteht ein ſtarkes Geräuſch und der Kopf hebt zu ſprechen an. Der Kopf ſpricht: Zeit iſt's!

Der Kaſperl-Miniſter ſollte nun den Zauberer Baco, d. h. die Vernunft, ſchleunigſt aus dem Schlafe aufwecken. Aber man befehle der Frivolität Pünktlichkeit! Man laſſe die Vernunft zu Hilfe rufen — von einem Kaſperl! Ganz anders benimmt ſich Freund Miles. Er muß vorerſt Späße machen. Was ſagt der Dummbart? Zeit iſt's? Und das wäre alles? Nun, das iſt der Mühe wert! Das nenn' ich was Rechtes! Ei, Herr Erzkopf, haſt du darum eine ſo große Naſe, daß du ſo kleine Worte machſt? Wahrlich, mein Herr hätte auch was Geſcheiteres tun können, als in ſieben Jahren ſo ein maulfaules Ungeheuer zuſammenzuzaubern. — Und ſo geht's fort. Im Schwätzen und Witzeln wird die Zeit verſäumt.

Neues Zeichen. Der Kopf ſpricht zum zweiten Male. Zeit war's!

Wieder nur zwei Worte. Natürlich, daß ſich der Kaſperl noch viel luſtiger macht. Zeit war's! Ja freilich war die Zeit! Aber wann war die Zeit? Die Zeit war, als mein Herr ein weiſer Mann war, und ein weiſer Mann war mein Herr, eh es ihm eingefallen, dieſen dummen Schädel zu machen. Wie er ſchläft, der alte Mann! Ei ſo lieg und ſchlaf, bis dir der Liebwerteſte wund wird, oder bis dein vertrackter Zauberkopf vernünftig redet. — Kurz, der Narr verſäumt auch die zweite Friſt. Er ſchwätzt und ſchwätzt. Es iſt ein Papageien-Geplapper, daß man meint, eine Note von Buol-Schauenſtein oder von Rechberg zu hören. Dazu hat er ohne Zweifel Geſichter geſchnitten und Pantomimen gemacht, daß die Galerien ihm zujauchzten, aber im Parterre ſaß vielleicht mancher, den es bei dieſer luſtigen Sorgloſigkeit kalt überlief, und manche Mutter hat vielleicht ihr Kind hinausgetragen, weil ſie einen Zuſammenbruch ahnte, dem ſie durch Auswanderung zuvorkommen wollte.

Der Zuſammenkrach erfolgt. Dritte und letzte Friſt! Zeit iſt hin! ſchreit der Kopf, und gleichzeitig fährt ein Blitz herab, und eine Hand erſcheint, welche mit einem Hammer das Reich, will ſagen, den Kopf, in zwei Teile zerſchlägt und dualiſiert!

Jetzt endlich iſt der Spaß aus. Der Narr erſchrickt, ruft ſeinen Herrn aus dem Schlafe, aber zu ſpät! Der Kopf iſt ſchon zerſchlagen, er iſt ſchon Dualismus.

Der Herr iſt in Verzweiflung. Er jagt den Diener fort — und zwar ohne Ordensverleihung und ohne gnädiges Handſchreiben. Nicht einmal ins Herrenhaus beruft er den Miles, noch viel weniger gibt er ihm einen ganzen Penſionsgehalt.

O Schurke, hätteſt Baco du gerufen,
So ſprach das eh'rne Haupt in Aphorismen
Und hätte England ringsum mit Erz umſchloſſen.
Die Hölle bebte, wenn mein Ruf gebot,
Und Teufel zürnten, daß ein Menſch ihr Meiſter.
Doch nun hat Bacos Herrlichkeit ein Ende,
Die Müh von ſieben Jahren hat ein Ende,
Europas Glaub' an Baco hat ein Ende!

So traurig geht dieſe Zauber-Epiſode aus. Das Stück ſelbſt geht glücklich aus. Ach, wenn die Bretter wirklich immer die Welt bedeuteten! Aber die Bretter ſchmeicheln, denn ſie ſpielen auf Kaſſa; nur die Weltgeſchichte ſchmeichelt nicht, „denn ſie nimmt das Geld, wo ſie es findet." —

Es war im Jahre 1849. Der Reichstag in Kremſier ſagte ein Wort, und der Reichstag in Debreczin ſagte auch ein Wort. Aber Freund Miles ſpottete nur der zwei Worte. Das eine vertrieb er ſich mit der Fuchtel und das andere henkte er an den Galgen.

Es war im Jahre 1859. Wieder erſchollen zwei Worte. Deutſchland ſagte durch ſeinen Nationalverein: Preußen! und Louis Napoleon ſagte durch ſeinen Neujahrsgruß: Italien! Dummes Zeug, meinte Freund Miles. Deutſchland war ihm nicht Deutſchland, ſondern bloß Herzog Ernſt und ſein Seebach und er wendete an das deutſche Schickſalswort — einen ganzen

Bogen Papier zu einer brüsken Drohnote. An das italieniſche wendete er — einige Ellen Monturtuch. Dagegen ging's hoch her im Innern. Er dezentraliſierte das Reich im Oktoberdiplom und zentraliſierte es wieder im Februarpatent.

Es war im Jahre 1866. Ach, wäre es lieber nicht geweſen! Sprechen wir nicht davon. Taufen wir das „Gedenkblatt" um, nennen wir's ein „Vergeßblatt".

Aber der Kopf iſt in zwei Teile zerſchlagen und heißt Oeſterreich-Ungarn, heißt: Dualismus!

Die gemeinſame Angelegenheit

„Was halten Sie von der politiſchen Lage?"

Ich leſe ſoeben den Till Eulenſpiegel.

„Dieſe Adreſſe! dieſe Reſolution! dieſer polniſche Landtag! Was ſagen Sie zu den Anſprüchen der Polen?"

Ein prächtiges Wetter heuer! was?

„Sie wollen nichts mehr wiſſen von Politik?"

Wie ſteht der Thermometer?

„Zwanzig im Schatten."

Warum nicht gar! Zwanzig im Schatten zu Anfang Oktober! Wieviel Grad ſie jetzt wohl in Tobolsk haben?

„Gewiß ſchon den erſten Schnee."

Das wäre ſtark! Aber wenn Sie Ihre Hauptſtadt zu wählen hätten, was würden Sie nun vorziehen: Tobolsk oder Wien?

„Kann das eine Frage ſein?"

Und kann das eine Frage ſein, was ich von der galiziſchen Reſolution halte? Die galiziſche Reſolution iſt der Anfang einer polniſchen Republik unter dem Schutze Oeſterreichs und das iſt wieder der Anfang eines ruſſiſchen Einmarſches, das heißt — eines galiziſchen Ausmarſches nach Tobolsk. Die Galizier haben die Wahl nach Wien zu gehen, oder nach Tobolsk gegangen zu

werden: nach Wien als Geſetzgeber zu gehen, oder nach Tobolsk als Zobelfänger zu gehen. Sie wählen das Letztere! Sie drohen vom Wiener Reichstage wegzubleiben, wenn — ſeine parlamentariſchen Fundamentalrechte nicht in den Lemberger Landtag verlegt werden!

„Das iſt ja haarſträubend! Sie formulieren dieſe Reſolutions-Politik außerordentlich ſchwarzſichtig."

Nennen Sie ſoviel Unverſtand doch nicht Politik! Beſſer ſchwarzſichtig als kurzſichtig! Wählen wir ein Beiſpiel. Die Elſäſſer, ſehen Sie, hätten an Deutſchland doch ein großes, kulturreiches, im mächtigen Aufſchwung begriffenes Mutterland, und nicht ein imaginäres, nur beim aufnehmenden Mond mittels Somnambulismus erkennbares, welches Murawieff, Berg, Tobolsk und Zobelfang heißt. Nun, was denken Sie? es wäre allerliebſt, wenn die Elſäſſer eine Adreſſe erließen, folgenden Inhalts: Höre, alter Louis, übermorgen kommen wir ja doch wieder zu Deutſchland, inzwiſchen wird uns die Zeit lange und wir wollen uns einſtweilen eine gänzlich ſeparierte Vogeſen-Republik einrichten mit eigener Verwaltung, eigenen Finanzen, eignem Reichskanzler und Schwerpunkt in Straßburg. In deinem dummen Paris haben wir nichts mehr zu ſuchen. Iſt es dir gefällig, ſo wollen wir dieſes nicht mehr ungewöhnliche Arrangement „Ausgleich auf gemeinſame Angelegenheiten" nennen. U. A. w. g.

„Bei Gott, Sie haben recht! Der Vergleich mit Elſaß iſt wirklich nicht ohne, und erſt wenn man bedenkt, daß die Elſäſſer nicht den zehnten, nicht den hundertſten Teil dieſer galiziſchen Reſolution fordern dürften, und wenn man ferner bedenkt, daß die Galizier bereits zehnhundertmal mehr Autonomie und Nationalfreiheit haben als die Deutſchen im Elſaß, fällt Einem die ganze Unverſchämtheit der Reſolutioniſten aufs Herz."

Ausgleich auf gemeinſame Angelegenheiten! Dabei bietet aber jeder einzelne immer weniger, als die Gemeinſamkeit fordert und als ſein Beitrag zu dieſer Gemeinſamkeit ausmacht. Vom Weniger zum Nichts iſt aber nur noch *ein* Schritt und eigentlich bloß in der Form, nicht mehr in der Sache ein Unterſchied. Wer weniger bietet, könnte ebenſo gut nichts bieten, denn im Effekt iſt es ja gleich, ob man bei halber Nahrung in dreißig Tagen

oder ohne Nahrung in drei Tagen verhungert. Die ausgleichssüchtigen Völker Oesterreichs kommen mir daher schon längst wie die Blinden im Till Eulenspiegel vor — apropos, ich glaube, Ihnen doch schon gesagt zu haben, daß ich jetzt fleißig im Till Eulenspiegel lese, welches wirklich ein außerordentlich nützliches Handbuch zu den politischen Studien Oesterreichs ist.

„Sie sprachen davon. Aber was ist's mit diesen Blinden?"

Till Eulenspiegel ritt eines Tages über Feld, da begegneten ihm zwölf Blinde, welche sich gegenseitig an einer Februar- und Dezemberleine führten. Gott grüß euch, ihr armen frommen Leute, rief er ihnen zu; da habt ihr einen Gulden, geht in die nächste Herberge und macht euch einen gemeinsamen guten Tag mit dem Gelde. Dabei gab ihnen der Schalk aber — nichts. Die Blinden jubelten und eilten, was Blinde können, in die nächste Herberge, wo sie für einen Gulden gemeinsame Angelegenheiten verlangten, Essen und Trinken, reichlich und was gut schmeckt. Es war ein herrlicher Schmaus! Zuletzt aber kam der Wirt und machte die Zeche. Da stieß ein Blinder den andern an, er möge mit dem Gulden herausrücken. Aber siehe da, das Finanzbudget der gemeinsamen Angelegenheiten, wie sich jetzt zeigte, war gar nicht vorhanden, denn ein Blinder suchte, aber vermißte es immer beim andern. Blinde sind mißtrauisch. Jeder einzelne glaubte, der andere habe das Geld, er wolle es nur ableugnen und unterschlagen. Darüber entstand ein Streit, der bald mit den Fäusten geführt wurde. Die Blinden fielen übereinander her, zerrten sich, rissen sich zu Boden, und wälzten sich am Boden herum, indem sie kräftig aufeinander losprügelten. Inzwischen hielt der Wirt alles, was er da sah, für eine verabredete Komödie, welche darauf abzielen sollte, ihn um sein Geld zu prellen. Im Zorne darüber ergriff er einen Knüttel und prügelte die Blinden, welche sich jeder einzeln schon prügelten, nun erst gemeinsam und im großen, staatsmännischen Stile durch. Ich muß Ihnen nur gestehen, ich habe im Bilde dieser allgemeinen Prügelszene unter Blinden mit ganz besonderer Porträtähnlichkeit immer die Völker Oesterreichs im höchsten Flor ihrer gemeinsamen Angelegenheiten zu erkennen geglaubt.

„Gar nicht übel. Unter den Blinden erkennt man gewisse

Völker Oeſterreichs wirklich zum Sprechen. Aber hören Sie, der Wirt, der Wirt macht mir bange!"

Das wäre freilich der Abſolutismus, der zuletzt ſeinen Staatsſtreich machte und ſie alle zu Paaren triebe. Aber dazu gehörte Genie, ohne welches der Abſolutismus ja bankerott und einer kräftigen Prügel-Initiative gar nicht fähig iſt. Aber wer hat denn Genie in Oeſterreich? Alſo ſeien ſie ganz ruhig über den Wirt.

Ausgleichs-Pantomime

Wer möchte in dieſer ratloſen Zeit einen guten Rat verſchweigen, wenn er durch Sprechen dem öffentlichen Beſten nützen kann! Iſt auch die landesprivilegierte Fabrik der Staatsweisheit das Miniſterbureau allein, welches mit einer erkluſiven Morgue auf ſeine k. k.-loſen Mitregenten im Zeitungsbureau herabſieht; betrachtet auch die Zeitung ſelbſt wieder ihre eigene Region unter dem Strich keineswegs als die Wiege einer legitim erzeugten und ehelich geborenen Realpolitik; ſo wird ſie doch nicht verhindern können, daß aus dem tief unterſchätzten Feuilleton die politiſchen Erkenntnisbäume in ihren Weisheitshimmel über dem Strich mit kräftigen Baſtardſchößlingen überwuchernd hineinwachſen. In der Hand eines Mannes, den ich über alles verehre, hat das Feuilleton ſchon oft den Gang der Weltgeſchichte beſtimmt und die Geſtalt Europas verändert. Auch heute greife ich zur Feder, um den gordiſchen Knoten Oeſterreichs mit geübter, ſpielender Hand endlich zu löſen.

Die Löſung iſt einfach. Man ſtrebe den Ausgleich nicht in der Wortſprache, ſondern in der Zeichenſprache an und er wird gelingen. Ich brauche mir dieſen Gedanken nicht ſelbſt zuzuſchreiben, was ein Plagiat wäre; glücklich genug iſt ſchon das Verdienſt ſeiner Anwendung, welche einen ungewöhnlichen

Scharfblick verrät, und durch überraſchende Originalität glänzt. Dies zugegeben, nenne ich neidlos den erſten Beſitzer des ſchönen Gedankens.

Es war ein Spanier und Geſandter am Hofe Jakobs von England.

Dieſer Mann nämlich hatte ſich einen tiefſinnigen Begriff von der Wichtigkeit der Zeichen gemacht. Er behauptete, ſie allein ſeien hinreichend, die Sprache zu erſetzen, ja beſſer als die Sprache. Jede Univerſität ſolle einen Profeſſor der Zeichen haben. Als dieſer Diplomat dem engliſchen König einſt mit Feuer und Nachdruck von der Notwendigkeit einer ſolchen Profeſſur geredet, ſagte der Fürſt zu ihm: Aber was wollen Sie? Ich habe bereits einen Profeſſor, wie Sie ihn wünſchen, und einen geſchickten Mann; nur iſt er an der entfernteſten Univerſität meiner Staaten, zu Aberdeen, ſechshundert Meilen von hier angeſtellt. Und wären's ſechstauſend, antwortete der Spanier, ich muß ihn ſehen; morgen ſchon mache ich mich auf den Weg. Er reiſte in der Tat den andern Tag ab, daher der König, der ſich kein Dementi geben wollte, in größter Eile einen Expreſſen nach Aberdeen ſchickte, um die Ankunft des Geſandten zu melden und die Profeſſoren vorzubereiten, wie ſie ſich ſeiner entledigen ſollten. Der Geſandte wurde von der Univerſität aufs feierlichſte empfangen, aber ihn verlangte vor allem den Profeſſor zu ſehen, nach dem er mit größter Begierde fragte. Man antwortete ihm, derſelbe ſei augenblicklich abweſend und dürfte ſobald nicht wiederkommen, da er eine Rundreiſe im Oberlande mache, um auch die Bergſchotten ſeine wichtige Kunſt zu lehren. — Nun, ſo will ich ihn erwarten und ſollte er auch ein Jahr lang ausbleiben, antwortete der Geſandte. Da die Profeſſoren ſahen, daß auf dieſe Weiſe nichts zu machen ſei, und ſie Se. Exzellenz nun recht lang auf dem Halſe haben würden, ſo beſchloſſen ſie, einen andern Weg einzuſchlagen.

Es lebte ein gewiſſer Geordi in der Stadt, ein Schlächter ſeines Gewerbes und einäugig, der aber ein geriebener Kauz und in allen Rollen zu Hauſe war. Dieſem trugen ſie ihre Not vor. Er beſann ſich auch keinen Augenblick, ſondern war ſogleich entſchloſſen, den Profeſſor der Zeichen vorzuſtellen und

auf alles, was ihm begegnen würde, nur durch Zeichen zu ſprechen.

Als nun der Geſandte die Anzeige erhielt, daß der Profeſſor von ſeiner Reiſe zurückgekehrt ſei, ſo bezeugte er die größte Freude darüber. Es ward hierauf die Zeit der Zuſammenkunft feſtgeſetzt und Geordi nahm, im Habit und in der großen Perücke eines Profeſſors, in einem der Univerſitätsſäle einen erhabenen Katheder ein. Se. Exzellenz wurde nun eingeführt und ihr geſagt, der Zeichen-Kollega ſei bereit, ſich mit ihm zu unterhalten; die Profeſſoren ſelbſt aber begaben ſich in einen der anſtoßenden Säle, nicht ohne Sorge, wie die ſtumme Konverſation ablaufen würde.

Das Kollegium fing an. Der Geſandte näherte ſich dem Profeſſor und hob einen Finger auf. Geordi beantwortete dieſes Zeichen durch Aufhebung von zwei Fingern. Jetzt zeigte ihm der Spanier drei Finger, was der Schlächter erwiderte, indem er die Fauſt ballte und ſie dem Geſandten nachdrücklich entgegenhielt. Da holte der Geſandte eine Orange hervor und zeigte ſie ihm. Geordi langte unter ſein Gewand und brachte ein derbes Stück Gerſtenbrot zum Vorſchein, das er mit triumphierender Miene vor ſich hinlegte. Der Geſandte ſchien nun völlig befriedigt zu ſein, machte eine tiefe Verbeugung und trat ab.

Neugierig zu hören, wie ihr einäugiger Konfrator ſich aus dem Handel gezogen habe, beſtürmten nun die Profeſſoren Se. Exzellenz ſofort mit ihrer Erkundigung. Ach, ſagte der Spanier, das iſt ein bewundernswürdiger Mann, der alle Schätze Indiens aufwiegt. Ich zeigte ihm zuerſt einen Finger, um ihm zu ſagen, daß es nur einen Gott gäbe. Er zeigte mir zwei, wodurch er Vater und Sohn andeutete. Da hob ich drei Finger auf, um den heiligen Geiſt hinzuzufügen. Er aber ſchloß mit dogmatiſcher Geiſtesgegenwart die Hand augenblicklich zu einer Fauſt, wodurch er ſehr richtig den Glaubensſatz ausdrückte, daß die drei Perſonen doch nur ein Weſen ausmachten.

Jetzt wies ich eine Orange vor, als Zeichen der Güte Gottes, die uns nicht nur die Notdurft des Daſeins ſondern auch das Süße und Ueberflüſſige gewähre. Da legte mir der bewun-

dernswürdige Mann ein ſchlichtes Stück Gerſtenbrot vor, wodurch er bewies, daß das tägliche Brot, um was wir im Vaterunſer bitten, weitaus die Hauptſache und alles übrige Luxus und Eitelkeit ſei. Was konnte ich Beſſeres tun, als dem edlen Manne meine Verbeugung machen, mit welcher ich mich gleichzeitig für überwunden und befriedigt erklärte?

Wer war froher als die Profeſſoren in Aberdeen! Aber ſofort eilten ſie auch zu ihrem witzigen Schlächter, um zu vernehmen, wie er ſich ſeinerſeits das Hin- und Hermachen der Zeichen ausgelegt habe. Höret, ſagte dieſer, euer Geſandter iſt ein inſolenter Mann. Er hielt mir einen Finger entgegen, um mir vorzuwerfen, daß ich nur ein Auge habe. Trotzig hob ich zwei Finger auf, um ihn zu bedeuten, daß mein einziges Auge wohl ſo viel wert ſei, wie ſeine beiden. Er aber ließ von dem Spotte nicht ab, ſondern zeigte drei Finger, wodurch er mir zu verſtehen geben wollte, daß er und ich zuſammen drei Augen hätten. Da wurde ich böſe und drohte ihm mit der geballten Fauſt. Das wirkte. Er verließ dieſen Gegenſtand, fing aber ſogleich an, ſtatt auf mich, wenigſtens auf mein Vaterland zu ſticheln, indem er mir eine Orange zeigte, gleichſam als wollte er ſagen, ſo etwas bringt euer armes, kaltes Nebelland nicht hervor. Da holte ich ein gutes ſchottiſches Gerſtenbrot hervor und warf es mit Stolz aufs Brett, zum Beweis, daß wir uns hier in Schottland aus all dieſen Leckereien nichts machten. Faſt hätte ich es ihm an den Kopf geworfen, aber er merkte, mit wem er zu tun hatte, und retirierte ſchleunigſt mit einem haſenfüßigen Kompliment.

Wenn der Leſer dieſe Geſchichte ſchon kannte, ſo mag er's entſchuldigen; aber man kannte auch längſt vor Kolumbus — die Eier ſchon, nur nicht das Ei des Kolumbus. Der Wert dieſer alten Geſchichte liegt in ihrer neuen Anwendung. Es ſpringt in die Augen, wie viel ſich daraus machen läßt auf öſterreichiſch-ſtaatsrechtlich-chaotiſch-babyloniſchem Gebiete. Weiter kann man doch nicht mehr auseinander ſein als der bigotte Spanier, der an ſeine Dogmen, und der einäugige Fleiſchhacker, der an ſich und ſein Schottland dachte. Es iſt, wie Deklaration und Dezemberverfaſſung. Und doch! Der Ausgleich war möglich, we-

nigſtens von ſeiten des feinen und gebildeten Hidalgos. Und da wir Deutſche nun gleichfalls die Nation der höheren Bildung ſind, ſo iſt gar nicht zu zweifeln, daß wir die Ausgleichs-Pantomime im gebildetſten Sinne verſtehen und ihr unſer feinſtes Kompliment machen werden.

Z. B. Bruder Tſchech bohrt uns einen Eſel; wir meinen, es iſt das Zeichen der Krönung mit der Wenzelskrone, und die unſchuldige Zeremonie läßt ſich zugeſtehen. Oder er ſtreckt uns die Zunge heraus: die Zunge iſt rein, der Magen geſund, Auſtria befindet ſich wohl bei dem Ausgleich. Oder er zeigt uns gar, mit Erlaubnis — den Rücken; da ſind wir erſt recht entzückt, denn der Mann iſt ohne Falſch, hat keine Hintergedanken, darf ſich um und um, von allen Seiten ſehen laſſen, es geht vollkommen ehrlich zu bei dem Handel.

Nicht wahr, das iſt einmal ein Rat, der ſich gewaſchen hat! Und das beſte, — ich geb' ihn umſonſt. Alſo greift zu, Oeſterreich iſt gerettet.

Zur Regelung der Phraſen-Proſtitution

Ein ſchwüler Sommernachtstraum

„Niklas, trefflicher Mann, du, des Leibes Arzt und der Seele," wie haſt du mich erquickt durch dein mouſſierendes Spottbüchlein gegen „die Regelung der Proſtitution", dieſen horrendſten Blödſinn, welchen das alte, verdammte Europa je ausgeheckt hat! Aber wird es was nützen? Man ſagt, wenn man dem Baſilisken einen Spiegel vorhält, ſo krepiert er vor Abſcheu ſeines eigenen Anblicks. Aber wird der Magiſtrat in Lallenburg krepieren? Wird die Polizei in Kuhſchnappel krepieren? Werden die Gemeinderäte von Krähwinkel krepieren? Und die demokratiſchen Zeitungs-Redakteure in Flachſenfingen und Groß-Scheerau, welche ſo entſchieden demokratiſch ſind und unter den Töchtern des Volkes ſo entſchieden „auf-

räumen" wollen — werden ſie krepieren oder nicht vielmehr um drei Kreuzer per Tag entſchieden und geſinnungstüchtig fortkämpfen für Recht, Licht und — Polizei? Ach, noch nie iſt ein Eſel über ſich ſelber krepiert, wie der Baſilisk, dieſes edle geſchämige Tier! Warum ſind die Eſel nicht Baſilisken?

Man ſieht, ich hatte die köſtliche Broſchüre von Dr. W. Schleſinger geleſen, und hätte damit den Tag vortrefflich beſchließen können. Aber als die Abendluft kam, ritt mich der Teufel, daß ich in den Prater hinabfuhr, um die Schützenhalle zu ſehen, das heißt für 20 Kreuzer eine Handvoll Hobelſpäne. Da war's geſchehen um die Freude des Tages und bald auch um die Ruhe der Nacht. Ich zog nämlich durch eine Empfangspforte ein, welche zwar auf der Stirnſeite die unſchädliche Aufſchrift „Willkommen" trug, aber auf der Kehrſeite — o die Kehrſeiten! — da ſtand ein böſer, böſer Spruch: „Durch Freiheit zur Wahrheit, durch Wahrheit zum Licht." Wer gibt mir die ſchlafloſe Nacht wieder zurück, da ich mir fieberhaft meinen armen vaterländiſchen Kopf zerbrach, um die Weisheitslehre dieſer Knaben zu ergründen?!

„Durch Freiheit zur Wahrheit!" — Aber Galilei hat die größte Wahrheit der Welt entdeckt ohne Spur von Freiheit, ja im Stande der drückendſten Knechtſchaft. Die ewigen Wahrheiten des Chriſtentums haben ſich nicht in der römiſchen Republik entwickelt, ſondern im römiſchen Kaiſerreich unter Tyrannen wie Tiberius und Nero. Die Bücher der europäiſchen Literatur waren um ſo beſſer, je mehr ſie von Henkershand verbrannt wurden, und ſind um ſo ſchaler und dümmer, je mehr ſie Medaillen für Kunſt und Wiſſenſchaft erhalten. Umgekehrt haben die freieſten Völker der Erde, die Beduinen, Afghanen, Tſcherkeſſen, Kabylen, mit einer Freiheit, wie ſie ein deutſcher Hoch- und abermals Hochbruder gar niemals erſitzen, erſchreiben und erſchwätzen wird, zwar viele Kamele gezüchtet, aber keine einzige Wahrheit.

Durch Freiheit zur Wahrheit! Der kürzeſte Satz — nur vier Worte — und doch vor- und rückwärts erlogen. O Phraſe, wie groß iſt deine Allmacht!

Ich war bereits heiß wie ein gebratener Ketzer auf der Seite, wo ich einſchlafen wollte, und warf mich ſchlaflechzend auf die andere herum. Umſonſt. Hier waren die Kohlen noch glühender.

„Durch Wahrheit zum Licht!“ — Zu welchem Licht? zum Gaslicht? zum Kerzenlicht? zum Sonnen- und Mondlicht? Dummes Zeug! Das kann der Sinn dieſer herrlichen Worte nicht ſein. Ich erriet unſchwer, daß der Sinn überhaupt ein bildlicher ſei; man habe nicht das natürliche Licht zu verſtehen, ſondern das Licht der Wahrheit. O weh! „Durch Wahrheit zum Licht“: hieß alſo buchſtäblich: Durch Wahrheit zur Wahrheit.

Der Angſtſchweiß brach mir aus. Es wurde mir ſchwarz vor den Augen. Alle Büchſen der deutſchen Schützen hörte ich knallen und die Kugeln ſchlugen wie bei Chlum und Königgrätz mitten ins Herz der vaterländiſchen Dummheit hinein. Ich heulte.

Die Liſi erſchien mit einem Licht in der Hand. „Deutſche Brüder!“ rief ich ſie an und hielt inne, denn ich erwartete bereits ein „donnerndes Hoch“. Aber die Liſi donnerte nicht. Deutſche Brüder, fuhr ich fort, wir verſammeln uns heute unter den erhabenen Wahlſpruch: Durch Wahrheit zur Freiheit — nein, ich will ſagen, durch Freiheit zur Wahrheit. Noch immer kein Donner. Ja, durch Freiheit zur Wahrheit. Liſi, antworte auf dieſe „begeiſterte Anſprache“ mit einem „dreimaligen donnernden Hoch“. Das ungebildete Mädchen war ſtill. Ich wurde pikiert, ich raffte mich auf — der Menſch wird ein Vieh, wenn kein Hoch donnert — und warf ihr wie eine Petarde den Knalleffekt ins Antlitz: Durch Weisheit zum Licht! Das Licht fiel ihr aus der Hand, ſie ging. Durch Wahrheit zum Licht der Wahrheit! rief ich ihr nach. Sie flüchtete wie vor einem Verrückten. Durch Wahrheit zur Wahrheit! ſchrie ich aus Leibeskräften, aber ich ſah nichts mehr von ihr als ihre Kehrſeite. Oh, eine Kehrſeite war's auch, auf der mein Unglück geſchrieben ſtand! Ich phantaſierte über die Regelung der Kehrſeite; — nein, über die Regelung der Proſtitution; — nein, über die Regelung der vaterländi-

schen Phrase — und sank ohnmächtig in die Kissen zurück. Die Besinnung verließ mich, ich wurde bewußtlos wie ein Komiteemitglied.

Die Schwüle der Nacht war erstickend. Ich stand auf, um ein Fenster zu öffnen, aber der Effekt blieb aus. Zuletzt merkte ich, daß ich keineswegs aufgestanden, sondern liegen geblieben. Ich lag da wie Blei. Ich war gelähmt an allen Gliedern und ganz besonders am Gehirn.

In diesem äußersten Elend formulierte ich ein Gemeinderats-Referat. § 1. Konskribierung sämtlicher Phrasenmacher. Die notorischen Phraseurs haben sich wöchentlich einmal auf der Polizei untersuchen zu lassen; die gefährlichsten unter ihnen, wie Freund F-Meyer und K-Meyer, alle 24 Stunden. — § 2. Diejenigen, welche in der deutschen Sprach- und Stillehre nicht zuständig sind, werden in ein österreichisches Amt abgeschoben. — § 3. Bestrafung der mit verwahrlostem Phrasengift behafteten vaterländischen Talente. Das Strafmaß hat sich zwischen Medaille und Franz-Josefs-Orden zu bewegen; Appellation findet nicht statt. — § 4. Spitäler und Behandlung. Am Phrasengift Erkrankte sind äußerlich zu behandeln mit Einreibungen von guten satirischen Feuilletons, am besten unter die Nase. Innerlich nehmen sie täglich eine Flasche Lessing als blutreinigenden Rob Laffecteur, in schwereren Fällen die Logik des Aristoteles. Zur Nachkur werden sie aufgehenkt. — § 5 . . .

Ich weiß nicht, wie lang ich so fort deliriert habe — da wehte mich plötzlich ein frischer Luftzug an, meine Zimmertüre ging auf und beim Lichte des Morgens sah ich den Doktor W. Schlesinger eintreten, welchen die Lisi, wie es scheint, gerufen hatte. „Gott sei Dank," ruf ich, „daß diese Nacht überstanden ist! Sie haben da weiter nichts mehr zu tun, Herr Doktor, als: schicken Sie augenblicklich ins Oberhofmarschallamt und holen Sie mir einen Orden." — Der Doktor griff nach meinem Puls. — „Nein, nein, diesmal phantasiere ich nicht. Sie kennen doch den Kladderatsch-Juden, welchen ein anderer fragte: Mausche, wofür hast du deinen Orden? Er antwortete: Weil ich mich im Jahre 1848 so sehr gefurchten habe. — Nun sehen Sie, Doktor, ich habe mich im Jahre 1868 so sehr ge-

ſchämt! Verdient das nicht auch einen Orden? Oh! Geben wir der Wahrheit die Ehre; durch Wahrheit zur Wahrheit! Denn wenn es auch ſüß iſt, fürs Vaterland zu ſterben, was, wie Freund „Sp—r.“ ſagt, wenigſtens diejenigen behaupten, welche am Leben geblieben, — ſo kann ich Sie doch verſichern, Herr Doktor, und glauben Sie mir's auf mein Wort: es iſt bitter, fürs Vaterland ſich ſchämen zu müſſen.“

Eine Freikugel

(Wiener Schützenfeſt, Sommer 1868)

Auf den Schützentagen zu Frankfurt und Bremen haben ohne Zweifel Schützen miteinander geſchoſſen, welche bald genug aufeinander geſchoſſen. Auch der Schützentag zu Wien wird das nicht verhindern, wenn es die deutſchen Geſchicke ſo wollen.

Es iſt leichter über Kriege zu weinen, als ſie zu entbehren. „Der Krieg iſt der Vater alles Guten“, ſagt Tyrtäus, und rauh aber wahr ſagt unſer Hegel: „Der Krieg läßt die Menſchen nicht verſumpfen und verknöchern; er macht Ernſt mit der Unſicherheit, Eitelkeit und Unbeſtändigkeit aller Dinge, und läßt dem, was von der Natur das Zufällige iſt, dem Beſitze und Leben, das Zufällige widerfahren.“ Das klingt nicht ſchmeichelhaft, aber männlich.

Die vernünftigſte Form der Kriege iſt aber der Bürgerkrieg. Unter Bürgern, welche miteinander leben, muß es unendlich mehr ſittliche Reibungen geben als unter Völkern, welche nur aneinander grenzen. Völker plündern ſich, Bürger plündern ſich nie. Was Napoleon heuchleriſch von ſeinem rauf- und beutelüſtigen Gallien rühmte, „daß es für Ideen kämpfe“, das iſt am genaueſten nur von den Bürgerkriegen wahr. Bürgerkriege ſind wirklich Ideenkriege.

Aber wie kommen wir heute zu dieſen Reflexionen? Wollen wir allen Schüſſen voraus einen Schreckſchuß in die Welt ſchicken?

Nein! Aber der Phraſe einen Dämpfer wollen wir aufſetzen, der Phraſe, welche eine fürchterliche Ernte halten wird. Und die politiſche Phraſe iſt ein gefährliches Spielzeug.

Man hat von einer Präventiv-Zenſur der Toaſte, von einer Beſchränkung der Redefreiheit gefabelt, und hat dieſe Fabeln wieder dementiert. Glücklich wenn dieſen Gerüchten das gute Gefühl zugrunde liegt, daß es ſich überhaupt um eine Redezucht handele, gleichviel ob ſich die einen die Polizei als Zuchtmeiſter denken, oder die anderen den eigenen Verſtand der Redenden. Natürlich iſt das letztere das beſſere.

Ja, wenn die zwei erſten Schützentage eine Generalprobe des deutſchen Pathos genannt werden könnten, ſo möchten wir das dritte Bundesſchießen geradezu eine Generalprobe des deutſchen Verſtandes nennen. Nach dem, was geſchehen iſt und ſo ſtark wider den Strom der Gemütspolitik geſchehen iſt, muß es ſich zeigen, wie viel von Verſtand, Selbſtbeherrſchung, Selbſtüberwindung, Sinn für Wirklichkeit und Möglichkeit unter den dichtenden und träumenden Deutſchen vorhanden iſt. Wir haben eine bändereiche Literatur unſerer Geſchichte; aber ſollte die Geſchichte wirklich nichts Anderes lehren, als — daß Menſchen nichts aus ihr lernen?

Ueberblicken wir die deutſche Geſchichte, ſo wollen wir uns nicht dabei aufhalten, warum Karl V. zwiſchen Reformation und Papſttum ſich für das letztere entſchied, während er doch die Burg des Papſtes beſtürmte. Wir wollen nicht zanken darüber, daß Ferdinand II. ſein Schwert für Rom und gegen Deutſchland zog, und daß er ſeinen herrlichen Feldherrn in dem Augenblick ermordete, als dieſer dem blutigen Pfaffenhader ein Ende machen, ſeinen Kaiſer mit ſeinen Ständen ausſöhnen und eine wahrhaft großdeutſche Politik anbahnen wollte. Der Cromwell und Waſhington Deutſchlands, der größte Politiker unſerer Geſchichte, Wallenſtein ging unter gemeinen Mörderfäuſten zugrunde, und der ſinnloſe Zerfleiſchungskampf wütete

weiter. Als endlich der Friede zu Münſter geſchloſſen wurde, hätte er eigentlich ſchon den Effekt des Prager Friedens haben müſſen, wäre die Geſchichte Deutſchlands nicht eine langſame Folterbank. Schon nach dem dreißigjährigen Kriege mußte ſich Oeſterreich auf ſich ſelber zurückziehen, denn es hatte keinen Sinn mehr in Deutſchland. Es war der Kaiſermacht nicht gelungen, die oligarchiſche Adelsmacht zu einem modernen Staate zu zentraliſieren; es war ihr doppelt mißlungen, weil der Kampf nicht einmal ſeine richtige Parole hatte, ſondern für Rom und die Geſellſchaft Jeſu lautete.

Die oligarchiſche Adelsherrſchaft war nun geſetzlich. Zweihundert Jahre lang war Deutſchland jetzt eine anarchiſche Adelsrepublik mit ſchwacher monarchiſcher Spitze, etwa nach Art des Polenreiches. Es wäre auch, wie dieſes, zugrunde gegangen, hätte ſich nicht wenigſtens e i n e r der Reichsbarone, der „Marquis de Brandenbourg" langſam, aber ſtetig, zu einem National-Zentrum zuſammenkriſtalliſiert. Dieſer Markgraf fing nach und nach an, eine Art unſichtbare Kaiſerkrone zu tragen, während die offizielle und ſichtbare im Jeſuitenhorte zu Wien unaufhaltſam zerbröckelte.

Sehr ſpät, ſchmerzlich ſpät, gab die Schlacht von Königgrätz und der Friede von Prag dieſer Tatſache ihren natürlichen Ausdruck. Wir ſagen „ſchmerzlich ſpät", weil die meiſten Menſchen zweihundert Jahre nicht im Zuſammenhange denken, ſondern auf eine ſo lange Friſt den Zuſammenhang verlieren. Wie viele hat es gegeben, welche den „Bürgerkrieg" von 1866 für ein Unglück gehalten, und wie wenige, welche kapierten, daß nach zweihundertjährigem Stillſtande jetzt erſt die deutſche Uhr wieder normal zu gehen anfing!

Sagen wir das in Wien? am uralten Kaiſerſitz? als nächſte beteiligte und wie die Kurzſichtigen glauben, beſiegte und beſchädigte Partei? Ja! und tauſendmal ja! Beſiegt waren wir nur auf dem Präſidentenſtuhl zu Frankfurt am Main; ſeit wir auf dieſem unſeligen Armenſünderſtuhle nicht mehr ſitzen, iſt unſer Verhältnis zu Deutſchland erſt rein, geſund und politiſch-vernünftig geworden. Dieſes Verhältnis kann geſchriebener Rechte entbehren; es ruht auf ſeinem eigenen natürlichen

Schwergewichte. Schwach war es nur durch ein unproduktives und künſtliches Uebergewicht.

Haben wir doch in Oeſterreich von jeher das Zeug gehabt, eigentlich in einem viel größeren Stile großdeutſch zu denken, als ſo manche Großdeutſche in Deutſchland, welche leider nur allzu oft unter „großdeutſch" ihren Kanton und ihren Kirchturm, die Souveränität von Erbach und Iſenburg verſtanden! Dort mag es Schmerzen geben; in Oeſterreich gibt es keine Schmerzen und Wunden über die Tatſache — daß drei Größen wie Oeſterreich, Preußen und Deutſchland zur Freude des Auslandes einander von Bundesrechts wegen nicht mehr hindern und aufreiben.

Damit wollen wir dieſem oder jenem unſerer Gäſte, wenn er Schmerzen hat, die dazu gehörigen Schreie nicht vom Munde abſchneiden. Wir maßen uns überhaupt nicht an, die Gefühle unſerer Gäſte zu beeinfluſſen; unſer Speech wendet ſich nicht an die Gäſte, ſondern an die Wirte. Was auch die Gäſte auf dem Herzen haben, es kommt zuletzt doch auf den Wirt an, wie die Konverſation ſeiner Gäſte ausfallen ſoll. Böſe Menſchen ſagen uns nach, eine Wienerin ſei nur ſo lange ſchön, bis ſie den Mund öffnet. Möge die große „Vindobona" dieſes Bonmot zuſchanden machen! Möge ſie eine kluge und taktvolle Hausfrau ſein und ihrem Tiſche mit Ehren präſidieren! Aber wenn Monſieur mit Herzklopfen Madame den Mund öffnen ſieht, obwohl er des Effektes ihrer Perlenzähne und Korallenlippen gewiß iſt; ſollte er nicht — ſo beſcheiden wir auch von Monſieur-Rechten denken — wenigſtens das Recht des Souffleurs haben und ihr geſchwind noch ein Wörtchen zuflüſtern dürfen, das den Korallenlippen und Perlenzähnen vielleicht nicht zur Unzierde gereicht? Verſuchen wir's. Madame hat wirklich einen harten Stand, ſo viele Köpfe unter einen Hut zu bringen; hart, auch wenn ſie nicht unter dem grauſamen Vorurteile litte, nur ſchön zu ſein, ſolang ſie den Mund hält. Vielleicht alſo iſt es ein Hütchen, das wirklich auf die Köpfe und Querköpfe der verſchiedenſten Parteien paßt, wenn wir die Parole ausgeben: Preußen in Deutſchland und Oeſterreich mit Deutſchland!

Der Tod

(Am Allerſeelentage, 2. November 1868)

Alſo wieder iſt große Auffahrt und Cour beim Tode: der Tod feiert heute ſeinen Namenstag, ſeinen Geburtstag, ſein millionenjähriges Jubiläum. Laßt mich der erſte ſein bei dieſem Drawingroom des Todes! Wenn jeder Lump ſich ans Leben drängt, welcher kein anderes Recht daran hat, als eine übermütige Grille ſeines Vaters, ſo haben es die Unſterblichen von jeher geliebt, ſich an den Tod zu drängen, wohl wiſſend, daß ſie es aushalten.

Doch nichts aus dieſer Tonart! Ich huldige dem Tode weder als Chriſt, welcher trutziglich fragt: o Tod, wo iſt dein Stachel? — er könnte mir eines Tages garſtig darauf antworten! — noch als Philoſoph, welcher aus lauter Furcht vor dem Tode ſich endlich entſchließt, ihn nicht zu fürchten, und aus der Not eine Tugend macht, die Tugend der Stoa. Der fürchterliche Tod hat dieſe Nichtfürchter von jeher ausgelacht, und ſchon in der Schule hört' ich ihn lachen, aus einem Kämmerlein meines unverkünſtelten Gehirnchens herauslachen, wenn wir nach Cicero oder Seneca ein Penſum ausarbeiteten: „daß der Tod nicht zu fürchten ſei", — mortem non esse extimescendam. Ich lachte den Cicero und Seneca mit dem Tod um die Wette aus, und ſelbſt um den beſſeren Sokrates tat es mir leid, daß er ſich zu der Phraſe herbeiließ: magna me spes tenet, bene mihi evenire quod mittar ad mortem" — es iſt ein Gaudium zu ſterben! Ich hatte den Mann für geſcheiter gehalten.

Nein, nicht als Chriſt, nicht als Philoſoph, ſtelle ich mich bei der heutigen Huldigung des Todes ein, ſondern als Politiker. Ich mag mir die Weltgeſchichte anſehen, wie ich will, der Tod iſt doch der einzige liberale Staatsmann, der ſtichhält!

Wie manchen Staatsböſewicht möchte man aufhenken und

darf nicht! Da erſchallt ein Trauermarſch, die Galadiener der Entreprise des pompes funebres ziehen auf, ein ſechsſpänniger, reichdekorierter Leichenwagen bewegt ſich einher, hinter ihm ein langer Kortege von Fiakern mit trauernden Beamten, d. h. mit Herren im Flor; — da fährt ſie endlich, die Exzellenz, der allwaltende Bureau- oder Sektionschef, Ritter ſo vieler Orden, Verſchulder ſo vieler Dummheiten: der Tod hat ihn an die Laterne gebracht, an die Allerſeelenlaterne mit dem Grabeswachslichte! Die trauernden Beamten aber ſtürzen tags darauf lachend und jubelnd ins Bureau. Dem Himmel ſei Dank, daß der alte Plaggeiſt endlich abgekratzt iſt! Sie gratulieren ſich, ſie ſchütteln ſich die Hände. Jetzt endlich wird's liberaler in dieſem Bureau. Jetzt erſt kann die „neue Aera" unter den jüngeren Beamten ihre Flügel bewegen.

O, ihr Toren, die ihr mit aufgeſperrten Schnäbeln daſteht und wartet, daß die neue Aera euch in den Mund fliege, während die alte Aera noch rings im Fleiſche wandelt und luſtig mittut! Wohin denn mit ihr? Glaubt ihr, Dr. Giskra kann den ganzen alten Staat aufhenken, auch wenn er es tauſendmal verdient hätte, jetzt, wo man nicht einmal mehr die bösartigſten Raubmörder Luſt hat zu henken? Die einzige Todesſtrafe, welche nicht aufgehoben wird, vollſtreckt nur der Tod. Wollt ihr nach den Sternen der neuen Aera ausſchauen, ſo ſchaut nur fleißig auf die geſtickten Sterne der Bahrtücher. Dieſe Sterne ſind untrüglich. Von ihnen erwartet eure Zeit, ſie bringen euch langſam aber ſicher, was ihr wünſcht und was ihr braucht.

Wie mir das übel macht, das unvernünftige Geſchrei: die Miniſter ſollen energiſch ſein! nur recht energiſch! Sind wir denn plötzlich Karaiben geworden, welche ihre Väter einfach totſchlagen? Wie iſt man denn energiſch, wenn die Generation, welche ſo lange allmächtig und alleinherrſchend war, noch geſunde Zähne hat und vortrefflich verdaut? Durch Geſetze! Aber die Geſetze wollen ausgeführt ſein. Die liberalſten Geſetze ſind tot, ſolange die Illiberalen noch lebendig ſind.

Was denkt ihr denn? Wenn Ludwig XVI. eines Tages den Grafen Mirabeau gerufen und ihm geſagt hätte: Mein lieber Graf, ich will das alte Frankreich, welches in ſeinen alten

Mißbräuchen erſtickt, von Gunſt aus regenerieren und eine Staatsordnung nach den großen Prinzipien der Neuzeit einführen; aber ich bin ein guter Herr, ich will meine treuen Diener nicht brotlos machen, ſtellen Sie mir zu dieſer Ordnung der Dinge alle Beamten an, welche dieſelbe aufs grimmigſte haſſen und verfolgen, — was denkt ihr denn? Als ein feiner Franzoſe hätte Mirabeau nicht etwa mit einem groben Verzicht auf das Portefeuille, ſondern verbindlich und höflich ſo geantwortet: Sehr wohl, Sire; dieſe neue Ordnung der Dinge ſoll hergeſtellt ſein— nach dreißig Jahren und mit Hilfe des Todes.

Alſo warten! Wenn ein unvorſichtiger Staatsmann trotzig und protzig geſagt hat: Wir k ö n n e n warten; ſo laßt euch wenigſtens das geſagt ſein: Wir m ü ſ ſ e n warten! Wer dem Tode nicht unter die Arme greifen will wie Robespierre, welcher damit nur den Cäſarismus begründete, an dem Frankreich heute noch krankt, der warte geduldig die Wohltaten des natürlichen Todes ab. Der Tod iſt der Hintergrund jedes liberalen Prinzips. Er ſitzt in allen Miniſterien aller neuen Aeren, er iſt ihr unſichtbarer Miniſterpräſident, und während die Herren die neue Aera im Schweiße ihres Angeſichts produzieren, geht er von Bett zu Bett und treibt den Todesſchweiß auf die Angeſichter der alten Aera. Jetzt erſt iſt die Arbeit getan.

Die alte Aera muß begraben werden, aber auch buchſtäblich b e g r a b e n. Das kann kein liberaler Miniſter, und wäre er noch ſo energiſch; das kann nur einer, der Tod.

Und er tut es, er tut es mit einer Energie, mit einer Ehrlichkeit und Ausdauer, welche über alles Lob erhaben iſt. Ich werfe mich in den Staub vor dir, größter der Fortſchrittsminiſter, weiſer, gerechter, gütiger Tod, und bringe der neuen Aera den einzigen Jubeltoaſt aus, welcher ihr anſteht und welcher vernünftig iſt: Heil dem Tode! es lebe der Tod!

Zum neuen Jahr 1870

I.

Der Großkhan Hartung

Die Pazifikbahn und der Suezkanal machen das Jahr 1869 — darüber kann keine Frage ſein — unſterblich. Dieſe Werke ſind gleichſam die Sterne des Jahres. Mindeſtens Kometen müſſen wir aber zwei andere Ereigniſſe nennen, welche noch im letzten Monat des Jahres eintraten und, wenn nicht unſterblich, doch denkwürdig ſind und das hiſtoriſche Gewicht des Jahres in einer hervorragenden Weiſe vermehren.

Ich meine die Eröffnung des vatikaniſchen Konzils am 8. Dezember und die Wiener Arbeiterdemonſtration am 13. Dezember 1869.

Ich halte das letztere Ereignis für das wichtigere.

Nicht daß ich dem Konzil eine laute Affektation von Geringſchätzung entgegenſetzte, die ich im ſtillen nicht empfinde. Geringſchätzung zu affektieren, iſt leicht. Schon beim tridentiniſchen Konzil ſpotteten die proteſtantiſchen Landsknechte, ſie wüßten nicht, wozu es gut wäre, wenn nicht etwa, um eine gewiſſe Streitfrage über das Stechen im Kanöffelſpiel zu entſcheiden. (Ein Kartenſpiel der Landsknechte, deſſen Spielplan nicht mehr bekannt iſt.) Aber das tridentiniſche Konzil hat bekanntlich doch noch andere Dinge entſchieden als die Zweifel des Kanöffelſpiels! Wir müßten die Menſchheit höher ſchätzen, als ſie es nach den drei- oder viertauſend Geſchichtsjahren, die wir von ihr kennen, verdient, wenn ſiebenhundert phantaſtiſch gekleidete und mit überſinnlichen Formeln bewaffnete Schäfer nicht immer noch eine Art von Eindruck auf die Schafe hervorbringen ſollten. Es iſt die Quelle aller geſchichtlichen Täuſchungen und Selbſtüberhebungen, die menſchliche Anlage zur Bildung mit der wirklichen Bildung zu verwechſeln. Inzwiſchen iſt doch ſoviel wahr, daß die ſtraffgeſpannte Saite des Konzils, wenn nicht

ſpringt, wie die Heißſporne hoffen, doch den beabſichtigten Ton zu verſagen ſcheint.

Ganz anders aber tritt neben dem alten Löwen der Hierarchie der junge Löwe der Arbeiterbewegung auf. In ſeiner letzten Wurzel nicht weniger myſtiſch und metaphyſiſch; am unſichtbaren Faden einer Idee, einer allmächtigen Willens-Phantasmagorie nicht weniger bewegt und gelenkt; in geheimnisvoller Einheit des Denkens und Handelns, in Uebereinſtimmung dogmatiſch inſpirierter Gewiſſen nicht weniger eſoteriſch geſchult und geſchloſſen als irgend ein ſchwärmeriſcher Geheimbund, welcher Myſterien feiert, verrät ſeine äußere Haltung eine praktiſche Energie, eine Tatkraft und Schlagfertigkeit, eine aggreſſive, ſtürmiſche Kühnheit, kurz jenen ſtrammen, feinen, ſichern, erobernden Schritt, welcher für jeden Geſchichtskenner das Kennzeichen iſt: mit dieſem Schritt tritt ein Herrſcher auf die Weltbühne!

Was war es denn, was die heidniſchen Römer am neu aufkommenden Chriſtentume ſo grauenhaft anmutete, daß es ſie wie Todesahnung und Weltende überkam? Das chriſtliche Dogma, die chriſtliche Seligmachung wahrhaftig nicht! Sie hatten nur ein Lächeln für dieſe kindiſchen Träumereien ungebildeter Menſchen, welche das alles im Zeno und Epiktet, im göttlichen Plato, beim Proclus, Jamblichus und Appollonius von Tyana viel beſſer finden konnten, wenn ſie eben „gebildet" und „aufgeklärt" geweſen wären. Ueber alle Maßen dagegen erſchreckte ſie die Organiſation dieſer ungebildeten und wenig aufgeklärten Leute. Wenn das Prieſtertum des Polytheismus faſt einflußlos iſt, weil nach verrichtetem Tempel- und Opferdienſt der Prieſter unter die Laien zurücktritt und ſie nichts weiter mehr angeht, ſo ſahen ſie bei den Chriſten ein völlig neues Prinzip. Es war das Prinzip der Seelſorge. Sie ſahen die Gemeinde mit dem Prieſter, den Prieſter mit dem Biſchof, den Biſchof mit dem Metropoliten durch ein Band des liebenden Gehorſams verbunden, und alle für einen, einen für alle einſtehen. Legte die heidniſche Obrigkeit einem Chriſten Geldbuße auf, ſo zahlte für den einzelnen die Gemeinde, für eine Gemeinde die Diözeſe, für eine Diözeſe die ganze Provinz und das

ganze Reich. Vor dieſer Solidarität ſtanden den Heiden die Haare zu Berge. Ihre eigene Verfaſſung hatte nichts entfernt Aehnliches. Sie fühlten, hier wird in die alte bürgerliche Weltordnung ein Keil getrieben, der ſie unfehlbar ſprengen muß.

Man kann von den Arbeitertheorien denken wie man will; man kann aber nicht hoch genug denken von der Arbeiterpraxis, von der Verfaſſung, welche ſie ſich gegeben, von der Gewiſſensrepublik, in welcher ſie leben, von der politiſchen Parteidiſziplin der Arbeiter.

Wenn die Wahltage kommen, ſo ringen die ſtolzeſten und mächtigſten Parteiblätter des Bürgertums ohnmächtig die Hände, daß das Bürgertum, das intelligente, wohlhabende, über Zeit und Geld verfügende Bürgertum, das Bürgertum, welches den Wert ſeiner Rechte und Pflichten ſo gut zu kennen imſtande wäre, um keinen Preis in der Welt an die Wahlurne zu treiben. Gegen die vis inertiae der deutſchen Indolenz verwandelt ſich dann der letzte Leitartikelſchreiber in einen Cicero und Demoſthenes, in einen Jeremias und Burke. Und doch ſchreibt er vergebens. Da winkt der Arbeiter Hartung — und 8000 Arbeiter opfern einen Taglohn und ſtehen wie ein Mann auf der Straße! Das iſt etwas völlig anderes als deutſche Indolenz!

Ich wurde zufällig Zeuge eines Geſpräches, worin ſich der Inhaber eines Klavierſalons in der Provinz gegen einen der erſten Wiener Klavierfabrikanten bitter beklagte, daß er ihm beſtellte Inſtrumente zu Weihnachten nicht geliefert und ſeit zwanzig Jahren zum erſtenmal benachteiligt. „Jetzt ſind die Arbeiter unſere Herren", war die Antwort. „Meine älteſten und treueſten Arbeiter klagen mir ſelbſt, ſie möchten gerne arbeiten, aber ſie dürfen nicht!" Das iſt neu. Das iſt etwas völlig Anderes und Neueres, als der konſtitutionelle Rechtsſtaat und der Schutz der perſönlichen Freiheit! Die Tyrannei, einem Arbeiter die Arbeit zu verbieten, würde in ganz Europa einen Aufſchrei des Entſetzens hervorrufen, wenn ſie von einem Kaiſer oder König geübt würde. Der Arbeiter Hartung hat die Macht dieſer Tyrannei und genießt den Gehorſam dieſer Tyrannei.

Um das Gleichnis einer ſolchen Herrſchaft über das Men-

ſchengeſchlecht zu finden, müſſen wir Europa verlaſſen, müſſen wir in die Geſchichte zurück und nach Aſien gehen, wo wir ſie bei den Großkhanen der Hunnen, Tataren, Mongolen, bei Attila, bei Timur und Tſchingiskhan finden. Auch wird ſie nie mit einem rein weltlichen Charakter ausgeübt; es iſt ein Zug in ihr wie von religiöſem Fanatismus, ein unüberwindlicher Glaube an eine Miſſion, an das Unrecht einer alten und an das Recht einer neuen Ordnung. Attila, die Geißel Gottes, hat dieſe Sprache gegen Rom und Byzanz offen geführt, und in den milderen Akzenten des 19. Jahrhunderts ſagt etwas Aehnliches der Großkhan Hartung, die Kapitalgeißel Gottes.

Und klingt es nicht ſchon wie Hohn, ſelbſt wenn er es nicht ſagt? Wenn ein 26jähriger Tiſchler es dem Bürgertum bieten darf, ihm allergnädigſt zuzugeſtehen, daß ſich die Arbeiter von der Sache der Bürger nicht losſagen? Es iſt wahr, die Bienen machen den koſtbaren Honig; aber haben ſie je Thymian und Lindenblüte verſichert, daß ſie ihre Saugrüſſel aus ihren Kelchen nicht zurückziehen wollen?

Wenn eine begeiſterte Sekte mit ſolchen Anſprüchen in der Welt auftritt, ſo liegt die Situation gewöhnlich ſo, daß ihr Vorteil ein doppelter iſt: nicht nur hat ſie ſelbſt eine Idee, von der ſie begeiſtert iſt, ſondern die andern haben gewöhnlich keinen Geiſt und keine Idee.

Hätte z. B. auf dem Parkettwürfel, auf welchem der Miniſter Graf Taaffe ſtand, als er die Arbeiterdeputation empfing, etwa zufällig ein denkender Mann geſtanden, ſo müßten die Zeitungen einen weſentlich anderen Dialog zu erzählen wiſſen.

Ich leſe:

„Hartung hielt an den Miniſterpräſidenten die Anſprache, in welcher er erklärte, ſie ſeien eine Deputation, entſendet von der verſammelten Volksmenge, um die Wünſche derſelben vorzulegen. Das Volk fordere noch in dieſer Reichsratsſeſſion die Gewährung des Koalitions- und freien Genoſſenſchaftsrechtes."

Darauf nun hätte der denkende Mann wahrſcheinlich ſo geantwortet: Die Beſchlüſſe des Reichsrates ſind frei und müſſen frei ſein. Es kann keine Rede davon ſein, daß das Volk noch in dieſer Seſſion vom Reichsrate fordert. Das heißt dem

Reichsrate diktieren und dem Reichsrate befehlen. Ich wüßte nicht, daß das ein Miniſter kann, das kann auch der Kaiſer nicht.

Ich leſe:

„Baudiſch: Im Reichsrate ſeien alle Klaſſen der Bevölkerung vertreten, nur der Arbeiterſtand nicht.“

Die Antwort des Denkenden konnte ungefähr ſo lauten: Wie, mein Herr Baudiſch, alſo wären im Reichsrate Oeſterreichs nur die Müßiggänger vertreten und nicht die Arbeiter? Behaupten Sie das im Ernſte? Glauben Sie wirklich, daß die Wähler Oeſterreichs nicht arbeiten oder nicht wenigſtens gearbeitet haben? Nehmen wir ein naheliegendes Beiſpiel, Herr Baudiſch, Sie ſelbſt! Sie werden einſt Bürger, Wähler, vielleicht Gewählter ſein. Aber ſollte Ihr Herz dann aufgehört haben, für die Arbeiter zu ſchlagen? Könnte es das? Glauben Sie, daß es das könnte?

Nun gebe ich aber gerne zu, daß das Denken eine notwendige Gymnaſtik nur der Kleinen und Schwachen iſt, davon ſich dispenſieren kann, wer groß iſt und die Macht hat. Graf Taaffe hat wie ein alter Römer gehandelt, als er die Arbeiterdeputation empfing, neun Tage ſicher machte und am zehnten in die Gefängniſſe ſchleppte. So ungefähr machten es auch die römiſchen Konſuln und Prokonſuln, als ſie die Unterdrückung des Chriſtentums wollten und — die raſchere Ausbreitung desſelben beförderten.

Und ſo können wir uns von dem Jahre 1869 nicht verabſchieden, ohne den Wunſch auszuſprechen, daß die Arbeiterverhaftung am 22. Dezember in die letzte Woche dieſes Jahres nicht als ein Keim geſenkt worden, deſſen Früchte noch den Konſuln und Prokonſuln der ſpäteſten Jahre aufgehen werden!

II.

Ein Wort Goethes

Ein neues Jahr ſcheint doppelt neu zu ſein, wenn es das erſte in einer neuen Dekade iſt. Wir wechſeln nicht das

Jahr, ſondern das Jahrzehnt. Wir treten aus der 60er in die 70er Dekade.

Es iſt wirklich kein müßiges Spiel, wenn ich bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung mache, wie oft das letzte Jahr eines Jahrzehnts zugleich der letzte und höchſte Kraftausdruck desſelben war, ſein wichtigſtes und bedeutendſtes, ſein fruchtbarſtes und zeugungsbeſtes, gleichſam die Blütenkrone ſeines Pflanzenſtieles, z. B. im vorigen Jahrhundert. Da wurde im Jahre 29 Leſſing geboren, 49 Goethe, 59 Schiller, 69 Napoleon!

Was iſt in unſerm ablaufenden Neuner-Jahre geboren worden!

Die Größe der Menſchen verbirgt ſich ſelbſtverſtändlich dem heutigen Blicke, aber die Größe der Tatſachen iſt ein Beiſpiel mehr, daß die Bemerkung von der geiſtgeſchichtlichen Sommität der Neuner-Jahre kein müßiges Spiel zu ſein ſcheint.

Im Jahre 1869 wurde die Pazifikbahn und der Suezkanal eröffnet! Von dieſen Weltbegebenheiten hat ein Mann, welcher ſelbſt eine Weltbegebenheit war, noch am ſpäten Abend ſeines Lebens geſagt, daß es verlohnend wäre, ſie erleben zu können.

Mittwoch, den 21. Februar 1827, ſagte Goethe in einem Geſpräche zu Eckermann:

„Soviel aber iſt gewiß, gelänge ein Durchſtich (von Panama) derart, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch ſolchen Kanal aus dem merikaniſchen Meerbuſen in den ſtillen Ozean fahren könnte, ſo würden daraus für die ganze ziviliſierte und nicht ziviliſierte Menſchheit ganz unberechenbare Reſultate hervorgehen. Wundern ſollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es ſich ſollten entgehen laſſen, ein ſolches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es iſt vorauszuſehen, daß dieſer jugendliche Staat bei ſeiner entſchiedenen Tendenz nach Weſten in 30 bis 40 Jahren auch die großen Landſtrecken jenſeits der Felſengebirge in Beſitz genommen und bevölkert haben wird. Es iſt ferner vorauszuſehen, daß an dieſer ganzen Küſte des ſtillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigſten und ſicherſten Häfen gebildet hat, nach und nach ſehr bedeutende Handelsſtädte entſtehen werden zur Vermittlung

eines großen Verkehrs zwiſchen China nebſt Indien und den Vereinigten Staaten."

„Dieſes möchte ich erleben, aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rheine hergeſtellt zu ſehen. Aber dieſes Unternehmen iſt gleichfalls ſo rieſenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unſerer deutſchen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Beſitz eines Kanales von Suez ſehen. Dieſe drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe noch einige 50 Jahre auszuhalten."

Dieſen Flug nahm Goethe im Jahre 1827, als in den Vereinigten Staaten das letzte weſtliche Städtchen noch — Cincinnati war, als Chicago und St. Louis noch obſkure Indianerdörfer waren, als San Francisco ein auf der Erde noch unbekannter Name war! Und den künftigen Suezkanal konnte er ſich mit einem echt germaniſchen Freiheitsſinn nur in den Händen der Engländer denken, in angelſächſiſchen, nicht in keltiſchen Händen.

Das „rieſenhafte Unternehmen" der Rhein-Donau-Verbindung iſt bei „unſern deutſchen Mitteln", die Goethe allerdings richtig tariert hat, zum Main-Ludwigs-Kanal zuſammengeſchrumpft, d. h. beinahe zur Privatliebhaberei eines der fürſtlichen Partikuliers im zerſplitterten Deutſchland. Glänzender dagegen iſt der Suezkanal ausgeführt, und ſeine erſte Beſchiffung wurde ſoeben wie eine neue funkelnde Krone dem Jahre 1869 aufs Haupt geſetzt. Unter ſeinem Vorgange aber wird der Panamakanal mutiger und ernſtlicher als je in Betracht genommen, und ſchon iſt die große Schweſter dieſes Rieſen auf die Weltbühne getreten, die Verbinderin des atlantiſchen und ſtillen Ozeans, die Pazifikbahn. Sie durchmißt in der neuen Welt einen Raum, welcher in der alten Welt ungefähr eine Linie von Petersburg bis zur Inſel Madeira vorſtellen würde. Dieſe zwar noch nicht maritime, aber binnenländiſche Verbindung zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Ozean hat gleichfalls das Jahr 1869 inauguriert.

Die drei Viſionen Goethes ſind demnach in Erfüllung gegangen. Aber ſie ſind es — ohne Ehrenopfer für Goethe! Von

der Pazifikbahn, und vollends vom Suezkanal, haben Hunderte von Federn das leſende Publikum unterhalten; keine einzige aber hat ſich der Worte Goethes zu Eckermann erinnert! Ich ſpreche daher nicht von dieſen vielbeſprochenen Werken — das iſt abgetan — aber ich beehre mich, von dem großen Propheten dieſer Werke zu ſprechen, von Goethe.

Der „Egoiſt", der „Fürſtenknecht", der „ſteife Miniſter" mit dem Stern auf der Bruſt, ſitzt in einer einſamen Binnenſtadt, an einem kleinen Fürſtenhof, und überläßt ſich, achtundſiebzigjährig, inbrünſtigen Wünſchen über den Weltverkehr! Unter perſiſchen Manuſkripten und griechiſchen Altertümern nennt er es — in Weimar das wünſchenswerteſte Ziel eines Menſchenlebens: den Suez- und den Panamakanal zu erleben!

Denkt man dabei an jenes im unſittlichſten Ichkultus verſunkene, von Reklame zu Reklame kriechende Wurmgeſchlecht, welches ſich heutzutage Dichter nennt, und welches keinen anderen Horizont und keine anderen Intereſſen hat, als ſeine Auflagen, ſeine Aufführungen, ſeine Ueberſetzungen in fremde Sprachen und über all dieſe Merkwürdigkeiten ein paar tauſend zuſammengebettelte Zeitungsnotizen: ſo kehrt ſich vor Ekel das Eingeweide im Leibe herum! Denkt man aber vollends, daß unter dieſen Bettelnotizdichtern gar mancher Neidhart ſich noch erfrecht, in der bequemen Deckung durch Börne auf den Miniſter und Fürſtenknecht die Zähne zu fletſchen, weil er in ſeiner Bettler- und Lumpenherberge eben alles brauchen kann, was populär und pöbelhaft iſt, heute einen Orden und morgen eine demokratiſche Phraſe: ſo ſieht man ſich unwillkürlich nach dem Henkersknecht und ſeinem glühenden Eiſen um, welcher dieſem Ehrloſen die Stirne brennen ſoll!

Aber am beſten iſt es, von dieſem Gelichter gar nicht zu ſprechen. Dagegen kann ich nicht umhin, von Börne zu ſprechen, welcher wenigſtens den guten Willen, ja die Leidenſchaft der Ehrlichkeit hatte, als er im einſeitigſten Ungeſtüm ſeiner Raſſe gegen Goethe frevelte — der Typus der höchſten Unfreiheit gegen den Typus der höchſten Freiheit! Wem das letztere parador vorkommen will, der definiere mir beſſer, als ich es vermag, was man unter frei und unfrei verſtehen ſoll. Bis da-

hin wird zu ſagen erlaubt ſein: Unfreiheit iſt die höchſte Befangenheit im Ichgefühl — und das war Börnes Zuſtand; Freiheit iſt die höchſte Fähigkeit, über das Ich hinaus ſich zur reinen Anſchauung der Dinge zu erheben — und das war Goethes Natur. Wenn Börne in heſſiſchen und badiſchen Kammerdebatten ſeiner Freiheit nachzappelte und nachkeuchte, Goethe aber, goldener Ahnung voll, mit einem ſinnigen Blick auf die Erdkugel die angelſächſiſche Kulturbewegung ſich ausbreiten läßt — wer iſt hier der Freie und wer der Unfreie? Kaum iſt es heute noch möglich, in Börnes Briefen zu leſen, wo alles Staub und Plunder geworden, ja, was das ſchlimmſte iſt, durch die Kleinheit und Kurzlebigkeit der Intereſſen lächerlich geworden. Dagegen iſt in Goethes weiten, großen und freien Perſpektiven alles friſch geblieben, alles vor fünfzig Jahren Gedachte und Gewollte Blüte und Frucht geworden oder heute noch wurzelſtändig und Hoffnung künftiger Blüten und Früchte. Sein Wort über die Rhein-Donau-Verbindung, über die Verbindung des ſtillen und atlantiſchen Ozeans und über den Suezkanal iſt einer von den Beweiſen davon. Und wie viele ſolche Weltworte liegen wie in Goldſchachten in ſeinen Werken und Briefen! Aber wer kennt ſie, wer ſucht ſie?

Wahrlich, es gehört zu den Unglücksfällen, an welchen die deutſche Geſchichte ſo reich iſt, daß Goethe auf der Höhe ſeines Lebens, und wo ſeine Wirkungen ſich auszubreiten anfangen ſollten, gehemmt, beſeitigt, und der Vergeſſenheit überliefert wurde durch die Tagesparole einer ephemeren und zwerghaften Tendenzpolitik. So blieb von ihm nur übrig, was zu vergeſſen unmöglich war, ſeine Dichtungen. Aber jedermann kennt den übereinſtimmenden Ausſpruch aller beſten unter ſeinen Zeitgenoſſen: daß Goethe zum großen Mann den Dichter gar nicht brauchte; daß er auch ohne ſein Dichtertalent noch ein Führer der Menſchen geweſen wäre.

Dieſe letztere und größere Wirkung ſcheint ihm durch die Kurzſichtigkeit der politiſchen Tageshelden für ewige Zeiten nun abgeſchnitten! Der Mann, welcher eine Welt-Ethik begründen konnte, ſollte ſich in den Lärm der Kammerpolitik miſchen! Und als er zu groß dazu war, gelang es einem talentvoll Lär-

menden, ihn der Nation zu verdächtigen und zu entfremden! Der Weiſe, deſſen Spruchweisheit die Regierung des humanen Weltalters zu führen berufen war, durfte nur leben bleiben in Liedern, Romanen und Theaterſtücken! Zum Dichter ſank herab, der den Europäern ſein konnte, was den Arabern die Sprüche des Korans, den Mandſchu die Sprüche des Konfuzius, den frühern Römern die ſibylliſchen Bücher und den ſpätern die Bücher des Paulus!

Neutralität im Himmel

(25. Juli 1870)

Dacht' ich es doch! Das wird eine ſchöne Geſchichte! brummte der heilige Petrus, indem er von den Pforten des Himmels auf die Erde herabſah und ſeine Hornbrille wiſchte. Ja, ich habe recht geſehen und recht gehört, leider! In Frankreich ſetzen ſie das Hochwürdigſte aus und veranſtalten Prozeſſionen, damit ihnen Gott den Sieg verleihe. In Preußen verordnet König Wilhelm einen allgemeinen Buß- und Bettag auf Mittwoch, den 27. Juli: „damit Gott in dieſem Kampf uns zum Siege führe". Unverbeſſerlich ſind dieſe Menſchen! Aus alter Erfahrung könnten ſie's längſt wiſſen: der Himmel iſt neutral und bleibt neutral. Das wäre mir auch ein ſauberer Himmel, welcher Partei nähme! Aber nein, immer ziehen ſie den lieben Himmel in ihre Katzbalgereien hinein, — mit jener Unheiligkeit menſchlicher Leidenſchaften, welche juſt von dem Himmel entfernt! Hopfen und Malz iſt an dieſen Leuten verloren. Ich wundere mich nur, wo der alte Herr ſeine viele Geduld hernimmt. Wenn ſie ihm aber doch einmal reißt! Liebe hin, Liebe her; ich traue dem Neuen Teſtament nicht recht und fürchte immer, es kommt wieder einmal die Reaktion von Anno dazumal,

die Himmelkreuzſchockſchwerenot-Sintflut aus dem Pentateuch. Der alte Herr wird mir immer fuchsteufelswild bei dieſen Kriegs-Betereien: „Verleihe mir, o Herr, daß ich auf dieſer Seite noch viel mehr von deinen Ebenbildern maſſakriere, als der auf der anderen Seite!" Aber ich weiß, was ich tu'. Nietnagelfeſt ſchließ' ich die Himmelstüre zu, daß mir kein Sterbenswörtchen heraufdringt: „Laß mich die Franzoſen totſchlagen!" „Laß mich die Preußen totſchlagen!"

Der heilige Petrus bückte ſich keuchend nach einem zentnerſchweren Vorhängſchloß, da kam flink und leicht Saint Denis aus Rheims daher geſprungen und rief faſt atemlos: Allez tout de suite, mon ami, Saint Pierre, melden Sie mir augenblicklick beim Alleröckſten! Ick aben ſu rapporter die devotion und prières von 36 Millionen franzöſiſche Katholiken um Sieck über der méchante preußiſche Ohenſoller-Königs-Macker und Benedetti-Jnauswerfer.

Aufgemacht, Peterchen! ſchrie der heil. Michael, der mit ſeiner großen Fahne daherſtürmte, daß die Feſten des Himmels zitterten. Aufgemacht, Peterchen! ſperrangelweit aufgemacht! Der Geiſt der Leipziger Schlacht will herein; mein großes, einiges Deutſchland betet um Sieg über den Erbfeind!

Da ſind ſie ſchon, die Narren! murmelte Petrus, der ſachte retirierte.

Jck müſſen zuerſt inein; ick müſſen überall abe den Vortritt! rief St. Denis und drängte gegen die Tür.

Den Nachtritt wirſt du haben und den Fußtritt dazu! ſtehe Ems an der Lahn! lachte polternd St. Michael und ſtieß ſeine Fahnenſtange gegen St. Denis.

Aber meine Herren, bedenken Sie doch, daß Sie Heilige ſind! ſagte Petrus.

Ei was, Eilicke! widerſprach St. Denis; wozu brauckte man Eilicke, als um ſu protéger die Intereſſen von die uneilicke Menſchheit.

Und das will ein Katholik ſein! murmelte Petrus, der ſpricht ja wie ein Ketzer!

Der heilige Michael trällerte den Deſſauer Marſch. Vorwärts! nicht lang gefackelt! Melde mich beim Herrn, Petrus.

40 Millionen Deutſche, Muß- und Will-Preußen, Annektierte und zu Annektierende, alle, alle, — kurz, einig ſind wir! Alle meld' uns. Wir müſſen den Sieg haben, hol mich der Teufel!

Sieck und deutſche Miſchel! Daß ick nit lack! Ick ſein abennir auf Sieck pour l'éternité! Monſieur betracken Sie mir de tous les côtés, ick ſein überall unüberwindlick. Bin ick Gallier — war ick Brennus und aben überwunden Rom. Bin ick Romane — war ick Cäſar und aben überwunden die Gallier. Bin ick Franke — war ick Chlodwick und aben überwunden die Gallier und die Romanen, Toujours unüberwindlick.

Der Kerl hat immer ſich ſelber geprügelt! lachte der heil. Michael aus vollem Halſe. Warſt du Hohenſtaufen, Knirps! und haſt in Palermo gethront? Warſt du deutſcher Orden, Knirps! und haſt Polen und Litauen koloniſiert? Warſt du deutſche Hanſa, Knirps! und haſt Niederlagen gehabt von Liſſaben bis Groß-Nowgorod und haſt mit Lübecker Bürger-Schiffen däniſche Könige geſchlagen? Knirps! Haarkräusler! Ballettänzer! Paſtetenbäcker! Wer biſt du denn und was warſt du denn? Ein Froſch bis du, der ſich zum Ochſen aufgebläht hat, derweil ich mich vom dreißigjährigen Krieg ausſchlief und ein wenig verſchlafen habe. Wenn die deutſche Reichsfahne aufrollte mit dem wohlbekannten ſchrecklichen Michael im Wappen, da ſchrien ſie entſetzt von Sizilien bis ans Eismeer: „Der deutſche Michel kommt!" und krochen ins Hundeloch. Ich bin die große Nation, und du kleiner Franzoſen-Knirps warſt nur die Vize-große-Nation, ein armſeliges Interim, ſolang ich geſchlafen habe. Das haſt du vergeſſen, Knirps, und ſchwindelſt in deiner Vize- und Interims-Größe, Knirps! Platz da, Haarkräusler! heut reck' ich die Glieder, und wenn der deutſche Michel ſich reckelt, ſo braucht er Platz in der Welt! Geh mir aus dem europäiſchen Gleichgewicht, Knirps! Kriech' in dein Hundeloch hinter die Seine und Loire, denn mit der Vogeſen-Grenze hab ich ein Wort zu reden und wohl auch mit der Maas-Grenze!

Traitre! perfide! scélérat! kreiſchte Saint Denis und entrollte die Oriflamme, aber der heilige Michael hatte längſt

ſeine deutſche Fahne entrollt, und die Fahnen wehten ſtürmiſch und der heilige Petrus verwickelte ſich in der vielen Leinwand, wurde zu Boden geriſſen und ſchrie um Hilfe.

Da tat ſich die Himmelstür auf und — der Herr trat heraus.

Was gibt's?

Sieg, o Herr, für 36 Millionen Franzoſen, die deinen heiligen Namen . . .

Sieg, o Herr, für 40 Millionen Deutſche, die deinen heiligen Namen . . .

Der Herr lächelte. „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen," ließ ich meinen eingeborenen Sohn ſagen; aber ich ſehe wohl, für ein gut beſtelltes Haus ſind es doch noch zu wenig. Wir brauchen eine Abteilung für Geiſteskranke, oder wenigſtens eine Kaltwaſſerheilanſtalt. Petrus, mache mir einen Plan und Koſtenanſchlag.

Bei dem Worte „Koſtenanſchlag" verzog Petrus den Mund und ſagte kleinlaut: Herr, täten's nicht ein paar naſſe Wolken auch für die Hitzköpfe?

Mon Dieu! meine Ernte iſt ohnedies ſchon ſchlecht und der ſpricht noch von naſſen Wolken! Gibt es keine Gerechtigkeit mehr im Himmel? Protegiere ich darum den Stuhl Sankt Petri, du Undankbarer, und deine heilige Stadt und den Reſt deines Patriotismus, und wirke Wunder bei Mentana für dein armes hilfloſes Alter, — ich, ich, Saint Denis von Rheims, der ich eigentlich im Himmel wie auf Erden . . .

Nicht räſonniert! rief der Herr mit ſtarker Stimme. Laßt mir den Himmel aus dem Spiele! Prügelt euch, wie ihr wollt, auf eurer verrückten Erde, aber der Himmel bleibt neutral! Punktum!

Saint Denis machte gute Miene und murmelte: Mehr will ich ja gar nicht. Bleibt nur der Himmel neutral, ſo müſſen meine Franzoſen notwendig ſiegen.

Der heilige Michael murmelte: „Nicht räſoniert" hat er geſagt. O, er iſt ein guter Preuße! Er tut nur vor den Leuten ſo, aber im Herzen iſt er der unſrige.

Er hat unſere Gebete erhört, ſagten ſie beide zuſammen und gingen.

Der Herr und Petrus aber ſahen ihnen lange nach, ſahen ſich kopfſchüttelnd einander an und ſagten lachend: Unverbeſſerlich!

Ein Wiener Ratskeller

(8. Auguſt 1870)

Als im Jahre 1811 der große Napoleon Schwerter, Spieße, Bomben, Granaten und alle Völker der Erde zuſammenraffte, weil er mit dem Meiſterwerke ſeines Lebens ſchwanger ging, mit der ſchönen Idee, nächſtes Jahr einen noch größeren Rieſen, als er ſelber war, aufzufreſſen, das rieſige Rußland; in dem ämlichen Jahre ging auch die alte, treue Natur, „die Sonne Homers", wie Schiller ſie nennt, mit ihrem Meiſterwerke ſchwanger und gebar das Kind ihrer ſüßeſten Strahlen, die edelſte und reifſte Frucht ihrer ewigen unerſchöpflichen Mutterwärme, den geprieſenen „Elfer". Es ſind hierauf die Armeen des großen Napoleon im gefrorenen Bereſinawaſſer niederträchtig erſoffen, wer aber in Elferwein erſoff, der wurde aus einem General nicht eine Leiche, ſondern ein Gott! Noch die Kinder und Enkel dieſes Geſchlechts ſchlichen geheimnisvoll in ihre tiefen gründlichen Keller, und ſoffen ſich in die allerhöchſten Chargen und Orden hinein, und immer rarer, immer komtur- und großkreuzhafter wurde die Auszeichnung, ein Reſtchen Elfer zu beſitzen; denn die Kaiſer und Könige werfen ihre Gnaden Jahr für Jahr auf den Markt, aber die weiſere Natur tut es kaum ein- oder zweimal im ganzen Jahrhundert. Das Jahr 1811 mit ſeinem leuchtenden Ruhme und das Jahr 1812 mit ſeiner ſchnellen Vergeſſenheit predigen daher laut und offenbar die erweisliche Lehre, daß nichts ſo ſehr Pomade als ein großer und berühmter Krieg, dagegen nichts ſo wichtig, dauernd und wahrhaft und unſterblich als ein gelungener Suff.

BIBL. UNIVERS. UPS

Während in dieſen hitzigen, ſchweiß- und blutvollen Tagen (der Jäger nennt beides mit einem Worte) die Weinberge des Rheins unter Soldaten und Pulverkarren eines unermeßlichen Kriegslagers verſchlungen und begraben liegen, ſitzt in Wien ein bedächtiger und kunſtreicher Mann, unſer belobter Dombaumeiſter Schmidt vor einem ſchönen Blatt Papier, worauf er den Wiener Rathausplan von den Verhältniſſen des alten auf die des neuen Platzes transkribiert, und ein bedächtiger und kunſtfroher Mann, unſer allzeit gut- und rechtdenkender Gemeinderat, Dr. Hoffer, guckt ihm teilnahmsvoll über die Achſel, freut ſich, reibt ſich die Hände, und ſchüttelt abwechſelnd den Kopf, durch welchen ihm allerlei Gedanken fahren, erfüllte und noch übrig bleibende. Meiſterle, Meiſterle, ruft er endlich, laßt Euch ſagen! Es wäre jammerſchade um Euer wunderherrliches Werk, wenn es nicht das Schönſte beſäße, was es zu beſitzen noch fähig iſt. Ich ſehe prächtige Tore, reichprofilierte Fenſter, ehrwürdige Giebel und majeſtätiſche Türme, ich ſehe Prunk- und Prachtzimmer voll köſtlicher Zier, hierauf licht- und luftreich die Sitzungszimmer gemeinen Nutzens, wo wir Protokolle und Akten gebären, ſodann feuerſicher und mäuſefeſt, lange geräumige Einlager eben dieſer Protokolle und Akten: das alles iſt wohl beſtellt und weislich verzeichnet auf Eueren unvergleichlichen Blättlein. Nur eins ſehe ich nicht und zwar die Seele dieſes ſchönen Körpers, die Uhrfeder und das perpetuum mobile, ohne welches ein richtiges deutſches Rathaus zu denken gar nicht erlaubt iſt. Ich meine den Ratskeller! Meiſterle, Meiſterle, ſpitzt nur behend Euren Bleiſtift und zeichnet mir einen großen tiefen Keller hinein, aber einen recht großen! Was denkt Ihr denn? Woher ſollte ein armer Gemeinderat Rat nehmen, Witz, Erfindſamkeit, behende und feine Gedanken, fröhliche Ueberredung, bildliche, blumige, honigſüße, oder auch ſtarke männliche und tatenfeurige Weisheit; ganz beſonders aber woher ſoll er die liebe Geduld nehmen, die goldene ausdauernde Geduld mit dem vielköpfigen Ungeheuer, genannt Publikus, das vor den Toren des Rathauſes hin- und herſchwankt, auf- und abwogt und ihm das Gemeinderatſein hinlänglich ſauer machte, wäre nicht die Kellerbergung ſüßen Weines ſein Troſt? Sagt

doch nicht, daß der gute, ſüddeutſche Gott ohnedies mit Tauſenden von Weinſchenken jede Stadt und jedes Städtlein in Süddeutſchland ausgeſtattet, vor allem aber mit überſchwenglichem Wirtshausſegen unſer fröhliches Wien bedacht. Als ob es nicht törichte Menſchenart wäre, den Segen in Fluch zu verkehren! Der Wiener weiß zwar, wo der Pöslauer ſchlecht und wo er — noch ſchlechter iſt, wo er geſchnürt wird und wo er unbarmherzig geſchnürt wird; welcher Wiener weiß aber noch, wo er einen guten und billigen Tropfen bekommt? Ja, und wenn es der Wiener wüßte; woher ſoll es der Fremde wiſſen, welchen vier brandende Bahnhöfe an unſere Ufer ſchleudern und welche ihm gaſtliche Ufer ſein ſollen, nicht ein unwirtliches Tauris, wo die Wirte ihn abſchlachten? Nein, Meiſter Schmidt, laßt uns die tiefſinnige, wohlbegründete Sitte unſerer Vorfahren hochhalten, welche in jeder Stadt das Rathaus, den Mittelpunkt eines ehrbaren Gemeinweſens, mit dem unzertrennlichen Ratskeller verſehen. Wie von einem wertvollen und landesbeliebten Buche unter dem Sudel ſträflichen Nachdrucks eine kritiſche Textausgabe als Korrektiv und Wahrzeichen des echten veranſtaltet ſein muß; wie in unſerer Zentral-Alpenkette der Großglockner oder der Dachſtein die Erhebung, Schichtung und Lagerung der ganzen Linie kommandieren: ſo iſt der Ratskeller einer Stadt die offizielle und authentiſche Auslegung, Feſtſtellung und Wiederherſtellung der verſtümmelten Wirtshaustexte; die ſtarke Säule, daran der ſchwache und irrende Menſch ſich halten mag in des Weinpantſches weitverbreiteten Schlingen. Komplettiert mir demnach, vielwerter Meiſter, Euren trefflich ausgeſonnenen Rathausplan mit einem tiefen geräumigen Ratskeller, als welcher ein „Kommunalloch", nicht ſpottweiſe, ſondern im idealſten Sinne genannt werden mag, ſo daß wir eine alte Tradition auf den neuen Platz nur noch herrlicher transferieren. Wenn droben geredet und geratſchlagt werden ſoll, ſo muß drunten gezecht werden können; das iſt ein alter myſtiſcher Kauſalnexus in deutſchen Landen. Mit der lieblichen Redeblume korreſpondiert nichts ſo gut als die duftige Weinblume, und wer den Nagel auf den Kopf treffen ſoll, der übt ſich ernſtlich in Nagelproben. Glaubt nicht, daß die

Krone eines deutſchen Rathauſes Türme ſind: mit Türmen ſtolz in die Lüfte zu prahlen, iſt Ritter-Weiſe; der Bürger nennt es ſeinen Stolz, mit bedächtiger Einkehr in die Tiefe und auf den Grund zu gehen und die Sachen aus dem Fundament nehmen. Es ſpricht Euch aber klärlich zu Sinnen: das alles bedeutet die Kellerwirtſchaft. Tiefe — Grund — Fundament — und ganz beſonders die Einkehr!

So ungefähr denken wir uns die Rede des obengenannten Ehrenmannes, von welchem wir freilich nicht mehr wiſſen, als daß er ſich für einen Wiener Ratskeller warm intereſſiert. Aber zu der Ausführung dieſes ſchönen Gedankens gehören mehr als einer und zwei; das kann weder ein einzelner Baumeiſter, noch ein einzelner Ratsmeiſter; nur der ganze verſammelte Rat kann es. Wir haben daher das zarte Pflänzchen dieſes Gedankens in die gedeihliche Sonne der Oeffentlichkeit verſetzen wollen, damit die wohltätigen und fördernden Einflüſſe von allen Seiten zuſtrömen und an ſeinem ferneren Wachstum ſich beteiligen mögen.

Der Senat von Wien überlege ſich demnach die Sache. Daß ein Ehrenpunkt darin ſteckt, dürfte er ohne weiteres kapieren. Wenn Städte wie Berlin und Bremen ihre klaſſiſchen Ratskeller haben, Städte, wo man leben und ſterben kann, ohne zu wiſſen, wie ein gemaltes Weinblatt in der grünen Natur ausſieht: warum ſollte Wien nicht ſeine Luſt und Ehre darein ſetzen, einen gediegenen Ratskeller ſich zu erzielen, Wien, das Schoßkind der Weinberge, dem die Rebe zu allen Fenſtern hereinſchaut, das von Vöslau bis Mailberg mit Wein überrieſelt iſt und das, wie die Waſſerleitung aus den Schneebergen, eine Weinleitung aus den Weinbergen, d. h. einen Ratskeller, zu ſeinen ſchönſten Kommunalanlagen zu zählen durch Natur und Charakter berufen iſt?! Erſt ein Wiener Ratskeller könnte das Signal geben zu einer wiſſenſchaftlichen Erziehung und Veredelung unſerer ſo bildungsfähigen und großenteils verwahrloſten Oeſterreicherweine. Ausgehend vom nächſten, von der Kreszenz vor unſeren Toren, vom Oeſterreicherweine, wäre es hierauf einer Reichshaupt- und Reſidenzſtadt gar wohl anſtändig und würdig, aus dem Mittelpunkt ſeine Strahlenlinien nach dem Umkreis zu zie-

hen und einmal des näheren zu erproben, warum die feurigen Weine von Syrmien verderben müſſen, warum die ſüßen Weine von Südtirol angeblich nicht haltbar ſind, kurz nach und nach die Weine der ganzen Monarchie auf die Hochſchule einer Wiener Rathaus-Kellerung zu ſchicken. Greift man die Sache nicht nach Wiener Weiſe an, großartig und verſchwenderiſch im Anfang, erlahmend in der geduldigen Ausführung, ſondern langſam, ſolid, planmäßig, mit den Mitteln haushaltend und von Stufe zu Stufe fortſchreitend, und gelänge es zumal, in der Wahl des Kellermeiſters, der unſern Wein erzieht, einen ſo glücklichen Griff zu tun, wie in der Wahl des Pädagogen-Direktors, der unſere Lehrer erzieht, ſo könnten wohl noch die ſpäteſten Geſchlechter über den Witz des heutigen jubilieren, welches mitten in Krieg und Kriegsgeſchrei dem heranrückenden Trübſal ein Schnippchen geſchlagen und Wien auf einem Punkte befeſtigt, den kein Stratege ſich träumen ließ, der aber der einzig richtige und wahrhaft unüberwindliche iſt. Wer überwände das Herz eines beherzten und fröhlichen Zechers, welcher im Gewiſſen und Magen ſicher iſt, ſeinen Waffenſegen nicht in einer Winkelkapelle des heiligen Ulrich geholt zu haben, ſondern im hochgewölbten Dom der Rechtgläubigen, im Ratskeller, an der reinen Quelle des Vaterlandes, an der mütterlichen Bruſt der Gemeinde?

Es iſt ein altes verbrauchtes Wort von „Wein, Weibern und Geſang", und daß ein Narr bleibt, wer ſie nicht liebt. Nun, Weiber und Geſang lieben wir Wiener als unerreichbare Virtuoſen und ſind von dieſen zwei Seiten her gegen die Narrheit trefflich verklauſuliert! Dilettantiſcher treiben wir ſchon die Weinliebe und bleibt hier eine Lücke noch offen. Gebt uns einen Wiener Ratskeller, der uns auch an dieſer ſchwächeren Seite befeſtigt und zu Meiſtern und Künſtlern erzieht, dann laſſet herankommen mit Bomben und Granaten die Narren der ganzen Welt — wir ſind die weiſeſten aller Menſchen!

Schaden und kein Spott

(9. Auguſt 1870)

Das muß man ſagen: die alten Herren verſchwinden mit einigem Anſtand von der Weltbühne. Seit zwanzig Jahren zerbricht ſich die Demokratie den Kopf, wann und wie „der Verbrecher des 2. Dezember" fortgejagt werden wird; und ſiehe da, er verſammelt im zwanzigſten Jahre des „Verbrechens" geſund und heil wie ein Fiſch das ganze waffenſtarrende Frankreich um ſich her, *das ihm mit pünktlichem Gehorſam folgt*, und macht Miene, mit den Waffen in der Hand abzutreten. Er wird in Metz, wie es ſcheint, ſein *Queretaro* halten und dann — als ſorgenfreier und glücklicher Familienvater in Görz ſpazieren fahren. Man wird eines Tages einem ältlichen wohlbeleibten Herrn daſelbſt begegnen, deſſen Identität durch die millionenmal gezeichnete Naſe außer Zweifel geſtellt iſt, und wenn man ihn fragen wird: Ei, Sire, warum nicht in den Tuilerien? ſo wird er achſelzuckend antworten: Was wollen Sie? Ich bin das Opfer meiner ſchlechten Geſandtſchaften. Sie haben mich glauben gemacht, Oeſterreich wird mit mir gehen und Süddeutſchland neutral bleiben; inzwiſchen blieb Oeſterreich neutral und Süddeutſchland ging mit dem Feinde. Eſel von Geſandten haben mich zugrunde gerichtet!

So wird er achſelzuckend ſprechen und wird recht haben! Nicht der Rechtsbruch, nicht der verletzte Eid, nicht das beleidigte öffentliche Gewiſſen, nicht der Liberalismus, nicht die Demokratie, weder die blaue noch die rote, nicht Gambetta, nicht Rochefort und die Laterne — alle dieſe Eiſenfreſſereien — Eiſen mit Butter beſtrichen! — haben keine Knöchelchen von ihm aufgefreſſen, ſchlechte Geſandtſchaftsberichte haben's getan.

Nein, es iſt nicht wahr, wenigſtens nicht in allen Fällen wahr: Wer den Schaden hat, hat den Spott. Wenn dieſer

Krieg der Sturz Napoleons iſt, ſo hat der Liberalismus den Spott davon, der ihn mit zwanzigjähriger ſittlicher Entrüſtung nicht geſtürzt hat.

So hat auch der Papſt den Schaden, aber er hat nicht den Spott davon, ſondern der öſterreichiſche Liberalismus hat ihn. War das doch ein Geächze und Gedruckſe zehn Jahre lang, und das Konkordat blieb immer Konkordat. Wir brauchten erſt das liberale Miniſterium Schmerling, dann das noch liberalere Miniſterium Giskra, — aber das Konkordat blieb immer Konkordat. Wir leſen, daß die Mongolen Sibiriens durch den Genuß des Fliegenpilzes, eines heftigen Narkotikums, in einen ſonderbaren burlesken Rauſch ſich verſetzen, welcher ihnen Wahnvorſtellungen erzeugt, wodurch ein auf dem Wege liegender Strohhalm als ein furchtbares und mit aller Kraft zu überſpringendes Hindernis geſehen wird. Da die Extreme ſich berühren, ſo ſcheint der koloſſalſte Rauſch und die mattherzigſte Nüchternheit die gleichen Wahnvorſtellungen zu erzeugen, denn das burleske Kerlchen, der Schmerling- und Giskra-Liberalismus, hielt das Konkordat, das jedem Pitt oder Bismarck ein Strohhalm geweſen wäre, für einen entſetzlichen Balken, ſprang im zehnjährigen wiederholten Anlauf über den Strohhalm nicht hinüber, und ging endlich im weiten, vorſichtigen Bogen der konfeſſionellen Geſetze dem fürchterlichen Strohhalm rückſichtsvoll aus dem Wege. Dieſes Schauſpiel erbarmte und ekelte endlich den alten Herrn in Rom, da zündete er ſich die Opferflamme ſeiner Unfehlbarkeit an und verbrannte den bilateralen Strohhalm eigenhändig daran. Nicht die kleinen Seelen haben das Konkordat aufgehoben, ſondern Rom, das allzeit großartige, welches den kleinen Seelen, faſt mitleidig, einen kleinen Vorwand lieh. Das Konkordat fiel nicht durch den Liberalismus, ſondern durch die armſelige Advokaten-Diſtinktion vom „veränderten Rechtsſubjekte".

Wir ſagen dieſe harten Dinge dem Liberalismus in ſeiner Eigenſchaft als Scheinliberalismus, damit er ſich beſſere. Man züchtigt, was man liebt. Wir wollen den Scheinliberalismus zu einer Wahrheit, den Knaben, welcher die Schule ſchwänzt, zu einem Manne erziehen!

Schickſalsworte

(25. Auguſt 1870)

Die Natur wird ſich lange anſtrengen müſſen, um den Dichter hervorzubringen, der einſt das Recht ſich herausnehmen darf, die Napoleons-Tragödie des Jahres 1870 zu dichten.

Nichts kann tragiſcher, nichts pathetiſcher ſein, als wenn das Schickſal, anſtatt dem Sinne des Helden entgegenzuwirken, ſcheinbar in ſeinem eigenen Sinne wirkt, ſeine eigenen Worte ihm nachſagt. Gewöhnlich glaubt die Tragödie zwiſchen dem Helden und dem Schickſale einen Konflikt ſetzen zu müſſen; nein: die höchſte, die ſchauerlichſte Tragödie iſt es, wenn das Schickſal daſteht wie eine demütige Magd, gehorſam wartet auf die Parolen, welche der Held ausgibt, die Parolen getreulich ausrichtet, Punkt für Punkt, wie der Knecht im Eiſenhammer, und den Helden an ſeinen eigenen Parolen ſtürzt, nicht durch Widerſpruch, ſondern durch Zuſtimmung und Uebereinſtimmung.

Man kann ſich nicht mit einem Leichnam alliieren, rief der tragiſche Held im Juli 1866 nach Oeſterreich hinein; man kann ſich nicht mit einem Leichnam alliieren! antwortet ihm ſein tragiſches Schickſal aus Oeſterreich, aus ganz Europa im Auguſt 1870 zurück. Er findet keinen Alliierten. Fürchterlich einſam wandelt er ſeine Straße; den ſchauerlichen Leichenkondukt von Weißenburg nach Metz begleitet keiner, der lebt. Die Straße gehört dem Kaiſerleichnam allein.

Die infamen Verträge von 1815 müſſen zerriſſen werden, verhieß der Uſurpator ſeinen Galliern, um mit der Ausſicht auf fremden Raub, — dem Schlüſſel zu jedem galliſchen Herzen! — ſeinen inneren Raub zu heiligen und zu taufen. Die infamen Verträge von 1815 müſſen zerriſſen werden! donnert ihm der Sieger ins Ohr und — nimmt Elſaß und Lothringen. Ja, ſie waren infam auch für Deutſchland. Die deutſche Nation hatte ihr Recht an das alte deutſche

Land in den Befreiungskriegen mit ihrem Blute beſiegelt; es war ein großes, begeiſtertes Volk von freiwilligen Kriegern, welches dieſes Recht ſich erkämpft, und ſo klar war es, daß ſelbſt das kühle, blaſierte Volk der Diplomaten es anerkannte und im Wiener Kongreſſe den Heimfall des Elſaß für etwas Selbſtverſtändliches hielt. Da tat ein Machthaber Einſpruch, welcher nicht Freiwillige, ſondern Knechte geführt, der große und ritterliche Alexander, welcher großmütig und ritterlich war auf Deutſchlands Koſten, und das deutſche Land blieb von neuem bei Frankreich! So wollten's die Verträge von 1815. Sie waren infam und ſie müſſen zerriſſen werden! König Wilhelm iſt mit Kaiſer Napoleon einig darüber!

Der Kaiſer iſt der Nation perſönlich verantwortlich, proklamierte der ſchlaue Deſpot, um die konſtitutionelle Miniſter-Verantwortlichkeit nicht proklamieren zu dürfen. Das perſönliche Regiment nannte er argliſtig die perſönliche Verantwortlichkeit. Das Wort ſollte eine ſeiner zahlloſen Lügen ſein, aber das Schickſal, das blinde, ehrliche Schickſal, welches keine Lüge, ſondern nur die Wahrheit kennt, verbindet mit jedem Worte ſeinen genauen Begriff. Du biſt verantwortlich: verantworte dich! O, wie glücklich wäre jetzt dieſer Menſch, wenn ihn eine Miniſter-Verantwortlichkeit deckte! Wenn der Emſer Handel durch die Debatte eines konſtitutionellen Parlaments gegangen, wenn die Kriegserklärung von einem verantwortlichen Miniſterium kontraſigniert wäre! Es ginge jetzt weiter nichts um ihn vor, als daß eine konſtitutionelle Partei ſich zerſetzte, eine parlamentariſche Majorität ſich auflöſte und die neue ein neues Kabinett bildete. Aber hoch über den Wolken der konſtitutionellen Miniſter-Verantwortlichkeit, in welchen es donnert und blitzt, würde der Kaiſer und ſeine Dynaſtie unerſchüttert, in ruhiger Luft thronen! Freventlich iſt er herabgeſtiegen in die Gewitter-Region dieſer Verantwortlichkeit, weil er die Blitze und Donner, die darin herrſchen, ſelbſt zu beherrſchen vermeinte. Der Kaiſer iſt der Nation perſönlich verantwortlich — ſagte er in den Tuilerien; der Kaiſer iſt der Nation perſönlich verantwortlich, ſagt ſein Schickſal — aber ſagt es in Metz!

So kommt das Schickſal über dieſen Mann nicht wie ſchnau-

bende Furien, nein, wie ein Echo. Kalt, gelaſſen, monoton, wie ein Automat mit ſeiner Wachsmaske, gibt es ihm jedes ſeiner Worte zurück, und jedes ſeiner Worte erdrückt ihn!

Redensarten

I.

Der „Verzweiflungskampf"

(12. Aug. 1870)

Was iſt ein Verzweiflungskampf?

Ich kämpfe, ſolange ich hoffe zu ſiegen.

Dieſe Hoffnung kann endlich auf jenes Minimum zuſammenſchwinden, wo es ſchon richtiger iſt, ſich ſo auszudrücken; nicht: ich hoffe zu ſiegen — ſondern bloß: ich zweifle noch, ob mein Untergang unvermeidlich iſt.

Das alſo wäre ein Zweiflungskampf.

Was iſt aber ein Verzweiflungskampf?

Die Verzweiflung iſt das Gegenteil der Hoffnung und fängt da an, wo die letzte Spur von Hoffnung, wo ſogar der Zweifel ſelbſt — ſchon aufgehört hat.

Welcher Narr kämpft alſo einen Verzweiflungskampf? Wir ſagten es: ein Narr! Entweder ein Narr, oder ein verruchter Bube, welcher aus Bosheit und Mutwillen ſich nutzlos ins Verderben ſtürzt um den Preis des Vergnügens und der Rache, daß er auch eine Handvoll ſeiner Gegenkämpfer noch mitreißen wird.

Wer es anders definieren kann, der trete auf.

Nicht eine andere Definition finden wir für die Logik des Verzweiflungskampfes, ſondern bloß eine andere Zeit und andere Verhältniſſe.

Die Zeiten des Altertums und die Verhältniſſe der Barbarei.

Im Altertum war das Kriegsrecht grauſam bis zum Extrem.

Die beſiegte Nation verlor in der Regel den Inbegriff ihrer geiſtigen Güter, die Nationalität.

War der Krieg in höheren Graden erbittert geweſen, ſo verlor ſie auch ihr nacktes leibliches Daſein. Sie wurde ausgerottet. Der größte Teil der Männer wurde mit dem Schwerte vertilgt, der Reſt und die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft. Ihr Daſein war von der Erde verſchwunden.

Unter dieſen Verhältniſſen hatte der Verzweiflungskampf einen Sinn. So kämpften Verzweiflungskämpfe: Numantia, Karthago im dritten Kriege, die Juden unter Titus und Hadrian.

Der Verzweiflungskampf war demnach ein Maſſen-Selbſtmord von ſolchen, welche im Falle der Beſiegung Mann für Mann die gewiſſe Ermordung ohnedies zu erwarten hatten.

Iſt das letztere modernes Kriegs- oder Völkerrecht?

Wer will eine moderne Nation ermorden, ausrotten und in die Sklaverei verkaufen?

Welchen Sinn hat alſo ein „Verzweiflungskampf" bei modernen Völkern? Wir bitten um Antwort!

Maske herunter! Was ihr Verzweiflungskampf nennt, iſt ein beſtialiſcher, zweck- und zielloſer *Rache*kampf.

Die Nation, welche beſiegt worden iſt, findet dieſen Gedanken ſo unerträglich, daß ſie ſich ſelbſt unabſehbar größere Uebel zufügen will, als ihr das milde moderne Siegesrecht zufügen würde; daß ſie dieſe Uebel auf ſich nimmt, nicht in der Hoffnung des Sieges, an dem ſie *verzweifelt*, ſondern mit dem Durſt der *Rache* an dem Siegervolke. Die Verzweiflung der *knabenhafteſten Eitelkeit* und der *eingefleiſchteſten Selbſtüberſchätzung*, gepaart mit *ſtarken, beſtialiſchen Inſtinkten*: das iſt der moderne Verzweiflungskampf.

Wer es anders weiß, der ſage es. —

Inzwiſchen kämpft in Frankreich noch niemand den Verzweiflungskampf als die Familie Bonaparte, welche den Nationalkampf des Volkes niederhält, in der Verzweiflung ihrer Selbſtſucht. Sie wirft Paris, die Wiege zweier Republiken, einem all-

gemein verabſcheuten Raubtiere, dem Grafen Palikao, zwiſchen die Zähne, und wird es eher zermalmen als loslaſſen.

Am Ende erleben wir's noch, daß die Deutſchen als Befreier in Paris einziehen und als Befreier bejubelt werden!

Der Teufel iſt groß und ein Bonaparte iſt ſein Prophet!

II.

Das „europäiſche Gleichgewicht"

(17. Aug. 1870)

Welcher Schelm war es doch nur, der dieſes Trugwort erfunden hat? Wahrſcheinlich Talleyrand, der Erfinder der „Legitimität". Kurz, ein Schelm war's.

Mir iſt, als ſäh' ich die Schelmenſzene mit Augen. Hätte ich Kaulbachs Griffel, ich würde ſie zeichnen. Nach Tiſche war's, ſie hatten gut gegeſſen und getrunken, die Diplomaten, und ſehnten ſich nach ihrem Verdauungsſchläfchen. Dieſen Augenblick wählte Reinecke Fuchs und demonſtrierte dem ſchläfrig-ſatten Getier, wie folgt:

„Seht her und paßt auf! Ich mache hier einen Kreis, der ſoll groß ſein — ſagen wir 10 000 Quad.-Meilen. Jetzt mache ich auf der andern Seite einen Kreis, der iſt genau ſo groß und hat auch 10 000 Quad.-Meilen. In den erſten Kreis ſetze ich eine Bevölkerung — ſagen wir — von 30 Millionen. In den zweiten Kreis ſetze ich genau die nämliche Anzahl, nämlich 30 Millionen. Es ſind zwei Wagſchalen, welche einander vollkommen das Gleichgewicht halten, welche nie ins Wanken und Schwanken geraten können, welche daher die Ruhe Europas für ewig verbürgen. Nun ſeht, das iſt das europäiſche Gleichgewicht."

Ja, ja, das iſt das europäiſche Gleichgewicht, ſagte das ſchläfrig-ſatte Getier und fing zu ſchnarchen an.

Aber Meiſter Reinecke ſchnarchte nicht, ſondern wachte. Und er nahm die Karte Europas und verteilte auf dem Wiener Kon-

greſſe die Länder und Völker nach dem „europäiſchen Gleichgewichte“.

Dieſes Gleichgewicht aber hatte folgendes Loch!

Es iſt nicht ganz dasſelbe, ob auf 10 Quad.-Meilen 1000 Wildkatzen wohnen, oder auf 20 Quad.-Meilen 2000 Pferde und Stiere, welches doch ſtarke und gewaltige Tiere ſind. Aber es ſind Tiere mit friedlichen Inſtinkten, und ihr Reich kann ohne Gefahr doppelt, ja zehnmal ſo groß ſein als das Reich der Wildkatzen. Dagegen iſt es eine immerwährende und die höchſte Gefahr, wenn das Reich der Wildkatzen nun ganz ſo groß, ja es iſt ſchon eine Gefahr, wenn es auch nur halb ſo groß iſt wie jenes, und wäre ſelbſt in dieſem Falle noch handgreiflich zu groß für ein wahres und wirkliches Gleichgewicht. Denn die Wildkatzen ſind Tiere mit blutigen Inſtinkten, und ihr Lebensatem iſt Schnauben und Wüten. Europa ſchläft ruhig, wenn das Reich des preußiſchen Landwehrmannes zehnmal ſo groß iſt als das Reich des Zuaven und Turko.

Hat doch dieſer preußiſche Landwehrmann zwanzig Jahre lang zugeſehen, wie das winzige Dänemark an Schleswig-Holſtein frevelte, bis es ihm endlich zu arg wurde. Man denke ſich, ein ähnliches Nachbarländchen, z. B. die Schweiz oder Belgien, hätte an zwei franzöſiſchen Herzogtümern das Gleiche getan, und nicht zwanzig Tage, nicht zwanzig Stunden hätte der Turko gewartet, mit ſeinem Wildkatzenſprung ſich dem kleinen vermeſſenen Frevler an die Gurgel zu werfen.

Man berechne demnach das europäiſche Gleichgewicht nicht mechaniſch und geiſtlos nach Quadratmeilen und Einwohnerzahl, ſondern nach der geiſtigen Natur der Völker. Nie hätte im Intereſſe des europäiſchen Friedens die Theſis verkannt werden ſollen:

So lange Frankreich eine Macht iſt, iſt es auch eine Uebermacht!

Dasſelbe Machtgebiet der Kriegeriſchen, Ehrgeizigen, Ruhmſüchtigen, Lebhaften, Unruhigen, Nervöſen, Prickelnden, Aufgeregten gibt ein ungeheures Uebergewicht über das gleiche und nämliche Machtgebiet der Friedlichen, Beſcheidenen, Ruhigen,

Langſamen, Phlegmatiſchen, an literariſchen und häuslichen Freuden ſich Vergnügenden.

Dieſes Frankreich war nie größer als Deutſchland, aber hat immer die Macht gehabt, in Deutſchland etwas zu ſuchen und zu holen, hat immer die Macht gehabt zu necken, zu ſchaden, zu beunruhigen; bald dieſen, bald jenen Nachbar zu berauben; bald nah, bald fern in die Häuſer zu fallen. Von Heidelberg bis Peking, vom Mordbrenner Melac bis zum Raubknechte Palikao ſtand ihm immer fremdes Gut zu Geſichte. Der große Nationalkönig Ludwig XIV. beſtahl Belgien um ſeine wertvollſten Grenzgebiete, damit es, entmannt und verſtümmelt, der große Nationalkaiſer Napoleon ganz und gar ſtehlen konnte. Ludwig XIV. nahm die Vogeſengrenze, Napoleon I. nahm die Rheingrenze. Napoleon III. hatte noch Unendliches zu nehmen in petto, als er ſich die Finger verbrannte; nahm aber mit unverbrannten Fingern doch Savoyen und Nizza. Sie haben immer zu nehmen. Und was das Lächerlichſte iſt, während ſie immer nehmen nach auswärts, wollen ſie Deutſchland entſchädigen nach innen und an ſeinem eigenen Gute. Mit einer Eskamotage der Begriffe Preußen und Deutſchland entſchädigen ſie Preußen, wobei Deutſchland noch um kein Dorf größer geworden, wohl aber um ſämtliche deutſch-öſterreichiſche Länder kleiner. Und das nennt man in Frankreich Entſchädigung! Mir ſcheint, Aeſops Affe hat den Käſe ſo geteilt. Aber es iſt doch zu dumm, daß ein Aeſopiſcher Spaß nach dreitauſend Jahren europäiſcher Waffenernſt werden muß!

Wenn Viktor Emanuel um Lombardo-Venezien größer wird, ſo muß Frankreich Savoyen und Nizza haben — des „Gleichgewichts" wegen. Aber um Lombardo-Venezien iſt Oeſterreich kleiner geworden; was gibt Frankreich an Oeſterreich heraus des „Gleichgewichts" wegen? Der reinſte Aeſop! Der Käſe wird kleiner bald hier, bald dort: der Affe ſcheidet einmal aus dieſer, einmal aus jener Wagſchale einen Biſſen ab und ſtopft alles ins Maul — des „Gleichgewichts" wegen!

Wahrlich, hohe Zeit iſt's, daß dieſe „europäiſche Gleichgewichts"-Affenpolitik endlich zu Ende geht.

Aber noch iſt ſie nicht zu Ende. Es würde ein gehöriges

Geſchrei geben, wenn beim bevorſtehenden Friedensſchluß etwa der Affe ſeine Käſebiſſen herausgeben ſollte. An Italien: Savoyen und Nizza, wohl auch Korſika; an Deutſchland: Elſaß und Lothringen, an Belgien den Raub des l'état c'est moi-Königs. Unmöglich! das geht zu weit! Ein fürchterliches Unrecht an Frankreich — wenn es unrechtes Gut nicht behalten dürfte! Frankreich kann nicht leben, wenn es nur — Frankreich hat und nicht auch die Länder ſeiner Nachbarn! Ein ſo verſtümmeltes Frankreich wäre unfähig, ſeine europäiſche Miſſion zu erfüllen!

Nun! dieſes „verſtümmelte" Frankreich wäre genau das Frankreich Richelieus, und war dieſes Frankreich nicht ſtark, nicht mächtig, hat es nicht laut und vernehmlich in Europa mitgeredet, hat es nicht ſchön ſeine europäiſche Miſſion erfüllt — den Proteſtantismus zu knicken und zu verſtümmeln, ihn, der die franzöſiſche Revolution überhaupt verhütet und überflüſſig gemacht hätte?!

Europäiſche Miſſion! Das iſt auch ſo ein Wort, welches auf die Klinik der „Redensarten" gehört.

Iſt es die Miſſion Frankreichs, mit ewig kaſernierten und ſchlagfertigen Afrikanerbanden zu ſtehlen, zu rauben, zu plündern und zu morden, ſo hole der Teufel dieſe Miſſion. Iſt es aber die Miſſion Frankreichs, geiſtreich und liebenswürdig zu ſein, Ideen zu haben und im guten Geſchmack zu exzellieren, ſo bleibt zu wiſſen — daß Athen dieſe Miſſion unverwüſtlich erfüllt hat, nachdem es ſchon längſt unter mazedoniſcher und römiſcher Herrſchaft ſtand!

III.

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit

Selten hat ein Volk einen ſolchen Haupttreffer in der Lotterie gemacht als die Franzoſen mit der Erfindung dieſer Parole. Man rechnet ſie ihnen als ihr ſpezifiſches Verdienſt um Europa und als ihr Ehrendenkmal in der Weltgeſchichte an.

Wenn man faſt bei allen Gelegenheiten ſorgfältig unterſcheidet zwiſchen den ſchlechten Regierungen der Franzoſen und den Franzoſen ſelbſt (obwohl Splint und Rinde ein Stamm), ſo geſchieht es mit dem Reſpekt vor den Erfindern der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, etwa als erkenne man dieſen einen privilegierten Gerichtsſtand zu, eine Art Iſolierſchemel von Unverantwortlichkeit, auf welchem ſie über alles, was ihr Nationalboden Schlechtes und Schuftiges hervorbringe, wie über Dingen, die ſie nichts weiter angingen, hoch erhaben ſtänden, gleich unbeteiligten und unſchuldigen Zuſchauern dieſer Dinge. Daß es die Franzoſen ſelbſt ſo betrachtet wiſſen wollen und dieſe vorteilhafte Anſchauungsweiſe leidenſchaftlich für ſich in Anſpruch nehmen, iſt bekannt genug.

Und doch ſagt nur der germaniſche Angelſachſe „self government", was die wirkliche Freiheit bedeutet; der keltiſche Franzoſe dagegen ſagt „gouvernement fort", worin wenig Freiheit, dagegen viel Tyrannei ſteckt. Das eigentliche Herzensideal jedes Franzoſen iſt die Konzentration von möglichſt viel Gewalt in den regierenden Händen. Ueber alles liebt er die Handhabung, Ausübung und Anwendung dieſer Gewalt; ſein ganzer Naturtrieb iſt: Hang zur Gewalttätigkeit!

Wie reimt ſich das mit der Freiheit?

Als wir in Oeſterreich die Freiheit gründeten, ſo teilten wir unſer bißchen Armut auch mit denjenigen, welche die Freiheit augenblicklich gegen die Freiheit kehrten. Läge Böhmen oder Tirol anſtatt in einem deutſchen, in einem keltiſchen Machtgebiete, ſo wäre jedes dieſer Länder ſchon längſt als eine Vendee behandelt, mit Blut überſchwemmt, mit Feuer und Schwert vertilgt worden, und zwar alles — im Namen der Freiheit!

Was iſt das für eine Freiheit?

Es wäre ungerecht, ſie einfach für Heuchelei zu erklären, denn für die Freiheit, wie ſie der Franzoſe verſteht, gibt er ſein Blut. Aber das wird nun wenigſtens wahr ſein: der Franzoſe muß die Freiheit völlig anders verſtehen als der Deutſche; ſie muß ihm ein Ausdruck nationaler Bedürfniſſe und Prämiſſen ſein, welche eben — national ſind, aber nicht allgemein giltig, nicht kosmopolitiſch.

Und freilich ſind wir damit auf der rechten Spur.

Die Franzoſen ſind ein *erobertes* Volk. Die keltiſchen Romanen ſind Beſiegte, Unterjochte, Rechtloſe; die Franken ſind die Sieger, die Gewaltherren, die alleinigen Rechtsinhaber.

Dieſes Verhältnis erklärt die franzöſiſche Revolution und erklärt denn auch den franzöſiſchen Sinn des Wortes Freiheit. Natürlich iſt dieſer Sinn nicht tranſportabel; es gibt keine Propaganda für ihn und noch weniger ein Verdienſt dieſer Propaganda.

Als die Deutſchen die römiſchen Provinzen eroberten, fanden ſie ein Volk von Sklaven vor, ein entſittlichtes, entnervtes, waffenſcheues Volk, das ſie verachteten und zu verachten Grund hatten. Auch die Franken fanden kein anderes in Gallien. Die *Verachtung* des fränkiſchen Adels gegen das Volk (populus, peuple, Pöbel!) muß auf dieſer Wurzel geſucht werden.

Die Deutſchen eroberten nun die römiſchen Provinzen zwar in der chriſtlichen Zeitrechnung, aber noch ſtanden alle Sitten und Meinungen des heidniſchen Altertums aufrecht. Und Kriegsſitte des heidniſchen Altertums war es: der Beſiegte hat an den Sieger ſein Leben verwirkt; wenn er es behält, ſo kann er es nur zurückerhalten durch die Gnade des letzteren. Für dieſe Gnade kann natürlich ein Preis verlangt werden, und da das Leben ſelbſt der höchſte Preis und der Preis aller Preiſe iſt, ſo kann für das Leben eigentlich kein Preis zu hoch ſein. Der Begüterte gibt ein Drittel ſeiner Güter her; der Unbegüterte leiſtet, was er nur kann und was der Sieger nur will. Der Sieger kann ihn mit Pferd und Ochs vor ſeinen Pflug ſpannen; er kann von ſeiner Tochter, wenn ſie heiratet, das Recht der erſten Nacht verlangen, kurz, er kann alles. Auch findet der Beſiegte das alles in der Ordnung, denn im Falle ſeines eigenen Sieges hätte er das nämliche Siegerrecht ausgeübt; es gibt keine andere öffentliche Moral. Die *Herrenrechte* des franzöſiſchen Adels müſſen auf dieſer Wurzel geſucht werden.

In Parentheſi haben wir freilich zu bezeugen, daß ſich Herrenrecht und Leibeigenſchaft nicht einzig aus dem Rechte der Eroberung entwickelte; auch bei den uneroberten und ſtammesgleichen Völkern erzeugte die Ungleichheit des Güterbeſitzes Herren

und Knechte. Ganz beſonders hat der Beſitz der unbeweglichen Güter, der Grundbeſitz, die Fähigkeit dazu, und wenn ſtädtiſche Bürger, welche fünfzigmal mehr oder weniger als ihre Mitbürger haben, den Unterſchied faſt nicht bemerken und noch als Gleiche nebeneinander leben können, ſo wird ſchon ein Bauer, wenn er nur das Zehnfache ſeiner Mitbauern beſitzt, faſt unwillkürlich ein Herr von Verhältniſſen, welche die letzteren in Abhängigkeit und ihn ſelbſt an die Spitze bringen. Aber dem Herrenrecht, das nicht aus Eroberung, ſondern bloß aus anwachſenden Gelegenheiten des bäuerlichen Egoismus entſprungen, fehlt die giftigſte Eſſenz der Herrſchaft: die Abſtoßungskraft zwiſchen Fremden, der Raſſenhaß und die Raſſenverachtung. Es kann in kleinſtaatlichen Krähwinkel-Reſidenzen wohl noch heute erlebt werden, daß ein Junker in der überreifen Blüte ſeiner junkerlichen Borniertheit plötzlich aus der Quadrille tritt, weil er gehört hat, daß ſein Viſavis eine Bürgerliche; wenn aber in den unmittelbaren Vorjahren der franzöſiſchen Revolution, in den Tagen Rouſſeaus und Franklins, in den Tagen der Philoſophie und der Aufklärung, welche Mode, guter Ton, allgemeiner Anſpruch der Bildung waren, die ſcheußliche Tatſache möglich war, daß die Nobleſſe der Logen ins Parterre hinab auf die Köpfe ſpuckte, ſo fühlen wir augenblicklich: das iſt bösartiger als ſtändiſche Ueberhebung, das iſt die Erhebung des Siegers über den Beſiegten, des Franken über den Kelten. Zwar waren die Franken längſt ſelbſt ſchon keltoromaniſiert und zu Franzoſen geworden, wußten längſt nicht mehr, woher ihr Herrenübermut und ihre Volksverachtung: aber nur um ſo ſchlimmer. Das alles war ihnen in Fleiſch und Blut übergegangen, war ihre *Natur* geworden. Die Wunde, außen geſchloſſen, eiterte blutvergiftend nach innen. Die Raſſen hatten ſich *nicht* verſöhnt; ihr Gegenſatz war als nationale Erinnerung tot, aber als Gewohnheit lebendig, ja verewigt. Frankreich hatte eben nicht das Glück wie England, die fremde Herrſcherraſſe gemütlich aufzuſaugen, und wahrſcheinlich darum nicht, weil die Sauggefäße untauglichere. Was in England das normanniſche Siegerherz ſchließlich vermenſchlichte, das war eine *germaniſche* Volksmajorität; was in Gallien das nämliche hätte tun ſollen, das

war eine keltiſche Ueberzahl — und die Kelten ſind bekanntlich eine wilde und grauſame Raſſe. Sie konnte ihren fränkiſchen Ueberwinder nicht gemütlich überwinden; ja wenn der Franke ſelbſt, der ja ein Germane war, den Gemütston anſchlug, ſo war in Gallien das deutſche Gemüt die Minderheit wie in England die Mehrheit und wurde von der keltiſchen Majorität wahrſcheinlich mißverſtanden, vielleicht noch verhöhnt und verlacht, was ja in der Fremde ſo regelmäßig das Los des deutſchen Gemütes iſt. In England vermenſchlichte, in Frankreich verwilderte der Sieger mit dem Beſiegten.

Es mochte nun freilich die richtige Antwort geweſen ſein, daß am großen Guillotinen-Sabbath das beſpuckte Parterre zu den ſpuckenden Logen hinaufſtieg und ſich die Logenköpfe von ihren Rümpfen umgehend herunterholte. Aber was geht das uns an? „Nieder mit den Ariſtokraten", hieß bei den Franzoſen: nieder mit unſern Eroberern! bei uns hieße es nur: nieder mit uns ſelbſt! denn wir ſind eben nicht erobert. Ein unerobertes Volk reguliert ſeine Adelsrechte, aber es maſſakriert ſeinen Adel nicht, wie der Negerſklave ſeinen Maſſa, der Kelte ſeinen Franken. Der deutſche Bauernkrieg befleckte ſich nicht zum hundertſten Teile wie die franzöſiſche Revolution mit dem Blute der Edlen, und war doch eine Zeit der Barbarei, der Roheit, der Sittenwildheit in Mord und Gewalttaten. Die franzöſiſchen Greuel dagegen ſpielten auf dem Gipfel der Kultur, in der Blüte der menſchlichen Verfeinerung und Bildung. Wie bedeutungsvoll iſt das! Wie beweiskräftig für unſere Kritik! Denn freilich — wer war gebildet? Im ſtammesgleichen Volke verbreitet die Bildung ſich allgemein; der Kultur der höheren Stände folgte ſchrittweiſe die Hebung der Volksſchule. Aber was kann auffallender ſein, als daß die franzöſiſche „Geſellſchaft" vom vierzehnten bis zum ſechzehnten Ludwig die Gipfel der verfeinertſten, ja einer europäiſch-tonangebenden Bildung erklimmen konnte, ohne an die Volksſchule nur zu rühren, vielmehr es als ſelbſtverſtändlich betrachtend, daß die Bildung ihr „Privilegium" und die Volksmaſſe davon auszuſchließen ſei! Was iſt das anders als der Inſtinkt eines fremden Waffenadels, welcher Gleichgiltigkeit, ja Abneigung gegen die Hebung der unter-

worfenen Sklavenmaſſe empfindet? Wie geſagt, er hat ſeine Fremdheit längſt vergeſſen, und die Sklavenmaſſe mit ihm, — aber die Natur hat es nicht vergeſſen. Und plötzlich ſchlägt die Stunde dieſer Natur, — nach dem Maße des Menſchenlebens ſpäteſt-verjährt, aber nicht ſo nach dem Maße des Naturlebens. Und dieſe Stunde heißt: „Schreckensherrſchaft" für die Franken, aber „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" für die Kelten.

Gleichheit, und ihre wärmere Begriffsbeſtimmung, Brüderlichkeit, drückt den nämlichen Sinn wie Freiheit, nur am entgegengeſetzten Punkt ſeiner Axe aus. Wie bei einem eroberten Volke „Freiheit" ſtillſchweigend heißt: Freiheit von den Eroberern, ſo heißt „Gleichheit" — falls jenes radikal undurchführbar und unguillotinierbar ſein ſollte, — wenigſtens Gleichheit mit den Eroberern. Auch das verliert, wenn es die Propaganda zu ſtammesgleichen Nationen tragen will, ſeine meſſianiſche Zweckabſicht. Dieſe Nationen nämlich haben ſchon Gleichheit; ſie ſind gleich mit ſich ſelbſt.

Im Gegenteile; was bei den letztern die Natur erſtrebt, das iſt juſt die Ungleichheit. Denn die Natur, in ihren zarten, ſinnvollen Trieben beſtändig ſich rundend und bildend, baut jede Seite ſymmetriſch nach der anderen Seite aus, korrigiert ſich überall an ihren eigenen Gegenſätzen. In einem raſſen-gemiſchten Volke ruht und raſtet ſie nicht, bis ſie, herabziehend oder emporhebend, das Ungleiche gleich gemacht; bei einer ſtammesgleichen Nation geht ſie auf lauter Gliederungen, Abſtufungen, Standesunterſchiede — kurz, Ungleichheiten aus. Vom ſubmiſſeſt Erſterbenden bis zum Wohlgebornen, Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Hochedelgebornen, bis zur Exzellenz, zur Erlaucht und Durchlaucht beſäet ſie das Niveau, das flach wie ein Teller iſt, mit tauſend kleinen Unebenheiten: hier nivelliert ſie nicht, ſie erhöht und vertieft. Sieht das das Nachbarvolk, welches ſein Nivellement, wie einen koſtbaren Schatz, ſoeben mit Gut und Blut ſich errungen hat, ſo macht es ſich eiligſt auf die Beine und denkt: ſubmiſſeſten Knechten will ich von meiner funkelneuen Gleichheit doch auch etwas zukommen laſſen. Recht gut gemeint, aber herzlich flach!

Das Beſte was man haben kann, iſt überall ungeſchrieben, es iſt die Natur. Man ſchreibt ihre Rechte ſo wenig, als man den Frühling vorladet, oder der Roſe Jourfire gibt. Es iſt mit unſern „allerhöchſten Herrſchaften" und „ſubmiſſeſt Erſterbenden" gar nicht ſo ernſt gemeint, wie jeder inne wird, der tiefer blickt, der feiner und lauſchiger hört.

Als Johann Reinhold Forſter, der Vater unſeres berühmten Georg, nach ſeiner Weltumſeglung mit Cook Friedrich dem Großen vorgeſtellt wurde, huldigte er dieſem Monarchen in folgender Anrede: Majeſtät, ich habe in meinem Leben zwölf Könige geſehen: ſieben wilde und fünf zahme, aber Sie ſind der größte.

So lange die Welt ſteht, wird die franzöſiſche Gleichheit keinen franzöſiſchen König ſo anreden, und das war doch v o r der meſſianiſchen Gleichheitsperiode.

Noch draſtiſcher iſt folgendes Hiſtörchen. Im Jahre 1848 paſſierte Kaiſer Ferdinand auf ſeiner Flucht nach Innsbruck das Durertal in Tirol und die Durer hatten ihm Schildwache zu ſtehen. Schildwach ſtehen und Wein trinken heißt, das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, und ſo ergab ſich der Poſten juſt einem urtiefen Zug aus der Weinflaſche, als der Monarch aus der Türe heraustrat. Da rief ihn der Durer Naturgardiſt an: He du, wenn du der Kaiſer biſt, ſo muß ich präſentieren; aber halt' mir derweil die Flaſche. Der Kaiſer lachte herzlich und hielt geduldig die Flaſche, der Poſten aber machte ſeine ernſthafteſte Amtsmiene und präſentierte ihm das Gewehr. —

Alle Bände Voltaires geben noch keine Seite Shakeſpeares und alle Guillotinen Frankreichs können nicht ſo viel Gleichheit fabrizieren, als die Deutſchen ſchon längſt und beſſer hatten, wenn man ihr Volksgemüt in ſolchen Zügen belauſchen will. —

Ich ſchrieb da nur ein Feuilleton, aber es muß eine ganze Literatur werden, eine ganz neue Literatur, die das ſagt. Wir haben weiter nichts zu tun als unſre Geſchichtsliteratur der franzöſiſchen Revolution zu Aſche zu verbrennen und eine neue und vernünftigere zu ſchreiben. Wir waren lange genug die guten Narren der meſſianiſchen bösartigen Narren.

Champagner-Toaſt

(3. September 1870)

Durch Blut zum Wein!

Bis an die Knöchel im Blut ſind unſere heldenmütigen Deutſchen von Sieg zu Sieg ins Innere des feindlichen Landes vorgedrungen. Ihr Horizont lichtet ſich jetzt. Die Schatten der Wasgauer Berge und der rauhe Argonnerwald umdunkeln ſie nicht mehr; die Sonne der Champagne beſcheint ſie. Mouſſierende Düfte erfüllen die Luft. Die Traube reift und wird ſüß. Abgeſchnallt! Ausgeruht! Hier iſt gut Hütten bau'n! Wir ſind im klaſſiſchen Weinlande der Welt. Die blutenden Helden erquicken ſich. Die einen durchſtreifen die warmen Falten der Rebenhügel und brechen die Traube vom Stocke, die anderen vertiefen ſich in die kühlen gärenden Keller und ſchlürfen ſie wonnig vom Faſſe. Und wenn im Jahre 1871 alle Weinkarten aller Kneipen Europas nach wie vor ihren Champagner-Tarif angeſetzt haben, ſo wird noch der letzte preußiſche Landwehrmann ſeinen Nachbar anſtoßen und lachen: Kick mal, Bennecke, die wollen Champagner haben! Wofür waren denn w i r da? Mir däucht, wir hätten voriges Jahr mit guten ehrlichen Gurgeln die Champagne ausgetrunken, bis auf die Nagelprobe!

So trinkt, fromme deutſche Zecher! Nie war ein Trunk beſſer verdient. Jeden Weintropfen habt ihr mit Blutstropfen bezahlt. Die ganze Hautevolee dieſer Erde zahlte nie ihren Champagner ſo nobel als du, tapferer Berliner Schneider, und du, handfeſter bayeriſcher Holzknecht!

Aber hört, Landsleute. Zu einem guten Trunk gehört ein guter Trinkſpruch. Was ſoll euer Toaſt ſein?

„I n f a m i ſ t ' s g e w o r d e n u n d N a r r e n w e r k i ſ t ' s g e w o r d e n, v o n e i n e m d e u t ſ c h e n V e r z i c h t a u f E l ſ a ß u n d L o t h r i n g e n z u r e d e n!"

Recht ſo! Das war ein gutes Wort. Eine offene Sprache aus einem ehrlichen deutſchen Herzen heraus.

Haben uns doch die Zähne geklappert, als das perfide Judaswort umſchlich: Deutſchland will keine Eroberungen; es will ſich nur verteidigen, als der angegriffene und beleidigte Teil.

So? Will keine Eroberungen? Gegen einen Feind, der immer Eroberungen will, will es keine Eroberungen? Mit anderen Worten: Du warſt in der Geſchichte von jeher nur da, armes deutſches Opferlamm, um geſchoren zu werden; fällt aber die Schere dir ſelbſt zu, ſo ſchere beileibe nicht wieder, ſondern ſei großmütig in dieſem Falle.

Sehr ritterlich — wenn es nicht ſehr dumm wäre! Denn wiſſet, ihr Herren von der diplomatiſchen Großmut: Eine Million Schneider und Schmiede, die eine Milliarde Erwerb aufgeben, ſind eben nicht Ritter. Es ſind ernſthafte Bürgersleute, welche von Ritterfaxen nichts wiſſen. Das mögen zwei einzelne Menſchen tun; auf die Menſur treten, ſich eine Verbeugung machen, die ſchön polierten Klingen kreuzen, ſich den Arm ritzen, die Verbeugung hierauf wiederholen und zum würdigen Schluß der Komödie auf ihre „satisfaction“ und „reparation d'honneur“ eine Flaſche Veuve Cliquot knallen laſſen. Zu ſolchen Faxen einer blaſierten Höflichkeit ſchickt man nicht eine Million Männer in den Tod, welche zehn Millionen Weiber, Bräute, Mütter, Schweſtern und Töchter hinterlaſſen. Mögen zwei einzelne Ritternarren ſich foppen; eine ganze Nation foppt man nicht!

Wie, ſo oft den Kelten die Neugierde anwandelt: wer von uns beiden der Stärkere, müßten wir ihm den Gefallen tun, Hobel und Hammer hinlegen und mit ſeinen Afrikanerhunden uns katzbalgen? Aber wir haben beſſeres zu tun als die Afrikanerhunde! Die Partie iſt nicht gleich, denn der Deutſche iſt ein höheres Weſen als der Kelte. Es iſt der wirkliche Pionier der Kultur, was das verlogene Gaskogner Schandmaul bloß ſich anmaßt und was ihm ein paar Jahre lang ein paar alte Weiber geglaubt haben.

Aber weiter! „Wer von uns beiden der Stärkere“ entſcheidet

ſich in einem Völkerkampfe nicht ſcheines- und ehrenhalber wie auf der Menſur, wo zwei Ritternarren, welche ſich gegenſeitig die Arme geritzt, ſich gegenſeitig als die zwei Stärkeren bekomplimentieren; ſondern es entſcheidet ſich im grimmigen Ernſte. Und wäre der Kelte der Stärkere, wißt ihr nicht, daß er mit beiden Händen die Rheingrenze packte? Iſt's aber der Deutſche, wißt ihr nicht, daß er die Maasgrenze haben muß, um der Stärkere ganz einfach zu bleiben? Eroberung! Nennt es Sicherung! Wären wir Narren genug, als die Stärkeren hinter unſere ſchwachen Grenzen zurückzugehen und das Ausfalltor der Vogeſen hinter uns offen zu laſſen; wißt ihr nicht, daß der Tanz demnächſt wieder vom neuen losginge? Vengeance pour Waterloo! krähte der galliſche Hahn ein halb Jahrhundert lang; Vengeance pour Varsovie! hat er nach der polniſchen Freiheit gekräht, aber die römiſche Freiheit hat er bombardiert und maſſakriert; Vengeance pour Sadowa! krähte er, als es ihn bei Gott und Welt nicht das mindeſte anging, und bis zum Berſten würde er krähen: Vengeance pour Visembourg! Vengeance pour Woerth! Vengeance pour Marslatour! Vengeance pour Gravelotte! Vengeance pour Sedan! denn dieſe choleriſche Beſtie hat immer ein Dutzend Vengeancen in Vorrat.

Von der Lauter bis an die Maas liegt unter jedem Fußtritt Erde ein deutſcher Mann begraben, von Weißenburg bis Sedan iſt jede Scholle mit deutſchem Blut überſchwemmt, als hätte es Wolkenbrüche von Blut geregnet. Und dieſes Land ſollten wir aufgeben mit der gewiſſeſten Ausſicht, die Chiliaden von Leichen noch einmal einzuſcharren, die Ströme von Blut noch einmal zu vergießen, die ganze lange Todesſtraße zum zweiten-, zum drittenmal zurückzulegen, ſooft es dem Raufbold drüben gefällig iſt, eine ſeiner Vengeancen zu nehmen? Auf keinem Galgen hängt ein Schuft, der ſchuftig genug wäre, in keinem Narrenhauſe ſteckt ein Narr, der wahnſinnig genug wäre, dieſen freiwilligen Selbſtmord eines Siegervolkes zu fordern! Höchſtens kauert irgendwo ein ſuperfeiner diplomatiſcher Klugmeier dritten Ranges hinter ſeinem beſtaubten grünen Tiſch, ein ſchlotternder Junker Zitterich v. Bleichwang, welcher zu ſtot-

tern wagt: Nun ja — ihr hättet ſchon recht — aber bedenkt doch — die Mächte! . . .

Wiſſe, trauriges Wichtlein: wer in Paris den Frieden diktiert, iſt eine M a ch t ; den werden die Mächte wohl reſpektieren. Der Singular bedeutet hier mehr als der Plural.

Und die Mächte, wenn wir nicht irren, ſind ja ſo friedliebend! Sie wollen und wünſchen ja alle miteinander nichts als den lieben Frieden! Nun, daß ſie belogen und betrogen waren mit der nichtswürdigen Phraſe: „Das Kaiſerreich iſt der Friede", das dürfte ihnen endlich mit Chaſſepots- und Mitrailleuſen-Pulverdampf in die blöden Augen gebeizt haben. Und jene andere Bubenphraſe: „Europa iſt ruhig, wenn Frankreich befriedigt iſt", dürfte wohl auch der letzte Hund eines europäiſchen Fürſten noch als eine tödliche Impertinenz empfunden haben, abgeſehen, daß es ein logiſcher Schnitzer iſt, denn Frankreich iſt nie anders befriedigt als eben durch die Beunruhigung Europas.

Zu fürchten, daß Deutſchlands Anwachs durch Elſaß und Lothringen eine Gefahr des geſtörten Gleichgewichtes und eine Friedensgefahr ſei, kommt mir völlig ſo komiſch vor, als fürchtete man, daß die Zähne, die ich aus einem Wolfsrachen breche, ebenſo gut auch in meiner Hand zu beißen fortfahren werden. Deutſchland kann ſich auf ſeine ganze Geſchichte berufen, daß es mit der größten Macht noch friedliebend iſt, gegen Frankreich aber zeugt ſeine ganze Geſchichte, daß es mit mäßiger Macht noch immer friedſtörend geweſen. Straßburg und Metz, aus dem franzöſiſchen Wolfsrachen gebrochen, macht Frankreich unſchädlich, aber Deutſchland nicht ſchädlich.

Liebt ihr demnach wirklich den Frieden, ſo zeigt es und laßt Deutſchland gewähren. Schreibt euch für eure bankerotten keltiſchen P h r a ſ e n in den europäiſchen Kalender W a h r h e i t e n, und zwar folgende Wahrheiten:

Die deutſche Lothringer Grenze iſt der Friede!

Ein befriedigtes Deutſchland iſt die Ruhe Europas!

Ein Tollhäusler mehr

(17. September 1870)

Viktor Hugo marſchiert rüſtig an der Spitze der franzöſiſchen Drehkrankheit und iſt endlich auch verrückt geworden. Siehe ſeinen „Aufruf an die Deutſchen". Eine koſtbare Idee, 700 000 Sieger von den Wällen der Feindeshauptſtadt — hinwegzuſchnattern! Der alte Gänſerich nimmt ſeinen Schnabel voll — ich glaube ſämtliche Gänſe des Kapitols haben ſich kürzer gefaßt. Aber freilich, die Liebe iſt beredt, und Frankreich liebt uns, nach Viktor Hugo. Es hat den Palm geliebt, es hat den Andreas Hofer geliebt und die Kriegserklärung vom 17. Juli war eigentlich eine Liebeserklärung. Wahrſcheinlich iſt auch die Rheingrenze, dieſe vagina gentium, nichts anderes als — ein Schoß der Leda, welchen Frankreich inbrünſtig liebt. Liebe, Liebe, lauter Liebe! Wir deutſchen Bären mißverſtehen nur die franzöſiſche Liebe. Was für ein liebevolles Herz war der bourboniſche Elſaßräuber! Was für ein zärtlicher Amoroſo war der korſiſche Rheinräuber! Wird doch die Liebe erſt durch Unterpfänder ſüß, und wenn Frankreich liebt, ſo liebt es ganz beſonders die Unterpfänder der Liebe.

Schade nur, daß die Liebesgeckerei eines alten Mannes in der Regel ſo ekelhaft iſt. Heilige Scham kennt nur die ſchüchterne Jugend, der verliebte Alte iſt gewöhnlich unverſchämt. Viktor Hugo, der, wie jeder Liebhaber, auch Drohungen hat, droht ſo ſchamlos, daß ſeine Muſe entweder ein Hund oder ein Schwein war. „Paris liebt euch, aber es wird gegen euch kämpfen. Ihr werdet zu einer entſetzlichen Arbeit verdammt ſein. Paris wird fürchterlich ſein. Ihr findet die zur Mine gewordene Kloake, welche ganze Straßen in die Luft ſprengt." Auf deutſch: traut uns nicht, wir ſind Hundsfötter. Ehrliche Soldaten, — pah, Meuchelmörder ſind wir!

Es iſt wirklich ein Studium, wie der Kelte ſo gar keinen Begriff von Ehre hat. In ſeinen guten Momenten iſt er ein liebenswürdiges Kind, in ſeinen böſen ein raſendes Weib, aber niemals iſt er ein Mann. Welcher Mann könnte die kaltblütige Niederträchtigkeit herausſagen: ich werde kratzen und beißen wie eine Katze, weil ich kein Löwe ſein kann?!

Man ſieht, es ſchwebt ihm etwas vor wie der Verzweiflungskampf. Er denkt an Karthago, Numantia, Jeruſalem, Saragoſſa. Aber all dieſe Städte haben es nicht früher gewußt, daß ſie verzweifeln werden, und haben ihre Verzweiflung nicht ſtiliſtiſch ausgearbeitet zu einer deklamatoriſchen Schulſtudie. Daß der Verzweiflungskampf, poetiſch als Gottergriffenheit, eine hündiſche Gemeinheit iſt als literariſch angeſagte Keilerei, dieſen Unterſchied fühlt der Kelte nicht in ſeiner naiven Ehrloſigkeit.

Wie Scipio wohl gelacht, oder auch ausgeſpuckt hätte, wenn ihm ein Schwätzer aus Karthago den ſchwungvollen Wink zukommen ließ: Karthago wird fürchterlich ſein. Unſere Frauen werden ihr ſchönes Haar zu Bogenſehnen drehen und Tod wird euch kommen von den Ringellocken der Liebe. Sehr ſchön! Aber wiſſe, Schwätzer, das ſagt man nicht, man tut es. Die Verzweiflung hat kein gedrucktes Programm. Sie weiß von Moment zu Moment nicht, was ihr der nächſte eingeben wird. Hat denn das Mädchen von Saragoſſa etwas Schriftliches hinterlaſſen? Hat denn das Mädchen von Orleans einen „Aufruf an die Engländer" in die Druckerei geſchickt?

„Wir haben Vercingetorix, ihr habt Arminius gehabt." Das iſt ein Einlaßbillett in jedes Tollhaus der Welt. Unſer Arminius hat die Römer aufs Haupt geſchlagen, euer Vercingetorix iſt ſelbſt von den Römern geſchlagen und ſchließlich enthauptet worden. Ein kleiner Unterſchied, Herr Hugo! Deutſchland hat ſich durch alle Jahrhunderte gegen die Römer behauptet: Euer Gallien war in zehn Jahren beſiegt, eine römiſche Provinz, ſeiner Nationalität auf ewig verluſtig. Wieder ein kleiner Unterſchied. Euer Vercingetorix, anſtatt ſich für einen langen und zähen Nationalkampf zu ſparen, was allerdings nie eure Sache war, ſetzte mit echt keltiſchem Leichtſinn ſeine ganze Karte auf Aleſia, und als er darin erdrückt wurde, übergab er ſeinen De-

gen — ungefähr wie euer Louis Napoleon in Sedan. Wir haben in Deutſchland kein Aleſia, kein Pavia, kein Sedan. Wir verbitten uns euren Vercingetorix.

Daß Sie eine Geſchichte von 2000 Jahren nicht wiſſen, das iſt das gute Recht der franzöſiſchen Unwiſſenheit; ihr Leute lernt ja nichts in euren Schulen. Aber ſtark iſt's, Herr Hugo, daß Sie auch eine Geſchichte von 20 Jahren nicht wiſſen, welche Sie doch mitgelebt haben. Sie beſchwören uns, Herr Hugo, Paris nicht zu bombardieren, weil Paris eine wunderbar ehrwürdige Stadt ſei, ungefähr eine Art Rom. Aber wer hat denn vor 20 Jahren Rom bombardiert? Mich dünkt, Herr Hugo, es war ein gewiſſer Oudinot, General einer gewiſſen franzöſiſchen Republik. Sie ſollten ſich der Sache noch dunkel erinnern können, Herr Hugo. Ich wenigſtens, ſelbſt wenn ich auch einſt verrückt würde, wie Sie, ich glaube, ich könnte es in der tiefſten Nacht des Wahnſinns noch nicht vergeſſen: Eine römiſche Republik gemordet von einer franzöſiſchen Republik! Franzöſiſche Bomben auf die Götter und Göttinnen Roms! Wie kommt's, Herr Hugo, daß Ihr Aufruf, welcher ſo laut iſt über die preußiſchen Bomben, ſo mäuschenſtill iſt über die Bomben der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche Paris ſo brüderlich nach Rom warf? Sie wiſſen von Attila und Alarich zu erzählen, von Omar, welcher Bibliotheken verbrannt, von den Hunnen, welche das Kapitol geſchleift, von den Türken, welche das Parthenon bombardiert, und ſind ſichtlich ſo gütig, dieſen Herrſchaften demnächſt auch die Preußen anzureihen; aber warum ſind Sie nicht mehr ſo gütig, Herr Hugo, uns auch ein bißchen Ihr franzöſiſches Geleite zu geben und von den franzöſiſchen Republikanern zu reden, welche ihre römiſchen Brüder mit Bomben und Granaten in die Barbarei des heiligen Moloch zurückgepeitſcht? Hören Sie, Herr Hugo, Republikaner, franzöſiſche Republikaner waren es! Ihr konntet euch damals noch nicht auf den „Cäſarismus" ausreden, den beliebten Sündenbock euerer eigenen Sünden, ihr könnt es überhaupt nicht, denn ein Cäſarismus fällt ja nicht vom Himmel, ſondern wer ihn hat, der hat ihn auch verſchuldet und hat ihn auch zu verantworten.

Seit das Waſſer von der Erde abgefloſſen und trockenes Land

iſt, gab es noch keine ſo ſchmachvolle Republik, als wie die Republik der Herrenloſigkeit, euere heutige. Hättet ihr euerm Herrn vor zwei Monaten geſagt: wir lieben Deutſchland, wir geben dir keinen Sou für deinen albernen Krieg, ſo wäre es etwas geweſen. Hättet ihr euern Herrn vor einem Monat abgeſetzt, umgehend nach Weißenburg und Wörth, ſo wäre es auch etwas geweſen. Aber nachdem wir ſelbſt es waren, die euch von euerem Tyrannen befreiten, indem wir ihn kriegsgefangen nahmen, ſagt ihr jetzt mit der Stirn einer eiſernen Frechheit: „Kommt dieſer Krieg vielleicht von uns her? Das Kaiſerreich hat ihn gewollt, es iſt tot; wir haben nichts gemein mit dieſem Leichnam."

Hat man je eine ſolche Lügenbande geſehen? Die Nation redet ſich auf den Kaiſer aus und der Kaiſer redet ſich zu Bismarck auf die öffentliche Meinung der Nation aus, die ihn zum Kriege gezwungen habe. Es iſt ein Grad von Dummheit, der jeder menſchlichen Vorſtellung ſpottet: mit dem Kaiſerreich die Rheingrenze zu wollen, aber wenn ſich der Spieß umkehrt und der Gendarm den ergriffenen Dieb und die Moſelgrenze pfändet, zu ſagen: Ich bin gar nicht der Dieb; ich heiße nicht Kaiſerreich, ſondern Republik. Ein Wiener Witzblatt nennt dieſe ſaubere Republik den betrügeriſchen Bankerottierer, welcher im Augenblick der Exekution das Haus auf die Frau ſchreiben läßt. Und freilich iſt ſo viel richtig; in jedem Setzerkaſten liegen Buchſtaben, welche zuſammengeſetzt das Wort „Republik" geben. Wahrlich, die Welt wäre herzlich ſchön, wenn jeder Setzerlehrling Schuld und Strafe mit bloßen Buchſtaben aus der Welt ſchaffen könnte.

„Paris iſt fürchterlich. Ihm iſt jede Umwandlung möglich. Sein Erſchlaffen gibt euch den Maßſtab ſeiner Energie." Nach dieſer Logik gibt ein Schorrer den Maßſtab für einen Rothſchild, und die Proſtitution den Maßſtab für jungfräuliche Tugend. Gewiß, der arme Alte iſt toll geworden.

„Sagen wir das, um euch einzuſchüchtern? Nein, man ſchüchtert Deutſche nicht ein. Eure Soldaten ſind der unſrigen würdig. Preußen hat den Sieg, Frankreich den Ruhm (!!) davongetragen."

In allem enttäuſcht uns doch dieſes heutige Frankreich. Nicht einmal das Lächerliche fürchtet es mehr, was es ſonſt doch am meiſten gefürchtet. Wenn der Sieger dem Beſiegten ſeine Kameradſchaft anbietet, um ihn zu tröſten, ſo iſt das männlich und ritterlich. Aber wie ſieht es aus, wenn einer am Boden liegt, der andere ſetzt ihm das Knie auf die Bruſt, bindet ihm die Hände auf den Rücken, und der Liegende ſagt: „Du machſt deine Sache ziemlich gut; du biſt meiner würdig; ich möchte dir faſt die Ehre antun, dich Freund zu nennen?!“ Ihr ſagt, die Gehirnerſchütterung des Darniederwerfens hat ihn wahnſinnig gemacht. Aber ach, das reicht hier nicht mehr aus; hier iſt mehr als ein Gehirnfehler: ein Charakterfehler. Das Lächerliche dieſer Anmaßung liegt nur in der Form; aber wie verächtlich, wie ehrlos-bettelhaft iſt die Sache ſelbſt! Eine ſchimpfliche Reihe von Niederlagen mit der ſchimpflichſten Waffenſtreckung der Weltgeſchichte beſchließen und dann hingehen und dem Heldenkreis der Sieger als Schmarotzer ſich anbiedern, auf die Gefahr hin, daß ſie den Schneider hinauswerfen: wer das vermag, der hat nie einen anderen Atemzug getan, als in der Luft der Gemeinheit. Wer das vermag, der *verleugnet* nicht etwa die Ehre, nein, er hat ſie nie gehabt, nie ihren Namen gehört, nie die zarten Regungen der Scham in einer Männerbruſt geſpürt.

Aus Barmherzigkeit möcht' ich mir einbilden können, das iſt ein alter, verächtlicher Narr, der vereinzelt und auf eigene Hand ſolche Nichtswürdigkeiten von ſich gibt. Dem Komödianten ſchwebte der Shakeſpeareſche Herold vor, der von den Feſtungswällen herab zu den Feinden ſpricht, und flugs benützt er das große Nationalunglück, um ſich ſelbſt zu dieſem Herold aufzuwerfen, und bei der ſchönen Gelegenheit des allgemeinen Zuſammenſturzes ſein wertes Ich in Szene zu ſetzen. Ich bin euer Freund, fängt er an; Ich habe euch gewarnt, hört er auf: es ſoll alles ein Ich-Feſt ſein. Aber leider iſt es doch anders. Spricht denn der Mann wirklich vereinzelt und bloß auf ſeine Hand? Und die eſelgrauen Dummheiten Edmond Abouts? Und die gewiſſenloſen Schwindeleien Palikaos und das Lügen, Schimpfen und Prahlen von Mann zu Mann durchs ganze Land? Nein, das iſt nicht individuell, das iſt national! Aber welch ein

Volk, dem ſolche Koſt gekocht werden muß! Wenn ich einen Kinderbrei tragen ſehe, glaube ich nicht, das iſt für einen engliſchen Stahlarbeiter; wenn ich Trebern aufſchütten ſehe, glaube ich nicht, hier ſoupiert eine Hofdame; was muß ich nun glauben, wenn ich dieſe Verlogenheit in Permanenz ſehe, dieſes elende Freſſen von Prahlen, Schwindeln, Lügen, Täuſchen, Betrügen, das die moraliſche Koſt eines ganzen Volkes iſt? Ein Volk von Gauklern, Gaunern und Gecken, ein Volk von Weibern und Schwächlingen muß es ſein, dem man ſo kommen darf, ja, dem man ſo kommen muß, um gehört zu werden. Ich ſage, von Schwächlingen; werft nur eueren alten Aberglauben über die Franzoſen hinweg. Nennt ihr es denn anders als Schwächlinge, wenn man einem Volke ſein ausſchweifendſtes Uebermaß vorſchwindeln muß, damit es nur ſein natürliches Maß erfülle; wenn man es in die höchſte Aufregung verſetzen muß, damit es leiſte, was ein anderes in ſeiner höchſten, männlichen Ruhe leiſtet?! „Preußen hat den Sieg, Frankreich den Ruhm!“ Ein getreuer Abklatſch nach Michelet: „Bei Crecy erſcheinen die Franzoſen ſchöner durch ihre Niederlage als die Engländer durch ihren Sieg.“ Dieſe Gecken müſſen immer den „Ruhm“ haben; ohne die Luft in der Schweinsblaſe fällt die Schweinsblaſe zuſammen. Als Deutſchland ſein Jena und Auſterlitz hatte, da war es nicht ſchwach genug, ſich „Ruhm“ weiszumachen, ſondern es ging in ſich und hatte hierauf ſeinen Stein und Gneiſenau, ſeinen Scharnhorſt und Blücher, die es männlich verdient hatte.

Wahrlich mehr als alle franzöſiſchen Niederlagen beweiſt dieſe ſittliche Mißgeburt Viktor Hugos, wie viel in dem keltiſchen Staate faul iſt und wie rechtzeitig die Wohltat kommt, daß er unter die heilſame Zuchtrute eines Männervolkes gerät. Wenn man ſich über die Korruption des Cäſarismus republikaniſch erheben will, und dabei kein Wort denkt, ſpricht und empfindet, das nicht korrupt wäre und aus einem eitlen cäſariſch-verlogenen Herzen käme; wenn in der feierlichen Stunde des Weltgerichtes, wo von Jeremias bis zu Fichtes Reden an die deutſche Nation, noch jedes lebensfähige Volk am bitteren Tranke der Wahrheit zu geſunden trachtete, eine Nation wie die franzöſiſche noch im-

mer am Falſchen und Eitlen — nicht ſich belebt, ſondern ſich krampfhaft galvaniſiert: ſo iſt dieſes Volk fertig und zu Ende mit den eigenen Mitteln ſeiner ſittlichen Wiedergeburt. Sie können ihm nur noch von außen gebracht werden, wie ſie den verlotterten Römern durch die Germanen und den abgefaulten Byzantinern durch die Araber gebracht wurden. Ob es nicht ſchon zu ſpät iſt? Die unverbeſſerliche Herzenseitelkeit Viktor Hugos iſt ein böſes Symptom! Faſt fürchten wir, dieſe Menſchen können an der geſunden Berührung mit Deutſchland nicht mehr erſtarken, ſondern nur um ſo raſcher zugrunde gehen. Faſt fürchten wir, ſie ſind reif für die Sichel der Weltgeſchichte.

Aber ſei dem, wie ihm wolle. Sprengen Sie inzwiſchen Ihre Kloaken, Herr Hugo, laſſen Sie Ihre ſtrategiſchen Kotkünſte ſpielen und dieſe Kloaken, wie die Chaſſepots bei Mentana ihre ſchandbedeckten Wunder tun; Paris wird wahrlich nicht am ärgſten ſtinken, wenn ſeine Kloaken ſich erbrechen und in die Luft zurückſpeien: Paris hat längſt die Welt durchpeſtet mit dem ärgeren Geſtank des franzöſiſchen Selbſtlobes!

Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige

(10. Oktober 1870)

Bei beſonders feierlichen Veranlaſſungen in der katholiſchen Chriſtenheit erteilt der römiſche Papſt einen hundertjährigen vollkommenen Ablaß.

In der weltlichen Menſchheitsgeſchichte kennen wir keine Veranlaſſung, welche größer und feierlicher wäre als die deutſchen Siege des Jahres 1870.

Wir wiſſen, was wir ſagen.

Die wenigſten Kriege beſitzen in ihrem Vorerleib eine S e e l e;

den wenigſten Kriegen vergönnt es der Weltgeiſt, eine Idee und eine Wahrheit auszudrücken. Was bedeutete der Rieſenkrieg des Xerxes gegen Griechenland? Nichts! Konnte er hoffen, den Altar des Zeus zum Fußſchemel eines Satrapen zu machen? Den Altar, auf welchem ein Phidias und Sophokles opfern ſollten; den Altar, auf welchem die höchſte Leuchte der damaligen Menſchenkultur loderte — konnte er hoffen, dieſe Leuchte mit einem Hauche auszublaſen aus dem Munde verſchnittener Sklaven? Nein! Was bedeutete der Rieſenzug Alexanders quer durch Aſien an die Ufer des indiſchen Ozeans und an die Grenzen der damaligen Welt? Nichts! Konnte er hoffen, die Kultur des winzigen, in ſich zerriſſenen und ſchon ſinkenden Griechenlands hundert Millionen aſiatiſchen Nomaden zu bringen? Konnte er hoffen, aſſyriſche Schafhirten und träumeriſche Brahmanen für Hektor und Achilles zu begeiſtern? Nein! Was bedeutete der koloſſale Napoleonszug gegen Moskau? Nichts! Konnte er hoffen, das uralte Scythenland, hundertmal größer als Gallien, in die galliſche Machtſphäre zu reißen? War das Reich dreier Weltteile, das Reich, deſſen Biwakfeuer das Nordlicht und deſſen Wall und Graben das eisgepanzerte Polarmeer, Material für eine franzöſiſche Präfektur? Nein!

Greift hinein in die Weltgeſchichte, wo ſie am größten und blutigſten iſt, ſie iſt ſinnlos! Was bedeuten die ungeheuern Kriegszüge der Eroberer und Helden? Nichts! nichts! und hundertmal nichts!

Das iſt das ewig-Schöne und ſchlechthin-Einzige des Krieges vom Jahre 1870: er hat einen Sinn! Er iſt ein vernünftiges Weſen. Er realiſiert eine Wahrheit und eine Gerechtigkeit.

Die Wahrheit iſt die uralte Wahrheit, daß die Germanen das Haupt Europas, und die Gerechtigkeit iſt die wiederhergeſtellte Anerkennung dieſer Wahrheit.

Seit der Gote Theodorich der Große den Thron des römiſchen Weltreichs beſtieg, war es die anerkannte Wahrheit zweier Jahrtauſende: daß die Kulturführung Europas von den Lateinern auf die Germanen übergegangen.

Seit jener fünfte Karl, weltmüde und nicht sehr ehrbar krank, sich in ein Kloster schlich, war es ein Mißverständnis bloß der letzten drei Jahrhunderte, daß in diesem frömmelnden Siechling die Kraft der deutschen Nation abgedankt habe. Und jetzt, erst jetzt wagte von dem zertrümmerten Römerreich, das die Deutschen physisch und moralisch überwunden, ein einzelnes Trümmerchen, die römische Provinz Gallien, sich auf ihr Zwergfüßchen zu stellen, ihr schnippisches Köpfchen aufzuwerfen und ein meckerndes Weibergeschrei anzustimmen, daß es auch etwas sei, ja, daß es eigentlich alles sei. Mit deutschen Landsknechten haben sie ihre mittelalterlichen Schlachten geschlagen, mit deutschen Rheinbundstruppen haben sie ihren großen Napoleon groß gemacht, zu geschweigen, daß sie ihre besten Truppen schon längst aus den deutschen Ländern Elsaß und Lothringen gezogen; mit deutschen, als den einzig brauchbaren Kolonisten, verwertet sich ihr Algerien; mit deutscher Arbeit und deutschem Handel haben sie ihrer Industrie den Weltmarkt erobert, wie denn unter unsern Augen Dame Gans, die Franzosennärrin, ihren geschmackvollen Pariser Schmuck — aus Hanau und Pforzheim trägt, und da sie nichts weiß, auch nicht weiß, daß ihr geschmackvoller Pariser Federn- und Blumenputz in Erfindung und Ausführung ein Produkt deutscher Mädchenhände. Von ihren messianischen Köchen, Barbieren, Friseuren und Tanzmeistern, bis zu ihrer messianischen Guillotine, auf welcher die edle Tochter einer edlen deutschen Kaiserin verblutet, haben sie ihre Kleinigkeiten groß gemacht und ihr Großes — uns kurzweg gestohlen. Der wirklichen Befreiung und Erlösung Europas aus der Nacht zum Licht, deren sich die germanische Tat der Reformation berühmen darf, gegründet durch den sächsischen Geist Luther und befestigt durch das angelsächsische Schwert Cromwell, berühmte sich zudringlich-überlaut ihre französische Revolution, dieser blutige Parasit, dieser grausame Landsmann der Bartholomäusnacht. Was ihren Ansprüchen an Billigkeit fehlte, ersetzten sie an eiserner Ausdauer der Verlogenheit, Zudringlichkeit und unverschämtesten Anmaßlichkeit. Im Privatleben wirft man jeden aus einer Gesellschaft hinaus, welcher sich nur zum hundertsten Teile so ungezogen benimmt, als es der französische Anspruch

eines „berechtigten Uebergewichts" tut, dieſe koloſſalſte Flegelei gegen die ganze europäiſche Mitgeſellſchaft.

Iſt ſchon jemand aus einem ekelhaften Traume erwacht und hat mit Entzücken das ſchöne Morgenlicht und ſeine geordnete Häuslichkeit und die lieben Geſichter der Seinigen erblickt? Dieſer Jemand iſt heute Europa.

Es war ein häßlicher Traumeswahn, daß in dem germaniſch verjüngten Europa das greiſige Keltenvolk mit verdorbenem Römerblut in den Adern befruchtend an unſerer Seite liegen könne. Was haben ſie? Was ſie Römiſches haben, ſchöpfen wir im römiſchen Recht und in den Studien unſerer Humaniſten aus der Originalquelle und was ſie von Burgundern und Franken Deutſches haben, das haben wir ſelbſt auf der Wurzel. Nichts Neues und Jugendliches in Gallien! Ihr Napoleon iſt Catilina, ihr Louis Blanc Gracchus, ihr Sozialismus die lex agraria, die Beulen der unmöglich gewordenen Republik und die Beulen des allzumöglichen Cäſarismus: Alles, womit Rom abgewirtſchaftet hat, ihr findet es in der römiſchen Provinz Gallien wieder. Sie iſt vom verweſten Römerreiche das am ſchlechteſten verweſte Glied. Unfähig, Rom auszuſtoßen, unfähig, Deutſchland aufzunehmen, iſt jeder ihrer Verſuche, zu leben, ein Fieber und eine Gewalttat, — eine Revolution! Aber Europa ſollte ſo dumm ſein, dieſe romaniſchen Revolutions-Krämpfe noch für Großtaten zu halten und ſie nachzuahmen; ja es war ſo dumm! Nur immer gelogen! unverwüſtlich und eiſern gelogen! Hundert Jahre lang das Schwarze für Weiß und das Gift für Balſam ausgeſchrien und das Maul aufgeriſſen und geprahlt und geſchrien zum Platzen! Zuletzt kommt doch eine Mehrheit von Narren zuſammen, die es glaubt!

Die große Etappe für den hiſtoriſch-politiſchen Narrenmarſch iſt nämlich folgende: Ein Gemeinweſen, das ſeinem Begriffe nach unmöglich und lebensunfähig iſt, wird nicht aufhören, einzelne Perſonen zu erzeugen, welche klaſſiſch ſind und welche den geſundeſten Organismen zur Zierde gereichten. Man verwechsle nun das Ganze mit dem Einzelnen, führe das Einzelne als einen Beweis für das Ganze an, laſſe vor allem auch die Weiber mitſchreien, dieſe Virtuoſen des Details, — und die Narrenetappe iſt

fertig. Jetzt iſt auch der Byzantinismus geſund, weil er einen Helden wie Beliſar hervorgebracht; der Ultramontanismus, weil ſeine Lenden einen Rieſen, wie den Jeſuiten-Orden erzeugt; ja auch die Peſt iſt eigentlich ein Zuſtand der Geſundheit, weil denn doch nicht alle ſterben, ſondern die Mehrzahl noch am Leben bleibt. Jetzt ſchreie man nur recht unermüdlich: Was! die Nation eines Montaigne und Bayle, eines Voltaire und Rouſſeau, eines Mirabeau, Cuvier, Arago . . denn mit einzelnen Namen läßt ſich jedes beliebige Ganze beweiſen. Zwar iſt das Beweiſende der Bauer und der Schulmeiſter, der Bergmann und der Matroſe, zwar iſt es die durchſchnittliche Volkstüchtigkeit und nicht der Monarchismus der „großen Geiſter" — der übrigens gleichfalls für die Germanen ſpräche, was aber hier unverrechnet bleiben ſoll; — desungeachtet ſteht der große Geiſter-Beweis fortwährend in Ehren. Und doch beweiſen die zeitgenöſſiſchen großen Geiſter Shakeſpeare und Cervantes juſt das Entgegengeſetzte, denn ſeit Shakeſpeare ging es mit den germaniſchen Engländern fortwährend aufwärts und ſeit Cervantes ging es mit den romaniſchen Spaniern unaufhaltſam abwärts. Hören wir heute aber die Furcht ausſprechen, als könnte Frankreich zu Spanien herabſinken, ſo ſcheint uns das noch zu ſchmeichelhaft, denn in der Keltenraſſe ſteht der ſpaniſche Keltiberier fraglos höher als der franzöſiſche Gallier. Frankreich, wenn es einmal ſinkt, ſcheint uns nicht bloß zu Spanien, ſondern zu den ſpaniſch-amerikaniſchen Republiken herabſinken zu ſollen, deren Wege es zwiſchen Anarchie und Militärdiktatur eigentlich ſeit hundert Jahren ſchon wandelt, und wo die Agonie des Romanismus am kliniſch-belehrendſten verläuft. Wäre Deutſchland dagegen von den Hohenſtaufen bis heute in gradliniger Proportion fortgeſchritten, ſo hätte ſich Frankreich neben Deutſchland nie anders dargeſtellt — als Irland neben England!

Ein Wort für alle: Dem Deutſchen iſt nichts verſchloſſen, dem Franzoſen iſt vieles verſchloſſen. Das iſt die Formel zwiſchen den beiden Völkern. In jedem Augenblick ſtößt ein Franzoſe auf ein Etwas, das er nicht begreift, das ihm nicht zugänglich, das ihm nicht verſtändlich iſt. Die Frau Staël — gewiß ein beſter franzöſiſcher Typus — kann in ihrer Allemagne einen ganzen

fünften Band über Philoſophie ſchreiben, aber pag. 78 ſehr naiv ſagen: ſie begreife nicht, warum die Philoſophen alles auf ein Prinzip, ſei es Geiſt oder Materie, zurückführten; ob eins oder ein Paar, das ſei gleichgültig und erklärte die Welt nicht beſſer!! Ein Volk, welches mit einem ſolchen faſt tieriſchen Mangel an Organen für Idealismus und Metaphyſik überhaupt Anſprüche macht, und ſogar die höchſten, müßte dann wenigſtens wie die alten Römer, welchen dieſe Organe gleichfalls verſagt waren, den Heldenmut des Realismus, d. h. der Wirklichkeit und der Tatſache haben. Wenn wir aber ſoeben mit Ekel erleben, daß kein Franzoſe der Wirklichkeit und der Tatſache ins Auge ſchauen kann, wenn ſie nicht ſchmeichelhaft für ſeine Eitelkeit iſt, ſo fragen wir billig: Was haſt du denn alſo, wenn du intellektuelle Tiefe *nicht* haſt, aber moraliſche Stärke *auch nicht*? Arroganz! Und was ſich die Arroganz angemaßt hat, das hat ihr die Denkfaulheit eingeräumt. Die Pyrenäen, welche es nicht mehr gibt, das Mittelländiſche Meer, welches ein franzöſiſcher See iſt, der Staat, welcher „moi" iſt, die erſte Nation, — die größte Nation, — alles!

Wahrlich, man möchte ebenſo gerne 200 Jahre lang Zahnſchmerzen haben, als ſeit Ludwig XIV. die Geſchichte Europas ertragen!

Der erſte Tag, an welchem ſie erträglich und leſerlich geworden, war der 6. Auguſt 1870. Dieſer Tag hat das Außerordentlichſte getan, nämlich aus Weiß weiß und aus Schwarz ſchwarz gemacht! Denn ſo feſt iſt die Welt in der Hand der Narren, daß das Natürlichſte immer das Außerordentlichſte iſt.

Seit dieſem Tage iſt die keltiſche Armut und die deutſche Ueberlegenheit wieder Stil der Geſchichte. Die Armut, zuſammengehalten von der Konzentration, die Ueberlegenheit zerſplittert von der Föderation, ja vom Individualismus, hat die Narren der letzten ſechs Generationen über die wahren Machtverhältniſſe mit ſchimpflicher Blindheit geſchlagen. Seit jenem Tage iſt die Blindheit wieder ſehend geworden. Der erſte Tag, wo auch Deutſchland einig auftrat, hat das längſt geeinigte Gallien in ſeinen alten romaniſchen Staub geworfen. Was die gotiſchen *Amaler* angefangen, was die ſchwäbiſchen *Hohen-*

ſtaufen fortgeſetzt, das durften die märkiſchen Hohenzoller vollenden. Es iſt der dritte logiſche Geſchichtstag ſeit zweitauſend Jahren. Der Romanismus gehört unter die Füße des Germanismus, wie der Dünger unter die Saat. Und wenn heute die römiſche Provinz Gallien zu den Füßen eines deutſchen Königs liegt, ſo braucht dieſer nichts als einen einzigen Vers unſeres Nationaldichters zu ſagen:

„Ihr ſeid an Eurem Platz, Lady Maria!"

So empfinden wir die hiſtoriſche Größe und Würde dieſer Zeitläufe, und wenn unſer zweites Jahrtauſend vom dritten einſt abgelöſt wird, ſo ſoll jenes dritte wiſſen, daß der große Moment kein kleines Geſchlecht gefunden, ſondern daß Moltkes Schwert Menſchen gefunden, welche die Vernunft und die Seele des Schwertes begriffen haben.

In dieſem großen und feierlichen Momente alſo, in einem jener hohen Momente, wo der römiſche Papſt, wenn ſie in der Kirche eintreten, ſein Beſtes tut und einen hundertjährigen vollkommenen Ablaß erteilt, können wir nichts Geringeres tun, ſondern erteilen wir all jenen elenden Kotſeelen, welche an ihre nicht geruchloſen Schreibtiſche ſtürzten, um unſer deutſches Herz mit den Ausleerungen ihrer Dummheit und Gemeinheit zu überſchütten, hiermit eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige!

Seit ein Preßbengel arbeitet, iſt ein ſolches Wort in der Oeffentlichkeit vielleicht nicht erhört worden. Es iſt aber auch nicht erhört worden, daß jeder anonyme Schurke, daß jeder zwiſchen Zuchthaus und Narrenhaus taumelnde Bube mit ſeiner Preſſe wie mit einer Kuhmagd ſich zu ſprechen erdreiſtet. Es iſt dieſelbe Preſſe, welche für die Freiheit einen Becher und Jellinek in den Tod geſendet; es iſt dieſelbe Preſſe, welcher noch heute alle Kerkertüren offenſtehen, wenn ſie im Kampf für ein ſyſtematiſch und altverwahrloſtes Volk ein wenig zu warm wird. Dieſes Volk, welches unſeren Kampf verſteht, ihn unterſtützt, ihn möglich macht, haben wir zu ſchützen vor ſeiner eigenen Hefe, vor ſeinem eigenen Auswurf, ja vor Elementen, welche es ſein eigen zu nennen ſich überhaupt verwahren wird. Ein Geſindel, wie es zu uns geſprochen, gehört keinem Volke an: es iſt vogelfrei.

Wahrlich, mit entschuldbaren Graden von Roheit wüßten wir nachsichtig zu sein, denn wir tragen nur allzu mitfühlend die Gründe, die wir dazu haben, am Herzen.

Wir schreiben unter einem Volke, welchem spanische Jesuiten-Tyrannei die deutsche Bildung zweier Jahrhunderte unterschlagen. In jenen zwei Jahrhunderten, wo sich die Kulturerziehung des deutschen Volkes vollzog, in jenen zwei Jahrhunderten von Luther auf Kant, wo Deutschland alles tat, was hat Oesterreich getan, was durfte es tun? Nichts. Während sich die immense Literatur Deutschlands entwickelte, schrieb Oesterreich — Beichtzettel, Traumbücher und Linzer Kochbücher! Jeder einzelne mußte auf eigene Hand und für sich selbst die Bildung von vorne anfangen, denn es floß kein Strom, aus dem alle schöpften, durchs Land, und selbst jene deutschen Klassiker, welche mit einer unwiderstehlichen Popularität unsere chinesischen Mauern einrannten, gelangten in die Hände des armen betrogenen Volks nur durch die Hand einer Zensur, deren Blödsinn das vierfüßige Vieh überbot! Wahrlich, wir wüßten nachsichtig zu sein.

Es gibt aber eine Sorte von Dummheit, welche mit einem viel böseren Gifte versetzt ist, eine Dummheit, für welche kein Polizei- und Jesuitenstaat entschuldigend spricht, eine Dummheit, welche auch dem besten und freiesten Staate die Schmach ihrer Existenz zufügen würde, weil sie existieren und unverbesserlich bleiben will. Die Dummheit, welche sich selbst will, die Willensbosheit der Dummheit, die ist's, welche wir ohrfeigen.

Man ahnt, was wir meinen.

In den pöbelhaften Zuschriften dieser mit Bosheit vereinigten Dummheit sind wir regelmäßig mit preußischem Gelde bestochen. Es liegt auf der Hand, daß die einfache und ehrliche Dummheit nicht dumm genug zu einer solchen Anschuldigung wäre, denn sie würde sich noch immer folgendes sagen: Der preußische Gesandte geht mit einem Geldsack herum und korrumpiert die Wiener Presse. Gut. Aber was tut denn inzwischen Frankreich, der Erzvater der Korruption? Könnte der französische Gesandte nicht auch mit einem Geldsacke herumgehen und die Wiener Presse bestechen? Ja, noch mehr. Die Tschechen, die Ungarn, die Polen fürchten den Aufschwung der deutschen Macht und sind mit

lichterloher Rage franzöſiſch geſinnt. Gingen vielleicht nicht auch die Tſchechen, die Polen, die Ungarn in den Redaktionen der wichtigen Hauptſtadt mit Geldſäcken herum? Heiſſa, Geld wie Miſt! Drei, vier Geldſäcke, aus welchen die Wiener Preſſe ſchöpfen konnte, wenn ſie franzöſiſch werden wollte! Warum iſt ſie deutſch und zieht das preußiſche Angebot allen übrigen Angeboten vor? Da ſtehe ich alſo vor einer Wahl und einer Neigung des Herzens; aber ſiehe da, wozu brauche ich jetzt noch den ſchmutzigen Umweg über die Korruption? Wenn ich ſchließlich doch wieder nur bei einer Herzensneigung ankomme, ſo gibt mir ja die Herzensneigung auch ſchon den Ausgangspunkt der Erklärung, welche ich ſuche. Die Wiener Preſſe iſt deutſch aus natürlicher Herzensneigung.

Dieſer graden Linie, zu ſchließen und zu folgern, wäre zur Not noch der Einfältigſte mächtig; wir ſchmeicheln uns nicht, ein verwickeltes Problem der Logik erfunden zu haben. Nur der vorgefaßte böſe Wille kann die grade Linie mit der krummen, kann die natürliche Erklärung mit einer gemachten und herbeigeholten vertauſchen. Niemand braucht den Glauben an fremde Schlechtigkeit, wenn nicht zur Harmonie mit eigener Schlechtigkeit.

Eine Redaktion erträgt jeden Widerſpruch, aber auf einen ſetzt ſie eine Ohrfeige: wenn du nicht meiner Meinung biſt, ſo biſt du kein ehrlicher Mann.

Dieſe Ohrfeige ſei dem anonymen Schimpfgeſindel hiermit ſolenniter erteilt. Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige, — eine Ohrfeige, woran es hundert Jahre genug haben mag!

Es iſt keine einzelne Hand, welche ſo ſchwer niederfällt, es iſt die Wucht eines Prinzips. Mit dem Kote, womit man uns zu bewerfen den anonymen Mut hat, — wir wiſſen es nur zu gut — bewirft man jeden unſerer Kollegen, welcher deutſch geſinnt iſt; und wer iſt es denn nicht? Gott ſei Dank, ſie ſind es alle, die ganze Wiener Preſſe iſt es — mit zwei oder drei Ausnahmen, welche überhaupt nicht zum Publikum ſprechen, ſondern in ihrer Druckerei bloß aus einer Ecke in die andere. Was jenes galliſche Frevlervolk erfährt, ſoll auch ſein Wiener Affe erfahren, daß deutſche Hiebe nicht ſanft ſind. Deutſchland

straft, Deutſchland, das ſich in der volkreichſten deutſchen Stadt nicht ungeſtraft beſchimpfen läßt!

Ein Straßenköter mag mit angeborener tückiſcher Luſt einem rollenden Wagen nachkläffen; er wird aber längſt in ſein Hundeloch gekrochen ſein und nach Atem ſchnappen, der ihm ausgegangen, denn die Wagenreihe iſt unabſehbar und fünfzig Millionen Sieger ſitzen darin!

Das Rad der deutſchen Nationalgröße iſt im Rollen und was heißt es anders, die Größe empfinden, als ſie mit Stolz empfinden? Das ſtolzeſte Wort iſt das erlaubteſte! Die franzöſiſche Zunge in Ehren, die uns den Stolz, als letzten Schliff unſerer ſittlichen Vollkommenheit, angeraten hat! Sehr mit Recht ſagt die Frau Staël von uns Deutſchen: Ce sont les seuls hommes peutêtre, auxquels on pouvait conseiller l'orgueil comme un moyen de devenir meilleurs.*)

Ein guter Rat, und bei Gott, wir befolgen ihn! Wir haben ihn heute, dieſen Stolz, der den deutſchen Charakter verbeſſert!

„Monsieur mon Frère“

(10 November 1870)

Nicht ohne Grauſen kann man ſich dem Gedanken überlaſſen, was wohl geſchähen wäre und welche Opfer Deutſchland zu bringen gehabt hätte, wenn — der König von Preußen in franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft geraten wäre? Für die Auslöſung dieſes Gefangenen hätte ſein Volk mit Land und Leuten, mit ſeinem letzten Blutstropfen, mit dem letzten Pfennig ſeiner ärmſten Witwe einzuſtehen gehabt. Seine Auslöſung wäre die Pflicht und die Ehrenſache von vierzig Millionen geweſen.

*) Das ſind vielleicht die einzigen Menſchen, denen man anraten möchte, ſtolz zu werden, als ein Mittel, um noch beſſer zu werden.

Es kommt umgekehrt, und der Kaiſer der Franzoſen gerät in deutſche Kriegsgefangenſchaft. Was tut hierauf „ſein“ Volk? „Sein“ Volk ſagt einſtimmig: Fort mit dem Halunken! Danken wir Gott, daß wir ihn los ſind! Wir kennen ihn nicht, er kümmert uns nichts, er geht uns nichts an. „Der Mann von Sedan“ hat nichts gemein mit uns, wir ſagen uns los von ihm.

Und mit dieſem Manne hat man ſich auf den Fuß der Gleichheit begeben! Die legitimen Erbfürſten von Gottesgnaden und der Mann von Sedan waren untereinander — Monsieur mon Frère.

Als Konſequenz davon ſteht jetzt der Sieger in einer Verlegenheit da, die ohne Beiſpiel iſt in der Weltgeſchichte. Er hat den Zweck jedes Krieges und Sieges erreicht, ſeine Aktion iſt nach allen Regeln der Kunſt und nach allen Geſetzen der Vernunft reif zum Frieden, aber die Hand, welche den Krieg erklärt hat, iſt verſchwunden zur Unterzeichnung des Friedens! Es war die Hand — nicht eines Fürſten, welcher das Recht hat, Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen, ſondern die Hand eines Spielers, welcher bloß die Erlaubnis hatte zu gewinnen, nicht aber zu verlieren. Als er verlor, wurde er ſchimpflich verleugnet, preisgegeben, abgeſetzt!

Und von dieſem Spieler hat man ſich überhaupt Krieg ankündigen laſſen! Dieſen Spieler haben die Legitimen als ihresgleichen, ja als den Erſten unter ihnen gelten laſſen, weil er vor zwanzig Jahren eine Republik über den Haufen warf, den ſcheinbaren Feind des legitimen Gottesgnadentums! Aber daß das Verbrechen, ein Staatsgrundgeſetz umzuſtürzen, auch wenn es ein republikaniſches wäre, niemals der Legitimität dienen kann, daß für das Legitimitätsprinzip ein böſeres Rattengift als der Name Republik doch noch der Name Eidbruch und Verfaſſungsbruch iſt, das bedachte es ſchon nicht mehr, das legitime Gottesgnadentum!

Es nachträglich zu bedenken, wäre vielleicht jetzt die gute Gelegenheit.

Möchte man nicht von einer Strafe Gottes reden, wenn man jetzt einen ruhmgekrönten Sieger vom legitimen Fürſtengeſchlechte in der faſt komiſchen Verlegenheit daſtehen ſieht, den

Frieden, den er ſich zu ſeiner höchſten Ehre erkämpft hat, — nicht nach Hauſe bringen zu können?! Man hat in dieſem Kriege viel von einer Vorſehung Gottes und von einer Fügung Gottes geſprochen, und wenn ſich andere darüber mokiert haben, ſo war das juſt nicht nach meinem Geſchmacke, denn die Kirche des Atheismus ſollte nicht ſo intolerant ſein, wie ſie es ſonſt an den Pfaffenkirchen getadelt. Statt dem frommen Jargon die Toleranz zu verſagen, möchte es leicht das beſſere Strategem ſein, ihn beim Worte zu nehmen und ſeine eigene Sprache zu ſprechen. Hat euch die Fügung Gottes und die Vorſehung Gottes den Sieg verliehen, ſo iſt es offenbar die Strafe Gottes, wenn euch nach dem Siege der Frieden verſagt bleibt, — die Strafe dafür, daß ihr das Gottesgnadentum ſo ſehr vergeſſen und einen „Bruder“ genannt habt, was die bürgerliche Moral einen „Verbrecher“ nennen durfte. Dieſe Betrachtung wäre, genau genommen, legitimiſtiſch; denn der reine Legitimiſt, der theoretiſch-ſtrenge und fanatiſch-ehrliche Ultra hat allerdings gleich vom Anfange her mit der Konſequenz ſeiner Narrheit ganz richtig gefordert: die Tatſache des Kaiſerreiches nicht anzuerkennen. Der 2. Dezember, der ſich in den Beſitz der Macht ſetzte, das allgemeine Stimmrecht, welches Bäh und Mäh dazu ſagte, das ganze illegitime Treiben ſollte nach dem Wunſche der Ultra-Legitimiſten mit einer Intervention bekämpft werden.

Aber haben wir das gefordert, wir das gewünſcht? Natürlich nicht. Und hier iſt es, wo unſere Reflexion, die auf ein Haar legitimiſtiſch ausſah, die demokratiſche Wegſcheide betritt und juſt die entgegengeſetzte Nutzanwendung zieht. Wir ſagen nämlich umgekehrt: weil es Narrheit geweſen wäre, die Republik, den Staatsſtreich, das Kaiſerreich mit einer Intervention zu bekämpfen, weil es heutzutage öffentlicher Verſtand iſt und feſteſter Grundſatz des öffentlichen Verſtandes, jedes Volk ſich regieren zu laſſen, wie es will: deshalb ſteht das Regentenmetier überhaupt außer dem Begriff der Legitimität und der Gottes-Gnade, ſondern iſt eine ſimple menſchliche Tatſache wie jede andere. Daß purpurgeborene Erbfürſten einen Verbrecher als „Monsieur mon Frère“ annehmen müſſen, daß Kaiſer und Könige einen Kaiſer als Kollegen annehmen müſſen, welcher

eigentlich kein Kaiſer iſt, ſondern ein hergelaufener Parvenü auf Kündigung: das alles ſchmeckt herzlich wenig nach einer Gnade Gottes, — viel eher nach einem Schabernack des Teufels.

Und das iſt der eigentliche Sinn der Situation, die wir jetzt ſehen. Ein König erhält von einem Kaiſer eine Kriegserklärung, er zieht in den Krieg gegen ihn aus, überwindet ihn, will Friede mit ihm ſchließen, und — der Kaiſer verduftet ihm unter den Händen! Er purzelt die ganze Stufenleiter der Würde herab, vom Kaiſer zum gemeinen Abenteurer, welchen alle anſtändigen Menſchen einen Gauner nennen! Der König ſteht jetzt da und muß warten, bis in die Löwenhaut, aus der ein geprügeltes Tier herauskroch, irgend etwas Anderes hineinkriechen will. Das iſt peinlich! Welcher Reflex fällt damit auf die Legitimität und das Gottesgnadentum ſelbſt!

Es wundert mich, daß noch kein einziges demokratiſches Organ die vielbeſprochene „Unmöglichkeit, Frieden zu ſchließen", aus dieſem Geſichtspunkte beſprochen hat. Iſt es doch das beißendſte, das vernichtendſte, was der Zufall erfinden konnte, um die Menſchen über den Nimbus des Gottesgnadentums aufzuklären. Man wird künftig keinen einzigen Beweis gegen dieſen aſiatiſch-veralteten Anſpruch brauchen als — die Friedens-Schwierigkeit von 1870.

Stimmungs-Ebbe

Der Krieg hat angefangen, die Gemüter mürbe zu machen. Das menſchliche Herz iſt ein trotziges und *verzagtes* Ding, ſagt Luther, ein Wort, das einem täglich hundertmal einfällt. Und „das trotzige Ding" der Franzoſenfreunde hat gelegentlich ſchon ſehr hoch geſchlagen und das „verzagte Ding" der Deutſchgeſinnten macht einen kleineren Puls. Und wer dabei links und rechts zu kurz kommt, das iſt, wie immer, — die Wahrheit. —

Die Franzoſenfreunde fordern mich auf, „die zähe Ausdauer" oder wohl gar „die heldenmütige Widerſtandskraft" ihrer Lieblinge zu bewundern. Ich kann ihnen dieſen Gefallen nicht tun. Wenn der Franzoſe Pflug und Hobel einmal verlaſſen hat, ſo verwandelt ſich niemand leichter als er — in den militäriſchen Bummler. Das wußte ich längſt. Sein ganzer Naturtrieb iſt kommuniſtiſche Gleichheit, und ſeit ein klaſſiſcher Ausdruck derſelben — die Möncherei — aufgehört hat, iſt ihm der wahre Himmel des Kommunismus — die Soldaterei. Jeder in gleicher Uniform, jeder in gleichem Solde, über dem Ganzen die konfeſſionsloſe Vorſehung, die Kriegskaſſa, — ah quel plaisir d'être soldat! Hinter ſich die verhaßte Arbeit, vor ſich das Abenteuer, der Tod ungewiß, die Löhnung ſicher — nichts iſt franzöſiſcher. So kenne ich den Kelten ſeit zweitauſend Jahren. Wenn es Leute gibt, die das überraſcht, ſo überraſcht ſie eben alles, was aus dem Quell der Natur auf die Oberfläche hervorkommt. So haben ſie das Wort Ethnographie zwar gehört, aber jede einzelne ethnographiſche Erſcheinung iſt ihnen eine Ueberraſchung und ein Wunder.

Das Soldatwerden des Franzoſen imponiert mir demnach nicht im geringſten. Noch weniger imponieren mir ſeine Heldentaten. Ich frage nämlich: wo ſind ſie? Und ſiehe da, niemand kann ſie mir zeigen. Selbſt die der berühmten Loire-Armee nicht. Die Sache iſt kurz und gut dieſe: Wo ſich bisher deutſche und franzöſiſche Heere begegneten, wurden die franzöſiſchen augenblicklich geworfen. Die Loire-Armee wurde von Orleans auf Blois und Le Mans ein wenig langſamer geworfen, aber auch geworfen. Das iſt alles.

Auch das kann ich nicht anſtaunen, daß die Franzoſen, nachdem ſie 300 000 Mann in die Kriegsgefangenſchaft verloren, überhaupt noch Armeen aufſtellen. Die Franzoſenfreunde ſtellen ſich, als müßte man darüber außer ſich vor Bewunderung ſein, während ich nichts bewundere, — als den Schwindel dieſer Bewunderung. Habe ich doch immer gehört, daß Frankreich und Deutſchland je eine Millionen Streiter aufſtellen können. Wie ſollen ſie alſo beim erſten Drittel ſchon zu Ende ſein? Poſitiv iſt nur eins: 300 000 Mann in die Kriegsgefangenſchaft zu ver-

lieren, iſt nach allen militäriſchen Begriffen der größte und unauslöſchlichſte Schimpf, ein Schimpf, von welchem in allen Geſchichtsbüchern der Europäer und Aſiaten nicht einmal annäherungsweiſe ein ähnliches Beiſpiel vorkommt und welchen die Franzoſen ganz allein und zuerſt auf ſich geladen. Daß ſie dieſen Schimpf wettgemacht hätten, durch Nachſchieben einiger ſchwächlicher und zerfahrener Armeekorps, kann nur derjenige behaupten, welcher gewohnt iſt, lebensunfähige Behauptungen viel ſorgloſer in die Welt zu ſetzen, als ein Inſekt ſeine Eier. — Im Grunde kann man ſagen, das große und kriegeriſche Frankreich kämpft gar nicht mit der deutſchen Invaſion, welche feſt gebannt vor Paris liegt, — ſondern bloß mit jenen Bruchteilen derſelben, welche für den Landkrieg entbehrlich ſind, und ſelbſt mit dieſen kämpft es noch immer erfolglos. Wer das bewundert, der will eben bewundern. —

Und doch hat die Betrachtung dieſer ärmlichen Dinge das deutſche Gemüt herabgeſtimmt und kriegsmüde gemacht, — was ihm freilich zur Ehre gereicht, denn es beweiſt eben die friedlichen Inſtinkte des Deutſchen, jene milde und ſittliche Natur, welche, wenn ihr der Krieg aufgedrungen wird, zwar kriegeriſch ſein kann, von Haus aus aber es nicht iſt und das Blutvergießen nicht liebt.

Aber jede Tugend iſt vor ihrem eigenen Uebermaß zu warnen. Deutſchlands Ueberdruß am Kriege iſt eine Schönheit ſeines Gemütes; wir wünſchten nicht, daß ein Fehler ſeines Denkens daraus würde. Und der gangbarſte Denkfehler wird ſchon dadurch gemacht, daß man überhaupt *bedenken* will, was man *beruhen* laſſen ſollte. Wie der Orientale durch ſeinen Fatalismus die Natur allzu ſehr ehrt, weil er ihr den Menſchengedanken zu ſchüchtern entgegenſetzt, ſo beleidigt ſie der Europäer, indem er mit ſeinem unaufhörlichen Denkkitzel und Denkreiz an ihren Tatſachen zerrt, und Gründe und Urſachen ſucht, und wie es ſo und anders und beſſer ſein ſollte, auch wenn es auf der Hand liegt, daß ſie nur ſo und nicht anders ſein kann und daß nichts weiter übrig bleibt, als ſie mit Beſcheidenheit anzuerkennen.

Wenn irgend eine, ſo iſt der gegenwärtige Krieg eine ſolche

Tatſache der Natur. Wir wüßten nicht, was daran zu ändern wäre und an welchem Punkte ihres Verlaufes ſie zu ändern geweſen. Denn wenn kriegsmüde Deutſche z. B. ſagen: man hätte nach Sedan Frieden ſchließen ſollen, ſo iſt das eben ein Denkfehler ſchwerſten Kalibers, unverzeihlich und unbegreiflich. Man hätte nach Sedan Frieden ſchließen ſollen! Wer iſt dieſer „man"? Zum Frieden ſchließen gehören zwei; hat Frankreich den Frieden nachgeſucht? Und hätte ihn König Wilhelm ungebeten verſchenken ſollen? Was für einen Preis hätte Frankreich für den Frieden bezahlt? Kriegskontribution! „Nicht für ein Stück Geld haben wir den König auf der Wahlſtatt gelaſſen", läßt unſer hochherziger Schiller ſeinen Wrangel ſagen; und nicht für ein Stück Geld habe ich mein Volk auf der Wahlſtatt gelaſſen, hätte Deutſchland geſagt. Die 40 000 Deutſche, welche von Wörth bis Vionville die Schlachtfelder bedeckten, hätten doch ebenſo ſchwer wiegen wollen als der eine Guſtav Adolf. Alſo Schleifen der Feſtungen! Gut, daß inzwiſchen die Pontusfrage eintrat, denn wir wiſſen nun, was ſolche Verträge wert ſind. Der erſtarkte Feind baut nach einigen Jahren die geſchleiften Feſtungen auf. Das iſt freilich ein Vertragsbruch, aber er *will* auch den Vertrag brechen. Er bekennt ſich offen dazu. Er fordert heraus, und der Herausgeforderte muß den Kampf zum zweitenmal aufnehmen. Gilt's aber einen zweiten Krieg mit Frankreich, ſo iſt doch nichts ſimpler, nichts ſelbſtverſtändlicher, als daß ſich Deutſchland bei der gewiſſen Vorausſicht eines ſolchen Kampfes, ſo lange es ſelbſt das Heft in der Hand hatte, wenigſtens in die menſchlicherweiſe ſicherſte Verfaſſung dagegen zu ſetzen wünſchte. Das aber iſt der Beſitz der erhaltenen Feſtungen, welcher den Kampf um geſchleifte Feſtungen von ſelbſt ausſchließt.

Diejenigen, welche einen Frieden auf Kriegskontribution und geſchleifte Feſtungen befürworten, verhehlen ſich übrigens ſelbſt nicht, wie materiell wertlos ein ſolcher Friede geweſen wäre und lieben es dafür, den Ton auf den moraliſchen Gewinn zu legen, welchen Deutſchland durch die Großmut einer ſolchen Friedensgewährung fett und lecker davongetragen hätte. —

Dieſer moraliſche Gewinn kommt mir aber nicht nur nicht

ſett vor, ſondern wäre ein herzlich magerer, zäher und unverdaulicher Biſſen geweſen, ein elender Brocken in jeder Beziehung. Erinnern wir uns nämlich, wie ſehr die Seele aller Südländer der Vorteil iſt und wie ſie ein freiwilliges Verzichten auf einen Vorteil abſolut nicht begreifen, wenigſtens nicht als Großmut begreifen, ſondern einfach als Schwäche, Demut und nebelköpfige Tölpelei der nordiſchen bruta bestia. Die ganze Literatur des Verkehrs zwiſchen Nord- und Südländern bezeugt mit einer überwältigenden Uebereinſtimmung dieſen ethnographiſchen Satz. Hinter dem erſten Grenzſtein der romaniſchſüdlichen Zone hört die Großmut auf, eine Tugend zu ſein und wird eine Narrheit. Sie imponiert nicht, ſie macht lächerlich und verächtlich. Sie erweckt nicht Dankbarkeit, ſondern bloß den Kitzel des Mißbrauchs. Gebt nach dem Tage von Sedan den Franzoſen einen großmütigen Frieden, und ſeid heilig verſichert, ſie ſchreiben in all ihre Geſchichtsbücher: Schon der bloße Name der Republik ſcheuchte die nordiſchen Söldnerheere von unſerem geheiligten Boden. Jenes Zauberwort, vor deſſen ſchrecklicher Majeſtät die Könige erblaſſen . . . uſw. uſw. Nicht aus Großmut machten die Deutſchen dann Frieden, ſondern ſie gaben das Ferſengeld eines paniſchen Schreckens — vor der Republik, vor Jules Favre und Viktor Hugo! Das würde Dogma für jeden Franzoſen geworden ſein. Die franzöſiſche Selbſtüberhebung, dieſe permanente Kriegsgefahr für Deutſchland, erhielt eine neue üppige Nahrung und für die Zukunft bliebe, ja ſtiege die Gefahr. Der Franzoſe hätte die deutſche Großmut noch weniger ertragen als den Verluſt von Elſaß und Lothringen. —

Wie empfindlich man heute, wo der Krieg überhaupt für abſtellbar gilt, ganz beſonders gegen Kabinettskriege iſt! Aber wenn der König von Preußen einen Frieden ſchloß, welcher zwiſchen Deutſchland und Frankreich nicht reinen Tiſch machte, einen unpolitiſchen Großmuts-Frieden, welcher, kaufmänniſch zu reden, unter ſeinem Preiſe verſchleudert war; hätte das den Krieg nicht wirklich zu einem Kabinettskrieg herabgewürdigt? Wäre es nicht tatſächlich ein bloßes Degen-Duell zwiſchen zwei großen Herren geweſen, wenn mit der Uebergabe des Degens von Sedan die Sache aus war? Das bedenke man doch! Man

bedenke es ernſtlich und mit ganzem Gewiſſen, denn heute kann man ſelbſt Demokraten ſo reden hören, als ob ein übereilter Großmuts-Frieden nach Sedan das Rechte geweſen wäre. Ich kann mich nicht genug wundern! Entgeht es denn den Demokraten, wie ſie dadurch einen Krieg, der auf deutſcher Seite als geheiligter Volkskrieg gemeint war, zu einem ihrer ſchlecht beleumundeten Kabinettskriege und Herrenduelle ausarten laſſen? Ja, und iſt es vollends demokratiſch, einen ſolchen Königsfrieden, der doch ganz und gar kein Volksfrieden geweſen wäre, nur für möglich zu halten? Nicht den Selbſtherrſcher aller Reußen, nicht den Großkhan der Tataren, geſchweige einen deutſchen Fürſten, möchte ich mir ſo mit abſolutiſtiſcher Machtvollkommenheit ausgeſtattet denken, daß er es in ſeinem großmütigen Belieben hätte, den populärſten Krieg mit dem unpopulärſten Frieden zu beendigen. Heute, wo nach dem Tage von Sedan noch ſo viele Opfer notwendig geworden, wo auch die Zukunft noch nicht ihre Früchte, ſondern bloß ihre Forderungen neuer Opfer zeigt, heute mögen ſchwache und ſorgenbeladene Seelen freilich geſtimmt ſein, alles aufzugeben und im Stich zu laſſen, was ſie bis Sedan geopfert. Aber war denn das immer ſo? Iſt es zu viel verlangt, daß ein Menſch im Dezember ſich an den Auguſt erinnere? Dieſer Krieg hatte mit Leipziger- und Borodino-Schlachten gleich angefangen! Die Nation hatte ein volles Recht, von der Schlacht bei Wörth bis zu den drei mörderiſchen Schlachttagen bei Metz ihre Leiſtungen mit dem höchſten Preis zu tarieren und die höchſte Meinung zu hegen von der Ausgiebigkeit des Erſatzes, den ſie dafür beanſpruchen dürfe. Getragen von dieſer Meinung hätte jeder deutſche Heerführer Sieg und Siegespreis verfolgen müſſen, auch wenn er nicht von dem verfemten Geſchlechte der Könige war, welche die armen Völker auf die Schlachtbank führen. Nichts war populärer als die Schlachtbank und nichts war unmöglicher als ein Frieden ohne Eroberung. Ja, es war ein Eroberungskrieg, aber auch ein Volkskrieg. Und müßte es denn immer der Ehrgeiz des Großen ſein, welcher erobert? Kann nicht auch ein Volk durch lange Mißhandlungen eines böſen Nachbars zu der Einſicht gedrängt werden, daß es erobern muß, um ſeine Ruhe, ſeine Zukunft zu

ſichern? Deutſchland ſtand auf der Höhe dieſer Einſicht, als es, mit dem unerhörteſten Uebermut angefallen, in beiſpielloſer Kriegsbegeiſterung aufflammte und den Kampf augenblicklich in ſeiner wahren Natur erkannte, als den längſt vorhergeſehenen und erwarteten Entſcheidungskampf zwiſchen der germaniſchen und romaniſchen Raſſe. Nie war ein Kriegsprogramm ſchneller formuliert und allgemeiner angenommen als der Ruf: Elſaß und Lothringen! Er bedeutet das Prinzipat der germaniſchen Raſſe, wie die „Rheingrenze" die Hegemonie der lateiniſchen bedeutet. Daß der Kampf auf dieſe Spitze geſtellt ſei, dieſe Erkenntnis war augenblicklich das Gemeingefühl der ganzen Nation. Der König von Preußen kommandiert in Wahrheit einen Nationalkrieg und handelt im Auftrag eines demokratiſchen Gedankens. Dieſe Wahrheit darf nicht veralten. Ich möchte ihre demokratiſche Natur darum nicht mißverſtehen, weil zufällig das demokratiſche Fabrikzeichen daran fehlt.

Für männliche Herzen gibt es demnach nur die eine Partie: den Krieg ohne Murren und ganz beſonders ohne Querreden mit Standhaftigkeit auszudauern. Denn freilich iſt es keine Kunſt, im Glücke mit ſich einig zu ſein; aber ſchön iſt es, bei der Wahrheit zu bleiben und ihr die Ehre zu geben, auch wenn ſie nicht mehr die Züge der Schmeichlerin, ſondern ernſtere Züge zeigt.

Zufälle

(17. Dezember 1870)

Wer kann es dem Volke verdenken, wenn es nicht an den Zufall, ſondern an den Zuſammenhang der Dinge glaubt, welcher Glaube, wo der Zuſammenhang nicht nachweisbar, einſtweilen Aberglaube heißt.

Es iſt nur ein Zufall, daß im Jahre 1870 Voz und Dumas geſtorben ſind, die zwei beliebteſten Erzähler Europas. Aber wie richtig wählten ſie das Jahr ihres Todes! Wo Chaſſepot und Krupp reden, haben Roman und Novelle zu ſchweigen. Das iſt klar. Wenn das Ohr des Publikums der Kanonier beſitzt, ſo kann es nicht das Heimchen im Wandſchrank beſitzen. Straßburgs Ruinen ſind keine Illuſtrationen zu Little Dorrit und die Gascogner in Tours und Bordeaux wiſſen noch viel ſchöner zu lügen, als der phantaſievolle Gascogner Dumas. Es iſt geſchmacklos, überflüſſig zu ſein, und die zwei angenehmſten Plauderer Europas hatten den guten Geſchmack zu verſtummen. Die Lektüre voll Effekt, voll Senſation und fieberhafter Spannung lieferte — das Telegramm in drei Zeilen; was ſollte da der ſpannende und effektvolle Senſationsroman in drei Bänden? Der Roman ſtarb, als die Wirklichkeit ſeine Funktion übernahm. Voz und Dumas ſtarben im großen europäiſchen Kriegsjahre 1870, und wenn es ein Zufall iſt, ſo iſt es ein merkwürdiger Zufall!

Im Jahre 1770 wurde Beethoven geboren und im Jahre 1870 wird das deutſche Reich geboren. Wieder ein Zufall! In welchem Zuſammenhange ſteht es, daß heute ein Muſikant geboren wird und heute über hundert Jahren ſeine ganze Nation wiedergeboren wird? Natürlich in keinem! Es iſt ein Zufall — aber ein merkwürdiger Zufall!

Bei der neunten Sinfonie und bei dem Trauermarſch der Eroica kann jedermann alles oder nichts denken. Beethoven hat niemals geſagt: Jeder Zoll ein König! Beethoven hat niemals über die Pforten der Hölle geſchrieben: Laßt alle Hoffnung draußen, die ihr hier eintretet! Beethoven hat das Erhabene nicht geſagt, ſondern empfunden. Beethoven redet nicht durch ſeine Ideen zu uns, ſondern durch ſein Gemütspathos. So können wir auch von ihm nicht in der Begriffsſprache reden, ſondern in der dunklen und ſtummen Sprache der Bilder und der Umſchreibungen.

Aber was immer für eine Sprache wir haben, wir kennen genau die Größe des Mannes. Seine Mitmenſchen bewundern ihn, ſie ſollten mit einer Art Staunen und Grauſen erſchrek-

ken. Er iſt ein Wunder, er iſt eine Erſcheinung. Er iſt nicht von dem Geſchlechte der Millionen, er iſt von dem Geſchlechte, das die Natur langſam zählt — eins, zwei, drei, in tauſend Jahren! Selbſt das vulkaniſche, ewig fruchtbare und taten-ſchwangere Italien hat nur zwei ſolche Menſchen hervorgebracht: Dante und Michelangelo. Den dritten zeugten die Inſel-Germanen in Shakeſpeare. Den vierten die Kontinental-Germanen in Beethoven.

Im Jahre 1770 war Deutſchland leer, langweilig und philiſterhaft. Der Spiritus des ſiebenjährigen Krieges war fort und der Spiritus der Weimarer Literaturperiode noch nicht da. Eine Nation, die in ihrer ſchlechteſten Stunde ihre Beſten erzeugt, in ihrer kleinlichſten Stimmung ihre Kühnſten und Gewaltigſten — wen wundert es, daß ſie hundert Jahre ſpäter ſich die Krone der Hohenſtaufen aufs Haupt ſetzt? Und umgekehrt; wenn ſie aus Ohnmacht, Schwäche, Zwietracht, Bürgerkriegen und Parteihader plötzlich herausſchreitet mit dem breiten majeſtätiſchen Schritt der alten Kaiſer-Gangart — wird ſie nicht Vorläufer vor ſich hergeſchickt haben? Wird das Zepter Karls des Großen, das ſie von neuem ergreift, nicht ſeinen Schatten geworfen haben? Eines Tages ergriff ein löwenmähniger Mann einen Taktierſtab und gebot damit — den Geiſtern der Eroica. Kein unwürdiges Sinnbild jenes Zepters!

Aber, wie geſagt, beweiſen kann ich einen ſolchen Zuſammenhang nicht. Er muß geahnt und geglaubt werden. Das Volk hat ſeine „Zeichen", der Gebildete hat ſein Lächeln darüber. Manchmal aber täte der Gebildete gut, nicht zu lächeln — ſondern ſelber zu glauben.

Größen-Schauer

Herr, ich ſtottere mit der Zunge. Herr, ich bin der Rede nicht mächtig. Herr, ſchicke meinen Bruder Aaron.

So wehrte ſich Moſes gegen Gott — im Schauer des Menſchen vor ſeiner eigenen Größe. Als jener rätſelhaft ungeheure Mann den Gedanken faßte, ein Volk von Sklaven aus der Mitte eines größeren geordneten Kriegerſtaates heraus in die Freiheit zu führen, da ſchwellte nicht Ehrgeiz ſeine Bruſt, da begeiſterte nicht Heldenruhm ſeine Seele, nichts von alledem. So franzöſiſch und theatraliſch ging es nicht zu; es ging wahrer und menſchlicher zu. Die Knie ſchlotterten ihm, der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirne und die Zähne klapperten ihm. Durch alle Fugen ſeiner Seele riß das ſchmerzliche Wachſen ins Ungeheure; er hätte ſich gerne die Kraft, die ihn zu ſprengen drohte, verleugnet. In tauſend Ausflüchten widerſpricht er ſeinem Gott; — aber aus allen Ausflüchten hören wir heraus: du biſt der Mann und kein anderer, der die Tat tun wird. Nicht wer zu der Größe ſich drängt, ſondern wer vor der Größe ſchaudert, iſt ein Weltheld.

Vater, wenn du willſt, ſo laß dieſen Kelch an mir vorübergehen, betet Chriſtus am Oelberg. Am Vorabend jener geheimnisvollen Tat, wodurch der „wahre Menſch" ſich für Millionen von Gläubigen als „wahrer Gott" legitimiert, überkommt ihn die Angſt dieſer Tat. Er bebt zurück vor dem großen Schritt, welcher aus den Grenzen der Menſchheit herausführt. Er bricht zuſammen. Ein Engel des Himmels muß ihm zu Hilfe kommen, um den Verzagenden aufzurichten.

Der große Befreier Europas, der Erderſchütterer Luther, der allein die Tat einer ganzen Menſchheit tut, ſchreibt an Kaiſer Karl mitten aus ſeinen Blitzen und Donnern heraus, die rührenden Worte: „Für meine Perſon hätte mir nichts Lieberes widerfahren können, was ich auch vom Herzen begehrte,

denn daß ich in meinem Winkel oder meiner Zelle hätte verborgen ſein und bleiben können."

Und Cromwell, jenes feurige Heldenſchwert, dem wir es einzig danken, daß in Europa ein Muſterbild und ein Modell der Freiheit noch übrig geblieben, ſeufzt weder feurig noch heldenhaft, ſondern wie ein friedlich umgrünter Landjunker, aus dem Innerſten ſeiner Seele: „O hätte ich Flügel gleich einer Taube, daß ich hinwegflöge und irgendwo Ruhe fände! Ich würde lieber einen Schäferſtab nehmen als das Protektorat!"

Daß uns die Schriftſprache dieſe vier Zeugniſſe aufbewahrt hat, gehört zu den glücklichſten Ereigniſſen der Menſchengeſchichte. Ich wüßte nicht, wie groß und zahlreich die Bibliothek ſein müßte, welche mehr und Tieferes ſagen wollte, als dieſe vier Worte ſagen.

Und iſt es ein Zufall, w e r ſie ſagt? Zwei dieſer Stimmen gehören den Juden und zwei den Germanen. Alſo den ſeelenhafteſten Völkern der Erde! Jenen zwei Völkern, welche vor allen übrigen die Miſſion hatten, den Spiritualismus und den Idealismus durch dieſe Welt der Materie zu tragen. In dem wehmütigen Brüten des Achilles und in ſeiner Antwort, welche er den weisſagenden Roſſen gibt, klingt ein leiſer verwandter Ton auch bei den metaphyſiſch-angehauchten Griechen an, dagegen keine Spur mehr davon bei den Römern, dieſen brutalen Virtuoſen der materiellen Begierde. Noch weniger bei ihren Meſtizen, den Romanen. Sie lieben die Größe, aber nie hat ſie die Größe durchſchauert. Was Moſes, was Jeſus von Nazaret, was Luther und Cromwell empfunden, als ſie in ihren größten Lebensmomenten ihre kleinlauteſten Worte geſprochen, das hätte nie ein Lafayette, ein Mirabeau und Napoleon empfinden und ſprechen können. Jene erhabene Trauer, die ſich auf den Helden herabſenkt, wenn ihm die Natur verſagt, was ſie allen gewährt, das liebe mütterliche Band der G e w o h n h e i t, das ihn vor Sturz und Schwindel bewahrend, treu ans Bekannte bindet; jenes weinende Weh, das ihn beſchleicht, wenn er zu ahnen anfängt, er fällt aus der Kette der Menſchen ins Uebermenſchliche hinaus; was er hat, iſt nicht für ihn, wie der Löwenmut für den Löwen; die Natur bezweckt mit ihm nicht ſeinen Lebensmoment,

ſondern die Ewigkeit: er wird weniger Ruhe und Glück haben als der Geringſte, weil er der ſturmvolle Stammvater für Ruhe und Glück von Millionen iſt und ſeine Kräfte nicht ſeiner Selbſterhaltung, ſondern der Welterhaltung gehören; dieſer Schauer der Größe iſt nicht romaniſch. Romaniſche Heldengröße bezieht ſich ja juſt auf den Ichzweck und auf den Lebensmoment, auf die Perſon und ihr Glück. Sie iſt wie das Genie des Schauſpielers, welches augenblicklich belohnt wird, nicht wie des Dichters oder Philoſophen, wirkend ins Unbegrenzte. Kann man doch „wirken" und „zeugen" in romaniſchen Sprachen kaum ausdrücken! Sie ſagen tauſendmal eher „faire", als ſie ein einziges Mal „naître" und „croître" ſagen. Romaniſch iſt das Machen, nicht das Wachſen und Werden. Aber das Machen iſt auch das Mechaniſche. Das Machen macht vor allem Freude. Da es nicht ewig iſt, ſondern endlich, ſo liegen Anfang und Ende nahe beiſammen, vollkommen faßlich, handlich, überſehbar, — ein Fertiges, ein Erfolg! Das Werden und Wachſen macht vor allem Schmerz. Nicht im Herbſt, ſondern im Frühling ſtirbt von den Pflanzen, was ſterblich iſt. Nur das Urgeſunde und Wurzelgerechte hält den Werdeſchmerz aus, aber Schmerz iſt es immer und hätten die Bäume Stimmen wie die Tiere, ſo hörten wir im Frühling ein Seufzen und Schreien, daß uns das Herz erblaßte! Hören wir doch eine Zeder, wie Moſes, ſeufzen: ach, wär' ich nicht Moſes, ſondern mein Bruder Aaron! Hören wir doch eine Eiche, wie Cromwell, erſchauern: ach, wär' ich eine Taube!

Wohlan, meine Herren, wie machen wir die deutſche Einheit? Könnten wir ſie nicht in Reden machen, die wir in Frankfurt halten? oder in Reden, die wir in Stuttgart halten? oder in Reden, die wir in Erfurt halten? Könnten wir nicht eine weiße Krawatte vorbinden, ein Blatt Velinpapier kalligraphiſch beſchreiben und zum König von Preußen ſagen: da haſt du die deutſche Kaiſerkrone?

Eine weiße Krawatte, ein ſchwarzer Frack, gelbe Handſchuhe, ein Blatt Velinpapier, ein Kalligraph, und nicht zu vergeſſen, ein Schwur, vor allem und ganz beſonders ein Schwur: das ſind in der Tat die ausreichenden Ingredienzien zu einer Verfaſſung

— in romaniſchen Landen. Aus verſchiedenen Gründen reichen ſie im Deutſchen nicht aus. Um nur den erſten und letzten Grund zu nennen, ſo ſagt die deutſche Sprache bei weitem nicht ſo oft „machen", als die franzöſiſche „faire" ſagt. Deſto öfter ſagt ſie: entſtehen, zeugen, werden, wirken, wachſen, ja ſie ſagt ſogar das wunderbare Wort „walten", was ihr in der ganzen Welt kein Menſch mehr nachſagt. Hätten die Eichelfreſſer, welche mit nackten Armen und Beinen das marmorne Rom zerſtörten, nichts weiter gehabt als eine Sprache, in welcher man „walten" ſagen kann, ſie hätten damit allein ihr Recht legitimiert, das marmorne Rom zu zerſtören. Der alte Attinghauſen ſagt: ſie ſind begraben alle, mit denen ich gewaltet und gelebt; aber auch das Geſangbuch ſagt: wer nur den lieben Gott läßt walten. Wer waltet alſo? Der Menſch und der Gott! Waltend werden Menſch und Gott Mitarbeiter an einem gemeinſamen Werke. Walten liegt auf der Grenze der Menſchengeſchichte und der Naturgeſchichte. Walten macht die Menſchentat zu einem Naturwerk, walten verbindet die Zeit mit der Ewigkeit, die Erde mit dem Himmel. Walten iſt ein Baum — der einzige Baum, der wirklich in den Himmel wächſt. Und der Baum iſt ein Deutſcher!

Darum haben wir die deutſche Einheit nicht gemacht, als wir uns eine weiße Krawatte vorbanden und eine Adreſſe auf Velin überreichten, welche wir die deutſche Kaiſerkrone nannten. Das wäre allerdings ſehr leicht, ſehr luſtig geweſen, aber es wäre auch gemacht geweſen, d. h. romaniſch und nicht deutſch. Nein, wir haben die deutſche Einheit nicht gemacht. Das Schickſal waltete. Aus jenem Lande, wo das Unrecht für Ruhm und die Gerechtigkeit für Dummheit gilt, aus dem Lande der ewig begehrenden Gier nach des Nachbars Hausfrau und nach des Nachbars Gut, erſcholl eines Tages die Raubbrunſt nach der Rheingrenze unter der Formel: Krieg den Preußen, es leben die Deutſchen! Die Deutſchen ſtutzten. In unſerem Haushader ſagen wir dergleichen wohl ſelbſt, wenn es aber der drüben ſagt, ſo bedeutet es ſicherlich: divide et impera. Aber wir wollen nicht dividiert ſein! Und jetzt wurde die deutſche Einheit. Wer hat ſie gemacht? Niemand. Sie wurde.

Alſo wäre der Menſchenwille nichts? Er iſt alles! Die Willkür iſt nichts. Die Dinge, welche Dauer verbürgen ſollen, werden und entſtehen im beſten Sinne dann, wenn eine organiſch-chemiſche Verbindung eintritt zwiſchen einem Schickſal, welches außer und über dem Menſchenwillen liegt, aber den Menſchenwillen entzündet. Willſt du Frankfurt? willſt du Stuttgart? willſt du Erfurt? willſt du einen öſterreichiſchen Reichsverweſer? willſt du einen preußiſchen Kaiſer? Solange du ſo hin und her wollen kannſt, biſt du ſchickſalslos, biſt du im Zuſtande der Willkür. Zeugend wird der Wille dann, wenn er keine Wahl hat. Der Wille, welcher wollen *muß*, zeugt. Fällt ein Fremder dein Haus an, ſo *mußt du einig* ſein *wollen*, einig unter demjenigen Hausgenoſſen, welcher das wuchtigſte Schwert hat. Die menſchliche Begeiſterung, entzündet von einem großen Schickſals-*Motiv*, das ſchafft. *Schaffen*, ſagen wir, nicht *machen*.

So war die deutſche Einheit vom Schickſal geſchaffen, nicht vom Faiſeur gemacht. Und kraft dieſer Göttergeburt, war ſie in der Geburt ſchon ein Rieſe wie Herkules, der Sohn des Zeus. In der Wiege und in der erſten Woche ihres Lebens zerwürgte ſie ſchon die Schlange des zwanzigjährigen, ſich unüberwindlich dünkenden Cäſarismus. Auf den Gipfel der Macht und der Siege mit einer einzigen Flutwelle gehoben, konnte ſie ruhig wieder zurückrollen.

Wirklich? Vielleicht! Vielleicht; wahrſcheinlicher aber, doch nicht. Der Gang von Mainz nach Sedan war freilich um vieles ernſthafter und poſitiver, als der Gang von Frankfurt nach Berlin in der weißen Krawatte und mit dem Velinpapier. Aber, — militäriſch zu ſprechen, — leicht und luſtig war er doch auch. Es war ein *raſcher* und *brillanter Erfolg* — und das iſt romaniſch. Deutſch iſt die *langwierige* und *harte Arbeit*. „Hat mich zum Manne nicht geſchmiedet die *Zeit* und die *eherne Not*?“ ſagt der Prometheus unſeres erzdeutſchen Goethe.

Und in dieſer Schmiede iſt jetzt die deutſche Einheit. Eine Prometheus-, eine Titanen-Schmiede!

Und wie fühlt ſich dabei der Prometheus, der Titan? Er

trauert, er klagt. Er ſehnt ſich mitten aus ſeinen Siegen nach dem Frieden heim. Wir hören ihn ſeufzen: Herr, ſchicke meinen Bruder Aaron! Vater, laß dieſen Kelch vorübergehen! Für meine Perſon bliebe ich am liebſten in meiner Studierzelle! O wäre ich eine Taube oder hätte ich einen Schäferſtab!

Dreimal heiliges, deutſches Herz! Sei geſegnet, ſei angebetet! Tänzelteſt du zu deinen Siegen, wie der Kelte an die Pyramiden, an den Ebro, nach Moskau tänzelte, ſo würden wir bangen unter all deinen Siegen. Aber du ſiegſt mit dem Frieden im Herzen, mit der Sehnſucht nach dem häuslichen Herde, der Quelle aller Menſchenkultur. Du liebſt deine Siege nicht, du ſchauerſt vor deiner Größe. Jetzt iſt ſie dir gewiß. Es iſt die Größe, nicht des Moments, ſondern der Ewigkeit. So walle hin, deutſches Siegervolk, und ſiege — nicht für den Ruhm wie die Ichmenſchen, ſondern wie die Gottmenſchen für den göttlichen Zweck aller Siege — für den Frieden und für die Sicherheit des Friedens!

Das Schwert

In ſeinen Vorleſungen über Helden und Heldenverehrung ſagt Thomas Carlyle bei Gelegenheit Mohammeds eines ſeiner goldenſten Worte:

„Viel iſt darüber geſprochen worden, daß Mohammed ſeinen Glauben mit dem Schwerte verbreitete. Es iſt ohne Zweifel viel edler, was wir von der chriſtlichen Religion zu rühmen haben, daß ſie durch das Wort und die Ueberzeugung friedlich empor kam. Jedoch wenn wir das als einen Beweis für die Echtheit oder Falſchheit einer Religion anſehen wollen, ſo irren wir gründlich. Das Schwert freilich! aber wo euer Schwert hernehmen? Jede neue Meinung befindet ſich bei ihrem erſten Auftreten in einer Minorität von eins. In eines einzigen Men-

ſchen Kopf allein, nur da iſt ſie vorerſt. Von der ganzen Welt glaubt ſie ein einziger; hier heißt es: einer gegen alle. Daß dieſer eine ein Schwert ergreife und verſuche, ſeine Lehre damit zu verbreiten, wird ihn wenig fördern. Ihr müßt euch euer Schwert erſt verſchaffen. Im ganzen muß eine Sache ſich verbreiten, wie ſie eben kann. Aber auch bei der chriſtlichen Religion finden wir nicht, daß ſie immer das Schwert verſchmähte, nachdem ſie eins hatte. Karls des Großen Bekehrung der Sachſen geſchah nicht durch Predigen. Und das Schwert der Kreuzzüge? und das Schwert gegen die Albigenſer? gegen die Indianer? Ich kehre mich wenig an das Schwert, ich will es jeder Sache anheim geben, in dieſer Welt für ſich zu ſtreiten — mit dem Schwert, mit der Rede, wie ſie kann. Wir wollen ſie predigen, wollen ſie pamphletieren und fechten, wollen ſie ihr Aeußerſtes verſuchen und mit Klaue und Schnabel tun laſſen, was ſie nur immer vermag; ſind wir doch ſicher, daß ſie auf die Länge nicht erobern wird, was nicht verdient hätte, erobert zu werden! Das Beſſere als ſie, das kann ſie nicht verdrängen, ſondern nur das Schlechtere. In dieſem großen Zweikampf iſt die Natur ſelbſt Schiedsrichter und kann nicht unrecht tun."

„Du nimmſt Weizen, um ihn in den Schoß der Erde zu werfen. Dein Weizen mag mit Spreu, Häckſel, Kehricht, Staub und allem möglichen Abfall gemiſcht ſein — einerlei; du wirfſt ihn in die gütige gerechte Erde, ſie läßt den Weizen wachſen, allen Abfall aber nimmt ſie ſtille zu ſich, deckt ihn zu und läßt ſich nichts weiter drum merken. Der goldene Weizen wächſt auf, alles übrige verſchweigt die gütige Erde, hat in der Stille auch das übrige ſich zunutze gemacht, hat dem Kehricht getan, was des Kehrichts iſt: ihn zu Dünger verarbeitet; aber dem Weizen getan, was des Weizens iſt: ihn aufgehen und Frucht werden laſſen." —

„So geht die Natur zu Werke überall. Sie iſt wahrhaft und keine Lüge, ſie iſt groß und gerecht und mütterlich in ihrer Wahrhaftigkeit. Das innerliche Echte, das Weſenhafte, das Gehaltvolle vergeht nie. Daß es echt ſei, ein Krafttrieb aus der mächtigen Tiefe der Natur, darauf kommt es an vor dem Richterſtuhle der Natur. — Was wir rein oder unrein nennen, iſt

ſchließlich bei ihr nicht die Frage; nicht: wie viel Spreu in dir iſt, ſondern ob du auch Weizen haſt. Rein? könnte man auch zu manchem ſagen; jawohl du biſt rein: rein genug; rein wie dürrer trockner Sand. Dein Weſen iſt unaufrichtiges Vermutungsweſen, Nachbeterei, leere Formalität; du warſt gar niemals in Berührung mit dem großen Herzen der Welt; du biſt eigentlich weder rein, noch unrein; du biſt nicht; mit dir hat die Natur nichts zu ſchaffen."

Ob Mohammed mit dem Schwerte, oder Chriſtus mit der Rede erobert hat, dieſer Unterſchied iſt's, wie man ſieht, welchen Carlyle mit Recht aufhebt. Er ſagt nicht: entweder das eine oder das andere; er ſagt: ſowohl das eine als auch das andere. Dem Schwert muß jedenfalls eine Idee vorausgegangen ſein, und der Idee wird über kurz oder lang ein Schwert nachfolgen. Wenn Arnold Ruge hübſch genug geſagt hat: Auch die Kanonen ſind mit Ideen geladen; ſo iſt es ja nur die umgekehrte Leſung des nämlichen Satzes: Auch die Ideen bedienen ſich der Kanonen als Werkzeuge. Es kommt viel darauf an, in dieſer Weiſe die Frage richtig zu ſtellen, denn gewöhnlich fällt man in den Irrtum, die Eroberungen der Kultur und die Eroberungen des Schwertes einander gegenüber zu ſtellen wie Bejahung und Verneinung, wie Rechtes und Verkehrtes, wie Segen und Unſegen, kurz wie Gegenſätze, wovon der eine den andern ausſchließen ſoll. Aber nicht Gegenſätze ſind's, die ſich ausſchließen, ſondern Vorder- und Nachſätze, die ſich folgen.

Sprechen wir nur gleich, um das nächſtliegende Beiſpiel anzuziehen, dasjenige, welches allen Zeitgenoſſen zuerſt einfällt, von den Eroberungsverhältniſſen zwiſchen Deutſchland und Frankreich.

Als die Kultur des vierzehnten Ludwig in Sitten, Trachten, Baukunſt, Gartenkunſt, Sprache, Literatur unſer Deutſchland friedlich erobert hatte, wurde die gewaltſame Wegnahme des Elſaß alsbald der ſichtbare Leib und die konkrete Geſtalt dieſer Eroberungen. Als die Freiheitsideen der franzöſiſchen Revolution die zweite friedliche Eroberung an Deutſchland machten, wurde die Wegnahme der Rheingrenze und das franzöſiſche Königreich Weſtfalen, mitten auf der deutſcheſten Erde und auf dem

Boden der Teutoburger Schlacht, ebenſo folgerichtig der rauhe kriegeriſche Körper dieſer idealen Tatſache.

Mit großer politiſcher Unſchuld ſagte daher der Franzoſe Rénan zu unſerm Landsmann David Strauß: Wie ſchade, daß ihr mit den Schwertern und Spießen kommt, während wir mit den Herzen zu euch kommen. Wie ſchade, daß den ſchönen Literatur-Austauſch ein Austauſch von Kugeln unterbricht! Was wollt ihr nur, ihr Teutonen? Wir waren ja ohnedies auf beſtem Wege, uns friedlich und geiſtig von euch erobern zu laſſen. Seit Schiller und Goethe hat uns eure Poeſie, ſeit Beethoven eure Tonkunſt erobert; Kant und Hegel haben uns gezwungen, deutſche Philoſophie, und du ſelbſt David Strauß, haſt mich gezwungen, deutſche Theologie zu ſtudieren, denn ohne dein „Leben Jeſu" gäbe es mein „Vie de Jésus" nicht.

Sehr wohl, Freund Rénan! Aber eben deshalb! Juſt weil ſeit fünfzig Jahren der deutſche Geiſt Eroberungen in Frankreich gemacht hat, muß ſie jetzt auch das deutſche Schwert machen. Wieder hat die Natur zu einer geiſtigen Tatſache einen ſichtbaren Leib geſucht, zu einem Vorderſatze den logiſchen Nachſatz.

Es iſt nicht anders. Entweder das Schwert erobert und dann muß die Kultur behaupten; oder die Kultur erobert und dann folgt das Schwert nach, wie der Magnet das Eiſen anzieht. Wie lehrreich iſt z. B. die erobernde Stellung Rußlands in der Welt! Die ruſſiſche Kultur war längſt zu den Steppenvölkern Nord- und Oſt-Aſiens vorgedrungen und iſt dieſen entſchieden voraus; Folge: leicht und im größten Maßſtabe fällt ihr auch die materielle Eroberung derſelben zu. In Europa dagegen, wo das Schwert vorausgehen müßte, geht es nur langſam vorwärts, weil die Natur ein beſſeres Gewiſſen hat als alle Zaren und wohl fühlt, daß hier die Schwert-Eroberung Lufthiebe macht, eine erobernde Kultur weder vorausgeht, noch bewahrend, behauptend und ſanktionierend nachfolgt. Die belangreichſten Eroberungen Rußlands in Europa, Polen und die baltiſchen Lande, wird kein normaler Europäer in ſeinem Herzen je für geſichert halten, ſo wenn der faktiſche Beſitz noch länger verjähren ſollte. Wie lange war er bei Elſaß und Lothringen

verjährt! Die Wunden der Unnatur brechen oft ſpät auf, aber was iſt ſpät im großen Naturleben? Wenn der Gletſcher ſeinen erratiſchen Block der Erde, der er entnommen, zurückgegeben hat, fragt kein Menſch, wie lang er ihn behalten hat. Die Natur tut wirklich, was die Menſchenmoral tun zu ſollen bloß einſieht: ſie duldet kein ungerechtes Gut.

Abſtimmungs-Schwindel

Die Reptilien von Wien und Hietzing, die öſterreichiſchen Zuaven und Turcos, Kabylen und Franctireurs, kurz die k. k. Republikaner, welche neben dem Franz Joſefs-Orden auch den Orden der goldenen Ehren-Guillotine tragen würden, wenn ihre geliebten Franzoſen ihn ſchon erfunden hätten; das ganze pſeudo-germaniſche, auſtro-ſlawiſche Narrenhaus iſt durch den Elſäſſer Keller in eine demokratiſche Tranſpiration geraten und applaudiert dem Antrag dieſes liebenswürdigen Deutſchen, womit er die National-Verſammlung zu Bordeaux anbettelte, — die alemanniſche Volkskraft ſeines deutſchen Vaterlandes zu welſchem Ruhme, unter welſchen Fahnen und für welſche Zwecke, nötigenfalls auf welſchen Guillotinen auch fürderhin allergnädigſt verbrauchen zu wollen, was er „in guten wie in ſchlimmen Tagen beiſammenbleiben" nennt. Ueberhaupt ſehen die undeutſchen Oeſterreicher-Deutſchen in den undeutſchen Elſäſſer-Deutſchen ihr ſprechendes Ebenbild, nur mit dem Unterſchiede, daß die Elſäſſer wenigſtens mit Franzoſen beiſammenbleiben wollen, während die Oeſterreicher — mit weichem Herzen und abgehärteten Naſen — auch ſchon ihre alte Brüderſchaft mit den Uskoken, Morlachen, Sereſzanern, Krivoscianern und ſonſtigen ungeſeiften Völkern im guten Geruche behalten. Der erzundeutſche Antrag Kellers war daher Opferduft in Wien und vierundzwanzig Stunden lang ſchwirrte wieder einmal das demokratiſche

Prinzip, die Volksſouveränität, der Volkswille, das freie Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker durch alle Salons der republikaniſchen Hofräte und demokratiſchen Juden-Barone von Beuſts Gnaden — und ihren Gegen-Gnaden!

Sagte man dieſen naiven Liebhabern und zärtlichen Vätern der Selbſtbeſtimmungs-Komödie: aber hat denn Ludwig XIV. die Elſäſſer gefragt, als er ſie nahm; warum ſollen wir ſie fragen, wenn wir ſie wieder zurücknehmen? ſo antworten die Reptilien faſt mit dem Verſtande der höheren vierfüßigen Wirbeltiere: Ludwig XIV. war denn auch Tyrann; aber das 19. Jahrhundert, der politiſche Fortſchritt und das demokratiſche Prinzip .... Pardauz! das trifft! Dagegen läßt ſich nichts einwenden. Iſt man denn nicht ſelbſt Demokrat? Der Staat bin ich — pfui, fort damit! Ueberlebter Abſolutismus! Aber — „die Kugel, welche entſcheidet, iſt nicht die Kugel von Heldenregimentern in dreiundzwanzig Schlachten, ſondern die Abſtimmungskugel hinterm Ofen", das läßt ſich ſchon eher hören! Das klingt doch ſtaatsmänniſch! Die ganze Majeſtät der modernen Fortſchritts-Vernunft imponiert in dieſem Grundſatz!

Ich beeile mich daher, die Abſtimmung von Elſaß-Lothringen vernünftig zu finden. Wenn es ſich um die wichtigſten Grenz-Beziehungen zwiſchen Völkern handelt, welche zuſammen ſiebzig Millionen Menſchen ausmachen, ſo iſt nichts ſo vernünftig, als daß man bei einem kleinen Grenzvölkchen von anderthalb Millionen unter den Weißgerbern und Rotgerbern, Leimſiedern und Seifenſiedern herumfragt, wie ihnen dieſe Beziehungen gefällig ſind und was ihr ſouveränes Belieben darüber iſt. Und ſollten die Weißgerber und Rotgerber, die Leimſieder und Seifenſieder menſchlicherweiſe etwa bloß ihre alten Gewohnheiten, Liebhabereien und Vorurteile, ihre Kundſchaften und Sippſchaften von Kirchturm zu Kirchturm im kurzſichtigen Auge haben, und an die wichtigen Grenz-Beziehungen der ſiebzig Millionen gar nicht denken, ſo wäre desungeachtet den Weißgerbern und Rotgerbern, den Leimſiedern und Seifenſiedern der anderthalb Millionen zu gehorchen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß alle Schlachten noch einmal geſchlagen, alle Feſtungen noch einmal belagert, alle Milliarden noch einmal verausgabt werden müßten, denn das

alles wäre Pappenſtiel, aber Hauptſache wäre und bliebe nur eins: das demokratiſche Prinzip.

Man kann mit dieſen Worten aus mir machen, was man will. Wenn ich das Wort „demokratiſches Prinzip" höre, ſo bin ich ſelbſt ein viel zu guter, alter Demokrat, um nicht augenblicklich beide Augen zu ſchließen und dem Worte blindlings nachzugehen, „sicut cadaver", ganz wie es die Jeſuiten verlangen, — und Jeſuit iſt ja jedes „Prinzip"! Ich werde mich von den demokratiſchen Prinzipien unſrer franzöſiſch-republikaniſchen Hofräte und Juden-Barone wahrhaftig nicht überholen laſſen! Im Gegenteil; ich ſchmeichle mir, ich habe es dieſen friſch-roten Herrſchaften an guter alter 48er Nöte, (wo ſie noch Denunzianten und Hundsfötter waren), immer ein wenig zuvorgetan und ſo will ich es ihnen auch heute zuvortun. Verlangen ſie für Elſaß-Lothringen eine Abſtimmung, ſo iſt mir *eine* Abſtimmung noch zu wenig und ich verlange deren gleich zwei.

Ich denke nämlich ſo.

Als die öſterreichiſchen Schleſier an Preußen abgetreten wurden, hätten ſie wie ein Mann geſtimmt, (wenn damals das demokratiſche Prinzip ſchon erfunden geweſen wäre): wir wollen öſterreichiſch bleiben und nicht preußiſch werden. Wenn man ſie heute wieder fragte, ſo würden ſie ditto wie ein Mann ſtimmen: wir wollen preußiſch bleiben, aber nicht öſterreichiſch werden. In dieſem Sinne meine ich nun, man laſſe die Elſäſſer und Lothringer heute ihr vorausſichtliches Votum abgeben: wir wollen franzöſiſch bleiben und nicht deutſch werden; — *nehme ſie aber ruhig*. Hierauf laſſe man ſie nach hundert, nach fünfzig, nach fünfundzwanzig Jahren — mir iſt nicht bange — ihr zweites vorausſichtliches Votum abgeben: wir wollen deutſch bleiben, aber nicht franzöſiſch werden — *und behalte ſie ruhig*.

Probatum est! So geſchieht dem demokratiſchen Prinzipe ſein Recht und doch auch dem Verſtande, — zwei Dinge welche nicht immer das Nämliche ſind. —

An der Schwelle des Hängemonats

Wenn der November ins Land kommt, mittags um zwölf Uhr die Gaslichter brennen, die Atmosphäre „luftförmiger Kot" wird, wenn man sich den Nebel förmlich aus den Zähnen stochert, die ganze Welt vom zähesten Nebelleim trieft und jede Türklinke wie eine feuchtkalte Kröte sich anfühlt: in dieser komfortabelsten aller Jahreszeiten hüllt sich dann der Engländer, der zu leben weiß, recht dicht — in seinen Strick und hängt sich auf. „Hängemonat" nennt er seinen November, zum Zeichen, daß es ihm Ernst damit ist. Noch nie ist ihm der Strick gerissen oder der Haken aus der Wand losgegangen; Haken und Nägel sind so gut befestigt — wie unsere Rettungskähne im kleinen Donau-Kanal, also der Tod gar nicht zu verfehlen.

Im allgemeinen ein Verehrer englischer Sitten, wäre ich nun nicht übel geneigt, anstatt ein Feuilleton zu schreiben, mich gleichfalls aufzuhängen; aber ich will es nicht besser haben als meine Leser, und fahre also zu schreiben, wie sie zu lesen, fort. Freilich wäre der Spleen in einer Halsschlinge besser am Platze als in einem Feuilleton, und den Spleen habe ich leider! Einen so soliden englischen November-Spleen, daß er den November nicht einmal abwartete, denn ich bekam ihn schon im Oktober und noch mitten im Kranze der lachendsten Kärntner Alpen.

Das ging so zu. Auf einer Station der Drau-Bahn — ich werde den Unglücksort nie vergessen — fiel mir nach einer langen Reihe von schönen, zeitungslosen Tagen, die ich dankbar ins Herz gegraben, wieder ein Wiener Blatt in die Hände. Unvorsichtigerweise warf ich Blicke hinein, las, und las den Prozeß Hajek. Das hätte mir nicht passieren sollen! Dieser neueste Defraudant hatte nämlich sehr kompromittierende Geständnisse — von sich? nein, von Oesterreich zu machen. Der reuige Sünder sagte in aller Unschuld aus: er habe sich wollen fangen lassen, aber sein Vertrauen in die Polizei habe ihn schmerzlich getäuscht. Er

wußte in ganz Oeſterreich ſeinen Steckbrief verbreitet, er wußte auf allen Eiſenbahn-Stationen ſeine Photographie und fuhr deshalb wohl auf und ab, er fuhr ums Morgenrot, er fuhr ums Abendrot, er machte Hunderte von Meilen mit cis- und transleitaniſchem Dampf, er ſuchte leidenſchaftlich die gehoffte Unſicherheit, aber er blieb hoffnungslos ſicher. In Prag ging er zwei lange geſchlagene Tage auf dem Straßenpflaſter ſpazieren, eigens zu dem Zwecke, um entdeckt zu werden, aber er wurde nicht entdeckt. Der ewige Jude hätte ebenſogut den Tod ſuchen können, als der wandernde Defraudant die Arretierung. Seiner Geduld mit der Polizei riß endlich der Faden und er rannte dem Löwen ſelbſt in die Höhle, aber ſiehe da, es war ein ſchlafender Löwe! Und der ſchlafende Löwe wollte nicht geweckt ſein. Er ſchnauzte ihn an, er möge morgen früh wieder kommen, ein ordentlicher Defraudant lege ſich aufs Ohr, wie eine ordentliche Polizei, denn es ſei jetzt nachtſchlafende Zeit für all' ſündhaft Vieh und Menſchenkind. Nur mit Mühe drängte ſich der zudringliche Sträfling ſeiner Strafbehörde zuletzt doch auf, aber es hätte wenig gefehlt und ein ſteckbrieflich Verfolgter, der ſich ſelber ſtellte, wäre nicht einmal angenommen worden.

Als ich das geleſen, verließ ich meinen Drau-Bahnhof wieder und ging ins hohe Gebirge zurück. Ich hatte droben ſehr viel zu tun — nämlich mich zu ſchämen. Noch wimmelten die Eiſenbahnen alle von Fremden, wie hätte ich als ein Angehöriger dieſes Landes und Volkes vor ihnen die Augen aufſchlagen mögen? Was weiß ſo ein Fremder vom gemütlichen Oeſterreich? Schlafen und ſchlafen laſſen! Und ſchließlich wozu wäre der Spaß da, wenn man ſolche Dinge ernſthaft nehmen wollte? Aber auch das verſteht ein Fremder nicht, was über Oeſterreich lacht, nämlich der ewig lachende Jux-Himmel, die Sonne der Mord-Hetz, die „alleweil fidele" Indemnität ſämtlicher großer und kleiner Haus-, Hof- und Staats-Peccadillen von Oeſterreich-Ungarn! Der interne Juxbruder lacht, wie er immer lacht, und reißt ſeine Witze darüber. Wir Wiener ſind noch weiſer als die Nürnberger, die keinen hängen, ſie hätten ihn denn; wir hängen auch die nicht, die wir haben und die ſich ſelbſt auf die Leiter ſtellen. Was iſt denn das weiter? Bloß eine neue Aera! Sonſt hat die

Polizei die Verbrecher verfolgt, was langweilig wurde; jetzt suchen die Verbrecher nach der Polizei, was sehr fesch ist. Der gute Hajek war nur etwas unbeholfen; er hätte sich viel Schweiß und Mühe und unnötige Reisestrapazen ersparen können, wenn er seinen Polizeimann nicht persönlich gesucht hätte, sondern mit Hilfe eines Steckbriefes. Nun, die Verbrecher werden das auch noch lernen. Man wird künftig Steckbriefe lesen: „Der unterzeichnete Defraudant verfolgt einen ihn nicht verfolgenden Polizei-Agenten. Haare blond, Zähne gesund, Statur und Intelligenz unter Mittelmaß; besondere Kennzeichen: der graue Star auf beiden Augen."

Leider bin ich auch schon zu viel in der Fremde gewesen, und angesteckt „von diesen trockenen Deutschen", nahm ich die saftige Hajek-Hetz fürchterlich ernsthaft. Ich verbarg mich im wilden Wald, lebte bei Trotteln und Hochquellen und nährte mich von Wurzeln und patriotischen Seufzern. Glückloser Mann! — auch in den wilden Alpenwäldern konnte ich mich nicht ausseufzen, denn der erste Trottel, der mir beim Viehhüten aufstieß, sang mir das ebenso bekannte als anzügliche Schnaderhüpfel zu:

Ein Oestreicher bin ich
Aus dem Oestreicher Land,
Das ist zwar kein Unglück,
Aber doch is 's a Schand.

Das war der Mangel der vormärzlichen Zensur, daß sie sich zu wenig unters Vieh mischte und die Gesänge der „Halterbub'n" nicht überwachte. Ich trug eine tiefe Wunde davon!

Inzwischen habe ich mich im wilden Wald doch nicht gehängt; ich wollte das meinen geliebten Edeltannen nicht antun und sie mit einem Pendel verunzieren, das weiter nichts als ein verzweifelter Oesterreicher war. Ich stieg auf der andern Seite des Waldes wieder herab und kroch mit der Frühgeburt meines November-Spleens noch unter dem schützenden Mantel einer Oktobernacht in einen verschwiegenen Eisenbahnwagen, wo mich kein Mensch sehen konnte, nicht einmal das Kupee-Lämpchen, das sich selbst nicht sah. Und im Morgengrauen des 28. Oktober war ich wieder im trauten Heim, in der Haupt- und Residenzstadt des geistreichen Fischerliedes.

Der Föderaliſt im Auslande

Brief eines Ausgewieſenen

(29. Auguſt 1871)

Raufe dir nicht das Haar, lieber Freund, daß ich von Wien ausgewieſen worden. Als ſich die erſte Nachricht dieſer Maßregel verbreitete, beehrte mich das Königreich Matzleinsdorf ſofort mit einer ſchmeichelhaften Einladung, unter dem Banner ſeiner freiſinnigen Inſtitutionen und ſeiner endlich errungenen glücklichen Unabhängigkeit mein literariſches Aſyl in ſeinen weiten Gauen aufzuſchlagen. Kaum war ich daher an die Grenze gebracht, d. h. an die Eliſabethbrücke, ſo empfing mich ſchon eine Deputation des dreieinigen Königreichs Margareten, Wieden und Matzleinsdorf, um mich auf ſeinem freien Boden willkommen zu heißen.

Die Vidaſſoa-Brücke am Naſchmarkt, im europäiſch-internationalen Verkehr bekannter unter dem Namen Eliſabethbrücke, iſt mit einigen Standbildern von Hochverrätern verunziert, welche man nicht ohne Aergerniſſe ſieht. Da ſteht Sonnenfels, „der Mann ohne Vorurteil", — ein Narr, der es heute noch weiter als zum Hofrat brächte, wenn er bloß „der Mann ohne Urteil" ſein wollte. Da ſteht Rudolf der Vierte, „der Gründer", wie ihm ſeine Schranzen ſchmeichelten, aber als ich fragte, von welcher Bank? wurde ich ausgelacht. Da ſteht Graf Guido Starhemberg, ein Grobian, welcher auf die Türken geſchoſſen hat, anſtatt ſeinen „Ausgleich" mit ihnen zu machen. Und doch ſaßen damals die Türken noch in Ofen und in halb Ungarn, und Kaiſer Leopold war gewählter König von Ungarn. Es iſt demnach klar wie Hohenwart: die Türken waren öſterreichiſche Staatsbürger und Kara Muſtapha ſo gut ein wahrhafter Oeſterreicher wie Kara Rieger und Kara Clam-Martinitz.

Ich fand das Königreich Matzleinsdorf in einer wichtigen Kriſis. Aus finſteren mittelalterlichen Zeiten beſteht hier noch der Brauch, daß die Parteien ihren Hausherren einen „Zins" zahlen müſſen. Das Drückende und Ungerechte dieſer Maßregel wurde längſt empfunden, aber Abhilfe iſt ſchwer. Man fürchtet den Namen Revolution und Kommunismus; das Programm der Gemäßigten möchte ſich mit einer bloßen Ablöſung dieſer Robot begnügen. Die Frage iſt nur, wer ſoll die Koſten tragen? Das Königreich Matzleinsdorf iſt arm, dagegen die Krone Wieden verhältnismäßig reich. Die Tendenz der aufgeklärteſten Patrioten geht nun dahin, daß den Zins in Matzleinsdorf die Krone Wieden bezahlen ſoll. Meine berühmte Feder, wie man ſie nennt, ſcheint dem Königreich Matzleinsdorf ein willkommener Sukkurs und die einflußreichſte Partei des Matzleinsdorfer Landtags hat mich bereits mit der Führung dieſer delikaten Angelegenheit mehr, als mir lieb iſt, zu beladen gewußt. Denn ich finde vor den Staatsmännern der Krone Wieden einen harten Stand. Geſetzt, ſagen ſie, wir bezahlen den Matzleinsdorfern ihren Zins, wie die gutmütigen Deutſchöſterreicher den Galiziern ihre Grundentlaſtung bezahlt haben, wer bürgt uns dafür, daß ſich Matzleinsdorf von der Krone Wieden eines Tages nicht völlig losreißt und ſeinen nationalen Verband mit Hundsturm und Gaudenzdorf ſucht? Dann können ſie uns nur auslachen, wie die Galizier die Oeſterreicher auslachen werden, wenn ſie eines Tages ſouveräne Polen ſind, aber ihren Grund und Boden durch öſterreichiſches Geld frei haben.

Uebrigens iſt der Augenblick ſchlecht gewählt, denn die Krone Wieden leidet ſoeben ſelbſt an ſtaatsrechtlichen Kämpfen in ihrem Innern. Die große und die kleine Neugaſſe werden täglich ſchwieriger in bezug auf ihre gemeinſamen Angelegenheiten; namentlich ſtellt die kleine Neugaſſe mit Nachdruck die Forderung auf, daß ihre Armee nicht in der großen Neugaſſe, d. h. nicht außer Landes verwendet werden darf. Auch ſie hat ſich bereits um meine berühmte Feder beworben, obwohl ſie ſchon jetzt über eine wohldisziplinierte Preſſe und über die erſten Intelligenzen des Landes, ich wollte ſagen der Gaſſe verfügt.

Du ſiehſt alſo, einen Schriftſteller auszuweiſen, iſt unmöglich.

Sein Geiſt findet überall ein Feld ſeiner Tätigkeit, ſeiner berühmten Feder bedarf man in allen Königreichen und Ländern. Du wirſt bald wieder von mir hören. Meine glänzenden Staatsſchriften zwiſchen der Krone Wieden und Matzleinsdorf oder zwiſchen der großen und kleinen Neugaſſe werden mich der öffentlichen Aufmerkſamkeit Europas bald wieder in Erinnerung bringen und mein berechtigtes Uebergewicht in der Schriftſtellerwelt rehabilitieren.

Aber du begreifſt, daß ich dir nicht viel ſchreiben kann und meine Privatkorreſpondenz überhaupt einſchränken muß. Kaum daß ich Zeit finde zu einem kleinen Abendſpaziergang an die Landesgrenze. Da halte ich dann auf der Höhe von Spinnerin am Kreuz und denke mit Wehmut an die Ehrenmänner, die vor mir waren und die ihren Ausgleich mit fremden Finanzen — — aber immer ſtört mich der Anblick des Stephansturms in meinen idylliſchen Abendphantaſien. Da ſteht er, wie ein eingefleiſchter Zentraliſt, und rings um ihn her liegen mindeſtens zehn Quadratklaftern, welche noch immer altöſterreichiſcher Boden und eine Art Zentralmonarchie ſind. Denn daß auf der Brandſtatt der erſte und der zweite Stock ihren ſtaatsrechtlichen Ausgleich im föderaliſtiſchen Sinne fertig bringen werden, gehört [illegible] in das Gebiet der utopiſchen Träume. So weit ſind wir leider noch nicht. Dein treuer Freund.

Meine Frau

Brief an Dr. Leidesdorf in Oberdöbling*)

Die Miſſion eines Irrenarztes, geehrteſter Herr, fängt nicht ſelten ſchon mit der Aufgabe an, den Patienten überhaupt erſt abzuholen und aus ſeinem Hauſe zu bringen, denn nie geht er freiwillig und häufig widerſetzt er ſich der Autorität ſeiner

*) Inhaber einer Irrenanſtalt.

nächſten Angehörigen. Ich bitte Sie daher, ſich einen Plan zu entwerfen, wie Sie meine Frau in Ihre Heilanſtalt abholen wollen, eine arme Unglückliche, welche unter folgenden Symptomen den Verſtand verloren hat.

Schon am 1. Auguſt fing ſie an, auf die „Wiener Abendpoſt" zu abonnieren, und am 15. kaufte ſie ſich eine böhmiſche Grammatik. Dieſe deutlichen Abſichten, ſich ein Leid anzutun, machten mich wachſam und ich beobachtete ſie von dieſem Augenblicke an ſorgfältiger. Natürlich kenne ich die Regel, einem Geiſtverwirrten die Aufmerkſamkeit auf ſeinen Zuſtand zu verbergen, und ich verbarg die meinige ſo gut, daß ich am 22. einen jungen Herrn aus der Geſellſchaft Jeſu bei ihr überraſchte, welcher auf den Knieen lag und ihr die Unfehlbarkeit erklärte. Der Unfehlbare ergriff die Flucht bei meinem Anblicke, ſo daß ich über ſeinen theologiſchen Standpunkt jeden Zweifel verlor und meine Frau mit einem ſchismatiſchen Blicke vorwurfsvoll anſah. Sie aber blickte dem jungen Kirchenvater nach, ſeufzte, und murmelte etwas von der Stellung der Kirche in der Familie. Noch konnte ich nicht unterſcheiden, ob es die Sprache Zwergers,*) oder die Sprache des Irrſinns oder beides zugleich war.

Leider! das Unglück ſchreitet ſchnell, bald wurde mir alles, alles klar!

Am 28. fand ich einen Rittmeiſter bei ihr, einen Kavalier aus einer unſerer erſten Feudalfamilien, welcher nicht auf den Knieen lag, ſondern — beſſer! Der Rittmeiſter muß mich mit Moltke verwechſelt haben, denn er begab ſich auf einen fluchtähnlichen Rückzug. Ich ließ den Elenden laufen; in dieſem Augenblicke, wo ich alles verloren, fühlte ich nur, was ich alles beſeſſen, und mein Gefühl war nicht Zorn, ſondern Schmerz. Ich wurde weich.

Emilie, ſagte ich, iſt das die Treue, die du mir vor vier Jahren geſchworen?

Sie antwortete: Nun ja, ich bin dir auch treu, — verfaſſungstreu.

Jetzt erſt wurde ich zornig, denn ich hielt dieſes Wort für einen ſchamloſen Hohn. Weib! — ſchrie ich, in dem Augenblicke, wo ich deinen Ehebruch — —

*) Fürſtbiſchof in Graz.

Da ſchnellte ſie auf und ſtand da mit der ganzen Hoheit einer beleidigten weiblichen Würde.

Ich verbiete mir dieſes Wort, ich konfiſziere es! herrſchte ſie mich an. Ehebruch! Ich breche dir die Ehe ſo wenig, als Graf Hohenwart, Exzellenz, die Verfaſſung bricht. Es fällt mir nicht ein. Ich bin verfaſſungstreu über allen Zweifel, ja über den Augenſchein ſelbſt hinaus. Was du geſehen haſt, war nichts als eine Reviſion unſerer Ehe-Verfaſſung. Ich will endlich Frieden mit meinen Anbetern. Jener Abbé wartete ſchon im Schnee auf mich, als ich noch ins Inſtitut ging, ebenſo ſtand der Rittmeiſter mit einer Bonbonnière voll Praslins vis-à-vis in der Sackgaſſe. Es iſt hohe Zeit, daß die Herren befriedigt werden. Ich will meinen Ausgleich mit ihnen.

Ihre Augen rollten im Wahnſinn, Nacht umſchleierte meine Blicke. Der Kolporteur brachte die „Abendpoſt". Es war ein fürchterlicher Moment!

Helfen Sie raſch, Herr Doktor. Noch kann ich nicht glauben, daß meine arme Frau für immer verloren. Ihre Geſundheit iſt gut, ihre Organe vortrefflich, ihre ſomatiſchen Funktionen normal. Am Ende tut's eine bloße Luftveränderung. Was meinen Sie zu Gaſtein? Oder zum Kaiſerbad in Peſt-Ofen? Das ſind zwei Orte, auf die ich in dieſem Augenblicke viel Vertrauen ſetzen würde. In jener Luft, glaube ich, könnten noch mehr Narren als meine arme Frau zur Vernunft kommen.

Aber ach, ſoeben ereignete ſich ein Fall, der mich von neuem beängſtigt. In dieſem Augenblick meldet ſich ein Herr aus Laibach und wünſcht eine „intime Konferenz" mit meiner Frau. Ich frage ihn, was er will; er antwortet: das iſt ſein Amtsgeheimnis! Aus dem Innern aber ruft meine Frau: Zwonimir, biſt du endlich da? Wo bleibſt du ſo lange? Komm' in meine Arme! Sie fliegt ihm entgegen — mich aber ſchiebt ſie beiſeite, — winkt mir zärtlich — und ſagt: Mann, was tue ich nicht für deinen häuslichen Frieden!

Am Ende werd' ich noch ſelbſt toll. Verlieren Sie keinen Augenblick. Es iſt Gefahr im Verzuge, eilen Sie, retten Sie!

Ganz ergebenſt Ihr . . .

Antwort des Dr. Leidesdorf

Mein Herr! Ihre Frau iſt nicht verrückt, ſondern bloß eine wahrhafte Oeſterreicherin. Sie mißverſtehen die Symptome gänzlich. Darf ich Ihnen im übrigen einen Rat geben, ſo wäre es dieſer: Brechen Sie die Ehe, ſcheiden Sie die Ehe, kurz ſeparieren Sie ſich auf alle Weiſe von Ihrer Frau und treten Sie mit jedem Ihrer Schritte in die gehäſſigſte und ungerechteſte Oppoſition zu ihr. Von dieſem Augenblicke an wird Ihre Frau ihren Ausgleich mit Ihnen ſuchen und Sie mit einer Zärtlichkeit verfolgen, als ob Sie allein und einzig auf der Welt wären. Ich bürge für den Erfolg meines Rates. Bei allen Narren meiner Anſtalt — und meine Praxis iſt groß — hat dieſe Krankheit bei dieſer Behandlung immer denſelben Verlauf zur Heilung genommen. Sie können meinethalben bis zur Moskauer Knute gehen; — ich weiß, was ich ſage, ich ſpreche von Fällen der Praxis, — wenn Sie dächten, Sie hätten ſich aufs roheſte, gröbſte und unverſchämteſte gegen ſie vergangen, dann bringt es die Natur dieſer Wahnſinnsform mit ſich, daß Sie ſofort der Mann ihres Herzens werden und jedem in der Welt, der gut, artig und ſittlich iſt, den Rang abgelaufen haben. Dem Patienten, der an dieſer Manie erkrankt iſt, iſt der Barbar immer das Liebſte.

Ihr

Dr. Leidesdorf.

Vom 7. bis 27.

(Oktober 1871)

Was würden Sie dazu ſagen, wenn Ihre Korreſpondenten Ihnen telegraphierten: Spanien jubelt, weil es nicht in Eſtremadura aufgeht; — England beleuchtet, weil es der Hegemonie

von Wales entgangen iſt; — Frankreich gratuliert ſich, daß die ſtändiſche Verfaſſung von Guienne und Maine ſeine Staatsverfaſſung nicht umgeſtürzt?! Sie würden denken, Ihre Korreſpondenten ſeien plötzlich verrückt geworden. Was haben Sie gedacht, als Sie das große öſterreichiſche Freuden-Ereignis überflutete, daß neun Zehntel der Monarchie wirklich und wahrhaftig nicht vom zehnten Zehntel verſchluckt worden ſind? Sie mögen gedacht haben, dieſes Staatsweſen iſt entweder verrückt geworden, oder die Verrücktheit iſt vielmehr ſein normaler, aber latenter Zuſtand. Wohlan, ich ehre jede Meinung, alſo auch die Ihrige, wenn Sie das gemeint haben.

Und doch wünſchte ich nicht, daß die große öſterreichiſche Tragödie von den Zeitgenoſſen einfach als Narrenpoſſe klaſſifiziert würde, ſo närriſch und einfältig ſie auch auswendig ausſieht. Die Seele iſt deſto tragiſcher, ja ſie iſt der eigentliche Muſterfall der Tragödie.

Unter den Augen der Zeitgenoſſen haben folgende Konflikte geſpielt und ſind folgende Knoten geſchürzt geweſen.

Da iſt Numero Eins: Habsburg. Vom 7. bis 27. Oktober hat ſich Habsburg beſonnen — ob es Stuart und Bourbon werden ſoll! Das und nichts Anderes war die Frage zwiſchen jenem 7. Oktober, wo die böhmiſchen Sepoys ihre pudelnärriſchen „Fundamental-Geſetze" abprotzten, und jenem 27. Oktober, wo in der letzten Miniſterſitzung des Kabinets Hohenwart das lächerliche Geſchoß krepiert war. Solang Habsburg lebt und atmet, wird es nie etwas Anderes wollen — als die Meſſe! Was iſt ihm nicht alles und von jeher die Meſſe wert geweſen! Nicht bloß wie Heinrich dem Vierten einen Gang nach Paris, ſondern vielleicht und nicht unmöglich dereinſt auch — einen Gang aus Wien! Seit Ferdinand II. den böhmiſchen Majeſtätsbrief der Proteſtanten eigenhändig zerſchnitten, bis auf Franz Joſeph I., der die böhmiſchen Fundamentalgeſetze der Jeſuiten auf ein Haar unterſchrieben hätte, iſt der habsburgiſche Grundgedanke immer der nämliche: ich bin klerikal! Nun betrachten Sie aber die grauſame Lage. Bin ich klerikal, drücke ich die glaubensloſen Deutſchen und erhebe die knierutſchenden Slawen, ſo erfülle ich allerdings das tiefſte geneognomiſche Geſetz

meines Blutes, — es ist ein Ziel aufs innigste zu wünschen! Aber was tun die knierutschenden Slawen, die ich erhebe? Sie erheben nicht nur mich n i c h t, sondern sie degradieren mich zu einem Präsidenten einer österreichischen Föderativ-Republik. Ja, es ist noch zweifelhaft, ob nur auch ein Präsident übrig bleibt, ob in dieser föderierten Lotterei überhaupt etwas übrig bleibt, was Ansehen, Macht und Exekutive behält. Was tue ich also? Sein oder nicht sein? Gestehen Sie, eine schöne gestellte Frage! Ein prächtiger Konflikt! Ein Knoten, schon wert einer einzigen Szene, welche zwanzig Tage lang spielt! Vom 7. bis 27. saß das gesamte Haus und hörte atemlos dem habsburgischen Monologe zu: Sein oder nicht sein?!

Da haben wir Numero Zwei: die B ö h m e n. Wäre ich böhmischer Jesuit, ich setzte selbst meinen Kopf darauf, den Deutschen die Gurgel abzuschneiden. Ich finde das ganz in der Ordnung. Der Metzger hat nicht das Kalb zu erhalten, sondern das Kalb den Metzger. Wie machen wir aber das, wenn wir ein kleiner böhmischer Knirps sind, daß wir dem starken deutschen Hermel die Gurgel abschneiden? Sehr pfiffig; wir ziehen uns auf einen andern Starken zurück, auf Rußland! Wirklich pfiffig? Laßt sehen. Und ich brauche nicht weit zu sehen, denn dort drüben liegt Polen, wo Rußland den slawischen Katholizismus auffrißt. Eine verfluchte Geschichte! Ich will also die Deutschen auffressen, aber mit Hilfe Rußlands; und die Russen fressen mich selber auf! Ich drohe den Deutschen mit den Russen, aber die Deutschen lachen mich aus, denn sie sehen mich von meinem Droher selber bedroht. Sie merken's, die Racker, daß ich nicht der Fressende, sondern der Gefressene sein werde. Ich pilgere nach Moskau, aber im Handumdrehen bin ich in Tobolsk. Eine verteufelte Geschichte! Ganz verzwickt und vertrakt! Wer zappelt denn eigentlich in meiner Schlinge? Der andere oder ich selbst? Und nun sehen Sie wohl, was diese armen, einfältigen Böhmen zu tun haben. Die Geschichte ist gar nicht so dumm, wie sie aussieht. Im Gegenteile, sie ist der erhabenste Trauermarsch der historischen Tragödie. Fallmereyer wenigstens wird niemals erhabener, als wenn er mit lapidaren Griffelzügen von dem einzigen Momente

ſpricht, der ihm in der Geſchichte Europas noch nennenswert ſcheint, von dem bevorſtehenden Kampf zwiſchen den beiden Häuptern der Menſchheit, zwiſchen dem lateiniſchen und byzantiniſchen Papocäſaren. Und das haben die böhmiſchen Fundamental-Narren zu tun: dieſen Kampf einzuleiten. Lebte Fallmereyer, er ſähe in dieſen kleinen böhmiſchen Intriganten die erſten Tirailleurs ſeiner großen apokalyptiſchen Schlacht-Viſion. Mit den Waffen für Rom gehen ſie nach Moskau, welches Rom auffrißt. Furchtbar! Wahrlich man könnte die Narren beneiden um den großartig tragiſchen Widerſpruch ihrer Situation! Es iſt ein tragiſcher Situationswitz erſten Ranges!

Numero Drei ſind endlich die **Ungarn** da. Den Deutſchen helfen, ſagt die ungariſche Linke, heißt travailler pour le roi de Prusse. Aber was heißt es, den Böhmen helfen oder auch nur ſie zuſchauend gewähren laſſen? Das heißt dann wieder arbeiten für unſere Kroaten, für unſere Slowaken, für unſere Walachen, für unſere Serben, für unſere Ruthenen, ſagen wir alſo kürzer: für unſeren Arader Galgen, an den uns unſere Slawen ſchon einmal gebracht haben! Die Deutſchen ſähen wir freilich gern unten, darin ſympathiſieren wir mit den Slawen; aber die Slawen ſähen wir nicht eben ſo gerne oben, darin ſympathiſieren wir mit den Deutſchen. Was machen wir alſo? Intereſſe hüben und drüben, Liebe dort und hier! Aber wer in zwei Richtungen zugleich gehen will, der bleibt ſtehen, und wer ſtehen bleibt, der wird überritten und niedergerannt zwiſchen zwei Kämpfern. Alſo gehen wir! Und Andraſſy geht in Gottes Namen nach Wien, — aber, wohlgemerkt, nur die Hälfte der ungariſchen Nationalſeele, denn die andere Hälfte bleibt auf den Bänken der Linken ſitzen und interpelliert ihren Andraſſy über den großen Nationalverrat, daß er das Vaterland in Wien gerettet und nicht in Felegyháza und Nyiregyháza. Was hat ein echter Ungarsmann in Wien zu tun? Als Görgei nach Wien marſchieren wollte, das ihm ſchon offen ſtand und wo er alles zu tun hatte, grauſte der ungariſchen Volksſeele, daß ſie den ungariſchen Kirchturm aus dem Geſichte verlor, und er mußte wieder zurück nach Felegyhazá und Nyiregyháza, wo er nichts zu tun hatte, als ſich

henken zu laſſen. Aber er mußte zurück ins „ſüße Vaterland". Und wieder muß ſich ein Ungar vor Ungarn verantworten, daß er über den Preßburger Schloßberg hinaus gegangen in das böſe, bedenkliche Wien, wo ein echter Ungarsmann in aller Ewigkeit gar niemals etwas zu tun hat. Sie interpellieren ihren Zivil-Görgei, warum er ſich in „fremde Angelegenheiten" gemiſcht, wie ſich ihr Militär-Görgei der fremden Angelegenheit entſchlagen mußte, — in Wien den Frieden zu diktieren und die Revolution zu ſchließen.

Darum dauert denn die Revolution auch noch heute!

Daß der Aufrührer Jelacic tot iſt, daß der Umſturzmann Hohenwart abgetreten iſt, hat ſie wahrhaftig nicht geſchloſſen. Die Perſonen verdampfen wie die einzelnen Blutstropfen, aber die Wunde fließt und bleibt offen.

Politiſcher Allerſeelentag *)

(12. November 1871)

Warum ſtirbt Oeſterreich ſo jammervoll ſchwer und langſam, weil es nicht einen Geiſt aufzugeben hat, ſondern zwei Geiſter, weil es nicht eine Seele auszuhauchen hat, ſondern zwei Seelen.

Ich kann dieſe Szene nicht vergeſſen!

Es war auf meiner Rückkehr aus den Carniſchen und Juliſchen Alpen, wovon ich „an der Schwelle des Hängemonats" geſchrieben. Wir fuhren über den Semmering. Zwei Dalmatiner ſaßen noch in dem Kupee, worin ich und ein anderer Deutſcher ſaß. Wir boten ihnen gaſtlich unſere Sitze an, da ſie zum erſtenmal über den Semmering fuhren. Sie wiſſen, von

*) Staatskanzler-Wechſel Beuſt: Andraſſy.

Wien hinauf iſt es die linke, von Mürzzuſchlag herüber die rechte Seite, welche den Proſpekt der Semmeringbahn genießt. Rechts aber, auf der guten Seite, ſaßen wir Deutſche und die armen unwiſſenden Dalmatiner hatten ſichs auf der linken Seite bequem gemacht. Das dauerte uns gutherzige Michel, und ſo vorſorglich jeder ſeine Ausſichtsſeite beſetzt haben mochte, — als die Ausſicht wirklich herankam, wurden wir weich und wollten diesmal das großartige Schauſpiel unſern öſterreichiſchen Landsleuten in der Fuſtanella abtreten, denen es neu war. Wie geſagt, wir boten ihnen unſere Sitze an. Die Dalmatiner aber machten große Augen, ſchüttelten den Kopf und dankten. Darauf prieſen ſie einander ihren Latakia, ſtopften ſich die Pfeifen und fingen an — Karte zu ſpielen. Und Karte ſpielend fuhren ſie über den Semmering und warfen keinen Blick zum Fenſter hinaus!

Es hat in Wien noch keine auswärtige Verſammlung von Gelehrten, Künſtlern, Sängern und Turnern getagt, welche ihre Tagſatzung nicht mit einer feſtlichen Fahrt auf den Semmering beſchloſſen hätte. Der preſſierteſte Fremde richtet ſich's ſo ein, daß er einen Tag übrig behält, um die Semmeringbahn zu ſehen. Von jenen gar nicht zu ſprechen, welche Wien nicht Wiens wegen beſuchen, ſondern bloß der Semmeringbahn wegen. Was für Rhodus der Koloß, für Epheſus der Diana-Tempel, für Athen die Akropolis und für Rom das Kapitol war, das iſt für Wien die benachbarte Semmeringbahn. Selbſt ich und mein deutſcher Nachbar, die wir ſchon oftmals über den Semmering gefahren, — als nun die Auffahrt über Spital hinausging, lagen wir wie Kinder in dem Fenſter und bewunderten die dämoniſch packende Gewalt des Schauſpiels, das „herrlich wie am erſten Tag" war, wieder vom neuen. Wie die Geiſtererſcheinung im Hamlet, wie die Wahnſinnsſzene im Lear, wie ein für die Ewigkeit gefügtes Drama übt dieſes Werk der Materie eine dramatiſche Spannung und Aufregung aus, die kein erſtes und zehntes Mal kennt, ſondern zum zehnten Mal das erſte Mal iſt.

Aber hier links neben uns lungerten die Dalmatiner in ihren Rauchwolken und ſpielten Karte!

Heiter blaute der Semmeringhimmel, die Mittagsſonne ſpielte in den grünen Tannen und herbſtlich purpurnen Buchen, mich überfiel mit Finſternis ein tiefer patriotiſcher Nebel!

Welche „gemeinſame Angelegenheit" hat wohl meine Seele mit der Seele dieſer „öſterreichiſchen Landsleute"? fragte ich mich zähneklappernd.

Aber Tannen und Buchen und Himmel und Erde gaben mir keine Antwort!

Und doch ſind wir Landsleute. Wozu? Werden wir in Staat, in Kirche, in Schule, in Juſtiz, werden wir nicht überall der Gegenſatz ſein, der wir jetzt ſind? Woran ſollen wir gemeinſam mitarbeiten? Werden nicht all unſre Kräfte, wie ſie nur den Finger rühren, ſofort Abſtoßungskräfte ſein? Was ſind denn Staat, Kirche, Schule, Juſtiz anders als die große Frage, ob man den Semmering bewundert oder auf dem Semmering Karte ſpielt? Dieſer Bahnwagen iſt der öſterreichiſche Staatswagen und die vier Perſonen darin die Völker Oeſterreichs! Stünden Gedanken auf der Stirne geſchrieben, ſo bräche ein Bürgerkrieg aus. Was die zwei Deutſchen mit der äußerſten Verachtung anſehen, hätten die zwei Slawen ein Recht mit äußerſtem Haß zu erwidern. Haß und Verachtung — wohlan, die gemeinſame Angelegenheit der Oeſterreicher! Die einzig echte und wahre!

Aber leider, Gedanken ſind an der Stirne geſchrieben, — wenn nämlich die Stirne Geſetze ausdenken und niederſchreiben muß. Und ſo kommt es, daß die Geſetze Oeſterreichs das Schlachtmeſſer der öſterreichiſchen National-Parteien werden. Gemeinſame Geſetze! Gemeinſames Gemetzel.

Und der Föderaliſt zerreißt ſein Oberkleid und ſchreit verzweifelnd: Beim allmächtigen Gott, das iſt wahr! Aber weil es wahr iſt, daher mein Programm. Separiert euch im Innern bis zur äußerſten Autonomie, aber ein gemeinſames Intereſſe habt ihr doch: Verteidigung nach außen.

Leider nein. Wer iſt denn das „außen"? Die Türkei und Italien ſchwerlich, alſo Rußland und Deutſchland. Aber gegen Rußland wird ſich die ſlawiſche und gegen Deutſchland die deutſche Seele nicht verteidigen wollen. Daß man das erſt

ſagen muß! Als ob die Seele ein Inneres und ein Aeußeres hätte. Und hat ſie dort, ſo hat ſie auch hier nichts Gemeinſames.

Wieder alſo wälze ich dem Föderaliſten die Frage zu: Was habe ich Gemeinſames mit der Seele, die auf dem Semmering Karte ſpielt?

Und der Föderaliſt ſenkt ſein Auge und ſchreit nicht mehr verzweifelnd, ſondern ſtottert leiſe und tonlos: Nun denn, das Haus, das euch zuſammengeerbt hat!

Wie iſt mir denn? Welche Stimme höre ich plötzlich im Ohre? Ich war ein junger Mann von 24 Jahren. Heute iſt mein Bart weiß meliert, aber die Stimme iſt friſch geblieben, wie an jenem 3. Auguſt 1848, da Ladislaus Teleki in Donnern Folgendes ſprach:

„Ein Verräter an Deutſchland, auch ein Verräter an Oeſterreich iſt der Mann, welcher ſich weigert, der Vereinigung der Erbländer mit Deutſchland entgegen zu treten. Es gibt keinen öſterreichiſchen Patriotismus! Ein öſterreichiſcher Patriotismus iſt ſo wenig denkbar als etwa ein beſonderer Patriotismus auf den verſchiedenen Gütern des Fürſten Eſterházy. Oeſterreich war bis jetzt kein Staat, ſondern eine Familie, welche mannigfache Beſitztümer beſaß. Man kann dem Hauſe Oeſterreich und den Erbländern keinen größeren Dienſt erweiſen, als wenn man ihnen Einheit und Zentraliſation verleiht und ausſpricht, daß dort, wo bisher zwiſchen den einzelnen Ländern kein Band beſtand, die Verſchmelzung mit dem Deutſchen Reiche dieſes Band bilden ſollte."

Dieſe goldene Wahrheit heißt heute verſilbertes Preußentum. Aber gleichviel. Die Hauptſache iſt, daß es eine Wahrheit iſt, um vieles älter in den Köpfen der denkenden Oeſterreicher, als die Erfindung der Preußenſeuche und des verſilberten Preußentums.

Und ſehen Sie wohl zu, wer der verſilberte Preuße iſt und wer die Preußenſeuche hat! Sehen Sie wohl zu! Bei Gott, es iſt ſehenswert! Bleiben Sie nicht bei allgemeinen und vagen Eindrücken ſtehen: Oeſterreich iſt ein Nebelchaos, — wie es aus der Ferne wohl ſcheinen mag. Nehmen Sie einen Tubus und

löſen Sie den Nebelfleck in ſeine Sterne auf. Sehen Sie ſcharf hin! Es ſind Sterne einer tragiſchen Nacht — über allen Ausdruck erhaben und prachtvoll. Seit der byzantiniſchen Tragödie gab's keine ſo muſterhafte mehr wie die öſterreichiſche. Immer beſſer kommt's. In meinem Letzten zeichnete ich noch tragiſche Grundlinien und Anlagen; was wir heute ſehen, gehört ſchon zum Muſterſchema tragiſcher Peripetien. Den Martinitz hat Beuſt geſchlagen, aber den Beuſt ſchlägt das Schickſal. So iſt's recht! Nur in der Philiſter-Tragödie ſiegt der Sieger, in der hochpoetiſchen Tragödie wird auch der Sieger beſiegt. Alles fällt: Lapithen und Kentauren, Hektor und Achilles, Hunnen und Burgunder. Nichts bleibt übrig als das Schickſal allein.

Selten hat mir Habsburg ſo gut gefallen wie diesmal. Ja, ich muß mir den böhmiſchen Jeſuiten aus dem Herzen reißen! Da habt ihr ihn! Da habt ihr mein Liebſtes, mein Einziges! Aber weh über euch! Ich opfere ihn der eiſernen Notwendigkeit; bildet euch nicht ein, ich opfere ihn euch. Im Gegenteile; euch ſelbſt opfere ich auch. Verhaßt war mir der Rat, verhaßt der Ratgeber.

Sehen Sie, das iſt tragiſch. Solche Gemütskriſen ſind mehr als politiſch — tragiſch ſind ſie. Wenn der Böhme fällt, ſoll der Deutſche nicht ſteigen. Auch er ſoll fallen. Trau' ich ihm doch weniger noch als jenem! Er hat ein großes, ruhmvolles Mutterland, dort draußen, wo ich nicht mehr Vater bin. Dieſes Glück iſt ſeine tragiſche Schuld. Umſinge er mich mit allen Harfen ſeiner Loyalität, greife er die ſchönſten Akkorde ſeiner Schiller- und Goethe-Saiten, — ich werfe doch den Speer nach ihm, wie Saul nach David!

Hier aber ſteht mein getreuer Waffenträger, hier ſteht der gute, biedere Ungarsmann, der kein anderes Mutterland mehr hat als mich allein. Auf dich allein kann ich mich verlaſſen. Komm her, trotz Rakoczy und Koſſuth. Es iſt ein tieferer Sinn, der uns aufeinander anweiſt. Das Schickſal will's. Wir henken einander, wir entthronen einander, aber wir brauchen einander. Und dem Sachſen Beuſt folgt der Ungar Andraſſy.

Und wird ihm ewig folgen. In allen Gewittern, wo die habsburgiſche Magnetnadel irre wird und unruhig hin und her

deflektiert, wird ſie ihren Ruhepunkt zuletzt immer in der Richtung gegen Oſen finden. Schritt für Schritt und Minute für Minute neigen die Geſchicke dorthin.

Aber wer war denn der Mann, der zuerſt das Wort geſprochen: den Schwerpunkt nach Oſen verlegen? Mich dünkt, ein Preuße war's; hieß er nicht Bismarck? Wie man ihm folgt!

Oeſterreichs aſiatiſcher Pöbel ſchimpft Männer meines Standpunktes: Bismärckler. Nun, bin ich ein Bismärckler, ſo bin ich es, — das ſehen Sie wohl, — in der allerhöchſten Geſellſchaft, die in Oeſterreich zu haben iſt!

„Aſiatiſch und Selbſtlos"

(16. November 1871)

„Es muß etwas in Oeſterreich exiſtieren, das für einen Nichtöſterreicher abſolut unverſtändlich iſt und immer unverſtändlich bleiben wird", ſagte die Breslauer Zeitung von Beuſts Entlaſſung im Augenblick ſeines Sieges. Darauf beeilt ſich die Neue Freie Preſſe belehrend zu antworten (Abendblatt, Freitag, 10. November): „Das Breslauer Blatt wird Oeſterreich verſtehen lernen, wenn es ſich ſtets gegenwärtig hält, daß Oeſterreich das Land der Unwahrſcheinlichkeiten, der Unbegreiflichkeiten, der Abſurditäten iſt."

Die putzigen Logiker der Fichtegaſſe — was würde Fichte zu ſeiner Gaſſe ſagen? — haben die Breslauer Zeitung offenbar nicht klüger gemacht. Das Orakel aus der Fichtegaſſe zeichnet ſich zwar durch ſeine bewunderungswürdige Einfalt der Form und des Inhalts aus, denn man kann das Unbegreifliche nicht mehr einfacher erklären, als wenn man es durch das Reich der Unbegreiflichkeiten erklärt; aber — alles an ſeinem Platze! Die

Frage ist bloß, ob die Breslauer Zeitung in diesem Falle just die Einfalt gesucht hat. Ich glaube, nein!

Ich glaube überhaupt, sie hat etwas Positives gesucht und nicht etwas Negatives. Der Sommer ist nicht der Unwinter und der Tag ist nicht die Unnacht. Mit Un's definiert und erklärt man nicht. Das Unverständliche macht man nicht verständlich mit neuen Un's. Es handelt sich hier offenbar um ein Wort, welches bejaht, nicht verneint; welches Begriffe ein schließt, nicht bloß ausschließt.

Die Breslauer Zeitung verschmähe meinen guten Willen nicht, ein solches Wort ihr zu nennen. Mein Wort heißt Asien!

Das, was jedem Nichtösterreicher unverständlich, sogar ewig unverständlich an Oesterreich ist und bleibt, das ist das Asiatische in Oesterreich: das Nomadisch-Zerstreute, Schweifende, Fahrige unserer vielen unkultivierten Ost-Völker, welche, kaum seßhaft am Orte, im Geist und Gemüt noch lange nicht ruhen und sitzen gelernt haben, wie das sitzende Städtevolk der Deutschen. Von dieser Seite her kommt das unstete und unruhige Blut, das ewige Anfangen und Fallenlassen, die ewige Treulosigkeit an allen Vorsätzen und Entschlüssen, der Naturalismus, das Naturkinderwesen, — von Osten her kommt es auch in unsere anderegearteten deutschen Adern: aber da es ohnedies Süddeutsche, d. h. mit altem Keltenblut infiltrierte Adern sind, so ist gleichsam vom Westen her ein elektrischer Draht gelegt, welcher diese Ost-Strömung noch besser und williger aufnimmt, und welcher, wie im letzten Krieg, so immer, die Sympathie-Wellen zwischen Franzosen und Slawen über Oesterreich zusammenschlagen läßt. Auf einem uralten Untergrund keltischen Leichtsinns das Alluvium slawischer und ostländischer Liederlichkeit im lebendig-flutenden Strom, im täglich-stündlichen Grenzverkehr, im unaufhörlichen Empfangen und Aufnehmen; voilà l'Autriche! Das ist Oesterreich!

Ich begrüßte schon manch einen deutschen Bekannten in Wien, welcher seinen ersten Besuch hier machte und sich ausneh-

mend wohl gefiel. Aufſchriften, Denkmäler, Bauart, Straßen und Straßenpolizei, öffentliche Reinlichkeit, Anſprache, Geſelligkeit, Theater, Kunſt, Induſtrie, Literatur, — jeder Pflaſterſtein und jeder Atemzug deutſch! Nur liebenswürdiger, farbenreicher, lebendiger, kurz ſcharmant! Wie lange bleiben Sie hier? — Ach, ich wollte nur vierzehn Tage hier bleiben, aber es werden wohl vier oder ſechs Wochen daraus. — Schön! — Nach acht Tagen begegne ich dem Manne wieder. — Vortrefflich, daß ich Sie ſehe; ich wollte ſoeben bei Ihnen vorfahren und Ihnen Adieu ſagen. — Sie gehen ſchon wieder? — Ja. — Sehr einſilbig! Gefällt es Ihnen nicht mehr in Wien? — Nehmen Sie mir's nicht übel, aber mit Ihnen kann man vorurteilslos ſprechen; ich kenne Sie ja. Mit jedem Tage komme ich mir fremder vor in Eurem deutſchen Wien. Es iſt eben alles anders hier als bei uns. Will ich mich unterhalten, ſo werde ich überſchwemmt mit Genüſſen und kann mir in einer Woche Blaſiertheit fürs ganze Leben holen, aber will ich Geſchäfte machen, ſo mach' ich in einem Vierteljahre nicht, was ich „bei uns" in einem Tag fertig bringe. Kein Menſch iſt zu Hauſe, kein Menſch hält Wort, kein Menſch erinnert ſich heute, was er geſtern geſagt hat; worauf ich Schwur und Handſchlag habe, das iſt vergeſſen, und was gegen die Abrede iſt, das iſt geſchehen. Wie ich Ihnen ſage, es iſt alles anders als bei uns. Was draußen fix und feſt iſt, das iſt hier loſe und locker, und was wir leicht und beweglich haben, das rührt ſich hier nicht vom Flecke. Es iſt ganz anders als in Deutſchland! — Wer heißt Sie aber auch an Deutſchland denken? Sie können ſich hier auf Schritt und Tritt täuſchen und enttäuſchen, Sie können Wien arg mißverſtehen, ja Sie können dieſer Stadt ein wirkliches und unverdientes Unrecht tun, wenn Sie ſie an deutſchem Maße meſſen und als deutſche Stadt in Anſpruch nehmen. Dagegen wird alles leicht und klar, faßlich und verſtändlich, gerecht und billig, wenn Sie Wien nehmen als das, was es iſt, — *eine europäiſch-aſiatiſche Grenzſtadt!*

Wie manchen habe ich ſchon geärgert durch dieſes anſcheinende Paradoxon, das ihm ſein ganzes Konzept in Unordnung brachte! Aber regelmäßig ſagte oder ſchrieb mir dann dieſer

Mancher: Hören Sie, Sie haben recht! Hundertmal habe ich mich an Sie erinnert . . .

Und wie ſollte ich auch nicht recht haben? Unterſtützt mich doch eine gar große Autorität! Denn als ich mein Wort eines Tages einem Manne ſagte, welcher Hauslehrer beim Fürſten Metternich geweſen, antwortete derſelbe: Sie geben alſo dem alten Herrn recht, welcher zu ſagen pflegte: Aſien fängt auf der Landſtraße an! („Die Landſtraße" iſt die öſtlichſte, in der Richtung nach Ungarn gelegene Wiener Vorſtadt.) Es war alſo umgekehrt, denn der alte Herr gab mir recht. Und nun muß wohl etwas dran ſein, wenn man in der niedrigſten Froſch-Perſpektive einen großen ethnographiſchen Fundamentalſatz endeckt, welchen der langjährige Regent Oeſterreichs, hochſtehend und weitſchauend, noch viel beſſer in ſeiner Vogel-Perſpektive zu erkennen vermochte.

„Unbegreiflich" iſt alſo Oeſterreich nicht; man hat es als eine Art Aſien zu begreifen. Was aber Europa und Aſien bedeuten, das ſind ſogar ſehr ſcharfe und präziſe Begriffe. Europa iſt das Geſetz, Aſien iſt die Willkür. Europa iſt die Pflicht, Aſien die Laune; Europa iſt das streng-Sachliche, Aſien iſt das rein-Perſönliche; Europa iſt der Mann, Aſien iſt das Kind und der Greis uſw. uſw.

Mit dieſem Schlüſſel ſperren Sie alle Rätſel Oeſterreichs auf.

Oeſterreich kennt vor allem kein Muß und kein Soll. Dafür nennt Ihnen der Oeſterreicher zwei andere, allerdings nicht kantiſche, ſondern aſiatiſche Kategorien ſeines Handelns und Unterlaſſens: er handelt, „weil es ihn halt g'freut", und er unterläßt, „weil es ihn halt nicht mehr g'freut hat".

Hätte ich z. B. einen Ratgeber, der mir bewieſe, daß ich neun Monate auf einem Holzweg gewandelt, ſo würde ich zwar den Holzweg aufgeben, aber — den Ratgeber auch. Warum? „Weil es mich halt nicht mehr g'freut", ein Geſicht zu ſehen, das mich an einen Holzweg erinnert. Ob ich das Geſicht brauche, ob es notwendig iſt, ob ich es haben muß, — das alles wäre europäiſch; aſiatiſch iſt: „es hat mich halt nicht mehr g'freut."

Denn über allem Dinglichen und Sachlichen ſteht das Per-

sönliche in Oesterreich-Asien. Alles geht in der persona grata und ingrata auf. Aus der Hand der beliebten Person frißt Oesterreich Gift wie Kaviar und aus der Hand der unbeliebten wirft es im heftigsten Fieber das einzig rettende Chinin zum Fenster hinaus.

Das Sachliche aber strebt zum Gesetz und das Persönliche zur Willkür. Jenes ist die schwächste, dieses die stärkste Seite von Oesterreich-Asien. Man könnte den Oesterreicher durch nichts unglücklicher machen, als durch einen Rechtsstaat, durch einen ernsthaften und durchgeführten Rechtsstaat. Was ist denn der starre, germanische Rechtsbegriff anders als der berühmte „Preußische Ladstock im Leibe", vor dem sich der Oesterreicher wie vor dem Teufel bekreuzt?! Wenn die Gesetze nicht dazu da sind, daß man durch gute Freunde, Protektionen, Persönlichkeits-Einflüsse eine „gemütliche" Ausnahmsstellung zu ihnen gewinnt, der Henker möchte dann Oesterreicher sein! Aber Gott sei Dank, dazu sind sie wirklich da. Alle Gesetze haben zu ihrer Voraussetzung den Ungehorsam; bei vielen wird er sogar gerne gesehen, ja bei nicht wenigen kann man sich ernstliche Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn man sich auf einer sträflichen Achtung vor der kaiserlichen Sanktion betreten läßt. Ich mache mich anheischig, in Oesterreich die gefährlichste aller Revolutionen anzuzetteln, indem ich meuchlings die Gesetze Oesterreichs befolge. Kein Mensch ist dieses Ueberfalles gewärtig, alle Behörden sind in Verlegenheit, die ganze Maschine steht still. Diese Stellung des Oesterreichers zum Gesetze verbreitet jene naive Gewissenlosigkeit, jene gemütliche Niedertracht, welche die eigentliche ethische Lebenslust seines Daseins, kurz, sein Gewohnheitsrecht ist.

Da keine Leistung und Gegenleistung fest in Oesterreich-Asien, so wird sie von Fall zu Fall erkauft, und diese Bedeutung hat das berühmte österreichische Trinkgeld, asiatisch: Backschisch. Ich bitte, diese Verwandtschaft der Rollen zwischen dem Trinkgeld in Wien und dem Backschisch in Damaskus oder Kairo wohl ins Auge zu fassen: es läßt sich viel dabei denken. Ein anderes Mal, und wenn ich nicht schon so viel Raum konsumiert habe, will ich Ihnen eine allerliebste Anekdote erzählen, wie auch einmal der

Kaiſer Franz, dieſer echte Vertreter des Oeſterreichertums „zwei Zwanziger Trinkgeld“ eingeſteckt hat. Aber daß hinter allen dieſen Sätzen Tauſende von Beiſpielen liegen, die Einem dabei vor Augen ſchwebten, das haben Sie wohl ohnedies ſchon gemerkt. Und ſo ſehr dieſe Beiſpiele eine grundloſe aſiatiſche Liederlichkeit charakteriſieren würden, nicht wenige würden auch die ganze Liebenswürdigkeit aſiatiſcher Natur-Kindſchaft atmen.

Sagt' ich doch ſchon: Aſien iſt ein Kind und ein Greis. Beides auch Oeſterreich. Sieht man unſere Menſchen, die beweglichen, leichtlebigen, veränderlichen, mit Verve und Grazie an alle Dinge herantanzenden, ſo iſt das ein Anblick wie ein roſiger Kinderball. Aber merken Sie wohl, wie in all dieſer ſüddeutſchen Beweglichkeit und ſlawiſchen Veränderlichkeit, wie in dieſem ganzen raſchen Perſonenwirbel die Sache aſiatiſch-ſtarr, träg, konſervativ, ſphinxartig-tot und geſpenſtiſch-greiſenhaft liegen bleibt und ſich ſeit Bibelszeiten nicht vom Flecke bewegt. Darum ſind uns die verwegenſten Neuerungen leichter als anderen Staaten, — weil es eben nur neue Namen ſind. Preßfreiheit und Konfiskationen, Miniſterverantwortlichkeit und Verfaſſungsbrüche, Konkordat und Bürgerminiſterium — wir vertragen alles! Ueber den Häuptern alter machtſtrotzender Feudalgeſchlechter plötzlich ein Bürgerminiſterium Herbſt, Giskra und Breſtel, — warum nicht? Meinethalben auch ein Bürgerminiſterium Robespierre, Danton und Marat, wenn nämlich dieſe Bürger ihren Grafen Clam-Martinitz ebenſo intakt laſſen müſſen wie jene. Wir könnten ſofort den Atheismus als Staatsreligion einführen, aber Kardinal Rauſcher würde in der Stephanskirche ein atheiſtiſches Hochamt zelebrieren!

Inzwiſchen iſt Graf Beuſt entlaſſen worden in gnädigſter Anerkennung ſeiner „ſelbſtloſen Hingebung“ ... Haben Sie gehört? ſelbſtloſe Hingebung! Wir Stiliſten und Feinſchmecker ſpitzten in unſerem Freundeskreiſe die Ohren, als Kaiſer Wilhelm in ſeinem Handſchreiben an Grafen Moltke zuerſt den Ausdruck „ſelbſtloſe Hingebung“ gebrauchte. Wir fühlten die ganze ſtiliſtiſche und philoſophiſche Koſtbarkeit dieſes Wortes. Wie eine unmerklich kleine Handbewegung den ganzen Ideenkomplex „Freimaurer“ erweckt, ſo gibt es Wörter, welche

ganze Geistesländer und Gedankenmilliarden charakterisieren. „Selbstlos" ist ein solches Wort, ja, es ist das prägnanteste dieser Wörter. Der Uneigennützige verzichtet auf einen Vorteil, den er haben könnte; der Aufopfernde entäußert sich eines Vorteils, den er wirklich schon hat; erst beim Selbstlosen ist von mehr, als von einzelnen Vorteilen die Rede; es ist die Rede von seiner ganzen Person, auf die er verzichtet und deren er sich entäußert. „Selbstlos" ist die absolute Herrschaft der Sache über die Person, der Pflicht über den Willen. Also das reinst- und höchst-Europäische! das wahre Schibeloth Europas, der feinste Extrakt der europäischen Ethik!

Und sehen Sie, das haben wir jetzt auch. Mag der Kaiser Wilhelm in Gottes Namen Straßburg und Metz erobern; während er Städte einnimmt, nehmen wir seine Begriffe ein und jagen ihm ohne Blutvergießen seine prachtvolle Selbstlosigkeit ab. Sind wir Kerls!

Und was das Merkwürdigste ist, so europäisch-selbstlos sind wir just in dem Augenblicke geworden, welchen ganz Europa hoch-asiatisch gefunden hat. Das mache uns einer nach!

Aber vielleicht ist der erste Moment des Selbstlosen auch der letzte Moment des Asiatischen. Vielleicht? Gewiß! Bin ich also nicht doch im Unrecht und Widerspruch, wenn ich das selbstlose Oesterreich ein asiatisches nenne?

Ich wäre es, wenn Logik und Asien nicht selbst ein Widerspruch wäre. Sind denn aber Methode, Konsequenz und System asiatisch? Nein, asiatisch ist eben der Mischmasch, die Konfusion und die Verkehrtheit. Bei Kamelsmilch und tibetanischen Gebet-Maschinen — Champagner und Nürnbergerwaren, das finden unsere Reisenden in den Steppen der Kirgisen und Kalmücken. Dieweil wir im Meere des Persönlichen und Willkürlichen ersaufen, gönnen Sie uns also getrost den Hafen der Selbstlosigkeit — zu dem wir ohnedies nicht Kurs nehmen. Glauben Sie, der Naturgeist ist niemals aufrichtiger, als wenn er in widerspruchsvollen Zungen redet. Zu unserer Selbstfülle gehört auch das Selbstlose, just weil es nicht dazu gehört. „Asiatisch" und „selbstlos" sind kein Widerspruch in Oesterreich.

„Der Mongole"

(19. November 1871)

Das iſt alles recht ſchön und gut und ich leſe Ihre Sachen mit einem wahren Genuß, ſagte mir, ohne Ruhm zu melden, der Amateur, indem er mir herzlich die Hand drückte; aber, — fuhr er fort, — fürchten Sie kein Mißverſtändnis im gröſseren Publikum, ob die Politik ins Feuilleton gehört?

Schreibe ich denn Politik? fragte ich erſtaunt. Ich ſchreibe das Theater-Referat der öſterreichiſchen Tragödie, aber das Theater-Referat hat mein Lebtag ins Feuilleton gehört.

Da lachte der Amateur und drückte mir auch die andere Hand. —

Fahren wir alſo fort im Referat. Ich glaube, das letzte Mal ſprach ich vom Schauplatz der Tragödie. Schauplatz: Aſien.

Heute iſt von einer neuen Perſon zu ſprechen, welche in der Handlung des Dramas auftritt: Graf Julius Andraſſy, oder — um ihm kein deutſches Unrecht zu tun: Graf Andraſſy Gyula; die Tſchechen nennen ihn kürzer und im Unrecht-tun geübter: der Mongole.

Meine Kollegen im öſterreichiſchen Theater-Referat beurteilen das Auftreten dieſer neuen Perſon grundverſchieden von meinem eigenen Urteile. Sie meinen, die groſse Szene: Andraſſy in Wien, ſei ganz gegen die Oekonomie des Stückes; ſie prophezeien von da an dem Stücke nur Schlimmes. Alte Theater-Praktiker möchten dieſe Szene am liebſten ſtreichen; Böswillige, die das Fiasko des Stückes beabſichtigen, rühmen ſich laut, die Szene ſei eine Einlage ihrer eigenen Mache.

Jenes ſind die Ungarn, dieſes die Tſchechen.

Jokai in ſeinem „Hon" machte das Bonmot: Beuſt ſei heruntergeſtürzt, Andraſſy — hinaufgeſtürzt. Und bekannt iſt, was

der alte vorſichtige Deák geſagt, welcher in der orientaliſchen Bilderſprache der Magyaren ſeinen Andraſſy einen Weihnachtsbaum nannte, der in Wien zwar flitterhaft ſtrahlen, aber keine Wurzel haben werde. Ein liebes elegiſches Wort, das dem alten Sheikh wohl zu Geſichte ſteht! Man glaubt einen Patriarchen zu hören, dem es ungemütlich wird, daß ſein geliebter Ibn Gyula aus der wohnlichen Oaſe in den heißen Wüſtenſand hinausreitet.

Da draußen nämlich hauſt der Typhon, der Gluthauch der Wüſte, der Drachenzahn-Säer, kurz der böſeſte der böſen Geiſter, der Kamarillageiſt der tſchechiſchen Römlinge. Seht, wie er pfaucht und ſchnaubt gegen den ritterlichen Wüſtenreiter, ſeht, wie er mein geliebtes Söhnchen, den braungeſichtigen ſchwarzlockigen Ibn Gyula mit hölliſchem Odem anbläſt, ihn verſengt und verbrennt und dann hinunterſchlingt wie der Feuerfreſſer ein brennendes Kerzchen. Hautſchauernd anzuſehen! Weinet, ihr Töchter bei den Zelten, raufet das Haar ihr Jungfrauen bei den Brunnen! Ibn Gyula, die Blume der Pußta, der Held des Stammes Deák, Ibn Gyula, der Held eurer Herzen, iſt nicht mehr!

Und bei Kugler in Peſt und bei Demel in Wien*) haben ſie ſchon feuchte Wangen, die mondgeſichtigen, gazellenäugigen Huldinnen, die dem ambroſiſchen Lockenkopf mit warmen Blicken ſein „Gefrornes“ — ſprich Fagylált — zu reichen das Glück hatten. Und wenn ich „ſie“ frage, was ihr das Herzchen ſo ſchwer macht, ſo ſeufzt ſie und legt ſeufzend — ein Zeitungsblatt aus dem ſamtenen Pfötchen. Ach, wenn wir Zeitungsſchreiber bedächten, wie ſchonend wir ſchreiben ſollten, ſeit die Zeitungen ein Bedürfnis aller Welt, alſo auch der ſchönen, geworden! Aber da haben ſie es in ihre groben mörderiſchen Blätter hineingeſchrieben, Pane Rieger und Pane Prazak, und die arme Kleine hat es in ihrem ſanften ſchmachtenden Deutſch geleſen, die ſchauderhafte Moritat, wie der böſe Typhon Clam-Martinitz ihren „Helden lobebären“, den intereſſanten Ungarn, ſchon ſo feſt zwiſchen den Zähnen hat, daß nur noch die Sporen herausſchauen. Schauderhaft, höchſt ſchauderhaft!

*) Die faſhionabelſten Konditors der beiden Städte.

Aber tröſte dich, arme Kleine. Du haſt mich zwar ſündlich vernachläſſigt, ſo oft der ambroſiſch gelockte Miniſterkopf eintrat; du warſt nur Aug und Ohr für deinen Grafen Egmont-Andraſſy, und ich würgte mein „Gefrornes" — ſprich Fagylált — hinunter, wie Brakenburg das heilſame Gift, das er nicht umſonſt aus ſeines Bruders Doktorkaſten geſtohlen! Aber tröſte dich dennoch. Es gibt Freunde im Unglück. Und noch iſt das Unglück nicht da.

Zwar Jokai und Deák ahnen Unglück. Nun, laß ſie ahnen, Kind! Wenn alle Ahnungen wahr würden, wo wären Sie ſchon, mein Fräulein! Kaum noch an einem Konditor-Büfett. Warum ſoll geahntes Unglück wahrer ſein als geahntes Glück?

Nur die Böhmen, die plumpen Geſellen, ahnen nicht, ſondern ſie rechnen! Sie rechnen ganz laut, ſie kalkulieren es unverſchämt-klar und aufrichtig-frech der ganzen politiſchen Welt an den fünf Fingern vor, wie ſie den Schwarzgelockten in ihre Falle gelockt. Aus iſt's mit Oeſterreich und Ungarn zugleich! Nein alle! Dualismus, Konſtitutionalismus, das alles verſchlingt ihr breites Maul, wie ich dieſes Likörbonbon verſchlucke.

Eure deutſche Verfaſſung, ſagen ſie, haben wir niemals ernſthaft genommen; die ungariſche aber, die leider ernſthaft war, die köpfen wir ſoeben, indem wir ihr das Haupt abſchlagen, — Andraſſy. Der Mongole muß uns von Peſt auf den Wiener Ballplatz einen Gang machen, — wie vom Temple auf den Grêveplatz! So ſchlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe. In Peſt iſt er tot und in Wien machen wir ihn tot. Das Eis und Trans der verhaßten Leitha ruinieren wir zugleich in dieſem Mongolen.

Das wäre denn die ſchauderhafte Moritat! Aber ſchaudern Sie doch nicht zu früh, Fräulein Mine, denn nun kommt erſt das obligate Zubehör aller ſchauderhaften Moritaten, nämlich das Gericht und die Moral:

Drum verehrtes Publikum,
Bringe keine Kinder um!

Wie wär's nämlich, wenn der Mongole nicht nur Herr der Peſter Situation bliebe, ſondern noch obendrein Herr der Wie-

ner Situation würde? Wenn er den Tſchechen auf die Naſe hin das Eis und Trans erſt recht und für immer befeſtigte?

Sie haben im Wurſtelprater das ſchöne Stück geſehen, wie der Kaſperl gehenkt werden ſoll, aber es vorzieht, ſeinen Henker zu henken. Soll ich's ſo machen? ſagt er und ſteckt ſeinen Arm in die Schlinge. — Dummer Kerl! — Oder ſo? und ſteckt ſeinen Fuß in die Schlinge. — Eſel! So meine ich es, ruft der Henker und zeigt ihm, wie man den Hals in die Schlinge ſteckt. — Und ich mein' es ſ o o, ſagt der Kaſperl und zieht die Schlinge zu.

Nun, meine Liebe? Sollte unſer Held nicht ſo geſcheit ſein, wie der Kaſperl im Wurſtelprater? Ich denke, der Mann weiß mit Galgen umzugehen! Er hat ihm ſchon einmal — ſeinen werten Namen hinterlaſſen, aber mit ſeiner werten Perſon es vorgezogen, Miniſter-Präſident zu werden.

Merk auf, Kleine. Wir wollen politiſieren. Wo es ſich um ſo wichtige Intereſſen handelt, wie dein intereſſanter Ungar, wird es dein Köpfchen nicht anſtrengen.

Du weißt, die Ungarn lieben den Lonyay nicht. Ein Parlament muß nämlich ebenſogut in ſeinen Miniſter verliebt ſein, wie ein Stammgaſt in ſeine Büfettdame. Ohne Liebe geht eben gar nichts, das begreifen Sie, mein Fräulein. Lonyay wird ſich alſo die nötige Liebe bei Andraſſy ausborgen müſſen, wenn er nicht fallen will zugunſten der Linken und äußerſten Linken. Er wird aber nicht fallen wollen. Nun denn, halten kann ihn nur die Deákpartei und ihr beliebteſter Mann, unſer ſchwarzgelockter Mongole. Alſo kurz: Andraſſy iſt n i ch t tot für Peſt! Hier hat die Tſchechenklappe ein Loch und die Fliege fliegt lebendig durch.

Jetzt bemerken Sie aber auch ſchon das zweite Loch, durch das die Fliege in Wien durchfliegt. Wer ſoll ihm in Wien ein Haar krümmen? Sein ſchönes ſchwarzlockiges Haar? Etwa Sie, Fräulein Mine? Im Gegenteile, ich bin überzeugt, Sie ſchenken dem armen ungariſchen Fremdling Ihre ganze moraliſche Unterſtützung. Nicht gelacht, kleiner Naſeweiß! Als ob das nichts wäre! Würden Sie denn auf einem Thron anders fühlen als an Ihrem Büfett? Wen wählen Sie von den Zweien:

einen breitmäuligen und plattnaſigen Tſchechen auf dem hölzernen Betſchemel, oder einen ſchwarzlockigen, glutäugigen Ibn Gyula auf dem arabiſchen Hengſt Almanſor? Und denken Sie etwa gar, daß die hochſtehende Dame nicht ſo geſchmackvoll zu wählen weiß, wie die tiefſtehende Dame? Höchſtens könnte den hölzernen Betſchemel die alte hochſtehende Dame protegieren, aber die junge hochſtehende Dame protegiert ganz gewiß den arabiſchen Hengſt Almanſor und ſeinen ritterlichen Reiter. Und ich hoffe, die Jungen ſind um eine Halslänge mächtiger als die Alten, zweifeln Sie, Fräulein Mine?

Hinaufgeſtürzt, hat er geſagt. Ei pah! wer droben iſt, der ſtürzt vor der Zeit nicht herab, wenn er ein rechter Mann iſt. Weihnachtsbaum, hat er geſagt. Aber der Mongole wäre nicht doch etwas Grüneres als ein dürrer Weihnachtsbaum? Karifari, das wiſſen wir Büfettmädchen beſſer. Jokai und Deák! Schöne Namen, tiefe Politiker! Aber hier iſt ein Punkt, wo wir Büfettmädchen doch noch tiefſinniger politiſieren. Die zwei alten Knaſterbärte haben eine Ziffer aus ihrer trockenen Rechnung gelaſſen, was wir Büfettmädchen nicht tun, die wir im Rechnen geübt ſind.

Alſo keine Furcht vor Jokais und Deáks böſen Ahnungen! Ich bin gewiß kein Optimiſt; mein beſter Feind kann mir's nicht nachſagen; aber diesmal ahnen wir nicht böſe, Fräulein Mine.

Wetter auch! In einem Lande, wo man die wichtigſten Weltgeſchichten nach der Naſe einer Perſönlichkeit macht, wäre eine Perſönlichkeit wie Andraſſy nichts? Alles iſt ſie! Andraſſy imponiert den Männern und gefällt den Frauen. Wäre das bei dem verfloſſenen Härjeſes aus Sachſen der Fall geweſen, er wäre nicht über den hölzernen Betſchemel geſtolpert. Der Mongole aber und ſein arabiſcher Hengſt verfließen nicht und ſtolpern über ganze Barrikaden von Betſchemeln nicht. Das merkt euch, ihr plattnaſigen Faſelnarren. Mongole! Mich dünkt, ich höre da wieder eines jener tragiſchen Schickſalsworte, welche auf den Sprecher zurückprallen. War es nicht der Mongole, welcher den Slawen zwei Jahrhunderte lang in ſeinem Knebel gehalten? Daß ihr den Teufel nicht an eure alte wacke-

lige Wand malt! Kurz, Mine, wir fürchten die ſchauderhafte Moritat n i ch t; weder wie ſie Jokai und Deák ahnen, noch wie ſie die Tſchechen mit ungültigem Bangemachen drohen. Sie werden ſich wohl mit der Moral begnügen müſſen:

Drum verehrtes Tſchechentum,
Bringe keinen Ungarn um.

Die Kommune Oeſterreich

(22. November 1871)

(Ausſcheidung der Juſtiz und des Steuerweſens aus der Reichs- in die Landesgeſetzgebung)

Der Bauer ackert, der Müller mahlt, der Tiſchler hobelt, der Schneider näht, die Männer liegen bei ihren Weibern und die Weiber gebären Kinder. Nur ſo erkläre ich es mir, daß Oeſterreich noch immer beſteht. Aber die Pariſer Kommune war eine reaktionäre Heulmeierei im Vergleich mit dem Beſtehen Oeſterreichs. Die Pariſer Kommune fußte noch immer auf den zopfigen Grundſätzen des monarchiſchen Prinzips: zu regieren. Ueber dieſe veraltete und gänzlich unhaltbare monarchiſche Tradition iſt die Kommune Oeſterreichs hinaus. Die Kommune Oeſterreich iſt das erſte und fortgeſchrittenſte Beiſpiel in der Welt, daß es überhaupt zwecklos und völlig überflüſſig iſt, ein Gemeinweſen zu regieren. Das Ackern, Hobeln, Nähen, Zeugen und Gebären ruht auf ſich ſelbſt und auf dem Schwerpunkte der Natur. Sogenannte Regierungs-Gedanken oder -Ideen haben da gar nichts drein zu pfuſchen. Habsburg hat erreicht, was Robespierre, der alte Zopf, bloß erreichen wollte: den Naturſtaat Rouſſeaus. Ja noch mehr. Was iſt eine

Brücke ohne Belaſtungsprobe? Druck, Gegendruck, Schwerpunkt, Spannkraft, das alles ſind Naturkräfte, aber daß die Kräfte kräftig ſind, muß ich beweiſen. Ich muß ihnen ein Leid zufügen, und wie ſie dieſes Leid tragen und überwinden, das eben iſt die Belaſtungsprobe. Den unerprobten Naturſtaat fand Georg Forſter ſchon auf den Inſeln der Südſee. Selbſtverſtändlich können wir das in Europa nicht brauchen. Es wäre eine Frivolität, welche öſterreichiſchen Staatsmännern am fernſten liegt, wenn wir den öſterreichiſchen Naturſtaat im leichtſinnigen Vertrauen auf die Vernunft und Ordnung der Natur dem öffentlichen Gebrauch überließen, ohne durch eine ſorgfältige und gewiſſenhafte Belaſtung mit Unordnung und Unvernunft die genaue Probe zu machen, wie viel die Vernunft und Ordnung der lieben Natur auch auszuhalten imſtande iſt. —. Der Bauer ackert, der Müller mahlt! Nur die Frivolität der alten monarchiſchen Schule mochte die Gefahr wagen, auf ſo einfache Dinge ſich zu verlaſſen. Wir, der revolutionäre Muſterſtaat, verlaſſen uns auf dieſen Schlendrian nicht. Wir wollen ſicher gehen und es genau erproben, wie weit ein weiſe verwirrter und väterlich mißhandelter Staat den blinden Naturtrieben der Bauern und Müller vertrauen kann. Der Bauer und Müller hat ſeine Rechnung gemacht: das kann mein Erwerb ſein, das koſtet der Betrieb, das die landesfürſtlichen Steuern; — und wenn die Rechnung klappt, ſo wird er ſich nun mit der ganzen Dummheit der Südſee-Inſulaner den Naturtrieben des Brotmachens überlaſſen. Unſer Muſterſtaat entreißt ihn dieſer Dummheit. Landesfürſtliche Steuern, rechnete der Südſee-Inſulaner! Wir haben aber immer ein paar landesfürſtliche Länder in petto, wo die Kavaliere jagen und die Pfaffen plärren, für welch nützliche Dienſte wir ſie föderaliſtiſch von den Reichsſteuern befreien, welche Reichsſteuern wir dem Bauer und Müller zu ſeinen landesfürſtlichen verfaſſungstreu hinzu addieren. Das muß der Bauer und Müller wiſſen; er muß wiſſen, daß die Steuern „ausgeglichener" Länder wie das Schwert des Damokles und wie der Block des Siſyphus beſtändig über ſeinem eigenen Beutel ſchweben, und wenn er desungeachtet ackert und mahlt, dann, erſt dann iſt der verfaſſungstreue Bauer und Müller

in der rechten Geiſtesverfaſſung, mit ſeinen „ausgeglichenen" Brüdern in treuer gemeinſamer Feindſchaft zuſammenzuſtehen. — Der Schneider näht! Auch das hat er mit Baſtfäden und Palmblättern ſchon auf den Inſeln der Südſee getan. Liegt aber der ſittliche Trieb, Kleider zu machen und etwas mehr als die Tierhaut zu tragen, wirklich im Naturtrieb der menſchlichen Gattung, ſo beweiſe ſie es unter Hemmniſſen und Hinderniſſen. Es ſoll mir ein deutſcher Schneider in Czaslau nähen und ſeine tſchechiſchen Schneidergeſellen ſollen ihm mit berechtigter Schadenfreude und glorreicher Wenzelsbosheit mutwillig die Tücher verderben. Es ſoll mir der Schneider dann klagbar werden, aber die tſchechiſche Juſtiz, — aus der zentralen Reichstyrannei ausgeſchieden, — ſoll mir den deutſchen Schneider zum Schadenerſatz der Tücher verurteilen, welche die tſchechiſchen Geſellen ihm mutwillig verdorben haben! Das Geld fließt in tſchechiſche Armenkaſſen. Was iſt billiger, gerechter und weiſer, als daß ſich die ſittliche Begeiſterung, Kleider zu machen, in ſolchen Proben bewähre! — Die Weiber gebären Kinder! Soll das eine Kunſt ſein und nicht roher Naturalismus wie auf den Südſee-Inſeln, ſo darf im öſterreichiſchen Naturſtaat keine Mutter mehr ſicher ſein, ob ihr Kind auch ein Recht an die Mutterſprache hat, oder ob ſie ihm als Sprachmeiſter irgend einen „Aturen-Papagei" halten muß, welcher eine krepierte Indianerſprache ſpricht, deren Fortpflanzung durch Starmatze und Papageien gleichberechtigtes, wahrhaftes Oeſterreichertum! Man belaſte den Mutterleib mit ſolchen Belaſtungsproben, und erſt ſo kann es ſich zeigen, ob ihm das Gebären ein heiliger Ernſt oder bloß eine Zerſtreuung in müßigen Nebenſtunden iſt. — Dieſe Feſtrede mußte ich Ihnen zum beſten geben, weil Sie ſeit einer Woche wieder vieles geſehen haben, was man wahrhaftig nicht an gewöhnlichen Werkeltagen ſieht. Sie haben geſehen, wie „der Ausgleich" zur tſchechiſchen Türe hinausgeworfen, zum galiziſchen Fenſter wieder hereinkommt. Sie haben geſehen, wie der König von Böhmen den ungeſetzlichen böhmiſchen Landtag auflöſen läßt, welches Beiſpiel aber der Markgraf von Mähren, der Erzherzog von Oeſterreich und der Herzog von Krain in Mähren, Oberöſterreich und Slowenien leider nicht

nachahmt. Hier fungieren demnach die Landesausschüsse der ungesetzlichen Landtage als echte Revolutions-Komitees und im engsten Anschluß an das Revolutions-Zentralkomitee, welches man Wiener Kamarilla nennt, so daß die höchst entbehrliche und überflüssige konstitutionelle Minister-Regierung in der Tat durch drei konstitutionelle Minister und fünf geimpfte Sektionschefs genügend abgemalt ist und noch wohlfeiler durch acht Briefträger durchpausiert würde. Jenseits der Leitha sehen Sie gar nichts Politisches, sondern ein kleines rustikales Idyll. Sie sehen einen gottesfürchtigen puritanischen Farmer, namens Lonyay, welcher mit einem von ihm selbst erfundenen, äußerst nahrhaften Futtergemengsel von Bank- und Eisenbahnaktien die Fettmast des ungarischen Parlaments besorgt. Erst die Zucht, dann die Mast! Erst Andrassy und die Liebe, dann Lonyay und die Dickfütterung. Die besten Grundsätze der Landwirtschaft lehren nichts Besseres über die rationelle Bewirtschaftung des Nutzviehes. Das alles können Sie ungerecht beurteilen und schwer mißverstehen, — wenn Sie es für regiert halten; ich hatte Ihnen daher mit Nutzen zu sagen, daß der Sinn davon ein entgegengesetzter ist. Es ist n i c h t regiert — zur Ehre der Natur, welche sich selbst leitet; es ist sogar auf eine feine und verständige Weise ein wenig m i ß regiert; — um besagte Naturehre desto heller glänzen zu lassen.

Hebbel und Bauernfeld*)

(12. Januar 1872)

Krumm oder grad, die Natur verschafft sich ihr Recht. Sie erzeugt sich, was sie zum Leben braucht; gegen Hindernisse erzwingt sie es. Braucht sie Verschiedenheit, so rühren alle Ein-

*) Bauernfeld-Jubiläum 1872.

heitsſtaatler und Gleichheitsmacher ihre Maurerpinſel umſonſt. Die Tünche fällt ab, das Ungleiche und Uneinige ſtellt ſich ewig neu wieder her. Braucht ſie Aehnlichkeit, ſo ſind ihr auch die Knute und die Magna Charta einander nicht unähnlich genug, ſie geht dann krumm ſtatt grad und ertrotzt ſich, was ſie braucht. Vor allem aber und als höchſtes ihrer Bedürfniſſe braucht ſie: Maß für das Unmäßige! Nemeſis nannten die Völker dieſes dringendſte aller Naturrechte, als die Natur noch Religion war.

Die Königsmacht — das Unmäßigſte, was Menſchen erfinden konnten — ſcheint ſo recht darauf angelegt, den Witz der Natur auf die Probe zu ſtellen. Wie mäßigt ſie nun dieſes Unmaß, wie beſchränkt ſie das Schrankenloſe? Krumm oder grad. In England z. B. grad. Das Parlament iſt die Schranke der Königsmacht und die Schranke der Parlamentsmacht iſt wieder „Ihrer Majeſtät allergetreueſte Oppoſition".

Aber in Frankreich, dem Reiche der Jeſuitenallmacht, der Baſtille und des Jean Calas? Unſere Väter ſagten: Frankreich iſt eine durch das Vaudeville beſchränkte Monarchie.

Aber in Rußland, dem Reiche der Zarenallmacht, der Knute und des Kantſchu? Unſere Väter ſagten: Rußland iſt eine durch den Meuchelmord beſchränkte Monarchie.

Aber in Oeſterreich? Denn daß Verfaſſung und Reichsrat — die Magna Charta und das Parlament der Oeſterreicher — eine Schranke ſei, ſo gering wird man von dem Witz der Natur nicht denken. Unſere Väter ſagten alſo: Oeſterreich iſt eine durch den Straußiſchen Walzer gemäßigte Monarchie. Oder auch: Oeſterreich iſt eine durch die Wiener Poſſe gemäßigte Monarchie. Und was unſere Väter ſagten, können auch unſere Kinder noch ſagen, denn der Hauptſache nach iſt es ziemlich gut.

Ziemlich gut, aber doch nicht ganz gut! Das maßgebende Publikum tanzt wenig und geht ins Burgtheater. Die Definition müßte aber alle umfaſſen: die Tänzer und die Nichttänzer, die in die Poſſe und die ins Burgtheater gehen.

Alle! Ein großes Wort. Aber die Schwierigkeit reizt mich. Laßt mich 'mal ſehen. Was tun alle in Oeſterreich, um ſich

die öſterreichiſche Monarchie zu erleichtern? Richtig, ich hab's! Alle frondieren und ſchimpfen, alle ohne Ausnahme. Alſo ſtabilitieren wir unſere Definition als einen rocher von bronce: Oeſterreich iſt eine durch Frondieren und Schimpfen gemäßigte Monarchie. Oder um den öſterreichiſchen Inhalt in der engliſchen Faſſon auszudrücken: Oeſterreich iſt eine Monarchie, temperiert durch Sr. Majeſtät allergetreueſte Majeſtätsbeleidiger!

Dieſe Definition, auf die ich ſtolz bin, hat's übrigens hinter den Ohren. Jedes Wort darin will gewogen ſein. Daß ſie wahr iſt, iſt noch das wenigſte; wie mit Weinſchmecker-Zungen will es guſtiert ſein, in welch feinem und tiefem Sinne ſie wahr iſt. Daß ſie wahr iſt, wird auch der oberflächlichſte Ihrer Leſer, der nur je über Odernberg und Bodenbach hinausgekommen, wird jeder Blinde geſehen und mit Händen gegriffen haben. Wie hat man ihm dieſes Oeſterreich ſchwarz gemalt, ſchwimmend im rektifizierten Polizeigeiſt, gleich einer luftdicht verſpündeten Mißgeburt in ihrer Spiritusflaſche! Dieſes Oeſterreich, wo die Wände Ohren haben, aber die Gedanken keine Zunge und die Zunge kein unbewachtes Wort; wo der Mouchard, hier Naderer, Vertrauter, Spitzel genannt, wie ein Heuſchreckenſchwarm jedes Hälmchen von Redefreiheit und jedes Keimchen geſelliger Offenherzigkeit mit giftigen Freßwerkzeugen abweidet und ausrottet; wo ſich der Gaſt vor dem Wirte, der Bruder vor dem Bruder in acht nehmen muß; wo ſelbſt die Sonne am Himmel Spion und die Welle der Luft Denunziant zu ſein ſcheint! Und was fand er? Ueberall, allüberall, wo nur zwei Menſchen auf dem Pflaſter und zwei Spatzen auf dem Dache zuſammenkamen, den öffentlichen und ungenierten Gebrauch eines lauten, herzhaften Schimpfens! Man ſchimpfte im Theater, auf Bällen, in Konzerten, in Gaſt- und Kaffeehäuſern; man ſchimpfte links und rechts, oben und unten, auf dem Verdeck und in der Kajüte; man ſchimpfte im Kaufladen, im Omnibus, im zweiſchläfrigen Bett und im achtſitzigen Kupee. Es ſchimpfte A. und Z., es ſchimpfte Numero Eins und Numero Million, es ſchimpfte der Naderer, der Spitzel, der Vertraute, es ſchimpfte die Polizei ſelbſt, ja es ſchimpften die hohen und höchſten Orte, wovon ich die Beiſpiele, wenn ſie verlangt werden, nicht ſchuldig bleiben

will. Wer nicht ſchimpfte war ein ungebildeter Menſch, ein Idiot, gehörte nicht in die Zirkel der Intelligenz, nicht in die feine Geſellſchaft. Denn hier präſidierte der ſchimpfende Hofrat, welcher tags dem „Syſteme" diente und abends übers Syſtem aufs witzigſte ſchimpfte; wie denn der liberale Beamte, alſo der ſchimpfende, der eigentliche Repräſentant Oeſterreichs, die Charakter- und Muſterfigur, der Typus und der Schildhalter dieſes intereſſanten Staatsweſens iſt. Kurz, der Bruder Berliner, der über Bodenbach und Odernberg nur mit Zähneklappern und einer Gänſehaut hereingekommen, fühlte ſich aufs angenehmſte enttäuſcht, und weil alles ſo geiſtreich ſchimpfte, wollte er ſeinen Geiſt nicht zuletzt leuchten laſſen, ſondern ſchimpfte noch geiſtreicher mit.

Wups, faßte ihn die Polizei beim Kragen und warf das Scheuſal in die Wolfsſchlucht.

Wie kommt mir dieſes? Wo alles ſchimpft, kann Karl allein nicht loben, ſagt er als echtes Berliner Kind mit klaſſiſchen Anklängen; warum muß ein einzelner Schimpf-Choriſt brummen, während der ganze Schimpf-Chor frei herumgeht und öffentlich ſchimpft?

Das eben iſt die Geheimlehre meiner Definition.

Du haſt geſchimpft wie ein Naturaliſt, aber in Oeſterreich iſt das Schimpfen eine feine jeſuitiſche Kunſt! Du haſt beleidigt, aber nicht „allergetreuſt".

Zum Beiſpiel! Du ſchimpfſt über Haynau und Windiſchgrätz; wie machſt du das, Bruder Berliner? Ha, ihr Ungeheuer, was für blutige Hände habt ihr! Siehſt du wohl; da liegt der Haſ' im Pfeffer. Jetzt paſſ' einmal auf, wie der Bruder Oeſterreicher ſchimpft. Pfui, meine Herren, was für — ſchwarze Nägel haben Sie! Bedienen Sie ſich doch dieſer Nagelbürſte!

Nicht wahr? das heißt einmal, ſtarke Wahrheiten ſagen? Und wer ſie geſagt, wird ungeheuer berühmt, iſt ein Liberaler, ein Radikaler, ein Held der öffentlichen Meinung, man bewundert ſeinen echten Mannesmut, ſein Wort geht von Mund zu Mund, die Nagelbürſte wird ein liberales Programm!

Der feine und tiefe Sinn des öſterreichiſchen Schimpfens, wovon ich geſprochen, iſt alſo dieſer: Schimpfe bei jeder Sache

über die Nebenſache, aber nie über die Sache; dieſer ſelbſt geh ſchlau aus dem Wege. Schimpfe ferner ſo, daß du dich nicht abſonderſt von denen, über welche du ſchimpfſt, nicht von anderem Stoffe ſein willſt als ſie, nicht in ſtolzer Selbſteinſamkeit eine Wahrheit und einen bitteren Ernſt aus deiner Fronde machſt, ſondern daß du fleißig mitgehſt, mitſchwimmſt, mittanzeſt, mittrinkeſt und mitſchmauſeſt, an allen Tiſchen ein gerngeſehner Gaſt und beliebter Frondeur! Warſt du in jenem Falle ſchlau und biſt du in dieſem Falle gemütlich, dann haſt du den eigentlichen Geheimſinn der öſterreichiſchen Schimpf-Popularität ergründet. Dann ſprich getroſt von einem Capua der Geiſter, — wie der mild-liberale Grillparzer, — aber Capua legt ſich dir zu Füßen, wenn der Augenblick da iſt. Dann poltere in Gottes Namen — wie der erz-radikale Bauernfeld, der den Herodes überherodiaſt: Was, Capua der Geiſter! Nicht Capuaner, Capauner ſind dieſe Wiener! Aber die Capauner umflattern dich mit Begeiſterung, weil du nie ſo ungemütlich warſt, als Adler unter ſie zu fahren.

Solch ein Adler, der keinen Spaß verſtand und bei dem ſich die Gemütlichkeit aufhörte, war z. B. der norddeutſche Dithmarſe Friedrich Hebbel, der dafür aber auch tot iſt. Eines Tages rezenſierte er:

„Ein Buch von uns Wienern in luſtig gemütlichen Reimlein von Ruſticocampius.“ (Leipzig 1858.)

Und der Adler faßte unſern luſtig gemütlichen Ruſticocampius (Bauernfeld) nicht eben mit Capaunerkrallen an, ſondern rezenſierte wie folgt:

„Rahel ſchrieb einmal an ihren Mann: Dein Brief iſt ſo katzenklug, daß er Mäuſe fangen müßte, wenn er lebendig wäre. Dieſer Ausſpruch paßt vollkommen auf das luſtig gemütliche Buch, das uns hier vorliegt. Der Verfaſſer, Herr Eduard Bauernfeld, möchte nach der Dedikation gern den Titel des letzten Hof- und Volksnarren davon tragen und hat den Mut, bei der Gelegenheit an Kaiſer Maximilian und ſeinen Kunz von der Roſen zu erinnern. Dieſer Wunſch iſt gar nicht ſo beſcheiden, wie er ausſieht, und wird ſchwerlich in Erfüllung gehen. Dagegen hat er ein ſo ſeltenes diplomatiſches Talent be-

wieſen, daß er in jedem Departement des Auswärtigen mit Nutzen zu verwenden wäre. Uns iſt nie ein Produkt vorgekommen, das unter der Maske der Harmloſigkeit ſo viel Kalkül verſteckte. Hier iſt geradezu alles berechnet, vom ſcharfen Stoß an, der ins innerſte Gekröſe eindringen möchte, wenn nur die Spitze nicht abbräche, bis zum kameradſchaftlichen Gekitzel mit dem Lederknopf herunter. Der Meiſter zeigt ſich ſchon gleich beim Zuſchneiden des Themas. Ein Buch von uns Wienern! Was für ein Wien iſt gemeint, das alte oder neue? Das alte? Wie kommt Herr Daviſon und Fräulein Seebach hinein? Freilich, es ſind renommierte Schauſpieler und Herr Bauernfeld hat Stücke geſchrieben! Das neue? Was haben Bäuerle und Caſtelli noch darin zu ſchaffen? Nun, es ſind gute Freunde, die ihre vergoldete Nuß zum Spielen haben mußten! Eine noch viel größere Virtuoſität tritt aber in der Behandlung hervor. Wie artig ſind dieſe Grobheiten, wie boshaft dieſe Komplimente! Und wie geſchickt ſind vor allem die Blitzableiter angebracht! Wir haben in der antediluvianiſchen Zeit auch gewiſſe Verbrüderungsfeſte mitgemacht, aber wir tranken auch auf die Geſundheit Ferdinands des Gütigen und bringen es jetzt in Erinnerung. Wir nehmen uns gegen einen Miniſter etwas heraus, aber wir feiern auch „zwei edle Opfer". Wir binden mit der Montierungs-Kommiſſion an, aber wir rufen: Hoch Radetzky! Courage, Courage, wenn auch Gewitter in der Luft herumziehen ſollten, bei uns wird's nicht einſchlagen! Dabei wird fortwährend von Gemüt gebimmelt, was ſich nicht viel beſſer ausnimmt, wie das Vaterunſerbeten beim Fenſtereinwerfen und Laternenzuſammenſchlagen. Das Buch iſt eine merkwürdige moraliſche Erſcheinung; äſthetiſch exiſtiert es gar nicht; es gehört zu den platteſten Nachahmungen des Heineſchen Romanzero und verdient in jeder Beziehung die ernſtlichſte Zurückweiſung."

Dieſe ganze Charakteriſtik iſt ſo gerecht, daß ſie in Bezug auf eine einzelne Perſon faſt wieder ungerecht iſt. Hebbel hätte dem armen Bauernfeld eine wahre réparation d'honneur zu leiſten vermocht, wenn er geendet hätte, womit ich angefangen, nämlich der Gattung zuzuſchreiben, was hier am Indivi-

duum erſcheint. Es iſt nicht Bauernfeld, es iſt der liberale Oeſterreicher, der Oeſterreicher in der Oppoſition, den wir beide charakteriſiert haben.

Vom öſterreichiſchen Paſſions-Spiel*)

(18. Februar 1872)

Wenn Deutſchland mit all ſeinen guten Freunden ſo viel Glück hat wie mit dem Vetter Oeſterreich, ſo — muß Deutſchland viel Verſtand haben, denn viel Glück hat es juſt nicht. Daß wir ſo langweilig ſind wie die Nymphe Echo, darüber dürften ſich die Herren in Deutſchland kaum zu beklagen haben. Ganz im Gegenteile! Die allianzartige Freundſchaft und politiſche Ehe, die uns mit Ihnen verbindet, iſt, wie Sie ſehen, nicht nur kein Echo, ſondern lauter Widerſpruch. Kaum hatte Vetter Oeſterreich in Iſchl, Gaſtein, Salzburg und all den wunderſchönen Gegenden mit Mühmchen Deutſchland die wunderſchönſten Schwüre gewechſelt, ſo drehte er ſich auf dem Abſatz herum und rief: Nun will ich aber auch ein tüchtiger Slowak werden! Und Mühmchen Deutſchland mußte zu ihrem Entſetzen neun Monate lang Namen ausſprechen lernen, wie Pane Iricek und Pane Habietinek, welche Frucht der Alpenliebe und der Zärtlichkeit von neun Monaten dem armen Mühmchen als vertauſchten Wechſelbalg in die Wiege zu legen, die Erzeuger Hohenwarts eine verzweifelt ernſthafte Miene machten.

Und welche Freude erleben Sie ſoeben jetzt an Ihrem Alliierten? Sie finden in Deutſchland, daß Ihre Schulen zu ſehr poloniſiert werden, und wir in Oeſterreich finden, — daß ſie zu wenig poloniſiert werden; wir treten das ganze Unterrichtsweſen eines großen Königreichs den Polen ab, was wir nebſt vie-

*) Gefährliche Sonder-Konzeſſionen an die Polen, um ſie für die direkten Reichsrats-Wahlen zu ſtimmen.

len anderen Abtretungen „einen Ausgleich mit Galizien“ zu nennen belieben. Nicht wahr, das ſind doch parallele Wege zwiſchen zwei guten Freunden und Alliierten? Sie machen Ernſt damit, Ihre Prieſter, welche Ihr Deutſchtum ſchädigen, der Staatsgewalt zu unterwerfen, und auch uns iſt es Ernſt, mit den „Vorlagen“, welche die Aufhebung des Konkordats durchführen ſollen, — ein für allemal n i ch t Ernſt zu machen. Nicht wahr, das iſt doch endlich eine wohlverſtandene Gemeinſamkeit der beiderſeitigen Intereſſen?!

Dieſe Vorlagen, dieſe berühmten Vorlagen ſind ein gar ſcheuer Singvogel! Man hört ſie wohl, aber man ſieht ſie nicht. Gehört haben wir ſchon zwei Thronreden, worin ſie ſich ſcheinbar ankündigten; aber kein Vogelſteller haſcht ſie wirklich, vor jedem verbergen ſie ſich ins dichteſte Holz — der Miniſterpulte.

Aber wer Gukuk kann auch Geſetze machen g e g e n die Prieſter, wenn man Geſetze zu machen hat f ü r ihre guten Freunde, für die Polen? Gott ſei Dank, daß wir immer ſtaatsrechtliche Geſetze zu machen haben und vor lauter Sorge für das Staatsrecht entſchuldigt ſind, das Staatswohl zu beſorgen! Wenn Franklin nicht den Blitzableiter erfunden hätte, ſo hätte er den öſterreichiſchen Staat erfunden, dieſen vortrefflichen Univerſal-Blitzableiter für alles, auf was der moderne Staat blitzen und donnern muß und was wir ſinnreich erhalten durch Reaktivierung unſerer veralteten Staaten, eleganter zu ſagen, durch „Löſung unſrer ſtaatsrechtlichen Probleme“. Das iſt ja das unnachahmlich Feine und Künſtliche unſrer politiſchen Gangart, daß wir unſre Fortſchritte zugunſten des Rückſchritts machen können. Immer fortgeſchritten in der Anatomie der Provinzen! Die Provinzen brauchen dieſe Anatomie ungemein notwendig, um in Schule, Rechtspflege, deutſcher Kultur — zurückzuſchreiten. So iſt bei uns die Reaktion — ein liberales Prinzip. Das mache uns einer nach!

Aber wartet nur, ihr Provinzen! Eure Unabhängigkeit von uns iſt ja nichts als unſre Unabhängigkeit von euch. O, wir ſind viel geſcheiter, als man uns anſieht! Mit unſern hinterliſtigen „Konzeſſionen“ ſtellen wir euch ein Bein, locken euch zwei Drittel, locken euch das Notwahlgeſetz und die direkten Wahlen ab,

und haben wir nur erſt dieſe fürchterliche Blitz- und Donnermaſchine, dann ſoll's losgehen! Dann paßt mal auf!

So ungefähr meinte es der König Lear auch, als er ſeine zwei Töchter aufs Eis der Autonomie führte und ihnen klüglich die Laſt der Krone zuwälzte, während er ſich ſelbſt die Ehre der Krone und einen Reichsrat von hundert Rittern vorbehielt. Aber wie ungebildet Shakeſpeare dieſes zarte Thema behandelt hat! Der ſchlechte Poet läßt nämlich merken, die zwei autonomen Töchter hätten den König Lear mitſamt ſeinen hundert Rittern — hinausgeworfen. Fi donc!

Um wieviel ſchöner ſieht die öſterreichiſche Preſſe die Sache an! Die verfaſſungstreue und deutſchgeſinnte (!) freut ſich aufrichtig über die Weisheit des „Sub-Komitees", ſie gratuliert ſich zu dem „glücklichen" Ausgleich, ſie empfiehlt den Polen nur noch die „Mäßigung", mit der Kaſtration unſerer Souveränität großmütigſt ſich zu begnügen, ſintemal ſelbſt der heilge Auguſtin nicht weiter gegangen und ſich nicht etwa das Herz aus dem Leibe herauskaſtriert, ſondern es ſeinem Lebens-Zentralismus immer noch vorbehalten, weil ja die Chirurgie die „glückliche" Amputation dieſes verhaßten zentraliſierenden Muskels leider noch nicht erfunden hat, wie es allerdings wünſchenswert wäre; kurz, ſie iſt befriedigt, die verfaſſungstreue und deutſchgeſinnte Preſſe. Denn — „die Katz, die Katz iſt gerettet!" Der heißgeliebte Reichsrat wird endlich vollzählig ſein.

Fragen Sie mich übrigens nicht, was das auf deutſch heißt: Propter vitam vivendi perdere causas! Es iſt wahr, unſre geſetzgebende Verſammlung wird unabhängig werden von den Landtagen, denn ſie erkauft ſich das — eben mit dem Recht der Geſetzgebung! Warum ſollten die Polen das Geſchäft nicht machen? können ſie doch den Reichsrat und ſeine heißerſehnte Zweidrittel-Majorität den Reſt deſſen, was er nicht mehr zu beſchließen hat, ruhig beſchließen laſſen! Den Reichsrat freut's und die Polen berührt's nicht mehr. Warum ſollten ſie das Geſchäft nicht machen?

Sie fragen mich: Aber warum hat's der Reichsrat gemacht? Pardon, das wollte ich juſt Sie ſelbſt fragen. Ich weiß es nämlich nicht.

Inzwiſchen glaube ich, verhält ſich die Sache ſo. Dem Reichsrat war es ſeit Jahren peinlich, ein Rumpfparlament — an Köpfen zu ſein. Das will er um jeden Preis abgeſtellt haben und wird nun ein Rumpfparlament — an Rechten. Das iſt kurz und gut die Wendung, die ſich im „galiziſchen Ausgleich" vollzieht.

Wie Sie ſehen, iſt hier nicht ſehr vieles Täuſchung, ſondern rein alles!

Der Reichsrat wird nicht, wie er glaubt, durch die Unabhängigkeit und Zahl ſeiner Köpfe ſeine Macht vermehren; er hat dieſe Macht erkauft durch Teilung der Macht, und ſolange die Welt ſteht, war das nicht das Geheimnis der Machtausübung.

Mit einem Worte, der Reichsrat täuſcht ſich erſtens, zweitens und drittens.

Erſtens täuſcht er ſich, wie ſoeben bemerkt, wenn er ſich einbildet, man erkauft ſich höheres Anſehen und ſtärkeren Gehorſam durch Verzicht auf Geſetze, welche man nicht mehr geben will, für den Reſt der Geſetze, welche man zu geben berechtigt bleibt. Quod non! Dieſer Reſt wird von da an nur noch wie eine Ware erſcheinen, um welche man zu handeln fortfahren darf. Die Polen werden in Interpretations- und Kompetenz-Streitigkeiten erfinderiſch und unermüdlich ſein, auch wenn der Fall noch ſo klar wäre. Ihre Autonomie wird ihnen Mittel genug bieten, das Klare zu trüben, im ſchlimmſten Falle das nicht Wegzuleugnende wenigſtens zu verzetteln, zu zerſtreuen, hinauszuſchieben, vom feſten Boden des Sachlichen in das ſchwankende Moor des Perſönlichen hinüberzuzerren, wo es einſchläft, erſtickt und untergeht. Ihre Autonomie wird die Kraft haben, ſich auszudehnen, kurz und gut geſagt. Und wenn nicht theoretiſch, noch lieber und profitabler praktiſch!

Zweitens täuſcht ſich der Reichsrat noch grimmiger, wenn er ſich einbildet, ſein Geſetzgebungsrecht überhaupt nicht geteilt zu haben, und die galiziſche Autonomie an die Oberaufſicht des Reiches zu binden durch die „ſelbſtverſtändliche" Klauſel, daß ſich beſagte Autonomie „nur innerhalb des Rahmens der Staatsgrundgeſetze" zu bewegen habe. Selbſtver-

ſtändlich! Die Herren werden ſich wundern über dieſe Selbſtverſtändlichkeit! Ich meines Orts habe noch keinen rollenden Stein geſehen, welcher dort liegen blieb, wo ich ihm mit Kreide einen Strich vorzeichnete. Der galiziſche Ausgleich iſt der Uebergang von der Reichseinheit zum Föderalismus, d. h. die größte Revolution Oeſterreichs, und Revolutionen haben die Unart, über Klauſeln und Paragraphe hinwegzurollen wie der rollende Stein über den Kreideſtrich. Wie treu und romantiſch die deutſchen Reichsratsherren an ihren Kreideſtreich glauben, verdient übrigens die wärmſte Anerkennung der Lyriker. Die Staatsgrundgeſetze hat noch jeder Pfaffe in Tirol, in Böhmen und wo es ihm beliebte, mit Füßen getreten, auch ohne Ausgleich; die Pfaffen, Popen und Schlachzizen, hinter dem feſten Wall eines Ausgleichs, werden ſie „ſelbſtverſtändlich" reſpektieren!!

Drittens täuſcht ſich der Reichsrat am allergrimmigſten, wenn er den „galiziſchen Ausgleich" für den Abſchluß ſeines kleinen häuslichen Kopfzahl-Schlamaſſls hält, anſtatt für den Anfang der großen föderaliſtiſchen Revolution. War es doch ein Schauſpiel für Kinder, wie man zwiſchen der galiziſchen Reſolution und der böhmiſchen Deklaration unſere Miniſterien hin und her ſchaukeln und eine mit der anderen in Schach halten ſah. Sind die Polen zu teuer — nun gut, ſo handeln wir mit den Böhmen und trotzen mit euch. Sind die Böhmen noch teuerer, wohlan, ſo kehren wir zu den Polen zurück, die ſich inzwiſchen vielleicht eines Beſſeren beſonnen. So ſah man unſere Miniſter ſeit ſechs Jahren, wie ſie ſich einbildeten, Herren des Kaufes ſein und eine Ware an der andern herabhandeln, und doch hätte ihnen jedes Kind ſagen können: der Markt iſt ihr Herr und die Stunde wird kommen, wo ſie *beide* Waren kaufen müſſen, genau ſo wie ſie das ungariſche 67er Elaborat mit den 48er Geſetzen kaufen gemußt.

Naiv! Die galiziſche Reſolution müßte durchgeführt werden und doch kam Galizien rechtlos an Oeſterreich und hat gar nichts zu reſolvieren! Nach dieſem Präzedenz aber dürfte die böhmiſche Deklaration noch immer ignoriert werden und doch hat Böhmen ein tatſächliches Landrecht, — zwar ein veraltetes,

ſtändiſch-zopfiges, unbrauchbares, längſt nicht mehr ausgeübtes, aber immerhin ein Landrecht! Es iſt wirklich merkwürdig! Mir ſcheint, ich habe noch nicht alles Merkwürdige, was Gott erſchaffe.. hat, in den zoologiſchen Gärten geſehen!

Alſo mit anderen Worten und kurz und gut: unter lauter Proteſten gegen den Föderalismus treibt ihr dem Föderalismus zu! Nach dem galiziſchen Ausgleich iſt der böhmiſche gar nicht zu vermeiden und der zieht den tiroliſchen und ſloweniſchen nach ſich. Und wenn ihr endlich ausgeglichen habt und der Föderalismus, im Prinzip perhorreſziert, in der Praxis — zu eurer eigenen komiſchen Verwunderung — die Verfaſſung Oeſterreichs geworden, ſo werdet ihr eures geſicherten Vollparlamentchens, hochverehrte deutſche Verfaſſungstreue (Verfaſſungstreue und galiziſcher Ausgleich!), noch immer nicht froh werden, denn was hättet ihr nach dem Ausgleich Anderes zu tun als — auszugleichen?! Das iſt eine Arbeit, ihr Herren, die man in verfaſſungstreuen Subkomitees zwar anfangen, aber nicht ganz ſo luſtig und unbefangen beendigen kann! Was ging denn ſoeben zwiſchen Ungarn und Kroatien vor? Haben ſich dieſe Herrſchaften vor fünf Jahren nicht beſtens und ſchönſtens ausgeglichen? Und hat es nicht wirklich und leibhaftig ganze vier Jahre gedauert, um im fünften von neuem anzufangen und immer wieder von neuem? Der galiziſche Ausgleich! Ein Ring der Seeſchlange! Nun gebt aber acht, wie lang dieſe Seeſchlange iſt und wie viele Ringe ſie noch ſchlagen wird. Ein ungemütliches Tierchen! Wie leichtſinnig ihr's losgebunden habt in euren verfaſſungstreuen Subkomitees!

Nur einer wollte es angebunden wiſſen, das war Baron Kellersperg. Als das Miniſterium Kellersperg nicht beliebt wurde, war das Schickſal Oeſterreichs beſiegelt. Das Miniſterium Hohenwart begab ſich nicht anders auf die Flucht, als indem es die zerſtückten Glieder ſeines Prinzips hinter ſich über die Länder ausſtreute, und dort werdet ihr es jetzt von Land zu Land aufleſen müſſen.

Das iſt der Unterſchied zwiſchen Kellersperg und Adolf Auersperg, ein Unterſchied, den ihr etwas leicht genommen habt. —

Es wäre der Mühe wert zu wiſſen, und die Neugierde plagt mich, wie Shakeſpeare ſeinen König Lear wohl gedichtet hätte, wenn er ſo viele Töchter gehabt hätte, als Oeſterreich Provinzen hat! Der arme Mann wurde ſchon über zwei Töchter verrückt und die dritte hat man ihm aufgehängt!

Gute Cordelia, alte deutſche Markgrafſchaft Oeſterreich! Gott ſchütze deinen verfaſſungstreuen weißen Schwanenhals, wenn ein Dutzend Regans und Gonerils autonom werden!

Glücklich, wer nicht Zuſchauer dieſer Tragödie zu ſein braucht, noch glücklicher, wer darin keine Rolle zu ſpielen braucht! Was mich betrifft, ſo würde ich in dieſem König Lear höchſtens — den Narren zu ſpielen verlangen, vorausgeſetzt, daß eine löbliche Direktion meine ſchwache Kraft mit dieſer ſchönen Charakterrolle betraute!

Auf den Knien

(25. Februar 1872)

Wenn die franzöſelnden Oeſterreicher für ihre ſchlechte Sache ſchon gar nichts mehr zu ſagen wußten, ſo ſagten ſie — und zwar die Liberalen, diejenigen, welche beinahe für deutſch gelten wollten, hätte ſie nur nicht die tiefſinnige Weisheit ihres Liberalismus daran verhindert: „Geben Sie acht, wenn die Preußen ſiegen, ſo werden wir alle in einem Jahre auf den Knien rutſchen müſſen.“ Ich hatte gut antworten: „Ein Siegervolk rutſcht nicht ſo leicht auf den Knien“ — man wußte es ja, daß ich die Binde des preußiſchen Amors trug und blind vor deutſcher Liebe war, der Liberalismus dagegen war hellſehend und ſcharfſichtig, und fürchtete ſehr geſinnungstüchtig, auf den Knien zu rutſchen, wenn die Preußen ſiegten, ſo daß er alſo doch auch zu dem Wunſche der Reptilien gravitierte, daß die Franzoſen ſiegen

möchten, dieſelben Franzoſen, welche von Gaëta bis Mentana vor den Jeſuiten des Vatikans — ſeit zwanzig Jahren bereits auf den Knien rutſchten! Wahrlich, das gab nun vollends ein zoologiſches Unikum: das Reptil als feinfühliger Wetterfroſch des Liberalismus!

Nun, die Preußen haben geſiegt und das Jahr iſt um. Und faſt genau am Jahrestage der Kapitulation — entläßt Preußen ſeinen Hoch- und Oberknierutſcher Mühler; aber Bismarck, Luthers Fußtapfen findend — ſetzt vom 30. Januar an die Schlachtreden Wittenbergs fort. Den Luthers Arm, der die päpſtliche Anmaßung ſtürzte, nicht mehr erreichen konnte, Ignaz Loyola, den angemaßten Vormund des Papſtes und überpapſteten Papſt, packt die Heldenfauſt eines konſervativen preußiſchen Edelmannes an, eines Landjunkers — wie Cromwell! Und die die Siege ſeines Volkes fürchteten, die kernfaulen Phariſäer des Liberalismus, rutſchen nicht nur auf den Knien, ſondern richten an jedem ſeiner Worte hoch ihre Nacken auf!

Ich muß das ſagen, denn — ſie ſtehlen mir das Wort vom Munde weg und ſagen es ſelbſt. Dieſes Lügengeſchlecht, dem die ſchamloſeſte Frechheit immer die liebſte iſt, erfrecht ſich bereits das Lied anzuſtimmen: wie kurzſichtig waren doch diejenigen, welche von dem Siege Preußens eine klerikale Reaktion uſw. uſw. Siehe ganz wie oben! Und doch waren dieſe „Kurzſichtigen" ſie ſelbſt und ihre perſönlichſten Perſonen. Ich könnte ſie Mann für Mann nennen, die „liberalen" und „demokratiſchen" Abonnements-Pfaffen, die Verdummungs-Häuptlinge, die unfehlbaren Preß-Päpſte und Korruptions-Equilibriſten auf dem Galgen-Trapez, die vor einem Jahre aus feiger und dummer Angſt vor dem gelben Fleck Deutſchlands Sieg fürchteten und die heute „wonnegrunzelnd" nach Junker Bismarcks Reden hinhorchen, weil ihnen ihr „liberaler" Stremayr allerdings nichts zu erhorchen gibt.

Und was ſollte Doktor Stremayr auch zu ſagen haben in der Monarchie Ferdinands II.? Er hätte höchſtens zu ſagen, daß er nichts zu ſagen hat; aber ich habe noch keinen Fiſch gehört, welcher geſagt hätte: ich bin ſtumm! Die Naturgeſchichte

ſagt es für ihn. Auch Doktor Stremayr läßt für ſeine Stummheit Oeſterreichs Naturgeſchichte reden, was von Pater Lamorain bis — Pater Stremayr, hätte ich bald geſagt, immer die Kirchengeſchichte iſt.

Und ſie redet nicht undeutlich dieſe Geſchichte; überhaupt redet niemand undeutlich, der gute Zähne hat, — ſo gute Zähne, wie ſie die Kirche hat.

Da geht z. B. der Erzbiſchof von Olmütz ländlich ſittlich hin und ſtreicht aus dem Matrikelbuche zu Proßnitz und Neutitſchein ungeniert Zivilehen aus. Es iſt, wie wenn mir jemand aus meinem Zimmer Porträts und Büſten hinauswürfe, die ihm nicht gefallen. Das Matrikelbuch iſt ein Möbel im Zimmer des Staats und nicht der Kirche. Natürlich weiß das der Erzbiſchof von Olmütz beſſer; er weiß es längſt: der ganze Staat iſt das Zimmer der Kirche! Ich höre ihn ordentlich, den braven Mann, der gewohnt iſt, ſeinen Schritt und ſeine Ellbogen frei zu haben. Ei was, bleibt mir vom Leibe mit euern Giskraden und Stremayreien! Ich kenne in Oeſterreich keinen anderen Befehlshaber als die Kirche! So war es, ſeit Pater Lamorain, der den Wallenſtein umbringen ließ, bis zum Staatsrat Braun, der den Proteſtanten Beuſt hinausgeſandtſchaften ließ. So war's und ſo bleibt's!

Und hat er nicht recht? Recht hat der, dem man es gibt. Und recht gibt ihm Hofrat Lemonier, der Polizeidirektor von Wien, welcher eine Verſammlung der Altkatholiken als „ſtaatsgefährlich" verbietet. Staatsgefährlich! Pfaffengefährlich hätte er ſagen müſſen; aber mein Gott, das verſteht ſich ja von ſelbſt; der Pfaff iſt der Staat und der Staat iſt der Pfaff. Die altkatholiſche Kirche wird der römiſch-katholiſchen gefährlich, folglich wird ſie auch dem Staate gefährlich, eine Folgerung, mit der wir hiermit zu unſerem größten Vergnügen manifeſtiert haben wollen, daß wir noch immer eine Staatskirche, eine römiſch-katholiſche Staatskirche haben. So war's und ſo bleibt's, — konfeſſionelle Geſetze hin, konfeſſionelle Geſetze her!

Die armen Schulgeſetze, Ehegeſetze, konfeſſionellen Geſetze! Dieweil ihr Schäfer, Doktor Stremayr ein ſtummes Fiſchlein auf kühlem Grunde iſt, ſtehen ſie da, wie nackte zitternde Lämmlein,

umfletſcht von den Rachen der Wölfe. Welcher Zahn wetzt ſich nicht an ihnen! Denn die Wölfe müſſen geſchont werden, haben die liberalen Schäfer die Thronrede ſagen laſſen. „Die Schulgeſetze werden mit Ernſt, aber mit Schonung durchgeführt werden.“ Natürlich bleibt von einem aufgelöſten Akkord die Auflöſung im Ohre zurück; welches Ohr könnte ſonſt Muſik überhaupt aushalten? Die Pfaffen haben nicht den „Ernſt“, ſondern die Auflöſung des Ernſtes, die „Schonung“ im Ohre behalten und das Pfaffenohr hört ſehr gut. Man braucht ihm ſolche Dinge wahrlich nicht zweimal zu ſagen!

Mit dieſer „Schonung“ im Ohr iſt das winzigſte Pfäfflein mitten in der Monarchie ſein eigener Souverän, gleichſam eine zweibeinige Republik Monako, welche, ſooft ſie die Stiefel anzieht, auf jeder Straße des Kaiſertums ihre Souveränität mit an den Sohlen trägt. Und hat jener Großpfaffe des Kaiſers ſanktionierte Zivilehe aus der Matrikel geſtrichen, warum ſoll dieſer Kleinpfaffe des Kaiſers verſtorbenem Untertan, der ein Altkatholik iſt, nicht das Begräbnis verweigern auf „ſeinem“ Kirchhof, wie er ſagt, nämlich auf dem Kirchhof der Gemeinde, nämlich auf einer Kataſter-Nummer des Staates? Natürlich tut er es! Und hat der Polizeidirektor der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien unter dem liberalen Miniſterium Auersperg-Unger eine Altkatholiken-Verſammlung verboten, warum ſoll der Bezirks-Hauptmann von Ried nicht verbieten, daß die dortigen Altkatholiken ſechshundert Gulden für Adaptierung des Theaters zu Kultuszwecken ſammeln? Natürlich tut er es auch! Aber wer verargt es dann jenem Meraner Pfäfflein, der überhaupt nicht mehr glauben kann, daß die Oeſterreicher Grundrechte hätten, auch nicht einmal das Grundrecht — Schlittſchuh zu laufen! So ſchickt denn das Meraner Pfäfflein Bauern hinaus und läßt die Eisbahn krümelklein in Stücke zerſchlagen, denn — ſagt das Meraner Pfäfflein — auch Frauen laufen Schlittſchuhe und das gibt durch den Eisſpiegel von unten herauf Reflere, — Reflere — die zwar kein Menſch noch geſehen hat, die aber die keuſche Phantaſie des eheloſen Heiligen ſieht, der ſeines Gelübdes ſo voll iſt, daß ihm der Gegenſtand desſelben unabläſſig vor Augen ſchwebt!

Das sind die Leute, die bei uns geschont werden müssen! Zwar gegen den Erzbischof von Olmütz — berichteten vor drei Wochen die Zeitungen — hat der Staatsanwalt die Untersuchung eingeleitet und drei Wochen lang zitterte ich — daß der Erzbischof den armen Staatsanwalt tüchtig beim Kopf nehmen wird; aber es scheint, der hohe Kirchenfürst hat den vorwitzigen Mann für diesmal noch laufen lassen: wenigstens hörte man von keinem Unglücksfalle. Was so ein heldenmütiger Staatsanwalt Untersuchungen einleitet, von denen drei Wochen lang niemand nichts weiß! Da sind wir schon glücklicher mit der Untersuchung, welche der Staatsanwalt gegen den Pater Gabriel in Linz, wie es scheint „mit Ernst, aber mit Schonung" eingeleitet hat, denn man hat uns schon längst der Nachricht gewürdigt, daß jene sittlich-entrüstete Untersuchung — wieder eingestellt ist!

Er zieht den Degen aus der Scheide
Und denkt, was kann verwegner sein!
Besieht die Spitze und die Schneide,
Und — steckt ihn ruhig wieder ein.

Am tiefsten aber ist wohl der Brunnen, in welchen der Prozeß Puches gefallen ist, der Stainzer-Prozeß gegen den fanatisierten Mörder des liberalen Bürgermeisters Hangi. Ich gebe 10 000 Taler demjenigen, der mir beweist, daß er in sämtlichen österreichischen Blättern seit mehr als zwei Monaten nur die geringste Spur einer Notiz darüber gefunden! Pur und gediegen vergolden sollte man ein so klassisches Gebilde von Preßbureau und seine oberste Leitung! Es gehört aber auch eine so klassische Erscheinung dazu wie die liberale österreichische Presse, die dem klassischen Preßbureau so klassisch aus der Hand frißt! Auf einen Wink sind sie „Oranien der Schweigsame" Mann für Mann!

Aber im Geschäfte schauspielern sie freilich liberal, die armen Kujone; vor lauter Liberalismus haben sie sogar die preußischen Siege gefürchtet, um nicht „auf den Knien zu rutschen", Aber — seinem Schicksale kann niemand entgehen! Auf die Knie wirft man sich, wenn man mit dem Ohr auf dem Erdboden

entfernte und wichtige Laute hören will. Und was tut denn der öſterreichiſche Liberalismus anders, als daß er ſeit dem 30. Januar aus der norddeutſchen Erde heraushorcht, mit atemloſer Spannung heraushorcht, wie er von dort her ein wenig regiert wird und wie ihn Zuaven, welche in Berlin und München einmarſchiert wären, ſchwerlich regieren würden. So horcht denn, Schmarotzer! Nieder auf die Knie, nieder ihr Sünder!

Der Badeplatz der Dummheit

(31. März 1872)

Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein Freund des Nackten. Zwar nicht alles Nackten, wie mich z. B. die berühmte „nackte Wahrheit" kalt läßt. Nackte Wahrheit! Wer braucht denn die Wahrheit nackt? Das müßte ſchon eine ganze Blindenklinik ſein, welche die Wahrheit nicht in jedem Kleid und jeder Verkleidung und Einkleidung zu erkennen vermöchte. Ich z. B. mache mich anheiſchig, die Wahrheit zu erkennen auf jedem Maskenball, in jedem Domino, unter ruſſiſchen Zobelpelzen und wattierten Trikots; ich will ſie erkennen aus Rezenſionen, Hirtenbriefen und Kurszetteln; ich will ſie aus diplomatiſchen Noten, Plaidoyers, Thronreden, päpſtlichen Allokutionen und Korreſpondenzen des Pokrok; ich will ſie von Viktor Hugo, Barry du Barry, Grammont, Erckmann-Chatrian, von Jeſuiten und Bebel-Liebknecht, kurz, ich will ſie entſtellt, (oder höflicher zu ſprechen) bekleidet von den renommierteſten Bekleidungskünſtlern der Lüge, (oder höflicher zu ſprechen) „ihrer ſubjektiven Ueberzeugung" zu jeder Stunde, an jedem Orte und in allen Geſtalten erkennen; ich brauche nicht mehr Nacktes von ihr — als die Fläche ihres Augenſterns. Bei Gott, wer die Wahrheit nicht an

ihrem Blicke, nicht an einem einzigen Strahl ihres Auges erkennt, der lernt sie nimmermehr kennen.

Ganz anders steht die Partie mit der Dummheit. Nach der nackten Dummheit sollten die Menschen seufzen, nicht nach der nackten Wahrheit. Ihr gefährlichster Feind ist die Dummheit in der Einkleidung. Man ziehe der Dummheit ein Kleid an, und ganze Völker halten ein liberales Ministerium — für liberal. Unglaublich, aber Tatsache!

Nackte Wahrheit! Wie unverschämt! Aber so anspruchsvoll sind sie, die Optimisten. Als ob wir in einer Welt lebten, wo wir, mir nichts dir nichts, die Wahrheit nackt sehen könnten! Danken wir Gott, wenn es glückt, daß wir von Zeit zu Zeit wenigstens unsere Dummheit nackt erblicken. Im Grunde genügt es auch zum Fortschritt. In einer Welt, wo alle Offenbarungen der Weisheit als ein Rebus sprechen, von welchem es heißt: die Auflösung folgt in einer nächsten Nummer, d. h. in der nächsten Welt: in einer solchen Welt ist schon alles gewonnen, was man mit Anstand verlangen kann, wenn der ewig verhüllten Weisheit gegenüber doch ab und zu die Dummheit sich nackt zeigen will.

Die Badeplätze der Dummheit belausche ich daher ganz mit jenem feinfühligen Enthusiasmus, womit die griechischen Bildhauer die Gymnasien, nämlich die Nacktplätze der Schönheit, besucht haben. Ich treibe meine Studien mit abwechselndem Glücke. Oft liegt der Badeplatz der Dummheit im versteckteſten Dickicht der Leitartikel oder der philosophischen Vorlesungen; oft wieder ist es ein Platz, so frei, so offen, so groß — sagen wir z. B. wie von der Küste des adriatischen Meeres bis an die Küste von Böhmen (mit Shakespeare zu sprechen). Am kapriziösesten aber ist die Bade s a i s o n der Dummheit, da sie nämlich gar keine Saison hat. Oft passieren mitten im Hochsommer und in der offiziellen Saison des Sonnenstichs und des Verrücktseins die gescheitesten Dinge, — siehe die Juli-Revolution und die Tage von Wörth und Sedan, — oft wieder wirft die Dummheit in einem halbwegs milden Februar schon ihre Kleider vom Leibe, und zeigt sich nackt. So früh z. B. möchte die diesjährige Saison angefangen haben.

Im Februar war es ja, als wir eine Schrift lasen, eine

ſchöne leſerliche Schrift, worin geſchrieben ſtand, daß Katholiken, welche das apoſtoliſche Symbolum, welche die Dreieinigkeit, welche den Fels St. Petri, den Statthalter Chriſti, die Canones des tridentiniſchen Konzils, ja ſogar die unbefleckte Empfängnis glauben und geglaubt haben, — lieber nichts glauben ſollten, um die Rechte von Konfeſſionsloſen zu haben, welche ſie als ſtock- und alt gläubige Katholiken nicht haben können!!

War das eine lichte, leuchtende — Nacktheit in meinem Sinne! Paris war nur ein Lump gegen mich, als er drei nackte Göttinnen ſah; die zwei Alten im Bade der Suſanna haben geſehen, wofür ihnen Sand in die Augen geſtreut wurde, der freilich noch unpulveriſiert war, denn man ſteinigte ſie. Unſere Augen aber wurden hell und klar, o wunderbar hell und klar, ein unausſprechliches Licht ging uns auf, als wir ſchauen durften, was unter allen dünneren und dichteren Deckmänteln die Natur iſt, die blanke Haut der Natur, die ſich, Gott ſei Dank, in alle Ewigkeit nicht zu verleugnen vermag!

Und gleichzeitig in dieſem milden, badegünſtigen Februar war es auch, wo die böhmiſchen Hochpfaffen und Hochtories, welche „die Stütze der Dynaſtie" ſein wollen, den Koſſuth hoch leben ließen, — welcher die Dynaſtie abgeſetzt hat! Endlich iſt die Maske gefallen, — ſchrieben die Zeitungen, was ich ſchon ſeit ſechs Jahren alle Wochen dreimal leſe. Da müßten ja die Masken wie die Zwiebelhäute übereinander liegen! Nein, mein lieber Zeitungsſtil, nicht die Maske iſt gefallen, die ſchon anno Belcredi gefallen war, ſondern das Hemd iſt gefallen! Nackt, ſplitternackt ſehen wir ſie endlich, dieſe ſchöne böhmiſche Blondine, dieſe bis auf die Ferſen dekolletierte Fundamental-Loyalität! Wäre die Venus Anadyomene nicht an der Küſte des joniſchen Meeres emporgeſtiegen, wo fände ſie ein beſſeres Material ihrer Geburt, als an der Shakeſpeareſchen Küſte von Böhmen? Schaum und nichts als Schaum! Und die ſchaumgeborene Dummheit Anadyomene zeigt ſich ſo unwiderruflich nackt und bloß, daß ſelbſt diejenigen, welche ſie noch bedecken möchten — mit den Wimpern ihrer Augen, nämlich die Augen vor ihr zuſchließen, dieſe Blöße ſogar wider ihren Willen ſehen müſſen und nicht einmal abſichtlich mehr blind ſein können. Aber ſagt' ich

es nicht? so segensreich für den Fortschritt ist die nackte Dummheit! Gebt uns die Dummheit nackt, und alles ist gewonnen. Nur die nackte Dummheit kann uns retten. Die nackte Wahrheit wird doch nur wieder von den Wahrhaftigen verstanden und deren sind wenige. Aber die nackte Dummheit wird von allen verstanden, denn dumm sind alle. Da aber alle zugleich auch eitel sind, so wollen sie doch der nackten Dummheit nicht gleichen, und *daher* die große Wohltat der nackten Dummheit. — Ich bin mit meinem Syllogismus zu Ende.

So unschätzbar aber auch das Schauspiel der nackten Dummheit ist, so hat doch alles seine Grenzen. Auch die Badeplätze der Dummheit sollten ihre Polizei haben, welche verordnet: Hier ist das Baden bei strenger Ahndung verboten. Z. B. die Ungarn in ihrem Tieflande, welches ein alter Meeresboden ist, haben freilich das natürlichste Recht von der Welt, durch die aufgezogenen Redeschleusen ihrer Linken und äußersten Linken*) von Zeit zu Zeit ihren Boden unter Wasser zu setzen und das alte ewige Meer, die unveräußerliche Reminiszenz ihrer Landesnatur zur größeren Ehre Gottes, dessen Geist über den Wassern ist, herzustellen. Aber, meine Herren, — es wird zu tief, zu tief! Auf diesem Badeplatz ersäuft alles, Ehre, Reputation, Parlamentarismus, Volk und Vaterland! Hier ist das Baden verboten, sollte euch eure Polizei vorschreiben, in eurem eigenen dringendsten Interesse!

So badet die Dummheit an allen Küsten unsers weitgestreckten Binnenlandes, und eigentlich dürften wir gar nicht im Singular sprechen, denn sie badet in ganzen Gruppen und in vielen Gestalten. Der richtigste Titel unsers Tableaus müßte heißen: „Die Dummheit mit ihren Nymphen badend." Es ist ein figurenreiches Tableau und überhaupt eine Komposition im größten historischen Stile!

---

*) Die *Wahlreform* sollte in diesen Tagen durch die Skandal-Taktik des endlosen Mißbrauchs der Redefreiheit vereitelt werden.

Was ſich der Kahlſchlag erzählt, oder: Baum-Kultus und Ich-Kultus

(7. April 1872, konfisziert)

Wenn ſonſt unſre Frühlinge nur höhere Potenzen des Winters ſind, ſo iſt der heurige wenigſtens veränderlich, und mit den winterlichen Tagen wechſeln wirkliche Frühlingstage. Ein ſolcher lockte mich hinaus in die Wälder, oder richtiger zu ſprechen — hinaus in die K a h l ſ c h l ä g e!

Ich habe die Kahlſchläge wie einen Tempel des Herrn durchwandelt. Ich war heiter und zufrieden; denn das iſt man immer, wenn man fühlt, daß man gut und gerecht iſt. Und ich war gut und gerecht. In unſern aufgeregten und leidenſchaftlichen Zeiten bewahre ich mir allein noch eine verſöhnliche und wohlwollende Stimmung, und darum hat auch der Kahlſchlag ſo milde zu mir geſprochen, wie einer, der nicht nur ein gutes Gewiſſen, ſondern noch mehr, gar kein Gewiſſen hat.

Ich habe nicht gejammert wie Jeremias, ich habe nicht geflucht wie der Papſt, ich habe den Kahlſchlag verſtanden! Ich überlegte mir folgendes:

Solange das Meer um die Erde flutet, gab es auch Räuber auf dem Meere, Seeräuber. Die Seeräuber von Kleinaſien haben die vereinigte römiſch-griechiſche Welt in Schach gehalten; die Normannen, welche Seeräuber waren, haben in der Normandie und auf Sizilien glänzende Reiche, in England aber ein dauerndes Reich und die erlauchteſten Adelsgeſchlechter gegründet. Die ſogenannten Raubſtaaten des nördlichen Afrikas, Tunis, Algier, Tripolis, Fez und Marokko hatten jahrhundertelang ein anerkanntes ſtaatsrechtliches Daſein, faſt bis in unſere Tage hinein. Kein Zweifel alſo: Seeräuberei hat einen Rechtsboden!

Nun frage ich aber: wie ſoll der arme Seeräuber zu ſeinem

Rechte kommen, wenn in ſeiner Nähe zufällig keine See liegt, ſondern etwa bloß — Staatsforſte? Natürlich mit Anpaſſung an dieſes Verhältnis. Der eine Seeräuber wird ſich alſo Holzhändler nennen und Staatsholzlieferungs-Verträge abſchließen; andere Seeräuber werden ſich Finanzbeamte nennen und dieſe Verträge ihm bewilligen; wieder andere Seeräuber werden ſich Forſtbeamte nennen und dem Handel der vorbemeldeten Kollegen jeden wünſchenswerten Vorſchub leiſten. So wird ſich die Arbeit verteilen, techniſch, ordnungsgemäß, ganz als ob das Piratenſchiff in See wäre. Allhand an Bord! Welcher Moraliſt hätte da das Recht, die Fahne der Rebellion zu erheben, und er, ein Mann allein, ſämtlichen Seeräubern auf ihrem eigenen wohlbemannten Schnellſegler ſo unbarmherzig „einzuheizen", als ob er alles von ihnen geſtohlene Holz dazu verwendet hätte? Ich finde den Moraliſten im Unrechte.

Aber — ein Narr macht zehn andere, und ſo kann ein Moraliſt wohl auch zwölf Moraliſten machen, kann es ſogar in Fez und Marokko! Der Kahlſchlag erzählte mir's als vollkommen authentiſch. Ein Moraliſt — erzählte er mir — hatte ſeinen moraliſchen Spleen mit einer ſo heftigen Anſteckungskraft zu verbreiten gewußt, daß der Landesausſchuß von Fez und Marokko ſelbſt — lächerlich zu ſagen — auf eine Unterſuchung der Seeräuberei drang! Natürlich „mangelte der Tatbeſtand"; denn wozu hätten die Seeräuber einem anderen Seeräuber, einem verſchuldeten Richter aus einer obſkuren Bauernſtadt — die Hand gedrückt? Leider tat der Richter zu viel des Guten; denn er begnügte ſich nicht bloß mit dem „mangelnden Tatbeſtand", ſondern klagte nun ſeinerſeits die Ankläger an, indem er in der Motivierung des Urteils die Informatoren, Beweisquellen und Zeugen des Moraliſten einer einſeitigen, falſchen und befangenen Auffaſſung beſchuldigte. Auf dieſe Art wurde das Urteil das alles ſelbſt, und der Moraliſt hatte Kühnheit genug, auch das wieder zu ſagen. Aber ein richterliches Urteil iſt noch kitzlicher als die Mali, die ich bisher für das kitzlichſte Weſen meiner Bekanntſchaft gehalten. Das Urteil ging klagen wegen Verletzung der richterlichen Würde, und jetzt hätte es dem Moraliſten ſchlecht gehen können, wenn nicht — ein Moraliſt zwölf andere Mora-

liſten machte. Die zwölf Moraliſten auf der Geſchwornenbank haben den dreizehnten Moraliſten auf der Anklagebank einſtimmig freigeſprochen!!

Wenn das in Fez und Marokko geſchieht, wer iſt ſeines Raubes noch ſicher? Ich wüßte nicht, was ich täte, wenn ich Seeräuber wäre! Wahrſcheinlich griffe ich in Ermangelung der Staatshilfe zur Selbſthilfe und entledigte mich des Moraliſten durch einen gemütlichen Meuchelmord. Und wenn der Bandit, welchen ich dingen wollte, weniger Artigkeit hätte als Neſtroy („Befehlen Sie einen Mord?"), ſondern ſelbſt wieder ein Moraliſt wäre, — bereits der vierzehnte in Fez und Marokko! — nun, dann wüßte ich erſt recht nicht, was ich täte. Allenfalls vergiftete ich den Hofhund des Moraliſten und entwendete ihm den Hausthorſchlüſſel, zum Zeichen, daß ich mir meine weiteren „amtlichen Schritte" noch vorbehielte.

Das alles iſt gut, aber es iſt noch nicht das Beſte. Freilich muß dem Seeräuber in Ermangelung ſeines natürlichen Elementes auch ein gewiſſes Landrecht zugeſtanden werden; wenigſtens ſo viel, als er zum Leben und Rauben braucht: das erfordert die Billigkeit. Sein Anſpruch aber ſcheint mir noch tiefer und ſittlicher zu liegen. Es iſt hier von nichts Geringerem als zwei verſchiedenen Religionsſyſtemen die Rede, und der Seeräuber vertritt die beſſere und höhere Religion.

Der Moraliſt, der muffig unter ſeinen Bäumen hockt, die er gegen ein friſches, fröhliches Ausrotten wie ein Drache bewacht, iſt offenbar nichts als ein verſpäteter heidniſcher Prieſter, der noch die Religion des Baum-Kultus bekennt, alſo eine Art Druide im „heiligen Hain". Nun ſoll nicht geleugnet werden, daß der Baum-Kultus eine gemütliche und phantaſievolle Religion war, die als Erinnerung und für die Poeten einen gewiſſen Wert beſitzt, wenngleich nicht den hohen Wert, den das Baumſchlagen für die praktiſche Gegenwart und ihre Holzhändler beſitzt. Denn das muß Menſchen und Chriſten vor allem außer Frage ſtehen: mehr als alle Bäume der Welt gilt ein einziger Menſch! Höher als der Baum-Kultus ſteht daher der Kultus, als deſſen Gegenſtand der Menſch ſich ſelbſt zu fühlen berechtigt iſt, der Ich-Kultus.

Nicht der Hain iſt heilig, wie der Druide meint, ſondern der Menſch iſt heilig, wie der Holzhändler und ſeine Finanz- und Forſtbeamten meinen. Wenn daher der heilige Hain mit dem heiligen Menſchen, der Baum-Kultus mit dem Ich-Kultus in Konflikt gerät, ſo iſt das Recht auf Seite des Menſchen.

Und dieſer Konflikt iſt da. Beide ſind natürliche Widerſprüche, ſchließen einander aus und hindern einander. Je mehr Bäume, deſto mehr Wildnis und wilde Tiere, deſto mehr Roheit, Barbarei, Urzuſtand, deſto weniger Kultur, Equipagen, Maitreſſen und Opernlogen. Umgekehrt aber, je mehr Wälder geſtohlen werden, deſto reicher wird der Menſch, und Reichtum iſt noch von allen national-ökonomiſchen und ethnographiſchen Wiſſenſchaften als der Weg zur Bildung, Veredelung und Verfeinerung betrachtet worden. Heiliger als der heilige Hain des Druiden iſt das Recht des Ich-Kultus, die Haine in Geld zu verwandeln und als Geld in die Taſche zu ſtecken; denn wie gemein auch das Geld verpraßt, verſchlemmt und verhu—ndet werde; nach den gröbſten Genüſſen folgen unfehlbar die feinern und müſſen folgen, weil die Sinne ſich abſtumpfen, ja abſterben, wogegen die Seele unſterblich iſt und noch lange zu leben hat, wenn der Leib längſt ſchon gehenkt iſt.

Die Woche

(5. Mai 1872)

In dieſer Woche konnte man nichts Vernünftiges denken, als die Woche ſelbſt. Welch ein Karuſſell von Ereigniſſen!

Biſchof Feßler, eine Seele der Ultramontanen, geht in die Ewigkeit und Hans Kudlich, eine Seele der Demokratie, kommt aus dem beſſeren „Jenſeits", nämlich aus Amerika, in unſer

öſterreichiſches Jammertal, pardon, ich wollte ſagen: öſterreichiſches Donautal wieder zurück.

Die ſchlauen Ultramontanen! Sie gewinnen uns doch überall den Vorſprung ab. Biſchof Feßler kann nun die gute ultramontane Sache perſönlich im Himmel betreiben, und ſeinen Einfluß am Throne Gottes zu unſerem größten Nachteile geltend machen. Wie mag es den armen Altkatholiken ergehen, wenn die Unfehlbarkeit einen ſolchen Vertreter an maßgebendſter Stelle beſitzt! Eine ganze Ewigkeit lang beſitzt er jetzt das Ohr deſſen, nach dem wir unſere heilige Kirche nennen, und er wird es ihm ſchon beweiſen, daß ſein Statthalter, der ſich ſeine Souveränität angemaßt hat, ein getreuer Statthalter iſt und kein Uſurpator, wie man es z. B. beim Vizekönig von Aegypten oder in jedem anderen irdiſchen Reiche nennen würde. Daß es im Reiche Chriſti loyale Politik war, wie ſich an die Stelle des Dornengekrönten der Pantoffelgeküßte ſetzte, und ſelbſt Gott wurde, und dem Erſteren die verantwortliche Laſt der Souveränität abnahm, und Ihn zu Seiner größeren Ehre mit Konziliums-Majorität in den wohlverdienten Ruheſtand eines depoſſedierten göttlichen Privatlebens verſetzte: das alles kann der rührige St. Pöltener Biſchof durch ſeinen glücklichen Schachzug, womit er hinter den Kuliſſen unſerer parlamentariſchen Aera ſich direkt in den Himmel verfügte, um an Ort und Stelle perſönlich zu wirken, — das alles kann er jetzt mit ſeinem großen Talent und in der gedeckteſten und unanfechtbarſten Stellung von der Welt nach Herzensluſt ſtremayern, falls es gegen einen ſolchen Kampfhahn unſer Herr Jeſus Chriſtus nicht etwa vorzöge, — ſich für konfeſſionslos zu erklären.

Aber was kann der arme Triumphator Hans Kudlich — und was konnte er? Er konnte die Bauern von den Junkern befreien; aber als Wien nun ſelbſt von dem Hochjunker Windiſchgrätz befreit ſein wollte, — flüchten oder ſich hängen laſſen! Die Bauern *hatten* „ihre Sache", nämlich die Befreiung von der Robot, und die Bauern-Befreier, die Revolution, die Intelligenz, die Köpfe des Reiches hatten auch ihre Sache, nämlich den Strick und die Kugel. So haben bäuerlicher Egoismus und ſtädtiſche Intelligenz ſich in die Wohltaten der Revolution geteilt. Gute Wiener-Revolution, naivſte aller naiven Liebhaberinnen!

Gurli liebt die Freiheit; Gurli will ſich hängen laſſen! Das hat die Heldenmutter, die franzöſiſche 89er Revolution, doch beſſer geſpielt.

Auch ſie befreite die Bauern; aber ſie bettelte hierauf nicht bei den Bauern um „Zuzüge", ſondern packte ſie mit den eiſernen Klammern ihrer Jakobiner Zweig-Klubs und verwandelte das ganze franzöſiſche Volk von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, in eine große millionenköpfige Revolutionsarmee! Man war doch ſelbſt dabei, aber kaum begreift man heute mehr die unglaubliche Naivität unſerer Pinzgauer Revolution. Der Souverän des Reiches flüchtet, und — er flüchtet in die Städte des Reiches ſelbſt! Als der arme Ludwig XVI. flüchtete, fand er noch am äußerſten Saume des franzöſiſchen Bodens ſein Varennes; Ferdinand der Gütige konnte ganz gemütlich nach Innsbruck und Olmütz, vor der öſterreichiſchen Revolution — auf öſterreichiſchen Boden flüchten! Wahrlich, dieſe Revolution hat nicht das Pulver erfunden — zu dem ſie begnadigt wurde.

Ich habe mich übrigens immer gewundert, daß Ferdinand der Gütige . . . doch nein! in jenen bedrängten, von tauſend Eindrücken zerriſſenen Tagen konnte ein einzelner Mann nicht an alles denken. Aber verwunderlich iſt es, daß auch in der ganzen Umgebung des Gütigen nicht eine einzige Perſon ſich befand, welche den Gütigen darauf aufmerkſam machte, daß man, wenn man eine Kaiſerkrone abtritt, manche Bedingung machen kann, und daß es eine der ſchönſten geweſen wäre: es ſoll nach mir kein politiſches Todesurteil vollſtreckt werden! Gar kein Zweifel, daß Ferdinand der Gütige auf dieſen Gedanken eingegangen wäre, ja daß auch ſein Nachfolger ihn mit Freuden adoptiert hätte, nur müßte erſt der humane Mann oder das weichherzige Weib da geweſen ſein, welchem der gute Gedanke einfiel. Aber er fiel niemandem ein. Traurig für die Menſchen, welche ſich rühmen, „durch die Geburt dem Throne näher zu ſtehen", und welche auf all ihren Betpulten in der Umgebung Ferdinand des Gütigen dieſen guten Gedanken nicht fanden!

Vorüber, Schatten der Vergangenheit! Heller als je funkelt in dieſen Tagen der glücklichen Gegenwart die Sonne des öſterreichiſchen Ruhms über die Weiten der Erde; denn ſiehe da, China

behandelt uns faſt auf dem Fuße der Gleichheit! Es iſt, als ob das Gold ſich herbeiließe, das echte Talmi-Gold ſeinen Bruder zu nennen. Ich war dieſe ganze Woche her trunken von Nationalſtolz über die Veröffentlichung des öſterreich-chineſiſchen Staatsvertrages in der Wiener Zeitung. Ein Reich, welches in der Staatsweisheit ſo hoch ſteht, daß es das aufgeklärteſte Verſtändnis über die notwendige Wechſelwirkung — zwiſchen Staatsbeamten und Bambusrohren beſitzt, dieſes unvergleichliche Reich will uns gaſtlicher als ſonſt ſeine Pforten und damit die Ausſicht eröffnen, daß auch uns von den Quellen ſeiner Weisheit, die es vor allen Ländern der Erde wie ein beneidenswertes Monopol ausübte, hinfüro gute, köſtliche Tröpflein zufließen können.

O was wäre denn ſo Großes und Wichtiges an all dieſer filzigen Handelspolitik und ihrem Kram und Trödel und Warenaustauſch, wenn es nicht zum Austauſch der ſegensreichſten politiſchen Inſtitutionen führen könnte? Dreimal geſegnet ſei die öſterreichiſch-chineſiſche Krambruderſchaft, wenn China dem öſterreichiſchen Talmi-China ſeine Bambusrohre mit ihrer Anwendung auf Staatsbeamte mitzuteilen weiß! Denk' ich an unſere vielen Miniſter und an die ausgezeichnete Brauchbarkeit der chineſiſchen Bambusrohre, ſo fallen Tränen der Sehnſucht in meinen Bart, welche nur Gott zählt!

Von der Eröffnung der Straßburger Univerſität, dieſem großen Ereignis der ereignisreichen Woche, ſage ich nichts; ich wollte ſogar, ich könnte als Oeſterreicher vergeſſen, was ein anderer geſagt hat. Bei der Wegnahme Straßburgs durch Ludwig XIV. ſtampfte der Erzbiſchof von Mainz auf den Boden, und rief erzürnt aus: „Das Haus Oeſterreich iſt fürder nicht mehr imſtande, das Reich zu ſchützen; man muß ſich einen andern Kaiſer ſuchen!" War denn der Mann von Bismarck erkauft?

Wenn's auf den Lärm ankommt, ſo behält der ärgſte Schreier zuletzt Recht, und ſo wäre denn der Matador dieſer Woche der Veſuv, auch „Strafgericht Gottes" genannt. Ich bin nur froh, daß der ultramontane Gott nicht am Landesgericht für Strafſachen angeſtellt iſt, denn er könnte ſich eine ernſte Disziplinar-Unterſuchung für eine Straferei zuziehen, welche einen Schuldigen

in Rom treffen ſoll, und Unſchuldige bei Neapel trifft. Faſt ſcheint auch im ultramontanen Himmel das irdiſche Sprichwort zu gelten: den Sack ſchlägt man und den Eſel meint man. Bliebe alſo nur noch die Frage übrig, wenn der Veſuv ein Strafgericht Gottes an Kirchenräubern iſt, was der ältere Plinius dem Papſte geſtohlen hat?

Uebrigens begreife ich dieſes leidenſchaftliche Feuerſpeien des Veſuvs nicht. Was hat er nur gegen die gute, ſchöne Stadt Neapel? Sieht er denn in den Straßen Neapels — Gründer herumgehen? Oder ſieht er etwa die Kompagnie Deimel-Kurz-Tſchuppik-Hirſchl in Torre del Greco luſtwandeln? Ein ſonderbarer Schwärmer, dieſer Veſuv! Wenn es noch der Kahlenberg wäre, ſo wüßte man doch, warum er ſpeit und auf was er ſpeit!

Wie ſich verſchiedene Leute verſchieden verwundern

(12. Mai 1872)

Der Staatsanwalt Lamezan konnte ſich gar nicht genug verwundern, daß der „Correſpondent" gegen ſeine Konfiskation Einſpruch erhoben, da doch in einem Staate, der ſo nahe an die Türkei grenzt, dergleichen Strangulierungen — wie er zu meinen ſcheint — ſchweigend und erſterbend hinzunehmen ſeien; ganz entgegengeſetzt aber verwunderte ſich wieder mein Freund, der Engländer Wilſon, welchen die Fuchsjagd und der Forellenfang in unſern Bergen ſich naturaliſieren ließ, und welcher nebſt Füchſen und Forellen meine Feuilletons (ohne Ruhm zu melden!) ſchon längſt für ſeinen dritten Sport erklärt, der ihm ſein freies England erſetzen könne.

Als ich ihm mein konfiſziertes Feuilleton brachte, ſchlug er die Hände über dem Kopf zuſammen und wieherte lachend: Welcher Spaßvogel war es doch, der euerem Oeſterreich den Spitznamen eines Rechtsſtaates aufgebracht hat? Verdammte Narren, die ihr ſeid und bleibt in alle Ewigkeit! Woher nehmt ihr nur die Zeit, um ſolche Bagatelles zu durchſchnüffeln, und wer Teufel ſchenkt euch das Geld, um die Müßiggänger zu bezahlen, welche ſchnobbern und ſchnüffeln? Wir in England laſſen dreitauſend Mal im Jahre drucken: Ihrer Majeſtät allen ſchuldigen Reſpekt, aber Ihrer Majeſtät Miniſter ſind die ärgſten Schufte, die je gehängt worden ſind! Ihr aber mopſt euch und andere zum Sterben mit eurer langweiligen: „Schmähung, Verleumdung, Aufreizung zu Haß und Verachtung" und all dieſen hyſteriſchen Tifteleien, gut genug für Podagriſten und alte Jungfern! Hat denn euer Pickwickier-Klub, den ihr Parlament nennt, noch immer nicht Zeit gefunden, dieſen verdammten alten Krempel (es regnete nur ſo die engliſchen „damn'd") aus euern Geſetzbüchern herauszureißen und ſich die trüben Fenſter damit zu putzen?

Lieber Wilſon Eſquire, antwortete ich, du verſtehſt zwar deine Füchſe und Forellen, aber laß mir mein gutes Oeſterreich aus dem Spaß. Das verſtehſt du entſchieden nicht. Deiner engliſchen Preßfreiheit geben wir Oeſterreicher wenigſtens noch ein Dublee vor, wovon dich jede böhmiſche Zeitung überzeugen kann, wenn der böhmiſche Wind weht, und jede klerikale, wenn der römiſche Wind weht, welcher beſtändig weht, wie die Paſſate am Aequator. Ha, das iſt mir was Rechtes, wenn eure Miniſter das Wort dulden: Ihrer Majeſtät Miniſter müſſen gehängt werden. Dulden! Beſtellen müſſen ſie's! Wenn unſre böhmiſchen Zeitungen von „k. k. Lumpen" ſchrieben, ſo haben wir k. k. Miniſter geſehen, welche ſich vergnügt die Hände dazu rieben und nach Prag verſtändnisinnig hinüber flüſterten: „Nur fort in dieſem Tone!" Wenn wir Geſetze geben (z. B. liberale), ſo haben wir Miniſter geſehen, welche ſehnſüchtig nach den Leuten ausſchauten, die die Geſetze verachten und verhöhnen wollen, und wenn die Verachtung und der Hohn da war, dieſelben ſorgfältig regiſtriert wiſſen wollten, was ſie z. B. eine Enquete über die Schulgeſetze nannten. Glaube mir, Sohn Albions, unſere „Aufreizung zu Haß

und Verachtung" ist gar nicht so böse gemeint und läuft genau genommen eigentlich bloß auf ein bißchen Konkurrenz und Brotneid hinaus, da wir beständig Behörden haben, welche dieses Geschäft viel schwungvoller betreiben, — zumal in Bohemien, Slowenien, Tyrolien, Vocchesien, jenen großen Vorratkammern der Natur, wo wir unsere Belagerungs-Parks, unsere Windischgrätze und Hohenwarte gegen das „bißchen Wiener Intelligenz" zu allen Zeiten gefunden haben, finden und finden werden.

Da riß meinem Engländer die Geduld und grimmig brach er los: Aber welcher verdammte Narr will dann noch Staatsanwalt in diesem verdammten konfusen Staate sein?!

Die Sache ist lustiger, als du glaubst, lieber Esquire, antwortete ich. Da sieh' z. B. unsern eigenen Staatsanwalt an, unsern jungen Freund Kamezan. Was tut er? Mitten in einem Plaidoyer auf Verleumdung und Schmähung — verleumdet und schmäht er selbst und nennt unsere Wochenschrift „ein obskures Blatt, das sich Reklame machen will". Ist das nicht hübsch? Glaubst du, ich nehme deine beste englische Grafschaft für diesen guten österreichischen Spaß? Aber ich weiß, woran du laborierst. In deinem verdammten englischen Schädel steckt nun einmal, hart wie ein Propf, der starre Begriff der Gesetzlichkeit und der verdirbt dir jede freie Aussicht auf die schöne österreichische Gotteswelt. Wir Oesterreicher aber sind nicht Gesetzesmaschinen, sondern muntere Naturkinder. Und wenn wir leider Gottes das langweilige Stück „Gesetz", wie andere Nationen, doch auch aufführen müssen, so fallen wir alle miteinander aus der Rolle und der Staatsanwalt mit. Schimpfen ist nun einmal unsere Natur und die Natur macht keinen Unterschied zwischen einem Feuilletonisten und einem Staatsanwalt und ein Staatsanwalt ist doch ein Mensch, sozusagen. Er klagt eine Zeitung an, weil sie einen Richter geschmäht hat, und — schmäht in demselben Atemzuge die Zeitung! Bist du Engländer? Wo bleibt dein englischer Humor? Wo bleibt dein starker englischer Naturssinn? Solche Naturlaute sind aufrichtiger als alle Fiktionen und Heucheleien vom Rechtsstaate. Und was ist erfrischender, wenn schon das Recht

faul iſt, als ein friſcher Luftſtrom aus dem Reiche der Aufrichtigkeit! Ha, dein Carlyle, der alte hanbuchene Hüne, ſchreibt die Hälfte ſeiner himmliſchen Schriften mit dem einzigen Worte Aufrichtigkeit. Je verworrener unſere troſtloſen Meſtizen- und Miſchlings-Verhältniſſe ſind, deſto wohler tut uns durch all unſere verlogenen Geſetzes-Kleiſter immer wieder der große Durchbruch der Natur: die Aufrichtigkeit. Ah, wie wohl wäre mir, wenn ſo aufrichtig, wie Freund Lamezan, endlich alles und jedes in Oeſterreich würde! Es wäre der ſchönſte Tag meines Lebens, an welchem z. B. die k. k. priv. „Wiener Zeitung" Konkurrenzen ausſchriebe für einen

Miniſterialrat;
Ober-Finanzrat;
Forſtmeiſter,

und dann aufrichtig genug wäre, zu ſagen:

„Bewerber, welche ein paar Jahre in Stein oder Suben *) praktiziert haben, erhalten Vorzug."

Dieb-ſein währt am längſten

(16. Juni 1872)

Zwiſchen Fez und Marokko, meinen Lieblings-Reſidenzen, wechſle ich gerne meinen Aufenthalt und verbleibe oft jahrelang bald in der einen, bald in der andern dieſer lieblichen Schweſterſtädte, welche beide meinem Herzen gleich teuer ſind.

Eines Tages flanierte ich vor den Toren von Fez und den Ufern des Sebu und ſah dem Fiſchreiher zu, welcher ſich mit Eleganz eine Karauſche aus dem Waſſerſpiegel ſtahl, und freute mich des talentvollen Raubbürgers von Fez, und pries die göttliche Einrichtung des allgemeinen Schnipfens im Univerſum.

*) Die beiden Strafanſtalten für Niederöſterreich.

Da ſah ich meinen Freund Sidi-Blen unter einer Terebinthe ſitzen und kalt rauchen. Der Turban hing ihm ſchief, ſeine ſchlotterige Leibbinde wogte in Seufzern auf und ab, und die kalte Pfeife ſagte das Uebrige. Sidi-Blen hatte Kummer. Ich nenne ihn aber meinen Freund, obwohl ich ihn nur vom Sehen her im Café del Greco kannte, wo mir ſein geierartiges Spitzbuben-Geſicht ungemein wohl gefiel und die Art, wie er den kleinen Franzoſen mit Domino-Steinen aus ſeinem weiten Aermel beim Spiele betrog, ihm mein ganzes Herz gewonnen hatte. Aus kleinen Zügen lernt man den Menſchen oft ſchätzen.

Salem aleikum! grüßte ich den Einſiedler unter der Terebinthe.

Aleikum ſalem! antwortete ſein ſchöner Baß.

Was trauerſt du da, Sidi-Blen? fing ich das Geſpräch an.

Ich bin in Sorgen, edelmütiger Franke. Ich habe vierzehn Kinder und drei Weiber zu ernähren, und komme nicht recht vorwärts in meinem Amte. Im Gegenteile, ich kann es ſogar verlieren. Der Paſcha will Erſparungen einführen und allgemein nennt man mich als einen der erſten, welche ihr Amt verlieren können. Wie unſicher iſt Herrendienſt! Wie wenig Beſtand haben die irdiſchen Dinge!

Eins währt am längſten! ſagte ich.

Was meinſt du? fragte Sidi-Blen.

Das Stehlen des Fiſchgeiers, der ſich ſoeben ſeine zweite Karauſche holt. Mir ſcheint, er hat auch vierzehn Kinder und drei Weiber in ſeinem Harem.

Du ſpotteſt meiner Not, lächelte der andere trüb.

Da ſei Gott vor! Sprechen wir lieber von deiner Not. Was iſt dein Amt, Sidi-Blen?

Ich verwalte die Wälder des Paſchas, welche du hier gegen Abend die Berge mit ihren Wipfeln bedecken ſiehſt.

Schön. Und warum ſollteſt du einer der erſten ſein, welche ſpringen müſſen, wie wir in Frankiſtan ſagen? Weißt du kein Mittel, dich beliebt zu machen und zu befeſtigen?

Wie ſollte ich? Oder weißt du eines! Ihr Franken habt Weisheit und Wiſſenſchaft, kannſt du mir Künſte nennen, die Wälder des Paſchas zu verbeſſern und zu verſchönern?

Chamer aller Chamorim! rief ich, erſchrocken, daß die Natur in dem ſchönſten Spitzbubengeſicht ſich ſo einfältig vergriffen. Verbeſſern und Verſchönern! Niederſchlagen mußt du die Wälder, devaſtieren, ausrotten, und das Geld in deine Taſche ſtecken.

Das Spitzbuben-Geſicht Sidi-Blens verklärte ein Lächeln, daß ich wieder anfing, an ihn zu glauben. Aber die Wälder ſind eine öffentliche Sache, ſagte er nach einer Weile kopfſchüttelnd; Gott der Herr hat ſie ins Licht der Sonne gepflanzt. Kann mein Raub verborgen bleiben?

Verborgen bleiben! Lärm ſoll er machen durch ganz Fez und Marokko! Ich ſelbſt will Lärm ſchlagen und dich vor allem Volke laut und unabläſſig einen Dieb nennen!

Und das ſoll meine Stellung befeſtigen? Ich will dich zu einer Negritta führen, welche gute Zauberſprüche gegen den Sonnenſtich kennt.

Du hältſt mich für verrückt, wie ich höre. Ich aber will dich nicht zu einer Negritta führen, ſondern zu Reb Mauſche, dem kleinen buckligen Juden im Bazar, bei dem ich mein Geld ſtehen habe.

Ich kenne ihn wohl. Er nimmt mir immer die Napoleons, wenn ich ſie beſchnitten habe, unbeſehen für vollwichtig. Er iſt ein Chamer.

Und eben deshalb ein ehrlicher Mann, bei dem mir in ganz Fez und Marokko mein Geld am ſicherſten ſteht.

Aber was ſollen wir bei Reb Mauſche?

Vor einem Notar und drei Zeugen bürge ich dir mit meinem ganzen Vermögen, das er dir ausweiſen wird; es ſind 100 000 Beutel. Von da führe ich dich zu meinem Konſul, der dir, wenn du meinen Rat befolgſt, ſeinen Schutz zuſichern wird, daß dir an Leib und Leben kein Haar gekrümmt werden kann.

Mächtig ſeid ihr; ich weiß. Euch Franken gehört die Welt!

Biſt du alſo zufrieden mit dieſen Sicherheiten?

Aber noch begreife ich nicht . . .

Du ſagſt es ſelbſt: mächtig ſind wir Franken, und unſere größte Macht ſind unſere Zeitungen. Es wird dir nicht unbekannt

ſein, daß ich in Fez und Marokko eine gewaltige Hand bei den Zeitungen habe.

Wir Beamten ſchimpfen oft genug über ſie. Gott in ſeiner Weisheit wird wiſſen, wozu dieſe unnützen Dinge in ſeiner Welt ſind. Wir tun regelmäßig das Gegenteil von dem, was eure Zeitungen wollen.

Siehſt du wohl! Wenn ich nun das Gegenteil meines eigenen Willens in den Zeitungen verlange, ſo — tut ihr mir meinen Willen!

Da fuhr ein großes, breites Lächeln über das ſchöne Spitzbubengeſicht Sidi-Blens, welcher endlich ſich ſelber gefunden. Er ſtand auf, um mir zu folgen, tat einen großen erleichterten Atemzug in ſeine kalte Pfeife und ſagte: Haſt du Tabak?

Aus den Waſſern des Sebu aber ſtahl der Fiſchgeier ſeine dritte Karauſche! —

Mein Herz rief mich hierauf nach Marokko, aber als mich mein Herz wieder nach Fez rief, ſah ich die ſonſt grünen Berge des Weſtens ihrer Walddecke beraubt und im Café del Greco munkelte die Geſellſchaft: Sidi-Blen und ſeine Bande ſtiehlt, was Gott verboten hat.

Ich nickte verſtändnisinnig. Laut aber ſagte ich: Habt ihr Beweiſe?

Da kamen die angeſehenſten Männer der Stadt und des Landes und gaben mir ſolche Zeugniſſe an, daß ich ſelbſt erſtaunt war, mit welch genialer Unverſchämtheit mein Schüler ſein Weſen trieb.

Ich aber warf mich ins Feuer und rief: Ihr Männer des Landes, ſeid getroſt! Ich will in Fez und Marokko der Wahrheit einen Rächer erwecken und eure Staatsdiebe dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit zur wohlverdienten Züchtigung ausliefern!

Hierauf fing ich in den geleſenſten Zeitungen von Fez und Marokko an, meine Anklagen zu erheben, meine Zeugniſſe vorzulegen, nannte den großen Dieb Sidi-Blen und all ſeine Helfershelfer mit Namen, nannte ſie laut und öffentlich Diebe, bewies ihnen, daß ſie Diebe ſeien, forderte laut und öffentlich auf, mich zu verklagen, wenn ſie es nicht wären, und verlangte vom

Staate ihren Prozeß und ihre Verurteilung, wenn sie es auf sich sitzen ließen.

Und sie ließen es auf sich sitzen.

Und ich schrieb und schrieb. Und ich schrieb bis ins dritte Jahr, schrieb lauter Wahrheit, lauter erhärtete Tatsachen und der Boden von Fez nach Marokko war klafterhoch bedeckt mit Larven, die ich den Dieben heruntergerissen.

Da saß ich eines Morgens im dritten Jahre und schrieb soeben den dreihundertsechsundneunzigsten Artikel gegen die Diebereien des Sidi-Blen, als die Türe sich auftat, und der Postbote mir einen Brief von Sidi-Blen übergab. Der Brief lautete:

„Gott ist Gott und Cartouche ist sein Prophet! Dem Stern aus Frankistan, dem Schwan der Weisheit, dem Gebietiger des Scharfsinns, dem Erfinder der Ratschläge, dem großen, edlen, unübertrefflichen Feridun. (So lesen wir deinen Namen Ferdinand in unserer persischen Hofsprache.)

Wohltäter meines Lebens, Retter meines Blutes, Balsam meiner Gesundheit, mein Augenstern, meine Sonne, mein Mond, mein Wasserquell und mein Fruchtgarten! Wie tief kennst du die Menschen, erhabener Feridun! In welchen Schulen mußt du gelernt haben! Mit Furcht fing ich zu stehlen an und mit Furcht erfüllten mich deine ersten Artikel. Du triebst mich und die meinigen mit deinen Beweisen unsrer Unredlichkeit dergestalt in die Enge, daß mir aller Spaß verging, der fürchterlichste Ernst vor den Augen schwebte, und jeden Morgen, sooft ich mein Amtszimmer betrat, mir nichts sichrer schien als die seidene Schnur auf meinem Schreibtisch. Aber es kam alles, wie du's vorausgesagt hast.

Kaum sahen mich meine Mitbeamten so heftig verfolgt, so sagte der ganze Beamtenstaat: Instament nöt! Es ist dies ein altes mystisches Wort unserer heiligen Sprache, oder vielmehr jener Ursprache, welche einst alle Menschen verstanden, ehe Gott beim Turmbau zu Babel ihre Sprachen verwirrte. Damals retteten sie nur dieses einzige Wort, und zwar auch nicht alle Menschen, sondern nur die Regierungskaste, in deren Geheimsprache es heute noch herrscht, wo nur im Umkreis der Erde Beamte sind und regiert wird. Unsere Beamten tragen dieses Wort

in verſchlungener Schnörkelſchrift als Amulet auf der Bruſt, und ſoeſt ein Artikel von dir erſchien, der meine Abſetzung verlangte, zogen ſie das Amulet aus der Bruſt, ſahen es an, küßten es und riefen: Juſtament nöt! Ich ſtehe nun feſt in meinem Amte, meine Vorgeſetzten vertrauen mir unbegrenzt und meine Taſchen ſtrotzen von Geld. Mein Harem hat ſich gefüllt und aus meinen drei Weibern und vierzehn Kindern ſind elf Weiber und ſechsunddreißig Kinder geworden. Ich baue Villen, lege Gärten und Bäder an, wandle auf Marmor und koſtbaren Teppichen, gebe Gaſtereien, möbliere mich aus Frankiſtan, — und alles, alles iſt geſtohlen!

Nachſchrift. Soeben ſucht ein Negro aus Braſilien meine Protektion beim — „Holzhandel" und ſchenkt mir einen Papagei von ausgezeichneter Pracht und Schönheit. Dir zu Ehren nenne ich ihn „Feridun", löſe ihm die Zunge und lehre ihn deinen großen Weisheitsſpruch: Dieb-ſein währt am längſten. Wenn du wieder nach Fez kommſt, ſo beehre das Haus deines Knechtes und nimm den herrlichen Vogel zum Geſchenk an."

Das will ich. Denn ich habe die Idee, dieſen Papagei auf die Wiener Weltausſtellung zu ſchicken, damit er es allen Völkern der Erde verkündet: Dieb-ſein währt am längſten!

Weiſes aus Oeſterreich

(23. Juni 1872, konfiziert)

Das Miniſterium für Verkehrsſtörung, genannt Finanzminiſterium, hat alſo den Zeitungsſtempel und den Inſeratenſtempel unglücklicherweiſe glücklich durchgeſetzt. Der produktive Verkehr des gewerbtreibenden Publikums, Nachfrage, Angebot, Abſatz, Handel und Wandel, Kauf und Verkauf bleibt durch die Laſt des Zeitungsſtempels und des In-

ſeratenſtempels fernerhin erſchwert und geſtört; denn die Regierung — braucht dieſen Verluſt des Publikums! „Alles, was das Volk verliert, das gewinnt der Staat," ſagte mein Profeſſor, als ich meinen national-ökonomiſchen Kurſus — bei den Hottentotten hörte.

Es trieb einer ſein Vieh ins Weizenfeld der Gemeinde und ließ es freſſen. Der Flurſchütz brachte ihn vor den Dorfſchulzen und die Geſchwornen. „Ich ſehe freilich ein, daß es ein Schade für euch iſt," ſagt er, „aber für mich iſt es ein Nutzen; ich brauche das Viehfutter. Ich kann mein Vieh nicht erhalten, wenn ich es nicht in die Weizenfelder der Gemeinde treibe." Schade, daß das nicht vor dem Schottentore war, wo es den Leuten eingeleuchtet hätte. Aber die Bauern, welche nicht ſowohl Finanzminiſter, als vielmehr Menſchen waren, ſagten mit ihrem primitiven Menſchenverſtand: „Michel, du biſt faſt nicht geſcheiter als dein Hornvieh ſelbſt, wenn du es ſo verſchwenderiſch und koſtſpielig ernähren willſt. Dein Viehfutter iſt viel zu teuer. Bei deiner Viehzucht würde bald die Menſchenzucht aufhören." Darauf haben ſie ihm die Weizenfelder nichts weniger als bewilligt; ſie verurteilen ihn zum Schadenerſatz. Es waren Bauern!

So geſcheit wie die Bauern ſind wir übrigens auch noch. Auch de Pretis hat es ja zugegeben: „Die Inſeratenſteuer iſt ſchlecht, ſchädlich, verwerflich, verderblich, die lumpigen 200 000 fl. ſind ein Blutgeld und verhindern vielleicht den Umſatz von zwanzig Millionen"; er hat das alles mit einer Art Bauernverſtand eingeſehen. Nur eins war dabei neu und ein wirklicher Fortſchritt! Sonſt hat man die Steuern, welche man haben wollte, wenigſtens gelobt und empfohlen; mit mehr Aufrichtigkeit — die Griechen würden ſagen Zynismus — macht man heute die Steuern, welche man haben will, früher herunter, gibt ausdrücklich zu, ſie ſind ſchlecht, verwerflich, verderblich, ſie taugen zum Henker nichts, und läßt ſich hierauf die ſo empfohlene Steuer ganz gemütlich bewilligen!

So protzig iſt der Grund aller Gründe, die Not! Man braucht die 200 000 fl. Man wüßte nicht, woher ſie ſonſt nehmen?

Und freilich iſt es das Bequemſte, wenn ein altes Weib ihr Portemonnaie aufmacht, um eine alte Bettſtatt zu verkaufen, was

ſie durch den Druck bekannt macht, mit ein paar langen Fingern in das Portemonnaie hineinzugreifen und ihr von dem Erlös der Bettſtatt, die ſie noch gar nicht verkauft hat und vielleicht nie verkaufen wird, einen Teil im vorhinein wegzunehmen. Bei dieſer Finanzkunſt braucht man nicht Ideen, ſondern bloß Finger. Aber die Ideen ſind ſelten; dagegen die Finger von mehr oder weniger Länge allgemein. Alſo, — quod erat demonstrandum!

Seit Bruck hat kein Finanzminiſter mehr Ideen gehabt. Auch Breſtl hatte bloß die Idee, Möbel zu verkaufen und einen Fünftel-Bankrott zu machen; aber auch das waren nicht ſeine eigenen Ideen, denn die eine findet man auf dem Tandelmarkt und die andere — ich mag nicht ſagen, wo. Die Londoner Börſe hat es ſtatt mir geſagt!

Die Behörde für Erregung öffentlicher Unruhen, ich will ſagen, die Polizei, hat die Woche nicht weniger ſchön angefangen als das Miniſterium für Verkehrsſtörung.

Ich ging dieſer Tage über den Stefansplatz, da trat mir ein Unſicherheitsmann entgegen und arretierte mich. „Warum?“ fragte ich. „Sehen Sie nicht, daß es hier verboten iſt, dieſen Ort zu verunreinigen?“ — „Natürlich. Aber ich habe ihn ja gar nicht verunreinigt.“ — „Unſinn! Eine gute Polizei muß den Uebeln zuvorkommen. Oder wollen Sie leugnen, daß Sie dieſen Ort hätten verunreinigen können?“ — „Nein, das leugne ich nicht.“ — „Nun ſehen Sie wohl! Sie gehen mit. Sie ſind mein Arreſtant.“

Dieſer Tage promenierten Arbeiter über den Galitzinberg, welche öffentliche Unruhen hätten erregen können. Sie hätten können Barrikaden bauen, Häuſer demolieren, Vorübergehende beleidigen und mißhandeln, die Predilbahn verlangen, die Unfehlbarkeit des Papſtes ausrufen, kurz, öffentliches Aergernis geben. Das alles haben ſie nicht getan. Sie haben bloß Lieder geſungen und ihre Freude bezeugt an Manufakturen der Türkiſchrot-Färbereien. Aber bekanntlich ſind die Lieder nicht verboten, auch die bedenklichſten nicht, wie z. B. die klerikalen Blödſinns- und Zotenlieder der tiroliſchen Kirchenmänner, welche von der

Milch der Maria und anderen Weiblichkeiten handeln. Was aber die Türkiſchrot-Färbereien betrifft, ſo würden die Statiſtiker ſagen können, wieviel wir deren haben, wieviel ſie produzieren, wieviel ſie Steuern eintragen; aber die Logiker würden nicht ſagen können, warum ihre nützlichen Fabrikate verboten ſein ſollten.

Alſo alles in allem: Die Arbeiter haben in Dornbach keine öffentlichen Unruhen erregt. Aber ſie hätten öffentliche Unruhen erregen k ö n n e n. Da dachte denn die Polizei: Wofür bin denn ich da? Eh ich's darauf ankommen laſſe, bis dieſe vielen bedenklichen Leute Unruhen erregen, erreg' ich ſie lieber ſelbſt. Iſt doch die Gewißheit immer beſſer als die Angſt und die Furcht.

Dacht' es, zog ihren Sabel, verſperrte den Arbeitern den Weg, hieb ein in ſie, verwundete ſie und arretierte ihrer dreißig.

Die Unruhe auf der Straße war hergeſtellt und die Unruhe in den Blättern wird noch lange dauern.

Sonſt aber iſt Oeſterreich g'ſund.

Gute Geſinnung

(7. Juli 1872, konfiſziert)

Im Namen Gottes Vaters † und des Sohnes † und des heiligen Geiſtes † Amen.

Vater unſer, der Du biſt in dem Himmel, geheiligt werde . . .

Ja ſo; ich wollte eigentlich ein Feuilleton ſchreiben! Pardon!

Aber wer kann dem Herzen gebieten, wenn es ſich endlich Luft machen darf!

Ich fange unwillkürlich zu beten an, wenn ich an meinen neuen Statthalter denke.

In Linz ſoll er geſagt haben! „Hoffentlich kommt die Zeit, wo es erlaubt ſein wird, ein frommer Katholik zu ſein." Wer

möchte von dieſer gütigen Erlaubnis nicht Gebrauch machen? Wenn es in der niederöſterreichiſchen Statthalterei nicht erlaubt iſt, ein Ehrenbürger — wie Hans Kudlich zu ſein, ſo bediene man ſich der Erlaubnis, ein frommer Katholik — wie Ferdinand Kürnberger zu ſein! Man bete!

Ich wenigſtens tue es. Ich danke Gott von ganzem Herzen, daß wir wieder einmal ſo weit ſind.

Eigentlich wäre ich ja niemals mißvergnügt und ſchlecht geſinnt; ich kann bloß das viele Stehlen und Lügen nicht leiden.

Dagegen iſt niemand dankbarer als ich für ein erquickendes Balſamtröpfchen von Wahrheit.

Und der Name Konrad von Eybesfeld als Statthalter von Niederöſterreich, reſidierend in Wien — iſt eine Wahrheit!

Es gibt kein ehrlicheres und wahreres Wort in Oeſterreich, als ſeinerzeit das Wort Belcredis: „Aufzuräumen mit dem bißchen Wiener Intelligenz."

Das iſt die Meinung!

Eigentlich iſt es die Meinung aller Feudal-Monarchien.

Wie gerne möchten z. B. auch die preußiſchen „Schulregulative" aufräumen mit dem bißchen proteſtantiſcher Intelligenz, wenn's nur nicht ein bißchen ſo viel wäre! In Oeſterreich aber, wo das bißchen Wiener Intelligenz wirklich ein bißchen iſt, ſind wir in dieſem Punkte vor Preußen voraus und können daher unſer Herzenswörtchen, mit beſagtem bißchen aufzuräumen, von Zeit zu Zeit ſchon couragierter in die Welt ſchallen laſſen.

Es war der „liberale" Advokat und der „Barrikaden"-Miniſter Bach, welcher, als die Soldaten ſich ſchon längſt ſatt gehängt und geſchoſſen hatten, immer vom neuen erklärte: Er könne ohne Belagerungszuſtand nicht regieren. Wie ehrlich war das! Wie aufrichtig! Wie paradieſiſch und adamitiſch! Goldenes Zeitalter! Damals durfte „das Regime" ſeine Meinung noch frank und frei herausſagen!

Leider bekam das Regime bald darauf heilloſe Prügel und die Prügelſtrafe verdirbt immer den ſittlichen Charakter des Menſchen. Das Regime mußte zu lügen anfangen.

Zwar hatte auch Schmerling noch ſehr viel Wahres an ſich. Er hob das Konkordat nicht auf; nicht einmal die Jeſuiten-

Gymnaſien in Feldkirch und Ragusa; er erdachte eine Volksvertretung, durch welche — der Hof ſehr gut vertreten war; er erdachte die Schmerlingſche Reichsverfaſſung und ſchonte ſorgfältig die Mörder derſelben, die Goluchowskiſchen Provinzial-Verfaſſungen. Das alles war ehrlich. Es ging nicht wohl an, ſich zu täuſchen, ſelbſt mit Hilfe des Friedrich Uhlſchen „Botſchafters" nicht; man wußte an dieſer ganzen Schmerling-Aera, „wie es gemeint war". Bei dieſen ſchönen reaktionären Taten hat ſich aber der Mann doch wenigſtens mit liberalen Redensarten befleckt, was ich ihm heute noch nicht verzeihen kann. Wie wurde mir, als ich in meinem alten ehrlichen Oeſterreich, in meinem kutten- und galgenreichen Vaterlande die „Wiſſenſchaft eine Macht" nennen, oder das Gelöbnis ausſprechen hörte, „die berechtigte öffentliche Meinung in ſich aufzunehmen." Als ob die öffentliche Meinung nicht ſchon an ſich Rebellion wäre! Als ob die öffentliche Meinung noch ein Recht hätte, ſobald der Beamte ſein Dekret und der Volksvertreter ſeine „Konzeſſion" in der Taſche hat!

Nein, man konnte an der Schmerling-Aera keine Freude haben, wie Dichtung und Wahrheit in ihr vermiſcht waren. Reiner war die öſterreichiſche Wahrheit und feſter ſtand ſie wieder auf ihren Füßen unter Belcredi. Keine Verfaſſung! Das iſt die Meinung unſeres Herzens. Fort mit der Dichtung und der Wahrheit die Ehre gegeben! Keine Verfaſſung, nicht einmal eine Schmerlingſche Scheinverfaſſung! Freilich war es ſelbſt wieder ein Scheinweſen, daß man das „Siſtieren" und nicht „Aufheben" nannte; aber ſind wir nicht allzumal ſündige Menſchen? Und ſeien wir gerecht! Siſtieren und Aufheben macht wirklich keinen Unterſchied wie etwa Lüge und Wahrheit, ſondern bloß wie Höflichkeit und Grobheit. Wozu das gröbere Wort mutwilligerweiſe gebrauchen? Es klang ungefähr, als ob ich ſagte: Sie ſehen vortrefflich aus; gehen Sie heuer nach Gaſtein oder nach Karlsbad? D. h. Sie ſind krank.

Und hat uns Belcredi mitten unter allen Dichtungen, die wir noch durchzumachen hätten, als eine felſenfeſte, unzerſtörbare Wahrheit des alten, ehrlichen Abſolutismus nicht ſeine unſterbliche Erfindung hinterlaſſen, das objektive Verfahren in Preß-

ſachen? Angenommen, ein nach-Belcrediſches Oeſterreich müßte eines Tages wieder — dichten und z. B. die Jury einführen, ſo laſſen wir neben dieſer Dichtung die Wahrheit des objektiven Verfahrens groß und hehr weiterbeſtehen, und nun paßt einmal auf, ob ihr die erdichteten Geſchwornen je zu Geſichte bekommt! Hoch Belcredi und abermals hoch!

Das Bürgermeiſterminiſterium Beuſt-Giskra wird ein Oeſterreicher, dem es um die ehrliche Wahrheit zu tun iſt, eigentlich gar nicht ausſprechen. Freilich regierte in Oeſterreich, wie er es Gott ſei Dank immer tun wird, der alte abſolute Wille; aber diesmal faſt unter lauter falſchen Deviſen. Natürlich wird die Polizei ſo wenig wie unter Metternich ein Vereinsleben dulden; aber wozu dann ein Vereins r e ch t? Natürlich wird die Polizei ſo gut wie unter Metternich jeden Freiheits-Zimmermann*) lebendig oder tot über die Grenze jagen; aber wozu dann ein S t a a t s g r u n d g e ſ e t z zum Schutze der perſönlichen Freiheit? uſw. uſw. Kurz, die Frau Resl ſchüttelte fortwährend den Kopf. Die Frau Resl, die ſich nämlich von einem Romane nur rühren läßt, „wenn's wahr is", fragte uns bei ihrer Lektüre der Romane im Reichsgeſetzblatt unter Beuſt-Giskra recht fleißig, „ob's wahr is", und wenn wir ihr dann antworteten: Nein, Frau Resl, es iſt alles erdichtet, ſo legte ſie den Giskra-Roman mit Verachtung weg und ſchüttelte ihren alten öſterreichiſchen Kopf. Das konnte nicht ſo fortgehen!

Eines Tages fragte ſie uns: is's wahr, daß wir Böhm' werd'n müſſen? Da konnten wir mit lauter deutlicher Stimme antworten: Ja, Frau Resl, es iſt wahr!

Ich will meine Schwäche für Hohenwart niemandem aufdringen, aber er war mir von allen nachmärzlichen Miniſtern der liebſte, weil er der wahrſte war. In Hohenwart ſprach das alte ungebändigte Oeſterreich endlich wieder frank und frei von der Leber weg! Eine zehnjährige mühſame und qualvolle Verſtellung zerbröckelte wie Terrakotta an zyklopiſchen Mauern und zum

*) Zimmermann, Redakteur eines Blattes „Die Freiheit", mit einer faſt demonſtrativen Brutalität ausgewieſen und über die Grenzen geſchafft — weil das Geſetz zum Schutze der perſönlichen Freiheit auf ihn als Fremden nicht anwendbar!

Vorſchein kam wieder die Wahrheit. Pfaffen und Patrimonien, Punktum! Ins Hundeloch! marſch! Der Reichsrat hänge ſich ſelbſt auf (gar kein übler Gedanke!) und erwürge verfaſſungsmäßig ſeine Bankier-Verfaſſung! (Wirklich gut!) Damals waren die ſchönſten Tage meines Lebens.

Hinlänglich elend wurde mir aber zumute in der Blattern-Aera Auersperg-Unger, und ich ging der Frau Resl in weiten Bogen aus dem Wege. Die fürchterliche Frau mit ihrer einfachen Frage, ob's wahr is! Was ſoll wahr ſein, Frau Resl? Liberalismus? Verfaſſungstreue? Lächerlich! Aber wollen Sie Wahrheit, nun, ſo iſt und bleibt wenigſtens Hohenwart wahr! Glauben Sie mir, verehrte Frau, er iſt nicht geſtürzt! Seine reaktionären und verfaſſungsfeindlichen Beamten ſitzen rings in allen Aemtern und Würden!

Rings! Die Frau Resl wiſchte die Hornbrille, — aber ihr Auge iſt blöd — und ſie hat überhaupt keinen weiten Geſichtskreis. Rings! Was iſt rings?

Da verſetzt uns das liberale und verfaſſungstreue Blattern-Miniſterium Auersperg-Unger den reaktionären Hohenwartianer endlich als Statthalter von Linz nach Wien, in die nächſte Nähe der Frau Resl und in das unmittelbare Bereich ihrer Hornbrille. — Jetzt trage ich meinen Kopf wieder hoch vor dieſer allegoriſchen Auſtria.

Die Wahrheit zieht wieder ein! Sie kommt näher und näher!

Zwar eine traurige Wahrheit, aber das iſt Nebenſache; die Hauptſache iſt, daß es die Wahrheit iſt. Oeſterreich findet ſich ſelbſt wieder.

Ich möchte ſolche kleine Anzeichen nicht unterſchätzen.

An der ganzen achtköpfigen Giskra-Dichtung war zuletzt nichts wahr, als ein kleiner unbekannter Verwaltungsbeamter aus Salzburg, den ſich das hochwogige Revolutions-Miniſterium Giskra aus reiner Kulanz und nur ſo im Vorbeigehen gefallen ließ, und ſiehe da, eines Tages war dieſer Graf Taaffe Miniſterpräſident dieſes hochwogigen bürgerlichen Revolutions-Miniſteriums!

Die liberalen Blätter ſcheinen mir daher den Vogel nicht abzuſchießen, wenn ſie dieſen Baron Konrad v. Eybesfeld ſchon

als Statthalter von Oeſterreich bekämpfen. Wie, wenn er einſt Miniſter von Geſamtöſterreich würde? Ich wenigſtens gefalle mir in dieſem Gedanken.

Wären wir in England, wo man denſelben Miniſter ſechsmal ernennen kann, z. B. bei den Whigs immer wieder Palmerſton, bei den Tories immer wieder d'Israeli, ſo wäre eigentlich ſchon längſt wieder Hohenwart an der Zeit; — was ſollen wir uns täuſchen? Aber ſtatt Hohenwart gefällt mir Eybesfeld als Miniſter ganz gut.

Und da man ſich ſchon lange um die Nachfolge Rauſchers den Kopf zerbricht, warum könnte auf Baron Eybesfelds Weg nicht ein zweiter Linzer nach Wien herabkommen und der künftige Wiener-Erzbiſchof — Rudigier ſein?

Nur Wahrheit! Kann ich ſchon das viele Stehlen nicht bändigen, ſo bin ich doch glücklich, wenn das viele Lügen mehr und mehr zur Wahrheit gravitiert. Die Wahrheit macht mich ganz glücklich.

Ich will Beweiſe davon geben.

Von heute an, von der Aera Eybesfeld an, nehme ich mir vor, mir recht viele Mühe zu geben, und in den Landesgerichten und Finanz-Landesdirektionen einen ehrlichen Mann zu ſuchen. Und wenn ich ihn gefunden habe, — was gar nicht ſo unmöglich iſt, — ſo will ich nicht mehr unſere Tauſende von Dieben anklagen, ſondern fort und fort den gefundenen ehrlichen Mann loben.

Ich will ein beſſerer Menſch werden.

Schon darum, weil ich bereits die Reiſetaſche umgehängt habe, und Wien mit dem Rücken anſehe. Im Rücken aber ſieht das Auge weniger ſcharf.

Zeitungs-Konfiskationen und § 300

(4. August 1872)

Der Journaliſtentag in München hat die Reſolution gefaßt: Du ſollſt nicht konfiszieren!

Schon Moſes ſagte: Du ſollſt nicht ſtehlen; und dann ſagte er noch einmal: Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Gut. Unter den zehn Geboten z w e i für das Eigentum! So heilig war dem alten Geſetzgeber das Eigentum; aber das Moralgeſetz Moſis iſt auch unſer chriſtliches.

Wie kommt's nun deſſenungeachtet, daß chriſtliche Obrigkeiten chriſtlicher Staaten — konfiszieren, d. h. Eingriffe in fremdes Eigentum machen und fremdes Eigentum verletzen?

Zum Beſten des Publikums und als Vertrauensmänner des Publikums!

Z. B. der Marktkommiſſär konfisziert eine giftige oder verdorbene Ware. Das tut er erſtens zu meinem Beſten, damit mir die giftige und verdorbene Ware nicht ſchädlich wird, und zweitens: tut er's als mein Vertrauensmann, denn eigentlich ſollte ich ſelbſt ſo viel Warenkunde beſitzen, aber ein Menſch kann nicht alles kennen, es war mir daher bequemer, gleichſam mit einer Art Arbeitsteilung einen Mann zu beſtellen, der die Waren ſtatt meiner kennt, und dem ich das Vertrauen ſchenke, daß er ſeine Kenntnis nur mit Gewiſſenhaftigkeit anwenden wird.

Dieſes Vertrauen war leicht zu ſchenken, denn der Vertrauensmann iſt leicht zu kontrollieren. Die Ware iſt ein materielles Ding, und die materielle Natur läßt ſehr leicht e x a k t e Beweiſe zu. Zumal was eine geſunde oder ſchädliche Eßware iſt, lehrt die Chemie mit ſolcher Gewißheit und nach Geſetzen von ſo allgemein anzuerkennender Gültigkeit, daß das Recht zwiſchen dem Eßwarenverkäufer und dem Marktkommiſſär leicht und jederzeit findbar iſt.

Der Journaliſtentag in München hat ſich daher auch nicht gegen die Konfiskation von Eßwaren ausgeſprochen; er hat ſich gegen die Konfiskation von Zeitungen ausgeſprochen.

Hier liegen nämlich die Sachen ganz anders, ja entgegengeſetzt.

Ein Zeitungsartikel iſt keine materielle Ware, ſondern eine moraliſche und ideale. Was iſt ein giftiger oder verdorbener Zeitungsartikel, deſſen Genuß dem Leſer ſchädlich werden könnte? Kein Menſch auf der Welt kann es ſagen! Denn wenn er's ſagte, ſo müßte er's gleichzeitig beweiſen können; aber kein Menſch auf der Welt kann beweiſen, was ein ſchädlicher Zeitungsartikel iſt. Noch unmöglicher aber, — wenn der Begriff eine Steigerung zuließe, — noch unmöglicher als die Erkenntnis der Schädlichkeit, iſt das Auffinden einer Vertrauensperſon, welcher man dieſe (unmögliche) Erkenntnis zutrauen und die praktiſche Handhabung derſelben anvertrauen möchte.

Nehmen wir beiſpielsweiſe nur den äußerſten und ſchreiendſten Fall an, den Fall, welchen ſich auch der Journaliſtentag gefallen ließ, weil ſich ihn ſogar der freie Muſterſtaat England gefallen läßt, nämlich: das Konfiszieren einer Zeitung in dem einzigen Fall, wo die Zeitung direkt zum Aufruhr auffordert. Iſt es bewieſen, daß es Narren geben muß, welche dieſer Aufforderung folgen? Kann es bewieſen werden? Iſt es vielmehr nicht tauſendmal wahrſcheinlicher, daß es ſolche Narren nicht geben wird, weil ja der Staat trotz dieſer Aufforderung ſeine ganze Wehrkraft behält, ſeine Soldaten, ſeine Zeughäuſer, ſeine Kriminalgeſetze, ſeine Kerker und Galgen? Iſt es bewieſen, kann es nur bewieſen werden, daß ſelbſt die direkteſte Aufforderung zum Aufruhr irgend eine bemerkbare oder nennenswerte Schädlichkeit ausübt? Tauſendmal nein! Deſſenungeachtet ſtimme ich den Engländern bei, und würde eine ſolche Zeitungsnummer ſelbſt auch konfiszieren. Aber wohlgemerkt, warum? Nicht in dem logiſchen und proportionalen Kreis von Verbrechen und Strafe, ſondern außer dieſem Kreis. Ich würde mir denken: ein Menſch, der in einem friedlichen Gemeinweſen offenen Aufruhr predigt, iſt ſo rückſichtslos, daß er denn auch ſelbſt die zar-

teſte Rückſicht nicht mehr verdient. Ich würde ſo ziemlich glauben nach der Billigkeit zu handeln, traue mir aber nicht zu ſagen, nach der Gerechtigkeit, denn das Recht ſcheint mir immer einen Beweis, oder wenigſtens einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit zu erheiſchen, und erweislich oder auch nur wahrſcheinlich iſt es juſt nicht, daß ein Aufruhr-Prediger auch Aufruhr-Narren finden müßte.

Gilt aber das ſchon von der direkten Aufforderung zum Aufruhr, welche Kritik vertrüge dann erſt unſer öſterreichiſcher Paragraph 300 über die Strafbarkeit von Zeitungsartikeln, „welche geeignet ſind, gegen einzelne Organe der Regierung Haß und Verachtung zu erregen“ !!

Eine Regierung iſt eine unzerſtörbare Erſcheinung der Menſchennatur; ſelbſt Räuberbanden haben ihren Räuberhauptmann und nackte Wilde ihren König. Die roteſte aller roten Republiken wird noch immer regiert ſein wollen, und die Regierung wird immer Organe haben müſſen. Regierung und Regierungsorgane zu haſſen und zu verachten, klingt daher ganz ſo abſurd, als ob ein leibliches Weſen zwar ſein Herz und ſeine Lunge lieben, aber ſeine Milz und ſeine Leber haſſen und verachten wollte. Willſt du eine Regierung, ſo muß die Regierung auch Organe haben, aber eine Regierung mußt du wollen, ganz einfach deshalb, weil du ein Menſch biſt. Der Paragraph 300 nimmt daher etwas an, was ſittlich unmöglich iſt. Kein guter Stiliſt und kein ſcharfer Denker kann es geweſen ſein, der ihn in dieſer Schlußredaktion niedergeſchrieben hat. An ſeiner Stelle würde ich nicht geſchrieben haben: gegen einzelne Organe der Regierung, ſondern: „gegen einzelne Grundſätze oder Handlungen von Regierungsorganen“. Es ſcheint mir ein Verſtoß erſten Ranges, daß ſich ein Strafgeſetzbuch ſo ungenau ausdrückt. Aber weiter!

„Haß und Verachtung.“ Nun gut; wem ſchadet das? Haß und Verachtung ſind Empfindungen, aber ſind Empfindungen ſchon Taten und Handlungen? Himmel, wenn ich jede meiner Empfindungen in Taten und Handlungen umſetzen könnte! Wenn die Menſchen das überhaupt könnten, ſo wären ſie gar nicht

mehr Menſchen, ſondern Götter. So aber haſſen und verachten wir gar viele Blöcke, müſſen ſie aber liegen laſſen, weil ſie uns zu ſchwer ſind. Gar vieles, was Haß und Verachtung verdient, ruht deſſenungeachtet auf ſolchen Schwerpunkten und wurzelt ſo tief in den menſchlichen Unvollkommenheiten, daß es ſeiner Exiſtenz vollkommen ſicher iſt. Haß und Verachtung ſind daher an ſich gefahrlos, und doch ſcheint die Tertierung unſeres Paragraphen den Begriff der Gefährlichkeit unterſtellen zu wollen, nur warnt ſie der geſunde Menſchenverſtand, das Wort ausdrücklich niederzuſchreiben, wohl wiſſend, wie unberechtigt es wäre. Nein, Haß und Verachtung ſind zunächſt noch keine Gefahr für die Betroffenen, ſondern bloß eine Beleidigung. Und doch ſollte das Recht der Konfiskation nur aus einer „drohenden Gefahr" fließen, nicht aber aus dem „unangenehmen Gefühl" einer Beleidigung. Ein Beleidiger, Individuum oder Behörde, iſt auf den Weg der Privatklage zu verweiſen.

Endlich drittens iſt die Erregung von Haß und Verachtung gar nicht an dem Punkte zu faſſen, wo ſie eine vollbrachte Handlung wäre; denn dann müßten mir die Zeugen gegenübergeſtellt werden, in deren Gemütern ich Haß und Verachtung wirklich erregt hätte, — aber das möchte ſeine Schwierigkeiten haben. Der § 300 iſt daher genügſam und begnügt ſich ſchon mit einem Geeignetſein zur Erregung. Geeignet! Was iſt geeignet? Wer beſtimmt, was geeignet iſt? Ich behaupte z. B. und lege die Hand dafür ins Feuer, daß die Liebesromane unſerer Kreuzerblätter geeignet ſind, Liebenden von ſchwacher Bildung den Kopf zu verdrehen und ſie zum Selbſtmorde zu begeiſtern. Es iſt eine völlig gewiſſe Tatſache meiner Ueberzeugung, daß von den Wiener Selbſtmorden irgend eine ziffermäßige Quote durch die Lektüre der Kreuzerromane verſchuldet iſt. Nun iſt es aber eine ſehr ernſthafte Sache, „geeignet" zu ſein, das Leben ſeiner Mitmenſchen abzukürzen. Leider iſt dieſe Sache nur auch ein wenig unfaßbar und deshalb werden die Romane der Wiener Kreuzerblätter nicht konfiſziert, wie gleichwohl Zeitungen konfiſziert werden auf Grund des § 300, deſſen Sache, wie ich nachgewieſen habe, ebenſo unfaßbar iſt, der ſich aber als ein

echter und vollblütiger Sohn des Absolutismus erweist, daß er trotzdem keine Umstände macht, sondern tüchtig zugreift.

Lebhaft kann ich mir daher die Qual konstitutioneller Richter und Staatsanwälte vorstellen, welche durch ihren Amtseid verbunden sind, diesem rohbehauenen Fetisch-Block aus der Heidenzeit des Absolutismus gegen ihre gebildetere Logik und bessere Ueberzeugung noch immer Menschenopfer bringen zu müssen. Gott weiß auch, wann unserer verbesserten Strafprozeß-Ordnung einst die konstitutionelle Revision und Tertierung des Strafgesetzbuches selbst nachfolgen wird; denn Gesetze haben in aller Welt Ländern ein gar schwerfälliges und starrkrampfartiges Dasein. Ist doch in England z. B. das Recht des Mannes, sein Weib am Strick zu verkaufen, als G e s e t z noch heute nicht abgeschafft. Dessenungeachtet möchte ich es keinem Engländer raten, sein Weib am Strick zu verkaufen. Die öffentliche Meinung verhindert es.

Einen unschätzbaren Dienst hat daher der Münchener Journalistentag nicht den Zeitungen — das wäre Nebensache —, sondern in erster Linie den armen Richtern und Staatsanwälten selbst erwiesen, daß er durch seine Resolution: das Konfiszieren der Zeitungen ist unsittlich, — eine öffentliche Meinung verbreitet, welche den richterlichen Behörden Luft macht, mit ihrer eigenen Sittlichkeit mutiger ans Tageslicht zu treten und mehr und mehr zu bekennen, wie sehr sie sich schämen, das barbarische Recht des § 300 auszuüben, nämlich morgens in die Häuser einzubrechen und Eigentum wegzunehmen, — ein Recht, welches mit der Barbarei, die Ehefrau am Strick zu verkaufen, ungefähr auf gleicher Linie steht. Von ganzem Herzen gratuliere ich den armen Richtern und Staatsanwälten zu der Resolution des Münchener Journalistentages, als zu einer Gelegenheit, welche sie wieder um einen Schritt weiterbringt, sich in ihrem Amte, trotz ihres Amtseides, als gebildete Männer i h r e r Zeit und nicht als Barbaren einer vergangenen Zeit aufführen zu dürfen.

Vom dreißigjährigen und vom Börſen-Krieg

(Mai 1873)

Nach der hiſtoriſch denkwürdigen Börſen-Kataſtrophe

In Jahresfriſt verſchwor ſich Nickel Fein
Ein reicher, reicher Mann zu ſein;
Es wär' ihm traun nach Wunſch gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfriſt gehangen.
Leſſing.

Schüler, welche ihre Geſchichte lernen, werden nie begreifen, warum der dreißigjährige Krieg dreißig Jahre gedauert. Die gewöhnliche und bisher noch immer übliche Geſchichtsmethode macht es ihnen auch gar nicht begreiflich. Sie merken vielmehr, daß die politiſch-kirchlichen Fragen ſchon lange früher entſchieden waren; ſie fühlen es deutlich heraus, wie ſchon in der zweiten Hälfte der Kriegsdauer die Kriegsluſt verſchwunden, der Fanatismus gekühlt, die konfeſſionelle Dickköpfigkeit mürbe geworden iſt, und Ermüdung, Erſchlaffung, Ueberdruß, Sehnſucht nach Frieden ſich als die allgemein herrſchende Stimmung verbreitet hat. So ſchleppt ſich der Krieg noch hin — von ſeiner dreißigjährigen Friſt faſt noch die ganze Hälfte durch. Warum?

Die politiſche Geſchichte antwortet darauf nicht oder verworren. Erſt die Schule des Lebens, Beobachtung, Erfahrung und eigenes Denken, jenes Denken, welches das gleiche Geſetz in den verſchiedenſten Wirkungen findet, gerät auf die richtige Spur. Dieſe Spur macht erkennen, daß der dreißigjährige Krieg, der ſo einſeitig als ein politiſch-kirchlicher erzählt wird, unter dieſer Hülle noch einen andern birgt, nämlich einen ſozial-ökonomiſchen. Jener konnte früher zu Ende gehen, dieſer nicht. Jener hieß Kampf zwiſchen Luther und Rom, Frankreich und Deutſchland, Schweden und Oeſterreich; dieſer hieß Kampf ums

Daſein. Jener gehorchte den großen Herren, Richelieu, Guſtav Adolf, Ferdinand; dieſer gehorchte den größten Herren: dem Magen und der Verzweiflung.

Suchen wir die große Haupt- und Staatsaktion in den vier Wänden auf, und wie die Privatperſonen zu dem allgemeinen Unglück ſich ſtellen, ſo ſpielt der dreißigjährige Krieg *des ſozial-ökonomiſchen Datums* etwa in folgenden Grundzügen.

Zuerſt heilen Bürger und Bauern die Wunden des Krieges noch aus dem vollen Friedensſchatz, den das geſparte Gut und die unverletzte Sitte darſtellen. Ihre weggetriebenen und verkauften Viehherden ſtellen Gemeinden einander zurück, ohne Profit, bloß für den Beutepreis. Wird eine Stadt geplündert, ſo machen ſich's Patrizier- und Zunfthäuſer zum Ehrenpunkt, ihre verſchleuderten Bilder und Bücher, Kunſtſchätze, Möbel und Hausvorräte den alten Eigentümern, ſoweit ſie erkennbar, zu reſtituieren. Noch iſt der Gemeinſinn ſtark, das Ehrgefühl jungfräulich, noch ſind Mittel und Wille da, ſich nachbarlich einander zu helfen. Das iſt die Praxis der erſten Kriegsdekade. Gegen die zweite hin verſtummen Chroniken und Privatnachrichten von dieſen ſo wohltuenden Zeugniſſen der National-Ehrbarkeit. Man fühlt ſich des öffentlichen Unglückes nicht mehr mächtig; jeder verzagt, nur mit ſich ſelbſt durchzukommen. Und bald wird die Verzagtheit — Verzweiflung. Der oft und viel Geplünderte weiß ſich jetzt keine Rettung mehr, als ſelbſt zu plündern. „Wir Zigeuner ſind nur noch am Galgen ſicher!" ſagte ein witziger Märtyrer dieſes Stammes; und vor dem Kriege war man jetzt nur noch im Kriege ſicher. Die Dörfer und Städte leerten, die Feldlager füllten ſich. Bürger und Bauern liefen den Soldaten zu; wer leben wollte, mußte ſich anwerben laſſen. Erſatz für die Plünderung gab's nur noch im Plündern.

Das iſt das ſchauerliche Rätſel der dritten und letzten Kriegsperiode. Der Krieg iſt müde geworden, aber die Kriegsfackel lodert fraßgieriger als je gegen Himmel. Die Prinzipien erlahmen, die evangeliſchen und katholiſchen Gegenſätze werden ſtumpf und blaſiert, aber ihre Schlagwörter explodieren jetzt erſt mit den verheerendſten Wirkungen. Die Gebildeten der Nation

arbeiten jahrelang vor dem Frieden von Münſter am Friedenswerk, aber zurück in den Krieg ſtaut, drängt und preßt nun erſt das Volk, welches verzweifelt, mit Bienen- und Ameiſenfleiß zu erſetzen, was mit Wolfs- und Löwenrachen verſchlungen worden. Das Entſetzlichſte iſt geſchehen: das hohe Kriegsſpiel iſt ein nationalökonomiſcher Faktor geworden! Der Gründer Wallenſtein hat ſo prächtige neue Werte geſchaffen, wie ſein Herzogtum Friedland und ſeinen Kurhut von Mecklenburg. Das hat gegründet. Und wer kein Wallenſtein iſt und Armeen gründen kann, der iſt ein gemeiner Kondottiere und gründet wenigſtens ein Fähnlein. Er berechnet, wie viel er Handgelder zahlt, wie viel ihm ein Fürſt für ſeine Mietstruppe zahlt — das übrige iſt ſein Gründergewinn. Aber auch der Fürſt ſelbſt wird Gründer und ſtellt eine ähnliche Rechnung an. Er berechnet, was er von Ländereien noch verpfänden kann, um Mietstruppen in Sold zu nehmen, was er andererſeits an Ländereien und Länderfetzen ſäkulieren und mediatiſieren kann, wenn er rechtzeitig zugreift und für den Friedensſchluß Tatſachen ſchafft; er berechnet ſeinen Gründergewinn. Endlich iſt von Sold und Handgeld gar nicht mehr die Rede; die bloße Beute tut's auch. Der Kondottiere läuft den Fürſten zu, um ein Lehen zu erſchnappen und ſelbſt ein Fürſtlein, ein Gräflein, ein Baron zu werden; der Bürger und Bauer läuft dem Kondottiere zu, um als Landsknecht reich zu werden, wie er als Bürger und Bauer verarmt iſt, d. h. um Beute zu machen. Natürlich wird recht ſcharf Beute gemacht, d. h. es werden immer mehr Bürger und Bauern zu Bettlern gemacht. Das Landsknecht-Material wird immer flottanter; alles nimmt Handgeld. Alles nimmt. Die Nehmer ſchießen wie Pilze aus der Erde; der Circulus vitiosus, ihr großer gemeinſamer Urvater, verſchlingt und erzeugt ſie immer von neuem. Meſſe und Bibel haben dabei tatſächlich den Wert von Aktien-Namen; es wäre lächerlich, die Kondottieri und ihre Landsknechte zu fragen, wes Glaubens ſie ſind; ſie glauben an den Gewinn. Sie laufen heute den Kaiſerlichen und morgen den Schwediſchen zu; es iſt ihre Lieb' und ihre Kontermine, womit ſie abwechſelnd in Bibel und Meſſe ſpekulieren. Aber Bibel und Meſſe bleiben nach wie vor das Feldgeſchrei des dreißig-

jährigen Krieges; es sind die Titel, auf welche seine Konzessionen erteilt werden.

Eine Kriegs-Parodie von dämonischer Lächerlichkeit! Was sich jetzt noch auf den hölzernen Schulbänken und in den hölzernen Lehrbüchern dreißigjähriger Krieg nennt, ist eigentlich nichts als jener wohlbekannte Krieg aller gegen alle, jener Kampf ums Dasein, jene Konkurrenz des Privatvorteils, die man sonst den bürgerlichen Frieden zu nennen pflegt. Die Generation hat einen Krieg geerbt um die höchsten Ideale der Menschheit und führt ihn als Kramladen fort für den täglichen Erwerb, fürs Brot und fürs Licht und Holz. Sie führt ihn fort im ganzen Stile eines wirklichen Krieges; sie macht ihre Inserate mit Leichenhaufen, ihre Annoncen mit angezündeten Städten, ihre Bilanzen mit Belagerungen und Schlachten. Alle Uebel, die der Krieg verhängt im guten Gewissen eines Gesamt-Interesses, bleiben gebraucht und angewendet im schlechten Gewissen der Privat-Interessen. Aber die Gewissen sind weder gut noch schlecht, diese Begriffe passen nicht mehr auf ihren Zustand; sie sind überhaupt nicht, sie sind verschwunden. Und wie der Verteidiger im äußersten Notfalle auf Unzurechnungsfähigkeit plädiert, so ist diese grenzenlose Demoralisation noch der einzige Milderungsgrund. Der Krieg erkennt sich selbst nicht als das, was er ist, als Raubkrieg; die Verzweiflung hat ihn wahnsinnig gemacht, der lange Blutgeruch hat ihn betäubt wie Kohlendampf; es ist der Kopf eines Narren, der seine blutige Schellenkappe schüttelt. In diesem Kopfe sind alle Begriffe umgestürzt, verdreht und verkehrt, verrückt und verwirrt. Indem Deutschland zugrunde geht, der Welthandel der Hansa verfällt, der Ackerbau aufhört, im kleinen Württemberg, damals um die Hälfte noch kleiner, allein 57 000 Bauernhöfe in Schutt liegen, überhaupt zwei Drittel der ganzen deutschen Nation ausgemordet sind, mitten in diesem deutschen Unglück sieht man die Deutschen — ihr Glück machen. Jeder, der sich noch fühlt, wird Unternehmer und Gründer, rührt die Werbetrommel und macht Fortune. „Fortunemachen" ist die Losung der Zeit. Jeder Schwindler findet Menschenkapital, wie Plachy und Spitzeder Geld-Kapital; Menschenblut ist wohlfeil, bietet sich im Ueber-

fluß an — von wegen Fortunemachens! Wer noch arbeitet, wird ausgelacht; wer pflügt, säet und mahlt, muß der Dümmste im Dorfe sein; der aufgewecktere Bauernbursche macht Fortune und läuft der Werbetrommel zu, der damaligen Reklame für „vorteilhafteste Kapitalsanlage". In der Tat sieht man ihn bald darauf hoch zu Roß, er ist Capitano, ist General, hält sich eine italienische Kurtisane, denn damals kam das italienische Opernwesen auf, aber noch gab es keine Theater; statt der Loge hielt man sich daher die Primadonna selbst. Ueberhaupt kam das „galante" und welsche Wesen in Schwung, es war die üppige Zeit, wo die geile Renaissance ins Rokoko ausartete, die schmuckreich-überladenste Zeit, bauschig, malerisch, makartisch, ganz gemacht für Parvenüs und „feine Leut'". Der Rottmeister ging damals reicher als heute ein Feldmarschall — und erst der Feldmarschall! Wallenstein hatte gezeigt, wie man mit der genialsten Wertzerstörung „neue Werte" schafft, wie man ein großes Haus wird, und wie man den Soldaten „n o b e l" hält. Es war eine äußerst noble Zeit. Kroaten stolzierten in goldenen Ketten, und Troßknechte würfelten um spanische Dublonen, welsche Freudenmädchen ließen sich Abteien und Klöster schenken, und Barfüßeles von Nirgendsheim imitierten die Hoftrachten der Margarete von Valois und der Maria di Medici. Die deutschen Städte und Dörfer, alte Vorräte und erspartes Ahnengut, wurden mit Millionen von Schüreisen dreißig Jahre lang in den Ofen geschoben — welch ein lustiges Feuer! Und die Asche gab vorteilhafteste Kapitalsanlage und gräßlich viel neue Werte! Eine wahre Glückszeit! Ein Fortschritt über alle Fortschritte, ein goldenes Zeitalter! Hätte das Feldlager damals eine Presse gehabt, wie der heutige Banken-Raubkrieg, die Presse hätte nicht Worte genug gefunden, den allgemeinen Wohlstand und den Aufschwung der materiellen Interessen zu loben. Und zwar mit Recht — vom Feldlager-Standpunkt!

Der westfälische Friede war für diese Verhältnisse buchstäblich der „große Krach". Man kann sich nicht lebhaft genug vorstellen, daß er eine unabsehbare Reihe von Existenzen wie ein Donnerschlag getroffen haben muß. Aus war's mit dem Fortunemachen. Fort war die höchste Fruktifikation der Haken-

büchſe und des Schweizerdegens. Zwei Arme und ein Räuberherz — Dinge, womit man ſo lange Baron werden konnte — ſollten wieder beim Viehhüten und auf der Schneiderbank verſauern! Mit den Friedensglocken muß ein Verzweiflungsſchrei durch die Lande gegangen ſein, als ob der große Pan tot wäre.

Ach! wenn derſelbe Federzug, womit der Kanzler den Frieden unterzeichnet, auch eine dreißigjährige Fortunemacher-Periode aus den Spieler- und Räuberherzen ausſtreichen könnte! Wer bannt die Geiſter, die man ſelbſt großgezogen? Kann man eine allgemein herrſchende Denkungsart, kann man einen Ideenkreis und einen Sittenzuſtand in den Winkel ſtellen wie eine Hellebarde?

Der Soldat, der jetzt Räuber wurde, mag in ſeinem Zuſtande kaum eine Veränderung empfunden haben. Er iſt früher ſeinem Privatvorteile nachgegangen und tut es wieder. Er hat früher Beute gemacht und macht wieder Beute. Nach dem Fürſtenkriege kommt *ſein* Krieg; was weiter? Haben die großen Herren das Recht dazu, warum nicht auch die kleinen Leute? Daß er früher geraubt und geſtohlen hat *mit fürſtlicher Konzeſſion* und daß ſie ein paar Perücken in Münſter jetzt zurückgezogen haben, iſt ein Abſtraktum, das er kaum bemerkt; ja, und wenn er's bemerkt, ſo wird noch der geringſte Mann in der Hütte jener ſtarkgeiſtigen Logik mächtig geweſen ſein, welche ſo feine Leute wie die Gräfin Terzky und der Friedländer als die Moral ihrer Zeit ſpielen laſſen.

Als du
Mit Feu'r und Schwert durch Deutſchlands Kreiſe zogſt,
Hohn ſprachſt allen Ordnungen des Reichs,
Der Stärke fürchterliches Recht nur übteſt
Und jede Landeshoheit niedertrat'ſt,
Um deines Sultans Herrſchaft auszubreiten:
Da war es Zeit, den ſtolzen Willen dir
Zu brechen, dich zur Ordnung zu verweiſen,
Doch wohl gefiel dem Kaiſer, was ihm nützte,
Und ſchweigend drückt' er deinen Freveltaten
Sein kaiſerliches Siegel auf! Was damals
Gerecht war, weil du's *für* ihn tat'ſt, iſt's heut'

Auf einmal Unrecht, weil es *wider* ihn
Gerichtet iſt!

Dieſe Logik iſt viel empfunden und viel — gehenkt worden!

Die Erbſchaft des dreißigjährigen Krieges war ein Gauner- und Räuberweſen, deſſen Großartigkeit aus vergeſſenen und vernichteten Polizei-Akten, welche den kulturhiſtoriſchen Wert der Verbrecher-Statiſtik noch nicht kannten, wohl nie mehr vollſtändig zur Anſchauung kommen kann. Die Namen Lips Tullian, Nickel Fein, der Sonnenwirt, der Schinderhannes, bezeichnen bloß einige Anker- und Hafenplätze im unermeßlichen Räubermeer. Sie treten von Niederſachſen bis zu den Neckarquellen genau in jenen weſtlichen Grenzſtrichen auf, welche zwiſchen Deutſchland, Frankreich und den ſpaniſchen Niederlanden die großen Kriegstore und die verwüſtetſten Schauplätze der Fortunemacherei geweſen.

Faſt präzis hundert Jahre nach dem weſtfäliſchen Frieden (1648) wurde der Sonnenwirt hingerichtet (1750), und ſein Prozeß enthüllte ein ſchwäbiſches Klephtentum, worüber Deutſchland, das ſeine Sittengeſchichte noch nicht wiſſenſchaftlich bearbeitete, in naivem Entſetzen aufſchrie. Im Schatten des Schwarzwaldes, in den Einſamkeiten der Rauhen Alp, in den Verſtecken der Neckar-Quellen und den Winkeln der Nebenflüſſe zählte man die mitſchuldigen Räuber- und Diebesherbergen nach Tauſenden! Man fand Gemeinden, wo von Großvater zum Sohn und Enkel herab das „Jaunertum" erblich und endemiſch war. Mit andern Worten: den dreißigjährigen Krieg als ſchleichende Volkskrankheit; den furchtbar-ſchönen Pendant zu den 57 000 württembergiſchen Brandſtätten, wovon ſich ein großer Teil nie mehr erholt hat.

Als eine Räuberbrutſtätte von ähnlicher Fruchtbarkeit enthüllte der Prozeß Schinderhannes die *Eifel*. Dieſer vulkaniſche Gebirgsſtrich, unbeſucht und menſchenarm, öde, rauh und ſteil, aber juſt in der Mitte ſtreichend zwiſchen dem Rhein und Brabant, zwiſchen den Kloſterſchätzen der berühmten Pfaffengaſſe und den gefüllten Bürgerhäuſern des ſtädtereichen Belgiens, war das ſchönſte Naturmodell einer wunderbar gelegenen ſtrategiſchen Raubburg, eines ſichern Beutemagazins, eines klaſ-

ſiſchen Diebs- und Diebshehler-Fuchsbaues. Ein ganzer verfaſſungsmäßiger Raubſtaat mit altgeſchulter Routine und techniſch gegliederten Verwaltungs-Apparaten in erblich überlieferten Familien-Dynaſtien und Hierarchien fand ſich auch hier ſeit den verwilderten Tagen des großen Räuberflugſamens eingeſenkt und auf Wurzelſtöcken fortwuchernd bis in die Anfänge unſeres eigenen Jahrhunderts, ſo daß der Name Schinderhannes, der zuletzt nicht wie ein Individuum, ſondern wie ein ganzer Gattungs- und Geſchichts-Repräſentant publik wurde, einen langen, glimmenden Schwefelfaden bedeutet, welcher ſo entlegene Endpunkte vereinigt wie — Wallenſtein und Napoleon!

So tief hatte das Fortunemachen den Volkskörper angefreſſen, ſo markzerſtörend fand man nach hundertfünfzig Jahren noch ſeine Nachwirkungen!

Und was in dieſen hundertfünfzig Jahren gehenkt, gerädert, gevierteilt, „geſtäupet“ und mit glühenden Zangen „gezwicket“ worden iſt! In allem Ernſte, man kann zweifelhaft ſein, was mehr Menſchenleben gekoſtet: Feuer und Schwert der dreißig Kriegsjahre, oder Rad und Galgen der hundertfünfzig nachfolgenden Jahre, welche mit den erblichen Marodeurs des dreißigjährigen Krieges aufräumten. —

Das heutige Kriegsweſen iſt ein elegantes chirurgiſches Beſteck, blank, kein Stäubchen und Roſtfleckchen dran! Es operiert mit Takt, mit Grazie, mit einer hochziviliſierten Selbſtbeherrſchung. Was es verzehrt, das bezahlt es mit hellen, klingenden Talern; ich glaube, ein geplündertes Heubündel würde nicht einmal einem Pferde ſchmecken, einem akademiſch graduierten Equitations-Schimmel und modernen Fortſchritts-Rößlein. Von Beutemachen iſt keine Rede, auch vom Fortunemachen nicht, ſofern ein ſchmales farbiges Bandſtreifchen nicht etwa Fortune wäre. Am wenigſten könnte der Unfug dreißig Jahre dauern; kaum dreißig Tage braucht ein modernes Kriegsweh, und von Nachwehen wäre ſchon gar nichts zu ſpüren. Nein, der Krieg iſt friedlich geworden und nur der Frieden kriegeriſcher. Der Kampf ums Daſein, der Krieg aller gegen alle, das Fortunemachen kann ſich an keinen Krieg mehr anheften, hat im Kriege nichts mehr zu ſuchen. Dazu iſt der Friede da. Der bürger-

liche Friede! Ihm ist Raum der Bewegung und „Freiheit des Verkehrs" genug gegönnt, um sich seine nötigen Kriegsformen selbst zu erzeugen. Und wirklich hat er die Börse erzeugt, jene Kriegsgöttin, welche aus dem Haupte des Friedens fix und fertig herausspringt, gepanzert, gerüstet, waffenschüttelnd — die tauglichsten und vollkommensten Waffen für den ewigen Kriegszustand der menschlichen Gesellschaft, die idealen Waffen, die verheerenden Mordwaffen des Kredits! Ein entzückender Artillerie-Krieg ist der Kredit, von einer Eleganz der Präzision, von einer Loyalität, ja Noblesse der Martialgesetze, der Kriegsgebräuche, der Dienstformen und Dienstverhältnisse, die für Freund und Feind etwas Bezauberndes haben. Aber so ist auch in seiner verwildertsten Periode der dreißigjährige Krieg als Raub- und Beutekrieg nicht mißbraucht worden, wie der Kredit mißbraucht werden, zumal der Börsenkredit zum ehrlosesten Meuchelmord und brutalsten Vernichtungskrieg ausarten kann. Aehnlich wie jener durchläuft auch er von der Ehrbarkeit zur Gemeinheit alle Zwischenstufen und kommt bei der Schande und bei dem Verbrechen als seiner untersten an.

Das Stadium der Ehrlichkeit ist jenes, wenn der Käufer ein Börsenpapier kauft und überzahlt, weil er glaubt, daß es eine gute Rente abwerfen wird. Das zweite Stadium nach diesem tritt ein, wenn der Käufer das schon nicht mehr glaubt, aber wenn er glaubt, daß es noch andere glauben und deshalb im Kaufen und Ueberzahlen fortfährt. In diesem Stadium werden feinfühlige Offiziere schon ihren Abschied nehmen, und auch der ehrliebende Troupier fängt die Liebe zum Dienste zu verlieren an, denn wie aus dem Boden gewachsen tauchen die Vassermannschen Lagergestalten auf, man riecht die Lunte des Mordbrenners, man sieht die Köpfe mit den Galgengesichtern sich aufrichten, und nur ungern marschieren die besseren Soldaten in Reih und Glied mit diesen Kameraden. Das dritte Stadium endlich ist die Herrschaft und der Terrorismus dieser Galgengesichter. Kein Mensch glaubt mehr an sein Papier, kein Mensch kann auch nur glauben, daß noch der andere daran glaubt, vielmehr weiß jeder und ist überzeugt und hört es mit allen Glocken der öffentlichen Meinung ausläuten, daß der Glaube dahin ist.

Aber der öffentlichen Meinung wird jetzt Gewalt angetan. Die Börsenwölfe schicken Falschwerber aus, wie die Kriegssprache sagen würde, d. h. sie kaufen Organe der öffentlichen Meinung, machen die letztere und verwandeln den Mund der Wahrheit in ihren Wolfsrachen. Nach Umständen genügt die Usurpation der öffentlichen Meinung, aber nicht selten müssen die Raubtiere auch die öffentliche Gewalt usurpieren. Siehe die Rowdies in Newyork und in San Francisco, oder die um den 2. Dezember würfelnde Spielerbande Louis Napoleons. Sie haben sich vorübergehend der Verfassungen ihrer Gemeinwesen bemächtigt. Dort aber, wo die Rowdies in den Stellen und Aemtern der Staatsverfassung schon sind, werden sie „verfassungstreu" Himmel und Erde in die Luft sprengen, um den Besitz ihrer Gewalt zu behaupten. Sie wissen, um was sie spielen. Entweder die Galgenleiter oder die Rangleiter zum Baron! Entweder den Strick oder das Ordensband! „Und selbst den Fürstenmantel, den ich trage, verdank' ich Diensten, die Verbrechen sind," sagt Wallenstein, als er zur Behauptung seines Fürstenmantels das verzweifeltste Verbrechen ausheckt.

Eine Demoralisation, welche eine weitverbreitete Ausdehnung gewonnen hat, welche sich an Strafloſigkeit, sogar an Herrschaft gewöhnen durfte, erhält sich dann durch ihr eigenes Schwergewicht. Ist erst eine gewisse Majorität von Menschen an ihr interessiert, so kann die Hoffnung ihrer Remedur trügerisch werden. An der Fortdauer des dreißigjährigen Krieges waren zuletzt so viele Desperados und Glücksritter engagiert, daß ihn ausgedehnte Landstriche und ganze Bevölkerungen als ein tiefgewurzeltes, allen Obrigkeiten spottendes Räuberwesen noch fünfmal dreißig Jahre fortsetzen konnten. Es hat noch kein „luftreinigendes Gewitter" gegeben — für die pontinischen Sümpfe und für die Küsten des gelben Fiebers. Auch für die Küsten des Börsenfiebers dürften die Gewitter zu ohnmächtig sein.

Diese Reflexion dämpft den Trost über den großen Krach. Der ehrliche Mann trägt lieber den Prophetenschmerz einer Kassandra als den Fluch der Lächerlichkeit, den bloß — der Vogel Strauß zu ertragen weiß.

Juſt weil der Krach ſo groß war, hat er die vorhandene Größe einer Spiellust enthüllt, welche ihr Daſein behaupten wird, welche keinesfalls von heute auf morgen ins Nichtdaſein abmarſchieren wird. Juſt weil das Unglück eine ſo „eindringliche Lehre" war, wie die Selbſtfopper ſagen, wird es bis zu einem Grad von Tiefe eindringen, der ſich erſt ganz enthüllen kann — wenn wir nicht mehr ſind. Aus dieſer Tiefe ſtiegen lange nach einem Wallenſtein und Jean de Wörth noch ein Sonnenwirt und ein Schinderhannes herauf! Unſere Augen werden längſt ſchon geſchloſſen ſein, da werden ſich die Anklagebänke der nächſten Geſchlechter mit Verbrechern füllen, deren Protokolle alle mit den Worten anfangen werden: „Als ich ein kleiner Bub war, haben die Eltern beim großen Krach Anno Dreiundſiebzig ihr ganzes Vermögen verloren, und ſeitdem hat ſich unſere Familie nie mehr erholt."

Herbſtfrüchte

(September 1873)

Viktor Emanuels Beſuch in Wien

Es müßte jetzt hübſch über dem Striche zu wohnen ſein, denn der politiſche Baum hängt voller Früchte, und wohl dem, der ſein Neſt im Gezweig der Leitartikel und Korreſpondenzen hat! Er lebt im Ueberfluß, wie der Vogel im Hanfſamen. Die Aeſte biegen und brechen; man kann ſelbſt im Feuilleton nicht herumſpazieren, ohne ſich zu bücken und aufzuheben, was abfällt, denn der Baum bedeckt den Boden noch weit und breit unterm Strich — mit Politik.

Wahrlich eine ſenſitive Situation! Spannend wie ein Roman. Schickſalsſchwanger, gewitterſchwül, kataſtrophenträchtig, — Schwefelgeruch, elektriſche Reibungen! Eine Friktion der Germanen und Romanen, wie ſchon ſeit langem nicht!

Dort hat der Romane Gramont gezerrt, um Oeſterreich in Preußen zu verdächtigen; hier zerrt der Romane Lamarmora, um Preußen in Oeſterreich anzuſchwärzen. Wie ſie die zwei deutſchen Mächte auseinander haben möchten! Beim Franzoſen iſt die Tendenz plan: Deutſchland iſt ſeine Gefahr; alſo Deutſchland und Oeſterreich befreundet ſeine Doppelgefahr. Italien dagegen, wie die Sachen jetzt liegen, hat Deutſchlands Allianz zu wünſchen, alſo an Deutſchlands und Oeſterreichs Freundſchaft eine Doppelallianz. Aber juſt dieſer Alp von Freundſchaften iſt ihm zu drückend, ſcheint's. Halt ein, o Herr, mit Deinem Segen! Deutſchland allein — ja; Oeſterreich allein — auch ja. Aber beide zuſammen — der armen italieniſchen Souveränität wird es ſchwül unter der neuen ſchlotternden Krone! Was kann es mehr wünſchen als gegen franzöſiſche Reſtaurations-Trubel nachhaltigſten Schutz; aber — Gott ſchütze mich vor meinen Schützern, ſcheint es zu denken.

Ein bißchen Schmollen und Kälte zwiſchen den beiden Schützern wäre gar nicht ſo übel. Oeſterreich und Preußen getrennt, hierauf zwiſchen der franzöſiſchen Feindſchaft und der öſterreichiſchen Freundſchaft hin- und hergeſchaukelt, Gewichte ab- und zugelegt und mit Geſchicklichkeit, wohl gar mit Ueberlegenheit das Gleichgewicht beherrſcht, — ſo bedeutet man doch etwas! Es iſt eine lockende Idee für einen italieniſchen Diplomaten. Zeigen wir doch den ſchauerlichen Hyperboräern in Preußenland, daß der feine Kopf Macchiavellis gegen den ſchweren Hammer Thors ſich auch noch zu fühlen wagt!

So mochte Lamarmora gedacht, oder mit den Impulſen des Inſtinkts auch nur dunkel gefühlt haben — und wer möchte ihm unrecht geben. Als Italiener hat er vielleicht recht. Iſt doch heute eine Weltlage, daß ſelbſt fürs ernſthafteſte Politikmachen die Mauern eines Tollhauſes kaum noch ein trennendes Hinderniß ſind. Es gehört ein feiner Blick dazu, was dies- und jenſeits der Mauer gemacht worden, überall zu unterſcheiden. Wie Menſchen ſonſt Wahnſinn geheuchelt haben, aber als Kluge durchſchaut wurden, ſo kann in Romanien jeder Kluge und Patriotiſche jetzt für einen ganz guten und richtigen Narren aus irgend einem Geſichtspunkte Germaniens gelten.

Seit dem Aufhören der Römer iſt der Zuſtand Romaniens eine organiſche Lüge. Wie ein tödliches Uebel ſind ihm Widerſpruch und Unwahrheit eingepflanzt. In allen Leitartikeln über Romanien muß das ſelbſt wieder der leitende Faden ſein.

Italien hat ſich geeinigt auf Koſten des Papſttums, aber das Papſttum war ihm ſeit je der natürliche Fortſetzer der Cäſaren und das teure Symbol der alten römiſchen Weltherrſchaft. Noch jüngſt ſagte mir ein italieniſcher Deputierter: „Was wollen Sie? Wenn wir päpſtlich ſind, ſo herrſchen wir in Paris und Wien; wenn wir königlich ſind, bloß bis an die Veroneſer Klauſe.“ Der genaueſte Ausdruck des italieniſchen Selbſtbewußtſeins! Aber welch grauſamer und wahrhaft tragiſcher Riß zwiſchen ſolchen Bedürfniſſen im Innern und Anſprüchen nach außen!

Das majeſtätiſche Geiſterreich, zu dem ſich die römiſche Weltherrſchaft zwar im Papſttum gas- und dunſtförmig verflüchtigt, aber auch wolkenförmig fixiert hat, wird nie aufhören, auf die Phantaſie der Italiener magiſch zu wirken. Das glänzende Wolkenbild aber machte leider nicht ſatt; den irdiſchen Leib peinigte unerträglicher Hunger und Durſt: Volk wie andere Völker, Macht, wie andere Mächte zu ſein. Die Italiener befinden ſich genau in der Lage der alten Juden. Einer Theokratie teilhaftig, welche die Quelle ihres erhabenſten Nationalſtolzes war, ſagten ſie doch eines Tages dem Theokraten Samuel: Gib uns einen König, wie ihn die anderen Völker der Erde haben! Das Gottesvolk wurde ein Königsvolk, es überkam den König, aber konnte es ſein König zwiſchen Aegypten und Aſſyrien größer und mächtiger machen? So wenig wie zwiſchen Frankreich und Deutſchland ein italieniſcher König ſein Italien! Die Theokratie wurde erniedrigt — ſiehe die Propheten und ihre tragiſchen Baals-Kämpfe — aber das Königtum wurde darum nicht hoheitsvoller. Endlich brach aus der dunklen Hütte einer Zimmermannsfamilie die zurückgepreßte jüdiſche Theokratie mit einer beiſpiellos vulkaniſchen Wirkung wieder hervor, aber nicht der Nation und ihrem Nationalſtolze kam es zugute. Chriſtentum hieß dieſe Theokratie und mit der Nation war es zu Ende!

Frankreich betrachtet ſich als den realen Erben der römiſchen

Weltherrſchaft, wie Italien als den idealen. Von allen Teilen des zerfallenen römiſchen Weltreiches hat dieſer Teil ſich ſtets wie die Fortſetzung des Ganzen geriert. Die beanſpruchte Hegemonie gründet Frankreich auf ſeine Legionen, ſeine Literatur, ſeine Putzwaren. Den Legionen iſt es ſeit Crécy und Azincourt, ſeit Pavia, Malplaquet, Roßbach, Leipzig, Waterloo uſw. uſw. bis herauf zu Sedan um vieles ſchlechter gegangen als in der Regel den römiſchen Legionen, und auch die Literatur hat an der germaniſchen von England ihren ſiegreichen Vorläufer und an der germaniſchen von Deutſchland ihren ſiegreicheren Nachfolger gefunden. Bleibt alſo am reinſten und unbeſtrittenſten noch die Hegemonie der Putzwaren.

Die koſtbarſte Putzware aber iſt offenbar der römiſche Papſt. Es iſt der größte Luxusartikel der Weltgeſchichte, und juſt dieſen Luxusartikel liefert Frankreich nicht! Daher der ganze Drang des franzöſiſchen Geiſtes und der unerſchütterliche Zug der franzöſiſchen Geſchichte, das Preſtige des römiſchen Papſtes wenigſtens ſo viel als möglich ſich anzueignen und in das ſeinige zu verwandeln.

Nur eins iſt ſchade dabei. Der römiſche Papſt iſt ſeit Jahrhunderten im Veraltern begriffen und veraltet täglich rapider. Frankreich aber bildet ſich ein, modern zu ſein und ſeine Macht aus modernen Ideen zu ſchöpfen. Wohlan, Romaniens Lüge, immanenter Widerſpruch und innere Unwahrheit franzöſiſcherſeits! Nur aus dieſer Lügenanlage kann es geſchehen, daß z. B. im Jahre 1871 die Pariſer Kommune „Diener eines ſogenannten Gottes", nämlich Prieſter erſchießt und ſchon im Jahre 1872 ganz Frankreich vor der ſogenannten „Mutter" Gottes auf den Knien rutſcht! Ohne die angeborene romaniſche Todeskrankheit: Bruch und Berſtung des innerſten Lebensorganes, uns ſtets vergegenwärtigt zu halten, könnten wir anderen ſolche Extreme abſolut nicht verſtehen, wir, die wir in Germanien weder die Hunde der Religion noch die Henker der Religion ſind! Romanien, das ſich in Akademien herausputzt, aber die Volksſchule nie ernſthaft genommen, iſt abwechſelnd beides.

So trägt Italien, ſo trägt Frankreich jedes für ſich ſchon, gleich einem organiſchen Herzfehler, einen Widerſpruch in ſich, den

Widerſpruch, im germaniſch-verjüngten Europa am abgeſtorbenen Romanismus zu leiden.

Im unpaſſendſten Augenblick aber ſetzt ſie ein böſes Geſchick in Widerſpruch auch gegen einander ſelbſt. Juſt in der Stunde, wo Italien von ſeiner theokratiſchen Baſis noch am ernſthafteſten hinwegdrängt, fällt die andere romaniſche Dublette, die franzöſiſche, am törichteſten auf dieſen morſchen und veralteten Stützpunkt zurück. Das Brennusſchwert, das ſein größerer Nachbar bei Sedan zerbrochen, droht Frankreich dem kleineren Nachbar in die Wage ſeiner häuslichen Verfaſſung zu werfen und, die Transfuſion parodierend, mit veraltetem Greiſenblut den Körper des romaniſchen Bruders, der ſich verjüngen will, zu vergiften. Dieſer unerhörte Vorgang zwiſchen den zwei Blutsverwandten erzeugt ſchließlich den unerhörteſten: ein römiſcher König macht ſeine umgekehrte Römerfahrt über die Alpen und ſucht beim germaniſchen Geiſt, der ihm innerlichſt fremd und zuwider iſt, Schutz und Hilfe gegen den romaniſchen, gegen ſich ſelbſt, gegen ſein Fleiſch und Bein. Man meint, die Erdachſe kehre ſich um und Morgen ſei Abend und Oſt ſei Weſt!

Dem romaniſchen Königspilger liegt auf ſeiner Wallfahrt nach Germanien Oeſterreich unterwegs, jene intereſſante Kreuzungsſtelle, wo der romaniſche Südwind und der germaniſche Nordwind eine beſtändige Zugluft erzeugen, ein permanentes Verſchnupftſein ſämtlicher Oeſterreicher aus habituell entgegengeſetzten Gründen, ein unaufhörliches politiſch-kirchliches Rheuma, nicht ſelten geſteigert zum akuteſten Hexenſchuß. Die Oeſterreicher ſind an dieſe wenig komfortable Lebensluft akklimatiſiert, und wenn ſie nicht ſterben, ſo leben ſie noch. Aber der König-Ehrenmann wird Augen machen! Den ruſſiſchen Kaiſer haben wir wenigſtens mit zehntauſend Sicherheitsmännern wattiert: aber um wie viel leichter iſt es auch, zu ſichern vor polniſchen Dolchen, als vor römiſchen Dolches — Blicken! Dieſe Aufgabe löſe mir einmal eine Polizei! Und wenn wir alle Inhaber beſagter Dolchesblicke beurlauben und entfernen, was bleibt noch vom offiziellen Oeſterreich?! Wie ich in den 50er Jahren in Frankfurt immer zu ſagen pflegte: man iſt in Süddeutſchland öſterreichiſcher als in Oeſterreich und die beſten Oeſterreicher fin-

det man außerhalb Oeſterreichs, ſo kommt der Quirinal-König in die Wiener Luft — ich ſpreche immer vom „offiziellen" Wien — wie in eine Kraft-Bouillon und einen Liebigſchen Fleiſch-Extrakt vom Vatikan! Ja, wenn ein König auch die unoffizielle Welt zu ſehen bekäme! Zum Beiſpiel in Wien jenes Wien, deſſen Kaiſer ein für allemal Kaiſer Joſeph heißt, und das mit Ausnahme des oberſten Hundert eben das ganze Wien iſt! Hat doch der gute „Viki" fortgeſetzt und vollendet, was Kaiſer Joſeph begonnen, wie ſollte der joſephiniſche Wiener ihm nicht gut Freund ſein? Und wenn der arme Kaiſer Joſeph nur halb getan, was er ganz gewollt, während es der gute Viki ſo gut hat, ganz zu tun, was er nur halb und faſt gar nicht will, ſo daß er vor ſeinen eigenen Großtaten mehr komiſch als pathetiſch daſteht, ſo iſt das dem lieben Wiener nur um ſo lieber, denn es ſieht „ſpaßiger" aus, d. h. wieneriſcher. War doch zu Kaiſer Joſephs Zeiten Hegel und die „Selbſtbewegung der Ideen" noch nicht erfunden und ein Monarch mußte noch einen Willen haben und eine Perſon ſein, während er heute bloß Weltgeſchichte zu ſein braucht, eine Art Weinreiſender des Hauſes Ananke & Fatum. Und ſo heißen wir unſeren Reiſenden immer willkommen, wir, das liberale und deutſche Wien.

Wie anders aber das bewußte Hundert, das Vatikan-, das Lourdes- und Mariazell-Wien, das offizielle und ultramontane! Die Jeſuiten ſind raſend. Ihr ganzer Zug iſt entgleiſt und kulbutiert Wagen über Wagen ins Chaos. Welch ein Lärm! Dieſer Mann wagt es, uns unter die Augen zu treten! Dem Kaiſer hat er Mailand und Venedig entriſſen, der Schweſter der Kaiſerin Neapel und Sizilien, den Vettern des Kaiſers Toskana, Parma und Modena, und dieſer Räuber will Gaſt des Kaiſers ſein! Aber Geld und Gut möchte flöten gehen, hätte er wenigſtens den Papſt-König nicht entthront! Das iſt die empfindlichſte Wunde im Hauſe Oeſterreich und auch dieſen Dolchſtoß ins Herz hat er uns verſetzt! Als Ludwig XVIII. den Königsmörder Fouché zum Miniſter annehmen mußte, ſagte er zyniſch, das koſte den Bourbons die Jungfernſchaft; wie ſoll es Haus Oeſterreich nennen, den leibhaftigſten Antichriſt zwiſchen ſeinen Beichtſtühlen und Betſchemeln bewirten zu müſſen? O dieſer

ſchwarze aſiatiſche Satan, dieſer Andraſſy Gyula! In effigie iſt er ſchon gehenkt, ſollte man ihn nicht in natura henken, daß er ſeinem Kaiſer und Herrn den Rat gab, einem ſolchen Gaſte die Arme zu öffnen?

Gewiß, geliebte Brüder in Chriſto, das alles iſt ſehr ſtark. Es iſt einfach entſetzlich. Viktor Emanuel in Wien, und nicht einmal an einem Pfahl gebraten! Ach vielleicht wäre ihm wohler in einer ſo klaren Situation, wie ein brennender Pfahl iſt! Es ſind ſchon viele Hände gedrückt worden: aber Viktor Emanuel und Franz Joſeph Händedrücke tauſchend, — man kann wirklich zweifeln, wer hier in C a n o ſ ſ a iſt, der Wirt oder der Gaſt! „Ich macht' ein dummes Geſichte", ſagt Heinrich Heine von ſeinen bürgerlich Heineſchen Verlegenheiten; aber es iſt ein wahres Glück, daß ein König nur ein geſcheites Geſichte machen kann und diesmal nicht mit dem Dichter geht! Und was noch mehr Glück iſt und was mich am meiſten tröſtet? Wirt und Gaſt ſind Sportsmen desſelben Sports. Das iſt unter vornehmen Männern viel wichtiger, als man glaubt. Ich wette, es vergehen nicht fünf Minuten und die Herren unterhalten ſich ausgezeichnet — von Gemſen und Steinböcken.

Wovon ſich mittlerweile die Herren Minghetti und Andraſſy unterhalten? Das iſt mein Geheimnis!

Den Jeſuiten iſt es natürlich keins. Sie unterhalten ſich — von der Weltherrſchaft der Jeſuiten, was man „die katholiſchen Intereſſen" nennt. Eine Fraktion der Römlinge nämlich kalkuliert wie folgt: Die Reiſe des Kirchenräubers war freilich böſe gemeint, aber der Herr kann es zum guten wenden. Was geſchieht denn eigentlich? Beſinnen wir uns. Wir haben unſeren Chambord als päpſtliche Artillerie ſpielen laſſen, aber die Artillerie hat zu viel Lärm gemacht. Sie treibt uns den Savoyarden in die Arme Deutſchlands und der ſtößt wieder, wie ein Billardball den anderen, das Wiener Kabinet in der deutſchen Richtung vorwärts. Alſo fort mit Chambord! Was iſt uns Hekuba? Was iſt uns Chambord? Er ſollte unſer Werkzeug ſein, wir nicht das ſeinige. Es war zu ſcharf, es machte ſchartig. Fort damit! Wenn Frankreich ſeine ſogenannte Reaktion moderiert, Italien und Oeſterreich aber ihren Liberalismus, wozu die

Neigung ohnedies immer da, ſo bekämen wir, um nicht zu ſagen eine Allianz, aber doch ein herzliches Einverſtändnis mit Frankreich, das heißt eine Aufſtellung der drei katholiſchen Mächte, impoſant genug, um ihre eigene Politik zu machen, eine Politik ohne, vielleicht gegen Deutſchland. Mitten auf ſeinem Marſche könnte ſolchergeſtalt der Savoyarde die Front verändern, und ausgezogen in der Furcht vor Chambord, einer Granate, die nicht platzt, wäre er auf der Halteſtation Wien ſchon aus der größeren Furcht vor der Lächerlichkeit vielleicht zum entgegengeſetzten Syſtem zu gewinnen. Wenigſtens wäre das eine Kombination, die zu verſuchen von großem, faſt unwiderſtehlichem Reiz für einen Diplomaten ſein müßte. Und iſt Andraſſy zuletzt nicht doch Katholik und Oeſterreicher? Steht ihm denn ſelbſt die „Vaſallenſchaft" zu Geſichte? Wird er nicht wünſchen, ſich zu behaupten? Aber es gibt Ratſchläge, die man befolgt und die ihren Ratgeber ſtürzen. Beuſt riet gegen Hohenwart — und fiel mit ihm. Viktors Wiener Gaſtſpiel iſt ein ſo verwegener Ratſchlag, muß in den maßgebendſten Herzen ſo ſtarke Dispoſitionen zu Stimmungsumſchlägen erzeugen, daß wir ganz und gar unſere Witterung wittern! Hier iſt gut operieren. Entweder wir gewinnen den Ungarn oder wir ſtürzen ihn.

So denkt jene Jeſuitenfraktion, die nicht blind raſend ſchimpft, ſondern in der Wut noch des Denkens fähig iſt, nämlich des jeſuitiſchen Denkens. Auch läßt ſie das nicht drucken, wie die Ultras ihr Geſchimpfe; was ſie drucken ließ, das geſchah durch ihren Schüler Lamarmora, den richtigſten Auguren der obigen Inauguration!

Aber trotz alledem, die Bäume der Jeſuiten wachſen nicht mehr in den Himmel; was wächſt, das haben nicht ſie gepflanzt, und was ſie gepflanzt, das trägt ganz andere als ihre Ernten. Ja, zuweilen ſcheint es mir faſt, als ob die klügſten der Jeſuiten überhaupt nur noch die Pantomime des Pflanzens und Säens machten, um ihre Unfruchtbarkeit zu verbergen.

Der Narr des neunzehnten Jahrhunderts, oder: Das unterbrochene Opferfeſt

(Nach Publizierung des Syllabus geſchrieben)

Liebigs Düngerlehre und der Beſſemerſtahl werden die Welt verjüngen! rief der Graf und ſchwang ſeinen Römer. Stoßen wir an, meine Herren, auf zwei Väter der Kulturgeſchichte, deren Erbe ein ewiges ſein wird! — Suchen wir noch einen Dritten, ſagte der Bürgermeiſter, um die heilige Drei voll zu machen. — Mirabeau! rief ein junger Mann, ein Oekonom, wie ihn andere, ein Landmann, wie er ſich ſelber nannte; Mirabeau, der Vater des politiſchen Rechtsſtaates. — Es iſt ein groſſer Name, aber doch nur ein Parteiname, wendete der Bürgermeiſter ein; greifen wir höher! — Proudhon! rief der Graf, der Erlöſer der Arbeit. — Pardon, Erlaucht, er hat ſie nicht erlöſt und kein einzelner wird ſie erlöſen. Nach tauſend Jahren wird im Kulturſtaate gearbeitet werden, wie Proudhon ſelbſt es nicht ahnen konnte. — Sehr wahr, ſtimmte der Kreishauptmann zu; aber was ſuchen wir weiter? ich rufe: Goethe! — Sofort fingen die Gläſer zu klingen an, da rief der Bürgermeiſter: Verzeihung für meinen beſcheidenen Widerſpruch! Wir Deutſche ſind ein Volk der Sittlichkeit und der Wiſſenſchaft, aber in Ewigkeit kein Volk der Kunſtſchönheit. Die Deutſchen ſind nur moraliſch zu rühren, nicht äſthetiſch, ſagt Schiller, den ich daher ſelbſt auch nicht vorſchlage. Mir ſchwebt ein Name vor, nicht wie im Altertume Homer, ſondern wie im Altertume Ariſtoteles war. Das wäre ein Symbolum für Deutſche. — Humboldt! rief es von allen Seiten, und: das iſt's, rief der Bürgermeiſter ſelbſt. Die Gläſer klangen und wurden im einſtimmigen Hoch geſtürzt.

Schade, ſagte der Graf, daß wir nicht noch länger geraten haben. Wir waren im beſten Zug, eine Heerſchau zu halten, welche uns nach und nach die ganze Fülle und Eigentümlichkeit der

modernen Kultur vorgeführt hätte. Wir hätten unſer Auge noch lange an dem Schauſpiele geweidet, wie die edelſten und produktivſten Kräfte der Menſchheit einem Ziele zuſtreben, für welches der Name Fortſchritt noch beſcheiden gewählt iſt. Nicht fortgeſchritten wird bloß; nein, es ſind neue Bahnen betreten worden, es ſind unbetretene Pfade in Richtungen, welche zum allgemeinen Zielpunkte der Humanität die kürzeren Linien zu finden ſcheinen, von großen und ſchöpferiſchen Geiſtern aufgeſchloſſen worden.

Und nicht bloß von großen und ſchöpferiſchen Geiſtern, nahm ein alter Profeſſor das Wort, ſondern von ſolchen, deren Zahl Legion iſt. Das Volk, welches gegen alle Gedankenneuheit ſonſt ſich abwehrend, im beſten Falle empfangend, verhielt, arbeitet heute ſelbſttätig mit. Das iſt der wertvollſte Fortſchritt. Als ich zu unſerem Vereinstage hierher fuhr, ſtiegen auf allen Stationen Landleute ein, welche unſerer Tagſatzung beiwohnen wollten, wie wir denn hier an unſerer eigenen Tafelrunde Mitglieder und Gäſte ſehen, welche es verſchmähen, was Anderes zu heißen, als einfach Bauern. Dieſe Wahrnehmung iſt wahrhaft beglückend. Als ich am Thannberg botaniſierte, paſſierte mir ein freundliches Abenteuer. Der Bauernknabe, welcher mein Führer war, fand einen Kalkſpat, hob ihn auf und ſagte vergnügt: Damit kann ich unſerem Lehrer eine Freude machen. Es ſcheint mir ein ſeltenes Stück. Der Knabe war Schüler einer Ackerbauſchule. Sein verſtändiges Weſen mutete mich an, ich wünſchte, ihn mit einem Andenken zu beſchenken. Haben Sie Buckles Geſchichte der Ziviliſation? ſagte er; ich wäre der glücklichſte Menſch, wenn ich das Buch bekommen könnte. Was ſagen die Herren dazu? Der Junge hatte in einer Zeitung das Buch angezeigt geleſen und ſogleich eine Leidenſchaft dafür gefaßt. Es war mein erſter Gang, in der hieſigen Buchhandlung es zu verſchreiben, und ich kann wohl ſagen, ich habe nie ein Buch mit einem größeren Vergnügen verſchenkt. —

Schön Dank, Herr Profeſſor, rief ein alter Bauer an der unteren Tiſchhälfte, ein wahrer Patriarchenkopf. Sie ſprechen von meinem Enkel Stefan am Thannberg. Wir haben uns immer eingebildet, das Kind habe einen guten Kopf, aber es hat doch gleich

einen anderen Schein, wenn es ein ſolcher Herr auch ſagt. — Ei, dann ſoll er leben! rief der Profeſſor. Meine Herren, ſtoßen wir nach Liebig und Humboldt auch auf den Stefan am Thannberg an. Die Spitze der Pyramide teile die Ehre mit ihrem Fundamente! — Es lebe das Volk! es lebe der Knabe vom Thannberg! toaſtete die ganze Verſammlung.

Das war ein richtiges Wort, ſagte der Kreishauptmann: die Spitze der Pyramide teile die Ehre mit ihrem Fundamente. Sonſt war die Bildung ein Obelisk, von oben bis unten gleich ſchmal; wir ſehen die glücklichen Zeiten, wo ſie tatſächlich anfängt, Pyramide zu werden, und die kühnſte Spitze auf der breiteſten Baſis ruht. In einer Bauernſchenke am Schattenbach fand ich einen Gedanken Goethes. Die Bauern philoſophierten über die Aufhebung der Todesſtrafe, wovon ihnen ihr Provinzblatt geſchrieben hatte. Da ſagte ein Waldheger folgendes: Ich mein' halt, einem Mörder das Leben ſchenken, könnte man nur mit Einwilligung derer, denen der Erſchlagene angehört hat. Ich fürchte, die Angehörigen nehmen ſich ſonſt ſelbſt ihre Rache, und Mord und Totſchlag wird nur noch ärger. Da ſchreiben ſie freilich in die Zeitung hinein: man ſoll eben keine Rache empfinden. Aber kann man das den Menſchen verbieten? Ich finde, daß die ganze Sache eigentlich vor die Advokaten gar nicht gehört, ſie ſieht aus wie Religion. Wenn ich, wie Jakob, vierzehn Jahre um mein liebes Weib gedient habe, und ein Hund ſchlägt ſie mir tot, um ihr fünf Gulden zu rauben, ſo hat ſich der Kerl gar nicht in die Hände der Advokaten und Richter gegeben, ſondern er hat ſich in meine Hand gegeben. Ob er leben oder ſterben ſoll, iſt *mein* Recht, und gehört in *mein* Gewiſſen hinein; ich hab' aber immer gehört, wenigſtens in der Religion, daß die Gewiſſensfreiheit das Höchſte iſt, und daß man daran nicht kippen und wippen darf. — Wie gefällt das den Herren? Es iſt buchſtäblich der Ausſpruch Goethes: „Wollt ihr die Todesſtrafe aufheben, ſo müßt ihr die Blutrache erlauben.“ Aber der Waldheger am Schattenbach hat gewiß nicht den Goethe geleſen, kennt ſchwerlich nur ſeinen Namen. Er fand den Gedanken des Klaſſikers in ſeinem Selbſtdenken.

Der Graf ſagte: Zu dieſem Thema meine Herren, bin ich ſo

glücklich, vielleicht den schönsten Beitrag zu liefern. Ich fuhr, wie gewöhnlich auf der dritten Klasse, zwischen Bauern, Marktweibern und Handwerksgesellen. Neben mir saß ein junger Schlosser, mit dem ich mich angenehm unterhielt und der ganz glücklich war, daß ich ihn als einen gebildeten Menschen behandelte. In der Freude seines Herzens entwickelte er mir eine Idee und skizzierte eine Zeichnung dazu, welche das Problem löste, einen Bahnzug in der Geschwindigkeit seiner normalen Bewegung bedeutend schneller, als es das jetzige Bremsen leistet, zum Stehen zu bringen. Ganz starr vor Verwunderung fragte ich ihn: Glauben Sie selbst an die Ausführbarkeit dieser Idee? Warum nicht? fragte er betreten, hat meine Rechnung einen mechanisch-technischen Fehler? Aber, Herr, rief ich im höchsten Erstaunen, in diesem Falle ist Ihre Idee ja das Rittergut wert, an dem wir soeben vorbeidampfen, und Sie geben sie dem nächstbesten Kupeenachbar preis?! Nie werde ich den Blick vergessen, womit sich der Schlosser jetzt über meine Verwunderung verwunderte. Soll man denn wuchern mit einem Gedanken, bei dem es sich um Menschenleben handelt? In allen Herrenhäusern Europas finde ich so viel Adel nicht wieder! Und ich will Erbsen von Linsen nicht mehr unterscheiden können, wen der Gedanke des Schlossers nicht wirklich lebensfähig ist. Ja, meine Herren, sprechen wir nicht länger von der Spitze der Pyramide; die Fundamentsteine, das Volk . . .

In diesem Augenblicke flog durch ein Fenster des Sitzungssaales ein schwerer Kiesel herein, um welchen ein beschriebenes Blatt Papier gebunden war. Auf dem Blatte stand folgendes:

„Ihr Esel und Ochsen, ihr Hunde, Schweine und Schafsköpfe! Dieses sind die Sätze, welche ich euch verkündige, und der Teufel soll in euch fahren, wie in die Schweine der Gerasener, wenn ihr den Sätzen nicht Gehorsam leistet.

1. Wer behauptet, daß zweimal zwei vier ist, soll die Schwerenot kriegen.

2. Wer seine Kinder lesen und schreiben lehrt, bringt sie an den Galgen.

3. Wer Kinder erzeugt, ohne mir Geschenke zu machen, treibt Unzucht.

4. Wer ein Mikroskop aufstellt, den soll man ersäufen.

5. Wer sich mathematischer Instrumente bedient, dem soll man das Haus anzünden.

6. Wer sich erfrecht, irgend etwas zu erfinden, das übers Grasfressen geht, den soll man mit Knütteln totschlagen.

7. Verflucht ist, wer eine Dampfmühle baut.

8. Verflucht ist, wer telegraphieren läßt.

9. Verflucht ist, wer anatomische Präparate macht.

10. Verflucht ist, wer auf zwei Füßen geht.

11. Verflucht ist, wer zwei Augen im Kopfe hat.

Denn ihr sollt liegen und blind sein, und auf dem Bauche sollt ihr liegen und ich will euch treten.

12. Verflucht ist, wer Geld hat. Derselbe hat es mir gestohlen, denn alles Geld aller Taschen ist mein.

13. Verflucht ist . . .

Die Gesellschaft sah sich an. Einige lachten, andere staunten. Was soll das bedeuten?

Und mit welch festem Duktus das alles geschrieben ist, sagte der alte Professor. Man kann nicht einmal annehmen, es sei die Hand eines Trunkenen.

Warum nicht? meinte der Graf. Es gibt Trunkene, welche den Gebrauch ihrer Kräfte erst in den Spirituosen finden. So eine Art Spiritualist mag wohl auch unser artiger Freund hier sein.

Lesen wir weiter, sagte der Oekonom. Es geht noch lange so fort. Das Ding ist lustig.

Aber der Bürgermeister machte ein verlegenes Gesicht dazu. Meine Herren, sagte er, für mich ist's traurig. Was werden Sie von unserer Ortspolizei denken! Wir sitzen hier in unserer Jahresversammlung, bewirten unsere verehrten Gäste, die besten Männer des Landes, freuen uns über die Fortschritte der Humanität und Kultur in unserem Jahrhundert, und erleben mitten in dieser Freude ein solches Bubenstück! Ich fühle fast persönlich die Verantwortlichkeit dafür und muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich sofort meine Aufträge . . .

Aber indem der Bürgermeister sich erhob, tat sich die Türe

auf und ein Wachpoſten führte den Uebeltäter gebunden vor ſich herein.

Dem Bürgermeiſter ſtieg eine Röte zu Geſicht über dieſe Taktloſigkeit des Wachmannes; der Arretierte dagegen zog ſofort alle Blicke auf ſich, ſogar die des Bürgermeiſters ſelbſt. Das zornige „Hinaus!" blieb ihm in der Kehle ſtecken.

Der Verbrecher war ein alter Mann mit weißen Haaren, in ſchmutziger aber feiner Wäſche, abgeriſſenen aber feinen Kleidungsſtücken, das alte kindiſche Geſicht glatt raſiert, aber bei aller Verzerrung durch Elend, Hunger, Wahnſinn und Bosheit mit Spuren von Diſtinktion. Seine Haltung war gebrochen und herriſch zugleich — ein lächerlich-grauenvoller Anblick.

Ihr Naturforſcher ſeid rechte Narren, fing der Alte zu faſeln an. Da nehmt ihr die Luft und zerlegt ſie in Stoffe, — wie ſagt ihr? Sauerſtoff, Kohlenſtoff, Stickſtoff, — hi, hi, hi, barer Mondſchein! Die Luft iſt blau und das blaue Wunder iſt auch blau; die Luft beſteht aus blauem Wunderſtoff. Das iſt meine Geheimlehre. Ich habe ſie euch längſt zum beſten gegeben; warum glaubt ihr ſie nicht, ihr Racker? Schon gut. Ich werde euch alle vernichten. Ich habe große und gewaltige Helfer, — die Heuſchrecken, die Eidechſen, die Engerlinge, ja ſelbſt Kaninchen und Wieſel ſtehen mir zu Gebote. Ich bin ein gewaltiger Mann. Die ſtreitbarſten Kräfte der Schöpfung ſind in meinen Dienſten. Schenkt mir hundert Gulden! Ich muß mir ein falſches Gebiß machen laſſen, ſeht, meine Zähne ſind ausgefallen. Ich brauche ein künſtliches Ratelier. Und gegeſſen habe ich, wie lange ſchon nicht! Schenkt mir einen Pfennig! Sonſt hatte ich die ſchönſten Menſchen zu freſſen, — gebratene Männer und geſchmorte Weiber, — delikate Biſſen! Das gedieh mir doch! Aber jetzt ſoll ich mich mit Riſotto begnügen. Pfui Teufel! Un dîner très chétif; ein Hundefreſſen! Er machte eine Bewegung, als ob er vomieren wollte, — da ließ ihn der Bürgermeiſter hinausführen.

Eine lange Pauſe folgte. Auf einmal brach der Oekonom, ein junger, lebhafter Mann, in ein ſchallendes Gelächter aus. Hol mich der Schneider! rief er, es gibt doch nichts Kurioſeres als die Welt! Schade, daß das nur Clauren geſagt hat, und nicht

Shakeſpeare. Da kommt ein närriſcher Kauz, ein alter Taugenichts, und unterbricht unſer Opferfeſt der Bildung und Wiſſenſchaft mit einem Gefaſel, — halb Kinderſpiele, halb den Teufel im Herzen! Es iſt der originellſte Kontraſt! — Aber warum ſo ernſthaft, Väterchen?

Dieſe Worte richtete er an den Großvater Stefans, den ſilberhaarigen Patriarchenkopf. Der alte Mann antwortete ſeufzend: Ich denke darüber nach, meine Herren, wie vergänglich der Ruhm der Welt iſt. Der Mann, der uns da verlumpt und verlottert als ein landſtreichender Faſelhans in die Hand gefallen, das war einſt ein großer und vornehmer Herr. Damen haben ihm die Hand geküßt und Männer in Aemtern und Würden um Rat gefragt. Er konnte mit den Erſten im Lande mittun, aber er wollte noch mehr als der Erſte ſein; — ich weiß nicht, ob er Gott im Himmel für ſeinesgleichen gehalten hat. Darüber verdarb er es mit der ganzen Menſchheit und er ging in ſeinem Anſehen ſchrittlings zurück. Seinen Hochmut, ſeinen Eigenſinn, ſeine Rechthaberei, ſein ſtolzes Prahlen und Prachten konnten zuletzt ſeine nächſten Freunde nicht mehr ertragen. Dabei führte er die liederlichſte Wirtſchaft im Lande. Um das Unglück aber voll zu machen, beſaß er einige ſeiner beſten Meierhöfe durch eine alte Teſtamentsfälſchung, und die hat er vor ein paar Jahren durch einen Prozeß verloren. Der Reſt iſt in den Händen der Gläubiger, die nicht einmal auf ihre Zinſeszinſen kommen. Seitdem iſt er wirklich überhirnig geworden, was ihm die Welt ſchon längſt prophezeit hat. Er treibt ſich jetzt irrſinnig im Lande herum und läßt an Menſch und Tier ſeine verrückte Bosheit aus.

Aber wer iſt es? fragte der Graf.

Ich will's gar nicht ſagen, ſeufzte der Bauer. Sie würden erſchrecken. Es heißt ſogar, ſein Name ſteht im Gothaſchen Staatskalender.

Hoho! rief der Graf betreten, faßte ſich aber und ſetzte hinzu: Nun, ein jeder Stand hat ſeine verlornen Söhne. Wer hoch ſteht, fällt tief. Meine Herren, vergeſſen wir den armen alten Blödling, betrachten wir ſein Attentat mehr von der lächerlichen als von der ärgerlichen Seite, und gehen wir wieder an unſere Arbeiten der Vernunft und der Wiſſenſchaft. —

Dogmen-machen und Konzils-Faustrecht

(Eine Erinnerung an Epheſus und Chalcedon)

I.

Epheſus

Schon die erſten chriſtlichen Jahrhunderte beſchäftigten ſich damit, — nicht ſowohl die Gebote Chriſti zu befolgen, als vielmehr ſcharf darüber zu grübeln, wie im Gottmenſchen der Gott und der Menſch eigentlich zuſammenhänge, wie dieſes Kunſtwerk inwendig ausſehe. Nachdem die Kämpfe über die Dreieinigkeit ausgefochten waren, folgten die Schlachten über die Menſchwerdung.

Cyrillus, der Patriarch von Alexandrien, wußte es ganz genau, daß die Natur Chriſti ein-naturig wäre; Neſtorius, der Patriarch von Konſtantinopel, wußte es aber noch viel genauer, daß ſie zwei-naturig ſei; er unterſchied ſorgfältig die Menſchheit ſeines „Meiſters" Chriſtus von der Gottheit ſeines „Herrn" Jeſus. Der Biſchof von Rom, der ſich Papſt nannte, aber damals noch ein Gleicher unter Gleichen war, wurde um einen Schiedsſpruch angegangen, was ſeinem Stolze ſehr ſchmeichelte. Er entſchied ſich für die Einnaturigen. Desungeachtet brach der Kampf aus und kam es zum Schlagen, denn die Kirche war damals noch nicht zentrale und abſolute Monarchie, ein römiſcher Biſchof noch nicht ihr alleiniger Geſetzgeber.

Der Kampf brach aus, — es kam zum Schlagen, — das iſt die Sprache der Kriegsbulletins. Und doch ſagt es bloß: es kam zu einem Konzil! Wir bedauern es, daß Konzile Schlägereien waren, aber wir können die Kirchengeſchichte nicht beſſer machen, als ſie iſt.

Es kam zum Konzil von Epheſus. (431 nach Chr. G.) „Groß iſt die Diana von Epheſus", war ein Sprichwort der Alten; aber für die Jungfrau Diana war ſpäter die Jungfrau Maria gekommen. Die Stadt, welche einſt den prächtigſten Dianatempel beſaß, rühmte ſich ſpäter, das Grab der Jungfrau Maria und die Gebeine derſelben zu beſitzen. Dieſer Anſpruch wurde ihr von Jeruſalem ſtreitig gemacht; da man aber auch das angebliche Mariengrab zu Jeruſalem — l e e r fand, ſo entſtand die treffliche Ausrede — von ihrer Auferſtehung und Himmelfahrt. Das und nichts Anderes iſt der Urſprung von der „Himmelfahrt Mariä". Die vier erſten chriſtlichen Jahrhunderte wußten von einer ſolchen noch nichts.

Enfin, — die Jungfrau Diana hatte die Jungfrau Maria zur Erbin eingeſetzt, und Epheſus nannte ſich fortwährend „die jungfräuliche Stadt". In dieſer jungfräulichen Stadt kam nun das Konzil zuſammen und dabei ging es zu, wie folgt.

Von Konſtantinopel her zog der zweinaturige Neſtorius,—nicht wie ein Angeklagter und Ketzer, ſondern wie ein Richter. Er verließ ſich weniger auf die Anzahl als auf den Einfluß ſeiner Prälaten, und ſeine ſtämmigen Sklaven aus den Bädern des Zeurippus hatten Fäuſte und Waffen. Ueberdies war ſein Verbündeter, Johann von Antiochia, mit einem Gefolge von Metropoliten und Theologen in langſamen Tagreiſen unterwegs. Der einnaturige Cyrill dagegen hatte es noch beſſer gemacht und ſich mit dem Orts-Kommandanten ſelbſt, d. h. mit dem Biſchof Memnon von Epheſus, in ein feſtes Bündnis begeben. Dieſer Herr gebot über dreißig bis vierzig biſchöfliche Stimmen, daneben bot er die Sklaven der Kirche und eine Schar Bauern auf, welche in die Stadt ſtürmten, um durch ihr Geſchrei und ihre Schläge der zarten, ſchüchternen Taube, dem heiligen Geiſt, wirkſam zu Hilfe zu kommen. Cyrill ſelbſt kam auch nicht mit leeren Händen, er hatte ſeine Flotte, zum Behuf der nötigen Beſtechungen, mit den Reichtümern Aegyptens beladen, und ſetzte überdies eine zahlreiche Schar von Matroſen, Sklaven und Schwärmern an das Land, welche drohend die Stadt durchzogen, die Zweinaturigen auf Straßen und Gaſſen, ja ſelbſt in ihren Häuſern beleidigten, kurz im Verein mit Memnon, der ohne-

dies Herr der Stadt war, die Stadt gehörig terrorisierten. Dies war die Freiheit des Konzils, als dasselbe zu Pfingsten 431 — natürlich unter Anrufung des heil. Geistes — eröffnet wurde. Cyrill verfügte von vornherein über zweihundert Stimmen.

Und doch stand ihm noch der heranziehende Johann von Antiochia wie eine drohende Gewitterwolke am Horizonte. Resolut wie ein Kriegsgericht beschleunigte deshalb das cyrillische Konzil den Angriff gegen Nestorius; der letztere setzte der Gerichtsmacht Protest, der Vorladung Ungehorsam entgegen; aber dieser passive Widerstand half ihm wenig. Vergebens plädierten 68 Bischöfe, darunter 22 von erzbischöflichem Range in festen, aber bescheidenen Vorstellungen für Nestorius; vergebens verwendete sich selbst der kaiserliche Minister Kandidian für einen Aufschub von nur vier Tagen; die heiligen Väter vertrieben die weltliche Obrigkeit mit Schimpf und Geschrei aus ihrer Versammlung und überstürzten den Prozeß gegen Nestorius nur um so zynischer. Das Ganze dieser wichtigen Angelegenheit wurde in einem einzigen Sommertage abgemacht; die Bischöfe gaben ihre Entscheidungen zwar abgesondert, aber die Gleichförmigkeit ihres Stiles verriet deutlich, wie sie alle nur Drähte in einer Hand waren. Das Urteil gegen Nestorius, boshafterweise: „An den neuen Judas" überschrieben, wurde gefällt und an den Straßenecken von Ephesus angeheftet; die Bischöfe ließen sich von ihren Sklaven, Faustkämpfern und Lärmmachern als Retter der Kirche und der Mutter Gottes begrüßen und feierten ihren Sieg durch Beleuchtung, Gesänge und nächtliche Unruhe.

Aber jetzt änderte sich auch die Szene. Der Minister Kandidian wußte wohl, warum er einen Aufschub von vier Tagen verlangt. Am fünften Tage kam Johann von Antiochia! Noch im Zimmer des Gasthofes und ehe er seinen Staub von den Füßen geschüttelt, empfing er den Minister Kandidian, welcher ihm Bericht erstattete über seine vergeblichen Bemühungen, die ungestüme Wut des Cyrillus zu vereiteln oder zu vernichten. Aber Johann, ein überaus entschlossener und dramatischer Charakter, zauderte keinen Augenblick, den Stier bei den Hörnern zu fassen. Er machte kurzen Prozeß, indem er sich selbst und seine fünfzig Bischöfe für das Konzil von Ephesus erklärte, worauf er

dann unverzüglich den Patriarchen von Alexandrien, Cyrill, als das Gift aller Ketzerei und einen Zerstörer der Kirche mit dem Anathema belegte, und nicht nur diesen selbst, sondern auch seinen Verbündeten, den Bischof Memnon von Ephesus mitten in seiner Hauptstadt seiner geistlichen Aemter und Würden entsetzte.

Man muß gestehen: in diesem Cyrill, in diesem Johann, in diesen Patriarchen der morgenländischen Kirche hat lauter Material zu souveränen Päpsten gesteckt. Der Papst in Rom sollte dem falschen Propheten Mohammed Hände und Füße küssen, daß er diese Länder dem Christentume entrissen, denn unter den scharfen Geistern des Südens, unter den ägyptisch-syrischen Feuerköpfen hätte sich der Bischof von Rom in keinem Falle zum Papst und Alleinherrn der Kirche aufzuschwingen vermocht, wie unter den schweren, nebelköpfigen Nordländern.

In Ephesus war der Krieg also erklärt. Aber der abgesetzte Bischof von Ephesus, Memnon, war so wenig ein Schäfchen, wie sein Freund Cyrill oder sein Feind Johann. Er ließ die Kirchen schließen und warf eine starke Besatzung in die Kathedrale. Unter Kandidians Befehl rückten die Truppen zum Sturme vor; die Außenposten wurden geworfen und niedergemetzelt, aber der Platz blieb uneinnehmbar. Die Belagerer zogen sich zurück, ein kräftiger Ausfall verfolgte sie, sie verloren ihre Pferde und viele Soldaten erhielten gefährliche Keulen- und Steinwunden. Ephesus, die Stadt der Jungfrau, wurde durch Wut und Geschrei, durch Blut und Aufruhr geschändet, während die nebenbuhlenden Synoden, das Konzil des Cyrill und das Konzil des Johann, sich gegenseitig ihre geistlichen Geschosse, ihre Bannflüche und Exkommunikationen zuschleuderten, und mit Geld und Lügen bepackt, um die Wette miteinander an den kaiserlichen Hof liefen, um die maßgebenden Eunuchen und Weiber für die ein- und zweinaturigen Inspirationen des heiligen Geistes zu gewinnen.

Während einer geschäftigen Periode von drei Monaten gab sich der Kaiser, — es war der milde Theodosius — die erdenklichste Mühe, den Theologen-Kampf beizulegen und wandte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, nur leider nicht das beste: die Verachtung und Gleichgültigkeit. Er unternahm es, die Anführer durch ein gemeinsames Urteil der Lossprechung oder der

Verdammung zu entfernen und einzuſchüchtern, er trug ſeinem Statthalter zu Epheſus die ausgedehnteſten Vollmachten auf und ſtellte ihm militäriſche Streitkräfte zur Verfügung; er forderte von jeder Partei erſt gewählte Abgeordnete zu einer freien und unparteiiſchen Beſprechung in der Nähe der Hauptſtadt und fern von jeder Anſteckung der tumultuariſchen Jungfernſtadt. Aber die Orientalen weigerten ſich nachzugeben und die Katholiken, ſtolz auf ihre Anzahl und ihre lateiniſchen Verbündeten, verwarfen alle Bedingungen der Duldung oder der Vereinigung. Da war denn endlich die Geduld des milden Kaiſers erſchöpft und er machte durch ein Auflöſungsdekret einem Skandal ein Ende, welcher in der Entfernung von vierzehn Jahrhunderten den unſchuldigen Namen „allgemeine Kirchenverſammlung zu Epheſus" erhalten hat!

Das Schlußtableau aber iſt eine Komödie: Johann und Cyrill umarmten ſich gegenſeitig, um mit Anſtand nach Hauſe zu kehren, denn die würdigen Hirten fürchteten, von ihren Herden zerriſſen zu werden, wenn der eine als der Verfluchte des anderen gekommen wäre.

II.

Chalcedon

Eine Umarmung zweier Todfeinde bedeutet, daß keiner von beiden mächtig genug iſt, den anderen zu ſtürzen. Cyrill, der Einnaturige, und Johann, der Zweinaturige, ſetzten ihren Kampf fort. Der Kampf wogte achtzehn Jahre lang mit wechſelndem Glücke hin und her. Sein hauptſächlichſtes Mittel waren Palaſtintrigen, Minen und Gegenminen am kaiſerlichen Hofe, Werbung und Abſpenſtigmachung der kaiſerlichen Familienglieder, ihrer Sklaven, Eunuchen und Weiber, Verleumdung und Beſtechung, Bieten und Ueberbieten auf Stimmen; kurz, Perfidie und Korruption. Im Laufe dieſes Kampfes wurde Neſtorius, der zweinaturige Patriarch in Konſtantinopel, welcher wohlweis-

lich abgedankt und sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, aber, von Ehrgeiz und Unruhe verzehrt, auf den Kampfplatz wieder zurückgekehrt war, durch ein Edikt des Kaisers Theodosius auf gleiche Linie mit dem Zauberer Simon gesetzt, seine Schriften den Flammen übergeben, er selbst in die lybischen Wüsten verbannt, von Ort zu Ort gehetzt und geschleppt, und zuletzt doch wieder rehabilitiert, nachdem sein alter Körper allen Qualen und Entbehrungen siegreich widerstanden. Seine Person und seine Schicksale sind gleichsam das greifliche Bild, wie der Parteienkampf am kaiserlichen Hofe seine Chancen wechselte. Einmal stand der Parteienkampf so, daß der Sieg dieses oder jenes Dogmas von einem einzigen Eunuchen abhing, welcher im Schlafgemache des Kaisers die niedrigsten Dienste verrichtete! Ihn zu verdrängen oder ihn zu halten und zu bestechen, galt für das konzentrierte Interesse des Christenglaubens!

Bald nach seiner Wiederherstellung war Nestorius gestorben, schon früher sein Erzfeind Cyrill. Aber mit den Häuptern des Streites erlosch, wie man denken sollte, nicht etwa der Streit selbst, sondern die Köpfe der Hydra wuchsen nach: auf Seite der Einnaturigen in Dioskurus von Alexandrien, der Zweinaturigen in Flavian von Konstantinopel.

Indem der letztere ein leidenschaftlich unkluges Geschrei gegen den alten einnaturigen Abt Eutyches anhub, daß Christus nicht vom Fleische der Jungfrau Maria gewesen, blies er die Flammen des Streites zu einem neuen Ausbruche an. Eutyches, Haupt von dreihundert Mönchen, verlangte eine allgemeine Kirchenversammlung, und wurde darin unterstützt von seinem Freunde Dioskurus und seinem Paten Chrysaphius, dem regierenden Eunuchen des Palastes. So kam, achtzehn Jahre nach dem ersten, das zweite Konzil von Ephesus zustande. (449 n. Ch. G.)

Die Alexandriner waren seit je eine unbändige und gewalttätige Masse, zu Exzessen fortwährend aufgelegt. (In dieser Zeit hatten sie auch den berühmten Glaubensmord an der Hypatia begangen.) Sie kamen mit einer Schar von Bogenschützen und einer noch furchtbareren von Mönchen, welche, in ihrer thebaitischen Wüste für Lust und Schmerz abgestumpft, der Vernunft

und dem Mitleid gleich unzugänglich, der Schrecken der ſanfteren Menſchheit waren. In Epheſus angekommen, belagerten ſie ſofort den Sitz des Konzils, die Kathedrale, drangen mit Stöcken, Schwertern und Ketten in die Kirche und zwangen die zitternden Biſchöfe, welche nicht Luſt zum Märtyrertum hatten, ſondern hinter den Altar flüchteten und ſich unter den Bänken verbargen, ein leeres Blatt Papier zu unterſchreiben, welches ſodann mit der Verdammung Flavians ausgefüllt wurde. Aber nicht genug. Der Verurteilung folgte die Vollſtreckung. Flavian wurde unverzüglich „den wilden Tieren dieſes geiſtlichen Amphitheaters vorgeworfen" — wie Gibbon ſich ausdrückt; ja, der Patriarch von Alexandrien, Dioskurus, ſoll ſich in eigener Perſon herbeigelaſſen haben, ſeinen Amtsbruder von Konſtantinopel mit Stößen und Fußtritten dergeſtalt zu mißhandeln, daß Flavian an den Wunden und Quetſchungen nach drei Tagen ſtarb. Die Geſchichte ſelbſt nennt dieſe zweite Synode zu Epheſus „einen Aufruhr von Räubern und Mördern", — aber war denn die erſte etwas Anderes?

Inzwiſchen hatten die Aegyptiſchen diesmal doch über die Schnur gehauen; zwei Jahre ſpäter, beim Konzil von Chalcedon ging es ihnen ſchlecht.

Eine Viertelmeile vom thraziſchen Bosporus ſtand die Kirche der heiligen Euphemia auf dem Gipfel eines ſanft geneigten, aber hohen Berges; ein Freibau, der als ein Wunder der Kunſt geprieſen wurde und durch ſeine unbegrenzte Ausſicht auf Land und Meer wohl fähig geweſen wäre, die Gemüter der Menſchen über die irdiſchen Leidenſchaften zum Ewigen zu erheben. Im Schiff dieſer Kirche ſaßen auf reihenweiſen Bänken 630 Biſchöfe; 30 Ehrenplätze waren für Laien von ſenatoriſchem und konſulariſchem Rang aufgerichtet. Prunkend war im Mittelpunkte das Evangelium aufgeſtellt, nach deſſen Worten die Bekenner desſelben bisher ſo wenig gehandelt hatten, — aber die ganze Zurüſtung verriet ſchon im Aeußern, daß man denn doch auf parlamentariſchen Anſtand diesmal einigen Anſpruch mache. Die Biſchöfe von Thrazien, vom Pontus, von Syrien waren zahlreicher als je erſchienen, und Leo, der römiſche Biſchof, welcher ſich Papſt nannte, und der durch ſein perſönliches Anſehen einem

Attila und Genſerich imponiert hatte, unterſtützte durch ſeine lateiniſchen Biſchöfe und ſeine berühmte Dogmenſchaft, das Tome, die Partei der Zweinaturigen. (Sein Vorgänger Cöleſtin hatte die Einnaturigen unterſtützt.)

So fanden die Aegyptiſchen in Chalcedon widriges Wetter. Unfähig, Schläge auszuteilen, aber unluſtig Schläge zu empfangen (was ehrliche Fanatiker wohl getan hätten), ſalvierten ſie ſich — durch eine rechtzeitige Fahnenflucht. Sie ließen ihren Parteiführer Dioskurus im Stich, und flehten, indem ſie ſich unter Tränen und Schluchzen zur Erde warfen, die Kirchenverſammlung zunächſt für ſich ſelbſt um Gnade und Erbarmen an. Sie fanden Gehör. Man nahm ihre ſcheinbare Buße und Reue an, man häufte gleichſam ihrer aller Sünden auf das Haupt ihres Patriarchen Dioskurus allein. Dieſer verlangte weder, noch hoffte er die Mäßigung derer, welche das Blut Flavians von ihm zu fordern hatten. Die wenigen, welche ein ſchüchternes Wort von Verzeihung fallen ließen, wurden durch den vorherrſchenden Ruf nach Rache überſtimmt und übertäubt.

Aber ſo ſtark war die Macht der Einnaturigen, ſo innig ſcheute man ſich, über ihr Dogma zu richten — welches uns ja heute noch als das vernünftigere einleuchtet, ſo wenig fand man es ratſam, in Dioskurus ſeinen ganzen ungeheuren Anhang, mit dem gewaltigen Eutyches, dem Danton der Partei, zu beleidigen: daß man dem verlorenen Mann nicht eigentlich als Irrlehrer und Ketzer zu Leibe ging (wurde doch der einnaturige Cyrill heilig geſprochen!), ſondern den Ausgleich ergriff, Kriminaljuſtiz über ſein Privatleben zu üben. Als daher Dioskurus vom Konzil zu Chalcedon abgeſetzt und vom Kaiſer verbannt wurde, leitete man ſeine Schuld nicht aus kirchlichen, ſondern aus perſönlichen Vergehen ab. Zeugen wurden vorgebracht, um die einzelnen Tatſachen ſeines Stolzes, ſeiner Habſucht und ſeiner Grauſamkeit zu beweiſen, und die Väter hörten mit Abſcheu, daß die Almoſen der Kirche an Tänzerinnen verſchwendet würden, daß ſein Palaſt, ja ſelbſt ſein Bad den Freudendirnen von Alexandrien geöffnet wäre und daß der Patriarch die ſchändliche Irene, eine berüchtigte Perſon, öffentlich als ſeine Beiſchläferin unterhalten hätte. Irene heißt im Griechiſchen

zugleich der Friede, — ein Umstand, welchen die Gamins von Alexandrien nicht ohne Witz benützten, um auf ihren Patriarchen einen Gassenhauer zu singen, dessen Sinn im Deutschen ungefähr folgender wäre:

„Der Friede sei mit euch allen, sagt unser heiliger Bischof; aber wie kann der Friede (die Irene), mit uns allen sein, wenn sie der Bischof für sich allein behält?“ —*)

Ist aber der Leser nun neugierig, wie der Streit der Einnaturigen und der Zweinaturigen schließlich noch ausgegangen, so sei ihm kund und zu wissen, daß die Kirche zuletzt — die „Einheit in der Zweiheit“ annahm, welches Dogma noch das heutige ist.

„Socia Palmarum“

(11. Dezember 1871)

Die traurigste Ausgeburt der menschlichen Geistesverirrung — das Mönchstum — ist weder jüdisch noch christlich; es ist ägyptisch. Die Offenbarung Mosis bietet dem Mönchstume keinen Anhaltspunkt, eben so wenig die Offenbarung Christi. Wie Pflanzen außer ihrem Klima entarten, ist das Mönchstum nur eine klimatische Entartung des Christentums. Dem letzteren scheint ungefähr der Verbreitungsgürtel der Weinrebe vorgezeichnet. Der Wein ist eine warme Pflanze, weder eine kalte noch eine heiße. Als byzantinische Missionäre, welche in Asien das Christentum verbreiteten, mehr und mehr nach Norden vordrangen, auf das asiatische Hochplateau und in die Steppen der altaischen Nomadenvölker, sagte ihnen ein Khan: Wie sollen wir

*) Εἰρήνη πάντεσσιν, ἐπίσκοπος εἶπεν ἐπελθών.
Πῶς δύναται πᾶσιν,ἣν μόνος ἔνδον ἔχει;

das Andenken eures Herrn Jeſus Chriſtus feiern? wir haben weder Brot noch Wein; wir haben nichts als das Fleiſch und die Milch unſerer Herden! Und an dieſem triftigen Argument fand das Chriſtentum ſeine Grenze. Es hörte auf, wo das Renntier anfing und wo es dem Weine zu kalt war.

Seine entgegengeſetzte Grenze war es, wo die Palme anfing und wo es dem Weine zu heiß war. Auch hier hörte das Chriſtentum auf — aber leider nur ſeinem Geiſte nach; als Tatſache vegetierte die Pflanze weiter und entartete. Unter den Palmen entartete das Chriſtentum zum Mönchstum. Dort, wo das Klima ſo heiß iſt, daß die engliſche Poſtverwaltung in heißen Sommern ihre Inſelgebiete aviſiert, Briefe, die durchs rote Meer gehen, nicht mit Wachs zu ſiegeln, weil ſich das Siegel auflöſt; dort, wo die Dattelpalme freiwillig und ungepflegt ihre reichlichen Früchte bietet, und eine Hand voll Datteln zur Nahrung eines Tages ausreicht: dort iſt die klimatiſche Wiege des Mönchstums. Eine übermäßige Hitze, welche zur Faulheit einladet; eine Palmenfrucht, welche die Faulheit ohne Arbeit ernährt; — wohlan, die zwei Grundbedingungen zum müßigen Mönchsleben! Im ägyptiſchen Niltale mußte das Mönchstum erfunden werden — es mußte, weil es konnte!

Mit dem Auge des Philoſophen und mit dem Antitheſen-Witz eines Voltaire oder Schiller ſtaunte der jüngere Plinius dieſe Neuerung im menſchlichen Geſchlechte, das Mönchstum, an. Gens sola et in toto orbe praeter caeteras mira, sine ulla femina, omni venere abdicata, sine pecunia, socia palmarum. Ita per seculorum millia (incredibile dictu!) gens aeterna est, in qua nemo nascitur. Tam fecunda illis aliorum vitae poenitentia est.

Zu deutſch: Ein Volk, ganz einzig in ſeiner Art und mit nichts auf der Welt zu vergleichen! Ein wahres Weltwunder! Ein Volk ohne Weiber, ein Volk, welches die Liebe verſchworen hat, ein Volk ohne Geld, ein Volk unter Palmen! In dieſem Volke wird niemand geboren und doch kann es ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert in alle Ewigkeit fortpflanzen. Es klingt wie ein Märchen! Dieſe Leute pflanzen ſich fort — durch das Leben anderer und durch die Reue dieſes Lebens!

Alles war hier dem Worte oder dem Sinne nach leicht zu überſetzen, nur „socia Palmarum“ klingt poetiſcher als das deutſche: ein Volk unter Palmen. Man müßte ſagen: ein Gefährte der Palmen, ein Genoſſe, Geſelle, Geſpiele der Palmen — aber das alles fällt nicht ins deutſche Ohr, wie ins lateiniſche: socia Palmarum. (Am kühnſten, aber vielleicht am richtigſten wäre die Ueberſetzung gegattet mit Palmen. Dicht neben der Gatten- und Weiberloſigkeit ſcheint Plinius in ſeinem Antitheſenwitz dieſe Pikanterie wirklich ſagen zu wollen.)

So verwunderte ſich Plinius über die Anfänge des Mönchtums. Wie hätte er ſich erſt verwundert über die Fortſchritte und über die Entwicklung des Mönchtums! Sine femina, ohne Weiber ſich fortzupflanzen, iſt freilich merkwürdig; aber wie merkwürdig iſt es, sine pecunia, ohne Geld, Pferde und Wagen, Paläſte und Refektorien zu haben!

Mit der Schalkheit ſeiner proteſtantiſchen Ironie ſcherzt der Geſchichtsſchreiber Gibbon: „Ich habe irgendwo das freimütige Geſtändnis eines Benediktiner-Abtes gehört, welcher ſagte: Mein Gelübde der Armut hat mir 100 000 Taler jährliche Einkünfte verſchafft, und mein Gelübde des Gehorſams hat mich zum Rang eines ſouveränen Reichsfürſten erhoben. Ich habe vergeſſen zu fragen“ — ſpottet Gibbon — „was für ſchöne Erfolge er ſeinem Gelübde der Keuſchheit verdankte.“

Warum uns das alles in dieſem Augenblicke einfällt? Weil in dieſem Augenblicke die Nachricht durch die Zeitungen geht, daß das Geſetz über die Aufhebung der geiſtlichen Kongregationen im nächſten Jahre, längſtens im Jahre 1873 ins italieniſche Parlament eingebracht werden wird.

Aber im Jahre 1869 wurde der Suez-Kanal eröffnet, d. h. wurde die Art der modernen Ziviliſation angelegt an Aegypten, die Wiege aller geiſtlichen Kongregationen! Solche Witze der Weltgeſchichte gefallen uns. Wieder einmal fällt der Herzog, nachdem der Mantel gefallen! Irgendwo in der Welt ertönt ein Wort — an einem ganz anderen Punkt der Welt ertönt ein ganz anderes Wort; — beide haben ſcheinbar nicht den geringſten Zuſammenhang unter ſich, — aber das Ohr wird bedeutſam getroffen, — es beſinnt ſich — und ſiehe da, man hat Wort und

Antwort gehört! Nicht in der Menſchenſprache, aber in der Sprache der Weltgeſchichte!

Mit dem Suez-Kanal wird Aegypten europäiſch und kaum drei oder vier Jahre ſpäter antwortet Europa mit radikaler Ausmerzung eines ſpezifiſch ägyptiſchen Uebels!

„Wir Pfaffen haben nie etwas getaugt," ſagt Matthäus Lang, Geheimſchreiber Kaiſer Maximilians I. und ſpäter Erzbiſchof von Salzburg.*)

Und unſerm Goethe ſagte bekanntlich ein 70jähriger Mönch in Rom: Das möchte er noch erleben, daß der Kaiſer alle Mönchsorden aufhebt! Er meinte den Kaiſer Joſef, während deſſen Regierung Goethe ſeine italieniſche Reiſe machte.

Der wackere Alte! Er perſönlich hat es nicht erlebt, aber das Menſchengeſchlecht erlebt es. Und ſo mag ſich das ſterbliche Individuum tröſten, daß alles, was es wünſcht, wenigſtens der unſterblichen Gattung nach und nach in Erfüllung geht oder gehen kann.

Noch aber haben wir hinzuzufügen, daß ein italieniſcher Mönch und ein Erzbiſchof von Salzburg — kein „Preßjude" iſt!

Ein Kapitel von den Hexen

Gewiß gibt es in der Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte keine Umwälzung, welche auffallender, wichtiger und folgenreicher wäre, als die Geneſung von jener intellektuellen Gehirnentzündung, welche man *Wunderglauben* nennt. Gegenwärtig nehmen faſt alle Gebildeten die Erzählung von einem Wunder mit einem vollkommenen Unglauben auf. Eine Erſcheinung mag noch ſo unerklärlich ſein, mag noch ſo hartnäckig jeder wiſſenſchaftlichen Forſchung verbergen, was ſie iſt: feſt ſteht, was ſie *nicht* iſt, nämlich daß ſie kein Wunder iſt. Das

*) Wachsmuth, Sittengeſchichte V. 1, pag. 6.

war einſt anders. Noch ſind es nicht drei, ja kaum zwei Jahrhunderte, daß nichts gewöhnlicher, wahrſcheinlicher und glaubwürdiger war als eine Wundergeſchichte. Es gab kaum ein Dorf oder eine Kirche, welche nicht der Schauplatz einer übernatürlichen Kundgebung geweſen wäre. Man hielt dafür, daß die Mächte des Lichtes und der Finſternis ſichtbarlich um die Meiſterſchaft kämpften. Sie taten das nicht einmal, wie andere Duellanten, an abgelegenen Orten, ſondern auf Straßen und Marktplätzen, und jedermann konnte zuſehen. Der eine Duellant kämpfte mit Gottesurteilen, mit Verzückungen und Weisſagungen, mit Blinden, welche ſahen, mit Tauben, welche hörten, mit Lahmen, welche hüpften und ſprangen; der andere Duellant mit Hexen, welche auf Beſen ritten, und mit Milch, welche ſich in Blut verwandelte.

Der Hexenglaube iſt ſo alt wie die Welt, und die gebildetſten Staaten des Altertums, Rom und Griechenland, hatten ihn ſchon. Zu den Zeiten des Demoſthenes wurde eine Zauberin Lamia hingerichtet. Sie kann übrigens kaum als Ahnfrau der chriſtlichen Hexen betrachtet werden, denn das Altertum beſtrafte die Magier nur, weil ſie den Menſchen ein Leid zufügten, nicht weil ſie Gott beleidigten. Dieſe Unterſcheidung iſt zwiſchen Heiden- und Chriſtentum weſentlich.

Grauſame Strafgeſetze und harte Verfolgungen waren über die Magier gar oft ſchon unter den römiſchen Kaiſern verhängt worden, aber aus rein politiſchen Gründen. Die Magier, welche Aſtrologie trieben und die Zukunft ermittelten, konnten durch das Vorgeben, daß dieſer oder jener zum Purpur beſtimmt ſei, Verſchwörungen ſtiften, Gegenkaiſer aufſtellen, zur Rebellion ermuntern. Ihr Verbrechen war Hochverrat. Als aber die Chriſten anfingen, über das römiſche Reich ſich auszubreiten, eine Sekte voll ſtarker, mit vielem Märtyrerblute eingeweihter Schwärmerei, verabſcheuten ſie weniger die bürgerlichen als die religiöſen Folgen der Magie; das Sakrilegium kam ihnen viel ſchrecklicher vor als die Anarchie. Die Schädlichkeit der Magier war allenfalls durch die talismaniſchen Wirkungen des Weihwaſſers und anderer chriſtlicher Zeremonien in einer Art von Rivalſyſtem zu konterbalancieren; deſto todeswürdiger blieb

in den Augen der Christen der Frevel der Magier, die Vergewaltigung und Majestäts-Beleidigung Gottes. Nichts kann nämlich unhistorischer sein, als wenn man sich vorstellt, das Heidentum verschwand und das Christentum nahm seine Stelle ein, ungefähr wie einer den Platz besetzt, welchen der andere geräumt hat. Im Gegenteile ging das Christentum mit dem Heidentum eine lange Reihe von Kompromissen ein, wie z. B. die Altertumsforscher schon längst die Spuren dieser Vermischung fast in jedem Teile des römisch-katholischen Glaubens entdeckt haben. Was sich nicht in legitimes Fleisch und Blut des Christentums verwandeln ließ, wurde eine Art bastardierender Auswuchs an demselben. In der Form von unzähligen abergläubischen Gebräuchen nahm dieser Teil des Heidentums eine schwankende Stelle ein, bald geduldet, bald verdammt, am Rande des Glaubens schwebend und durchflochten mit den autorisierten religiösen Handlungen, von den Konzilien zwar desavouiert, von den unwissenderen Geistlichen aber in der Regel befördert und bei dem Volke häufig in stärkerer Verehrung als die rituellen Zeremonien selbst. Ein dritter Teil endlich bewahrte vollkommen starr und unbeugsam die alte grausige Form des Heidentums, jenes Heidentums, welches nach seiner angeblichen Ueberwindung noch viel zu stark war, um nicht alle Jahrhunderte des Christentums mitzuleben und mit der alten Titanenfaust fort und fort in dasselbe hineinzudrohen. Dieser Teil des Heidentums nun wurde der christliche Teufelsstaat. Und dieser Staat wurde das Vaterland der Hexen, dieser unglücklichen Erben der Magier, deren Verbrechen, aus dem Weltlichen ins Geistliche übersetzt, gleichsam den Teufel zum Gegenkaiser Gottes machte und ein Hochverrat war, welcher jeden einzelnen Christen in Person anging; denn sein Staat, der Gottesstaat, das Reich der ewigen Seligkeit, fand sich durch die Hexerei unmittelbar und tödlich bedroht, wie wenn ein auswärtiger Feind erobernd und zerstörend ins Innere eines heißgeliebten Vaterlandes gerufen würde.

In der Tat wird es am menschlichsten sein, die Hexenprozesse unter einem solchen Gesichtspunkte anzusehen. Was man Bitteres und Aufregendes gegen diesen wüstesten Exzeß des Chri-

ſtentums ſagen kann, gewinnt ſofort ein anderes Geſicht, rückt uns näher und wird uns verſtändlicher, wenn wir uns vorſtellen, daß der chriſtliche Gottesſtaat die Hexen als eine politiſche Partei von Verſchwörern anſehen mochte, ungefähr wie der franzöſiſche Sicherheitsausſchuß die Ariſtokraten, die Royaliſten, die Emigranten anſah. Politiſche Parteien pflegen aber nicht auf die Bekehrung, ſondern auf die Vernichtung der Gegner auszugehen. In den Hexenprozeſſen ſollte die Partei des Teufels Kopf für Kopf phyſiſch vernichtet werden. Natürlich konnte es den Gutgeſinnten ebenſowenig einfallen, die Köpfe zu zählen und vor dem Umfange der Henkerarbeit zurückzuſchaudern, als es z. B. der Schreckensherrſchaft Robespierres eingefallen iſt, welche aber freilich mit all ihren Guillotinen zu einer harmloſen Tändelei herabſinkt gegenüber jenem Terrorismus, welcher die Scheiterhaufen der Hexen anzündete, und welcher in aller Menſchen Geſchichten ohnegleichen und ohne Beiſpiel daſteht. Sollen doch ſiebentauſend Hexen allein in Trier verbrannt worden ſein, ſechshundert von einem einzigen Biſchof von Bamberg, achthundert in einem einzigen Jahre im Bistume Würzburg! Zu Toulouſe, dem Sitze der Inquiſition, ſtarben vierhundert Perſonen wegen Zauberei bei einer einzigen Hinrichtung und in dem winzigen Douay fünfzig in einem Jahre. Remy, ein Richter von Nancy, rühmte ſich, in ſechzehn Jahren achthundert Hexen dem Feuer überantwortet zu haben. Die Hinrichtungen, welche in wenigen Monaten zu Paris ſtatthatten, ſind, nach den Worten eines gleichzeitigen Schriftſtellers, faſt unzählbar. Die Flüchtlinge, welche nach Spanien entrannen, wurden dort eingefangen und von der Inquiſition verbrannt. In dieſem Lande erſtreckte ſich die Verfolgung bis auf die kleinſten Orte, und der Glaube hatte ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß noch 1780 ein Zauberer verbrannt wurde. Torquemada widmete ſich mit gleichem Eifer der Ausrottung der Hexerei wie des Ketzerweſens, ebenſo Peter von Arbues. In Italien lieferte die einzige Provinz Como in einem einzigen Jahre tauſend Opfer. In den meiſten Teilen des übrigen Landes war die Verfolgung ſo heftig, daß gefährliche Aufſtände entſtanden. Dieſelben Szenen wurden in den Tälern der Schweiz und Savoyens aufgeführt. In

Genf, als es noch ſeinem Biſchofe unterſtand, brannten in drei Monaten fünfhundert Hexen, achtundvierzig wurden in Konſtanz und Ravensburg verbrannt und achtzig in der kleinen Stadt Valéry in Savoyen. Und doch ſtreifen all dieſe Ziffern nur die Oberfläche des Kraters, keineswegs ſeine Weite und Tiefe. Die Chroniſten hatten, durch die Gewöhnung des Alltäglichſten, ſtarke Nerven und verzeichneten bei weitem nicht alle, ſondern nur die außerordentlichſten Razzias, etwa wie unſere Zeitungen heute nur die Geburt von Vierlingen für eine nennenswerte Nachricht halten, die Zwillinge aber keiner Aufmerkſamkeit würdigen. Es iſt wahrſcheinlich, daß der Chriſtenſtaat im Laufe der Jahrhunderte wohl eine Million ſeiner Bürger dem Hexenglauben geopfert hat.

Die kirchengeſchichtliche Ausbildung dieſes Schreckensſyſtems iſt nicht mit ein paar Phraſen von Barbarei und Fanatismus abzutun, ſondern ſtellt ſich als eine Studie dar, über die wir in einem zweiten Artikel wenigſtens ein Streiflicht zu werfen verſuchen werden; vom heutigen erwartet der Leſer ohne Zweifel eine intereſſante Antwort auf die Frage: wie und wodurch der Hexenglaube und ſeine Wurzel, der Wunderglaube, den breiten, unermeßlichen Boden, den ſie einſt beſeſſen, verloren? Es mag ihm ſelbſt wie ein Wunder ſcheinen, welcher Platzregen all die Tauſende von Scheiterhaufen plötzlich ausgelöſcht, welche Märſche, Evolutionen, Schlachten und dramatiſche Effekte den rotglühenden Boden des Aberglaubens ſiegreich erobert und mit den Batterien der Aufklärung unüberwindlich armiert haben.

Es iſt aber bekannt, daß die Geſchichte auf dieſe Frage keine romantiſche Antwort gibt. Die Reaktion gegen den Hexenglauben explodierte in keinem einzigen Knalleffekt; das größte terroriſtiſche Syſtem, welches die Welt je geſehen, ging nicht in einem Aufſchrei der beleidigten Menſchheit und unter den Keulenſchlägen ihrer tapferſten Rieſen, ſondern es ging langſam, geräuſchlos, unbemerkt und verſchwindend zugrunde. Kein Menſch kann ſagen, wer die Sporen ſeiner Beſiegung verdient hat.

Vor allem die Kirche ſelbſt nicht. Es iſt gar oft ſchon bemerkt worden, daß die Kirchengeſchichte eigentlich am wenigſten

von der Kirche gemacht wird. Während die Theologen aller Parteien mit dem höchſten Aufwand von gelehrten Beweiſen für ihre Verfaſſungsfragen zu kämpfen glauben, haben unſichtbare Geiſterhände auf der Rechten, auf der Linken und im Zentrum den ganzen Apparat von Beweiſen plötzlich beiſeite geſchoben, und zwar nicht einmal mit Gegenbeweiſen, ſondern — mit Kopfſchütteln, mit Lächeln und mit Gähnen. Und das, nicht die Theologie, macht ſchließlich die Kirchengeſchichte. Man kann nicht ſagen, daß die Kirche vom Hexenglauben ſich ſelbſt gereinigt, daß theologiſche Beweiſe das Unbewieſene desſelben ſtatuiert haben.

Aber auch nicht die weltliche Literatur. Zwar hat ſchon Kaiſer Max mit ſeinem urwüchſigen Gemsjägerwitz geſagt: „Wie ſollen Hexen über den Teufel Gewalt haben und kein ehrlicher Mann kann von einem Engel etwas erhalten?“ Ebenſo hat Friedrich der Große den Aufklärungsſchriften des Thomaſius nachgerühmt, daß die alten Weiber es ihm verdanken, wenn ſie in Ruhe alt werden können. Und in den drei Jahrhunderten zwiſchen Kaiſer Max und Thomaſius könnten wir aus allen Ländern der Chriſtenheit eine ununterbrochene Reihe von geiſtlichen und weltlichen Schriftſtellern nennen, welche beachtete und aufſehenmachende Bücher gegen den Hexenglauben in großer Menge geſchrieben haben. Und doch brannten in dieſen drei Jahrhunderten mit der fürchterlichen Ruhe eines Naturgeſetzes die Scheiterhaufen der Hexen unbeirrt weiter, und die zeitgenöſſiſche Philoſophie hat keinen einzigen derſelben ausgelöſcht. Fiedrichs-Bonmot iſt mehr Kompliment als Wahrheitszeugnis, denn unter Thomaſius lag der Hexenglaube ſchon im Verenden, und Thomaſius war nur ſein Totengräber.

Wer alſo nennt das unermeßliche Motiv, durch welches der Hexenglaube aus der Chriſtenheit verſchwunden iſt?

Wenn ein Kind in ſeinem ſiebenten Jahr den Knecht Ruprecht fürchtet, aber in ſeinem achten an ihm zweifelt, ſo haben dieſe dreihundertfünfundſechzig Tage zwiſchen dem einen und dem anderen Jahre Veränderungen und Wendepunkte herbeigeführt, welche für die intellektuelle Geſchichte des Kindes entſcheidend waren. Wer aber nennt ſie? Aus welchen Quel-

len und Quellfäden tröpfelten ſie ſachte zuſammen? Das Reſultat iſt ſichtbar, die einzelnen Effizienten desſelben ſind unſichtbar.

Wiederholen wir es, die Kirchengeſchichte wird von der Kulturgeſchichte gemacht. Nicht die Theologen machen ſie, ſondern die Chemiker, Phyſiker, Mathematiker und Grammatiker, die Philologen und Philoſophen, die Spinner, Weber, Buchdrucker, Seefahrer, Kaufleute, Fabrikanten, Komödienſchreiber und Modiſten. Der Glaube ändert ſich mit der Kultur. Er ſucht beſtändig ſeinen Einklang mit den ſittlichen und intellektuellen Zuſtänden der Geſellſchaft. In dem Maße, als die Menſchen von einer roheren zu einer feineren Ziviliſation vorſchreiten, veredelt ſich ihre Phantaſie, verfeinert ſich ihr Gefühl, das Schreckliche weicht dem Gefälligen, der penſionierte Teufel engagiert ſich bei den Novellenſchreibern, und die Hexen trinken ihre Schale Kaffee in ſchwatzhafter Sicherheit. Sagen wir alſo, der Hexenglaube wich nicht den *Beweiſen*, ſondern der *Stimmung*. Das ungefähr wäre die kürzeſte Formel. Zu beweiſen, daß kein Teufel exiſtiert und daß die Menſchen keinen Bund mit ihm haben können, wäre auch heute noch wahrſcheinlich dem Gebildetſten unmöglich; und doch wäre es ebenſo unmöglich, auch nur vom Ungebildetſten eine Geneigtheit zum Hexenglauben erhalten zu können.

Das ſcheint nun eine hocherfreuliche Tatſache. Was kann angenehmer ſein, als ſich von einem ungeheuren, erdrückenden Uebel durch die bloße Stimmung zu befreien! Tauſende von Richtern und Advokaten haben in den Hexenprozeſſen die Beweisführung als eine mit ihrem ewigen Seelenheil zu verantwortende Gewiſſensſache empfunden, und heute entſcheidet jeder Karrenſchieber durch ſeine bloße Gefühlsſtimmung ohne allen Beweis! Wer ſollte nicht jubeln, wenn man ſo ſchwere Dinge ſo leicht werden ſieht!

Aber dieſe Freude hat ihr doppeltes Geſicht. Was ohne Beweis ging, kann ohne Beweis wiederkommen! Nie wird mehr geglaubt werden können, daß ſich die Sonne um die Erde dreht; denn das Gegenteil iſt *bewieſen*. Daß aber nie mehr an Hexen geglaubt werden wird, kann nicht mit derſelben Sicher-

heit ausgesagt werden, denn unser Sicherheitsposten ist hier kein ewiger Beweis, sondern eine veränderliche Stimmung.

Wahrlich, die Konkordats-Partei weiß, was sie tut, wenn sie für die unveräußerlichste Domäne der Kirche die Schule erklärt. Die Schule ist eine von den wichtigsten Regionen, in welchen die Stimmung eines Zeitalters gemodelt wird. Nicht Literatur und Theater, nicht Zeitung und Tribüne, nicht Telegraph und Eisenbahn, nicht Liebig, Ackerbau, Industrie, Handel und Wohlstand erzeugen so gründlich die Zeitstimmung, als sie all diesen Dingen voraus schon die Schule erzeugt hat. Gebt der Kirche die Schule, und sie kann all eure Fortschritte erst zum Stillstand, dann zum Rücklauf bringen. Daß aber der Rücklauf bei einem gewissen, immerhin noch anständigen Punkte ankomme und auf demselben verharre, wird sie selbst nicht mehr in ihrer Gewalt haben, denn jede Bewegung überfliegt den Zielpunkt des Bewegenden, und die Schwungkraft eines abwärts gleitenden Körpers trägt denselben regelmäßig weiter, als der Anstoß voraussehen ließ. Ist der Herenglaube in Frankreich, diesem Musterlande der Aufklärung und des Fortschrittes, offiziell nicht längst schon abolitioniert? Und doch ereignete sich noch unter unseren Augen folgendes in Frankreich: 1850 klagte das Zivil-Tribunal von Tarbes das Ehepaar Soubervie an, daß es den Tod der Frau Bedouret veranlaßt habe. Die Ehegatten hatten geglaubt, daß sie eine Here wäre, und erklärten, der Priester hätte ihnen gesagt, sie wäre die Veranlasserin der schweren Krankheit der Soubervie; darum schleppten sie die Bedouret in ein Privatzimmer, hielten sie über brennendes Stroh und legten ein rotglühendes Eisen über ihren Mund. Das unglückliche Weib starb bald im qualvollsten Schmerze. Die Soubervies gestanden die Tat und frohlockten darüber. Im Prozesse erhielten sie die bestmöglichen Zeugnisse. Es wurde dargetan, daß sie lediglich aus Aberglauben die Tat begangen, und geltend gemacht, daß sie nur den höchsten geistlichen Vorgängern gefolgt seien. Von den Geschwornen der Gnade empfohlen, wurden sie nur zur Zahlung von jährlich 26 Frcs. an den Mann der Gemordeten und zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. (Cordier, Légendes des Hautes-Pyrénées. Lourdes, 1855.

pp. 79—88.) In Frankreich aber beſteht keine pflichtige Staatsſchule, was der Klerus zu benützen weiß, indem er dem Volke — unentgeltlich Schulen eröffnet.

Es iſt demnach nicht die mutwillige Luſt der Pfaffenhetze, nicht das Buhlen um Volksgunſt, nicht das Einſtimmen in ein Tags- und Modegeſchrei, ſondern die Pflicht jedes ſittlichen Menſchen, deren Unterlaſſung ein ſchweres Verbrechen wäre, daß wir unſere Schule gegen den Einfluß der Kirche verteidigen, jener Anſtalt, welche ihrer ganzen Natur nach die Grenzen des Glaubens und Aberglaubens nie ſcharf unterſcheiden wird, ja welche ſich eigentlich nur ſicher und wohl fühlt, wenn ſie die Zitadelle des Glaubens von den Außenwerken des Aberglaubens recht ſtattlich gedeckt weiß. Jede alte Frau, welche über die Straße geht, ruft uns zu: Entreißt die Schule der Kirche!

Schopenhauer hat geſagt: Wie läßt ſich ein Menſchengehirn nicht zuſchanden kneten, wenn man es von ſeinem fünften Jahre an unter die Hände bekommt! Wie gut weiß man das auf dem Boden, welcher noch warm iſt von der dreizehnhundertjährigen Lohe der Scheiterhaufen, aber — wie gut wiſſen auch wir es! Der Kampf um die fünfjährigen Köpfchen unſerer Kinder iſt unſere heiligſte Kulturaufgabe.

Ein Kapitel vom Teufel

Jede Religion fängt mit dem Schrecken an. Die Erſcheinungen, welche ſich dem Geiſte des Wilden am gewaltigſten einprägen, ſind nicht eben die wohltätigen und geordneten, ſondern die unheilvollen und außerordentlichen. Die Dankbarkeit iſt minder lebhaft als die Furcht, und der kleinſte ſcheinbare Bruch eines Naturgeſetzes macht tieferen Eindruck als Regel und Stetigkeit. Wenn die ſchrecklicheren und aufregenderen Naturgeſetze dem Geiſte nahetreten, wenn die tödlichen Formen von

Krankheiten oder Elementar-Ereigniſſen das Land verwüſten, ſo ſchließt der Wilde hieraus auf die kräftig beglaubigte Gegenwart des Teufels. Im Dunkel der Nacht, unterm Donner des Widerhalls, am Rande der Abgründe und gähnenden Klüfte, beim Leuchten der Kometen, oder dem Düſter der Sonnenfinſternis, wenn Hunger das Land verheert, Erdbeben und Peſt die Menſchen dahinraffen; kurz in allem, was befremdend, ſchauderhaft und verderblich iſt, fühlt er ſich überwältigt von dem Uebernatürlichen. Ganz und gar allen Einflüſſen der Natur ausgeſetzt, aber vollſtändig unbekannt mit der Folgenkette ihrer mannigfaltigen Teile, lebt er in beſtändiger Furcht deſſen, was er für die unmittelbaren und eigentümlichen Taten der böſen Geiſter hält. Und da er ſie fortwährend in ſeiner Nähe fühlt, ſucht er natürlich in Verbindung mit ihnen zu treten. Er ruft und beſchwört ſie, er ſchmeichelt ihnen mit ſeiner Huldigung, er beſticht ſie mit ſeinen Geſchenken. Im Drange eines großen Unglückes oder in Anfällen von Haß und Rache, wo er ſeine Kraft verzehnfachen möchte, verſucht er mit ihrer Macht ſich zu wappnen und ſeine aufgeregte Einbildungskraft überredet ihn bald, daß er ſeinen Wunſch erreicht habe. Wenn Fähigkeiten und Ehrgeiz ihn über die gewöhnliche Höhe ſtellen, ſo wird ihm dieſer Glaube der bequemſte Pfad zur Macht. Im Beſitze der Macht gebietet und zwingt er als Herrſcher, an die Quelle derſelben zu glauben, d. h. der Teufelsglaube wird ein Teil der Staatsreligion, wird im Syſtem der Orthodoxie legitimiert.

Dieſem ganzen Gange entgegen, fing die chriſtliche Religion nicht mit dem Schrecken, ſondern mit der L i e b e an. Natürlich! Sie entſtand ja nicht unter rohen Wilden, ſondern im Schoße einer ziviliſierten Geſellſchaft, nicht unter den Gefahren des Naturlebens, ſondern unter den bequemen Dächern der ſicheren Städte. Dieſe Geſellſchaft hatte ſich die Natur längſt unterworfen und die kindiſche Furcht der Elementar-Schrecken verlernt. Aber dieſe Geſellſchaft war in Herren und Knechte geteilt, in ſtolze Bürger und in rechtloſe Sklaven. Was dieſer Geſellſchaft demnach not tat, das war nur eines: ein warmes, ſittliches Band zwiſchen den Herren und Knechten, die Idee der Gleichheit und Brüderlichkeit — die Religion der Liebe!

Aber ſo leicht geht der Teufel doch nicht zum Teufel. Wenn er kein Amt mehr hat als Perſonifikation der Naturſchrecken, ſo empfiehlt er ſich, brauchbar und dienſterfahren, wie er iſt, als Perſonifikation der ſittlichen Schrecken, als Objektivbild der menſchlichen Selbſtzerſtörung, kurz als Symbol des Böſen. So weiß er ſich der neuen Aera ebenſo unentbehrlich zu machen wie der alten, und ſchwört mit Vergnügen auf ihre Verfaſſung, denn ſie erlaubt ihm ſchlechter zu ſein als je. Er entfaltet im vollſten Glanze jetzt erſt recht ſeine geſchmeidige Vielſeitigkeit, und daß er das Kreuz nicht flieht, ſondern neben der Kirche verträglich ſeine Kapelle baut, bekommt ihm vortrefflich. Die neue Aera hebt ihn eher, als daß ſie ihn drückt, ſie menagiert ihn fürſtlicher als zuvor, ſeine Opfer ſind koſtbarer und werden reichlicher, die meiſten Geſchäfte gehen in ſeine Hand über, er wird die erſte Perſon im Staate. Zwar die Praxis der alten Aera iſt ihm noch immer eine liebe Gewohnheit, er blitzt und donnert für alte Weiber und liefert den Spinnſtuben effektvolle Wetterſchläge. Aber er nimmt auch den Franklinſchen Blitzableiter und die ganze Aufklärung nicht übel; er ſagt, er habe dieſes Bedürfnis längſt gefühlt und — operiert mit Praslins und Chaſſepots!

In der Tat, der unermeßliche Gegenſatz zwiſchen dem Aberglauben einer heidniſchen Natur-Religion und dem Lichte einer geoffenbarten Religion berührt den Teufelsſtaat faſt gar nicht; der Teufel wechſelt, aber er verliert nicht ſeine Bedeutung. Wenn der zitternde Wilde im Graus der Elemente ſchaudert, ſo ſchaudert der Menſch, der zum ſittlichen Leben erwacht iſt, im Bewußtſein der Untiefen und Abgründe ſeines eigenen Herzens, des namenlos ſchmerzlichen Bruches zwiſchen ſeiner idealen und realen Natur. In dieſem Sinne mag Goethe geſagt haben: „Das Schaudern iſt der Menſchheit beſtes Teil," nämlich ſeine Anlage zur Religion und der unmittelbarſte Ausdruck dieſer Anlage. Jede Religion ſchaudert. Selbſt die heiterſte und tröſtlichſte aller Religionen, die Religion, welche ſich mit Zuverſicht die Erlöſung nennt, hat ihren Teufel — ganz wie Zeus die Titanen oder wie die Aſen den Loki und den Wolf Fenrir — zwar „mit den Ketten der Finſternis gebunden und in den Abgrund der

Hölle geſchleudert", was aber im minder ſiegreichen Bulletinſtyl doch nur heißt: ſie hat ihn am Leben gelaſſen. Das iſt die Hauptſache. Ein tiefer Zug der menſchlichen Gewiſſenhaftigkeit verrät ſich darin. Der Menſch, wie inbrünſtig die Selbſtliebe ihn antreibt, das Heil zu glauben, wagt doch nicht, das Unheil zu leugnen. Er ſtellt es ſich entfernt, er ſtellt es ſich ohnmächtig, entkräftet, unfähig vor, aber in der Welt iſt es doch! So unzerſtörbar iſt der Sinn der Wahrheit, oder — ſo ſchreiend ſprechen die Tatſachen! Auch der leidenſchaftlichſte Optimismus nimmt Anſtand, das entgegengeſetzte Prinzip des Peſſimismus völlig und definitiv auszuſchließen.

Während wir es alſo den Männern von Fach überlaſſen, ihre Kirchengeſchichte in den theologiſchen Streitigkeiten zu ſehen, glauben wir beſſer zu tun, wenn wir ſie in der *Stimmung* der Gläubigen ſuchen, wie ſie zwiſchen der Heilsfreudigkeit und der Furcht vor dem Teufel ſchickſalsvoll auf- und niederwogt. Das iſt die innere, gleichſam *pſychologiſche* Kirchengeſchichte.

Es vereinigte ſich alles, die erſten Jahrhunderte des Chriſtentums in die menſchlich-heiterſte Stimmung zu tauchen: das Morgenrot der neuen Heilsſonne und das Abendrot der heidniſchen Herrlichkeit. Den Rahmen des chriſtlichen Dogmas durften die Ideen Platos umwuchern und als *Gnoſis* faſt zudecken, aber die gnoſtiſchen Syſteme galten nicht durchwegs für ketzeriſch. Es blieben Roſen genug davon in der Dornenkrone des Heilands hängen, und das blutige Bild ſchüttelte jahrhundertelang nicht unwillig das Haupt dazu. Noch williger nahm die chriſtliche *Kunſt* die Schönheit des Heidentums zu ſich herüber. Anfangs beſchäftigte ſie ſich ganz und gar mit den Toten. Katakomben waren die Stätten, welche verziert wurden; die Kapellen waren alle von Toten umgeben, die Altäre Gräber der Märtyrer. Nach den mittelalterlichen oder ſogar neueren Ideen hätte man nun denken ſollen, eine unter ſolchen Umſtänden entſtandene Kunſt müßte einen eigentümlich düſteren und ſtrengen Ton angenommen haben, um ſo mehr, wenn man die Heftigkeit der gleichzeitigen Verfolgungen würdigt. Aber das Gegenteil! Keine Spur der Bitterkeit, der Klage, des Rachedurſtes! Das

unverbrüchliche Geſetz der antiken Welt, von Grabverzierungen jedes Bild der Traurigkeit auszuſchließen, galt lange Zeit auch den Chriſten. Die Blumenkränze, an welchen das Heidentum ſich entzückte, und ſogar einige der fröhlichſten Bilder der heidniſchen Götterlehre wurden beibehalten und gemiſcht mit den ſchönſten Sinnbildern der chriſtlichen Hoffnungen, mit den ſchönſten Darſtellungen der chriſtlichen Gnadenwunder. Die Betrübnis, welche durch die Chriſtenverfolgungen über Familien und ganze Gemeinden kam, konnte die Stimmung der Geſamtheit nicht drücken, viel eher erheben und begeiſtern. Die Kirche war gleichſam ein Schlachtfeld, auf welchem zwar noch Blut floß, aber der Sieg ſchon entſchieden war. Jeder einzelne ſtand und fiel auf ſeinem Poſten, und jeder Fallende machte das Gefühl der Unüberwindlichkeit ſtärker. Was konnte man mehr tun, als ſich kreuzigen laſſen wie der Gottmenſch ſelbſt? Der verheißene Himmel wurde ein verdienter. Man hatte die ſicherſte Ueberzeugung des gewonnenen Heiles, denn man kaufte es mit ſeinem Blute. Jeder einzelne trug das Paradies in ſeiner Patrontaſche. Der phyſiſche Tod war Kinderſpott, denn ſeine Blume, der Triumph, das allgemeinſte und ſtärkſte Gefühl.

Dabei könnte aber nichts falſcher und unhiſtoriſcher als der Wahn ſein, daß dieſes Siegesbewußtſein des Chriſtusglaubens den Teufelsglauben noch ausſchloß und ihn nicht aufkommen ließ. Nichts weniger! Als ſich die Chriſten vom Heidentum abwendeten, geſchah es nicht deshalb, weil ſie die Heidengötter für Lügen und Fabeln und nur den auferſtandenen Jeſus von Nazareth für wahr hielten. Weit entfernt! Zeus, Venus, Apollo, Minerva waren ihnen ebenſo wahre und wirkliche Exiſtenzen wie den Altgläubigen ſelbſt. Aber ſie wurden ihnen zu Teufeln. Und da die Anbeter dieſer Teufel noch die unermeßliche Mehrheit bildeten, und da der Dienſt dieſer Teufel in Tauſenden von Tempeln getrieben wurde, und da vom Kapitol zu Rom und vom Parthenon zu Athen und vom Dianatempel zu Epheſus und von Delphi und von Olympia dieſer Teufelsdienſt über alle Maßen erleuchtend und herrlich die Welt durchſtrahlte — ſo bedenke man, in welcher Atmoſphäre der damalige Chriſt zu leben das Glück hatte! Er trat Teufelsboden und atmete Teufelsluft auf Schritt und Tritt.

Er ging im Teufels-Element bis an den Hals. Unſere Teufels-Miniſterien, Teufels-Parlamente und Teufels-Preſſe ſind wahres Kinderſpiel gegen den Teufelsſtaat, welcher das junge Chriſtentum einhüllte und zudeckte.

Und doch! So groß die phyſiſche, dynamiſche und räumliche Verbreitung des Teufels war, ſo klein war ſeine moraliſche. Er herrſchte überall, nur nicht in den Gemütern. Die Gemüter waren ihres Gottes viel zu gewiß. Noch fühlte man ſich dem Heiland und den Apoſteln viel zu nahe, noch wirkte man ſelbſt zu kräftig und zu ehrlich mit dem Heile mit, als daß der Stifter des Unheils Figur machen konnte. Es iſt wahr, nichts war der chriſtlichen Phantaſie geläufiger als der Teufelsſpuk und ſein unaufhörliches, allgegenwärtiges Treiben. Viele Tauſende von Fällen des Beſeſſenſeins, der Wunder und Erſcheinungen des Teufels waren im Umlauf und wurden ohne den geringſten Zweifel geglaubt. Es gab kaum einen großen Heiligen, der nicht irgend ein Rekontre mit dem Teufel gehabt hätte, ja es wurde förmlich Ehrenſache, vom Teufel einer Verſuchung gewürdigt zu werden. Zuweilen erſchien er als ein fratzenhaftes ſchreckliches Tier, zuweilen als ſchwarzer Mann, manchmal als ein ſchönes Weib, oder er trieb ſeine Frechheit ſo weit, wohl gar als ein Prediger auf der Kanzel, ja ſelbſt als Jeſus Chriſtus zu erſcheinen. Aber ſo ſonderbar es uns heute klingen mag, all dieſer Unfug rief nicht den geringſten Terrorismus hervor.

Man glaubte allgemein, daß der Erzfeind den Chriſten umſchwebe, aber ebenſo glaubte man, daß das Zeichen des Kreuzes oder wenige Tropfen Weihwaſſer, oder der Name Maria ihn ſofort in eine ſchimpfliche Flucht jagen könne. Die Lebensgeſchichten der Heiligen waren von ſeinen Liſtanſchlägen voll; aber ſie ſchilderten ihn regelmäßig als beſiegt, erniedrigt und verachtet. Der Satan ſelbſt hatte auf Geheiß Cyprians ein wehrloſes, unwiſſendes Mädchen, das ſich der chriſtlichen Religion geweiht hatte, wiederholt überfallen. Er hatte die ganze Kraft der Sophiſterei zur Verdunkelung ihrer Jungfräulichkeit und alle Künſte der erzengelhaften Beredſamkeit zugunſten eines jungen und edlen Heiden erſchöpft, welcher nach des Mädchens Hand ſtrebte; aber das einfache Zeichen des Kreuzes machte jeden Sophismus

zuſchanden, dämpfte jede Erregung der irdiſchen Liebe und trieb den Teufel geäfft und verzagt zu dem Magier zurück, der ihn geſendet hatte. Legionen von Teufeln in taktiſcher Schlachtordnung aufgeſtellt, umringten die Kirche, wohin der heilige Maurus einzog, und verhinderten mit drohenden Gebärden den Zug des Heiligen; aber wenige Worte des Exorzismus zerſtreuten ſie alle im Nu durch die Luft. In der Kirche der heiligen Sabina zu Rom zeigte man lange einen ſchweren Stein, welchen der Teufel in einem Augenblicke verzweifelter Leidenſchaft auf den heiligen Dominikus geſchleudert, in der eitlen Hoffnung, das vom Schutzengel geſchirmte Haupt zu zerſchmettern. Aber das Evangelium des Johannes um den Hals gehängt, oder einen Roſenkranz, oder eine Reliquie reichten vollkommen aus, um auch die höchſten Anſtrengungen der teufliſchen Bosheit zugrunde zu richten.

Das alles beweiſt nur, daß eine geoffenbarte Religion eigentlich rein göttlich und gar nicht teufliſch iſt; daß ſie die Teufelsidee zwar hiſtoriſch überkommen, aber ſittlich erſt dann ausbilden und mit Inhalt erfüllen kann, wenn die Kirche bereits in das Stadium ihrer Korruption eingetreten, an ihrem Geiſte geſündigt und ſich dieſer Sünde bewußt geworden. Bis dahin zehrt der Teufel von ſeinem alten, mythologiſch-heidniſchen Erbe; erſt im Bruch der Gewiſſen wird ſein Rohboden urbar und bringt ſelbſtändige Früchte hervor.

Wenn man in Ländern, in welchen ſich mehrere Konfeſſionen und auf nachbarlichen Räumen durchſetzen, der Güte derſelben nachfragt, ſo hört man regelmäßig die Antwort: Jede Konfeſſion iſt gut, wo ſie in der Minderheit iſt. Eine bedeutungsvolle Lehre!

Daß die chriſtliche Kirche in die Mehrheit gelangte, dürfte nun freilich nicht beklagt werden; bei einer Anſtalt, welche allein ſelig macht, mußte ja das im Plane der Vorſehung liegen. Aber daß ſie nicht nur eine Mehrheitskirche, ſondern auch eine herrſchende Kirche und endlich gar eine Grundherrſchaft wurde: dieſes Unglück hätte ihr nicht widerfahren ſollen.

In der römiſchen Welt hatte ſich die chriſtliche Kirche mit Blut und Wunden, mit Lieben und Leiden, mit Dulden und Harren, mit guten Werken und guten Beiſpielen die Mehrheit

erobert. Als ſie aber die deutſche und ſlawiſche Welt mit dem Kriegsſchwerte eroberte und den Muß-Chriſten nun gar ihren häßlichen Zehent aufjochte — da mochte der Gottmenſch in der Höhe ſein Reich auf lange verloren geben, aber der Teufel, „mit den Ketten der Finſternis gebunden", fühlte ſeine Ketten leichter werden. Eine Kriſis voll dunklen Verhängniſſes war angebrochen. Das Mittelalter konnte nicht roh und unwiſſend genug ſein, um nicht nach und nach zu empfinden, daß Idee und Praxis der Kirche geſchiedene Wege gingen. Der reiche Jüngling des Evangeliums, welcher ſein Gut den Armen verſchenkte, um ſelbſt arm zu werden, und der jetzige Chriſt, welcher vom armen Bettelmönche zum reichen Prälaten den umgekehrten Weg avancierte; der römiſche Cäſar, welcher ſeine Kriegsknechte auf nazareniſche Beter losließ, und der römiſche Papſt, welcher auf Waldenſer und Albigenſer ſelbſt wieder Mörderbanden hetzte: es war nicht möglich, den Chriſtusſtaat noch gründlicher umzukehren. Das Bewußtſein dieſer Verkehrung pflanzte ſich denn ganz folgerichtig bis zum Regenten ſelbſt fort: man wurde irre, ob Chriſtus dieſen Staat noch regiere. Die Perſon des Chriſtus trat zurück und die Perſon des Teufels — das heißt das Symbol der allgemein empfundenen Verderbnis — trat in den Vordergrund. Chriſtus blieb zwar offiziell in ſeinen Ehren und Majeſtätsrechten, ſein Hof, ſeine Diplomatie, ſein Inneres und Auswärtiges amtierten nach wie vor in ſeinem hochheiligen Namen: aber — der Name iſt nicht immer die Sache. Es ſchlich mehr und mehr das Gefühl um, daß die ſachliche Macht oder einen großen Teil derſelben jener gebundene und überwundene Rebell, der Teufel, zeitweilig wieder zurückerobert. Hier war es denn, wo man anfing, ſein Bündnis zu ſuchen. Er gewann einen Anhang, einen Hof, eine Armee. Der Hexenglaube breitete ſich aus. Aber nicht nur das. Es war noch das wenigſte, daß Hexen waren und die Macht des Teufels zur Schau trugen. Auch diejenigen, welche zu Chriſtus hielten und das Treiben der Hexen verdammten, fühlten ſich doch von der Macht der Hexerei imponiert, und in einem Fältchen ihres Herzens entſtand etwas wie Neid. Warum erlaubte ihnen Chriſtus nicht, was der Teufel den Hexen erlaubte? Jene machten krank, machten Wetter;

warum konnten ſie nicht heilen, nicht Regen und Sonnenſchein machen? Zwar die Heiligen konnten es einſt, und die Mönche und Prieſter können es noch. Aber warum nur dieſe? Warum nicht auch die Laien, nicht einmal die Beſten und Frömmſten? Wenn ſie durch die Teufelsmacht von den Heren angegriffen werden, warum können ſie ſich durch die Chriſtusmacht nicht perſönlich verteidigen? Warum? Damit ſie um Schutz und Hilfe zu den Prieſtern gehen müſſen, welche Schutz und Hilfe nur gegen bare Bezahlung verkaufen? Böſe, böſe Gedanken!

So war der Zweifel geboren, die Philoſophie. Aber Zweifel und Philoſophie, in ihren Kinderjahren, fühlen nicht etwa ihr Recht, ſondern einzig ihr Unrecht. Angſtſchweiß und Todesſchweiß bricht auf den Stirnen jener kindlichen Denker aus, welche mitten in der Kirche etwas Anderes zu denken anfangen, als eben die Kirche ſelbſt. Der mütterliche Boden zu ihren Füßen weicht, ſie verſinken mit den Sündern. Iſt denn ihr Denken nicht ſelbſt ſchon eine Eingebung des Teufels? Wer ſagt ihnen, daß ein neues Licht ihre Stirnen beleuchtet und nicht bloß der Widerſchein von den Scheiterhaufen der Heren? Nach jenen Verruchten greift der Teufel mit ſeinen leiblichen Armen, nach ihnen züngelt er aus der Ferne. So iſt alles, alles des Teufels. Die Here, welche zum Scheiterhaufen geht, und der Richter, welcher ſie hinführt. Sie zaubert, er denkt. Das Verbrechen iſt das gleiche. Die ganze Chriſtenheit iſt des Teufels.

Natürlich kann Tag und Stunde nicht genannt werden, wo zuerſt der Gedanke entſtand, daß Menſch und Teufel — zwei Faktoren, welche ſo alt wie die Weltgeſchichte ſind — miteinander einen leiblichen Bund eingehen können, ein Gedanke, welcher jetzt völlig als neu auftrat. Aber je ſorgfältiger man die Geſchichte der Jahrhunderte ſtudiert, welche der Reformation vorausgingen, deſto beſtimmter weiſt alles darauf hin, daß in der Geſchichte des europäiſchen Geiſtes den entſcheidenden Wendepunkt das zwölfte Jahrhundert bildet. Eine allgemeine Wiederbelebung der lateiniſchen Literatur hatte ſtattgefunden, welche tief in den geiſtigen Zuſtand Europas eingriff und auf den Volksglauben mit Notwendigkeit einwirkte. Zum erſtenmale ſeit vielen Jahrhunderten ſehen wir einen ſchwachen Geiſt

der Kritik gegen die Leichtgläubigkeit ankämpfen und jenſeits der Theologie, welche bisher den ganzen Inhalt des Lebens vertreten, auch eine Wißbegierde nach rein weltlichen Dingen entſtehen. Auf jedem Gebiete des Denkens und Wiſſens gab ſich eine unbeſtimmte Unruhe, ein Geiſt von Aufregung und Spannung kund, welcher zu der bisherigen Starrheit ſeltſam kontraſtierte. Der lange Schlummer der Orthodoxie war durch viele Ketzereien unterbrochen, welche, obgleich oft unterdrückt, immer von neuem zum Durchbruche kamen. Das Manichäertum, welches eine Zeitlang in der Kirche gedämpft worden war, brach in einer wilden Flamme unter den Albigenſern aus und wurde nur durch jenes furchtbare Blutbad erſtickt, in welchem Hunderttauſende ihren Tod fanden. Damals zum erſten Male entfaltete Abelard die Fahne der Philoſophie in Europa und alarmierte die Geiſter der Gelehrten durch ſcharfe und unlösbare Zweifel über die wichtigſten Glaubenslehren. Damals flammten auch die Lehren der Ungläubigkeit von Sevilla und Cordova hervor, und Averrhoes' Geſtalt begann jene rieſigen Verhältniſſe anzunehmen, welche in einer ſpäteren Periode den Geiſt von Europa überſchatteten und einige der begabteſten Männer feſt überzeugten, daß das Reich des Antichriſts angefangen hätte. Gleichzeitig mit dem Aufleben der heidniſchen Wiſſenſchaft erwachte wieder der Hang zur Aſtrologie, und der in ihr liegende Fatalismus, der beſtimmteſte Gegenſatz der chriſtlichen Vorſehung, drang in die Hallen der Edlen und in die Paläſte der Könige. So zog es ſich von allen Seiten ſchwarz über Europa zuſammen. Unſer Weltteil fing an, in jene unausſprechliche Periode einzutreten, in welcher die Menſchen zu zweifeln, aber den Zweifel noch nicht für unſchuldig zu betrachten angefangen haben. Allgemein iſt die Pein, die Gewiſſensangſt, das Grauen vor ſich ſelbſt. Allgemein iſt die Furcht vor einer nahen und beiſpielloſen Strafe. Tritt nun in einer ſolchen Stimmung wirklich eine der entſetzlichſten Erſcheinungen unſeres Planeten auf, eine Peſt wie der ſchwarze Tod, welcher, nach Heckers Berechnung (Volkskrankheiten im Mittelalter, Berlin 1865), den vierten Teil der Bewohner Europas, d. h. 25 Millionen Menſchen dahingerafft hat, ſo iſt keine Feder imſtande, den Eindruck zu ſchildern, welcher die da-

malige Chriſtenheit zermalmte. Flagellanten zogen umher, Bußlieder heulend und den Leib zerfleiſchend, und ſprengten nach allen Seiten die zündenden Funken wahnſinniger Phantaſien aus. Hier brach unter Fürſten und Edlen ein wahres Wettrennen aus, in die Klöſter zu gehen und Schlöſſer und Burgen der Kirche zu opfern, die allein noch retten könne; dort ſprang man mit dem Jauchzen der Verzweiflung dem Teufel in die Arme und raffte diesſeitige Freuden zuſammen, weil ja der Himmel doch ſchon verloren ſei und Chriſtus die Seinen verlaſſen habe. Der naive Spott mit dem Teufel, dieſer durchgehende Zug der erſten chriſtlichen Legenden, hatte aufgehört; die Macht des Teufels war fürchterlicher Ernſt geworden.

Ergreifender noch als in den Notizen der Chroniken ſpiegelt ſich dieſer Umſchlag der Stimmung in der chriſtlichen Kunſt ab. Bis zum Schluſſe des 10. Jahrhunderts wurde der Heiland als ein ſehr junger Mann, mit dem Ausdruck ungetrübter Milde und Ruhe im Geſichte und beſchäftigt mit Gnadenwundern, abgebildet. „Der gute Hirt", welcher faſt jede Kapelle in den Katakomben ziert, war noch immer der Lieblingsgegenſtand der chriſtlichen Maler. Das alles fing ſich im 11. Jahrhundert zu ändern an. Das Geſicht Chriſti wurde ernſter, älter, trauriger, und um das 12. Jahrhundert wird ſein Bild oft geradezu ſchrecklich. Er iſt da wirklich der „Rex tremendae majestatis" des furchtbaren Dies irae-Liedes, dieſer geiſtlichen Marſeillaiſe. Von Gnadenwundern zu erzählen, gewöhnte ſich die Kunſt ab, aber Orcagna malte und Dante ſang ſeine Hölle!

So war die Theokratie in das Stadium eingetreten, wo ſie durch den unbarmherzigſten Terrorismus, welchen die Welt je geſehen, durch das Syſtem der Hexenprozeſſe, Rettung aus höchſter Not für erlaubt hielt. Es war die Aufgabe dieſer Zeilen, was „ein Kapitel von den Hexen" verſprochen, zu erfüllen, nämlich vorſtellig zu machen, wie ein ſolches Syſtem bei geſitteten, eine Religion der Liebe bekennenden Völkern hiſtoriſch und pſychologiſch die Möglichkeit ſeiner Ausbildung fand.

Heren, Petroleuſen und Wallfahrterinnen

(14. September 1871*)

Was man mit den phantaſtiſchen Weibern anfangen ſoll, hat den nüchternen Männern von jeher graue Haare gemacht. Zur Zeit der Herenprozeſſe war es die beliebteſte Meinung — ſie zu verbrennen. Heute ſind die phantaſtiſchen Weiber ſelbſt fürs Verbrennen, aber fürs Verbrennen — von Stadthäuſern, Tuilerien und Louvres. Da iſt es nun die Meinung der Männer, ſie zu erſchießen. Dieſe rechthaberiſchen Männer wollen immer etwas Anderes als die armen, Unrecht leidenden Weiber. Das Pariſer Kriegsgericht will etwas weſentlich Anderes als die Pariſer Petroleuſen.

Wenn man m i ch früge, ſo wollte ich wieder etwas Anderes, aber das einzig Wahre und Richtige. Meine Meinung iſt einfach die: man ſoll den Petroleuſen, nämlich den phantaſtiſchen Weibern, grüne „Buſchen" in die Hand geben, vergoldete Bilder und Spiegel umhängen, feierliche Einzüge bewilligen, man ſoll ſie mit Fahnen und Glockengeläute abholen, ihnen die erſten Straßen der erſten Hauptſtädte einräumen, ihnen Poſtwägen, Spitalwägen, Feuerſpritzen und ſonſtige Dummheiten rückſichtsvoll aus dem Wege räumen, man ſoll ſie mit einer Ehrengarde von Stadtwachen wie in Gold einfaſſen und wenn der unbewachten Stadt inzwiſchen Kaſſen geſtohlen oder Gurgeln abgeſchnitten werden, dieſe Kleinigkeiten ohne viel Aufhebens verſchmerzen.

*) Als Wink und Warnung für bigotte Regierungen iſt auf die phantaſtiſch-dämoniſche Verwandtſchaft zwiſchen Petroleuſen und Wallfahterinnen unter obigem Datum mit einem Gedanken der rein theoretiſchen Erkenntnis angeſpielt worden; kaum ein Jahr verging und die auflodernde Flamme des wüſten franzöſiſchen Wallfahrter-Treibens beſtätigte dieſen Gedanken überraſchend genug mit der ganzen Beweiskraft der Erfahrung und der tatſächlichen Wirklichkeit.

Ich bin nämlich ſtark überzeugt, daß die Pariſer Petroleuſen weit und breit kein grünes Gebirge mit einem „Gnadenbilde" darin haben, wohin ſie die Funken der phantaſtiſchen Weiber-Elektrizität gefahrloſer als auf Stadthäuſer und Tuilerien verſprengen könnten. Hätten ſie dieſes grüne Gebirge mit dem Gnadenbilde darin, ſo zögen ſie in langen blökenden Scharen auf eine Reihe von blauen Montagen und roſenroten Nächten in dasſelbe hinaus und erwarteten von dem Gnadenbilde im grünen Gebirge die phantaſtiſche Erfüllung aller phantaſtiſchen Hoffnungen, welche ſie faute de mieux von ihrer ſogenannten „Internationalen" erwartet haben.

Denn eins iſt ſicher: Der Menſch muß und will zaubern! So lange der Menſch noch Wünſche hat, welche nur übermenſchliche Kräfte erfüllen könnten, ſind Scheiterhaufen, Füſiladen und Guillotinen nur verlor'ne Liebesmüh' fürs Petroleuſentum. Himmel oder Hölle ſollen helfen, ein Wunder ſoll geſchehen, oder wenigſtens eine Hexerei, verlangt das Petroleuſentum im menſchlichen Herzen. Darin aber war die alte Petroleuſe, nämlich die Hexe, doch auf dem richtigen Wege, daß ſie ſich ſchlecht und recht gleich an den Teufel wandte, d. h. ans Uebermenſchliche, weil ſie wußte, daß ſie mehr als Menſchenmögliches wünſchte, weil ſie wußte, wo der Menſch mit ſeinem Latein zu Ende. Die moderne Petroleuſe weiß leider nicht, wo der Menſch mit ſeinem Franzöſiſch zu Ende, und das iſt das Erſchießliche ihrer Lage. Ein Wortſpiel bricht ihr den Hals. Sie nennt den Teufel nicht Teufel, ſondern Internationale. Sie widmet ihren Teufelsdienſt einem ganz ſo phantaſtiſchen, fratzenhaften, albernen, innerlich unmöglichen und an ſeinen Widerſprüchen ohnmächtigen Negationskerl und Reinſimpel, wie es nur je der alte dumme Teufel war, dieſer Geck und Lügengeiſt, der keine Macht hatte als den Aberglauben, daß er ſie hätte. Aber das weiß ſie nicht. Wüßte ſie es, ſo wäre ſie Hexe und genöſſe den Schutz der modernen Aufklärung, da wir Hexen nicht mehr verbrennen.

Leider aber iſt ſie ſelbſt aufgeklärt und mit ihrer Aufklärung hat ſie den echten Geiſt des nüchternen und hoffärtigen 19. Jahrhunderts, welches nur Menſchliches und nichts Uebermenſchliches kennt. Sie kennt ihren Inkubus nicht, ſie weiß nicht, daß

das abſurde Phantom, von dem ſie beſeſſen iſt, jenſeits der Menſchheit liegt, ſondern nimmt alle Bosheit und allen Wahnwitz desſelben auf ihr eignes freies Menſchentum. So verfällt ſie dem Schwert des modernen Richters, da ſie doch dem Schutz der modernen Aufklärung anheimfallen könnte. Die aufgeklärte Petroleuſe, unklar darüber, daß ſie die echte alte Hexe iſt, hat hinter die Hexe des Mittelalters einen unermeßlichen Rückſchritt gemacht.

Da ſcheinen mir nun die phantaſtiſchen Weiber vor dem Gnadenbilde im grünen Gebirge die goldene Mitte zu halten zwiſchen den phantaſtiſchen Weibern mit der Petroleumkanne, welche ihre Phantaſtereien für menſchlich-erreichbar halten, und den phantaſtiſchen Weibern auf dem Blocksberg, welche das Uebermenſchliche ihrer Phantaſtereien zwar logiſcher erfaßten, dafür aber den Mißgriff begingen, das Uebermenſchliche mit dem Untermenſchlichen zu verwechſeln.

Freilich nennt mein Freund Accuſator dieſe ſubtile goldene Mitte eine ſentimentale und lächerliche Alfanzerei und ſchnauzt mich mit der grimmigen Frage an: ob ich denn in dem „grünen Buſchen" nicht auch die Petroleumkanne röche, und in dem „ſchähnen Gruaß von Mariazell" nicht auch die Marſeillaiſe heraushörte? Ob ein Fanatismus nicht wie der andere ſei und alle zuſammen des Teufels? Nein! ob der eine nicht ſchlimmer ſei als der andere, weil der Staat wenigſtens die Hexe verbrannte und die Petroleuſe verurteilt, dagegen den „grünen Buſchen" und den „ſchähnen Gruaß von Mariazell" zu ſeiner Staatsmaxime macht? Oder ob ich ſchon einen Staat geſehen hätte, der, wenn ich ihm die Piſtole auf die Bruſt ſetzte und ihn auf Ja und Nein fragte: biſt du ein Staat Humboldts oder ein Staat der alten Weiber, welche wallfahrten gehn, nicht das letztere antworten würde?

Guter Freund Accuſator! an dieſem Punkte des Geſpräches brechen wir's am beſten ab, denn — ein guter Freund ſoll mir auch der Staatsanwalt bleiben! Und er iſt ja ein Anwalt des Staates, der ſeine Bürger, wie du vielleicht mit Recht ſagſt, tauſendmal lieber als beim Humboldt, bei der Mariazeller Muttergottes findet. —

Kinder und Kindermärchen

(Weihnachten 1866)

Und wieder liegt das wunderbare Kind in der Krippe! Bei uns iſt es ein weißes, in den Neger haltenden Ländern ein weißes und ein ſchwarzes, alſo eine Art Chriſtkindl-Dualismus, denn die Neger wollen doch auch ihr Chriſtkindl haben, und wie könnte das anders als ſchwarz pigmentiert ſein? So ſah z. B. in den Kirchen von Montevideo der Reiſende Anderſon das Weihnachtsfeſt durch Ausſtellung von Krippen feiern, in welchen eine Wachsfigur des Jeſuskindes lag; aber der gemiſchten Bevölkerung wegen ſtanden in jeder Kirche zwei Krippen, und in der Krippe der Neger war das Jeſuskind ſchwarz. Warum reiſte Herr von Beuſt nicht nach Montevideo? Wenn er den Dualismus und ſeinen Ausgleich nicht fix und fertig von Peſt mitbrachte, ſo kann er ihn nirgends mehr klaſſiſcher ſtudieren — das ſieht jedermann ein — als in Montevideo. Inzwiſchen möchte ſich dieſes Meiſterſtück von Gleichberechtigung der Nationalitäten auch den Herren Rieger und Toman empfehlen, und wäre denſelben unmaßgeblich der Rat hintanzugeben, in der plaſtiſchen Formation ihrer Chriſtkindl die hiſtoriſche Individualität des jungen Welterlöſers durch platteſte Schnabel- und Stumpfnaſenbildung trutziglich zu einer ſlawiſchen zu ſtempeln.

Das germaniſche Chriſtkindl dagegen braucht ſolche Aeußerlichkeiten nicht, ſondern legitimiert ſich als guter Deutſcher ſchon längſt durch ſeine Liebe zur Literatur, dieſen Grundzug deutſcher Volkstümlichkeit. Wenn die Lebkuchen nach dem Honiglande Polen, die Kletzen nach dem Obſtlande Mähren, alſo auf ſlawiſche Wege weiſen, alles Gedruckte dagegen deutſcheſte Heimatsfrucht iſt, ſo iſt unſer Chriſtkindl von Jahr zu Jahr deutſcher geworden. Nicht daß die uralten ſlawiſchen Weistümer — Lebkuchen und Kletzen — vor den leckeren Zünglein und roſigen

Mündchen ihre Rechtskontinuität nur einen Augenblick verwirkt hätten: das hieße die ernſteſten Intereſſen und Tatſachen gröblich entſtellen; aber — wahr iſt doch wahr! Neben Lebkuchen und Kletzen, vergoldeten Nüſſen, Aepfeln und Backwerk hat ſich mehr und mehr die Literatur, alſo das Deutſchtum, den Tannenbaum erobert. Der Tannenbaum naſcht weniger und lieſt mehr. Zu allen Zweigen und Zweiglein klettern die Geiſter, Feen, Hexen und Zauberer des Märchenbuches den Weihnachtsbaum hinan und teilen ſich bereits mehr als paritätiſch mit der materiellen Eßware. Wenn es heißt, daß die Menſchheit immer materieller wird, ſo iſt an der Wurzel der Menſchheit, bei den Kindern, juſt das Gegenteil der Fall: der Materialismus verblüht auf dem Weihnachtsbaum, und immer mehr kommt der Idealismus auf ſeine grünen Zweige. Mehr als das, was zum Eſſen iſt, liebt die Kinderwelt das, was zum Glauben iſt. Mehr als Aepfel und Nüſſe liebt ſie das Märchenbuch. Ihr Verhältnis zum Weihnachtsbaum iſt idealer geworden, das Hauptorgan desſelben nicht mehr die Verdauungsfähigkeit, ſondern die Glaubensfähigkeit.

Es iſt ein großer Gedanke, dieſe Glaubensfähigkeit! Was geſtern und heute noch in Hand des Setzers, Druckers und Buchbinders müßige Märchenfabelei war, das iſt morgen und übermorgen in die Hand eines großen und liebenswürdigen Publikums, dem nur „das Bißchen deutſche Intelligenz" fehlt, ſonſt aber die Zukunft gehört, unbeſtrittenes Dogma. Der Schani bekehrt die Mali zum Glauben an den garſtigen Rieſen Knaraſper und die Mali den Schani zu dem ſanften Bekenntnis des Aſchenbrödels und des Schneewittchens. Glaubenskriege entbrennen und Glaubens-Kompromiſſe werden geſchloſſen. Auch Sekten bilden ſich, und die Schiiten und Proteſtanten rufen zu ihrem Glauben die Hilfe der kritiſchen Auslegung herbei. Vaterleben, gibt's einen gläſernen Berg? fragt Paulchen, und Vaterleben antwortet: Warum ſoll's nicht geben einen gläſernen Berg? Gibt's doch eine Stadt in einem Keſſeltal von lauter papierenen Bergen! — Wo? fragt Paulchen verwundert. — Komm, ich will ſie dir zeigen. — Der Knabe ſieht und glaubt. Das kleine Mariechen fragt: Aber Vater, da ſteht, der reiche

Graf Wulfil hat ſein ganzes Hab und Gut verſchwendet und mußte zuletzt eine Stadt nach der andern verpfänden, ſeine Juwelen und Silbergeſchirre verkaufen, ſeine Bedienten entlaſſen, ſeine Hunde erſchießen, und nichts blieb ihm übrig, als ſeine tugendſame Gattin und ſeine drei wunderſchönen Töchter. Wenn der Graf dieſe gehabt hat, warum haben ſie ihn denn nicht abgehalten, ſo zu verſchwenden? — Und der Vater erklärte dem Kinde, daß die tugendſame Gattin wahrſcheinlich eine Verfaſſung und die drei Töchter ein Parlament bedeuten, worauf das Kind kinderleicht einſieht, wie ſolche Gewalten ohne Einfluß ſein können.

So übt das Märchen ſchon frühzeitig die edelſte Kraft der menſchlichen Natur, die Glaubensfähigkeit. An der Prinzeſſin Morgana, am Zitterinchen, an den ſieben Raben, am Schmadderaderaderalz lernen die Kleinen ſich vorbereiten für die höchſten und wichtigſten Probleme des Glaubens, bis ſie zuletzt ſogar ans „Wiener Journal" glauben.*)

Brav, meine Lieben, brav! Ich möcht' euch alle umarmen und küſſen! Wenn ihr nicht ſchon eine natürliche Liebe zum Märchen hättet, man müßte ſie euch künſtlich vakzinieren, denn es iſt gar zu folgenreich, ans Märchen zu glauben! Es entſcheidet über Glück und Unglück eurer ganzen Zukunft.

Es iſt heute gewiß nicht der Tag, euch gruſeln und ſchaudern zu machen — das hat ſchon der Krampus beſorgt — aber ich könnte euch haarſträubende Dinge erzählen, von Kindern, geſcheiten, talentvollen Kindern, welche deſſenungeachtet das Vaterhaus meiden mußten, denn — ſie glaubten das Märchen nicht!

Da hatten wir z. B. einſt ein Kind — Dr. Gruby hieß es — das war der größte Phyſiolog unter uns, zu einer Zeit, wo wir in der Phyſiologie noch ſo gut wie nackt herumliefen. Wir brauchten ihn wie einen Biſſen Brot, aber — er glaubte das Märchen nicht, und wir konnten ihn entbehren. Ausgeſtoßen vom Vaterhaus ſchleppte ſich der Unglückliche — allerdings in den glänzendſten Verhältniſſen, wie die Materialiſten ſagen — noch viele Jahre in Paris herum.

*) Organ Veleredis.

Kinder, glaubt eure Märchen!

Dann hatten wir ein anderes Kind — Dr. Wertheim — deſſen Unterſuchungen über die Elaſtizität geradezu epochemachend waren. Vor ganz Europa konnten wir ſtolz ſein auf ihn. Aber — er glaubte das Märchen nicht, und auf den Märchenglauben ſind wir doch noch ſtolzer als auf die Elaſtizität. Auch den hat der Rattenfänger von Hameln geholt, nämlich das glaubensloſe Paris.

Kinder, fürchtet den Rattenfänger und glaubt eure Märchen!

Ferner hatten wir einen äußerſt talentvollen Aſtronomen — Dr. Levy — welcher die Seele von Littrows Sternwarte war, aber leider das Märchen nicht glaubte. Daß wir Narren geweſen wären und ihm mehr als eine Aſſiſtentenſtelle mit 400 fl. gegeben hätten! Da kamen die unvermeidlichen Pariſer und gaben ihm „nur fürs erſte" 2800 Fr. So ſchmachtet der Unglückliche jetzt im Auslande.

Kinder, nehmt ein Beiſpiel daran und glaubt eure Märchen!

Was ſoll ich euch von Dr. Goldmark ſagen, dem ungeratenſten aller Kinder? Ein großer Chemiker, ein ſogenannter nützlicher Menſch! Er hatte die Entdeckung des amorphen Phosphors gemacht, für Gewerbechemie und Fabrikswesen von äußerſter Wichtigkeit. Was half's? Hatte er doch keine Spur von Märchenglauben! Nun, ihr wißt, was aus ihm geworden iſt. Sogar ſeine Entdeckung iſt zum Märchen geworden; ein anderer ſchreibt ſich jetzt dieſe Entdeckung zu, welcher in Ehren und Würden unter uns lebt, weil er ſeinerſeits wieder ans Märchen glaubt.

Kinder, ſpiegelt euch daran und glaubt fein ans Märchen.

Unter den Eiszapfen der Schweizer Alpen friert der unglückliche Profeſſor Büdinger, einer unſerer verdienſtvollſten Gelehrten, welcher aber nicht ans Märchen glaubte. An der Sonne von Afrika bratet Profeſſor Liebe in Palermo, wie Wertheim aus einer Millionärs-Familie. Er könnte ſein Geld unter uns verzehren, wäre auch gerne geblieben, wenn man ihn nur zum Dozenten gemacht hätte, aber — er glaubte ans Märchen nicht. Alſo fort mit ſolchen Kindern in alle vier Winde!

Ich könnte euch noch Namen nennen wie Curtius,

Schleicher, Weinhold, Ludwig, Brinz, große Gelehrte und Lehrkräfte, ausgezeichnete Profeſſoren und Zierden jeder Lehrkanzel. Wie gern hätten wir ſie auch behalten! Aber konnten wir das? Sie glaubten ans Märchen nicht.

Ihr ſeht alſo, Kinder, ihr ſeht es an zahlreichen Beiſpielen, die ich noch um viele vermehren könnte, daß es buchſtäblich wahr iſt, was ich geſagt habe. Nichts ſo folgenreich als ans Märchen zu glauben. Das Wohl und Wehe eures Lebens hängt daran.

Laßt euch daher auch nicht irremachen, wenn einmal einer kommt und die Welt darüber auszankt, daß ſie „tauſendmal widerlegte Märchen" immer von neuem glaubt.*) Das tut er nur zum Schein. Das tut er nur um euren Märchenglauben zu prüfen. Im Gegenteile! Nichts leg' ich euch dringender ans Herz, als juſt dieſe „tauſendmal widerlegten Märchen" zu glauben. Ja, ſeht mich nur an! Ich ſpreche im Ernſte. Glaubt all eure Märchen, liebe Kinder, aber glaubt ganz beſonders „die tauſendmal widerlegten". Das ſeht ihr ſchon mit eurer kleinen Vernunft ein: an denen muß was dran ſein. Wie hätte man ſich ſonſt die auffallende Mühe genommen, ſie tauſendmal zu widerlegen! Eine Lüge iſt leicht auf einmal zu widerlegen, was aber tauſendmal widerlegt wird, das ſieht wie die Unterdrückung einer unzerſtörbaren Wahrheit aus. Nicht wahr, Kinder, das begreift ihr?

Gedanken über geiſtliche Arbeitseinſtellung

Gerechtigkeit! Gleiches Recht für alle! Soll der Prieſter weniger davon haben als der geringſte unſerer Arbeiter? Von Zeit zu Zeit lieſt man, daß irgendwo ein ſchwacher und

*) Die Ultramontanen hatten es in ihren Journalen und Predigten kurz zuvor „ein tauſendmal widerlegtes Märchen" genannt, daß die Jeſuiten den Fürſtenmord verteidigt hätten.

ſchüchterner Verſuch einer geiſtlichen Arbeitseinſtellung gemacht worden. Zum Beiſpiel ein Pfarrer verweigert hier eine Taufe, dort eine Trauung, einmal eine Abſolution, ein anderes Mal ein Begräbnis. Nun, wie benimmt ſich in einem ſolchen Falle die ſogenannte liberale Preſſe? Sie mißt mit zweierlei Elle, ſie wägt mit zweierlei Gewicht. Iſt z. B. von einer Arbeitseinſtellung die Rede, welche die Schneider in Paris, die Spinner in Manchester, die Matroſen in London, die Setzer in Leipzig, die Bäcker in Wien uſw. uſw. zu verabreden und durchzuführen für gut finden, ſo hat die Theorie des Liberalismus eigentlich nichts dagegen einzuwenden. Ob und wie viel das nützt, darüber läßt man ſtreiten, darüber läßt man Zweifel und Erörterungen zu; nicht zuläſſig und außer allem Zweifel ſteht es dagegen, daß die Polizeigewalt des Staates ſich nicht darein zu miſchen habe. Eine Arbeitseinſtellung kann gewagt, verfehlt, hoffnungslos erſcheinen, niemals aber erſcheint ſie unerlaubt; ſie gilt für eine von den freien Bewegungen, womit das Verhältnis von Arbeit und Lohn ſich ſelbſt zu regulieren berechtigt iſt. Dieſer Spieß nun wird vollſtändig umgekehrt und die Theorie des Liberalismus in einem ihrer Fundamentalſätze preisgegeben, ſobald es ſich darum handelt, daß ein geiſtlicher Arbeiter, ſei es auch nur momentan und in einem vereinzelten Falle, durch Arbeitseinſtellung ſich den Verſuch erlaubt, den Preis ſeiner Arbeit zu halten und den Wert derſelben fühlbar zu machen. Die ganze liberale Preſſe ergreift dann Partei gegen den Mann! Die geiſtliche Arbeitseinſtellung wird mit Gehäſſigkeit und im Sinne der Denunziation beſprochen, ſie wird der öffentlichen Meinung als ein Unrecht vorgeſtellt, ja es blickt nicht undeutlich die Forderung durch, daß die Staatsgewalt dergleichen nicht dulden dürfe, daß man den betreffenden Pfarrer gemaßregelt zu ſehen wünſche. Das heißt „das gleiche Recht" ſehr ungleich verteilen!

Ganz anders ſteht zu dieſer Frage meine eigene Meinung. Ich habe die Mäßigung des Klerus, womit er von dem Mittel der Arbeitseinſtellung Gebrauch macht, ſo beſcheiden, ſo zaghaft, ſo ausnahmsweiſe Gebrauch macht, nie genug bewundern können. Denn wenn nun einmal Arbeitseinſtellung ein Mittel ſein

ſoll, den Arbeitslohn zu ſteigern, ſo bedenke doch, wohlgeneigter Leſer, um welche Arbeit es ſich handelt! Um die koſtbarſte von der Welt. Um die koſtbarſte ſchon für den Arbeiter ſelbſt, auch wenn das konſumierende Publikum — was Gott verhüte! — das Gefühl der Koſtbarkeit je einbüßte. Es handelt ſich um eine Arbeit, welche der Konſument im Innerſten des Herzens ganz und gar ſelbſt verrichtet, denn was der Produzent von äußerer und ſichtbarer Arbeit leiſtet, könnte jedes Kind leiſten, könnte der Schwächſte an Geiſt und Kraft leiſten, ja, könnte dem Auge des Uneingeweihten als Arbeitsleiſtung überhaupt gar nicht einleuchten. Oder iſt es dir je eingefallen, wohlgeneigter Leſer, einer Geſellſchaft von Herren und Damen — etwas Lateiniſches vorzuleſen? Wenn du das irgendwo verſuchteſt, ſo würde man erſt glauben, du ſcherzeſt, und wenn du Ernſt daraus machteſt, ſo würde man noch Schlimmeres glauben. Tue das Nämliche, aber im Charakter des geiſtlichen Arbeiters, und du haſt eine produktive Arbeit verrichtet. Möchteſt du dir dieſe Arbeit nun gutwillig verkümmern laſſen? Wenn nach einem guten Diner die animierte Geſellſchaft ſich mit Konfettis bewirft, ſo iſt das zwar ein graziöſes und munteres Spiel, aber doch müſſen die Perſonen ſchon ſehr vertraut miteinander ſein, welche ſich mit Konfettis bewerfen. Dagegen iſt es auch in der vertrauteſten Geſellſchaft nicht denkbar, daß einer aufſteht, welcher den anderen Waſſer ins Geſicht ſpritzt. Es gibt nur einen einzigen Fall auf Erden, wo das eine produktive Arbeit iſt, nämlich als Weihbrunnſprengen auf dem Gebiete der katholiſchen Kultusverrichtungen. Aber wenn es hier wirklich und mit Recht Abteien, Schlöſſer, Wälder, delikate Fiſche und köſtliches Wildpret wert iſt, daß man den Leuten Waſſer ins Geſicht ſpritzt: möchteſt du dir dieſe Arbeit irgendwie gefährden oder entwerten laſſen? Wer die Hand aufhebt und ſie von oben nach unten, und von einer Seite zur andern bewegt, alſo eine Gebärde macht, welche ungefähr dem Viervierteltakt ähnlich, der erregt die Meinung, er ſei ein Kapellmeiſter oder Sänger und werde nun das Gaudeamus igitur zum beſten geben. Wenn er den Viervierteltakt ſtumm gäbe und jede Muſik dazu ſchuldig bliebe, ſo würde das in allen Fällen Be-

fremden erregen, — den einzigen Fall ausgenommen, daß er dieſe Gebärde als geiſtlicher Arbeiter machte, wo ſie dann als Zeichen des Kreuzes und als Zeichen des Segens ganze Armeen zum Siege führt, ganze Länder und Völker glücklich macht und mit Millionen von Kirchengütern gewiß nicht zu teuer bezahlt wäre. Das profane Auge inzwiſchen hätte doch nur einen Viervierteltakt geſehen, und das profane Ohr nicht einmal das Gaudeamus igitur gehört. Die äußere und ſichtbare Arbeit wäre alſo die leichteſte und kürzeſte von der Welt geweſen, und wenn du für dieſe Arbeit Millionen bekämeſt, würdeſt du nicht all deine Kräfte aufbieten, wohlgeneigter Leſer, eine ſo leichte Arbeit in einem ſo hohen Preis zu erhalten? Es tut mir bitterlich weh, daß ich von dieſen geiſtlichen Dingen in der unheiligen Sprache der Laien ſprechen muß; aber ich hoffe, du ſiehſt darin keine Herabwürdigung deiner Religion, die ja auch die meinige iſt; denn da wir unten ſtehen, die heiligen Dinge aber oben, ſo mögen wir ſie noch ſo ſehr würdigen, es wird immer ein kleines Herabwürdigen ſein, nämlich ein Verfolgen der Richtung von oben nach unten, weil uns die entgegengeſetzte, von unten hinauf, nach dem Geſetze der Erdſchwere leider verſagt iſt. Alſo laß mich in unſrer erdſchweren Profanſprache zu Ende ſprechen, wohlgeneigter Leſer.

Da die heilige römiſche Kirche die Mutter aller abendländiſchen Kultur iſt, ſo iſt ihr denn auch die Arbeitseinſtellung, welche wir Eintagsfliegen für eine Erſcheinung unſerer modernſten und ausgebildetſten Kultur halten, ſchon im grauеſten Mittelalter und vor vielen Jahrhunderten bekannt geweſen. Bilden wir uns doch nicht ein, irgendein Zwangsmittel zu erfinden, welches die römiſche Kirche, die hohe Lehrmeiſterin in ſolchen Dingen, nicht zwingender längſt ſchon erfunden hätte.

Nicht denken dürfen wir an das Interdikt, jene von der Kirche erfundene und mit vernichtender Wirkung gehandhabte Rieſenform aller Arbeitseinſtellungen, ohne beſchämt die Augen niederzuſchlagen und uns als Pygmäen zu fühlen, welche ihr das nur nachmachen können, — wie der Floh den Biß einer Hyäne! Nicht denken dürfen wir es, wie viel noch fehlt, daß unſere modernen, kindiſchen Streiks nur einen Schein von der

impoſanten Macht eines Interdikts hätten. Zur Arbeitseinſtellung gehört vor allem der Begriff eines Duells zwiſchen zwei Kapitalmaſſen. Auf der einen Seite das Kapital der Lohngeber, auf der anderen Seite das Kapital der Lohnnehmer, repräſentiert teils durch ihre Arbeitskraft in natura, teils durch die Lohnerſparniſſe ihrer Vereinskaſſa. Beim römiſchen Streik, d. h. beim Interdikt, war alles Kapital auf der einen Seite und nicht das mindeſte davon auf der anderen, weil ja ſämtliche Laien zuſammen noch nicht vermochten, was ein einziger tauber und gichtbrüchiger Kapuziner vermochte, nämlich eine Zeremonie zu verrichten. Ferner können unſere Arbeiter keinen Arbeitszweig ſperren, welcher abſolut unentbehrlich wäre. Wenn wir nur Schritt für Schritt in den Naturzuſtand zurückkehren, ſo ſind am Ende alle Induſtrien der Welt entbehrlich, und wer zuletzt aufſitzt, das ſind die Arbeiter ſelbſt. Der römiſche Streik aber konnte niemals aufſitzen, denn welcher Menſch könnte den Viervierteltakt entbehren, oder daß ihm Waſſer ins Geſicht geſpritzt wird? Und nun erſt die Hauptſache! Die beſtorganiſierte Arbeiteraſſoziation kann höchſtens die Arbeiter ihres eigenen Landes, nicht aber die Arbeiter der ganzen Welt umfaſſen, ſie kann nicht verhindern, daß vom Auslande her Arbeit importiert und der Streik nach und nach lahm gelegt wird. Vollſtändig und hermetiſch konnte das der römiſche Streik. Wenn das Interdikt auf Portugal lag, ſo konnte aus dem fernſten Maſovien kein Mönchlein zureiſen, welches die Glocken läutete, welches den Portugieſen Waſſer ins Geſicht ſpritzte, und den Viervierteltakt machte. Das heißt ein Streik! Länder und Völker beugten ſich unter ihm und trotzige Könige wurden zu demütigen Knechten durch ihn. Er drang durch den Harniſch eiſerner Ritter, ſtreifte Panzerhemde wie Spinnweben ab und auf der nackten Haut tanzte luſtig die Geißel des römiſchen Streiks.

Dieſe Allmacht iſt endlich auch Ohnmacht geworden. Wie nach einem verheerenden Wolkenbruch, welcher Scheunen, Mühlen und feſte Brücken hinwegriß, das letzte Regentröpflein unſchädlich durch die Grashalme ſickert und keine Mücke mehr wegſchwemmt, ſo ſind es die letzten, verdunſtenden Reminiszenzen des Interdikts, wenn hin und wieder noch ein armes

Kuratlein oder ein brummiger Stadtpfarrer den troſtloſen Verſuch einer momentanen Arbeitseinſtellung riskiert. Von der Zivilehe bei der Trauung, und von der Entreprise des pompes funèbres beim Begräbnis in einem Arbeitsmonopol reduziert, deſſen Rente ihm ſicher, ja ewig dünkte: wer mag es dem armen unwiſſenden Manne verargen, wenn er ein klein wenig auf ſein eigenes Fäuſtchen hin ſtreikt, er, den kein weltlicher Unterricht belehrt hat, wie ungewiß jeder Streik in ſeinem Erfolg, ja wie erfolglos er in ſeiner Vereinzelung iſt? Laßt ihn das Recht der freien Arbeiterbewegung gebrauchen, ſo gut er es verſteht! Iſt es doch ſchon ein Fortſchritt, daß er dieſes Recht nicht mehr genießt nach dem Syſteme Laſſalle, denn — ſo fabelhaft es klingt — Oeſterreich, der konſervativſte Staat der Welt, hat nach dem revolutionärſten aller Syſteme jahrhundertelang die geiſtliche Arbeit faktiſch begünſtigt, nämlich nach dem Syſtem der Staatshilfe, und zwar der ausgiebigſten, umfaſſendſten Staatshilfe. Wenn dagegen heute irgend ein Geiſtlicher eine Trauung oder ein Begräbnis verweigert, d. h. die Arbeit einſtellt, ſo erblicken wir darin das Syſtem Schultze-Delitzſch, nämlich den geſunden Gedanken der Selbſthilfe, und können dem Pfarrer oder Kuraten, welcher begriffen hat, daß es auf dieſe ankommt, unſere Achtung nicht verſagen.

Und auch der Liberalismus ſollte es nicht. Wahrlich, es iſt eine große Inkonſequenz der liberalen Preſſe, daß ſie jedem Arbeitszweig das Recht der Arbeitseinſtellung zugeſteht, nur dem Geiſtlichen nicht. Fürchte ich doch, indem ſie ihm dieſes Unrecht tut, — räumt ſie ihm eine Ausnahmsſtellung ein, die er ſich ſelbſt nicht beilegt. Gleiches Recht für alle! führt es nur ſtreng durch, dieſes Präſervativ gegen — Vorrechte. Laßt dem geiſtlichen Arbeiter, welcher mit weltlichen Waffen kämpft, ſeine Kampfart. Wer weiß, wozu es gut iſt!

Der Knabe aus der Fremde

(Weihnachten 1867)

In der Nacht des Heiligen Chriſt zog ein Knabe durchs Land — ein Knabe aus der Fremde, den ich ſo wenig zu nennen weiß, als ein Größerer vor mir „das Mädchen aus der Fremde". Goldgelockt war ſein Haar, liebreizend Mund und Wange, und in ſeinem Auge ſtrahlte ein warmes, freundliches Feuer voll Geiſt und Kraft. Es erinnerte an das Wort: Wenn die Götter ſich noch ſo gut verkleiden, an ihrem Auge kann man ſie erkennen. Es war etwas Göttliches in dem Auge des Knaben. Man hätte ihn für einen Amor halten können, aber für einen Amor nach den Ideen Platos. Für einen Liebesgott, nicht der Sinne, ſondern der unſterblichen Seele.

Der Knabe blickte neugierig zu den tauſend erleuchteten Fenſtern hinein und fragte die Vorübergehenden, was dieſes Leuchten und Glänzen bedeute. Wir feiern die Geburt Jeſu Chriſti, war die Antwort. Ein Freudenſtrahl fuhr über das Antlitz des Knaben. Die will ich mitfeiern, ſagte er raſch.

Und ſoeben fuhr ein großer ſtattlicher Herr in ſeiner Equipage heran, ſtieg aus und begab ſich in ſein Palais. An ſeiner Hand blitzten Diamanten und auf ſeiner Bruſt hing ein goldenes Kreuz. Wunderbar ergriff der Anblick des Kreuzes den Knaben. Er ſprang heran und faßte zutraulich die Hand des Prälaten. Du Mann, ſagte er, wir wollen die Geburt Jeſu Chriſti feiern.

Der aber brummte: Ich habe jetzt keine Zeit. Ich muß einen Hirtenbrief ſchreiben gegen die Teufel der Hölle, gegen die Juden und Heiden, gegen die Unfläter und Seelenmörder, kurz gegen die Rotte Korah — die Konkordatsſtürmer.

Tu' das, ſagte der Knabe erſchrocken; das müſſen ja böſe Menſchen ſein. Aber was iſt das Konkordat?

Das Konkordat ist ein Vertrag mit Rom.

Und was sagt dieser Vertrag?

Dieser Vertrag sagt: Kein rechtgläubiger katholischer Christ kann heiraten, kann lesen und schreiben lernen, kann geboren werden und sterben, ohne daß dabei nicht alles so hergeht, wie es Rom befiehlt.

Potz, Blitz! rief der Knabe, hat sich der Kaiser in Rom einer solchen Gewalt vermessen?

Ei was, Kaiser; ich spreche vom Papst.

Was für ein Mann ist das?

Der Papst ist der Statthalter Christi auf Erden.

Das ist wohl nicht recht möglich, sagte der Knabe bescheiden. Christus der Herr hat seine Religion nicht auf Konkordate gegründet, sondern auf die freie Wahl der Gewissen.

Kindergeschwätz! rief der Prälat und machte sich fort.

Der Knabe aber ließ traurig das Köpfchen sinken und seufzte in sich hinein: Mir scheint, ich bin noch immer nicht geboren! —

Die Glocken des Domes läuteten; die Gemeinde der Gläubigen strömte andächtig nach der Kirche. An den Pforten der Kirche stand eine Frau in Samt und Seide, auf dem zierlichen Scheitel ein Grafenkrönlein. An ihrem Halse hing ein kostbares Kreuz, und in der Hand hielt sie eine Büchse, womit sie fromme Beiträge sammelte.

Wieder war es das Kreuz, welches wie ein Magnet auf den Knaben wirkte. Lächelnd trat er heran und sagte: Schöne Frau, das ist brav von dir, daß du Almosen sammelst. Was ihr den Armen tut, das habt ihr mir getan. Du sammelst doch für die Armen?

Aber die Gräfin maß das Bübchen von oben bis unten und antwortete stolz: Ich sammle den Peterspfennig.

Was ist das? fragte der Knabe.

Das sind Millionen einer freiwilligen Kriegssteuer, damit der Stuhl Sancti Petri Soldaten bezahlen und Krieg führen kann.

Ei, ei, Peterchen, ein so großer Herr bist du geworden? murmelte der Knabe. Was man nicht alles erlebt! Der Fischer aus Galiläa hält sich Soldaten! Und nachdenklich schlich

er weiter, und immer ernſter und nachdenklicher wurde er. Wenn das mein Petrus tut, ach, dann bin ich noch immer nicht geboren! ſeufzte er traurig im Weiterwandern. —

So ſchlich er zur Stadt hinaus. Die Weihnachtslichter verſchwanden hinter ihm, vor ihm lag nächtlich und dunkel ein weites Blachfeld. Nach einiger Zeit ſah er ein Dorf und im Dorfe ein altes Schloß, welches zu einem Gefängniſſe eingerichtet war. Das ganze Gefängnis ſtrahlte von Weihnachtslichtern.

Der Knabe jubelte. Recht ſo! rief er, die Armen, die Nackten, die Gefangenen ſollt ihr bedenken. Hier endlich wird meine Wiege ſtehen.

Sofort war er im Hauſe. Da ſah er ein Weib, welches in einer Ecke ſaß und weinte, unbeteiligt am Weihnachtsfeſte.

Warum biſt du verſtoßen? fragte der Knabe voll Mitleid.

Weil ich eine Rückfällige bin, war die Antwort des Weibes.

Warum wurdeſt du rückfällig?

Ich mußte. Ich war in Not und vergriff mich an fremdem Eigentume.

Hat man aus einem chriſtlichen Beſſerungshauſe dich im Stande der Not entlaſſen?

Ja.

Soll ich das glauben? Iſt das die Wahrheit? Und das Geiſtauge des Knaben ſah mit wunderbarer Schärfe ins Herz.

Das Weib antwortete: Ich könnte aus dem Ueberverdienſte meiner Strafarbeit allerdings eine Barſchaft von 28 Gulden haben. Aber die frommen Schweſtern und ihre gottſelige Oberin haben den Teufel der Eitelkeit im Herzen und wollen ſich bei allen Gelegenheiten in den Augen der hohen Herrſchaften hervortun — leider auf Koſten der armen Gefangenen. Und ſo nehmen ſie uns unaufhörlich unſer bißchen Erſpartes weg, woran wir ein kleines Kapital zu einem ehrlichen Erwerbe hätten. Bald müſſen wir ſteuern für die Waſſernot, bald für die tapferen Krieger, am meiſten aber für den Papſt und den Peterspfennig. So haben ſie mir meine 28 Gulden nach und nach bis auf 12 zuſammengeplündert.

Sage nicht „plündern". Solche Gaben ſind freiwillig und du hatteſt ein Recht, n e i n zu ſagen.

Du ſprichſt wie ein kleines Kind. Wenn man nicht tanzt wie die Nonnen pfeifen, ſo kujonieren ſie einen zu Tode.*)

Da ſchrie der Knabe, als ob ihm ein Meſſer ins Herz führe, zum Himmel hinauf: Mein Vater, mein Vater, ich bin noch immer nicht geboren! Und mit verfinſtertem Antlitz ſtürmte er aus dem Hauſe und ſprach einen Spruch gegen das Haus — ein Nachtvogel, der an ſeinem Munde vorbeiſtrich, hat ihn gehört. Und der Nachtvogel flog in die Stadt hinein. Doktor Giskra aber fuhr aus dem Schlafe, denn er hörte ein Zwitſchern vor ſeinem Fenſter: Du Mann da drinnen, wenn du Miniſter wirſt, ende die geiſtliche Verwaltung in Neudorf!**) Der Herr trägt dir's auf — und das Volk erwartet, daß du kräftiger ſeiſt als ein Schwächerer vor dir! —

Bin ich doch neugierig, meinen Peter zu ſehen, der ſo viele Pfennige braucht, ſogar den erpreßten Schweiß der armen Gefangenen! So ſprach der Knabe und zog auf der Straße nach Süden immer tiefer hinab. Von ſeinem Wandel ging ein Schein aus und in Städten und Dörfern guckte bald da, bald dort einer zum Fenſter heraus und meinte, es ſei ein Nordlicht. Kein Menſch erkannte — den Knaben aus der Fremde!

Auf einmal ſtand eine Rieſenkuppel in der Luft und ein Palaſt lag dabei mit unzähligen Vorhöfen, und das Ganze war umſchwärmt von bewaffneten Garden, Livree-Bedienten, Karoſſen, Fackeln, Pifferari-Gedudel. Der Knabe ſchlüpfte durch all das Gewühl und — ſtand im Kabinette des Heiligen Vaters.

Der Heilige Vater ſaß bei einem guten Kaminfeuer und ſchlürfte eine Taſſe Schokolade. Es war ein alter freundlicher Herr mit milden, leutſeligen Zügen, welche ſogleich das Herz des Knaben gewannen.

Grüß' dich Gott, Statthalter, ſagte er, ich bringe dir meinen Peterspfennig. Aber ſage, wozu brauchſt du nur all dieſe Pfennige, he?

Um das Reich Chriſti zu verteidigen.

Warum nicht gar! Des Menſchen-Sohn hatte nicht, wohin

*) Siehe: „Aus dem Gerichtsſaale", „Neue Freie Preſſe" Nr. 1181, Freitag 13. Dezember 1867, Morgenblatt.

**) Ein Strafhaus für weibliche Sträflinge nächſt Mödling bei Wien.

er ſein Haupt legte, und ſoll ſein Statthalter mehr haben? Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt, ſagte Chriſtus.

Der Statthalter antwortete: Kind, das verſtehſt du nicht. Wenn die Menſchen gehorchen ſollen, ſo müſſen ſie Macht ſehen. Erſt geiſtige Macht, bald aber ſinnliche, glänzende, ja ſchreckende, denn die Menſchen ſind ein ſchwaches Geſchlecht.

Der Knabe ſchmunzelte mit einer holdſeligen Ironie. Nun, man muß ihrer Schwäche nur nicht allzu willig entgegenkommen!

Der Statthalter fuhr fort: Ich habe die Frage der weltlichen Herrſchaft reiflich ſtudiert. Wenn ich mich beſtrebe, dieſelbe aufrechtzuerhalten, ſo geſchieht das wahrlich nicht aus Ehrgeiz, ſondern weil ich überzeugt bin, daß dieſe Herrſchaft mir unerläßlich iſt, um einer vollſtändigen Unabhängigkeit zu genießen und um meine geiſtliche Autorität mit aller Freiheit auszuüben.

Der Knabe ſchüttelte den Kopf. Du ſagteſt, die Menſchen ſind ſo ſchwach, daß ſie weltliche Macht ſehen müſſen, um zu gehorchen. Wie aber, wenn ſie dieſe Macht beſtreiten? Dann iſt in ihren Gemütern eine Wandlung vor ſich gegangen und dieſe Gemütswandlung iſt ſelbſt wieder eine Macht, eine geiſtige Macht, ſtärker als deine weltliche. Peterchen, Peterchen, in was für einem falſchen Zirkel bewegſt du dich da!

Das iſt ein verdrießliches Geſpräch, ſagte der Statthalter und kraute ſich das Ohr.

Der Knabe fuhr fort: Vergangene Zeiten haben dich mit weltlicher Fürſtlichkeit ausgeſtattet, die veränderte Meinung der gegenwärtigen entkleidet dich wieder derſelben. Denk' alſo mit Hiob: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt ſei der Herr.

Der Statthalter ſagte: Hiob war ein frommer Mann, aber Petrus iſt größer.

Der Knabe antwortete: Ich ſtreite nicht um deinen Beſitz. Du biſt ein Friedensfürſt, und kannſt du ihn friedlich genießen, ſo tu's. Aber du kannſt es nicht. Er koſtet dich Blutvergießen, Krieg. Und wenn du von Petrus ſprichſt, ſo hat Chriſtus der Herr zu Petrus geſagt: Wer das Schwert gebraucht, wird durch das Schwert umkommen.

Der alte Herr, welcher bekanntlich ein witziger Kopf war,

ſagte mit heiterer Laune: Ja ſiehe, mein Kind, das befolge ich aufs Wort. Ich gebrauche auch nicht das Schwert, ſondern das Chaſſepot-Gewehr.

Aber dem Knaben tat dieſer Witz bitterlich weh. Eine Träne trat in ſein ſchönes Auge, und mit dem tiefſten Herzenstone klagte er: Ach, ich bin noch immer nicht geboren! —

Er irrte vom Traſtevere ans andere Ufer hinüber. Hier war eine andere Welt. Kein fröhliches Menſchengewühl, kein tauſendflammiges Weihnachtsleuchten. Oede und menſchenleer war die Gaſſe, ſtill und dunkel. Es war das Ghetto.

Indem der Knabe im traurigen Sinnen ſo hinſchlich, drangen aus einem Fenſter des Erdgeſchoſſes die Gebetesworte an ſein Ohr:

„Hanaures haloilo onu madlichim al hanissim ..."

Ha, meine Mutterſprache! rief der Knabe. In dieſen Lauten hat meine allerſeligſte Mutter mich ſprechen gelehrt! Gegrüßt ſei die Zunge des Landsmannes und geſegnet die Lippe des Vaters! Sein Herz wallte hoch auf, eine Freudenträne durchglänzte ſein Auge.

Im Nu ſtand er im Zimmer. In der Mitte ſchwarzlockiger Knaben ragte die Geſtalt des Patriarchen; Silber umwallte ſein Haupt und ſein halbblindes Auge ſah Gottheit und Ewigkeit. Noch hielt er den Schames in der Hand, womit er zum Chanuka-Feſte das erſte Licht der achtzüngigen Lampe angezündet. Und ſoeben kam die Mutter nach Hauſe, einen ſchweren Pack von Wochenkram auf dem Rücken, wovon ſie den alten Vater und die jungen Kinder im Schweiße ihres Angeſichts ernährte.

Sie hatte den Kindern Spielzeug und Süßigkeiten mitgebracht, worüber ein Sturm von Jubel ausbrach. Aber der fremde Knabe bekam von allem ſein Teil, und die Kinder luden ihn ein, Trenderl mit ihnen zu ſpielen, und ſo oft er gewann, freuten ſie ſich und alle herzten und hätſchelten ihn, und der Freude wurde kein Ende.

In der Mitte der Judenkinder feierte ſein Weihnachtsfeſt — der Knabe aus der Fremde!

So verging die Nacht. Die Kinder ſchliefen in ihren Bettchen. Aber der Knabe aus der Fremde ſchlief nicht. Er trat

an die Bettchen ſeiner Geſpielen heran, ſtreckte ſegnend ſeine Hände über ſie aus und ſagte: Wachſet und werdet groß, und alle Schätze der Erde ſollen euch verliehen ſein. Ihr ſagt wenigſtens nicht, daß ihr ſie ſammelt in meinem Namen und zu meiner Ehre. Ihr beleidigt mich wenigſtens nicht! — —

Dieſes Blättchen widme ich allen guten und ehrbaren Menſchen, ganz beſonders aber meinen geiſtlichen Freunden, welche mein vorjähriges Weihnachts-Feuilleton in einer Staatsſchrift verewigt und ſo in die Geſchichte Oeſterreichs eingeführt haben.

Roſe und Waſſer

(Am Oſterſonntage 1867)

Im Bremer Ratskeller liegt ein weltberühmtes Faß. Du findeſt es nicht in der Herde der übrigen, welche doch auch nicht Pöbel, ſondern Magnaten vom reinſten Blute ſind. Allein und abgeſondert liegt es in einer Gewölbkammer, wie in der Dresdener Galerie die hohe ſixtiniſche Frau in einem aparten Pavillon wohnt. Auf der Decke jener Gewölbkammer iſt eine Roſe gemalt, davon heißt das königliche Faß die Roſe. Unter dieſem Namen iſt es der Ruhm von Bremen, von Deutſchland, und wenn es den Jung-Türken gelingt, ihren Staat und ihre Kehle vom Koran zu emanzipieren, ſo wird ſein Ruhm vielleicht auch in Arabien erſchallen, und die beburnußten Sänger von „Roſe und Nachtigall" werden unter der Roſe das 200-jährige Rheinweinfaß und nicht eine verwelkliche Blume verſtehen.

Die Roſe iſt zu gut für dieſe Welt. Zwar hin und wieder wird auf Verlangen eines beſonders weiſen Arztes, welcher mit ſeinem Latein zu Ende iſt, einem beſonders kranken und vornehmen Siechling ein Schluck aus der Roſe verordnet; aber kein

geſunder Zecher kann ſich rühmen, unmittelbar aus der Roſe zu zechen. Selbſt der verſtorbene König von Preußen, welcher ein Johannisberger Orthoft von 120 Eimern mit 20 000 Talern bezahlt — er war ein geiſtreicher Herr und wußte den Geiſt zu ſchätzen — hätte für dieſes echt preußiſche „Heidengeld" doch nicht einen einzigen Eimer aus der Roſe bekommen. Vor der göttlichen Roſe ſind wir allzumal arme Sünder und jede Majeſtät verſchwindet vor ihrer eigenen, ſie, welche die höchſten Häupter des Gothaſchen Staatskalenders kommen und gehen ſieht wie Tautropfen. Die Roſe iſt zu gut für dieſe Welt. Wenn der Kellermeiſter aus ihr ſchöpft, ſo geſchieht es für keine menſchliche Kehle, ſondern er füllt den Geiſtwein der Roſe auf zwölf auserwählte Fäſſer, welche die tiefempfundene Andacht unſerer frommen Altvordern die zwölf Apoſtel genannt hat. Erſt der Apoſtelwein wird verkauft, der Roſenwein nie. Aber ſelbſt der Apoſtelwein iſt durch die Roſe viel zu koſtbar geworden, um ſo ohne weiteres verzehrt zu werden. Es werden daher auch die zwölf Apoſtel größtenteils nur wieder zur Umfüllung auf die übrigen Fäſſer verwendet, ſo daß die Roſe direkt und indirekt den ganzen Bremer Ratskeller veredelt, und das eben iſt der hohe Ruhm ſeiner Kellerwirtſchaft.

Im Bremer Ratskeller kommen Einem fromme Gedanken und der Geiſt ſchwingt ſich zum Hohen und Heiligen auf. Bei dieſem Aufſchwung ſind ihm die kühnſten Ideen-Verbindungen leicht und natürlich. Und ſo dachten wir, als uns der Kellermeiſter ſeine Wirtſchaft erklärte — an die Kirchengeſchichte! Ja, die ganze Prozedur dieſer Wirtſchaft gemahnte uns wie ein Symbol und eine Allegorie der Kirchengeſchichte.

Die Umfüllung der Roſe auf die übrigen Weinſorten vollzieht ſich innerhalb des Bremer Ratskellers ſelbſt. Die Miſchung wird bis zu einem Punkte geführt, bei welchem ſie, um das zu ſein, was ſie iſt, ihren praktiſchen Abſchluß findet. Theoretiſch aber ließe ſich der Miſchprozeß über die ehrwürdigen Mauern des Kellers hinaus und bis ins Unendliche fortgeſetzt denken. Folgerichtig käme der Gedanke zuletzt bei einer Grenze an, wo wir eine Flaſche des lauterſten Brunnenwaſſers vor uns hätten, welche deſſenungeachtet die Ehren der Roſe für ſich in An-

ſpruch nehmen könnte, weil etwa ihr neunundneunzigſter Vordermann den millionſten Teil von einem einzigen Tropfen der Roſe enthielte. Wie, wenn dieſe Waſſerflaſche nun lebendig würde und eine Kirchenzeitung redigierte?

Das iſt ein Gedanke, der uns die ganze Kirchengeſchichte mit all ihren Erſcheinungen und Schickſalswechſeln erklären kann.

Die Kirche iſt eine Ausgießung des heiligen Geiſtes über die Menſchen. Der Geiſt iſt immer derſelbe, aber die Menſchen wechſeln. Bald ſind ſie fähiger, bald unfähiger, den Geiſt aufzunehmen und zurückzuſtrahlen. Je nachdem dieſes oder jenes der Fall iſt, hat die Kirche ihre guten und böſen Tage, ihren ſteigenden und ſinkenden Einfluß.

Wie's in der Laienwelt ausſieht, kommt dabei wenig in Rechnung. Nicht der Materialismus der Laien beſtimmt das Schickſal der Kirche, ſondern ihr eigener. Der Geiſt überwindet ſtets die Materie; glaubt ihr, der Materialismus iſt zu groß, ſo findet der Rückſchluß ſtatt: euer Geiſt iſt zu klein. Wie ein Funke ebenſowohl ein Lot als tauſend Zentner Pulver entzündet, ſo iſt der Geiſt unter allen Umſtänden der gewiſſe und unfehlbare Sieger der Materie; die Wucht und Maſſe der Materie hindert ihn nicht. Hier die römiſche Weltherrſchaft, dort ein paar unwiſſende galiläiſche Fiſcher — was will man mehr? Und doch haben die Fiſcher die römiſche Weltherrſchaft überwunden. Hier die Mörderhorden der Hunnen, welche von Chinas Grenzen bis in die Alpen ſtürmen, dort ein ſchwacher wehrloſer Greis, welcher ſie vor den Toren Roms umzukehren bittet, und — ſie kehren wirklich um. Das iſt der Geiſt vis-à-vis der Materie!

Wenn daher die Kirche den Materialismus verklagt, ſo geſchieht es mit jener Art von optiſcher Täuſchung, womit der Schiffende glaubt, daß ſich die Geſtade bewegen, oder der Starkranke, daß das Himmelsblau von ſchwarzen Punkten und Flekken wimmelt. In Zeiten dieſer Klage leidet ſie ſelbſt am Materialismus und iſt der Materialismus in ihre eigenen Organe gedrungen. Der Geiſt überwindet ſtets die Materie; die Roſe iſt ihrer Wirkung immer gewiß. Nur die Waſſerflaſche, welche den Anſpruch der Roſe macht, ſchenkt uns vergebens Glas auf

Glas ein und erſchöpft ſich in Zorn, daß die Begeiſterung ausbleibt.

Aber woran erkennen wir nun, ob im Laufe der menſchlichen Wechſel in die Organe der Kirche Materialismus gedrungen? Eben am Zorn dieſer Organe! Der Chriſtenprieſter iſt unter allen Umſtänden ſanftmütig und gelaſſen, er iſt ja ſeiner Sache gewiß. Der Chriſtengott nämlich iſt ein ſittlicher Gott und kein Naturgott wie Jupiter oder Baal: alle Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften, alle Evolutionen des Materialismus ändern daher ſchlechterdings nicht das geringſte an ſeinem Verhältnis zum ſittlichen Menſchen. Wenn im Mittelalter der ſieche Pilger in vielen Tagreiſen ſich auf Krücken über den Brenner oder Semmering ſchleppte und der Moderne nach Meran oder Tüffer im wollüſtigen Coupé ſchnell und mühelos hinüberfliegt, ſo iſt der materielle Fortſchritt zwar ungeheuer; aber zittert der Moderne deshalb weniger bang dem zweifelhaften Loſe ſeiner Heilung entgegen? Bedrängen ihn weniger die Aengſten des Leibes und die zermalmende Frage, ob er einer neuen Friſt ſeines Lebens oder dem Tode entgegengeht? Und wenn ihn nagende Reue befällt, daß er durch die Wollüſte ſeines Leibes den bitteren, traurigen Tod vielleicht ſelber beſchleunigt, und wenn ihn das Schuldbewußtſein drückt, wie viel er getan, um den elenden Mammon, die Genußmittel dieſer täuſchenden Wollüſte, ſich zu verſchaffen: vielleicht hat er durch Kindesundank den Vater ins Grab geſtoßen, um vorzeitig ſein Erbe ſich anzumaßen; vielleicht hat er die arme Geliebte in Not und Verzweiflung verlaſſen, um die ungeliebte Reiche ihr vorzuziehen; vielleicht hat er das Vertrauen ſeiner Mitbürger mißbraucht, das Gut der Witwen und Waiſen veruntreut, den Staat, den Freund, die eigene Familie betrogen? — wird ihm in dieſen Schwülen und Aengſten der materielle Fortſchritt der Eiſenbahn nur den mindeſten Troſt bieten? Und wenn er auf einer Station in ein betürmtes Haus mit dem Zeichen des Kreuzes tritt, um ſeine verzagte Seele am Gotteswort zu laben, und ein Baalspriester ſchimpft auf Journale und Juden, Vogt und Moleſchott, Strauß und Renan, Eiſenbahnen und Telegraphen, iſt dann die Kirche hinter dem Laien, ſelbſt hinter dem ſündigen

Laien, in dieſem peinlichen Falle nicht zurückgeblieben, ſtatt ihm voranzugehen; ſtellt ſie ſich dem getäuſchten Troſtſuchenden nicht auf der unterſten Stufe ihres Verfalles, in der Blöße ihrer eigenen weltlichen und unreinen Leidenſchaften dar? Was kümmert ihn Vogt und Moleſchott, Telegraph und Eiſenbahn? Wozu der Zorneifer gegen ſie? Können ſie das Reich Chriſti nur um eine Linie zurückdrängen? Das Reich Chriſti iſt das Reich des Gewiſſens, nicht das Reich der Materie. Ein Jupiter, ein Baal, ein Gott der Natur verliert genau das, was ihm die Naturwiſſenſchaften abgewinnen; mögen daher die Baalspriester neidiſch und eiferſüchtig ſein auf Phyſik und Chemie — es iſt Rebellion in ihrem Reiche. Aber die Chriſtenprieſter? Kann der Phosphor das Gewiſſen beſchwichtigen? Kann der Beſſemerſtahl über den Tod des einzigen Sohnes tröſten? Was geht's die Chriſtenprieſter an, wie die Menſchen ihre materielle Lage ſich verbeſſern? Ihre ſittliche Lage iſt ewig die nämliche — einer unendlichen Verbeſſerung, einer Erlöſung bedürftig. Hier faßt der Chriſtenprieſter den Menſchen, faßt ihn und hält ihn und wird ihn ewig halten, ſofern nur ſeine eigene Hand nicht marklos erlahmt und das Vertrauen zu ſich ſelbſt verliert.

Chriſtenprieſter und Baalspriester umwerben dich in unſerem Jahrhundert, denkender Leſer, in allen Formen und Farben. Um dich im verwirrenden Labyrinthe zu orientieren, glaubten wir einmal einen Faden, der dich für immer leitet, dir in die Hand geben zu ſollen. Der Chriſtenprieſter iſt über den Materialismus erhaben, der Baalspriester wird von ihm beunruhigt und ſchimpft über ihn. Geh' hin mit dieſem Unterſcheidungszeichen, welches keine Ausnahme leidet, und wenn du Baalspriester ſiehſt, welche Jeſum Chriſtum durch ihre Aufführung zu Grabe tragen, ſo mögeſt du dann auch Chriſtenprieſtern begegnen, welche würdig ſeine Auferſtehung zur ewigen Herrlichkeit feiern.

Die Kirche und die Sittlichkeit

Eine Gelegenheitsrede zur Eröffnung des römiſchen Konzils

(In drei Abſchnitten)

I.

Es gab eine Zeit, wo alle Menſchen Köhler waren, nämlich den Köhlerglauben hatten. Ehrſame Köhler, welche Spinoza, Locke, Berkeley, Kant hießen, tappten in rußigſter Unwiſſenheit den Lichtlein ihrer Pfarrer nach und hatten keine Ahnung davon, was ihre eigenen Namen eines Tages bedeuten, welche Lichter der Welt aus ihrem Blute entſpringen würden. Daher kommt es auch, daß ich an den Paläſten, welche nichts als die Vergangenheit gebären, mit Geringſchätzung vorübergehe, aber zu den Schildern der Schneider und Handſchuhmacher mit Ehrfurcht emporblicke. Wie manchen Namen mag ich da leſen, welcher König des nächſten Jahrhunderts ſein wird!

„Und der Menſch griff denkend in ſeine Bruſt," ſagt Schiller vom Wendepunkte der antiken zur chriſtlichen Welt. Aber Schiller ſagte das als proteſtantiſcher Chriſt und verſtand eigentlich den Anbruch der Philoſophie darunter; vom Chriſtentume hätte er ſonſt beſſer geſagt: der Menſch griff fühlend in ſeine Bruſt. Der moderne chriſtliche Menſch fing erſt wirklich zu denken an, als er nach zwei Jahrtauſenden des Träumens und Phantaſierens das Organum des Ariſtoteles fortſetzte und vollendete in dem Novum Organum des Baco von Verulam. Zwiſchen Baco und Fichte geſchah aber dann auch reißend ſchnell die verſäumte Arbeit von zwei Jahrtauſenden, ſo daß Fichte als Schlußſtein und letzte Konſequenz dieſer Arbeit den köſtlichen Satz ausſprechen konnte: Einen Philoſophen zu fragen, ob er an Gott glaube, komme ihm vor, als fragte man einen Mathematiker —

ob das Dreieck blau oder rot sei? Gott ist ein Gemütsbedürfnis und der Mathematiker hat sicherlich auch Gemütsbedürfnisse; aber die Gemütsbedürfnisse des Mathematikers gehören nicht in die Mathematik. Es ist nicht möglich, schärfer zugleich und unschuldiger auszusprechen, was die Interessen des Denkens von den Interessen des Gemütes unterscheidet.

Aber das mannlose Geschlecht der „Halben" liebt die Unterscheidungen nicht; es liebt die „Vermittlungen". Der Aufklärer stellt sich zwischen den Philosophen und den Köhler in die Mitte und „vermittelt". Was Fichte so präzis und für alle Zeiten mustergültig auseinandergehalten, das verquickt der Aufklärer wieder, denn er nimmt das Gottesbedürfnis des gemeinen Mannes, streicht es philosophisch an und möchte dieses gefärbte Dreieck als „geläuterten Gottesbegriff" wieder in Umsatz bringen. Geläuterter Gottesbegriff! Das Wort macht mir übel. Als ob man sich einen Gott zur Zierde hielte und nicht, weil man ihn braucht! Als ob nur ein Schal warm hielte und nicht auch ein Schafpelz! Ja, vielleicht dieser noch mehr als jener. Als ob der Gottesbegriff an Brauchbarkeit und Haltbarkeit nicht genau so viel einbüßte, um was ihr ihn der eleganten Fasson wegen abhobelt und abschleift, filtriert, raffiniert, siebet und läutert! Wenn der Bauer sagt: Gott ist der gute Mann, der mir die kranke Kuh heilt, und die Bäuerin: Gott ist der gute Mann, der mir mein krankes Kind heilt; der Philosoph dagegen erklärt: Gott ist das Absolute, Gott ist die Identität von Sein und Nichtsein, Gott ist die ideale Auflösung der Widersprüche — wie um alles in der Welt „vermittelt" ihr denn diese Gottesbegriffe? Heilt das Absolute die Kuh oder krepiert die Kuh? Denn ein drittes wird selbst der wütendste Vermittlungskünstler nicht statuieren wollen. Aber hier ist der Punkt, wo der Aufklärer zugleich immer auch Fortschrittsmann ist. Der moderne Fortschritt hat die Viehassekuranzen erfunden — und siehst du, Bauer, wenn du deine Kuh assekurierst, so wird durch den dialektischen Prozeß der Identität des Seins und Nichtseins deine nichtseiende Kuh wieder zu einer seienden, denn die Assekuranz stellt sie dir lebendig auf allen Vieren wieder in den Stall. Gut; was ist also die Assekuranz? ist sie Gott, ist sie geläuterter Got-

tesbegriff oder ist sie gar kein Gott? Du bist der Frage aus dem Wege gegangen. Inzwischen ist die Frage wenigstens praktisch gelöst, also lauf', armer Schächer. Doch halt; hier steht noch die Bäuerin. Wie ist's mit ihrem kranken Kinde? Hat der moderne Fortschritt auch für bekümmerte Mutterherzen eine Viehassekuranz? Oder sagst du es dem bekümmerten Mutterherzen ohne weiteres ins Gesicht, daß das Kind nach den „Naturgesetzen" sterben muß? Oder rätst du dem bekümmerten Mutterherzen an, um Rettung des Kindes zum Absoluten zu beten?

Aber das ist doch traurig! Der geläuterte Gottesbegriff, in welchen wir die Summe einer tausendjährigen Bildung hineingesteckt haben, taugt zum Henker nichts; dagegen der Gottesbegriff, welcher etwas taugt, welcher dem Bauer die Kuh, und der Bäuerin das Kind heilt, welcher ein gutes Weinjahr und den großen Treffer schickt, dieser Gottesbegriff ist wieder entsetzlich ungeläutert. Er kann sich in Europa mit Anstand fast gar nicht zeigen; es ist Einem, als hätte man ihn schon irgendwo in Asien oder Afrika bei tanzenden Schamänen und berauschten Negern gesehen, als müßte man ihn nur gleich zum Waschen, Flicken und Ausbessern in irgend eine absolute Philosophieanstalt schikken, und von allen Barbarismen sorgfältig purifizieren lassen. Es ist ein Gott der Wilden, ein Gott des naiven Egoismus, kurz, ein Gott der menschlichen Bedürftigkeit, nicht aber der menschlichen Sittlichkeit.

Ja es ist so! Vergebens wehrt sich der menschliche Stolz dagegen. Bedürfnis und Würde sind Begriffe, welche einander ausschließen. Jeder Gottesbegriff verzichtet auf Würde, welche den Gott nicht begreifen, sondern benützen will. Der Gott im Kölner Dom, und der Gott im Kaffern-Kraal haben beide dasselbe zu leisten, d. h. nicht die Vernunft zu befriedigen, welche die Wahrheit sucht; sondern das Herz zu befriedigen, welches den Trost sucht! Ihre Würde ist die gleiche. Es gibt kein Europa und Afrika in den Bedürfnissen der Masse; es gibt keine Würde des theoretischen Erkennens, wenn weiter nichts erkannt wird als eine Notlage und ein Hilfsbedürfnis.

Und doch ist die Würde da, denn der Beter im Kölner Dom steht hoch über dem Beter im Kaffern-Kraal. Und doch gehen

beide vom Bedürfnis aus, d. h. vom Gemeinen, ja vom Wilden, und ein Unterſchied der Würde iſt wieder nicht da. Wo alſo finden wir unſere Würde? Der geläuterte Gottesbegriff kann nicht volkstümlich, und der volkstümliche kann nicht lauter ſein, — dieſer Zirkel ſchließt ſich, und in ihm liegt unſere Würde nicht. Wo alſo liegt ſie?

Lediglich in der Praxis. Wenn das Bedürfnis an ſich und a priori gemein iſt, alſo theoretiſch den Begriff der Würde ausſchließt, ſo macht es praktiſch einen Unterſchied, welcher die ganze Würde der Kultur in all ihren Graden wieder aufnimmt: wie und auf welche Art das Bedürfnis befriedigt wird. Die praktiſche Verwalterin der Metaphyſik aber (welche als Volks-Metaphyſik Religion heißt) iſt nicht die Philoſophie, nicht ihre Schmarotzerpflanze, die Aufklärung, ſondern — die Kirche.

Die Kirche alſo nimmt den Gottesbegriff des gemeinen Mannes, ſie nimmt ihn unbeſehen, wie ſie ihn findet, in aller Roheit ſeiner Symbolik, in allem Egoismus ſeiner Tendenzen, ſagt aber zum Gläubigen, der ihn hat, ſo: Dein Gott ſoll dir dein krankes Kind und deine Kuh heilen, er ſoll dir im Lottoſpiel und beim Roßtauſchen behilflich ſein, er ſoll von deinem erſten bis zu deinem achtzigſten Jahre all deinen Bedürfniſſen, Wünſchen und Neigungen ſein aufmerkſames Ohr leihen, und wenn du tot biſt, ſoll er dich erſt in den Schoß nehmen und ſelig machen eine ganze Ewigkeit lang. Schön! du biſt nicht blöde, mein liebes Ich-Geſchöpf. Aber wiſſe, Gott iſt noch weniger blöde. Für ſo viele Leiſtungen, das ſiehſt du ein, darf er Gegenleiſtungen beanſpruchen. In der Tat ſieht der Bauer das ein, ſogar die Bäuerin! Die Kirche nennt nun dieſe Gegenleiſtungen, und ſiehe, es ſind die Forderungen der europäiſchen Sittlichkeit! Es ſind die Pflichten der reinſten Moral! Jetzt ſind wir wieder von Schamanen und Kaffern zu uns ſelbſt zurückgekehrt. Jetzt gewinnen wir den ganzen Unterſchied zwiſchen dem Fetiſchanbeter und dem Beter im Kölner Dom. Ein Gottesbegriff, welcher theoretiſch ſo arm war, daß ihm kein Profeſſor legens fünf Gulden geborgt hätte, beſtreitet jetzt unſern ganzen moraliſchen Haushalt, produziert das ganze Kapital der europäiſchen Sitt-

lichkeit! Das hätte die Aufklärung nicht gekonnt. Zum Abſoluten betet man nicht, und die Identität von Sein und Nichtſein leiſtet nichts. Wo keine Wirkung, dort keine Gegenwirkung, und ſo wäre der „geläuterte Gottesbegriff" ein Rad geblieben, welches in unſere Bruſt nicht eingreift, während der ungeläuterte unſere edelſten Kräfte in Tätigkeit ſetzt. Daher das Recht der Kirche gegen die Aufklärung; daher auch die vornehme Zurückhaltung gegen die letztere von ſeiten desjenigen, welcher über die Aufklärung ſelbſt wieder aufgeklärt iſt.

II.

Sage nur gleich, wo du hinaus willſt. Dein Exkurs hat bisher mehr verwirrt als in die Richte gewieſen. Du verurteilſt den Aufklärer als einen Halben, und biſt zu vornehm, ſein Freund zu ſein. Gut. Wie wir dich kennen, biſt du aber auch kein Freund der Kirche, ſondern bekämpfſt ſie in tauſend Wendungen. Und doch plädierſt du jetzt für den kirchlichen Köhlerglauben, und machſt ihm das ungeheure Zugeſtändnis, wie unrein er ſei, daß er die reinſte Sittlichkeit wirke. Iſt das Ernſt? Oder iſt es nichts als eine neue Wendung in deiner alten polemiſchen Stellung?

Ja.

Wie wir nämlich die Kirche oben begriffen haben, ſo war das ſelbſt wieder ein „geläuterter" Kirchenbegriff, aber keineswegs der empiriſche. Die angebliche Praxis der Kirche iſt eben auch nur ein theoretiſcher Gedanke, aber keine praktiſche Erfahrung.

Unſer Zweck war, zu beweiſen, daß der Geiſtſorger gerecht ſein kann gegen den Seelſorger, daß er ihm brüderlich die Hand reichen kann. Aber der Seelſorger reicht nicht zurück. Er iſt eiferſüchtig auf den Geiſtſorger, er verſagt ihm ſeinerſeits die Gerechtigkeit, er hält ihn für ſeinen grimmigſten Todfeind. Wenn er kann, ſo verbrennt er ihn, und wenn er ihn nicht verbrennen

kann, ſo fühlt er ſich unglücklich. Er will den Rauch von brennenden Pfählen und verbranntem Menſchenfleiſch ſo wenig entbehren, wie ein Raucher ſeine Zigarre. Es geht ihm nichts von der Hand, ſein ganzes Tagewerk iſt ihm verdorben, wenn ihm die Zigarre fehlt, nämlich Ketzer an einem Pfahle. Seit ſich Europa in dieſem Punkte zu einem großen „Coupé für Nicht-Raucher" verwandelt hat, auch „keine Hunde mehr mitgenommen werden dürfen," um die Lutheraner und Kamiſarden in die Meſſe zu hetzen, ſeitdem iſt kein Segen mehr beim Predigen der apoſtoliſchen Liebe. Die Liebe hält eine Diät ohne Hunde und Scheiterhaufen nicht aus.

Wir haben geſagt, daß der Aufklärer, welcher der frommen Einfalt ſeinen ſeichten „geläuterten Gottesbegriff" aufſchwatzen möchte, unſer Freund nicht iſt, weil er nur die Schule verſteht und nicht das Myſterium des menſchlichen Herzens. Inzwiſchen iſt doch ſo viel wahr: der Gottesbegriff läutert ſich ohne Aufklärer; er läutert ſich ganz von ſelbſt. Die theoretiſche Aufklärung tut das wenigſte dazu; der Bauer widerſteht ihr, und widerſteht ihr mit Recht. Das Licht kommt in der Regel nicht aus Zeitungen, Büchern und Volkskalendern; es kommt aus Maſchinen, Chemikalien und Fabrikaten, aus Verkehrsmitteln, Straßen und Brücken; es kommt aus jeder Einrichtung, welche das Leben erleichtert und den Wohlſtand hebt. Der Bauer in ledernen Stiefeln iſt aufgeklärter als der Bauer in Holzſchuhen, ohne daß ein Menſch zu ſagen wüßte, wie das gekommen iſt.

Wäre nun der Begriff, den wir der Kirche zuzuſchreiben ſo gütig waren, wirklich ihr eigener — nämlich in Kraft des Glaubens der Sittlichkeit vorzuſtehen — ſo könnten ihr alle Wandlungen und Läuterungen des Glaubens ſehr gleichgültig ſein. Wer den Zweck hat, Feuer zu machen, reibt auf der unterſten Kulturſtufe zwei Hölzer aneinander; auf der mittleren ſchlägt er Funken aus Stahl und Stein; auf der höchſten gewinnt er Feuer durch Phosphorfriktion. Immer aber gewinnt er Feuer und ſogar immer beſſer. Wer einen Knaben zu erziehen hat, der wird es gleichmäßig zu benützen wiſſen, wie das Kind mit fünf Jahren vor dem Knecht Ruprecht ſich fürchtet, mit zehn die nützlichen Tendenzen des Robinſon Cruſoe verſtehen

lernt und mit fünfzehn die idealen Tendenzen des Plutarch in ſeine Seele aufnimmt.

Freilich iſt in dieſen Fällen das Mittel nur immer vollkommener, alſo die Erreichung des Zweckes nur immer ſicherer geworden. Aber der Glaube pflegt durch beſtändige Bildung und Läuterung ſich zu verflüchtigen, bis er zuletzt vollends in Unglauben umſchlägt.

Und wenn! Was ſchadet das? Nicht einmal dieſes Aeußerſte ſchadet. In einer Tiſchgeſellſchaft ging unlängſt unter vielem Lachen ein Brief von Hand zu Hand, worin gemeldet war, daß der Bruder eines der Tiſchgenoſſen zum Prediger der atheiſtiſchen Gemeinde in New-Mancheſter beſtellt worden. Schreiber dieſes lachte ſelbſt mit, und doch iſt mir der Ernſt der Sache vollkommen klar. Die atheiſtiſche Gemeinde in New-Mancheſter ſagte ſich eines Tages offenbar folgendes: Wir haben uns nun ſo lange und ſo redlich bemüht, uns Gott vorzuſtellen, aber wie wir es auch anfangen wollen, wir können es doch nur auf menſchliche Weiſe; — anthropomorphiſch. Nun iſt aber nichts ſicherer, als daß Gott auf menſchliche Weiſe nicht gedacht werden kann; wir geben daher dieſes bildloſe Denken ganz auf, und ziehen uns auf die Pflege der praktiſchen Sittlichkeit zurück. Wir brauchen keinen Glaubenslehrer mehr, ſondern nur einen Sittenlehrer.

Was will man dagegen einwenden?

Nicht der Atheismus ſchadet der Kirche, ſondern daß ſie ihn nicht anerkennt! Wir glauben, das iſt einer von den Fundamentalſätzen.

Die Kirche, welche von Anfang her nicht künſtlich verdummte, ſondern die natürliche Dummheit bloß gewähren ließ und zu ſittlichen Zwecken benützte, tat ganz recht daran, daß ſie das Gemüt des rohen Naturmenſchen dort faßte, wo er in Erdbeben und Sonnenfinſternis den Teufel fürchtete, in der fruchtbaren Kuh und im fruchtbaren Schlamm die gute Gottheit verehrte. Aber die Kirche mußte ſich ſagen: So dumm wie der Menſch heute iſt, wird er nicht ewig bleiben; es wird der Tag kommen, wo ihm die Kuh Kuh, und der Schlamm Schlamm ſein wird, wo er das Fieber mit Chinin heilt, und nicht mit geweihten

Fieberzetteln, wo er den Blitz mit dem Blitzableiter unschädlich macht und nicht durch Wetterläuten. Wie will ich mich zu diesen Wandlungen stellen? Will ich jeden einzelnen, bei dem sie zum Vorscheine kommen, im Feuer verbrennen? Will ich ganze Länder und Völker, bei welchen sie zum Vorschein kommen, ausbrennen und ausmorden? Will ich, wenn ich nicht mehr brennen und morden kann, wenigstens fluchen, schimpfen und intrigieren, und mit der fortschreitenden Gesetzgebung um jedes Fetzchen Schulrecht, Eherecht, Konfessionsrecht einen widerwärtigen Hader anfangen, welcher in der gebildeten Welt mein Ansehen schädigt, und welchen ich voraussichtlich so gewiß aufgeben muß, wie ich einst das Sengen und Brennen aufgeben mußte?

So mußte die Kirche sich fragen und die Antwort darauf hätte nicht zweifelhaft sein sollen. Sie mußte sich darauf einrichten, daß der Glaube alle Wandlungen der Kultur durchmachen, und durfte nicht erschrecken, selbst wenn er beim Unglauben ankommen würde. Sie sollte und durfte den Glauben zu allen sittlichen Zwecken benützen, solange es der Menschenkultur entsprach, diese Zwecke nur durch Schreck- und durch Reizmittel zu fördern; sie mußte aber voraussehen und sich darauf einrichten, daß von der fortschreitenden Bildung eines Tages die Sittlichkeit um ihrer selbst willen gepflegt werden würde. Wenn sie es gut mit der Sittlichkeit meinte, mußte sie daher den Verband der Moral mit dem Dogma beweglich und löslich machen, damit, wenn der dogmatische Tender entgleiste, wenigstens der Zug selbst, die Hauptsache, die Moral gerettet würde. Es sollte und durfte der Kirche gleichgültig sein, ob sie Chef der Gläubigkeit oder Chef der Sittlichkeit war, ob sie dem K u l t u s der ersteren oder der K u l t u r der letzteren vorstand. Denn wenn es der natürliche Lauf der Dinge ist, daß alle Dogmen verwittern: was nie und nirgends verwittert, das sind die Bedürfnisse und Forderungen der sittlichen Natur, jener wahrhafte Fels St. Petri, welcher unerschütterlich steht und auf dessen Baugrund alle Kirchen der Welt Platz haben.

Freilich ist der dogmatische Drang unserer Natur dem moralischen mindestens ebenbürtig, denn g l a u b e n bedeutet beim Volke die metaphysische Anlage der Menschennatur und wir

ſind ſehr entfernt, dieſer Anlage ihre Erhabenheit, ihre unerſchütterliche Ewigkeit abzuſprechen. Aber wohlgemerkt, *Anlage* müſſen wir ſagen. Hingegen, was dieſe Anlage produziert, die jeweiligen Glaubensvorſtellungen, das iſt tatſächlich veränderlicher, hinfälliger, der Verwitterung fähiger, als die ſittlich-moraliſchen Vorſtellungen, welche ein Feld von einem dauerhafteren Geſtein ſind. Wenn Teut ſeine Streiter zu den mettrinkenden Helden der Walhalla führte und Cromwell die ſeinigen mit Motiven des bibliſchen Gottvertrauens geführt hat, ſo waren in beiden Fällen die Glaubensvorſtellungen hinlänglich verändert; unverändert dagegen blieb dort wie hier die gleiche ſittliche Erſcheinung: die Männertugend, die Aufopferung für eine Idee. Es fehlt wenig, ſo dürften wir dieſen ſo loſen und widerſpruchsvollen Kauſalnexus von Glaube und Sittlichkeit überhaupt einen eingebildeten nennen; wenigſtens ſieht man, welches Recht wir dazu hätten. Entweder wirkt auch ein roher Glaube eine edle Sittlichkeit, wie der Glaube Teuts gleich dem Glauben Cromwells wirkte; oder es wirkt auch ein hochgeiſtiger Glaube eine rohe Sittlichkeit, wie bei jenen Kataloniern, welche den heiligen Romuald, als er ihren abgöttiſchen Verehrungen ſich durch die Flucht entziehen wollte — zu erſchlagen beſchloſſen, damit ſie wenigſtens ſeine wunderkräftigen Reliquien zuhanden behielten! Was Wunder alſo, daß das Wahrſcheinlichſte die Vermutung wird: der Glaube wirkt überhaupt gar nicht auf die Sittlichkeit ein, ſondern dieſe lebt ihr Leben nach völlig andern als ſeinen Bedingungen aus?! Sehr vorſichtig ſagt daher Kant: „Der Glaube an die Unſterblichkeit iſt ſicher ein Troſt für das Menſchenherz, *aber einen Staat möchte ich juſt nicht darauf gründen*". Forſter ruft in einem Briefe ungeduldig aus: „Wann wird es doch einmal dahin kommen, daß Menſchen einſehen lernen, d' Quelle der edelſten und erhabenſten Handlungen, deren ſie fähig ſind, *habe nichts gemein* mit den Begriffen, die wir uns vom lieben Herrgott und vom Leben nach dem Tode und vom Geiſterreich machen". Frankenheims Völkerkunde ſpricht es als Reſultat des Studiums aller Zeiten und Völker aus: „daß die Religionen weit mehr in die Gebräuche *als in*

die Sinnesart der Völker eingreifen. Sie haben ſicher ihren Einfluß auf den Geiſt der Menſchen, aber einen Einfluß, welcher dem des Klimas und der Naturumgebungen weit nachſteht". Dieſe Zeugniſſe ließen ſich ins Unendliche vervielfältigen, denn mit Ausnahme der Theologen ſitzt die ganze Menſchheit und ihre Geſchichte auf der Zeugenbank.

III.

Iſt ſomit die Transfuſion und der Säfteaustauſch zwiſchen Glaube und Sittlichkeit ein durchaus dunkles, zweifelhaftes und ſtrittiges Gebiet der Hypotheſe, ſo iſt es dafür auch ein großartiges, ja unbegrenztes Gebiet, denn was will ich mehr, als wenn ich Zauberer bei Kalmücken, aber ſelbſt noch bei Atheiſten in New-Mancheſter Prediger ſein kann? Und doch will diejenige Kirche, welche Staatskirche ſein will, wirklich noch mehr, nämlich etwas ganz Anderes und völlig Verſchiedenes. Sie will materielle Macht. Und da der Inhaber derſelben der Staat iſt, ſo will ſie in Privilegien, Freiheiten, Vorrechten und Vorteilen mit dem Staate teilen und zwar recht tüchtig teilen. Aber was hätte ſie in ehrlicher Gegenleiſtung ihm anzubieten? Sie iſt Vorſtand des Glaubens. Iſt das alles? Aber was kümmert den Staat ein Glaube? Was kümmert es ihn, ob einer ſeine Seligkeit bei Mozart, oder ein anderer bei Richard Wagner, oder ein dritter gar nicht in der Muſik findet? Es kümmert ihn bloß, daß alle drei wie geſittete Menſchen ſich aufführen.

Nun denn, das iſt der Kirche genug. Die Sittlichkeit kümmert ihn, und nun kommt die Kirche, faßt ihn an dieſem Intereſſe, und ſagt ihm dreiſt folgende zwei Lügen ins Geſicht: Erſtens, der Glaube produziert die Sittlichkeit; und zweitens, mein Glaube allein produziert die Sittlichkeit. Aber Nr. 1 iſt bekanntlich nicht zu erweiſen und von Nr. 2 iſt überall das Gegenteil erwieſen. Denn wenn ich z. B. an Gott und an

die Unſterblichkeit glaube, ſo glauben weit zahlreichere Konfeſſionen in Indien und China an den Teufel und an das Aufhören mit dem Tode, und wie ihr Glaube, müßte auch ihre Moral der meinigen entgegengeſetzt ſein. Aber ſiehe da, ſie iſt in den Hauptſachen der meinigen gleich und ähnlich. Das kommt daher, weil die Moral aus den Geboten des geſelligen Verkehrs und aus den Motiven des Familienlebens fließt, welche einander ebenſo gleich und ähnlich, als die Konfeſſionen ungleich und unähnlich ſind. Die Moral fließt aus den Bedingungen, welche auf Erden ſind, und nicht aus Vorſtellungen deſſen, was jenſeits der Erde iſt. Mit Einem Worte, die Moral iſt nicht dogmatiſch, wenn es ihr nicht künſtlich angelogen und die Lüge mit Staatsgewalt durchgeführt wird.

Daß der Staat nur Einen Zweck hat, den ſittlichen, und daß ſich um den Staat nur ein Verdienſt erwerben läßt, die Sittlichkeit zu befördern, dieſe Wahrheit wird inſtinktiv von allen Lügnern geahnt, und wer irgend vom Staate etwas haben will, der belügt ihn aus dieſer Tonart. Z. B. die Kunſt. Sie iſt der Kirche ähnlich, denn ihr Spiel mit Bildern der ſchönen Sinnlichkeit iſt eigentlich ein Ausfluß der überſinnlichen und ewigen Bedürfniſſe des Menſchen. Sie iſt Menſchenbedürfnis. In Zeiten der Kraft und Geſundheit iſt ihr das auch völlig genug; nur in Zeiten, wo ſie um Staatshilfe bettelt, in Zeiten der Armut und Schwäche, möchte ſie auch noch Staatsbedürfnis ſein, und dann gibt ſie zu verſtehen, daß die Pflege des Schönen die Sittigung der Menſchen befördere. Ganz ſo pfäffiſch und erzjeſuitiſch wie die Kirche! Was nicht alles die liebe Sittlichkeit befördern ſoll! Aber die Erde war im Cinquecento, d. h. im blühendſten Zeitalter der Kunſt, voll von Tyrannen, Giftmiſchern, Blutſchändern und Räubern. Jene zarten hochſeeliſchen Maler, welche für die Borgias malten, haben ihre Brotherren nicht eben geſittigt! Die meiſten „Perlen“ unſrer Galerien waren vor die Schweine geworfen, und die ſpirituellſten Madonnen ſind von Ungeheuern bezahlt worden. Jene Brühls und Auguſte, welche die Dresdener Galerie zuſammenkauften, waren die unſittlichſten Menſchen ihrer Zeit. Das Schöne der Kunſt, der Glaube der Kirche — vielleicht wir-

ken ſie hie und da ſittlich; aber dieſe Möglichkeit iſt wenigſtens nicht als Gewißheit und Wirklichkeit erwieſen, und ſo bleiben diejenigen, welche den Erweis *behaupten* möchten — Lügner.)

So zudringlich, ſo dreiſt und ungeſtüm nun die Kirche in der Antichambre des Staats lügt; bei ſich zu Hauſe und en famille ekelt ihr ſelbſt vor dieſer Lüge, ſie widerruft ſie dann mit knirſchendem Stolz und läßt ſich in tauſend unbewachten Augenblicken verlauten: ſie ſei etwas unendlich Beſſeres und Höheres als eine bloße Polizeianſtalt für den Staat, d. h. ein ſittliches Zweckweſen. Und ſieht man ihre Praxis an, ſo glaubt man ihr aufs Wort, — auf *dieſes* Wort und nicht auf das dem Staate vorgelogene. In ihrer ganzen Praxis hat ſie kein Hehl, daß ſie die Sache juſt umgekehrt wie der Staat anſieht, denn wenn dieſem der Glaube gleichgültig iſt, oder es ſein könnte und ſollte, höchſter Zweck aber die Moral; ſo betrachtet die Kirche als höchſten Zweck und Selbſtzweck den Glauben, dagegen die Moral nur als das Sekundäre und Subordinierte, ungefähr als ſei der Glaube das eigentliche Stammkapital und die Moral nur die Rente, von welcher es einen großen Herrn nicht ſehr zu kümmern braucht, ob ſie ſechs oder ein Prozent trägt, ja den recht großen und großartigen nicht einmal, ob ſie auch nur die Regie deckt. Das letztere iſt nicht zu ſtark geſagt, denn da die Sittlichkeit auf den Glauben zurückwirkt, — viel gewiſſer als umgekehrt, — alſo eine lautere Sittlichkeit auch den Glauben läutert, ſo kommt jede Kirche, welche zwiſchen Glaube und Sittlichkeit gleich von vornherein Partei für den erſteren nimmt, auf jener unterſten Stufe des Abgrunds an, wo ſie die Sittlichkeit nicht nur nicht fördert, ſondern Ideen von poſitiver Unſittlichkeit verbreitet, hoffend, daß bei der ſittlichen Roheit auch der Glaube die *Roheit* konſerviere, die ſie mit ſeiner *Echtheit* verwechſelt. In dieſem unterſten Abgrund ſchreibt dann ein Scheuſal wie Donoſo Cortes, Marquis von Valdegamas (in ſeinem essai sur le catholicism, le liberalism et le socialism) den Satz nieder: Gott habe das Opfer des Kain, der ihm Feldfrüchte darbrachte, verworfen, aber das Opfer des Abel ſei ihm wohlgefällig geweſen, weil es *blutig* ge-

weſen! In dieſem unterſten Abgrund ſchreibt dann ein Kannibale in ſeinem ultramontanen Wiener Blatte, als die Tochter des Erzherzogs Albrecht an qualvollen Brandwunden ſtarb, die Gotteslästerung: Gott habe ſie darum ſo ſchmerzlich umkommen laſſen, weil ſie Braut eines Liberalen (des Kronprinzen Humbert) geweſen! Und daß ſich nur ja nur die Ausrede verkriechе, für Exzeſſe ſolcher einzelner ſei das Ganze nicht verantwortlich! Dann desavouiert dieſe einzelnen! Aber ihr liebt, ihr hätſchelt ſie, ſie ſind eure Parteiorgane, ſie ſind euer anerkanntes Sprachrohr! Alſo drückt ihr unſittlicher und ſcheußlicher Gedanke den unſittlichen und ſcheußlichen Gedanken euer aller genau und authentiſch aus!

Und ſo ſchließt ſich der Ring — an dem verhängnisvollſten Punkte, wo unſre Betrachtung ankommen konnte. Wir hätten den geläuterten Gottesbegriff des ſeichten Aufklärers proteſtiert zugunſten eines Kirchengottes, dem wir jede Roheit nachſehen wollten, wenn wir nur den guten Willen ſähen, mit dem rohen Werkzeug eine edlere Sittlichkeit auszuarbeiten. Statt deſſen ſehen wir den böſen Willen, lieber die Sittlichkeit ſelbſt in der primitivſten Naturroheit feſtzunageln, nur damit ihr ein Gott mundgerecht bleibe, ein Kannibalengott, welcher Blut leckt und unſchuldige Mädchen verbrennt, mit dem ſich aber *herrſchen* läßt, wie ſich eben der Kannibale durch Furcht und Schrecken beherrſchen läßt.

Duldet der Staat eine ſolche Kirche und duldet das Volk einen ſolchen Staat, dann behält jenes ſchauerliche Orakelwort recht, das düſterſte Wort, das je eine Menſchenſprache geſprochen:

„An ihren Göttern ſtarben alle Völker,
Und ſterben noch daran.“

Ultramontane Fliegenſchwämme

(2. Mai 1870)

Mit Schauern der Andacht biſt du wohl manchmal in einem Walde dahingewandelt und haſt zu den hochſtämmigen und wuchskräftigen Bäumen das Auge nach dem ſchönen Lichte aufgeſchlagen, das durch die majeſtätiſchen Laubkronen einfiel; aber inzwiſchen glitſchte dein Fuß auf einem feuchtſchleimigen Pilz oder Schwamm aus und erinnerte dich, daß der baumprächtige Wald, deſſen Wipfel im Winde rauſchen und im Morgenrot glühen, unten am Boden noch eine zweite Vegetation beherbergt, das Ungeziefer des modrigen und giftigen Schwammgeſchlechtes. Aehnlich mag es Einem zumute ſein, der ſich im Literaturwalde unſerer Zeit an Humboldts Kosmos, an Buckles' Geſchichte der Ziviliſation, an hundert- und tauſendnamigen Eichen, Ahornen und Edeltannen von Büchern erbaut hat, wenn er plötzlich auf dem feuchten Waldboden dieſer Zeit ein ganzes Gewimmel von giftigen Pilzen und Fliegenſchwämmen entdeckt, die Literatur der Traktätlein, der Oelblätter, der Himmelsſchlüſſel, der chriſtlichen Wurzgärtlein und wie das Unkraut der wühlenden Verdummungspreſſe ſonſt heißen mag. Das iſt denn freilich ein anderer Wald im Walde! Droben im Aether der geiſtſchwere Wipfel eines Buches wie „Die Welt als Wille und Vorſtellung", drunten im Waldmoder ein kleines knirpsknolliges Giftſchwämmchen, ein Alräunchen und Galgenmännlein, genannt: „Die Apoſtaſie der großen und kleinen Schulmeiſterei, oder die Jugend im Affentheater".

Das Affentheater aber iſt die konfeſſionsloſe Schule. In welcher Schule hat das Galgenmännlein den Titel-Effekt ſtudiert? Etwa gar in der unſrigen? Aber da müßte ſich wieder einmal der Meiſter den plumpen Nachahmer verbitten. Die Jugend im Affentheater! So unartig ſpricht man nicht, wenn

nan im Vorworte ſich rühmt, man habe geſchrieben mit dem eſten Vorſatze, „niemanden perſönlich zu verletzen oder zu beeidigen". Das Affentheater verletzt und beleidigt alle Peronen, welche die konfeſſionsloſe Schule für die einzige Möglichkeit der Geiſter-Entſumpfung halten.

Die Apoſtaſie der großen und kleinen Schulmeiſterei oder die Jugend im Affentheater, — iſt übrigens ein klerikales Wühl-Fabrikat ohne Talent und ohne Spur von Beruf. Zuweilen tut er „alte Schulmann", wie ſich der Autor nennt, als ob er maßvoll und anſtändig ſprechen möchte, da es ihm aber durchaus an Bildung und Wiſſen fehlt, ſo bleibt es bloß ſchal, leer und matt; noch öfter möchte er freilich, nach gutem ultramontanem Brauch, ein klein wenig ſchimpf-witzig oder wenigſtens grob ſein, aber dazu fehlt es ihm wieder an Schneide. Ach und es iſt ein trauriger Anblick, ein Bulldog, welcher beißen möchte, mit Zahnlücken oder mit plombierten Zähnen! Kurz, das Duodezbüchelchen von wenigen Bogen bleibt in ſeinem Gehalt hinter ſeinem Volum noch unendlich zurück. Es iſt ein völlig belangloſes und unbedeutendes Machwerk. Der Leſer entäußere ſich nur ſchleunigſt der Meinung, daß es die Ehre unſerer Beſprechung in irgend einem Sinne verdiene. Wir griffen es bloß heraus, weil uns das Beſte wie das Schlechteſte ſeines Genres den gleichen Anlaß bietet, das einzige, was zu erwidern der Mühe wert iſt, ſolchen Seifenblaſen entgegenzuwerfen.

Der Mittelpunkt und die Operationsbaſis des ganzen Büchleins iſt nämlich der bekannte und gedankenloſe Gemeinplatz, womit, indem von der Schule die Rede iſt, U n t e r r i c h t und E r z i e h u n g miteinander verwechſelt werden. Da haben wir denn in dieſem, wie in allen übrigen Fällen, einfach zu ſagen, daß wir dieſe Verwechslung nicht dulden. Die Schule unterrichtet zwar, aber ſie erzieht nicht. Wer erzieht, das iſt die Familie im Hauſe und der Nationalgeiſt im Vaterlande.

Die Schule lehrt. Die Schule teilt Kenntniſſe mit, d. h. das, was man w i ſ ſ e n kann. Nun weiß man von Meridianen und Parallelkreiſen, von Kegelſchnitt und Logarithmen, aber was weiß man von Gott, von Gottes Sohn und von Gottes Mutter? Das weiß man nicht, ſondern man g l a u b t es. Man! Wer

iſt dieſer „man"? Der Staat? Der Staat als ſolcher glaubt nicht, ſo wenig wie eine Bank- oder Aktiengeſellſchaft als ſolche glaubt. Er iſt ein größerer Verein, wie dieſe kleinere Vereine ſind. Welchen Glauben alſo wollte der Staat lehren? Seinen Glauben? Er hat keinen. Den Glauben der Eltern? Ah, da ſind wir zur Stelle. Von den Eltern auf die Kinder pflanzt ſich der Glaube ſchon natürlicherweiſe fort. Es hieße die Schule, eine Kunſtanſtalt, mißbrauchen, wenn man ſie zu Naturfunktionen gebrauchte. Sie würde lächerlich. Oder wäre es nicht artig, wenn ein Profeſſor ſeinen Zuhörern ſagte: Meine Herren, den Beweis dieſes mathematiſchen Lehrſatzes habe ich zwar vergeſſen, aber ich bitte Sie, glauben Sie mir den Lehrſatz? So komiſch iſt die Verbindung Glaube und Schule! Der ganze Begriff der Schule liegt im Begriffe des Wiſſens. Wo das Wiſſen aufhört, dort hört die Schule auf. Die Schule iſt nämlich nichts als ein Markt, wo man Wiſſen einkauft. Ein Markt wie jeder andere Markt. Was für ein Kurioſum, unter die Waren des Marktes — Dogmen zu miſchen! Man male ſich das aus. Ich trete in einen Bäckerladen und heiſche ein Fünfgroſchen-Brot. Der Bäcker reicht es mir mit den Worten: Hier, mein Herr, haben Sie ein Fünfgroſchen-Brot und ſeien Sie verſichert, daß Gott die Welt erſchaffen hat und alle Menſchen von einem Paare abſtammen. Ich kaufe einen Sonntagsbraten, aber der Aufhackknecht haut ihn vom Stücke mit der feierlichen Erklärung, daß die Ehe ein Sakrament und kein bürgerlicher Vertrag iſt. Ich laſſe mir ein Paar Stiefletten anmeſſen, und der begeiſterte Schuſter fragt mich ſowohl, ob ich Hühneraugen habe, als auch ob ich an die unbefleckte Empfängnis glaube. Ein närriſcher Markt das! Aber nicht vernünftiger wäre die Schule, wohin ich meinen Jungen ſchickte, um ſich die Kenntnis der chemiſchen Wahlverwandtſchaften einzukaufen, und die ihn mir zurückſchickte — mit der Kenntnis von gebärenden Jungfrauen und von auferſtandenen Toten.

Wir haben uns bei dem kleinen abgeſchmackten Büchlein ſchon zu lange aufgehalten. Wir müßten es lügen, wenn wir ihm ſeinen ultramontanen Parteiſtandpunkt im mindeſten übelnähmen. Treibe jeder ſeine Geſchäfte! Wir haben es ganz

gerne, wenn die Kirche ihre Gewaltmittel anwendet, uns zu unterwerfen, wie Karl der Große die Sachſen unterworfen, bekehrt und — geköpft hat; aber ſchmerzlicher iſt doch noch das theoretiſche Faſeln der Kirchenleute. Wahrhaftig! übler als ein qualmender Scheiterhaufen macht uns der mit der angenommenen Miene der Salbung und der wirklichen Miene der Dummheit vorgetragene Wortſchwall: daß die Lehre von einem Glauben in eine Schule gehöre. Als ob man einen Glauben überhaupt lehren könnte! Ein Wiſſen kann man lehren, aber einen Glauben nicht. Iſt doch der Glaube kein Wiſſen, ſondern eine Empfindung. Und will man Unterricht im Empfinden geben? Warum nicht lieber gleich Unterricht im Blumenduft oder im Herzklopfen?

Und das ſind Männer, welche ihren Glauben zu ehren meinen und keine Ahnung davon haben, daß der Glaube viel zu ſpirituell, zu ſeeliſch, zu — ſchamhaft iſt, um Gegenſtand eines Schulunterrichtes zu ſein.

Freiheit, die ich meine

(März 1870)

Die freie Kirche im freien Staate, nannte Baron Eötvös ſein Programm, als er die ſchöne Geſetzesvorlage ausarbeitete, wodurch er der Kirche Staatsgüter zum Geſchenk machte, welche ſie, zur Ehre der Freiheit, von nun an als freies und unbeſchränktes Eigentum zu beſitzen das Recht haben ſollte. Zu dieſer freien Kirche dachte er ſich den freien Staat in der Form einiger Gemeindemitglieder, welche bei der Verwaltung dieſes neuen freien Kirchenreichtums einige Stimmen haben ſollten und einen Beirat ausüben dürften. Wahrlich ein Gedanke, welcher den Freund der wahren Freiheit entzücken muß! Auf

der einen Seite die reiche, ſtolze, hochadlige, durch hundertjährige Herrſchaft befeſtigte Prälatur; auf der andern Seite ein paar ſchlichte und einfache Beiräte, welche vielleicht dem vom chineſiſchen Kaiſer ſo hochverehrten Bauernſtande angehören, und zum Triumphe des freiſinnigen Jahrhunderts ſtehen die Wagſchalen der Freiheit auf beiden Seiten vollkommen gleich! Einige wenige Privatperſonen werden, wie jeder glauben wird, welcher ſich den Glauben an die Menſchheit zu bewahren wußte, ganz ſo mächtig, einflußreich und unbeſtechlich ſein, als es nur früher der Staat ſelbſt geweſen, welcher deshalb ſeinen Einfluß und ſein Oberhoheitsrecht auf einen unermeßlichen Teil des Nationalvermögens getroſt aufgeben, das heißt, von dieſen läſtigen Dingen ſich „frei" machen kann.

Dieſer echt liberale und wahrhaft konſtitutionelle Gedanke war mir ganz aus der Seele geſprochen. Leider hatte ich auf meiner Geſchäftsreiſe in wilden, ungariſchen Gegenden nur flüchtig und verworren davon reden gehört, und ich brannte nun vor Begierde, mein trautes Landgut zu erreichen, wo ich die inzwiſchen eingelaufenen Zeitungsnummern komplett vorfinden würde. Wie war ich glücklich, meinen Hausaltar mit dem heißerſehnten, duftenden Zeitungspaket endlich erreicht zu haben. Wollüſtig ſchob ich mich auf meinem Balzac zurecht, ließ die Virginia glimmen, und ſtürzte mich heißhungrig auf die ſchöne Geſetzesvorlage des Baron Eötvös.

Aber traue nur niemand dem alten Cicero, welcher die gelehrte Muße des Landlebens gar ſo poetiſch und gentlemanlike ausmalt! Das Landleben iſt ein häßliches und erzproſaiſches Ding. Und hat man noch dazu einen Schaffner, wie den meinigen, einen nüchternen, jeder freiſinnigen Idee verſchloſſenen Kopf, dann — adieu Poeſie und Tuskulum! Mein Schaffner verſteht zwar die Landwirtſchaft aus dem Grund, aber auch nur dieſe. Er verſteht nichts von den liberalen Prinzipien und von dem Geiſte der Neuzeit. Er iſt ein Zopf, der mich auf Schritt und Tritt mißverſteht.

Zum Beiſpiel. Ich liege auf meinem Balzac, rauche meine Virginia und ſtudiere die ſchöne Geſetzesvorlage von Baron Eötvös. Da höre ich draußen im Hofe Pflöcke einſchlagen,

ſehe Bretter herbeiſchleppen, den alten maleriſchen Zaun niederreißen und meinen Schaffner im vollen Eifer, der dieſe Arbeit kommandiert. Ich gehe hinaus — was geſchieht da? Heute nacht, antwortet der Schaffner, hat der Fuchs ein Huhn geholt und leicht könnte ſich der Schelm noch mehr von dieſem Braten vergönnen, denn der Zaun iſt ſchon allzu mürbe und löcherig. Ich laſſe einen neuen machen.

Man denke! Ich machte dem Menſchen begreiflich, daß ſeine Maßregel eine höchſt illiberale ſei. Ich ſagte ihm: In einem liberalen konſtitutionellen Wirtſchaftsbetrieb kenne ich nur ein gleiches Recht für alle. Mein Programm heißt:

Der freie Fuchs im freien Hühnerhof.

Aber es kommt noch ärger. Ich liege auf meinem Balzac, denke Ruhe zu haben und leſe die ſchöne Geſetzesvorlage von Baron Eötvös. Auf einmal höre ich ein ſonderbares Plätſchern und Sprudeln, wie von fließenden Waſſern, aber Regen konnte es nicht ſein, denn der Himmel war trocken. Ich mache mich auf und ſuche den Waſſerguß. Der Ton führt mich zu meinem Karpfenteich. Ich finde meinen Schaffner, welcher den Teich durch das Schleuſengitter ablaufen läßt.

Ja, guter Mann, was macht Ihr denn da? — Ei gnädiger Herr, böſe Buben! Der Peter, der vor drei Wochen mit Rache gedroht hat . . . ich hütete Ställe und Scheuern mit Luchsaugen, denn ich fürchtete den roten Hahn. Aber es kam von einer andern Seite. Der Halunk hat uns einen Hecht in den Karpfenteich praktiziert und der Raubfiſch frißt uns die ganze Brut auf. Ich muß den Teich ablaſſen, damit ich den armen Sünder erwiſche.

Hat man in einem guten, konſtitutionellen Wirtſchaftsbetrieb je ein ſolches Syſtem der Unterdrückung und Verfolgung geſehen? Ich gab dem Manne gute Worte und verwies ihm ſeine illiberale Maßregel mit humanen Vorſtellungen. Ich ſagte ihm: In einem liberalen konſtitutionellen Wirtſchaftsbetrieb kenne ich nur ein gleiches Recht für alle. Mein Programm heißt:

Der freie Hecht im freien Karpfenteich.

Aber nicht umſonſt habe ich den Mann beſchuldigt, daß er

mich auf Schritt und Tritt mißverſteht. Ich verſprach Beiſpiele davon — und hier ein drittes.

Kaum fünf Minuten lag ich auf meinem Balzac, hatte eine Virginia angebrannt und ſtudierte die ſchöne Geſetzesvorlage von Baron Eötvös. Iſt es mir doch, als ſchüttelte man im Garten die Bäume und als hörte ich ein Klopfen an die Stämme. Was bedeutet das? Wieder unterbreche ich mich und ſehe nach. Da finde ich meinen Schaffner unter den Apfelbäumen, den Mann mit den Polizeiaugen, welcher jede freie Regung unerbittlich beſchnüffelt und ausſpioniert. Er klopft und ſchüttelt an den Bäumen die Raupen herab, die er mit den Füßen auf dem Boden zertritt. Eine Verfolgungsſzene, wahrhaft unwürdig unſeres Jahrhunderts.

Um Gotteswillen, rufe ich, was haben Euch die armen unſchuldigen Tierchen zuleide getan? Laßt ſie doch. Die Raupe verpuppt ſich zum Schmetterling, und der Schmetterling iſt ein ſchönes Sinnbild der Unſterblichkeit, der Auferſtehung und eines zweiten beſſeren Lebens. Man ſollte den Tierchen faſt einen religiöſen und heiligen Charakter beilegen.

Hol' der Teufel das Sinnbild der Unſterblichkeit in einem Baumgarten, der ſich rentieren ſoll! Das Luderzeug frißt uns die Blüten, und wir haben auf Erden kein Obſt! Das war die Antwort des Schaffners.

Guter Freund, ſagte ich, Ihr müßt die Sache nicht ſo materiell auffaſſen. Die Raupen vom Genuſſe der Blüten auszuſchließen, an welchen ſie überdies ſeit langen, hiſtoriſchen Zeiten gewöhnt ſind, wäre eine ſehr illiberale Maßregel. In einem liberalen konſtitutionellen Wirtſchaftsbetrieb kenne ich nur ein gleiches Recht für alle. Mein Programm heißt:

Die freie Raupe auf dem freien Apfelbaum.

Das heißt doch ſeine Standpunkte klar darlegen, — es gibt ſogar nicht viele Standpunkte, welche ſo klar ſind, — aber — ich werde meinen Schaffner fortſchicken müſſen. Ich bin ein Liberaler, und er iſt ein Zopf. Er verſteht ſeine Zeit nicht. Das trennt uns. Dieſe Kluft iſt noch weniger auszufüllen, als zwiſchen einem päpſtlichen Frank und einem ehrlichen Frank, welche doch mit neun Centimes auszufüllen iſt.

Nicht lange ſaß ich auf meinem Balzac und ſtudierte die ſchöne Geſetzesvorlage des Baron Eötvös. Plötzlich, in Todesangſt, ſpringt meine Lieblingskatze gegen die Fenſter und riſch, raſch aufs Dach hinauf, während ihr ein wuchtig geſchwungener Prügel nachfliegt. Das Hundsviech habe ich ſchon wieder in der Speckkammer erwiſcht! höre ich den wütenden Schaffner.

Nun iſt aber erſtens eine Katze kein Hund, ein Standpunkt, den ich nicht annehmen kann, ſelbſt wenn ich eine Taube als einen Geiſt annehme. Zweitens aber heißt mein Programm:

Die freie Katz' in der freien Speckkammer,

mein Schaffner dagegen brummt etwas von einem „Narrenhaus, in dem er's nicht länger mehr aushält". Auch das iſt ein Standpunkt, wohin ihm ein liberaler Mann nicht zu folgen vermag. So ungern ich's nun zum Bruche treibe, — ich bin ein abgeſagter Feind von allen Brüchen und lebe ſo lang als möglich und unmöglich mit allen Widerſprüchen in vollkommenſter Einheit, — aber — der Widerſpruch des Schaffners überſteigt alles, was wir von modernen und geſchmackvollen Muſtern in dieſem Artikel gewohnt ſind. Ich bin ein liberaler Mann, ein konſtitutioneller Bürger, ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts; mein Programm lautet natürlich und kann gar nicht anders lauten, als: das Recht der Freiheit für alles, was da lebt und atmet! Mein Schaffner dagegen ſagt: Das Recht der Freiheit nur für das Nützliche, das Schädliche ſoll der Teufel holen!

Dieſer engherzige Utilitäts-Standpunkt macht alle übrigen Standpunkte unmöglich. Ich muß den Mann entlaſſen, ſo leid es mir tut, denn im übrigen verſteht er die Landwirtſchaft aus dem Grund.

Kirchenrechtliches Unrecht

Das Kirchenrecht iſt nicht mein Gebiet, aber ich erlaube mir, dieſes Gebiet zu betreten. Warum denn auch nicht? Redet doch die Kirche ſelbſt in ſo vieles, ja in alles darein und rühmt ſich noch ausdrücklich ihrer Unwiſſenheit. Als die zwei Offenbarungen — Chriſtentum und Islam — in die antike Welt hineinſtürmten und ſie über den Haufen warfen, ſprachen ſie mit äußerſter Verachtung von ihrer Kunſt, Wiſſenſchaft, Literatur, Philoſophie und vermaßen ſich, eine neue Welt zu gründen ohne dieſes ganze alte Gerümpel. Gott lieben iſt beſſer als alles Wiſſen, ſagte das Chriſtentum; und der Islam ſagte zur alexandriniſchen Bibliothek: Steht darin, was im Koran ſteht, ſo iſt ſie überflüſſig, und ſteht was Anderes darin, ſo iſt ſie ſchädlich.

Das ſind kirchliche Standpunkte, die man ad notam nehmen kann. Kehren wir den Spieß der Prieſter gegen ſie ſelbſt! Ich verſtehe euer Kirchenrecht nicht, aber ihr habt unrecht.

Wenn ſich Staat und Kirche miteinander ums Recht ſtreiten, ſo kann man es getroſt wie Sully machen und den Streit entſcheiden, auch ohne den Streitfall zu kennen. „Gut, daß Sie kommen, Sully," ſagte Heinrich IV. zu ſeinem eintretenden Lieblingsrat; „Sie ſollen ſogleich entſcheiden, wer von uns beiden recht hat, ich oder der Herzog von . . ."

„Sie haben unrecht, Sire," antwortete Sully lakoniſch.

„Parbleu, Sie wiſſen ja noch gar nicht, wovon die Rede iſt!"

Aber Sully zeigte auf den Kreis der Höflinge, welche ſtumm und verlegen daſtanden, und antwortete mit einem ſatiriſchen Lächeln: „Ich brauchte nur dieſe Herren zu ſehen, um zu wiſſen, Sire, daß ſie unrecht haben. Dieſe Herren hätten ſich wahrſcheinlich beeilt, Ihnen recht zu geben, wenn Sie es hätten, und

nicht erſt auf mich gewartet. Ich weiß nicht, um was Sie ſtreiten, Sire, aber Sie haben unrecht."

Le bon roi war frappiert, aber faßte ſich bald und ſagte lachend, indem er ſeinem Lieblingsrat mit Bonhomie auf die Achſel klopfte: „Meiner Treu, Sully, Sie haben recht. Ich ſehe die Sache plötzlich in einem neuen Lichte und glaube ſelbſt, daß ich unrecht hatte."

Sullys Symptom iſt das unſrige, ja noch ein beſſeres.

Ueberlegen wir nämlich, was das überhaupt heißen will: Staat und Kirche ſtreiten ſich miteinander.

Der Staat hat die Nachrede, daß er von der Freiheit des einzelnen und den natürlichen Rechten der Privatperſon mehr als juſt nötig an ſich geriſſen. Auch im konſtitutionellen Staate will dieſe Nachrede eigentlich nicht recht zur Ruhe kommen. Der Staat iſt als Beamtenſtaat, als Polizeiſtaat, als Militärſtaat trotz aller konſtitutionellen Schranken noch immer unbeſchränkter, als den meiſten Staatsangehörigen lieb und angenehm. Lieſt man z. B. „über die Grenzen der Staatsgewalt" einen Philoſophen wie W. v. Humboldt, welcher doch ſelbſt Staatsmann und Miniſter geweſen, ſo ſcheint unſer wirklicher Staat dieſe Grenzen in einer ganz niedlichen Ueberſchwemmung übertreten zu haben. Es wird kaum für möglich gehalten, in irgend einen Winkel den letzten Reſt der perſönlichen Freiheit und des natürlichen Rechtes zu retten, wo es der heutige Staat mit ſeiner dreizinkigen Gabel als Beamtenſtaat, Polizeiſtaat und Militärſtaat nicht erreichen und aufſpießen könnte. Der ſicherſte dieſer Winkel ſcheint noch das Gewiſſen und die Verwaltung der Gewiſſensſachen, die Kirche. Der Staat nehme mir alles, was ich habe, aber er laſſe mir, was ich glaube. Mein Eſſen und Trinken, mein Kaufen und Tauſchen, mein Leben und Sterben gehören dem Staate. Aber wenn ich geſtorben bin und jenſeits des Grabes, will ich wenigſtens mir gehören. Meine überſinnlichen Vorſtellungen, Wünſche und Bedürfniſſe ſind mein! Mein Glaube iſt mein! Und der Verwalter meines Glaubens, die Kirche, ſoll mir der letzte Bürge einer Freiheit ſein, die mir der Staat nicht antaſten ſoll. Die Kirche iſt meine

Burg. Dorthin will ich retten, ſo viel ich nur kann; dort hört das Recht des Staates auf, dort fängt meine Freiheit an.

Man ſollte denken, nichts wäre richtiger. Man ſollte denken, es müßte demnach allen Staatsangehörigen Troſt und Genugtuung ſein, im Staat eine Kirche zu haben, d. h. in einer Zwangsanſtalt etwas Unbezwingliches. Man ſollte denken, ſtark und allgemein müßte der Eifer ſein, die Kirchenrechte gegen die Staatsrechte zu betonen. Man ſollte denken, ſtark und allgemein müßte die Tendenz ſein, von der doppelſinnigen und vieldeutigen Menſchennatur ſo viel als nur möglich, ja lieber mehr als weniger, aufs Gewiſſen, aufs Geiſterreich, aufs Unſichtbare hinauszuſpielen und vom Staat in die Kirche hinüberzuſpielen — ungefähr wie der ſiebenbürgiſche Sachſenbauer es liebt, in die heiligen Räume ſeiner Kirche auch das Unheilige und Irdiſche einzulagern, ſein Korn oder ſeine Wolle, und die Kirche zum Magazin und zur Depoſiten-Bank auch ſeiner weltlichen Güter zu machen. Das ſollte man denken.

Aber juſt das Entgegengeſetzte geſchieht. Wenn Staat und Kirche ſich ſtreiten, ſo ſieht man die Volksgemeinde ſchon längſt — nicht nur ſtumm und ſchweigend, wie König Heinrichs Höflinge, ſondern mit lautem, ermunterndem Beifall auf der Seite des Staates ſtehen! Da braucht denn kein Sully mehr zu wiſſen, um was man ſtreitet, und Recht und Unrecht erſt zu unterſuchen. Die Kirche muß unrecht haben! Die Kirche muß dieſe Umkehrung des natürlichen Sachverhaltes verſchuldet haben! Dieſer Umkehrung muß notwendig eine andere entſprechen, mit der ſie wie in einer richtig angeſetzten Gleichung in Proportion ſteht. Der Staat, welcher Recht und Freiheit des einzelnen zu überwuchern ſcheint, wird dann Recht und Freiheit des einzelnen noch immer beſſer vertreten, und die Kirche, welche eine Zuflucht gegen den Staat zu ſein ſcheint, wird ihre Burg ſchon längſt in eine Zwingburg und in eine noch ärgere Freiheits- und Rechts-Amputation verwandelt haben, wenn man zwiſchen beiden ſo wählt, wie es die Volksgemeinde tatſächlich tut. Dieſer Schluß iſt ſo untrüglich wie z. B. der Schluß, daß in der Erde, wo ich Fiſche fand, einſt Waſſer geweſen ſein muß.

Sie haben unrecht, Sire! Die Kirche muß notwendig un-

recht haben, welche Klagen anſtimmt über Eingriffe in ihre Freiheit. Die ganze Welt würde ja dieſe Freiheit verteidigen! Wenn die Welt dieſe Eingriffe zuläßt, ja ſie ermuntert und wünſcht, ſo zeugt das gegen die Kirche. Die Fiſche im Erdboden überzeugen mich nicht ſo feſt, daß das einſt Seeboden war, als ich dann überzeugt bin, daß die Kirche im eminenteſten Grade ſchlecht und verkehrt [illegible]tſchaftet hat. Ich brauche den einzelnen Streitfall und die v[illegible]nde Tatſache gar nicht zu kennen; dieſer Schluß genügt. Der Eingriff des Staates in die Kirche zeugt prima facie gegen die Kirche. Wer iſt denn der Staat anders als eben die Kirchengemeinde? Nur auf einem anderen Gebiete und mit einer anderen Seite der Menſchennatur.

Wenn aber eine Gemeinde gegen ihre eigene Inſtitution operiert, ſo muß dieſe Inſtitution ſchädlich, fehlerhaft, hinderlich, zweckwidrig und verkehrt geworden ſein; die Barmherzigkeit ſelbſt könnte nicht anders ſchließen. Klage der Kirche gegen den Staat — Sie haben unrecht, Sire! Hätten Sie recht, ſo brauchten Sie gar nicht zu klagen. Alle Welt würde Sie decken und ſchützen.

„Freie Kirche im freien Staat!" Schön. Aber die Kirche iſt ein Verein von Gläubigen — alſo ein Verein. Damit unterliegt ſie dem Vereinsrecht und dieſes Recht, wenn ihr wollt, mögt ihr eine Freiheit nennen. Daß euch aber dabei kein Betrug unterläuft! Sagt man denn: Freier Singverein im freien Staate? Freier Turnverein im freien Staate? Freier Bankverein im freien Staate? Warum ſagt man das nicht? Weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß eine moraliſche Perſon frei iſt: innerhalb ihrer Rechtsſphäre. Warum geizt nun die Kirche ſo eifrig nach dem Beiworte „frei", was kein anderer Verein tut? Vielleicht weil ſie, zum Unterſchied von anderen Vereinen, juſt frei ſein will außerhalb der gültigen Rechtsſphäre? Gut! das gibt dann eine „freie Kirche", aber keinen freien Staat mehr. Der „freie Staat" iſt dann heuchleriſch hinzugeſetzt, um die Nichtdenker zu betäuben. Entweder du nimmſt das kleinere Stück und ich das größere, oder ich nehme das größere und du das kleinere.

„Freie Kirche im freien Staate." Die Volksgemeinde hat mit der Verwaltung ihrer überſinnlichen Bedürfniſſe die Kirche beauftragt und der Beauftragte will alſo frei ſein vom Auftraggeber? Unter dieſen Umſtänden wäre jeder Gutsverwalter — Gutsherr! Iſt doch die Volksgemeinde der Staat. Und welches Mittel hätte die Volksgemeinde, ihren Verwalter zu regieren, als eben ihre Geſamtmacht, vulgo Staatsmacht? Und die ſollte ſie nicht anwenden dürfen, weil die Kirche ſo gut frei iſt, wie der Staat? Aber die Kirchengemeinde bin ich ſelbſt, das Volk, und die Staatsgemeinde bin ich auch ſelbſt, das Volk.

Freie Kirche im freien Staate, das heißt: ich ſoll alſo frei ſein von mir ſelbſt? Ich ſoll mir ſelbſt nichts mehr drein zu reden haben? Solche Weſen gibt es wirklich — aber hinter den Gittern der Narrenhäuſer! Nur der Narr hat ſich ſelbſt nichts mehr drein zu reden; ſeine Schritte leitet der Irrenarzt. Bin ich aber im normalen Beſitze meines Selbſtbewußtſeins, ſo leite ich alle meine Schritte. Dann nenne mir keinen Schritt — z. B. den kirchlichen — welchen ich nicht zu leiten hätte. Selbſtbewußtſein heißt Selbſtbeſtimmung. So wenig ich aus meinem Selbſtbewußtſein etwas ausſcheiden und ſagen kann: das ſoll Nichtbewußtſein ſein, ſo wenig kann ich aus meiner Selbſtbeſtimmung etwas ausſcheiden und ſagen: das will ich nicht beſtimmen.

Unausſprechlich falſch iſt daher ſchon die Frage geſtellt, ob der Staat das Recht hat, die Kirche zu regieren. Er hat gar nicht die Möglichkeit, dieſe Regierung zu unterlaſſen! Hat denn ein Vernünftiger die Möglichkeit, gleichzeitig ein Raſender zu ſein?

„Freie Kirche im freien Staat" hatte einen Sinn, als der Staat noch der Fürſt war — L'etat c'est moi. Damals aber hatte der freie Staat keinen Sinn. Seit der Staat im Volke liegt und konſtitutionell regiert wird, nämlich durch das Geſetzgebungsrecht der Volksvertreter, bekommt der „freie Staat" einen Sinn; jetzt aber verliert die „freie Kirche" ihren Sinn. Dem fürſtlichen Abſolutismus gegenüber mochte man die Kirchenfreiheit betonen, nämlich die Volksfreiheit auf dem Terrain, wo ihr am ſchwerſten beizukommen. Iſt aber das

Volk ſelbſt Geſetzgeber, dann kehrt ſich die Sache um und Kirchenfreiheit würde dann ſagen: das Volk ſoll nicht Geſetze geben und Oberaufſicht üben in hochwichtigen Volksangelegenheiten, nämlich in kirchlichen! Dann wäre alles, was Kirchenfreiheit iſt, Abzug von der Volksfreiheit! Kurz, wie früher der Fürſt, ſo wäre es jetzt die Kirche, welche ſagen würde: L'etat c'est moi. Der Abſolutismus hätte nur ſeine Rolle gewechſelt, aber die Rolle wäre nicht untergegangen.

Damals, zur Zeit des fürſtlichen Abſolutismus und ſeiner Tyrannei, mochte die Kirche dem Volke zuwinken: wir beide wollen frei ſein vom Tyrannen! Heute aber wird der grobe und plumpe Betrug ſofort offenbar, wenn wir die Gleichung: Staat = Volk anſetzen und an dieſer Gleichung jetzt die Phraſe prüfen: freie Kirche im freien Volke. Wie alſo, wird die Kirche jetzt auch noch dem Volke zuwinken: wir beide wollen frei ſein — vom Volke?! Der Blödeſte lacht, dem Dümmſten gehen die Augen auf!

Schon längſt lächelt der Jeſuit mit arger Liſt, aber jetzt endlich ſpricht er ſo: Gut, mein philoſophiſcher Herr Feuilletoniſt, ich glaube Sie zu verſtehen. Sie laſſen die Zweiheit Staat und Kirche in eine Einheit aufgehen, die Sie Volksgemeinde nennen, und nun demonſtrieren Sie, daß Geiſtlich und Weltlich nicht jedes für ſich frei ſein kann, ſondern daß ſie beide zuſammen, wie Leib und Seele, eine einzige freie Perſönlichkeit ausmachen. Angenommen, mein Herr Feuilletoniſt. Der Staat regiere die Kirche mit, aber dann regiere die Kirche auch den Staat mit! Oder wie? regiert denn die Seele nur den Leib und nicht auch der Leib die Seele? Macht der Hunger nicht moraliſche Motive? Machen gewiſſe Blutkongeſtionen nicht jene Unſumme von moraliſchen Motiven und Impulſen, welche wir Liebe nennen? Sagt nicht ſchon euer großer Heidenprophet Schiller: unſere Philoſophie ſchlägt um, wie unſere Pulſe anders ſchlagen?

Bravo, Herr Pater, ſo ſind Sie in ihrer Rolle! Sie haben ſich da ſtill und unbemerkt ein Bild erſchlichen wie „Leib und Seele", und flugs wirtſchaften Sie mit dem Bilde wie wir mit Begriffen. So kennt man die Kirche. Auf Bildern

und Wortſpielen — wie Fels St. Petri, Schlüſſel St. Petri — beruht ja ihr ganzes Geſchäft. Aber ſo haben wir nicht gewettet. Ich will nicht einmal ſagen: der Staat regiert zwar eine Eiſenbahngeſellſchaft mit, aber die Eiſenbahngeſellſchaft regiert nicht den Staat mit; dieſe „Eiſenbahngeſellſchaft" wäre ja wieder ein Bild, wie „Leib und Seele" ein Bild war. Nein! Ich habe geſagt, die Kirchengemeinde iſt ein Verein, aber der Staat iſt der Verein aller Vereine; ſie iſt der *Teil* und der Staat iſt das *Ganze*. Das habe ich geſagt. Und ich meine das nicht einmal in dem rohen und materiellen Sinne, daß z. B. der Staat mehrere Konfeſſionen umfaſſen kann, welche dann ſichtlich und handgreiflich Vereine ſind. Im Gegenteil. Auch dort, wo ſich der Staat der Glaubenseinheit rühmt, wie in Tirol, Spanien, Schweden und Norwegen, wo Mann für Mann, jedes Mitglied der Staatsgeſellſchaft Mitglied der nämlichen Religionsgeſellſchaft iſt, auch dort wäre die Kirchengemeinde doch nur der Teil, aber die Staatsgemeinde das Ganze. Nämlich warum? Die Glaubensgemeinde hat nur *ein* Intereſſe: was ſoll nach dem Tode ſein? die Staatsgemeinde aber hat viele Intereſſen. Das iſt's, die *Singularität* des Kirchenintereſſes und die *Pluralität* des Staatsintereſſes, das iſt's, was die Kirche zum Staat in ein Verhältnis ſetzt wie den Teil zum Ganzen. Und das Ganze regiert zwar den Teil, aber der Teil nicht das Ganze. Und darum iſt der Staat die höchſte Majeſtät auf Erden und ſelbſt die Kirche — deren Stoff ein ſo erhabener — ſteht nicht *über* ihm, nicht einmal *neben* ihm, ſondern *in* ihm. Neben dem Staate ſteht nichts. Was neben mir ſteht, das ſteht ja außer mir; aber außer dem Staate kann nichts ſtehen. Der Staat iſt in Wahrheit jene Horaziſche Souveränität und Oberhoheit:

Unde nil majus generatur ipso
Nec viget quidquam simile aut secundum!

Auch ein Faſtenprediger

Das Volk hat ſchon längſt mehr Höflinge als die Höfe.

„Volk, du biſt groß! Volk, du biſt tugendhaft!“ deklamierte der Volkshöfling Robespierre — derweil ſein Henker dem Volke die Köpfe abſchlug. Der Weihrauch war eben damals noch neu und ſtand im Preiſe ungemein hoch. Seitdem legen die Volkshöflinge auf die Köpfe des Volkes einen geringeren Wert, den weitaus größeren dagegen auf das Geld des Volkes. Dieſer Wendepunkt in den Wertverhältniſſen findet um die kritiſche Zeit — der Quartalwende ganz beſonders ſeinen prägnanten Ausdruck.

Volk, du biſt fortgeſchritten! Volk, du biſt aufgeklärt! Volk, du biſt gebildet! Volk, du biſt autonom! Volk — du ſollſt abonnieren!

Die Vorteile dieſer veränderten Praxis ſpringen in die Augen. Auf der einen Seite gewinnt man Geld, und auf der andern verliert das Volk doch ſeine Köpfe nicht. Und wenn es den Kopf auch verliert, ſo macht es immer noch einen Unterſchied, ob es den Kopf verliert unter Henkershand oder unter den Samthänden der Schmeichler. In letzterem Falle nämlich behält der Verlierende wenigſtens noch die äußeren Zeichen des Kopfes: Haut, Bein, Knorpel, ein Binokle und eine ſelbſtzufriedene Miene dazu. Dieſe Kleinigkeiten machen ihm Freude und uns anderen ſind ſie wertlos. Wem verlohnte es der Mühe, ſie ihm zu rauben?

So iſt es denn ſeit dem Volksdienſte Robespierres, welcher das Geld verachtete, aber begierig nach Köpfen war, ein entſchiedener Fortſchritt, ein Syſtem umzukehren, und dem Volke nichts abzuſchmeicheln als die wirklichen Werte, nämlich das Geld, dagegen die eingebildeten, nämlich die Köpfe, ganz außer Rechnung zu laſſen.

Freilich hat ein geſcheiter Mann geſagt: die Höflinge Lud-

wigs XIV. haben ſeine Urenkel geköpft. Iſt das wahr — und faſt ſcheint es ſo — dann hätte auch das Volk, welches immer ſein eigener Urenkel iſt, von ſeinen Höflingen nichts Beſſeres zu erwarten und wären die heutigen Volkshöflinge um nichts harmloſer als jener tugendhafte Maximilian, welcher zugleich Höfling und — Henker des Volkes geweſen.

Etwas Aehnliches müſſen nun ihrerſeits — zu ihrer Ehre ſei es geſagt — die Höfe von jeher geahnt haben, denn ſie erfanden ſich zu den Höflingen die Hofnarren; zum Gifte das Gegengift. Der franzöſiſche Hof ſetzte ſtatt des Hofnarren die Maitreſſe, was vielleicht perſönlich angenehmer, aber geiſtig nicht ſo erfriſchend, moraliſch nicht ſo geſund war, und in allen Folgen davon ging es ihm denn auch wirklich ausgezeichnet ſchlecht. Umgekehrt haben die deutſchen Fürſten und Höfe, ſo viel ihrer ſind, niemals ein — Urenkel-Malheur erlebt, was ſich ohne gelehrte und tiefe Unterſuchungen ganz einfach aus Flögel erklären möchte, denn in ſeiner „Geſchichte der Hofnarren" fällt es auf, daß bei weitem die größte Zahl der luſtigen Räte unſerm glücklichen Deutſchland zukommt. Die ausländiſchen Höfe haben von dieſer Inſtitution kaum genaſcht; aber ſo recht derb und fröhlich ſich ſatt gegeſſen hat ſich am witzigen, volkstümlichen, freimütigen und wahrhaftigen Hofnarren eben nur Deutſchland. Dieſer ehrliche Kerl iſt ein echt deutſcher Hausſegen. Der deutſche Hofnarr hat die deutſchen Höfe gerettet.

Aber, wie geſagt, die Zeiten haben ſich geändert und nun hat ſchon längſt das Volk mehr Höflinge als die Höfe. Dringend, ja brennend wird unter dieſen Umſtänden die Frage: Wo iſt alſo die Remedur dieſes ſüßen Giftes, wo ſind die Hofnarren des Volkes?

Im Luſtſpiel!

Ach nein. Eh das Luſtſpiel einen geadelten Kaufmann lächerlich macht, hat es ſchon hundert wirklich Adelige verſpottet. Das Luſtſpiel iſt ein gar zahmer Narr, ein gar parteiiſcher Narr.

In den Witzblättern.

Auch nicht. Die Witzblätter verſpotten weit mehr die herr-

ſchenden als — die abonnierenden Stände. Wer es wüßte, was alles nicht gedruckt wird „unſerer Abonnenten wegen", der könnte es nicht bloß behaupten, ſondern beweiſen, daß die Hofnarren viel freimütiger gegen die Fürſten ſein durften, als die Witzblätter gegen das Volk es ſind.

Alſo auf der Kanzel!

Das ließe ſich hören. „Die Kapuzinerpredigt" hat nicht erſt Schiller klaſſiſch gemacht; der Kapuziner hatte ſeit je den Kredit eines derben, draſtiſchen, unerſchrockenen, volkstümlichen Zucht- und Strafhumoriſten, alſo eines Hofnarren des Volkes im beſten Sinne, wenn das Wort auch profan klingt. Der Auguſtiner Abraham a Sancta Clara iſt heute noch unvergeſſen. Er konnte nicht fein und zierlich ſein in einer Zeit, welche grob und geſchmacklos war, in der Zeit der Veltheimſchen Truppe und Lohenſteins und Hofmannswaldaus; aber er war ein Rieſe an Temperament und Erfindung, ein Kalifornien an Poſſenhumor, ein unerſchöpfliches Meer an Einfällen, Wendungen, Variationen, eigenen und fremden Gedanken, zuſammengeleſenem und Mutterwitz. Er war alles, was den deutſchen Hofnarren groß gemacht hat; zwei Generationen des Volkes hat er allein gründlicher gekitzelt, geſchüttelt und gebeutelt, als alle Hofnarren aller Höfe zuſammen.

Aber das *war* und iſt nicht mehr. Wie iſt die Weltweite, welche Abrahams Genie der Kanzel verliehen, ſeitdem zuſammengeſchrumpft! Wie iſt ſie arm und klein geworden! Vor der heutigen Kanzel ſteht nicht mehr *der Menſch*, der ganze und volle Menſch, ſondern nur noch *der Parteimann*. Wenn ſie nicht ſchimpfen kann auf den Liberalen, auf den Journaliſten und Juden, ſo iſt ſie faſt ſtofflos. Sie ſieht die menſchliche Eitelkeit nur noch — auf der Ringſtraße; ſie ſieht das menſchliche Himmelſtürmen, welches ſo alt iſt wie Prometheus und die Titanen — nur noch in einem Feuilleton! Da haben ſie vor dritthalb Jahren ein Feuilleton geleſen: „Kinder und Kindermärchen", und würzen mit den Ausfällen darauf noch heute ihre Faſtenpredigten! Von demſelben Autor hätten ſie vor dritthalb Wochen ein anderes Feuilleton leſen können: „Herkules und Alpheus", wo ein gewiſſer Liberalismus

mit einem faulen Sumpfwaſſer verglichen war, welches den Augiasſtall nicht nur nicht reinigt, ſondern auf den alten Miſt noch neuen Schlamm abſetzt. Nun ſollte man denken, das wäre ein Brocken für ihren eigenen Schnabel. Man ſollte meinen, es könnte ihnen nur willkommen ſein, alles was der Liberalismus Anzügliches über ſich ſelbſt ſagt. Ja, wenn ſie feinere Ohren hätten! Aber ſie ſind blind und taub in ihrer Parteileidenſchaft. Sie ſehen und hören nicht. Ganz in ihr Ich verkrochen, merken ſie nur, wer der Kirche nicht dient, aber ſchon nicht mehr, wer auch den Götzen der Welt nicht dient. Arme Leute! Wie klein habt ihr zu rechnen angefangen, wenn in eure Rechenſtube, wo einſt die Welt umgeſetzt wurde, nicht einmal mehr ein einzelner Menſch in ganzer Lebensgröße hineingeht! Wie ſoll die ganze Zeit, das ganze Volk hineingehen?

Nein, auch die Kanzel leiſtet dem Volke nicht, was der luſtige Rat dem Fürſten geleiſtet hat. Sie ſagt nicht dem ganzen Volke die Wahrheit, ſondern höchſtens einem Bruchteil desſelben, den ſie ſpeziell haßt — und dem ſagt ſie nicht ſelten die Unwahrheit.

Bemühen wir uns nicht länger. Wir werden den freimütigen, wahrheitsredenden, unbefangenen, auf ſeiner Höhe ſtehenden Hofnarren des Volkes nirgends finden als dort, wo wir bei allem Schlechten alles Gute, bei allem Defizit alle Deckung, bei allem Tode alles Leben und Blühen finden, nämlich eben im Volke ſelbſt. Was das Volk fehlt, das beſſert es auch. Für jede Schuld erweckt es ſich ſelbſt ſeinen Rächer. Dieſer Rächer aber kann nie einer Partei angehören, kann nie ein Amt haben und verpflichtet ſein, kann nie engagiert, abonniert, patentiert, privilegiert; er kann nicht anders als frei ſein und freiwillig handeln. Das iſt ſein erſtes und vornehmſtes Kennzeichen.

Sein zweites, aber kaum minder bedeutendes iſt: daß er überhaupt nicht am Schlechten, am Toten, am Defizit doktert; das tut der Prediger, der Moraliſt, im äußerſten Falle der Kriminaliſt. Nein, der Hofnarr des Volkes wählt das ſcheinbar Gute, das ſcheinbar Lebendige und Blühende, das ſcheinbar Reiche und Volle zum Gegenſtand ſeines Zucht- und Straf-

humors. Ariſtophanes zeigte den Athenern ihren Verfall im höchſten Zenit ihrer Staatsblüte. Bogumil Goltz geißelt „die Bildung und die Gebildeten", während alles nach Bildung ſtrebt und den Volksunterricht zu ſteigern ein allgemeines Bedürfnis iſt. Auf welchem Humanitäts- und Fortſchrittsprogramm unſeres Jahrhunderts ſtünden nicht Wohltätigkeits-Vereine, Gelehrten-Kongreſſe, Bürgerwehren und Nationalgarden? Nun ſehe man aber, wie z. B. Guerazzi, einer der genialſten Hofnarren des Volkes, über alle dieſe Herrlichkeiten denkt. Wir wollen eine Probe davon in der nächſten Nummer mitteilen und fürchten nichts Ueberflüſſiges zu tun, denn leider ſind auch die beſten Italiener noch nicht ſo bekannt unter uns, wie die Franzoſen viel tieferen Ranges. Gewiß zum Schaden der Mode-Leſewelt, denn es gibt einen Punkt, wo Italien doch das klaſſiſche Mutterland bleibt und Frankreich nur ſeine Provinz. Hat Frankreich auch den Ruhm der modernen Kultur durch ſeine Freiheit der Arbeit und des Eigentums; ſtellen die Colonni, die Facchini und Lazzaroni auch unter leichter chriſtlicher Tünche oft genug noch das Bild eines alten verrotteten Sklavenſtaates dar; die bevorzugteren Geiſter der Italiener erinnern dagegen nicht minder und nicht ſeltener an die republikaniſchen Patrizier, an den grandioſen Charakterausdruck der Antike. Die aufrichtige Wut, der wildſchöne Grimm, die naive Grauſamkeit, womit ſich der Italiener ſittlich entrüſten kann, überbietet dann weit die ähnlichen Regungen des Franzoſen, die an Koketterie und Theatereffekt zu kränkeln kaum aufhören, während in der Sprache Machiavells noch immer vernehmlich die Quellen des alten Römerbodens rauſchen, die Quellen, aus welchen Cato, Lucretius, Tacitus, Juvenal und Petronius geſchöpft.

Wohltätigkeits-Vereine, Gelehrten-Kongreſſe und Bürgerwehren

(Nach Guerazzi)

Die Alten, von einem wunderbaren Drange getrieben, Erbarmen zu üben, unterſchieden das öffentliche Unglück gerade, wie die Botanik verſchiedene Geſchlechter von Blumen in Familien klaſſifiziert, und gründeten zur Abhilfe einer jeden beſondere Gebäude, für die uns heute ſelbſt die Namen verloren gegangen ſind. So nannten ſie Xenodochien die Häuſer, welche beſtimmt waren zur Unterſtützung der lebensmüden Pilger; Orphantrophien die, wo die Waiſen erzogen und unterrichtet wurden; Nosokomien die für die Kranken; Ptochotropien die, in welchen die Armen Unterhalt fanden; Gerontokomien die, wo alte Leute Pflege fanden; Brephotrophien die Gebäude zur Aufnahme Neugeborner und Findlinge. Die aufrichtigſten Wohltätigkeits-Anſtalten hatten ihren Urſprung in dem Gemüte des Volkes, denn das Unglück iſt die Humanitäts-Lehrerin für Unglückliche. So ſoll der Schuſter Sorore die Spitäler, die Laſtträger von Florenz die Brüderſchaft der Barmherzigkeit aufgebracht haben.

Ich kann mich aber nicht enthalten, zu bemerken, wie auch in den ſogenannten barbariſchen Zeiten des Mittelalters die Barone und die Burgherren im Lande ſich gaſtfreundlich gegen die niedrigſten Pilger, ja ſelbſt gegen die Juden erwieſen haben, gegen welche in jener Zeit doch ein ſo tiefes Vorurteil herrſchte.

Was bedeutet nun unſer modernes Prunken, wenn man wenig und ſchlecht getan hat, was die Väter reichlich und gut taten? Was ſoll die Luſt, große Zettel an die Straßenecken aufzukleben für eine ſo winzige Menſchenliebe? Wozu der Trompetenſchall, die Freudenfeuer, das Drucken von allen Namen und Titeln

dieſer Wohltätigkeitströdler? Ich erblicke darin die höchſte Eitelkeit und die Luſt, mit geckenhaftem Scheine zu erſetzen, was der baren Wirklichkeit abgeht.

Ich weiß einen Fall, wo eines jener traurigen Weiber, welche ſich Präſidentinnen von Kinderbewahr-Anſtalten nennen, die ſchamloſe Frechheit hatte, einer armen Mutter von vier Kindern, die ſie um Hilfe bat, die allzugroße Fruchtbarkeit ihres Leibes vorzuwerfen. Solche Weiber entwickeln dann eine unglaubliche Geſchäftigkeit mit Briefſchreiben, Beſuchen, Sitzungen-anſagen und mit Auffindung aller möglichen Beweggründe — das Haus zu verlaſſen und Zuſammenkünfte zu halten, bei welchen die chriſtliche Liebe nichts gewinnt, aber die gute Sitte viel einbüßt. Der Mann kommt nach Hauſe und findet ſeine Frau nicht. Er wartet lange, aber umſonſt. Wo iſt ſie hin? In die Rettungsanſtalt. Wo hielt ſie ſich auf? In der Rettungsanſtalt. Wehe, wenn er ſich einfallen läßt, Klage zu erheben! Die Weiberſchar tut ihn in Acht und Bann, erklärt ihn für einen Türken und Menſchenfreſſer, ſetzt ihn auf den Index wie ein verbotenes Buch, und wenn ſie nicht einig werden, ihn zu verbrennen, ſo geſchieht es nur darum, weil ſie in ihren Vereinen überhaupt niemals einig werden.

Ach, Freund! wenn du ſiehſt, wie viel Geld zum Henker geht für Briefe, Umſchläge, Siegellack und Petſchaft, ſo würdeſt du lachen vor Wut, nachdem du gleichzeitig wüßteſt, wie viel Pfund Fleiſch dieſe ſchnöden Weiber das Herz haben in den Topf zu werfen, worin ſie eine Suppe für neunzig arme Mädchen kochen wollen: wenn ein Schaf im Arno ertrinkt, ſo gibt's eine beſſere Fleiſchſuppe. Für vortrefflich und untadelhaft würde ich die Wirkungen der Kinder-Rettungsanſtalten halten, wenn ich ſie nur vollſtändig entwickelt und verwaltet ſähe ohne jenen ſchlimmen Wurm der Eitelkeit und den noch ſchlimmern der Heuchelei. Als Chriſtus ſprach: „Laſſet die Kinder zu mir kommen", da hatte er keine Sekretäre, berief keine Sitzung, brauchte keine Briefumſchläge, Siegellack und Petſchaft.

Gegenſeitiger Unterricht, Bürgerwehren, Sparkaſſen, Gelehrten-Kongreſſe ſind von der ſchlimmſten Wirkung; nicht an ſich, aber durch die ſelbſtzufriedene Kleintreiberei ihres Gemäkels und

durch die Art, wie ſie von Größerem abziehen. Dieſe und andere Erfindungen ſollten Architrave, Kapitäler und ſonſtige Ornamente des geſellſchaftlichen Gebäudes ausmachen, anſtatt daß man den Fundamentalbau, wie die Sache jetzt ſteht, den Teufeln der Welt überläßt und ſich begnügt, die ſüßlichen Köpfchen, Löckchen und Flügelchen der Englein aus Gips oder Terrakotta dranzukleben. Beſchäftigt ſie zu Hauſe, ſo werden ſie nicht auf die Stadt achten; beſchäftigt ſie in der Stadt, ſo werden ſie des Staates vergeſſen. Das iſt der Sinn, womit die reaktionären Haifiſche das liberale Spielen der Goldfiſchlein zulaſſen. So ſchrumpfen Leute, die ſich vor Gott und Welt zu Reformatoren des Jahrhunderts beſtimmt glaubten, zu Reformatoren der Univerſität Padua zuſammen und [dürfen], indem ſie im Schweiße ihres Angeſichts Waſſer und Seife zuſammenrühren, mit dem rühmlichen Bewußtſein ſterben, die Luft mit herrlichen Seifenblaſen erfüllt zu haben.

Ob ich die Bürgerwehren gleichfalls für Gift halte? Natürlich muß ich das und zwar, warum? Die Heilkunde wie die Deſpoten kennen kein Mittel, deſſen ſie ſich mit größerem Glücke bedienten, als eben die Gifte. In Republiken können die Bürger allgemein bewaffnet auftreten und vielleicht auch hier nicht ohne Gefahr, da das bewaffnete Volk ſich ſelten beſcheiden, vielmehr allzuoft nur geneigt zeigt, ſeinen Leidenſchaften und Launen zu folgen, woraus häufig Aufruhr und Verwirrung entſteht. In Monarchien aber ſollt ihr nur wenigen das Waffentragen geſtatten und vorzugsweiſe den Parvenus, den Kaufleuten, den Menſchen, welche mit Handel und Wandel zu tun haben; es mag auch gut ſein, einen oder den andern von den Großen, ebenſo ein paar der Geringſten zuzuziehen. Die Maſſe des beſitzenden Volkes wird ſich von der Ueberzeugung durchdringen, indem es ſich ſelbſt verteidige, ſchütze es gleich „die göttliche Weltordnung", und gegebenfalls werdet ihr ſehen, daß ſie zur Beſchützung ihrer Oelkrüge und ihrer Speckſeiten die Kühnheit eines Horatius Cocles auf der Pfahlbrücke entwickeln.

Auf die Großen und das gemeine Volk muß man nicht zählen, und zwar darum: jene laſſen ſich von ganz beſonderen Launen leiten und ihre Leitung wird oft ſchwierig, immer aber unſicher.

Das niedrige Volk wird durch Verzweiflung zuverſichtlich; da es nichts zu verlieren hat, liebt es die Unordnung, um im Trüben zu fiſchen. Nichtsdeſtoweniger ſchlug ich vor, einige der Großen und einige der Kleinen zu nehmen, und zwar, um ſie von der Maſſe ihrer eigenen Standesgenoſſen zu trennen, um Argwohn in ihrem Stande zu ſäen und dieſen ſeiner Führer zu berauben.

Früher hielt man die Ariſtokratie für den beſten Vermittler zwiſchen Monarchie und Demokratie; die Erfahrung lehrt aber, daß für dieſen Zweck um tauſend Perzent beſſer der Mittelſtand taugt. Er iſt mit wenigem zufrieden: meßt ihm alljährlich tauſend bis zweitauſend Ellen eines grünen, roten oder gelben Bandſtreifchens zu, gießt von Zeit zu Zeit einen Regen von neuen Spielpapieren über ihn aus, vor allem aber Lächeln, Lächeln in Hülle und Fülle! Tut das, und fort mit der Würde des Bürgertums! Fort mit allem, was im Tacitus und Seneca ſteht, die man aber gleichwohl in allen höheren Bürgerſchulen pauken und ochſen läßt, der lieben „Bildung" wegen! Mit anderen Segeln muß man in neuen Meeren ſchiffen. Drückt die Hände, ſchüttelt die Arme rechts und links, daß die Ellbogen knacken, habt Geduld, eine alberne Geſellſchaft auszuhalten, wagt es, bei Tiſche die Frau des Präſidenten von einer Handelskammer an eure ahnenreiche Seiten zu ſetzen, ſchämt euch nicht, mit der Tochter eines Börſenſyndikus den Ball zu eröffnen, und ihr werdet eine Bürgermiliz haben, welche es Prätorianern, Strelitzen, Mameluken und Janitſcharen zuvortut. Kein Bürger eurer Miliz wird glauben, er ſei reaktionär geworden; ſie werden darauf ſchwören und ſterben, die Gewalthaber ſind liberal geworden! —

Das wäre denn auch eine Faſtenpredigt! Dabei ſoll es völlig dahingeſtellt bleiben, ob Guerazzi für ſein Dezennium oder für das unſrige, ob er für Italien oder für Deutſchland mehr Recht hatte, ja ob er überhaupt Recht hat. Es war nur der Beweis zu führen, daß das bürgerliche Element alle Talente und Kräfte, deren es bedarf, um ſich ſelbſt zu korrigieren, ſich ſelbſt auch erzeugt; daß der große und vielfach verdorbene Herr, das Volk, noch immer wahrhaft groß genug iſt, um ein offenes Ohr zu haben für den luſtigen Rat von ſolcher Kühnheit und Freimütigkeit, und daß der traurige Rat, anſtatt über die großen Ge-

ſter ſich zu ärgern, wohltäte, ſich zu Gemüte zu führen, warum er die beneideten Wirkungen derſelben nicht zu erreichen vermag.

Frohnleichnam und die Liberalen

(2. Juni 1872)

Wenn ein ehrlicher Mann nicht oft genug im Laufe des Jahres über verlogenes und unehrliches Weſen ſich zu betrüben hätte, ſo käme gewiß und unfehlbar wenigſtens ein Tag in jedem Jahre, an welchem die Lüge pünktlich ſich einſtellt. Dieſer Tag iſt Fronleichnam und die Lügner ſind leider die Liberalen.

Der öffentliche Triumphzug einer Kirche, welche der Bildung Scheiterhaufen angezündet und welche noch heute die Bildung verflucht, verletzt die Gefühle der Gebildeten. Sie wünſchen, dieſe Straßen-Triumphzüge zu unterdrücken. Je gerechter dieſer Wunſch iſt, — und die Liberalen zweifeln hoffentlich nicht an ihrer eigenen Gerechtigkeit, — deſto ehrlicher könnten ſie mit der Sprache herausgehen und der Wahrheit die Ehre geben. Im Namen der Wahrheit und der Gerechtigkeit könnten ſie frank und frei ſagen: Alle Handlungen der Andacht gehören ins Innere der Häuſer und nicht auf die Straßen. Es iſt einer vorgeſchrittenen Volksbildung unwürdig, aus religiöſen Empfindungen ein Schaugepränge zu machen. Ueberdies iſt es für die übrigen Religions-Geſellſchaften nahezu beleidigend. Denn wenn weder der proteſtantiſche, noch der griechiſche Chriſt, noch der Jude, noch der Mohammedaner, welche alle unſere Mitbürger ſind und ein Mitrecht an unſere Straßen haben, ihrem Glauben Triumphzüge veranſtalten, warum ſoll es juſt der katholiſche Glaube? Er ſcheint dadurch direkt einen Vorzug über ſie und indirekt eine

Kränkung gegen ſie auszuüben. Das hatte ſeinen guten Sinn, als die katholiſche Kirche tatſächlich noch die herrſchende Kirche war und den übrigen höchſtens Duldung zukam. Unſer heutiges Recht kennt aber nur noch „anerkannte Religions-Geſellſchaften", dagegen keineswegs eine „herrſchende" Religions-Geſellſchaft. In Uebereinſtimmung mit dieſem Rechte wäre es daher logiſch und eine Forderung des ſimpelſten Anſtandes, dem katholiſchen Kirchen-Zeremoniell einen Straßenaufzug zu verſagen, der wie die Geltendmachung eines Vorrechts und wie der Triumph eines Herrſchers ausſieht.

So könnte der Liberalismus ſagen und ſo müßte er es, das wäre ſein gutes Recht und ſein feſter Rechtsboden. Leider iſt er — zu feig dazu! Er nennt ſein Kind nicht beim rechten Namen, ſondern gibt ihm den verkehrteſten von der Welt. Er proteſtiert gegen die Fronleichnamsumzüge, — man rate aus welchem Grunde? nicht doch, unter welchem Vorwande? Aus Geſundheitsrückſichten!

Ein Wetter iſt entweder warm oder kalt. Menſchen ſind entweder groß oder klein. Der Liberalismus iſt ſo geiſtreich, dieſe Tatſachen zu bemerken, und da mit den Fronleichnams-Prozeſſionen auch kleine Menſchen mitgehen und da das Wetter dabei entweder warm oder kalt iſt, ſo macht der Liberalismus aus dieſen Tatſachen ſeine — gewichtigen Gründe! Scheint die Sonne, ſo lamentieren die liberalen Volksblätter: „die armen Maderln" bekommen den Sonnenſtich; und iſt es kalt, ſo fürchten ſie: „die klan' Wurzerln" bekommen den Katarrh!

Dieſen Blödſinn muß ich Jahr für Jahr in jeder Fronleichnamswoche hinabſchlucken und noch dazu von den eigenen Geſinnungsgenoſſen. Es iſt traurig!

Bei Gott, der Liberalismus iſt noch nicht ſo weit, um ſich den Luxus der Verlogenheit erlauben zu dürfen. Lügen darf eine Partei, welche herrſcht, aber in ihrer Herrſchaft bereits wieder bedroht wird. Noch hat ſie Macht genug, um ungeſtraft lügen zu können, und ſchon hat ſie Furcht genug, um mit jedem Mittel, alſo auch der Lüge, ſich behaupten zu wollen. In der Naturgeſchichte der politiſchen Parteien iſt das das Stadium der Lüge.

Eine Partei aber, die um ihre Herrſchaft erſt ringt, wie

der Liberalismus, braucht noch Wahrheit und Reinheit. Für ſie kommt das Lügen noch zu früh und iſt noch eine zu ſchlechte Waffe. Das Lügen iſt überhaupt bloß Schutzwaffe, und zwar eine ziemlich elende. Die Angriffswaffe aber ſoll immer gut ſein. Wahrlich, wenn „die weißen Maderln" ſtatt mit dem Fronleichnams-„Umgang" mit einem Konſtitutions-Umgang gingen, wie in der Schweiz oder in Nordamerika, ſo möchte ich wohl wiſſen, ob ſie dann auch den Sonnenſtich oder den Katarrh in den liberalen Blättern bekämen! Ich möchte überhaupt wiſſen, ob Kinder nur in vier Wänden geſund ſind und ob es ihnen gleich tödlich wird, wenn ſie zwei Stunden im Freien zubringen?

Auf ſo flacher Hand liegt in dieſem Falle die Lüge der Heuchelei!

Und weil Einen das am bitterſten ärgert, was Einem von den eigenen Lieben geſchieht, ſo hätte ich nicht übel Luſt, den Liberalen eine Fronleichnamspredigt zu halten, mit dem ganzen Grimm einer moraliſchen Indignation. Aber wie ſagt Draper? „Es würde fürwahr ſehr unglücklich beſtellt ſein, wenn nationale Heuchelei keine beſſere Entſchuldigung als individuelle hätte." Das läßt ſich hören! Und in unſerem Falle heuchelt längſt nicht mehr ein einzelnes, liberales und zeitungſchreibendes Individuum, ſondern eine ganze politiſche Partei, ein ganzer Bruchteil der Nation. Das erheiſcht einen anderen als bloß moraliſchen Maßſtab. Es will hiſtoriſch-politiſch, es will philoſophiſch begriffen ſein.

Und wer hätte es beſſer begriffen, als der zitierte Draper, der amerikaniſche Chemiker und Phyſiolog, deſſen „Geſchichte der geiſtigen Entwicklung Europas" vielleicht einen Rang einnimmt neben Bukles Geſchichte der Ziviliſation, aber leider nicht im entfernteſten ſo gekannt und geleſen iſt.

Ich kann mir daher nicht verſagen, die Stelle, welcher jener Satz entlehnt iſt, in ihrem ganzen Zuſammenhange hieher zu ſetzen. Es iſt die originell, aber echt philoſophiſch gedachte Bemerkung über „die Organiſation der Heuchelei", wie es Draper nennt, und ſeine Reflexion lautet wie folgt:

„Zwiſchen jener Periode, während welcher ein Volk ſich durch

ſeine Phantaſie hat leiten laſſen, und derjenigen, in welcher es die Vernunft zum Führer wählt, liegt ein melancholiſcher Zwiſchenraum. Der Menſch iſt ſo geartet, daß er noch lange, nachdem er die Unrichtigkeiten des Aberglaubens entdeckt hat, davor zurückſchreckt, ſich offen von deſſen Herrſchaft zu befreien, und, durch die Macht der Umſtände gezwungen, zum Heuchler wird, indem er öffentlich dem ſeinen Beifall zollt, was er heimlich verdammt. Wo ſich Nationen in ſolchem Uebergange befinden, iſt dieſe Gewohnheit ſo allgemein, daß man in Wahrheit ſagen kann, die Heuchelei ſei organiſiert. Es iſt möglich, ganze Staaten anzutreffen, welche in dieſem beklagenswerten Zuſtande leben. So, ſtelle ich mir vor, muß es in vielen Teilen des römiſchen Reiches unmittelbar vor der Einführung des Chriſtentums ausgeſehen haben. Selbſt wenn Ideen bereits der öffentlichen Meinung gewichen ſind, kann ihre politiſche Macht doch ihre geiſtige noch überdauern und dadurch den Zuſtand der Heuchelei hervorrufen."

„Allein es iſt nicht zu leugnen, daß dieſes Uebel in einem gewiſſen Grunde von der Lage der Dinge unzertrennlich iſt. Es würde fürwahr ſehr unglücklich beſtellt ſein, wenn nationale Heuchelei keine beſſere Entſchuldigung als individuelle fände. Im geſitteten Leben befindet ſich die Geſellſchaft ſtets in der gebieteriſchen Notwendigkeit, in geſetzlichen Formen vorwärts zu ſchreiten, und ſolche Formen laſſen ſich nicht, ohne ernſtliches Unheil herbeizuführen, vermeiden. Staatsweſen zu plötzlich von den Banden alter Vorſtellungen losmachen heißt nicht, ihnen die Freiheit geben, ſondern ſie in politiſche Landſtreicherei ſtürzen, und daher kommt es, daß große Staatsmänner Gebräuche, deren weſentliche Bedeutung verſchwunden und deren geiſtige Grundlage unterhöhlt iſt, zu geſtatten, ja zu erzwingen pflegen. Die Wahrheit gelangt nicht ſofort, ſondern erſt allmählich zur Herrſchaft. Anfänglich, ſolange ihr Einfluß noch intellektuell und individuell iſt, wirkt ſie auf die Vernunft, dann dehnt ſie ihre Sphäre aus, indem ſie, namentlich durch die öffentliche Meinung, einen moraliſchen Zwang ausübt und endlich ſammelt ſie für ſich ſogar phyſiſche und politiſche Kraft. Solange dieſer allmähliche Uebergang dauert, herrſcht eine organiſierte Heuchelei:

Nationen dahin zu bringen, ſich neuen Ideen zu überlaſſen, iſt nicht Sache eines einzigen Tages."

Ich will nun nicht ſo unartig ſein, der katholiſchen Gemeinſchaft das baldigſte Aufhören der Fronleichnams-Prozeſſionen zu wünſchen; aber ich will ſo ehrlich ſein, meiner eigenen, der liberalen Gemeinſchaft, das baldigſte Aufhören ihrer Heuchelei zu wünſchen! —

Mündlich und Schriftlich

(28. Juli 1872)

Wußt' ich es doch; ich werde kaum Tannengrün und Waldbäche wieder geſehen haben, ſo wird mein alter geheimer Ekel vor der Zeit und ganz beſonders vor den Zeitungen ſo unwiderſtehlich hervorbrechen, daß mich zur Abwechslung mit dem Staatsanwalt vielleicht die Redaktion ſelbſt konfisziert.

Aber glauben Sie mir's, lieber Herausgeber, glauben Sie mir's ſo feſt, als ob es „Raphael an Julius" ſchriebe, — es iſt nichts mit den Zeitungen! Das ganze Zeitungsweſen iſt ein Unſinn, ſobald es nicht Propaganda macht, und welche Zeitung macht denn Propaganda? Keine einzige! Erobert denn uns der „Volksfreund"? Oder erobert der „Korreſpondent" den Grafen Lamezan? Und wir leſen einander wenigſtens, was doch der günſtigſte Fall iſt. In der Regel aber bewegt ſich jede Zeitung um ihren eigenen Leſerkreis und wird außer dieſem nicht mehr geleſen. In einer Zeitung hält eine gewiſſe Geiſtes- oder Geſinnungsgruppe einen Monolog mit ſich ſelbſt; das iſt alles. Aber der Monolog iſt unfruchtbar, fruchtbar iſt nur der Dialog.

Dem Altkatholizismus iſt eine Preſſe wohlgeſinnt, deren Auflage eine Geſamtziffer von Hunderttauſenden repräſentiert. Wie

kommt's, daß der Altkatholizismus ſelbſt aus den Einheiten und Zehnern gar nicht vom Flecke rückt? Gebt uns einen Luther! ſchreit die Welt. Nun, und was weiter? Ein Luther würde in eurem Fortſchritts-Jahrhundert — eine Zeitung herausgeben und damit um keinen Schritt fortſchreiten. Wir hätten einen Redakteur mit andern Redakteuren und dieſer Redakteur drehte ſich um ſein Redaktionsbureau und zuletzt kaufte ihn eine Bank auf, wenn er's ſchon hoch gebracht hätte! Das wäre in eurem heutigen Fortſchrittsſumpf ein Mann wie Luther!

Freilich wußte Luther die Preſſe ſeiner Zeit, ſo tief ſie in den Kinderſchuhen ging, auch zu benützen. Aber ich ſage bloß „auch". Denn ſeine kräftigſten Vorſtöße führte dieſer Rieſe nicht mit der Preſſe und dem ſchriftlichen Verfahren, ſondern mit der Perſönlichkeit und dem mündlichen Verfahren. Er disputierte. Er predigte. Und disputierend und predigend wanderte er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und die er gewonnen, taten dasſelbe und disputierten und predigten von Land zu Land, von Grenze zu Grenze. So ergriff die Bewegung Europa. Heute würden ſie im Kaffeehaus hocken, die Naſe in der „Partei"-Zeitung, im weislich-geſchloſſenen Mund die Zigarre, und die Bewegung ergriffe keine Katz. So operiert „die ſechſte Großmacht", wie der Philiſter ſeine Zeitungsmakulatur nennen möchte!

Kurz, Luther operierte zu ſeiner Zeit mit dem ganzen Vorteil, welchen heutzutag nur noch der Ultramontanismus im Beſitze hat, aber er allein und wir andern mitnichten. Seht, der Ultramontanismus gibt auch Zeitungen heraus; aber ſein Hauptrüſtzeug iſt das mündliche Verfahren, die Kanzel. Wir gegeben nur Zeitungen heraus. In dieſen zwei Wörtchen und ihrem unermeßlichen Unterſchiede liegt unſere ganze Dummheit. Es gehört eine Vierfüßigkeit dazu, welche aller Faſſungskraft ſpottet, wie man in dieſer ungleichen Partie von einem „Kampf mit Rom" faſeln mag. Wieſo kämpft man denn? Man verſchmiert ein paar Zentner Druckerſchwärze, welche in ihren eigenen Bart hineinmurmelt. Das nennt man „Kampf".

Kampf wäre es, wenn unſere Lichtfreunde, wie es die alten Reformatoren getan, dem Volke unmittelbar predigten. Wenn

ſie hinausgingen, wo es am finſterſten iſt, in die Pfarren der verbiſſenſten Pfarrer, an die Sitze der unwiſſendſten Biſchöfe, und die kirchlichen Fragen im Zudrang der Menge, vor den Augen und Ohren aller erklärten und auslegten. Oder fürchtet ihr, daß es allzu buchſtäblich auf „Kampf", nämlich auf Mord und Totſchlag hinausliefe? Ei bedenkt doch! Eh die Proteſtanten proteſtantiſch wurden, waren ſie ja auch Katholiken, und einem verdummten und verhetzten Volke haben ja auch die lutheriſchen Prädikanten gepredigt. Wir leſen aber nicht, daß ſie erſchlagen worden. Oder wäre unſer moderner Fortſchritt ſeitdem zurückgeſchritten? Hätten unſere Bauern mehr Roheit, oder unſere Liberalen weniger Courage, als im finſteren Mittelalter? Aber ſchließlich hat doch der moderne Staat im 19. Fortſchrittsjahrhundert eine halbe Million Soldaten in ſeinen Kaſernen liegen, was das finſtere Mittelalter nicht hatte. Und wenn ihr in einem beſonders böſen und biſſigen Pfaffenneſt eine Vorleſung oder ein Kolloqium ankündet, würde euch der Staat nicht mit einer halben Jäger-Kompagnie den Rücken decken, der moderne Fortſchrittsſtaat, der ja ſo viel für Schule und Aufklärung tut und ſo viele Orden und Verdienſtmedaillen für Kunſt und Wiſſenſchaft hat! Meint ihr nicht? Oder meint ihr es nur in den Kaffeehäuſern der Ringſtraße und nicht auch beim Schilcher in Stainz und bei den Knödeln von Hippach?*) Wie weit reicht „unſer fortgeſchrittenes 19. Jahrhundert" und ganz beſonders unſer eigenes Vertrauen auf den Ruf, den wir ihm machen? Ich hoffe recht weit!

Aber dem ſei, wie ihm wolle. Ich wollte nur ſagen, was Kampf iſt. Kampf iſt das perſönliche Auftreten Aug' in Aug' mit dem Gegner, die perſönliche Herausforderung des klerikalen Wühlhubers und Volksverführers, kurz das Einſetzen der Perſönlichkeit. Das iſt Kampf, weil das allein Sieg und

*) In Stainz (Steiermark), wo ein beliebter Schilcher, eigentlich Schiller-Wein wächſt, iſt bekanntlich der liberale Bürgermeiſter Hangi von einem durch den Beichtſtuhl fanatiſierten Bauernburſchen meuchlings erſchoſſen worden. — Hippach, in Tirol, der Wahlbezirk des Abgeordneten Pater Greuter, eines leidenſchaftlich-tätigen ultramontanen Volksagitators.

Erfolg iſt. So hat Luther geſiegt, ſo hatte die Reformation Erfolg.

In meiner waſſerſchäumenden Sägmühle zwiſchen Felſen und Tannen ſitze ich hier unter Holzknechten und Kuhhirten, unter einem armen, unwiſſenden Volke, deſſen ganzer Lebenskreislauf außer dem Zirkel der Tagespreſſe liegt. Was dieſes Volk denkt und glaubt, iſt alles von Mund zu Mund überliefert; wer ihm gedruckte Wahrheiten einverleiben wollte, z. B. daß Petrus niemals in Rom war, der könnte ebenſo gut in ein Ofenloch reden. Kein Zeitungsblatt verirrt ſich hieher. Aber angenommen, es geſchieht und der klerikale Bauer fängt den Artikel zu leſen an, ſo zerreißt er ihn ſicher in Fetzen, wenn er merkt, wo es hinaus will. Er lieſt ihn gar nicht zu Ende. Wie hilflos iſt das Schickſal des Druckpapiers! Aber angenommen, er lieſt ihn zu Ende, ja, er geht ihm ſogar im Kopfe herum, ſo kommt der Pfarrer und ſetzt ihm den Kopf wieder zurecht. Der Pfarrer ſpricht, aber die Zeitung kann nicht mehr darauf antworten. Sie iſt ſtumm wie eine Maſchine, nachdem ſie ihr Stücklein geſpielt hat. Erſt der Verfaſſer des Artikels, erſt der lebendige Menſch könnte wieder darauf antworten. Und dieſe Antwort allein begriffe die Volksmenge. Sie wäre Zeuge davon, wie der Pfarrer verlegen wird, wie er rot wird, wie er grob wird, wie er Ausflüchte macht, wie er ſich widerſpricht, wie er die Antworten ſchuldig bleibt, wie er ſtottert, ſchwitzt und endlich verſtummt, rettungslos verſchlungen und begraben von der Flut des Beweiſes. Und das Bäuerlein, das die gedruckte Zeitung zerriſſen hat, folgt der mündlichen Verhandlungsſzene mit ſcharfen Sinnen, mit vergnügter und geſpannter Aufmerkſamkeit, läuft von weit und breit herbei, iſt gar nicht zu halten, rennt mit der Familie und der ganzen Freundſchaft zu der öffentlichen und feierlichen Disputation. Aber welch ein anderer Erfolg nun, wenn es auf dieſe Art bewieſen iſt, daß Petrus niemals in Rom war, d. h. daß dem römiſchen Papſttum ſein beſter Rechtstitel fehlt, als wenn es — in einem Zeitungsblatt ſteht! Denn ein ganz anderes Publikum lieſt und ein ganz anderes und größeres Publikum iſt's, welches hören und ſehen will. Das Leſen geſchieht ſpärlich und ungern, das Sehen und Hören iſt be-

liebt und allgemein menſchlich. Die volkstümlichſte Form iſt und bleibt die dramatiſche. Kein Reiz größer als der Dialog.

Seit ſich das liberale Bürgertum, entweder mit zufälliger Gedankenloſigkeit oder mit bewußter Feigheit, dazu verſtehen konnte, den Erſatz des Worts durch die Preſſe wie ein ebenbürtiges und ſelbſtverſtändliches Aequivalent zu etablieren und die heiligſten Funktionen der Rede — der Maſchine anzuvertrauen: ſeitdem gebe ich die Freiheit Europas auf.

„Sieh', das Gute liegt ſo nah!"

(10. März 1872)

„Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du nicht ſelber ein Ganzes werden . . . ſchließ' an ein Ganzes dich an." Schiller.

Der arme Stremayr iſt nicht umſonſt konſtitutioneller Miniſter! Was er da vertritt, iſt ſchwerlich auf ſeinem Beete gewachſen; es iſt viel wahrſcheinlicher, daß er wie Unſereiner denkt, oder beſſer geſagt, daß er denkt — wie er ſelbſt; aber was er unterſchreibt, auch wenn es wie [bei] Götz von Berlichingen nur eine angeſchraubte Hand wäre, es iſt wenigſtens ſein Tintenfaß. Und das konſtitutionelle Tintenfaß iſt verantwortlich! Völlig Recht und ganz in der Ordnung iſt es daher, daß die liberale Preſſe Oeſterreichs und Deutſchlands wie ein Mann gegen einen Kaiſer Ferdinand II. anſtürmt, wenn ſich derſelbe — Doktor Stremayr ſchreibt. Der Ferdinand mag dreißigjährige Kriege für ſeinen Papſt führen; wenn aber der Doktor Stremayr päpſtelt, ſo führen wir ſelbſt Kriege gegen ihn. Ganz recht iſt das und in heiligſter konſtitutioneller Ordnung. Dem Doktor Stremayr gegenüber darf man nur altkatholiſch ſein.

Dagegen den Altkatholiken gegenüber darf man wohl ein wenig — im Vertrauen sprechen. Wer Teufel, würde ich sagen, wenn nicht von heiligen Dingen die Rede wäre, wer Teufel heißt euch schwach sein? Seit wann hat der Schwache Recht bekommen? Recht bekommt man nur nach dem Grade der Wahrscheinlichkeit, als man sich's allenfalls *nehmen* könnte. Seid stark und ihr bekommt Recht, seid schwach und man stremayrt euch. Wer heißt euch schwach sein? Schwächer zu sein, als ihr es zu sein brauchet, denn ihr könntet stärker sein!

Alt hin, alt her, ihr seid neue Gemeinden. Und wer heißt euch neue kleine Gemeinden gründen, da ihr Mitglieder von älteren und größeren Gemeinden sein könntet? Von Gemeinden, längst schon wurzelständig auf einem alten historischen Rechtsboden, längst schon in der Verfassung, Ausübung, Besitz, Macht, Ansehen und unzerstörbarer befestigter Sicherheit?

Ihr protestiert gegen einen unfehlbaren römischen Papst. Gut. Aber gegen den römischen Papst protestiert hat schon vor 350 Jahren ein gewisser Doktor Martin Luther, wenn ich nicht irre. Ist seine Arbeit nicht eure Arbeit? Und ist seine Arbeit nicht brauchbar? Wozu doppelte Arbeit? Der Tisch ist gedeckt, ihr brauchtet nur Platz zu nehmen. Wozu von neuem Bettelbrot essen vor allen Türen von Statthaltereien und Ministerien? Gegessen, in Blut und Tränen gegessen, ist längst dieses bittere, kummervolle Brot, aber Gott sei Dank, es ist desungeachtet verdaut, gut verdaut und hat angeschlagen. Es ist ein blühendes Muskelfleisch und gesundes Knochenmark geworden.

Als die päpstliche Unfehlbarkeit das Licht der modernen und endlich zivilisierten Welt erblickte, erwartete ich daher von allen liberalen katholischen Hausvätern, wenn sie ihre Pflicht tun wollten, nichts Anderes, als einen Massenübertritt zum Protestantismus. Ich täuschte mich und der liberale Katholizismus gründete sein eigenes Kirchlein, eine mikroskopisch-kleine, infusorisch-winzige, altkatholische Winkelkirche. Warum das?

Ei, weil er nicht eben lutherisch werden wollte. Weil er bleiben wollte, was er war; weil er beim Alten bleiben wollte, weil er, nur ohne das neue Dogma, gut katholisch bleiben wollte.

Daß ich das glaubte! Und die heute Altkatholiken sind, wa-

ren also wirklich vor dem verhängnisvollen 6. Juni 1870 gute römische Katholiken, sind fleißig beichten gegangen und in die Missionen gelaufen, haben die Fasttage gehalten, sind nach Mariazell gewallfahrtet, waren vielleicht sogar Severinus- und Michaelisbrüder? Ja, waren sie das? O, über die Begriffsverwirrung und Selbsttäuschung! Also mit einem Worte: sie waren schon früher in der Opposition, sie waren schon früher protestierende Katholiken; sie waren reif!

Das wäre eins. Das andre aber ist: war denn nicht Luther selbst der Altkatholik seiner Zeit? Gibt Luther, gibt irgend ein Lutheraner zu, daß er nicht die echte und wahre, allgemeine apostolische Kirche, also kurz und gut, die katholische Kirche sei? Und haben sie nicht pünktlich und bis aufs I-Tüpfelchen recht? Das ganze Mittelalter wollte die Verbesserung und Reinigung der katholischen Kirche, wollte die „Reform an Haupt und Gliedern", wie man es nannte. Die Kirche selbst und die Fürsten rangen sich in wiederholten Konzilen müde an den Versuchen; — aber es ging nicht. Endlich griff es, unter Luthers Führung, der gebildete deutsche Mittelstand an; — da ging's! In wenigen Jahren war die ganze katholische Kirche reformiert, verbessert und gereinigt. Ein Erzbischof von Köln heiratete und glaubte nicht aus seiner katholischen Kirche ausgetreten zu sein: ja, streng genommen stand die Partie so, daß der Papst selbst hätte heiraten und Luthers Reformation annehmen können. Es waren weit mehr politische als kirchliche Gründe, daß es anders kam. Den Bemühungen der Jesuiten und den militärischen Reaktionen der Fürsten gelang es leider, die Kirchenverbesserung auf großen Länderstrecken wieder rückgängig zu machen, und erst von da an trat die Notwendigkeit ein, jenen Teil der verbesserten Kirche, der nicht mehr umzubringen war, von dem umgebrachten mit einer neuen Namensnennung zu unterscheiden. Man nannte die gereinigte und verbesserte Kirche die lutherische, protestantische, evangelische, reformierte Kirche, aber unter allen Namen war und ist sie in Ewigkeit nichts Anderes, als eben die gereinigte und verbesserte altkatholische Kirche!

Wie schade, daß das die Völker Oesterreichs vergessen haben!

Aber wozu ſchreibt die menſchliche Gattung ihre Geſchichte, wenn ſie zuletzt ſo geſchichtslos lebt wie die Vögel in der Luft und die Fiſche des Waſſers? Was hilft denn leſen- und ſchreibenlernen, wenn der eine nicht lieſt, was der andere geſchrieben hat? Die Zeiten, wo ſich der Oeſterreicher nicht bilden durfte, ſind ja längſt ſchon vergangen: Jeder lernt leſen und kein Buch iſt verboten. Warum macht der Oeſterreicher nicht Gebrauch von ſeiner Freiheit? Gibt es ein wichtigeres Buch für den liberalen katholiſchen Oeſterreicher als die Geſchichte der Reformation? Die Geſchichte der Reformation und Gegenreformation in Oeſterreich? Weiß er nicht, daß „die reine evangeliſche Lehre" ſchon in großer Majorität der Glaube ſeiner Väter war? Und wenn Khevenhüllers Dragoner und Dampierres Küraſſiere die reine evangeliſche Lehre mit Roſſeshufen zertreten; weiß er nicht, daß die Roſſe krepiert ſind, aber der Boden noch da iſt und, Gott ſei Dank, auch die Freiheit da iſt, ihn wieder anzubauen? Wozu eine neue altkatholiſche Kirche, anſtatt anzuknüpfen an die ſchon vorhandene altkatholiſche Kirche unſeres teuern, ehrwürdigen Doktor Luther, des Lehrers und Führers unſerer Väter? Iſt er wirklich vergeſſen? Iſt es wahr, daß Reaktionen, Jeſuiten und Säbel auf immer und ewig ſiegen können? Ach, dann ſpreche man nicht von Fortſchritten! Für eine erwürgte Aufklärung iſt eine Dampfmaſchine ein ſchlechter Erſatz!

Und ſchließlich ſage man ja nicht, — denn ich fürchte, die Fortgeſchrittenſten und Aufgeklärteſten werden es wirklich ſagen wollen, — man ſage ja nicht: auch das Luthertum habe ſchon längſt ſeine Pfaffen und Mucker, aber man wollte jetzt etwas Neues und Reines. Neues, ja, aber Reines? Werdet denn ihr noch rein ſein nach 350 Jahren? Nur keine Konfuſion! Nur keine Unklarheit über Hauptſache und Nebenumſtände! Nicht das iſt die Hauptſache, daß eine Kirche rein iſt, ſondern das iſt's, daß ſie die Freiheit der Bewegung habe, ſich beſtändig zu reinigen. Und dieſe Freiheit fehlt der evangeliſchen Kirche wahrhaftig nicht. Ein Theologe wie David Strauß wäre in unſerer katholiſchen Kirche keinen Augenblick möglich; in ſeiner proteſtantiſchen hat er ſich ſtets als einen guten Proteſtanten betrachtet, und ſeine heftigſten Gegner konnten und durften ihm's

nicht beſtreiten. Ich dächte, damit könnte man zufrieden ſein. Trotz Muckern und Pfaffen gibt es in der gereinigten Kirche Luthers keine Autorität, gegen welche eine andere Autorität nicht kritiſch auftreten dürfte. Es gibt keine *blinde* Autorität. Das iſt die Hauptſache; mehr braucht keine Kirche zu ihrer Freiheit.

Wenn etwas an Döllingers Wirken richtig iſt, deſſen Gründung des Altkatholizismus ganz ſicherlich unrichtig iſt, ſo iſt es ſein ſtrebender Gedanke, dieſen und den Proteſtantismus einander zu nähern.

Darüber muß ſich jeder Denkende klar ſein: eine kirchenbildende Kraft beſitzt unſere Zeit nicht mehr. Wer das durch Denken nicht wüßte, den hätte es bereits die Erfahrung gelehrt, — die Erfahrung, wie vor dreißig Jahren der Deutſchkatholizismus auflebte und abſtarb: ein getreues Vorbild des Altkatholizismus!

Jeder ſeiner Kirche entwachſene Katholik, der es verſchmäht, ſich für konfeſſionslos zu erklären, ſollte ſich daher zweimal geſagt ſein laſſen, was unſer großer Nationallehrer und Dichter mit dem vorſtehenden Worte ſagt. Das Ganze, das der neue Altkatholik nicht ſelbſt mehr bilden kann, iſt der alte Altkatholizismus, iſt der geräumige und vielgliederige Bau der evangeliſchen Kirche, fähig, jede Nuance aufzunehmen und an ihren Platz zu ſtellen; fähig jeden Fortſchrittsdrang ſich entwickeln zu laſſen und legitim zu befriedigen.

Vogelſchau der Pfingſttaube

(Pfingſten 1874)

Pfingſten iſt gleichſam der offizielle Geburts- oder Namenstag des heiligen Geiſtes. Und deuten wir die kirchengeſchichtliche Sage ſymboliſch, ſo betrachtet ſich der Punkt, der zu Pfingſten erreicht iſt, wirklich am beſten aus der Vogel-Perſpektive, z. B. der Taube, welche mit ausgebreiteten Flügeln

freiſchwebend in den Lüften erſcheint. Iſt doch Pfingſten ſelbſt die Vogel-Perſpektive des ganzen Jahres, nämlich der höchſte Stand desſelben, wie Weihnachten der tiefſte. Und wieder iſt die Vogel-Perſpektive naturgemäß die reichſte, fülligſte, weitſichtigſte, gleichſam die optiſche Intelligenz, daher dem Vogel katexochen Geiſt und Weisheit zukommt, was bei den heidniſchen Ariern „der weiſe Vogel Simurg" und bei den chriſtlichen Ariern eben die Heilige Geiſt-Taube verſinnlicht.

Der weiſe Vogel Simurg, der auf dem heiligen Berge Kaf reſidierte, war, wenn ich nicht irre, eine Art Adler; der chriſtliche Weisheitsvogel — iſt nur eine Taube! Das arme Täubchen ſchwingt ſich nicht eben hoch und ſieht nicht ſehr viel; aber mit welch entzückend charakteriſtiſcher Selbſt-Ironie iſt dann juſt dieſes Symbol von einer Kirche erwählt worden, welche überhaupt nicht ſehen will, welche Einfalt und Unwiſſenheit zu ihrem Staatsprinzipe, dagegen Lehre und Unterricht zum Gegenſtande ihres Abſcheus gemacht hat. Das ſchauderhafte Latein der Vulgata verteidigend, ſagte Papſt Innocenz großartig: „Es iſt des geoffenbarten göttlichen Wortes höchſt unwürdig, ſich an die Vorſchriften des Donat zu binden." Ein goldenes Wort! Das wahre Motto des Katholizismus!

Donat war ein Schulmeiſter und Königgrätz haben bekanntlich die Schulmeiſter geſchlagen, d. h. Roms ergebenſte Großmacht aus Italien und Deutſchland, aus dem Herzen Europas hinausgeſchlagen. Wie ſo ein Schulmeiſter ſein Bakel ſchwingt, wenn man ſeine Aufgaben nicht ordentlich lernt!

Du haſt geſiegt, Donat! könnte heute Innocenz ausrufen, wenn er ſein ungrammatiſches Prinzip im Niedergang ſähe, wie Julian ausrief: Du haſt geſiegt, Galiläer! als er es ſterbend im Aufgange ſah. Die Welt iſt rund und dreht ſich. Wer beim Donat nicht ſitzen will, muß ſchließlich doch noch ſitzen — nämlich in Poſen, Köln, Paderborn uſw. uſw. und ſchlecht und recht als Hans lernen, was er als Hänschen zu lernen verſchmäht hat. Ungeſtraft verhöhnen läßt ſich von keiner Offenbarung der Welt — die göttliche Offenbarung: ala, alae. Das ſind ewige Wahrheiten und die Pforten Roms ſollen ſie nicht überwältigen!

Du haſt geſiegt, Donat! Das Schulbuch erweitert ſeine Grenzen und das Meßbuch muß ſich in ſeinen richtigen halten, nämlich die ſtille Meſſe des Herzens leſen, nicht auf dem lauten Markte der Welthändel lärmen. Das iſt in Kürze das Reſultat, wenn die Geiſt-Taube Vogelſchau hält über den Geiſt-Fortſchritt ſeit den letzten zu den heutigen Pfingſten. Die Geiſt-Taube hat Urſache, über den Geiſt-Fortſchritt ſich zu freuen, denn es iſt der Rückſchritt der Küchenmeſſer, welche die Taube zu ihrem Braten entwürdigen. Die Würde Gottes verträgt ſich ſehr wohl mit der Würde der Grammatik. Du haſt geſiegt, Donat!

Gegrüßt ſei uns in Spanien der Sieg, wo die Kanonen von Bilbao dem Küchenmeſſer, das über der Stadt ſchwebte, endlich Heft und Klinge zerbrochen. Es iſt ein großer Schritt vorwärts auf der Bahn des Sieges, wenngleich nicht der letzte Sieg. Dieſer Karliſtenkrieg ſteckt dem Lande tiefer im Blute, als man glaubt, denn daß ich es nur frei ſage: ich halte ihn für die tauſendjährige organiſche Geſchichtsanlage Spaniens, ich halte ihn mit einem Worte für den uralten Krieg der Gothen und Mauren! Es iſt das Ringen zwiſchen dem milden, toleranten Kulturlichte, das die edlen Mauren über ihr ſelbſtgeſchaffenes, mit Fleiß und Bildung gepflegtes Paradies ausgegoſſen, und zwiſchen den ſchwarzbrandigen, finſtern Pyrenäenſchatten, den bigotten Tiroler Bergen Spaniens, die ſich wie eine bange Sonnenfinſternis einſt herabwälzen, Bibliotheken und Schulen zerſtören, die Lichter in Granada und Sevilla auslöſchen und die Lichter der Scheiterhaufen dafür anzünden durften. Seitdem aber iſt der Schatten wieder kürzer und kürzer geworden und mehr und mehr kriecht er in ſeine Bergſchluchten zurück, wo endlich der Tag von Bilbao ſeiner langen ſchwarzen Schleppe eine nicht zu verwindende Schleppabtretung zugefügt hat. „Flieh', große Königin der Nacht!" ſang man allegoriſch zu Kaiſer Joſefs Zeiten, als der Lichtengel Mozart in ſeine Saraſtro-Poſaune ſtieß, die nie mehr verſtummen wird. Flieh', unheimliche Inſtitution mit deinen drei ſchwarzen Damen Habſucht, Grauſamkeit und Ignoranz, flieh' von deinem Thron, der ein Fels iſt, ein dürrer, unfruchtbarer Pyrenäen-Felſenthron, nicht ein ſchön

bewäſſertes mauriſches Fruchtparadies, dem du die Quellen vertrocknet, das du zur Wüſte gemacht. Flieh', große Königin der Nacht — und dem „letzten Seufzer des Mauren" folge der letzte Seufzer des Römers!

Zwiſchen dieſen zwei Seufzern liegt die Tragödie Spaniens, aber der letztere wird auch die Katharſis ſein!

Die Pyrenäen, das böſe Karliſtengebirge, die Wiege des ſpaniſchen Guſtav Chorinsky, des ſinnlich-konfuſen Leutnants Ignaz Loyola, haben ihre Schatten auch auf der Nordſeite eingezogen, und auch in Frankreich wird's wieder lichter. Die Wetterſcheide der Dummheit ſcheint überſchritten, der Bund der Rache und der Dummheit in Auflöſung. Zwar die Rache wird bleiben, aufhören aber wird die Dummheit — um Elſaß und Lothringen zu rächen, das ganze übrige Frankreich in einem ſilbernen Rauchfaß zu verbrennen! So ſchwer es iſt, dem paradoxen Lande, wo man mit dem Kopfe fühlt und dem Herzen denkt, ein feſteres Zutrauen zu ſchenken, ſo ſchwer kann es eben deshalb — auch die Dame von Lourdes tun! In dieſem Lande tanzt man nicht nur auf einem Vulkane, man kniet auch auf einem. Und der Vulkan fängt ohne Zweifel wieder zu kreißen an, und bald wird noch mehr ins Rollen kommen als das erſte abgebröckelte Steinchen, Duc de Broglie. Immerhin aber bröckelt und rollt es ein wenig anders als das prophezeite „Steinchen" des Unfehlbaren.

Wohin, wohin im Fluge, mein allerliebſtes Täubchen? klingt mir's anakreontiſch im Ohre. Nach Oeſterreich? Ei, was gibt es in Oeſterreich zu ſchauen? Wahrhaftig ein neues taubenfrommes Fortſchrittchen! Und gut aus der Tauben-Vogelſchau zu ſchauen, die nicht ſehr hoch iſt, denn entfernter würde es vielleicht kein ſichtbarer Gegenſtand mehr ſein, das kleine, winzige Fortſchrittchen. Ein Täubchen könnte es zu Neſte tragen, ſo klein iſt es, das Fortſchrittchen der konfeſſionellen Geſetze, aber — parva sed apta mihi. Sei's drum. Fünfzig Prozent unterm Einkaufspreis — auf Ehre, wir haben viel höher gekauft! Indeſſen — die Zeiten ſind teuer, das heißt auch wohlfeil. Beſcheiden wir uns. „O Freund, das wahre Glück iſt die Genügſamkeit, und die Genügſamkeit hat überall genug!"

würde Stremayr nach Goethe ſagen, und Goethe bloß noch hinzuſetzen: „O Weisheit, du ſprichſt wie eine Taube!" Laß dir alſo, mein allerliebſtes, anakreontiſches Pfingſt-Täubchen, „ἁραμὴ πέλεια", laß dir das neue öſterreichiſche Fortſchrittchen genügen, welches den Unheiligen deiner heiligen Kirche denn doch einen kleinen Heiligkeitszaum anlegt, oder anlegen kann, oder anlegen könnte.

Du ſiehſt, wie unheilig ſie ſind. Da haben ſie mit ihren böſen giftigen Zungen ſchadenfroh darüber geſpottet, daß eine Feier der konfeſſionellen Geſetze durch das allgemeine Elementar-Unglück der Ueberſchwemmungen zu Waſſer geworden — „die Schiefgezauberten, uns zur Laſt Verkehrten!" wie Rahel ſagen würde. Sie haben noch den Mut, im Hauſe des Gehenkten vom Stricke zu reden! Nach den Mai-Prozeſſionen um Regen und Felderſegen erinnern ſie an die Mai-Ueberſchwemmungen und verwüſteten Felder! Noch tönt mir's im Ohre — ich lag im Morgen-Halbtraume, wo man ſo häufig über den Ort ſeines Aufenthaltes in ſchlaftrunkener Unklarheit ſchwebt — ich glaubte auf Otahaiti, auf den Fidſchi-Inſeln, bei den Karaïben zu ſein, wie barbariſch mißtönend ein plärrendes und heulendes Diſtonieren in meine Morgenträume hineinquietſchte — da wachte ich auf, wachte auf in Europa, im Schoße der Kultur, am Fuße des Stefansturmes, in der Weltſtadt Wien. Und was ſo ohrenzerreißend unmuſikaliſch gequietſcht, das war die Mai-Prozeſſion, welche die Noten-Intervallen verachtete, wie Innocenz den Donat. Sie baten den Wettermacher-Gott, den Geiſt, den ſie begriffen, um Regen, und ſiehe da, tags darauf begann es zu regnen! „Das wird Waſſer auf die Mühlen der Pfaffen ſein," ſagte mir eine Dame, welche vom Morgenſtändchen der Mai-Prozeſſion gleichfalls aufgeweckt worden; aber die Waſſer ſtrömten und ſchwollen ohne Aufhören und waren nicht Waſſer auf Mühlen, ſondern riſſen die Mühlen in Grund und ſchwemmten ſie fort und überſchwemmten Gärten, Aecker, Felder und Wieſen, verderbten Menſch und Vieh und ſtifteten Schaden von Millionen an!

Ob wir das Fortſchrittchen brauchen können! Parva sed apta mihi — es bleibt dabei!

Zuletzt auf Deutſchland ſchauend, laſſen wir, erhabene heilige Pfingſt-Taube, unſere Pfingſt-Vogelſchau lieber verſtummen, denn wer möchte Worte machen, wo die Taten ſo ſchön ſind?! Zwar ſollſt du mich recht verſtehen. Die deutſche Kirchenpolitik imponiert mir nicht in dem phraſeologiſchen Sinne jenes vulgären Zeitungs-Liberalismus, welcher beſtändig in Selbſtbewunderungs-Schweiß ausbricht: wie wir's ſo herrlich weit gebracht! Sieht man über ſeine Naſe, oder, mein gutes Täubchen, über ſein Schnäblein hinaus, ſo hat man ja niemals aufgehört, ſich fleißig und fleißig vor Augen zu halten, daß der bewundertſte und verhimmeltſte Fortſchritt in der Regel nur an einen längſt dageweſenen, aber abgeriſſenen Faden anknüpft. Was tut denn Haus Hohenzollern im neunzehnten Jahrhundert Anders, als daß es die Kirchenpolitik des Hauſes Hohenſtaufen und des dreizehnten Jahrhunderts eben nur wieder aufnimmt und fortſetzt, nämlich die ghibelliniſche Kirchenpolitik, welche Haus Habsburg nicht zu ſeinem und Europas Segen faſt auf ein halbes Jahrtauſend mit der guelfiſchen vertauſcht hat. Wir ſind wieder auf gut und alt-deutſch im ghibelliniſchen Fahrwaſſer; das iſt alles.

Und ohne das Vatikanum und das päpſtliche Unfehlbarkeits-Dogma wären wir in dieſem guten, altdeutſchen, hiſtoriſch-richtigen Fahrwaſſer noch immer nicht. Erſt die geiſtliche Verblendung mußte der weltlichen Erleuchtung nachhelfen, daß ſie ſich tapfer in Marſch ſetzte. Aber Arnim, der vor dem Vatikanum uns warnte, ſollte diesmal der Klügere und Bismarck, der die Warnung leicht nahm, der Unbeſonnenere geweſen ſein? Wie vorſchnell geurteilt! Zugegeben, daß Arnim die Folgen des Vatikanums mit Scharfſinn vorausgeſehen; wie aber, wenn Bismarck die Folgen der Folgen vorausgeſehen hätte? Wenn der kühnrechnende Staatsmann gedacht hätte: Laßt ſie ihr Maß nur voll machen, um ſo beſſer! das eben iſt's, was ich brauche: einen Uebergriff in die weltliche Sphäre, damit ſie mir endlich vor die weltliche Klinge kommen! Wie dann? Allerdings gedachte dann Arnim ein Uebel zu verhindern, wie ein guter Diplomat aus der alten, ein wenig nach der Polizei ſchmeckenden Schule; dagegen Bismarck einem nicht zu

verhindernden Uebel freien Lauf zu laſſen, um es an ſeinem eigenen Uebermaß zu kurieren. Alſo dort ungefähr Handwerk, aber hier Kunſt und dämoniſch künſtleriſcher Plan!

Ich weiß nicht, ob ich Bismarcks Standpunkt erraten habe, aber ich wundere mich wenigſtens, daß ich meiner Interpretation in keiner der von mir geleſenen Zeitungen begegnet bin. Und es war doch ihr Leitartikel-Material, das ſie wochenlang hin und her zu wenden hatten. Oder ſpricht die Leitartikel-Weisheit auch wie Goethes Taube und mit Taubenaugen vom Adlerblick?

Achtung der Acht!

(11. Auguſt 1872)

Der Staat nimmt einem Verbrecher entweder das Leben, oder — er gibt ihm eine lebenslängliche Verſorgung. Erſteres nennt man Todesſtrafe, letzteres lebenslängliche Freiheitsſtrafe. Zwiſchen beiden liegt nichts mehr.

Und doch fühlt die Vernunft, daß etwas dazwiſchen liegen könne. Der Abſtand iſt ja auch wirklich allzu groß. Entweder Tötung oder — Staatsverſorgung! Entweder der Staat vernichtet die ganze Perſon, oder der Staat hört nicht auf, um dieſelbe Perſon bis zu ihrem letzten Lebenshauch ſich zu bekümmern. Man glaubt zu fühlen, daß das nicht eine Abſtufung nach Graden iſt, ſondern gleich ein Umſpringen der Grade in ihr Gegenteil und in ihren Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Man glaubt zu fühlen, daß irgend ein Grad überſprungen iſt, ein Grad, welcher zwiſchen dieſen beiden mitten durchgeht.

Wir ſind auf der richtigen Spur. Was der theoretiſchen Vernunft da vorſchwebt, das hat einſt die praktiſche Vernunft wirklich beſeſſen und ausgeübt. Es gab Verbrecher, zu welchen der

Staat ſagte: ich will dir dein Leben zwar nicht abſprechen, ich will dir dein Leben aber auch nicht garantieren. Ich entziehe dir nicht jenes, aber ich verſage dir dieſes. Ich nehme dir nicht das Leben, aber ich nehme dir den Staat.

Das war die Acht.

Nicht jene Form der Acht, welche dem Geächteten „Waſſer und Feuer" unterſagte, welche ihn zu töten befahl und ihn zu ſchützen verbot, denn das war ein wirkliches und veritables Todesurteil, nur daß es der Staat ſelbſt nicht vollſtrecken konnte, weil ihm die Perſon des Verurteilten unerreichbar blieb. Sondern die Achtserklärung in ihrem eigentlichen Sinne nennen wir jene Form, welche den Geächteten für „vogelfrei" erklärte.

Durch dieſe Achtserklärung appellierte gleichſam der Staat ans Volk, die Beauftragten an ihre Auftraggeber, ganz ſo wie Ludwig XVI. vom Nationalkonvent an die Nation appellieren wollte. Der Fall iſt ſcheinbar verſchieden, ja entgegengeſetzt, aber nur für diejenigen, deren Logik nicht ſtreng genug gewohnt iſt, in den ungleichſten Formen oft einen gleichartigen, typiſchen Grundgedanken zu erkennen.

Denn kurz, durch die Achtserklärung trat der Staat den Geächteten gleichſam der Inſtanz des Volkes ab. Er ſchien ungefähr zu ſagen: da habe ich einen notoriſch großen Verbrecher, aber der Fall liegt ſo, daß ich ſelbſt beinahe im Verhältnis einer Partei zu ihm ſtehe. Muß ich daher ſein Richter ſein, ſo will ich es höchſtens auf eine negative Weiſe ſein; ich will bloß ausſprechen, daß ich ihn nicht ſchütze. Mit dieſem einzigen Worte gehört er der Volksjuſtiz, die aber ſelbſtverſtändlich auch Volksgnade ſein kann. Iſt das öffentliche Gewiſſen gegen ihn, ſo wird er alsbald erſchlagen werden. Hat er noch einen mehr oder minder großen Anhang im öffentlichen Gewiſſen, ſo werden ſich alsbald Freunde und ganze Parteien finden, welche ihn ſchützen; aber ob ſeine Freunde oder Feinde zahlreicher und tätiger ſind, ob es leichter iſt, ihn zu erſchlagen oder ihn zu beſchützen, das allein wird der richtige Maßſtab ſein, was dieſer Mann verdient oder nicht verdient. So wird ſein Urteil an der Urquelle geſchöpft, nämlich aus dem ganzen Volke und aus dem Betragen des ganzen Volkes.

Ein Verbrecher, deſſen Fall ſo liegt, daß der Staat ſelbſt beinahe im Verhältnis einer Partei zu ihm ſteht, iſt der ſogenannte „politiſche Verbrecher" und geſtehen wir, daß in einem ſolchen Falle wirklich nichts weiſer, gerechter, billiger, humaner und zugleich energiſcher ſein konnte, als die Achtserklärung. Die Auffindung dieſes Ausweges war geradezu das Ei des Kolumbus für gewiſſe und juſt die ſchwierigſten Strafrechtskonflikte zwiſchen Individuum und Volksgemeinde.

Wenn wir z. B. in Oeſterreich und in Deutſchland gegenwärtig Prieſter ſehen, welche den Staatsgrundgeſetzen Anerkennung verweigern, und auch andere direkt zu dieſer Verweigerung auffordern, ſo kann ich mir ſchlechterdings kein Strafmaß gegen dieſe Prieſter denken; denn jede Strafe iſt ungerecht, weil ſie den Strafenden als ihren Herrn gar nicht anerkennen, ſondern offen erklären und bezeugen, daß ſie einem auswärtigen Herrn gehorchen, dem ſie vor allem andern ihre Unterwerfung ſchuldig zu ſein glauben. Steht die Sache ſo, dann gibt es nur eine Strafe, nämlich — keine Strafe. Der Staat hat dann weiter kein Recht mehr, als zu dem Vorderſatz dieſer Prieſter bloß den logiſchen Nachſatz zu ſprechen. Bin ich für euch nicht vorhanden, was iſt natürlicher, als daß ihr auch für mich nicht vorhanden ſeid? Erkennt ihr meine Geſetzgebung nicht an, — nun gut, ſo will ich euch nicht zur Laſt fallen mit meinen Geſetzen, ich erkläre euch demnach außer meinen Geſetzen!

Man ſage nicht, daß ich da mit tückiſch-unſchuldiger Miene den Prieſtern juſt die furchtbarſten Strafen zufüge, daß ich nichts Geringeres als ſie plündern und töten laſſen will. Mag ſein; aber was gehen euch meine Mienen an? Ich verändere keinen Zug meiner Mienen, ich behalte meine Mienen, ſage aber mit dieſen meinen Mienen — wie Luther geſagt hat: widerlegt mich aus der Schrift — widerlegt mich aus der Vernunft und aus der Logik. Mag ſein, daß für die Pfaffen Mord und Totſchlag herauskommt, wenn ich zu ihrer Prämiſſe die logiſch-unerbittliche Konkluſion ſetze; aber was geht das mich an? Mögen ſie das mit ihren Prämiſſen ausmachen! Sagen ſie zum Staat: Euer dreimal verfluchter und vermaledeiter Staat exiſtiert nicht für uns, — was kann der Staat Simpleres und Schlichteres tun,

als antworten: Euer Wille geſchehe! ſteht demnach außer dem Staate!

Wenn einer ſyllabiſch-enzykliſch-allokutoriſch-hirtenbrieflich die Lebensluft verflucht und ſich nicht augenblicklich erſchießt, ſondern die verfluchte Lebensluft mit ihren Revenuen und Renten behaglich in ſeine Lungenflügeln pumpt und ruhig weiter atmet, ſo muß dieſer eine notwendig ein Narr ſein.

Wenn einer ſagt: Ich proteſtiere gegen den Staat, der Staat exiſtiert nicht für mich, — dabei aber ſeine ſicherſte Rechnung darauf ſetzt, daß der Staat mit all ſeinen Wohltaten, Geſetzen und Rechtsſchutzmitteln ſeine ganze Exiſtenz hegt, pflegt und verbürgt und maßlos erſtaunt und Zeter⸗ und Mordio voll wäre, wenn ihm das Uhrwerk dieſes verleugneten Staates nur eine Minute lang ſtill ſtünde, ſo muß dieſer eine ein boshafter Bube oder ein eklatanter Narr ſein.

Aber wie in aller Welt wollt ihr eueren ſtaatsfeindlichen Pfaffen zu Gefühle bringen, daß ſie *Buben* und *Narren* ſind, als indem ihr ſie ſchlecht und recht bloß bei ihrem eigenen Worte nehmt? Sie haben einen „Gnadenſchatz der Kirche", ſie haben irgend ein herrliches und wunderbares Etwas, das ihnen ein Recht gibt, alle unſere irdiſchen Staaten über den Haufen zu werfen; nun gut, ſo entzieht ihnen doch auch einmal *den Gnadenſchatz des Staates*! Exkommunizieren ſie euch aus ihrer Kirche, die ja alles iſt, ſo exkommuniziert ſie einmal aus eurem Staate, der ja eine Lumperei und eine wahre Bagatelle iſt. Der Dienſt wiegt den Gegendienſt noch lange nicht auf; aber — ein Schelm, der mehr gibt, als er hat! Weniger könnt ihr nicht mehr tun!

Schopenhauer, der immer das Schwarze trifft, wenn er zielt, ſagt irgendwo dämoniſch-prachtvoll und einſchneidend: Wenn dir des Nachts auf einſamen Wegen ein baumſtarker verdächtiger Kerl mit einem wuchtigen Knüttel begegnet, von welchem Gedanken erwarteſt du mehr Sicherheit: ob er an die Hölle glaubt, oder ob er das Zuchthaus fürchtet?

Aber für die Herrenmeiſter, welche binden und löſen, Himmelsſchlüſſel und Höllenpforten haben, iſt natürlich das keine Frage. Um ſo beſſer! Was liegt daran, wenn der Staat ſagt: Wer

einen ſtaatsfeindlichen Pfaffen beraubt oder tötet, für den habe ich kein Zuchthaus? Der Pfaff antwortet: Aber ich habe die Hölle für ihn, — und die Achtserklärung des Staates krümmt dem Pfaffen kein Haar! Es findet ſich niemand, welcher die Acht vollſtreckt. Der Herrenmeiſter „beherrſcht ja die Gemüter der Volkes"; wenigſtens will er an dieſe Herrſchaft glauben machen, und ſo wird er ſie doch wohl ſelbſt glauben. Aber was könnte der Staat Gelinderes tun, als ihn der Zuverſicht ſeines eigenen Glaubens anvertrauen?

Im völligen Ernſte wiederhole ich es: gegen einen Prieſter, welcher den Staat verdammt, iſt die Suspenſion der Staats-Sicherheit vor der theoretiſchen Vernunft das einzig findbare Strafrecht; ja, es braucht gar nicht gefunden zu werden, denn es liegt ſchon auf der Straße und man dürfte es nur aufheben. Nur bedauern kann ich es, daß ich deſſenungeachtet nicht im Ernſte, ſondern im Scherz und Spiel eines Feuilletons geſprochen zu haben ſcheine; nur bedauern kann ich es, daß die unbarmherzige Zeit alles Alte hinwegſpült, das Beſte wie das Schlechteſte, Herrenprozeſſe, Gottesurteile, — und leider auch die treffliche Achtserklärung!

Troſtbrief an die Jeſuiten

(9. Juni 1872)

„Die 16 Millionen Katholiken unter den 40 Millionen Deutſchen legen dem Deutſchen Kaiſer in der Jeſuiten-Frage Rückſichten auf, welche man zu würdigen wiſſen wird."

Nein! ich weiß ſie nicht zu würdigen.

Wer ſagt denn, daß die 16 Millionen die Rückſichten, die man ihnen ſchuldig zu ſein vorgibt, die man ihnen mit verdächtiger Zärtlichkeit förmlich aufdringt, überhaupt nur erwarten und wünſchen? Wer ſagt denn das! Noch nie habe

ich Schafe gehört, welche die Schonung der Wölfe verlangten; noch nie habe ich einen Jäger gehört, welcher ſagte: „Ich bin es den Herden des Feldes ſchuldig, daß ich die Wölfe nicht ſchieße.“ Ein Jäger, welcher das ſagte, *wollte* eben nicht ſchießen.

16 Millionen unter 40! Aber wie iſt mir denn? Als Kaiſer Joſef das öſterreichiſche Bonzenneſt zerſtörte, da gab es nicht zwei Fünftel Katholiken unter fünf Fünfteln, ſondern es gab nur Katholiken, lauter Katholiken! Und eben dieſen Katholiken glaubte er „die Rückſicht“ ſchuldig zu ſein, das Bonzenneſt zu zerſtören, und die Katholiken haben laut gejubelt und jubeln noch heute.

O meine ehrwürdigen Väter, ahnen Sie bereits den Troſt, den ich Ihnen auszuſprechen habe?! Ich ſpreche von einem entſcheidenden Wendepunkt in der Weltgeſchichte. Herkules iſt tot und die Pygmäen leben. Sie haben die Kriſis überſtanden. Der *patriarchaliſche Abſolutismus*, das war Ihre Todesgefahr; die heutige Aera, *der parlamentariſche Abſolutismus*, iſt Ihre Rekonvaleszenz; Sie verlaſſen das Bett, Sie eſſen wieder Fleiſch, promenieren im Garten, empfangen Damenbeſuche; Sie werden ſtündlich geſünder.

Und was iſt der Unterſchied zwiſchen dem patriarchaliſchen Abſolutismus und dem parlamentariſchen Abſolutismus? Ein enormer! Der patriarchaliſche Abſolutismus hatte die ganze Gewalt, aber auch die ganze Verantwortung. Der parlamentariſche Abſolutismus *hat auch die ganze Gewalt*, aber kaum die halbe Verantwortung und, unter uns geſagt, eigentlich gar keine. Iſt das eine pfiffige Erfindung! Wahrlich, ehrwürdige Väter, Sie könnten ſie ſelbſt gemacht haben, dieſe jeſuitiſche Erfindung: parlamentariſcher Abſolutismus!

Einſt, als der Fürſt noch die abſolute Gewalt hatte, fühlte er auch das Gewicht einer abſoluten Verantwortlichkeit und ging mit dieſem Gefühl ganz und voll ins Zeug. Hei, wie hurtig machte damals der Löwe ſeine kraftvollen Geſchäfte! Ein Satz — ein Sprung ins Genick — ein Biß, — krax! da lag die Beſtie und ſtreckte alle viere von ſich! Die Klöſter, welche Joſef aufgehoben, die Feiertage, welche er abgeſchafft, die Winkel-

andachten, welche er eingeſtellt, — fort ſind ſie auf Nimmerwiederſehen!

Heute gingen alle dieſe Maßregeln — durch eine Thronrede als ein Verſprechen, hierauf noch einmal durch eine Thronrede als ein nochmaliges Verſprechen, hierauf durch ein Miniſterpult, welches mit Pech und Fliegenleim wohl ausgepicht wäre und wo ſie jahrelang kleben blieben, hierauf durch eine Klubberatung über die Opportunität einer Interpellation, hierauf durch einen vertraulichen Wink, daß ſich die Krone nicht drängen laſſe, hierauf durch eine Sahara langen und allgemeinen Stillſchweigens, hierauf mit entfeſſelter Ungeduld eines todesmutig daherbrauſenden „Aeußerſten" durch eine veritable und wirkliche Interpellation über den Grad der Flüſſigkeit vorbemeldeten Peches und Fliegenleims, hierauf durch eine langbemeſſene Friſterſtreckung der Antwort auf die todesmutige Interpellation, hierauf durch eine verlorene Schlacht ſamt etlichen verlorenen Provinzen, nach welch unheilvoller, aber ſegensreicher Kataſtrophe der große Moment endlich wirklich erfolgte: die Einbringung in das hohe Haus, worauf dann nur noch die Wahl eines Komitees und der Bericht ſeines Berichterſtatters, ferner die Wahl eines Subkomitees und der Bericht ſeines Berichterſtatters, ſodann die Berichterſtattung im Plenum nebſt gleichzeitiger Zurückweiſung an die Ausſchüſſe zur nochmaligen Ueberprüfung, und endlich nach glücklicher Verſchmerzung der verlorenen Schlacht und der etlichen verlorenen Provinzen zwar nicht mehr der vertrauliche Wink, aber doch die erquickliche und laut herausgepolterte Grobheit aus dem kreißenden parlamentariſchen Berg herausſpränge: daß ſich die Krone ein für allemal nicht drängen laſſe! Punktum!

Sie ſehen, ehrwürdige Väter, dabei kann man leben und geſund ſein. Hätten Kaiſer Joſefs abſolutiſtiſche Reformen dieſen parlamentariſchen Weg des fortgeſchrittenen neunzehnten Jahrhunderts zu nehmen gehabt, ſo ſäßen alle Bonzen noch in ihren Klöſtern, plärrten alle alten Weiber noch vor ihren Winkelgöttern und Handel und Gewerbe ſperrten jeden dritten Tag ihren Laden, weil die abgeſchafften Feiertage eben nicht abgeſchafft wären.

Was aber das Narſte iſt: die Verantwortung für das grenzenloſe, öffentliche Elend all dieſer Mißſtände trüge niemand anderer als das Volk ſelbſt, mit welchem ja der konſtitutionelle Fürſt ſeine Gewalt geteilt hat.

Man nimmt nämlich an, daß Schwätzen und Zeitungendrucken auch eine Gewalt iſt, ſo gut wie Zeitungen konfiszieren und mit Kanonen ſchießen; ja ſogar ein vollkommen gleicher Teil dieſer Gewalt. Und nun ſagt die konſtitutionelle Theorie von der Teilung der Gewalten: Das Volk hat die geſetzgebende „Gewalt" (!), die Krone die ausübende Gewalt. Und aus beiden erbaut ſich, im Gegenſatz zum patriarchaliſchen Abſolutismus die bequemere und doch ſtärkere Tyrannei des parlamentariſchen Abſolutismus, deſſen Formel: Die Krone hat die Exekutive, das Volk die Legislative, ziemlich richtig iſt, und etwa höchſtens noch ſo zu verbeſſern wäre: Die Krone hat die Gewalt, aber das Volk die Verantwortlichkeit.

Nämlich die Miniſterverantwortlichkeit! Und da nach konſtitutioneller Theorie, — es iſt ſogar ihre feinſte Erfindung! — die Miniſter nur aus parlamentariſchen Führern des Volkes genommen werden, ſo heißt das buchſtäblich und tatſächlich: Das Volk iſt ſich ſelbſt verantwortlich.

Obwohl man auf die Dummheit der Leute unter allen Umſtänden rechnen kann, ſo möchte es doch Querköpfe geben, welche die ungleiche Teilung von Gewalten bemerken, wo der eine zwar die Gewalt hat, eine Zeitung zu drucken, der andere aber die Gewalt, morgens um ſechs Uhr in ſein Haus einzubrechen und ihm ſein Druck-Eigentum wegzunehmen; wo der eine zwar ein Schreibpult hat, auf dem er freiſinnige Geſetze entwerfen kann, der andere aber Artillerie-Kaſernen, wo beſpannte Kanonen drin ſtehen. Daher hat es die eleganteſte Ausbildung des konſtitutionellen Prinzips auch dahin zu bringen gewußt, auf der Seite, welche den Löwenanteil der Gewalt hat, die Anwendung dieſer Gewalt zu vermeiden, ja ſogar den bloßen Beſitz dieſer Gewalt mit Diskretion zu vertuſchen und dem öffentlichen Aufſehen zu entrücken.

Das geſchieht durch den vertraulichen Wink.

Die konſtitutionelle Theorie hütet ſich wohl, unter den Kron-

rechten das Recht des vertraulichen Winkes zu nennen; und doch iſt es das koſtbarſte und wertvollſte aller Kronrechte, ja die wahre Uhrfeder der konſtitutionellen Maſchinerie.

In den Flegeljahren des parlamentariſchen Abſolutismus, wenn die Legislative Geſetze gab, welche der Exekutive mißfielen, hat dieſe ihre beſagten Kanonen vor das Parlamentshaus aufgefahren und Teufelsſpektakel getrieben. Beſſer macht ſie das jetzt in den Salonjahren des parlamentariſchen Abſolutismus. Sie gibt ihren Vollzugsbeamten bloß den „vertraulichen Wink", von allen Uebertretungen der verhaßten Geſetze auf „amtlichem Wege" nichts zu wiſſen, dagegen auf „außeramtlichem Wege" zu dieſen Uebertretungen noch freundlichſt einzuladen. Das knallt nicht, und tut dieſelben Dienſte. Und wenn ja einmal „ein Aeußerſter" eine Interpellation über dieſe Perfidie der Verwaltung losknallt, ſo iſt das „ein Uebergriff in die Exekutive", die man kühl und vornehm zurückweiſt, denn man iſt ja in ſeinem guten Rechte der geteilten „Gewalten": dir die Legislative, mir die Exekutive!

Da aber das Geſetz immer eine fatale Majeſtät hat, ſelbſt noch das verhöhnte und totgeborene, ſo iſt der vertrauliche Wink ganz eigentlich an ſeinem Platze — ſchon in der Geburtsſtätte der Geſetzgebung. Die Miniſter, d. h. die ehemaligen parlamentariſchen Häupter der Volksvertretung geben den jetzigen parlamentariſchen Häuptern der Volksvertretung einen vertraulichen Wink: die Krone will nicht gedrängt ſein . . . wir verlieren den Halt nach oben uſw. uſw. Das aber nennt man diesmal keinen „Uebergriff" in die Legislative! Und wenn er's wäre! Die parlamentariſchen Miniſter und das Parlament ſind ja ein und dasſelbe Fleiſch und Blut, — man wird doch in ſich ſelbſt übergreifen dürfen? Dabei aber kann nun jeder Hof der Welt einem Volke die Geſetzgebung, oder vielmehr Nicht-Geſetzgebung überlaſſen. Denn der „vertrauliche Wink", wie man ſieht, erzeugt ſich aus ſeinen gutgebauten Lenden ein Hof-Volk, ein haltungsloſes Volk mit ſeinem „Halt nach oben", — und nun möchte ich wiſſen, warum die unkonſtitutionellen Tataren-Khane der großen und kleinen Horde dieſen ſchönen europäiſchen Konſtitutionalismus nicht längſt nachgemacht

haben? Was gibt es denn Vollkommeneres für Tataren-Khane, als daß die ganze Horde tut und läßt, was „das goldene Zelt" will, aber auf eigne Verantwortung und nicht auf die des goldenen Zeltes?! Sogar in der Preßfreiheit, dieſem dritten konſtitutionellen Faktor, ſpielt der vertrauliche Wink ſeine Rolle, denn was iſt das „Preßbureau" Anders, als der organiſierte vertrauliche Wink: Schreibe ſo, daß du morgen um ſechs Uhr ſchlafen kannſt?! Und ein ſanftes Ruhekiſſen iſt das mot d'ordre, und die Preßfreiheit legt ſich ſchlafen!

Solche und ähnliche Studien waren es vielleicht, warum der ſelige Joſef Mazzini den konſtitutionellen Parlamentarismus für „die infamſte" aller Regierungsformen erklärte. Aber was hat er davon? Dafür iſt er nun auch tot!

Wir andern dagegen leben und teilen luſtig unſere konſtitutionellen Gewalten. So z. B. teile ich mit kleinen Kindern mein ſcharfes Meſſer: die Klinge behalte ich mir, und was die Schale betrifft, ſo gebe ich ihnen den vertraulichen Wink, daß ich ſie gleichfalls haben möchte. Das übrige laſſe ich ihnen. Und ſooft ein Meſſer-Unglück im Hauſe geſchieht, zanke ich ernſtlich, wie ungeſchickt die kleinen Kinder mit den Meſſern umgehen! Denn was ich ihnen gelaſſen habe, das war eben die Meſſer-Verantwortlichkeit!

Und die kleinen Kinder nehmen das an.

Aber die groſſen Kinder auch.

Fürſten, Völker und Jeſuiten

„Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne ſäet,
Erfreuliches zu ernten!" Wallenſtein.

Spaniſche Jeſuiten in Oeſterreich!*) Flüchtig und heimatlos in Oeſterreich, wo ſie einſt Herrſcher waren, wo ſie den dreißigjährigen Krieg entzündet, wo ſie die Schlachtbank von Eperies gehalten, wo ſie von den Tagen Ferdinands

*) Nach dem Sturze der letzten Bourbonen-Königin Iſabella. November 1868.

bis zu den Tagen des Konkordats, wo ſie dritthalbhundert Jahre lang die hohe Staatspolitik inſpiriert, die „ſpaniſche", wie ſie eben nach ihnen und ihrem Geiſte charakteriſtiſch genannt wurde!

Spaniſche Jeſuiten in Oeſterreich! Verwehte Aſchenſtäubchen von einem alten Weltbrande, Treibholz-Splitterchen von einem großen geſcheiterten Schiffe! Staub von eingeſtürzten Mauern und Türmen! Auswurf eines Erdbebens! Wunderliches Mineral! Schnecken, Muſcheln, Farnkräuter zu Stein geworden und der Stein zertrümmert! Reſte der Vorwelt! Das hat einſt Blut gehabt, das hat einſt Blüten getrieben, und jetzt klopft man Chauſſeeſteine daraus! Dem Laien fremd, ein Kurioſum, eine Rarität, und ſelbſt dem Gelehrten ein Rätſel kosmiſcher Wandlungen! Spaniſche Jeſuiten in Oeſterreich!

Ich übertreibe nicht. Spürt man denn nicht augenblicklich, daß ſich die Welt geſtürzt und verkehrt hat, daß zwiſchen uns und ihnen eine Ewigkeit liegt, daß ſie unverſtandener als Meteor- und Lavaſteine zu uns hereingeſchneit kommen, völlig fremde Gebilde einer verwandelten Welt, wenn ich die längſtvergeſſene Tatſache ausſpreche: dieſe Schwarzkutten und Breithüte ſind die Ahnherrn des Liberalismus, ſind die Lehrer der Volksſouveränität! Das Schottentor und Dr. Giskra müßten den ſpaniſchen Jeſuiten eigentlich im Aufzug entgegenkommen! Es ſchwindelt Einem, wie die Welt ſich gedreht hat!

Und doch iſt oder vielmehr war es ſo. Als die Reformation anfing, ſtanden die Ketzer auf Seite der Fürſten und die Jeſuiten auf Seite der Völker! Die Ketzer predigten Gehorſam gegen die von Gott eingeſetzte Obrigkeit, und die Jeſuiten lehrten Fürſtenmord und Volksſouveränität!

Kluge Herren! Superfeine Klugheit! Scharf, nur leider ſchartig! Und wer ein Beiſpiel ſehen will, wie der Pfeil auf den Schützen zurückfliegt, wie man in die Grube fällt, die man andern gegraben, wie man den Teufel austreibt mit Beelzebub, dem Oberſten der Teufel, der ſtudiere dieſes Kapitel der Jeſuiten, welche den Fürſtenmord gepredigt und ſtets mit den Fürſten gerichtet werden, welche die Volksſouveränität gelehrt, und von jedem Volke, das ſouverän wird, ſtets die erſten zum Lande hinausgejagt werden. Kluge Herren, ſuperkluge Herren!

Im Jahre 1599 erſchien ein merkwürdiges Buch, vielleicht das merkwürdigſte, welches je die Preſſe verlaſſen hat. Dieſes Buch war einem Könige dediziert und lehrte — daß man Könige totſchlagen dürfe! Es bedauerte, daß ſie nur allzuwenig totgeſchlagen würden, und daß der Heldenmut eines Harmodius und Ariſtogeiton (welche den Piſiſtratiden Hipparchos, den Tyrannen von Athen, umgebracht) in unſeren ſchalen und unſchmackhaften Zeiten leider gar ſo vereinzelt ſei. Es war das berühmte Buch: „Ueber König und Königtum" von dem berühmten Jeſuiten Mariana, in Toledo aufgelegt, von den Oberen des Jeſuiten-Ordens mit Approbation verſehen, und dediziert Sr. Majeſtät dem allerkatholiſchesten König von Spanien, Philipp III.

Der angebliche Zweck dieſes einzigen Buches war freilich, ſittliche Vorſchriften für die Souveräne zuſammenzuſtellen, der weitaus wichtigſte Teil aber hat die Unterſuchung der Volksrechte gegenüber den Herrſchern zum Gegenſtande. Der Hauptpunkt, um welchen dieſe Unterſuchung ſich dreht, iſt der ſcholaſtiſche, dem Ariſtoteles entlehnte Unterſchied zwiſchen einem König und einem Tyrannen. Es wird aber geſagt, daß der Tyrann, nicht wie bei den Alten, juſt ein Uſurpator ſein müſſe, ſondern jeder, auch der rechtmäßigſte Herrſcher ſei ein Tyrann, ſobald das Prinzip ſeiner Regierung die Selbſtſucht ſei mit ihrem Stolz und ihren Lüſten. (Siehe Iſabella von Spanien. Sie iſt vertrieben und — die Jeſuiten mit ihr!) Solche Herrſcher — lehrt Mariana — ſind das ſchlimmſte der Uebel, die Feinde des menſchlichen Geſchlechts. Sie ſind von den Alten unter dem Bilde von Antäus, der Hydra und der Chimära dargeſtellt worden und die größten Heldentaten des Altertums beſtanden in ihrer Vernichtung.

Nach dieſer Prämiſſe folgte die wichtige Frage, ob es demnach geſetzlich ſei, einen Tyrannen zu töten. Damit über die Natur der Frage keine Zweideutigkeit herrſche, legt Mariana ſeiner Beantwortung die kürzliche Ermordung Heinrichs III. von Frankreich durch Clement zugrunde. Er erzählt in einem Tone augenſcheinlicher Bewunderung, wie dieſer junge Dominikaner, getrieben von religiöſer Begeiſterung und durch die Sakramente der Kirche geſtärkt, ſich an den König

gedrängt, mit einem vergifteten Meſſer ihn erſtochen habe und ſodann unter den Schwertern der Wachen gefallen ſei. Alſo ſtarb Clement — wie viele meinen, ſagt der Jeſuit vorſichtig — zur ewigen Ehre Frankreichs, ein Jüngling von nur 24 Jahren, ſchlicht im Geiſt und ſchwach von Körper, aber eine höhere Macht ſtärkte ſowohl ſeinen Mut als auch ſeine Kraft.

Unter dieſen Umſtänden war es ſoweit gekommen — nicht den Fürſtenmord zu verteidigen, denn es geſchah ja ſoeben — ſondern Gründe fürs Gegenteil anzuführen, d. h. beweiſen zu müſſen, daß man Fürſten nicht morden dürfe. Dieſe Nichtmörder ſagten in ihren Schriften, daß es ungeſetzlich ſei, wenn ein einzelner unbefugter Menſch den geheiligten Herrſcher eines Volkes ums Leben bringe; daß auch David es nicht gewagt habe, ſeinen bitterſten Feind, weil er ein Geſalbter des Herrn war, zu töten; daß unter allen Verfolgungen der erſten chriſtlichen Kirche kein einziger Chriſt ſeine Hand gegen den Cäſar erhoben, daß politiſche Meuchelmorde mehr ſchadeten als nützten, denn ſei das Gewiſſen einmal darüber hinaus, ſo müſſe jede Ehrfurcht vor einem Oberhaupte verſchwinden und allgemeine Anarchie das ſchließliche Ende ſein. Aber dieſen matten engherzigen Seelen bäumte ſich das „Streitroß" Mariana, wie Greuter ſagen würde, mit allen Vieren entgegen. Das ſind die Gründe derer, antwortete der Jeſuit, welche die Sache der Tyrannen verteidigen, aber die Vertreter des Volkes können andere geltend machen, die nicht weniger zahlreich und nicht weniger ſchlagend ſeien. Und nun fährt er fort in einem Tone, der über ſeine Herzensmeinung keine Zweifel läßt, die Gründe für den Tyrannenmord aufzuzählen. Das Volk habe ein gewiſſes Maß der Gewalt ſeinem Herrſcher zugeſtanden, aber nicht in der Weiſe, daß es ſich ſelbſt nicht noch größere Autorität vorbehalten hätte, und nicht zu jeder Zeit, was es gegeben, widerrufen könne. Die allgemeine Stimme der Menſchheit habe die großen Tyrannenmörder der Vergangenheit unter die Beſten und Edelſten gezählt. Wer tadelte wohl jemals den Heldenmut eines Harmodius und Ariſtogeiton oder Brutus und Caſſius oder derer, die ihr Land von der Tyrannei eines Domitian, Caracalla oder Heliogabalus

befreiten? Und was ſei denn dieſes Gemeingefühl Anders als die Stimme der Natur in uns, die uns das Recht vom Unrecht unterſcheiden lehrt? Wenn ein wildes Tier über das Land losgelaſſen wäre und alles um ſich her verwüſtete, wer würde wohl zögern, dem Mann Beifall zu zollen, der mit der Gefahr des eigenen Lebens es zu töten wagte? Sehr freundlich! Es muß dem König Philipp dieſer Vergleich der Könige mit wilden Beſtien, welche man jagen, hetzen und totſchlagen ſoll, ganz beſonders geſchmeichelt haben.

Man ſage nun aber nicht, das ſei die Ausſchreitung eines einzelnen, wofür das Ganze, der Orden und ſein Prinzip, nicht verantwortlich zu machen. Mariana war kein einzelner; er hat Vorfahren und Nachfolger gehabt. Franciscus Toletus, Emanuel Sa und der berühmte Molina, alle drei Jeſuiten, haben mehrere Jahre vor Mariana ähnliche Grundſätze ausgeſprochen. Franz von Toledo, 1583 zum Kardinal ernannt, rechtfertigte zwar nur den Mord in bezug auf uſurpierte Tyrannei; er ließ aber durchblicken, daß das Volk auch einen rechtmäßigen Herrſcher abſetzen und töten könne. Sa und Molina ſprechen dasſelbe mit noch größerem Nachdrucke aus und Balthaſar Ayala, der berühmteſte ſpaniſche Rechtsgelehrte ſeiner Zeit, ſchrieb gleichfalls in dieſem Sinne. Und das alles war nicht Theorie und Doktrin, ſondern Praxis, nicht moderne „Geſinnungstüchtigkeit", ſondern furchtbarer Tatenernſt. Der Dominikaner Clement ermordete ſeinen König Heinrich III. und die Katholiken der Ligue nahmen dieſe Nachricht mit lautem Frohlocken auf. In vielen Kirchen wurde das Bild des Mörders zur öffentlichen Verehrung auf dem Altare Gottes ausgeſtellt. Der Papſt erklärte offiziell, die Tat des Mörders ſei einer Judith würdig und habe nur unter dem Beiſtand der Vorſehung vollbracht werden können; ja er verglich ſie gotteslästerlich mit der Menſchwerdung und Auferſtehung. Und doch war Heinrichs Verbrechen kein anderes, als daß er im Königreich Frankreich eine Gleichberechtigung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten für möglich gehalten.

Von den Nachfolgern Marianas ſind die berühmteſten und einflußreichſten der Kardinal Bellarmin in ſeinem Buche: „Von

der Suprematie des höchſten Biſchofs in weltlichen Angelegenheiten" und der Jeſuit Suarez in ſeiner „Verteidigung des Glaubens". Beide verteidigten den Widerſtand gegen Fürſten, der bis zum Mord gehen dürfe, mit leidenſchaftlicher Heftigkeit. Das Parlament von Paris ließ das erſte Buch 1610, das zweite 1614 verbrennen.

Aber wie kommt es, wird der Leſer fragen, daß das uralte Einverſtändnis zwiſchen „Thron und Altar" von dem einen Teile plötzlich ſo tolldreiſt zeriſſen und verleugnet werden konnte? Was gewann der Altar-Teil dabei?

Alles, oder wenigſtens wie er ſich einbildete, alles! Es war, wie geſagt, in der Reformation, als die Jeſuiten den Fürſtenmord predigten. Die Fürſten aber, wie man weiß, kamen der Reformation teils perſönlich entgegen, teils ließen ſie von ihrem Strome ſich treiben. Unter dieſen Umſtänden beſannen die Jeſuiten ſich keinen Augenblick, das Tau zwiſchen Thron und Altar zu zerhauen. Die ſchlechteſte Schuſterbank war ihnen jetzt lieber als alle Throne der Chriſtenheit. Was ſollte ihnen ein Thron, wenn er bloß chriſtlich-evangeliſch war? Fort mit ihm!

In der Tat trug ihre Doktrin die Frucht, daß einige ihnen mißliebige Fürſten wirklich ermordet wurden, wie Heinrich III., Heinrich IV., Wilhelm von Oranien. Namentlich der letztere Mord war ganz unſchätzbar, denn er iſt mit höchſter Wahrſcheinlichkeit der Grund, daß Belgien noch heute katholiſch iſt. Zweitens war in der Lehre vom erlaubten Fürſtenmord ein Damoklesſchwert geſchmiedet, welches über den Häuptern der Fürſten hing, wie die Guillotine Robespierres über den Häuptern der Franzoſen. Weit mehr als die wirklichen an Fürſten verübten Mordtaten nützte dieſe permanente Drohung des Mordes. Alle katholiſchen Bevölkerungen Europas waren durch die Jeſuiten-Theorie vom Fürſtenmorde gleichſam in eine große elektriſche Gewitterwolke verwandelt, in welcher die Fürſten hindurch gingen, keinen Augenblick ſicher, daß nicht der Blitz eines Dolchſtoßes durch ihre Bruſt fahre. Die Bomben Orſinis und die Höllenmaſchinen Fieſchis lagen ſozuſagen allgegenwärtig in der Luft. Ein ſcheußliches, nur von Teufeln zu erfindendes Syſtem

des Terrorismus, aber — ein praktiſches! Ein rohes, nur Menſchenfreſſern würdiges Mittel, die Gemüter bei der Furcht für das Leben zu packen, aber bis zu dieſem Grade einmal die Menſchheit ausgezogen, muß man den Jeſuiten nachſagen, daß ſie ſchwache und ſchwankende Seelen nicht kräftiger zwingen konnten, ihnen Ordre zu parieren. Endlich war die mit der Lehre vom erlaubten Fürſtenmord verbundene Lehre von der Volksſouveränität gleichſam die Licht- zu der Nachtſeite, freilich ein Licht von einem gefährlichen Feuer, aber die Jeſuiten ſtanden nicht an, mit dieſem Feuer zu ſpielen, weil ſie des Spieles Herr zu ſein hofften. Sie hatten erkannt, daß die Apoſtel der Reformation, welche den myſtiſch-dumpfen Zeremoniendienſt der lateiniſchen Kirche mit der menſchlichen Sprache, mit den herz- und geiſtöffnenden Worten des verdeutſchten Evangeliums vertauſchten, die beneidenswerten Entdecker und Beſitzer eines Prinzips geworden, deſſen Popularität vielleicht ſo unermeßlich, ſo welterobernd war, wie vor fünfzehnhundert Jahren in der römiſch-helleniſchen Welt das Evangelium ſelbſt. Dieſer Bewegung gegenüber — das fühlten ſie wohl — waren Ariſtoteles, die Scholaſtik, der Papſt, ſeine Dekretalien, war der ganze Apparat des alten Autoritätsglaubens ſo ohnmächtig, wie die römiſchen Kaiſer gegen die Fiſcher von Galiläa ohnmächtig geblieben. Es galt ihnen, etwas Glänzendes, Belebendes, Aufregendes, kurz etwas Revolutionäres zu erfinden, welches die Fähigkeit einer gleichen, vielleicht noch größeren Popularität als die Reformation entwickeln, derſelben Konkurrenz und Konterbalance bieten konnte. Wenn es plump und dumm iſt, eine Revolution direkt und mit Schwertſtößen umzubringen, dagegen fein und erfolgreich, ſie durch Ueberbietung ihrer ſelbſt und mit geiſtigen Blendwerken zugrunde zu richten, ſo ſind die Jeſuiten die erſten Lehrer dieſer modernen politiſchen Kunſt. Es gelang ihnen wirklich, dem großen Prinzipe der Reformation ein noch größeres entgegenzuſtellen: ſie erfanden den modernen Radikalismus, das Prinzip der Volksſouveränität.

Aber es gelang ihnen nicht, die Früchte desſelben zu ernten. Wie man ſieht, war das demokratiſche und populär ſein ſollende Prinzip der Jeſuiten ſchon an der Quelle vergiftet durch den Hin-

tergedanken: Haltet uns nur die Fürſten nieder, dieſe ſchrecklichen Menſchen, welche das Schwert haben; mit euch ſelbſt und eurer Volksſouveränität werden wir ſchon fertig werden, wenn ihr nur erſt ein paar Generationen lang in unſere Schulen gegangen ſeid! Mit dieſem Frevelgedanken ſetzten ſie das Rad der modernen Weltgeſchichte in Schwung, ließen es rollen und — liegen jetzt ſelbſt unter dem Rade. Das liberale Prinzip der Volksſouveränität haben wir nicht von den Jeſuiten, wie ſie ſich einbildeten, ſondern von den Proteſtanten handhaben gelernt; in den romaniſch-katholiſchen Ländern dagegen nahm es gleich von Haus aus, vom Hauſe der Jeſuiten aus, einen parteiſüchtigen, verſchwörerartigen, zerſtörenden, krebs- und geſchwürähnlichen Gang ins Innere der Staatskörper, verſchwand auch alſobald von der ſonnigen Oberfläche, welche ſchnell und grauſig die Nacht bedeckte, in verdächtige unterirdiſche Höhlen, wo es ſich brütend und bösartig einwühlte, bis es genau zweihundert Jahre nach der Brandſchrift des Jeſuiten Mariana auf jenem erzkatholiſchen Boden, welcher das Blut der Bartholomäusnacht getrunken, in jener fürchterlichen franzöſiſchen Revolution zum Ausbruche kam, deren kannibaliſches Programm bekanntlich in dem Liede abgeſungen wurde: den letzten König zu henken — an den Gedärmen des letzten Prieſters!

Eine Staatsruine

— — — — Verlaſſen von dem Fleiße
Der neuen Chriſten liegt Granada öde.
Und jauchzend ſieht Europa ſeinen Feind
An ſelbſtgeſchlag'nen Wunden ſich verbluten.
Don Carlos.

Ibn Batuta, der unermüdliche Reiſende, welcher von Indien und China bis an den atlantiſchen Ozean die halbe Erde durchwandert, nennt Granada das Paradies der Welt und eine Stadt, welche nicht ihresgleichen hat. Petrus Martyr, wel-

cher die Stadt ſchon erobert, aber noch unzerſtört ſah, datiert aus Granada ein Schreiben, welchem wir folgende Stelle entnehmen: „Allen Städten, ſo viel deren die Sonne beſcheint, iſt meines Bedünkens Granada vorzuziehen. Nur vom Meere umgürtet iſt das wunderbare Venedig; nur eine Ebene ward dem reichen Mailand zuteil; Florenz, rings von Bergwinden beſtrichen, hat alle Schrecken des Winters zu erdulden; Rom, von den Dünſten der Tiberſümpfe und den ungeſunden Südwinden heimgeſucht, läßt nur Wenige ein hohes Alter erreichen. Granada dagegen erfreut ſich zugleich der Berge und des Flachlandes, rühmt ſich einer ewig gemäßigten Luft, prangt mit Zedern, mit Feigen und Granaten, iſt ein Luſthain wie der Garten der Heſperiden. Das nahe Gebirge ſtreicht in Hügeln herab, welche mit Wein, Myrtenwäldern und gewürzreichen Auen allenthalben bedeckt ſind. Die ganze Umgegend mit ihrer Lieblichkeit und ihrer Waſſerfülle kann für das Urbild deſſen gehalten werden, was die Poeſie das Elyſium nennt. Wie ſehr dieſe durch Olivenwälder und Blumenauen rieſelnden Bäche den ermüdeten Geiſt erfriſchen und neue Ströme von Lebenskraft erzeugen, fühle ich in ſtündlicher Erquickung an mir ſelbſt.“ Endlich ſchreibt noch der Geſandte Karls V. aus dem Jahre 1526, alſo aus der Zeit, wo der Ruin durch die Chriſten ſchon ſeit einem Menſchenalter angefangen, über die unerſchöpfliche Schönheit des Landes folgendes: „Rings um die Stadt iſt das ganze Land, ſowohl Höhen als Ebene, überaus ſchön und von wunderbarer Anmut. Alles hat Ueberfluß an Waſſer, alles iſt voll von Feigen, Pfirſichen, Pflaumen, Quitten, Granaten, ſo daß man vor der Dichtheit der Zweige kaum den Himmel erblickt. Reben ſah ich dort und Olivenbäume, ſo ſtark, daß ſie Eichen zu ſein ſchienen. Zu allen Seiten links um Granada erblickt man in den zahllos verſtreuten Gärten ſo viele, Nachbar an Nachbar gedrängte Häuſer der Moriſken, daß ſie, zuſammengeſtellt, eine zweite Stadt und nicht minder ſo groß als die erſte bilden würden. Es iſt wahr, die Häuschen ſind nur klein, aber alle haben ihre Brunnen, ihre Roſenlauben und Fruchthaine, und zeigen, daß das Land, als es ſich noch in den Händen der Mauren befand, um vieles ſchöner bebaut war als jetzt. Denn viele dieſer Häu-

ſer ſind jetzt zerſtört und die Gärten verwildert, da die Moriſken viel mehr ab- als zunehmen, und ſie ſind doch diejenigen, welche das ganze Land bewäſſern und anpflanzen!"

Dieſe letzteren Worte bezeugen ſchon das begonnene und um ſich greifende Zerſtörungswerk, kaum dreißig Jahre nach der chriſtlichen Eroberung und faſt ein halbes Säkulum noch vor dem ſchauerlichen Jahre 1573, wo der Krater der chriſtlichen Verfolgungswut ſeine heftigſte Eruption feierte. Man ermeſſe, was in dieſem halben Jahrhundert geleiſtet wurde, und in jenem weiteren bis zum Jahre 1609, wo die Verödung und Entvölkerung des Landes endlich vollendet war. Von je vierzehn mauriſchen Dörfern gingen dreizehn zugrunde und blieb nur ein einziges übrig! Granada ſelbſt zählte unter der mauriſchen Herrſchaft bis zu 600 000 Seelen, erreicht aber heute kaum den ſiebenten Teil dieſer Bevölkerung, und doch iſt ſelbſt das eine durch den Hauch der modernen Kultur ſchon gehobene Zahl! Verſchwunden ſind die zahlloſen Fabriken und Werkſtätten der Mauren, verfallen ihre Kanäle und Aquädukte, Menſch und Natur für immer gebrochen auf dieſem Boden. Der Fremde, welcher nach Cadix und Sevilla die alte Stadt der Alhambra beſucht, dünkt ſich in einer wunderbaren Oede und Einſamkeit, dort, wo Spaniens Mark und Lenden einſt von Zeugungskraft ſtrotzten und Straßen und Städte am dichteſten bevölkerten. Im Winter fehlt ſelbſt der Wolf dieſem Leichenfelde nicht, und im Sommer lechzt Menſch und Tier auf den Ruinen verſiegter Waſſerkräfte. Nur wenn der Regen ſeine natürlichen Schleuſen auftut, ſprießt die verſchwundene Vegetation wenigſtens fleckenweiſe wieder empor, und der Fremde glaubt dann das alte Paradies zu ſehen, wo der alte Maure höchſtens Oaſen in der Wüſte erkennen würde.

Der 2. Januar des Jahres 1492, der Tag, an welchem der Kardinal Mendoza das Kreuz auf die Alhambra pflanzte, weihte Granadas Untergang ein. Tedeum ſingend, rückte das ganze chriſtliche Heer in die eroberte Stadt, zum entgegengeſetzten Tore flüchtete Boabdil hinaus. Auf dem Hügel von Padul wendete er ſein Pferd und ſah noch einmal zurück auf Granada, den Schauplatz einer Menſchengröße, welche für immer verſchwinden ſollte.

Allah Akbar! Gott iſt groß, ſeufzte er auf und brach in Tränen der Wehmut aus. Seitdem heißt der Ort Ultimo sospiro del Moro, der letzte Seufzer des Mauren. Achthundert Jahre hatte die arabiſche Herrſchaft in Spanien gedauert — erſt halb ſo lange blinkt das Kreuz auf der Alhambra.

Nach dem Verluſt ihrer Hauptſtadt bildete das fernere Schickſal der Mauren auf andaluſiſchem Boden eine Tragödie, auf ewig vorwurfsvoll für diejenigen, welche das böſe Prinzip darin ſpielten.

Den Mohammedanern war bei der Kapitulation von Granada der Beſitz ihrer Moſcheen, ſowie die unbedingte Freiheit des Kultus gewährleiſtet worden; ſie ſollten nach ihren eigenen Geſetzen unter ihren eigenen Magiſtraten gerichtet und weder im Vollgenuß ihres Eigentums beeinträchtigt, noch wegen ihrer Sprache, Tracht und alten Gebräuche beläſtigt werden. Die Geſchichte Spaniens in den nächſten hundert Jahren erfüllt ſich in dem Schauſpiele, wie dieſem Vertrage gegenüber Kirche und Königtum miteinander wetteiferten, Treue und Glauben mit Füßen zu treten.

Zwar in den erſten acht Jahren ging alles noch gut. Allerdings trat die Tendenz, die Mohammedaner nicht bei ihrem gewährleiſteten Glauben zu laſſen, ſondern zu dem der Sieger-Nation zu bekehren, jetzt ſchon hervor. Aber es mag ſein, daß die chriſtliche Geſellſchaft für das ſittliche Prinzip der Glaubensfreiheit damals noch zu unreif war; hat ſie doch dieſe ſittliche Reife noch heute nicht allenthalben erlangt. Inzwiſchen begnügte ſich der wahrhaft chriſtliche Erzbiſchof Talavera, wenigſtens nicht anders Proſelyten zu machen, als durch ſeine herzgewinnende Perſönlichkeit; gewaltſame Bekehrungsverſuche erklärte er ausdrücklich für ebenſo unerlaubt als zwecklos. Es war derſelbe Mann, welcher den berühmten Ausſpruch tat: Um Chriſten zu heißen, fehle den Arabern der Glaube der Spanier, aber den Spaniern die guten Werke der Araber. Sehr bald aber wurde der fromme, gemäßigte Prieſter überflügelt von der hinter ihm ſtehenden Partei der roten Fanatiker.

Das Organ dieſer Partei war der bekannte Ximenes. Kaum in Granada angekommen, wendete er alle Mittel der Liſt und

Beſtechung an, die Bekenner des Islam zu verführen. Beſonders legte er es auf die Literatur des gebildeten Volkes an. In Granada waren die Ueberbleibſel der ungeheuren Bibliotheken zuſammengefloſſen, welche einſt in Cordova, Sevilla und anderen Hauptſtädten die Bewunderung der damals noch rohen Europäer geweſen. Ximenes beſoldete Häſcher, all dieſe Bücher dem Heiligtume des Hausrechtes zu entreißen und in ſeine Hände zu liefern. Weder die Pracht der Kalligraphie, noch die Koſtbarkeit des Einbandes, noch der oft völlig untheologiſche und unverfängliche Inhalt fand Gnade vor dem chriſtlichen Heroſtrat. Auf dem Marktplatze zu Granada türmte er hohe Berge dieſer Literaturſchätze auf und ſteckte ſie in Brand. Dieſe Tat muß um vieles ſtrenger beurteilt werden, als Omars Verbrennung der alexandriniſchen Bibliothek. Ximenes war ein chriſtlicher Prälat mitten in Zeiten der wiederauflebenden Künſte und Wiſſenſchaften, Omar Führer eines rohen Hirtenvolkes in der erſten Sturmperiode ſeiner Welteroberung. Aber noch mehr. Die Tat des Ximenes iſt leider hiſtoriſch, während Omars Brandſtiftung hiſtoriſch nicht zu erweiſen iſt, ſondern von umſichtigen Geſchichtskritikern ziemlich allgemein für ein Märchen erklärt wird.

Es geſchah nun, was ſtets der böſe Zirkel politiſcher Verfolgungen iſt. Die Verfolgung ruft den Aufſtand hervor, der Aufſtand aber heißt Hochverrat und beſchönigt die Verfolgung. Albaicin, das hochgelegene Stadtviertel von Granada, empörte ſich. Als die Kunde davon zu Ferdinand und Iſabella gelangte, mißbilligten dieſelben den Eifer des Erzbiſchofs, welcher aber nach Unterdrückung der Revolte durch Sophismen ſich reinzuwaſchen, ja für ſeine ferneren Verfolgungen wenigſtens ſtillſchweigende Zuſtimmung zu gewinnen wußte. Er trat jetzt offen mit Zwang auf. Für die Empörung eines Stadtviertels machte er alle Mauren ſolidariſch verantwortlich und ließ dem ganzen Volke nur die Wahl zwiſchen Auswanderung oder Uebertritt. So wurde die Kapitulation von Granada — Garantie des Kultus und der Nationalität, ſchon nach wenigen Jahren ausgelegt! Das betrogene Volk fügte ſich in der einen oder der anderen Weiſe. Viele wanderten in die Wüſten Afrikas aus, viele, auf

den Gräbern ihrer Väter von uralter Heimatsliebe gefeſſelt, bequemten ſich zur Taufe. Durch ganz Andaluſien aber erſcholl das Wehklagen des Volkes, und mehr als ein herzzerreißendes Lied iſt uns aufbewahrt, welches im rührendſten Schmerze die Bekenner des Kreuzes verklagt.

Und doch ſollte der Aufſtand von Albaicin nur ein ſchwaches Vorſpiel zu dem Verzweiflungskampfe in den Alpujaren ſein und Ximenes, nach dem milden Talavera eine Geißel, ſelbſt wieder mild erſcheinen im Vergleiche zu dem ſchauerlichen Torquemada, jenem Ungeheuer, welches mit Sulla, mit Iwan dem Grauſamen und Robespierre in allen Zeiten zu den ſchrecklichſten Ausübern des Terrorismus zählt.

Der Aufſtand von Albaicin ſcheint kraftvoll geweſen zu ſein, denn der Graf v. Tendella hatte es für rätlich gehalten, ihn in Güte zu dämpfen. Er ſicherte den Unzufriedenen Abſtellung ihrer Beſchwerden zu und beſtätigte ihnen in einer neuen Kapitulation die frühere von Granada, womit es ihm ſolcher Ernſt war, daß er den Mauren ſeine Frau und ſeine zwei Kinder als Bürgen zurückließ. Aber die katholiſche Hofpartei verwarf dieſen Vertrag. Dennoch ſtellten die betrogenen Mauren dem Grafen Frau und Kinder großmütig wieder zurück. Das Empörende des Verhaltens der Chriſten — ſagt Herr v. Schack — tritt um ſo greller ins Licht, wenn man bedenkt, daß ſie ſelbſt unter den Mohammedanern faſt jederzeit Freiheit des Gottesdienſtes genoſſen und mit wenigen Ausnahmen keine Verfolgungen zu leiden hatten. Dieſe Ausnahmen aber zogen ſich die Chriſten teils durch ihre eigenen Herausforderungen zu, teils fallen ſie den Berbern zur Laſt, jenem rohen afrikaniſchen Wüſtenvolke, von deſſen vorübergehender Herrſchaft die Mauren ſelbſt zu leiden hatten.

Die Partei der Zeloten ſtürzte auf der Bahn des Fanatismus mit ſchnaubendem Ungeſtüm vorwärts. Die Mauren wurden gewaltſam bekehrt, aber ihre Rückfälle in den Islam ſo beſtraft, als ob ſie im Chriſtentum geboren und auf dem Rechtsboden der chriſtlichen Gerichtsbarkeit von jeher zuſtändig geweſen wären. Kaiſer Karl V., noch jung und unerfahren, ließ ſich zu dem unglücklichen Schritte verleiten, gegen ſeine mauriſchen

Untertanen — die Inquiſition aufzubieten. 1526 hielt das Gericht, das ſeine Blitze bisher nur aus der Ferne geſchleudert hatte, ſeinen Einzug in die Hauptſtadt Boabdils. Es erſchien ein Dekret, in welchem den Mauren der Gebrauch ihrer Mutterſprache, ihrer Familien-Namen und ihrer Nationaltracht verboten wurde. Dazu kam ſpäter noch das Verbot der Bäder, welche allen Orientalen Bedürfnis ſind, der arabiſchen Geſänge, der muſikaliſchen Inſtrumente, Feſte, Tänze uſw. Mit größter Strenge und unter Namenaufruf wurden ſie angehalten, dem chriſtlichen Gottesdienſte beizuwohnen, den ſie im Herzen verabſcheuten, und von der Inquiſition verfaßte Erbauungsbücher auswendig zu lernen, die ſie mitnichten erbauten. Alljährlich fand in den Kirchen die Verleſung eines ſogenannten Delations-Ediktes ſtatt, in welchem die Inquiſition den Gläubigen bei ſchwerer Strafe gebot, jede Handlung, ja ſogar jede Gebärde anzuzeigen, welche irgendwie den Verdacht des Mohammedanismus erregen könnte. Trotzdem und trotz der Heere von Spionen, die ſie umgaben, übten die Moriſken im ſtillen ihre heiligen Gebräuche fort und fort, und wer im Leben die Maske des Katholizismus getragen, warf ſie wenigſtens auf dem Totenbette ab, um zum großen Verdruſſe der Prieſter unter lauter Anrufung des Propheten zu ſterben. So füllten ſich denn die Kerker, die Folterbänke ächzten und es ſchien, als werde nicht Holz genug in Andaluſien wachſen, um dem Könige von Spanien das glaubenstreue und fleißige Volk — in Aſche zu verwandeln! Da war die Ernte der Torquemadas! Und das alles geſchah faſt noch der nämlichen Generation, welcher von den Chriſten die Kapitulation von Granada beſchworen worden war! Längſt wurde jede Berufung auf die Kapitulation mit Füßen getreten. Die unglücklichen Mauren griffen zu den ſanften Mitteln der Schwachen; ſie bezahlten mit Geld, was ihnen als Recht ſchon gebührte. Wiederholt brachten ſie Millionen Franks auf, um ſich von den Verfolgungs-Edikten loszukaufen. Man nahm die Millionen an und — ſetzte die Verfolgungen fort.

Endlich brach der zweite Aufſtand aus. Das ganze Alpujaren-Gebirge ſtarrte von den Waffen der Moriſken und noch einmal verkündeten die Muezzim von den Minareten: Gott iſt

groß und Mohammed iſt ſein Prophet! Aber dieſer letzte Verzweiflungskampf konnte nur kurz und ſein Ende nicht zweifelhaft ſein. Anſtatt zu erzählen, wie er in Strömen von Blut und Tränen erſtickt ward, laſſen wir den Vorhang über das Trauerſpiel fallen. Nachdem Don Juan von Oeſterreich bei der Einnahme der Feſtung Galera alle Einwohner ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechtes niedergemetzelt hatte, wurden die unterworfenen Moriſken in die entlegenſten Teile des Königreiches deportiert, wo ſie ärger als Sklaven gehalten und jedes Symptom ihres alten Glaubens mit Galeere und Scheiterhaufen beſtraft wurde. Den in die Gebirge geflohenen Reſt hetzte man gleich wilden Tieren, und jeder Ergriffene fiel unter Henkershand. Aber noch auf dem Richtplatze prieſen ſie mit lauter Stimme Gott und ſeinen Propheten und ſtarben mit Gebeten des Korans auf den Lippen. Ratlos rang die Regierung die Hände, ſie überzeugte ſich, daß ſie nur mit dem Hauch des letzten Moriſken vollenden könne, was ſie begonnen. In der Tat fand ſich auch ein geiſtlicher Gelehrter — Bleda, defensio fidei — welcher den Beweis zu führen unternahm, daß es erlaubt und nützlich ſei, alle Moriſken zu töten. Vor hundert Jahren hatte der Erzbiſchof Talavera das Gegenteil behauptet! Man war auf der unterſten Stufe der abſchüſſigen Bahn angekommen!

Indes ſchien es doch nicht tunlich, den Rat des Mordknechtes auszuführen; denn das reproduktionsreiche Volk, ſo fürchterlich es gelitten hatte, zählte noch immer — nach Hunderttauſenden! Vielleicht ſcheiterte das menſchenfreundliche Projekt an rein phyſiſcher Unmöglichkeit, denn man hätte die Hälfte der Spanier zu Henkersknechten ernennen müſſen, um die andere Hälfte zu würgen. Es ging alſo ein Beſchluß im Staatsrate durch, die mauriſche Nation aufzulöſen, wie man eine Verſammlung auflöſt. Sie ſollte teils verbannt, teils zu Sklaven gemacht, teils in die amerikaniſchen Bergwerke geſchickt, kurz, durch Elend aufgerieben werden. Am 11. September 1609 unterzeichnete Philipp III. dieſen Beſchluß und verwandelte dadurch mit einem Federzug die ſchönſte Provinz ſeines Reiches in eine Wüſte, in welcher von nun an allerdings nur

orthodoxe Chriſten faulenzten oder Schafherden weideten, welche ſich vollends um theologiſche Streitfragen nicht kümmern.

Warum wir dieſe traurige Rückſchau gemacht haben? In bezug auf die unmittelbarſte Gegenwart! Die Revolution iſt in Spanien chroniſch geworden, von Zeit zu Zeit bricht ſie akut aus. In dem Augenblicke, da wir dies ſchreiben, kann Prims Fahne zum zweitenmale wehen und „der letzte Seufzer des Mauren" auf irgend einem Hügel ſein Gegenſtück finden — im letzten Seufzer der Bourbons. Der Thron ſucht vergebens eine Partei im Lande, welche in den Gemütern nicht vorhanden und durch die rote Reaktion des jüngſten Miniſteriums nicht erzwungen worden iſt. Der Thron kann untergehen.*)

Halten wir uns nun einen Augenblick bei dem Gedanken auf, um wie viel beſſer die Chancen des ſpaniſchen Königtumes ſtänden, wenn es dem Volke der Mauren Treue und Glauben gehalten hätte, anſtatt es mit einer Grauſamkeit auszurotten, welche die Menſchheit und doppelt das Chriſtentum ſchändet. Wir ſehen die Mauren widerſpenſtig bis zum letzten Mann, aber nur im heiligen Rechte der Notwehr. Nachdem der Weg der Gewalt einmal betreten war, die Regierung mit dieſem Teil ihrer Untertanen ſich auf Kriegsfuß geſetzt hatte, war ein friedlicher Ausgleich allerdings nicht mehr möglich und der Krieg mußte ausgefochten werden. Der Fanatismus des Chriſtentums blies den Fanatismus des Islams an und maß ſich mit den intenſiven Lebensgluten des Orients. Natürlich bis zur Vernichtung! Denken wir uns aber, die Bekehrung wäre im Sinne Talaveras und nicht der Inquiſition, wäre friedlich und nicht blutig durchgeführt worden. Dann iſt mit Sicherheit anzunehmen, die Verchriſtlichung der Moriſken hätte glänzend gelingen müſſen. Der katholiſche Kultus wendet ſich ja ſo vielfach an Phantaſie und Sinne, er hätte über kurz oder lang auf die phantaſievollen und ſinnlichen Kinder des Orients die Kraft der Anziehung ausgeübt, wäre nicht die entgegengeſetzte Kraft der Abſtoßung und des Widerſtandes von einer der chriſtlichen Sanftmut und Langmut ſo entgegengeſetzten Ungeduld faſt wahnſinnig entfeſſelt worden.

*) Geſchrieben den 30. Oktober 1866. Iſt zwei Jahre ſpäter wirklich untergegangen.

Ferner: Alle Völker des Orients ſind monarchiſch geſinnt. Iſt es doch ſprichwörtlicher Popanz bei uns Abendländern, wenn wir den ſtärkſten Gegenſatz unſeres Gemütes zum Hochdruck der monarchiſchen Waltung ausſprechen wollen, daß wir von einem „orientaliſchen Deſpotismus" reden. Nun! Das ſpaniſche Gottesgnadentum hätte das ſchönſte orientaliſche Material ſchon von Natur aus gehabt, und hat es mit ſelbſtmörderiſcher Wut zugrunde gerichtet! Jener abendländiſche Freiheitsgeiſt, welcher Konſtitutionen, und wenn mißhandelt, Revolutionen erzeugt, iſt allen Kindern des Orients fremd. Und wenn wir die ſpaniſchen Araber auch die witzigſten, lebhafteſten, geiſtreichſten Orientalen, faſt die Franzoſen des Orients nennen könnten: alles Morgenländiſche iſt überſatt in ſeiner Wolle gefärbt und die Kraft ſeines Blutes von unſerem blaſſeren Himmel nicht abzuſchwächen. Immer wäre die mauriſche Raſſe dem Geiſte näher geſtanden, welcher vor Sultanen kniete, als welcher um Freiheitsbäume tanzt.

So dürfen wir, wenn irgend ein Schluß von Prämiſſen auf Konſequenzen je zuläſſig war, mit aller Gewißheit der Schlußfolgerung behaupten: das mauriſche Andaluſien müßte geradezu die V e n d é e, die unerſchöpfliche Vendée für Spaniens Kirche und Königtum geworden ſein. Wie aus einem ſtets gefüllten Vorratshauſe könnten Thron und Altar bei dem monarchiſch-kirchlichen Konſervatismus der Araber alle Hilfsmittel holen gegen den vordringenden Freiheitsgeiſt der gotiſch-germaniſchen Raſſe. Jetzt iſt das Vorratshaus leer. Die Mauern zu vertilgen, ihr Land zur Wüſte zu machen, haben ſich Kirche und Königtum eine hundertjährige Arbeit von Treubruch und Grauſamkeit koſten laſſen. Jetzt flattern Kirche und Königtum in den Lüften. Schon hat die Kirche ihre Güter verloren und das Königtum kann ſtündlich ſeinen Thron verlieren. Einſt waren ſie einander ſich ſelbſt genug und glaubten ein Volk, welches nach Millionen zählte, ihren ſpezifiſchen Leidenſchaften ungeſtraft opfern zu dürfen. Die Kirche hatte die Anmaßung, ſich zur alleinigen Stütze des Thrones aufzuwerfen, und der Thron die Verblendung, ihr ſeinen weltlichen Arm zu leihen zur Vernichtung der wirklichen Stütze, der Volkskraft. Heute büßen ſie

beide. Wie die Schuld, ſo die Strafe. Dieſes Spanien, dieſer Urherd der europäiſchen Reaktion, welcher unerſchöpflich an Finanzen und Menſchen war, um ſeine Armaden und Albas gegen den germaniſchen Freiheitsgeiſt auszuſenden, welcher, ſchon erſchöpft und heruntergebrannt, noch ſeinen giftigen Geiſt durch die Ritzen entfernteſter Staatskanzleien qualmen ließ; dieſes Spanien, welches allen half, wenn's zu unterdrücken galt, kann heute ſich ſelbſt nicht mehr helfen, zerbröckelt hilflos in ſeinen Revolutionen. Einſt die Hochwarte europäiſcher Rückſchrittspolitik, iſt es von allen Staatsbauten Europas jetzt die ruinierteſte Staatsruine. In ſolchen Illuſtrationen pflegt die Geſchichte ihre „Lehrmeinungen" kundzugeben!

Der Salzburger Alamontade

Ein katholiſches Zuſtandsbild aus dem vorigen Jahrhundert

Jedermann kennt Zſchokkes Novelle „Alamontade", worin er unter dem Bilde eines Galeerenſklaven in Toulon die ideale Erhabenheit eines chriſtlichen Religions-Philoſophen, eines durch Leiden, Nachdenken, Einſamkeit, durch alle Läuterungen menſchlichen Märtyrertums faſt gott-gewordenen Weiſen darſtellt, eines Weiſen wie Sokrates, wie Spinoza, ja eines familienähnlichen Seitenſtückes Chriſti, jenes Chriſtus nämlich, wie ſich der philanthropiſche Rationalismus ihn als den hiſtoriſch-echten dachte, als einen mildherzigen Lehrer der Liebe und der Sittlichkeit. Alamontade ſollte gleichſam praktiſch und durch den Dichter werden, was die „Stunden der Andacht" theoretiſch und durch den Prediger waren, nämlich die ernſthafte Verkörperung und Verwirklichung der Möglichkeit — Gott zu finden, ohne die Kirche.

Zſchokke nahm es völlig ernſthaft mit dem Verſuch, ſeinen Alamontade in die Nähe Chriſti zu bringen, ungefähr wie der jugendliche Schiller ſeinen Marquis Poſa in die Nähe Rouſſeaus brachte und an die Spitze der freiheitlichen Zeit-Ideale ſtellte. So viel Ernſt für ſo würdige Ziele muß immer imponieren, und wie man auch den Dilettantismus ſolcher Intentionen belächle, Achtung erzwingen ſie ſich doch. Marquis Poſa iſt noch heute ein hochſinnig gedachtes Phantaſiebild, das wir nicht ſehr genau nach ſeiner Naturwahrheit fragen, und wenn die künſtleriſche Schwäche Zſchokkes in Alamontade es nicht einmal zum Phantaſiebild brachte, ſondern im bloßen Abſtraktions-Geſchöpf ſtecken blieb, ſo hat auch dieſes Geſchöpf noch jahrzehntelang auf einen großen und nicht den ſchlechteſten Leſerkreis einen ſolchen Eindruck gemacht, daß wir uns gar nicht zu ſchämen brauchen, von der Geſtalt, welche Zſchokke erreichen wollte, wenigſtens den Begriff und das Schema gelten zu laſſen und daran anzuknüpfen. Unſer Salzburger Alamontade iſt ein freichriſtlicher Selbſtdenker und Selbſtempfinder, von deſſen Perſönlichkeit wir nur den idealen belletriſtiſch zubereiteten Schein abzuziehen brauchen, um ein Weſen übrig zu behalten, ein ſchlichtes einfaches Weſen in der Bauernjoppe und im Salzburger Dialekt, das aber im inneren Kern und leider auch in der äußeren romantiſchen Sklavenkette das Urbild Zſchokkes nur um ſo frappanter und naturgetreuer verwirklicht.

Wer je die wunderherrliche Reiſe von Salzburg nach Gaſtein gemacht hat, dem iſt gewiß jene vierſtundenlange ſchauerlich-romantiſche Schlucht unvergeßlich geblieben, welche man den Paß Lueg nennt. Bald über Golling hinaus paſſiert der Reiſende ein Brücklein, den wilden Lammerbach, an der Stelle, wo derſelbe in die Salza einmündet. Hier beginnt die Schlucht. In ſchroffen Mauern ragt das nackte Gefels himmelan; die eingepreßte Salza ziſcht und zürnt, windet und krampft ſich wie in einem Gefängnis, und mit ſchwindelnden Aengſten ſucht das ſchmarotzende Sträßlein längs des Waſſers, welches ſelbſt keinen Platz hat, ſein problematiſches Fortkommen. Die ſonderbaren Einſchnitte, Geſtalten und Farben der Felſen, des bekannten,

als Baustein wertvollen Salzburger Marmors, ihre Trümmer und Schuttrunsen, die Spuren des ehemaligen Wasserstandes viele Klafter hoch über dem heutigen, tiefer ausgenagten Erosionsbett, hie und da ein Waldschopf oder ein Gebäude an den wenigen Stellen, wo die Schlucht dazu Raum gibt, das alles unterhält den Reisenden spannend genug; aber zuletzt atmet er doch wieder freier, wenn sich die unheimliche Pforte auftut, und dort, wo das Tal sich erweitert, als erster Gruß möglich gewordener Menschenansiedlungen Schloß Hohenwerfen ihm zuwinkt, welches mitten aus der engen Schlucht auf einem abgerissenen kegelförmigen Felsen aufragt und den hinter ihm liegenden Markt Werfen noch deckt.

Das ist unser — Toulon, ein Stück leider österreichischen Bodens! Das ist der Schauplatz unseres Alamontade!

Das Schloß Werfen wurde von dem Salzburger Erzbischof Gebhard zum Schutz gegen Kaiser Heinrich IV. erbaut (1076), aber mit so schlechtem Erfolg, daß es seine Vertreibung nicht hindern konnte. Die späteren Erzbischöfe wußten diesem Zwing-Uri eine bessere Bestimmung zu geben und befestigten es — gegen ihre Untertanen! Die mit den scheußlichsten Grausamkeiten befleckten Taten der Salzburger Inquisition (deputatio secreta) hatten hier ihren Sitz. Sie endeten bekanntlich mit der berüchtigten Vertreibung der Salzburger Protestanten, oder besser — sie endeten nicht damit. Denn eben die Geschichte unseres Salzburger Alamontade gibt Zeugnis davon, was noch möglich war, als diese finsteren Zustände, wie man wähnte, schon überwunden, als die Zeiten, wenigstens öffentlich und offiziell, schon milde geworden waren, und man es nur noch Wort haben wollte, die letzten ketzerischen Funken durch „gütlichen Zuspruch" ausgelöscht zu haben.

Sehen wir uns diesen gütlichen Zuspruch in der Nähe an. Unser Bericht macht uns gleichsam zu Augen- und Ohrenzeugen davon, und versetzt uns in die unmittelbare Gegenwart der Tatsache.

Der Bericht ist eine Handschrift, welche ich bei einer angesehenen Familie in Werfen vorgefunden habe. Ein Großvater der Familie war, — um das häßliche Wort „Kerkermeister" zu

vermeiden, — der Schloßkommandant, oder, wie es mit bäuerlicher Bescheidenheit hieß, „der Pfleger" des Salzburger Staatsgefängnisses Werfen. In den Eingangszeilen des Berichtes wird seiner mit Ehren gedacht, und um dieser Zeilen willen ist das Blatt auf die Nachwelt gekommen und wird von der Familie als ein heiliges Erbstück bewahrt. Die Urschrift scheint eine simple Notiz gewesen zu sein, wie sie ein Reisender des vorigen Jahrhunderts in sein Tagebuch einzeichnete. Wenigstens nennt die Familie selbst ihr Dokument eine Abschrift. Und die mündliche Familientradition fügt hinzu, der Reisende sei „einer aus dem Reich" gewesen. Natürlich! Nur einer von den vorwitzigen und gebildeten „Deutschen" konnte den Fund unsres Salzburger Alamontade würdigen. Bei seinen unliterarischen Landsleuten wäre sein Andenken vergessen worden. Das Volk unterm Krummstab litt — und schwieg!

Die Handschrift, welche die Familie gut empfohlenen Touristen vorzuzeigen pflegt, beginnt mit den Worten:

„Vor einigen Tagen besuchte ich hier den Landvogt, oder, wie man ihn nennt, den Pfleger von Werfen. Er ist ein sehr artiger und helldenkender Mann, wie es denn auch in den entlegensten Teilen dieses Gebirges viele weit über meine Erwartung aufgeklärte Leute gibt." Hierauf fährt sie fort:

„Unter seinen Gefangenen, die er mir vorstellte und welche zum Teile in Ketten arbeiten müssen, sah ich endlich den Mann, auf welchen man mich schon in Salzburg aufmerksam gemacht, und von welchem mir mehr als ein Gastfreund in diesem Ländchen als einer Merkwürdigkeit gesprochen. Er ist es auch wirklich. Ich kann dem Antriebe nicht widerstehen, von meinem Besuche bei ihm einiges aufzuzeichnen, denn das Gedächtnis ist untreu, und es wäre schade, wenn solche Erinnerungen spurlos vergingen."

„Merkwürdig genug ist schon das körperliche Aussehen dieses Gefangenen. Ein Alter von mehr als sechzig Jahren hat das blühendste Rot von seinen Wangen noch nicht weggewischt. Sein starker langer Bart und sein schwarzes schönes Haar sind nur hie und da mit etwas Grau untermischt. Er trägt sich so leicht und steht so gerade wie ein Jüngling in seiner vollen Kraft.

Seine Stirne und die ganze Bildung ſeines Geſichtes iſt regelmäßig ſchön und ſein großes blaues Auge voll ſprechendem Ausdruck müßte auch den geringſten Menſchenkenner auf ihn aufmerkſam machen. Aus ſeinem Antlitz leuchtete eine unbeſchreibliche Seelenruhe und ein gewiſſer Stolz, der von einem ſtarken Charakter unzertrennlich iſt. Ich wollte ſeine Geſchichte von ihm ſelbſt hören und ſchreibe ſie aus ſeinem Munde nieder, ſo gut es gehen will, ohne jenen lebendigen Reiz, den keine Buchſtabenſchrift in ihrer Gewalt hat."

„Ich bin nun, ſagte er, ungefähr 34 Jahre hier als Gefangener. Ich erinnere mich noch der Auswanderung ſo vieler meiner Mitbürger und habe, ſo jung ich auch war, viel Teil daran genommen. Als ich heranwuchs, machte die Erinnerung dieſes Auftrittes immer mehr Eindruck auf mich. Die Freude, womit ſo viele meiner Nachbarn ihr Vaterland verließen, um dem Gewiſſenszwange zu entgehen und in ihrem Glauben frei und ungekränkt zu ſein, hatte etwas Großes und Reizendes in meinen Augen. Dies verſchaffte den Vorſtellungen einiger meiner Freunde und Bekannten, die im Punkte der Religion mit den Kapuzinern nicht eins waren, leichten Eingang in mein Gemüt. Ich las die Schrift, verglich ihre Lehren mit der päpſtlichen und machte mir meine eigene Religion, deren Grundſätze ich nicht eben ſehr geheim hielt, weil ich recht zu haben glaubte. Damals hatten die Kapuziner, die im ganzen Lande als Miſſionäre herumzogen, überall ihre Spione, und es konnte nicht fehlen, daß ihnen nicht einige Aeußerungen, die mir in der Hitze verſchiedener Religionsdiſpute entfuhren, ſollten zu Ohren gekommen ſein. Von dem Augenblicke an verfolgten ſie mich, wo ich nur war. Sie kamen ſogar in mein Haus und forderten ein Glaubensbekenntnis von mir. Ich wollte überzeugt ſein und legte ihnen meine Gründe vor; ſie waren aber bald am Ende und ihre Geſpräche liefen immer darauf hinaus: es käme mir nicht zu, über Glaubensſachen Unterſuchungen anzuſtellen; der Glaube müſſe blind ſein und ich müſſe ein Glaubensbekenntnis ablegen. Ich ſagte ihnen, es wäre mir platterdings unmöglich, etwas gegen meine Ueberzeugung zu glauben; aber alles half nichts."

„Als ich ſah, daß ſie mich nicht überzeugen konnten und ihnen an meiner inneren Ueberzeugung auch nichts gelegen war (!), ſagte ich ihnen, ſie ſollten mich nun in Ruhe laſſen, ich ſtünde ihnen mit Ehre und Leben dafür, daß ich meine Gedanken über die Religion für mich geheim halten und niemand zu meinem Glauben bekehren würde. Umſonſt. Täglich brachen ſie ungeſtüm in mein Haus und drangen auf das Bekenntnis eines Glaubens, dem mein Gewiſſen widerſprach. Lieber Herr, ich tat alles, was möglich war, um Ruhe zu haben: aber es war unmöglich. Eines Tages kam ich müde vom Felde nach Hauſe; und als ich mich bei meinem Brot erquicken wollte, ſtürmten wieder die Kapuziner herein. Ich hatte mir ſeit einiger Zeit vorgenommen, ihnen kein Wort mehr als: Guten Tag, oder, Guten Abend zu ſagen. Als ſie ihr altes Geſchrei wieder begannen, hörte ich lange ruhig und ſtille zu und ließ mir mein Brot deſto beſſer ſchmecken, je mehr ſie mich verfluchten. Wie es aber kein Ende nehmen wollte, kroch ich in den Winkel hinter dem Ofen und dachte: Schreiet, ſolang ihr wollt! Aber auch da war ich nicht ſicher. Ich warf mich endlich ungeduldig aufs Bette, und wie der eine auch jetzt noch an mich heranſchritt und mir in die Ohren ſchrie, kehrte ich ihm den Rücken zu; aber flugs war der andere wieder auf der anderen Seite und ſchrie noch ärger als ſein Geſelle. Endlich war ich toll, ſagte ihnen, ich wäre Herr in meinem Hauſe, und wie ſie es immer gröber machten, ſprang ich auf, nahm das erſte beſte, was mir in die Hände kam (ich glaube, es war ein Beſen) und jagte ſie zur Tür hinaus. Nun aber ward ich nicht nur als ein verſtockter Ketzer, ſondern als ein Verfluchter behandelt, der an die geheiligten Prieſter des Herrn gewalttätige Hände gelegt. Man nahm mich gefangen und bachte mich in Ketten hierher. Anfangs litt ich entſetzlich. Hundertmal ſagte ich, man ſollte mich nur überzeugen und ich wollte es dann mit Mund und Blut bekennen; aber alles war vergeblich. Man wollte mich zwingen, in die Kirche zu gehen, zu beichten, meine Gedanken über die Religion zu eröffnen uſw. Ich ſagte, ich könne von meiner Religion weiter nichts offenbaren, als daß ich nicht glaubte, was ſie glaubten. Ueberzeugen wollte oder könnte man mich nicht, und alſo würde ich geduldig

zur Kirche gehen, wenn man mich's hieße; meinen Glauben aber würde ich nicht ändern und zu beichten hätte ich nichts. Das Unausſtehlichſte war mir das unabläſſige Dringen der Kapuziner auf mein Glaubensbekenntnis. Alles Bitten, mich zu verſchonen, und alle Vorſtellung, daß das Bekenntnis des Mundes ohne Bekenntnis des Herzens nach ihrer eigenen Lehre nichts fromme, war umſonſt. Endlich nahm ich mir vor, mich als einen Stummen zu gebärden und kein Wort mehr zu reden, welches ich auch achtzehn ganze Jahre hindurch dem Buchſtaben nach hielt. Vor einigen Jahren fing man an, mich gelinder zu behandeln, und ſeitdem habe ich meine Sprache wieder."

„Der Herr Pfleger beſtätigte es, daß dieſer ſonderbare Mann achtzehn ganze Jahre hindurch keine Silbe geſprochen. Und doch ſah man während dieſer langen Zeit kein Wölkchen des Unmuts oder der böſen Laune auf ſeinem Geſichte. Sich immer gleich, tat er gelaſſen und munter alles, was man ihm, außer der Sphäre der Religion, gebot. Nur einen leichten Zug von Verachtung der Menſchen um ihn her will man an ihm bemerkt haben. Wenn man bedenkt, daß ſein ziemlich heller Kopf, ſein offenes Weſen, ſein guter Humor ihm ein natürlicher und ſehr ſtarker Trieb zur Geſelligkeit und zur Mitteilung ſein mußte, ſo kann man über ſeine freiwillige Stummheit nicht genug erſtaunen. Durch ſein Wohlverhalten in ſeiner Gefangenſchaft brachte er es dahin, daß ihm der jetzige Fürſt-Erzbiſchof, ein ſehr toleranter Herr (!), die Ketten abnehmen ließ und auf Anſuchen des Pflegers eine anſehnliche Zulage zu ſeinem täglichen Unterhalte bewilligte. Er hatte ſich ſo viel Zutrauen erworben, daß man ihn zu einer Art Aufſeher über ſeine Mitgefangenen gemacht hat. Ungefeſſelt und ganz frei ward er mit denſelben ſchon mehrere Male zur Arbeit an Orte hingeſchickt, wo es ihm ſehr leicht war, zu entwiſchen; aber ſein Charakter iſt mehr Bürge für ſeine Perſon als die ſtärkſte Kette. Er hat ſich — ohne es ſelbſt zu wiſſen — bei ſeinen Mitgefangenen ſo viel Anſehen verſchafft, daß er ſie mit einem Worte beſſer in Zucht halten kann, als der Kerkermeiſter mit dem Stocke. Die Natur hat ihm eine Ueberlegenheit über den großen Haufen der Menſchen zugeſichert, ob ſie ihn ſchon in einer Bauernhütte gebar. Jetzt beſchäftigt er ſich in ſei-

nen Nebenſtunden freiwillig damit, daß er einen jungen Mordbrenner von ungefähr 16 Jahren, der einige Male aus Mutwille ſeines Vaters Haus angezündet und ſeit einigen Jahren an Ketten liegt, Leſen und Schreiben lehrt, ohne ihm etwas von ſeinen Religionsbegriffen mitzuteilen. Dieſe hält er jetzt ſo geheim, daß ich mit aller vertraulichen Zudringlichkeit, mit allen Bitten und Verſprechen nichts aus ihm herausbringen konnte. Er antwortete mir nichts als: Ich glaube nicht, was die Kapuziner glauben, und wünſche mir zu einem vergnügten Leben nichts mehr als die Bibel. Vor einigen Jahren ließ man einige Male ſeine Frau zu ihm, die er aber ohne den geringſten Wunſch, ihrer genießen zu wollen, und mit einigen guten und warmen Ermahnungen zu ihrem Beſten entließ. Eine Bibel, wonach ſeine Seele ſo heftig dürſtet, wird man ihm ſchwerlich geſtatten, weil man ſeiner Schwärmerei (!) nicht noch mehr Nahrung geben will. Alle Salzburger Herren und Damen, in deren Geſprächen von dieſem Manne die Rede war, äußerten eine gewiſſe Hochachtung gegen ihn, aber ſie waren auch alle einig, daß es nicht ſehr politiſch gehandelt ſei, wegen ſo einer Kleinigkeit, als man von dem Manne gefordert, ein Märtyrer zu werden." —

Dieſe Kleinigkeit aber war, der Bauer ſoll ſein Glaubensbekenntnis ablegen, d. h. nichts Geringeres, als ſein religiöſes Fühlen dogmatiſch formulieren! Wir haben aber nur zu deutlich geſehen, daß das die theologiſche Bildung der Kapuziner ſelbſt nicht vermochte, denn ſo oft er „überzeugt" ſein, alſo mit dogmatiſcher Schulung belehrt ſein will, war das Latein der rohen Polterer zu Ende! Und die Salzburger Herren und Damen empfinden nichts dabei, als daß dieſes „Märtyrertum unpolitiſch ſei." Die haarſträubende Ungerechtigkeit, den ſcheußlichen Juſtizfrevel dieſes verhängten Märtyrertums empfinden ſie nicht!

So ſah es in den katholiſchen Erzſtiften aus — noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in den Zeiten Friedrichs und Joſephs, in dem Dezennium vor der franzöſiſchen Revolution! Es iſt nützlich, ſolche Dinge nicht zu vergeſſen.

Theokratiſche Menſchenopfer

(Juli 1868)

I.

Die Allokution iſt eines von den Dingen, „welche mit gemiſchten Gefühlen" betrachtet werden, um dieſes gangbare Wort zu gebrauchen. Die einen ſind empört, daß ein alter Junggeſelle in einer alten Ruine ſich anmaßen darf, mit öffentlicher Strafloſigkeit über Fürſten und Völker zu ſchimpfen; die anderen ſind erfreut, daß das Pontifikat in Rom wenigſtens doch ſchon aufs Schimpfen reduziert iſt und es nicht mehr in ſeiner Macht hat, drei Millionen Menſchen in den Ofen zu werfen, wie wir unſere Papierſchnitzel in den Ofen werfen. Dieſe Macht hatte es noch vor kurzem, denn was für eine kurze Spanne Zeit ſind dreihundert Jahre in der Weltgeſchichte! Und juſt heuer vor dreihundert Jahren war es, da verdammte am 16. Februar 1568 ein Urteilsſpruch des heiligen Offiziums ſämtliche Einwohner der Niederlande als Ketzer zum Tode! Nur wenige Perſonen wurden von dieſem größten Galgen, welchen die Welt je geſehen, ausgenommen. Dieſes Inquiſitionsdekret beſtätigte ſchon zehn Tage danach ein königliches „Ausführungsgeſetz" zum unverweilten Vollzuge. Wie gut ſich damals „Thron und Altar" noch verſtanden! Wie gehorſam damals die Könige noch ganze Völker als Braten in die römiſche Küche lieferten! Der Gottesknecht befiehlt, der Papſtknecht gehorcht, und „ſo wurden drei Millionen Männer, Weiber und Kinder in drei Zeilen zum Schaffott verurteilt", ſagt Motleys Rise of the Dutch republic, vol. II. p. 155. (Der pedantiſche Apparat des Zitierens ſteht dem Feuilleton ſonſt nicht gut zu Geſichte, aber wenn man von dem geſchändetſten Blatte der Menſchengeſchichte, von der römiſchen Mordwut, berichtet, ſo klingt alles ſo rieſenhaft unglaublich, daß man

dem Leſer und — der Behörde wenigſtens den aktenmäßigen Nachweis der geſchichtlichen Wahrheit ſchuldig iſt.)

Die Mordwut ſcheint ſich in der römiſchen Kirche ſchon früh entwickelt zu haben. Im erſten Jahrhundert pflegten die Heiden zu ſagen: Seht, wie dieſe Chriſten ſich untereinander lieben! Aber ſchon im vierten Jahrhundert ſagten ſie: Reißende Tiere ſind nicht ſo grauſam wie die Chriſten, welche im Glauben voneinander abweichen.

Im Glauben voneinander abweichen, heißt aber noch nicht, ungläubig ſein. Das iſt wohl zu merken. Auf ein ganz anderes Blatt als die Verfolgung der Hexen gehört demnach die Verfolgung der Ketzer. Die Hexen hatten Chriſtus, die Kirche, die Sakramente, die ewige Seligkeit abgeſchworen und ſich dem Teufel ergeben. Nichts von dem allen taten die Ketzer. Sie glaubten an Gott, an Chriſtus, an die Kirche, an die Sakramente, an die ewige Seligkeit. Sie glaubten und — mußten dennoch ſterben! Jene waren in der Kirche wie Untertanen, welche ihren rechtmäßigen König, mit Hilfe eines auswärtigen Feindes, vom Throne ſtoßen; dieſe wie Untertanen, welche ſagen: Mein König iſt ein ſchöner Mann, nur ſeine Naſe gefällt mir nicht. Und nun denke man ſich eine Kriminaliſtik, welche die letzteren ſo gut zum Tode verdammt wie die erſteren! Dieſe Kriminaliſtik verteidige, wer ſchamlos genug dazu iſt.

Es fehlt heute bereits der größte Teil der Quellen, um der römiſchen Theokratie jene Maſſenmorde nachzurechnen, welche man Ketzerverfolgung nennt. So gründlich war die Vertilgung und Ausrottung, daß mit den Opfern auch die Kunde von ihnen verſchollen iſt. Selbſt nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt konnten noch ganze Auflagen und bis auf das letzte Exemplar durch Henkershand verſchwinden; daraus ſchließe man, wie leicht es vor der Erfindung dieſer Kunſt war, die Ueberlieferung himmelſchreiender Zeugniſſe ſtumm zu machen. Antonio Llorente, welcher zu den Archiven der ſpaniſchen Inquiſition Zutritt hatte, ſchätzt die Menſchenopfer dieſes Tribunals auf 31 000. Prescott möchte dieſe Ziffer herabmindern, aber alles ſpricht dafür, daß ſie noch eher zu klein als zu groß iſt. Selbſt der Jeſuite Mariana bezeugt, daß die ſpaniſche Inquiſition ſchon

in ihrem erſten Jahre und in der Provinz Andaluſien allein 2000 Menſchen verbrannt hat. Ein alter Geſchichtsſchreiber, Bernaldez, hat aufgezeichnet, daß zwiſchen 1482—1489 in Sevilla 700 Perſonen verbrannt worden, alſo in einer Stadt und in einem Jahre 100. Weiter berühmt ſich eine über der Türe der Inquiſition von Sevilla angebrachte Inſchrift, daß ſeit der Vertreibung der Juden im Jahre 1492 beinahe 1000 Perſonen durch ihr Blutgericht ums Leben gekommen. Aus ſolchen Poſten iſt wirklich ein Schluß auf eine Summe erlaubt, welche Llorentes Angabe rechtfertigt.

Bekanntlich wird die Regierung Karls V. für milde gehalten, und doch haben die Niederlande unter ihm 50 000 Menſchen durch den Feuertod der Inquiſition verloren. Es iſt das die Berechnung einer bedeutenden Autorität, Sarpi, in der Geſchichte des Tridentiner Konzils. Hugo Grotius, ſelbſt ein Niederländer und eine noch größere Autorität, verdoppelt aber dieſe Zahl und nennt 100 000. Alba, Philipps Henker, rühmte ſich, für ſeine Perſon allein 20 000 Todesurteile unterſchrieben zu haben, ein Datum, welches durch Schillers „Abfall der Niederlande" jedermann weiß.

Und doch ſind das alles nur Ziffern eines außerordentlich kurzen und gedrängten Zeitraumes. Die Zeitperiode, in welcher die römiſche Theokratie um der Religion willen morden zu dürfen geglaubt hat und gemordet hat, umfaßt mehr als ein Jahrtauſend! Mit keinem Paroxismus irgend einer Schreckensherrſchaft iſt das zu vergleichen. Denn dieſe Paroxismen gehen vorüber, verlaufen raſch und akut. Tauſend Jahre lang aber iſt man nicht im Zuſtande der Notwehr. Tauſend Jahre lang iſt man nicht im Zuſtande ſelbſt der mißverſtandenſten Begeiſterung für eine Idee. In tauſend Jahren hat jedes Mißverſtändnis Zeit, ſich aufzuklären. Nur in Rom allein klärte ſich nichts auf. Rom war längſt nicht mehr die ſtreitende, ſondern die geſicherte und triumphierende Kirche, als es ſeine Grauſamkeiten noch ausübte — ohne einen ſichtbaren Zweck. Auch tötete es nicht, wie der Staat tötet, der bloß ein Leben zum Tode bringen will und im Strang oder Schwert die raſcheſte und ſchmerzloſeſte Todesart wählt. Rom wählte die langſamſte und martervollſte. Rom

wählte den Feuertod. Rom tötete nicht, als wäre der Tod das Ziel, ſondern das Leiden, das langſame, verlängerte Leiden in dem noch lebendigen Leibe!

Wie feſt der Europäer überzeugt iſt, daß er durch feindliche Invaſion und blutige Eroberung den mexikaniſchen Menſchenopfern, den indiſchen Witwenverbrennungen uſw. eine Ende machen durfte! Wie feſt er von der höheren Miſſion ſeiner Kultur überzeugt iſt! In einem Blutbade ohnegleichen hat er die Yuka-Hauptſtadt Mexiko erſtürmt, den Tempel und das Bild des ſchrecklichen Kriegsgotts Huitzilopochtli zerſtört, er malt den kupferfarbigen Indianern die Greuel ihres Gottesdienſtes mit der erhabendſten Beredſamkeit aus, er predigt ihnen mit Honiglippen das ſüße Herz Jeſu, die Fürbitte der allerſeligſten Jungfrau, das Lamm Gottes und den guten Hirten.

Mit welchem Auge mag es der Mann der roten Haut nun angeſehen haben, als eines Tages von der neuerbauten Kirche die Totenglocke tönte, ihre Pforte ſich öffnete, mit fliegenden Fahnen und dampfenden Rauchfäſſern im Pomp ihrer goldgeſtickten Ornate eine Prozeſſion der weißen Prieſter auszog, eine Prozeſſion, welche einen Menſchen mit ſich ſchleppte, ihn an einen Pfahl band, Feuer um ihn anlegte und das Schmerzensgeſchrei des Gemarterten mit ſchauerlichen Geſängen zum Lobe ihres Gottes übertäubte! Mit welchem Auge mag er dieſes Trauerſpiel angeſehen haben, als er es in kürzeſter Friſt zehn-, hundert-, tauſendmal ſah! Wahrlich, es kann einen Standpunkt geben, auf welchem der Menſchenfreund dem Tage fluchen muß, da Kolumbus aus dem Hafen von Palo abſegelte, denn ſeinen drei Karavellen folgte die giftigſte Peſt, welche unſer Erdball jemals entwickelt, es folgten ihm jene entſetzlichen Weſen, welche in der einen Hand das Kreuz, in der andern ein Feuerbecken trugen, womit ſie in Mexiko, Lima, Chili, Peru ſengend und brennend in die Hütten der Unſchuldigen einbrachen und die ſogenannten Wilden die wildeſte Art der Menſchenopfer lehrten. Der indianiſche Kriegstanz, der über dem geſchlachteten und gebratenen Feind ſeine Orgie hält, iſt ein harmloſes Ballett gegen die römiſche Erfindung des Menſchenmords, welche den Feind verbrannte, *ohne* ihn früher zu töten und

ohne — daß er ein Feind war. Denn noch einmal ſei es geſagt: der ſogenannte Ketzer war kein Feind Chriſti, ja nicht einmal der Kirche; er diente ihr, er ehrte ſie, er glaubte ihre Dogmen, nur beging er die Unvorſichtigkeit, bei der Auffaſſung und Auslegung derſelben — ſeine Vernunft zu gebrauchen. Der Ketzer ſtand faſt nie auf dem Standpunkte, wo die Vernunft des Glaubens nicht mehr bedarf, ſondern bloß auf dem, wo mit und neben dem Glauben auch die Vernunft tätig iſt. Ein Denker, ein Forſcher, ein Freund der Wahrheit, war er das edelſte und wertvollſte Glied der menſchlichen Geſellſchaft, ja eine Zeitlang unter den Vertierten eigentlich der Menſch allein. Er war nicht wie die Hexe ein vereinſamtes faſelndes Weib, ſondern ein Mann inmitten des werktätigen Lebens und oft im erſten Aufflammen einer jugendlichen, die edelſten Früchte verheißenden Begeiſterung. Und nun die Familie des Ketzers! Wenn ihm ſelbſt ſchon der Gott in ſeiner Bruſt die Kraft gab, den qualvollſten und ungerechteſten Tod, welchen zelotiſche Pfaffen ihn ſterben ließen, mit Märtyrergeduld zu ertragen, ſo denke man ſich, daß derſelbe Pfaffe die Lehre verbreitete, dieſe Todesqual ſei nur ein ſchwaches Vorbild des hölliſchen Feuers, dem er auf ewig verfallen ſei, und was die Frau, die Schweſter, die Tochter des Ketzers, was das liebende, zartorganiſierte Weib durch dieſe entſetzliche Lehre gelitten haben muß! Sie ſah den Körper deſſen, der ihr teurer als das Leben war, verrenkt und ſich winden in zuckenden Schmerzen, ſie beobachtete, wie das langſame Feuer gräßlich von Glied zu Glied ſchlich, und wenn nun der letzte Angſtſchrei verhallt und der gemarterte Leib ruhig war, ſo ſagte man ihr, daß dies alles dem Gotte, dem ſie diene, wohlgefällig ſei, und daß ſie nun mit verdoppeltem Eifereifer dem Himmel nachtrachten müſſe — eben jenem Himmel, welchen zu glauben juſt darum die Wonne der Gläubigen iſt, weil ſie darin die lieben Ihrigen wieder zu finden hoffen, von welchem aber ein Angehöriger, der ein Ketzer war, durch die unverſöhnliche Rachſucht des Prieſtergottes von Ewigkeit zu Ewigkeit ausgeſchloſſen ſein ſollte!

Ein Terrorismus, d. h. ein Syſtem, welches mitten aus dem beweglichen Menſchenſinn heraus etwas Feſtes und Ewiges

ſchaffen will, gleichſam wie die große Meiſterin der Menſchen, die Natur, ſelbſt ſchafft, unwiderſtehliche und unerbittliche Elementar-Gewalten: ein ſolches Syſtem hat zu allen Zeiten die Notwendigkeit gefühlt, unbeſtechlich zu ſein. Unbeſtechlich, wie es der Blitz iſt, das Erdbeben, der ſchwarze Tod, der feuerſpeiende Vulkan und der verheerende Lavaſtrom! Unbeſtechlich, wie es das Schickſal iſt, wie es der Himmel iſt, wie es der Arm Gottes iſt! Darum war Robespierre, der größte Maſſenmörder unſerer Tage, auch der unbeſtechlichſte, im richtigen Gefühl, daß ein ſchonungsloſes Morden von Menſchen wenigſtens ein ausnahmsloſes und unparteiiſches ſein muß, ſoll es der Opferdienſt einer Idee und nicht die Bubenlaune eines tollen Tyrannen ſcheinen. Leider waren die theokratiſchen Robespierres nichts weniger als unbeſtechlich! Wir haben die Familie eines Ketzers geſchildert, welche am Feuerpfahl eines guten Vaters, eines zärtlichen Bruders, eines liebevollen Gatten, eines Mannes, der vielleicht das Muſter aller Tugenden war, ſich überreden ſollte, er habe ſeine gräßliche Todesſtrafe verdient und die ewige Verdammnis dazu! Wie aber, wenn nun dieſelbe Familie, von dem herzzerreißenden Autodafé nach Hauſe kehrend, ſchon in der nächſten Straße einem Manne begegnete, welcher luſtig zu Pferde dahertrabte und welcher nicht etwa dieſe oder jene Zeremonie anzweifelte, ſondern vor jedermanns Augen und Ohren die ganze Kirche ſelbſt für eine Lüge erklärte?! Die Inquiſition in Bologna ließ (1497) den „wohlprotegierten" Arzt Gabrielle de Saló mit einer bloßen Reue-Erklärung durchſchlüpfen, obwohl derſelbe folgende Reden zu führen pflegte: Chriſtus ſei nicht Gott geweſen, ſondern der Sohn des Joſeph und der Maria, aus einer natürlichen Zeugung entſprungen; er habe die Welt mit ſeiner Argliſt ins Verderben gebracht; den Kreuzestod möge er wohl wegen begangener Verbrechen erlitten haben, auch werde ſeine Religion nächſtens aufhören; in der geweihten Hoſtie ſei ſein wahrer Leib nicht; ſeine Wunder habe er nicht vollbracht aus göttlicher Kraft, ſondern durch die Hilfe der Sterne uſw. uſw. Tauſende brannten als Ketzer am Pfahl, welche über all dieſen Reden ſich ſelbſt entſetzt und nichts von dem, was hier geleugnet wurde, zu bezweifeln gewagt hatten,

aber — der „wohlprotegierte" Arzt Gabrielle de Saló lebte und die Tauſende ſtarben! Dieſen noch heute empörenden Fall von Parteilichkeit erzählt Burckhardt in ſeiner Geſchichte der Renaiſſance und ſeine Originalquelle iſt wieder: Burſellis, ann. Bonon. bei Murat XXIII. Col. 915.

Von der franzöſiſchen Schreckensherrſchaft weiß man, daß ſie zuletzt ihren Zweck, den Schrecken, gänzlich verfehlte, und zu einer frevelhaften Karikatur der Todesverachtung führte, wobei man rote Seidenfäden um den Hals als Schnittwunden, goldene Guillotinchen als Schmuck trug und auf dem ſogenannten „bal des victimes" nur den Witwen, Waiſen und nächſten Blutsfreunden eines Hingemordeten — zu tanzen erlaubte! So wenig ertrugen die menſchlichen Nerven nur drei Jahre lang den Schrecken! Man denke nun, welche Verheerungen in der menſchlichen Sittlichkeit ein Revolutions-Tribunal anrichtete wie die römiſche Inquiſition, welches jahrhundertelang im Schrecken arbeitete und periodiſch mit einer die franzöſiſchen Blutmänner weit überbietenden Heftigkeit! Wahrlich, wenn Hartpole Lecky in ſeiner „Geſchichte der Aufklärung" — neben Buckles „Geſchichte der Ziviliſation" eines der beachtenswerteſten neuern Bücher — eine Betrachtung über dieſes Thema mit der Bemerkung ſchließt, „daß die Kirche Roms mehr unſchuldiges Blut vergoſſen hat als irgend eine andere Inſtitution, die je unter Menſchen beſtanden hat": ſo findet die ſchauderhafte Progreſſion ſtatt, daß all dieſe Ströme des unſchuldig vergoſſenen Blutes noch immer nicht das ärgſte zu ſein ſcheinen neben dem unermeßlichen Schaden, welcher über dem Scheiterhaufen der Toten der Sittlichkeit der Lebendigen zugefügt wurde. Wer zählt die Zahlloſen, auf welche der Schrecken leider allzugut wirkte, und welche nicht die Standhaftigkeit hatten, zu ſterben, ſondern der Kirche zwar innerlich trotzten, aber äußerlich ſich ihr unterwarfen und welche mit verbittertem Gewiſſen und zerrütteter Selbſtachtung ihr geſchändetes Daſein zu Grabe ſchleppten! Und wer zählt jene zahlloſen anderen, an welchen der Schrecken alsbald ſich abſtumpfte, und welche ſich angewöhnen konnten, wie Kinder Heuſchrecken zerzupfen, lebendige Menſchen im Feuer gefühl- und gedankenlos leiden zu ſehen! Glaubt man noch eine

Kunde von Menſchen und nicht vielmehr von Teufeln der Hölle zu leſen, wenn man lieſt, daß die Könige von Spanien mit Menſchenverbrennungen ihre Hochzeitsfeſte würzten, und daß ſich dabei ereignen konnte, was Limborch im 40. Kapitel ſeiner Geſchichte der Inquiſition erzählt:

„Unter den Opfern von 1680 war auch ein jüdiſches Mädchen von nicht 17 Jahren, deren wunderbare Schönheit alle, die ſie ſahen, in Entzücken verſetzte. Als ſie zum Scheiterhaufen ging, rief ſie der Königin zu: Große Königin, iſt Eure Gegenwart nicht imſtande, mir einige Linderung in meinem Jammer zu verſchaffen? Erwäget meine Jugend, und daß ich verdammt werde wegen einer Religion, welche ich mit der Milch meiner Mutter eingeſogen habe.“ Die Königin wendete ihre Augen weg und nach einer entſetzlichen Stunde war das ſchönſte Mädchen Spaniens und das unſchuldigſte Kind — eine Kohle!

II.

So ſchwarz, wie die Verbrechen der Theokratie, läßt ſich alles malen, wenn man eben die Tendenz dazu hat. Wir wenden uns daher ſelbſt ein, was dem gebildeten Leſer im ganzen Laufe unſeres erſten Artikels auf der Zunge ſchwebte, damit wir nichts ſchuldig zu bleiben ſcheinen, ſondern den zweiten Mann hören wie den erſten. Läßt ſich doch leider nur allzuleicht auch dem Einwande wieder ein Einwand entgegenhalten.

Demnach alſo mag der gebildete Leſer uns einwenden, daß, wie man bei vielem Lichte viel Schatten findet, man umgekehrt auch von dem Schatten auf das Licht ſchließen müſſe; daß das Heil, welches die chriſtliche Kirche der Menſchheit gebracht habe, ſchon einen Preis und zwar einen hohen Preis wert iſt, und daß juſt die unerbittliche Strenge, womit der Schatz des Glaubens bewacht wurde, einen Maßſtab anzeigt für die Größe und Koſtbarkeit des Schatzes.

Aber ein ſolcher Schatz iſt jede Religion; die Religion

überhaupt iſt ein ſolcher Schatz. Wo immer das menſchliche Herz eine Religion ſich offenbart, dort drückt ſie genau die Bedürfniſſe dieſes Herzens aus und gibt ihm jenes höchſte Maß von Beſeligung, das es zu faſſen fähig iſt. Die Beſeligung liegt ſchon im Begriff der Religion. Jede Religion beſeligt, aber nicht jede verfolgt. Als die chriſtliche Kirche zu herrſchen anfing und nun ſofort auf die Unterdrückung des Heidentums mit Todesſtrafen ausging, da ſtanden in vielen Teilen des römiſchen Reiches die heidniſchen Bauern auf und verteidigten in Verzweiflungskämpfen den alten väterlichen Glauben, der eben auch ihre Seligkeit war. Sie verteidigten ihre alten Götter, welchen ſie nicht mehr opfern ſollten, und ihre alten Tempel, welche vor ihren Augen zerſtört wurden. Sie wollten nichts wiſſen von der neuen Seligkeit; ſie hatten ihre Seligkeit ſchon. Und ein edler Mann, Libanius, Miniſter Kaiſer Julians, trat als Vertreter der Bauern auf und führte ihre Sache mit Worten, die der Unſterblichkeit wert ſind. Sein Brief an den Kaiſer — eine Art heidniſche Allokution oder Hirtenbrief — iſt ſo gemüt- und ſeelenvoll, wie es die chriſtlichen ſchon lange nicht mehr ſind. Der Tempel, ſchrieb Libanius, ſei den Bauern das wahre Auge der Natur, das Sinnbild und die Offenbarung einer gegenwärtigen Gottheit, der Troſt aller ihrer Mühſal und die heiligſte aller ihrer Freuden. Zerſtöre man die Tempel, ſo würden ihre teuerſten Beziehungen vernichtet. Das Band, welches ſie mit den Toten verknüpft, würde zerriſſen. Die Poeſie des Lebens, der Troſt der Arbeit, die Quelle des Glaubens würde zerſtört ſein uſw.

Welche Religion kann den Menſchen Beſſeres leiſten, als es hier das Heidentum tut? Und doch brauchte die Religion des Zeus und Apollo keine Dominikaner und keine Scheiterhaufen, ſie hat nie ein Drei-Millionen-Volk wie die Niederländer zum Tode verurteilt, oder andere Völker, wie die Waldenſer und Albigenſer, wirklich zu Tode zertreten. Es iſt nicht wahr, daß irgend eine Heilslehre das Recht hat, ſich mit Maßregeln des Unheils durchzuſetzen; es iſt nicht wahr, daß der Wert einer Idee mit dem Verfolgungsgeiſte derſelben in einer Proportion ſtehen muß. Die Wut der Verfolgung kann eine Sache der menſch-

lichen Leidenſchaft ſein, welche auf die Göttlichkeit der Idee nicht nur keinen Schluß zuläßt, ſondern ihn ausdrücklich verbietet. Das Machwerk der franzöſiſchen Republik müßte eines der edelſten Dinge geweſen ſein, wenn es am Werte des vergoſſenen Blutes gemeſſen werden könnte. In Wahrheit aber waren von den franzöſiſchen Blutmännern nur die wenigſten ehrliche Schwärmer, welche an die Möglichkeit der Republik glaubten; weitaus die meiſten waren ſich vollkommen bewußt, daß ſie gegen den Strom ſchwammen, daß ſie die Maſſe des Volkes wider ſich hatten, und daß ſie den Schlund der Guillotine bloß füllten, um ihren Perſonen die gezählten Tage der Herrſchaft und der Sicherheit elendig zu friſten. Juſt für die Unmöglichkeit und Wertloſigkeit der Idee zeugt der Höhengrad der Verfolgung. Nur die Dümmſten der verfolgenden Maſſe konnten im guten Glauben handeln; die Wiſſenderen mußten wiſſen, daß mit Maſſenhinrichtungen die menſchliche Vernunft zu unterdrücken, genau ſo viel heiße, als die Menſchen ſo lange umzubringen, bis ſie ſich abgewöhnten, irgend einen Nervenſtrang oder einen Muskel zu haben, der ein für allemal zu ihrer Anatomie gehört.

Tiefer iſt folgender Einwand.

Es ſind wohlfeile Lorbeeren, gegen die Tyrannen der Menſchheit zu deklamieren und die Regierten als die unſchuldig Leidenden, die Regierer als die Treiber und Dränger darzuſtellen. Wohlfeil ſind dieſe Lorbeeren, aber nicht rühmlich, denn nur der ſeichte Aufklärer gewinnt ſie, der Philoſoph verſchmäht ſie. Im philoſophiſchen Sinne nämlich iſt die ganze Menſchheit ein einziges Individuum und alles, was ſie leidet, fügt ſie ſich ſelbſt zu. Sie erzeugt ſich die Dränger und Treiber und ſie duldet die Dränger und Treiber. Die Menſchheit leidet nie unſchuldig, ſondern ihr Leiden iſt ſtets ihre Schuld, weil ſie ſelbſt die Quelle ihres Leidens iſt. Es fällt ja keine Geißel von außen her auf ihren Rücken, ſondern ihre eigene Hand ſchwingt die Geißel. Die Geißel iſt eine von den Erſcheinungen ihres eigenen immanenten Begriffes.

Wer wüßte das nicht? Aber hätten wir nur einen einzigen Satz, welcher rein und ganz wahr wäre, ſo hätten wir auch die

ganze Philoſophie und den Schluß der Philoſophie. Ginge jener Satz, oder beſſer geſagt, jene Anſchauungsform mit der Wahrheit ohne Bruchteil und Reſt auf, ſo dürfte von Schuld, Verdienſt, Zurechnung nicht weiter die Rede ſein, ſo wäre die Geſchichte der Menſchheit, die wir für eine ſittliche halten, weiter nichts als Naturgeſchichte, wie die Geſchichte eines Grashalms oder die Geſchichte eines Korallenriffs.

Das Individuum als Gattungsbegriff und die Gattung als Individuum zu ſetzen, iſt eine Eskamotage, womit ſich die blendendſten Miſchungen des Wahren und Falſchen erzielen laſſen. Aber auf die Gefahr hin, aus den Höhen der Metaphyſik in den platten und gemeinen Menſchenverſtand wieder zurückzuſinken, ſei die Bemerkung gewagt, daß, empiriſch betrachtet, mein Individuum ſelbſt ſchon kein individuum (d. h. ein Ungeteiltes) iſt, ſondern ein Doppelweſen und eine Doppelnatur. Wenn mein Magen einen Magenkrebs hat, ſo iſt dieſer Magenkrebs nicht zugleich ein Gehirnleiden, ſondern in meinem Gehirne lebt etwas, das ſich verantwortlich fühlt, für die Heilung des Magenkrebſes zu ſorgen. Habe ich dagegen ein Gehirnleiden und wird das Organ des Denkens ſelbſt denkunfähig, ſo wird niemand ſagen, mein Magen, mein Herz, meine Leber hätte einſtweilen das Denken übernehmen und auf die Heilung des denkkranken Gehirns bedacht ſein ſollen. So finde ich in mir ſelbſt ſchon eine Zweiheit, wovon der eine Teil verantwortlich und ſchuldig, der andere Teil aber unverantwortlich und unſchuldig iſt.

Und ſo werde ich denn die Zweiheit wohl auch im Menſchengeſchlechte finden, ſelbſt wenn es ein Individuum iſt. Das Menſchengeſchlecht erzeugt ſich ſelbſt ſeine Leiden: — dieſer Satz bringt mich noch nicht zur Ruhe; immer werde ich fragen dürfen: *aber wie verhält es ſich zu ſeinen Leiden?* In dieſer Frage wird mir die menſchliche Naturgeſchichte wieder zur Menſchengeſchichte; in dieſer Frage gewinne ich wieder das Recht der Kritik, der Zurechnung, des ſittlichen Urteils, das Recht der Belobung und der Verdammung.

Es iſt ſchon gut, ſich den philoſophiſchen Satz gegenwärtig zu halten, daß die Menſchheit ein Individuum iſt und Leidender

und Leidensurſache in einer Perſon. Die fürchterlichen, ja unerträglichen Einſeitigkeiten des Liberalismus und Rationalismus verlieren dadurch ihr kurzatmiges Tempo und lernen atmen in den großen und breiten Schwingungen der wirklichen Geſchichtsfühlung. Um aber nicht in gänzlichen Stumpfſinn hiſtoriſcher Gleichgültigkeit und Fühlloſigkeit auszuarten, iſt es nicht minder gut, alle Geſchichtsleiden an der Frage zu kontrollieren: Wie verhielt ſich die Menſchheit zu dieſen Leiden? Je nachdem die Antwort auf dieſe Frage fällt, wird bald die Sentimentalität der „volkstümlichen", bald die Unbarmherzigkeit der „objektiven" und „vornehmen" Geſchichtsſchreibung jene ſchönbelebte Mäßigung gewinnen, welche dann wohl dem wahren Werte der Dinge gleich kommt.

So pflegen z. B. die Liberalen des Weſtens gegen den ruſſiſchen Deſpotismus zu deklamieren, welchen ſie als ein Leiden und eine Geißel der Menſchheit mit großem ſittlichen Aufwande verdammen. Und doch wäre er das alles, wenn er eben zu uns, zum liberalen Weſten importiert würde, iſt es aber mitnichten auf ſeinem eigenen ruſſiſchen Stammboden. Im Gegenteile lehrt uns die ganze Geſchichte Rußlands, und zwar mit einer ſeltenen Evidenz, daß das ruſſiſche Volk zum Deſpotismus ſeiner Regierung in allen Zeiten ſich paſſiv, ja zuſtimmend verhielt, daß es ihn vertrug, ja bedurfte, daß es einen ſo ziemlich richtigen Ausdruck ſeiner Nationalität in demſelben erkannte. In dieſem Falle iſt es beinahe vollſtändig wahr, daß die Menſchheit als leidender und leidenzufügender Teil eins ſei, und daß in eben dieſer Identität das Leiden ſelbſt ſich aufhebe.

Ein ganz anderes Ergebnis dagegen erhalten wir, wenn wir die Leiden, welche die römiſche Theokratie der Chriſtenheit zugefügt hat, auf die Frage examinieren: Wie verhielt ſich die Chriſtenheit gegen dieſe Leiden? Sofort ſehen wir den Körper der Chriſtenheit ſehr tätig und lebhaft gegen dieſes Leiden reagieren, es auszuſtoßen befliſſen, wie der geſunde Körper einen Krankheitsſtoff ausſtößt; wir ſehen Schmerzen, wir ſehen zuckende Glieder, wir hören Schreie, und das alles verbunden mit großen Energien, den eindringenden Feind zu bekämpfen, ihn zu überwinden, das Wohl und Heil wieder herzuſtellen. Hier ſind

Peiniger und Gepeinigter, Henker und Gehenkter nicht eben ſehr philoſophiſch und ſchulgerecht eins; ſie treten vielmehr ungemein deutlich und ſichtbar in zwei Teile auseinander: man muß den einen Teil bemitleiden, man darf und muß den anderen Teil haſſen. Kurz, der Boden eines entſchiedenen ſittlichen Urteils iſt hier ſehr breit und geräumig gegeben.

Obrigkeiten und Völker haben gegen die Inquiſition ſich gewehrt.

Die Gerichtsbarkeit über Leben und Eigentum war von jeher und iſt ihrer Natur nach eine weltliche; in Straffällen gegen die Ketzer wurde dieſelbe, wie billig, unter Zuziehung eines Biſchofs ausgeübt. Dieſes Verhältnis umzukehren, den Biſchof zum Inhaber der Gerichtsbarkeit, die weltliche Behörde aber zur bloßen Aſſiſtenz, ja zum ſtimm- und wiſſenloſen Strohmann herabzudrücken, war nun das unaufhörlich und hartnäckig verfolgte Beſtreben Roms. Da aber ſelbſt die Biſchöfe noch immer Anwandlungen von volkstümlicher und nationaler Denkungsart hatten, und ihren Mitbürgern gegenüber nicht immer ſo römiſch-ausländiſch dachten, wie Roms Anmaßung es wünſchte, ſo wagte Rom einen Gedanken, welcher die nackte Uſurpation war, und keinem Staatsrechtslehrer einen Ausweg offen läßt, ihn anders zu nennen. Die römiſche Kurie erfand ſich nämlich einen eigenen Gerichtshof, die Inquiſition, welchen ſie aus Mitgliedern eines ihr blind ergebenen Ordens, der Dominikaner, beſetzte, und in der Hand eines General-Inquiſitors vollends zentraliſierte. Dieſe Inquiſition drückte denn bald auch den Biſchof des Gerichtsſprengels, welchem ſie ſich aufgedrängt hatte, und welcher ſcheinbar ihr Vorſitzender war, zum bloßen Figuranten herab, wie dieſer die weltliche Obrigkeit, den natürlichen und urſprünglichen Gerichtsherrn, beiſeite zu drängen und zu nullifizieren die Pflicht gehabt hatte. Von der letzteren, der weltlichen Obrigkeit, war gar nicht mehr die Rede. Es blieb ihr nichts mehr als der Bütteldienſt der Exekutive. Das Inquiſitions-Tribunal übergab ihr den verurteilten Ketzer, auf deſſen Aburteilung ſie nicht den geringſten Einfluß gehabt, zu einer „*milden*“ Beſtrafung; aber wehe, wenn ſie nicht die härteſte wählte! Auf ein Mißverſtändnis dieſer Heuchelei ſtand die Exkommunikation!

Bedenkt man nun aber, daß in den früheren Jahrhunderten das kirchliche Leben faſt den ganzen Rahmen auch des politiſchen ausfüllte; bedenkt man ferner, wie weit der Begriff eines Ketzers war und wie weit er gemacht werden konnte, und daß dem Staate der Einfluß entzogen wurde auf die Definition dieſes Begriffes und auf den einzelnen Fall ſeiner Anwendung, ſo will die Einſetzung dieſes ſogenannten Ketzergerichtes nichts Geringeres ſagen, als daß ſich mit dieſer Handhabe der Biſchof in Rom zum eigentlichen Souverän jedes chriſtlichen Landes gemacht hatte, daß es praktiſch genommen neben dieſer Inquiſition eine weltliche Obrigkeit gar nicht mehr gab; denn jene war es und nicht der Landesherr und ſein Landesgericht, welche in jedem Lande jedes Untertans Leben und Gut in der Hand hatte. In der Tat die vollſtändigſte Uſurpation, welche die Welt je geſehen! Bei dieſer Uebertragung der weltlichen Souverenitätsrechte auf das Haupt eines Geiſtlichen ſanken die europäiſchen Staaten zu aſiatiſchen und afrikaniſchen Khalifaten herab, und ſollte von dem kulturreichen Namen Europas in der Welt noch die Rede ſein, ſo wurde die Abſchüttlung dieſes römiſchen Joches der Inbegriff aller Pflichten für jeden Europäer.

Die Europäer taten ihre Pflicht. Faſt alle Regierungen widerſetzten ſich der Einführung der Inquiſition. Und als der Widerſtand der Regierungen entweder gebrochen oder umgangen worden war, brachen in allen Ländern der Chriſtenheit die Flammen des Volksaufſtandes aus. Als die Spanier es verſuchten, die Inquiſition ihrer Provinz Neapel aufzunötigen, erhob ſich eine ſo allgemeine Empörung dagegen, daß ſelbſt die grauſame ſpaniſche Gewaltigkeit das Unternehmen aufgeben mußte. Ebenſo wütend ſträubten ſich der Norden und die Mitte Italiens. Die Aufſtände in Mailand und Parma (1242 und 1279) drohten dieſe Kommunitäten faſt aufzureiben und geringere Unruhen zeigten ſich in vielen anderen Städten. Obwohl die Päpſte alles, was in ihrer Macht ſtand, aufgeboten hatten, um das Offizium mit einer religiöſen Anziehungskraft zu bekleiden; obwohl ſie den Beamten denſelben Ablaß gewährt hatten wie früher den Kreuzfahrern, und einen Ablaß für drei Jahre allen denen, welche, ohne Inquiſitoren zu ſein, zur Ver-

urteilung eines Ketzers beitragen wollten; obwohl auch der Bannfluch der Exkommunikation gegen alle geſchleudert wurde, welche die Inquiſitoren an Erfüllung ihres Amtes hinderten: die Empörung der Italiener blieb doch jahrhundertelang unauslöſchlich. So finden wir 1518 den Diſtrikt von Brescia infolge der Verurteilungen der Inquiſition in ſo wilder Gärung, daß die Regierung nur durch Vernichtung dieſer Urteile, und ſelbſt dann noch mit Schwierigkeit die Gemüter beſchwichtigen konnte. Ein ähnlicher Ausbruch fand in Mantua 1568 ſtatt, und ſelbſt in Rom wurden beim Tode Pauls IV. die Gefängniſſe der Inquiſition gewaltſam erbrochen und ihre Akten von einer wütenden Volksmenge zu Aſche verbrannt.

Das einzige katholiſche Land, welches nicht reagierte, ſondern duldete, welches, wie Rußland den Zar, den theokratiſchen Terrorismus volkstümlich hegte und eine wirkliche philoſophiſche Einheit des Henkers und des Gehenkten darſtellte — Spanien, dieſer Abtrünnige Europas, iſt heute aus Europa faſt hinausgefallen und zu einem vergeſſenen Grenzwinkel Afrikas geworden. Am glänzendſten dagegen bewährte ſich Deutſchland; nicht in leidenſchaftlichen aber vereinzelten Volksaufſtänden hat es gegen das römiſche Khalifat ſich empört, ſondern ſeiner Natur gemäß in einer Tat des Gewiſſens und der Wiſſenſchaft, in einer Tat, welche ruhig, gründlich aber furchtbar ſummariſch, für alle Zeiten und definitiv verhinderte, daß das Evangelium zum Koran, daß die Politik und die Ziviliſation zum Prieſter-Monopol, daß unſere Verfaſſung eine ägyptiſch-indiſche Theokratie wurde. Wenn Europa Europa blieb, ſo wird jeder Gebildete heute das Zeugnis ablegen — auch jeder gebildete Katholik — daß er das Verdienſt davon neidlos der Reformation zuerkennt.

Die Jeſuiten in Oeſterreich

(Geſchrieben 1867)

I.

Was würdeſt du geſagt haben, freundlicher Leſer, wenn die Krone Frankreich die Tendenz verfolgt und das Programm durchgeführt hätte, alle Franzoſen — in Deutſche zu verwandeln, um ſie in Uebereinſtimmung mit den Deutſchen zu bringen, welche Frankreich ſeit Ludwig XIV. an den deutſchen Elſäſſern beſaß? Und was würdeſt du ſagen, wenn der Kaiſer von Oeſterreich uns geböte, Juden zu werden, weil eine Million Juden in Oeſterreich leben? Was würdeſt du ſagen, wenn ſich eines Tages die politiſche Staatsmarine etablierte, die unermeßliche Mehrheit auf die Form der verſchwindenden Minderheit umzuſtülpen? z. B. 29 Millionen Menſchen uniform zu machen mit der dreißigſten e i n e n Million? Du würdeſt zu träumen glauben. Und wenn du nach einer Reihe von Jahren aus dem Traume erwachteſt, und die Franzoſen wirklich in Deutſche, die Oeſterreicher wirklich in Juden verwandelt fändeſt; was Anders wäre dein erſter Gedanke als: wie viel Jammer und Elend, wie viel Blut und Tränen muß dieſes widerſinnige Gewaltwerk gekoſtet haben! Wie muß die Art des Zerſtörers die Volkskraft ins tiefſte Mark getroffen, ſie auf Jahrhunderte, vielleicht auf ewig, gebrochen haben, bis am toten Leichname dieſe Umwandlungen möglich waren!

Nun wiſſe, freundlicher Leſer! Dieſe unglaubliche und buchſtäblich toll klingende Parabel hat vor 250 Jahren in der Geſchichte Oeſterreichs im bitterſten Ernſte geſpielt. Die Karten zu dieſem Spiele hat jener Orden gemiſcht, welcher ſich ſehr anmaßend das, was wir alle ſind, nennt, eine G e ſ e l l ſ c h a f t

Jeſu, und die Spielmarken in dieſem Spiele haben die Völker Oeſterreichs von der Schlacht am weißen Berge bis zur Schlacht bei Königgrätz in ununterbrochenen Verluſten an Leib, Leben, Wohlſtand, Sicherheit, Macht, Anſehen, Bildung, kurz im Bankerotte bezahlt.

Die Völker der öſterreichiſchen Erblande waren heute vor 300 Jahren ſo überwiegend evangeliſch, daß die Katholiken unter ihnen ſpurlos verſchwanden. Als Ferdinand I. (1556) die Regierung antrat, waren neun Zehntel des Volkes proteſtantiſch, wie ein venezianiſcher Geſandter berichtet, welcher gleich hinzuſetzt: „Doch lebten Alt- und Neugläubige in völliger Eintracht nebeneinander; erſt die Jeſuiten warfen ihre Brandfackel ins Land.“ Vierzig Jahre ſpäter war das Verhältnis noch viel vorgeſchrittener und die Proteſtanten ſtanden zu den Katholiken nicht mehr wie 10 zu 1, ſondern faſt wie alles zu nichts. Als Ferdinand II. (1596) in ſeiner Hauptſtadt Graz das Oſterfeſt feierte, nahm er faſt allein das Abendmahl nach katholiſchem Ritus und außer ihm gab es in ganz Graz nur noch — drei Katholiken! Im ganzen Lande, nämlich in Steiermark, zählte man von den alten Adelsgeſchlechtern nicht mehr als ein katholiſches — die ausgeſtorbenen Herberſtorfe —, in Oeſterreich fünf, in Kärnten ſieben. Kurz, wir waren evangeliſch, wie es Preußen, Holland und Schweden noch heute ſind.

Da kamen von jenſeits der Berge (ultra montes) einige Fremdlinge ins Land, ſpaniſche Männer in ſchwarzen Röcken, welche einen anderen Glauben mitbrachten, als der unſrige war. Ein Menſchenalter — und die Millionen unſerer Vorfahren glaubten, was die ſpaniſchen Fremdlinge glaubten!

Wie ging das zu? Ein Jeſuit ſelbſt gibt Antwort. Kaſpar Scioppius ſagt es in ſeiner „Lärmtrommel des heiligen Krieges“ mit dürren Worten heraus: „Der einzige Weg, das zu erreichen, ſei eine Straße von Blut.“

Welch ein Gaſtverhältnis, man denke! Eine Handvoll Fremdlinge kommt ins Land und jagt die ganze Bevölkerung hinaus, wenn ſie nicht glaubt, was die Fremdlinge glauben! In unſeren milderen Zeiten hat man vorſorglich den Belagerungszuſtand verhängt, um vor „fremden Elementen“ zu ſchützen; damals

ging's umgekehrt: ein Dutzend Fremder erklärte die Millionen der Einheimiſchen in Belagerungszuſtand!

Natürlich konnten die Jeſuiten das nur im Beſitze der landesherrlichen Vollgewalt. Wie dieſer Beſitz ihnen teils freiwillig anvertraut, teils zu erſchleichen möglich wurde, bedarf einer Erklärung. Vorläufig nur ſo viel, daß der erſte Geſichtspunkt, aus welchem die Jeſuiten aufgenommen wurden, nichts weniger als ein reaktionärer, vielmehr ein ſo fortſchrittlicher, wie Luthers ſelbſt, war.

Es ſcheint ein böſes Omen, daß die zwei Kaiſer, welche an der Wiege der Reformation ſtanden, Maximilian I. und Karl V., beide Anwandlungen hatten — Päpſte zu werden! Aber es ſcheint nur. Bedenkt man nämlich, daß die Kirchengeſchichte damals in einer Kriſis war, in welcher der Papſt gar leicht ſelbſt hätte evangeliſch werden, viele ſagen, es hätte werden ſollen: ſo will dieſes Omen wieder nichts Schlimmes bedeuten.

Namentlich Kaiſer Max hätte alle Anlage gehabt, ein gar guter *evangeliſcher Papſt* zu werden. Der alte Herr war zwar ein ſtarker Phantaſt, er hatte aber eine Portion Menſchenverſtand, welche zu unſerem größten Vergnügen beweiſt, daß Poeſie und Wirklichkeit einander nicht ausſchließen. In den 22 Büchern, welche der kaiſerliche Gemsjäger geſchrieben hat und welche auf der Hofbibliothek zu Wien ſtehen, finden ſich Gedanken, welche nach der geſundeſten Alpenluft riechen. So fragt er z. B. im Jahre 1508 den Abt Trittheim, einen von den altliberalen Vorläufern der Reformation und des Humanismus, folgenderweiſe: Da die Chriſtenheit nur einen kleinen Teil der Erde begreift, ſollte nicht jeder, der an Gott glaubt, ohne weiteres ſelig werden können? — Warum iſt die Offenbarung an vielen Stellen dunkel, ſagt, was man nicht wiſſen will, und verſchweigt, was man ſo gerne wüßte? — Wie ſollen Hexen über die böſen Geiſter Macht haben und ein ehrlicher Mann kann von keinem Engel etwas erhalten? Und als er mit ſeinen zwei letzten Lebensjahren noch die zwei erſten von Luthers Auftreten erlebte, ſagte er einſt zu dem ſächſiſchen Rate Pfeffinger: Was macht euer Mönch? Wahrlich, ſeine Poſitiones

ſind nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen! — Man ſieht, der Gemsjäger wäre juſt nicht der ſchlechteſte Papſt geweſen.

Ein ganz anderer Charakter war Karl V. Max nahm, was wir ſonſt von ihm wiſſen, die Reformation zu leicht, Karl zu ſchwer. Jenem war ſie ein Spiel, das die Pfaffen untereinander trieben, dieſem eine gefährliche Rebellion gegen die ganze politiſche Reichsverfaſſung. Großvater und Enkel repräſentieren nach zwei entgegengeſetzten Seiten hin, die reinſten Typen des ganzen öſterreichiſchen Stammcharakters. Kaiſer Max unruhig, feurig, abenteuerlich, phantaſievoll, gemütlich, poetiſch, voll ſorgloſer Sinnlichkeit, voll leichtſinniger Lebensluſt, ſtellt den Charakter des Volkes dar; Kaiſer Karl ängſtlich, zaghaft, mißtrauiſch, unentſchloſſen, ein ewiger Zweifler und Klügler, ein langſamer und ſchwerfälliger Warten-Könner und Nie-fertig-Werder, dabei voll ariſtokratiſchen Sondergeiſtes und von einer unüberwindlichen Scheu gegen alles, was aus dem Volke und nicht aus dem Kabinette geſchieht, iſt leibhaftig und fleiſchgeworden der Regierungs-Charakter Oeſterreichs. Jener Tatkraft ohne Politik, dieſer Politik ohne Tatkraft. Hätten ſie ihre Tugenden temperiert, aber dann auch vereinigt beſeſſen, wie 200 Jahre ſpäter der Hohenzollernſche Friedrich, ſie wären Gründer geworden wie dieſer, anſtatt daß ihr Daſein in Schatten und Nichts zerrann. Hätte Kaiſer Max den Verfaſſungsentwurf Bertholds angenommen (erbliches Kaiſertum, Fürſten- und Städtehaus), Kaiſer Karl ſich an die Spitze der Reformation geſtellt (wie es Napoleon für ſeine Miſſion erklärte), Deutſchland wäre das, was jetzt England iſt, und England eine obſkure Inſel. Aber Max verfolgte ſtatt der Herrſchaft Deutſchlands die Weltherrſchaft; Karl wollte dieſe Reformation mit der ſuperfeinen Kabinettspolitik Macchiavells machen und beide ruinierten den Germanismus zugunſten des Romanismus, denn von ihren Fehlern gewann Frankreich, Rom, der Jeſuitenorden. Wenn nach 300jähriger Nullität der Germanismus ſich wieder emporringen ſoll, ſo geſchieht es jetzt unter einer Führerſchaft, welche unwiederbringlich an andere verloren iſt.

Das eine aber ſieht man doch: die beiden Kaiſer haben die

Reformation nicht eigentlich verneint. Mar ſchien ihr zuzuſtimmen, und ſelbſt Karl fand nur das eine Haar in ihr, daß ſie Volksſache, nicht Kabinettsſache und Amtsgeheimnis war. Im Prinzipe war er nicht gegen ſie. Niemand war es. „Reform an Haupt und Gliedern" war ja längſt das Programm der Kirche, ein Programm, welches in der ganzen Chriſtenheit die Spatzen auf allen Dächern pfiffen. Endlich kam ſie, die Reform, ſie kam durch Luther, und nun hatte jedermann, worauf er längſt vorbereitet war, was das tiefgefühlte Bedürfnis aller war. Daher die blitzſchnelle und allgemeine Beteiligung an der Reformation. Allgemein war die Reformation, d. h. alſo, ſie war katholiſch. Kein Evangeliſcher fühlte ſich unkatholiſch. Jedermann ſtand in der Kirche, nur daß ihre längſt erhoffte Verbeſſerung jetzt anhub. Luther, welchen ſogar ein Görres den letzten Kirchenvater nennt, war in der Verbeſſerung vorangegangen, aber es verſtand ſich ganz von ſelbſt, daß alle Chriſtengläubigen nachfolgen würden. Die einen früher, die andern ſpäter. Und ſie folgten auch nach. Alles folgte nach, der Papſt ſelbſt ſchien nachfolgen zu können.

Man kann ſich dieſes Verhältnis nicht lebhaft genug vorſtellen. Es konnte z. B. geſchehen, daß ein Prediger zu Heyna in Sachſen zwei Kirchen verſah, und in der einen die Meſſe las, in der andern das evangeliſche Abendmahl austeilte. Als der Erzbiſchof Gebhard von Köln geheiratet und die evangeliſche Kirchenreform angenommen hatte, dachte er keineswegs daran, ſein Erzbistum niederzulegen. Aber was braucht es mehr? Selbſt Karls Bruder, Ferdinand I., fand nichts Unkatholiſches daran, vom Konzilium in Trient wenigſtens die Prieſterehe und das Abendmahl sub utraque, d. h. unter beiden Geſtalten des Brotes und Weines nach Art der Huſſiten zu verlangen.

Felſenfeſt ſteht die Tatſache; Reform wollte jedermann. Nur glaubten einzelne Politiker Urſache zu haben, nicht eben Luthers Reform zu wollen, ſondern eine kaiſerliche, päpſtliche, obrigkeitliche. Als nun der Jeſuiten-Orden aufſtand, und — was nicht genug zu loben iſt — der lutheriſchen Reform keineswegs Oppoſition, ſondern nur Konkurrenz zu machen, die Abſicht verriet, ſo nahmen ihn viele mit Freuden auf, welche mit dem Thema

Luthers einverſtanden waren, aber die Variation anders wünſchten. Mit kurzen Worten: man rief die Jeſuiten nicht als Reaktionäre, ſondern als Reformer ins Land.

Es läßt ſich ganz gut denken, daß in jenen Tagen zwei deutſche Landesherren einträchtig beim Humpen ſaßen, und der eine ſagte: „Ich probiere meine Kirchenreform mit den lutheriſchen Predigern"; der andere: „Ich probiere ſie mit den ſpaniſchen Prieſtern" — worauf ſie ſich herzlich die Hand ſchüttelten und nicht entfernt daran dachten, in einen Gegenſatz getreten zu ſein. Fünfzig Jahre ſpäter haßten, ſchimpften und verfolgten ſie ſich, ſchlugen ſich ihre Untertanen tot, brannten ſich ihre Städte und Dörfer nieder, waren die erbittertſten Feinde. Das taten die Jeſuiten.

II.

Betrachten wir einen Augenblick, worin die Jeſuiten reformiert und worin ſie die Reform getäuſcht und verfälſcht haben.

Der Klerus war im 16. Jahrhundert, wie die verwitterte Oberfläche eines Metallkörpers — beim Roſte angekommen. Er war in Lüſte und Unwiſſenheit in einem Grade verſunken, daß die getreue Darſtellung desſelben dem obſzönſten Roman gleichen würde. Er war weltlich geworden. Die Inhaber der geiſtlichen Pfründen liebten Jagd, Bankett, Welt- und Wohlleben in verwegenſter Weiſe und überließen die Seelſorge unwiſſenden Bettelmönchen, welche nur ſelten Latein verſtanden, oder die Urkunden ihrer eigenen Religion, Bibel und Evangelium, kannten. Dieſe Menſchen konnten das Volk nicht lehren, was ſie ſelbſt nicht wußten, das Chriſtentum. Sie lehrten es alſo, ein Gemiſch von Reliquien- und Bilderdienſt, abergläubiſchen Zauberformeln und heiligen Romanen oder Novellen, welche man Legenden nannte. Dabei lebten ſie ebenſo anſtößig als ihre höheren Vorgeſetzten. So die Diſziplin der Kirche. Was die Verfaſſung betrifft, ſo

war die chriſtliche Kirche — durch ihre Natur zum Republikanismus berufen, wie keine zweite der Menſchengemeinſchaft der Welt — nach und nach der Autonomie ihrer Gemeinden, ja ihrer Biſchöfe und Oberhirten verluſtig gegangen, und hatte ihre unvergleichliche Anlage zur Freiheit in dem Maße, als der päpſtliche Abſolutismus ſich entwickelte, eingebüßt.

In beiden Richtungen reformierte Luther. Er gab der Chriſtenheit wieder einen chriſtlich unterrichteten Prieſterſtand und führte die chriſtliche Freiheit von dem päpſtlichen Abſolutismus, der ſie aufgeſaugt hatte, auf ihre Urquelle, die Volksgemeinde, wieder zurück. Er machte den Kirchen-Abſolutismus konſtitutionell. Mit anderen Worten, er verbeſſerte beides: Diſziplin und Verfaſſung der Kirche.

Als nun die ſpaniſchen Prieſter, wie man die Jeſuiten nannte, ins deutſche Land kamen, unterſchieden ſie ſogleich zwiſchen dem Bedürfnis der Maſſe und der Gebildeten. Jenes war die Verbeſſerung der Seelſorge. In dieſem Punkt ließ ſich nicht ſpaßen. Von dieſem Punkt war die unermeßliche Popularität Luthers ausgegangen. Hier alſo reformierten ſie gleichfalls. Die Pfarren erhielten wieder theologiſch gebildete Prieſter, Männer, welche man in Not und Tod auf ihren Poſten — und nicht bei Wein und Brettſpiel fand. Hier zeigten ſie Ernſt.

Ein todeswürdiger Greuel dagegen war den Jeſuiten der Sturz des päpſtlichen Abſolutismus, oder mit anderen Worten, die lutheriſche Reaktivierung der uralten apoſtoliſchen Kirchenverfaſſung. Daß die Gemeinde bei Beſetzung der Pfarrſtellen und in der Verwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten durch erwählte Aelteſte ſich ſelbſt regieren ſollte (Presbyterial-Verfaſſung), daß die Biſchöfe in geſetzgebenden Verſammlungen (Synodial-Verfaſſung) die Oberleitung der Gemeinden ſelbſtändig führen ſollten, unabhängig vom römiſchen Stuhl, welchem das Gegenteil dieſer konſtitutionellen Kirchenfreiheit bisher eine ſo unermeßliche Macht- und Geldquelle geweſen — das ſchrie zum Himmel! Die evangeliſche Kirchenfreiheit, genannt Ketzerei, von der Erde verſchwinden zu machen, den römiſchen Abſolutismus, genannt die Ehre Gottes, zu erneuern und zu verewigen, das war das eigentliche

Kriegsobjekt der Jesuiten. Hier schleuderten sie ihre Brandfackeln und zählten weder die Tausende noch die Millionen, welche verbrannten. Der dreißigjährige Krieg, welchen die Jesuiten entzündeten, fand in Deutschland und Böhmen sechzehn Millionen Menschen vor und hinterließ nur noch — fünf! Und doch protestierten Rom und die Jesuiten gegen den Friedensschluß und verfluchten ihn feierlich, weil es selbst einer dreißigjährigen Verwüstung nicht gelungen war, den Protestantismus ganz zu verwüsten. Besser eine Wüste, als ein Land voll Ketzer, hatte der Jesuitenzögling Ferdinand II. gesagt, und er wollte lieber, „daß die Deutschen Bettler seien, als Rebellen" — sechzehn Millionen eingeborene Rebellen gegen ein Dutzend spanischer Fremdlinge! Wer anders ist der Rebell, als derjenige, welcher zuerst den bürgerlichen Frieden durch Anwendung von Gewalt durchbricht? Dazu hatte aber schon der spanische Priester Garcia de Loaysa, der Lehrer und Beichtvater Karl V., geraten: „Ich sehe kein anderes und besseres Mittel, als diejenigen, welche auf dem wissenschaftlichen Standpunkte stehen oder im Reiche die Höchsten sind, durch Geschenke und Schmeichelworte zu unserem Glauben zurückzubringen; ist das geschehen, so habt Ihr für das übrige gemeine Volk zuerst nur kaiserliche Edikte und Ermahnungen zu erlassen; fruchtet das nichts, so ist der wahre Rhabarber, um sie zu heilen — die Gewalt."

Nach dieser Instruktion verfuhren buchstäblich die Jesuiten. Nachdem sie durch verbesserte Disziplin erst das schreiendste Bedürfnis des Volkes befriedigt und die deutsche Einfalt und Treuherzigkeit wohl auch in den höheren Ständen sicher gemacht, eröffneten sie den Angriff auf das eigentliche Fortschrittswerk der Reformations-Aera, das heißt auf die evangelisch und apostolisch gewordene Kirche, und zwar in der ersten Generation, welche noch allmächtig war, durch ihre Künste, in der zweiten und dritten durch Gewalt.

Zwar eine feine Jesuitenkunst war es eben nicht, wie Lainez, nach Loyola der zweite Ordensgeneral, mit der Tür ins Haus fiel. Er hielt auf der Kirchenversammlung zu Trient so ausschweifende Reden über die absolute Herrschaft des Papstes, stellte die Autorität der ganzen Versammlung so verletzend unter

die des einzigen Mannes zu Rom, daß ſelbſt die päpſtlichen Legaten, um die allgemeine Aufregung zu beſchwichtigen, für nötig erachteten, dem Ordensgeneral die Verbreitung der anſtößigſten ſeiner Vorträge zu verbieten. Aber was Lainez in der ſchroffen Theorie nicht gewinnen konnte, erreichte er leider in der Praxis.

Zu den verderblichſten Uebelſtänden der Kirche gehörten die häufigen, nicht ſelten immerwährenden Entfernungen der Biſchöfe und Seelſorger vom Orte ihres Hirtenamtes. Dieſer arge Krebsſchaden der „Nichtreſidenz" war im Zeitalter der Reformation auf ſeinem Gipfel gediehen und in der Leichtigkeit begründet, mit der von den Päpſten Diſpenſen davon für Geld erlangt werden konnten. Dieſer Diſpenſen wegen waren daher auch alle von früheren Kirchen-Verſammlungen gegen die Nichtreſidenz erlaſſenen Gebote fruchtlos geblieben, ſo daß ſich jetzt zu Trient diejenigen Prälaten, welchen das Wohl der Kirche am Herzen lag, ernſtlich darüber verſtändigten, die Seuche in ihrer Wurzel durch die Erklärung anzugreifen: Die Reſidenzpflicht der Biſchöfe ſei göttliches Gebot. Mit dieſem Grundſatz wäre aber erſtens der päpſtlichen Kurie eine reiche Geldquelle abgeſperrt, noch mehr aber ein weiterer Grundſatz anerkannt worden, nämlich daß das Amt der Biſchöfe ein göttliches und nicht ein päpſtliches ſei, mit anderen Worten, die Oberhoheit, welche der Biſchof zu Rom über ſeine Mitbiſchöfe von jeher beanſprucht, auf das Maß einer bloß menſchlichen Einrichtung reduziert worden. Die Jeſuiten ſtemmten ſich deshalb mit aller Kraft gegen jenen Grundſatz, und obwohl Papſt Paul IV. die Richtigkeit desſelben ſelbſt anerkennen mußte, brachten ſie es durch Lainez und ihren Schriftſteller Salmeron doch dahin, daß er fiel.

III.

Es kann nicht eindringlich genug wiederholt werden: Die Habsburger ſind von den Jeſuiten betroffen worden. Die Habsburger ſelbſt wollen die Reformation: Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., drei Fürſten

aus dem Hauſe Habsburg arbeiteten ein Menſchenalter daran, die Reformation Luthers, zu welcher ſich alle ihre Untertanen bekannten, aus dem Zuſtande einer eigenmächtigen Volkstat an der Hand der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeit auf einen geſetzlichen Rechtsboden hinüber zu leiten. Um dieſe Abſicht haben ſie die Jeſuiten betrogen! Wie Lainez und Salmeron das Trientiner Konzil von ſeinem eigentlichen Zweck ablenkten, davon haben wir *ein* Beiſpiel für viele gegeben; der dritte war Pater Caniſius. Jene bearbeiteten das Konzil, dieſer das Gemüt Ferdinands I. Er ſtellte dem Kaiſer vor, wie er durch ſein allzu lebhaftes Drängen nach Reformation die guten Abſichten des heiligen Vaters nur erſchwere, er ſei ja zur Reform ſo geneigt, aber ſeine Würde erfordere es, ſich dieſelbe nicht abtrotzen zu laſſen, der Kaiſer möge Geduld haben, langſamer und ſchonender vorgehen, er könne durch ſeine Reformanträge nur Oel ins Feuer gießen, die Verlegenheiten der Kirche nur vermehren, die Feinde derſelben ermuntern uſw. Kurz, die alten Künſte, wenn eine vom Fürſten ſelbſt gewollte Reform von der herrſchenden Kaſte verſchleppt werden ſoll! Leider waren ſie aber damals noch neuer, und ſo gewannen Einflüſterungen, welche *von den würdigſten und gelehrteſten Prälaten* der Kirche ſelbſt als *giftige* bezeichnet wurden, im Gemüte des Kaiſers einen unheilvollen Einfluß.

Das Werk des jungen Jeſuitenordens gelang; das Trientiner Konzilium, das mühſelige Werk Karls, die Hoffnung der Chriſtenheit, die Konſtituante, welche der Kirche eine Verfaſſung geben ſollte, — endete verfaſſungslos. Sie ſchloß die unermeßliche Mehrheit der damals lebenden Menſchen von der Kirche aus, ſie gab ſtatt einer Verfaſſung ein Privilegium für eine „kleine, aber mächtige Partei". Jener Tag des Jahres 1563, an welchem der Kardinal von Lothringen das Konzilium mit dem Ausrufe ſchloß: „Verflucht ſeien alle Ketzer!" — jener Tag war der Fluch ſeiner eigenen Rumpf-Kirche, es war der wehevollſte Tag des chriſtlichen Weltalters. Europa fing an, nach Blut und Brand zu riechen.

Vielleicht ſchon in jenen Tagen haben die Jeſuiten den koloſſalen Gedanken gefaßt, von der Verteidigung zum Angriff vor-

zugehen. Das Glück macht ſchwindelnd. War es ihnen geglückt, in der ganzen reformierten Welt den Punkt Rom zu iſolieren, warum ſollten ſie nicht von dieſem Punkte aus die Welt aus den Angeln heben? Es war ein Erfolg, welcher ſie wahrſcheinlich ſelbſt überraſchte, daß die Reformation gehindert werden konnte, die Alpen zu überſchreiten; vielleicht dachten ſie umgehend daran — die Extreme berühren ſich — über Wittenberg hinaus ſie ins Eismeer zu werfen. Zwar ging dieſer Rücklauf über Hunderte von Fürſtenhäuptern, Tauſende von Städten, Millionen von Menſchen, über ein Gewirr von Sprachen und Ländern, Flüſſen und Straßen, welche vom Verkehr des kulturreichen Friedens wimmelten; aber — wann hat Partei-Terrorismus je ſeine Opfer gezählt?

Und in der Tat gelang die umfaſſendſte aller Reaktionen in Deutſchland — wenigſtens zur Hälfte — in Oeſterreich ganz.

Noch immer aber vergingen 30 Jahre, in welchen die Evangeliſchen teils in ihrem alten „Religionsfrieden" beſtätigt, teils mit neuen Rechten, Freiheiten und „Majeſtäts-Briefen" von vier Habsburgern: Ferdinand I., Mar II., Rudolf II. und Mathias ausgerüſtet wurden. Die Jeſuiten plänkelten dagegen in Flugſchriften und Hof-Intrigen, führten einen tätigen, aber, wie ſie recht gut wußten, erfolgloſen Guerillakrieg, denn wider den Strom können ſelbſt Jeſuiten nicht ſchwimmen. Sie ſuchten den Strom an der Quelle auf. Sie bemächtigten ſich der Jugenderziehung. Die jetzige Generation war dran zu geben — laßt uns ein neues Geſchlecht, ein Geſchlecht aus dem Schoße des Ordens erziehen! Die Vereitelung des Trientiner Konzils hatte ihnen Luft gemacht, ſie hatten Zeit gewonnen, ſoviel es bedarf, daß ein willenloſes Kind zum eigenſinnigen Mann aufwächſt. Dieſer Mann wird wahrlich nicht eigenen Sinn haben, ſondern den des Ordens. Aber juſt deshalb wird er am eigenſinnigſten ſein. Es iſt eine nie fehlende Erfahrung, daß diejenigen am ſtarrköpfigſten auf ihrem Willen beſtehen, welche am blindeſten einem fremden folgen.

Dabei müſſen wir aber unaufhörlich in Erinnerung bringen, daß den Jeſuiten ihre Ausbreitung, die Gründung ihrer Kolle-

gien und Seminarien, ihre Eindrängung auf den Univerſitäten, ihre Propaganda als Jugendlehrer nicht etwa wegen ihrer abſoluten Vortrefflichkeit ſo gut gelang, ſondern hauptſächlich im Kontraſt zur Verderbtheit des alten Klerus. Jede neue Kraft war willkommen, welche in der abgeſtorbenen Kirche belebenden Geiſt verſprach. Man hatte nicht Zeit, nach dem was oder wie dieſes Geiſtes zu fragen, welcher ſich überdies ſchlau genug zu verſtellen wußte, man nahm ihn an, weil es, profan zu ſprechen, auf dem flauen Markt eine neue Zufuhr war. Kein Fürſt hat die Jeſuiten mit blutigen Abſichten angenommen; wenn ſie durch Blut wandelten, ſo waren es ihre eigenen Wege.

Endlich beſtieg der Jeſuitenorden einen Thron. Er hatte das Glück gehabt, einen Fürſtenſohn erziehen zu dürfen — leider den mächtigſten der Chriſtenheit — und in der Perſon des Lehrlings gelangte der Meiſter zur Herrſchaft. Im Jahre 1596 trat ein Jüngling von achtzehn Jahren die Regierung der inneröſterreichiſchen Erblande an. Es war Ferdinand II., für uns das, was Philipp II. für Spanien geweſen. „Da ſtieß ich auf verbrannte menſchliche Gebeine . . . . Zu einem Nero und Buſiris wirft man Ihren Namen!"

Ferdinand II. fand ein evangeliſches Volk vor, er fand Stände vor, welche im Beſitze der Religionsfreiheit grau geworden und deren Macht — der Abfall der Niederlande bewies es — nur mit höchſter Gefahr für Thron und Dynaſtie herauszufordern war. Aber die Gefahr wurde gewagt, die Herausforderung geſchah. Die Jeſuiten gaben ihrem Zögling die Brandfackel in die Hand und er durchſchritt mit ihr ſeine Länder. Der Tag der Gewalt, der Rebellion von oben, war da.

IV.

Im September 1598 ging Ferdinand II. an die Gegenreformation. Er erließ in ſeinen Ländern Steier, Kärnten und Krain Dekrete, daß alle lutheriſchen Prediger das Land meiden ſollten. Ein Jahr ſpäter verbot er den evangeliſchen Gottesdienſt, d. h. die Religion faſt all ſeiner Untertanen, ſchon bei L e i b e s-

und Lebensſtrafe. Die Stände machten Vorſtellungen dagegen, ſie erinnerten an die Privilegien, die ſein Vater gegeben und beſchworen, ſie verweigerten ſogar die Türkenhilfe, ja der Unterlandmarſchall Ehrenreich von Sauran ſagte ihm warnend, es könne ihm gehen, wie dem König von Spanien mit den Niederlanden; — es half alles nichts. Ferdinand ſchickte ſeine Inquiſitions-Kommiſſionen mit bewaffnetem Gefolge über die Lande und ließ Gewalt brauchen. Zitternd rief das Landvolk „die Reform kommt!", als es zum erſtenmal auf deutſcher Erde dieſe ungewohnten Proben eines Terrorismus ſah, deſſen innerſte Natur romaniſch iſt. Ueberall wurden die proteſtantiſchen Kirchen verbrannt, mit Pulverminen geſprengt und niedergeriſſen, auf die geſchleiften Stätten derſelben Rad und Galgen geſetzt, es wurden die Prediger verjagt und eingekerkert, Bibeln und Erbauungsbücher über 40 000 von Henkershand verbrannt, die Einwohner zur Auswanderung getrieben und ein Zehntel ihres Vermögens zurückbehalten, was, ſo ungerechtfertigt der Raub war, doch mit andern und noch ſchwereren Worten heißt: es wurden neun Zehntel des Landesvermögens auf fremde Straßen hinausgeworfen. Sogar die Kirchhöfe ließ Ferdinand aufwühlen. Und das alles geſchah einem Volke, welches ſich nicht mit den Waffen in der Hand empört hatte!

Man ermeſſe darnach, wie es jenem Volke ergehen mußte, welches die Waffen wirklich ergriffen hatte, den Böhmen.

Ferdinand beſchwor das unſchätzbare Palladium der böhmiſchen Religionsfreiheit, den „Majeſtätsbrief", aber mit dem verſchwiegenen Vorbehalt, ſeinen Schwur nicht zu halten, was uns eine unzweideutige Geſchichtsquelle berichtet, nämlich eine jeſuitiſche ſelbſt. Seine Regierung reizte hierauf durch gefliſſentliche Feindſeligkeiten zum Aufſtande, wobei aber wohl zu bemerken iſt, daß es eins von den Privilegien des Majeſtätsbriefes war, die Verteidigung der Glaubensfreiheit mit gewaffneter Hand zu erlauben. Den unaufhörlichen Bemühungen der Jeſuiten gelang es, auch die Enkel der Huſſiten zu dieſem erlaubten Aufſtande dahinzureißen. Der Ausgang desſelben iſt bekannt. Die Schlacht am weißen Berge (1620) legte das Königreich Böhmen beſiegt zu den Füßen des Jeſuitenordens.

Ferdinand zauderte nicht, das Volk der Böhmen, welches ein verbrieftes Recht zum Widerſtande beſeſſen hatte, als rechtloſe Rebellen zu behandeln. Oder beſſer, er zaudert ja. Er macht es genau, wie Alba in Brüſſel; er ließ nach der Schlacht am weißen Berge in völliger Untätigkeit ſieben Monate vergehen. Er machte dadurch die böhmiſchen Standesherren ſicher und lockte ſie wie Vögel ins Garn. Wohl hatte er in dieſen ſieben Monaten mitunter auch Skrupel, ob er mit ſeinen Standesherren, welche nur ihre Verfaſſung verteidigt hatten, ſo ganz „ſpaniſch" verfahren dürfe; aber der Jeſuit Lamormain, ſein allmächtiger Beichtvater, drängte ihn zu den Exekutionen, mit den Worten: „Er nehme alles auf ſein Gewiſſen".

So begann denn auf dem Altſtädterring zu Prag jener ſchreckliche 21. Juni 1621. Schlag 4 Uhr morgens ertönte vom Hradſchin der Knall einer Kartaune, das Signal zu den Exekutionen. Die Gefangenen wurden in 6 bis 7 bedeckten Wagen, eskortiert von einer Schwadron Küraſſiere und 200 Musketieren, nach der Altſtadt hinübergeführt. Der Richtplatz war unmittelbar vor dem Rathauſe auf dem Ring, gegenüber der Theinkirche, wo noch der große goldene Huſſitenkelch mit dem Schwerte ſtand. Das Schafott war mit rotem Tuche behangen, die Glaubens-Märtyrer traten auf dasſelbe aus dem Fenſter des erſten Stockes des Rathauſes. Auf einer Bühne unter einem Baldachin ſaß der Fürſt von Liechtenſtein mit elf anderen, vom Kaiſer verordneten Kommiſſarien. Als die Exekutionen begannen, war es 5 Uhr geworden. Es fiel ein leichter Regenſchauer. Zu nicht geringem Troſt der Männer ſpannte ſich ein ſchöner Regenbogen über den Lorenzberg aus. Der Scharfrichter trat jetzt ſein Amt an. Er köpfte in 4 Stunden, nämlich von 5 bis 9 Uhr, 42 Perſonen; 3 wurden gehenkt, 1 pardoniert. Der Kaiſer tat noch im letzten Augenblicke etwas für ſeine Opfer, — er betete, während ſie hingerichtet wurden. Ein Jahr ſpäter nach dieſem Bluttage auf dem Ring erließ der Kaiſer einen Generalpardon.

Die böhmiſchen Ariſtokraten, noch nicht gewitzigt, ſtellten ſich zahlreich ein; 728 Herren vom Adel gaben ſich freiwillig an. Sofort wurden ihre Güter konfisziert, teils ganz, teils zu einem

oder zwei Drittel. Erſt nach dieſer letzten Warnung begann die Auswanderung im großen. 785 Adelsfamilien, 12 bis 50 Köpfe ſtark, dazu viele Tauſende von wohlhabenden Bürgern begaben ſich in die Verbannung; der Reſt des Volkes verſank in Stumpfheit. Unermeßlich war die Beute an Geld und Gut für die Partei der katholiſchen Reaktion. 43 Millionen betrug jener Raub, alle Güter kamen in andere Hände, der ganze Beſitzſtand wechſelte ſeinen Herrn.

Man gewöhnte ſich zuletzt, das Rauben als Selbſtzweck zu betrachten. Die Inquiſitoren ſprachen es geradezu aus: „Iſt einer unter euch ohne eigene Sünden, ſo haftet an ihm doch die Erbſünde der Ketzerei und des allzugroßen Reichtums.“ Wie viel ſich aus dieſer allgemeinen Nationalplünderung der Jeſuitenorden von ſeinem ergebenen Zögling ſchenken ließ, iſt uns in den eigenen Worten eines Jeſuiten aufbewahrt: „Der Segen Gottes, welcher uns zufiel, möchte faſt übermäßig ſcheinen, aber man bedenke auch unſere große Frömmigkeit.“

Eine zweite Straße von Blut — um mit dem Jeſuiten Sciop-pius zu reden — floß in Oberöſterreich. Was die Reaktion in Ferdinands inneröſtereichiſchen Ländern weniger blutig als in Böhmen, ja worüber der Leſer vielleicht ſich verwunderte, faſt zu einem unmännlichen Schauſpiel wehrloſer Paſſivität gemacht hatte, das war jene höfiſche ritterliche Treue, als deren Träger und Verkörperung der Feudaladel daſteht. Der Adel war es, welcher vor dem Landesherrn ſeinen Degen geſenkt, als dieſer gegen die Loyalität der Stände die Tücke und Grauſamkeit ſeiner wäliſchen Ratgeber losließ. In Oberöſterreich nun war der Adel von jeher dünner geſäet und einflußloſer als in Oeſterreichs übrigen deutſchen Landen, der Grundcharakter der Bevölkerung durchſchlägig ein bäuerlicher. Die Bauern aber verſtanden ſich weniger auf die Courtoiſie des ritterlichen Degenſenkens, als auf den Gebrauch ihrer Fäuſte und Dreſchflegel.

Als nun die ſpaniſche Reaktion auch dem markvollen Bauernvolke, den Oberöſterreichern, an den Leib rückte, da kam es denn zu einem der bravſten Kämpfe zwiſchen Germanen und Romanen (1626). Es war etwas Cimbern- und Teutonenhaftes in dem Kampfe der Oberöſterreicher gegen die Römlinge. Mit

einer Wucht von 80 000 Mann zogen ſie unter Stefan Fadinger auf die Walſtatt. „Zeitlebens nicht hab' ich ſolch' wilde Furi geſehen" — ſchreibt ſelbſt der blutgewohnte Pappenheim — „als wie die Bauern in meine Reiter geſetzt, ſolche von den Pferden geriſſen, mit Kolben, Spießen und Morgenſternen hart angegriffen, oder mit ſcharfem Feuer aus Gräben, Wald und Gebüſch beſchoſſen, dazu Pſalmen ſingend oder ihr feuriges Schlachtlied:

Weil's gilt die Seel' und auch das Blut,
So geb uns Gott den rechten Mut,
Es muß ſein, Brüder, es muß ſein!"

Nur nach dem hartnäckigſten Widerſtande gelang die Bezwingung der oberöſterreichiſchen Bauern. Und als ſie endlich gelungen, — wer zweifelt, ob man ſie bedauern mußte, oder die Regierung, welche es für ihren Vorteil hielt, die Kraft des Volkes zu brechen?

So ward ganz Böhmen und Mähren, ſo ward ganz Oeſterreich wieder gewaltſam katholiſch. Von der geſamten öſterreichiſchen Monarchie, ſagt Hormayr, erhielten ſich höchſtens 30 altadelige Familien, vom ganzen älteſten böhmiſchen Adel blieben 18, vom öſterreichiſchen 13 Häuſer übrig. Die allgemeine Auswanderung erregte zuletzt ſogar den Schrecken der Regierung, welche durch das Verſprechen der Gnade, wie man damals die Amneſtie nannte, der Entvölkerung und Verarmung Einhalt zu tun meinte. Darauf aber antwortete Friedrich von Roggendorf aus der Landhofmeiſter-Familie Oeſterreichs: „Was für eine Gnade? Eine böhmiſche? — Kopf ab! Eine mähriſche? — Ewiger Kerker! Eine öſterreichiſche? — Raub aller Güter!" Und haarſträubend ſind die Details über die Greuel der gewaltſamen Bekehrung, welche Hormayr in ſeinem Taſchenbuche für vaterländiſche Geſchichte, Jahrgang 1836, erzählt. Selbſt in Schleſien, welches politiſch beſſere Bedingungen wenigſtens zugeſagt erhielt, konnten und durften die Regierungsorgane die kaiſerlichen Zuſagen offen verhöhnen. Der Kammerpräſident, Graf Dohna, durchzog mit den berüchtigten Liechtenſtein-Dragonern, und gefolgt von Jeſuiten und Kapuzinern, das ganze Land,

um es zu bekehren von Haus zu Haus. Halfen Drohungen, Plünderungen, Martern nichts, ſo raubte man den Eltern ihre Kinder, oder quälte ſie vor ihren Augen. Zwei Offiziere ergriffen ein nacktes Kind bei den Beinen, ſpalteten es mit dem Degen und gaben es den Eltern mit den Hohnworten zurück: „Da habt ihr es sub utraque!"

V.

Wir machen den Beſchluß mit Ungarn, dieſem größten und härteſten Eckſtein in dem ſonderbaren Gebäude, welches Oeſterreich heißt. Die Jeſuiten-Reaktion bewegte ſich, wie man ſah, zwiſchen den Jahren 1600 und 1630. Damals war Ungarn noch ein Wahlreich und die Königswahl nicht ſelten ſchismatiſch, ſo daß dem Könige aus dem Hauſe Oeſterreich gar oft ein nationaler Gegenkönig gegenüberſtand, mit welchem jener ſich zu vertragen hatte. Johann Zapolya, Stefan Bathory, Bethlen Gabor, Georg Rákóczy waren teils in Ungarn, teils in Siebenbürgen ſolche mehr oder minder unabhängige Teil-Fürſten. Was aber die Hauptſache war: die größere Hälfte von Ungarn beherrſchten damals die Türken.

Unter dieſen Umſtänden war der ſouveräne weltliche Arm, welchen die Jeſuiten in den Erblanden für ſich bewaffnet hatten, in Ungarn nicht eben ſehr mächtig, man könnte wohl ſagen, ohnmächtig. Der ungariſche Calvinismus gewann noch weitere Friſten, ſich zu entwickeln, und als endlich auch hier die Verhältniſſe zugunſten der Reaktion ſich änderten, war es, der Hauptſache nach, doch ſchon zu ſpät. Die evangeliſche Kirche Ungarns konnte verkürzt, gequält, mißhandelt, aber nicht mehr zerſtört werden. Die Schuld des Ordens war es wahrhaftig nicht, daß er den harten Knochen nicht auch zermalmte, es muß ihm vielmehr bezeugt werden, wie eifrig und unabläſſig er ſeine ſcharfen Zähne daran gewetzt hat.

Schon daß die Türkennot die Anweſenheit kaiſerlicher Regimenter im Lande rechtfertigte, war für Glaubensapoſtel, welche

die Gewiſſen ſo gerne mit Kugeln und Säbelhieben überzeugten, eine verführeriſche Gelegenheit. Zwar ein direkter Zuſammenhang zwiſchen den Plänen der Jeſuiten und den greuelvollen Ausſchweifungen der Regimenter Baſta und Belgiojoſo, welche in Oberungarn ärger als die Türken hauſten, kann nicht eben bewieſen, dagegen mit allen Verdachtsgründen vermutet werden, wenn man bedenkt, daß die frommen Väter auch zu den böhmiſchen Unruhen und der Schlacht am weißen Berge ſyſtematiſch aufgeſtachelt hatten und ihre gleichen Abſichten in Bezug auf Ungarn mit Dokumenten darzutun ſind.

Wir meinen jenes Protokoll einer Staatsratsſitzung unter Ferdinand II. vom Jahre 1626, welches Hormayr in den Anemonen mitteilt, und welches durch die gleichzeitigen Frankfurter Relationen, die angezweifelte Glaubwürdigkeit der Anemonen unterſtützend, den Charakter der Wahrheit annimmt. Nach dieſem Protokoll inſinuierte der ſpaniſche Botſchafter, „daß ſein Herr und König mit größter Freude auf eigene Koſten 40 000 Mann auf 40 Jahre ſtellen wolle, dazu noch die Hälfte von Polen mit deſſen Kaſakenſchwärmen. Hauptſache ſei, die Türken um jeden Preis zu kaufen und ſie von Bethlen und den Ungarn abzuwenden. Die Ungarn müſſe man fort und fort reizen, die Türken auf ſie argwöhniſch machen und wo möglich müſſe man einen ewigen Frieden mit den Türken auszuwirken trachten. Das beſte Vorbild ſei, wie das ſpaniſche Königtum aus ſo vielfacher Beſchränkung zu unbeſchränkter, willkürlicher Herrſchaft gelangt ſei. Man ſolle den ungariſchen Barbaren ausländiſche Gubernatoren ſetzen, welche ihnen ganz neue Geſetze bloßer Willkür geben müßten, ohne alle Rechtshilfe, welche ſie auf tauſenderlei Art plagen und drücken müßten, ſo daß ſie gar keine Hilfe dagegen finden könnten. Wendeten ſich die Ungarn deshalb nach Wien, ſo müſſe es heißen: Sr. Majeſtät ſei davon nicht das allergeringſte bekannt und Allerhöchſtdemſelben derlei Vorfälle äußerſt unangenehm. So würden dieſe Beſtien, die nicht weit über die Naſe hinaus dächten, dem Kaiſer gar nichts anſchuldigen und allen ihren Haß nur auf die Statthalter wenden können.

Dieſe Statthalter ſollten aber, trotz aller Beſchwerden und

Gefahren, auch nicht ein einziges Haar von dem großen Ziele abweichen. Sie sollten alles aufbieten, um die Ungarn durch die allerlistigsten Künste wie wahnsinnig zu machen und gegen die Widerstrebenden unerhörte Züchtigung ersinnen. Dann würde die freiheitsstolze, eines solchen Joches ganz ungewohnte, ungarische Nation notwendig zum Aufstande gegen die strengen Gubernatoren schreiten. Dieses würde dann denselben erst den gewünschten Anlaß geben, ohne alles Urteil und Recht unmenschliche Strafen und Martern gegen dasselbe zu verhängen. Darauf würden die zur Verzweiflung gebrachten Ungarn die Hilfe der Glaubensgenossen und der Nachbarn anrufen und sodann sei der Weizen des Hochverrats in seiner schönsten Blüte, sodann müßte man die Häupter der Größten und Besten zuerst fallen lassen, die der unumschränkten Herrschaft bisher im Wege gestanden. Fände dieser dem monarchischen Prinzip und dem Gotte des Friedens wohlgefällige Entwurf Hindernisse, so werde Spanien gerne noch 20 000 zu den versprochenen 40 000 beifügen.

Diese Erklärung, sagt Hormayr, unterschrieb alsdann der ganze Staatsrat und der Kaiser. Wallenstein und Caraffa der Aeltere, als die damals in Ungarn stehenden Generale, erhielten den Auftrag, mit größter Sorgsamkeit auf die geringste Volksbewegung daselbst zu lauern. In kurzem falle der große Markt zu Sintau an der Waag. Dort solle, wie sich nur die geringste Bewegung zeige, über die ganze Menge metzelnd hergefallen und nichts verschont werden, was eine Elle hoch, über 12 Jahre alt und der ungarischen Sprache mächtig sei. Solche Blutbäder müßten fortdauern, bis die mächtigsten und kühnsten Männer, bis alle möglichen Häupter eines Aufstandes gebeugt, zertreten, vertrieben, oder dem Kaiser lebendig überliefert seien. Es liege nichts daran, daß der Bürgerkrieg auch längere Zeit hindurch jene Länder verwüste. Sie könnten mit zahmeren Ausländern wieder bevölkert werden, wie denn dieses große Werk mit Hilfe Spaniens bereits in Böhmen und Mähren und Schlesien vollständig geglückt sei.

Wenn das die Intentionen Ferdinand II. gewesen, so war, wie gesagt, die politische Lage Ungarns denselben noch un-

günstig. Aber buchstäblich wie die Ausführung dieses Programms sieht es aus, was noch in demselben Jahrhundert unter einem nicht minder blinden Jesuitenwerkzeug, unter dem bigotten und indolenten Leopold I., welchen die Jesuiten-Historiker den Großen zu nennen wagten, in den Jahren 1670 und 1687 in Ungarn geschah. Wir meinen die Verschwörung Zrinys und die Schlachtbank von Eperies.

Die Verschwörung Zrinys ist vielfach dunkel oder von parteisüchtigen Historikern absichtlich verdunkelt, kurz ein wahres historisches Intrigenstück. Der leitende Faden ist dieser: Es war die Achse der spanisch-jesuitischen Wiener Politik: inniger Anschluß an die Türken, um freie Hand zur Unterdrückung Ungarns zu haben.

Just das war aber auch der Angelpunkt der ungarischen Independenten. Gutes Verhältnis mit den Türken, um dieselben bei den Ein- und Uebergriffen des Wiener Hofes teils als Schreckmittel, teils als Rückzugslinie zu benützen. Aber die Jesuiten nannten ihr Türken-System — Politik; den Calvinisten rechnete man es als — Verschwörung an.

Die vielfach verschlungenen Fäden und Phasen dieser „Verschwörung" erzählen wir nicht, ebensowenig ihren allgemein bekannten Ausgang. Die angebliche Verschwörung wurde entdeckt und die Häupter der Verschworenen fielen teils zu Wien, teils zu Wiener-Neustadt. Es waren die sieben Ersten und Mächtigsten des Landes: Wesselenyi, zwei Zrinyi, Rákóczy, Nadasdy, Frangipani und Tökóly. Wesselenyi und Tökóly waren entschieden reine und patriotische Charaktere, was selbst die Gegner nicht anfechten können. Bei den mittleren ist ihr Verhältnis zum Hochverrat teils ein näheres, teils ein fernes, die Wage zwischen gerechter Justiz und Justizmord schwankt. Klar aber und ganz und gar jedem Zweifel entrückt ist folgendes:

1. Die Verschworenen wurden außer Landes und von Gerichten einer fremden Nation gerichtet. 2. Die Untersuchungsakten wurden an deutsche Universitäten geschickt, welche den „Hochverrat" und die „Majestätsbeleidigung" nach dem römischen Rechte und nach der Carolina beurteilten, keineswegs aber nach den Bestimmungen der ungarischen Verfassung, welche ihnen

gänzlich unbekannt war und blieb, und welche dem ungariſchen Hochadel das Recht der Inſurrektion ausdrücklich ſicherte. 3. Die Zeugen in dieſem Prozeß wurden den Angeklagten nie gegenübergeſtellt, ja ihnen nicht einmal genannt. 4. Die Prozeßakten wurden niemals veröffentlicht, vielmehr verſchleppt, vertuſcht, vergeſſen; man fand ſie nach Hormayr erſt 1823 bis 1824 zufällig unter einem Haufen Makulatur, welcher zum Einſtampfen beſtimmt war. In dieſer Beziehung muß ſelbſt Graf Mailath, der kaiſerlich geſinnte Hiſtoriograph, welcher Hormayrs Anemonen ſo heftig anfeindet, folgendes Zeugnis geben: „An die Schuld der Grafen Nadasdy, Zrinyi und Frangipani glaubte niemand, weil der Tatbeſtand der Unterſuchung nicht veröffentlicht war.“ Endlich 5. ſpielt auch hier, wie bei der Ermordung des nicht überwieſenen Wallenſtein, die häßliche Gemeinheit der fiskaliſchen Räuberei eine Hauptrolle. Das unermeßliche Vermögen der Verurteilten wurde konfisziert und den rechtmäßigen Erben teils gar nicht, teils in den kümmerlichſten Gnadenbroſamen zurückerſtattet; von den Schätzen der Verurteilten in Gold, Silber, Kleinodien, Kunſtwerken, kamen viele Wagen voll nach Wien, wo ſie in öffentlichen und Privat-Schatzkammern verſchwanden, und wenn Mailath meint, daß unter anderen auch Nadasdy unſchuldig war, ſo können wir ihm ſeine Schuld nennen. Dieſer Mann war der Reichſte des Kaiſerſtaates, er hieß der „Krösus von Ungarn“, befand ſich alſo jedenfalls, um mit der Prager Raubkommiſſion zu reden, „in der Sünde des allzu großen Reichtums!!“

Aber was hat mit dieſem ganzen unſauberen Handel der Jeſuitenorden zu ſchaffen? Folgendes: Wie für die Seele Wallenſteins, welcher hauptſächlich i h r Opfer geweſen, haben die Jeſuiten auch für die Seele Nadasdys — alſo juſt des Reichſten! — „in allen Klöſtern Wiens viele Tauſende von Meſſen leſen laſſen“, ſchreiben die gleichzeitigen Frankfurter Relationen. Bedenkt man aber, daß das katholiſche Meſſeleſen für Geld geſchieht, ſo ſind dieſe „viele tauſend Meſſen“ nichts Anderes, als die ſcheinbare Gegenleiſtung für einen unermeßlichen Geldgewinn. Ferner: Auf den ausgedehnten Gütern der Verurteilten, welche größtenteils Proteſtanten waren, wurden die Kirchen nie-

dergeriſſen, die Prediger vertrieben, oder als angebliche Komplizen zur Infamie und Enthauptung verurteilt. Nicht weniger als 250 lutheriſche Geiſtliche beſchuldigte man ohne allen Grund der Teilnahme an der Verſchwörung. Man machte ihnen nicht einmal den unregelmäßigen Prozeß ihrer Herren, ſondern führte ſie hinweg und ließ ſie in den Kerkern Böhmens verſchwinden. Achtunddreißig von ihnen verkaufte man als Galeerenſklaven nach Neapel, den Kopf zu fünfzig Kronen!! Der holländiſche Admiral Ruyter befreite ſie ſpäter größtenteils wieder und der holländiſche Geſandte in Wien, Hamel Brugnier, beſchrieb dieſe Scheußlichkeit in einem Buche, welches der „gutgeſinnte" Mailath hoffentlich nicht hinwegleugnet wie Hormayrs Anemonen. — Das haben die Jeſuiten mit der Verſchwörung Zrinys zu tun.

Acht Jahre nach dieſer Razzia gegen den ungariſchen Hochadel erhob Emerich Tökôly, als Rächer derſelben, die Fahne der Inſurrektion. Ganz Oberungarn fiel ihm zu. Türken und Polen unterſtützten ihn. Der Kaiſer ſah ſich gezwungen, mit ihm, wie Macht zu Macht, zu verhandeln. Im Laufe dieſer fünfjährigen Unterhandlung war Tökôly nahe daran, als Herzog von Oberungarn anerkannt zu werden. Die Geneigtheit des ohnmächtigen Kaiſers dazu ſcheiterte bloß an dem Widerſtande der Jeſuiten, welchen hauptſächlich die Herausgabe der proteſtantiſchen Kirchen und die Wiedererſtattung der konfiszierten Güter unerträglich war. Die Sachen gipfelten ſich bis zur höchſten Gefahr. Es war eine Situation, wie in Böhmen vor der Schlacht am weißen Berge. Wieder ſetzten die Jeſuiten für die Intereſſen ihres Ordens die Exiſtenz der Dynaſtie auf das Spiel. Anſtatt Tökôly zu befriedigen, d. h. die Verfaſſung und die proteſtantiſche Kirche Ungarns zu garantieren und darin eine Schutzmauer gegen die Türken zu gewinnen, trieben ſie Tökôly in die Arme der Türken und die Türken vor die Mauern von Wien. Wo war die Dynaſtie, wenn die Türken Wien erſtürmten? Die Jeſuiten ließen es darauf ankommen. Sie überlieferten das Haus Habsburg, welches ſo viel, welches alles für ſie getan, welches ihnen zuliebe ſeine eigenen Länder und Völker ruiniert, ſie überlieferten es dem treuloſen Würfelſpiel

des Schlachtengottes, den Kriegszufällen weniger Tage und Stunden.

Zufällig ging die Türkenbelagerung von Wien, bei welcher das Schickſal der Dynaſtie an einem Haare gehangen, glücklich aus. Der unaufhaltſame Siegeslauf, in welchem hierauf die Türken, mit deutſcher und polniſcher Hilfe von Wien bis an ihre Grenzen zurückgeworfen wurden und welcher mit der Eroberung von Ofen endete, entſchied über das Schickſal Tökölys und ſeiner Inſurrektion. Tököly flüchtete nach Konſtantinopel, die Inſurrektion löſte ſich auf. Auf der Stätte derſelben etablierte die Wiener Reaktion die berüchtigte Schlachtbank von Eperies. Das Jeſuitenprogramm von 1626: die ungariſche Verfaſſung zugunſten des Abſolutismus und der katholiſchen Gegenreform zu konfiszieren, d. h. „den Ungarn böhmiſche Hoſen anzuziehen", wie das zyniſche Witzwort hieß, dieſe Politik ſtand jetzt am Ziel ihrer Wünſche. Die Szenen vom Prager Ring wiederholten ſich in Eperies. Ein Blutgericht wurde niedergeſetzt und das bekannte Scheuſal Caraffa, eine ſpaniſche Jeſuitenkreatur, unumſchränkt bevollmächtigter Präſident desſelben.

Dieſer Caraffa nannte ſich ſelbſt den Attila und die Gottesgeißel von Ungarn und man hörte ihn ſagen: „Wenn er in ſeinem ganzen Leibe einen einzigen Blutstropfen wüßte, welcher den Ungarn milde wäre, ſo wollte er ſich lieber gleich zu Tode aderlaſſen." Als Helfershelfer wurden ihm mehrere Jeſuiten, der ſchlaue Perißhof und der grauſame Bellio beigegeben. Das waren die Richter, welchen man den Hochadel Ungarns wie einen Haufen Zigeuner preisgab, Richter über den Anhang eines Mannes, welchen der Kaiſer noch vor wenigen Jahren als ebenbürtigen Souverän anzuerkennen auf dem Punkte ſtand. Die Blutbuben durften dieſe Pairs jetzt mit Rad und Galgen juſtifizieren wie die gemeinſten Verbrecher.

Am 5. März 1687 wurde das Blutgericht von Eperies eröffnet. Alle, welche es mit Tököly gehalten, oder ſich deſſen nur verdächtig gemacht hatten, oder welche ſonſt unbequem, ja auch nur reich waren, erlaubte die Inſtruktion mit den ſchärfſten Prozeſſen zu verfolgen. Eine Wolke der ſchändlichſten An-

gebereien wirbelte auf. Landstreicher durften gegen die edelsten Fürsten aussagen. Daß die Letzteren untereinander sich selbst angaben, wurde mit den grausamsten Folterqualen, aber vergebens zu erzwingen versucht. Außer dem gewöhnlichen Aufziehen mit schweren Gewichten, Verrenken der Glieder, Brennen mit Wachslichtern unter den Achselhöhlen, erfand man eine Art von Feuerregen von Pech und Harz, der die freischwebenden Gemarterten mit glühenden Tropfen überschüttete; man stieß ihnen glühende Nägel und Drähte unter die Hand- und Fußnägel oder an die heimlichen Orte. Caraffa erlustierte sich, während so gemartert ward, im Angesichte der Opfer mit Weibern, spielte Würfel und erpreßte von den Gemarterten Lösegeld. Einige zwanzig der edelsten Ungarn wurden enthauptet, andere geviertteilt, andere in Ketten gelegt, in welchen sie starben und verfaulten. Niemand dünkte sich mehr sicher in Ungarn. Die Gattinnen, die Geschwister und Freunde der Unglücklichen eilten nach Wien, um zu klagen, aber trotz der Gegenbefehle, die sie erwirkten, fuhr Caraffa mit seinen Prozeduren fort. Als ihm die Interzessionen zu oft vorkamen, zeigte er ein Handbillett vor, worin es hieß: „Man könne den Unglücklichen das Tor der kaiserlichen Huld nicht wohl völlig verschließen, er, Caraffa, möge aber auf alle Empfehlungen, Gegenbefehle und Gnadenbriefe gar keine Rücksicht nehmen, sondern rastlos und ohne Schonung auf das große Ziel hinarbeiten."

Das große Ziel war: die Verwandlung des Wahlreiches in ein Erbreich und die Aufhebung des Rechtes zum bewaffneten Widerstand, was denn auch beides durch die Schlachtbank von Eperies, welche neun Monate dauerte, auf dem hierauf folgenden Reichstag in Preßburg den Ungarn glücklich abgepreßt worden ist.

Damit sei unsere historische Skizze „Die Jesuiten in Oesterreich" beschlossen. Wenn sie dem Laien tendenziös oder aufregend geschienen, so wird der Historiker dagegen wissen, wie äußerst mager, dürftig und knapp wir gewesen, wie unendlich mehr wir hätten sagen können, wie wir dem Stoffe fast Gewalt antaten, um auf wenigen Blättern und nur im ärmlichsten Auszuge, die Tätigkeit des Jesuitenordens von zwei Jahrhun-

derten zuſammen zu preſſen. Ebenſo wenig können wir verantwortlich ſein, wenn ſich als Endreſultat dieſer hiſtoriſchen Rückſchau dem Leſer das Fazit ergibt: Die Jeſuiten haben das Güterleben und die Geiſtesbildung in Oeſterreich von der Höhe des proteſtantiſchen Zeitalters herabgeſtürzt und die Verarmung Oeſterreichs an Kapital und Intelligenz verſchuldet.

Die Bergwerke von Tirol, Salzburg und Kärnten, der Handel von Steiermark, die Gewerbe von Böhmen ſind mit den vertriebenen Proteſtanten, unter welchen ſie blühten, verſchwunden; die weltbewegende Literatur, welche in Deutſchland zwiſchen Luther und Kant ſich entwickelt, wird in Oeſterreich — durch einen langen Gedankenſtrich bezeichnet, durch eine Literatur von Gebetbüchern, Kochbüchern, Traumbüchern und Beichtzetteln! Mit Aufhebung der Jeſuiten und dem joſefiniſchen Zeitalter fing Oeſterreich gleichſam wieder von vorne an, und ob es die zwei Jahrhunderte, welche die Jeſuiten ihm unterſchlagen, entbehren konnte, ob es ſeit Joſef an Kapital und Intelligenz ſo viel gewonnen, als es in zwei Jahrhunderten verloren, ſo viel, um mit den proteſtantiſchen Völkern Europas die Konkurrenz auszuhalten; das iſt eine Frage, welche unſer Sein und Nichtſein in ſich ſchließt, und welche die Schlacht von Königgrätz, ſcheint's, mit einem feſten *Nein* beantwortet hat.

Wenn daher der „Volksfreund"*) bei Gelegenheit der Debatten über die Aufnahme der Jeſuiten in Wien den Satz niederſchreiben konnte: Wer den Jeſuiten Einfluß auf die Geſchicke Oeſterreichs zuſchreibt, der müſſe wahnſinnig ſein; — ſo klingt uns das ebenſo, als ob der Henker der Maria Stuart ſagte: Ich hatte auf die Geſchicke dieſer Königin nie den geringſten Einfluß — ausgenommen, daß ich ihr den Kopf abgeſchlagen.

*) Organ des Erzbiſchofs von Wien.

Nachlese

Was iſt Freiheit?

(1861, ungedruckt)

Le difficile est de ne promulguer que des lois necessaires, de rester à jamais fidèle à ce principe vraiment constitutionel de la société, de se mettre en garde contre la fureur de gouverner, la plus funeste maladie des gouvernements modernes.*) (Mirabeau.)

Was Freiheit iſt, glaubt Jedermann zu wiſſen, denn Jedermann liebt und begehrt die Freiheit. Dieſe Frage zu ſtellen und zu beantworten hat daher—wir geſtehen es gern—einen wiſſenſchaftlichen ABC-Geſchmack, den der deutſche Schriftgelehrte, welcher nur für Gebildete ſchreibt, d. h. mit ſich ſelbſt monologiſiert, ſtandesgemäß perhorreſzieren würde. Was uns betrifft, ſo ſind wir kein Schriftgelehrter, haben nie „ein Syſtem" ausgearbeitet, ſind vielmehr der Meinung, wir beſitzen Syſteme genug, dagegen kleine Katechismen zu wenig. Wir meinen alſo, an die ſimpelſte Definition des vulgärſten Begriffes noch immer ein Stündchen Zeit und ein paar Zeilen Papier verlieren zu dürfen, iſt nur der Gegenſtand ſelbſt wichtig genug. Und ob Freiheit ein wichtiger Gegenſtand iſt, frägt ſich ſchon darum nicht, weil er — der beſtkonfiszierte iſt. Dieſes wäre er freilich nicht und könnte es nicht ſein, wenn er beſſer verſtanden würde. Und eben darin liegt unſer Recht, eine Eule nach Athen zu tragen, d. h. zu der allgemeinen Begeiſterung für Freiheit ein wenig Kritik der Freiheit hinzuzutun.

Freiheit tritt überall in der Kulturgeſchichte unter einer doppelten Form auf. Entweder als aktive oder paſſive Freiheit.

*) Das iſt das Schwierigſte: Geſetze zu machen, welche ſich aufs Notwendigſte beſchränken, unwandelbar feſtzuhalten an dieſem wichtigſten aller konſtitutionellen Grundſätze, kurz Wacht zu ſtehen gegen die Wut zu regieren, dieſe verzweifelte Krankheit der modernen Staaten.

Aktive Freiheit iſt, wenn das Individuum an der Regierung des Staates möglichen Anteil hat; paſſive Freiheit, wenn das Individuum vom Staate möglichſt ungeſchoren bleibt. Jene entſpricht den vorgeſchrittenen Kulturſtufen, auf welchen Staat und Individuum im belangreichſten Intereſſen-Austauſch ſtehen, dieſe den elementaren, wo Leiſtung und Forderung beiderſeits noch gering ſind. England, welches trotz aller menſchlichen Unvollkommenheiten der unbeſtrittene Muſterſtaat iſt, iſt es einzig deshalb, weil es ſeine hiſtoriſchen Beſtände am treueſten bewahrt hat. So beſitzt England ſeine Freiheit in der doppelten Fülle ihrer zwei großen, geſchichtlich charakteriſtiſchen Kulturformen: es hat in ſeinem Parlamente die grandios-koſtümierte, modern-theatraliſche Freiheit des Redehaltens und Geſetzemachens; es hat in ſeiner Habeas-Korpus-Akte die ſimple, altväteriſche, aber nicht minder nützliche Freiheit des Ungeſchorenbleibens.

Als der Kontinent von dem deſpotiſchen Monarchismus ſich zu befreien anfing, da begriff er die Freiheit, einſeitig genug! als Parlamentarismus. Denn was die franzöſiſche Redaktion der altengliſchen Habeas-Corpus-Akte betrifft, welche als ſchwülſtige „Erklärung der Menſchenrechte" moderniſiert wurde, ſo hatte ſie ein allzu kurzes Daſein, indem ſich die Menſchenrechte ſehr bald in die Frage verliefen, ob an einen Menſchenkopf ein Menſch oder eine Guillotine ein näheres Recht hat. Dagegen des Konſtituierens und Parlamentierens wurden die Franzoſen nimmermehr müde. Nach ihrem Vorgang — darin haben die Kreuzritter recht — irrten leider auch die Deutſchen, welche in ihrer Rotteck- und Welcker-Periode ein übertriebenes Gewicht auf Parlamentſpielen legten. Eine Rednerbühne, eine Präſidentenglocke, ein Stenograph, welcher dem Mimen (vulgo Volksmann) auch die Kränze der Nachwelt zu flechten hatte — das war vierzig Jahre lang das Ideal konſtitutioneller Freiheit.

In der zweiten Generation endlich kam das Bewußtſein zum Durchbruch, daß man zwar Konſtitutionen habe, aber keine Freiheit. Beide Begriffe deckten ſich nicht und man fing an, es zu merken. Welches der Grund dieſer Erſcheinung war, ließe

ſich tiefſinnig erörtern, aber wir beſitzen eine Formel, welche es kürzer und ſchlagfertiger tut. Der Paſcha der preußiſchen Rheinprovinz (für türkiſche Dinge erlaubt man wohl türkiſche Namen) ſagte eines Tages rund und nett zum Eigentümer der Kölniſchen Zeitung: „Bilden Sie ſich doch nicht ein, daß Sie unter dem Geſetze ſtehen, Sie ſtehen unter der Verwaltung.“ Dieſes Wort verdiente im Frontiſpiz aller deutſchen Parlamentshäuſer zu ſtehen. Es iſt wahrhaft typiſch. Es bezeichnet la plus funeste maladie der modernen Geſellſchaft mit Einem Schlage. Es iſt Einem, als ſpräche hier nicht mehr Hr. v. Kleiſt-Retzow zu Hrn. Dûmont, ſondern als wäre es auf dem Gipfel ihrer Unverſchämtheit die moderne Bureaukratie ſelbſt, welche der modernen, konſtitutionell-betrogenen Bourgeoiſie das Schlagwort ihres Elends nennt.

Der Liberalismus hatte die Freiheit in der Geſetzgebung geſucht, und ſiehe da, ſie lag in der Verwaltung. Jetzt änderte er ſein Feldgeſchrei. Hatten wir im Jahre 1848 Konſtitution! rufen hören, ſo rief das Jahr 1860 Autonomie! Selfgovernement! Selbſtverwaltung!

Ohne Frage ein Fortſchritt. Der Freiheitsbegriff iſt damit jedenfalls auf einer reiferen Stufe ſeiner Entwicklung angelangt.

Nur Ein Bedenken erregt uns das Selfgovernement! Nämlich die Ausdehnbarkeit ſeiner Anwendung. Sollte man dieſe möglichſt belangreich ſich vorſtellen, ſo dürfte leicht ein neuer Irrtum unterwegs ſein. Denn nur zu erinnern, nicht auszuführen brauchen wir, daß nach R o ſ ch e r, ſagen wir beſſer nach der Lehre der Staatswiſſenſchaft überhaupt, der Bureaukratismus zu ſeinem Grunde das Prinzip der Arbeitsteilung hat. In primitiven Geſellſchaftsformen beſorgt der Hausvater neben ſeinen Privat-Angelegenheiten wohl auch die öffentlichen. In entwickelten wird das immer unthunlicher. Die öffentlichen Angelegenheiten fallen dann mehr und mehr einer Klaſſe von Arbeitern zu, welche die Behandlung derſelben zu einem eigenen Berufe machen — den Beamten.

Wie viel man dieſer Arbeiterklaſſe, welche mit dem ganzen angeſammelten Kapital ihrer Erfahrung, ihrer Geübtheit, ihrer

techniſchen Ausbildung arbeitet, Konkurrenz machen kann, ja ſagen wir künlich auch nur ſoll, da ſie kraft jenes Kapitals die nationalökonomiſche Präſumption der Wohlfeilheit und Geſchicklichkeit quand même für ſich hat, und vielleicht mehr als manch radikales Gewiſſen ſich klar machen will: das zu bedenken überlaſſen wir am beſten — der ſinnigen Selbſteinkehr! Der Nimbus des Selfgovernements dürfte ſich dabei überraſchend verflüchtigen. Einiges läßt ſich jedenfalls tun zur Reduktion der Beamten-Arbeit, ob aber Vieles, für die ganze Situation Durchſchlägiges — wir möchten es fragen.

Alſo die Geſetzgebung kann illuſoriſch werden durch die Verwaltung und die Verwaltung iſt ihrem nationalökonomiſchen Drang nach Facharbeitern, d. h. nach Beamten, nicht wohl zu entreißen. Aber noch mehr. Der Geiſt des Bureaukratismus kann ſich geltend machen und m a ch t ſich geltend — der ganze Geſchichtsgang des modernen Konſtitutionalismus lehrt es — auch wo Geſetzgebung und Verwaltung nach den beſten Regeln der Theorie in Volkshänden liegen. „Die Wut zu regieren" hat man in Parlamenten nicht minder als in Amtsſtuben bemerkt. „Der wahrhaft konſtitutionelle Grundſatz", nur „das Notwendigſte" zu tun, wie viele Parlamentsregenten befolgen ihn denn? Tun ſie nicht gern auch das Ueberflüſſige, Theatraliſche? Iſt der Volksmann weniger ſchwach für Adreſſen und Fackelzüge als der Kabinettsmann für Titel und Orden? Liebt er weniger ſeinen Privatvorteil als der „Angeſtellte" und liebt er es weniger, geſchäftiges Scheinverdienſt für bare und nützliche Wahrheit zu geben? Nun ja, es iſt die allgemeine menſchliche Schwäche! Sehr wohl. Nur daß ſie hier noch weniger verzeihlich als dort bleibt. Der bureaukratiſche Egoismus tritt nackt und brutal auf, er ſtößt das Volk zurück, ſein Gift wird durch Erbrechen ausgeſchieden. Das Gift des parlamentariſchen Egoismus wird aufgeſaugt. Es iſt feiner, ſüßer, wird mit Halbbewußtſein geſtreut und oft mit ganzer Unſchuld genoſſen und vorzüglich ſtark und widerſtandsfähig muß der Volksorganismus ſein, ſoll es die öffentliche Moral nicht zerſtören. Volksflunkerer wirken überall korrumpierender als Gottes-Gnaden-Flunkerer. Und nun die Selbſtverwaltung! Das eben iſt ja der

Perlenglanz der engliſchen Selbſtverwaltung, daß ſie *älter* iſt als die Bureaukratie und an dieſer noch kein verderbliches Muſter nahm. Nicht ſo bei uns. Oder wie viel demokratiſcher Geiſt iſt denn in unſerer Selbſtverwaltung, ſoweit wir ſie wirklich ſchon haben? Der kleinſte Bürgermeiſter des kleinſten Städtchens, liebt er weniger zärtlich als der Hofrat der erſten Klaſſe — das ſüße Amtsgeheimnis? Verachtet er weniger herzlich als der ordenbedeckte Polizeiminiſter — die öffentliche Meinung? Warum iſt die neue Promenade über die ſandige Haide geführt? Bloß weil der Redakteur des Lokalblattes das ſchattige Wäldchen empfohlen. Warum iſt die löcherige Straße noch immer nicht ausgebeſſert? Bloß weil ſich erſt dreißig Schutzgenoſſen die Beine gebrochen, aber noch kein einziger Vollbürger. Die armen Schutzgenoſſen gehen abends zwei Stunden weit aus der Fabrik nach Hauſe, aber der Vollbürger ſitzt abends im Engel und hat „draußen nichts zu tun."

Es iſt ein Werk von langer Hand, die Begründung der aktiven Freiheit. Wo der Abſolutismus auf uralten hiſtoriſchen Wurzeln im Volke ſteht, wird er die Gewohnheiten und Anſchauungen auch der konſtitutionellen Geſetzgeber und Selbſtverwalter noch auf lange hinaus beherrſchen. Uebergangsperioden vom Abſolutismus zum Konſtitutionalismus ſollen daher vor allem andern mit der Gründung der paſſiven Freiheit beginnen. Weniger dringend iſt die Frage, wie die Staatsregierung aufs Volk zurückzuführen, als wie die Staatsanmaßung vom Volke wegzuwenden. Weniger wichtig iſt es, was zum Wohle des Ganzen künftig geſchehen ſoll, als was zum Wehe des Einzelnen von nun an nicht mehr geſchehen ſoll. Kurz, es handelt ſich weniger um eine paragraphenreiche, unter wortreichen Reden durchdebattierte Konſtitution als um eine einfache Habeas-Korpus-Akte. Das Individuum will zunächſt über ſeine perſönliche Freiheit beruhigt ſein, ehe es dem komplizierten Bau der Staatsfreiheit vertrauensvoll ſeine Hände weiht.

Eine große Erkenntnis tut uns not. Die Staatswiſſenſchaft macht bekanntlich die Bemerkung, daß im antiken Staate mehr die Freiheit der Perſon, im modernen mehr die Sicherheit des Eigentums der geſetzgebende Zielpunkt. Denken wir dieſer Be-

merkung nach, ſo müſſen wir ſie ſo wahr, ſo tief finden, daß ſie von maladie la plus funeste der modernen Staaten geradezu die Quelle uns aufdeckt. Der ganze Strom der bourgeoiſen Geſetzgebung fließt einſeitig und in dieſer Einſeitigkeit ſich ſelbſt aufhebend in das große Reſervoir, wo die Sicherheit des Eigentums gebraut wird. Das Eigentum hat über die Perſon einen mißbildenden Ueberwuchs getrieben. Darauf beruht die Macht der modernen Abſolutie, daß es ihr gelingt, Freiheit der Perſon und Sicherheit des Eigentums als trennbar, ja ſogar als gegenſätzlich hinzuſtellen, und in bewegten Tagen z. B. die Freiheit der Perſon bis zum spectre rouge, die Sicherheit des Eigentums zum „Heilig das Eigentum" zu idealiſieren. Daß die befreite Perſon ſofort als Dieb und Räuber gedacht werden kann, iſt die Quelle all unſrer Not. Mit dieſem Gedanken läßt ſich die konſtitutionelle Bourgeoſie aus ihrer Konſtituanten vertreiben oder degradiert ſie zur Folie des Polizeiſtaates und mit der aktiven Freiheit verſchwindet die paſſive. Es iſt Perfidie, von der Sicherheit des Eigentums zu ſprechen, d. h. das Eigentum ſchon vorauszuſetzen. Man müßte vielmehr von einer Ermöglichung des Eigentums ſprechen. Aber damit käme man auch dem Punkte näher, wo Eigentum und perſönliche Freiheit ſtreitlos, in unſchuldsvoller Identität beiſammenliegen. Und dieſen Punkt aber will man verhüllen. Freizügigkeit, Aufhebung des Zunftzwanges, Aufhebung der polizeilichen Konzeſſions-Prärogation, welche an die Stelle des Zunftzwanges treten zu wollen ſcheint und getreten iſt, das alles geſchieht — zur Befreiung der nationalen Arbeit! Warum nicht lieber gleich zur Befreiung der Perſon? Denn daß die in ihren tätigen Kräften freie Perſon arbeiten wird, verſteht ſich ja von ſelbſt. Aber ſo inſtinktiv umgeht die Polizei das Perſönliche und betont das Sachliche; im Sachlichen denkt ſie noch immer zu herrſchen, erſt durch die freie Perſon wird ſie Null.

Die Erkenntnis, die uns nottut, iſt daher dieſe: Freiheit der Perſon und Sicherheit des Eigentums iſt ein und das Nämliche. Sie ſind nicht trennbar, am wenigſten unvereinbar, ſie fallen zuſammen. Was hat unter Bach, dem vormaligen Großweſir von Oeſterreich (für türkiſche Dinge erlaubt man wohl

türkiſche Namen), den Strom der deutſchen Einwanderung von Ungarn abgehalten? Unſere Zivilgeſetzung iſt gut, teilweiſe muſterhaft. Unſre ſchöngallonierte Gendarmerie war zahlreich und wachſam. Das Eigentum ſchien geſchützt. Aber die Perſon war unfrei und der Staat blieb öde. Die Erzeugung des Eigentums blieb zurück, ja das ſchon erzeugte Eigentum wurde durch Steuern und Zwangsanleihen unmäßig dezimiert, und Steuern und Zwangsanleihen bedurfte der Polizeiſtaat eben zur Behauptung ſeiner Herrſchaft über die unfreie Perſon. In dieſer Wechſelwirkung ſtehen Freiheit der Perſon und Sicherheit des Eigentums.

Hätten wir die Ehre, im öſterreichiſchen Reichsrat zu ſitzen, wir würden um uns blicken und fragen: iſt kein Kudlich da? Und wenn keiner da wäre, wir würden es ſelbſt ſein. Wir würden einen Antrag auf eine öſterreichiſche Habeas-Korpus-Akte einbringen.

Ueberall wo eine ſogenannte neue Aera zu gründen iſt, kommt es darauf an, den ſpringenden Punkt des Neuen zu erkennen. Sein Kennzeichen iſt Allgemeinheit und Augenfälligkeit des Vorteils. Solch ein ſpringender Punkt war die Bauernbefreiung des Kudlichſchen Antrags. Sie war die Freiheit al fresco; ſie war eine volkstümliche und gemeinnützige Freiheit. Der Gebildetſte forderte ſie und der Ungebildetſte war fähig, ſie zu beſitzen; ſie war eine Freiheit wie das Brot in der Tiſchlade und das Geld in der Taſche. Darum dauerte ſie. Ob ein paar hundert Geſetzgeber Reden halten oder nicht, auf das „oder nicht" konnte es die Reaktion ankommen laſſen. Sie konnte Kremſier ſchließen, ſie konnte ſogar tiefer ins Volksleben greifen und die Gerichtsordnung und das Gemeindegeſetz zurücknehmen. Aber Eins konnte ſie nicht: Die Grundentlaſtung zurücknehmen.

Laſſet uns eine Freiheit gründen wie die Grundentlaſtung. Wir meinen die Perſonalentlaſtung. Die Perſon ſei frei, wie der Grund frei wurde. Die Perſon werde der Willkür der Polizei entzogen und unter den Schutz der Geſetze geſtellt. Dieſer Schutz werde ihr verbrieft und dieſer Brief werde ihr

beſchworen. Laſſet uns eine öſterreichiſche Habeas-Korpus-Akte fordern!

Die Forderung iſt nicht bloß konſtitutionell, ſie iſt in dieſem Augenblicke zugleich politiſch. Sie ſtört und durchkreuzt die Fragen des Tages nicht, ſie unterſtützt ſie. Sie iſt eine Opportunität.

Was ſind die Fragen des Tages? Die Fragen der Nationalitäten, die brennendſte darunter die ungariſche Frage.

Ungarn ſtemmt ſich gegen eine verfaſſungsmäßige Reichseinheit aus zwei Gründen. Erſtens: aus hiſtoriſcher Individualitäts-Paſſion: dieſe Paſſion iſt zunächſt eine ariſtokratiſche, durch Ariſtokraten erfundene und aufgeſtachelte. Zweitens: aus Mißtrauen in die Ehrlichkeit des neumodiſchen Wiener Konſtitutionalismus: dieſes Mißtrauen iſt leider ein erfahrungsmäßiges, es iſt die eigentliche Volksſtimme und der Maſſen-Inſtinkt.

Oeſterreichiſche Politiker ſollen nicht zweifelhaft ſein, mit welcher von dieſen zwei Widerſtandskräften ſie zuerſt zu rechnen haben. Der Verluſt der Lombardei hätte keinen Sinn in der Weltgeſchichte, wenn Oeſterreich nicht endlich gelernt hätte, was ſeit zweihundert Jahren ſämtliche Staaten Europas gelernt haben — die Ariſtokratie zu zähmen. Vielleicht daß der Doppeladler noch heute in den Herzen des lombardiſchen Landvolkes herrſcht; aber dieſer ſinnige Vogel flattierte zunächſt der Ariſtokratie — und die Lombardei ging verloren. Ebenſo haben die ſorgfältig auserwählten Feudalherrn des erweiterten Reichsrats, die eigenen Vertrauensmänner der Krone, durch Erfindung der „hiſtoriſchen Individualität" das Reich in größere Verwirrung geſtürzt, als es das wüſteſte Urwähler-Parlament imſtande geweſen wäre. Nach dieſen Erfahrungen greift endlich der Blinde mit Händen, wo die wahren Garantien der Monarchie liegen.

Dieſe von den Feudalherrn des erweiterten Reichsrats angeſtiftete Verwirrung droht leider, ſich in den ausſchließlichen Beſitz der öffentlichen Aufmerkſamkeit zu ſetzen. Publikum und Parlament ſcheinen über die ſtaatsrechtliche Frage der Reichseinheit die privatrechtliche Frage der Perſonal-Freiheit vergeſſen zu können. Alle Welt will Staatsmann ſpie-

len. Föderaliſten und Unioniſten drehen ſich in den feinſten Subtilitäten um ſich ſelbſt, die deutſchöſterreichiſche und ungariſche Staatsgruppe wird eine Reihe von bewunderungswürdigen ſtaatsmänniſchen Exerzitien durchſpielen. Aber die unendliche Volksmehrheit wird von alledem nichts gewinnen, und ſollte den Politikern auf dem Schottenglacis eines Tags etwas Kremſierliches begegnen, ſo werden ſie mit leeren Händen nach Hauſe kommen. Das tat nicht einmal Kremſier ſelbſt; es brachte die Grundentlaſtung.

In dieſer Kriſis, meinen wir alſo, heißt ſtaatsmänniſch ſein vor allem andern volkstümlich ſein.

Man kümmere ſich nicht allzuſehr um die Eitelkeit der Großen. Seit Deak ſeine Nation an den Abgrund geführt hat, in welchen Teleki bereits hinuntergeſtürzt iſt, wird der verſtändige Teil der Ariſtokratie ohnehin *das Intereſſe ſeiner Selbſterhaltung* beſſer als bisher aufzufaſſen wiſſen. Der Tanz auf dem Vulkan wird hoffentlich ein Ende nehmen. Will man mit den übrigen Tanzenden gütliche Mittel verſuchen, ſo tue man das, aber gleichſam nur nebenher. In der Hauptſache wende man ſich ans Volk. Man flöße dem Volk Vertrauen zur Geſamtſtaats-Konſtitution ein und es wird ſich zeigen, wie lange ſeine Verführer es vom Geſamtſtaat fern halten können. Man rücke heraus und rücke ſchleunig heraus mit der erſten großen konſtitutionellen Tat. Thronreden und Adreſſen ſind die Vorrede dazu. Man beginne nunmehr das Werk ſelbſt. Man beginne es mit einem großen, glücklichen Griff, mit einem Griff, wie die Grundentlaſtung war. Die Grundentlaſtung iſt ſchon vorweggenommen, faſt möchten wir ſagen, leider! Denn nicht viele freiheitliche Inſtitutionen gibt es, welche eine ſo ausgezeichnete Fähigkeit haben, volksgewinnend zu ſein wie eine Robotablöſung. Nur noch Eine wüßten wir. Und dieſe Eine haben wir glücklicherweiſe noch in Reſerve. Wir können ſie ausſpielen am Tage, da es gilt, das Volk zu gewinnen, das *ganze* Volk, das Volk aller Sprachen und Koſtüme, aller Nationalitäten und Leidenſchaften. Das iſt die Verkündigung von *öſterreichiſchen Grundrechten*. Es iſt die Erteilung einer öſterreichiſchen *Habeas-Korpus-Akte*.

Dieſe geſetzgeberiſche Großtat muß wie eine befruchtende Wolke über die ganze Monarchie ſich verbreiten. Jeder einzelne Oeſterreicher muß eines Tages mit der Gewißheit erwachen: von heut an iſt mein Haus meine Burg! Die Polizei iſt in ihre Grenzen zurückgekehrt. Die Polizei wacht über die Sicherheit meines Eigentums, aber der Richter beſchützt die Freiheit meiner Perſon. Für jeden Griff in dieſelbe iſt die Polizei verantwortlich, und macht ſie falſche Griffe, ſo zahlt ſie mir, wie jeder Privatbeſchädiger, Geldentſchädigung.

Das iſt der erſte geſetzgeberiſche Akt, welcher die neue Aera wirklich neu machen wird. Es gibt keinen zweiten, der ſo dringend und unmittelbar nottut, denn es gibt keinen zweiten, der den Nagel der neuen Aera ſo wie dieſer auf dem Kopf trifft. Man kann viele Geſetze machen, welche von der „Intelligenz" mehr oder minder gefordert werden, aber die Intelligenz iſt noch nicht das Volk. Man kann freigiebig ſein mit Geſetzesvorlagen; man kann „die Wut zu regieren" aus dem Abſolutiſtiſchen ins Konſtitutionelle überſetzen und ſehr geſchäftig debattieren über tauſend hübſche und nützliche Dinge, welche die öffentliche Aufmerkſamkeit beſchäftigen oder je nachdem — auch zerſtreuen. So laſen wir kürzlich eine zahlreiche Ankündigung von miniſteriellen Geſetzesvorlagen und laſen ſie mit Beifall. Die letzte darunter war ein Geſetz über die Unverletzlichkeit der Abgeordneten. Gut, dachten wir, jetzt fehlt alſo nur noch eine Kleinigkeit, nämlich ein Geſetz über

die Unverletzlichkeit der Oeſterreicher.

Ein Beſuch in Wien

(11. Februar 1865)

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich die Alte gern. — Unter der Alten verſtehe ich meine Vaterſtadt Wien. Vielleicht verbietet ſie ſich den ungalanten Beinamen, ſeitdem ſie ſich einbildet, neu und jung geworden zu ſein. Die gute Alte! Mit wem koket-

tiert ſie, doch nicht mit mir? Ich, der ich ihre Geſchichte im Herzen trage wie wenige ihrer Söhne, finde ſie weit ehrwürdiger in ihrem Alter als liebenswürdig in ihrer Verjüngung — was den Kindern, welche im Heinrichshof geboren werden, erſt einleuchten dürfte, wenn der kurze Jugendtraum ihrer Steuerfreiheit zu Ende iſt. Wahrlich, die paar Milliarden Ziegel, die ich in Wien verbaut fand, verherrlichen in meinen Augen die Stadt noch lange nicht ſo, wie die alten Erinnerungen, welche mich am Lugeck oder am Hafnerſteig überkommen. Hier herum ſtand vielleicht das Zelt des Kaiſers Marc Aurel, als er in ſeinem Lager zu Vindobona ſein griechiſches Werk „zur Selbſtkenntnis" ſchrieb. In zweitauſend Jahren der erſte und letzte Wiener Philoſoph! Denn leider gelang es dem großen Eugen nicht, den großen Leibnitz nach Wien zu ziehen und eine Akademie unter ihm zu gründen. Die Hofjeſuiten meinten es anders als der unſterbliche Waffen- und Geiſtesheld, und ſtatt Leibnitz hatte Wien — ſeinen Abraham a Sancta Clara! So blieb Marc Aurel, der Stoiker, der Heide, das, was ich ihn genannt habe: der erſte und letzte Wiener Philoſoph.

Vielleicht hätte mir Neu-Wien mehr imponiert, wäre mir nach dieſer zweitauſendjährigen Autorität eine ebenbürtige neue begegnet. Aber in dieſem Punkte neuwienert ſich lange noch nichts — was ſoll mir alſo das hohe Lied von Neu-Wien?

Uebrigens hat man mich bei der Anlage von Neu-Wien nicht um meinen Rat gefragt, ich bin alſo auch nicht ſchuldig, ihr meinen Beifall zu zollen. Ich werde ſtets ſagen, was ich ſchon bei der Demolierung der Baſteien geſagt: Wien gehört ins Waſſer! Daß es ſich nach der Landſeite entwickelt, iſt höchſtens das erſte, nimmermehr aber das letzte Wort der Stadterweiterung. Jede Stadt, welche an einem ſchiffbaren Fluß liegt, ſogar Bamberg, Würzburg und Ulm nicht ausgenommen, beſitzt verhältnismäßig mehr Hafenleben als Wien. Die Landſtadt Wien hatte von jeher eine kindiſche Furcht, ſich die Füße naß zu machen, und überließ den Boden, der ihr natürlichſter iſt — den Praterhirſchen und den geduldeten Juden. Der Wörd, wo Kaiſer Leopold die letzteren aufnahm und die erſteren hegte, das iſt Wiens Wurzelſtock. Und ſo iſt mir mehr als das ganze Neu-

Wien die kurze Notiz wert: Eine engliſche Kompanie hat die Brigittenau angekauft. Jetzt hat die Wünſchelrute dort eingeſchlagen, wo die Schätze unſerer Induſtrie- und Handelsmagnaten zu heben ſind. In der Rue Lafitte und Chauſſee d'Antin, d. h. in der Ringſtraße mögen ſie immer ihr Geld verwohnen, aber verdienen müſſen ſie's auf den Donauinſeln.

Kurz, das bauliche Neu-Wien machte mir die Eindrücke, welche dem Stolze des Wieners ſchmeicheln könnten, nur in einem mäßigen Grade. Der Geiſt aber, welcher dieſen neuen Leib ſich gebildet hat, zauberte mir erſt recht — mein liebes altes Wien vor die Seele. Das Neueſte, was ich in Neu-Wien vorfand, war die ſoeben aufliegende Journaliſtenpetition gegen die objektive Strafverfolgung. Aber mein Gott, das ſollte doch nicht Neu-Wien ſein? Die früheſten Kindheitsklänge umheimelten mich. Ich glaubte die Märchen meiner Amme und die Philoſopheme der alten Inder, ich glaubte an die Seelenwanderung, und das unſterbliche Weſen, welches vor grauen Jahren Graf Sedlnitzky hieß, wandelte heute als Dr. Lienbacher unter uns, und wenn jener auf den Baſteien promenierte, ſo promeniert dieſer im Stadtpark, und alles, alles war beim lieben Alten geblieben. In meinen wallenden Jünglingslocken unterſchrieb ich in der erſten Märzwoche des Jahres 1848 eine Journaliſtenpetition um Aufhebung der Zenſur, und jetzt, da auf meinem Scheitel der Mond aufgehen will, möchte ich eine Journaliſtenpetition unterſchreiben — um Einführung der Zenſur! Das iſt das Alte im Neuen, das iſt der Effekt von dem Defekt, wie Polonius ſagen würde. Neu-Wien, ach geht mir doch! Es iſt die Schäkerei einiger Ziegelbrenner von Inzersdorf, nichts weiter.

Und ſo ging ich von Altertum zu Altertum auf dem Boden Neu-Wiens. Ein Freund ſagte mir, daß in dem Haus am Alſerglacis ſoeben ein intereſſanter Hexenprozeß verhandelt werde, und ob ich mit ihm gehen wollte, den Dr. Mühlfeld plaidieren zu hören. Ich hatte den Dr. Mühlfeld in meinem Leben noch nie gehört und ergriff die Gelegenheit mit Begierde. Pardon, ich ſchrieb da Hexenprozeß; das iſt ein lapsus calami, es ſollte heißen Wucherprozeß. Aber weiß Gott, im neunzehnten Jahrhundert klingt das ſo gleichlautend.

Ich bereute meinen Vormittag nicht. Der Napoleonide der Wiener Rhetoren, Dr. Mühlfeld, plaidierte zwei Stunden lang und ſeine Rede feſſelte ununterbrochen meine geſpannteſte Aufmerkſamkeit. Ich ſah wieder einmal — wenn ich's nicht ſchon aus dem weſtöſtlichen Diwan gewußt hätte, was für ein Segen die Perſönlichkeit iſt. Ich ſah einen muskulöſen, kraftvollen Körper, einen echten Manneskörper. Ich ſah einen ſchönen, bedeutſam modellierten Kopf, mit einem Antlitz, welches der ausdrucksvollſten Mimik fähig iſt. Mund und Kinn atmen die Genußfähigkeit ſinnlicher Fülle; die Stirn ein Olymp, das Auge ein Blitz. Geiſt und Sinn in völliger Einheit! Ein wahrhaft hiſtoriſches Porträt! Die Stimme hat Klang, Weite und Tiefe des Tons und iſt von unerſchöpflicher Kraft. Und nun die Rede dieſer Stimme! Der Redner beſitzt die völligſte Herrſchaft ſeines Stoffes, ein immenſes Gedächtnis, einen Adlerblick der Logik und eine Wärme, welche um ſo männlicher wirkt, als ſie immer ſachlich und ſtofflich bleibt. Es iſt in dieſer Wärme keine Spur von wieneriſcher Gefühlslyrik; es iſt die Wärme, möchte ich ſagen, welche ſich bei Erzeugung von Gedanken entbindet. Ich habe den berühmten Volksredner und Maſſenbeherrſcher Robert Blum ſprechen gehört, aber er iſt höchſtens ein Marſchall unſeres Redekaiſers. Als Rhetor hatte er nicht wenig von der Perſönlichkeit Mühlfelds, aber letzterer iſt mannhafter und gedankenreicher.

Im Laufe des zweiſtündigen Plaidoyers flüſterte ich meinem Freunde, welcher ſelbſt Juriſt und einer der Rechtsvertreter in dieſem weitläufigen Prozeſſe war, die Frage zu: was er von Mühlfelds Grundgedanken halte, nämlich, daß die ganze Sache überhaupt nicht vors Strafgericht, ſondern als ſimple Klage auf Schadenerſatz vors Zivilgericht gehöre? Mein Freund nickte beiſtimmend. In meiner Unſchuld fragte ich weiter: warum denn der Strafgerichtshof die Klage angenommen und nicht vors Zivilgericht gewieſen? Mein Freund lächelte und flüſterte als Antwort zurück: Weil das Geld noch nicht teuer genug iſt. Man will ein Exempel ſtatuieren. — Welch eine Antwort in Neu-Wien! War das auch noch Ringſtraße und Opernring? Guter alter „Kavalier" aus den Zeiten der Türkenſchädeln! Was für

ein feſtes Bollwerk von ſolchen Kavalieren umzingelt noch immer Neu-Wien! In der Tat verſetzte ſich mein Geiſt um zweihundert Jahre zurück, denn augenblicklich fiel mir ein, was der heitere Manzoni in ſeinen „Verlobten" von dem ſogenannten Kornwucher während der Mailänder Peſt erzählt: „Am 15. November erließ Antonio Ferrer auf Befehl Seiner Exzellenz eine Verordnung, welche jedem, der Getreide oder Mehl im Hauſe hatte, dergleichen zu kaufen verbot. Auch ſollte niemand bei Strafe der Galeere für mehr als zwei Tage Brot kaufen; man forderte zur Angebung der Uebertreter auf, und befahl die Hausſuchung der angegebenen Häuſer. Ebenſo wurde aber auch den Bäckern befohlen, ſie ſollten ihre Läden jederzeit hinlänglich mit Brot verſorgt halten, und zwar bei Vermeidung fünfjähriger Galeerenſtrafe. Wer der Meinung ſein wollte" — fährt Manzoni fort — „daß all dieſen Verordnungen zu genügen geweſen, der ſtellt ſich die Dinge eben nach ſeiner Weiſe vor. In Wahrheit, hätte man ſie buchſtäblich ausführen können oder dürfen, ſo hätten wir Mailänder damals mehr Leute zur See gehabt, als heute Großbritannien und Irland."

Den Bäckern wurde befohlen, ſie ſollten ihre Läden jederzeit hinlänglich mit Brot verſorgt halten! Setze ich dafür die Lesart: Den Oeſterreichern iſt befohlen, ſie ſollen ihre Kaſſen jederzeit hinlänglich mit Kapitalien verſorgt halten — ſo iſt die Parallele zwiſchen dem Kornwucher von Alt-Mailand und dem Geldwucher von Neu-Wien ſo vollſtändig, als es der Sohn des neunzehnten Jahrhunderts nur immer wünſchen kann.

Von dieſem neu-wieneriſchen Wucherprozeß hinweg ging ich in ein neues Gaſthaus an der neuen Türkenſtraße. In einer jener Pauſen, welche mit dem verhängnisvollen „kommt gleich!" die ganze Geduldsvirtuoſität des alten wartenkönnenden Oeſterreichers beanſpruchen, griff ich zu dem nächſtbeſten Journal und fing das Feuilleton desſelben zu leſen an. Welch ein Wiederſehen! Von allem, was ich in Neu-Wien Altes geſehen, fand ich hier das koſtbarſte Geſchmacksaltertum. Jener Schwulſt der alt-öſterreichiſchen Proſa, welcher uns in den Literaturgeſchichten ſo berühmt gemacht, und mit welchem ich ſelbſt in der dritten Grammatikalklaſſe ſo ſtandhaft gerungen, hier ſtand er wieder

in ſeiner vollen undemolierten Blüte. Ich will die Relieſkarte des kreißenden Berges, der eine Maus gebiert, zeichnen. Karl V. war ein Herrſcher, in deſſen Reichen die Sonne nie unterging — man könnte hinzuſetzen, leider auch niemals recht aufging. In der Geographie beherrſchte er die alte und neue Welt, im Geiſterreich hatte er eine alte und neue Zeit zu beherrſchen. Die ſinkende Papſtmacht, die ſinkende Kaiſer- und Rittermacht, die aufſtrebende Türkenmacht, die aufblühende Städtemacht, die bewaffnete Robotablöſung des Bauernkriegs, die ſpaniſche Konquiſta und die germaniſche Reformation, das waren die ungeheuern Pole, um welche ſich die Achſe ſeiner Regierung drehte. All dieſe Gegenſätze hatte der Mann zu beherrſchen, welcher die Engelsburg in Rom beſtürmte, und welcher den Stürmer in Wittenberg nicht verſtand. Nie war der Monarchismus tragiſcher, als da dieſer Monarch, weder an Einſicht noch an Willen bar, welt- und lebensmüde ſein vorzeitiges Grab in St. Juſt ſuchte, — beſiegt nicht von dieſem und jenem Feind, ſondern beſiegt von dem Begriff der Alleinherrſchaft in einer ſich ſelbſt beſtimmenden Welt. Dies der Berg und nun die Maus! Der Feuilletoniſt, von dem ich ſpreche, war nämlich der Meinung: der Abſchied Karls V. von ſeinen Kronen und vom Leben war noch nicht ſo herzergreifend, als — der Abſchied Fichtners vom Burgtheater! Aber man muß das leſen, um es zu glauben. Voilà:

„Eine Stunde lang im Sarge liegen bei lebendigem Leibe, wie weiland Kaiſer Karolus der Fünfte im Kloſter von St. Juſt, beſchienen von dem fahlen Schein der Totenfackeln, von der Mönche dumpfem Chor umtönt, die Generalprobe abhalten für das eigene Leichenbegängnis — der Einfall iſt ein grotesk düſterer, wie er nur in dunkelwölbigen Kloſterhallen mit ihrem grabverwandten Schweigen entſtehen mochte, und er hat mit dem Leben, dem vollen, geſunden, pulſierenden Leben ſo wenig gemein, wie der Ort, an dem er entſtanden. Die Phantaſie kann er packen, das Herz rührt er nicht, in das greift er nicht, denn wahr muß ſein und aus dem Leben hervorquellen muß, was das Herz bewegen ſoll. Wollt ihr ein ergreifenderes Bild, weil ein wahres, weil ein lebendigeres? Nehmt den im vollen Lichter-

glanze ſtrahlenden Schauſpielſaal ſtatt des ſchattenumwobenen Kirchenſchiffes, ſetzt eine Bühne ſtatt des Sarges, ein dichtgedrängtes Publikum ſchön geputzt mit hellen Gewändern ſtatt der Schar der Mönche mit ihrem finſteren Kloſterhabit, fröhliches Lachen und rauſchendes Händeklatſchen ſtatt der ſchaurigen Grabeslitaneien, und auf den Brettern, nicht zwiſchen den Brettern, ein Mann, der fröhlich in die Fröhlichen hineinſchaut, der mit ſeinem Lachen ihr Lachen hervorlockt und ihre Hände für ſich in Bewegung ſetzt, ein Mann, von allen Grazien des Lebens umſchwebt — und dieſes ſtrahlende, lachende, jauchzende Bild iſt ein Abſchied, ein Scheiden für immer, keine Generalprobe des Scheidens, nein, dieſes ſelber mit der ganzen ungeminderten Herbigkeit des Einanderverlierens. Und nicht mit einer Stunde, nicht mit einem Abend iſt das abgetan, eine Reihe von ganzen Abenden hindurch immer die gleiche lachende Wehmut, dasſelbe ſchmerzvolle Jauchzen. Allen Reſpekt vor Kaiſer Karolus dem Fünften, aber die Diſtanz zwiſchen der Zelle und dem Sarg dünkt uns keine ſo grelle, wie der jähe Sprung von der ſonnigſten Ruhmeshöhe in das ſtille Tal des Ruheſtandes, und die draſtiſche Szene in der Kloſterkirche von St. Juſt macht uns weniger menſchlich rührenden Eindruck, als die Scheideabende *Fichtners* im Burgtheater."

Dieſes Kurioſum ſoll uns übrigen eine bedeutſame Lehre eintragen. Wer die Geſchichte der öſterreichiſchen Volksposſe oder die Aeſthetik der öſterreichiſchen Volkskomik abzuhandeln gedenkt, der würde ſeinen Stoff nur zum geringſten Teile ſtudieren, wenn er die Vorſtadttheater, die Harfeniſten, das Praterleben, die Eipeldauer-Briefe, die Ludlam- und Grüne-Inſel-Traditionen uſw. uſw. zum Gegenſtande ſeiner Forſchungen machte. Dieſer Mann wird vielmehr jene Schriften zu benützen haben, in welchen die Oeſterreicher erhaben und ſchwungvoll zu ſein wünſchen. Dort ſprudelt das nationale Talent zum Humor — leider oft *unbewußt* — vielleicht am eigentümlichſten, und ſelbſt auch am reichhaltigſten.

Zeichen und Wunder

(23. Mai 1865)

„Die mythenbildende Subſtanz" — wie David Strauß die Glaubensfähigkeit nennt — erwies und erweiſt ſich in der jüngſten Volksgeſchichte Oeſterreichs wieder ziemlich produktiv. Als ich vor zwei Jahren — es war die Sommerdürre, in welcher das Alföld zugrunde ging — in der ungariſchen Kampagna wohnte (ich meine die wildſchöne Debrecziner Heide), trug ſich folgende kleine Lokalbegebenheit zu. Ein Korporal von einem garniſonierenden Jägerbataillon wollte in einem Bauernhofe, an dem er vorbeiging, ein paar Hahnenfedern für ſein Käppi requirieren. Die Bäuerin mußte ihm ſeinen Wunſch abſchlagen, denn die den Jägern ſo beliebte ſtahlgrüne Schillerfeder liefert bekanntlich unſer gemeiner Haushahn; die Bäuerin aber hatte, gleich den meiſten ungariſchen Wirtſchaften, längſt nur Kochinhühner. Hol's der Kuckuck, rief der Jäger in ſeinem Verdruß, darum kommt auch kein Regen ins Land. Daran ſind nur eure verwünſchten ausländiſchen Hühner ſchuld. Wer erkennt in dieſem Zuge nicht unſern „feſchen" Jäger, der in jeder Lage des Lebens irgendeinen Einfall bei der Hand hat, um ſein Herz zu erleichtern? Dieſe Einfälle ſind nie böſe gemeint, es ſind eben Impromptus des Augenblicks, leichtſinnig hingeworfen, Kinder jener überſchüſſigen Laune und Phantaſie, wovon oft eine einzige öſterreichiſche Kaſerne mehr beſitzt, als viele Ballen der Leipziger Buchmachermeſſe. Aber das Impromptu zündete. Die Bäuerin ſtarrte den abziehenden Jäger an wie einen Propheten; der Kauſalnexus zwiſchen Regenmangel und Kochinhühnerzucht leuchtete ihr ein; ſie ſchaffte ſofort ihre Kochinhühner ab, und alle Nachbarinnen taten's mit ihr. Das war im Heiduckenlande. Bald darauf fuhr ich ins Kumanierland, ins Herz des Alföld, um mir mitten in Europa mit Augen anzuſchauen, was ich in der Schule, als ich die bibliſche Geſchichte lernte, nur mit den Kinderaugen der Phantaſie geſchaut, eine

waſſerloſe, verbrannte, echt morgenländiſche Wüſte. Ich kam auf einem Dorfplatze unter jüdiſchen Pächtern zu ſtehen, welche von mancherlei Gegenden ſich zuſammengefunden, und hörte, wie einer zum andern mit Lächeln ſagte: Nu, was tut ſich in Heves? Haben eure Bauern auch ſchon die Kochinhühner abgeſchafft? Ich fragte nach der Bedeutung dieſer Rede und erhielt den Beſcheid, daß jenes Impromptu des Jägers von dem vereinzelten Bauernhof im Heiduckenlande nach wenigen Tagen über eine Fläche von 20 bis 30 Meilen ſich verbreitet und überall denſelben Volksglauben hervorgerufen, welchen ihm ſchon an der Urquelle die Bäuerin geſchenkt. Das Abſchaffen der Kochinhühner war epidemiſch geworden.

Man ſage nicht, das konnte in einem Lande geſchehen, wo die Volksbildung noch dergeſtalt in der Wiege liegt, daß z. B. die ungariſche Magd, welche mich ſo oft über Büchern fand, die Hausfrau zu ihrem unſterblichen Ergötzen fragte: warum denn der deutſche Herr immer ſo fleißig bete? — da ſie die Bücher nur als Gebetbücher, und das Leſen darin nur als Beten kannte. Man ſage das nicht. Die Wiener ſind Hauptſtädter, nicht ungariſche Pußtenbewohner, haben auf ihrer halben Quadratmeile mehr Schulen, als manch ungariſches Komitat auf 100 Quadratmeilen, und doch erinnert ſich jeder Wiener noch ſeiner Wallfahrten zum Sieveringer Brünnl, und weiß, daß nicht etwa die Damen des Alſerbachs allein, ſondern noch andere Damen daran teilgenommen.

Und wieder ſtehen wir in einem Jahre, welches mit der bänglichſten Sommerdürre gleich im April angefangen, und darin ſo verhängnisvoll fortfährt, daß das Alföld des Jahres 1863 heuer halb Oeſterreich zu werden droht. Und jener Drache der Unterwelt, welcher die trockenen Jahre mit der grauſigen Treue einer Naturregel zu begleiten pflegt, die Brände, — er begleitet es nicht, er verſchlingt es faſt. Von Bludenz bis Kolomea, von einer Reichsgrenze bis zur andern, brannten Städte, Dörfer, Wälder, und in der Mitte Admont, das ſteieriſche Weſtmünſter, das Alexandrien der vaterländiſchen Geſchichtsquellen; Admont, welches allein ſchon das 65. Jahr dieſes Jahrhunderts mit dem Namen ſeines Unglücks verewigen müßte! Der Ein-

druck davon iſt dämoniſch und geht ins Tiefſte der menſchlichen Gemüter. Die Funken des Aberglaubens ſprühen herum und entzünden bald hier, bald dort den ſtets brennbaren Stoff der „mythenbildenden Subſtanz". Auf dem Schöckel bei Graz haben die Landleute einen Sarg geſehen. Der Schöckel iſt der Hohe Lindkogl oder das Eiſerne Tor von Graz, und viel beſucht wegen ſeiner Ausſicht. Von ſeinem Hochplateau, welches etwa noch 1000 Fuß höher liegt, als der Baron Sinaſche Wartturm auf dem Eiſernen Tor, ſieht man weſtlich bis ins Dachſtein und Traunſteingebiet, ſüdlich die Karawanken von Krain, öſtlich die verduftenden Horizontallinien des Ungarlandes. Diesmal aber ſah man etwas Neues und Niegeſehenes — den beſagten Sarg. Ich erkundigte mich, wo und wie der Sarg ſichtbar ſei — ſchwebend in der Luft? oder unter den Figuren der Sternbilder? oder auf irgendeiner Alpe, wie auf einem Katafalk aufgeſtellt? Aber ich fragte es vergebens. Ich konnte nichts Anderes zur Antwort bekommen, als: auf dem Schöckel ſieht man einen Sarg.

Die mythenbildende Subſtanz wäre nicht das, was ſie iſt, wenn die Gebirgskeuſchler des Schöckel ihren Sarg allein behalten hätten. Die Grazer dachten: der Schöckel iſt weit, aber unſer Schloßberg iſt nahe. Und warum ſollte man nicht auf dem Schloßberg ſehen, was man auf dem Schöckel ſieht? Und ſiehe, man ſah. Abend für Abend ſtrömten jetzt Hunderte von Grazern auf den Schloßberg und ſahen den Sarg. Ihre mythenbildende Subſtanz aber hatte ein gewiſſes point d'honneur; die ſimple Anleihe bei den Schöckelbauern verletzte das hauptſtädtiſche Dekorum, man fühlte, daß man aus den Mitteln der Landeshauptſtadt ein übriges tun müſſe. So ſieht demnach der mythenbildende Anſtand der Grazer auf dem Schloßberg einen Sarg und ein Schwert.

Mich dünkt aber, die Städter ſind dabei nicht ſehr glücklich gegen die Landleute geweſen. Wenn Landleute, deren Land vergantet wird, Landleute, die ihre Steuern nicht bezahlen können, Landleute, welche ein dürres Hungerjahr ahnen, Landleute, welche ihr Landesarchiv verbrennen ſehen, die unerſetzliche Quelle zahlloſer Rechts- und Beſitztitel, Landleute, welche kaum

das eigene Dach zu behaupten vermögen, und täglich beisteuern sollen, die Dörfer und Städte abgebrannter Landsleute aufzubauen, — wenn diese Menschen einen Sarg sehen, das letzte der Dinge, so kann nichts rührender sein als dieses passive, stumme Symbol. Was aber soll das aktive Schwert? Das Schwert wäre in den vorahnenden Geburtswehen des Krimkrieges oder des italienischen Feldzuges am Platze gewesen; was soll es im Jahre 1865? Haben wir Blut- und Eisenmänner unter uns? Sind wir nicht vielmehr aufs friedlichste und duldsamste mit ihnen alliiert? Nein, nein, das Schwert paßt nicht! Es ist ein politisierender Mythus und ein schlecht erfundener.

Während die mythenbildende Substanz in Steiermark die Not der Zeit unter dem Symbole der Angst und der Trauer sich verkörpert, erblickt ein Dorfmütterchen im benachbarten Ungarn das Symbol des Trostes und der Hilfe. Im Markte Keszhely in der Somogy sah die Eigentümerin eines Brunnens auf dem Grunde desselben die heilige Muttergottes mit ihrem Sohne, von brennenden Kerzen umgeben. Natürlich teilte sich ihr Schauen mit, und bald strömte eine große Volksmenge zu dem Brunnen, ja zuletzt kamen ganze Prozessionen mit Fahnen und Kreuzen. Der „Sürgöny", welcher das mitteilt, meldet dabei eines weiteren: „Alle Bemühungen des Ortsvorstandes und des Pfarrers, dem Volke begreiflich zu machen, daß die Eigentümerin des Brunnens entweder sich selbst täuscht oder die Leute zu täuschen beabsichtige, waren vergeblich, und endlich sah sich die Behörde genötigt, den Brunnen abzusperren und auf die Uebertretung des Verbotes, sich dort anzusammeln, eine Strafe zu setzen." Gut gebrüllt, Löwe! Da atmet man doch die erquickende Luft einer polizeilichen Staatsgewalt! Behörde, Verbot, Uebertretung, Strafe — wie wollüstig einem das über den Rücken kitzelt! Aber da seht einmal die Heimtücke der steierischen Bauern! Wie schlau und pfiffig sie ihren Sarg in den freien unfaßbaren Luftraum des Schöckels hinstellten! Da soll eine Behörde ihn absperren! Die Leute scheinen wahrhaftig zu glauben, ihre Phantasie gehört ihnen und nicht ihrer Behörde! So eigensinnig können nur steierische Köpfe sein.

Wer sollte es aber nicht mit tiefster Rührung gelesen haben,

daß der Pfarrer und der Ortsvorſtand alle Bemühungen anwendeten, dem Volke begreiflich zu machen . . .! Bei ſo vielem Eifer für Volksaufklärung werden ſie einen guten Rat gewiß nicht verſchmähen. Welchem Volke wollten Pfarrer und Behörde etwas begreiflich machen? Natürlich dem ausgewachſenen, dem ſechs Schuh langen. Ach, meine Herren, das iſt ein bißchen zu ſpät. Wie wäre es, wenn Sie bei dem kleinen Volke anfingen, bei dem Volke, das noch bildſam iſt, das noch zur Schule geht? Iſt es nicht ſeltſam, daß juſt bei dieſem Volke Ihre ſchönen Bemühungen ruhen, ja mitunter in das Gegenteil ausſchlagen? Ich kann im Irrtum ſein, aber Sie haben dann gewiß die Gewogenheit, mir einige Hunderte von öſterreichiſchen Volksſchulen zu nennen, wo der Schullehrer gegen den Aberglauben predigt, und der Herr Katechet oder Pfarrer mit ſotanem Schullehrer vollkommen einverſtanden iſt, ihn ganz und gar unterſtützt, ihn ermuntert, ihn zur Beförderung empfiehlt, kurz, ihn als ſeinen rechten und gerechten Mitarbeiter im Weinberge des Herrn betrachtet. Dieſe Hunderte von öſterreichiſchen Volksſchulen wollen wir dann jenen äußerſt wenigen entgegenſtellen, wo das nicht der Fall iſt. Und wenn wir dieſe Zahlen ſo nebeneinander ſtehen haben, ſo ſollen jene Wühler der ſchlechten Preſſe endlich verſtummen, welche nicht einſehen wollen, daß die Volksbildung in den öſterreichiſchen Schulen aufs beſte beſtellt iſt, daß der Same des Aberglaubens im echten Geiſte des großen Kaiſers Joſef II. überall ausgerottet wird, und daß geiſtliche und weltliche Behörden in ſchönſter Eintracht alle Bemühungen anwenden, dem Volke begreiflich zu machen.

Keine Reflexion iſt ſo ſubjektiv, daß ſie auf einem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ſich nicht in Objektives verwandeln könnte, daher ſie ſich den Graziengürtel einer weiſen Selbſtbeſchränkung anzuſchnallen beeilt.

Ein trauriger Gedanke

(1866)

So muß ich denn die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebt ſo lange Zeit!
Ich ziehe ruhig meine Straßen,
Es gibt mir niemand das Geleit.

So wird alſo der ſchwarzgelbe Fahnenſtock aus der italieniſchen Erde herausgeriſſen! Sechzig Jahre ſtak er in ihr und — er hat nicht Wurzel geſchlagen! Er iſt ein dürrer Pfahl, er iſt ein totes Stück Holz geblieben. Ein großer Gedanke: ſechzig Jahre verloren!

Aber ſei's drum. Alle Reiche der Welt haben irgendwo ihren Fuß hingeſetzt, wo ſie ihn wieder zurückziehen mußten, haben in irgendein Landſtück einen Abweg von ihrer Straße gemacht. Nicht das gibt uns zu denken. Wir wußten es längſt, wir haben den Italienern nichts zu ſagen. Wir haben in Politik, Nationalität, Literatur, Kunſt dem italieniſchen Stamme nichts zu bringen, was er brauchen oder auch nur verſtehen könnte. Schämen wir uns nicht, daß ein Metternichs-Land verloren ging, das ſchon einem Hohenſtaufen zu ſpröde war.

In allen Richtungen, in welchen unſer italieniſcher Geiſt ausſtrahlt, ziehen wir uns getroſt zurück. „Von einer aber tut mir's weh," um mit Uhland fortzufahren. Wir waren nicht nur überflüſſig in Italien, es ſcheint, wir waren verhaßt. Wir, die gemütlichen Oeſterreicher, das auserwählte Volk Gottes der Gemütlichkeit, haben nicht einmal in der gemütlichen Richtung zu reüſſieren vermocht. Man ziſcht uns aus, man wirft mit Steinen nach uns, — man weiß, in wenigen Tagen iſt man uns definitiv und für immer los, und man wartet nicht einmal dieſe wenigen Tage ab. Man gießt, wie aus überſtrömenden Gefäßen, die vollen Schalen des Haſſes den gemütlichen Gäſten aus Oeſterreich nach!

Das iſt zu viel! Der Garten Europas hat Steine für uns,

aber kein einziges Blümchen zum Andenken. Iſt das gemütlich? Geht man ſo mit Gemütlichen um? Unſer Selbſtgefühl iſt bis in die tiefſte Wurzel erſchüttert. Was ſind wir denn, wenn wir nicht einmal die privilegierten Gemütlichen ſein ſollten? Politiſch ſind wir nicht, weiſe ſind wir nicht, freiſinnig ſind wir nicht, ſehr wohlfeil waren wir ebenfalls nicht, aber eins waren wir doch: ein guter Kerl — wenigſtens in unſeren eigenen Augen. Welch eine Entdeckung, daß wir's nicht auch in fremden geweſen ſind!

Was für ein Teufel iſt doch der Raſſenhaß! Kann man ſo grimmig ſich aufreiben, ſo feindſelig ſich abſtoßen, bloß weil man Romane oder Germane iſt? Aber auch die Franzoſen ſind Romanen und auch die Elſäſſer ſind Germanen. Und doch — es iſt ein niederwerfender Gedanke, der uns da durch den Kopf fährt, aber wir müſſen ihn zu Ende denken. Wenn die Franzoſen heute zum Elſaß hinaus müßten und die Deutſchen einrückten, würde das abziehende Fremdenvolk in Straßburg oder Colmar, in Thann oder Breiſach Szenen erleben, wie auf dem Brà-Platze, im Café nobili ferrari und im Café Zampi? Würde es das? Wie anders wäre es den Franzoſen vergönnt, aus dem Elſaß abzuziehen, als es den Oeſterreichern aus Italien zu ſcheiden vergönnt iſt! Und die Franzoſen ſind doch nicht das Volk der Gemütlichkeit.

Das iſt der traurige Gedanke, der uns aufs Herz fällt. Raſſenhaß, Nationalitätsfeindſchaft, natürliche Abſtoßungskraft zwiſchen Germanen und Romanen — wie lindernd wären all dieſe Balſamstropfen der Schulweisheit, wenn uns nicht die mögliche Analogie mit dem Elſaß eingefallen wäre! Jetzt ſind ſie fort. Wir haben gar keinen Troſt, gar keine ſchmeichelhafte Täuſchung mehr. Die Italiener lieben uns nicht und fanden uns nicht liebenswürdig. Wie unſer Papier im Lande der Lire nicht kurſierte, ſo hatte unſere Gemütlichkeit, im Leopoldſtädter Theater mit Superagio bezahlt, auf den Wällen von Mantua und auf den Balkonen Venedigs keinen Kurs mehr. Der Italiener iſt ein Kind des Augenblicks und er verkannte die Gemütlichkeit der langen Bank, womit durch deutſche Bureaus die menſchlichen Lebensintereſſen „hinauf- und herabgelangen". Der

Italiener iſt graziös und höflich und unterſchätzte jene ſüße Fiakergrobheit, womit die Nation des Thurndialektes ihre gemütlichen Orgien feiert. Der Italiener iſt äußerſt empfindlich für phyſiſchen Schmerz und er würdigte keinen Augenblick, was für ein herrliches Kraftgefühl vom Zauberſtab des Haslingers in einem ſaftigen Fünfundzwanziger die — Bruſt des Mannes durchſtrömt; ja als in Brescia ſogar die Frauen dieſes Hochgefühles teilhaftig wurden, ſo machte das einen Eindruck auf den feigen Welſchen, welchen er, ſcheint's, in Jahren nicht verwinden konnte.

Ah es iſt ein rachſüchtiges Volk, die Italiener! Danken wir Gott, daß wir ſie los ſind!

Geglaubt und Vergeſſen

(16. Dezember 1866)

„Sie haben liederliche Augen, ſie haben liederliche Ohren, ſie haben liederliche Gewiſſen." Tauſendmal im Tage fällt mir dieſes Wort ein, welches Bogumil Goltz einem uns naheſtehenden Volksſchlage mit mehr Wahrheit als Galanterie nachgeſagt hat. Er hat es dieſem Volksſchlage wahrhaft „auf die Stirne geſchrieben," um mit Auerbach zu ſprechen. Wo ich geh' und ſteh', leſ' ich es von dieſer Stirne herab. Dort ſteht's, mit einem Griffel hingezeichnet, welcher der Ewigkeit trotzt. Es iſt nicht möglich, einen Standpunkt einzunehmen, auf welchem dieſe Inſchrift des hanbüchenen Norddeutſchen *nicht* in die Schwinkel fiele.

Schon morgens beim Aufwachen ſteht ſie lapidariſch da. „Marie, wo bleibt mein Waſſer?" — „Ich hab' 'glaubt, es iſt ſo kalt, Sie werden ſich heute nicht benben." — „Bleiben wir gefälligſt bei unſerer Ordnung!" Das Waſſer kemmt. „Marie, wo ſind die Kleider?" — „Hier, gnädiger Herr." — „Aber Sie haben mir ja den Paletot ſtatt den Pelz ausgeklopft." —

„Ich hab' 'glaubt, weil Ihnen nicht kalt iſt, Sie ziehen den Paletot an." — „Erſt bade ich kalt, dann gehe ich im Pelz aus. Verſtehen Sie das?" — „Bin ich denn ſo dumm?" — „Heute nicht mehr; Gott ſchütze Sie vor Glaubensänderungen bis morgen früh!"

Ich komme ins Kaffeehaus. „Die Melange iſt zu weiß, ich verlangte einen Kapuziner." — „Pardon, ich hab' 'glaubt, Sie ſagten weiß." — „Ich wollte ja Kipfeln." — „Pardon, ich hab' 'glaubt, Sie wollten Paunzerln." — „Ich begehrte die Neue." — „Entſchuldigen, ich hab' 'glaubt, die Alte." — „Ich verlangte Cabannos." — „Ich hab' 'glaubt, Milares."

Ich komme ins Gaſthaus. Wenn die großſtädtiſche Eheloſigkeit wieder verſchwindet und unſere Junggeſellen ſamt und ſonders heiraten, ſo wird, nebſt der hinreißenden Liebenswürdigkeit der Frauen, die Bedienung der Gaſthäuſer das Verdienſt dieſer ſozialen Umwälzung haben. Ein befrackter Truchſeß komplimentiert ſich heran: „Reisſuppe, Hühnerſuppe, Soupe Santé." — „Soupe Santé." — Ein zweiter kommt: „Reisſuppe, Hühnerſuppe" — „Ich habe ſchon beſtellt." — Ein dritter erluchſt mich: „Reisſuppe, Hühnerſuppe" — „Ich h a b e ſchon beſtellt."

Jetzt knarrt eine Doſe, der maitre de l'hôtel bietet mir eine Priſe an und ſpricht mit der Ueberzeugung, etwas ganz Neues zu ſagen: „Suppe kann ich dienen?" — Dieſe unermeßliche Fretterei ſpielt ſich täglich in ſämtlichen Gaſthäuſern Wiens ab, ohne daß es einem einzigen unſerer Wirte je eingefallen wäre, die Sache ließe ſich einfacher machen und iſt in den übrigen fünf Zonen der bewohnten Erde wirklich auch einfacher. Indem ich nun nachdenke über den ſchönen nationalen Gebrauch, das Eſſen mit einem fortwährenden Feichten zu verbinden, kommt der erſte Kellner. „Bitte, Reisſuppe!" — „Aber ich ſagte ja Soupe Santé." — „Pardon, ich hab' 'glaubt, Reisſuppe." So fängt's bei der Suppe an. Guter, verheirateter Leſer, wie lachſt du aus deinem ſicheren Port zu meinem ferneren Leidensgang, den ich durch Entremet, Braten, Mehlſpeiſe, Nachtiſch wie durch ebenſo viele Spießruten zurücklege! Durch all dieſe Gänge entwickelt der Kellner eine unerſchöpfliche Fülle von Glaubensbekenntniſſen, bleibt aber dabei ſtets Diſſident und glaubt immer was An-

deres. Zuweilen entſtehen förmliche Glaubenskriege, und er kämpft auf Leben und Tod für ſeine Ueberzeugung, daß ich Hammelskeule wünſche, wenn ich Beefſteak beſtellte. Der Kellner ſind aber, wie unſere Tenore, nicht weniger als vier. Wenn du nun vier Speiſen nimmſt, ſo kannſt du die Tortur im Quadrat durchmachen und wirſt es bald auch im Kubus tun. Einfacher geht's beim Getränke her. Hier ſind in der Regel nur zwei jugendliche Helden engagiert, wovon mir der eine Erlauer bringt, wenn ich Vöslauer verlange, und der andere Pilſener krendenzt, wenn ich „Lager" gerufen habe.

Ich komme nach Hauſe. „War Herr v. Grimm da?" — „Ja." — „Nun, Sie haben ihm doch geſagt, daß ich im „Roß" ſpeiſe?" — „Im „Roß"? Ich hab' 'glaubt im „Lamm". Aber er wird wiederkommen." Schlechter Troſt, denn ich habe jetzt Zimmerarreſt. Aber es iſt mir wichtig, den Mann zu ſprechen; ich ſitze alſo und warte. Ich warte ſechs Stunden lang. Abends gehe ich aus. „Wenn Herr v. Grimm kommt, ſo ſagen Sie ihm, ich bin im „Café Daum." — „O je, g'rad hab' ich ihn fortgeſchickt; ich hab' 'glaubt, Sie ſind nicht mehr zu Hauſe."

Herz, halt' feſt! und gib dich nicht ganz für die Kleinen aus, damit du auch für die Großen was übrig behältſt. „Apropos, wo bleibt denn unſere Verfaſſung?" — „Ich habe geglaubt, daß nichts verfaſſungsmäßiger iſt als der Abſolutismus." — „Aber Sie hören ja, wie man von Land zu Land die Verfaſſung verlangt." — „Ich habe geglaubt, es ſind nur vereinzelte Stimmen."

„Sie haben liederliche Augen, ſie haben liederliche Ohren, ſie haben liederliche Gewiſſen."

Unſerem National-Motto: „Ich hab' 'glaubt" ſteht mit der Parität eines ungemäßigten Dualismus das andere zur Seite: „Ich hab' vergeſſen." Was nicht geglaubt worden iſt, das iſt vergeſſen worden. Wie glücklich alſo, wenn überhaupt noch geglaubt wird! Wenn dir die Magd ſtatt gewünſchter Rebhühner geglaubtes Pferdefleiſch bringt, ſo verhungerſt du wenigſtens nicht. Wenn dir der Bediente ſtatt ein Billet zum „König Lear" eines zur „Leichten Perſon" gekauft hat, ſo fährſt du vielleicht aus der Haut über die Verwechſlung von Shakeſpeare

und Berg; aber möglich, daß du über die Verwechslung von Wagner und Gallmeyer wieder hineinfährſt. „Ich hab' 'glaubt" friſtet dir von Liederlichkeit zu Liederlichkeit immerhin noch das Leben; „ich hab' vergeſſen" durchſchneidet das Leben ſelbſt. Die Maſchine geht dabei nicht einmal wackelnd mehr vorwärts, ſie bleibt ſtehen. Es iſt reiner Siſtierungstod.

„Ich hab' vergeſſen" hat dich zum Witwer gemacht. Deine Magd hatte vergeſſen, zum Arzt zu gehen, welchen du rufen ließeſt; der Arzt kam endlich zwei oder drei Tage; am vierten mußte er eine Jagdpartie mitmachen, und da hat der Arzt wieder deine Frau vergeſſen, oder, wie man hier ſagt, auf deine Frau vergeſſen. Am fünften ſtarb ſie.

„Ich hab' vergeſſen" hat dich zum Bettler gemacht. Die Handels- und Gewerbekammer von Unratshauſen hat eine dringende Vorſtellung gegen einen Uebelſtand eingereicht, von deſſen Abſtellung das Wohl und Weh deines Geſchäftes abhing. Aber der Sekretär hat vergeſſen, die Eingabe ſeinem Hofrat vorzulegen, der Hofrat hat vergeſſen, ſie ſeinem Departements-Chef zu begutachten, der Departements-Chef hat vergeſſen, ſie ans Miniſterium zu befördern, und zuletzt hat auch der Miniſter auf ihre Erledigung vergeſſen. So ſind die Uebelſtände geblieben und dein Geſchäft iſt zugrunde gegangen. Man kann rechnen, daß in jeder Stunde eine Million vergeſſen wird, daß in einem Jahre in ganz Oeſterreich reichlich eine Milliarde vergeſſen wird.

„Sie haben liederliche Augen, ſie haben liederliche Ohren, ſie haben liederliche Gewiſſen."

Beſonders herzerhebend iſt es, wenn nicht bloß der einzelne Kopf „vergeſſen hat", ſondern gleich ganze Körperſchaften und Kommunitäten. So erinnere ich mich — um Gotteswillen, was für ein Wort entſchlüpfte mir da! In einem Lande, wo man Königgrätz ſchlägt, nachdem kaum Solferino vergeſſen iſt, wo das Gras wächſt über Blutſtröme, welche noch nicht geſtockt, und über Verfaſſungs-Entwürfe, deren Schriftzüge noch nicht trocken geworden ſind; in einem Lande, wo nichts „friſcher" iſt als das Heute und nichts „fader" als das Geſtern: in dieſem Lande erinnert ſich Einer! Leſer, verabſcheue mich. Wirf mich unter den Tiſch, ich bin nicht wert, dich zu unterhalten.

Bloß für den Makulatur-Sammler fahre ich fort.

So erinnere ich mich, daß in den letzten Fünfzger-Jahren, als die ganze Wiener Presse gegen Glacis und Tasteien plötzlich Sturm zu laufen anfing und einen der einzigsten Spaziergänge von Mittel-Europa mit einem wahren Taumel von Haß und Ekel zu beseitigen brannte — ich erinnere mich, daß das Schiboleth der Stadterweiterungs-Sophisten damals folgendes war: das Glacis sei ein Wahnsinn, als Festungsraum veraltet, als Raumverschwendung zwischen Stadt und Vorstadt himmelschreiend; Stadt und Vorstadt müßten zusammenwachsen. Das war das Wort. Zusammenwachsen hieß es.

Nehmen wir nun an, mitten in diesem Zeitungslärm sei Einer abgereist, nach Rio Janeiro, nach San Francisco, nach Australien, und komme im Jahre des Heils 1866 wieder zurück. Beim Stubentor fängt er an. Hier findet er den Exerzierplatz vor der Franz-Josephs-Kaserne, eine Flanke des Stadtparkes, die Markthalle und links und rechts vom Viadukt die alten weiten Zwischenräume, wie er sie vor der Stadterweterung verlassen hat. Stubentor und Landstraße sind also nicht zusammengewachsen. Er geht weiter. Er findet den Stadpark mit seinem Kurpavillon, welcher ihn an das Schönste erinnert, was er von dieser Art im Aztekenlande gesehen hat, und ist buchstäblich wie in einer neuen Welt. Nur fällt ihm auf, daß diese Anlage eine Barriere ist, welche sich dem Zusammenwachsen von Stadt und Vorstadt auf dieser ganzen langen Strecke für ewige Zeiten entgegenstellt. Kopfschüttelnd geht er weiter. Er kommt zur magnifiquen Schwarzenbergbrücke, welche eine herliche Avenue zu einem kleinen fürstlichen Landhäuschen bildet, nur daß diese Avenue durch Wüsten erkauft ist, welche auch hier das Zusammenwachsen von Stadt und Vorstadt aufhalten. Er kommt zur Kärtnerstraße. Er findet zwischen der Wieden und ihrer Wienbrücke noch die alten Verhältnisse, denn der Nachmarkt und der Spielplatz vor dem Polytechnikum sind unverbaut, die Vorstadt gegen die Stadt also nicht hineingewachsen. Dagegen hat die Stadt — und zwar an diesem Punte allein — einen Anlauf genommen, der Vorstadt entgegenzuwachsen. Aber unser Ankömmling bedauert, daß selbst diese kurze Strecke noch

verkürzt worden iſt um die ganze Flanke des Opernhauſes — das Königgrätz der Baukunſt genannt — von welchem er findet, daß es auch einen ſtilleren Platz einnehmen könnte, als juſt den für Gewerbe und Handel wertvollſten. Unbefriedigt zeucht er fürbaß. Seine Hoffnung ſind jetzt die zwei herrlichen Diagonalſtraßen, welche er vom Burgtor nach Mariahilf und Neubau ausſtrahlend ſich erträumt. Der Blitz ſchlägt in ihn. Die Mariahilfer- folgt als Babenberger-Straße nicht ihrem alten praktiſchen Zug zum Burgtor, ſondern verläuft als Sackgaſſe an ein einſames Gartengitter. Die Diagonale zum Neubau . . . . findet er zu einem Hetzplatz für Wildſchweine umgeſtaltet. Der allgemeinen Entrüſtung über den Zuſtand dieſes Platzes hat man neulich den Mund geſtopft mit der Erklärung, er werde ſoeben — in eine Gartenanlage verwandelt. Alſo wird auch hier Stadt und Vorſtadt nicht zuſammenwachſen, und Handel und Gewerbe, welche über ihre „Schnürbruſt", die Baſtei, angeblich ſo ſtrotzend hinauswuchſen, werden, wie auf alle übrigen Radien, auch auf den Radius Burgtor-Neubau zu verzichten haben, denn man handelt offenbar nicht in Gartenanlagen. Der Fremdling ſchleppt ſich enttäuſcht weiter. Die ungeheuere Wüſte des Joſephſtädter Glacis findet er gänzlich intakt, die einzige Verſchlechterung ausgenommen, daß die praktiſchen Diagonalwege, welche ſie früher in allen Richtungen durchſchnitten, jetzt größtenteils abgegraben ſind und der Verkehr z. B. zwiſchen St. Ulrich und dem Schottenviertel nur auf ungeheuren Umwegen möglich iſt. Er kommt zum Schottentor. Wie vom Burgtor zwei Radien nach Mariahilf und Neubau, ſo ſtrahlen hier zwei Radien in die Alſervorſtadt und Währingergaſſe aus, zwei äußerſt belebte Paſſagen, welche mit der Stadt aber keineswegs zuſammengewachſen ſind, vielmehr ihr lockendes Vis-à-vis, die gelüftete Schnürbruſt der demolierten Baſteien, mit rein platoniſchen Augen anſchauen. Das Zuſammenwachſen der Rudolphs-Anlage mit der Roßau findet unſer Landsmann durch die neue Kaſernen-Anlage gleichfalls verriegelt, und — ſeine Rundſchau iſt jetzt zu Ende!

Jetzt überſchlägt er, was er gefunden und was er erwartet hat. Gefunden hat er eine ringförmige Stadterweiter-

ung, aber erwartet hat er eine *strahlenförmige*. Ringförmig um die Stadt herumzugehen, hat offenbar kein Mensch ein Interesse, als höchstens der Spaziergänger, der aber nichts kauft, daher auch von 100 Butiken der Ringstraße 99 leerstehen. Dagegen hat die halbe Million Wiener ein beständiges und unaufhörliches Interesse, zwischen Stadt und Vorstadt hin und her zu gehen, und diesen natürlichen Verkehrslinien gemäß, erwartete der Fremde zwischen Stadt und Vorstadt eine Stadterweiterung in Strahlenform. Das war denn auch der Grundgedanke und das Programm der Stadterweiterung, denn mit einem unerbittlichen Gedächtnis erinnert sich unser Landsmann des Schlagwortes: Stadt und Vorstadt sollen *zusammenwachsen*!

Wie aus den Wolken gefallen, fragt er daher: Aber mein Gott, das ist ja gar nicht das, was ihr gewollt habt! Eure Absicht war, Stadt und Vorstadt sollten zusammenwachsen, und sie sind so getrennt wie zuvor. Warum habt ihr denn diese Absicht nicht ausgeführt?

Wir haben ganz darauf vergessen, antwortet die Kommune. — Eine Stadterweiterung, welche sich selber vergißt!

Wie sagte doch Begumil Goltz? „Sie haben liederliche Augen, sie haben liederliche Ohren, sie haben liederliche Gewissen."

Eine Prophezeiung

(25. März 1868)

„Was soll ich vom Konkordate sagen? Ich glaube, Wien würde *beleuchten*, wenn das Konkordat aufgehoben würde." So lasen die Leser unseres Blattes*) am Sonntag, den 9. Juni 1867, in einem Feuilleton, überschrieben: „Oesterreichische Pfingsten". Im zehnten Monate dieser Prophezeiung haben österreichische Ostern die Erfüllung derselben gebracht.

Es war eine Zeit der peinlichsten Ungeduld, diese österreichi-

*) „Neue Freie Presse".

ſchen Pfingſten des vorigen Jahres. Ungarn jubelte, Weſtöſterreich ſtand in Erwartungen, welche faſt Zweifel waren. Die Ungarn hatten alles, wir — hofften alles. Belcredi war abgetreten, für ſeinen außerordentlichen Reichsrat der ordentliche einberufen — ſoweit ſtanden die Sachen hoffnungsvoll. Aber auch nicht beſſer. Die Hoffnung, überall grün, war in Oeſterreich bereits grau geworden. Der Oeſterreicher hatte ſich längſt darauf eingewöhnt, faſt nach dem Verſe Schillers zu hoffen: „Am Grabe noch pflanzt er die Hoffnung auf." Man ſchämte ſich bereits, zu hoffen, als ein Schwachkopf, welcher im Heute das Geſtern vergißt.

Aber auch der geheime wirkliche Optimiſt, der Hoffnungsvolle aus Temperament — was hoffte er eigentlich? Die Abſtellung ererbter Uebelſtände! Die Gutmachung deſſen, was die Schlechtmacher ſchlecht gemacht! Und hier war es nun, wo der grimmige Galgenhumor des Bedächtigeren auflachte und die bittere Ironie der Verzweiflung in den „Oeſterreichiſchen Pfingſten" folgenden Gedankengang ausführte: „Ihr glücklichen Oeſterreicher! Andere Völker ſind ſchwer glücklich zu machen, denn man muß ihnen poſitiv Neues und Gutes zu ihrem Glücke bieten. Ihr ſeid ſchon froh, wenn euch aus dem ſchönen und reichen Vorrat eurer vielen Uebel nur die Abſtellung eines Uebels verſprochen wird. Weil euch der außerordentliche Reichsrat angedroht war, jubelt ihr ſchon über den ordentlichen, obwohl dieſer auch keine Beſchlüſſe gefaßt und die Beſchlüſſe noch nicht ſanktioniert ſind. Weil euch die Einſperrung der Hauptſtadt in einen Feſtungsgürtel angedroht war, werdet ihr die Zurücknahme dieſer Maßregel bejubeln, obwohl damit in Laa und Kledering, in Inzersdorf und Siebenhirten alles beim alten bleibt." Und nun hieß es weiter: „Was ſoll ich vom Konkordate ſagen? Ich glaube, Wien würde beleuchten, wenn das Konkordat aufgehoben würde! Und doch wäre auch das kein neuerworbener Gewinn, ſondern bloß das Aufhören eines Verluſtes. Die Sachen wären eben wieder dort, wo ſie im Jahre 1854 waren. Aber hatten wir 1854 Urſache zu jubeln? O, über das Glück, ein Repetentenvolk zu ſein und 1867 ſich auf die Bank zu ſetzen, wo man 1854 ſchon ſaß!"

Die Prophezeiung ist eingetroffen, aber — aus dem unerschöpflichen Born der Natur kommt nicht leicht eine Erscheinung so, wie sie die Reflexion vorherzusehen glaubte: sie kommt entweder besser oder schlechter. Große, mit Pomp und Enthusiasmus erwartete „Segnungen" zerfließen in der Wirklichkeit oft in nichts; kleine mäßige und begrenzte Tatsachen brauchen oft nur ins Leben zu treten, um die Herren der Welt zu werden und an den Himmel zu wachsen. Wie ich vor einem Jahre dachte, so wird das Ausland heute noch denken. Was ist denn weiter geschehen? Die Oesterreicher sind ihr Konkordat los und stehen wieder beim Kaiser Josef oder Kaiser Franz. Wer im Ausland bloß unsere Zeitungen liest, wird kaum verstehen, was sich ereignet hat; wer an dem unvergeßlichen Samstag des 21. März 1868 auf dem Wiener Straßenpflaster das Ereignis nicht an der Quelle einatmete, wird es kaum zu fassen vermögen, daß dieser Tag ein Jahrhundert wert ist, daß jede Minute dieses Tages und dieser Nacht ein vergangenes Jahr gutmacht und ein künftiges vorausnimmt. Der Tag steht in der Mitte eines historischen Systems, wie eine Sonne in ihrem Planetenkreise. Denn das sind die Wirkungen großer Geschichtskrisen: was Hauptsache war, wird Nebensache, und die Zielpunkte erreichen unendlich mehr, als sie sich vorgesetzt haben. Man ging nach Eselinnen aus und trug Kronen heim.

Ein Ehegesetz mit weltlicher Färbung, ein Advokatenstreit über die Verbindlichkeit eines Vertrages — wie könnte der Kampf Barbarossas mit Rom noch schlichter auftreten? Und doch war es nichts Geringeres als dieser Kampf, und Barbarossa hat gesiegt! Er hat gesiegt mit einem Heerbann von 65 Rittern! Das gedruckte Canossa, wie unser Dichter mit seinem prächtigen Tropus es nannte, ist zur Ruine geworden, die Geisterbastille Oesterreichs ist erstürmt. Sie ist erstürmt ohne Blut, mit einigen Zentnern Stearinkerzen! Nie war das Volk von Wien liebenswürdiger, nie die österreichische Gemütlichkeit anbetungswürdiger. Im festlichen Straßengewoge hörte ich einen Arbeiter zum andern sagen: „Wien schwimmt in einem Feuermeer, aber die schwarzen Herren haben auch allzu lang mit dem Feuer gespielt. Da haben sie's endlich." Das

war alles. Kein rohes Wort gegen die dunklen Häuser des Erzbischofs und der Nunziatur, kein Steinwurf, keine Gewalttat! Die Besiegten waren heilig. Nie hat ein Volk seine Ketten schöner zerbrochen. Nie ist eine Revolution heiterer und sittlicher gemacht worden. Und eine Revolution war es. Ohne die Volksbewegung wäre die Herrenhausdebatte eine trockene Staatsaktion und *vielleicht* erfolglos geblieben. Das Volk stand auf, und sie ist Weltgeschichte geworden. Aber welch ein Aufstand! Freude und Lichter; nichts weiter. Wenn die keltische Rasse unter geistlicher Führung Bartholomäusnächte und unter weltlicher Septembermorde veranstaltet, immer aber mordet, so verstand Oesterreich Geschichte zu machen mit fröhlichen Herzen und leuchtenden Fenstern. Lassen wir den Parisern den Ruhm, daß sie an der Spitze der Zivilisation marschieren; die Wiener marschieren an der Spitze der *Humanität*.

Ausführlicher, als dieses Blättchen es kann, werden den 21. März die Leitartikel besprechen, noch lange besprechen, noch lange Stoff daran haben. Der Stoff ist unerschöpflich. Kaum möglich ist es, die Seiten, die er bietet, mit einem Blick zu überschauen. Wie gesagt, der Fall des Konkordates ist bereits Nebensache. Das war verurteilt in seiner Geburt. Kein Denkender erkannte auf Lebensfähigkeit; sein Leben war Oesterreichs Tod. Blut, Leichen, Schlachtfelder, rauchende Städte, Steuern, Schulden, Kreditverderb — ein wahres Elementarunglück war die Spur seines Daseins. Es kam und ging wie eine Hagelwolke am Erntetag. Seine Erscheinung mußte, solange noch Christ und nicht der Antichrist herrschte, ihrer innersten Natur nach vorübergehend sein.

Aber bleibend werden die Wirkungen sein, welche der Kampf um das Konkordat und die Erinnerung dieses Kampfes unter uns zurücklassen. Unser Herrenhaus ist populär geworden! Wachen wir? Träumen wir? Gott segne Eure Lordschaft! Hut ab vor Seiner Lordschaft! Haben wir's wirklich gehört in unserem guten österreichischen Deutsch? Wunder geschehen. Wir haben auf dem Kontinente eine volkstümliche Pairskammer! Diese unselige Erste Kammer, diese Institution, welche den

ganzen deutſchen Konſtitutionalismus verdirbt, nicht weil ſie hemmend, ſondern weil ſie zwecklos, ſinnlos, überflüſſig iſt, eine Säule, die nichts trägt, ein Ornament, das nichts bedeutet, ein Faktor, der gleich Null iſt und womit die Gottesgnadenhöfe gleich Millionen rechnen, dieſe Erſte Kammer, welche jedem Nicht-Engländer ſeine Verfaſſung verleidet, weil ſie ein Schein, ein Gaukelſpiel, eine abſolutiſtiſche Marionette iſt: ſie hat in Oeſterreich eine groſſe ſtaatsmänniſche Aufgabe mit groſſer Freiſinnigkeit gelöſt! Unſer Herrenhaus iſt uns kein Fluch und keine Komödie, es ſieht aus wie ein Segen und wie eine Wahrheit! Damit hat der öſterreichiſche Konſtitutionalismus einen Vorſprung vor allen Verfaſſungsſtaaten des Kontinents und jenen majeſtätiſchen Zug von praktiſcher Gröſſe gewonnen, der nur dem engliſchen eigen iſt. Wenn man angefangen hat, unſere Verfaſſung mit der engliſchen zu vergleichen und wir mit ſchamrotem Lächeln uns anſahen, ob es Scherz oder Ernſt ſei, ſo dürfen wir künftig die Kühnheit haben, an den Ernſt zu glauben.

Was ſoll ich von der Rehabilitierung zweier Männer wie Schmerling und Lichtenfels ſagen? Zwar ſcheint das einzelne nur leicht zu wiegen im Gewinne eines groſſen Prinzipienkampfes; hier aber wiegt es doch nicht leicht. Es iſt ein bitteres Weh, wenn ein junger Verfaſſungsſtaat, welcher die Cadres ſeiner öffentlichen Charaktere noch aus dem Roheſten zu formieren hat, damit anfangen ſoll, die Kundigſten und die Erfahrenſten als „eingefleiſchte Bureaukraten" kurzweg aus dem Etat zu ſtellen. Wem würde wohl bei ſolchen Verluſten? Wer möchte die Stunde nicht ſegnen, wo ſie in den Reihen der Brauchbaren und Wirkſamen ſich wieder hervortun? Nichts iſt einem konſtitutionell neuen Volke wichtiger, als in der Politik den *ganzen* Mann zu ſtudieren, den bequemen, aber ſpieſsbürgerlichen Kanon: Feind oder Freund, Gutgeſinnt oder Schlechtgeſinnt, ſich gründlich abzugewöhnen, dagegen zu lernen, auf das feine, oft widerſpruchsvolle Spiel der Individualität, ich möchte ſagen, künſtleriſch einzugehen und einem ſtaatsmänniſchen Charakter jede Möglichkeit ſeines öffentlichen Nutzens haushälteriſch abzugewinnen. Dazu hilft ein leichtſinniger Verruf nicht das mindeſte; aber ein männliches Entgegenkommen, ein patriotiſches

Zuſammenleben, wenn nicht mit Neigung, doch mit kluger Achtung, kann noch große Gewinne hereinbringen.

Aber den köſtlichſten Ertrag dieſes denkwürdigen Tages ſehen wir wohl alle — in ſeiner politiſchen Temperatur. Dieſe Wärme kann nie wieder kalt werden. Die Tatſache, daß die Wiener ein Parlamentshaus umlagerten und ihre unermeßliche Hauptſtadt beleuchteten einer Debatte willen, wobei es ſich weder um Brot, noch um Steuern, noch um Krieg, noch um Todesurteile, ſondern einzig um ein geiſtiges Mündigkeitsrecht handelte; dieſe vom Himmel gefallene Tatſache kann nicht wie ein abgeriſſener Faden ohne Folge und Zuſammenhang wieder verflattern. Ja, man könnte der Vorſehung die Abſicht zuſchreiben, ſie habe die Konkordatsfrage nur als ein Mittel zu dem Zwecke benützt, an dem Zunder dieſer populären Frage die Herzen der Oeſterreicher für ihren Verfaſſungsſtaat zu entzünden. Es iſt gelungen! Die öſterreichiſche Hauptſtadt hat politiſch empfinden gelernt. Das öſterreichiſche Parlament aber tritt in eine Phaſe ein — wie ein vom Stapel laufendes Schiff, welches ſich mit dem Meere berührt. Der Zimmermann kann ein Schiff zimmern, aber heben und tragen kann es nur das Meer. Die öſterreichiſche Verfaſſung iſt flott. Das und noch weit mehr als der Fall des Konkordates iſt die hiſtoriſche Errungenſchaft des 21. März. Man wird von dieſem Tage an „die neue Aera" nicht mehr wie einen verpönten Gemeinplatz ausſprechen, ſondern mit dem Gefühle der Wahrheit. Nicht eine oktroyierte und papierne neue Aera, ſondern eine vom Volksherzen empfundene und lebendig erzeugte iſt angebrochen. Jetzt iſt ſie wirklich erſt angebrochen. Sie iſt da, die Seele und die Bürgſchaft jeder Verfaſſung, die einzige, die möglich iſt, *der Anteil des Volkes*. Die Tauſende, welche wehr- und waffenlos vor den Pforten ihres Parlamentshauſes lagern, beſchützen ihre Verfaſſung treuer als gähnende Nationalgarden in langweiligen Wachſtuben.

Heil unſeren Märztagen! Am 13. März 1848 war das Wiegenfeſt der öſterreichiſchen Freiheit, und zwanzig Jahre ſpäter, am 21. März 1868, bekleidete ſie ſich in leuchtender Schöne mit dem Kleide der Mannheit, mit der Toga virilis!

Wallfahrt, Lotto und Wiener Bank

Ertragedanken auf einer einſamen Mariazeller Straße

(28. Juli 1869)

Der fromme Konſum von Mariazell ließe ſich leicht ins Statiſtiſch-Weltliche überſetzen. Die Anzahl der Wallfahrer, ihre verſäumten Arbeitstage, d. h. das Geld, das ſie nicht produzieren, ihre Reiſediäten, d. h. das Geld, das ſie konſumieren, endlich die Speſen für den Kultus: Vorbeter, großer Einzug, mittlerer Einzug, kleiner Einzug, Meſſeleſen, Opferſtock, Votivgeſchenke, Amulettkram; das alles ließe ſich teils nach Wahrſcheinlichkeitsrechnungen, teils aber direkt nach den Sakriſteibüchern in ſehr genauen und ſichern Zahlenangaben evident machen. Es müßte eine ſtattliche Summe ſein! Haben wir aber nun dieſe Summe gefunden, warum ſollten wir juſt bei Mariazell ſtehen bleiben? Der vornehmſte Wallfahrtsort iſt noch lange nicht der einzige. Vom heiligen Berg Luſchari in Kärnten-Friaul bis zur heiligen Muttergottes in Czenſtochau ſehen wir acht Monate des Jahres alle Völker Oeſterreichs nach allen Weltgegenden beſtändig unter Fahnen und Kreuzen auf der Straße. So bildet im Ausgabenetat des Kultus, welchen jeder Staat auf eine offizielle Art in ſein Budget einſtellt, der nichtoffizielle Wallfahrtskult, dieſer paraſitiſche, aber ſehr volkstümliche wilde Ableger, eine Alinea, welche, wenn ſie finanzpolitiſch legitimiert wäre, in jedem Großſtaatsbudget für ſich allein ſchon Figur machen könnte. — Mit einer notwendigen Gedankenfolge frägt man bei dieſer freiwilligen Steuerleiſtung nach der Gegenleiſtung, bei dieſem Einſatz nach dem Gewinn. Aber die Antwort auf eine ſolche Frage läßt eine Lücke offen und dieſe Lücke wird durch nichts anders ausgefüllt als durch die Imagination.

Man ſage nicht, das ganze Religions- und Kultusweſen liegt in der Imagination. Es liegt in der Idee. Ein Fehler erſten Ranges wäre es, dieſe Begriffe zu verwechſeln. Die Idee verhält ſich zur Imagination, wie ſich eine Erfindung zu einem Lottoſpiele verhält. Watts Gedanke der Dampfmaſchine, Franklins Gedanke des Blitzableiters konnte durch irgendeinen Faktor, welcher verſagte, unrealiſiert bleiben, wie es die Flugmaſchine noch heute iſt und wie die Religionsidee, vermöge des verſagenden Faktors der menſchlichen Schwäche, unter beſtändigen Fehlern realiſiert wird. Desungeachtet war Watts und Franklins Gedanke kein Haſardſpiel der Imagination, ſondern ein Arbeiten in der Idee und iſt auch die Religionsübung kein Verfolgen einer Schimäre, ſondern ein Ausleben nach Geſetzen.

Die Gottesidee nämlich iſt allen Zeiten und allen Völkern innewohnend; ſie hält alle Fortſchritte der Bildung und Aufklärung aus. Der Wallfahrtskult hält ſie nicht aus; die Gebildeten keiner Zeit und keines Volkes beteiligen ſich an ihm. Dem Gläubigen, der ſeine Religionspflichten erfüllt, iſt die Seligkeit mit Gewißheit verheißen; der Gläubige dagegen, der eine Wallfahrt macht, ſpielt zwiſchen ſich und den Himmelsmächten gleichſam ein Privatſpiel: ſein Glaube und ſeine Kirche dulden es nur, geoffenbarte Verheißungen aber ſetzen ſie nicht darauf. Dort iſt — wenn ich den profanen Ausdruck nicht ſcheuen ſoll — der Gewinn garantiert; hier iſt er nicht garantiert.

Sehr verrechnete ſich aber der Leſer, der meine Pointe zu erraten glaubte und dächte: die Piſtole iſt geladen, ich werde nun losdrücken. Man ſoll die Wallfahrtsorte aufheben, wie man das Lottoſpiel aufzuheben gedenkt. Nicht ganz ſo! Meine Pointe könnte ihre Spitze leicht auf der entgegengeſetzten Seite haben. Man ſoll das Lotto gewähren laſſen, wie man die Wallfahrten gewähren läßt.

Von der Beglückung des Volks wider ſeinen Willen, von der Bevormundung des Volks durch den aufgeklärten Liberalismus halte ich juſt ſo viel, als wenn dieſelbe Anmaßung der finſtere Deſpotismus beginge. Wer ſagt euch denn, daß das Volk Zeit und Geld gewinnen will, wo es vielleicht juſt Zeit und Geld zu

verlieren für einen Gewinn hält? Wer gibt euch denn ein Recht, dem Volke die Freuden der Imagination, auch wenn sie eine kleine Verschwendung wären, polizeilich hinweg zu maßregeln? Ist denn ein Sperrsitz um vierzig Gulden Volkswirtschaft? Wenn man sich für sieben Millionen ein Opernhaus baut, um darin zu gähnen, dürfte man scheel sehen auf Maria-Taferl oder Maria-Grün, wo wenigstens nicht gegähnt wird? Der Herr Professor ist ein gebildeter Mann und weidet seine Imagination am „göttlichen" Shakespeare und an der „göttlichen" Eroica; aber seine ungebildete Waschfrau dürfte nicht auf einen grünen Berg, in einen alten Eichenhain gehen, wo die Imagination des Volks das Göttliche, wie sie es fassen kann, in einem Gnadenbilde findet? Der Baron Moses spielt auf der Börse und würfelt jede Woche um Millionen, aber die Obstlerin dürfte nicht im Lotto spielen und den Einsatz einer Ambe riskieren? Jenes wäre „Geldmarkt", dieses „unsittliches Spiel" und „volkswirtschaftlicher Ruin"? Mißt man so das beliebte „gleiche Recht für alle"?

Der Luxus der Imagination will in allen Ständen befriedigt sein, nicht bloß in den gebildeten. Die Hoffnung des Glücks, die Poesie der Hoffnung, gehört zu den unentbehrlichsten Narkosen der Menschheit. Wer nicht die Rothschilds Flor des hohen Börsenspiels rauchen kann, der raucht die Kreuzerzigarre des kleinen Lottospiels. Nicht leicht entwöhnt sich das Volk des Schillerschen:

Etwas hoffen und etwas sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen.

Seit man in Bayern das Lotto aufgehoben hat, wissen die österreichischen Grenzstädte zu sagen, wie eifrig ihre Nachbarn die Kollekturen des diesseitigen Lottos suchen. Als ich einst auf einer Pußta der Debrecziner Heide domizilierte, erhielt ich zu meinem Erstaunen einen Frankfurter Brief und in diesem — ein Angebot von Frankfurter Losen! Wie müssen diese Lose in Oesterreich, wo sie damals noch verboten waren, gesucht und begehrt gewesen sein, wenn sich eine Regie verlohnte, welche in den entlegensten Wüsten jede einzelne Adresse aufzuspüren wußte! Ich dächte, solche Tatsachen sprächen deutlich, wenn an-

ders die modernen Volksbeglücker für dieſe Sprache gnädigere Ohren hätten, als die alten Volkstyrannen.

Nun will ich die öſterreichiſche Zahlenlotterie entfernt nicht in Schutz nehmen, denn ſie iſt wirklich eine veraltete, primitive, ja ſpoliative Form des Lottos, welche ihren Verruf verdient. Aber iſt dieſes Lotto das Lotto? Nie werde ich vergeſſen, wie einſt ein Kind ſeine Mutter belehrte. Schämſt du dich nicht, mit dieſer garſtigen Puppe zu ſpielen? rief die Mutter, um ſich vor mir zu genügen. Mama, ſo kaufe mir eine hübſchere! antwortete das Kind treuherzig. Mit Recht erkannte es, daß nicht das Spiel, ſondern die Garſtigkeit des Spielzeugs die Scham verdiente. Ich wollte, dieſes kleine Mädchen hätte im öſterreichiſchen Reichsrat geſeſſen, als dieſer und Doktor Breſtel über das Lotto ſich explizierten. Daß das Lotto garſtig ſei, davon waren ſie alle überzeugt, und wer es nicht ſeufzend bewilligte, der wollte es ſeufzend abgeſchafft wiſſen. Alſo kein drittes? dachte ich bei mir. Wenn ihr es braucht, und wenn es unſauber iſt, was müßte da näher liegen als der Gedanke, es ſauberer zu machen — es zu reformieren? Nein, er lag nicht nahe! Stark war ich damals verſucht, ihn ſelbſt auszuſprechen, aber ich wäre im Publikum ſchwerlich gehört worden. Auf unſerm bureaukratiſch gewöhnten Kontinent hat ja nicht der Menſch den Verſtand, ſondern das Fach. Der Fachmann iſt das privilegierte Orakel der Weisheit!

Aber es gibt Gedanken, welche in der Luft liegen. Spricht ſie der eine nicht aus, ſo tut es der andere. Der Gedanke, das öſterreichiſche Zahlenlotto zeitgemäß zu reformieren und dieſe Reform allmählich die Stelle der jetzigen Form einnehmen zu laſſen, tritt ſoeben als ein fertiges, zur Vorlage ans Finanzminiſterium reifes Projekt der Wiener Bank an die Oeffentlichkeit. Der Plan, wie ihn die Blätter einſtweilen noch ohne Gloſſe, Kritik und Debatte mitteilen, iſt in ſeinen Grundzügen folgender: Die Wiener Bank emittiert ein Lotterieanlehen von 250 Millionen in Appoints von 100 fl., mit weiterer Teilbarkeit in 2, 4, 10 bis 100 Teile und mit einer Amortiſationsfriſt von 46½ Jahren. Dem Staate gegenüber verpflichtet ſie ſich zur Zahlung einer Jahresrente von 5 770 958 fl. — dem jetzi-

gen Ertrag des Zahlenlottogefälls — und nach Ablauf der Amortisationsfrist kapitalisiert sie ihm diese Rente mit einer Aversionalsumme von 115 Millionen Gulden. Die Gegenleistung des Staates wäre das Versprechen, innerhalb 46 Jahren selbst kein Lotterieanlehen zu emittieren, von Wohltätigkeitslotterien nicht mehr als eine im Jahre zu veranstalten, endlich die Ziehungen des jetzigen Kleinzahlenlottos allmählich zu vermindern und schließlich ganz einzustellen. Dem Spieler gegenüber geht der Plan von dem schönen Grundgedanken aus, ihn überhaupt nicht verlieren zu lassen! Er muß unter allen Umständen seinen Einsatz wieder zurückgewinnen und dieser Einsatz wird ihm mit drei Prozent verzinst! Also eine ähnliche Modalität wie bei den großen Staatslotterien. Aber diesen Modus auf die kleinsten Verhältnisse anzuwenden und an die Stelle des jetzigen Kleinlottos zu setzen, wo der Einsatz unwiederbringlich verloren geht, das eben wäre das Neue, das Sittlichere an diesem Projekte.

Nicht praktisch dagegen kommt mir die e i n monatliche Ziehungsfrist vor. Eine Ziehung im Monat, das ist zu wenig für den lebhaften, ungeduldigen Spielsinn des untersten Volkes. Dazu gehörte schon die durch Intelligenz temperierte Gemütsverfassung der mittleren Stände. Vielleicht ist die jetzige Zahlenlotterie, trotz ihres anerkannt schlechten und verwerflichen Spielplanes, just darum so populär, so leidenschaftlich beliebt, weil sie das unentbehrliche Phantasiefutter alle Woche verabreicht. Ein Durchschnittsmittel von vierzehntägigen Fristen schiene mir also das Bessere. Doch, hier finge schon die Kritik an und ich bin ja kein „Fachmann". Mögen also die Fachmänner kritisieren. Jedenfalls scheint mir das neue Projekt, vor tausend Ausgeburten unserer gründungssüchtigen Aera, im höchsten Grade beachtenswert, denn es berührt mehr als irgendein anderes das Volk auf seiner breitesten Unterlage und in seinem volkstümlichsten Triebe. Wer dabei interessiert ist, möge zusehen, daß er etwas Ganzes, etwas dem Volksgeiste Abgelauschtes und aus seiner Seele Gesprochenes hinstelle!

Oeſterreichiſche Sinne

(14. April 1872)

Es gibt gewiſſe unbeſtrittene Sätze, welche man beſtreiten muß. Ein ſolcher Satz iſt z. B. das große Dogma aller rechtgläubigen ſüddeutſchen Kantönli-Demokraten, welche, indem ſie aus der Not eine Tugend machen, zwar mit ſeufzendem Herzen zugeben, die Preußen hätten das Wiſſen, die Intelligenz, die Ordnung, die Disziplin, das Reglement, alles, was ſich lernen, üben, drillen läßt, kurz die Schule voraus; die Süddeutſchen dagegen bevorzuge Mutter Natur, ſie ſeien wärmer, lebendiger, farbenreicher, bildkräftiger, mit einem Worte, ihre Stärke ſei, wenn nicht das Vermögen der Reflexion, doch das Vermögen der Sinne: der Witz, die Schärfe, die Behendigkeit und Lebendigkeit der ſinnlichen Anſchauung und Auffaſſung. Vielleicht gilt das von den ſüddeutſchen Alemannen. Von der weitaus größeren und zahlreicheren ſüddeutſchen Völkergruppe, von den Bajuwaren, d. h. von dem bayriſch-öſterreichiſchen Volksſtamme, beſtreite ich dieſen unbeſtrittenen Satz; ſpeziell von den Oeſterreichern beſtreite ich ihn mit lauter Stimme und bis zu meinem letzten Atemzuge.

In einem beſuchten Wiener Gaſthauſe ſaß ich eines Mittags an meinem Tiſch und mußte unwillkürlich das Geſpräch am Nachbartiſche mit anhören. Hören Sie, ſagte ein Bürger in der Mitte ſeiner Freunde, wenn von Mäuſen die Rede iſt, damit können Sie mich jagen bis ans Ende der Welt. Ich kenne nichts Schrecklicheres als dieſe gottverhaßten ekelhaften Miſtvieher. Eine Maus iſt für mich das Abſcheulichſte, was es gibt. Spinnen, Kröten, Würmer, Aſſeln, Wanzen, — was ſoll ich Ihnen ſagen? Die ganze Menagerie der Grauslichkeit zuſammengenommen, macht mir noch nicht einen ſolchen Eindruck des Ekels wie eine Maus. — Da bin ich ganz ſo wie mein Mann, ließ ſich mit dem ſüßen Diskant einer ſchnarrenden Brauſe die Repräſentantin der ſchöneren Menſchheit an ſeiner

Seite vernehmen. Wenn ich eine Maus in der Küche ſpüre, ſo ruhe und raſte ich nicht . . . — Aber in der Küche, das iſt ja noch gar nichts! Schlafen muß man mit einer Maus, wie es mir einmal paſſiert iſt, daß mir eine ſolche Beſtie von oben bis unten über den nackten Leib herablief, als ich juſt im erſten ſüßeſten Einduſeln war. Im Schauder fuhr ich mit der Hand danach, aber wie ich ſie in der Hand ſpürte, ſchauderte ich erſt recht und warf ſie von mir, daß ſie quitſchte . . . prr! ich habe die halbe Nacht nicht geſchlafen, ſo ekelte mich das Luder. Am Morgen traute ich mir kaum die Augen aufzuſchlagen, ob ich das Aas wieder anſichtig würde; denn ich dachte, ich habe ſie zerdrückt und die krepierte Beſtie müßte irgendwo liegen, wohin ich ſie im Wurf geſchleudert. Aber was geſchieht? Wie ich den Stiefel anziehe — quitſch! ſitzt meine Maus ganz gemütlich im Stiefel und ich zerquetſchte das Scheuſal mit meiner Fußſohle, daß ich glaubte, der Teufel holt mich vor Ekel.

Da will ich Ihnen noch eine ärgere Geſchichte erzählen, Herr von Bachmayer — —

Ich rief den Kellner und ließ mir Speiſen und Wein in ein anderes Gaſtzimmer übertragen, denn wenn Einen, ſo verjagen mich ſelbſt die Mäuſe ans Ende der Welt. Mir brach der Angſtſchweiß aus und meine Magennerven vibrierten ſeekrank, als der entſetzliche Tiſchnachbar dieſes Thema aufs Tapet brachte. Nie hat mich mein Studium der Menſchenkenntnis ein größeres Opfer gekoſtet, als daß ich vor dem aufſteigenden Gewitter dieſer Unterhaltung noch ſitzen geblieben und gedacht: hier iſt ein Phänomen zu ſtudieren! Nun willſt du doch einmal abwarten, wie lange Leute, die ſich vor Mäuſen ekeln, an ihrem Mittagstiſch ſich von Mäuſen unterhalten. Aber mein Menſch hielt die Intentionen des Naturforſchers und Philoſophen nicht aus; ich mußte die Flucht ergreifen. Und im Nebenzimmer, wo ich nicht mehr das Geſpräch, aber doch noch die Stimmen hörte, hörte ich ganz gut, daß die Unterhaltung bei ihrem Thema verweilte und daß die Leute ihr ganzes Mittageſſen hindurch ſich Mäuſegeſchichten erzählten, um einander zu beweiſen, wie ſehr ſie vor Mäuſen ſich ekeln!

Und doch machten ſie einander nichts weis, ſondern es war

ihnen offenbar Ernſt mit ihrem Ekel vor Mäuſen. Aber die Maus mußte gegenwärtig ſein! Die bloß geſprochene Maus wurde ihnen ſchon nicht mehr lebendig, gegenwärtig und wirklich in der Phantaſie; ihre Einbildungskraft verſinnlichte ſich dieſelbe nicht; — alſo war dieſe Kraft eben keine Kraft, ſondern eine Schwäche, alſo waren dieſe Sinne eben ſtumpf, tot, bildlos, faul, indolent und nichts weniger als „lebhafte Sinne", ſondern parallel mit der niederen Intelligenz, eine faſt unglaubliche Dummheit der Sinne! Und freilich braucht man es geſcheiteren Leuten, als ſüddeutſche Tendenzdemokraten ſind, nicht erſt zu ſagen, daß es keine ſtarke Intelligenz geben kann bei einem ſchwachen Sinnenvermögen und keine ſtarke, blühende und lebendige Sinnenkraft, welcher bloß die Kleinigkeit fehlte, die norddeutſche Intelligenz! Keinem ehrlichen Manne, der ſich nicht abſichtlich verdummt, braucht man es zu ſagen, daß Geiſtesſtärke Sinnenſtärke und Geiſtesſchwäche Sinnenſchwäche iſt, kurz, daß in der Natur ein Einiges und Identiſches iſt, was die Sprache in Worten und das Denken in Begriffen als geſondert ausdrücken und hinſtellen muß.

Das äußerſte von verflachten, liederlichen und ſtumpfſinnigen Sinnen erlebte ich aber in dieſem Genre mit zwei vaterländiſchen Dichtern. Der Kaſus war folgender: Hieronymus Lorm hatte weiland im Literaturblatt der „Preſſe" einige Novitäten beſprochen und zum Schluſſe ſeiner Kritik geſagt, es wäre jetzt noch ein Haufe neueſter Lyrik abzuurteilen oder vielmehr abzuſchlachten, aber er könne das ganze Geſchäft in einer kurzen Kollektivkritik erledigen, da an all dieſen Reimbüchlein nur die verſchiedenen Einbände eine Art trügeriſcher Individualität vorſpiegelten, im übrigen das form- und geſtaltloſe Nebelchaos bloß den Gattungsbegriff des Blödſinns darſtelle, den gleichartigen und ewig ſich ſelbſt gleichen Urſtoff der Reimdiarrhöe. Auch ſei er überhaupt des trockenen Tons nun ſatt und fühle ſich begeiſtert, Dichter wie er ſelbſt ſei, mit dieſen Dichtern um die Wette zu dichten, und ſo bringe er das, was er von Geiſt und künſtleriſcher Beſonnenheit bei ihnen gefunden, wie in einem Spiegel zur Anſchauung unter dem Schema der nachſtehenden „Ballade".

Der Ritter ſprach zum Knappen:
Auf, ſatt'le mir den Rappen!
Drauf ritt er ins Getümmel
Der Schlacht auf ſeinem Schimmel.
Hei, wie er flog zum Tanze
Mit Schwert und Schild und Lanze!
Er war der Feinde Schrecken
Auf ſeinem wilden Schecken.
Da ſchwirrten die Geſchoſſe —
Der Ritter ſank vom Roſſe;
Er ſank zu aller Staunen
Herab von ſeinem Braunen; —
Beſah die Todeswunde
Und rief: o Kunigunde,
Ich ſterbe deinethalben —
Lag tot bei ſeinem Falben!

Kaum war ich aus dem Kaffeehauſe getreten, wo ich dieſe Zeitungsnummer geleſen, ſo begegnete mir der vaterländiſche Dichter F . . . über den Weg. Leſen Sie die heutige Preſſe, ſagte er. Da ſteht eine Ballade von Lorm, eine Fadaiſe, die mir rein unbegreiflich iſt. Ein Ritter reitet in die Schlacht und wird erſchoſſen. Das iſt alles. Kein Bild, kein Gedanke, keine Pointe; ein Pfeil, der einen Ritter vom Pferde ſchießt, das iſt die ganze Poeſie.

Und es iſt eine reizende Poeſie. Das leichte, neckiſche Ding könnte in jeder Chreſtomathie als ein kleines Meiſterſtück von parodiſtiſcher Satire ſtehen.

Wieſo? Wie meinen Sie das?

Mein Gott, haben Sie denn nicht gemerkt, daß das Pferd in vier Strophen fünfmal die Farbe wechſelt? Daß das Ganze ein ſatiriſches Scherzepigramm auf gedankenloſe Reimſchmiede iſt?

Der Vaterländiſche ſchaut mich an, ſtutzt, wird verlegen und murmelt verdrießlich: Ich bitte Sie, wer kann denn heutzutag jedes Zeitungsblatt förmlich ſtudieren! Aber gut, daß Sie mich aufmerkſam machen; ich will das Ding noch einmal leſen.

An demſelben Abend beſuchte ich — — damals beſuchte ich

noch! Melancholiſche Erfahrungen haben ſeitdem gemacht, daß ich nur noch jene gewählte Geſellſchaft liebe, welche man die Einſamkeit nennt. Aber der Zufall wollte es, daß ich an dem Abend desſelben Tages den vaterländiſchen Dichter W . . . beſuchte.

Er fing ſogleich an: Was ſagten Sie heute zu der Ballade von Lorm? Ich finde doch gar nichts daran. Das Ding iſt entſetzlich leer und gehaltlos.

Natürlich; weil es die Manier der Leeren und Gehaltloſen parodiert. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß das Pferd in vier Strophen fünfmal die Farbe wechſelt?

Er ſchaut mich verwundert an . . . Du, Frau, da höre einmal, was der Doktor ſagt. Das wäre freilich was Anders! Geh und ſuche ſogleich das Blatt, wenn es noch da iſt. Wir müſſen es jetzt noch einmal leſen.

Gar nicht nötig. Ich rezitiere es Ihnen aus dem Gedächtniſſe. Nachdem ich es zum erſtenmal geleſen, las ich es zum zweiten Male zu meinem Vergnügen und damit weiß ich's auch auswendig.

Der Ritter ſprach zum Knappen:
Auf, ſatt'le mir den Rappen!
Drauf eilt er ins Getümmel
Der Schlacht auf ſeinem Schimmel . . .

So ſagte ich das Gedicht her und markierte durch die Betonung jede wechſelnde Pferdefarbe. — Ah, jetzt verſtehen wir! Aber ſehen Sie, dann liegt der Fehler des Gedichtes darin, daß dieſe Schlagwörter nicht durchſchoſſen ſind.

Das auch noch! Mit der Naſe ſoll man ſie drauf ſtoßen! Das wäre noch ein Witz, der ſich auf den Zehen reckte, das Maul aufriſſe und durchſchoſſen ſchrie: ich bin ein Witz! Wie fein iſt ohnedies der Kunſtgriff, den der Dichter gebrauchte, daß das Pferd gleich in der erſten Strophe die Farbe *zweimal* wechſelt!

Wohlan, das ſind öſterreichiſche Sinne! So leſen öſterreichiſche Dichter Gedichte! Wenigſtens würden ſich F . . . und W . . . ſehr verwundern, wenn man ſie nicht für Dichter paſſieren ließe, denn in Stadt und Land paſſieren ſie dafür.

Ich weiß wohl, dieſes Faktum iſt viel zu gut für ein Feuilleton; es iſt ein Monument für einen Hiſtoriker und Ethnographen. Es iſt die wichtigſte Geſchichtsquelle Oeſterreichs. Glücklich der Quellenforſcher, dem dieſes Zeitungsblatt einſt in die Hände fällt; er hat einen Schatz entdeckt. Was er von den innerſten Geheimniſſen unſrer militäriſchen Niederlagen, politiſchen Machtſpaltungen, unſrer ganzen welthiſtoriſchen Kurpfuſcherei kennen lernen will, das lehrt ihn dieſes Ereignis, ſo geſchehen zu Wien im Lande Oeſterreich, wo man zwar nicht die kalte preußiſche Intelligenz, dafür aber gar friſche fröhliche Sinne hat — wie Figura zeigt!

Die Verkannte

(13. Juni 1873)

Da liegt ſie, die ſchöne, weiße Leiche der erſchlagenen Diva. Da liegt ſie, das Götterkind, die Börſe, noch im Sterben ſchön, mit einem Agio verhauchend, mit dem letzten Atemzug noch über pari — Kredit fl. 160 E. = 280! Wie rührend! Aber wer gönnt dir dieſen Nachruhm, himmliſche Diva? Vergeſſen deine Güte, dein Lächeln, deine Wohltaten, deine viele, viele Menſchenliebe! Wie viel haſt du ihnen geopfert, himmliſche Diva, ſogar dein Epitheton „casta"! Und wie roh beſchimpfen ſie dich! Undankbares Geſchlecht! Aus allen Tonarten ſchimpft's. Schwindelperiode — Fäulnis — Demoraliſation — Korruption — Babel und Ninive — Sodom und Gomorrha — ſogar die Geographie muß ſchimpfen!

Wahrlich, das iſt nicht länger zu dulden. Wenn alles dich verläßt, der Dichter bleibt dir treu. Biſt du doch Blut von unſerem Blute — dein Name heißt Phantaſie.

Wie beſingt dich unſer großer Vorſänger Goethe?

„Welcher Unſterblichen ſoll der höchſte Preis ſein? Mit niemand ſtreit' ich, aber ich geb' ihn der ewig beweglichen, immer

neuen, ſeltſamen Tochter Jovis, ſeinem Schoßkinde, der Phantaſie."

„Denn ihr hat er alle Launen, die er ſonſt nur allein ſich vorbehält, zugeſtanden, und hat ſeine Freude an der Törin."

Das iſt zum Sprechen ähnlich. Man meint, der Name Börſe müßte jetzt und jetzt aus den Zeilen des Liedes herausſpringen, ſo treu iſt ſie gezeichnet. Welcher Unſterblichen ſoll der höchſte Preis ſein — nämlich die Hauſſe. Und die ewig bewegliche — die immer neue — die ſeltſame — die Törin, an der man ſeine Freude hat — die ſich die Launen des Zeus, nämlich des wetterwendiſchen Himmels erlauben darf — Börſe oder Phantaſie, Phantaſie oder Börſe, es iſt von der nämlichen Perſon die Rede. Oder mindeſtens von einer Aehnlichkeit wie Mutter und Tochter. Die Phantaſie, das Schoßkind Jovis, und die Börſe, das Schoßkind der Phantaſie!

„Sie mag roſenbekränzt mit dem Lilienſtengel Blumentäler betreten, oder ſie mag mit fliegendem Haar und düſterem Blick im Winde ſauſen" . . .

Das heißt, ſie mag freundliche Stimmung oder Panik ſein. Der Dichter vergißt keinen Zug der gleichen Familienzüge. Er nennt's die Phantaſie, wir nennen's die Börſe; er nennt's: „Meine Göttin" und wir — jetzt verſchwindet auch der leiſeſte Unterſchied — wir nennen's erſt recht: „Unſere Göttin".

Aber ſo hat ſich kein Detektiv je gefreut, wenn ihm ein gut verfaßter Steckbrief und eine lebendige Perſon endlich die lang geſuchte Identität konſtatierten, als ſich der Dichter freut, daß er in ſeinem „nüchternen" 19. Jahrhundert die Phantaſie wiederfindet, die ihm das „praktiſche" und „materielle" Zeitalter mit ſo dreiſter Zuverſicht dethroniſiert.

Stand doch ſoeben noch das ganze 18. Jahrhundert unter einer Herrſchaft der Phantaſie, welche faſt ein Gipfel ihrer Machtäußerung war; wie ſollte ſie denn ſo plötzlich zergangen ſein? Wäre ſie in die Erde verſchwunden, ſie müßte an irgend einem Punkte der Erde wieder herauskommen. Wäre ſie geſtorben, die Unſterbliche — was poſitiv unmöglich iſt — ſie müßte

wenigſtens in Nachkommen leben und Familie hinterlaſſen haben. Ueberblickt doch die zahlreiche Phantaſie-Familie des phantaſtiſchen 18. Jahrhunderts: Zählt nur allein die Familienväter derſelben, angefangen von dem liebenswürdigen Jugendpropheten Münchhauſen die ganze Jakobsleiter des höheren Phantaſie-Schwindels hinauf, wovon die einzelnen Sproſſen Philadelphia, Schröpfer, Comus, Pſalmanager, Dr. Graham, Chevalier d'Eon, Graf St. Germain, und endlich Cagliostro heißen, Giuſeppe Balſamo, genannt Graf Aleſſandro di Cagliostro, Schüler des weiſen Althotas, Pflegeſohn des Scheriff von Mekka, auch Acharat und „unglücklicher Sohn der Natur", oder wahrſcheinlicher (!) Sohn des letzten Königs von Trapezunt, Gründer (!!) der ägyptiſchen Loge zur hohen Wiſſenſchaft und Großkophta derſelben, Protoplasma des klaſſiſchen Gründerſchwindels, Urzelle aller Phantaſie-Exiſtenzen, aller Erzſpekulanten und Superlativ-Charlatane! Ueberblickt die lebenſtrotzende Heraklidenbrut dieſer Phantaſie-Rieſen und Imaginationsgebietiger, überblickt die unabſehbaren Schwärme jener Adepten, Alchimiſten, Schatzgräber, Geiſterbeſchwörer, Therapeuten, Thaumaturgen, Kabbaliſten, Magnetiſeure, Myſtagogen, Swedenborgianer, Illuminaten und Roſenkreuzer, wovon das 18. Jahrhundert wimmelt. Wo wären ſie denn im neunzehnten? Beim Teufel, ſagt ihr. Zugeſtanden; aber was fängt der Teufel mit ihrer Subſtanz an, mit dem dichten, ſoliden Phantaſie-Stoff, woraus ſie gewebt, da ja kein Stoff zu vernichten, ſondern nur zu verwandeln? Ei, er macht im 19. Jahrhundert Gründer, Syndikate, Bankdirektoren, Verwaltungsräte, Aktionäre, Generalverſammlungen, Regierungs-Kommiſſäre, beteiligte Journaliſten, Börſenwölfe und Börſengimpel, überhaupt „ſonderbare Schwärmer" aus ihnen. Das läßt ſich hören! Aber ſo ſprecht mir dann doch nicht länger von eurem „nüchternen" 19. Jahrhundert — im Jahrhundert der Rumänier, der Türkenloſe und der Dachauerbanken! Muß man euch denn ausdrücklich verſichern, daß ihr große Romantiker ſeid? Muß man es euch ſchwarz auf weiß geben, daß ihr Phantaſie habt, ſogar eine recht ſtarke Phantaſie?

Wunderliche Menſchen! Sie glauben zu „realiſieren", und

ſie phantaſieren; ſie glauben Papiere zu haben, und ſie haben Phantaſie. Aber mit einer Art Selbſtquälerei nehmen ſie ſich das noch übel, ſchimpfen es Schwindel, Korruption, „materielles“ Treiben, da es doch reinſtes Phantaſietreiben iſt, Leben in Viſionen, aſketiſche Bußübung, Spiel im ſtoffloſeſten Stoffe, der nichts iſt als Phantaſie, nackte, blanke, in ihrer wahren Geſtalt enthüllte Phantaſie, ein diaphaner, ätheriſcher Körper, aus den Kurszettel-Ziffermoden herausgetreten, wie ein Schneeflöckchen aus der Schneewolke, ein weißes Nichts — ein weißes Papier, woran gar nichts zu „realiſieren“, dem keine Faſer von grober materieller Wirklichkeit anhaftet, das durch und durch Phantaſie!

Seltſame Tochter Jovis, was für ſeltſame Kinder haſt du geboren! Aber die Kinder folgen der Mutter; deinen Namen ſollen ſie wenigſtens führen. Sie ſollen Kinder der Phantaſie heißen. Man mache nicht länger mehr einen unberechtigten und willkürlichen Unterſchied zwiſchen einem „phantaſtiſchen“ 18. und einem „nüchternen“ 19. Jahrhundert, zwiſchen: Stein der Weiſen — aurum potabile — ſpagiriſche Speiſe — ägyptiſcher Wein — Rowlands Kalydor — Pentagon der Unſterblichkeit — und zwiſchen: Induſtrialbank — Interventionsbank — Börſen- und Rentenbank — Semmering-Hammerwerks-Geſellſchaft — Zelluloſe — Maſchinenziegel, denn ſie alle ſind Geſchwiſter der nämlichen Phantaſie-Familie und haben Hausrecht — in der laterna magica. Kirchers laterna magica und Belſazars Phosphorſchrift, — Adam Weishaupts Illuminaten und ihre Philantropie, Eleutheriomanie, weißen Gewänder, wallenden Bärte, myſtiſchen Säulen, Glockengeläute, Kriſtallſpiegel, Totenköpfe und Phosphorbeleuchtung — dieſer ganze Phantaſieſtaat war nicht phantaſtiſcher als die Wiener Börſe und dieſe iſt nicht phantaſieloſer als der Großkophta auf ſeinem Thron zwiſchen Enoch und Elias. Mit einer Gruppe von Totenköpfen und Phosphorbeleuchtung kann ſich eine Gruppe von Baubanken im bläulichen Dunſt der Zeitungsreklame wohl meſſen, und wenn der weiſe Althotas zu Meſſina Hanf in Seide verwandelte und der Aktionär der Forſtbank das nämliche Wunder umgekehrt tut, ſo iſt ſeine Wunderkraft bei Gott nicht geringer! Da gibt's

nichts zu ſchimpfen; das iſt doch etwas Höheres als „rein praktiſche“ Tendenzen. Ha, warum ſollen Kommiſſionsbank 80 fl. Einzahlung, Kurs 136 fl. der große Schwindel heißen und Kommiſſionsbank 80 fl. Einzahlung, Kurs 50 Kreuzer — der große Krach?! Die Erſcheinung iſt immer die nämliche; — jenes, Graf Caglioſtro, dieſes — Guiſeppe Balſamo. Wozu: großer Schwindel, und großer Krach? Wozu einen ſolchen Aufwand verſchiedener und extrem gewählter Worte.

Glaubt, der Dichter iſt gar ſehr intereſſiert, daß man ſich richtig ausdrückt; Namen tun j a was zur Sache. Worte ſind Begriffe, richtige Worte richtige Begriffe. Wie viel Falſches hält man für wahr, bloß weil man die betreffenden Schlagwörter gedankenlos nachſagt! Und nicht zuletzt leidet darunter die Poeſie!

Der große Kunſtmäcen, Baron Abraham, mein Sperrſitznachbar, gähnt bei der Wahnſinnsſzene des Königs Lear und belehrt mich orakelnd: S t a r k e L e i d e n ſ c h a f t e n ſind nichts mehr für „der“ modernen Bühne. Aber wie heißt? Baron Abraham? Die ſtarken Leidenſchaften bauen ſich ein Theater ums andere, nämlich unſere Börſenpaläſte, und raſen auf dieſen modernſten Bühnen ſchwülſtiger — als Lohenſtein und Hoffmannswaldau! Es ſcheint mir nicht, daß vom modernen Schauplatz die ſtarken Leidenſchaften verſchwunden ſind. Aber man bildet ſich's ein und hat damit tatſächlich die moderne Bühnenpoeſie in einen Schwächezuſtand verſetzt, daß ſie nur noch — von Hutſchachteln und Handſchuh-Kaſſetten geſpielt wird, was man Salonſtück nennt.

Baron Abraham ſchläft ein, wenn der Cherub das arme Kätchen von Heilbronn rettet, oder Bankos Geiſt und Hamlets Vater erſcheint, oder die Hexen in Fauſt und in Macbeth auftreten. Aber im Schlafe noch geiſtreich, ſchnarcht er die Lehrſätze: Paßt nicht mehr für der modernen Bühne! Haben ſich überlebt die Geiſter und Hexen!

Auch ein Schlagwort, das leichter geſagt und nachgeſagt, als bewieſen iſt. Aber beim Himmel, geiſtreich ſchnarchender Baron Abraham, warum ſollen ſich juſt die Hexen des Macbeth überlebt haben, da doch Fräulein Adele Spitzeder lebt?! „Er vertraute,

der Tor, auf Herengold, und weiß nicht, daß es der Hölle zollt." Und was haben Sie gegen den Cherub, gegen Bankos Geist und Hamlets Vater? Warum wollen Sie der Bühne die Geister nicht glauben, da Sie der Börse doch den Grafen Langrand und den Baron Stroußberg und den Herrn Placht geglaubt haben? Phantaſiewesen, vielleicht noch ſtoffloſer und unkörperlicher als Bankos Geiſt und Hamlets Vater, Phosphor und Kolophonium-Menſchen, Geſchöpfe der Blendlaterne, Phantome des Hohlſpiegels, Kinder der Traumwelt, Nebelgeſtalten, Luftkörper, Dunſterſcheinungen, Wahnbilder, Märchenſpuk, Fiebergeburten-Exiſtenzen, die keinen Augenblick exiſtieren konnten und mit Dampf und Schwefel abfuhren beim erſten Hahnſchrei des Bilanzmachens?! Ich proteſtiere, daß wir zu „gebildet" ſind für den Geſpenſterglauben. Placht, Stroußburg, Langrand und die Spitzeder ſind nicht etwa bloß von der „abergläubiſchen" Kreuzergalerie geglaubt worden, oder von den Stubenmädchen, welche dieſen Geſpenſtern das Bett machten und den Wäſchzettel ſchrieben. Sie ſelbſt haben an ſie geglaubt, ich wette, Herr Baron. Oder haben Sie nicht ihre harten himmliſchen Taler in die Geiſtermünze umgewechſelt, welche man Rumänier nannte? Ja, vielleicht hat Ihnen ſogar die Reklam-Sirene der „unabhängigen" Wiener Preſſe „mit Tropfen höchſt verfluchten Bilſenkrauts" das Gift ins Ohr geträufelt, das man die Semmering-Hammerwerksaktien des Herrn Placht nannte. Schauderhaft! höchſt ſchauderhaft! Aber mehr Glauben als Herr Placht verlangt der Geiſt Hamlets eben auch nicht.

Und zuletzt, Herr Baron, was ſage ich weiter? Ich ſoll doch an Sie ſelbſt glauben, nicht wahr? Aber wer ſagt mir, daß Sie ſelbſt etwas Wirkliches ſind, und nicht beim erſten ſcharfen Blick eines Regierungskommiſſärs in blauem Dunſt auseinanderrinnen? Ja, daß der Regierungskommiſſär nicht wieder in einen Vertuſchungskommiſſär ſich verflüchtigt beim erſten ſcharfen Blick einer ſoliden Diſziplinar-Unterſuchung?

Nicht an Geſpenſter glauben! Nur an Geſpenſter glauben, überall Phantome ſehen, aber den ſogenannten Wirklichkeiten mißtrauen, das lehrt uns die Romantik unſeres 19. Jahrhunderts. Es iſt nichts weniger als „nüchtern". Der Strom der

Phantaſie durchflutet alle Jahrhunderte und befruchtet oder — überſchwemmt alle. Man laſſe ſich nur von ſeinen veränderten Betten und Armen nicht irren!

Krähwinkel und Weltſtadt

(9. Juli 1873)

Je mehr ſich Wien tatſächlich zu einer Weltſtadt entwickelt, deſto natürlicher iſt es, daß die letzten kleinſtädtiſchen Ueberreſte ſeiner Sitte und Denkungsart juſt im umgekehrten Verhältniſſe ſtark und lebhaft empfunden werden. So kann man z. B. auf einer hölzernen Bank beſſer ſchlafen als auf einer feinen Matratze, worin ein Stück Holz ſteckt. Es wird keinem Vernünftigen einfallen, über Kleinſtädterei zu klagen — in Dachau und Freiſing! Dafür aber ſollte ſich's auch kein Vernünftiger einfallen laſſen, dieſe Klagen in Wien unterdrücken und überſchreien zu wollen. Juſt große Verhältniſſe ſind es, welche die Empfindung für das Kleinſtädtiſche und Spießbürgerliche ſchärfen. Ganz müßig und unfruchtbar iſt daher der Streit derjenigen, welche Wien abwechſelnd als „Weltſtadt" verhimmeln und als „Krähwinkel" verläſtern. Man müßte auf beiden Seiten das Beſtreben ſehen, ſich verſtehen zu wollen. Ja, ſchon der Umſtand, daß in Wien ſchroffer als irgendwo dieſe beiden Seiten ſich entgegenſtehen, müßte darauf aufmerkſam machen, daß es ſich hier unmöglich um die Frage handeln kann, *welcher* von den Streitenden recht hat, ſondern *warum* überhaupt geſtritten wird, und wieſo es kommt, *daß* nur geſtritten wird. Von allen Großſtädten Europas — Paris, London, Konſtantinopel, Berlin, Petersburg, Rom, Neapel, Madrid — hat kein Menſch noch beſtritten, daß die größten unter ihnen Weltſtädte ſind, oder behauptet, daß die kleinern derſelben gleich Krähwinkel wären. Warum kann über Wien geſtritten werden? Und noch dazu in ſo heftigen Widerſprüchen und zugeſpitzten Gegenſätzen wie „Krähwinkel" oder „Weltſtadt"? Warum? Dieſes

warum müßte man untersuchen, anstatt rechthaberisch hin und her zu streiten! Es müßte hier auf eine „Eigentümlichkeit" zu schließen sein, eine derjenigen, an welchen Oesterreich so reich ist; auf ein abnormes Verhältnis, einen Vorgang und einen Prozeß, wodurch die Entwicklungsgeschichte Wiens kontrastbildend und in Widersprüchen, kurz, in unregelmäßigen Konjugationen ihre Form zu suchen gewiesen war.

Wir brauchten Städte wie Paris, London usw. nur zu nennen, um zwischen uns und ihnen sofort das Unterscheidende einleuchten zu sehen. Jede Großstadt Europas ist das Haupt eines großen Volkstums; Wien ist nur ein Glied, eine Extremität, man möchte sagen: ein Finger oder eine Zehe seines, nämlich des deutschen, Volkstums. Alle Franzosen haben Paris, alle Engländer haben London, alle Russen Moskau und Petersburg, alle Italiener Rom und Neapel groß gemacht; durch weitere Gunst der Umstände, Eroberung, Industrie, Handel, Fremdenverkehr, kann dann zur Weltstadt werden, was auf eigener Wurzel Großstadt geworden. Umgekehrt ist Wien nur Großstadt, weil es Weltstadt ist; ja es hat die Großstadt fast übersprungen, und viel unbestrittener als sein großstädtischer Charakter, über welchen gestritten wird, pflegt sein weltstädtischer zugestanden zu werden. Um es kurz zu sagen, die Großstadt macht ihre nationale Größe, die Weltstadt ihre internationale. Großstadt ist hochentwickelte Potenz von Bildung und Sitte aus dem Zentrum eines großen Volkstums heraus; Weltstadt ist Ansammlung, Zuwachs, Aggregat von Reichtümern, Interessen und Einflüssen aus tausend Radien einer Peripherie nach einem Zentrum hinein. Das Zentrum kann dabei ein relativ armes Gebilde sein und verbleiben, eine geistig schwer zu durchdringende, zu beflügelnde, zu idealisierende Masse. Großstadt ist ein Prachtstück der organischen Welt wie eine Blüte und Frucht; Weltstadt ein Prachtstück der mineralischen Welt wie ein Kristall.

Wenn die übrigen Hauptstädte Europas Mittelpunkte und Zentralsonnen ihres Volkstums sind, aus dem Mark und Blut, aus dem nisus formativus einer Nation entstanden, die sie zum höchsten Ausdruck bringen, weil sie aus all ihren Kräften genährt wurden, so ist Wien — wie im Grunde auch Berlin —

nur eine Grenzstadt, ja eine Kolonistenstadt, keineswegs Kern und Zentrum Alldeutschlands. Beiden Städten hat die Vorsehung nur Halbscheiden ihres großen Mutterlandes als ihre natürlichen Attraktions-Sphären zugeteilt; unserm Wien sogar die kümmerlichere. Die Attraktions-Sphäre von Berlin ist ein Gebiet der Ritterguts-Wirtschaft; die Attraktions-Sphäre von Wien ein Bauern- und Kleinbürger-Gebiet: die Alpenländer und die bayerisch-schwäbische Donau.

Das hat dann Wien freilich voraus, daß seine Attraktions-Sphäre von der Basis weg sich viel großartiger ausdehnte als bei Berlin, welches aber wieder die bessere Basis voraus hat. Im Vorbeigehen fällt damit auch ein Streiflicht auf die Rangordnung zwischen Wien und Berlin, welcher Fragefall bekanntlich nicht weniger schief diskutiert wird, als in Wien selbst die Kontroverse über Weltstadt und Krähwinkel. Wenn überall in der Geschichte der Adel — den man heute nicht loben darf — eine Zeit hatte, wo er seine Mission als tonangebender Führer und Bildner seiner Nation erfüllte, so hat Berlin, sollte einmal die hauptstädtische Krone Deutschlands in zwei Teile zerbrochen werden, für seinen Teil jene ritterbürtige Hälfte empfangen, deren Sachwert nichts verliert, wenn man sie mit einem Unnamen „krautjunkerlich" nennen will. Durch Oesterreichs früh zerfallende Verhältnisse mit Deutschland ist der deutsch-nationale Adel, in Süddeutschland ohnedies bedeutungsloser, als großstädtischer Effizient für Wien verloren gegangen, aber der glänzendere Ersatz durch das Ausland war auch ein trügerischerer. Das spanisch-italienische Meteor durchschoß nur flüchtig den österreichischen Luftkreis; wobei es aber schließlich verblieb, jene klassischen Hochadel-Länder, welche die österreichische Attraktions-Sphäre als dauernde Trabanten erwarb, jene Sklavenbarone halbwilder Heloten, jene Bojaren, Magnaten, Woiwoden, ich hätte bald gesagt: jene Khane barbarischer Nomadenhorden, jene Häuptlinge unserer Ostländer, welche die Landkarte zu Europa, aber die Ethnographie zu Asien rechnet — dieser juwelenstrahlende Schweif konnte Wien zu dem prachtvollen Pfau machen, der es ist, aber — der Pfau fliegt nicht! Während Berlin aufflog, mit wirklicher Flugkraft zu einer Kultur- und Bil-

dungs-Metropole aufflog, versteht der Pfau seine Interessen und schlägt sein Rad am besten im Stillstehen! Die innere, großstädtische Durchbildung blieb hinter der äußern, weltstädtischen Entwicklung zurück.

Ein Volk wird durch seinen Adel verfeinert, nicht durch jeden Adel. Ein asiatischer Adel hatte in einer kleinen deutschen Landstadt, hatte „zu Wien in der Markgrafschaft Oesterreich" keine Mission. Eher das Gegenteil! Der ehrsame Wiener Bürger, der eingewanderte Kolonist aus den kleinen Reichsnestern, oder der Abkömmling solcher Kolonisten, durfte sich in all seiner eigenen Kleinstädter-Komik noch erhaben fühlen über die sonderbaren Kulturformen jener ostländischen Edelinge, und ihnen getrost die stärkere Kraft der Komik zuschreiben. Mit jenem derben, spottlustigen Mutterwitz, womit Sueven und Alemannen bei sich zu Hause fast jede ihrer Nachbargemeinden zum Stichblatt ihrer Laune zu machen pflegen, fielen ihre österreichischen Kinder und Enkel wie in Hornissenschwärmen auf das überreichliche Material, das ihnen die Barbaresken des Ostens zuführten, und zerstachen es in tausend mutwilligen Anekdoten, wovon die folgende noch ein schwaches Modell; denn die stärkern, wie jedermann weiß, sind nicht druckfähig. Ein kroatischer Edelmann philosophiert mit einer Wiener Dame und gibt dabei folgende Reflexion zum besten: „Ich bitt' Sie, meine Gnädige, was reden wir viel über die Widersprüch' in der Natur! Die ganze Welt ist voll Widersprüch', wohin wir schau'n, gibt's überall Widersprüch'. Zum Beispiel, warum wascht sich der Mensch zwar manchmal die Händ', aber niemals die Füß'?"

Solche Schnaken haben natürlich ihre ernsthaften Seiten und das kindische Spiel einen tiefen Sinn.

Im Schatten eines Zepters, das von Donaueschingen bis Smyrna reicht, entwickelt sich Wien unaufhaltsam zur Weltstadt, aber wir werden Weltstädter, ohne Weltmänner zu werden. Die spießbürgerliche Kleinstädterei, die von der obern Donau herabfließt, wird nicht weltmännisch umgebildet von dem prachtvollen Hochadel-Material der untern Donau; vielmehr drängt die abschreckende Fremdheit dieses Kontagiums den ehr-

samen Wiener Bürger, will er nicht ins Chaos fallen, nur um so entschiedener auf seine deutsche Heimatssitte zurück, wie schlecht und recht er sie in seinem Bündel dahergebracht aus den hundertjährigen Zuflüssen der Wiener Bevölkerung, aus Salzburg und Bayern, aus Franken und Schwaben, aus den Viehställen vom Pinzgau und Pongau, aus den Zunftherbergen in Landshut und Freising, in Dachau und Passau, in Straubing und Kehlheim, in Reutlingen, Tuttlingen, Bopfingen, Zopfingen — und leider auch Munderkingen.*)

Dieser Kleinstädter nun bleibt seinem Hausbrauch treu und vererbt ihn auf Kinder und Enkel — mitten in der Weltstadt. Er gibt den Ton an, nicht, wie es Norm wäre, die höhern Stände, die hier kein National-Adel, sondern ein Gemisch von fremdländischem Nationalitäten-Adel sind. Er hält's in Wien, wie er's vor Jahren und Jahrhunderten in Straubing und Kehlheim gehalten. Um 12 Uhr speist er zu Mittag, um 8 Uhr schließt er seinen Laden und um 10 Uhr sein Haustor. Wenn ihn die Weltstadt von Zeit zu Zeit mit der Zumutung bedrängt, es um 11 Uhr zu schließen, so tritt ihm der Angstschweiß auf die Stirne und in der Verwirrung fängt er zu faseln an; von „Unsicherheit" und „Unsittlichkeit" faselt er — als ob die Diebe, die bis 10 Uhr stehlen wollen, auf die elfte Stunde warteten! Als ob das verliebte Stiegengespräch, das um 10 Uhr sittlich war, um 11 Uhr unsittlicher wäre! Vielleicht fühlt er selbst, wie falsch diese Vorwände, aber — der Angstschweiß auf seiner Stirne ist wahr! Es regt sich dann eben in den hochmögenden Gemeinderäten der Weltstadt Wien das alte treue Krähwinklerblut aus Bopfingen und Zopfingen, aus Esterdingen und Munderkingen!

Griesnockerl? Kaiserschöberl? G'rieb'nes Gerstl? — Ich nehme im Hochsommer nicht Suppe; sie macht mir zu warm.

Zum Rindfleisch ist Bertram-Sauce, kalte Schnittlauch-Sauce, Salzgurke ... — Schön, schön! Ich werde also zum Rindfleisch eine Portion Gansel mit Häuptelsalat essen.

Mehlspeis schon ang'schafft? Reisauflauf, Dampfnudeln,

*) Das schwäbische Abdera.

bayerische Kücheln? — Zur Mehlspeis nehme ich einen Hecht mit Sardellen.

Noch Mehlspeis gefällig? Reisauflauf, Dampfnudeln, bayerische . . . — Ja, es ist mir noch ein Stück Karfiol mit Parmesan zur Mehlspeis gefällig.

Das ist der Fuß, auf dem ich in der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, auch Metropole und Weltstadt genannt, seit dreißig Jahren mit meinen herzallerliebsten Krähwinklern lebe. Immer diktieren mir die Speisenkellner der Weltstadt Wien Suppe, Rindfleisch und Mehlspeis, und immer sekkiere ich sie mit einem individuellen Selbstbestimmungs-Menu. Daß ein Mensch zu Mittag etwas Anderes essen kann als Suppe, Rindfleisch und Mehlspeis — das faßt eben kein Kreuzköpfel in Bopfingen und Zopfingen, in Munderkingen und — Wien! Es ist „halt" die uralte süddeutsche Kleinstädter-Sitte.

Dieser Kleinstädter nun hat die Mittel einer Weltstadt zur Verfügung! Er soll repräsentieren und er hat auch den besten Willen dazu. Er macht Aufwand mit Lust und Liebe. Er baut z. B. eine Ringstraße, ein Prachtstück einer Weltstadt, aber er versieht sie mit Ruhebänken — indem er zwei Prellsteine neben einander einschlägt und einen groben Holzblock darauf nagelt! Es bedurfte erst der Reklame der Privat-Industrie, um der Ringstraße ein Modell zu zeigen, wie ihre Ruhebänke ungefähr aussehen müßten! Die neuen zwischen den alten . . . wohlan, Krähwinkel und Weltstadt!

Dieser Kleinstädter hat Sinn für Künste, erwirbt ein Kunstwerk wie Canovas Theseus und baut ihm echt weltstädtisch einen eigenen Tempel. Hierauf aber — sperrt er den Tempel zu und steckt den Schlüssel in die Tasche. Echt kleinstädtisch!

Das unterscheidet den Wiener von dem Pariser. Der Wiener tut alles, was der Pariser tut, aber der Wiener tut es nur auf einem *großen Fuß*, nicht in einem *großen Sinn*! Der Pariser hat einen schrankenlosen Sinn für die Oeffentlichkeit, der Wiener den beschränktesten. Während der Pariser alles, was öffentlich ist, sperrangelweit aufsperrt und sich nicht fürchtet, eher sich freut, wenn recht viel „Bluse" hereinströmt, denkt der Wiener fortwährend ans Absperren und Ausschließen. Es ist

eben der ganze Unterſchied zwiſchen dem „Salon“ und der „Gutſtube“. Nicht bloß die höhern Stände haben ihren Salon, auch der wohlhabende Kleinſtädter hat ihn und nennt ihn mit einer Andacht, welche ſchon ahnen läßt, wie andächtig er ihn behandeln wird, ſeine Gutſtube. Und nun wird das äußerlich Gleiche innerlich entgegengeſetzt behandelt. Der Großſtädter gebraucht ſeinen Salon zu jeder Stunde des Tages und der Nacht; man ſteht, geht, ſitzt, liegt, ſtreckt ſich aus in ihm, man ſpielt, tanzt, muſiziert, nimmt ſeine Taſſe vom Teebrett, ja raucht in ihm; die Erlaubnis zu erbitten oder zu verſagen, fällt den Großſtädtern nicht ein. Der Salon wird gebraucht, mißbraucht, wenn ihr wollt, und wird erneuert, noch ehe er verbraucht iſt. Ganz anders die Gutſtube. Der Kleinſtädter hütet ſie wie ſeinen Augenſtern. Er ſchließt ſie ſorgfältig ab, betritt ſie ſelbſt nie und wird ängſtlich und unruhig, wenn er ſie vor Honoratioren-Beſuchen, vor Baſen und Vettern aufſchließen muß. Das geſchieht kaum auf Augenblicke und mit einer Miene, welche auf das ſprechendſte ſagt: Nun habt ihr geſehen, wie reich ich bin, aber geht mir nur gleich wieder hinaus!

Genau das iſt der Geiſt der Großkommune Wien.

Sie baut Salons ſo freigebig als möglich, aber ſie behandelt ſie als Gutſtuben, ſo engherzig als möglich.

Da baut ſie z. B. einen Salon wie die Kurhalle im Stadtpark. Das Ding wäre faſt großſtädtiſch, nun kommt aber der Kleinſtädter und nagelt von allen Seiten ein flehentliches Plakat an ſeine Gutſtube: „Das Betreten und das Mitbringen der Hunde iſt im großen Saal und in der Trinkhalle verboten, überhaupt werden die ſämtlichen Lokalitäten dem Schutze des Publikums empfohlen.“ Mit andern Worten: überhaupt iſt es gar nicht zu ſagen und auszuſprechen, wie zart ich behandelt ſein möchte . . . überhaupt ſolltet ihr mir lieber ganz vom Leibe bleiben . . . überhaupt iſt das alles viel zu gut für euch . . . überhaupt wünſchte ich das Publikum, wo der Pfeffer wächſt, und nicht in meinem ſchönen Kurſalon! Dieſes „überhaupt“ iſt unnachahmlich. Es atmet den ganzen tiefen Verdruß des Kleinſtädters, der ſeine Gutſtube preisgeben ſoll. Der Krähwinkler-

Stil: „Das Betreten und das Mitbringen der Hunde" kommt daneben kaum in Betracht; es iſt höchſtens ein fetter Agiozuſchlag zu dem Krähwinkler Hauptpoſten. Und damit das Betreten (ich weiß nicht, der Menſchen oder der Hunde?) noch wirkſamer als durch Plakate „hintangehalten" wird, ſo hat der arme zitternde Kleinſtädter von den elf prächtigen Flügeltoren, welche zum Eintritt einladen, jahraus jahrein nicht weniger als zehn abgeſperrt, und unter dieſen auch die fünf Tore auf der Terraſſe, welche vor aller Welt den eigentlichen und den Haupteingang repräſentieren. Wie oft ſehe ich da die Leute an ſämtlichen fünf Toren die Klinke probieren und das verſperrte Zauberſchloß dann kopfſchüttelnd verlaſſen. Aber wie ſollten ſie auch wiſſen, daß ſie die zehn Terraſſenſtufen erſt hinabſteigen, dann auf einem der zwei Seitenflügel (und auf welchem?) zehn Stufen wieder hinanſteigen müßten, um den klüglich verſteckten Eingang, den einzigen von elf Toren und von drei Seiten, ausfindig zu machen? Eine pfiffige Bauerntücke! Ich ſehe es ordentlich, das Bäuerlein vom Pinzgau und Pongau, wie es ſich ſchmunzelnd die Hände reibt, die „Herrenleute" ſo zu nasführen. Aha, hab' ich's recht gemacht! Hab' ich das Ei des Kolumbus erfunden, die geheime Oeffentlichkeit?! Und nicht einmal in Repräſentations-Zeiten, wie Schützenfeſt und Weltausſtellung, ſchließt das Bäuerlein ein Terraſſentor auf. Seine ſchöne Erfindung gefällt ihm gar zu gut: die geheime Oeffentlichkeit!!

Ein monumentales Kunſtwerk wie der Donner-Brunnen auf dem Neuen Markt iſt ein teures Kleinod im Hauſe ſeines Beſitzers und macht es dieſem zur Ehrenpflicht, die Koſten ſeiner Erhaltung und Erneuerung mit Munifizenz aufzuwenden. Auch läßt ſich die Großkommune Wien das nicht zweimal ſagen. Mit jenem großſtädtiſchen Griff, der faſt immer ihr erſter iſt, greift ſie die Renovierung des Donner-Brunens an. Aber mit jenem kleinſtädtiſchen Griff, der ſo oft ihr zweiter iſt, verdirbt ſie ſich hierauf den Brunnen als ein lebendiges Zweckweſen und degradiert ihn zu einem toten Schauſtück. Der Brunnen iſt reſtauriert, aber — nun tut es ihr leid um den Brunnen! Zwar bewacht ihn Tag und Nacht ein Sicherheitsmann, aber — iſt eine Sicherheit groß genug, wenn man klein denkt und fürchtet? Zwar

behalten wir noch immer das Original, das wir hoffentlich nicht an den Trödler verkaufen, wie die ruhmreichen Waffen des Achtundvierziger Jahres; wir können es immer von neuem abgießen, wenn der heutige Abguß zugrunde geht, und schließlich geht Bronze doch nicht so leicht zugrunde; aber — seinen Salon zu erneuern, wäre ja großstädtisch, und die Gutstube des Kleinstädters soll ewig dauern!

Kurz, die Großkommune Wien folgt ihrem alten Zug. So oft sie etwas Großes getan hat, imponiert es ihr selbst so gewaltig, daß sie davor fast erschrickt und sich geschwinde besinnt: Das Ding ist eigentlich viel zu gut für mich! Das möchte ich am liebsten unter einen Glassturz stellen!

Was tut also der arme Kleinstädter aus Munderkingen, der Erfinder der geheimen Oeffentlichkeit? Er macht seinen Brunnen als Brunnen unbrauchbar! Er verdirbt ihn zum Wasserholen. Er verengt die alten, wassersprudelnden Auslaufröhren auf das Lumen eines Strohhalms! Vier solche Strohhalme werfen ein tröpfelndes Wasser in die Höhe wie vier Regentropfen! Diese vier Regentropfen nun figurieren als Resultat eines Brunnens — aus massiven Granitblöcken, mit massiv bronzenen Kolossal-Figuren! Ein Anblick von hinreißender Lächerlichkeit — der Triumph von Munderkingen!

Aber noch mehr. Raphael Donners Brunnen-Konzeption war auf sprudelnde Wassermenge so direkt angelegt, daß er förmlich mit der Nase darauf stößt. Da haben wir eine Flußgöttin, welche, malerisch über den Brunnenrand hingegossen, in sein Bassin Wasser aus einem Krug schüttet. In ihrem Kruge können jetzt Mäuse ihr Wochenbett halten, denn er ist trocken. Da haben wir eine andere Flußnymphe, welche mit einem etwas mutwilligen Witz auf einem Fisch reitet und dem armen Kerl dicke Wasserstrahlen aus dem Schlunde preßt. In seinem Schlunde können jetzt Schwalben nisten, denn er ist trocken wie eine gedörrte Rindszunge. Die vier Regentropfen haben jetzt Lumina, welche mit dem Sinne des Brunnens gar nicht zusammenhängen. Hätte Raphael Donner gewußt, daß sein Brunnen — kein Brunnen sein soll, so hätte er natürlich ganz anders gezeichnet. Der arme Künstler ist in sein Grab hinein blamiert,

und freilich geht es der Kunſt und den Künſtlern immer ſchlecht — in den Händen der Philiſter!

Zehn Schritte aber von dem „Brunnen zu den vier Regentropfen" — ich kann ihn nicht anders mehr nennen — iſt ein kleiner, armſeliger Brunnenſtock geſetzt worden, die Auslaufsröhre zum wirklichen Waſſerſchöpfen. Sieht nun ein Fremder den waſſerarmen Prachtbrunnen, ſo möchte er wenigſtens denken, ſeine Naturquelle ſei im Verſiegen begriffen. Was aber ſoll er denken, wenn er gleich nebenan das ſprudelnde Brunnenſtöcklein erblickt? Warum leiten die weiſen Thebaner dieſes Waſſer nicht ihrem armen Prachtbrunnen zu! Ei, mein Herr, weil ſie es juſt davon weggeleitet haben. Bei Gott, merkwürdig!

Daß das ein fein erfundener Genieſtreich iſt, wodurch der Brunnen „geſchont" werden ſoll, wird wohl kein Fremder erraten. Wenn der Römer ſo ſeine Kunſtbrunnen ſchonen wollte — Fontana Trevi, Aqua felice uſw.! Aber freilich, Wiener ſind keine Römer! An jedem Orte der Welt iſt ein großer Brunnen auf einem großen Marktplatz ein Mittelpunkt des Volkslebens, und wie ſchön ihn die Kunſt auch ſchmücke, ſeine reizendſte Schönheit iſt die belebte Szenerie, die Wechſelwirkung zwiſchen dem durſtigen Volke und den labeſpendenden Göttern. Das war auch früher der heiterſte Anblick des Donner-Brunnens. Wie anders der Brunnen zu den vier Regentropfen! Seine Göttinnen ſind trocken wie ein Gemeinderat und ſein weiteſter Umkreis öd und leer — wie die Köpfe in Munderkingen!

Aber nicht an einem Tage iſt Rom gebaut worden und nicht auf einen Schlag wird die kleine Landſtadt zu Wien in der Markgrafſchaft Oeſterreich eine Weltſtadt. Wer juſt tadeln will, kann ihre Krähwinklerzüge noch zu Tauſenden ſammeln, und wer juſt lobhudeln will, findet hundert Vergrößerungsgläſer, durch die er groß ſieht. Aber anſtatt daß die beiden ſich ſtreiten: ob Krähwinkel oder Weltſtadt? ſollten ſie ſich einträchtig ſagen: Krähwinkel und Weltſtadt! Vor vielen faulern Kompromiſſen wäre das ein geſunder und ein gerechter. Ja, und will man die Gerechtigkeitsliebe noch höher treiben, ſo kann man, ohne das Krähwinkel zu vertuſchen und zu verleugnen, doch zugeben und aner-

kennen, daß es von der Weltſtadt unter tauſend erfreulichen Symptomen — ich nenne nur unſere äußerſt ſchwunghafte Eleganz des Schuldenmachens — rapid dezimiert und aufgeſaugt wird. Und mit dem Material einer ſolchen Pointe könnte ſogar ein Timon ſeine bedenklichſten Reflexionen noch „verſöhnlich" zu Ende ſchnörkeln, was ja ein wohlerzogener Menſchenfeind unter allen Umſtänden für ſeine moderne Pflicht halten muß!

Der Staat und ſein Staatsbürger

(15. Auguſt 1874)

Im Grunde ſind das zwei Begriffe, wovon einer den andern nur wenig kennt. Wenn das Landes*kind* anfängt, Staats*bürger* zu werden, das heißt mündig wird, ſo zahlt er Steuern und wird er Soldat. Der Staat intereſſiert ſich für ihn als einen Erwerbsfähigen und nimmt ihm ſein Geld ab, als einen Waffenfähigen und nimmt ihm ſeine Perſon ſelbſt ab. In beiden Fällen nimmt er. Hat er genommen, ſo iſt ſein Intereſſe ſo ziemlich zu Ende. Steuerpflicht und Militärpflicht, dieſe beiden nicht ſehr mütterlichen Arme, vermitteln zwiſchen Staat und Staatsbürger faſt die einzige Berührung, und der letztere fühlt ſich davon nicht eben angenehm berührt. Was ihn ſo ſtark in die Arme preßt, was ihn ſo heftig an die Bruſt drückt — er nennt es ein *Preſſen* und *Drücken*. Ob es liebende Mutterluſt iſt, bleibt den ziviliſierten Nerven noch zweifelhaft; die gröbſten dagegen zweifeln keinen Augenblick, daß es ein Ringkampf *feindlicher* Ringer iſt. Sie begeben ſich vor dem Staat, den ſie als ihren Feind betrachten, teils auf die Flucht der Auswanderung, teils flüchten ſie in die Arme, die ſich mütterlicher gebärden — in die Arme der Mutter Kirche! Das letztere mochte hingehen, ſolange der Staat die Kirche als ſein eigenes Supplement betrachtete. Damals war ihre Macht ſeine Macht, ihr Schlüſſel ſein Schlüſſel,

ihr Höllenzwang sein Höllenzwang, ihre Herrschaft seine Herrschaft. Und im Mitbesitz und im Mitgenuß dieser Schlüsselgewalt, dieser Kirchenmacht und Kirchenherrschaft, fragte er nicht viel nach der Quelle derselben, ließ die Tatsache walten und kümmerte sich nicht um ihr Woher und Wohin.

Heute, wo die Kirche mitten im Vaterland Feindesland und ihre Macht Feindesmacht geworden, heute ist nichts wichtiger und schicksalsvoller als eben diese Frage! Woher hat die Kirche ihre Kirchenmacht und ihre Kirchenherrschaft? — Aus der Seelsorge.

Himmel, was für ein Wort ist das? Seelsorge! Hat denn der Staatsbürger auch eine Seele? Und kann man sorgen für diese Seele? Wahrhaftig, wir haben das nie getan. Unsere Sorge war, daß der Staatsbürger Steuern zahlt und Rekruten stellt, und auf seinen Steuerbogen und sein Rekrutenmaß haben wir unsern Staat gebaut. Was ging uns seine Seele an? Ein königlicher Landrat spricht zu keiner Seele!

Inzwischen hat die Kirche gesprochen und diese Seele gewonnen. Hat der Staat je ein freundliches Wort? Aber was sag' ich, ein freundliches? Gönnt der Staat seinem Staatsbürger überhaupt ein „außeramtliches" Wort, auch wenn es das notwendigste, in jedem öffentlichen Verkehr einer Menschengemeinschaft unentbehrlichste Wort wäre?

Da hat die Kirche Millionen effektvoller, Phantasie und Gemüt aufregender Worte über das bittere Leiden des „Gefangenen im Vatikan". Es geht unter den Augen und Ohren des Staates vor, wie diese boshafte Lüge auf das ungebildete, aber eindrucksfähige Volk, auf Menschen, welche Fäuste, Knüttel und Schwefelfaden haben, die tiefste Wirkung hervorbringt. Warum hat der Staat gegen die Worte der Lüge kein Wort der Wahrheit? Es kostete ihm nur ein Wort, angeschlagen an allen Kirchentüren, Schulhäusern und Gemeindehäusern, und das Volk wäre belehrt über die „Garantiegesetze", das heißt über die unverletzte Heiligkeit der geistlichen Papstherrschaft. Ich suche unter den Plakaten der Rathäuser, Gemeindehäuser, Bürgermeisterämter dieses nützliche Wort vergebens. Ich finde die buntest gestickten Gobelins von Edikten, Konkursen, Konvokationen,

Subhastationen, exekutiven Feilbietungen, Einquartierungen, Steuerzuschlägen; ich finde alles, was der Staat seinen Staatsbürgern Unangenehmes zu sagen hat, aber ich finde kein Wort zur „Belehrung an das katholische Volk über die wahre Lage des Papstes" — dieses Wort, welches zu sprechen so nützlich, so notwendig wäre, um die vergiftete Blutmasse des Volkes zu reinigen, um die gärende Verbitterung der Fäuste, der Knüttel und Schwefelfaden zu kalmieren. — Volksverführer wühlen in Ostpreußen und träufeln den Bauern die ätzende Lüge ins Ohr, daß sie die neue Gemeindeordnung wieder zu Leibeigenen mache. Wie dumm! Ein gebildeter Landrat ist viel zu vornehm, um davon Notiz zu nehmen. Wohin käme auch die Amtsautorität, wenn sie jedes Altweibergeschwätz einer Antwort würdigte? Inzwischen ist das Altweibergeschwätz eine Macht, nämlich ein Aufstand geworden; es gibt Brand, Blut und Leichen, und jetzt endlich, nachdem es der hiesigen Kreisregierung bekanntgeworden, . . daß das Stroh Feuer fängt und das Feuer brennt — öffnet sie allergnädigst den Mund. Mit der Brandfackel in der Hand kommt schon längst der Arbeiter in seine Werkstatt, und ich kenne nichts, was im heutigen Europa wichtiger wäre — nicht einmal der Danebrogorden und die Roten und Schwarzen Adlerorden — als daß der Staat dem angehender Arbeiter eine Sonntagschristenlehre hielte über Kapital, Rente, Arbeit, kurz über die gesunden Grundbegriffe der sozialen Volkswirtschaft. Einer Sonntagschristenlehre wird der junge angehende Arbeiter auch wirklich teilhaftig, aber nicht der Staat hält sie ihm, sondern wieder die Kirche, und die Kirche belehrt ihn — über Jungfrauen, welche gebären, und über verwesende Leichname, welche aus Gräbern hervorgehen. So ausgerüstet tritt der junge Staatsbürger, gewappnet gegen alle Irrlehren Bebels und Tauschinskys, ins bürgerliche Leben!

Hier wird ihn der Staat mit seiner Strafgewalt kennen lernen, wenn ihn die Verführungen der Kirche zu strafbaren Handlungen geneigt gemacht haben. Und fängt der Staat, wie in unseren Tagen, die Kirche selbst seiner Strafgewalt strenger zu unterwerfen an, so schmeichelt er sich, er fasse das Uebel schon an der Quelle. Aber die Quelle der Quelle? Denn auch die

Kirche iſt nur ein Abgeleitetes und ihre Machtquelle das Gemüt. Aber — „von dem iſt leider nie die Rede".

Kirchliche *Uebergriffe* gedenkt man im Zaume zu halten, als ob nicht ſchon jeder Griff der Kirche ein Uebergriff ſein könnte! Dieſe Fähigkeit haben ja Geiſter; ſie gehen durch Schlüſſellöcher und durch Wände. Das Exiſtieren der Kirche iſt ſchon an ſich ein Uebergriff, nämlich ein Uebergreifen in die ſpirituelle und Gemütsſphäre, wohin der Staat eben nicht greift. Aber ſo zart meint er's nicht. Er verſteht das Wort materieller, nämlich als Uebergriff in ſeine politiſche Staatsgewalt. Alſo ein Kompetenzſtreit zwiſchen zwei Sorten von Polizei; nichts mehr und nichts weniger. Und das Reſultat die bloße Negation. Das gebührt dir *nicht*, ſagt der Staat zur Kirche. Angenommen, das Schlüſſelloch könnte überhaupt zum Geiſt ſagen: hier paſſiert man *nicht*; angenommen, es wäre möglich, wie es doch unmöglich iſt, aufs exakteſte zu bewachen und feſtzuſtellen, was vom Wachſen und Greifen der Kirche als Auswuchs und Uebergriff vom Uebel: wie behebt der Staat dieſes Uebel? Durch die Guillotine? Durch Robespierres Terrorismus? Mitnichten, ſondern durch Geſetze. Aber Geſetze gegen die Klerikalen machen wir heute nicht mehr, wie Robespierre ſeine Geſetze gegen die Emigranten und Royaliſten machte, wir machen ſie auch gegen uns. Der Grundſatz: „Gleiches Recht für alle" iſt ſo feſt geworden, daß er keine Ausnahme mehr duldet. Geſetze, welche die Preſſe, die Vereine und die Verſammlungen der Klerikalen einengen ſollen, engen uns mit ein; dem modernen Bürgertum aber wird es nicht wohl, die Freiheit beſchränkt zu ſehen auf irgendeinem Punkte, und mit einer gewiſſen Unruhe bekrittelt es ſelbſt am erſten wieder ſolche Geſetze. Auch die Ungleichheit in der Anwendung gleicher Geſetze, zum Beiſpiel eine gelinde für uns, eine ſtrenge für unſere Feinde, widerſtrebt dem Geiſte unſerer Zeit, deſſen markanteſte Signatur es iſt, jeden Spielraum der Verwaltung als „Beamtenwillkür" zu beargwöhnen und fleißig nach neuen Geſetzen zu rufen, wo eine gewiſſe Freiheit in der Anwendung der ſchon vorhandenen ausreichte. Aber dieſe Freiheit der Vollzugsorgane ſcheut man eben, und doch iſt es unmöglich, allen Einzelheiten

der lebendigen Tatsache mit Gesetzesbuchstaben beizukommen; aber wäre es möglich, so wäre dann auch der Buchstabe von einer unerträglichen, Feind und Freund erdrückenden Klemme.

So stelle ich mir „die gesetzlichen Bestimmungen gegen die Uebergriffe der Kirche" nicht allzu wirksam und praktisch vor; keinesfalls aber möchte die Wirkung, die ich nicht leugnen will, der Wichtigkeit der Sache entsprechen und auf der Höhe des Problems stehen, um das es sich handelt. Soll Machtausübung und Machteinfluß der Kirche kleiner werden, so geschieht das schwerlich durch Verhindern, Verbieten, Beschränken, schwerlich durch die verneinende Politik, sondern wohl nachhaltiger durch eine Politik, welche ihrerseits selbst wieder bejaht und produktiv vorgeht; aber diese Politik würde sich fragen: woher hat die Kirche ihre Macht? Und wenn sie sich antwortet: aus der Seelsorge, so müßte sie weiter fragen: wie kann ich also selbst für die Seele sorgen? Wie kann ich zur Seele sprechen, die Seele für mich einnehmen, der Seele etwas bieten und etwas sein?

„Durch die Schule", schreit der liberale Philister und reibt sich schmunzelnd die Hände, wie viele Kinder lesen und schreiben lernen, und glaubt es seinen Tabellen aufs Wort, daß das der Gradmesser für Licht, Fortschritt und Aufklärung sei. Man möchte Blut weinen über die Denkflachheit der liberalen Optimisten!

In der Tat sehen wir unsere Schule als eine ziemlich vollkommen konstruierte Geldverdienungs-Abrichtungsmaschine fungieren, welche es sehr eilig hat, den weichen sechzehnjährigen Jüngling zum Skontisten, Kassier, Verwaltungsrat und Defraudanten zu bilden. Lesen und Schreiben lernen! Ist das ein Zweck oder ein Mittel zum Zwecke? Und wie wendest du das Mittel an? Oder wendest du's überhaupt an? Sorgt der Staat dafür, daß du es anwendest und gut anwendest — eine Sorge, welche hier ein klein wenig Seelsorge wäre? Wie viele lesen denn, welche lesen gelernt haben?

Auf dem grünen Anger vor meinen Fenstern lungert täglich ein Hirtenknabe, welcher sich sittlich langweilt, solange er noch den natürlichen Geist seiner Jugend hat; aber endlich wird er

ſich nicht mehr langweilen, ſondern ſtupid werden wie ſein Vieh. Dieſer kleine Krösus beſitzt, wonach alle Gelehrten aller Zeiten und Völker geſeufzt haben, eine Sinekure. Welche Bücher könnte er leſen! Aber wo iſt der Staat, der ihm ein Buch in die Hand gibt? Es brauchte nicht einmal der hochmögende Kabinetts- und Regierungsſtaat zu ſein, ſondern jene halbſtaatlichen Mittelorgane, wie Armenväter, Geſchworene uſw., jene verpflichteten Bindeglieder zwiſchen Staat und Volk, welche wie ein wohlorganiſiertes Netz über das Land ausgeſpannt ſein und auch dieſes kleine beſeelte Weſen umfaſſen könnten. Aber ſolch eine ſtaatliche Seelſorge fehlt dem kleinen Barbaren. Mein Kärntener Hirte wächſt auf wie die Hirten Aſſyriens; für ihn gibt es kein Europa, kein neunzehntes Jahrhundert, keine Weltgeſchichte. Er hat in ſeiner Winterſchule leſen gelernt, aber er wächſt auf — wie vor der Erfindung der Buchſtabenſchrift und vor der Gründung der Staaten! Der Staat ſpricht nicht zu ihm, dagegen ſpricht jeden Sonntag ſein Pfarrer zu ihm! Und am Gängelbande des Pfarrers wird er Staatsbürger, kann er Wähler werden! Was glaubt ihr ausgerichtet zu haben, wenn ihr die Kirche, die ſeine Gemütswelt iſt, depotenziert, ohne ſein Gemüt in eure eigene Hand genommen und potent gemacht zu haben in der Willensrichtung, welche die ſtaatgemäße iſt?

Wahrlich, wenn es dem Staate nicht gelingt, zu ſeinen Staatsbürgern ein Gemütsverhältnis zu finden, welches dem kirchlichen verwandt und ähnlich iſt, ſo ſehe ich das ganze und volle Gelingen ſeiner Kirchenpolitik nicht ab.

Von den ſozialen Wirkungen des großen Wiener Börſenſturzes

(7. November 1874)

Ihering, der gefeierte Ihering, verließ Wien in dem Augenblicke, als es ſein ſtolzeſtes Pfauenrad ſchlug, um einem Rufe nach Göttingen zu folgen. Das „Neſt" war imſtande, der

„Weltstadt" die Zierde der deutschen Rechtslehrer abzutrumpfen! Als sich die Wiener, nicht sehr geschmeichelt, darüber verwunderten, denn sie meinten soeben das Gebäude der Gemütlichkeit gekrönt zu haben, verwunderte sich Ihering seinerseits und sagte uns folgendes: Wie kann man eine Stadt für gemütlich halten, wo kein Mensch von Quartal zu Quartal weiß, ob er ein Obdach hat und was es kostet? (Wohnungsmieten stiegen damals innerhalb eines Vierteljahres von 600 auf 2000 fl., und wenn der „Hausherr" nicht steigerte, so taten es die „Parteien" selbst und jeder Börsengallopin konnte jeden Minister ausmieten.) Wie kann eine Stadt mit dem System der „belegten Tische" gemütlich sein, wo man abends von Tisch zu Tisch, von Kneipe zu Kneipe herumirren und die gemütlichsten Plätze stundenlang früher von den „Honoratioren" belegt finden kann? Dabei war Ihering artig genug, uns nicht einmal vorzurücken, wer diese Honoratioren waren, — Schneider mit ihren Putzmamsells, welche sich damals mehr verdienten als jeder Dekan einer Universitätsfakultät, und welche die Mittel hatten, den Vortritt vor einem Ihering zu usurpieren.

Ihering also ging, aber da blieb der Gallopin, der Schneider und die Putzmacherin.

Das war symbolisch. Es bezeichnete an einem einzigen Beispiele die soziale Strömung, in welche Wien hineintrieb. Seine junge, fragmentarische und vom asiatischen Nachbartor her beständig gestörte und verwirrte Kultur wird noch auf fünfzig Jahre hinaus mehr als alles andere importierte Wissenschaft brauchen, und — der Faden der Wissenschaft riß ab! Dafür strömte aus Polen und Rumänien eine zweite Völkerwanderung von Börsenelementen zu und krönte unser Gesellschaftsgebäude mit einem Giebeldach von Wohlstand, zu dem nach fünfzig Jahren noch das Fundament fehlen wird.

Wien schob sich damals um viele Breiten von Westen nach Osten, von Deutschland nach Syrien; — der Eingeborne fühlte sich nicht mehr in Europa.

Weniger der Fremde. Er hörte Deutsch und wird es ewig hören. Das wird ihn ewig täuschen, wenn er nur durchpassiert und nicht verweilend studiert. Die Gesellschaftssprache ist

deutsch, und um wie vieles waren die Gesellschaftshorte, die Salons, zahlreicher und glänzender geworden! Ergo — Zuwachs und Aufschwung deutscher Kultur!

Im Verweilen bemerkte er freilich, daß das Deutscheste und Kulturellste, daß eben — der Ihering fehlte, nämlich die Wissenschaft. Sogar diejenige, auf deren Boden soeben alles tanzte, die Nationalökonomie. Man konnte Bankvorstände ersten Ranges, man konnte im Gemeinderat, im Reichsrat, in den Ministerien nationalökonomische Fachreferenten sehen, welche von der ganzen Literatur dieser Wissenschaft, wie sie in England, Deutschland, Frankreich und Nordamerika angebaut wird, kein einziges der leitendsten Bücher besaßen, oder gelesen hatten, oder auch nur dem Namen nach kannten!! Es gab Disponenten über große Teile des gesamten österreichischen Nationalvermögens, welche theoretisch keine Prüfung über das elementarste ABC nationalökonomischer Begriffe bestanden hätten. Nur wer diese allgemeine Fassung meiner Aussage bestritte, würde mich zwingen, Beispiele anzuführen und Namen zu nennen. Die Sache streift ans Pasquill!

Und doch! War der Fremde bereits kaptiviert, so verzieh und entschuldigte er. Und er wird es leicht. Wie Capua es nicht für die Capuaner, sondern für Hannibal war, so habe ich immer gefunden, daß das Verweilen im „Capua der Geister" auf Fremde und Einheimische fast umgekehrt wirkt. Der eingeborne Wiener (und hier schreibt selbst einer) wird nach und nach Pessimist; der Fremde, der sich nicht beizeiten salviert, — Optimist.

Der Optimist also beschied sich, und gab er von dem stets zusammen genannten und ach, so grundverschiedenen Zwillingspaar die Wissenschaft dran, so florierte doch die Kunst. Wie imponierte ihm z. B. die Architektur! Festgemauert in der Erde und nicht hinweg zu leugnen steht doch die Ringstraße da, das Opernhaus, und wie, — wachsen nicht soeben zwei neue, künstlerisch intentionierte Theater aus dem Boden: das Stadttheater und die komische Oper? Das ist doch mehr als Tonangebung des Kaftans! Das sind „deutsche Kulturblüten" der babylonischen Treibhaushitze.

Es läßt sich viel davon sagen. Und nicht, es läßt sich, es muß. Ewig von neuem muß die deutsche Sprache ihren großen Fehler korrigieren, daß sie für Kochkunst und Dichtkunst nur das Wort Kunst hat! Wer Kunst sagt, muß sogleich hinzusetzen, wie er's meint und was er darunter versteht. Mit „Kunst" kann ich jede Barbarei in Kultur, aber auch jede Kultur in Barbarei verwandeln, was ich mit „Wissenschaft" nicht kann. Wissenschaft sucht Wahrheit und das ist nur eine; Kunst sucht Schönheit und kann damit von der Venus der Griechen — zur Venus der Hottentotten gelangen!

Aber es sei. Beide Theater verstanden die Kunst in ihrem eigentlichen und tadellosen Sinne: durch Unterhaltung Veredlung. Der Ausgangspunkt war ein würdiger, das ist nicht zu bekritteln. Es handelt sich aber auch nicht darum, wie ein öffentliches Institut zu einigen Privatpersonen, sondern wie es zur Oeffentlichkeit steht. Nicht die Intention jener, sondern das Bedürfnis dieser ist ihre Signatur.

Die Schöpfer — wohl zu unterscheiden von den Gründern, — die Schöpfer der beiden Theater hatten ein Kunstbedürfnis. Schon die Gründer, bekanntlich die Aktionäre, hatten das nicht. Sie zeichneten ihre Aktien nicht aus Liebe zur Kunst, just auch nicht aus Liebe zum Gewinn, was ihnen gerne bezeugt sein soll; sondern ihr Motiv war ein drittes: Repräsentation. An diesen „Kunstinstituten" beteiligt zu sein, hatte der Mehrzahl der Aktionäre genau die Bedeutung ihrer Soupers, ihrer Salons, ihrer Makartgemälde, ihrer Equipagen und Villen: nämlich Reklame und öffentliche Bezeugung ihrer Kreditwürdigkeit. Also weder ein guter noch ein schlechter, sondern ein künstlerisch-indifferenter und außer der Kunst liegender Zweck.

Und nun das Publikum. Alle älteren Theater Wiens machen mit unerheblichen Variationen ihre Bilanzen nach wie vor dem Krach; die zwei Kunstinstitute krachten mit! Das ist wieder symbolisch. Für Wien ist sogar nichts symbolisch als das Theaterleben. Es beweist, daß das Kunstbedürfnis um jene 3000 Menschen, welche zur Füllung dieser zwei neuen Kunsttempel nötig, im Publikum keine größeren Kreise gezogen! Vergebens flötete die Presse der Prosperität (lies:

Korruption) ihren Lockvogelruf: Reichtum schafft Bildung. Sie verschwieg wohlweislich: welcher Reichtum? Der Reichtum durch die Arbeit, oder der Reichtum — durchs Roulette? Diesen Unterschied verschwiegen, und die größten Bildner der Menschheit heißen dann nicht Aristoteles oder Luther, sondern — Benazet!

Wahrlich, die Börse selbst war mitunter aufrichtiger als die Börsenpresse. Ein volkstümlicher Börsen-Spielfürst, der verstorbene Jonas Königswarter, sagte das drastische Wort, das dann als ein geflügeltes umging: Jeder Proletarier, der heutzutag eine Million hat, will Millionär heißen! Das illustriert genau die Tatsache, welche wir hier markieren. Der Millionär geht nach wie vor ins Burgtheater, aber der Proletarier, der eine Million hat (oder hatte), läßt das Stadttheater fallen! Dem Reichtum wuchs nicht Bildung zu — durch erspielten Reichtum.

Das muß man festhalten. Wer Wien im Jahre 1872 sah und wer es im Jahre 1874 wieder sieht, der findet „eine total veränderte Physiognomie der sozialen Verhältnisse". Er glaubt es wenigstens und meint, welches Problem ihm da vorliege! Und doch hat er nicht mehr und nicht weniger gesehen als Ebbe und Flut, aber konstant zwischen beiden bleibt die Durchschnittslinie, das normale Meeresniveau.

Wie uns Sybel nach den exaktesten Berechnungen, welche sein Originaleigentum sind, die überraschende Tatsache mitgeteilt hat, daß nach 20 Jahren der französischen Revolution und der Umwälzung aller sozialen Verhältnisse die Zahl der kleinen Grundbesitzer ungefähr die nämliche geblieben, so finden wir nach den krassesten Besitzveränderungen des Geldes die Besitzer der Wissenschaft, der Kunst, der Bildung, also die geistige Physiognomie des sozialen Wiens, weit mehr im Gleichgewichte, als wir ahnen mochten. Daher es auch kommt, daß diese Physiognomie höchstens verändert, aber nicht eigentlich verzerrt ist.

Die Veränderungen werden und wurden bewirkt durch jene Wolken von Kaftans, welche bald höher, bald niedriger, dünner und dichter, beleuchteter und dunkler den Stamm der Gesellschaft umwogen, aber im Spiel ihrer wechselnden Bewegung bloß seine

feste Form illustrieren. Soll ich die wirkliche Veränderung auf die kürzeste Formel bringen, so möchte ich sagen: damals schien zu herrschen, was die Herrschaft tatsächlich nicht hatte, und was heute herrschend ist, scheint seine Herrschaft nicht auszuüben.

Ein Blick ins einzelne der verschiedenen sozialen Schichten ergibt etwa folgende Resultate, welche nicht abschließend, nur andeutend verzeichnet sein sollen.

Die verhältnismäßige Stagnation in der Arbeiterbewegung schreibe ich keineswegs dem Umstande zu, daß unter den 50 000 Menschen, welche seit dem großen Krach von Wien abgezogen, 30 000 Arbeiter: enragierte Minoritäten machen nach Empfindungen, nicht nach Kopfzahlen Lärm. Ihr gegenwärtiges Verhalten ist vielmehr von dem uralten Gesetze diktiert, daß der Arbeiter seinen „Druck" und die „Tyrannei" des Kapitals nie heftiger fühlt, als wenn ihm am wohlsten ist, und daß er seine zufriedensten Kalmen feiert — zwischen dem niedrigsten Lohn und der gänzlichen Arbeitslosigkeit. In Wien aber erinnert sich der Arbeiter-Bildungsverein wieder einmal seines Titels und nimmt einen jener friedlichen Anläufe, welche die Verbesserung der Welt mit der eigenen beginnen. Wozu ihm nur Glück zu wünschen, denn wenn er sich wirklich bildet, so muß er notwendig die erste Macht in einer Gesellschaft werden, welche noch immer mit der Praxis eines Empirikers ausreicht und theoretische Wissenschaft grundsätzlich in Verruf tut.

Das Kleingewerbe z. B. ist ein für allemal entschlossen, jenes Brett vor dem Kopf zu behalten, welches ihm die Einsicht benimmt, daß es durch die Dampfmaschinen-Großproduktion zur Auflösung verurteilt ist, die es durch häusliche Mißwirtschaft und geschäftliche Unsolidität bestens beschleunigt. Börse Mortimer starb ihm sehr gelegen, denn nun hat es der große Krach ruiniert! Das amerikanische Beispiel, daß zwei Konkurrenten sich assoziieren, ist für das österreichische Kleingewerbe, wo sie sich gegenseitig zu schaden suchen, verloren und nicht in der Assoziation und kräftigen Entwicklung seines halbtoten Genossenschaftswesens, sondern — im Franz-Josephs-Fonds suchte dasselbe seine Panacee. Man ist betteln, sammeln und Wohltätigkeitstanzen gegangen, um diese nationalökonomischen Kinderwin-

del zusammenzuflicken, und die paar tausend Gulden werden nun wie „ich und ein gewisser Müller" den Rückzug aus Rußland decken!

Bedenklicher als diese harmlose Unterstützungsfonds-Spielerei „zur Hebung des Kleingewerbes" hat sich eine Praxis des Kleinhandels entwickelt, welche unter der Fahne: „Nur billig" mit den 27-Kreuzer-Läden seiner Textilwaren und den 10-Kreuzer-Läden seiner Kurzwaren, als das eigentliche sichtbare Gespenst des großen Krachs, der ja sonst nur ein Abstraktum wäre, die Verkaufsorte Wiens in Massenbesitz nahm. Das ist ein Schauspiel, welches früher nicht gesehen worden. Diese Kunst des verkrachten Produzenten, dem verkrachten Konsumenten das Geld statt gulden- kreuzerweise, dafür aber auch für gar nichts von Gegenwert, aus der Tasche zu holen, macht ganz die Miene, als ob sie — wie z. B. nach der Kontinentalsperre der Zichorienkaffee — sich festsetzen und einfressen wollte als eines jener bleibenden Gifte, welche große, aber rasch verprasselnde Unglücksepochen überdauern. Es ist klar, daß diese Konkurrenz dem soliden Geschäfte nur die Alternative läßt, entweder schleunigst erwürgt zu werden, oder ihr selbst sich zu assimilieren und den Eiterstoff der Fälschung, Täuschung, „imitation" in den letzten seiner gesunden Blutstropfen aufzunehmen.

Die Haltung des Großbürgertums ist bekannt. Mehr als jener Franz-Josephs-Fonds, welcher den armen Infusorien im faulen Glas Wasser ihr Element verzuckern sollte, stand sein großes Seitenstück im Lichte der Publizität, — der bewußte 80-Millionen-Fonds „zur Behebung der Krisis", mit dessen Votierung, der Phrenesie der Börsenpresse nachgebend, der erste direkt gewählte Reichsrat sich seine Sporen verdienen mußte. Bei Gelegenheit jenes 80-Millionen-Postulats und durch dasselbe hat sich beides: Intellekt und Wille der betreffenden sozialen Schichten zu ausdrucksvoll charakterisiert, als daß der Kritik noch etwas übrig bliebe.

Der Intellekt stand auf jener Stufe, welche eine künstliche Belebung des Papiermarkts für möglich hält, wenn derselbe dem natürlichsten aller Gesetze folgt: daß sich der Preis stark und auf die Länge niemals vom Werte entfernen kann.

Der Wille dokumentierte mit der Energie einer Gasspannung und einer Explosion die österreichische Ethik: mit mindester Arbeit die meisten Genußmittel zu erzielen. Was die Aufhebung des kleinen Lottos verzögert, nicht die Unentbehrlichkeit des lumpig-geringen Ertrages für den Staat, sondern weil sie im Volke selbst unpopulär wäre und niemandem zu Danke geschähe, das donnerte und brüllte für den Wiederaufbau des Börsentempels: die ausgesprochenste Macht des Nationalgeistes. Der Oesterreicher *will* spielen.

Die Wiener Presse schlug ihre heftigsten, ihre löwenmutigsten Töne gegen den Finanzminister de Pretis an, der entweder gestürzt, oder der Phönix der Börse werden sollte. Natürlich mußte das Feldgeschrei dieses Ansturms immerhin andere Losungen bergen. Die eine hieß: *Handelskrisis!* Aber die Handelskrisis blieb und bleibt aus. Das Schreckmittel verfing keinen Augenblick. Die zweite hieß: *Verfassung*. Dieses Stichwort bedarf eines Kommentars.

Die bürgerlichen Verfassungselemente, bereichert von der Börsenprosperität, waren in Proportion mit ihrer finanziellen selbstverständlich auch eine politische Macht geworden. Die Börsenpresse operierte nun mit der Fiktion, daß jene Macht nicht sinken könne, ohne diese mit sich zu reißen und eine Bresche für den verfassungsfeindlichen, klerikal-feudalen Föderalismus zu machen. Eine schattenhafte Luftspiegelung von Wahrscheinlichkeit, aber Fiktion war es doch! Denn erstens wäre die Verfassung längst schon beseitigt, wenn sie nicht noch in andern Notwendigkeiten als in der Geldmacht des parlamentarischen Gründerpatriziats ihre Stützpunkte hätte; zweitens aber fehlte der feudalklerikalen Opposition alle gegensätzliche Kraft zur Börsenpartei, mit der sie vielmehr verwandt war, sowohl an der Wiener Börse, als noch mehr auf ihrer spezifischen Privatdomäne, in ihrer böhmischen Vendée, wo sie durch ihre „Chabrus"-Machereien oder durch den Gründer- und Aktienschwindel ihrer Zuckerfabriken die Wiener Börsen-Beglückungskünste zu föderalistischen Sonderzwecken so ziemlich kopiert hatte und den Fußstapfen der verfassungstreuen Plutokratie im großen und ganzen nachgetreten war. Auch auswärts wird man's bemerkt haben, daß denn

auch der blaublütige Föderalismus den bürgerlichen Börsensturz nur schwach, ohnmächtig, gleichsam ehrenhalber und um den Schein zu retten, zu Angriffen auf die Verfassung benutzt hat; was man aber in der Entfernung unmöglich bemerkt haben konnte, das ist: daß die verfassungstreue Plutokratie ein ernsthafteres Gesicht dieses Angriffes gar nicht ungern, ja mit Vergnügen gesehen hätte, daß ihr nichts erwünschter gewesen wäre, *als die sozialen Wirkungen des großen Krachs zu politischen Gefahren stempeln zu können*, weil ihr die Furcht vor einer größeren Krise oder Wahrscheinlichkeit solcher Gefahren vortrefflich gedient hätte, damit die Wasser auf ihre eigenen Mühlen zu stauen. Das ist der leitende Gesichtspunkt, aus welchem z. B. noch der letzte Wellenschlag dieser Agitationsflut bei Gelegenheit der böhmischen Kaiserreise betrachtet werden muß. Daß die verfassungsfeindliche Presse ihre föderalistischen Ausgleichs-Utopien aufwärmte und das Ministerium Auersperg-Lasser für erschüttert zu halten affektierte, war als *ihr* Parteimanöver ganz in der Ordnung: daß ihr aber die verfassungstreue mit Gier jedes Wort aus dem Munde nahm, es noch absichtlich übertrieb und sich selbst zum Organe der gegnerischen Propaganda herlieh, dieses Manöver, die eigene Schwäche zu verraten und zu fürchten zu scheinen, wird der auswärtige Zeitungsleser nicht leicht verstanden haben, ohne den inländischen Schlüssel dazu — die Gefahren der Verfassungspartei und ihr ewig Weh und Ach aus dem einen Punkte zu kurieren, Remedur der Börse! Aber die böhmische Kaiserreise verlief ohne verfassungskritisches Bangemachen, de Pretis ist festgeblieben, die Handelskrisis ein chinesisches Schattenspiel, die diesjährige Ernte vortrefflich, und wenn sich dieselbe in einer naturgemäßen Kurssteigerung spiegelt, so soll es der Börse gegönnt sein: ihren künstlichen Geldmacherprozeß hat sie verloren. Die Aera ihrer häßlichen Schmerzensschreie ist abgeschlossen.

Daß sie da war, bleibt freilich ein trauriger Endeindruck unsrer Betrachtung. Von einem „Läuterungsprozeß", einer „Luftreinigung" und ähnlichem Phrasenpulver aus Tiflis kann keinen Augenblick die Rede sein. Die sozialen Wirkungen des großen

Krachs werden ökonomisch am ersten und raschesten verschwunden sein, wenigstens auf der Oberfläche, aber nichts sichert uns vor einer Wiederkehr, weil sich bei dieser Gelegenheit ein ethisches Bild der Gesellschaft enthüllte, in welche die „eindringliche Lehre" eben nicht eingedrungen. War es auch unmöglich, künstlich und von staatswegen den Börsenschwindel zu reintegrieren, so hofft die ganze Gesellschaft dieses leichten sanguinischen Menschenschlags doch auf irgendwie anders geartete Rückkehr desselben so fest wie auf den Messias, wie der brütende Wallenstein nach seiner ersten Absetzung auf Tag und Stunde seiner zweiten Anstellung. In diesem Sinne bin ich auch einem national-politischen Schaden auf der Spur, der es nur allzu reichlich aufwiegt, daß wir einen parlamentarisch-politischen, den man so eifrig an die Wand gemalt, nicht genommen. Ich bemerke nämlich, daß in Oesterreich die deutsche Gesinnung, die zwischen 1866 und 1871 in ihrem Zenith stand, verflaut und zurückgeht. Es hat sich seit dem Jahre 1872 ein österreichischer Börsen-Patriotismus etabliert, eine Art Erkauft- oder Bestochensein des ganzen Volkes, ungefähr wie es unter Louis Philipp eine Fraktion des seinigen, die Wählerklasse mit ihren Deputierten war. Ganze Schwaden der Intelligenz, die früher aufrecht gestanden, liegen jetzt nieder und küssen den vaterländischen Boden des Kurszettels. Das Vaterland hat sie inzwischen bereichert, und sind sie auch, wie sie meinen, vorübergehend verkracht, so versteht es sich ihnen ganz von selbst, daß das Vaterland in der Richtung der Börsenkultur fortfahren wird, fortfahren muß. Wie der Fürstbischof Riccobona von Trient gesagt hat: Oesterreich ist der unnützeste Staat von der Welt, wenn er nicht den katholischen Interessen dient, so ist es bei der tonangebenden, in Parlament und Presse herrschenden Gesellschaft die tiefinnerste Herzensstimme, die sich bis dicht in die Publizität vorwagt: Oesterreich ist der unnützeste Staat, wenn er kein „Gründer"-Staat ist. Aber daß er's geworden, hat ihm mächtig gedient und hat ihm für verlorene Schlachten und Provinzen viele „Patrioten" gewonnen!

Mag das die Vogelschau eines Pessimisten sein; — weiß es ein Optimist anders und besser, so wird ihm ja die unparteiische

Redaktion dieser Wochenschrift*) wohl auch ein paar Spalten einräumen, worin dann eine „rosenfingerige Eos" nach meinem Nachtgemälde ihren schönen Morgen heraufführen kann.

*) „Die Gegenwart."

Anhang

Nachwort des Herausgebers

Man muß das allerſtärkſte, das am meiſten nachwirkende Werk vorausſchicken, um die Erinnerung an Ferdinand Kürnberger zu wecken, um ſeine Perſönlichkeit dem modernen Deutſchen, vor allem aber dem neuen Oeſterreicher zu Bewußtſein zu bringen. Und deshalb ſetzt dieſe erſte Ausgabe ſeiner geſammelten Schriften mit den „Siegelringen", ſeinen ausgewählten politiſchen und kirchlichen Feuilletons, als mit einem vollen Orgeltone ein.

Kürnbergers „Siegelringe" gelten längſt als ein klaſſiſches Werk, als ein ſibylliniſches Buch des Oeſterreicher-, als ein Katechismus des Wienertums. Ueber den Wandel der politiſchen Verhältniſſe hinaus hat dieſes Buch ſeine Bedeutung bewahrt: in der beſten Form Antwort zu geben auf alle Fragen der großen und kleinen öſterreichiſchen Probleme. Man merkt es beim andächtigen Leſen immer wieder: dieſe klare, ſcharfe und mutige Verkündigung hat ein wiſſender Patriot geſchrieben, ein deutſcher Oeſterreicher, wie ſie ſein ſollten. Wenn er deſſen auch nur ſelten froh wurde, Ferdinand Kürnberger fühlte ſich ſelbſt ſo. Allen ſeinen ketzeriſchen Wahrſprüchen zum Trotz bekennt er ſich gelegentlich ſtolz zu ſeinem Wiener-, zu ſeinem Oeſterreichertume:

„Nicht eine Scholle nenn' ich mein im Lande,
Wo Kürenberg die Nibelungen ſang,
Doch das empfind' ich: Oeſtreich lebt in mir . . ."

Mit einigem Rechte der Wahrſcheinlichkeit hat Kürnberger hier, in dem „Aufruf für Schleswig-Holſtein" (1864) ſeine väterliche Abſtammung aus Oberöſterreich für den Anſchluß an den ſagenhaften Namensvetter des Mittelalters geltend gemacht. Jedenfalls ſteht das eine feſt: Ferdinand Kürnberger war ein Kernbürger Oeſterreichs.

Wie oft er auch in dem ungeſtümen Kampfe gegen das undeutſche und unmännliche Weſen ſeiner engeren und weiteren Landsleute fehlgeſchlagen, ſich verhaut haben mag, ſeine meiſten Hiebe ſaßen. Gegenüber den zahlreichen Beweiſen ſeiner richtigen Erkenntnis und ſeiner ſeheriſchen Prophetengabe ſind der Fälle, in denen ſein Urteil irrte, nur wenige. Ueber ſeine vielen Verneinungen aber ragt als ein mächtiges Wahrzeichen das poſitive Leitmotiv dieſes Buches hervor: „Bejaht wird das Pathos des deutſchen Nationalgefühls."

Und wie in ſeinem ganzen Lebenswerke, ſo gibt Ferdinand Kürnberger auch hier, wo er mit reinem Herzen und zu guten Zwecken politiſche

Kämpfe führt, ein schönes Beispiel von Kraft, Mut, Geistesschärfe und Charakter. Es gilt heute noch wie damals für alle Deutschen.

* * *

Die erste Auflage der „Siegelringe" erschien 1874 bei Otto Meißner in Hamburg und ist längst vergriffen. Mit Hilfe des Nachlasses von Ferdinand Kürnberger und auf Grund eingehender Forschungen nach versteckten Publikationen war es bereits möglich, die Neuausgabe dieses Bandes durch unbekannte, zum Teil ungedruckt gebliebene Feuilletons zu ergänzen. Obwohl dabei nur wesensgleiche Stücke aus der Zeit zwischen 1860 und 1874 berücksichtigt wurden, mußte doch manches passende für den dritten Feuilletonband, die „Vermischten Schriften", aufgespart werden. Einige Anmerkungen, eine „Minister-Tafel" und ein Register sollen das Lesen und das Benützen des Buches erleichtern.

Wien, im Herbst 1909.

Otto Erich Deutsch.

Anmerkungen

(Die gesperrt gedruckten Ueberschriften bezeichnen den Artikel, die großen Zahlen vor den Anmerkungen die Seite, die kleinen die Zeile. Kürnbergers Name wird mit dem Buchstaben K. abgekürzt.)

Vorrede

2[22] K. hatte zuletzt 1861/62 eine dreibändige Sammlung Novellen bei E. A. Fleischmann in München herausgegeben.

7[23] „Der Correspondent", Organ für Politik, Volkswirtschaft und Literatur, ein 1869 gegründetes Wiener Wochenblatt.

11[7] Der „Volksfreund" war das Organ des Wiener Erzbischofs. (Vgl. Seite 465.)

13[16] „Neues Wiener Tagblatt."

14[23] Alles Belangreiche aus dem ausgeschalteten politischen Material wird in der Nachlese dieses Bandes oder in den „Vermischten Schriften" mitgeteilt.

Das Deutschtum in Südtirol

45[16] Friede zu Wien am 3. Oktober 1866.

Zur Regelung der Phrasen-Prostitution

92[4] Daniel Spitzer, der witzige „Wiener Spaziergänger".

Champagner-Toast

135[21] Das Feuilleton war schon vor dem Tage von Sedan geschrieben worden und erschien eben, als die Nachricht von dem Siege der Deutschen in Wien eintraf. In den Wiederabdruck für die „Siegelringe" hat K. dann zweimal (auch Zeile 24) das Wort Sedan eingefügt

Ein Tollhäusler mehr

137 Dieses Feuilleton wurde seinerzeit fast in allen deutschen Blättern nachgedruckt.

Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige

143 Wegen dieses Feuilletons wurde K. von v. Schweiger-Lerchenfeld in der „Oesterreichisch-ungarischen Wehrzeitung: Der Kamerad" („Tagessplitter") am 15., 23. und 26. Oktober 1870 angegriffen.

Der Föderalist im Auslande

179 Der Zeitungsabdruck dieses Feuilletons beginnt mit den Worten „Matzleinsdorf, im August 1880" und ist von folgender Fußnote

begleitet: „Von einem Freunde, den das harte Schickſal der Auswanderung aus Wien getroffen und der nun draußen in Matzleinsdorf die bittere Brotrinde der Verbannung kaut, erhalte ich vorſtehendes Schreiben, das ich den Leſern der ‚Morgen-Poſt' aus zweierlei Gründen nicht vorenthalten mag. Einmal, weil es teilweiſe die von mir bereits im Jahre 1870/71 vorhergeſagten Folgen der Zerbröckelung Oeſterreichs (vulgo Föderalismus) in beklagenswerteſter Weiſe beſtätigt; zum andern Male aber — und das iſt die erfreuliche Seite der Erſcheinung — weil daraus troſtreich zu erſehen iſt, wie leicht jetzt jemand das Los der Verbannung aus dem Vaterlande zu tragen vermag. — Der Leitartikelſchreiber der ‚Morgen-Poſt'." Unterzeichnet iſt das Feuilleton mit einem von K. öfters verwendeten Pſeudonym: Lex-weihi-Mars.

179[6] Der alte Wiener „Grund" Matzleinsdorf gehört jetzt zum Gemeindebezirk Margarethen.

Politiſcher Allerſeelentag

193[6] Vor Bismarck haben dieſes Wort auch ſchon andere ausgeſprochen. Es ſoll, wie Büchmann in ſeinen „Geflügelten Worten" nach Karl Matia Kertbeny-Benkert berichtet, zuerſt 1820 von Friedrich v. Gentz im Kabinete Metternichs geſagt worden ſein.

„Aſiatiſch und ſelbſtlos"

196[6] Vielleicht iſt hier Adalbert Stifter gemeint.

198[2] Franz I., der oft in einfachen Kleidern und mit einem abgetragenen Hut auf dem Kopfe im Garten bei der Burg promenierte, ſoll einmal von einem Fremden, der ihn nicht erkannte, um eine Auskunft angeſprochen worden ſein. Der Kaiſer gab dem Manne bereitwillig Beſcheid und machte ihn überdies im Weitergeben auf einige Sehenswürdigkeiten aufmerkſam. Nach einer Weile verabſchiedete ſich der Fremde und drückte dem kaiſerlichen Cicerone einen „Zwanziger" in die Hand. (Nach einem mündlichen Bericht der Freundin Kſ.)

Was ſich der Kahlſchlag erzählt

230[19] Die Stelle „Ein Moraliſt . . ." bis Zeile 33 „. . . wieder zu ſagen" wurde nach § 300 St.-G. wegen „Vergehens gegen die öffentliche Ordnung und Ruhe" konfiſziert.

236[19] Vgl. eben.

Weiſes aus Oeſterreich

244 Dieſes Feuilleton wurde (zugleich mit einem anderen Artikel derſelben Zeitungsnummer) nach § 300 St.-G. wegen der Angriffe auf die Polizeibehörde konfiſziert.

Gute Geſinnung

247 Auch dieſes Feuilleton fiel dem § 300 St.-G. zum Opfer, weil es in zwei Stellen gegen die Staatsverwaltung und gegen einzelne Regierungsorgane aufreizen könnte. Die Redaktion des „Correſpondenten" kündete in der verſtümmelten Neuauflage der betreffenden Nummer an, daß ſie die fortwährende Konfiskation ihres Blattes, „welche eine der

Regierungsmaximen des Miniſteriums Auersperg-Unger zu bilden ſcheint", demnächſt erörtern wollte. Am 14. Juli erſchien dann ein Artikel „Wider das Konfiszier-Miniſterium" von K—n. und am 4. Auguſt das § 300-Feuilleton von K. (S. 253 ff.) Vgl. auch „F. Ks. Briefe an eine Freundin", Schriften des Literariſchen Vereins in Wien, Band VIII, S. 228 ff.

250 14 Ludwig Richard Zimmermann, gebürtig aus Alsfeld in Heſſen-Darmſtadt, Kriegskorreſpondent im ſchleswig-holſteiniſchen und im deutſchen Krieg, gab 1867 und in den folgenden Jahren zu Graz das radikale Journal „Die Freiheit" heraus. Dieſe Redaktion trug ihm eine lange Reihe von Preßprozeſſen ein und am 24. Jänner 1871 wurde er aus Oeſterreich ausgewieſen.

252 9 Tatſächlich wurde Siegmund Frh. v. Conrad-Eybesfeld am 16. Februar 1880 öſterreichiſcher Unterrichtsminiſter und blieb es bis zum 5. November 1885.

252 27 K. mußte aber in dieſem Jahre ſeine übliche Sommerwanderung aufgeben.

Ein Kapitel vom Teufel

312 20 Der asketiſche Chriſtus-Typus hatte ſich unter byzantiniſchem Einfluß ſchon ſeit dem 6. Jahrhundert entwickelt.

312 35 Den Schluß dieſes Feuilletons, zweiundeinhalb Zeitungsſpalten, hat K. für die Buchausgabe weggeſtrichen.

Heren, Petroleuſen und Wallfahrterinnen

315 29 Der Schluß dieſes Feuilletons lautete urſprünglich: „biſt du ein Staat Humboldts oder ein Staat der Weiber von Telfs? nicht antworten müßte . . . Aber ich höre meinen Freund Accuſator immer nur bis zu einem gewiſſen Punkte an. Drüber hinaus wird er mir und meinem beſſeren Freunde Schmeidel [dem Staatsanwalt] fatal und ich empfehle mich dann dem Staate, den er vordemonſtriert, bloß mit meiner Namensunterſchrift: Lex mihi Mars. (Die geſperrt gedruckten Worte ſind von K. handſchriftlich in dem nachgelaſſenen Zeitungsausſchnitt eingefügt.)

Kinder und Kindermärchen

316 Dieſes Feuilleton vor allen war es, das K. den Vorwurf Adolf Bartels eintrug, ein Jude geweſen zu ſein. Zuerſt zählte ihn dieſer Forſcher in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Literatur" wegwerfend unter den jüdiſchen Schriftſtellern auf, und als das von Auguſt Sauer und anderen richtig geſtellt wurde, bezeichnete Bartels in ſeinem Buche „Heine-Genoſſen" (1908) K. wenigſtens als einen Judenſtämmling. Er irrt darin ebenſo wie in der Annahme, daß die auf Seite 318 und 319 genannten Männer alle Juden waren.

Die Kirche und die Sittlichkeit

346 7 Den dritten Abſchnitt dieſes Feuilletons hat K. für die Buchausgabe völlig umgearbeitet.

349 29 Das Wort ſtammt von Leopold Schefer.

Freiheit, die ich meine

354[16] Dieſe Reiſe iſt nur als angenommen zu betrachten.

Kirchenrechtliches Unrecht

358 Dieſes Feuilleton war in einer früheren Faſſung ſchon am 4. Dezember 1871 in der Wiener „Morgen-Poſt" erſchienen, überſchrieben „Sie haben Unrecht, Sire" und unterzeichnet mit „Cogito – ergo – sum", einem Pſeudonym, das K. damals manchmal verwendete. Der Abdruck in den „Siegelringen" entſpricht der zweiten, 1873 erſchienenen Faſſung.

Mündlich und ſchriftlich

378[15] Der Herausgeber des „Correſpondenten" war Julius Spitz.

381[3] K. machte damals nur kleinere Ausflüge in die Umgebung Wiens. Auch dieſe Schilderung dürfte alſo fiktiv zu verſtehen ſein.

382[11] Schon am 23. April 1848 hatte ſich K. in den „Wiener Sonntagsblättern" (Hauptblatt) ähnlich für „Oeffentliche Reden" eingeſetzt.

Fürſten, Völker und Jeſuiten

401 Wegen dieſes Feuilletons wurde K. im „Oeſterreichiſchen Volksfreund" angegriffen (1868, Nr. 263: „Vom Tage").

Was iſt Freiheit?

469 Eine kürzere Faſſung dieſes Feuilletons, mit dem Untertitel „Eine politiſche Diſſertation, verfaßt im Jahre 1861", wurde am 25. Dezember 1907 in der Wiener „Zeit" (nicht ganz vollſtändig) mitgeteilt. Das Manuſkript jener zweiten Faſſung ſchließt mit folgendem NB., das K. mit roter Tinte für einen unbekannten Zweck anfügte: „Vorſtehender Aufſatz iſt nach der erſten Handſchrift bearbeitet, reſp. populariſiert und gekürzt, und zwar letzteres ſo ſehr, daß er faſt nur für einen Auszug davon gelten kann. Er ſoll in dieſer flüchtigen Form weniger eine Abhandlung als vielmehr die Skizze einer ſolchen ſein und momentan bloß zur Probe dienen, — welchen Zweck er erreichen möge!" — Die hier abgedruckte Faſſung hält ſich an das erſte Manuſkript.

477[6] Hier, wo heute die Währingerſtraße beginnt, ſtand 1861 bis 1863 das erſte, proviſoriſch aus Holz gezimmerte öſterreichiſche Abgeordnetenhaus. „Das Schmerling-Theater" nannte man dieſe Bretterbude.

Ein Beſuch in Wien

478 K., der wegen einer Paßgeſchichte polizeilich verfolgt wurde, war damals nur auf einige Tage und inkognito nach Wien gekommen.

480[18] Graf Sedlnitzky war von 1816 bis 1848 Präſident der oberſten Polizei- und Zenſur-Hofſtelle.

Zeichen und Wunder

485[9] K. weilte 1863 in Kálló-Semjén (Szaboleſer Komitat).

Ein trauriger Gedanke

490 Nach dem Wiener Frieden (Oktober 1866) geſchrieben, in dem Oeſterreich das 1797 (Friede zu Campo Formio) erhaltene Venetien an Italien abtrat.

492[7] Nach der Einnahme von Brescia (31. März 1849) behandelte General Haynau die Gefangenen ſehr grauſam.

Eine Prophezeiung

498[20] Vgl. S. 66 ff.
500[29] Das Wort iſt von Grillparzer.

Wallfahrt, Lotto und Wiener Bank

506[21] Vgl. S. 485
508[17] Das Projekt iſt nicht durchgedrungen.

Oeſterreichiſche Sinne

512[16] Ludwig Auguſt Frankl.
513[4] Joſef v. Weilen.

Krähwinkel und Weltſtadt

525[27] Seit 1890 iſt die Theſeusgruppe im großen Treppenhaus des kunſthiſtoriſchen Hofmuſeums aufgeſtellt.

527[34] Die aus Blei gefertigten Figuren des Donnerbrunnens wurden 1873 durch Bronzeabgüſſe erſetzt und die Originale im Rathaus aufbewahrt.

529[26] Die Waſſerſtrahlen des Brunnens ſind ſpäter wieder in Gang geſetzt worden.

Soziale Wirkungen des Wiener Börſenſturzes

537[35] Merkwürdigerweiſe ſind dieſe beiden Wiener Theater bald abgebrannt. Das 1872 eröffnete „Stadttheater" ging 1884 durch Brand zugrunde, an ſeine Stelle kam das Variete „Ronacher"; die 1874 erbaute „Komiſche Oper", ſpäter „Ringtheater" genannt, brannte ſchon 1881 nieder und wurde durch das „Sühnhaus" erſetzt.

Minister-Tafel

Andrássy, Julius Graf. 17. Februar 1867 Präsident des verantwortlichen ung. Ministeriums; 14. November 1871 bis 8. Oktober 1879 Minister des kaiserl. Hauses, der gem. äußeren Angelegenheiten und Vorsitzender im gem. Ministerrate.

Auersperg, Adolf Fürst. 25. November 1871 bis 15. Februar 1879 öst. Ministerpräsident.

Bach, Dr. Alexander. 18. Juli 1848 öst. Justizminister; 28. Juli 1849 bis 21. August 1859 öst. Minister der inneren Angelegenheiten.

Belcredi, Richard Graf. 27. Juli 1865 bis 7. Februar 1867 öst. Staatsminister und Vorsitzender im Ministerrate.

Beust, Ferdinand Frh. v., später Graf. 7. Februar 1867 bis 8. November 1871 Minister des kais. Hauses, der gem. äußeren Angelegenheiten, Vorsitzender im Ministerrate, prov. Leiter des Staats- und Polizei-Ministeriums; seit 23. Juni 1867 Reichskanzler.

Brestl, Dr. Rudolf. 31. Dezember 1867 bis 11. April 1869 öst. Finanzminister.

Bruck, Karl Frh. v. 21. November 1848 bis 23. Mai 1851 öst. Minister für Handel und öffentl. Bauten; 10. März 1855 bis 23. April 1860 öst. Minister der Finanzen.

Buol-Schauenstein, Karl Ferdinand Graf. 12. April 1852 bis 17. Mai 1859 öst. Ministerpräsident, Minister des kais. Hauses und der gem. äußeren Angelegenheiten.

Deák, Franz. 23. März bis 27. September 1848 ung. Justizminister.

Eötvös, Joseph Frh. v. 23. März bis 27. September 1848, 20. Februar 1867 bis 2. Februar 1871 ung. Minister für Kultus und Unterricht.

Giskra, Dr. Karl. 31. Dezember 1867 bis 11. April 1870 öst. Minister der inneren Angelegenheiten.

Goluchowski, Agener Graf, d. Ä. 21. August 1859 bis 13. Dezember 1860 öst. Minister der inneren Angelegenheiten; seit 20. Oktober 1860 Staatsminister.

Habietinek, Dr. Karl. 6. Februar bis 30. November 1871 öst. Justizminister.

Herbst, Dr. Eduard. 31. Dezember 1867 bis 11. April 1870 öst. Justizminister.

Hohenwart, Karl Graf. 6. Februar bis 30. November 1871 öst. Minister der inneren Angelegenheiten und Vorsitzender im Ministerrate.

Jireček, Dr. Joseph. 6. Februar bis 30. November 1871 öst. Minister für Kultus und Unterricht.

Kellersperg, Ernſt Frh. v. Homo regius im November 1871.

Komers, Emanuel R. v. Lindenbach. 27. Juli 1865 bis 27. Juni 1867 öſt. Juſtizminiſter.

Laſſer, Dr. Joſeph v. Zollheim. 20. Oktober 1860 Miniſter ohne Portefeuille und prov. Leiter des öſt. Juſtizminiſteriums; 4. Februar 1861 bis 27. Juli 1865 öſt. Miniſter der polit. Verwaltung; 25. November 1871 bis 5. Juli 1878 öſt. Miniſter der inneren Angelegenheiten.

Potocki, Dr. Alfred Graf. 3. Dezember 1867 bis 24. Dezember 1869 öſt. Ackerbauminiſter; 12. April 1870 bis 4. Februar 1871 öſt. Miniſterpräſident, ſeit 28. Juni 870 auch Landesverteidigungs-Miniſter.

Pretis, Siſinio de. 12. April 1870 prov. Leiter des öſt. Handelsminiſteriums; 15. Jänner 1872 bis 10. Auguſt 1879 öſt. Finanzminiſter; Sommer 1878 auch homo regius.

Rechberg und Rothenlöwen, Johann Bernhard Graf v. 17. Mai 1859 bis 27. Oktober 1864 Miniſter des kaiſ. Hauſes und der gem. äußeren Angelegenheiten, 21. Auguſt 1859 bis 4. Februar 1861 auch Vorſitzender im Miniſterrate.

Schmerling, Anton R. von. 28. Juli 1849 bis 5. Jänner 1851 öſt. Juſtizminiſter; 3. Dezember 1860 bis 27. Juli 1865 öſt. Staatsminiſter.

Stremayr, Dr. Karl Edler v. 1. Februar bis 11. April 1870, 30. Juni 1870 bis 4. Februar 1871, 25. November 1871 bis 10. Auguſt 1879 öſt. Miniſter für Kultus und Unterricht, ſeit 15. Februar 1879 auch Vorſitzender im Miniſterrate; 12. Auguſt 1879 bis 26. Juni 1880 öſt. Juſtizminiſter, bis 16. Februar 1880 auch prov. Leiter des öſt. Unterrichtsminiſteriums.

Taaffe, Eduard Graf. 7. März 1867 Miniſter ohne Portefeuille, Leiter des öſt. Miniſteriums der inneren Angelegenheiten; 31. Dezember 1867 Leiter des öſt. Miniſteriums für Landesverteidigung und öffentliche Sicherheit; 17. April bis 24 Dezember 1869 öſt. Miniſterpräſident; 12. April 1870 bis 4. Februar 1871 öſt. Miniſter der inneren Angelegenheiten; 15. Februar 1879 bis 11. November 1893 Leiter des öſt. Miniſteriums der inneren Angelegenheiten; ſeit 12. Auguſt 1879 auch wieder öſt. Miniſterpräſident.

Unger, Dr. Joſeph. 25. November 1872 bis 15. Februar 1879 Miniſter ohne Portefeuille.

Register

Aaron 164 166 169
Abel 348
Abelard 311
Abraham a Sancta Clara 367 479
About 141
Achilles 144 165 192
Aesop 125
Alarich 139
Alba 418 428 454
Albrecht, Erzherzog . . . 4 349
Alexander der Große . . . 144
Alexander I. von Rußland . 120
Althotas 516 517
Anderson 316
Andrássy . 187 188 192 200 201 202 203 204 208 274 275
Apollo 306 434
Appollonius von Tyana . . 100
Arago 147
Aristogeiton 403 404
Aristophanes 1 369
Aristoteles 91 276 337 403 407 539
Arminius 138
Arnim 391
Artur von Bretagne 25
Attila . . . 102 139 290 463
Auerbach 492
Auersperg . . 219 223 251 543
August von Sachsen . . . 347
Augustin, hl. 216
Averthoes 311
Ayala 405

Baal 335 336
Bach 248 474
Baco v. Verulam 337
Balsame 516 518
Bandiera 45
Barry du Barry 225
Bassermann 266
Basta 458
Barbarossa 500
Bathory 457
Baudisch 103
Bauernfeld . 208 212 213 214
Bäuerle 213
Bayle 147
Bebel 225 532
Becher 149
Becke 57
Bedeuet 301
Beethoven 162 163 172
Beleredi 3 4 6 10 32 46 51 52 53 54 55 56 227 248 249 250 318 499
Belgiojoso 458
Belisar 147
Bellarmin 405
Bellie 468
Belsazar 517
Benazet 539
Benedetti 109
Bennecke 133
Berg, O. F. 495
Berkeley 337
Bernaldez 428
Berthold 444
Beust 5 11 57 174 188 192 193 198 200 222 250 275 316
Birkenfeld 6
Bismarck . 2 13 29 118 140 193 221 295 391 392
Blanc 146
Bleda 415
Bloome 64

Blücher 142
Blum 481
Boabdil 410 414
Bonaparte 122 123
Borgia 347
Börne 106 107
Bourbon 185 273
Bez 162
Brandenbourg, Marquis de 47 94
Braun 222
Brennus 272
Brestl 72 198 246 507
Brinz 320
Broglie 389
Bruck 246
Brugnier 462
Brühl 347
Brutus 404
Büdinger 319
Buckle . . . 277 350 376 432
Buol-Schauenstein . . 23 64 79
Burckhardt 432
Burke 101
Burfellis 432
Busiris 452

Calas 209
Canisius 450
Cannings 16
Canova 525
Cagliostro 516 518
Caracalla 404
Caraffa d. Ä. . . . 459 463 464
Carlyle 169 171 239
Cäsar 49 110 309 404
Cassius 404
Castelli 213
Catilina 146
Cato 369
Cervantes 147
Chambord 274 275
Chlodwig 110
Chorinsky 389
Christus 164 171 227 233 283 291 292 309 310 326 327 329 330 336 371 418 419 430 431
Chrysaphius 288
Cicero 15 96 101 354
Clam-Martinitz . . 179 198 201
Clauren 281
Clement 403 404 405
Cölestin, Bischof 290
Comus 516
Cook 132
Cortes 348
Courier 7
Cromwell 93 145 165 166 221 345
Curtius 319
Cuvier 147
Cyprian 307
Cyrillus, Patriarch 283 284 285 286 287 288 290

Dampierre 385
Dante 163 312
Danton 198 290
David 404
Davison 213
Deák 40 201 202 203 204 205 477
Deimel 236
Demel 201
Demosthenes 101 295
Denis, hl. 109 110 111
Diana 234
Dioskurus 288 289 290
Dohna 456
Döllinger 386
Dominikus, hl. 308
Domitian 404
Donat 387 388 390
Donner 527 528 529
Draper 376
Dumas d. Ä. 162
Dumont 471

Eckermann 104 106
Eduard, Prinz 76
Eybesfeld 248 251 252
Ennius 15
d'Eon 516
Eötvös . . 353 354 355 356 357
Epiktet 100
Erckmann-Chatrian 225
Ernst, Herzog 80
Esterházy, Fürst 191

Eugen, Prinz 60 479
Eulenspiegel 81 83
Euphemia, hl. 289
Eutychet 288 290

Fadinger 456
Fallmerayer 186 187
Favre 159
Fein 264
Ferdinand I. . 445 449 450 451
Ferdinand II. 93 185 221 259 282 401 442 448 452 453 454 455 458 459
Ferdinand der Gütige von Oesterreich 132 213 234
Ferdinand der Katholische . 412
Ferrer 482
Feßler 232 233
Fichte . . . 142 193 337 338
Fichtner 483 484
Fieschi 406
Fitz-Herbert 25
Flavian 288 289 290
Flögel 366
Forcade 47 48 49
Forster, Georg . . 132 206 345
Forster, Johann Reinhold . . 132
Fouché 273
Frenzel 5
Frangipani 460 461
Frankenheim 345
Franklin 129 215 505
Franz I. von Oesterreich 44 45 55 198 500
Franz von Toledo 405
Franz Josef I. von Oesterreich 173 185 274
Friedrich der Große 132 299 425 444

Gabor 457 458
Gabriel, Pater 224
Galilei 89
Gallmeyer 495
Galloway 25
Gambetta 117
Garibaldi 29 65
Gebhard v. Salzburg . . . 420
Gebhard v. Köln 445
Genserich 290
Geordi 85 86
St. Germain 516
Gibbon 289 293
Giskra 73 97 118 198 222 250 251 329 402
Gneisenau 142
Goldmark 319
Golz 369 492 498
Goluchowski d. Ä. . . . 31 249
Görgey 187 188
Görres 445
Goethe 25 104 105 106 107 168 172 192 276 278 294 304 392 514
Götz v. Berlichingen . . . 382
Gozzi 32
Gracchus 146
Graham 516
Grammont 225 269
Greene 76 77
Greuter 380 404
Grillparzer 212
Gustus 428
Gruby 318
Gueraszi 369 370 378
Gustav Adolf 158 259

Habicinek 214
Habsburg . 185 186 192 205 391 449 450 462
Hadrian 122
Hangi 224 380
Hannibal 537
Harmodius 403 404
Hartpole Lecky 432
Hartung 99 101 102
Hazzi 176 178
Hayman 211
Hebbel 208 212 213
Hecker 311
Hegel . . . 9 17 92 172 278
Heine 213 274
Heinrich I. von England . . 26
Heinrich II. von England . . 26
Heinrich III. von Frankreich 403 405 406

Heinrich IV. von Frankreich 358 360 406
Heinrich IV., röm.-deutſcher Kaiſer 57 185 420
Hektor 144 192
Heliogabalus 404
Herberſtorf 442
Herbſt 198
Herkules 73 74 75 76
Herodes 212
Heſiod 20
Hipparchus 403
Hirſchl 7 8 236
Hofer 137
Hoffer 113
Hoffmannswaldau . . 367 518
Hohenſtaufen . . . 149 391 490
Hohenwart 3 4 6 179 185 188 214 219 238 250 251 252 275
Hohenzollern 149 391
Homer 112 276
Horatius Cocles 372
Horaz 364
Hormayr . . 456 458 459 461
Hugo 137 138 139 142 143 159
Huitzilopochtli 429
Humbert, Kronprinz . . . 349
Humboldt 57 276 278 315 350 359
Hypatia 288

Jakob II. von England . 41 85
Jamblichus 100
Jean de Wörth 268
Jelacic 188
Jellinek 149
Jeremias 101 142
Jeſus 165 172 283 292 306 307 326
Jhering 535 536 537
Jirecek 214
Innocenz III. . . . 27 387 390
Johann von England (ohne Land) 25 26 27
Johann v. Antiochia 284 285 286 287
Johannes 308
Johnſon 49
Jokai . . . 200 202 204 205
Josef (Nährvater) 431
Josef II. von Oeſterreich 273 294 388 397 398 425 465 489 500
Irene 290 291
Iſabella von Kaſtilien . . . 412
Iſabella II. von Spanien 33 401 403
d'Israeli 252
Don Juan v. Oeſterreich . . 415
Julian 387 434
Julius II. 378
Jupiter 335 336
Juvenal 369
Iwan der Grauſame . . . 413

Kain 348
Kandidian 285 286
Kant 3 9 150 172 337 345 465
Karl der Große . . 163 170 353
Karl V. 48 61 93 145 164 409 413 428 443 444 445 448 449 450 483 484
Karl XII. von Schweden . . 40
Kaſſandra 267
Kaulbach 123
Khevenhüller 385
Keller 173
Kellersperg 219
Kircher 517
Kleiſt-Retzow 471
Königswarter 539
Kolumbus . . . 87 394 429 527
Komers 42
Konfuzius 108
Koſſuth 192 227
Kudlich . . . 282 283 248 475
Kugler 201
Kunz von der Roſen . . . 212
Kürnberger 243 248
Kurz 236

Lafayette 165
Lainez 448 449 450
Lamarmora 269 275
Lameran . . 236 238 239 378
Lamia 295
Lamorain 222 454
Lang, Matthäus 294

Langrand 519
Laſſalle 325
Laſſer 543
Leda 137
Leibnitz 479
Leidesdorf 181 184
Lemonier 222
Leo I. 289
Leopold I., Kaiſer . 179 460 479
Leopold II. von Belgien . . 33
Leſſing 91 104 258
Levy 319
Libanius 434
Lichtenfels 502
Lieben 319
Liebig . . 57 273 276 278 301
Liebknecht 225
Liechtenſtein 454
Lienbacher 480
Limborch 433
Littrow 319
Llorente 427 428
Loaysa 448
Locke 337
Lohenſtein 367 518
Lonyay 203 208
Lorm 511 512 513
Louis Napoleon von Frankreich 29
33 37 80 82 118 119 120
123 125 139 267
Louis Philipp I. v. Frankreich 70 544
Loyola 221 389 448
Lucretius 369
Ludwig XIV. von Frankreich . 125
148 171 174 235 366 441
Ludwig XVI. . . 97 130 234 393
Ludwig XVIII. 273
Ludwig, Profeſſor 320
Luſtkandl 40
Luther 145 150 164 165 221 258
379 381 383 384 385 386 394
443 445 446 447 450 465 539

Machiavelli . . . 269 369 444
Mailath 461 462
Makart 262
Manzoni 482
Marat 198
Marc Aurel 479
Margarete von Valois . . . 262
Maria . . . 284 288 307 431
Maria di Medici 262
Maria Stuart 485
Mariana 403 404 405 408 427
Martinitz 192
Matthias, Kaiſer 451
Maurus, hl. 308
Maximilian I. . . . 212 294
299 366 443 444 445
Maximilian II. . . . 449 451
Mazzini 401
Melac 125
Memnon, Biſchof . . 284 286
Mendoza 410
Metternich . . 53 55 196 250 490
Michael, hl. . . . 109 110 384
Michelangelo 168
Michelet 142
Mickiewicz 53 55
Miltiades 40 41
Minerva 306
Minghetti 274
Mirabeau 97 98 147 165 276 469
Mohammed . . 64 169 171 415
Moleſchott 335 336
Molina 405
Moltke 182 198
Montaigne 147
Moſes . . 164 165 166 253 291
Motley 426
Mozart 346 388
Mühler 221
Mühlfeld 480 481
Murat 432
Muſtapha 179

Nadasdy 460 461
Napoleon I. von Frankreich 20 27
41 60 92 104 112 144 145
146 165 265 444
Napoleon III. vgl. Louis Napoleon
Nemeſis 209
Nero 89 452
Neſtorius 283 284 285 287 288
Neſtroy 231
Nikolaus I. von Rußland . 27

Omar 109 412
Oreagna 312
Orfila 42
Orsini 406
Oudenot 139

Palikao 123 125 141
Palm 137
Palmerston 252
Pappenheim 456
Paris 227
Paul, Jean 64
Paul IV., Papst . . . 440 449
Paulus 108
Pauli 26
Perikles 20
Perithof 463
Peter der Große von Rußland 40
Peter von Arbues 297
Petronius 369
Petrus, hl. 108 109 111 112 227 327 328 329 330 364 381
Petrus Martyr 408
Pfeffinger 443
Phidias 144
Philipp II. von Spanien 27 428 452
Philipp III. . . . 403 405 415
Pitt d. Ä. 16 118
Placht 261 519
Plato 100 305 326
Plinius 236 292 293
Potocki 4
Prazak 201
Prescott 427
Pretis, de 245 542 543
Prim 416
Proclus 100
Proudhon 276
Prometheus 168
Pfalmanager 516
Puchés 224

Radetzky 60 213
Rahel 212 390
Rákóczy 192 457 460
Raphael 378
Rauscher 198 252
Rechberg 23 64 79
Remy 297
Rénan 172 335
Riccobona 544
Richelieu 2 126 259
Rieger 179 201 316
Robespierre 98 198 205 297 365 406 413 431 533
Rochefort 117
Roggendorf 456
Romuald, hl. 345
Roscher 471
Rothschild 140
Rotteck 470
Rousseau . . 129 147 205 419
Rowland 517
Rudigier 252
Rudolf II., Kaiser 451
Rudolf IV., Herzog v. Oesterreich 179
Ruge 171
Runter 462

Sa 405
Salmeron 449 450
Salò 431 432
Samuel 270
Sarpi 429
Saurau 453
Schack 413
Scharnhorst 142
Schiller 104 112 158 172 192 276 292 337 363 367 382 419 428 499 506
Schinderhannes . . 264 265 268
Schleicher 330
Schlesinger, W. 89 91
Schmerling 23 31 62 118 248 249 502
Schmidt, Friedrich v. . 113 114
Schöffel 7 8
Schopenhauer 302 395
Schröpfer 516
Schulze-Delitzsch 325
Scioppius 442 455
Scipio 138

Sedlnitzky 480
Seebach 213
Seneca 96 373
Severinus, hl. 384
Shakespeare 25 76 77 79 132 141 147 163 216 220 226 227 282 494 506
Simon, Zauberer 288
Sina 487
Sokrates 96 418
Soliman 60
Sonnenfels 179
Sonnenwirt 264 268
Sophokles 144
Sorore 370
Soubervie 301
Spinoza 9 337 418
Spitzeder 261 518 519
Spitzer, Daniel 92
Staël 147 152
Starhemberg 179
Stein, Karl v. 42
Stephan von Blois 26
Strauß, David . . 172 335 485
Strauß, Johann 209
Stremayr 221 222 233 382 383 390
Stroußberg 519
Stuart 185
Suarez 406
Sulla 413
Sully 358 359 360
Susanna 227
Sybel 539

Taaffe 4 102 103 251
Tacitus 369 373
Talavera . . 411 418 415 416
Talleyrand 123
Tauschinsky 532
Teleki, Lad. 191 477
Tendella 413
Teut 345
Theoderich der Große . . . 144
Theodosius 286 288
Thomasius 299
Tiberius 89
Timon 530
Timur 102
Titus 122
Tökely 460 462 463
Toman 50 316
Torquemada 297 413
Trittheim 443
Tschingiskhan 102
Tschuppik 236
Tullian 264
Tyrtäus 92

Uhl 249
Uhland 490
Ulrich, hl. 116
Unger 223 251

Viktor Emanuel I. von Italien 33 37 125 268 273 274 275
Viktoria von England . . 33 37
Veltheim 367
Venus 227 306 538
Vercingetorix 138 139
Vogt 335 336
Voltaire 132 147 227

Wachsmuth 294
Wagner, Richard 346
Wagner, Josef 495
Wallenstein 93 222 260 262 265 267 268 401 459 461 544
Washington 93
Watt 505
Weinhold 320
Weishaupt 517
Welcker 470
Wertheim 319
Wesselenyi 460
Wilhelm von Oranien . . . 406
Wilhelm I. von Preußen . 33 37 47 108 120 158 198 199
Windischgrätz . 29 211 233 238

Xerres I. 40 144
Ximenes 411 412 413

Zapolya 457
Zeno 100
Zeus . 144 168 304 306 434 515 517
Zimmermann, L. W. . . . 250
Zrinyi 460 461 462
Zschokke 418 419
Zwerger 182
Zwonimir, hl. . . . 50 51 183

Inhalt

(Einige Feuilletons erſchienen zum erſtenmal in den „Siegelringen"; bei den meiſten anderen iſt der frühere Ort angegeben.)

Vorrede des Verfaſſers 1

1. Das Lob des Krieges (Juni 1866) 16
2. Gute Menſchen aber ſchlechte Muſikanten (1866) 19
3. Eine neue Uhr (1866) 21
4. Ein hoher Geburtstag (Wiener Sonntags-Zeitung, 17. Juni 1866) 24
5. Hiſtoriſche Poſtſtationen (11. Juli 1866) 28
6. Die Geſchichte vom Pony und vom Steckenpferd (September 1866) 33
7. Die Fehler (Telegraf, Graz, 1. Oktober 1865) 40
8. Das Deutſchtum in Südtirol (Herbſt 1866) 43
9. Das Glück iſt rund (Juli 1866) 47
10. Ein ſchlafender Oeſterreicher (10. Jänner 1867) 50
11. Neun Monate (Neue Freie Preſſe, Wien, 3. April 1867) . . 55
12. Das Feſtungs-Zehneck oder Schulmeiſterlein Wuz in Oeſterreich (Neue Freie Preſſe, 16. Juni 1867) 61
13. Oeſterreichiſche Pfingſten (Neue Freie Preſſe, 9. Juni 1867) . 66
14. Probe-Belaſtung einer öſterreichiſchen Brücke (Neues Wiener Tagblatt, 23. März 1870) 71
15. Herkules und Alpheus (Die Preſſe, Wien, 16. Jänner 1869) . 73
16. Der eiſerne Kopf (Die Preſſe, 7. Juli 1868) 76
17. Die gemeinſame Angelegenheit (Die Preſſe, 29. September 1868) 81
18. Ausgleichs-Pantomime (Neues Wiener Tagblatt, 5. Mai 1870) 84
19. Zur Regelung der Phraſen-Proſtitution (Die Preſſe, 21. Juli 1868) 88
20. Eine Freikugel (Die Preſſe, 25. Juli 1868) 92
21. Der Tod (Die Preſſe, 31. Oktober 1868) 96
22. Zum neuen Jahr 1870. I. Der Großthan Hartung . . . 99
23. „ „ „ „ II. Ein Wort Goethes . . . . . 103 (Wanderer, Wien, 1. Jänner 1870)
24. Neutralität im Himmel (Neues Wiener Tagblatt, 27. Juli 1870) 108
25. Ein Wiener Ratskeller (Neues Wiener Tagblatt, 8. Auguſt 1870) 112
26. Schaden und kein Spott (Neues Wiener Tagblatt, 9. Auguſt 1870) 117
27. Schickſalsworte (Neues Wiener Tagblatt, 25. Auguſt 1870) 119
28. Redensarten. I. Der Verzweiflungskampf (Neues Wiener Tagblatt, 12. Auguſt 1870) 121

29. Redensarten. II. Das europäische Gleichgewicht (Neues Wiener Tagblatt, 17. August 1870) . 123
30. „ III. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit (Berliner Börsen-Zeitung, 25. September 1870) 126
31. Champagner-Toast (Neues Wiener Tagblatt, 3. September 1870) 133
32. Ein Tollhäusler mehr (Neues Wiener Tagblatt, 17. September 1870) 137
33. Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige (Neues Wiener Tagblatt, 10. und 11. Oktober 1870) 143
34. Monsieur mon Frère (Neues Wiener Tagblatt, 10. November 1870) 152
35. Stimmungs-Ebbe (Berliner Börsen-Zeitung, Dezember 1870) 155
36. Zufälle (Neues Wiener Tagblatt, 17. Dezember 1870) . . 161
37. Größen-Schauer (Neues Wiener Tagblatt, 5. Jänner 1871) . 164
38. Das Schwert (Berliner Börsen-Zeitung, Jänner 1871) . . . 169
39. Abstimmungs-Schwindel (Berliner Börsen-Zeitung, Februar 1871) 173
40. An der Schwelle des Hängemonats (Deutsche Zeitung, Wien, 1. November 1873) 176
41. Der Föderalist im Auslande (Morgenpost, Wien, 29. August 1871) 179
42. Meine Frau (Morgenpost, 8. September 1871) 181
43. Vom 7. bis 27. (Berliner Börsen-Zeitung, Oktober 1871) . 184
44. Politischer Allerseelentag (Berliner Börsen-Zeitung, 12. November 1871) 188
45. Asiatisch und Selbstlos (Berliner Börsen-Zeitung, 16. November 1871) 193
46. Der Mongole (Berliner Börsen-Zeitung, 19. November 1871) 200
47. Die Kommune Oesterreich (Berliner Börsen-Zeitung, 22. November 1871) 205
48. Hebbel und Bauernfeld (Berliner Börsen-Zeitung, 12. Jänner 1872) 208
49. Vom österreichischen Passionsspiel (Berliner Börsen-Zeitung, 18. Februar 1872) 214
50. Auf den Knien (Berliner Börsen-Zeitung, 25. Februar 1872) 220
51. Der Badeplatz der Dummheit (Der Correspondent, Wien, 31. März 1872) 225
52. Was sich der Kahlschlag erzählt (Der Correspondent, 7. April 1872) 229
53. Die Woche (Der Correspondent, 5. Mai 1872) 232
54. Wie sich verschiedene Leute verschieden verwundern! (Der Correspondent, 12. Mai 1872) 236
55. Dieb-sein währt am längsten (Der Correspondent, 16. Juni 1872) 239
56. Weises aus Oesterreich (Der Correspondent, 23. Juni 1872) . 244
57. Gute Gesinnung (Der Correspondent, 7. Juli 1872) . . . 247
58. Zeitungs-Konfiskationen und § 300 (Der Correspondent, 4. August 1872) 253
59. Vom 30-jährigen und vom Börsen-Krieg (Deutsche Zeitung, 1. Juni 1873) 258
60. Herbstfrüchte (Schlesische Presse, Breslau, 18. September 1873) 268
61. Der Narr des 19. Jahrhunderts (Wanderer, 9. Jänner 1870) 276

62. Dogmen-machen und Konzils-Faustrecht (Neues Wiener Tagblatt, 13. und 15. April 1870) 283
63. Socia Palmarum (Morgenpost, 11. Dezember 1871) . . . 291
64. Ein Kapitel von den Heren (Neue Freie Presse, 18. März 1868) 294
65. Ein Kapitel vom Teufel (Neue Freie Presse, 21. April 1868) 302
66. Heren, Petroleusen und Wallfahrterinnen (Morgenpost, 14. September 1871) 313
67. Kinder und Kindermärchen (Neue Freie Presse, 25. Dezember 1866) 316
68. Gedanken über geistliche Arbeitseinstellung (Wanderer, 28. November 1869) 320
69. Der Knabe aus der Fremde (Neue Freie Presse, 25. Dezember 1867) 326
70. Rose und Wasser (Neue Freie Presse, 21. April 1867) . . 332
71. Die Kirche und die Sittlichkeit (Wanderer, 5., 8. und 12. Dezember 1869) 337
72. Ultramontane Fliegenschwärme (Neues Wiener Tagblatt, 2. Mai 1870) 350
73. Freiheit, die ich meine (Neues Wiener Tagblatt, 3. März 1870) 353
74. Kirchenrechtliches Unrecht (Schlesische Presse, 26. Juli 1873) 358
75. Auch ein Fastenprediger (Die Presse, 2. März 1869) . . . 365
76. Wohltätigkeits-Vereine, Gelehrten-Kongresse und Bürgerwehren (Die Presse, 3. März 1869) 370
77. Frohnleichnam und die Liberalen (Der Correspondent, 2. Juni 1872) 374
78. Mündlich und schriftlich (Der Correspondent, 28. Juli 1872) 378
79. Sieh', das Gute liegt so nah! (Der Correspondent, 10. März 1872) 382
80. Vogelschau der Pfingsttaube (Deutsche Zeitung, 24. Mai 1874) 386
81. Achtung der Acht (Der Correspondent, 11. August 1872) . . 392
82. Trostbrief an die Jesuiten (Der Correspondent, 9. Juni 1872) 396
83. Fürsten, Völker und Jesuiten (Die Presse, 11. Novbr. 1868) 401
84. Eine Staatsruine (Neue Freie Presse, 30. Oktober 1866) . . 408
85. Der Salzburger Alamontade (Schlesische Presse, 24. Aug. 1873) 418
86. Theokratische Menschenopfer (Die Presse, 17. u. 18. Juli 1868) 426
87. Die Jesuiten in Oesterreich (1867) 441

Nachlese

88. Was ist Freiheit? (1861) 469
89. Ein Besuch in Wien (Die Presse, 11. Februar 1865) . . . 478
90. Zeichen und Wunder (Die Presse, 23. Mai 1865) 485
91. Ein trauriger Gedanke (Oesterreichische Rundschau, Wien, 15. August 1907) 490
92. Geglaubt und Vergessen (Neue Freie Presse, 16. Dezember 1866) 492
93. Eine Prophezeiung (Neue Freie Presse, 25. März 1868) . . 498
94. Wallfahrt, Lotto und Wiener Bank (Die Presse, 28. Juli 1869) 504
95. Oesterreichische Sinne (Der Correspondent, 14. April 1872) . 509
96. Die Verkannte (Schlesische Presse, 13. Juni 1873) 514
97. Krähwinkel und Weltstadt (Deutsche Zeitung, 9. Juli 1873) 520
98. Der Staat und sein Staatsbürger (Deutsche Zeitung, 15. August 1874) 530
99. Von den sozialen Wirkungen des Wiener Börsensturzes (Die Gegenwart, Berlin, 7. November 1874) 535

Anhang

Nachwort des Herausgebers 549
Anmerkungen 551
Minister-Tafel 556
Register 558
Inhalt 566

Berichtigung

Seite 250 Zeile 7 lies statt Bürgermeisterministerium: Bürgerministerium.

Seite 449 Zeile 33 lies statt betroffen: betrogen.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt.

Ferdinand Kürnberger

Literarische Herzenssachen

116,2 193

Ferdinand Kürnberger

Gesammelte Werke

Herausgegeben von Otto Erich Deutsch

Zweiter Band

Literarische Herzenssachen

Reflexionen und Kritiken

Neue
wesentlich vermehrte Ausgabe

M. C. M. X. I.
München und Leipzig
Verlegt bei Georg Müller

hd jena 35238 : 2

K 1041

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Motto:
Dedi tibi jus, da mihi judicium.

Literarische Herzenssachen

Vorrede

Ein neues Buch, — ein neuer Jahresring am ſchriftſtelleriſchen Lebensbaume! Möge er weiter gedeihen!

Ich verlange nicht, daß der Baum in den Himmel wachſe; meine Wünſche ſind billiger und beſcheidener. Es genügt mir, wenn der Baum nur ſein irdiſches Wachstum vollendet, indem er jene Zahl von Jahresringen erfüllt, welche, anſtatt in der Möglichkeit, ſchon in der Wirklichkeit gegeben ſind. Das tatſächlich Vorhandene bloß zu erneuern, war ja mein ganzes Programm. Mein Leſer kennt dieſes Programm. Es ſteht in der Vorrede zu dem einbändigen Romane „Der Hausty-rann", welcher im vorigen Jahre um dieſelbe Zeit und in demſelben Verlag erſchien. Es hat ſich — ſchrieb ich darin — durch einen gewiſſen Geiſt des Zögerns und Zauderns ſo viel Buch-Material in meinem Pulte geſammelt, daß ich vor demſelben faſt wie vor meinem eigenen Nachlaſſe ſtehe und mich nun ernſtlich zuſammennehme, mir ſelbſt die Dienſte eines Herausgebers zu leiſten, ehe ſich ein Fremder dazu entſchließen muß. So griff ich die Herausgabe dieſes Vorrates, um nicht zu ſagen Nachlaſſes, an und hoffte, „innerhalb fünf oder ſechs Jahren damit fertig zu ſein, wenn ich alljährlich ein Buch erſcheinen laſſe". Hoffnungen, die man in ſich ſelbſt ſetzt, hat man auch ſelbſt zu erfüllen die Macht, und ich erfülle die meinigen, ſofern mir die Parze den Faden und der Leſer den Geduldsfaden weiter ſpinnt. Nach den Siegelringen und nach dem Hausſtyrann übergebe ich im dritten Jahre das dritte Buch jenen Treuen und Freundlichen, die es empfangen mögen.

Es iſt eine ausgewählte Sammlung von Aufſätzen literariſch-kritiſchen Inhalts. Das Thema der einzelnen Stücke brachte der Tag und die Gelegenheit. Bald iſt es eine Reflexion über irgendein Intereſſe des Schrifttums, bald ein

literariſches Charakterbild, bald eine markante, Literatur oder Kunſt betreffende Tagesrichtung, bald Buchkritik im engeren Sinne. Die letztere im übertragenen Beruf einer Redaktion auszuüben, entſprach nie meiner eigentümlichen, der Freiheit und Selbſtbeſtimmung bedürftigen Sinnesart, und meine Kritiken erſchienen höchſtens in einem Journal, aber nicht im Engagement eines Journals. Der Leſer hört ſtets meine eigene Stimme — ſie ſei, wie ſie ſei — aber nie die Stimme einer Kritik, welche, wenn auch nur unbewußt, irgendeinem journaliſtiſchen Parteiſtandpunkte diente und Parteieinflüſſe abfärbte oder zurückſpiegelte.

„Literariſche Herzensſachen" war demnach ein Titel dieſes Buches, den ich weit weniger als weiland die Titelwahl „Siegelringe" zu erklären nötig haben werde. Er erklärt ſich von ſelbſt. Das Herz wird immer verſtanden. Und beteiligt war es in jedem Sinne an dieſen Aufgaben. Denn nicht nur ließ ich mir dieſelben, wie bemerkt, nie als Amt und Pflicht übertragen, ſondern ſtellte ſie mir nach eigener freier Herzenswahl ſelbſt; noch mehr aber als bei der Wahl der Lektüre ſpielte ſodann bei der Kritik der Lektüre ein vielleicht allzu übervolles Herz ſeine ſtarke Subjektivität aus. Aber ich brauche darüber kein Wort zu verlieren. Der Leſer ſieht auf den erſten Blick, wie wenig meine Kritik die Rezenſentenſprache ſpricht. Auch berühre ich dieſen Punkt faſt einzig nur in der Abſicht, um Gelegenheit zu nehmen, in einer anderen Richtung ein Wort daran zu knüpfen.

Werte Freunde, die es mir teils literariſch, teils perſönlich ſind, erweiſen mir nicht ſelten die Aufmerkſamkeit, mich mit ihren Novitäten zu beſchenken, und ich fühle recht gut die Pflicht des Dankes, um nicht zu ſagen, der bloßen Höflichkeit, das Geſchenk mit einem literariſch-kritiſchen Lebenszeichen meinerſeits zu erwidern. Ausnahmsweiſe geſchieht es wohl auch, aber — nur die Ausnahme iſt es, die Regel iſt die Unterlaſſung. Warum? Darauf gibt dieſes Buch vielleicht nun die Antwort. Hier, wo die Reihenfolge den Eindruck verſtärkt, wird man es erklärt und durch die Erklärung entſchuldigt finden, daß ich bei der Methode meiner Kritik un-

möglich ins Breite gehen kann. Es iſt, wie man ſieht, nicht die Methode des Richters, ſondern des Liebhabers. Es iſt die leidenſchaftliche Teilnahme des Liebhabers, womit die redenden Künſte auf mich wirken. Ein Buch wird mir zum Weſen, eine Angelegenheit der Schönliteratur zu einer perſönlichen Angelegenheit. Mehr als eines der Bücher, welche hier kritiſch beſprochen ſind, hat mich oft wochenlang faſt in eine Art von pathologiſchem Zuſtand verſetzt und meine Teilnahme an demſelben arbeitete erſt in raſtlos gärenden Monologen, ehe mich die kritiſche Feder von dem drangvollen Stoffe befreite. Und Glück genug, wenn die Kritik dann Zuſtimmung ſein konnte, denn noch ärger ſpielte mir in der Regel der Widerſpruch mit. Es iſt mir kaum möglich, eine Hervorbringung der Schönliteratur zu leſen, die mir nicht, wenn ich Verfehltes daran finde, faſt unmittelbar die Luſt einflößte, das Buch lieber ſelbſt zu ſchreiben, als zu kritiſieren, weil die Lehre nur in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt aber einzig das Beiſpiel demonſtriert. Eine ſolche Kritik nun müßte alle Zirkel eines Schriftſtellers ſtören. Mein Leben würde andern, nicht mir gehören und der Kometenbahn fremder Produktion ſtatt der vorgezeichneten eigenen folgen, wenn ich den Verſuchungen zur Kritik nicht grundſätzlich aus dem Wege ginge. Dem Anſcheine nach würden dieſe Verſuchungen freilich nur von Fall zu Fall ſich einſtellen, aber nach der Maßgabe meiner Hingebung hätten die Fälle im Nu zu einer fortlaufenden Kette ſich geſchloſſen, — zur Kette meiner Freiheit.

Kürzer darf ich mich über die W a h l meiner kritiſchen Liebhabereien erklären, wenn es anders Wahl heißen kann, denn gar ſehr lenkt Zufall und Stimmung das ſogenannte Wählen. In der Regel folgte ich dem Grundſatze — Kaprice mögen andere ſagen und ich leide es auch — daß ich nur ſelten Bücher beſprach, welche ohnedies das Ohr des Publikums haben und von aller Welt beſprochen werden. Wer es liebt, Bewegung zu machen, der kann es ja auf Wieſenpfaden ſo gut wie auf Etappenſtraßen. Leſſing und Goethe haben äſthetiſche Grundſätze unter das Publikum gebracht,

machten ſich Bewegung und teilten Bewegung mit, ob ſie berühmte oder obſkure Bücher beſprachen, und letzteres taten ſie bekanntlich auch. Kritik wird nie mit gebundenen Marſchrouten operieren müſſen, ſondern der Unterſchied ewig berechtigt bleiben — zwiſchen engagierter Tageskritik und freier Liebhaberkritik. Jene erholt ſich ja des Schadens ihrer perennierenden Dienſtbarkeit und gibt ſich, geſammelt, als hochtönende „Literaturgeſchichte" heraus; dieſe tut Buße für ihr ungebundenes Freiſein und nennt ſich beſcheiden „Literariſche Herzensſachen".

Nicht unbeſcheiden möchte ich zuletzt auch mein Motto gedeutet wiſſen. „Dedi tibi jus" ſoll nicht heißen: ich gebe dir Geſetze, ſondern bloß: ich glaube, dir dein Recht zu geben. Und wer glaubt das nicht? Freilich ſoll das Rechte und Richtige auch Geſetz werden; aber das braucht man ja nicht in Anſpruch zu nehmen; die Natur bringt es von ſelbſt dazu, ſofern es als recht und richtig auch öffentlich anerkannt wird. „Judicium" iſt denn die Hauptſache und hat den Hauptakzent.

So erwarte ich alſo mein Urteil. Der Kritiker ſtellt ſich der Kritik. Nur judiziere Freund oder Feind ſo, daß er, wie jeder Richter, das letzte Wort behalten, und die Kritik der Kritik, wie ſie z. B. Oskar Blumenthal wohl mit feinem Spürſinn für ein aktuelles Bedürfnis eingeführt hat, womöglich wegfallen kann.

Man merkt vielleicht, daß ich nach einem Erfahrungsfall ſpreche und dieſen Fall will ich anführen.

Es war bei Gelegenheit der „Siegelringe". Ich hatte die pöbelhaften Schmähbriefe der Reptilien, die mir im Laufe des deutſch-franzöſiſchen Krieges meine deutſchgeſinnte Publiziſtik zuzog, mit endlich verſagender Geduld aufs derbſte abgefertigt in dem Feuilleton: „Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige". Betroffen, faſt erſchreckt von dem ſtarken Ton dieſer Schrift, der ſo dicht an die äußerſte literariſche Grenze ging, meinte ein entſchieden wohlwollender und urteilstüchtiger Kritiker: ich hätte ein paar Proben jener Schmähbriefe mitteilen ſollen, um eine ſo ſanglante Abfertigung zu rechtfertigen.

Aber wenn ein ziviliſierter Literat ſchon an die Grenze des literariſchen Tones vorrückt, wird dann der Ton des obſkurſten und obſzönſten Zuavenpöbels ein ſolcher geweſen ſein, der ſich in guter Geſellſchaft nur nachſagen läßt, geſchweige daß er ſogar auch noch druckfähig wäre?

Aus Achtung vor dem werten Freunde, dem ich etwas zu wünſchen übrig gelaſſen, ergreife ich noch heute die Gelegenheit, um ihm das Nötige zu antworten, aber die Antwort, wie man ſieht, lag eigentlich nahe genug.

Ich werde daher nicht zu weit gehen, wenn ich mir erlaube, eine hochlöbliche Buch-Judikatur an die Würde des richterlichen Amtes zu erinnern, deſſen Seele wohl die Bedachtſamkeit iſt. Ich habe mich nie auf den Standpunkt ſtellen können, daß Lob oder Tadel für meine Intereſſen irgendwie meritoriſch wäre; aber mein ganzes Intereſſe iſt es, ob ich flüchtig und obenhin, oder umſichtig und wohlerwogen kritiſiert werde.

Wien, im Oktober 1876.

Ferdinand Kürnberger.

Die Blumen des Zeitungsstils

(1876)

Innerhalb der Sprache der Allgemeinheit gibt es so viele besondere Sprachen, als es in Handel, Gewerbe, Handwerk, Kunst, Wissenschaft, als es in jeder Ausübung menschlicher Tätigkeit Fächer gibt. Der Forstmann, der Bergmann, der Handelsmann, der Weber, der Buchdrucker sprechen im Konversationssaal die Sprache der Allgemeinheit, in ihrer Fachtätigkeit sprechen sie ihre besondere Kunst- oder Fachsprache.

Jede Fachsprache wird es durch zwei Elemente: durch Terminologie und Phraseologie.

Die Terminologie ist direkt notwendig. Sie hat Begriffe zu bezeichnen, welche nur dem Fache eigentümlich, außerhalb desselben dem begriffsreichsten Menschen unbekannt sind. Wenn der Weber sich nicht seinen Kunstausdruck oder Terminus bildet, so gibt ihm der Bauer, der Kaufmann, der Soldat, der Priester, so gibt ihm die ganze bürgerliche Gesellschaft kein Weber-Wort, weil sie keinen Weber-Begriff hat.

Die Phraseologie scheint überflüssig: da aber der Ueberfluß selbst wieder notwendig ist, so ist sie wenigstens indirekt notwendig. Die Phraseologie spielt mit der Sprache, verziert die Sprache, aber der Spiel- und Schmucktrieb ist in der Menschennatur ebenso uranfänglich vorhanden, wie der Bedürfnistrieb.

Zu ihrer Begriffssprache entwickelt daher jede Fachtätigkeit auch eine Blumensprache, zur Terminologie die Phraseologie. Ja, dies ist wahr und vollzieht sich mit solcher Notwendigkeit, daß Fachtätigkeiten, welche kaum eine Terminologie brauchen, doch eine Phraseologie sich zubilden.

Zum Beispiel die Journalistik.

Ihre Terminologie bestreitet sie vielleicht aus einem Halb-

dutzend techniſcher Ausdrücke wie Leader, Entrefilet, Communiqué uſw.; ſie iſt in dieſem Punkte faſt bedürfnislos. Das Machen einer Zeitung kann der Terminologie ſo ziemlich entbehren; dagegen das Schreiben der Zeitung folgt dem unwiderſtehlichen Geſetze der Fachtätigkeit, dem Zug vom Allgemeinen zum Beſonderen, zur Bild- und Blumenſprache, zu Redefiguren, die ihr eigentümlich, zu Ausdrücken, die ihr konventionell-geläufig, typiſch und ſtereotypiſch geworden, — zur Phraſeologie.

Ueber die Phraſeologie der Fachtätigkeiten fielen die Würfel des Zufalls. Wie alles, was aus Gewohnheitstrieb wächſt und wird, iſt keine Phraſeologie aus Wahl, Abſicht und Bewußtſein, ſondern jede aus glücklichem oder unglücklichem Ungefähr ins Daſein getreten.

Wie hübſch wäre es nun, wenn ein ſo wichtiges und unentbehrliches Lebensmöbel, wie es die Zeitung iſt, aus ihrem Kostopf eine Phraſeologie gezogen hätte, an der wir alle Freude haben könnten! Wie garſtig, daß das Unglück es anders gewollt hat! Es haben ſich Phraſen als ſpezifiſche Zeitungsphraſen eingebürgert, welche dem feinfühligen Geſchmacke mehr oder minder unangenehm ſchmecken, weil ſie das Unpaſſendſte, dem Geiſt und Sinn einer Zeitung Widerſprechendſte ſind und verkehrter kaum noch gedacht werden könnten. Die Zeitungspreſſe iſt das echteſte Kind des modernen Bürgertums und — ſpricht die Sprache ihres verhaßteſten Feindes: des feudalen, mittelalterlichen Rittertums! Die Zeitungspreſſe iſt eines der wirkſamſten Bildungsmittel, kann oder ſoll es wenigſtens ſein, und — ſpricht die Sprache des Pöbels!

Dieſe grauſame Ironie des Zufalls iſt ſo ärgerlich, daß ſie faſt amüſant wird, wie ja alles, ſogar der Galgen, ſeinen Humor hat! Es kann einem Spaß machen, die groteske Flora der Zeitungsblumen mit einem flüchtigen Blicke zu muſtern und ſarkaſtiſch zu belächeln. Wer iſt komiſcher: der ritterliche Zeitungsſtil oder der pöbelhafte Zeitungsſtil? Um den Preis der Verkehrtheit ringen ſie beide. Ein paar Stichproben davon mögen genügen.

1. Ritterlicher Zeitungsstil.

Ich sehe ein paar emsige Männer Haufen von frischen Zeitungsnummern durchwühlen. Die Zigarre dampft, die Papierschere klirrt, die Brille brilliert hin und her. Jeder findet den Ort, wohin er zu sehen hat, fast blind; sie haben es längst im kleinen Finger, wer die offizielle, wer die offiziöse und wer die inspirierte Zeitung ist, oder wer in den „unabhängigen" Organen die offizielle, die offiziöse und die inspirierte Chiffre. Sie wissen in der Amtlichen, Halbamtlichen und Unabhängigen den Leitartikel, die Korrespondenz, die Notiz, ja das scheinbar bedeutungsloseste Inserat zu deuten. Sie deuten das alles in bezug auf ihren eigenen Standpunkt. Der Innere merkt auf, wie man im Kulturkampf, der Aeußere in der Orientfrage, der Volkswirt in der Zoll- und Eisenbahnfrage denkt und wie diese Gedanken der Politik seines eigenen Blattes begegnen oder zuwiderlaufen. Wie nennt man diese Tätigkeit der lesenden, schreibenden, Schere und Rotstift handhabenden emsigen Männer? Ei doch, sie redigieren. Weit gefehlt. Sie stehen auf der Hochwacht! Wenn der Turmwart auf den Warttürmen der Städte, wie z. B. die Sachsenhäuser- und Friedberger-Warte bei Frankfurt, Luft und Erde seines weiten Horizonts durchspähte, ob er ein feindliches Ritterfähnlein in Sicht bekam oder ein Kauffahrerzug im Geleite einer befreundeten Stadt die Landstraße daherkroch, so hat mir dieser Mann zwar keine große Aehnlichkeit mit einem anderen Manne, welcher bei Gaslicht in seinem Bureau einen Haufen von Zeitungen durchwühlt; aber — der letztere läßt sich's nicht nehmen: er hält seine Hochwacht.

Und siehe da, alsbald entdeckt unser Hochwächter einen Zeitungsartikel, der ihn grimmig verdrießt. Was tut der Ergrimmte? Je nun, er brennt sich eine Zigarre an und schreibt gegen die Zeitung. Ich bitte, sich ritterlicher auszudrücken! Er wirft ihr den Fehdehandschuh hin.

Natürlich ist die gegnerische Zeitung nicht minder ritterlich, und da ihre Ritter soeben nachgedacht, was sie für die morgige Nummer schreiben sollen, so ergreifen sie mit Ver-

gnügen und ſchreiben gegen die Zeitung, welche gegen ſie geſchrieben. Weil aber beim Zeitungsſchreiben das Wort „ſchreiben" förmlich verpönt iſt, ſo werden ſie mit dieſer Zeitung nicht ſowohl Worte wechſeln, als: mit ihr in die Schranken treten.

Am hitzigſten ſchreibt der Jüngſte unter den Redaktionsrittern, denn eigentlich iſt er noch gar nicht Ritter, ſondern will ſich bei dieſer ſchönen Gelegenheit erſt ſeine Sporen verdienen.

Andere haben das längſt ſchon getan. In Tyoſt und Buhurt ergraut, ſieht man den berühmten Ritter Aaron Mendel für die zollfreie Einfuhr der Halbgarne eine Lanze brechen.

Faſt wird das Papier zu wenig — denn manchmal ſagt man ſtatt Kampfplatz oder Arena noch immer Papier; — da erwirbt ſich Simon Fränkel den Dank der ganzen Ritterſchaft, indem er mit einer Bravour, die er nur von ſeinem Ahnherrn, dem großen Eid, haben kann, für die zollfreie Hadern- und Lumpeneinfuhr ſeine Lanze einlegt.

So tummelt ſich die Ritterſchaft hüben und drüben. Die Schutzzöllner verteidigen ihre Zölle und die Manchesterleute ihren Freihandel. Das nennen ſie beiderſeits: ihr Banner hochhalten.

Sie ſuchen ihre Meinungen im Publikum zu verbreiten, oder diejenigen, welche mit ihnen ſchon gleicher Meinung ſind, zur öffentlichen Betätigung derſelben anzuregen; d. h. ſie fordern männiglich auf: ſich um ihr Banner zu ſcharen. Das Banner iſt entrollt, das Banner wird hochgehalten, man ſchart ſich um das Banner.

Ueber das Koſtüm und die Ausrüſtung der Ritter wüßte ich weniger Beſcheid zu geben; ich kann nicht ſagen, ob ſie Schärpen, Arm- und Beinſchienen, Ger und Brünne tragen: mit Beſtimmtheit kann ich nur die Kopfbedeckung bezeugen. Sie iſt der eiſerne Ritterhelm mit der verſchiebbaren Geſichtsſchiene. Dieſe letztere darf aber nie zum Schutz und zur Bedeckung des Geſichts dienen, denn unſre Ritter ſetzen ihren höchſten Ehrenpunkt darein: jederzeit mit offenem Vi-

sier zu kämpfen. Ich halte das für praktisch, denn es läßt sich nicht nur ehrlicher kämpfen, sondern auch besser die Zigarre rauchen — mit offenem Visier! (Anmerkung für die Neuzeit: Der Ritter, der den Preis davonträgt, welchen bekanntlich „die Dame" spendet, behält, schon des Handkusses wegen, selbstverständlich auch in diesem erquicklichen Augenblicke sein Visier offen; erst seit in modernerer Ritterzeit statt der Dame ab und zu der Generalsekretär der Aktiengesellschaften die Preise verteilt, könnte sich vielleicht auch das geschlossene Visier empfehlen, nämlich um die Schamröte der Bescheidenheit zu verbergen.)

War der Zeitungskampf ein Einzelkampf, so hat man der feindlichen Zeitung den Fehdehandschuh hingeworfen, ist in die Schranken getreten, hat sie aus dem Sattel gehoben, hat sie in den Sand gestreckt und hat schließlich den Preis davongetragen.

War es ein Massenkampf, so ist man gegen die feindliche Zeitung zu Felde gezogen, man macht Front gegen sie, man liegt mit ihr zu Felde, man schlägt sie aus dem Felde, und hat man sie endlich gezwungen, zum Rückzuge zu blasen, so wird der Vorkämpfer, wie König Pharamund, auf den Schild gehoben.

Ob Einzelkampf oder Massenkampf, immer aber war das Zeitungsschreiben ein Kampf, und die Zeitungsschreiber machen völligen Ernst daraus, Schreiben und Zigarrenrauchen, die friedlichsten Dinge von der Welt, als kriegerische und blutige zu stabilitieren. Nur wir Aelteren haben noch Spaß von diesem Ernst, die wir in der Gänsekielperiode und nicht in der rasselnden Erz- und Bronzeperiode des Zeitungsstils aufgewachsen. Die Jüngeren dagegen stecken in ihrem Ernste schon so tief, daß sie bereits in Verlegenheit wären, ihre Zeitung zu schreiben, ohne ein Banner hochzuhalten und in die Schranken zu treten. Ich glaube, es hieße sämtliche Zeitungsfedern zum Stillstande bringen, wenn man ihnen den ritterlichen Zeitungsstil nähme. Höchstens bliebe ihnen noch — der pöbelhafte Zeitungsstil übrig.

2. Pöbelhafter Zeitungsstil.

Wir können es uns nicht ersparen, der „Germania" den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern...

Ich möchte mir's doch ersparen.

Ich kann mit meinem Mitmenschen manches zu tun haben. Ich kann mit seiner Vernunft etwas zu tun haben, um sie zu überzeugen; ich kann mit seinem Herzen etwas zu tun haben, um es zu rühren; dagegen bleibt es mir schlechterdings unverständlich, was ich mit seinem Gesichte zu tun hätte. Unter allen Umständen bleibt mir sein Gesicht aus dem Spiele. Wie sich ein Mann von Erziehung entschließen kann, einem andern etwas „ins Gesicht zu schleudern", habe ich nie zu begreifen vermocht.

Wir werden unser Banner hochhalten, so sehr sich „Pokrok" bemüht, es in den Kot zu zerren.

Was hat der Kot mit dem Ideenkreise von denkenden Menschen zu tun? Welcher Interessenstreit könnte in irgendeinem Sinne beim Kot ankommen? Gehört der Kot in die Oekonomie politischer Parteien? Und wenn nicht, warum gehört er in ihre Sprache? Wenn Schweine reden könnten, so würde er wahrscheinlich eine wichtige Rolle spielen — in der Schweinesprache; aber in der Menschensprache? in der Journalistensprache? Ich beweise die Stärke meiner Sache und beweise die Schwäche der gegnerischen Sache; mag mein Gegner dann auf einem samtenen Diwan liegen: er ist ja doch ein Mensch und der Diwan ist menschwürdiger als der Kot. Wenn es auf mich ankommt, so brauche ich niemals Kot; es kann ewig trockenes Wetter sein. Ja, ich brauche auch dieses trockene Wetter nicht, um meinen Gegner in den Staub zu treten! Ich baue meine Zeitung weder aus Kot, noch aus Staub, sondern überlasse diese Stoffe den freundlichen Schwalben zu ihrem Nesterbau.

Die Kreuzzeitung und die Volkszeitung liegen sich einander in den Haaren...

Ein Schauder überläuft meinen Rücken! Wer kann sich die Möglichkeit vorstellen, daß gebildete Menschen „sich in den Haaren liegen"? Ich habe es noch nie von den unge-

bildetsten gesehen! Ich hörte Gassenbuben und Fischweiber sich schimpfen, aber so leidlich zivilisiert sind unsere Städte, daß selbst die Hefe des Stadtpöbels mir in fünfzig Jahren noch nie das ekelhafte Schauspiel geboten, wie zwei sich in den Haaren liegen. Und nun versichert mir der Sprachgebrauch der Zeitungen, daß Männer, welche Bildung haben und Bildung verbreiten — sich in die Haare geraten und sich in den Haaren liegen!!

Wer kann ein Journal, seinen Charakter und seine Ueberzeugungstreue achten, welches heute *begeifert*, was es gestern verhimmelt ...

Wer geifert? Das kleinste der kleinen Kinder, der Säugling. Hierauf die Furie im entsetzlichsten Ausbruch ihres pöbelhaften Affekts, und schließlich der Narr in der Zwangsjacke, der tobsüchtige Rasende, dem der Schaum vor den Mund tritt. Die Zeitungen selbst aber meinen — mit dem unmündigsten Kinde, mit der ekelhaftesten Megäre, mit dem unheilbarsten Wahnsinnigen sei noch der Vierte im Bunde: ein Zeitungsredakteur! Der nächstbeste ihrer Kollegen geifert in jedem ihnen beliebigen Augenblicke!

Ich weiß nicht, ob meine Leserinnen, welche an andere Blumenbuketts gewöhnt sind, noch mehr von diesen Zeitungsblumen wünschen. Die mitgeteilten Probeexemplare waren aus dem Kot und aus dem Staub gepflückt, mit ausgerauften Menschenhaaren gebunden und mit dem Tau von Geifer besprengt. So zubereitet wurden sie uns galant überreicht, nämlich ins Gesicht geschleudert.

Wir lächeln grinsend unsern Dank und wollen uns sachte verabschieden, da erwischt uns der Zeitungsantholog beim Zipfel und nötigt uns noch sein Bestes auf, ein paar ganz exquisite und superfeine Blümchen, die schon ihres romantischen Fundortes wegen zarten Seelen interessant sein müssen. Sie wachsen nämlich — dicht unterm *Galgen*.

Wer wird da *gegeißelt*? Körperliche Strafen sind doch längst schon abgeschafft; sage mir, Henkersknecht, wer trug dir auf, ein so bestialisches Urteil ...

Ich bin kein Henkersknecht, sondern ein Zeitungsredakteur,

und ergötze mich höchlich daran, einen meiner Kollegen zu geißeln. Ich habe ihn erſt mit ätzender Lauge überſchüttet, was ich von einem Waſchweibe lernte; es nützte nichts, und nun geißle ich ihn, was ich vom Gevatter Henker lernte.

Silberglöckchen, Zauberflöten
Sind zu eurem Schutz vonnöten;

und Waſchweib und Henker zum Journal-Redigieren!

Ich weiß freilich: das Geißeln kommt nicht aufs Kerbholz der Zeitung allein; die Sprache der ſatiriſchen Literatur hat es längſt ſchon gehabt. Wir haben es aus den lateiniſchen Schulen aufgegriffen, durch die jeder Deutſche geht; wir fanden es ſchon bei den Römern.

Das iſt wahr und doch nicht ganz wahr. Wo wir geißeln ſagen, ſagt der Römer castigare, aber das heißt castum agere, etwas keuſch und rein machen. Dieſe Etymologie fiel mit vollem Verſtändnis ins römiſche Ohr und ſie klingt menſchlich genug. In unſer Ohr fällt nichts als die klatſchende Geißel, ein Bild der nackten Beſtialität. Wir haben castigare ziemlich leichtſinnig mit „geißeln" überſetzt; dieſes heißt flagellare, aber das gebraucht ſelbſt der harte und grauſame Römer nicht in jener geiſtigen Bedeutung, welche bei uns durch das mißbräuchliche „geißeln" geſchändet wird. Die richtige Ueberſetzung für castigare wäre „züchtigen", wo ins deutſche Ohr der Begriff Zucht, — „Zucht und Sitte" fällt, ſo daß züchtigen faſt „ſittigen" heißt und genau den Begriff von keuſch- und rein-machen bekommt. Geißeln iſt einfach viehiſch und entbehrt jedes moraliſchen Begriffs.

Und möchte „geißeln" noch eine frühere und ſchon überlieferte Unart des Sprachgebrauchs ſein; neuere und durch den Zeitungsſtil allein in Schwung gekommene, von ihm mit Vorliebe und verſchwenderiſch gebrauchte Ausdrücke kultivieren die Roheiten der Henkersſprache noch eines weiteren. Denn nicht nur, daß die Zeitungen mit nie geſättigter Wolluſt untereinander ſich geißeln; ſie brandmarken ſich auch, ſie drücken ſich ein Brandmal auf

die Stirne und sie stellen sich an den Pranger. Zum deutlichen Beweis, daß die Zeitungssprache die Galgensprache nicht zufällig, sondern als ein tiefgefühltes Bedürfnis und in all ihren Variationen sich anzueignen liebt.

Als ein tiefgefühltes Bedürfnis! Ist es an dem, so dürfen wir unsere Kritik nicht schließen, ohne auf mildernde Umstände zu plädieren. Und fast scheint es uns so. Es möchte Ernst sein, völliger Ernst mit dem tiefgefühlten Bedürfnis.

So viel ist wenigstens wahr: die Zeitungspresse hat ein natürliches Bedürfnis, eine starke und nachdrückliche Sprache zu sprechen. Das eingeräumt, — wie wir es gerne tun, — finden wir ein versöhnendes Moment darin und können den Richter in den Verteidiger verwandeln. Wir haben die Zeitungspresse, und wohl mit Recht, das ureigenste Kind des modernen Bürgertums genannt, aber das Bürgertum ist ein gar zahmes, friedliches und zivilisiertes Geschöpfchen; woher nähme das eine starke und nachdrückliche Sprache? Ei, von denen, welche sie haben! Das mittelalterliche Rittertum hatte sie, und der Pöbel aller Zeiten hat sie. Also wäre es immerhin natürlich, begreiflich, nachgewiesen und menschlich-motiviert, warum die bürgerlichste Institution eine Junkersprache, die gebildetste eine Pöbelsprache spricht, warum sie in jenem Falle lächerlich, in diesem ärgerlich und in beiden geschmacklos spricht.

Aber wie wir die Schuld auch mildern, ein Unglück bleibt es trotz alledem. Und nur mildern, nicht gänzlich aufheben können wir die Schuld. Hat nämlich die Zeitungspresse das Bedürfnis einer starken und nachdrücklichen Sprache, so hat sie es auf dem ganzen zivilisierten Erdkreis und nicht bloß in Deutschland allein. Desungeachtet bietet uns keine Journalistik — weder die englische, noch die französische, italienische, spanische, russische — keine Journalistik der ganzen Kultur-Peripherie bietet uns das Schauspiel jenes junkerlich-pöbelhaften Gallimathias, welcher die deutsche Journalliteratur entstellt. Es müßte also doch wohl möglich sein, auch im Deutschen stark und nachdrücklich, aber ohne gedankenlosen Sprachverderb, zu sprechen. Und brauchen wir denn

einen bündigeren Beweis dieſer Möglichkeit als unſre Klaſſiker? Ich denke, Leſſing hat ſtark und nachdrücklich zu ſprechen gewußt! Gottlob, daß unſere Klaſſiker endlich wohlfeil geworden und in Volksausgaben das Gemeingut aller zu werden fähig ſind; dieſes Gegengift ſtellt juſt zur rechten Zeit ſich ein, um den Verfall des reinen Sprachgefühls noch eine Weile aufzuhalten, weil es ja doch das Unglück gewollt hat, daß das verbreitetſte Literatur-Element, die Journaliſtik, eine ſo unreine Sprache bei uns in die Phantaſie und auf die Zunge aller gelegt!

Und ſo leſe ich denn ſchon lange meinen Leſſing faſt nur noch aus formalen Gründen, denn das Sachliche, inſofern es bleibend, ging ja in Fleiſch und Blut über; faſt der halbe Leſſing aber beſteht leider aus Sachlichem, das vergänglich war und das veraltet iſt. Wer lächelt nicht ſchmerzlich, wie viel Papier ein Leſſing daran wendete — um einem Epiker Duſch, oder ſelbſt einem Herrn Geheimderat Klotz ihre nebelköpfigen Dummheiten zu beweiſen! Welch prächtige Donnerwetter um ſolcher Omelette willen!

Aber die Donnerwetter füllen mein Ohr mit ihrem erhabenen Schall! Dieſe Donner- und Wetterſprache leſe ich — etwa wie ein Römer unter Theodorich die Klaſſiker des Auguſtus las, — bloß um mir die Sprache blank zu putzen, welche reißend ſchnell zu verroſten droht, bloß um mich zu erinnern und mir gegenwärtig zu halten, wie man ein ſtarkes und nachdrückliches Deutſch ſprechen kann — auch ohne Lanzen zu brechen, Banner zu ſchwingen, in den Haaren zu liegen, in die Geſichter zu ſchleudern, ſich in den Kot zu zerren und ſich an den Pranger zu ſtellen.

Sprache und Zeitungen

(1866)

Als die preußische Stempelsteuer für deutsche Zeitungen dekretiert wurde, während fremdländische frei eingingen, wußte der Münchener Punch einen guten Rat. Er meinte, die deutschen Zeitungen sollten einmal berechnen, wieviel deutsche Wörter und wieviel fremde ihr Text hätte; wahrscheinlich fänden sie den gegründetsten Rechtstitel, als ausländische Journale zu passieren.

Für Puristen (Sprachreiniger) mag das ein guter Witz gewesen sein. Was uns betrifft, wir sind eigentlich nicht Purist und finden jene Satire schon nicht mehr gerecht. Sie paßte vollständig für ein gewisses Stadium der deutschen Sprachgeschichte. Sie paßte z. B. für das Franzosendeutsch, welches vom Dreißigjährigen Krieg bis auf Friedrich II. herrschte. Sie paßte für das französische Salonkauderwelsch, welches noch in den dreißiger und vierziger Jahren die Romane der Hahn-Hahn lächerlich machte. Nur Blinde können leugnen, daß die deutsche Schreibart seitdem reiner, natürlicher, nationaler geworden ist. Und zuletzt macht es im Gebrauch der Fremdwörter einen großen Unterschied, ob man sie mutwillig, aus purem Affentrieb annimmt, oder im Geiste einer wirklichen Bereicherung und Ergänzung des nationalen gegenüber dem kosmopolitischen Genius. Schon Karl V. bemerkt, es heißt so viele Seelen haben, als man Sprachen spricht, und Varnhagen erinnert im echtesten Zeitgeist unserer Freihandels-Aera, daß im internationalen Verkehr der Völker nicht nur Güter zum Austausch kommen, sondern auch Ideen und Ideenkleider — Wörter. Die Theorien sind überwunden, die darauf drangen, „daß das Geld im Lande bleibe", oder die von einer „Ueberschwemmung unserer Märkte" sprachen, wenn wir mit den Wohltaten der Natur und des

Fleißes von jenſeits unſerer Kirchtürme berieſelt wurden. Ebenſo lächerlich kann der Puriſt werden, der mit der Schlafmütze auf dem bezopften Schädel ängſtlich aus ſeinen Kyffhäuſer-Träumen aufſchreit, daß jeder Sprachſechſer im Lande bleibe und ja nicht gegen die Sixpences oder Franks und Bajocchi der gottloſen Fremden verwechſelt werde.

Als ob Sprachbereicherung effektiv Sprachverderb ſein müßte! Und als ob Sprachverderb nur von außen und nicht auch von innen kommen könnte! Leider, er kommt auch innen! Und die Quelle, aus der er kommt, iſt jene Literatur, welche vor allen Harpyen des Leipziger Meßkatalogs, vor allem, was für Belehrung, Unterhaltung, Müßiggang, Unſterblichkeit, Wiſſenſchaft und Verdummung geſchrieben, gedruckt, verlegt und eingeſtampft wird, den koloſſalſten und überwiegendſten Sprachverbrauch an ſich geriſſen — der Journalismus.

Der Journalismus dringt, wie der Sauerſtoff in der Luft, zerſtörend, zerſetzend, auflöſend und freilich auch neubildend auf das feſte Gebilde der Bücherſprache ein, er allein reagiert tätiger auf ſie als alle übrigen Sprach-Agenzien zuſammengenommen. Neuerungen in einzelnen Wörtern und ganzen Redensarten, Neuerungen in Orthographie und Syntax, kurz Sprach-Neuerungen in allen Muſtern kreiert der Journalismus faſt ausſchließlich. Was der geſamten Buchliteratur nicht gelingt, vollendet leicht und ſpielend die Blattliteratur. Sie iſt das Mäuschen, welches die Netze zernagt, in denen die Löwen ihre Ohnmacht fühlen. Voltaire wollte den Franzoſen ſtatt des übelklingenden Août das latiniſierende August inſinuieren, Goethe den Deutſchen ſtatt Eidechſe Lazerte. Die beiden mächtigſten Sprachkaiſer der modernen Welt haben 80 Jahre ihres Lebens drangeſetzt und dieſe winzige Neuerung nicht forciert. Jean Paul ſchrieb in Dutzenden von Romanen, welche die tonangebende Welt beherrſchten, Hilfmittel und Neuerungſucht ſtatt Hilfsmittel und Neuerungsſucht; aber der vergötterte Mann hatte nicht Hilfsmittel genug, ſeine kleine unſchuldige Neuerungsſucht durchzuſetzen. Man leſe dagegen die Sprache Voltaires, Goethes und

Jean Pauls im Journalismus — und sie ist um und um revolutioniert. Der Journalismus hat noch ganz andere Dinge mit ihr fertig gebracht.

Wer zweifelt daran? Schreiber dieses ist noch kein alter Mann und doch ist ihm ein Teil seiner Schul- und Jugendsprache bereits abhanden gekommen. In seiner Jugend schrieb man Gegenwart, heutzutage sagt man Jetztzeit, ein greulicher Zischlaut, einer Schlangensprache würdiger als einer Menschensprache! In seiner Jugend sagte man der Anfang, die Beurteilung. Jetzt sagt der Journalismus die Inangriffnahme, die Inbetrachtnahme. Es fehlt wenig und man wird bald auch schreiben: die Inslebentretung; hin und wieder ist's schon geschehen. Statt der Schreibart: ein gewisser Meyer, taucht mehr und mehr das Gelüste auf, ein sichrer Meyer zu schreiben. Unlogisch sind im Grunde beide Ausdrücke, sie wollen nahezu ihr Gegenteil bezeichnen, nämlich das, was ein wenig ungewiß und unsicher ist. Aber der Gebrauch von jenem „gewiß" wird vom Sprachgenius wenigstens durch die Analogie gedeckt; man sagt, ein gewisser Meyer, wie man sagt: ich habe ein gewisses Gefühl, es gibt gewisse Dinge usw. Man sage in diesen Fällen statt gewiß sicher, und die Verstandlosigkeit springt sofort in die Augen.

Noch ärger aber wird dieser mutwillige Kitzel der Neuerungssucht, wenn er ohne Grund und Verstand noch mehr als den Sprachgebrauch, nämlich das Sprachgesetz, die Grammatik selbst verletzt.

Das zusammengesetzte Verbum übergehen ist trennbar und untrennbar, nicht nach Belieben und Laune, sondern nach dem Wechsel seiner Bedeutung. Einen andern Sinn gibt „ich übergehe" und einen andern „ich gehe über". Dort ist die Hauptsache die Person, hier aber die Richtung, in welcher gegangen wird. Die Deutlichkeit der letzteren Bedeutung verstärkt sich noch durch eine Präposition, und Präpositionen haben, solange die Welt steht, die Raumverhältnisse, den Ort und die Richtung einer Tätigkeit angezeigt. Man sagt: ich gehe zu einer Sache über.

Gar nicht ſelten aber ſchreiben bereits die Zeitungen: „wir übergehen zur Tagesordnung", anſtatt: wir gehen zur Tagesordnung über. Wenn's nur neu klingt! Möchte es doch der boshafte Zufall recht oft fügen, daß ſich beide Bedeutungen dicht nebeneinander einſtellten, denn das gäbe dann ſo prächtige Sätze, wie z. B. dieſen: Indem wir dieſen Punkt übergehen, übergehen wir zu folgendem Gegenſtand!!

Die genannten Ausdrücke ſind ſo unglücklich, größtenteils ſchon für Auge und Ohr ſo beleidigend, daß man ſie nur zu nennen braucht, um ſie zu richten. Sie kritiſieren ſich von ſelbſt. Ein wenig verſteckter liegt die Unſchönheit oder Sinnwidrigkeit — um über einzelne Wörter hinauszugehen — in folgenden Phraſen und Redensarten, welche Kinder des Journalismus ſind, und welche von der Umgangs- und Bücherſprache ſchon nachgeſagt werden, ohne daß jemand ein Arg daran hätte. Indem wir ſie anführen, wird man uns daher Raum gönnen müſſen, es unter Begleitung kleiner kritiſcher Erkurſe zu tun.

Ein Lieblingsausdruck des Journalismus iſt die Redensart: unberechenbare Tragweite. Wir denken recht gut die Zeit, wo man ſich noch mit Folgen und Wirkungen begnügte, die man etwa groß oder wichtig nannte. Das reicht nun länger nicht aus. Die guten ehrlichen Alten ſind geſtürzt, entthront von dem jüngeren Zeus der unberechenbaren Tragweite. Ein ſtattliches Wort, wir geſtehen es! Wenn es nur ebenſogut die Kritik vertrüge, als es pompös ins Ohr fällt! Das Wort iſt bildlich und das Bild iſt von dem Geſchützweſen entlehnt. Aber wie weit trägt ein Geſchütz? Wenn's hoch kommt, eine halbe Meile. Und mit dieſer Spanne im Raume will man die Unendlichkeit geſchichtlicher Wirkungen in der Zeit vergleichen? Und der Vergleich ſoll noch grandios ſcheinen? Aber freilich, die Tragweite allein tut's nicht. Sie muß unberechenbar ſein, das iſt der Effekt von dem Defekt. Ein Defekt in Wahrheit! Wir leugnen zwar nicht, daß manches in die Geſchichte getreten iſt, was wohl unberechenbar heißen kann, z. B. das Pulver, die Buch-

druckerkunſt, die Entdeckung von Amerika, die Reformation, die Enzyklopädie, die Elektrizität, der Dampf. Aber es läßt ſich zählen. Wir möchten nicht jahraus jahrein faſt bei allem, was um uns vorgeht, mit dem Bekenntnis zur Hand ſein, daß es uns „unberechenbar" deucht. Das iſt demütigend. Das iſt kein Zeugnis für den Scharfſinn der menſchlichen Denkkraft. Der Koloß der unberechenbaren Tragweite tut vielleicht einmal im Jahrhundert ſeine Wirkung; täglich produziert, wird er ein recht kleiner, hilfloſer Zwerg.

Eine Journal-Kreatur, die jedermann zuläßt, die aber faſt allein ſchon imſtande wäre, uns das ganze jüngere Schrifttum zu verleiden, iſt der Gebrauch des Wortes *vertreten*. Sonſt ſprach und ſchrieb man: Herr A. hat den Hamlet geſpielt, der Düſſeldorfer Maler B. hat eine Landſchaft nach München geſchickt. Jetzt ſchreibt und ſpricht man: der Hamlet war durch Herrn A. vertreten, Düſſeldorf war durch eine Landſchaft von B. vertreten. Iſt dieſe Neuerung gleichgültig? Wir glauben es nicht; wir halten ſie vielmehr für bedeutungsvoll. Es bedeutet einen gewiſſen Servilismus des Subjekts gegen das Objekt, der uns weder anſtändig noch logiſch deucht. Der Ausdruck iſt dem Parlamentarismus entlehnt. Fünfzigtauſend Menſchen z. B. ſchicken einen ins Parlament, der ſie vertritt. Hier erſcheint der Eine im Dienſte der Fünfzigtauſend; das hat ſeinen Sinn. Welchen Sinn aber hat es, daß ein Schauſpieler den Hamlet vertritt oder daß ein Maler Düſſeldorf vertritt? Der Schauſpieler vertritt nicht den Hamlet, er *ſchafft* ihn. Der Hamlet des Shakeſpeare iſt nur für die Einbildungskraft da, der Hamlet mit Mienen und Gebärden, der Hamlet der ſinnlichen Anſchauung iſt das *Werk* des Schauſpielers. Ebenſo ſchickt ein Düſſeldorfer nicht eine Landſchaft nach München, um Düſſeldorf zu vertreten, ſondern um ſich ſelbſt zu vertreten, in *ſeinem* Intereſſe, nach *ſeinem* Belieben. Sehen wir alſo dem „Vertreten" ſchärfer ins Auge, ſo iſt es genau aus dem Geiſte geboren wie die unberechenbare Tragweite: ſein Weſen iſt äußere Großheit bei innerer Armut. Denn freilich iſt dem kleinen kurzen Daſein der Individualität ſcheinbar

geſchmeichelt, daß man ihr den großen Hintergrund der Gattung gibt, daß man ſie als Repräſentanten auffaßt und zum Ambaſſadeur ihres ganzen Begriffes ſtempelt. Wie aber der Ambaſſadeur ſeine meiſten und liebſten Handlungen denn doch auf eigene Rechnung vollzieht, z. B. bei Tiſch oder in der Liebe; ſo wird die freie, lebendige Individualität ganz gewiß wünſchen, in ihrem eigenen Namen zu exiſtieren und nicht als Silhouette in der Schattenwelt der Begriffe zu lohndienern. Dieſe Auflöſung und Nichtachtung der Perſönlichkeit ſcheint uns in merkwürdiger Uebereinſtimmung mit dem zu ſtehen, was man heute den Materialismus nennt, ja wir erblicken in dem Ausdrucke „vertreten" das wahre Schibboleth dieſes Materialismus. Sollten wir nämlich kurzweg ſagen, was Materialismus iſt, ſo würden wir ſagen: er iſt das Setzen der Sache über die Perſon. Und das iſt die Signatur unſeres Zeitalters. Eine rapide Folge großer Erfindungen hat die Generation ſo überraſcht und trunken gemacht, daß ſie in Anſtaunen ihrer eigenen Werke nach Art der Wilden ihre Gebilde für göttlicher hält als ſich ſelbſt. Sie nennt ihr Zeitalter das Jahrhundert des Dampfes, während man im vorigen Jahrhundert von einem Zeitalter Rouſſeaus und Friedrichs des Großen ſprach. Für dieſe Denkungsart iſt der Ausdruck „vertreten" wie geſchaffen. Er verleiht der Sache den erſten, der Perſon den zweiten Rang. Er kehrt das natürliche Verhältnis vom Subjekt und Objekt um und ſtellt den Geſichtspunkt ſo, als ob die Dinge nicht durch den Menſchen da wären, ſondern ganz abſtrakt durch ſich ſelbſt, und der Menſch nur angeſtellt wäre, ſie zu vertreten. Kurz, der Sturz des Idealismus! Aber noch leben Idealiſten, Leute, welche den guten Willen haben, gut zu ſprechen und zu ſchreiben. Dieſe machen wir aufmerkſam, wie ſehr ſie ihren Stil verunzieren, wenn ſie dem Journalismus ſolche Barbarismen nachſchreiben. So leſen wir z. B. in Tſchudis Tierleben der Alpen ſehr oft, wie dieſe und jene Tiergattung „bei uns vertreten" iſt — was ſich in einem Naturgemälde, wo doch alles nur konkrete Sinnlichkeit iſt, doppelt leidig ausnimmt. Als ob ein Bär auf dem Jura

hauſte, um das Bärengeſchlecht in der Schweiz zu „vertreten“!

Ganz das nämliche, wenn auch im minderen Grade, haben wir der Phraſe „angezeigt“ nachzuſagen. Dieſer Kunſtausdruck gehörte ſonſt ausſchließlich der praktiſchen Heilkunde an. Er ſcheint erſt in den letzten Jahren, in welchen Cholera und Typhus den Verkehr zwiſchen Arzt und Publikum ſo verhängnisvoll geſteigert haben, aus dem Munde der Aerzte in die Schriftſprache, und hier zunächſt in den hungrigen Schlund aller Neuerungen, in die Journalſprache, übergegangen zu ſein. Vor zwei Dezennien kannte ihn keine Zeitung; heute ſpielt er eine außerordentlich beſchäftigte Rolle. Ueberall wo man ſonſt paſſend, dienlich, ſchicklich, ratſam, anwendbar, wohltätig, erfolgreich, heilſam, geboten, erſprießlich, dankbar, zweckmäßig, lohnend, erforderlich, notwendig, ſchuldig, nützlich geſagt, kurz einen Ausdruck erwählt hätte, welcher die individuelle Phyſiognomie der Sachlage ſprechender porträtiert hätte, dort iſt jetzt alles angezeigt oder nicht angezeigt. Eine Unzahl von zarteren Ausſprüngen des Sprachwuchſes wird durch dieſe Redensart vernichte, ja, es iſt eigentlich nicht abzuſehen, wie weit dieſe Vernichtung nicht gehen ſollte. Denn daß „angezeigt“ einfach die Synonyma verdrängte, d. h. ein einzelnes Wort das andere, wäre noch der geringere Nachteil; aber auf den Ruhepunkt eines ſolchen Schlagwortes wird oft der ganze Gedanke ſelbſt umgelegt. Warum z. B. ſollte ein moderner Flaneur ſein Gehirn anſtrengen und den Gedanken erzeugen: eine Strafe würde die Selbſtachtung dieſes Kindes in ihrem zarteſten Keime verletzen — wenn ihm ſein Zeitungsſtil die Phraſe an die Hand gibt: eine Strafe wäre hier nicht angezeigt? In der Vulgärſprache verſchluckt man Silben und Wörter; wie bequem iſt es nun, den Gedanken ſelbſt zu verſchlucken! Der Preſſe, die oft ſo peinlich preſſiert iſt, könnte man ſolche Abbreviaturen noch nachſehen; wenn wir aber bedenken, daß von den Millionen Zeitungs-Exemplaren, welche zu jeder Stunde geleſen werden, die Phraſeologie unaufhaltſam ins Volk dringt, ſo müſſen wir auch der Preſſe

ſolche gedankentötende Phraſen ſtrenger zurechnen. Sie verderben die Umgangsſprache, machen ſie fauler, monotoner, langweiliger.

Mit einer andern Phraſe macht ſich's der Journalismus als Kunſtkritiker bequem. Wir meinen die Phraſe: ein ſchönes Streben. Was iſt heutzutage gangbarer, als dieſem und jenem Künſtler ein ſchönes Streben nachzurühmen, ſein ſchönes Streben zu loben, ihm ein ſchönes Streben zu bezeugen uſw. uſw.? Die Kunſtſprache früherer Kritiker kennt dieſen Ausdruck nicht; ſelbſt Goethe, der doch ganze Generationen zu beurteilen hatte, braucht ihn kaum zwei- oder dreimal. Heutigen Datums aber iſt er landläufig. Wir halten das für ein betrübendes Zeichen der Zeit. Es muß eine Zeit des Marasmus, der byzantiniſchen Greiſenhaftigkeit ſein; es muß ein gewiſſes Bewußtſein von Unfähigkeit und Ohnmacht durch die Gemüter ſchleichen, wenn in der Kunſt, die vom Können ſich nennt, das bloße Streben zugerechnet wird. Wie? haben wir uns oft gefragt, will man ſich wirklich mit dem Streben begnügen? Will man dem Streben im Ernſte die Würde und das Verdienſt des Machens zuerkennen? Was iſt ſchön am Streben, wenn nicht das richtige und entſprechende Verhältnis zu einer Tat? Wenn ein Lappländer das Streben hätte, auf ſeinem Grundſtück Orangen zu ziehen, wäre das auch ein ſchönes Streben? Das Streben ohne Frucht iſt alſo unmöglich ein ſchönes, vielmehr ein krankhaftes, eitles; das fruchtbare Streben aber iſt über den Ausdruck ſtreben hinaus: es iſt ein Erreichen, ein Fertigmachen, es iſt eine Tat. Was heißt alſo: ein ſchönes Streben? Heißt's eine Tat? Nein, denn ſonſt würden wir dem Täter die Tat rühmen. Heißt's ein Tun-wollen, aber nicht -können? Es ſcheint ſo. Oder heißt's nicht einmal ein Tun-wollen, ſondern nur ein Haſchen nach dem Effekt, ein Geizen nach dem Gewinn, ein Jagen nach der Ehre der Tat, ohne daß man überhaupt etwas tun wollte? Es ſcheint noch mehr ſo. Das ſchöne Streben wäre alſo eine jener Phraſen, womit die Preſſe das Virtuoſentum, oder vielmehr, da der ausgewachſene Virtuos ungleich ſtärkerer

Koſt bedarf, die Brut des Virtuoſentums, die zarte Jugend der künftigen Taugenichtſe pflegt. Das ſchöne Streben verträte demnach auf den Kunſtpäſſen die Rubrik der Polizeipäſſe: Beſondere Kennzeichen — keine. Die Charakterloſigkeit, die undefinierbare Mittelmäßigkeit, die Abweſenheit irgendeines beſtimmten Kraftausdruckes, kurz, alles was ſonſt Halbheit, Schwäche, Unfertigkeit, Dilettantismus, Nihilismus hieß, das ſoll unter der Empfehlung eines ſchönen Strebens endlich dreiſter auftreten dürfen. Wir verwahren uns dagegen! —

Mit den obigen Phraſen im direkten Widerſpruch ſteht die Phraſe: eine M i ſ ſ i o n haben. Miſſion heißt Sendung und zwar Sendung von Gott. Moſes hatte eine Miſſion, die Jungfrau von Orleans hatte eine. Aus der Heiligenſprache ging das Wort in die Profanſprache über und zwar für große und erhabene Veranlaſſungen. Der Journalismus endlich tilgte auch dieſe letztere Bedeutung daran; in ſeinem Streben, den Tag möglichſt intereſſant zu machen, beehrt er alles beim Tag und der Stunde Beſchäftigte mit dem Kompliments, daß es eine Miſſion habe. Seltſam; während der Menſch die Dinge nicht mehr erzeugt, ſondern nur noch vertritt, während er keine Tat mehr hat, ſondern nur noch ein ſchönes Streben, wird ihm desungeachtet jede Bagatelle zur Miſſion. Im Munde der Zeitungen hat der moderne Menſch keinen Beruf, keine Pflicht, keine Arbeit mehr, ſondern er ſchwimmt in Miſſionen. Aber wie komiſch, wenn ein Legationsſekretär dritten Ranges eine Miſſion nach Flachſenfingen hat, oder wenn eine Sängerin durch einen Schnupfen ihrer Miſſion entzogen wird, oder wenn ein Dorfgeſchichtenſchreiber im Drama ſeine Miſſion verfehlt und in der Kuh- und Ochſenpoeſie ſeine Miſſion erfüllt uſw.!

Der Ausdruck Beruf iſt alſo mit Miſſion offenbar ſchlecht überſetzt. Was aber ſollen wir dazu ſagen, daß in allen Diktionärs der Zeitungsbureaus engagieren zu deutſch g e w i n n e n heißt? Eine wunderliche Ueberſetzung! Indem wir ſie zu begreifen ſuchten, war unſer erſter Gedanke, man überſetzt vielleicht ſo in ſeltenen und ausnahmsweiſen Fällen,

in Fällen, wo wirklich ein ausgezeichneter Grad von Höflichkeit „angezeigt" ist. Man sagt für engagieren *gewinnen*, etwa von einem großen bedeutenden Künstler, welchen gleichzeitig viele zu engagieren wünschen, so daß derjenige, der ihn wirklich engagiert, in der Tat wie der glückliche Gewinner eines Treffers zu betrachten ist. Aber dem ist nicht so. Nicht bloß das Beste, alles wird „gewonnen". Die obskursten Namen werden gewonnen, frische und ausgesungene Stimmen, neue und abgespielte Komödianten. Auch gut. Im Grunde ist es so mißbräuchlich nicht; jeder Mietkontrakt zielt auf Gewinn; jeder, der ein Engagement anbietet, hofft zu gewinnen. Also schreiben wir statt engagiert, gewonnen werden. Aber schreiben wir's konsequent; schreiben wir auch: die Köchin ist von ihrer Frau, der Schneidergeselle von seinem Meister gewonnen worden. In der Tat dürfte eine gute Köchin viel schwerer zu *gewinnen* sein als ein Hüpfer und Schreier. Nicht doch, sagt ihr, man will der *Kunst* die Ehre geben. Wirklich? Wir wollen sehen! Zeigt uns also gefälligst das Zeitungsblatt, auf welchem gedruckt steht: Die Nibelungen von Hebbel sind dort und dort zur Aufführung *gewonnen* worden! Und die Nibelungen von Hebbel gehören doch ein klein wenig in die Kunst, nicht wahr? Ihr errötet? Aha! wir stehen also vor einer jener Zeitungsphrasen, welche die Gedankenlosigkeit, nicht eine durchdachte und anständige Absicht kreiert hat. Dramen werden nicht gewonnen! Ein Drama wird nur schlecht und recht *angenommen*. Annehmen hat zum Gegensatz Abweisen, und eine fatale aber unausbleibliche Ideenverbindung nötigt uns, bei dem einen an das andere zu denken. Zu denken? nur zu denken? Ei doch, man schreibt es ja ausdrücklich! Man schämt sich nicht zu schreiben: Hebbels Nibelungen sind von dem Hoftheater in Kuhschnappel zurückgewiesen worden. Zurückgewiesen! Pfui über das gendarmenhafte, bettelvogtmäßige Wort in der Kunstsprache! Wenn schon ein Drama nicht gewonnen wird, könnt ihr nicht sagen, es wird erworben? Und könnt ihr nicht sagen, es wird abgelehnt, statt zurückgewiesen?

Jedermann fühlt, wie weit wir diese Proben der journa-

liſtiſchen Sprachfabrik noch fortführen könnten. Ja, vielleicht nimmt ſich ein aufmerkſamer Leſer in der Provinz, der ſeine Zeitung wirklich noch lieſt, nicht bloß durchfliegt, nach dieſer Anregung die Mühe und notiert ſich einmal aus dem Laufe ſeiner Jahrgänge alle ſprachlichen Neubildungen, die ihm nach und nach auffallen. Der Mann dürfte ſchöne Silveſternächte feiern! Er dürfte die Entdeckung machen, daß ihm von der Sprache Goethes und Leſſings Jahr für Jahr ein Stück abhanden gekommen iſt.

Man mißverſtehe uns nicht. Das Prinzip, welches dieſen Neuerungen zugrunde liegt, fechten wir keineswegs an. Die Zeitung bedarf ihre eigene Redeweiſe; wir geſtehen ihr das zu. Stets neu, ſtets intereſſant, ſtets wachſam, wichtig und alarmierend, wie ſie iſt, ſein muß und ſein will, ſpricht ſie die Sprache der *Aufregung*. Stets fatiguiert, ſtets enttäuſcht, ſtets um Erfolge und Ziele, ja oft ums Daſein betrogen, ſtets ſklaviſch im Joche, mit Schnellpreſſen und Setzmaſchinen, mit Poſten und Telegraphen ſtets im Wettrennen, ſpricht ſie aber auch die Sprache der *Abſpannung*. Drittens ſpricht die Zeitung, die mit der ganzen Mitwelt mitleben, und um Einfluß zu haben, auf gutem Fuß mit ihr ſtehen muß; die das Vortreffliche nur ſelten, dagegen das Schlechte und Mittelmäßige als Regel, als Tuch und Unterfutter des Jahrhunderts ſieht, die Sprache der Schonung, der *Höflichkeit*. Auf dieſes dreiteilige Schema ungefähr wird ſich alles zurückführen laſſen, was von neuerungsſüchtiger Eigentümlichkeit den Zeitungsſtil kennzeichnet, was ſeine Phraſeologie motiviert.

Wir haben nichts dagegen. Kein Motiv iſt ſchlecht, nur die Art, ihm genug zu tun, kann es ſein. Spricht die Zeitung die Sprache der Aufregung, ſo kann ſie damit ſicherlich übertrieben, ſchwülſtig und hyperboliſch-mißbräuchlich werden (ſiehe: Miſſion und unberechenbare Tragweite!), ſie kann aber eben von dieſer Aufregung Schwung, Glanz, Feuer und Leben, dichteriſche Kraft und Originalität erhalten und die Sprache aufs glücklichſte heben. Spricht die Zeitung die Sprache der Abſpannung, ſo kann ſie freilich Gefahr laufen, ſich das

Denken ein wenig leicht zu machen, ſich Denk-Abbreviaturen zu erfinden, Ausdrücke, die in paſſenden Fällen angehen, in tauſend unpaſſenden zu wiederholen (vertreten und angezeigt!), kurz einen ſtehenden Stil auszubilden, der womöglich ſich ſelbſt ſchreibt. Andererſeits aber wäre ein ſtehender Stil gar nicht ſo übel. Alle Welt weiß, wie ſehr es unſerem Deutſch daran fehlt, wie ſpröde der Stoff jeder einzelnen ſchriftſtellernden Hand widerſtrebt, wie geſchmeidig dagegen die Plaſtizität — um ein phyſiologiſches Wort zu gebrauchen — des Franzöſiſchen und ſelbſt auch des Engliſchen zur Hervorbringung bezeichnender und handſamer Rede-Stereotypen ſich anläßt. Spricht endlich die Zeitung die Sprache der Schonung und Höflichkeit (ſchönes Streben, gewonnen für engagiert werden), ſo iſt es ebenſo bekannt, daß unſer Deutſch, welches mehr zur derben Aufrichtigkeit, als zur feinen Umſchreibung inkliniert, eine Schule des guten Tones gar wohl vertragen könnte und noch lange keinen Ueberfluß, vielmehr einen ruſtikalen Mangel an wohltuenden Redensarten beſitzt. Auch hier könnte die Zeitung um unſere Sprachkultur von Verdienſt ſein.

Aber in all dieſen Fällen mußten wir ſagen: ſie könnte! Unſere angeführten Proben dagegen dürften gezeigt haben, was für ein Unterſchied iſt zwiſchen dem möglichen Können und dem wirklichen Tun. Die Zeitung kann beides: ſie kann unſere Sprache ausbilden und kann ſie mißbilden. Ja, eines von beiden muß ſie ſogar, denn nichts iſt gewiſſer, als daß ſie die Sprache nicht laſſen kann, ſo wie ſie iſt. Journale müſſen nun einmal anders ſprechen als Bücher, und unaufhaltſam iſt der moderne Maſſen-Bildungsgang vom Buch zum Journal. Sehr richtig hat Lamartine bemerkt: ſonſt wuchſen die Journale aus den Büchern, heute wachſen die Bücher aus den Journalen. Mehr und mehr wird der Roman Feuilletonroman, die gelehrte Abhandlung populäre Vorleſung, die Wiſſenſchaft Korreſpondenz; der Zeitungs-Mitarbeiter pflegt nach und nach ſein Eigentum in Buchform zu ſammeln und wieder an ſich zu nehmen, und zahllos ſind bereits die Bücher, welche nichts anderes ſind, als zurückgenom-

menes Zeitungsgut. Schriftſprache wird mehr und mehr heißen: Journalſprache.

Kleinlich, kindiſch und veraltet iſt unter dieſen Umſtänden die Aufgabe des Purismus. Was will eine Handvoll Fremdwörter mehr oder weniger zu bedeuten haben, wo es ſich innerhalb der Sprache ſelbſt um eine ganze große Revolution handelt?! Auch iſt dieſe Revolution den Puriſten entwachſen. Glaubt man, der Rieſe wird Geſetze annehmen von einer Académie française oder einer Accademia della Crusca? Das waren Inſtitutionen für jugendliche Literaturen, für ariſtokratiſche zumal, die in Händen nur eines kleinen Bildungsadels lagen. Die großgewachſene, allgemein verbreitete und demokratiſche Literatur des Journalismus läßt ſich vom privilegierten Puriſten nicht gängeln. Nur einer kann jetzt Puriſt ſein, nämlich der Journaliſt ſelbſt, der denkende Journaliſt an tonangebenden Blättern.

Wir haben den Journalismus in ſeiner korroſiven Einwirkung auf die Sprache mit dem Sauerſtoff in der Luft verglichen. Aber ein Unterſchied iſt es doch. Der Sauerſtoff iſt eine blinde Naturkraft und Journale werden von bewußten Vernunftweſen geſchrieben. Sie können aufmerken auf das, was ſie tun, ſie können zerſtören und aufbauen mit freier Wahl.

Mög' euch denn das Bewußtſein eurer Miſſion — einer wirklichen Miſſion! — keinen Augenblick verlaſſen, Hüter der Sprache, Schreiber der Sprache! Bedenkt dieſes: Vor einem gutgehaltenen Parke ſteht das Plakat: „Es wird höflichſt erſucht, nichts abzureißen und zu beſchädigen." Den Beſtand eines Forſtes hütet das Waldfrevelgeſetz, und der Zerſtörer, welcher Mutwillen übt oder durch ſein unvernünftiges Vieh Mutwillen üben läßt, wird empfindlich beſtraft. Den Wald und Garten der Sprache ſchirmt — nichts! Er iſt eurer gänzlichen Diskretion überlaſſen. Kein Hand- und Fußeiſen beſtraft eure Baumfrevel, nicht einmal ein hölzerner Pfahl ſteht da mit einer polizeilichen Bitte. Wehrlos iſt euch die Sprache preisgegeben, wie nie ein Volk ſeinem Deſpoten, eine Sklavin ihrem Herrn

überliefert war. Nichts beſchränkt euren Mißbrauch, wenn euch die ſtumme Schönheit nicht rührt, welche aus Leſſings und Winkelmanns Schriften, aus Goethes und Schillers Kunſtwerken den Gruß heimatlicher Ehren euch entgegenbringt. Geht mit eurer Sprache um wie mit eurer Ehre! Verleidet dem Sohn des Jahrhunderts den Genuß eurer neuen Ideen nicht durch eure neuen Barbarismen. Bedenkt, daß das Neue ſchon an ſich genug der Widerſacher hat, wollt ihr auch noch jene Gemüter zurückſchrecken, welche eure Neuerungen aus bloßer — Reinlichkeitsliebe zurückweiſen? Wollt ihr zu euren religiöſen und politiſchen Feinden auch noch äſthetiſche haben? Dieſe Gefahr aber liegt gar nicht ſo fern. Wir ſind bald hier bald dort feinfühligen Gemütern begegnet, welche ſich das Zeitungsleſen abgewöhnt haben aus Abſcheu vor dem modernen Zeitungsjargon. Auch der Sprachſinn hat ſeine Empfindlichkeit, wie ihn der Gehörſinn gegen falſche Noten hat. Aber nur ein Operndirektor iſt in der Lage, heute einen Mozart und morgen einen Richard Wagner aufzuführen, um ſowohl die Harmoniſchen als auch die Disharmoniſchen zu befriedigen. Die Zeitungsſprache dagegen kann nicht heute für Klaſſiker und morgen für Barbaren ſchreiben. Sie muß Partei ergreifen. Und entſcheidet ſie ſich für die Partei der Barbaren, ſo gibt es im Parteidienſt bekanntlich keinen Stillſtand und keine Mäßigung, ſondern ſie wird es in kurzem dahin gebracht haben, — daß das Deutſch Leſſings und Goethes aufhört eine lebende Sprache zu ſein!

Nachtrag bei der Herausgabe.

Seit ich obiges ſchrieb, iſt aus den Journalſpalten wieder ein neues Ungeziefer ausgekrochen, — neu wie die Reblaus und auch ſo wurzelgefährlich.

„Das Geſetz iſt ſchon ſo weit fertig, daß es nur noch paraphiert zu werden braucht", ſchreibt der Journalismus jetzt mit großer Gemütsruhe und nicht bloß der,

welcher ſchmiert, ſondern welcher wirklich ſchreibt. Auch die „Neue Freie Preſſe" ſchreibt ſo.

Wahrlich unerhört! Auf der geradeſten Linie dieſes Wegs könnte man z. B. auch „Umungen" und „iniert" ſchreiben, ſtatt: Um g e b ungen, Um a r m ungen, Um ſ ch r e i b ungen, in t e r n iert, in k a r n iert, in k r u ſt iert uſw. Wenn para-g r a p h iert auch paraphiert heißen kann, ſo iſt die menſchliche Sprache überhaupt abgeſchafft, denn jedes Menſchenwort iſt eine Wurzel oder hat eine Wurzel. Paraphiert hat keine, juſt ſein vitalſtes Glied fehlt (das Glied heißt articulus), es iſt unartikuliert, mithin ein Tierlaut.

Oft genug der natürliche Laut, aber doch unſtatthaft dort, wo man nichts geringeres als Menſch zu ſein glaubt!

Bücher-Frou-Frou

(Mitte Jänner 1872)

Gewiſſe Bemerkungen müſſen zur Unzeit gemacht werden. Hätte ich gegen den Buchflitter in den zwei Flitterwochen der Bücher geſchrieben, nämlich zwiſchen Weihnachten und Heiligen Dreikönig, — ich wäre als ein Nero und Heroſtrat „des Geſchäfts" verrufen worden; das Inſerat hätte mich wegen Mißbrauch der Feuilleton-Kanzel verklagt, und kaum weiß ich, ob ich bis vors Geſchworenengericht des Publikums gekommen wäre, oder ob nicht ſchon die Redaktion als Polizeigericht und erſte Inſtanz die Unterdrückung meines ungedruckten Manuſkripts verfügt hätte; etwa wegen Gewerbsſtörung, oder wegen Störung des ehelichen Hausfriedens zwiſchen ihrer Feuilleton- und Annoncenſeite, oder wegen ... aber welche Unterdrückung hätte nicht Gründe? Kurz, die billigſten Menſchen, Leſer, welche mich „wirklich achten", hätten diesmal gefunden, daß ich gegen Handel und Induſtrie „doch allzu unfreundlich auftrete".

In Gottes Namen! obwohl es ein Wahn iſt.

Aber man iſt kein Menſchenfreſſer, man hat Takt, und ſo ſchweigt man in der 14tägigen Brunſtzeit der Flitterbücher, weil ſich's das Geſchäft nun einmal einbildet, daß der Flitter ein Geſchäft iſt, obwohl es ein Wahn iſt.

Leicht iſt es übrigens nicht, zu ſchweigen, das mögt ihr mir glauben! Und lieber verſäumt man das „Gelegenheits"-Feuilleton und ſpricht n a ch der Gelegenheit, als daß man gar nicht ſpräche.

Aber wann wäre denn die Gelegenheit n i ch t? Jeder Augenblick iſt die Gelegenheit! Es muß nicht eben zwiſchen Weihnachten und Heiligen Dreikönig, es kann an jedem andern Tage des Jahres geweſen ſein, als Jean Paul eine Satire, die man damals noch nicht Feuilleton nannte, dem Publikum deutſcher Nation zum beſten gab, nämlich ſeine „Landesverordnung gegen den Kleiderluxus der Bücher".

Vor achtzig Jahren! Was würde Jean Paul erſt heute ſagen, wenn er unſer Illuſtrations-Weſen oder -Unweſen erlebt hätte?! Der Kleiderluxus der Bücher bleibt längſt nicht mehr beim Kleide, d. h. beim Einbande ſtehen; auch kann ich den vergoldeten, lackierten, gepreßten und geſchniegelten Buchbinder-Quark im ſchlimmſten Falle herunterreißen, in jedem Falle erbleicht er, vergilbt und blamiert er ſich ſelbſt mit der Zeit; wie aber rettet man ſich vor dem frecheren Kleiderluxus der Bücher, vor der Illuſtration, womit das Innere des Buches durchſchoſſen iſt, ſo daß dem Freund des edlen unverfälſchten G e ſ ch r i f t s ſein reiner Wein wie mit ſchändlichem Bleizucker vergiftet wird? Das iſt ſchon nicht mehr Kleiderluxus, das iſt verderblicher Naſchluxus, innerlich einzunehmen!

Es täte wahrlich ein zweiter Leſſing not, der „über die Grenzen der Poeſie und Malerei", aber diesmal in einem anderen Sinne, das gebildete Publikum aufklärte, ehe es rettungslos der Begriffsverwirrung über Mein und Dein und aller Verwilderung verfällt, welche aus verwirrten Fundamental-Begriffen der Aeſthetik, faſt möchte ich ſagen, der Sittlichkeit entſpringt.

Wenn ein Goethe mit der höchſten dichteriſchen Bildkraft ein Gretchen hervorbringt, welcher Radierer, Schaber und Kritzler darf ſich zwiſchen mich und Goethe ſtellen mit der Prätenſion: Du ſollſt dir das Gretchen vorſtellen, nicht wie es Goethe will, ſondern wie ich es will? Das wäre ſchlechthin erlaubt? Was iſt denn alle Geiſteswolluſt der Poeſie, als der Anſtoß, welchen die Phantaſie des Dichters der Phantaſie des Leſers mitteilt? Und dazwiſchen dürfte ein Stoßballen ſich einſchieben, welcher illuſtriert, und welcher im Bunde der Dritte ſein will? Ich dächte, es gäbe mehr als einen Bund, welcher zu intim, zu perſönlich für einen Dritten!

Man nenne mir nur nicht jene Beatricen, Julien, Gretchen, welche gelungene Illuſtrationen ſind, und „einen würdigen Platz an der Seite des Dichters" einzunehmen verdienen. O über die große Würdigkeit, wenn, was ein vierzigfüßiges Teleſkop gefunden, ſchon ein zwanzigfüßiges — nach Herſchel — w i e d e r f i n d e n kann?

Ich werde mir nie einbilden, daß ich Julien oder Gretchen gedichtet haben könnte, aber ich wage es, mir einzubilden, wenn ich zeichnen gelernt hätte — und dichten kann man nicht lernen — daß ich es mit allen illuſtrierten Gretchen und Julien aufnähme. Ich, ſage ich, nicht als Perſon, ſondern als Publikum. Welcher Leſer könnte denn das nicht? Ja, vielleicht braucht es in geiſtigen Dingen nicht einmal des zwanzigfüßigen Teleſkops; ein zehnfüßiges, ein fünffüßiges möchte ſchon genügen.

Uebrigens — um ſo ſchlechter die Illuſtration, je beſſer ſie iſt! Glücklich genug, wenn ſie einfach und handgreiflich ſchlecht iſt. Sie hat dann ſo wenig Chance, wie ein Verführer, welcher plump ſpricht. Weh' aber, wenn der Verführer eine feine und anſtändige Sprache ſpricht! Er wirkt! Ich ſpüre den perfiden Raub nicht, ich ſpüre den Verluſt meines Rechtes und Eigentums nicht, denn ich habe ſie ja, die dichteriſche Frucht, ich habe ſie ganz und vollgültig, und meine ſogar, der Dichter ſelbſt würde ſich freuen, wie gut ſie der Zeichner gepflückt hat. Ganz recht, der Dichter! Er noch eher! Aber nicht ſo der Leſer, welchem von der Pflaume, von der

Weinbeere wenigſtens der Duft abgeſtreift iſt, den ihr die fremde Hand genommen, auch wenn ſie ſonſt nichts genommen. Dieſer Duft iſt eben deine Originalität, deine Selbſttätigkeit, dein Mut, mit dem Flug des Dichters einen Parallelflug zu wagen; kurz die unverletzte Freiheit deiner eigenen Phantaſie. Laß dich ſtützen, wo du keine Krücken brauchſt, ſchwimme mit Kork, wo du frei ſchwimmen kannſt, und du verlierſt das Maß der Dinge. In irgendeinem Sinne wirſt du unſelbſtändig, haltlos, unſittlich. Der Illuſtrator ſtört den Pflichtenkreis zwiſchen dir und dem Dichter: er gewöhnt deiner Phantaſie Indolenz, Bequemlichkeit, Abhängigkeit an, er macht dich fauler, nachläſſiger, er ſchwächt dich, er entmannt dich.

Ich ſpreche von Dingen, die man leider nicht ausmeſſen kann, wie die Dauer der Kohlenvorräte, ſonſt getraute ich mir zu beweiſen, wie durch das Illuſtrationsweſen der Phantaſie-Vorrat der Leſer faktiſch ſchon abgenommen hat und ihre Einbildungskräfte blaſierter geworden ſind. Es könnte eine Leſe-Generation kommen, welche auch das zündendſte Dichter-Ideal nicht mehr nachzudichten vermag; aber welche Dichter können dann noch kommen? So klagt man jetzt ſchon über das Verſiegen der dramatiſchen Poeſie mitten in der Hochflut der theatraliſchen Ausſtattungs-Induſtrie. Einige Hunderte will man an Preisſtücke wenden, wo man Hunderttauſende an Koſtüme und Maſchinen wendet. Urſache und Wirkung! Aber was iſt denn die theatraliſche Ausſtattung anders als die Illuſtration in zyniſchem Rieſenformat und beleidigendſter Zudringlichkeit?

Biblia sacra

(Ende Jänner 1872)

„Papa, was hat denn der Moſes bekommen für den Text zu der illuſtrierten Bibel von Doré?" So fragte ein vorwitziges Bildungs-Kind, im Flügelkleide ſeiner erſten Bekanntſchaft mit Literatur und literariſchen Dingen.

Man hört immer etwas Neues!

Den älteſten Leuten wäre es nicht eingefallen, ſich darum zu bekümmern, wieviel der Verfaſſer der Bibel Honorar bekommen und ob ſein Verleger ſplendid war. Was den älteſten entging, ſchnappten die jüngſten auf, und ein zehnjähriger Knabe fragte darnach.

Uebrigens hat er gar nicht ſo dumm gefragt, dieſer kleine literariſche Charakterkopf, wie denn Kinderfragen ſelten ſo dumm ſind, daß ſie nicht ins Geſcheite zu überſetzen wären, — wenn ſich der beeidete Ueberſetzer dazu findet.

Der letztere z. B. brauchte die Frage nur ſo zu überſetzen: Wie viel bleibt für Moſes noch übrig, und welchen Tribut bezahlt das geiſtige Auge unſerer Phantaſie den Wunderformen des Pentateuchs, wenn das Sinnenauge ſeine ganze Zahlungsfähigkeit für Illuſtrationen erſchöpft, welche ein moderner Pariſer den Schlußtableaus der großen Oper entlehnt zu haben ſcheint?

Ich ſcheine damit auf das Thema meines letzten Feuilletons: „Bücher-Frou-Frou" wieder zurückzukommen; aber das iſt auch mein Zweck.

Dieſes Feuilleton nämlich iſt von Seite des Publikums mit ein paar Zuſchriften erwidert worden, welche wenigſtens in der Hauptſache auch Zuſtimmungen waren. Ein Anonymus, „ein Verehrer", wie er ſich zur Verſuchung meiner Beſcheidenheit unterzeichnet, wagte ſogar die verwegenſten Ausdrücke ſüddeutſcher Lebhaftigkeit, um mich ſeiner Sym-

pathie zu verſichern; zuletzt aber bedauerte er doch, daß ich juſt Dorés Bibel als Sündenbock der Illuſtrierſünde genannt; dieſes Buch möchte er ausgenommen wiſſen.

Das Schreiben des werten Mannes repräſentiert mir in jedem Sinne den Leſer in genere, den teilnehmenden und wohlwollenden Leſer, den ſich der Schriftſteller wünſcht. Ich glaube daher, dem Publikum ſelbſt zu antworten, indem ich dieſes Privatſchreiben beantworte.

Ein Gedanke, welcher im Prinzipe adoptiert und als richtig erkannt wird, ſoll ſich zu Ausnahmen bereit finden laſſen. Das iſt leicht und unmöglich zugleich.

Es iſt leicht, denn kein Gedanke wird ſo tyranniſch und unduldſam auftreten wollen, daß er dem individuellen Spiel der Privatliebhaberei nicht einigen Raum einräumte.

Es iſt unmöglich, denn dieſen Raum einmal eingeräumt, wo bleibt dann noch Raum für den Gedanken ſelbſt? Wenn ſich dieſer z. B. Dorés Bibel ausbittet, jener Flaxmans Homer, ein dritter Carſtens' Zeichnungen zum Dante, ein vierter Kaulbachs Goethe-Galerie, — wo bleibt dann noch der polemiſche Grundgedanke gegen das Illuſtrieren zugegeben? Er verflüchtigt unter lauter Ausnahmen.

Freilich ſagt der „Verehrer" zugunſten ſeiner Doré-Bibel ſehr ſinnig folgendes: Nach der Bibel iſt gezeichnet und gemalt worden vom Anfang der Kunſt an. Vom 5. Jahrhundert an bis auf Führich und Overbeck herab, hat ſich die Kunſt mit der Bibel beſchäftigt und im weiteren Sinne die Bibel illuſtriert. Warum ſollte es nicht auch einer unter Hunderten — Doré — tun? Die Bibel hat eine privilegierte Ausnahmeſtellung zum Illuſtrations-Weſen. Wenn dieſes zu verwerfen iſt, weil ſich der Illuſtrator zwiſchen Dichter und Leſer unbefugt drängt und dem letzteren Geſtalten unterſchiebt, welche der Leſer ſich ſelbſt imaginieren will, ſo übe Doré dieſe Uſurpation nicht aus, denn jede Figur nach Doré hat der Leſer ſchon hundertmal nach anderen geſehen und die Phantaſie behält wieder völlige Freiheit. Ein-, zwei-, dreimal bindet und ſtört die Illuſtration, aber unendlich fortgeſetzt, wie bei der Bibel, befreit eine

Illuſtration von der andern und werden die bindenden Feſſeln zuletzt ſo gelöſt, daß die Phantaſie wieder ſich ſelbſt zurückgegeben wird.

Vortrefflich bemerkt! Aber eben deshalb antworte ich ja. Es klingt ſo klar, ſo gerecht und billig, daß es wie der bon sens des Publikums ſelbſt klingt; es hat ſo viel Schein der Wahrheit für ſich, daß ich verpflichtet bin, den Schein eben doch nur — als Schein nachzuweiſen.

Illuſtration iſt das Bild, das mit jedem Exemplare einer Buchauflage unabweisbar mit in den Kauf geht: kurz, das Bild mit dem Buche zuſammengebunden. Das iſt Illuſtration im einzigen Sinne: es gibt keinen engern und keinen weitern. Wie geiſtreich und ſcheinbar unſchuldig klingt es, daß alle bibliſchen Bilder aller Kirchen und Kunſtgalerien eigentlich Bibel-Illuſtrationen im weiteren Sinne wären! Dürfte man aber wirklich ſo weit gehen, ſo könnte man ja auch die Landſchaften Illuſtrationen nennen. Ein Bild vom Gmundnerſee wäre dann eine Illuſtration des Gmundnerſees; ein gemalter Golf von Neapel eine Illuſtration des wirklichen uſw. Jedermann fühlt indes, daß das nicht der Fall iſt. Es wäre der Fall, wenn irgendein Toller den Einfall hätte, rings um den Gmundnerſee und um den Golf von Neapel herum Pfähle einzuſchlagen, auf welchen Landſchaftsbilder vom Gmundnerſee und vom Golf von Neapel aufgehängt wären. Erſt dieſes Verfahren würde der Illuſtration ähneln; aber wie koloſſal ſkurril und beleidigend wäre es auch!

Es hat aber noch einen tieferen Grund, warum mir juſt Dorés Bibel eingefallen.

Wenn die niederländiſche Schule das Volk der Bibel — als Flamänder-Bauern malte; die römiſche als Römer und Griechen; die neu-franzöſiſche als Araber, wenigſtens als vermeintliche Araber, ſo ſoll über den Stil nicht geſtritten werden; bei der Bibel liegt die Stilfrage anders und höher. Die Frage liegt ſo: Biſt du geſtimmt wie die Bibel oder nicht? Malſt du im Ernſt oder im Spaß? Biſt du ein Gläubiger oder ein Wiſſender?

Einſt glaubte man, das Hohe Lied ſei eine Allegorie auf die Braut Chriſti, auf die Kirche. Jetzt weiß man, das Hohe Lied iſt — ein Gedicht von Heine; nämlich ein ſinnlich-brünſtiges Liebeslied; für mich wenigſtens leidet es gar keinen Zweifel, daß es der jüdiſche Ahnherr von Heinrich Heine gedichtet hat. Die Gläubigen konnten es illuſtrieren von Oſtades bis zu Raffaels Atelier, es war ein Stil, der gläubige Stil! Wie wollen es die Wiſſenden illuſtrieren?

Ein recht draſtiſches Beiſpiel! Weil ſich ſchon einmal Heine in die Bibel verirrt hat, wie wär's, wenn ſich im Laufe der Jahrtauſende ein anderes Gedicht von Heine „Krapülinski und Waſchlapski" in die Bibel verirrte? Der polniſche Patriotismus iſt ſtark und verſetzt Berge, wie wir wiſſen; er täte damit kaum etwas Stärkeres, als was der chriſtliche Patriotismus mit dem Hohen Liede getan. „Eine Laus und eine Seele"; — Laus iſt ein Druckfehler; „unſere Frauen, ſie gebären, unſere Jungfrau'n tun dasſelbe"; — Jungfrau iſt im myſtiſchen Sinne zu nehmen: nur dieſe zwei Korrekturen brauchte man (und Pfaffen haben ſchon ärger „korrigiert"), ſo könnte Krapülinski und Waſchlapski das Hohe Lied einer künftigen Polenbibel werden!

Und nun ſage mir dieſes: Wie illuſtrierſt du im Bibelſtil Krapülinski und Waſchlapski, wenn du den Schalk merkſt? Was iſt das für Bibelſtil? An dieſer Frage geht Doré zugrunde!

Führich und Overbeck nicht. Sie zeichnen getroſt für die Gläubigen, verſchließen ihre Augen für die Ungläubigen und für die Tatſache ihres überwuchernden Daſeins — und die Sache iſt gut. Wie ſteht's aber mit Doré? Glaubt er? Zeichnet er für Gläubige? Biſt du ſelbſt gläubig, gebildeter Beſitzer der Doré-Bibel?

Kurz, die Bibel iſt entweder Biblia sacra, oder ſie iſt es nicht. Doré nun denkt freilich: es gibt eine Durchſchnittslinie zwiſchen heilig und weltlich, und das iſt — pathetiſch. Er zeichnet hoch pathetiſch.

Aber das gilt nicht. Sind Krapülinski und Waſchlapski nicht heilig, ſo ſind ſie auch nicht pathetiſch. Nehmt der Bibel

den Glauben, und ſie wird nicht bloß weltlich; das Weltliche muß ſofort in ſeine weiteren natürlichen Beſtandteile zerfallen, bis zum Frivolen, Lächerlichen, Zyniſchen, bis zur Farce und zur Poſſe.

Als der Olymp nicht mehr geglaubt wurde, war er freigegeben — für Lucian und für Offenbach. Es gibt kein menſchliches Weſen — genannt Doré — mit dem Griffel des Ernſtes in der Hand und mit dem Schalk in dem Herzen. Ernſt oder Scherz! ſo ſteht die Frage; nicht bloß heilig oder weltlich.

Und dieſe Frage verwiſcht mir auch das Theaterpathos Dorés nicht; ja er am wenigſten. Mit Grund fiel mir ſeine Bibel ein, als ich ein Beiſpiel zur inneren Unwahrheit und Unſittlichkeit der Illuſtrier-Mode brauchte.

Falſche Lichter

(Februar 1872)

Wenn ich anders Gehör finden kann, ſo möchte ich mir eine Bemerkung erlauben, welche gegen den Strom ſchwimmt und welche die angenommene Tradition gegen ſich hat. Es iſt ein Wort über die Stellung der deutſchen Dichter zur „Miſere" der deutſchen Verhältniſſe. Es fiel mir eines Tags auf, daß man in dieſem Punkte nicht blindlings zu unterſchreiben brauchte, was die Biographen und Literarhiſtoriker wie einen „Tagsbefehl" zu publizieren für gut befunden haben, ſondern daß man gar wohl mit eigenen Augen ſehen und mit eigenen Denkorganen prüfen könne, ob dieſes Verhältnis jederzeit in der richtigen Beleuchtung uns vorgemalt worden, oder ob die Lichter gelegentlich nicht falſch aufgeſetzt ſeien.

Grabbe z. B. ging zugrunde — wie niemand ſich leugnet — durch das angeborene Unglück einer Naturanlage, welche nun einmal der verkörperte Gegenſatz von Ord-

nung und Harmonie war. Weil aber Grabbe gleichzeitig der Sohn eines deutſchen Kleinſtaates iſt, ſo hören die Stimmen über Grabbe nicht auf, die Miſere der deutſchen Kleinſtaaterei, welche dieſem Titan nicht Raum gegeben und deren Enge ihn aufgerieben, mit unverwüſtlicher Hartnäckigkeit zum Mitſchuldigen ſeines Unterganges zu machen. Nichts kann ſignifikanter ſein, als — um die neueſte Stimme über Grabbe in Johannes Scherrs „Dämonen" zu zitieren — mit welch falſchen Lichtern dieſe zwei Motive: Selbſtſchuld und Kleinſtaaterei, auch hier wieder ineinander gemalt ſind. Hören wir!

„Unter ſotanen Umſtänden wurden die guten Detmolder förmlich ſtolz auf ‚unſer Genie' und der Ruf desſelben drang ſogar zu den erhabenen Höhen hinauf, allwo der Selbſtherrſcher von Lippe thronte. Sereniſſimus geruhten zu geruhen, daß auch der Staat den literariſchen Verdienſten ‚unſeres Genies' ſeine Anerkennung zollen müßte, und wie in der Flachſenfingerei ſelbſt das Gute und Löbliche faſt immer mit Notwendigkeit zu einer Karikatur wurde und wird, ſo geſchah es auch hier. Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht geweſen, für einen Dietrich Chriſtian Grabbe das richtige Amt zu finden, in Liliput war es unmöglich. Der Dichter wurde im Jahre 1827 zum Auditeur des Lippeſchen Heeres, will ſagen Bataillons ernannt, und er hat ſich dann auch als ein nie dageweſenes und ſchwerlich jemals wiederkommendes Unikum von Auditeur dargeſtellt. Man ließ ihn aber mit größter Nachſicht eine erkleklich lange Zeit amten, wie ſein Humor es ihm eingab, und dieſer gab ihm Klein-Zaches-Sprünge ein, wie ſie in deutſchen Amtsſtuben noch nie vorgekommen waren und wohl nie wieder vorkommen werden. Abgeſehen davon, begann jetzt Grabbes Glückszeit, falls nämlich ſolche dämoniſche Naturen überhaupt glücklich ſein könnten" uſw.

Je aufrichtiger man ſelbſt Demokrat iſt, um ſo aufrichtiger muß man bedauern, wenn mit der demokratiſchen Parteifarbe — wie hier — ein Mißbrauch getrieben wird. Glücklicherweiſe aber iſt ein Deutſcher noch ehrlich, ſelbſt wo er

parteiiſch ſein will (ein Franzoſe macht es bekanntlich umgekehrt); — die wirkliche Wahrheit ſpricht in dieſen Zeilen ſo offenbar, daß ſie jedes Kinderauge herausleſen kann. Sie ſpricht folgendes:

Grabbes Dichtertalent errang ſofort nach ſeinen erſten Publikationen die öffentliche Anerkennung ſeiner Mitbürger, und es iſt bekanntlich ein ausgezeichneter Fall, Prophet im Vaterlande zu werden. Aber Detmold h a t ſich ausgezeichnet. Der Fürſt von Detmold hört und ehrt die öffentliche Meinung über Grabbe (was kann man mehr von einem Fürſten verlangen?) und verleiht dem jungen, damals erſt 26jährigen Dichter eine Anſtellung. Er macht ihn zum Auditeur des Lippeſchen „Heeres", welches aber, wie wir hören, bloß ein „Bataillon" war. Es wird alſo faſt eine Sinekure geweſen ſein und inſofern gewiß keine lächerliche und unpaſſende Anſtellung; denn was braucht ein Dichter mehr zum Dichten als eine mußevolle Sinekure? Auch wird es ausdrücklich bezeugt, daß damit des Dichters „Glückszeit" begann, was in ſchiefen und lächerlichen Verhältniſſen nicht wohl möglich wäre. Der Dichter mißhandelt dieſes Amt durch ſeine törichte Aufführung, aber man läßt ihn „mit größter Nachſicht" und zwar „eine erklecklich lange Zeit" im ruhigen Genuſſe ſeiner Staatsverſorgung. Und nun möchte ich wiſſen, was ein König von Großbritannien und Irland mehr für einen Dichter tun könnte?

Demnach iſt „das Gute und Löbliche", das hier geſchehen iſt, ein ehrliches Zugeſtändnis, dagegen ein falſches Licht, wie die unbewieſene Behauptung hineingemalt wird, daß es in der Flachſenfingerei mit Notwendigkeit zu einer „Karikatur" werden müßte. Warum? Den Beweis! Wenn etwas, ſo iſt der Dichter ſelbſt die Karikatur, von welchem ſein Biograph Ziegler zu erzählen findet, wie er in Unterhoſen und darübergezogenen ſchwarzſeidenen Strümpfen, in rotkattunenem Nachtkamiſol und darübergehängtem ſchwarzen Frack zwei Offizieren den Dienſteid abnahm. Solche Klein-Zaches-Sprünge muß man nicht juſt in Detmold machen, man hätte ſie überall gemacht. Die Erhabenheit konnte das Vaterland

nicht an den Fußſohlen mitnehmen, aber die Skurrilität hätte es überall mitgenommen.

Eine wohl einzuſchaltende Klauſel: „falls nämlich ſolche dämoniſche Naturen überhaupt glücklich ſein könnten"! Das iſt's. Wozu noch mehr als das? Der Dämon aus der Familie Goethe wird im Kleinſtaat Weimar glücklich, aber der Dämon aus der Familie Byron wird in Lippe-Detmold ſo unglücklich, wie er in Großbritannien und Irland mit all ſeinen Kolonien unglücklich geworden. Es hätte daher oben geſagt werden müſſen: für einen Grabbe iſt es unmöglich, im größten wie im kleinſten Staate das richtige Amt zu finden, anſtatt daß ſich in einem falſchen Lichte dieſe Wahrheit ſo ausdrückte: „Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht geweſen ...; in Liliput war es unmöglich". Man ſehe wohl zu, was durch dieſe kleine Verſchiebung gewonnen worden. Nicht ganz leicht — und — unmöglich! Jetzt iſt ein Zwiſchenraum gewonnen, juſt ſo viel Raum als man braucht, um das Steckenpferd zu tummeln gegen: Sereniſſimus, Flachſenfingerei und Liliput! Aber der Zwiſchenraum iſt falſch und ſpiegelt falſche Lichter. Er fällt weg, ſobald man die ganze Wahrheit ſagt: dort wie hier gleichmäßig unmöglich.

Ein Dämon aus der Familie Goethe — in parenthesi geſagt — Gottfried Keller, iſt Beamter eines kleinen politiſchen Gemeinweſens, nämlich Stadtſchreiber von Zürich. Das hindert aber dieſen Dichter nicht, in den „Leuten von Seldwyla" der erſte Novelliſt der Welt zu ſein und im „Grünen Heinrich", welcher zwar nicht vollkommen iſt als geſchloſſenes Kunſtwerk, eine dichteriſche Anſchauungs- und Ausdruckskraft zu bewähren, wovon ich in keiner Literatur ein ſo hochſtehendes Beiſpiel zu nennen wüßte. —

Von dem Freiſtaate Zürich, der glücklichen Heimſtätte eines Dichters, den ich unbegrenzt verehre, iſt ein ſtarker, aber doch nicht gewaltſamer Schritt zu einem ähnlichen Freiſtaate kleineren Formats, zu der weiland freien deutſchen Reichsſtadt Schweinfurt in Franken, welche unſerm großen Nationaldichter Schiller, als er noch jung und unſiche-

rer Exiſtenz war, eine wohlgemeinte Heimſtätte wenigſtens antrug. Solang ich lebe, hat es mich befremdet, in welch falſchem Lichte ſämtliche Biographien Schillers übereinſtimmend und wie auf Verabredung als ein ſchlechthin lächerliches und gar nicht anzuzweifelndes Schildaer Stückchen es erzählen, daß ſich eine freie Reichsſtadt unterſtanden hat, einem armen jungen Literaten eine Ratsherrnſtelle anzubieten, mit dem Wunſche verbunden, daß er in dieſem Falle eine Bürgertochter der Stadt ehelichen möge. „Der Dichter lächelte und legte es ſchweigend ad acta", ſagen ſie alle faſt mit den nämlichen Worten, als ob ſich dieſe Pointe ſchon durch ſich ſelbſt erklärte und völlig in der Ordnung wäre. Ich geſtehe aber meine Befangenheit, daß ſie mir allezeit unbegriffen geblieben, und daß mich zwar Schillern ſelbſt gegenüber die ſchuldige Pietät nötigt, einen guten Grund zu vermuten, daß ich aber von Schillers Biographen, denen ich keine Pietät ſchuldig bin, mich ungern mit meinen eigenen Vermutungen abſpeiſen laſſe, daß ich vielmehr die Beweislaſt, mit welchem Grunde der Dichter verſchmäht hat, als ihre dringende und ernſtliche Pflicht ihnen auferlegt wiſſen möchte. Mein Leſebedürfnis bei dieſem Paſſus in Schillers Leben war immer eine Kritik und Analyſe, welche redlich ins Einzelne geht, und die Umſtände mit individueller Zeichnung vor Augen führt, anſtatt des verächtlichen Achſelzuckens, womit dieſes Ereignis, weil es nun einmal da iſt, mit drei Zeilen literariſch-vornehm und ſo flüchtig als möglich abgetan wird.

Den Dichter der „Götter Griechenlands" auf einer Ratsherrenbank — vielleicht mit Korn- und Hopfenhändlern ſitzen zu wiſſen, das allein gibt mir noch kein lächerliches Bild; lächerlich iſt mir das deutſche Bürgertum überhaupt nicht. Ich ſchließe vielmehr umgekehrt, daß Korn- und Hopfenhändler, welche einen Schiller beriefen, eines Schiller auch würdig waren. Man bedenke doch! es war ein Schiller, welcher noch lange nicht Schillers ſämtliche Werke geſchrieben, ſondern welcher — in groben Umriſſen und aus der Ferne betrachtet — einſtweilen nichts iſt als ein landflüchtiger Rebell,

der die ehrlichen Leute mit einer ſchwülſtigen Räuberkomödie erſchreckt hat. Daß ich es nur geſtehe: Städte, welche unruhigen Stürmern und Drängern ihre ehrenvollſten Magiſtraturen anbieten, wüßte ich ſelbſt heute noch, anſtatt mit dem ehrlichen Namen Schweinfurt, höchſtens — anonym zu nennen, nämlich gar nicht. Und es wäre doch heute! unſer geprieſenes Heute, wo jede Stadt bereits ihren bronzenen oder marmornen Schiller haben muß, und wo die begeiſterten Anſprachen und die donnernden Hochs den Kultus des Genius zum Gemeingut aller Köchinnen gemacht haben! Ach, das arme ehrliche Schweinfurt ohne Sänger, Turner, Schützen, Feſtreden, Ehrendiplome, begeiſterte Anſprachen und donnernde Hochs, ohne Holzſchnitte, Illuſtrationen, Galerien berühmter Dichter und Zeitgenoſſen, kurz ohne den Soufflierkaſten unſerer ganzen modernen Reklame, der ſo wunderbar akuſtiſch gebaut iſt, der für jedermann denkt und fühlt und geiſtreich und gebildet iſt, — das Schweinfurt des vorigen Jahrhunderts mußte den bronzenen Schiller noch aus Haut und Knochen herausfinden, mußte die zwölf Bände Schillers noch aus dem erſten und zweiten erraten, und mußte das alles mit eigenen Augen, mit eigenen Köpfen und Herzen, nicht mit abonnierten, illuſtrierten, fetierten und toaſtierten, ſondern nackt und bloß, wie Herkules in der Löwenhaut, der die zwölf Arbeiten tut, ohne Dampfmaſchinen und ohne Aktienunternehmung. Allen Reſpekt vor jenem Schweinfurt! Mitten in der Zopf- und Perückenzeit ein kleines Reichsſtädtchen, an keiner Weltſtraße liegend, ſtagnierend in alten Sitten, bemooſt und ſcheinbar verrottet, ſeinem ganzen Zuſtande nach auf Gewohnheit, Herkommen, Einfalt und Mäßigkeit hingewieſen, kurz auf Konſervieren, nicht auf Initiative; ein dunkles Bürgertum, nicht weltmänniſch gebildet wie Leipzig und Frankfurt, ſondern einzig vom Safte einer kleinen Lokalwurzel zehrend; dieſes Städtchen tritt dem Auguſtenburger und Carl Auguſt, tritt den Herzogen und Großherzogen vor, hält zuerſt unſerm Nationaldichter die freie Bürgerhand hin, — ſchlag ein! ſei der Unſrige! ſei unſer Mitregent! Ich kann das nicht nur nicht lächerlich finden;

es fehlt wenig, es fehlt ſogar nichts, daß ich es groß und erhaben finde. Es muß ein friſcher Hauch, ein moderner Geiſt, ein kräftiges Fortſchreiten in jenem Schweinfurt gewaltet haben, daß es nicht den vollendeten, ſondern den kämpfenden und ringenden Schiller ſchon mit ſo feiner Witterung zu erkennen vermochte. Es ſetzt helle Köpfe und warme patriotiſche Herzen voraus, — es müſſen ganze Leute geweſen ſein, jene Bürger von Schweinfurt.

Aber die Schweinfurterin, welche Schiller hätte heiraten ſollen! Ich glaube, jede griechiſche Republik hätte dasſelbe bedungen. Es iſt ja natürlich. Wird denn ein Pflanzbürger, wenn er ein rechter und ganzer Mann werden will, die neue Volkstümlichkeit, in der er aufgehen ſoll, nicht aus erſter und liebſter Hand, aus der Hand ſeiner Hausfrau, ſich aneignen wollen? Iſt doch das Weib die Verkörperung des genius loci, der beſte und kürzeſte Auszug von Nationalgeiſt, Volksſitte, Heimatsgefühl und Gemeinſinn, das natürlichſte Band, um an Boden und Menſchen zu binden. In Thüringen hat der Schwabe Schiller eine Thüringerin geheiratet; warum hätte er in Franken nicht ein Frankenmädchen heimführen ſollen? Auch zweifle ich gar nicht, ſoweit ich Franken zu kennen glaube, daß von Baireuth bis Frankfurt hinab jeder Dichter von Ort zu Ort ſeine Dichterbraut fände, — alſo auch, daß ſie Schiller in Schweinfurt gefunden hätte.

Am wenigſten aber dürften wir fürchten, daß das angebotene Amt unpaſſend und für Schillers Dichtermuße verderblich geweſen wäre. Wenn ein politiſches Gemeinweſen von einem ſehr mäßigen Umfang einem Dichter eine Ratsherrnſtelle anbietet, ſo iſt damit deutlich geſagt: ich will dich ehren, ich will dich ſorgenfrei machen; nicht: ich will dich mit Arbeit erdrücken. Und wollte denn Schiller nicht arbeiten? Hat er nicht gearbeitet? Stellen wir uns den Dichter mit dem begeiſterten Blick in den blauen Himmel nur fleißig vor als Herausgeber von Jahrbüchern, womit er ſich ſeinen Unterhalt ſichert; d. h. unter Fakturen, Frachtzetteln, Paketen, Emballagen, Bindfäden, Siegellack, unter einem beſtändigen

Expedieren und Spediteur-ſein zwiſchen Buchhändlern und Mitarbeitern, unter Sorgen für Meſſen, Poſttage und Poſtſchlüſſe, unter einem ewigen Hin- und Herwälzen, Durchmuſtern, Durchleſen, Oeffnen und Einſiegeln von Paketen und Ballen. Wollte Gott, wir hätten alle dieſe Schillerſchen Kommis-Stunden für den „Demetrius" übrig behalten! Nicht die Profeſſur, nicht der fürſtliche Zuſchuß, der Kommis hat Schillern gerettet. Wohl ihm, daß er es konnte! Wohl ihm, daß er ein Schwabe war, d. h. ein geborener praktiſcher Geſchäftsmann und von jener ungeheuren ſchwäbiſchen Arbeitskraft, welche von Tuttlingen bis Valparaiſo in allen Faktoreien der Welt ſich betätigt. Es leidet mir nicht den mindeſten Zweifel, daß Schiller mit jener praktiſchen Energie, die ihm eigen war, den müßigen Ratsherrn gar nicht geduldet, ſondern, daß er gern und freiwillig den Geſchäften der Stadt ſich hingegeben hätte. Vergeſſen wir nur keinen Augenblick den ſtarken realiſtiſchen Zug in Schillers Natur, womit er ſeinen Idealismus, — wie jede Eigenart, wenn ſie nicht ſchwächlich iſt, mit ihrem Gegenpol, zu ergänzen und zu konterbalancieren beeifert war. Und wie er aus Goethes, d. h. aus zweiter Hand dieſes Supplement mit dürſtender Wahlverwandtſchaft ſich aneignen mochte; ſo kann ich mir unſchwer vorſtellen, daß er die Realität des Lebens, daß er die ſinnlichen Verhältniſſe und Zuſtände der Menſchen, als ein kleiner Mitregent derſelben, aus der erſten Hand, nämlich aus der Hand ſeiner eigenen Erfahrung und unmittelbaren Beteiligung nur noch naturvoller auf ſich hätte wirken laſſen. Iſt es denn wirklich der beſſere Weg, als Herausgeber der „Thalia" und der „Horen" im endloſen Korreſpondieren, Verpacken und Einſiegeln Zeit und Kraft zu verlieren, um ein paar hundert Taler zu gewinnen? Iſt es wirklich der beſſere Weg, in aller Eile ſich zu einem dilettantiſchen Profeſſor der Geſchichte zuzuſchneiden und neunundneunzig Bücher zu leſen, um eine hundertſte Vorleſung herauszuſchlagen? Leſen und leſen! Das bedarf heute keiner Worte mehr. Seit wir ſelbſt Geſchichte gelebt und gemacht haben, wiſſen

wir alle, wie viel auf Literaten-Geſchichte zu geben iſt; aber wie ſchön wußte es ſchon vor fünfzig Jahren und faſt noch zu Schillers Zeiten die geniale vorſchauende Rahel, die dieſe Leſe-Geſchichte ſo richtig taxiert!

„Wer iſt denn vermögend, Geſchichte zu ſchreiben oder zu leſen? Doch nur ſolche, die ſie als Gegenwart verſtehen! Nur dieſe vermögen das Vergangene zu beleben und es ſich gleichſam in Gegenwärtiges zu überſetzen. Daher iſt das Wort von Friedrich Schlegel: Der Hiſtoriker iſt ein rückwärts gekehrter Prophet, ſo richtig; darum Goethe ewig, ſtets und von neuem ſo groß, belebend und lebendig, alle Zeiten, Religionen, Anſichten, Ekſtaſen und Zuſtände begreifend, darſtellend und erklärend. Diejenigen aber, welche mehr Geſchichte leſen als ſelbſt leben, wollen nur immer eine geleſene aufführen oder aufführen laſſen; daher der ſeichte Enthuſiasmus, die leeren Projekte und dabei das Gewaltſame. Römiſche Geſchichte aufführen wollen mit Intermezzos auf Ludwigs XIV. Leben half Napoleon entthronen. Es wird gewiß bald dahin kommen, — daß man ganz beſtimmt und ſcharf unterſcheidet, faſt klaſſifiziert, ob ein Hiſtoriker als mithandelnde Perſon oder als ‚Studierter‘ geſchrieben. Dann werden die leider noch zu geiſtreichen Faſelbücher nicht mehr geleſen werden können und bald nicht mehr geſchrieben.“

Das alles heißt nichts anders als: Sei lieber Ratsherr in Schweinfurt und mache das kleinſte Stückchen Geſchichte ſelbſt, als daß du in Jena ganze Bibliotheken zuſammenſtudierſt.

Ich mag die Sache anſehen, wie ich will; es gibt mir kein verächtliches, kein lächerliches Bild, wenn ich mir unſern feurigen Schwaben vorſtelle, wie er mit ſeiner ſtets tapferen und anſtelligen Hand ein deutſches Gemeinweſen mitregiert. Ja, ſchon ſehe ich ihn an der Spitze der Regierung, denn Schillers Haupt, leider den Junkern nachſtehend, muß unter freien Bürgern ein Oberhaupt werden. Schiller als Bürgermeiſter einer freien deutſchen Reichsſtadt hätte ſich ſicher nicht ſchlechter ausgenommen, als an der Schwelle

eines kleinen Fürſtenhofes, an dem er erſt nach zehn oder zwölf Jahren hoffähig wird.

Und weil wir von einem kranken Manne ſprechen, ſo vergeſſen wir ſchließlich auch Klima und Ortslage nicht! Schweinfurt, an den milden Ufern des Mains, zwiſchen den Weingärten von Würzburg und den Hopfengärten von Bamberg, könnte einem ſchwachen und kränklichen Körper das ſchwere Erdenleben wohl um einen Grad leichter gemacht haben, als der kalte Tonboden von Weimar, nördlich des Thüringer Waldes. Aber welch ein Gedanke, wenn es möglich geweſen wäre, Schillers Leben nur um ein einziges Jahr zu verlängern!

In dieſer ganzen Reflexion — ein Fall, den ich nicht ausſchließen will — könnte ich übrigens auch unrecht haben, und habe ich es, ſo findet ſich wohl eine Feder, deren Einrede die meinige aus dem Felde ſchlägt. Bis dahin aber ſcheint mir die letztere im Rechte. Schon Schiller hat das Angebot der Stadt Schweinfurt zu ſehr in dem falſchen Lichte des „Literaten" geſehen, was ich aber leiſe, faſt gar nicht betonen will, weil politiſcher Indifferentismus, ſchon im Großen, wieviel mehr im Kleinen, nun einmal der Charakter ſeiner Zeit war. Dieſe Phaſe inzwiſchen glaubt man überwunden zu haben, man iſt *poſitiv*, man hat ein *reales Verſtändnis* für *Volksleben*, man treibt *geſunde Politik*, man geht dabei ſehr *konkret* vor der *Gemeinde* aus, man verehrt ganz beſonders *das deutſche Bürgertum* und den *Kern*, womöglich den *ſittlichen* Kern des deutſchen Bürgertums! Wenn nun trotzdem von Buch zu Buch die Literaten einander nachſchreiben, daß ſich das kleine Schweinfurt ihrem großen Literaten gegenüber lächerlich gemacht hätte, ſo fürchte ich ſehr, die literariſche Wertſchätzung des deutſchen Bürgertums ſchwebt doch noch mehr, als es ſoll, in der Luft, in der abſtrakten Literatenluft, und ſitzt gar nicht ſo feſt und ernſthaft im Herzen, wie dieſelbe Sache z. B. ein engliſcher Alderman empfände.

Schiller, Halm und Johannes Scherr

(Februar 1872)

Im Mittwochs-Feuilleton eines hiesigen Blattes nennt es Johannes Scherr „nur eine Gerechtigkeit gegen den dahingeschiedenen Halm, zu sagen, daß sein Fechter von Ravenna doch eine der wirksamsten nationalen Taten war, vielleicht sogar die wirksamste von allen, welche seit dem Tode Schillers der tragischen Muse unseres Landes gelungen sind".

Es ist ein Zufall, daß ich da mitreden kann, denn angeschaut habe ich das obgenannte Schauspiel allerdings nie. Man kann nun einmal nichts Dümmeres sein als ein allegorischer Mensch, nämlich ein Mensch, der kein Mensch ist, sondern ein abstrakter Begriff. Kaum hatte sich der Ruf verbreitet, daß die Thusnelda nichts Geringeres sei als die Germania selbst, so schwante mir, daß von einer gemeinen Tendenz-Komödie die Rede wäre, in der ich nichts zu suchen habe. Inzwischen zwang mich das zudringliche Pöbelgeschrei doch — wer ist nicht ein schwacher Mensch? — wenigstens das Textbuch jener Sensations-Komödie zu lesen, und so kommt es, daß ich mitsprechen kann. Ich las den Fechter von Ravenna bis zum Ende des vierten Aktes, das heißt bis zu dem Augenblick, wo ich ihn zum Fenster hinausschmiß.

Und bei Gott, es war ein später Augenblick! Es war der Augenblick, wo ich zuletzt auch als simples moralisches Wesen beleidigt wurde, nachdem ich ästhetisch schon längst betrogen war.

Wie geschah mir z. B. schon in der ersten Hälfte des ersten Aktes, auf dem achten Blatte?! Man höre!

Die gefangenen Deutschen haben einen Fluchtplan entworfen und werfen einen Zettel, worin sie der betreffenden

Hauptperſon einen Wink darüber geben. Dieſer Zettel ſoll abgefaßt ſein:

„In unſrer Sprache markig friſchem Klang,
In unſrer Wälder trauten vollen Tönen“.

Hörſt du, Miranda?

Man dächte nun, der Dichter (Gott verzeih' mir die Sünde!), der ſogenannte Dichter hätte ſich die Mühe gegeben — Wort zu halten? Er hätte auf die Sprache eine altdeutſche Lokalfarbe gehaucht, mit einem glücklich gewählten Barbarismus die Phantaſie in die Urzeiten verſetzt, vor allem in der Edda geblättert, um ſich den Stil ſeines Zettels wenigſtens in Stabreim und Rhythmus zu vergegenwärtigen, etwa nach dieſem Muſter: Ich will Walvaters Wirken künden — Am ſtarken Stamm im Staub der Erde — Sie legten Loſe, beſtimmten das Leben — Es ſäumet ſelten, wer ſolches vernimmt — u. dergl. Der Dichter war ja kein armer Student oder Garniſons-Leutnant in Jaroslaw oder Temesvár, entblößt von allen Hilfsmitteln und in ſich ſelbſt noch unfertig, wie eben ein Student oder belletriſtiſcher Leutnant. Er konnte recht gut wiſſen, was altdeutſcher Sprachton ſei, und als erſter Kuſtos einer Hofbibliothek brauchte er die Tonregiſter nur aufzuziehen, denn rings um ihn her ſtanden die Edda, der Bëowulf, die Helgilieder, und eine Seite Lektüre darin genügte zu „unſrer Wälder trauten vollen Tönen“.

Aber nichts von all dem. Die markige Sprache und der volle Waldton — du hörſt doch, Miranda? — klingt bei unſerem Wiener Cherusker ſo:

Die ihr hier gefangen ſeid,
Rettung iſt euch noch bereit!
In des Mittags ſchwüler Glut,
Wann der Späher Auge ruht,
Steig' ich von der Mauer nieder!
Komm' nur wieder, komm' nur wieder!

Das iſt der echte Butterweiber-Trab, ſagte Shakeſpeare von dieſem Rhythmus; Halm ſagt von ihm: es iſt ein friſcher markiger Klang, es iſt ein trauter voller Waldton. Man muß geſtehen, Münchhauſen hat wenigſtens luſtiger geſchwindelt.

Am liebsten hätte ich das Buch schon jetzt weggeworfen, denn es ist ein magenverderbendes Gefühl, ein Gefühl, das beinahe die Selbstachtung angreift, einen Dichter zu lesen, der es mit seiner Dichterei nicht einmal als ein ehrlicher Mann meint. Daß derselbe Mann für einen „Sohn der Wildnis" einen — Zuckerbäcker-Lehrling untergeschoben, mochte noch hingehen; man fühlte, das Talent reichte nicht aus, er hat eine Schuld von tausend Gulden gemacht, die er nicht bezahlen kann. Für einen markigen Waldton aber einen — Postbüchelreim zu bringen: das heißt fünf Gulden borgen und auch nicht bezahlen. Damit fängt an, was selbst der lockerste Gentleman „die schlechte Gesellschaft" nennt. So kann die Wahrheit einem anständigen Manne nicht versagen. Wer wahr ist, der ist es in jedem Detail, der atmet nur Wahrheit, die Wahrheit bleibt ihm keinen Augenblick aus. Nie hätte der brave Grillparzer frisches Mark und vollen Waldton versprochen, und sich so fürchterlich gleichgültig gezeigt, Wort zu halten.

Ich las weiter. Es kamen nun jene drolligen Szenen, wo ein verrücktes Weib das ergötzliche Jagdstücklein Münchhausens reproduziert, der einen Fuchs an einen Baum bindet, einen Kreuzschnitt über seine Kopfhaut macht und ihn hierauf aus seinem eigenen Balg hinauskarbatscht. Nur fehlt bei Münchhausen der pathetisch keuchende, tragische Stelzenton, womit Thusnelda ihren guten Jungen völlig ernsthaft aus seiner Haut hinausschwatzen will. Darin ist im Fechter von Ravenna die Komik gepfefferter als im Münchhausen, denn dieser Ton zu dieser Dummheit kontrastiert wahrhaft pudelnärrisch. Ich staunte die tragische Gans nur so an, wie sie hineinplumpt, wo es am tiefsten ist, und gar keine Ahnung hat von der Unmöglichkeit ihres Unterfangens. Wäre Thumelicus ein ziegenlederner Handschuh, so ließe sich die Sache noch machen; aber ein Menschenleben von seinem ersten bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre umzukehren wie einen Handschuh, und zwar augenblicklich! zwischen heute und morgen! das prästierte nicht einmal ein Shakespearescher Mensch, geschweige ein Halmscher.

Und freilich, da ſteckt's! Nicht das iſt das Genie, welches alles kann, ſondern das iſt's, welches weiß, was man nicht kann! Sehen wir die verwegenſten Wagniſſe Shakeſpeares im Punkte der Ueberredungskunſt an — Antonius an der Leiche Cäſars, Gloſter am Sarge Heinrichs VI. — was unternehmen ſie am Ende doch nur anders als eine Stimmung zu wenden, ſage eine Stimmung, nicht ein ganzes Leben. Sie ſchwimmen gegen eine einzelne Stromſchnelle, nicht gegen den Strom von ſeinem erſten bis zu ſeinem letzten Tropfen! Sie wollen von einem Menſchen, der nur zweiundzwanzig Jahre alt iſt, nicht — zweiundzwanzig Jahre mit dem Schwamm auslöſchen. Das tut kein Dichter! Das tut ein Theatermann, der täppiſch mit rotglühendem Eiſen tändelt und es tragiſch nennt — daß es die Finger verbrennt!

Wer einem andern ſo lange und betäubend die Ohren vollſchreit, der müßte doch einen Schein von Ausſicht erwecken, daß er reüſſieren könnte; den merkwürdigen Mann aber möchte ich ſehen, oder wenigſtens ſeine Photographie beſitzen, den dieſer ganze Ueberredungslärm nur einen Augenblick im Atem über den Ausgang gehalten hätte. Und darum wird dieſe Szene, obwohl ergötzlich durch ihre Dummheit, doch langweilig durch ihre abſolute Ausſichtsloſigkeit und aufgelegte Unmöglichkeit.

Thusnelda hat endlich die tiefſinnige Entdeckung gemacht, daß man einem Menſchenkinde die Welt, worin es erzogen und aufgewachſen, nicht ohne weiteres zur Bruſt hinauswirft, zumal wenn es eine prangende Römerwelt iſt, wofür man ein dunkles Nebelland eintauſchen ſoll. So fleißig ſie eine halbe Stunde lang „ihr Götter, ihr Götter" geſchrien, ſie merkt endlich, ſchreien hilft nichts, Tatſachen beweiſen — und zweiundzwanzig Jahre gegen eine halbe Stunde ſind eine Tatſache! Auch das hat ſie ihrem ſtrammen Burſchen nicht aufzuſchwatzen vermocht, daß der Mut eine Schande ſei — weil er ihn zum beſten gäbe vor Menſchen, die ihn als Vieh betrachteten. Vieh hin, Vieh her — ſeine geſunde Natur ſagte ihm, daß die Fiktion, ein Vieh zu ſein, nicht lange

ſtandhält, wenn man vor Männeraugen Männermut zeigt. Er brauchte es gar nicht zu wiſſen, daß der Kaiſer Caracalla ſelbſt einſt den Ehrgeiz haben würde, als Fechter aufzutreten; er brauchte es gar nicht zu wiſſen, daß „der ſterbende Fechter“ und „der borgheſiſche Fechter“ ſeinem Stande als ein ewiges Ehrendenkmal geſetzt werden würde: aber er wußte doch — denn es war ſeine Verfaſſung und ſein Grundrecht, — daß ein Fechter, der dreimal geſiegt hat, ſich freigekämpft hat; überhaupt wußte er, daß phyſiſcher Adel den höchſten prix d'affection bei den Römern hatte, und daß in dieſem Punkte von der Verachtung zur Hochachtung eine Durchgangstür ſtand, die er ſich Manns genug fühlte, einzurennen. Kurz, es war mit der Fechterſchande gar nicht arg, wie ſich dieſes rappelköpfige Weib einbildete, deren tolles Weibergeſchrei der brave Kerl nicht recht begreifen konnte. Wir könnten ebenſogut von Geburtsſchmerzen deklamieren, als ein Weibsbild von Fechterſchande, denn was bei Kraft- und Mutproben Ehre oder Schande ſein ſoll, das bleibt eigenſtes Männergefühl. Eine gute Keilerei wird ewig ihren guten Männerpreis haben; die Sache ſelbſt iſt preiswürdig, ſo daß es keine Form gibt, ſie gründlich zu devalvieren. Man kann die Münze verſchlechtern, aber ein Reſt von Silbergehalt bleibt ihr in Ewigkeit unbenehmbar. Kurz, Thumelicus fühlt ſich nicht ein Fürſt, ſondern ein Mann!

Und jetzt ſind wir bei der ſpezifiſchen Nichtswürdigkeit dieſer Schandkomödie angekommen. Ganz im Gegenteile nämlich tragiert Thusnelda ſo rabiat ihre ſtelzenbeinige Fürſtin, daß ſie bis in ihren letzten Blutstropfen aufhört, Weib, ſimples, ehrliches Weib zu ſein. Um ihren überſpannten Eigenſinn immer noch durchzuführen, wirft ſich nämlich dieſe hoheitſtrahlende Thusnelda-Germania einer römiſchen H** zu Füßen, windet ſich auf den Knien vor der römiſchen H**, bettelt ſich der römiſchen H** als Schwiegermutter an, will der römiſchen H** den Sohn Hermanns zum Manne, will die römiſche H** einem freien deutſchen Volke zur Fürſtin geben, und das alles — um einer Schande zu ent-

gehen!! So verstehen gewisse Kreise die „Dehors". Wie echt romanisch ist das! Wie genau paßt das zu unseren österreichisch-*spanischen* Traditionen und zu unseren österreichisch-*französischen* Sympathien, als Deutschlands Männer für Deutschlands Sicherheit bluteten! Nicht für vieles Geld geb' ich die Tatsache, daß dieser Fechter von Ravenna ein Oesterreicher ist und geschrieben wurde im Jahre 1854, d. h. im Jahre des Konkordates, als Leo Thun vor Pater Beckx kroch, wie die österreichisch-fassonierte „Germania" vor der römischen H** kroch! Ja, so verstanden sie das „Germanisieren", diese Thuns, Bachs und ihre Hofräte! Und wenn so ein Hofrat zu dichten anfing, so brach der Schaden aus, auch wenn er persönlich unschädlich war. So werden unschuldige Kinder auf die Klinik gebracht, mit scheußlichen Schäden von — *sehr schuldigen* Eltern! Es ist eben eine uralte spanisch-jesuitische Blutvergiftung!

Herr Johannes Scherr, der so unglücklich ist, „die preußische Korporalitas", d. h. die deutsche Wehrkraft, nicht ausstehen zu können, ist dafür so glücklich, in *dieser* Thusnelda eine deutsch-nationale Tat zu sehen. Natürlich! Wer gegen Preußen Oesterreich ausspielen will, darf nicht wählerisch sein. „Wenn keine Jungfern da sind" ... usw. Es wäre mir übrigens nicht eingefallen, diesen Standpunkt anzufechten, denn die Natur macht keine Sprünge und man muß es eben abwarten, bis die Parteifarbe des Herrn Johannes Scherr ausstirbt — der süddeutsche demokratische Schoppen-Politiker, der Preußen nicht leiden kann und Oesterreich platonisch liebt — das er in den seltensten Fällen betreten hat. Wenn übrigens der süddeutsche Johannes Scherr Oesterreich, das sich seinen deutschen Charakter immer erst noch verdienen muß, mit Ostentation „unser Land" nennt, so kann ich als Oesterreicher und Wiener nichts Geringeres tun, als mit eingestandener und noch stärkerer Ostentation „unsern Schiller" nennen, und möchte den Herrn Johannes Scherr hiermit freundlandsmännisch gebeten haben, in demselben Atemzuge, wo er Halm und den Fechter von Ravenna nennt, um aller deutschen Ehre willen

nicht unſern großen majeſtätiſchen Schiller zu nennen! Ich vergönne ihm all ſeine übrigen Schrullen, aber — „laß unſern Herrgott aus dem Spaß!“

Geſpräche mit einem Grobian

(Leipzig, F. A. Brockhaus, 1866)

Goldenen Büchern läßt ſich leichter die Form nachſehen; hölzerne und lederne aber ſollten einen ſo glücklichen Griff in die Form tun, daß die Form faſt den Inhalt erſetzen und dieſer um vieles bedeutender ſcheinen könnte, als er in Wahrheit iſt. So ginge das Buchmachen auch noch bei Hausmannsgeiſtern.

Die „Geſpräche“ gehören nun nicht zu denen, welche das Genie durch Glück erſetzen. Ihre Form iſt unglücklich. Das Buch kommt zwiſchen verſchiedenen Stühlen auf der Erde zu ſitzen. Es iſt ein Menſchenfeind, ein Peſſimiſt. Es ärgert ſich über die Schlechtigkeit der Menſchen im allgemeinen und der modernen im beſonderen. Dieſes Thema iſt nicht eben neu, aber es veraltet auch nicht. Der Autor hätte nur das große Talent haben dürfen, für ſein kleines Talent die glückliche Form zu finden, und wir konnten gar leicht vergeſſen, daß über das Defizit der Menſchennatur ſchon Volney auf ſeinen Ruinen getrauert, ſchon Leopardi und Schopenhauer verzweifelt, ſchon Heine ſich luſtig gemacht, ſchon Thackeray ſeinen Jahrmarkt der Eitelkeiten aufgeſchlagen uſw. uſw. Unglücklicherweiſe aber iſt unſer Autor weder Philoſoph noch Belletriſt. Ein ſchlimmer Umſtand für ſeine Aufgabe! Seine Aufgabe wies ihm den Weg an, den Peſſimismus entweder als *Räſonnement* oder als *Stimmung* uns mitzuteilen. Er hatte die Wahl zwiſchen der philoſophiſchen Abhandlung und irgendeiner belletriſtiſch-dichteriſchen Kunſt-

form. In dieſer Welt entſchied er ſich für — beides! „Ich hab' den Vater lieber und hab' die Mutter lieber." Er wollte, ſcheint's, an ſeine Doppelheit glauben machen, und zeigt ſeine Halbheit.

Seine Einkleidung iſt dieſe: Ein Mann in den beſten Jahren, Baron, reich, Gutsbeſitzer, ſchuldenfrei, unabhängig, Garçon, ſitzt wie der Vogel im Hanfſamen auf ſeinem Gute, das er klaſſiſch bebaut, und — platzt nebenbei vor Aerger über die Schlechtigkeit der Welt. Er hat Bildung und die Bildung kalmiert; er iſt glücklich und das Glück macht zufrieden; er lebt auf dem Lande und das Landleben kalmiert ungeheuer; aber das alles hilft nichts: er platzt ein für allemal vor Aerger über die Schlechtigkeit der Welt. Wo man ihn antippt, geht er los wie eine Pulvertonne. Kurz, der Grobian Viktor räſoniert, aber er räſoniert mit Affekt. Das iſt nun einer von den Kunſtgriffen, wo man Autoren in die Karte ſieht. Der Autor ahnte, daß ſein Räſonnement zu ſchwach ſei, um in Schranken einzureiten, wo ſchon ein Schopenhauer ſeine Preiſe gewonnen; er ſchnallte daher dem Räſonnement die Sporen des Affektes an, er verſuchte das ſchwache Ding mit den Rippenſtößen des Temperaments durchs Gedränge zu ſchmuggeln. Und da ein affektvoller und rippenſtoßender Philoſoph nicht eben die Regel iſt, ſo nannte er ihn „Grobian" im echteſten Geiſte jener Halbheit, deren Flickarbeit, wenn ſie's recht ſchlau anfängt, ſchon auf dem Titelblatt anfängt. Mit dieſem Titel, denkt er, wäre die Hexerei getan. Mit dieſem Titel ſchmeichelt er ſich, wäre es motiviert, wenn ein Philoſoph wie ein Tollhäusler raſt. Der Mann iſt eben ein Grobian, und die Grobheit iſt ein Charakter, und der Charakter iſt nicht weiter erklärbar; er iſt eine Naturerſcheinung, welche ſich ſelbſt ſetzt. Vortrefflich! Aber reſümieren wir nun. Zur Philoſophie Viktors kommt das falſche Motiv des Affekts, und der Affekt ſelbſt wieder ſoll motiviert werden — durch ein Titelblatt! Aeußerſt bequem! Sehen Sie, meine Herren, dieſer Mechanismus iſt ebenſo einfach wie ſinnreich.

Schade, daß eine kleine Lücke genügt, um eine ganze Lö-

wenhaut zu blamieren. Der Autor hat ſich nur eine kleine allerliebſte Begriffsverſchiebung erlaubt, aber dieſe verrät ihn. Sein Viktor iſt nämlich *nicht* ein Grobian, ſondern ein *Aufgeregter*, ein *Leidenſchaftlicher*. Die Grobheit paſſiert; aber Aufgeregtheit und Leidenſchaftlichkeit, zumal im Schoße des Glücks, iſt ein abnormer Zuſtand und der bedarf der Erklärung. Er muß *motiviert* ſein. So fällt denn eine von den zwei Forderungen, welche der Autor umſchlichen hat, wieder mit unverfälſchtem Gewichte auf ihn. Entweder Philoſoph oder Belletriſt! Entweder den Peſſimismus als Philoſophem oder als Stimmungsbild, Lebensbild, Charakterbild, kurz als Roman!

Der Autor iſt ganz unſerer Meinung; er fühlt das ſelbſt. Er geht weislich auf die Antezedentien ſeines Helden zurück. Viktor war im Staatsdienſt, überwarf ſich mit ſeinem Chef und quittierte. Viktor war verliebt, ſie liebte einen anderen und er blieb Garçon. Dieſe Motive ſind zwar heillos ſchwach und oberflächlich erfunden; aber mit aller Kunſt des Details, etwa im erſten Band eines dreibändigen Romans ausgeführt, wäre es nicht unmöglich, daß ſie wirkten. Unſer Autor aber wirft ſie auf einer halben Seite hin. Dieſe halbe Seite ſoll die welthaſſende Gereiztheit eines ganzen Buches motivieren! Wahrlich, ein naiver Baumeiſter, dieſer Autor! Die Pyramide des Peſſimismus baut er auf ein Fundament von Strohhalmen, wie ſie ein Hänfling zu ſeinem Neſte zuſammentrüge.

Gehen wir nun von der Form zum Inhalt über, ſo verachtet Viktor die Menſchen mehr en détail als en gros, mehr als Sterblicher denn als einer der Unſterblichen. Sein Peſſimismus oder — da die Zagheit des Autors dieſen Namen verwirkt hat — ſeine Grobheit iſt mehr genremäßig als hiſtoriſch-tragiſch; ſie iſt weniger Weltſchmerz als Zeitſchmerz. Das große Welt-Elend fühlt er nur beiläufig, gleichſam ehrenhalber, als hätte er mit ſeinem Baedeker-Schopenhauer dieſe Partie bloß im Fluge durcheilt: mit Vorliebe hat er ſich einen Ausſchnitt daraus gemacht, eine kleine Privatliebhaberei des Menſchenhaſſes, und das iſt der Haß

des modernen Menſchen. Auch gut. Juſt hier liegt ſeine Berechtigung, neben Schopenhauer ein neues Buch zu ſchreiben. Er iſt gleichſam ein kleiner praktiſcher Leitfaden des Peſſimismus für den täglichen Hausgebrauch. Er iſt nicht der Schopenhauer an ſeinem philoſophiſchen Schreibpulte, ſondern der Schopenhauer im „Engliſchen Hof", der bei der Flaſche über die „Jetztzeit" ſchimpft. Der Inhalt ſeines Pathos ſind die ſogenannten Zeitfragen, Zeiterſcheinungen und Zeitſtrömungen. Die Kirche ohne Glauben, die Philoſophie ohne Idealismus, die Buchmacherei, die Titelſucht, die Journaliſtik uſw. uſw., das ſind die Stoffe ſeines unerſchöpflichen Zorns. Dieſer Zorn iſt zuweilen ſehr ſchön. Gut gedacht, heiß empfunden, hinreißend wahr und energiſch im Ausdrucke, zerwettert er wie der Blitz, was er trifft. Hier fängt man an, den Autor oft lieb zu gewinnen, und iſt im Begriffe, ihm herzlich die Hand zu drücken. In demſelben Augenblicke aber faßt man die eigene Hand, denn man beſinnt ſich: das alles haſt du ja in tauſend Geſellſchaften ſelbſt ſchon geſagt, nur daß es dir nicht einfiel, daraus ein Buch zu machen. Siehe, ſiehe, alſo das kann man niederſchreiben und herausgeben! Dergleichen nimmt ſich recht gut am Teetiſch, aber wunderlich als Buch aus. Denn am Ende iſt's doch nur geſchimpft, und zwar über Dinge, die ganz und gar auf der Hand liegen.

Aber es kommt noch beſſer, wie der Autor meint; d. h. es kommt ſchlechter und ſpottſchlecht. Unſer Grobian nämlich iſt nur die Hälfte, und zwar die negative Hälfte des Buches. Die poſitive iſt Edmund, ſein Hausfreund. Dieſer Flötenſpieler und Süßholzraſpler ſucht regelmäßig zu beweiſen, daß das Schwarze weiß iſt, ſo oft Viktor es ſchwarz genannt hat. Da befindet ſich denn der Leſer in einem eigentümlichen, wir dürfen wohl ſagen, noch nie dageweſenen Verhältniſſe zu ſeiner Lektüre. So oft er nämlich denkt: jetzt hat mir Viktor aus der Seele geſprochen — bekommt er eine Maulſchelle für ſeinen Beifall. Der dumme Junge Edmund beſchämt dann den Leſer und beweiſt ihm, daß er, der Leſer, der dumme Junge ſei, weil er einem Manne ſeinen Beifall

schenkt, welchen der Autor doch bis zum letzten Tropfen seiner Kraft ausgestattet hat, um diesen Beifall zu erringen. Dieses Verfahren ist ungezogen und unverschämt bis zum Ruten-verdienthaben.

Man sieht wohl, was für ein Formfehler hier begangen worden. Schier der größte des Buches! Es ist schon zu tadeln, daß Angst, Feigheit und optimistische Wohldienerei keine reine Negation stehen läßt, ohne einen positiven und versöhnenden Klecks beizubringen. Gegen diese Siechlinge mit der moralischen Gehirnerweichung und Herzbeutelwassersucht, gegen die Versöhnler und Ohnmächtler, welche jeder Tragödie einen gemütlichen Zirkumfler anschänden, werden wir noch aparte Geißeln mit Skorpionen flechten und sie manches Jahr unseres Leben durchstäupen. Hier sei nur so viel gesagt: Willst du einen philosophischen Dialog schreiben, so tue es mit Ruhe, damit der Leser über den Parteien bleibe und unbeeinflußt sich selber die Rechnung mache. Ist dir die Ruhe zu langweilig, oder ohne Ausrede, bist du weder gelehrt, noch weise genug, um in der Ruhe zu wirken, und hast du nötig, deine philosophische Armut mit der Farbengebung des Affekts zu überschillern, so ist die Farbenverteilung offenbar so zu treffen, daß der bestechende und hinreißende Affekt statt als prächtiger Zorn dem Negativen, als Glut des Enthusiasmus dem Positiven zufalle. Die „Gespräche" nun kehren das um. Hinreißend affektvoll ist Viktor und farblos ruhig Edmund. Oder täuscht sich der Autor über diese Ruhe? Denkt er, sie imponiert? Es wäre ein Nonplusultra von Eitelkeit. Sie ist matt, kleinlaut, subaltern, und ein paar Versuche zum Enthusiasmus entarten zur schülerhaftesten Phrase. Der Autor macht durch seinen Edmund ganz und gar die Figur, als ob Juvenal jede seiner Satiren mit einer Idylle widerlegte: übrigens sind diese Römer doch nette Leute, und Rom ist eine ländlich-sittliche Stadt, und insofern wir nicht zum Teufel gehen, florieren wir ganz prächtig. Man möchte diesen Edmund ohrfeigen.

Ein Beiſpiel für alle: Der journaliſtiſche Skandal iſt ein Uebel, welches Viktor brennend empfindet. „Der Buben, die den Degen mißbrauchen, werden jetzt allerdings weniger. Dafür aber mehren ſich die Buben, welche die Feder mißbrauchen. Der gemeine Menſch, der ein Journal herausgibt, oder über einen Platz darin verfügt, hat einen Vorteil, den ich nur zu denken brauche, um raſend zu werden. Er kann ſeinen Gegner täglich herunterziehen, verdächtigen, verleumden vor Tauſenden. Und beſitzt er nur eine gewiſſe Klugheit und Geſetzeskenntnis, ſo hat ſein Opfer gegen ihn auch keine Hilfe. Der ſchlechte Kerl kann den Edlen als einen Halunken, der Eſel kann den Weiſen und Unterrichteten als einen Dummkopf hinſtellen wieder und wieder; und der Verletzte iſt wehrlos gegen ihn! Die einmalige Gegenerklärung hat keine Wirkung; herumbalgen mit dem Racker kann und mag der Noble ſich nicht, — und ſo behauptet die Beſtie das Feld. Der Leſepöbel glaubt natürlich den Verleumdungen mit dem größten Vergnügen; ſein Beifall atteſtiert dem Lügenmaul ſeinen Triumph, und nun ſehen wir den rohen, unwiſſenden Strick, den unter die Journaliſten gegangenen Bauernknecht als Sieger einherſtolzieren und auf den Genius und Ehrenmann, den er für ein ſtupides Publikum zu Boden geworfen hat, mit Verachtung herunterſchauen. Daß dies möglich iſt, daß der Ungerechte unrecht tun kann, ohne daß man's zu hindern und zu ſtrafen vermag, das iſt für mich grauenhaft. Der Zeitgeiſt ſetzt auf die Niederträchtigkeit noch eine Prämie! Der Schimpfbube ſchimpft, der Beifall, den er erlangt, macht ihn frecher und frecher, und die Abonnenten des Läſterblattes mehren ſich von Jahr zu Jahr." — —„Die Aelteſte, Agathe, iſt ein prächtiges Kind ... froheſte Mienen ... ſummender Bienenkorb ... munteres Naturell, unſchuldige Fröhlichkeit ... Arm in Arm ... Locken der Holden ... Hals des Glücklichen ... Augen des ſchönen Kindes ... Roſenduft der Jugend, des jungen Lebens, des jungen Blutes, das die Wangen durchzieht und den Geſichtern auch den Farbenglanz der Roſe gibt ..." uſw. Was ſoll das alles? Es iſt Edmunds Antwort auf den näch-

ſten Seiten. Der Genius und Ehrenmann, meint er, welcher von dem Schimpfbuben öffentlich mißhandelt worden, krieche wie ein begoſſener Hund in ſein Häuschen und ſuche Troſt bei der Familie! Da hört nun alles auf. Man traut ſeinen Augen nicht. Als ob die Familie nicht mit beſchimpft wäre! Als ob es ihre Ruhe nicht auch anginge, wenn der Vater beunruhigt wird! Als ob der Genius und Ehrenmann ſeinen Grimm nicht verzehnfacht fände, ſowie er nach Hauſe kommt! Leſen denn die Söhne keine Zeitungen? Kommen denn Mutter und Tochter nicht in Geſellſchaften, wo man Zeitungen lieſt? O über die Schadenfreude! O über das geheuchelte Mitleid! Die Mutter weint, die Tochter iſt außer ſich, der Sohn ſchreit: Vater, wenn du den Kerl nicht niederſchießt, ſo fordere ich ihn ſtatt dir, — die Mutter erſchrickt, die feurige Tochter gibt dem Bruder recht, aber der Mutter nicht unrecht, die ganze Familie iſt in Trubel, Aufruhr, Verwirrung, Schmerz, Wut — und das iſt Edmunds Troſt auf Viktors Klage! Das Lämmerſchwänzchen denkt, er braucht nur das Zauberwort Familie zu nennen, und die ganze deutſche Birchpfeifferei iſt auf ſeiner Seite, und alles ſinkt ſich gerührt und verſöhnt in die Arme, und wenn das nicht gut für die Wanzen iſt, ſo weiß er nicht, was beſſer iſt! — Der Grobian Viktor aber ſenkt nach ſolchen Dummheiten regelmäßig den Kopf, geht in ſich, wird nachdenklich — und beweiſt, daß er doch auch nur eine Strohpuppe iſt und keineswegs der echte Kerl, für welchen er mit täuſchender Fälſchungskunſt auf mancher Seite des Buches ſich auszugeben weiß.

Aber wer daran noch gezweifelt hätte, dem fiele auf dem letzten Druckbogen endlich die Binde vom Auge. Der Grobian iſt hier des Schimpfens müde und ſtellt ſeine poſitiven Forderungen auf. Man höre!

Ich fordere, daß die Fürſten Patrioten und Philoſophen ſind und zu ihrem Umgange nur beſchwerliche Männer wählen, denn das ſind die Nichtſchmeichler. Ich fordere, daß Nord- und Süddeutſchland einander mit brüderlichem Wohlwollen betrachten, der ein: die Naſe nicht hoch trage, der an-

dere kein Gemütsprotze ſei. Ich fordere, daß die Deutſchen den Einheitsſtaat als eine Tollheit, und einen Kaiſer zu krönen als eine Dummheit anſehen. Ich fordere, daß die Deutſchen praktiſch ſind und die politiſchen Parteien ſich der Unparteilichkeit befleißigen. Ich fordere, daß der Adel bürgerlich werde, und dulde keine Ritter außer Gutzkows „Ritter vom Geiſte". Fleiſch iſt ganz unnötig. Ich fordere, daß die Konfeſſionen die Wahrheit bekennen, die erwieſene Wahrheit (und es iſt bekanntlich ſehr leicht, metaphyſiſche Wahrheiten zu erweiſen!). Ich fordere, daß die Philoſophen bei Gott zu Hauſe ſind — und zwar von Rechts wegen! Ich fordere, daß die Empiriker und Spezialiſten Logik lernen, daß die Hiſtoriker das Prahlen und Dicketun abſtellen, daß die Wiſſenſchaft religiös ſei und Religionen erzeuge, daß die Naturforſcher keine Materialiſten ſind und mir meine liebe unſterbliche Seele von Leder oder von ſteifer Leinwand nicht wegſtibitzen. Ich fordere, daß die Künſtler friſche, lebendige Formen ſchaffen, was ſie nur mit der Wiſſenſchaft tun können, und daß die Dichter für die edelſte Erziehung der Welt ſorgen. Ich fordere, daß die Tagespreſſe nur Wahrheit ſchreibe und der Feuilletoniſt ein Prieſter des Guten und Schönen ſei. Ich fordere, daß die Jugend beſcheiden, freiſinnig und hochſtrebend ſei; die Buben dürfen nicht dem Manne ſagen, was er zu tun habe, ſondern ſie müſſen ehrerbietig ſeinen Worten lauſchen und ſie befolgen. Ich fordere, daß die Sommitäten ſämtlicher Fächer keine Eiferſucht und keinen Rangſtreit haben; im Hinblick auf das Ganze verſchwinde der Unterſchied und die Liebe mache die geringſten Glieder den größten und die größten den geringſten gleich. Amen!

Wie man alſo ſieht, fordert der Grobian ſo ziemlich alles, was teils gegen die Natur iſt, teils von der Natur ohnedies ſchon erfüllt wird. Und dieſer Schwall von Blödſinn überſchwemmt zwanzig lange Seiten und endet mit großer Begeiſterung!

Zum Schluſſe noch ein Wort über die Moral unſeres Autors. Da derſelbe auf ein Gebiet eingebrochen iſt, auf

welchem Heine, Bogumil Goltz und vor allem der königliche Schopenhauer Ober-Lebenshoheit besitzen, so fand er es nicht geheuer, diese Herrschaften zu ignorieren. Flüchtig berührte er sie denn, um sie herabzusetzen. „Der Jude, der die lachende Frechheit zu seiner Gattin erkor! Schämt euch, Germanen! Euch hat die Natur höher, tiefer, reicher ausgestattet als den Semiten und ihr wagt's nicht, besser zu tun, was jener mit seinen Künsten euch vorgetan?" Ei, so wag's doch, witziger zu sein als Heine! Wer hindert dich daran, kleine neidgiftplatzende Kröte? Hättest du seinen Witz, glaubst du, du würdest es nicht wagen, der du's mit deinem bißchen Grobheit schon wagst? Oder von Bogumil Goltz (der übrigens so wenig als Heine genannt wird): „Gute Lust hätte er, jawohl; aber es langt nicht. Wenn es damit getan wäre, sich zu recken und zu strecken, gespreizt einherzutreten und kolossale Reden zu führen (nimm dich bei der Nase!), dann wäre er der rechte Mann! Der Kerl will eigentlich auch nicht die Tat selber tun, sondern nur für einen gelten, der's kann! Die Ehre haben möcht' er! Und nun schneidet er Gesichter und notzüchtigt sein Gehirn, und zieht nie gehörte Phrasen aus ihm heraus und will uns glauben machen, das wäre Ursprünglichkeit, Ueberfluß, Genie! Gewalt ist's, die er sich selber antut, ein Hetzen und Peitschen der Mähre, die zum Gipfel hinan soll, während ihr die Flanken zittern und die Glieder versagen." Hat je ein Verleumder auf Kosten eines andern unverschämter sich selbst porträtiert? Da ist ja der „Grobian", wie er leibt und lebt! Gewalt tut sich Bogumil Goltz höchstens an in der Sprache, die ihm oft zu eng und zu arm wird für den wirklichen und unerschöpflichen Kraftstrom der Anschauung. Der Grobian aber forciert sich in der Anschauung selbst, das merke er sich! Er tut es gut, und fast hätte er gewonnen Spiel, aber ein paarmal fällt er doch aus dem Charakter, und die müde Phantasie fleht uns mit hohlen, sodomitischen Augen an, und aus dem durchlöcherten Blasebalg fährt die Luft aus und seufzt fast mit menschlicher Stimme: „Um Gottes willen laß mich in Ruh'! Sind denn

die 24 Druckbogen noch nicht bald zuſammenbramarbaſiert? Ich bin ja kein Genie, ſondern ein armer hektiſcher Schneider! Ich bin ja kein Löwe, ſondern Flaut, der Keſſelflicker!" Der dritte iſt Schopenhauer: „Mit einer erklecklichen Doſis Hoffart und Selbſtſucht verurteilt er Welt und Menſchen hauptſächlich nur, weil ſie ihm nicht genug huldigen." Das iſt Lüge. Schopenhauers Syſtem war ſchon in ſeiner Jugend erdacht und geſchrieben; wie wäre denn überhaupt etwas dageweſen, um es totzuſchweigen, und ihm nicht zu huldigen? Und weiß denn der Grobian nicht, daß es nur menſchlich wäre, wenn Schopenhauer aus gekränkter Selbſtliebe, bei ihm müßten wir ſagen, aus verſagter Gerechtigkeit, geſchrieben hätte! Hat doch auch der Grobian erſt Verdruß im Amte und Unglück in der Liebe haben müſſen, um ein Grobian zu werden! Beſinnt er ſich nicht, daß ſeine eigenen Waffen ihn ſchlagen?

Wenn man nach allem dieſem nun überdenkt, daß der Autor gegen den Schwindelgeiſt ſeiner Zeit ein Buch geſchrieben hat, mitten aus dieſem Geiſte heraus; daß er mit einer Stimme, welche der Naturſtimme aufs täuſchendſte nachgemacht iſt, über eine Unſittlichkeit aufſchreit, zu deren Studium er ſeine eigene Klinik geweſen zu ſein ſcheint, ſo faßt man wie im Fieber ſich an und beſinnt ſich, ob man wacht oder träumt! Es ſieht aus, als ob ein Dieb, beim nächtlichen Einbruch ertappt, mit einem falſchen Orden an der Bruſt majeſtätiſch ſich aufrichtete — Gendarmen, ich bin euer Fürſt! eure Wachſamkeit gefällt mir! kommt morgen aufs Schloß, ich will euch belohnen! Es ſieht aus, als ob bei einer Kriminal-Verhandlung über Banknotenfälſchung der Gerichtspräſident die Diätengelder der Zeugen — in falſchen Banknoten auszahlte! Es ſieht aus — um den Fall leichter zu nehmen und uns mit einem drolligen Bilde aufzuheitern — wie jener Affe, welcher dem Pfarrer in die Kirche nachſchlich, auf dem Kanzeldach Platz nahm, und ſeinem Herrn, der mit großer Salbung predigte, alle Gebärden der Frömmigkeit nachmachte!

Der Leſer verzeihe, wenn wir über dieſes Buch ihm be-

richtet, weitläufiger, als er zu ſeiner Unterhaltung es wünſcht. Unſer Autor ſpricht ſo oft und ſo nachdrücklich von der unermeßlichen Dummheit des Publikums, daß uns der Grobian angſt und bange gemacht hat, und unſer Eifer nicht klein war, dieſes ſein Publikum — vor ihm ſelbſt zu warnen!

Der Rhapſode Jordan

(März 1870)

In einer wunderlichen Zeit leben wir. Sie denkt nicht ſchlecht von ſich; im Gegenteil, ſie gefällt ſich ausnehmend wohl und lobt ſich ſelbſt, ſooft ſie den Mund aufmacht. Sie iſt verliebt in ihre „modernen Fortſchritte", ſie dankt Gott, wie jener Phariſäer im Tempel, an jedem Morgen, daß ſie nicht mehr „finſteres Mittelalter" iſt, wo man allerdings Scheiterhaufen hatte, aber keine ſtehenden Heere und Defizits; wo man allerdings keine Eiſenbahnen hatte, aber kräftige Männerſchenkel, welche — wie die Aerzte und Pfarrer noch im vorigen Jahrhundert — ſich rüſtig aufs Pferd warfen und ihre ſchlechten Wege in guten Ritten zurücklegten. Dieſe Zeit pocht auf ihr Haben und ignoriert ihr Soll, und ſo iſt die luſtige Buchhaltung des geprieſenen neunzehnten Jahrhunderts fertig.

Und doch gibt es in dieſer Zeit, die es ſo herrlich weit gebracht — Zukunfts-Muſiker und Vergangenheits-Dichter! Das heißt, lebendige Proteſte gegen die Zeit! Menſchen, welche der Zeit den Rücken kehren und links und rechts eine andere Zeit erkieſen! Menſchen, welche in Wort und Tat, welche in ihrer ganzen Lebenspraxis den Gedanken verkörpern: du magſt alles haben, mein liebes neunzehntes Jahrhundert, nur dichteriſchen Geiſt und künſtleriſche Form haſt

du nicht. Und der eine flüchtet in die Zukunft, der andere in die Vergangenheit.

Aber ſeltſam! Juſt in der Art, wie dieſe Flüchtlinge flüchten, bewähren ſie ſich als die allerechteſten Kinder der Zeit. Wer flieht, wird ſchon zufrieden ſein, wenn er den Gegenſtand ſeines Widerwillens aus den Augen verliert: gleichviel auf welchen Wegen und Stegen. Nicht ſo der Zukunfts-Muſiker und Vergangenheits-Dichter. Dieſe Hochgemuten behaupten kühn: unſer Weg iſt der rechte, es iſt die eigentliche Straße und eine Etappenſtraße und Chauſſee erſter Ordnung. Wir ſind der Länge und Breite nach im Beſitze einer Via triumphalis und ihr andern mögt euch ſeitwärts in die Büſche ſchlagen.

Ihre ganze Geiſtes-Phyſiognomie drückt dieſe anſpruchsvolle Zuverſicht aus. Keine Spur jener erhabenen Leidenszüge, welche den bedeutenderen Charakterköpfen der Weltſchmerz-Periode einen ſo ergreifenden Ausdruck verleihen! Da flieht kein verendender Hirſch ins Dunkel des Dickichts; da verhüllt kein ſterbender Cäſar die blutigen Todeswunden; ganz das Gegenteil! Sie fordern von der Zeit, welche ſie verneinen, die Bejahung aller ihrer Zwecke; ſie ſind unendlich tätig, regſam und rührig, ſich den Tiſch der Zeit zu decken, an dem es ihnen ausnehmend wohl ſchmeckt. Sie haben gute Zähne, einen guten Appetit und eine enorm gute Verdauung. Jene Selbſt-Gier, jener Ich-Hunger, jener Durſt nach Glück und Genuß, jener nüchternſte Gegenſatz zur Weltſchmerz- und Weltflucht-Romantik, welcher ſo modern, ſo ſpezifiſch „modern" iſt: die Zukunfts- und Vergangenheits-Apoſtel tragen dieſen Stempel der Zeit mit dem großen Staatsſiegel an der Stirn ihrer Taten. Daher nimmt ihnen die Zeit ihre Worte auch gar nicht übel; ſie hält ſich an ihre Werke. Du Zukunfts-Muſiker verdammſt die Melodie, Mozarts und Beethovens Purpurmantel, als barock verkünſtelten Plunder, und der Naturmenſch deiner Zukunft, deines zweiten goldenen Zeitalters, wird in erhabener Kunſtnacktheit nur noch die einzelne Silbe „ſanglich beklangen"; aber dieſer ſchneidende Widerſpruch zu mir macht dir nicht

den mindeſten Schmerz, ſondern iſt bloß ein effektvolles Motiv für die Trompeten und Heerpauken der Senſation: komm in meine Arme, getreuer Sohn deiner Zeit! Du Vergangenheits-Dichter verurteilſt als „geile Unzucht" den Endreim, in welchem Deutſchland ſeit Gottfried von Straßburg, bis auf Goethe und Uhland ſein ſchönſtes und edelſtes Dichtergut niedergelegt hat, und erlauſcheſt mit einem Ohre, das wir alle nicht mehr haben, aus dem Rachen fern heulender Eddas-Wölfe die ſüßen Klänge des Stabreims; aber dieſer ſchneidende Widerſpruch zu mir ſchneidet dich nicht im geringſten, ich ſehe kein Blut, keine Träne, keinen Schmerz, wohl aber Vorleſer-Tournüre, gasſtrahlende Säle und „ein dankbares Publikum". Wir verſtehen uns, teurer Sohn, komm an mein Herz! Und ſo läßt ſich die Zeit verneinen, — mit dem größten Erfolg vor den Zeitgenoſſen!

Der Vergangenheits-Dichter Wilhelm Jordan ſieht keinen Grund, warum er nicht Deutſchlands Homer ſein ſollte. Die Deutſchen hatten vor vierzehnhundert Jahren einen reichen epiſchen Sagenſchatz; den hat vor ſiebenhundert Jahren der Dichter der Nibelungen mißverſtanden und verpfuſcht (wie Jordan meint); nach weiteren ſiebenhundert Jahren kommt nun Jordan ſelbſt, verſteht ihn beſſer und dichtet ihn beſſer.

Das iſt das Prinzip ſeines Standpunktes und die einfache Formel desſelben.

Wir gehen nun ſo weit als möglich und geben das alles zu. Wir beſtreiten nicht, daß der Dichter des Nibelungenliedes kein Talent hatte; wir beſtreiten nicht, daß Jordan ein größeres Talent hat; wir beſtreiten nicht, friedfertig wie wir ſind, daß er ein ſo großes Talent wie Homer hat. Wir beſtreiten bloß die Hauptſache: daß er mit einem homeriſchen Talent auch ein Homer *ſein* und den Deutſchen ein *Nationalepos* ſchenken kann.

Ein Nationalepiker iſt nämlich nicht, wie jeder andere Dichter, eine literarhiſtoriſche, ſondern er iſt eine politiſch-hiſtoriſche Perſon. Das letztere zu werden, kommt nicht auf Talent allein an, ſondern auf den Zeitpunkt, in welchem ſeinem Talente aufzutreten vergönnt oder verſagt iſt. Mit ſei-

nem Feldherrntalente allein hätte Napoleon noch immer ein Untertan bleiben können, wie Condé und Turenne; durch den Zeitpunkt wurde er ein Kaiſer.

Indem ſich nun Jordan mit einer ziemlich ernſthaften Miene im Charakter eines Homer und eines Nationalepikers präſentiert, verkennt er zweierlei: erſtens, daß es dabei auf ſein Talent allein nicht ankommt; weil zweitens der Nationalepiker eine hiſtoriſche Perſon iſt, die ſich zu einer ſolchen nicht ſelbſt ausarbeitet, ſondern ausgearbeitet wird von den hiſtoriſchen Umſtänden, Gelegenheiten und Konſtellationen; daß es in der ganzen Menſchheit nicht mehr Nationalepiker gibt, als ſie faſt auch — Religionsſtifter hat! In der Tat ſind beide nur Pol und Gegenpol derſelben Achſe: dieſer der geiſtliche, jener der weltliche Nationalausdruck. Ja, das iſt das Wunderbare und ſchlechthin Einzige an einer Erſcheinung wie Homer, daß er faſt beides zugleich iſt; ſeine Griechen laſen und gebrauchten ihn auch — wie ihre Religionsurkunde. Er war nicht bloß ihr Dichter, er war auch ihr Pentateuch, ihr Evangelium, ihr Koran.

Das Entſtehen, das Werden, die Zeugung, kurz, die Naturprozeſſe und letzten Gründe der Dinge ſind überall unausſprechlich, weil alles, auch das Einfachſte, eine Reihe von Urſachen vorausſetzt, welche in die Ewigkeit reichen, und welche ein Menſch nicht überſieht. Aus dem geheimnisvollen Schoße der Natur, aus einem nie beleuchteten Dunkel treten die Dinge ans Licht, und wie ſie ſind oder nicht ſind, fällt ins unmittelbare Bewußtſein. Worin unterſcheidet ſich ein Walfiſch von einem Elefanten? Der Unterſchied iſt handgreiflich, aber wer ihn nennen ſollte, wäre juſt dadurch in Verlegenheit; er wüßte kaum, wo zugreifen. Er wird eine Reihe von Merkmalen nennen, die er immer noch verlängern könnte, und die er, ohne ſie zu erſchöpfen, an einem beliebigen Punkte abbrechen müßte, denn das Letzte und Feinſte wüßte nur der, welcher den Walfiſch und den Elefanten gemacht hat.

Wodurch unterſcheidet ſich Homer und das griechiſche Nationalepos von W. Jordan und der deutſchen Helden-

ſage, welch letztere ein Nationalepos weder geworden iſt, noch viel weniger nachträglich werden kann? Nennen wir nur *einige* der Unterſchiede.

Erſtens. Es iſt die gangbarſte Annahme, daß zwiſchen Homer und dem trojaniſchen Krieg nur hundertfünfzig Jahre liegen; zwiſchen W. Jordan und dem vergeſſenen deutſchen Sagenchaos liegen vierzehnhundert Jahre! Schon die Hälfte dieſes Zeitraumes iſt zu viel und ſchon der Dichter des Nibelungenliedes fand ſeinen Stoff nicht mehr auf grüner Frühlingswurzel, ſondern auf verdorrten und vom Vieh zertretenen Herbſtwurzeln, auf welchen Blatt und Stiel nicht mehr kenntlich. Daher hat er ſeinen Stoff verpfuſcht und mißverſtanden, wie ihm Jordan beweiſt. Aber was hilft es, daß der letztere ihn beſſer verſteht und es nach weiteren ſiebenhundert Jahren beſſer zu machen vermeint? Zu ſpät! Homer trank ſeine Quelle friſch aus dem Berge her; Jordan bohrt ſich einen tiefen arteſiſchen Brunnen. Das kann im Effekte nur einer Waſſer- und Brunnenpolizei gleichgültig ſein; einem Volke iſt es nicht gleichgültig und eine Volkspoeſie ſchöpft nie aus arteſiſchen Brunnen.

(Man wende nicht ein, die Berechnung könnte auch falſch ſein und Homer viel ſpäter gelebt haben. Gleichviel! Eine Zeit iſt erſt wirklich vergangen, wenn ſie auch *geiſtig* vergangen iſt. Und in dieſem Punkte ſteht Homer ſo klar als möglich in großer Nähe zu ſeinem Stoffe. Er ſpricht nicht bloß von Taten und Ereigniſſen, welche in einer beliebigen Reihe von Kalenderjahren vergangen ſein könnten; ſondern er ſpricht von Waffen, Kampfarten, Schiffen, Hausgeräten, Opfern und Bräuchen mit einem ſo lebendigen Detail, daß Aug' und Ohr überzeugt werden: Homer — oder die Volksſage, die ihm zugleich mit den hiſtoriſchen die *Genre*bilder lieferte — empfindet die letzteren nicht im mindeſten als entfabelten Altertumskram.)

Zweitens. Wie das Zeit-, ſo iſt auch das Ortsverhältnis bei der griechiſchen Epen-Zeugung ein günſtigeres als bei der deutſchen. Die Homeriſchen Geſänge ſind im Becken des Mittelmeeres zu Hauſe: der griechiſche Leſer ſah die wohlbe-

kannten Linien, die feſten Konturen, den traulichen Horizont ſeiner ſüßen Heimat zu allen Zeiten in der homeriſchen Landſchaft. Das Mittelmeer iſt vom Anfang bis zum Ende das Pivot der griechiſchen Nationaleriſtenz. Die griechiſche Nation trug den homeriſchen Schauplatz wie ein Hauskleid an ihrem Leib. Von dieſem Schauplatze aus läßt ſich gar ſicher in nebuloſe epiſche Fernen ſchweifen — zu den Läſtrogonen, Aethiopiern, Hyperboräern; immer kehren wir zurück zu ererbten Häuſern, zu Vater und Mutter, zu Bergen und Tälern der Heimat. Es fehlt viel, es fehlt alles, daß es der deutſchen Heldenſage ſo wohl würde. Frühzeitig hinausgeſtoßen in das Chaos der Völkerwanderung, zergehen ihr Himmel und Erde und der nämliche Mann gehört oft verſchiedenen Nationen und Geographien an. Das Beſte finden wir nicht einmal bei uns, ſondern bei einem alten vergeſſenen Vetter, dem Skandinavier; ſo ſetzen wir unſere Helden und Götter wie Reliquien-Skelette zuſammen: den Kopf aus der Edda, das Schenkelbein aus Tacitus, das Schulterblatt aus einer zweifelhaften lateiniſchen Mönchschronik. Nun und nimmermehr wird eine ſolche Geſtalt — halbbekannt und halbfremd bei allen — ein epiſcher Nationalheld und ein Träger gemütlichen Heimatsgefühls!

Drittens. Politiſche Verfaſſung; Religion. Die Verfaſſung der deutſchen Heldenſage iſt die Gemeinfreiheit mit dem gewählten Häuptling. Dieſes Syſtem fiel unrettbarer Vergeſſenheit anheim durch das ſpätere Feudalſyſtem mit ſeiner Erbhörigkeit. Nachdem das letztere ein Jahrtauſend lang geherrſcht, die Geſtalt Europas verändert und allen Verhältniſſen ſeinen tiefgeſchnittenen Stempel aufgedrückt hatte, wurde es in einem dritten Weltalter abgelöſt von dem modernen bürgerlichen Rechtsſtaat, ritardiert durch den Militarismus, d. h. durch ein Syſtem, welches über Zeit und Ort der deutſchen Heldenſage weit wieder zurückgreift und ſein Vorbild in der romaniſch cäſariſchen Herrſchaft der Legionen und Prätorianer hat. Dieſe Wandlungen und Miſchungen der europäiſchen Verfaſſungsverhältniſſe ſind, wie ebenſo viele geologiſche Lagerungen, die hochgeſchichtete Grabes-

decke der deutſchen Heldenſage geworden und haben ihr ſozial-politiſches Geſellſchaftsbild unſerm Bewußtſein entrückt. Blicken wir nun nach Griechenland und ſeiner Iliade, ſo finden wir durch den konſervativen Zug des Altertums und die Nähe Aſiens auch hier einfachere und konſtantere Verhältniſſe. Wir finden: das homeriſche Königtum und die ſpäteren Republiken. Aber ſelbſt dieſer Gegenſatz mildert ſich noch in einem Austauſch von Aehnlichkeiten. Die homeriſchen Griechen ſprechen mit ihren Königen keineswegs wie Untertanen mit einem Souverän; man darf ſich dieſe Könige nicht allzu königlich vorſtellen. Umgekehrt ſind die ſpäteren Republiken der Mehrzahl nach ariſtokratiſch geblieben und haben Stil und Tradition des Königtums nicht allzuweit aus dem Auge verloren. Und ſchließlich blieb unter allen politiſchen Verfaſſungs-Veränderungen das politiſche Ur-Gebilde immer das nämliche: die kleine Kommunität. Dieſe Grundform ging nicht einmal unter den Römern, nicht einmal im byzantiniſchen Kaiſertum völlig verloren; es war die ſpezifiſch-griechiſche Form des politiſchen Daſeins. In den engbegrenzten homeriſchen Königtümern von Argos, Ithaka, Phthia ſah auch der ſpäteſte Grieche noch den Nationaltypus ſeines politiſchen Gemeinweſens: die kleine Kommunität. Der homeriſche Staat blieb ihm gegenwärtig und verſtändlich in allem Wechſel der Zeiten. — Der ſchärfſte Schnitt in den Lebensfaden eines deutſchen Nationalepos war aber wohl die Religionsveränderung. Dieſe Kriſis kam über unſere Götter und Helden wie eine verheerende Jugendkrankheit und tötete in den entſcheidendſten Jahren ihre Fähigkeit des Wachstums und der Fortpflanzung. Unter den Augen König Etzels und Chriemhiltens kamen die fremden lateiniſchen Prieſter, fiel das Volk von den Göttern ab, baute es Kirchen und erhöhte das Kreuz. So konnte der Dichter des Nibelungenliedes ſeinen Stoff dergeſtalt mißverſtehen, daß er Brunhilden und Chriemhilten — dieſe eine heidniſche Königin, jene vielleicht ſogar eine Göttin, — in einen chriſtlichen Dom gehen läßt; ein epiſcher Fehltritt, der von Ewigkeit zu Ewigkeit nicht mehr gut zu machen!

Kein ähnliches Unglück ſtörte den Prozeß des griechiſchen Nationalepos. Das homeriſche Heidentum blieb tauſend Jahre lang — homeriſches Heidentum. Als endlich das Chriſtentum kam und ſich ausbreitete, waren die Heiden Homers nicht mehr umzubringen und konnten ruhig, als ob nichts geſchehen wäre, ihren feſten planetariſchen Wandel durch die Fülle der Zeiten fortſetzen. Wären Hektor und Achilles in der Sophienkirche in Konſtantinopel in die Meſſe gegangen — ſo hätten ſie ohne Zweifel die ewige Seligkeit erlangt, aber die Unſterblichkeit im Liede rettete ihnen kein Gott und kein Jordan!

Viertens. Sprache, Volkswirtſchaft, Volksgeiſt. Die Sprache des Ulphilas konnte ſchon der Dichter des Nibelungenliedes nicht mehr verſtehen, und wieder verſtehen wir den Urtext des Nibelungenliedes nicht mehr; nämlich was man volkstümlich verſtehen heißt: ohne gelehrte Bildung und Schulunterricht. Die Sprache Homers wurde verſtanden bis über Juſtinian und die Geburt Mohammeds hinaus, d. h. tief ins zweite Jahrtauſend. Ferner zeigt uns die frühe Kultur des Orients ſchon bei Homer wohlbeſtellten Bodenbau und blühenden Handel — außer dem Kriegerſtande von Troja einen ausgebildeten Agrar- und Merkantilſtand. Die Hauptformen der Ziviliſation waren längſt und vollkommen entwickelt. Die deutſche Heldenſage ſteht noch auf jener rohen und tiefen Stufe, wo nur der Kampf und der Raubzug, nicht aber die friedliche Arbeit gelten; was die dürftige Barbarei der Helden an Koſtbarkeiten beſitzt, iſt Beuteſtück, nicht nationales Selbſterzeugnis. Mit der Entwickelung der deutſchen Kultur fingen dieſe Zuſtände daher frühzeitig zu veralten an, und veralteten um ſo rapider, als eben auch die abendländiſche Kultur über all ihre Formen und Typen von Veränderung zu Veränderung viel raſcher hinwegſchritt als die griechiſch-orientaliſche. Vergeſſen wir nicht: die Arbeit des Altertums war Sklavenarbeit. Dieſe Produktionsart macht unendlich weniger Erfindungen und Neuerungen als die unſerige; bei allem ausgearbeiteten Reiz des Details behält die Grundform von Jahrhundert zu Jahrhundert den

primitiv typiſchen und einfachen Charakter der erſten Konzeption. Noch heute ſehen wir in den Regionen der Levante Krüge, Ringe, Armbänder, Kleidungsſtücke, hundert Stücke des täglichen Lebens, welche das Bild der homeriſchen Kunſt und Induſtrie in der Welle des modernen Lebens reflektieren. Aus der Sklaverei des Altertums aber iſt es uns erlaubt, noch eine weitaus wichtigere Folgerung abzuleiten. Von einem homeriſchen Helden wie Achilles, der den König der Zentralgewalt Agamemnon: „Schandbarer, ſchamloſeſter Mann, habgierigſter aller" ſchilt, bis zu einem byzantiniſchen Höfling, welcher vor dem Cäſar und dem Eunuchen des Cäſars im Staube kriecht, iſt die Wandlung des Volksgeiſtes, ſollte man denken, mindeſtens ebenſo groß oder noch größer — als von Siegfried dem Drachentöter bis zum Schulmeiſterlein Quintus Firlein. Und doch iſt es nicht ſo, ſondern auch auf dieſer Wage liegt der Vorteil bei der Iliade und der Nachteil bei den Nibelungen. Die Griechen waren Sklavenhalter. Der Sklavenhalter aber weiß, daß er nur durch Gewalt herrſcht und ſein ganzes Erziehungsſyſtem bezweckt eine ariſtokratiſche Ueberlegenheit, welche als phyſiſche Gewalt bezwingt, als moraliſche imponiert. In den ſpäteſten Zeiten, in den Zeiten der tiefſten Entartung konnten daher nur die homeriſchen Heldentugenden ſelbſt untergehen, niemals dagegen der Geiſt, der nationale ariſtokratiſche Geiſt, aus dem ſie geſchätzt und verſtanden wurden. Zu keiner Zeit fiel das homeriſche Ideal aus dem Ideenkreiſe des Volkes heraus; das homeriſche Ideal wurde nicht mehr realiſiert, aber es konnte unter Sklavenhaltern nicht aufhören, wenigſtens theoretiſch zu gelten. Ja, vielleicht iſt Homer als Lieblingsdichter des Altertums juſt um ſo mehr Bedürfnis geworden, als ſein männliches Ideal, nachdem es aus der Praxis verſchwunden, wenigſtens noch in der Stimme des Gewiſſens und im Echo dieſer Stimme die Gemüter der Epigonen mit einem Zug elegiſcher Wolluſt tröſtete und verſöhnte. Um vieles tiefer und radikaler war der Bruch, welcher ſich im deutſchen Volksgeiſte vollzog, als die Nation aus einer kriegeriſchen in eine literariſche ſich ver-

wandelte. Die literariſche Nation *hatte* nicht nur die Bravour des Drachentöters nicht mehr, ſie liebte und achtete ſie auch nicht mehr. Der Nationalbegriff und der Nationalſtolz warf ſich auf das entgegengeſetzte Ideal: Humanität, Intelligenz, Bildung — Geiſt und abermals Geiſt wurde das Schlagwort der literariſchen Nation. Man ſehe nur zu, wie dieſe Nation z. B. in Denkmälern ihre Ehren verteilt. Immer ſind es die Männer der Schrift, nicht der Tat, welchen ſie Denkmäler ſetzt. Und hat ſie die wirklichen Größen, wie Schiller und Goethe, in Denkmälern geehrt, ſo ſteigt ſie lieber herab bis zu Gellert und Utz, Hans Sachs und Simon Balde, als daß ein Mann der Tat, eine große dramatiſche Nationalfigur, wie z. B. Jürgen Wullenweber, ein Held, an welchem auch Homer ſeine Freude gehabt hätte, ihr eine monumentale Anerkennung entlockte. Wie hätte ſie bei dieſer Geiſtesrichtung eine nationale Sympathie — für Siegfried und Helgi, für Hildebrand und Hadubrand bewahren können? Die Römer und Griechen der Dekadenz, die Juriſten, Sophiſten und Theologen zu Rom und Byzanz, Alexandrien und Antiochien, waren gewiß auch literariſch gebildet, aber wie der phyſiſche Adel in ihrer Lebenspraxis unterging, hielten ſie mit wachſender Vorliebe nur um ſo begieriger ſeinen Schatten noch feſt, und die Spiele des Zirkus und Hippodroms waren zwar ein mißbrauchtes und leeres, aber immerhin noch ein Schauſpiel verbleichenden Heldenſcheins, eine äußerliche Hülſe, deren innerer Kern einſt Hektor und Ajax und Diomedes geheißen. Es war eben die Stimmung von Sklavenhaltern, die ariſtokratiſche Stimmung, welche den Ton der Römer- und Griechenwelt, ſelbſt noch im Chriſtentume, beherrſchte, und welche den epiſch-heroiſchen Traditionen ſo überaus günſtig blieb. In dieſem Sinne aber dachte das ganze Altertum ariſtokratiſch, auch die Demokraten. Je wahrer und wirklicher nun die Demokratie bei uns ſich entwickelt, je gewiſſenhafter ſie Ernſt macht, nicht bloß in der Form, ſondern mit dem Geiſte: Gleichheit der bürgerlichen Rechte und durch allgemeine Bildung womöglich auch der Rechte an das Recht; um ſo unerbittlicher treibt der

ganze Strom unſerer Geſchichte g e g e n die Ariſtokratie und in die Oppoſition zu derſelben. Schon ahnen wir eine Zeit, wo nicht einmal die Ariſtokratie des Talents und Wiſſens hervorragen wird; verſemt iſt aber ſchon längſt die Ariſtokratie der Fauſt und über phyſiſchen Adel, körperliche Bravour, ritterliche Uebung uſw. uſw. herrſcht ein Ton, welcher nur zwiſchen Geringſchätzung und Mitleid variiert. Was dahin einſchlägt, z. B. Jagd- und Turfſport der Junker, ſpielt bei den Modernen unter ebenſo eiskalter Teilnahmloſigkeit des öffentlichen Geiſtes, als bei den Alten die homeriſchen Schattenſpiele des Zirkus und des Hippodroms in der wärmſten Temperatur eines Nationalſports wucherten. Und wenn ein Chef der Waffengewalt, d. h. ein Fürſt, ſeinen Generälen Reiterſtatuen ſetzt, ſo ſieht die Nation, welche beharrlich ihre Statuen nur den Männern des Geiſtes ſetzt, ebenſo teilnahmlos, um nicht zu ſagen argwöhniſch und abgünſtig zu. Bei dieſer unerbittlichen, in unſerer Kultur ſo tief begründeten Antipathie gegen den Fauſtadel ſage uns aber kein ernſthafter Mann, daß der epiſche Geiſt zu unſerm Nationalgeiſte ſtimme. Selbſt wenn unſere Vorzeit uns eine Iliade geſchenkt hätte, ſo bleibt es ungemein fraglich, ob ſie bei uns, wie bei den Griechen, unter den fortwährenden Revolutionen der europäiſchen Sitten und Denkungsart, ihre Geltung behauptet hätte; um wie viel weniger dürfen wir die Möglichkeit zugeben, daß eine deutſche Iliade nun erſt von neuem anzufertigen wäre. Es kommt uns das vor, als ob man — den Robespierre baroniſieren wollte!

Man wende nicht ein, daß ſich die Iliade bei uns eingebürgert habe. Tauſend Dinge hätten wir dagegen zu ſagen. Zunächſt und vor allem gehört es auf ein ganz anderes Blatt, warum wir nicht nur Iliade, ſondern die Blüten aller Literaturen bei uns eingebürgert haben. Ferner läßt es ganz und gar keinen Schluß zu, weil wir ein vorgefundenes Fertiges anderer Zeiten und Völker bei uns aufnehmen können, daß wir das, was wir ſelbſt unfertig liegen gelaſſen, nach vierzehnhundert Jahren dort wieder einfügen können, wo es ſeinerzeit aus den Fugen herausgefallen. Endlich aber

bleibt zu erwägen übrig, daß wir auch zur Iliade ein ganz anderes, ja ein entgegengeſetztes Verhältnis haben, als welches die Griechen hatten, nämlich, daß wir das Buch gleichſam umgekehrt leſen, weil uns ſekundär iſt, was jenen primär war, und vice versa. Die Geſchlechtsregiſter, die heroiſchen Ahnenbilder, die mythologiſchen Deſzendenzen, die Stadtwahrzeichen, mit einem Worte alle National-Daten und -*Realien* der homeriſchen Rhapſodien waren den Griechen eine ſehr ernſthafte und wichtige Angelegenheit. Und weil ſie das waren, wendeten ſie allen Schmuck ihres Geiſtes an die Form dieſes koſtbaren Inhalts, bis endlich die Form ſelbſt ſo koſtbar geworden, daß in ihrer Idealität das Reale völlig aufgehoben erſchien. Von da an lebte ſie aus eigener unſterblicher Kraft weiter und der hiſtoriſch-reale Stoff mochte den veränderten Zeiten und Sitten ruhig ſeinen Tribut der Sterblichkeit zollen. Unſere Schätzung Homers dagegen mußte gleich damit anfangen, daß uns die reale Seite etwas Gleichgültiges und Zweck und Ziel unſeres Intereſſes einzig die ideale Seite, *die Schönheit*, war.

Aber da biſt du ja, wo ich dich haben will, möchte nun Jordan ausrufen. Die Schönheit, ganz recht, die Schönheit! Die eben verleihe ich jetzt unſerm Stoffe. Und mit dem Kraftöl der Schönheit geſalbt, wird er von nun an alles haben, was er zur Unſterblichkeit braucht.

Es iſt wahr, durch ſtarke aromatiſche Düfte kann ein Schrank vor Motten und Würmern bewahrt werden; iſt er aber bereits zermodert, ſo pflegen die ſtark aromatiſchen Düfte nichts mehr auszurichten. Es iſt wahr, durch Geſundheits- und Schönheitspflege läßt ſich ein Körper trefflich konſervieren; iſt er aber im Grabe verfault, ſo wird dem Totenſchädel vielleicht eine ſchonende Wachsmaske zugute kommen können, weniger dagegen Haaröl, Zahnpaſta und Anatherin-Mundwaſſer. Es mag das ſkurril geſagt ſein; aber warum muß es überhaupt noch geſagt werden: daß die Schönheit nur eine Erſcheinung am lebendigen Organismus ſein kann?

Lebendiger Organismus aber iſt hier die nationale Geſchichte. Und wenn wir zuvor den Epiker nicht eine Privatperſon, wie jeden andern Dichter, ſondern eine geſchichtliche Perſon genannt haben, ſo iſt er das darum, weil das Epos ſelbſt Geſchichte iſt.

Erſt ſchlagen die wilden Naturvölker blind aufeinander los, was zu ihrem täglichen Brote gehört und nichts Merkwürdiges hat. Auf höheren Stufen kommen geiſtige und individuelle Züge in dieſes Fauſtrecht-Chaos; die Schläge werden Nationaltaten, die Schläger Nationalhelden. Die Nation fängt zu ahnen an, daß das der Geſchichte und des Gedächtniſſes wert iſt. Noch aber ſteht ſie nicht in der Reife der politiſchen Staatsgeſchichte; es bleibt noch Namens- und Perſonal-, kurz, Heldengeſchichte. Noch ſteht ſie nicht auf der Höhe der Geſchichtsſchreibung; es bleibt noch Geſchichtsſagung. Das Nachſagen erleichtert die gebundene Rede, welche ihr ins Ohr geht und das Gedächtnis ans Wort bindet. Das iſt das Stadium des Epos. Das Epos entſpringt dem Drang und dem Bedürfnis nach Geſchichte. Dieſer Geſchichtsdrang befriedigt ſich, in Ermangelung der wiſſenſchaftlichen Form, einſtweilen in der poetiſchen, welche dem Naturſtande näher liegt; immer aber iſt es das geſchichtliche und nicht das poetiſche Pathos, welches die Keimzeugung des Epos verrichtet. Dieſe Grundwahrheit kann nicht ſtark genug betont werden, denn ſie zu verkennen iſt Jordans Grundirrtum. Er hält das Epos für ein Gedicht, wie jedes andere, für ein Kunſtwerk, das man zu jeder beliebigen Zeit bauen, ausbauen und umbauen könne. Beharrlich verkennt er, daß im Epos die Poeſie nicht ſouverän iſt, daß ſie nur eine Souveränität hat, die Geſchichte dagegen die Souveränität. Die erſtere in die letztere zu verwandeln, was z. B. in Serbien und Rumänien als politiſche Möglichkeit verfolgt wird, verfolgt er als eine äſthetiſche auch im Epos. Aber ſo iſt es nicht gemeint. Wackere Knaben und jugendliche Völker nehmen es ſehr ernſthaft mit ihren Spielen. Ein Volk beabſichtigt in ſeinem Epos niemals das Spiel der Poeſie, ſon-

dern es iſt ihm völliger Ernſt, reine geſchichtliche Wahrheit zu überliefern. Iſt aber das Zeitalter der Geſchichtsſchreibung längſt ſchon eingetreten und hat ſie von einem Gregor von Tours bis zu Schloſſer und Ranke herab dreizehn Jahrhunderte lang auf breiteſter literariſcher Baſis fungiert, ſo iſt die ſchmale epiſche Baſis, ſo iſt das Zeitalter der Geſchichtsſagung eben dahin, und reiner Humbug ſcheint es, über den Kopf dieſer dreizehn Jahrhunderte hinweg, den Nationalepiker zu etablieren. Es kommt uns das vor, als ob eine artige Witwe ein Wochenbett hielte und uns verſicherte, das Kind datiere nicht von neun Monaten, ſondern es ſei noch von ihrem Seligen, der vor neun Jahren geſtorben. Wieder mag dieſes Bild ſkurril ſein, aber wir wüßten das, was es ausdrückt, nicht beſſer zu bezeichnen. Die Eltern des Epos ſind ein lebhafter, aber literariſch noch unbemittelter Geſchichtsdrang, verbunden mit einem poetiſchen und kunſtbildenden Schönheitsdrang. Unmöglich aber kann nun der Vater in dem einen und die Mutter in dem andern Jahrtauſend ſtehen. Ihr Wirken muß ein gleichzeitiges ſein. Hinzuzuſetzen iſt noch: es darf in der nächſten Zeit, welche wir weidmänniſch die Schonzeit nennen möchten, nicht geſtört werden. Nimmt aber das Nationalleben nun einen Gang, durch welchen die Heldenſage als geſchichtliches Motiv frühzeitig überflüſſig oder intereſſelos wird, jedenfalls früher als ſie von dem kunſtbildenden Schönheitsdrang noch zum reifen Epos ausgetragen worden, ſo bleibt die Geburt eben verfehlt und in aller Zukunft und Ewigkeit iſt kein Dichterprozeß mehr möglich, welcher das geſtörte organiſche Werk fortſetzte und vollendete.

Wir wollen nun nicht darüber ſtreiten, erſtens: ob das poetiſche Schönheitsgefühl und der komponierende Kunſtverſtand hoch genug geſtanden, um unſere Heldenſage zum Epos zu erheben; Jordan wird ſagen: ja, ſpätere Zeiten hätten nur wieder entſtellt und dekomponiert; er reſtauriere bloß. Obwohl wir nun nein ſagen, wo er ja ſagt, ſo laſſen wir doch das dahingeſtellt, weil wir zweitens zu ſagen haben, was wohl ſtreitlos iſt, nämlich: daß die deutſche Heldenſage

frühzeitig aufgehört hat, einen Beruf als Geschichtsmotiv zu haben, und als solches aus dem Nationalbewußtsein frühzeitig herausfiel.

Sollen Heldensagen fröhlich und sicher zu einem Nationalepos ausreifen, so müssen dieselben, wir wiederholen es, ihrer gerechten Schonzeit genießen, so muß die Nation lange in dem Zustande beharren und an den Geist glauben, der mit diesen Heldensagen sich gleicht. Das hörte bei den Deutschen frühzeitig auf. Noch wäre ihr normales heroisches Zeitalter lange nicht zu Ende gewesen, als sie, wie Kinder, welche sich zu früh in der Schule versitzen, den schönen Naturprozeß unterbrachen. Noch waren sie im Wachsen und nicht ausgewachsen, als sie den Christusglauben annahmen, — wie jeder Spiritus Gift für sie, denn die Reife zum Spiritualismus war den naiven Heldennaturen noch nicht gekommen. Der Christusglaube aber dementiert den Heldengeist so schroff als möglich. Leiden, dulden, entsagen, den Himmel verdienen, vergeben, verzeihen, die Feinde lieben, Buße tun — das alles ist nicht Heldenpraxis. Es ist das genaueste Gegenteil davon. Und als sie nun ihre Wanderfluten ins römische Reich ergossen und die christlichen Länder als Eroberer betraten; als sie die Senatoren, die Ritter, die Bischöfe, die Päpste nun persönlich kennen lernten — da ging ihnen vollends ein Mühlrad im Kopfe herum! Wie geschah ihnen nur? All diese Leute hatten sie überwunden, es war ein siechs verdorbenes Volk — und doch! Wie viel war von diesen Leuten zu lernen! Religion, Philosophie, Literatur, Industrie, Kunst, wunderbarerweise sogar Bewaffnung und Kriegskunst, kurz alles. Und der deutsche Held setzte sich auf die Schulbank eines Sklaven und lernte. Und der Sklave benutzte die schöne Gelegenheit, sich zu rächen und sagte seinem Ueberwinder mit Schadenfreude, daß seine Götter Teufel seien und seine Helden gemeine Klopffechter, die ein anständiger Mensch desavonieren müsse, denn Herkules oder Achilles, Josua und Gideon, das seien die rechten. Und wenn er es ihm nicht ins Gesicht sagte, so schwante dem armen Barbaren selbst etwas Aehnliches, so sagte es ihm sein eige-

nes irregewordenes Herz. Er hatte eine Welt überwunden, die er phyſiſch verachtete und die ihm geiſtig imponierte. Reifen in dieſem Zwieſpalte Kunſtwerke? Ja, können die ſchon vorhandenen Dichtwerke noch harmlos fortgeſungen werden in den Akzenten dieſes Zwieſpalts? Kann es etwas Traurigeres geben als ein Schwert, das die Welt erobert hat, aber ſtatt ſiegesfroh aufzujauchzen, ſich gleichzeitig ſagen muß: Es kommt in der Welt noch auf ganz andere Dinge an als auf das Schwert! Bin doch ein arm, einfältig Kind!

Und der Mund des deutſchen Schwertes, die Heldenſage, fing an zu verſtummen oder irre zu reden. Die fremden Literaturen überholten den Geiſt, ja die fremden Sitten bald auch den Leib, die unmittelbare Baſis des germaniſchen Heldentums. Und was von der Fremde gilt, ſtand nicht viel beſſer in der Urheimat ſelbſt, die ſich durch keine chineſiſche Mauer von der Fremde abgeſperrt hielt. Im Gegenteil. Ganz Deutſchland durchdrang ein fieberhafter Geiſt der *Auswärtigkeit*. Das war jahrhundertelang ein ewiges Kommen und Gehen von Londinum bis Karthago. Wie geht's dem großen Vetter im Römerlande? fragte jeder Mund in der Heimat. Ach und die Antwort war dem Heldenbewußtſein nicht günſtig! Zerſtoben alles, verdorben und geſtorben im dritten Glied! Ein Hahnrei, Beliſar, hat die Enkel des großen Genſerich und ihr afrikaniſches Vandalenreich vernichtet; ein Eunuche, Narſes, hat die Enkel des großen Theodorich und ihr ſchönes italieniſches Gotenreich von der Erde hinweggefegt; in Gallien raufen und vergiften ſich die fränkiſchen Königsweiber, und die Merowinger, die Enkel des großen Chlodwig, erlöſchen als Siechlinge. Noch ſeltſamer aber iſt's in Britannien. Da hört man nicht von den Siegern, ſondern von den Beſiegten! Kein Menſch ſpricht von den Angelſachſen, dagegen geht ein großes Reden um von einem britiſchen Winkelkönig, welcher das Land, dem ſchon längſt der römiſche Schutz fehlt, auf eigene Fauſt verteidigt; hoch hält er die altkeltiſche Nationalfahne noch eine Weile über Waſſer, — und *König Artus* wird Held einer epiſchen Mythe!

Eia popeia, schlaf ein, arme deutsche Heldensage! Und die Mutter erzählte ihren Knaben wenigstens die alten Geschichten vom Drachentöter, weil der Vater so böse neue Geschichten heimbrachte. Das war ein Trost, aber kein Stolz, und mit dem homerischen Heldenfluge war's, wie in der Fremde so auch zu Hause, vorbei!

In der Tat ist es zu wundern, daß unter diesen Umständen noch immer ein paar Invaliden und alte Weiber übrig blieben, welche die Geschichte vom Drachentöter im Schlafe sich zuraunten. Aber schon zu Karls des Großen Zeiten müssen diese Geschichten starr und steif gewesen sein und vermochten nicht mehr zu grünen. Wäre es denn ein Zufall, daß seine Sammlung der deutschen Heldenlieder so schnell wieder verloren ging, während die Sammlungen, welche den Namen Homer und Firdusi tragen, Kleinode der Weltliteratur geblieben? Nur zu deutlich ist's: schon Karl der Große sammelte nur noch als Privatliebhaber, Kuriositätenjäger und Sportsman, nicht aber als historische Person und im Auftrag eines großen nationalen Gedankens und Bedürfnisses. Und freilich war es die bitterste Ironie: mit der einen Hand die deutschen Heldenlieder zu sammeln und mit der andern die Ueberschwemmung einer fremden Kultur ins deutsche Land zu leiten, — die lateinischen Klosterschulen! Es hieß, den Bock zum Gärtner setzen, um ein niedriges Sprichwort nicht zu verachten. Das Kloster widersprach den Helden und das Lateinische dem Deutschen.

Um wie viel glücklicher fiel das Los der griechischen Heldensage! Auch auf die Griechen wirkte die Fremde, auch sie wanderten, eroberten, kolonisierten; aber wohin ihr Fuß trat, nirgend fanden sie höhere Zustände als ihre eigenen. Die Deutschen kamen als Barbaren zu Klassikern, die Griechen als Klassiker zu Barbaren; jene lernten, diese lehrten. Ein Unterschied, der ein Gegensatz ist! Und als dem griechischen Nationalepos nun der holde Schöpferruf: werde! erscholl, da gab es in der ganzen Welt nichts, was diesen Werdeprozeß störte und überholte. Sogar bei den Griechen selbst nichts. All ihre Fortschritte assimilierten sich in schönen Bil-

dungen und Umbildungen ruhig, ſtetig, organiſch — abenteuerliche Matroſenlügen zu einer Odyſſee; pretentiöſe Junkergeſchichten zu einer Iliade! Das naivſte Fabulieren ging in ſchönen, menſchlichen Maßen auf und die Maße waren fähig, alles zu faſſen, was der Nation an erhabenen Idealen zureifte und zuwuchs. Ja, als der Bruch endlich eintrat (wozu es gar nicht des Chriſtentums brauchte), als die Philoſophen über Elemente, Atome, Seele und Aether zu lehren anfingen, wie Homer ſich nicht träumen ließ, da hatten ſie nur die beſſeren Begriffe; er aber behielt die beſſeren Geſtalten. Was ließ ſich machen? Dieſer kindliche Heldengott Zeus war doch ſehr dauerhaft gearbeitet; er hielt ſich ungemein feſt und ſicher in ſeinem Sattel! Die Gottesleugner aller Schulen empfanden einen geheimen Nationalſtolz über dieſen Gott; der ſchöne majeſtätiſche Herr machte ihnen allen eine Freude — wie ſie Donar nie einem Karolinger oder Hohenſtaufen gemacht! Die Meere lagen ſchon längſt im Lichte der Wiſſenſchaft da; aber kein Licht verſcheuchte die homeriſchen Sirenen von ihren Klippen. Die Cäſaren thronten längſt über drei Weltteilen; aber in den erhabenſten Augenblicken und bei den ſtolzeſten Schritten ihres Lebens zitierten ſie die homeriſche Weisheit von Königen, welche nichts als Rinder und Roſſe beherrſchten. Dieſer Homer war der Hausgeiſt in der Hütte und im Palaſt. Das Altertum hat zwölf Jahrhunderte geſehen, in denen vielleicht kein Tag verging, wo vom Spezereihändler in Palmyra bis zum Steuereinnehmer in Londinum bei den verſchiedenſten Anläſſen des menſchlichen Lebens Vater Homer nicht zitiert worden wäre. Anwachſend von ſeiner Quelle, ſchwoll er zum Strom, der alle Kulturen der Erde umflutete; die deutſche Heldenſage verſiegte im eigenen Lande, ähnlich einem kraineriſchen Bächlein, das in den Bodenhöhlen der Karſtformation verſchwindet, zu Tage tritt und wieder verſchwindet. Karl der Große — der Nibelungendichter — Jordan — ſie alle ſind Fragmentiſten und ſpinnen nicht einen laufenden Faden, ſondern experimentieren, von Zeit zu Zeit einen morſchen und abgeriſſenen wieder anzuknüpfen.

Wie tendenziös und forciert unter dieſen Umſtänden das Gerede iſt, daß die deutſche Heldenſage an Kraft, Zartheit, Tiefſinn, Höhe des Tons, Fülle der Verhältniſſe, kurz an allen menſchlichen und göttlichen Schönheiten der griechiſchen nicht nur nicht nachſtehe, ſondern womöglich noch vortrete! Wie phariſäiſch, mit unſerem Patriotismus unſere Aeſthetik zu beſtechen! Sagt uns ſtatt all dieſer ſchillernden Worte nur ein einziges, wenn ihr könnt: — ſie ſei leben geblieben! Zeigt uns die Bücher, die Gedichte, die Zeitungen, welche bewieſen, daß die Vorſtellungen der deutſchen Heldenſage in unſern täglichen Sprachgebrauch übergegangen wären. Wir ſagen: Elyſium, Paradies, Eldorado, Eden; aber nicht: Asgard oder Walhalla; wir ſagen: eine Amazone, aber nicht eine Brunhilde; wir ſagen: eine herkuliſche Kraft, aber nicht eine Siegfriediſche Kraft uſw. uſw. Nicht e i n e ſprichwörtliche Redeweiſe wüßten wir, worin ſich ein Bild unſerer Mythenzeit der Volksphantaſie eingeprägt hätte. Das Volk hat bibliſche, die Gebildeten ſchulklaſſiſche, niemand hat Bilder der deutſchen Vorzeit. Vindiziert den letzteren nun äſthetiſche Rechte, ſoviel ihr wollt, was kann das helfen? Rechte müſſen ausgeübt werden, um nicht verloren zu gehen. Homer hat ſein Recht fortwährend ausgeübt. Jedes ſeiner Worte war ein Samenkorn, das aufging zur tauſendjährigen Eiche. Nicht mehr als acht Zeilen enthalten in der Iliade das Charakterbild des Therſites, aber für ewig iſt Therſites ein ſprichwörtlicher Typus geblieben. Der ganze Homer war nichts als ein einziges großes Sprichwort des Altertums. Um im ſtaatsrechtlichen Kurioſitätenſtil Oeſterreichs zu ſprechen, ſo iſt Homer wie Deák — der Mann der Rechts-Kontinuität; Jordan aber — wie Palacky und Rieger — der Poet der „vernewerten Landesordnung“.

Machte nun Jordan keine Prinzipienfrage aus ſeiner Dichterweiſe; enthielte er ſich, um ſich erſt praktiſchen Boden zu ſchaffen, zuvor die Theorie des Epos zu verderben und zu verwirren, ſo möchten wir ſeine Dichtweiſe nicht völlig ablehnen, ſondern unter Einſchränkungen gelten laſſen. Jordan hat eine ſtarke poetiſche Formenkraft, einen lebhaften

Sinn für die Logik eines Stoffes, er hat Stil, Vortrag, Ordnung, er hat, möchten wir ſagen, Kontrapunkt in ſeiner Muſik, er hat endlich eine ungemein hohe poetiſche Stimmung. Da es ihm aber an Erfindung gebricht, an zeugender Fruchtbarkeit der Phantaſie, ſo hat ihm die Natur aufgetragen — nicht Paläſte in Ravenna zu bauen, ſondern in Ingelheim oder in Aachen, und die koſtbaren Trümmer und Werkſtücke von Ravenna dabei zu verwenden. Nichts Neues zu machen, ſondern Fertiges neu zu machen, iſt ſein Beruf. Viel beſſer, als ſeine theoretiſchen Schutzſchriften, laſſen uns ſeine Naturanlagen erkennen, was er ſoll und was er muß. Wie wichtig das iſt, ob es Bedürfnis iſt, welche Plätze es auszufüllen hat, — darüber ließe ſich handeln, wenn der Rhapſode den Preis ſeiner Etüden-Poeſie nicht ſo hoch anſetzte, daß ein billiger Handel unmöglich bleibt. Er fordert den Platz, wo Homer und die Homeriden ſtehen; unſer Gegenangebot wäre höchſtens der Platz in der Nähe von Platen und in der Gruppe der Plateniden. Für ewige Zeiten gehen dieſe Wege auseinander — den unſrigen ziehen wir in Frieden.

Bogumil Goltz

(25. Jänner 1866)

Morgen alſo bricht der erſte der Abende an, an welchen Bogumil Goltz lieſt. Es wird ein denkwürdiger Abend ſein. Die Wiener werden einen Mann kennen lernen, der nicht ſeinesgleichen hat.

Nie hat ein Menſch ſtärker empfunden, eigentümlicher gedacht, ſelbſtändiger gelebt als der Mann, der da hervorbricht aus den Wäldern und Moorgründen Oſtpreußens wie der fabelhafte Elch, der Urhirſch in der Waldnacht von Bialo-

ſtok, wo er als Reſt einer untergegangenen Rieſenwelt nur noch in wenigen Exemplaren ins 19. Jahrhundert hinein lebt. Der Mann ſcheint aus einer Kraft des Erdlebens gezeugt, wie ſie der Planet zur Zeit der Titanen hatte, welche dem Vater Jupiter ſelbſt zu robuſt wurden, daher er ſie im Schweiße ſeines Angeſichts abtat, um die Erde zu einem Boudoir der Ziviliſation einzurichten und Platz für die girrende Humanität der Liebe und der Weibleins zu gewinnen.

Bogumil Goltz iſt eine Urſchrift der Natur. Wo er auftritt, erſcheint alles um ihn her wie eine Abſchrift und eine Abſchrift der Abſchrift. Wir ſind unendlich geſpannt, wie ſich der Mann in der Wiener Geſellſchaft aufgenommen ſieht. Nie werden uns Urteile über einen Menſchen intereſſanter lauten können. Ihr glaubt über Bogumil Goltz zu urteilen? Nein; aus den Urteilen über ihn wird man euch ſelbſt beurteilen. Es wird ſich zeigen, ob in unſerer blaſierten Bildung, in unſeren parfümierten Salons, unter Weibleins, welche ihr anämiſches Blut mit Eiſenpulvern aufpäppeln, und Männleins, welche von Bad zu Bad, von Brunnen zu Brunnen leben, eine ſo unverſchämte Lebenskraft wie Bogumil Goltz noch Raum und Recht findet.

Das klingt anders als: „Bogumil Goltz, der pikante und witzige Humoriſt". In der Tat, ſo kurz iſt der Mann nicht zu bezeichnen. Pikant — witzig — humoriſtiſch — das ſind drei Farben von ſeinem Regenbogen, aber noch nicht der Regenbogen. Und der Regenbogen ſelbſt iſt nichts, als vom Feuer beleuchtetes Waſſer, — Element! Und das wäre das richtigere Wort. Wie Lady Montague von dem Ideal-Mann Hervey geſagt hat: „Es gibt Männer, Frauen und Herveys", ſo könnte man ſagen: Es gibt vier Elemente und Bogumil Goltz iſt das fünfte.

Mit einem Worte: Bogumil Goltz iſt eine Geſamtausgabe des Lebens. Er iſt ein Alleben. Warum ſoll er Humoriſt, Literat ſein? Sein Amt iſt die Lebendigkeit. Dieſe ſchreibt unter anderem, aber nicht ausſchließlich.

Das iſt das Neue an Bogumil Goltz: Humoriſten gleich ihm, ſcharfe und tiefe Lebensbeobachter, hat die deutſche Li-

teratur an Hamann, Hoffmann, Lichtenberg, Jean Paul, Brentano und manchen andern gehabt. Aber es waren Schriftsteller: wenn sie geschrieben hatten, so hatten sie mehr oder minder gelebt und sich erschöpft. Anders unser Wundermann. Er hört zu schreiben auf und fängt zu plaudern an. Und er plaudert euch, so viele Stunden als die Uhr auf dem Zifferblatte hat, plaudert vor Dreien, vor Hunderten, vor einer Volksversammlung, plaudert fort und fort, und so viele ihm zuhören: jeder glaubt, er spricht sein eigenes, tiefstes Leben aus, er löst ihm Rätsel auf Rätsel, er kommt ganz frisch von den Sinais und Delphis daher, wo die Orakel und Offenbarungen gemacht werden. Man bedauert unendlich, daß nicht ein Stenograph hinterm Ofenschirm sitzt, der das alles aufschreibt, und vergißt ganz, daß der Mann ja selber schreibt! Sein Schreiben ist nur ein Dendrit seines Daseins. Elemente sind in ihm da, nicht bloß Talente! Er schafft und zeugt und produziert, sooft er aus- und einatmet.

Es kann nicht fehlen, daß man unseren deutschen Causeur mit dem französischen vergleichen wird, welcher jüngst von sich reden gemacht.*) Wie stolz darf Deutschland auf diesen Kontrast sein! Sprechen wir ihn in kürzester Formel aus: Dumas ist der Virtuos der Sachen, Bogumil Goltz der Virtuos seiner selbst. Dumas braucht wie ein geniales, aber kleines Kind einen unendlichen Kram von Sachen und Sächelchen als Spielzeug seiner allerdings unerschöpflichen, aber rein äußerlichen Phantasie. Damit baut er Schlösser auf wie Kinder aus Holzklötzchen. Bogumil Goltz braucht ebenfalls das Holz der sinnlich-realen Welt, gar sehr braucht er's! aber er zimmert sich — eine Violine daraus, auf der er göttlich singt! Unendlich souveräner behandelt er die sächliche Welt, unendlich geistvoller und geisteigener durchdringt er sie.

Bogumil Goltz ist der verkörperte Fichtesche Idealismus. Ich bin ich! Er ist sich selbst eine Welt. Er ist eine jener Faustnaturen, welche in sich den ganzen Mikrokosmus tragen. Während er auf der einen Schulter die Sachenwelt

*) Dumas, der ältere.

des Gascogners Dumas trägt, behält er die andere Schulter noch frei, um die Geisterwelt darauf zu tragen, die germanische Welt, die Welt-Welt.

Soll und Haben eines Naturgenies

(Februar 1866)

Der Grazer „Telegraph" schreibt: „Herr Bogumil Goltz hat sehr verbindliche Einladungen erhalten, in Triest und Laibach Vorlesungen zu halten. Wir hören, daß Herr Goltz diesen Einladungen Folge geben und seine Vorlesungen vielleicht auch auf Klagenfurt ausdehnen wird."

Wir blicken mit einigem Nationalstolz auf diese Anerkennung des norddeutschen Gastes in Oesterreichs süddeutschen Landen. Zugleich dürften wir mit aller Bescheidenheit nicht zu verkennen haben, wie sehr Wien den Ton dazu angegeben. Die Bevölkerung Wiens hat ihn mit offenen Armen aufgenommen und die weittragende Stimme der Journalistik aufs wirksamste seine Pfade geebnet. Die österreichische Gastlichkeit hat sich mit Ruhm bedeckt.

Ja, fast könnte es scheinen, daß wir des Guten zu viel getan. Unsere Liberalität war so groß, daß sie fast blinde Ergebenheit scheinen könnte. Aber diesen Schein auf uns sitzen zu lassen, hieße die Selbstverleugnung zu weit treiben. Unsere Gastlichkeit soll bewundert und nachgeahmt, nicht aber — belächelt werden. Das zu verhindern bleibt uns daher noch ein letztes Wort über Bogumil Goltz zu sprechen übrig.

Unsere öffentlichen Stimmen haben Bogumil Goltz einstimmig und enthusiastisch gelobt; *kritisiert* hat ihn eigentlich keine. Die Kritik wurde vom Privatgespräch übernommen. Im Privatgespräch bildete sich bald das Gefühl aus, daß die Presse zwar die *Wahrheit* sage, nicht aber die *ganze* Wahrheit. Je näher man den merkwürdigen

Gaſt kennen lernte, deſto unleugbarer empfand man zwiſchen dem erſten Eindruck und allen folgenden — ein Mißverhältnis, welches kritiſch erklärt ſein wollte.

Wir ſelbſt fanden uns oft um unſer Urteil befragt. Die Art nun, wie wir das Soll und Haben des Naturgenies formulierten, ſprach an, ſo daß ſich regelmäßig und dringend die Aufforderung hören ließ, unſer Urteil zu veröffentlichen. Wir könnten uns rühmen, unſer Aufſatz ſei, wie wenige andere, aus dem Volke hervorgegangen. Desungeachtet hielten wir lange damit zurück. Wir wollten lieber uns ſelbſt, als die Intereſſen unſeres Gaſtes aufopfern. Vor einer Handvoll von Tagen wäre das Nachſtehende noch auf dem laufenden geweſen, hätte aber die gute Stimmung für Bogumil Goltz vielleicht beeinträchtigen können. Heute, wo er die Wiener Erfolge hinter ſich hat und auch der Provinzernten ſicher iſt, iſt unſere Kritik vielleicht aus der Mode, dafür aber gänzlich gefahrlos für den Kritiſierten. Das iſt die Wahl, die wir vorziehen. Es handelt ſich uns einzig darum, ein Zeugnis zu geben, daß wir unſerem Gaſte nicht bloß wie gutmütig-verblüffte Naturkinder, ſondern auch wie denkende Menſchen gegenüberſtanden, ein Zeugnis, von welchem es vollkommen gleichgültig iſt, ob wir es vierzehn Tage früher oder ſpäter abgeben. Mag's drum ſein, daß es am Ende keinen anderen Wert mehr hat als einen *hiſtoriſchen*.

Bogumil Goltz iſt uns durch das Medium der Literatur bekannt geworden und nach literariſchem Maßſtabe muß er beurteilt werden. Alle Ausflüchte ſind unzulänglich, ihn als *reinen Menſchen*, als *reine Naturkraft* gelten zu laſſen. Wer möchte Friedrich II. oder Napoleon große Männer nennen, wenn ſie nicht große *Taten* verrichtet hätten? Nicht das Seiende, ſondern das Wirkende gilt.

Nun gibt uns Bogumil Goltz den merkwürdigen Widerſpruch zum beſten, daß er mit ſeiner ungeheuren Naturkraft in der Literatur, worin er ſie einſetzt, desungeachtet nur rhapſodiſch, fragmentariſch und — alles in allem — vergänglich wirkt. Man fühlt den Reiz, dieſen Widerſpruch ſich zu erklären.

Bogumil Goltz ist geistreich, höchst geistreich. Er ist es so sehr, daß er es allein zu sein glaubt, und unser, das literarische, Geistreichsein mündlich und schriftlich verwirft. Und doch haben uns geistreiche Literaten wie Lessing, Herder, Schlegel, Tieck, Gervinus mehr zu sagen, fördern und bilden uns besser, als geistreiche Naturalisten wie Bogumil Goltz. Wie kommt das?

Es will uns scheinen, daß es zwei Arten von Geist gibt oder mindestens zweierlei Quellen des Geistes.

Bogumil Goltz ist ein eminenter Sinnenmensch. Seine Sinnlichkeit — möchten die Deutschen dieses philosophische Wort doch niemals mit Lüsternheit verwechseln! — seine Sinnlichkeit, sagen wir, besitzt eine Kraft des Anschauens, Begreifens und Empfindens, worin er unser aller König ist.

Aber was ist denn nun der Wert dieser Sinnlichkeit? werden die Kulturmenschen fragen, welche sie selbst nicht mehr haben, ja sie wohl gar für ein Hindernis auf ihrem Bildungsgange halten. Wenn wir auf hundert Schritte hören und ein anderer hört auf tausend, wenn wir auf tausend Schritte sehen und ein anderer sieht auf zehntausend — was ist's denn nun weiter? Im Sinnlichen bleibt er doch auch stecken; wenn er seine Grenze ein wenig hinausrückt, was will das bedeuten?

Es bedeutet alles! Es ist nämlich nicht wahr, daß er auch im Sinnlichen stecken bleibt. Wenn man in gerader Linie auf die sinnlichen Dinge losgeht, so kommt man zuletzt bei einem Punkte an, wo sich die Landschaft auf einmal verändert und das Ding nicht mehr Ding ist, sondern Geist. Wissen wir doch alle, daß Geist und Materie eins sind und nur die Sprache zweierlei Worte für diese Einheit hat.

Der Einheitspunkt von Ding und Geist nun liegt in der Natur, — die Kultur hat sich mehr und mehr von ihm entfernt. Auserwählt also der, welcher Natur hat, und um so auserwählter, je mehr er Natur hat! Mit seiner Sinnlichkeit, der unverminderten Ausstattung seiner großen Mutter, ist ihm alles Wissen der Erde gegeben. Mit seiner Sinnlichkeit schaut er den Dingen ins Herz, an deren Oberfläche wir

uns ſchon müde geſchaut, er reſtauriert die nachgedunkelte und ſtaubblinde Schöpfung, macht ſie wieder neu, jung, friſch und lebendig, er iſt wie Adam im Paradieſe, als ihm Gott der Herr alle Tiere der Erde vorführte, damit er ſie mit Namen benenne! Wie geiſtreich benennt er ſie! Es ſind die Empfindungswörter der Natur, nicht die Begriffswörter der Bücher.

Alſo Bogumil Goltz iſt geiſtreich in Kraft ſeiner ſtarken ſinnlichen Anſchauung. Mit dieſer Kraft durchdringt er die Dinge, durchdringt ſie bis zu dem Punkte, wo das Ding Geiſt wird. Gebt ihm eine Pyramide, eine Schuhſchnalle, eine Regenwolke, einen Puterhahn, und er wird euch aufs Haar ſagen, was der Geiſt dieſer Dinge iſt. Er verſteht die Natur beſſer als einer, und ſaugt aus jedem Naturding den immanenten Geiſt heraus.

Nunmehr haben wir Geiſter. Wir haben von jedem Ding ſeinen Gedanken. Wer aber *verbindet* uns jetzt dieſe Gedanken?!

Hier verläßt uns Bogumil Goltz. Er hat uns mit einer Spürkraft, welche der unſrigen weit überlegen iſt, alles Wild der Erde zuſammengejagt, aber er ſchießt es nicht, noch weniger kocht er es. Es iſt erſtaunlich, welche Stärke er in der Auffindung und welche Schwäche er in der Bearbeitung von Gedanken hat. Daher geſchieht es, daß ſeine Bücher zugleich bezaubern und ermüden. Kein Menſch iſt reizender im Detail, wir folgen ihm mit Wonne von Ding zu Ding. Endlich aber wünſchen wir doch die vielen Poſten zur Summe zu ſchlagen, und hier ſtockt's. Er wiederholt ſich, widerſpricht ſich, verirrt ſich, wir kommen wenig und auf holperigen Wegen aus ſeinen Zauberrevieren heraus. Es geht ſich durch ſeine Bücher wie durch lieblich gewundene Täler, es hört ſich köſtlich zu, wie er vor jedem Bachkieſel und jedem Mooshalm predigt; zuletzt aber ſchmachten wir ſehnſüchtig nach den Anhöhen hinauf, nach jenen Anhöhen, wo Goethe, Jean Paul oder ſelbſt Hebbel ſitzt, und wo wir einen jener Generalgedanken bekämen, welche Bogumil Goltz *nicht* hat. Dieſer liebenswürdige Führer führt uns

im Tale weiter, zeigt uns andere Bachkieſel und andere Mooſsſtengel oder ruft zu guter Letzt noch ein Bauernwägelchen an, wo man ſoeben ein Kind zur Taufe führt, und ſchenkt uns Götterſprüche über Elternliebe und Wagenſchmiere!

So ſtatuieren wir denn zwei Sorten von Geiſtreichſein: die eine findet Gedanken, die andere verarbeitet ſie. Jenes iſt das Geiſtreichſein des Naturaliſten, dieſes das Geiſtreichſein der Kultur, der Reflexion, der Philoſophie, kurz das literariſche Geiſtreichſein. Wir könnten dieſelbe Formel ökonomiſch ausdrücken und ſagen: jenes iſt die Natural-, dieſes die Kapitalwirtſchaft des Geiſtes.

In dieſer Unterſcheidung ſind wir über Bogumil Goltz orientiert. Er ſteht mit beiden Füßen in der Naturalwirtſchaft. Er iſt Geiſt-Bauer. Daher auch die Art, wie er über „Die Bildung und die Gebildeten" denkt, die unverſöhnliche ruſtikale Eiferſucht, womit er die Literaten und Literatur verfolgt, auf ein Haar jenem Gefühle gleicht, welches der Bauer gegen den Kornhändler hat. Er ſieht den Mann reich werden, reicher als er ſelbſt iſt, und doch hat er kein einziges Weizenkörnlein eigenhändig geſäet und geerntet. Das verdrießt ihn unſterblich. Er nennt daher den Kornhändler am liebſten Kornwucherer, Kornjuden, und läßt ſich's nicht ausreden, daß das ganze Geſchäft mit einer Art Schwindel und Spitzbüberei zugeht. Das iſt der Grundton, auf welchem Bogumil Goltz ſeine unabänderlichen Ausfälle gegen die Literaten variiert. Er verſteht ſich vortrefflich auf die Urproduktion des Geiſtes, aber ſpottſchlecht auf den Handel mit Geiſt und auf die Induſtrie des Geiſtes. Er ſtellt allen Ernſtes die Forderung, wer Oel haben will, der ſoll Reps bauen, und wer Trüffel eſſen will, ein Grundſtück in Perigord beſitzen. Den Correggio hätte auch er mit einer Laſt Kupfergeld erdrückt und nichts davon wiſſen wollen, daß man denſelben Betrag, ja hundertmal mehr, in einem dünnen Papierblättchen beſitzen kann. Vor den Geiſt-Börſen, z. B. Zeitungs-Redaktionen oder Hofſchauſpielhäuſern, bekreuzt er ſich wie ein frommes ehrliches

Bäuerlein, welches ſeine harten Taler in Strümpfen verwahrt und alles Papiergeld für eine Erfindung des Teufels hält. Er ſieht alles tief unter ſich, was den Geiſt nicht ſo hat wie er, d. h. ihn nicht durch ſinnliche Anſchauung hat. Er hat keine Ahnung davon und will ſie nicht haben, daß der Umſatz mit Geiſt ebenſo Geiſt-erzeugend iſt wie die Anſchauung ſelbſt, daß die Geiſt-Werte bis ins Unglaubliche vermehrt werden durch die kulturmäßige Behandlung und Veredlung der geiſtigen Rohprodukte, kurz, er ſchätzt nur die geiſtige Bauernarbeit, aber nicht die geiſtige Bürgerarbeit; er ſchätzt die Literatur nicht.

Zwar fehlt es in ſeinen Schriften nicht an zahlreichen Beweiſen des Gegenteils. Sein Auge ſieht viel zu gut, als daß er die Tatſache nicht ſehen und bezeugen ſollte, wie der Naturaliſt, z. B. der Bauer, der Förſter, der Landjunker, eine ſo gar traurige Rolle im Alter ſpielt, während der alternde Gelehrte vortrefflich Figur macht. Aber hier liegen zwei unvermittelte Erkenntnisſchichten in Bogumil Goltz. Er erkennt zwar dieſe Wahrheit, aber er liebt ſie nicht. Sie paßt nicht in ſein Syſtem, ſie ſchwimmt darin obenauf. Er ſpricht ſie nur aus, weil er es muß, weil ſie allzu ſchreiend iſt, als daß ſie verhehlt werden könnte. Und bedeutungsvoll iſt es, daß er ihre Anerkennung ſo weit als möglich hinausrückt, — ins Alter! Warum juſt ins Alter? Iſt der Egoismus des Naturaliſten liebenswürdiger, ſolange er noch rote Wangen und volle Lenden hat? Iſt der Idealismus eines jungen bleichen Gelehrten, der ſich im Studium eines Lazarettfiebers aufopfert, in der Jugend weniger erhaben als im Alter? Ja, warum überhaupt den Literaten und den Naturmenſchen auseinander legen? Hat Bogumil Goltz doch mit eigenen Augen geſehen, wie in den Befreiungskriegen die literariſchen Städter ſo gut ihren Mann ſtellten als die kaſſubiſchen Bauernknechte! Und Theodor Körner? Er ſäuſelte Muttergottes-Sonette und drechſelte Kotzebueſche Luſt- und Singſpielchen, als der Sturm losbrach, wo er mit ſeinem Flamberg dreinfuhr. Bogumil Goltz hätte den „Literaten" mit ſeiner ſpottenden Laune verfolgt, aber der Literat hätte be-

wieſen, — was Bogumil Goltz ſo hartnäckig zu leugnen liebt, — daß Dichten oder Zeitungsſchreiben dem Naturalismus nicht ſchadet.

Um aus unſerer Betrachtung nun einen Schluß zu ziehen, ſo ſcheint uns die Natur mit Geſtalten, wie Bogumil Goltz, juſt das Gegenteil deſſen zu beweiſen, was er ſelber beweiſen will. Während er mit Feuer und Schwert ſein Natur-Evangelium predigt, — oft als Apoſtel, aber noch öfter als Kapuziner, — werden wir aufs eindringlichſte belehrt, wie nackt die Natur iſt ohne Kunſt und Erziehung. Oft, wenn wir ihn im Privatgeſpräch hörten, und viele, die ihn gleich uns gehört, wiſſen, daß das der echte Goltz, der öffentlich ſprechende aber nur ſein Revers war; wenn wir ſein Antlitz ſich röten, ſeine Muskeln ſich ſpannen, ſein Auge flammen ſahen, und ſeine Stimme in Keilſchrift akzentuierte, dachten wir bei uns ſelbſt: nach dieſem Modell kann man ſich Bernhard von Clairvaux und Johann Capiſtran vorſtellen, Redner, welche das Volk zu Kreuzzügen hinriſſen, in einer Sprache, welche das Volk nicht verſtand! Aber weder Bernhard v. Clairvaux noch Johann Capiſtran war — ein Luther! Zu dieſem gehörte theologiſches Studium, Gelehrſamkeit, kurz, literariſche Bildung. Bogumil Goltz erlaubt uns nicht entfernt an Namen zu denken wie Voltaire, Leſſing, Herder: Bildner, die ihm ſicher nicht an Geiſt und Gefühl überlegen waren, aber an — Schule.

Eines jedoch iſt merkwürdig, ja unbegreiflich! Warum Bogumil Goltz nicht Philoſoph iſt, läßt ſich aus tauſend Gründen darlegen. Aber warum iſt er nicht Dichter? Wer immer gefragt würde, was zu einem Dichter gehört, inſofern es theoretiſch vorſtellbar iſt, der würde genau alles das nennen, was in Bogumil Goltz verkörpert iſt. Zuerſt Natur, und aber Natur und zum dritten und letzten Natur! Natur war die Loſung der Stürmer und Dränger mit ihrem Bannerherrn Goethe voran. Im jüngeren Goethe iſt kein Blatt, keine Linie zu leſen, die nicht auf Natur dringt. Nun hat ſie Bogumil Goltz, hat ſie ſo ſtark und vielleicht noch ſtärker als Goethe ſelbſt — und doch! Es könnte geradezu die Fra-

ge ſein, wenn Goethe und Bogumil Goltz miteinander übers Feld oder durch ein Marktgewühl gingen, welcher von beiden feinere und ſchärfere Beobachtungen machte und ſie glücklicher ausdrückte. Aber die Beobachtungen des einen würden Kunſtwerke, die des andern — Standreden.

Bogumil Goltz iſt, gleich dem echteſten Dichter, von Kopf bis zu Fuß angefüllt mit Poeſie. Aber während die Poeſie des Dichters wie eine leuchtende Flamme zum Haupte herausſchlägt, bleibt ſie bei Bogumil Goltz gleichſam im Leibe ſtecken und dringt ihm nur zu den Poren des Leibes heraus. Dem ganzen Manne wäre geholfen, wenn er ſeine ſtrotzende Poeſie in lebendigen Menſchengeſtalten von ſich ablöſen könnte. Aber das kann er nicht. Und nun iſt es ſeltſam, wie all jene Lebenskraft, womit er keinen Don Quixote oder Falſtaff erzeugt, in ſeinen Stil geſchoſſen iſt, und dort jenes Myriaden-Gewimmel von kleineren Lebensorganismen ausbrütet, welches wir kennen. Darum ſind ſeine *Worte* ſo lebendig, weil ihnen alle Kraft geblieben iſt, womit ein anderer *Geſtalten* erzeugt. Ein Goldkäfer von Subſtantiv fliegt mit einem Heupferdchen von Verbum gen Himmel, ein achtfüßiges Adjektiv krabbelt an einem ſechsfüßigen Adverbium herum, man tritt in ſeine Bücher wie in einen lenzſchwellenden Garten, ſein Stil wimmelt von Bienen, Weſpen, Ameiſen, Glühwürmchen, Schmetterlingen, Mücken, Fliegen, Spinnen, Schnecken, — und doch ſagt man beim erſten Blick über den Garten: Wie menſchenleer iſt's hier! Bogumil Goltz hat keinen einzigen Menſchen geſchaffen wie *Shakeſpeare*, oder auch nur wie *Turgenjew*, der Shakeſpeare der Novelle! Bogumil Goltz iſt kein Dichter. Es fehlte ihm wenig, vielleicht ſehr wenig dazu, und doch iſt das Fehlende entſcheidend. Die Natur hat ihm ſchweres Unrecht getan. Dieſe launiſche Künſtlerin, welche ſich Mühe nimmt, ein Moospflänzchen auszuarbeiten, hat einem Meiſterſtücke, wie Bogumil Goltz, ihre letzte Hand verſagt, und es unfertig in die Welt geworfen.

Aber wie könnte vom Talente der Organiſation die Rede ſein, wenn ſogar das der Akkomodation fehlt? Es iſt be-

kannt, daß die Goltzschen Schriften auf eine unerlaubte Weise von Nachlässigkeiten des norddeutschen Patois strotzen. Es wäre nun die geringste Mühe gewesen, wenn er vor einem Publikum, das ihn so freundlich und lohnend aufnahm, diese Verunzierungen getilgt hätte. Aber es fiel ihm nicht ein. In seinem Buche der Kindheit steht die schlechte preußische Phrase: Und eh' sich das Kind noch besinnen kann, „daß es Schmisse besehen hat", wird es schon wieder geküßt und gekost. Die Phrase „Schmisse besehen" tat uns schon in der Lektüre weh. Bogumil Goltz aber übertrug sie mit größter Gemütsruhe aus seinem Buche in die Vorlesung und hier war sie doppelt unverantwortlich, denn er las vor einem eleganten und vor einem süddeutschen Publikum. Oder ein anderes Beispiel. Er sagt uns, wie viel hundert Fuß hoch und breit die Pyramiden sind. Er fühlt aber wohl, daß das nicht imponiert und trockene Ziffern kein sinnliches Bild geben. Er sagt also, er wolle es anders anfangen. Bei dieser Verheißung spitzt man die Ohren und erwartet einen recht saftigen Kraftbissen. Aber er fordert uns auf, uns die ungeheure Bodenfläche vorzustellen, welche von der Pyramide eingenommen wird und sagt uns, es seien so und so viele — Ruten! Auch diese Stelle war wörtlich vom Buche übertragen. Er nahm sich nicht die Mühe, vor einem süddeutschen Publikum die Ruten auf Klafter zu berechnen. Eigentlich hätten wir überhaupt ein besseres Bild erwartet. Vor Wienern hätte er mit dem größten Effekte so sprechen können: Stellen Sie sich die Pyramide von Gizeh fast so hoch wie den Stephansturm vor, denken Sie sich, daß ihre beiden Seiten herabreichen ungefähr bis zum alten Kärntnertor und zur Ferdinandsbrücke, und der Riesenbau wird vor Ihren Augen stehen! Als Bogumil Goltz über die Pyramiden las, war er bereits lange genug in Wien, um dieser Ortsverhältnisse mächtig zu sein.

Solche Nebensachen bezeichnen die Hauptsache. Sie bezeichnen den bäuerlichen Zug, den wir in seinem Genius gefunden haben, das starre, versteinerte Festhalten am Ge-

wohnten, die gänzliche Unfähigkeit, sich zu akkomodieren, kurz jenen Egoismus der Naturalisten, den er selbst so gut kennt, leider aber auch teilt. Diese kraftgeniale Ichheit betont und bejaht sich selbst so riesenhaft einseitig, daß sie gar nicht aus sich herauskann, um auch in andere einzugehen. Welche Ironie! Der Mann reist darauf, uns seinen Menschensinn bewundern zu lassen, jenen Menschensinn, womit er den polnischen Juden und den arabischen Eselstreiber durchdringt, und doch hat er nicht Menschensinn genug, um sich ein wenig auch in seine freundlichen Wirte zu schicken!

Das alles entscheidet. Das alles macht uns klar wie die Sonne, warum Bogumil Goltz kein großer Dichter ist. Es fehlt ihm zum Dichter die Liebe und Selbstentäußerung. Er verlangt von der Welt: da, nimm mein Ich, wie es mir selbst die große Natur gegeben! Aber die Welt nimmt keine Ichs, sondern nur wieder Welt. Sie will von einem dichterischen Ich sich selbst verklärt zurückerhalten, nicht aber ein naturrohes Ich allein schon als Dichtergabe annehmen. Bogumil Goltz genießt die Natur und denkt, dieses sein genießendes Ich müsse auch andern Genuß sein. Er unterläßt den ganzen ungeheuren Prozeß, womit ein dichterisches Ich die Natur zum Menschengenuß verarbeitet, er verschmäht und schmäht diese Arbeit. Kurz, nicht er hat die Natur, sondern die Natur hat ihn. Er ist der Natur gegenüber nicht sowohl ein Begeisterter als ein Besessener.

Bogumil Goltz liebt über die Maßen das Bild, wir sollen die Natur auf uns spielen lassen wie auf einem Klaviere. Schön, aber doch nur halb wahr! Bogumil Goltz vergißt nämlich, daß das Stück vierhändig ist! Wir selbst müssen mitspielen. Wir sind nicht nur Instrumente, sondern auch Künstler. Bei dem Klavierspielen, wie Bogumil Goltz es sich denkt, wären wir über Adam und Eva niemals hinausgekommen. Bei diesem Klavierspielen wäre Goethe nicht mehr als Lenz, und Schiller nicht mehr als Schubart geworden. Zwar ist Bogumil Goltz ganz der

Mann dazu, um uns ungeniert zu ſagen, daß ihm Lenz und Schubart vielleicht lieber ſind als Schiller und Goethe; es wäre nicht die kühnſte ſeiner Paradoxien, denn wir haben noch ſtärkere gehört. Aber eben deshalb iſt er bei all ſeiner poeſievollen Naturmyſtik weder ein Hamann, noch ein Angelus Sileſius, noch ein Jacob Böhme, ſondern eben nur — ein Bogumil Goltz.

Turgenjew und die ſlawiſche Welt

Erzählungen von Iwan Turgenjew. Deutſch von Friedrich Bodenſtedt. 2 Bände. (München, Riegerſche Univerſitäts-Buchhandlung, 1865)

I.

Von dieſen Novellen ſagt der Ueberſetzer in der Vorrede: „Die Kunſt der Darſtellung, welche mit den einfachſten Mitteln zu wirken weiß und uns in wenigen lebensvollen Zügen fremde Menſchen und Zuſtände bis zur Greifbarkeit veranſchaulicht; die Schärfe der Charakterzeichnung, die jede einzelne Figur aus dem Kern ihres Weſens heraus unvergeßlich dem Gedächtniſſe einprägt; die edle Einfachheit der aller Phraſe abholden Sprache, die rückſichtsloſe Wahrheitsliebe und der dem tiefſten Gefühl entſpringende feine Humor — kurz, alle Vorzüge, welche Turgenjews ‚Jagdſkizzen‘ auszeichnen, finden ſich in den folgenden Erzählungen in womöglich noch höherem Grade wieder, ſo daß er unter den beſten Novelliſten der Gegenwart (nicht bloß in Rußland) einen hervorragenden Platz einnimmt. In künſtleriſcher Beziehung wird er von wenigen erreicht, von keinem

übertroffen. Mit feinem Stilgefühl weiß er für jede ſeiner Erzählungen den richtigen Ton zu treffen und einen paſſenden Rahmen zu finden."

Wenn es ſich darum handelt, eine von jenen Erſcheinungen zu charakteriſieren, an welchen das Geheimnis der Ewigkeit ſich ausdrücken will, ſo iſt jeder, auch der kleinſte Beitrag willkommen, der es im guten Glauben verſucht, das Unnennbare zu nennen. Wir unterſchreiben deshalb mit Vergnügen die angeführten Worte Bodenſtedts, denn ſie bezeichnen, gleichſam wie ein ehrenvolles Schul- oder Studienzeugnis, wenigſtens den Artiſten und Techniker in Turgenjew. Hat man auf dieſe Weiſe geſehen, wo ſeine Füße ſtehen, ſo bleibt nur noch übrig, die Richtung zu bezeichnen, in welcher ſein Herz ſchlägt, und wohin ſein Haupt ragt. Das heißt nun freilich, Gott verſuchen, denn der Dichter, der echte, wirkliche Dichter, iſt unausſprechlich, und das letzte Wort, ihn zu bezeichnen, liegt nicht auf einer Menſchenzunge. Laſſen wir denn unſeren Dichter ſelbſt ſprechen! Es tönt uns die bedeutungsvolle Melodie im Ohre, womit er den „Ausflug in die Waldregion" anhebt. Es iſt nur ein Splitter ſeines Geiſtes; aber wie aus wenigen Takten erkennbar iſt, ob Papa Haydn oder der große Beethoven ſpricht, ſo wird es ein ſichtbarer Zug im Antlitz ſeiner unſichtbaren Seele ſein.

Turgenjew beginnt ſeinen Ausflug in die Waldregion wie folgt:

„Der Anblick der ungeheuren, den ganzen Horizont umſpannenden Kieferwaldung, der Anblick der Waldregion erinnert an den Anblick des Meeres. Auch erweckt er dieſelben Eindrücke; dieſelbe jungfräuliche Urkraft dehnt ſich breit und mächtig vor dem Angeſichte des Beſchauers aus. Aus dem tiefſten Innern der uralten Waldung, wie aus dem ewigen Schoß der Waſſer ertönt die gleiche Stimme der Natur, welche zum Menſchen ſpricht: Ich habe mit dir nichts zu ſchaffen, ich herrſche; — du aber ſorge für dein Leben!

„Der Wald iſt nur einförmiger und melancholiſcher als

das Meer; beſonders bietet der Fichtenwald ein beſtändiges Einerlei und eine faſt lautloſe Stille.

„Das Meer droht und ſchmeichelt, ſpielt in allen Farben, redet in allen Zungen; es ſpiegelt den Himmel wider, von welchem gleichfalls ein Hauch der Ewigkeit weht, aber einer Ewigkeit, welche uns nicht fremd zu ſein ſcheint. Der unveränderlich finſtere Nadelwald dagegen zeigt ſich entweder in mürriſchem Schweigen oder dumpfem Geheul, und das Bewußtſein unſerer Nichtigkeit durchdringt bei ſeinem Anblick das Herz noch tiefer und unwiderſtehlicher.

„Schwer fällt es dem Menſchen, dem geſtern gebornen und heute dem Tode geweihten Eintagsweſen, den kalten, teilnahmlos auf ihn gerichteten Blick der Iſis zu ertragen; nicht bloß die kühnen Hoffnungen und hochfliegenden Träume der Jugend werden gedemütigt und erlöſchen in ihm beim Eiſeshauche der Elementarmächte: ſeine ganze Seele zieht ſich gebeugt und ſcheu in ſich ſelbſt zurück; er fühlt, daß der letzte ſeiner Brüder vom Angeſicht der Erde verſchwinden könnte, ohne daß nur eine Kiefernadel an den Zweigen darob erzitterte; — er fühlt ſeine Vereinſamung, ſeine Schwäche, ſeine Abhängigkeit vom Zufall, und mit heftiger heimlicher Angſt kehrt er zu den kleinen Sorgen und Mühen des Lebens zurück; ihm wird es leichter ums Herz in dieſer von ihm ſelbſt geſchaffenen Welt; hier fühlt er ſich heimiſch, hier wagt er noch, an ſeine Bedeutung zu glauben und ſeiner Kraft zu vertrauen."

Das iſt Dichtergefühl! Es iſt der direkte Gegenpol jenes tauſendköpfigen Dichterlings, welcher in jedem Tautropfen ſich und ſein Liebchen erblickt; welchem, ach! die „ganze Natur mitjubelt und mitweint", wenn er heute Aſſeſſor wird und morgen ein Kind begräbt. Von dieſem Dichtergeſindel hat Turgenjew nicht einmal eine Ahnung. Der Menſch, den er kennt, wagt nur in der ſelbſtgeſchaffenen Welt ſich zu fühlen; er weiß es nicht, er ſetzt es gar nicht voraus, daß es poetaſternde Philiſtermenſchen gibt, ſo klein, ſo frech, ſo eitel, daß ſie ihr nichtiges Ich auch dem „Mitgefühl" der unnahbaren Natur aufzudringen wagen. Er kennt die tau-

ſend Goldſchnittbände unſeres deutſchen Büchermarktes nicht. Glücklicher Ruſſe! großes Dichterherz!

Deſſenungeachtet iſt Turgenjew nicht Peſſimiſt. Er iſt es ſo wenig, als es die Griechen waren, obwohl ſie die Idee des Fatums hatten. Er iſt nur, wie ſie, ein reiner und großer Menſch. Es heißt noch nicht Peſſimiſt ſein, wenn man die Selbſtüberſchätzung des Optimismus nicht teilt. Es heißt bloß den Schwerpunkt dort ſuchen, wo er tatſächlich liegt. Man braucht den Menſchen nicht als Menſch und Mitgeſchöpf aufzugeben, wenn man weiß, daß er von der Natur aufgegeben iſt. Man braucht ihm nicht ein Herz zu verſagen, wenn man weiß, daß er der Natur gleichgültig iſt. Man braucht, wenn man das Unglück ſeines Daſeins erkannt hat, ſein Unglück noch nicht für ſeine *Schuld* zu halten. Man braucht ihm daher dieſe Schuld nicht durch einzelne ſeiner Handlungen anzumotivieren, was grauſam iſt, noch ſie durch andere ſeiner Handlungen ſühnen und auflöſen zu wollen, was kindiſch iſt.

Wenn wir damit den richtigen Punkt bezeichnet haben, welchen zwiſchen *Menſch* und *Schickſal* Turgenjew einnimmt, ſo weiß der kundige Leſer ſich ſelbſt zu ſagen, wie ungemein ſelten die Dichter ſind, welche dieſen Standpunkt wirklich einnehmen. Bewegt ſich doch um jene angebliche Schuld und jene angebliche Sühne der Schuld die ganze Peripetie der hergebrachten Dichterpraxis. Vergebens ſteht ein Mann wie Shakeſpeare da, welcher die unſchuldige Cordelia wie die ſchuldige Lady Macbeth gleichmäßig — *verunglücken* läßt; die Ewigblinden dichten der Cordelia lieber auch eine Schuld an, damit ſie in ihre optimiſtiſche Schablone von Lohn und Strafe paßt. Und doch darf uns die Menge und das Anſehen der Ewigblinden nicht abſchrecken. Und doch dürfen und müſſen wir ſagen: kein Menſch geht in ſeinem Gleichgewichte, wofern er den richtigen Schrittwechſel von Optimismus und Peſſimismus nicht kennt. Man hat das Gehen ein beſtändiges Fallen genannt; nämlich ein durch das beſtändige Finden des Schwerpunktes aufgehaltenes Fallen. Mag ſich der gleich-

geſinnte Leſer mit Erſtaunen bewußt werden, warum und wie viele der Dichter unaufgehalten fallen, wirklich fallen, nicht auf die Fußſohle, ſondern zu Boden fallen.

Jean Paul z. B. war durch und durch Optimiſt, aber doch groß genug, den Gegenpol davon wenigſtens zu ahnen, obwohl er in ſeinem unmännlichen Herzen nicht Platz hatte. Und ſo warf er ſich denn über die Menſchheit her, bedeckte ſie mit ſeinen Küſſen, erdrückte ſie mit ſeinen Umarmungen und ſchien allen Ernſtes zu glauben, er könne mit ſeiner einzelnen, perſönlichen Menſchenliebe ihr das große Weltweh erſetzen. Byron tat umgekehrt. Er fühlte das Welt-Elend tiefer und eines Dichters würdiger als Jean Paul; aber er ließ es die Menſchen entgelten, daß ſie der Stoff waren, woran es ihm zur Erſcheinung kam. Er haßte die Menſchen, gleichſam als haßte er Baumblätter oder Waſſerwellen, weil ſie den Sturm zeigen, der durch die Welt geht. Jener verlor ſein Gleichgewicht durch die Menſchenliebe und nach der Seite des Optimismus, dieſer durch den Menſchenhaß und nach der Seite des Peſſimismus hin. Beider Dichten war ein wirkliches Fallen.

Darum iſt Shakeſpeare der größte aller Dichter, weil er auf einem dritten und höheren Standpunkte als antik und chriſtlich am genaueſten die Grenzlinie kennt zwiſchen der perſönlichen Menſchenſchuld und der Schuld des Weltdaſeins, welche ins einzelne Menſchenleben als unverſchuldetes Unglück fällt. Wir wollen unſere Fühlung niemand aufdringen, wenn wir einen verwandten Zug dieſes Tiefſinns in Thackeray empfinden, welchen wir nicht ungern den Shakeſpeare des Romans nennen möchten, wie wir bereits an einem anderen Orte unſern Turgenjew den Shakeſpeare der Novelle genannt haben.

Turgenjew iſt ſo wenig ſittlich-indifferent als Goethe, dem es die Polizeichriſten hartnäckig nachſagen. Er hat nur jenen unausſprechlichen dichteriſchen Geheimſinn, welcher am ſchwarzen Boden des Abgrundes die perſönliche Menſchenſchuld und den Bruch in der Weltanlage, die Tat des freien Willens und das Verhängnis unentfliehbarer Mo-

tive ſchärfer unterſcheidet, als wir es droben auf der Höhe des Abgrundes, mit oberflächlichen, vom Dogma befangenen, von der Sonne des Optimismus geblendeten Augen vermögen. Es iſt daher auch ſein Schema von Schuld und Strafe nicht das der Polizeichriſten, ſondern beide grenzen mit leiſen Uebergängen an jene Region, in welcher auch der Schuld- und Strafloſe ſteht — ans Unglück. Wenn die Sonne des Optimiſten über Gerechte und Ungerechte ſcheint, ſo weiß Turgenjew, daß über Gerechte und Ungerechte auch der Nebel ſinkt und der Himmel ſich verfinſtert. Leidet im „Wirtshaus an der Heerſtraße" der arme gerechte Akim weniger durch die Schuld ſeines Weibes, als dieſes durch ſich ſelbſt? Er leidet noch mehr! Und anderſeits wieder: wenn er ſeinem ſchuldigen Weibe mit ſchöner Menſchlichkeit verzeiht, was iſt ſein Lohn dafür? Aber vielleicht war es nicht ſein Tugendverdienſt einer „ſchönen Menſchlichkeit", ſondern nur die ſlawiſche Paſſivität, die angeborene Naturanlage zum Leiden und Dulden. Nun, dann holte ihm auch der Dichter aus dieſer ſeiner ſlawiſchen Naturanlage, und nicht aus irgendeinem dogmatiſchen Tugendfonds den ſchmerzenſtillenden, ſich ſelbſt lohnenden Erſatz. Und ſo iſt es auch. Während das ſchuldige, aber unbedeutende Weib nach normal überſtandener Tränen- und Reuekriſis in ein leeres ſchickſalloſes Nichts verſinkt, iſt es der arme ſchuldloſe Mann, welcher den Schickſalsprozeß der Schuld austrägt. Aus dem Tiefſten ſeines ſlawiſchen Gemütes bricht in herrlicher Strahlengarbe die Frömmigkeit hervor, jene herzenseinfältige, ſlawiſche Frömmigkeit, wovon der eſprithafte Weſten keinen Begriff mehr hat. Man ſieht ihn durch ſein heiliges Rußland von Kirche zu Kirche, von Wallfahrt zu Wallfahrt pilgern; der alte inbrünſtige Beter wird ſeinem ganzen Volke eine bekannte Charakterfigur. Sein Weib iſt ſchuldig und er wallt als Büßer umher! Scheint es doch, der alte ehrliche Akim empfindet mit einer durch Indien ergänzten Chriſtlichkeit, daß in der einzelnen Menſchenſchuld — gleichviel, wer ſie begangen — die allgemeine Weltſchuld abzubüßen. Und Büßer wird — nicht

nach unſeren Begriffen der Schuldige, ſondern nach Dichterbegriff — wer Gemütstiefe genug für die Schuldempfindung hat. Die ſchuldige Aſdotja ſcheuert und wäſcht, aber der ſchuldloſe Akim pilgert und betet!

II.

Wenn Turgenjew nicht den großen tragiſchen Blick für das Weltunglück hätte, ſondern wie die dogmatiſchen Dominoſpieler unſeres Dramas gehorſam ſich dazu hergäbe, alles Unglück fein ſäuberlich aus den Motiven einer begangenen Menſchenſchuld, wie aus klappernden Dominoſteinen, zuſammenzuſetzen: ſo könnte manche ſeiner Novellen für den Laien befriedigender abſchließen, deren geiſtigſter Reiz es iſt, daß ſich Fragezeichen an ſie knüpfen, welche juſt dem Wiſſenden die Geheimſchrift höherer Mächte bedeuten. Daß ſich in „Fauſt" die göttlich-reine und ſich ſelbſt getreue Wera nur von der Möglichkeit der Sünde ſchon tödlich berührt fühlt und ſtirbt, dieſes Unglück z. B. dürfte allgemein befriedigen, denn es bedarf ja deſſen, damit ihr Charakter überhaupt ſich erfülle. Außer demſelben aber geht noch ein feiner haarartiger Bruch durch die Novelle, vielleicht nur von wenigen geſehen und auch den Sehenden kaum verſtändlich. Warum kam es überhaupt ſo? dürfen wir fragen. Hat doch Paul das Weib, das er als Gattin und Mutter wiederfindet, in einer allerdings ſittlich unnahbaren Situation wiederfindet, ſchon vor zehn Jahren als Mädchen beachtet, ja um ſie geworben. Warum glaubte er der Mutter, welche ihm ſagte, er ſei nicht der Rechte? Warum ſtand er damals ab von der Werbung, da ihn doch die ganze Novelle als den einzig Rechten auf das glänzendſte legitimiert? Warum? Weil er Unglück haben ſollte! Das Unglück war ſeine und Weras Beſtimmung und ſie erfüllt ſich an ihnen. Der Tod Weras iſt die richtige Kataſtrophe der Novelle und ſomit ein zweckvolles Unglück; jenes frühere Verſäumen und Ver-

zichten aber könnte leicht ein zweckloſes ſcheinen, und doch iſt es nicht minder organiſch, nur in einem höheren Sinne. Es iſt das Spiegelbild jenes Weltunglücks, welches jedes Menſchenleben — ſchuldig oder nicht, motiviert oder nicht — zu einem Fragmente macht.

Ein ähnlicher Fragefall läge in „Mumu" vor, dieſem berühmten Seelengemälde eines Taubſtummen. Wenn der arme Garaſſim ſein Hündchen ertränkt, weil es die Herrin angeblich beläſtigt, ſo hat die Herrin jedenfalls ein Verfügungsrecht über die Haustiere ihres Ingeſindes, und da uns dieſes Recht nicht an ſich empört, auch die Ausübung desſelben mehr mit gedankenloſer Weiberkaprice als mit beabſichtigter Grauſamkeit geſchieht, ſo fehlte es dem peinvollen Schickſale Garaſſims nicht an einer annehmbaren Begründung. Desungeachtet ſcheint es grundlos, zwecklos, und zwar durch ſein eigenes Verhalten. Garaſſim erſäuft ſein Hündchen und — kehrt ins Herrenhaus nicht mehr zurück. Er entflieht in ſein Heimatsdorf, wo man ihn auch ruhig beläßt. Warum alſo erſäufte er ſein Hündchen? Warum nahm er es nicht mit? Die zweite Handlung hebt die Notwendigkeit der erſten auf. Wenn er den Plan hatte, durchzugehen, ſo war es planlos, das Hündchen zu opfern. Er iſt jetzt nicht mehr ein Opfer der Leibeigenſchaft, ſondern ſeiner eigenen Verworrenheit. So könnte der Leſer — vernünfteln. Aber er hätte dann getan, was Shakeſpeares „Realiſt" neulich tat, er hätte den ganzen Menſchen nur teilweiſe aufgefaßt, nämlich nur als Vernunftweſen. Wären Romeo und Julie vernünftig, ſo müßten ſie nicht tragiſch untergehen, denn ſie hätten manches geſchicktere Mittel ergreifen können, ihre Lage zu ordnen, anſtatt daß ſie ſo ziemlich die ungeſchickteſten ergriffen. Aber mit ihrer Vernunft wären ſie nicht zugleich auch die unſterblichen Typen der Leidenſchaft. Wer ahnt nicht, obwohl Turgenjew ſchlicht und faſt wortlos erzählt, wie groß die leidenſchaftliche Aufregung Garaſſims war, als er in jener Nacht ſein Hündchen ertränkte? Wer will behaupten, daß er überhaupt den Plan hatte, durchzugehen? Wie wenn erſt nach der

Tat der ungeheure Schmerz ihn getrieben hätte: Fort, fort aus dem Hauſe, das mir das angetan hat! Ich kann dieſe Schwelle nicht mehr betreten! Wer ahnt nicht, daß mehr oder minder vernunftlos gehandelt werden *muß*, wenn der ganze Strom der menſchlichen Kräfte in die Leidenſchaft treibt? Wer weiß nicht, wenn der Menſch durch die *Liebe* faſt Gott werden kann, wie viel ihm die Nemeſis an menſchlicher Vernunft dafür abziehen darf? Oder herrſcht das Geſetz der Nemeſis nicht, wo nicht griechiſch geſchrieben wird? Verſteht man ihre Weltordnung wirklich nur als heidniſche Ordnung, und iſt der Satz: Wen Gott verderben will, den bringt er von Sinnen — nicht wahr, weil der Chriſtengott überhaupt niemand verderben will? Gelobt und geprieſen ſei dieſe Chriſtlichkeit, aber man beſinne ſich, ob ein Syſtem, welches noch nicht zweitauſend Jahre alt iſt, einen Maßſtab der Poeſie enthält, welche ſo alt wie die Welt iſt.

Man halte dieſen Exkurs nicht für abſchweifend. Wenn man in der Kunſt über die Form hinaus vom Gehalt ſpricht, ſo berührt ſie ſich auf jedem ihrer Punkte mit der Philoſophie. Wir haben, da doch die Worte trennen, kaum getrennte Worte für beide. Philoſophie iſt Weltanſchauung und Poeſie iſt Weltempfindung. Und der zarteſte Geiſt dieſer Weltempfindung iſt vor allem der Genius Turgenjews. Wie man durch Kometen hindurchſieht und hinter ihnen feſtere Weltkörper erblickt, ſo ſieht man durch Turgenjews Menſchen in den Weltraum hinaus und von ihren ſterblich zuckenden Herzen heben ſich groß und ernſt die ewigen Fixſterne des Fatums ab. Es iſt kein freundliches, dieſes Fatum, wir haben es ſchon geſagt. In tiefſter Seele hegt Turgenjew das Bewußtſein des Weltbruches; aber neu und deutſchen Augen befremdend iſt es, wie objektiv er es ausdrückt. Faſt in reinen Naturlauten. Wenn bei germaniſchen Dichtern auch der kühnſte Genietrotz nicht zu verbergen weiß, daß er einſt *Einheit* hatte und daß er zum Bewußtſein des *Dualismus* nur mit Schmerz und Schrecken erwacht iſt — man denke an Goethes „Fauſt", an Schillers „Reſignation", oder an Byron! — ſo ſcheint bei Turgenjew der Dualismus faſt ange-

ſtammter Naturzuſtand. Er ſieht bei ihm aus wie das Urſprüngliche, Gegebene, wie das Erbe vom Vaterhaus!

Dieſer Zug ſcheint uns in eine Region zu führen, welche wir nur mit Zagen betreten, denn wir bekennen uns als Fremdling in ihr. Wir meinen die Nationalität des Dichters. Dürfen wir Turgenjews Weltbewußtſein mit ſeinem ſlawiſchen Volksbewußtſein in einen Kauſalnexus bringen? Oder beſſer, dürfen wir dieſen Nexus ignorieren? Wir glauben es nicht. Vielleicht folgen wir ſogar der ſicherſten Spur, wenn wir Turgenjews fein organiſierte Inſtinkte für die Welttragödie unmittelbar als Inſpiration ſeines Volkstums auffaſſen. Werfen wir alſo zuletzt noch einen Blick auf die ethiſche Natur des Slawismus! Das Wenige, was wir über dieſen Gegenſtand im Weſten zu wiſſen glauben — und es iſt geheimnisvoll genug — darf uns nicht abſchrecken, mindeſtens ratend und ahnend an das dunkle Rätſel heranzutreten.

Wenn wir die ganze organiſche Welt nach dem Zahlengeſetz der Einheit, Dreiheit und ungeraden Vielheit aufgebaut ſehen, ſo ſcheint der Slawismus von vornherein außer dieſes Geſetz geſtellt. Sein Prinzip dürfte die Zweiheit, der Dualismus ſein. Schon die ſlawiſche Sozial-Verfaſſung! Wir wiſſen von Jägervölkern, welche ſtammweiſe auf gemeinſame Beuteteilung ausziehen; von Hirtenvölkern, welche die Grundlage ihrer Wirtſchaft, den Weideplatz, gleichfalls gemeinſchaftlich haben. Dieſe Völker nennen wir Naturvölker und ihre Verfaſſung iſt in der Hauptſache Kommunismus. Sie bilden den ſchärfſten Gegenſatz zu den Kulturvölkern, deren Begriff beim Ackerbau, beim Privateigentum anfängt. Dieſe Sonderung der Begriffe ſteht uns feſt wie Himmel und Erde, Meer und Land. Der Slawe nun hebt ſie auf. Er iſt Ackerbauer, er iſt es ſogar mit einer Art Miſſion, Naturberuf, — und doch iſt er Kommuniſt! Die ruſſiſche Gemeinde baut ihren Acker gemeinſchaftlich. Ein Acker ohne Grenzſtein! Eine Flur ohne Flurbuch! Dieſe Erſcheinung iſt dem Germanen völlig unfaßbar. Muß ihm der Slawe nicht ſchon auf dieſer einfachſten Menſchheits-

ſtufe wie ein tragiſcher Held erſcheinen, deſſen Natur ein unausgeglichener Bruch iſt? Er hat aufgehört, Nomade zu ſein, aber nicht ganz; er hat angefangen, Ackerbauer zu ſein, aber nicht vollſtändig. Er ſtellt zwei Gegenſätze, zwei Weltenden dar, welche er nicht zu vermitteln weiß. Sein erſter Zuſtand iſt ſchon ein Rätſel, ja ein unheimliches Ur- und Mutterrätſel, aus welchem noch viele andere, wie es uns ahnt, hervorgehen müſſen.

In der Tat ſchreitet das ſlawiſche Fatum von Widerſpruch zu Widerſpruch fort.

Jener Bauern-Kommunismus, ſollte man denken, müſſe nun einen Wurzelſtock für die vollkommenſte Sozialrepublik abgegeben haben. Der ausſchweifendſte Franzoſe könne ſich kein Republik-Ideal träumen, was dem Slawen nicht von der Natur ſelbſt ſchon geſchenkt wäre. Das Gegenteil iſt wahr! Das ſlawiſche Führervolk, die Ruſſen, erzeugen ſich einen monarchiſchen Deſpotismus ohnegleichen! Ein Volk, welches freigeblieben von Hierarchie und Feudalismus, ein Volk, welches ſeine Gemeinfreiheit nicht in ſtändiſcher Gliederung und Abſtufung zerſplittert, legt das Ganze dieſer Gemeinfreiheit einem einzelnen Menſchen zu Füßen! Wir andern Europäer wurden durch das Medium der Ständigkeit monarchiſch; die Slawen werden es unvermittelt. Sie haben einen Monarchen, wie der Hund einen Herrn!

Wirklich nennt Mickiewicz die ruſſiſche Abſolutie, indem er ſie von den Mongolen ableitet, *tieriſch*.

Und doch macht Mickiewicz wieder Offenbarungen über den ruſſiſchen Abſolutismus, welche denſelben nicht tieriſch, ſondern faſt *heilig* erſcheinen laſſen. Wie er von Mickiewicz charakteriſiert wird, könnte er unmöglich ein mongoliſches Fremdgewächs ſein, ſondern er nimmt die Würde eines urtümlichſten Nationalgefühls in Anſpruch.

Aber entſchließen wir uns nun, die Verehrung des weißen Zars als einen wirklich ſittlichen Einheitsgedanken der Slawen anzunehmen, ſo kommt das Verhängnis ſchon wieder zu einem neuen Zwieſpalt. Der Zar ſelbſt iſt es, welcher eines Tags ſeinem Volke — *weſtliche Aufklärung*

befiehlt! Die Aufklärung, entſtanden als Waffe gegen Hierarchie und Feudalismus, alſo gegen Dinge, welche auf ſlawiſchem Boden exotiſch ſind, ſoll vom Slawen als Mittel ſeiner Kultur aufgenommen werden! Er kennt ſie nicht, liebt ſie nicht, braucht ſie nicht; ſie iſt ihm fremd und muß ihm, wie alles Fremde, widerwärtig ſein. Und doch befiehlt der rechtgläubige Zar dem gläubigſten Volke der Welt, Geſchmack an einem Weg zum Unglauben zu finden; dem loyalſten Volke, die Vorſchule der Revolution, denn das iſt die Aufklärung, zu beginnen und zu durchlaufen. Er ſoll ſich bilden nach Franzoſen und Deutſchen. Was tut der Slawe? Gehorcht er? Aber es wird ihm Unnationales geboten. Widerſtrebt er? Aber Auflehnung gegen den Zar iſt ſelbſt unnational. Und dieſes Gift eines irregemachten Gewiſſens trägt das ruſſiſche Volk ſeit zwei Jahrhunderten im Leibe!

Wir haben geſagt, der Slawismus ſchiene viel eher eine Anlage zur Republik als zur Monarchie zu haben. Unſere Vermutung beſtätigend, ſehen wir neben der ruſſiſchen Monarchie in paritätiſcher Kraft und Fülle die „erlauchte polniſche Republik". Da wäre denn zum erſtenmal der ſlawiſche Dualismus, anſtatt unheimlich nach innen zu wühlen, in geſundem Doppelzweig glänzend nach außen gewachſen. Aber auch das duldet das ſlawiſche Fatum nicht. Der Gegenſatz ſtößt feindlich aufeinander, wie Waſſer und Feuer. Ein mörderiſcher Bruderkampf! Slawe gegen Slawe, ein Blutrachekrieg des verwandteſten Blutes! Wie die höchſte Erfüllung ſeines Selbſt begehrt jeder, den andern zu vernichten. Sie packen ſich mit den Meſſern, mit den Zähnen; ſie ſcheinen zu dürſten, einander die Seelen auszutrinken.

Was iſt das? Hat dieſes Schauſpiel ein Gott oder ein Teufel angeſtiftet? Müſſen dieſe Völker ſich vernichten oder durchdringen? Umarmen ſie ſich ſo eiſern — wie ſich im Stande der Wildheit auch die Geſchlechter, zwar gewalttätig, aber doch fruchtbar umarmen? Oder umarmt ſich die ſlawiſche Blutsgleichheit — wie ein und dasſelbe Geſchlecht, in ungeheurer Unſittlichkeit nicht zeugend, nur frevelnd? Wer weiß es? Iſt der Angriff des Ruſſen ein Ver-

brechen, weil er nicht weiß, welche Frucht er zu bringen hat; oder iſt es die Abwehr des Polen, weil er nicht wiſſen kann, ob er die ſlawiſche Vorſehung, ob er ſeinen Meſſias bekämpft?

Aber wahr und tief ſagt Mickiewicz: Wenn der Menſch das Geheimnis ſeiner Beſtimmung verliert und noch nicht aufgehört hat, an das Daſein einer überſinnlichen Welt zu glauben, ſo muß er notwendig Fataliſt werden. Setzen wir ſtatt: „das Geheimnis ſeiner Beſtimmung verliert", was für die Slawen geſagt iſt, — „das Geheimnis ſeiner Beſtimmung niemals erraten kann", was der ganzen Menſchheit gilt, ſo haben wir die Identität des ſlawiſchen mit dem Weltfataliſmus. Das ſlawiſche Fatum iſt ein angeborenes und tiefes Bewußtſein des Dualiſmus. Wenn der Germane Fauſt „die zwei Seelen, die in ſeiner Bruſt wohnen", wie das revolutionärſte Phänomen anſieht, ſo iſt dieſer Dualiſmus ſlawiſches Lebensprinzip und Gemeingefühl aller. Der Slawe ſteht durch die Natur, wo Fauſt durch die Reflexion ſteht; er ſteht dem Rätſel der Welt und der Menſchheit näher, und ſicher war es nicht verfehlt, aus Turgenjews Nationalität zu erklären, wie wunderbar er zwiſchen Optimiſmus und Peſſimiſmus, welches gewöhnlich die Pole unſerer weſtlichen Poeſie, aber in ihrer Einſeitigkeit falſch ſind, die myſtiſche Geiſterluft einer dritten Sphäre atmet — des Fataliſmus.

Ungarn im Spiegel deutſcher Dichtung

(Poeſien uſw. uſw. Wien, 1865)

Wir haben eine heftige Abneigung gegen die deutſche Unſitte der Blumenleſerei, dieſen verkappten Nachdruck. Denn erſtens iſt es Pflicht des Anſtandes, daß ein gebildetes

Publikum ſeine Blumen dort ſucht, wo ſie ſtehen, nämlich bei ſeinen Originaldichtern; zweitens aber ſind es oft genug nicht einmal Blumen, ſondern Unkraut, Diſteln und Dornen, was die Spekulation unter dem Namen der Blumenleſe von fremden Feldern zuſammenrafft und was nicht ſelten ausſieht, als wäre mit dieſem Geſchäft — ein unbeſchäftigter Buchhändlerlehrling betraut geweſen! Aber die Rüge iſt ſo alt wie der Unfug und dieſer in Kraft, jene ohnmächtig. Dank der geſinnungstüchtigen Bildung unſrer literariſchen deutſchen Nation.

„Ungarn im Spiegel deutſcher Dichtung" wäre zwar, als anthologiſcher Gedanke betrachtet, kein ſchlechter. Wir haben ſchon zweckloſere Anthologien geſehen. Es könnte uns ſchmeicheln, Revue zu halten über die Artigkeiten, welche wir einem ſpröden Nachbar ſagen, der ſie niemals erwidert. Es iſt ſo hübſch, artiger zu ſein als andere! Es wäre auch eine Lücke geweſen, wenn ſich im kosmopolitiſchen Allerwelts-Spiegel, in der deutſchen Poeſie nämlich, Jazygien und Kumanien allein nicht geſpiegelt hätte. Aber — entweder die Sammlung geſchah wahllos, oder es gab nichts Beſſeres zu wählen, genug, unſer Büchlein iſt ein Spiegel, würdiger einer Mägdeſtube, als des Prunkſaals der deutſchen Literatur.

Unter den „deutſchen" Dichtern figurieren nur wenige Deutſche, die Mehrzahl ſind Oeſterreicher. Die Mängel der öſterreichiſchen Schule ſind ebenſo oft als erfolglos kritiſiert worden: unfertige Technik, Pathos am falſchen Orte, Schwulſt ſtatt Kraft, Trivialität ſtatt Naivität uſw. uſw. In dieſer Sammlung finden wir ſie alle wieder. Sie erſcheinen hier aber neuer und vergrößerter. Das macht wohl das Mißverhältnis zum Stoffe. Wenn das abgeſpielte Repertoire der Stadtpoeſie bei ſeinem Leiſten bleibt, als: Stammbuch — Album — Mime — Diva — Beethoven — Madonna — Comoſee — Sie! — Freiheit — Recht und Licht — kurz auf dem Aſphalt der hergebrachten Gefühle, Geſinnungen und Tendenzen, ſo haben zwar alle dieſe Dinge auch einſt zur Natur gehört, ſind aber durch langen, verjährten Miß-

brauch nach und nach in das Privateigentum von Beamten übergegangen, welche in ihren Nebenſtunden Verſe machen, haben ſich eine Sprache, oder beſſer Phraſeologie, geſchaffen, bei der man ſo wenig mehr an die Natur denkt, wie beim Aktenſtil an ein Volksgericht unter grünen Eichen, — mit einem Worte, ſie ſind ſtädtiſche Budgetziffern geworden, wie Gasbeleuchtung und Straßenkehren. Begibt ſich dagegen dieſe Beamten- und Freie-Stunden-Poeſie „aus der ſchläfrigen Stadt, wo es auf den Straßen keine Abenteuer und in den Häuſern keine Leidenſchaften gibt", nach Ungarn, alſo an den nackten Leib der Natur, in eine Luft, in welcher die Nüſtern junger Hengſte ſcharfſinniger Poeſie wittern, als die verdienteſten Hofräte in all ihren freien Nebenſtunden, ſo ſtellt ſich die Sache ein wenig anders.

Die ſkandierte Phraſeologie, welche man übereingekommen iſt, Poeſie zu nennen, tritt jetzt aus dem Bannkreis der Uebereinkunft heraus und tritt an Motive, Naturtöne und Lokalfarben heran, welche noch nicht im Kartell der Phraſe ſtehen. Das iſt unvorſichtig. Wenn unſer Auge ſchon daran gewöhnt iſt, die blonde Maid, den Liebeslenz, den Sängerheros, kurz die Almanachspuppen im Puppenkleide zu ſehen, ſo hat es wieder einen neuen und friſchen Blick dafür, wenn dasſelbe Puppenkleidchen — der Zigeuner, der Betyár, der Tſchikoſch trägt. Die Phraſe hat jetzt ihr Papiergeld auf einen noch unbewilligten Kredit ausgegeben, was man bekanntlich Bankerott nennt. Wenn wir einen Gedichttitel: „Beethoven" leſen, ſo wiſſen wir: jetzt wird ſich ein Knabe üben, auf Stelzen zu gehen; leſen wir aber: „Der Roßhirt", ſo meinen wir noch, der Dichter müſſe mit ihm ein bißchen um die Wette reiten. Das hölzerne Schaukelpferd, auf dem er mitreitet, fällt uns dann ſchon eher auf.

Und ſo ungefähr ſteht's um dieſes „Ungarn im Spiegel . . ." Es ſpiegelt ſich wieder einmal „der Herren eigener Geiſt". Daß in Ungarn die aſiatiſche Steppe anfängt, daß in Ungarn unter dünner Agrikulturſchicht noch alte Nomadenwildheit liegt, daß ſchon Wind und Sonne, daß das Klima ſelbſt von einer gewiſſen fieberhaften Leidenſchaft-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

lichkeit in Ungarn, kurz die ungariſche Romantik, das Eigentümlich-, das Fremd-, das Ganz-anders-ſein wenige Meilen vom Stephansturm, das alles ahnt ihnen ungefähr. Aber ſehr dunkel und formlos iſt die Ahnung. Und unterfangen ſie ſich der Formgebung, ſo fließt ihnen all ſoviel neuer Gehalt wieder in die alten Schablonen zuſammen. Die Zigeunerin wird dann eine Theater-Preziosa und eine Romanzen-„Gitana", nicht die — Schlumpe, die ſie wirklich iſt; die Zigeunermuſik iſt immer himmelſtürmend und herzbezwingend, nie aber miſerabel und ohrenzerreißend; der Zigeuner ſchlürft regelmäßig „das Feuerblut der Tokaiertraube" (die Bouteille zu einem Dukaten!), als ob der Tokaier vor die Schnauzen der Zigeuner käme! Als ob Zigeuner, wenn ſie nicht gewäſſerten Spiritus trinken, von Weinſorten etwas Wertvolleres bezahlen könnten, als jenen berüchtigten ungariſchen Sandwein, der ſo gering iſt, daß die öſterreichiſchen Gebirgsweine, die doch ſelbſt nicht Edelweine ſind, mit ihnen verfälſcht zu werden pflegen, was jedes Wiener Kind, alſo auch jeder Wiener Dichter, ſehr wohl weiß.

Damit adreſſieren wir nun aber den falſchen und verſtiegenen Idealismus beileibe nicht an einen Realismus au naturel, an eine „Naturwahrheit", die Naturroheit iſt. Im Gegenteile! Daß die öſterreichiſchen Dichter, welche ihr Ungarn doch ſo ziemlich „erlebt" haben und aus „eigener Anſchauung" kennen, als Kunſtbildner ihres Naturſtoffes ſo fürchterlich — ſich verhauen, erfüllt uns faſt mit Befriedigung, nämlich mit einer Art von Schadenfreude gegen jene grob-maleriſche Kritik, welche das Beſte zu ſagen glaubt, wenn ſie darauf dringt, den Stoff zu *erleben*. Hier iſt er erlebt! In dieſem „Spiegel" ſpiegelt ſich nur Selbſterlebtes und Selbſtgeſchautes und — ſpiegelt ſich falſch bis zur Unkenntlichkeit. Wird man endlich begreifen wollen, *wie* künſtleriſch erlebt wird?!

Horaz, Auswahl aus ſeiner Lyrik

Uebertragen von Johannes Carſten. Stuttgart. Verlag von Roth.

(Sommer 1866)

Dieſer Horaz-Ueberſetzer iſt ein Phänomen von menſchlicher Vollkommenheit. Was er tut, tut er ganz, er pfuſcht monumental! Es iſt die abſolute Pfuſcherei, das Pfuſchen an ſich. Ein fragmentariſcher Charakter hätte doch wohl ausnahmsweiſe das Rechte getroffen, gleichſam zufällig und aus menſchlicher Schwäche. Selbſt die ſtärkſte aller Energien, die Kraft des Wahnſinns, kann ja nachlaſſen und macht ſich lichterer Momente ſchuldig. Carſten allein wird nie ſchuldig. In jedem Augenblicke ſteht ihm der ſchlechteſte Ausdruck zu Gebote. Er fällt nie aus der Rolle, ſein ganzes Buch ſchließt fugenfeſt gegen den Hauch des Horaz. Aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzend, gibt er ſich in keinem Zuge die Blöße, daß er Latein verſtünde oder Deutſch ſchreiben könnte. Dem Einfachſten gewinnt er Schwierigkeiten ab, dem Schönſten die Nux vomica! Seine Muſe iſt die Here Macbeths — „ſchön iſt häßlich".

Z. B. Ne sit ancillae tibi amor pudori — überſetzt ſich von ſelbſt: Schäme dich nicht, daß du ein Dienſtmädchen liebſt. Das iſt feſter Preis. Man kann nicht hinauf und hinab. Was ſollte daran zu verderben ſein? Was? Alles! Man höre:

> O Xanthias, nach der Magd dein Schmachten
> Darfſt du bekennen ungeſcheut.

Mehr Raum hatte der Verderber nicht, aber ſoviel er

Raum hatte, verdarb er. Die melodiſch-ſonore Vokaliſation des Originals heult zu deutſch in dreifacher Wurzelfolge mit derſelben Monotonie: n a ch ... m a g ... ſ ch m a ch ... Das iſt ſchon etwas. In ſolch kleinen Zügen verrät ſich der Meiſter! Wer hätte geahnt, daß dem lateiniſchen Wohllaut ein ſo ſchöner deutſcher Mißton zu entlocken wäre? Ja, wer hätte ſich träumen laſſen, daß ein rotblütiges, römiſches L i e b e n überhaupt ein deutſches, hektiſches S ch m a ch t e n gibt? Lauter Meiſterſtriche des Pinſels!

Ich las die Ode ſo wenig zu Ende, als man eine Weinflaſche austrinkt, die Eſſig iſt. Ich koſtete eine andere Flaſche. Horaz ſingt:

O fons Bandusiae, splendidior vitro,
Dulci digne mero, non sine floribus,
Cras donaberis haedo,
Cui frons turgida cornibus. — Voß überſetzt:

O Vanduſia-Quell, blinkender als Kriſtall,
Wert balſamiſchen Weins unter dem Blumenkranz,
Dir wird morgen ein Böcklein,
Dem die Stirne von Hörnchen keimt.

Carſten, dem ſtatt der antiken Versmaße deutſche Reimſtrophen belieben, macht folgenden Reim darauf:

Vanduſiens Quell, kriſtallne Flut,
Mit Blumen reich beſchenkt,
Du der das warme Opferblut
Des jungen Lamms empfängt.

Vor allem fehlt dieſer Strophe — alles. Horaz gelobt ſeinem Quellgotte ein Opfer. Wo geſchieht das hier? Du, der empfängt. Wann? Von wem? Empfängt er immer? Iſt das ſein laufender Zuſtand? etwa wie der Rhein den Neckar empfängt? Und auch die Blumen ſ i n d ſchon geſchenkt? Das alles iſt bare Sinnloſigkeit. Der Sinn des Originals iſt, wie geſagt, ein Opfergelöbnis. Cras donaberis: morgen wirſt du beſchenkt werden. Man kann ſich nicht deutlicher ausdrücken. Gelobt wird: erſtens ein Trankopfer, das

Carsten einfach wegläßt. Zweitens, eine Blumenspende, die Carsten voranstellt und allein nennt. Aber der Opferwein wurde aus blumenbekränzten Schalen ausgegossen, und ohne das Weinopfer hat das Blumenopfer gar keinen Sinn. Gelobt wird drittens ein junges Böcklein (nicht Lamm, denn haedus ist nicht agnus). Dabei hat Horaz den reizendkonkreten Zug, uns zu sagen, w i e jung das Tier ist: die Stirne keimt ihm von Hörnchen. Dieses naive Bildchen kann Carsten entbehren (so gut wie den Opferwein). Er sagt bloß kahl und abstrakt j u n g. So läßt er von vier Verszeilen anderthalb unübersetzt! Aber auch im Reste ist er noch ein Sprachmeister im Stümpern. Siehe den elenden Reim „beschenkt und empfängt"; ferner die ungrammatische Konstruktion: „Du der", denn d e r kann sich nur auf den ferneren Q u e l l beziehen, sollte sich aber auf die nähere F l u t beziehen, also d i e heißen.

Probieren wir eine dritte Flasche:

Odi profanum vulgus et arceo,
Favete linguis! Carmina, non prius
Audita, Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto.
Regum timendorum in proprios greges
Reges in ipsos imperium est Jovis
Clari Giganteo triumpho,
Cuncta supercilio moventis.

Die Voßische Uebersetzung, die ich zufällig nicht so auswendig weiß wie die Lateinverse, müßte ich erst aus dem Bücherschrank holen. Aber aufstehen und nachschlagen wäre in unserm Falle schon ein zu ernsthafter kritischer Apparat. Man hat auf den ersten Blick gesehen, wie sehr man von diesem Johannes Carsten gefoppt ist, und hat sich zugeschworen, ihn buchstäblich „auf einen Sitz" abzutun. Aus dem Stegreif übersetzen wir also, der Leser und ich, zu unserm momentanen Privatgebrauch so: „Hinweg, unheiliger Schwarm, ich hasse dich! Ihr andern, horcht mir! Ich, der Priester der Musen, singe nie gehörte Gesänge den Jünglingen und Jungfrauen.

Könige herrschen gefürchtet über ihre Völker, über die Könige selbst aber herrscht wieder Zeus, er, der groß ist durch seinen Sieg über die Giganten, er, dessen Augenwimper Himmel und Erde bewegt". Und nun — Johannes Carsten, vor! Freude, schöner Götterfunke! Er wird uns ein nie genossenes Vergnügen machen mit einer, seit Horaz und die Welt steht, nie gehörten und wahrlich unerhörten Uebersetzung. Das Größte erwartet uns. Man höre:

O bleibe fern von mir, gedankenlose Masse,
Die stets dieselbe ist und nie die gleiche war;
Von Dir, bewegliche Gesamtheit, die ich hasse,
Wend' ich mich ab zu Dir, Du auserwählte Schar;
Erblüh'nde Jünglingskraft, komm, lausche Deinem Sänger
Und holde Jungfrau Du, Du Hüterin der Scham!
Euch sing' ich, Könige, des eignen Volkes Dränger,
Und Zeus, der Königen den Uebermut benahm,
Der Meer und Erde lenkt, auf dessen Augenbrauen
Die Mächtigsten an Macht voll Furcht gefügig schauen.

Es ist geschehen! Aber nur verschnaufen wir erst. Rings fehlt der Atem vor Lachen. Alle vier Temperamente kugeln sich. Es gibt nur ein Temperament: das Lachen! das wiehernde Lachen! Ein solches Gaudium war noch nicht da!

Aber hab' ich zu viel gesagt? Ist das ein Prachtmensch! In jedem Augenblicke steht ihm das schlechteste Wort zu Gebote. Betrachten wir nur sein O. Man kann nicht ärmer sein, als so ein O, und welch ein Reichtum an Widersinn gewinnt er ihm ab! Zuvor gebrauchte es Horaz als Anrufung an seinen Quellgott: O fons Bandusiae! Da gebraucht es Carsten — nicht. Dafür gebraucht er es — jetzt, nämlich als eine abschwächend seufzende Formel des Wünschens und Bittens: o bleibe fern von mir! Aber Horaz wünscht und bittet durchaus nicht, er spricht ganz kategorisch. Odi et arceo. Ich hasse euch, packt euch! Heißt das zaubern! Selbst der Teufel braucht Schweine um in sie hineinzufahren; der Unverstand unseres Uebersetzers braucht nichts als ein winziges O. Gebt ihm nur dieses einzige O, und er macht jede Sorte von Unsinn daraus. Es kommt mir vor, wie wenn

Kaulbachs „Narrenhaus“ al fresco das Portal eines Narrenhauses verzierte. Man weiß gleich am Eingang, wes Geistes Kinder da drinnen! Das nächste Geisteskind unseres Johannes ist die „bewegliche Gesamtheit“, die Horaz abweist. Hat man je einen Dichter gesehen, der sein *gesamtes* Publikum fortjagt? Das tut nur einer, und selbst der tut es unabsichtlich, Johannes Carsten. Horaz jagt die Hefe fort (vulgus); Carsten gibt ihm ein Doublé vor und jagt die Gesamtheit fort. Und was soll das überhaupt heißen: bewegliche Gesamtheit? Ist das deutsch? Wer übersetzt dieses Deutsch wieder ins Deutsche? Da hieße es wohl: launischer, leichtsinniger, wetterwendischer Haufe. Aber sei's, das alles sagt Horaz nicht. Er sagt weder „gedankenlose Masse“, noch „bewegliche Gesamtheit“ (lies Windfahnenpöbel); er ist Priester, sacerdos, und verbittet sich bloß die Profanen. Das ist alles. Der Gegensatz ist klar und einfach genug, aber in drei langen Zeilen und in wiederholten Anläufen trifft ihn Carsten immer noch nicht. Die Jünglinge und Jungfrauen, die hierauf Horaz ruft, sind offenbar die Tempelchöre, die welche *herein* gehören, wie das profanum vulgus *hinaus* gehört. Aber nun hat ihnen Carsten die gedankenlose Masse und die bewegliche Gesamtheit entgegengesetzt! Ist das auch noch ein Gegensatz? Wer sagt, daß Jünglinge tiefe Denker sind? Und vollends Jungfrauen, oder vielmehr die einzige holde Jungfrau, mit welcher Carsten das Ebenmaß „virginibus puerisque“ zerstört? Und wenn dem Horaz das „bewegliche“ ein verhaßtes Prädikat ist, warum sollte es just der Jugend an Beweglichkeit fehlen? Welche Abgründe von Pfuscherei! Ein Abgrund am andern!

Gleich den nächsten Gegensatz versteht Carsten wieder nicht. Nachdem das Geschwabel von der blühenden Jünglingskraft und von der einzigen holden Jungfrau, welche die Scham hütet, zu Ende ist, humpelt er sich in neue Fallgruben hinein. „Euch sing' ich, Könige, des eignen Volkes Dränger, und Zeus, der Königen den Uebermut benahm“. Ist das nicht prächtig? Horaz besingt den Zeus, der Macht über die Mächtigen hat: aber Carsten besingt die Könige

und den Zeus! In einem Atemzuge besingt er gemütlich beide, die Könige, welche erniedrigt werden, und den Zeus, der erhöht werden soll. Daß der letztere allein der Inhalt des Lobgesanges, merkt Carsten gar nicht: euch sing' ich, sagt er ganz ruhig. Aber dies nur im Vorbeigehen. Meine Frage ist jetzt: was soll das heißen: „des eignen Volkes Dränger"? Natürlich, des eignen! Das andere Volk bedrängt ja wieder ein anderer König. Kann man noch zweck- und sinnloser gackern? Ah, es steht auch im Original. Sehr wohl, aber wie steht es im Original? in proprios ... in ipsos. Im Original steht jetzt ein Gegensatz und ein so schöner, daß sich Satz gegen Satz zu einer Steigerung aufbaut. In ihren eigenen Grenzen haben die Könige Macht, über die Könige aber hat Zeus wieder Macht. Hörst du, Miranda? eigene Grenzen habe ich gesagt. Das ist's! Nicht eigene Völker, das blind-sklavische greges-Nachbeten. So wird Zeus unbegrenzt, während die Könige begrenzt sind. Das ist der Sinn des Horazischen in proprios ... in ipsos. Und in diesem Sinne allein läßt sich mit dem Worte „eigen" operieren, wenn du proprios schon übersetzen willst. (Wie dieses proprios bei Voß aussieht, wäre wohl wissenswert, aber ich kann mich noch immer nicht entschließen, aufzustehen und nachzuschlagen. So viele Ehre tue ich so vielem Johannes Carsten nicht an! Für ihn langt noch reichlich, was ich auf meinem Sitze auswendig weiß.)

Aber wenn etwas nicht langt, so ist es höchstens die Geduld.

Nämlich die Rezensenten-Geduld. Im übrigen ist ja dieses Büchlein ein Schatz; — jede Zeile Gold, jede Strophe Kladderadatsch! Eine wahre Fundgrube für Quodlibet-Brüder und gesellige Heiterkeit! Wie köstlich z. B. springt unser Dolmetsch mit den Königen um! Horaz darf ihm nur einen Finger reichen und er macht gleich einen ganzen — Vierhänder daraus! Horaz sagt reges timendi, Könige, welche zu fürchten sind. Daraus macht Carsten Könige, welche selbst „voll Furcht" sind und welche „gefügig" sind. Natürlich fühlt sich Zeus just nicht geschmeichelt, über solche

Hasenfüße zu herrschen, daher auch dieselben Hasenfüße flugs und im Handumdrehen wieder Uebermut haben, einen Uebermut, der zum Himmel schreit, denn Zeus, welcher doch auch zu nagen und zu beißen haben will, muß diesen Uebermut eigenhändig „benehmen". Benehmen! Wie kühn, wie schwungvoll! Welch eine Perle ist dieser „Zeus, der Königen den Uebermut benahm"! Gottlieb Biedermaier wird schlaflose Nächte gehabt haben. Carsten sang um dieselbe Zeit, als Gottlieb Biedermaier in den Fliegenden Blättern sang. Ach, es war eine große Zeit!

Aber wer ist nun dieser Johannes Carsten? Ich habe keine Ahnung davon. Nur raten kann ich, und sofern Menschen aus ihren Werken zu erraten sind, so stelle ich ihn mir gerne als einen Schüler der Tertia vor, der soeben konfirmiert worden. Sein Konfirmations-Pate mag der Verlagsbuchhändler Roth in Stuttgart gewesen sein, ein Mann, der offenbar ein großer Kinderfreund ist und der, wie ich weiter rate, seinem Patchen die Freude machte, zur Feier des Konfirmationstages seine schlechten Schulhefte zu drucken. Bis hierher wäre die deutsche Familienidylle in der Ordnung. Aber der Verleger verschickte von diesem Gekritzel Rezensions-Exemplare! Er wagte sich an das erste und größte Wiener Journal damit und wird so anspruchsvoll wohl im ganzen deutschen Sprachgebiete gewesen sein. Er machte also Ernst mit seinem Gottlieb Horaz Biedermaier! Nun, dann hört sich der Spaß auch für den Kritiker auf. Dann ist kein Ausdruck findbar, der stark genug wäre, diese Sorte von Verlegerei zu kennzeichnen.

Wenn solche Verlagsartikel möglich sind, was ist noch unmöglich?! Es ist leider ein alter Landschaden in Deutschland, welche Kehrichthaufen unsere hundertköpfige Winkelverlegerei auf den Büchermarkt wirft. Diese Schundproduktion treibt keines der Kulturvölker mit einem so erschreckenden Mangel an Selbstachtung, als just die literarische deutsche Nation, das Dichter- und Denkervolk par excellence. Was alles in Deutschland gedruckt und verlegt wird, überstieg längst die Grenze des Erlaubten; aber dieser sogenann-

te Horaz übersteigt auch die Grenze des Unerlaubten. Für solche Shoddy-Artikel ist der Debitor weit verantwortlicher als der Urproduzent. Es kann ja jeder sein Papier beschmieren, wie er will, und die Schmieralie Horaz nennen. Er bleibt so tief unter aller Kritik, daß er in seiner Art hoch steigen und Fortschritte machen kann und noch immer unter der Kritik bliebe. Aber die Kritik muß sich, wie die Marktpolizei, mit aller Strenge gegen den Verkäufer der Schmieralien wenden. Ein solcher Sudelhandel beschimpft jedes gebildete Volk. Wenn heute ein Fidschi-Insulaner, dessen Vater noch Menschenfresser war, eine ähnliche Uebersetzung des Horaz zusammenstoppelte, so möchte sie ihm hingehen, weil er der erste auf seiner Insel wäre; in Deutschland aber, im uralten Erbe eines Götter- und Heldengeschlechtes von klassischen Uebersetzern, ist sie Majestätsbeleidigung und Landesverrat.

Nachschrift. Was wird die „Bayerische Zeitung" dazu sagen? Daß ich mich „wahrscheinlich getroffen" fühle von — einer Horazischen Ode des Carsten? Denn das sagte sie im vorigen Monat von meiner Kritik der „Gespräche mit einem Grobian". Wenn man tadelt, so fühlt man sich getroffen, und wenn man lobt, so ist man bezahlt. Wer führt bessere Waffen, ein Wilder oder ein Isar-Athener?!

Als der Grobian sich gegen das Zeitübel aufbäumte, daß jeder Preßbube jeden Ehrenmann ungestraft torquieren könne, und dann mit seiner optimistischen Feigheit als Heil dieses Uebels die süßliche Birchpfeifferei nannte, den Trost in der Familie, hielt ich ihm entgegen, daß die Familie mitleide, daß das Uebel multipliziert sei um alle Mitglieder der Familie, daß das Blut der ganzen Familie in der wehrlosen Erduldung dieses Zeitübels vergiftet werde. Darauf antwortet der Isar-Athener der „Bayerischen": Ich müsse mich wahrscheinlich getroffen fühlen!!

Als der Grobian mit einem Ausfall häßlichen Neides seine „Germanen" gegen den „Semiten" hetzte: ihr seid höher, tiefer, reicher ausgestattet, und ihr wagt's nicht, besser zu tun, was jener mit seinen Künsten euch vorgetan! brauchte ich nur auszusprechen, was sich wohl jeder sagt: Ei so wag's doch, witziger als Heine zu sein; wer hindert dich daran? Hättest du seinen Witz, glaubst du, du würdest es nicht wagen, da du es mit deinem bißchen Grobheit schon wagst? Die „Bayerische" hat die Antwort darauf: Ich müsse mich wahrscheinlich getroffen fühlen.

Auf Gedanken zu antworten — mit Zungenherausstrecken, ist freilich das bequemste: wenn's nur nicht so verdammt bübisch wäre!

Le Rime di Michelangelo Buonarroti

Nachdichtungen von Hans Grasberger. Bremen, Kühtmann. 1872.

Die Rime des Michelangelo sind wiederholt übersetzt worden. Vor vierzig Jahren von Regis, vor fünf Jahren von H. Harrys, im Einzelnen auch von H. Grimm. Grasberger ist schon der vierte. Aber er ist der erste, der die Rime endlich vollständig bringt. Die übrigen versuchten es nur mit einer „Auswahl". Das möchte bei jedem anderen richtig sein, nur nicht beim König der Cinquecentisten, nur nicht bei einem Manne, welcher auf einem Zwischenraum von zweitausend Jahren nicht seinesgleichen hat! Ein Kunstgründer wie Phidias, ein Prophet einer neuen Offenbarung, ein Großsiegelbewahrer der Menschheit, hat ein ganzes Recht auf unser Ohr. Was gibt es da auszuwählen? Natürlich die schöneren seiner Gedichte. Aber

handelt es ſich um ein neues Goldſchnittbändchen ſchöner Gedichte? Es handelt ſich um das Totalbild eines menſchlichen Phänomens! Wenn ein Michelangelo redet, wer darf ihm ins Wort fallen? Zumal in ein Wort, das er künſtleriſch bildet? Aber es iſt nicht ſeine Kunſt, ſagen die zünftigen Dichter. Um ſo beſſer! Tauſendmal intereſſanter, den Maler des jüngſten Gerichts, den Bildhauer des Moſes, den Baumeiſter der Peterskuppel endlich als bildenden Künſtler auch dort zu ſehen, wo Geibel und Bodenſtedt mehr als er hingehören. Wenn Geibel und Bodenſtedt verſucht hätten, einen Moſes oder eine Gruppe der Nacht zu modellieren, ſo wären ſie ſelbſt die erſten, welche ihren Formſand lachend wieder zu Streuſand auflöſten; wenn aber ein Michelangelo Verſe macht, ſo hebt ſie auf wie ein Heiligtum! Es iſt zu intereſſant!

Kurz, die „Auswahl" iſt ein Standpunkt des ſpezifiſchen Literatentums und als ſolcher zu engherzig; ſie behandelt einen Michelangelo als Anthologien-Rohſtoff und nach der Schablone jeder anderen Anthologie. Aber der einzig mögliche Standpunkt iſt der der Pietät: von einer Lebensgroßmacht wie Michelangelo intereſſiert uns jede geiſtige Lebensäußerung! Grasbergers Vollſtändigkeit iſt richtiger empfunden als die Auswahl, ſie iſt allein richtig empfunden.

Die Leichtigkeit, womit ſich die italieniſche Sprache dem Reime, dem Verſe, dem Rhythmus fügt, hat ſeit je den poetiſchen Spieltrieb begünſtigt und das italieniſche Leben bei zahlloſen Anläſſen, die wir „proſaiſch" nennen, dichteriſch geſtimmt. Faſt wie wir unſere Viſitenkarten abgeben, gibt der Italiener ſein Sonett ab. Je ſteifer die deklamierende romaniſche Kunſtpoeſie iſt, um ſo liebenswürdiger überbrückt unſere „Kluft zwiſchen Ideal und Wirklichkeit" die ewig geſchäftige, geiſtesgegenwärtige, Concetti-durchblitzte, von jedem Moment elektriſierte Gelegenheitspoeſie. Solche Gelegenheiten ſind das Lebensblut der Rime. Und es ſind Gelegenheiten eines Lebens, das ein Michelangelo gelebt hat! Wer möchte da wählen? Wenn ihrer zehnmal mehr wären, — wir hätten nur zehnmal mehr Freude daran!

So ſehen wir denn unſern großen Altmeiſter auf dem Strome ſeines jahrereichen Alters in allerlei glatten oder gekräuſelten Wellen fahren. Wir hören ihn, — wie er ſich für Auſtern und Fiſche bedankt, und wir hören ihn, wie er betet. Wir ſehen ihm ins Herz, wie er die Männerſchönheit eines jungen Freundes bewundert, und wir dürfen zuhören, wie der Omniarch der ſchönen Künſte über den Tod der Schönheit denkt. Wir blicken in ſeine geſelligen Schäkereien und Zerſtreuungen hinein und wir ſehen ihn heiß bei der Arbeit. Wie alle großartigſten Arbeiter ſpricht er davon am wenigſten und ſelbſtverſtändlich nie pathetiſch. Um ſo anmutiger kleidet es ihn, wie er ſich als Maler eines Deckengemäldes in einer lächerlichen Märtyrerlage ſchildert, igelhaft gerollt durch lange Tage auf dem Rücken liegend — den er ſehr ungeniert nennt und der ihm ſehr weh tut! Verwunderlich ſchlagen die Töne ans deutſche Ohr, das ſo viel hören muß — vom Gott im Buſen, vom Kuß des Genius und ähnlichem Bettelſtolz!

Am ſehenswerteſten iſt es aber zuletzt, wie er liebt. Er beſingt die Frauen bis in ſein achtzigſtes Jahr. Die Alltagswelt wittert da greiſenhafte Verirrung und fragt peinlich betreten: Was heißt das? Wir aber fragen umgekehrt: Was heißt das, daß die lyriſchen Zunftdichter, wie die Finken, nur Jugendliebe beſingen? Iſt denn die Liebe bloß das Verliebtſein? In Michelangelos Liebesſonetten iſt ſie größer; ſie iſt ganz ſo groß, wie ſie in der Natur iſt, — nämlich in der Menſchennatur, nicht in der Finkennatur. Denn kurz, ſie iſt eben nichts anderes und nichts Kleineres als: die ganze Beziehung des Mannes zum Weibe. Michelangelo liebt und ſingt, weil es dem Manne geſetzt iſt, bis an ſein Ende über das Wunder des Weibes zu erſtaunen! Das iſt ſeine Liebe. Sie iſt ihm ein Licht, welches in allen Farbenſpielen des menſchlichen Alters bricht. Und das iſt die dichteriſche Liebe! In einem höheren Sinne als die literariſchen Kunſtdichter iſt dieſer Dilettant — Dichter!

In der Jugend begehrt er ſo leidenſchaftlich — wie nur

irgendein Finke in seinem Lenz. In den Dezennien des Mannesalters begehrt er — teils ohne die Zuversicht des Jünglings, teils mit der größeren Zuversicht des erfahrenen Mannes und des hocherprobten Künstlers, dem auch Erz und Marmor gehorchen. Oder er begehrt überhaupt — nicht; er verehrt, er huldigt, er sinnt und betrachtet. Alle Töne spielen, die ganze Ernte der „reifen Jahre" blüht. Aber sie blüht — wie in jenen südlicheren Regionen, wo alles wild wächst. Denn während unsere Zunftdichter „mit dem Gott im Busen" ihren wohlgepflegten Kunstgarten recht gut zu verwerten wissen: die Blumen dem Kranzbinder, das Gras dem Milchmeier! kurz, aus jedem Einfällchen und Gefühlchen „etwas machen", — wandelt unser Göttermann mit großartiger Sorglosigkeit über seinen Lebensteppich, zertritt Blumen, welche andere teuer verkaufen, läßt Sand und Kies knarren, welche lyrische Tänzlerschuhe sorgfältig vermeiden. Köstlichste Gedanken bleiben kurz und dunkel und wollen erraten sein; Unwichtiges sagt er oft zwei- und dreimal und kaum mit Variationen; — es ist ein Genuß von unnennbarem Reiz, den majestätischen Mann in einem tiefsinnigen Zusammenhange herrschen, dabei aber so zerstreut administrieren zu sehen, — daß jeder Amtsdiener den Kopf schütteln könnte. Wahrlich, wer da „auswählt", der hat ein schönes Mysterium verkannt!

Es wird mir schwer, an diesem Orte nicht in eine gewisse Ferne abzuschweifen. Wenn seit dem rohen, aber markvollen J. Ch. Günther, der die Dinge mit schauderhafter Ehrlichkeit noch bei ihrem Namen nannte, die ganze Kultur, also auch die Erotik, mehr und mehr sich verfeinert hat, so daß beim heutigen Dichterweibe nur noch vom „Verständnis" — vom „Herzen" — vom „reinen Spiegel der Seele" — von der „Engelsreinheit" die Rede ist und der weibliche Naturzweck einfach totgeschwiegen wird, so muß man sich billig verwundern, daß in dieser Kulturepoche, wo doch die Sachen dazu reif sind, mit der Jugenderotik nicht längst schon parallel eine Greiseserotik geht. Warum nicht? Hört denn die schöne Seele des Weibes im Alter auf? Oder hört

der alternde Mann auf, sie zu empfinden? (Ich will nämlich nicht hoffen, daß es euch mit der schönen Seele überhaupt nicht sehr ernst ist!!)

Dieser Gedanke stellt sich von selbst ein, indem sich die Greiseserotik der Rime uns darstellt. Wir empfinden unwillkürlich, wie sehr sie im Rechte ist, und da fragen wir denn erstaunt: Wo ist ein zweites Beispiel dazu? Höchstens bei Goethe im „West-östlichen Diwan" und in der „Trilogie der Leidenschaft".

Aber auch das paßt nicht genau. Es ist nicht Greiseserotik in ihrem spezifisch reinen Geist und Charakter, es ist bloß zufällig verspätete Jugenderotik. Der alternde Dichter hat ja eigentlich ganz und in nichts unterschieden Ton, Ziel und Zweck des jugendlichen Liebhabers. Nur ein so graziöser und im besten Sinne weiblicher Genius durfte diese Rolle so lang spielen. Nur von den Geisterhänden eines Anakreon und Hafis gesteuert, durfte der west-östliche Dichter in köstlicher Heiterkeit wohlerworbenen Selbstvertrauens sein lyrisch-tändelndes Schifflein so keck an die Klippe führen, die da heißt: „Qui n'a pas l'esprit de son âge". Und doch blieb selbst ihm jenes böse Wörtchen „malheur" nicht erspart, das in dem bekannten Nachsatze nachhinkt. Oder ist es nicht ein ästhetisches Malheur, wie er die fürchterlich-grimmige Dissonanz der „Trilogie" mit: „Musik! Musik!" auflöst? Solche Dissonanzen hat der junge Werther noch anders aufgelöst, — nämlich mit der Pistole, nicht mit einem Klavierstück!

Wir sind wieder bei Michelangelo. L'esprit de son âge hat unser alternder Riese nun wie ein wahrer Ur- und Mustermensch. Es ist geradezu die Naturstimme selbst, wie in seiner Greiseserotik der Mann mit dem Weibe sich bespricht, bevor er auf ewig verstummt. Es ist der einzig richtige, der allein wahre Ton — dieser Gruß des Alters an die Schönheit.

Diesen Ton findet er — den Aufgeklärten mag's unbequem klingen — als gläubiger Christ. Papst und Kirche hat er zwar oft genug in Sonetten verdonnert; aber wer tat das

nicht? Das ganze Mittelalter durch die Frömmſten und Gläubigſten! Es iſt nicht erſt von heute her, daß zwiſchen Gott und den Prieſtern unterſchieden wird. Michelangelo iſt mit einem hochperſönlichen, ja, vor unſern Augen ſichtlich ſich ſteigernden Herzensdrang bei ſeinem Gott. Mit der ganzen Energie einer ſtarken Natur glaubt er an ſein Chriſtentum und ſeinen katholiſchen Himmel. Mitten durch die Religion geht die Achſe ſeiner metaphyſiſchen Bedürfniſſe, ſeiner höheren Natur, ſeines geiſtigen Menſchen. Gott, die Unſterblichkeit, das jüngſte Gericht, die Verantwortung, das nahe Jenſeits, das ewige Seelenheil beſchäftigen ſtark und lebendig das Denken des alten Mannes.

Mittlerweile aber ſind fort und fort junge Mädchen aufgeblüht. Die irdiſche Schönheit ſteht als eine Tatſache vor ihm. Kann er ſie ablehnen? Nein. Er muß ſich mit ihr auseinanderſetzen. Aber wie? Laß ab von mir, ſchöne Verführerin! Du ſiehſt, ich bereite mich für die Ewigkeit vor; es iſt jetzt von ernſteren Dingen die Rede, als von Wangengrübchen und Ringellocken. Und doch! Wenn die irdiſche Schönheit nur ein Abglanz der ewigen wäre? Wenn ſie mir Gott als eine Offenbarung ſchickte? Wenn dieſer Engel mich vorbereiten ſollte auf die Engel des Himmels? Vielleicht iſt auch die Schönheit ein Gnadenmittel, ein auserwähltes Werkzeug Gottes, für die Betrachtung des Höheren mich reiner und voller zu ſtimmen.

So wägt der Greis die Rechte der Sinnlichkeit ab. Schon ſenkt ſich der Himmel herab, aber noch entflieht ihm die Erde nicht und nichts kann holdſeliger ſein, als der naive Wahrheitsſinn, ich möchte ſagen die völlige Kinderunſchuld, wie Michelangelo, mitteninne ſtehend, ein treuer, gerechter Menſch, jedem ſein Teil gibt. Der alte Künſtler hat zu lange in der Schönheit gearbeitet, um ſie ſchlechtweg für Teufelsſpuk zu halten; er hat den tiefen Reſpekt vor ihr, daß ſie am Ende doch aus göttlichen Quellen ſtamme. Aber noch kann er ſich das Göttliche nicht verweltlichen durch „das Ideale", unſer heutiges und ſehr bequemes Neutrum, wofür es damals weder Wort noch Begriff gab: was göttlich iſt, iſt ihm

noch christlich. Wer sein Bestes empfindet, empfindet es als religiöser Christgläubiger. Und das Christentum hat doch recht unbrüderliche Beziehungen zur „irdischen Schönheit"! Michelangelo kaut mit gesunden Zähnen an dieser harten Speise. Sein Schönheitsgefühl wird dem Künstler zu einem religiösen, aber seine Religion nimmt der alte Mann so ernsthaft, daß sie gegen den irdischen Sinnenreiz vielleicht doch wieder reagiert. Das ist die Doppelstimmung seiner spätesten Sonette. Aber wenn der Moderne dabei sofort an einen „Konflikt" denkt, so erquickt uns bei unserm prächtigen Alten die ungeheure Einheit dieser Empfindung, deren Stimmen so ruhig und unbefangen in seinem Gewissen zusammenklingen — wie Violin- und Baßschlüssel! Als ob es sich von selbst verstünde, spielt hier die Mandoline mit Orgelbegleitung und wird das „Dies irae" — als Ständchen gesungen. Was könnte merkwürdiger sein? Wahrlich, man lernt immer etwas Neues aus alten Büchern!

Nicht am gleichgültigsten ist es daher, wie diese interessanten Dinge in unsrer neuesten Verdeutschung uns vorliegen. Das stärkste Lob einer Uebersetzung, daß sie sich wie das Original liest, wäre hier ein schwaches, denn das Original liest sich nicht leicht. Es stammt von einem Dichter, der kein Dichter ist, der die redende Kunst nicht als Kunst, sondern als Zeitvertreib ausübt, der seine Sprachherrschaft nicht schon besitzt, sondern im Augenblicke des Bedürfnisses erst erringen muß, und der zum Teile noch die veraltete Sprache des Mittelalters spricht. Das Toskanische des Michelangelo ist fast immer schwierig, nicht selten aber so herb, knapp, dunkel und abrupt, daß das gestammelte oder verschluckte Wort kaum oft den Sinn, geschweige die gestaltete Form bringt. Sein Uebersetzer hat oft alles zu tun: den Sphinx-Gedanken zu erraten, also fast selbst zu erzeugen, ihn fließend und formenschön auszudrücken und doch wieder den Ausdruck vor Geleckтheit und flauer Modernisierung zu bewahren. Die Uebersetzung ist, wie Grasberger mit Recht sagt, mehr Nachdichtung und sie nimmt ihren „Dichter" wahrlich beim Worte!

Leider hat es mir dieſer unmöglich gemacht, ſeine Verdienſte unparteiiſch zu würdigen. Er machte mich nämlich zur Partei. Er glaubte, bei Anwendung ſeiner letzten Feile meines guten Rates zu bedürfen, und hat die unbedeutend kleinen Gelegenheiten desſelben ſo warmherzig überſchätzt, daß er mir die ganzen Nachdichtungen „in dankbarer Verehrung" zueignete. Natürlich kann ich nun ein Haus, auf deſſen Portal mein Name ſteht, nur mit Zurückhaltung anpreiſen.

Das letztere mag denn durch Proben geſchehen, welche ja für ſich ſelbſt ſprechen, und am beſten wieder durch vergleichende Proben. Ich ſchlage auf gut Glück den großen Sprachmeiſter Regis auf, den unübertrefflichen Verdeutſcher des Rabelais. Er hat, wie bemerkt, auch eine Auswahl der „Rime" überſetzt, und ich zitiere daraus die nächſtbeſte Strophe, die mir in die Augen fällt. Es iſt folgende:

Ich weiß kein Bildnis, was mir denkbar wäre
Im baren Schatten oder ird'ſcher Hülle,
Mit höchſtem Geiſtesflug, ſo daß mein Wille
Sich darin gegen Deine Schönheit wehre.

„Ich weiß nicht, was mir denkbar wäre" ... Wiſſen und Denken gibt zu wenig Unterſchied; es iſt mit verworrenſter Logik geſagt. Wohin gehört: „mit höchſtem Geiſtesflug"? Vermuten wir, daß der Sinn ſei: mit höchſtem Geiſtesflug denkbar wäre, ſo iſt dieſer ſo innige Zuſammenhang durch eine ganze Verszeile zerriſſen. „Sich darin" — worin? Im Bildnis? Dieſer Zuſammenhang wäre noch zerriſſener. Wodurch iſt „ſo daß" grammatiſch bedingt? Sagt man: das mir denkbar wäre, ſo daß?! Was heißt zuletzt: „Im baren Schatten"? Es heißt: „o di nud' ombra". Ganz recht; aber das müßte eben verdeutſcht werden und ein barer Schatten gibt juſt nicht das fließendſte Deutſch.

Die ganze Strophe iſt ſchwerfällig bis zur Sinnloſigkeit. Sie heißt aber bei Grasberger ſo:

Ich ſinn' umſonſt auf eine Huldgeſtalt,
Dem Schattenreich, der Erdenwelt entnommen,

Die höher noch beſeelt mir könnte frommen,
Als Schild gen Deiner Schönheit Allgewalt.

Mich dünkt, das iſt jetzt lesbar.

Ich werfe das Buch und laſſe eine andere Regis-Strophe ſich aufblättern. Mein Auge fällt zufällig auf folgenden Schluß eines Sonetts:

Die Augen trocknet Liebe mir mit ihren
Händen und ſtellt mir ſüß vor jede Müh,
Denn ſo viel koſten kann ja nichts Geringes.

Daß die Liebe Augen (beſſer Tränen) trocknet, iſt gangbare Redensart. Aber wie pedantiſch klingt der nachhinkende Zuſatz: mit ihren Händen! Freilich ſteht auch im Original: „con le sue man", aber — folge man dem Original doch noch um einen kleinen Schritt weiter! Wozu „amor" überſetzen? Iſt der romaniſche Amor uns Deutſchen ſo fremd, daß wir ihn nicht auch im Original kennen? Denn kurz, Grasberger überſetzt ſchlankweg ſo:

Wohl trocknet Amors Händchen mir die Tränen;
Er meint: Ei ſüß muß ſein Dein Mühn und Sehnen,
Denn ſolchen Einſatz iſt nur Hohes wert.

Eine Perſon — Amor — ſtatt eines Abſtraktums — Liebe; — eine Handlung: er trocknet; — eine Rede: er meint; kurz, ein ganzes Dramolett! Es war keine Hexerei und doch iſt alles wie verzaubert. So macht man das Tote lebendig!

Dieſes Wenige mag genug ſein. Es ſind nicht unberufene Hände, welche dieſe Gedichte übertragen, und Gedichte eines Michelangelo ſind keine wertloſe Kurioſität auf unſerm lyriſchen Büchertiſch. Damit überlaſſen wir nun den Leſer ſeinem eigenen Urteile und ſeinem eigenen Genuſſe.

Der entfeſſelte Prometheus

Lyriſches Drama in vier Akten von P. B. Shelley.

Deutſch von Albrecht Graf Wickenburg.

(Wien, 1876. Verlag von L. Rosner)

Der Name Shelley wurde ſeit je mit dem Reſpekte vor einem großen Unnahbaren genannt, welchem zu nahen aber auch nicht ſehr geheuer iſt. Wenig geleſen, dagegen für ewig mit jenem Namen verbunden, welcher den Weltſchmerz bedeutet, hat Shelley den Ruf, noch peſſimiſtiſcher und noch formloſer als Lord Byron ſelbſt zu ſein. Sein literariſches Charakterbild ſteht kaum als Bild, ſondern faſt nur als Mythus in der Welt, — und das letztere hat noch immer geheißen: wenig unterſucht, aber eigenſinnig geglaubt werden.

Peſſimiſtiſch und formlos! Alſo Wahres und Falſches wie in jedem Mythus.

Peſſimiſt iſt Shelley nicht. Er iſt es ſo wenig, daß man viel berechtigter das Gegenteil behaupten dürfte, was der Translator auch wirklich tut, der ihn geradezu „Optimiſt" nennt. Am beſten bleibt ein großes Subjekt freilich ganz prädikatlos. Theoretiſch mögen ſolche Unterſcheidungen ihren Wert haben, praktiſch aber heben ſie ſich faſt auf. Im Grunde iſt ein Menſch, — als Geiſt- und Sinnenmenſch — beides zugleich. Der Spiritualismus iſt Peſſimiſt, der Senſualismus iſt Optimiſt.

Peſſimiſt ſein, heißt wohl: bei der peſſimiſtiſchen Weltanſchauung ſtehen bleiben. Es hieße aber nicht einmal Menſch ſein: durch die peſſimiſtiſche Weltanſchauung auch nicht hindurchgehen.

Auf Strecken des Durchgangs begegnen wir nun allerdings unserm Schmerzensſänger Shelley.

Er iſt ſo ſtark wie Schopenhauer überzeugt, daß die Weltanlage das Uebel und das Weltbewußtſein der Schmerz. Er ſpricht dieſe Ueberzeugung ſo herzenstief aus, daß keine Menſchenzunge ihn überbieten kann. Shelley erreicht das Stärkſte, was die Sprache eines Dante, Milton, Schiller, Shakeſpeare zu erreichen als möglich zeigte, wenn er ſeinen Prometheus klagen läßt, wie herzlos Zeus, der Proto-Tyrann, der Ur- und Allegoiſt, die Welt regiert. Dieſe Weltregierung iſt Peſſimismus, dieſe Theokratie dreifach gefärbter Menſchenblut-Purpur. Gar keine Frage!

Und mit der Metaphyſik Schopenhauers, dem Peſſimismus, kommt Shelley auch bei Schopenhauers Ethik an, deren Grundprinzip bekanntlich das Mitleid iſt. Eine Tatſache, bei der ſich viel denken läßt, denn der deutſche Philoſoph konnte den Studienkreis des engliſchen Dichters noch gar nicht berührt haben! Dabei unterſcheiden ſich aber Philoſoph und Dichter in ihrem typiſch-reinſten Charakter als Kopf der Menſchheit und als Herz der Menſchheit. Bei Schopenhauer iſt das Mitleid ein Gedanke, bei Shelley eine Empfindung. Jener findet ſeine Ethik als Poſtulat einer logiſchen Konſequenz. — Dieſer hat ſie ſo ſtark und warm aus der erſten Hand der Natur, daß man faſt ſagen könnte, an ſeinem Mitleid ſelbſt findet er erſt das Leid und an ſeinem Erbarmen mit dem Uebel entdeckt er das Uebel. Der überfließende Strom dieſes Mitgefühls iſt eigentlich das Motiv und die Triebkraft des ganzen Gedichtes und ſeine rührendſten Kundgebungen nicht einmal die lyriſch-üppige Wallung, ſondern jener kurze und faſt epigrammatiſche Ton, welcher ſchmucklos wie eine Inſchrift, aber auch ſo lapidariſch, juſt der Ton der echten Naturwahrheit iſt.

Zum Beiſpiel. Gegen ſeinen Peiniger Zeus hat Prometheus in einem ſeiner qualvollſten Augenblicke einen Fluch ausgeſprochen, aber in einem ſeiner erhabeneren reut ihn der Fluch und er ſagt:

Zu leiden wünſch' ich keinem Ding, das lebt.

Die Furien verſchärfen die Martern ſeines Leibes mit wüſtem Hohngelächter, mit roher, häßlicher Schadenfreude, kurz mit jenem empfindlichſten Stachel, womit den Edlen das Gemeine peinigt. Aber aus einer Höhe unerreichbarer und wahrhaft gottähnlicher Ueberlegenheit antwortet ihnen Prometheus:

Ich will nicht wägen, was ihr Böſes tut,
Nur was ihr leidet, da ihr böſe ſeid.

Dieſe drei Verſe ſind drei Perlen, aus welchen man allein ſchon eine Dichterkrone flechten könnte. Wer in ſo menſchlichen Tönen ſpricht, der verzweifelt nicht. Er gibt die Welt nicht auf, er bleibt beim Peſſimismus nicht ſtehen. Dieſe eigene Herzensſchönheit muß ſich über kurz oder lang in einer geglaubten und erhofften Weltſchönheit objektivieren. Schon jetzt dürften wir ſagen: Nein, Shelley iſt kein Peſſimiſt!

Der große und weithin erkennbare Scheideweg, an welchem Shelley von den vulkaniſchen Aſchen- und Lavahalden des Peſſimismus die Wendung nach den optimiſtiſchen Blumen- und Fruchtgärten einer poetiſch-geſättigten Weltanſchauung macht, iſt folgender:

Schopenhauer findet das Ding an ſich bekanntlich in der Bejahung des Willens zum Leben, und da er zu beweiſen unternimmt, daß aus dieſem Willensakt die ſchlechteſte aller Welten hervorgegangen, ſo erlangt er das Fazit, die Verneinung des Willens zum Leben vorzuziehen. Shelley ſeines Orts ſagt nun: Umgekehrt! Die ſchlechte Welt iſt einem ſchlechten, d. h. ſchwachen Willensdrang entſprungen. Wollt ſtark! Wollt ganz! Die ganze Stärke des Willens zum Leben hat noch gar nicht energiert, es bleibt noch eine unangewendete Kraftſumme von Willen zurück. Wendet ſie an! Die heutige Welt iſt aus dem Halben gezeugt und ihr Fluch der Fluch der Halbheit. Es iſt die Zeus-Welt der Menſchheit. Sie hat Uebel, weil ſie Sklaven hat, welche das Wollende im Menſchen nicht erſchöpfen. Die Prometheus-Welt der Menſchheit iſt diejenige, welche endlich gewollt

haben wird. Es wird eine Welt der Schönheit und der Freiheit ſein, denn juſt das iſt die Willenswelt. Die Welt der Sklaven und des Uebels iſt die Welt des Nicht-Wollens.

Man hört: jetzt ſpricht der Brite! Er atmet mit vollen Lungenflügeln, keine Zelle iſt ohne Luft!

Man hört aber auch: jetzt ſpricht der Dichter! Das ſoll kein philoſophiſches Syſtem ſein, es iſt ein dichteriſches Pathos. Es iſt jenem nur zufällig ähnlich.

Und endlich hört man: es ſpricht der Zeitdichter.

Denn nur einen Bildwert hat es ja, der ſich eine Weile verwenden läßt, worin fortzufahren aber immer mißlich bleibt, wenn ein Dichter mit einem Syſtematiker, alſo Shelley z. B. mit Schopenhauer und mit Schulbegriffen wie Optimiſt, Peſſimiſt, in allzu enge Verbindung gebracht wird. Der Augenblick iſt da, ſolche Verbindungen zu löſen, auf ſolche Anſpielungen überhaupt zu verzichten.

Welt — Wille — Menſchheit — bei Schopenhauer ſelbſtverſtändlich philoſophiſche Begriffe, ſind bei Shelley politiſche; ſind es oder ſcheinen es wenigſtens. Mag ſein lyriſches Drama unter was immer für einem Sterne empfangen ſein; ausgetragen, Leib-geworden und zum Lichte geboren iſt es als eine politiſche Frucht. Die dichteriſchen Konzeptionen beſorgt oft der Zufall; das tägliche Werk der Ausführung, die Leidenſchaft des Dichtens folgt zumeiſt aber Einflüſſen, welche, wenn das Konzept über den Knochenbau entſcheidet, gleichſam das Geſicht des künftigen Weſens, alſo juſt den feinſten und eigenſten Lebensausdruck modellieren. Und das Geſicht des „entfeſſelten Prometheus" iſt politiſche Phyſiognomie. In der Ausführung iſt der Entwurf ein hiſtoriſches Stimmungsbild geworden. Das Weltalter des Zeus iſt ein Porträt, wozu des Dichters Mitwelt Modell ſaß. Zeus ſieht der heiligen Allianz ſo ähnlich, wie dieſe ſich ſelbſt. Prometheus verkörpert die gefeſſelte, aber in ihrem Apoſtaten von St. Helena nichts weniger als überwundene Revolution. Sein Leiden iſt durchaus ein tätiges, ſein Knirſchen nur der Moment, aber ſein Atem die Zukunft. So ſtolz und ſie-

gesbewußt gingen ſpaniſche Cortes und italieniſche Carbonari in die Kerker und auf die Schafotte, wie der gefeſſelte Prometheus des Triumphes der Freiheit gewiß iſt. So bang und zagend, wie Zeus ſein Fatum ahnt, ſchlotterte die Reſtauration auf ihren Thronen, des heutigen Sieges nicht froh, des morgigen Sturzes gewärtig und durch krampfhafte Tyrannenangſt ihn beſchleunigend. Es iſt die drangvollſte Sprache der zeitgenöſſiſchen Unmittelbarkeit, in der dieſer große Prozeß zwiſchen Gewalt und Freiheit, zwiſchen Tatſache und Idee geführt wird. Ein Zug aber berechtigt uns vor allem, einen Geiſt politiſcher Allegorie in der mythologiſchen Hülle unſeres Gedichtes nachzuweiſen. An die Reproduktion des Fluches, welchen Prometheus gegen Zeus ausgeſprochen, wendet Shelley eine Kunſt der effektvollen Spannung und Steigerung, welche faſt verſchwendet iſt, denn ſie tut wenig zur Sache. Um wie viel mehr ſtünde ihm nun dieſe Kunſt für den großen Mittel- und Wendepunkt des Dramas zu Gebote, für die Entthronung des Zeus und die Entfeſſelung des hehren Titanen. Aber dieſer Umſchwung zweier Weltalter vollzieht ſich sang- und klanglos. Er täuſcht alle Erwartung. Wie ein Hochpunkt, der keine Ausſicht hat und den zu beſteigen es nicht lohnte, fällt dieſe Szene ab. Demogorgon (Volksſchrecken) tritt bloß auf und Zeus verſchwindet auch ſchon. Keine Evolution bereitet uns das mindeſte Schauſpiel einer Handlung. Alles iſt aus, der Prozeß verloren und Zeus im feigen Wehgeheul wie eine Seifenblaſe zerplatzt, eh' wir uns beſinnen, was nur vorgeht. Der Dichter legt mit Oſtentation die Hände in den Schoß, um dieſe Szene *nicht* zu machen. Das wäre ein Kunſtfehler, ſoll auch im Kunſtwerke juſt nicht entſchuldigt ſein, oder vielmehr einzig damit, daß der Dichter eine Kunſtabſicht hatte, welche nicht durch Erfüllung, ſondern durch Verletzung einer Regel des Bauſtils ihren allein möglichen Ausdruck gewann. Denn kurz, in dieſer Behandlung ſagt dieſe Szene: Die Volksſouveränität braucht nichts, als ihr Daſein zu zeigen, und der Zwingherr, der zu ihrem Träger ſich aufwarf, wird von ſelbſt — ein leerer Raum.

Die Szene ſagt es, weil es — der Leſer ſich ſagt. Das eben iſt ja die landläufige Roheit der politiſchen Tendenzdichtung, daß ſie nichts übrig läßt und alles ſelbſt ſagt. Deutlich, wie eine Zeitungsnummer, auch kaum etwas anderes als ihr begleitender Trompeter und ihre kolorierte Extrabeilage, verwechſelt ſie den Stoff der Zeit mit dem Geiſt der Zeit, der doch ihr einziger Stoff wäre. In dieſem Sinne iſt Shelleys Prometheus das wahre Muſter einer politiſchen Tendenzdichtung. Sein Stoff war ein mythologiſch-antiker, eine Fabel, welche ſchon der Stoff des Aeſchylos war; aber ſeine Behandlung des Stoffes atmet den Geiſt ſeiner Zeit. Tief unter ihm liegt der Tatſachen-Kram der Zeit; in ſeine Höhe bringt nur das Feinſte empor, die Stimmung der Zeit. Und dieſem Stoffe öffnete er ſein Dichterherz und leiht er ſeine Dichterzunge. Der Wiener Kongreß, der ſoeben die Gewalten der Erde verteilt, iſt ſelbſt ſchon gezählt, gewogen und geteilt, aber die einzig wahre Gewalt bei jenen Ideen, welche nicht auf den Thron- und Altar-Aberglauben baut.

Siehe, das kann auch das Altertum ſagen, ja, kann es noch beſſer als — Follenius und die burſchenſchaftliche Lyrik!

Darin alſo hätte die deutſche Leſewelt etwas nachzuholen, wenn ſie Shelleys Prometheus — vielleicht ſchon des Titels wegen — zu jenem abſtrusen Kram warf, „der heute nicht mehr paßt". Er paßt gar ſehr und wird noch lange paſſen! Es iſt ſeit dem Jahre 1818 noch kein Dezennium vergangen, für welches dieſes Freiheits-Manifeſt nicht gepaßt hätte.

Keinesfalls aber iſt ein Freiheitsapoſtel — Peſſimiſt. Dieſer Irrtum hält der wirklichen Bekanntſchaft mit unſerem Gedichte nicht ſtand. Gegen den Vorwurf des Peſſimismus vertritt übrigens ſchon der Ueberſetzer ſein Original ſo gut, daß ich mir meinen Weg hätte abkürzen können, wenn es nicht ſo verführeriſch wäre, auf Wegen ſich zu verweilen, welche man gern und als Lieblingswege wandelt.

Weniger bekehren läßt ſich vielleicht ein zweites Vorurteil gegen den Entfeſſelten Prometheus, nämlich daß er eine

dunkle und formloſe Dichtung ſei. Er iſt es nicht mehr als jede Allegorie, aber jede iſt es und verlangt es zu ſein. Jede Allegorie kehrt die Geſetze der Erſcheinungswelt um: ſie erſcheint nicht mit einem Körper, der in einer Idee aufgeht; ſondern als eine Idee, die in einem Körper aufgehen will. Dabei bleibt immer ein Reſt übrig. Dieſer Reſt darf auch immer inkommodieren, was nicht vertuſcht werden ſoll. Ein Weib, das eine Wage hält, ohne Krämerin zu ſein, das ein Schwert führt, ohne Mörderin zu ſein, und das ſchließlich die Augen verbunden trägt, alſo in einen Zuſtand verſetzt iſt, wodurch ſie keines ihrer Werkzeuge überhaupt handhaben könnte, läßt einen Reſt übrig zwiſchen ihrer Erſcheinung und dem Vernunftgrund ihrer Erſcheinung. *Warum* erſcheint ein Weib ſo? Und nun liegt die Antwort allerdings außer ihr, nämlich in einem bloßen Uebereinkommen. Sie iſt die Idee der Gerechtigkeit. Wie? Erſcheint die Gerechtigkeit wirklich nicht anders auf Erden? Iſt jener Herr im Talar und in der Perücke nicht ein gerechter engliſcher Richter? Gewiß. Aber das Erſcheinende an ihm iſt nichts mehr und nichts weniger als ein altmodiſch gekleideter Gentleman; die perſonifizierte Gerechtigkeit iſt es nicht.

Die Themis geht nicht im Körper auf, denn die Körper erſcheinen nicht mit Schwert, Wage und Augenbinde; der engliſche Richter geht nicht in der Idee auf, denn man kann gerecht ſein auch ohne Talar und Perücke.

Faſt trivial wäre es, aufmerkſam zu machen, daß die ganze verwickelte Aeſthetik der Allegorie bloß einer der zahlloſen Umwege iſt, welche von allen Seiten immer dem einen und nämlichen Endpunkte zumünden, dem Bewußtſein der menſchlichen Doppelnatur. Dem Rechte der Allegorie fragt man eigentlich bloß mit der Frage nach: ob der Geiſt- oder der Sinnenmenſch recht hat. Aber wer fragt ſo?

Allerdings liegt die Frage ſubtiler. Es fragt ſich, was in der *Kunſt* Rechtens iſt. Natürlich der ſchöne Schein, die ſchöne Erinnerung, die ſchöne Sinnlichkeit. Und hier iſt die ſchwache Seite der Allegorie. Sie löſt die ſinnlichen Formgrenzen auf. Sie gibt vor, ſo ſinnlich zu erſcheinen

wie jeder andere Körper, fängt aber gleich damit an, die Geſetze der ſinnlichen Erſcheinungsform von ſich abzuſchütteln: die Zeit, den Raum, den Zuſammenhang. Sie erſcheint zeitlos, raumlos, kauſalitätslos. Sie bringt ihre eigene ideale Erſcheinungsform mit und erſcheint gleichſam ohne Schein. Sie ſetzt ſich an unſere Tiſche, wie andere leibgeformte Menſchen — braucht aber keinen Stuhl dazu! Der Gaſt wird uns unheimlich. Es macht uns nicht wohl, Weſen zu hören, welche ſich unbefangen einführen: ich bin die Stunde — ich bin die Zeit — ich bin die Ewigkeit — ich bin der Schatten eines Schickſals; — wir ſind da nicht ſehr unter uns.

Inzwiſchen — was wollen dieſe Weſen? Laßt ſie nur den Mund öffnen, und ſie müſſen ja doch Menſchen ſein! Sie müſſen ſagen, was wir ſagen, denken und empfinden wie wir, und können gar nicht anders als unſer ſinnliches Form- und Bild-Leben mitleben. „Sonſt ſchlief ich wohl in bläulichgrauen Höhlen des alten Ozeans, in dämmernden Gewölben purpurfarbner Mooſe, und unſere Jone ſchloß ihre weichen und milchweißen Arme um mein dunkles triefendes Haar, indes ich meine Wangen und geſchloſſenen Augen tief ins wohlige Kiſſen ihres Buſens drückte, der Leben atmete". Iſt es nicht gleichgültig, ob ſich ſo zwei Schäferinnen gruppieren, oder — zwei verkörperte Ideen? Die Gruppe gibt ein ſinnlich ſchönes Menſchenbild. Und von ſolcher Bildkraft überquillt unſere Dichtung.

Die Allegorie iſt von der ganzen mittelalterlichen Kunſt in Poeſie, Plaſtik und Malerei jahrhundertelang viel zu tief ergründet und durchgearbeitet worden, jede Nuance des Wahren und Falſchen hat ſich in ganzen Kunſtſchulen und Kunſtrichtungen ſo anatomiſch genau darzuſtellen und auszuleben Gelegenheit gehabt, daß man ſagen darf, es ſind vielleicht alle Exempel erſchöpft, und die Aeſthetik der Allegorie wenigſtens praktiſch gefunden. Ein gebildeter Kulturdichter von heute, wie z. B. Goethe im zweiten Teile des Fauſt, wandelt auf Wolken wie auf ſicherſtem Boden und baut buchſtäblich das Luftſchloß nach der Tektonik und Sta-

tik irdiſcher Schlöſſer. Gleich jenen Reihen unſchätzbarer und ewig genoſſener Bilder des 15. Jahrhunderts, welche ihre Heiligengeſchichten zur höchſten Fülle der Anſchauung zu bringen wiſſen — ohne Mitwirkung der Raumverhältniſſe und umgebenden Ortsbedingungen (der Kunſtfreund weiß, wovon die Rede iſt!), hat auch die allegoriſche Dichtung die Fähigkeit, ihren Ideen ein ſinnliches Daſein zu geben, aber dieſes ſinnliche Daſein zu realiſieren — ohne Zeit, Raum und Kauſalnexus. Ob Allegorie oder nicht? iſt daher längſt keine Frage mehr; höchſtens ob gute oder ſchlechte Allegorie, — alſo überhaupt ob gut oder ſchlecht, was aber allwegs die Frage iſt.

Ein Dichter wie Shelley nun iſt über dieſe Frage wohl längſt erhaben. Ob gut oder ſchlecht, fragt ſich bei Shelleys Dichtungen nicht mehr. Er iſt kein Lehrling im Zauber, er iſt ein Meiſter. Die Geiſter, die er ruft, kommandiert er auch. Unter ſeinem Zepter wird das formloſe Geiſterreich

> Dem grünen Hügel gleich, auf den herab
> Der Regen einer leichten Wolke taute,
> Und der mit tauſend ſonn'gen Tropfen dann
> Empor zum unbewölkten Himmel lacht.

Die ſchönſte Wechſelwirkung zwiſchen Oben und Unten, Sinnen- und Geiſterreich und das kürzeſte Programm der Allegorie ſelbſt! Zugleich ein Bild, worin Shelley das lieblichſte Motto ſeines gewaltigen und zarten Gedichtes mit eigener Hand ſich geſchrieben! —

Von der Ueberſetzung zu ſprechen hätte ich mir mehr Raum aufſparen ſollen, wenn ich meiner Neigung und wohl auch meiner ſelbſtgeſetzten kritiſchen Pflicht folgen dürfte. Aber die Dedikation bindet mir die Hände. Auch bin ich in der Publiziſtik längſt nicht mehr der Erſte, und andere kritiſche Stimmen haben die Sprachherrſchaft, die Formenſchönheit, die Sicherheit und Gewandtheit in Ueberwindung der oft unüberwindlichen Schwierigkeiten des Urtextes dem deutſchen Nachdichter in warmen Anerkennungen und in den geachtetſten kritiſchen Organen bezeugt.

Dabei mag der deutſche Leſer nur manchmal gefragt haben: Was iſt die Vorſchule dieſes Meiſters? Dann fand er im Buchhandel zwei ſchmächtige Bändchen: das peruaniſche Drama Ollanta, und eine kleine lyriſche Gedichtſammlung: Eigenes und Fremdes. Aber auch das war nicht Vorſchule, nicht Erſtlingsarbeit in jenem dilettantiſchen Sinne, der zum Prometheus etwa die Proportionen eines „Fortſchrittes" gäbe. Es war ſelbſt wieder reife Frucht. Seine wirklichen Erſtlingsarbeiten und techniſchen Etüden ſcheint demnach der Dichter überhaupt nicht publiziert zu haben. In einer Literaturperiode, wo das Publikum ſo viele Dilettanten ertragen muß, die auf die Meiſterſchaft warten laſſen, dürfte dem poetiſchen Verdienſte nicht am letzten jene literariſche Vornehmheit zugerechnet werden, welche die Meiſterſchaft bringt und den Dilettanten für ſich behielt.

Schillers und Goethes Briefwechſel

(1870)

Es war von dem ſeligen Jakob Grimm, welcher die Lebendigkeit des deutſchen Volkstums, wie keiner, empfand, doch etwas Unlebendiges, Abſtraktes und Totes, kurz ein kleines Schulmeiſterzöpfchen, das ihn menſchlicherweiſe in den Nacken ſchlug, als er im Rauſch der hundertjährigen Schillerfeier das Wort hinwarf, jede Stadt, jedes Dorf ſollte ſein Schiller-Denkmal haben, man ſollte das Bild unſeres Dichters von Ort zu Ort, an Brunnen und unter Dorflinden erblicken können. Dieſem Gedanken ſieht man es ſogleich an: es ſchwebt ihm etwas vor, wie von einer Nationalgottheit; es ſchwebt ihm etwas vor, wo-

zu das Vorbild in Griechenland, also in Büchern und der Studierstube, mitnichten aber in Deutschland und in deutscher Geistesart gegeben ist.

In den Vorstellungen der griechischen Phantasie hatte jede freigeborne Person die Anlage, mit Leichtigkeit ein Gott oder ein Halbgott, d. h. Heros zu werden. In deutscher Vorstellungsart geht die Vergöttlichung eines Menschen einzig durch den christlichen Heiligen-Kalender, und wird man ein Heiliger nicht für jedes große Verdienst, sondern nur für ein bestimmtes, dessen Definition ein ausschließliches Monopol der Kirche ist. Bei dieser Sachlage mögen wir denn unsern Bildungsgöttern getrost Denkmäler setzen und Standbilder errichten in unsern glaubenslosen, mehr oder minder verfluchten Großstädten; unter Dorflinden und an Dorfbrunnen aber denkmälert und standbildert sich nichts, als etwa ein Kruzifix, ein Marienbild, ein heiliger Johannes, ein heiliger Florian. Ein heiliger Schiller wäre unter deutschen Bauern und deutschen Bäuerinnen ein gewaltiger Schnitzer, und den „großen Mann" verstehen sie vollends nicht.

Ferner war das Genie der Plastik die eigentümliche Naturgabe der Griechen, die nicht jedes beliebige Volk sich ertrotzen kann, die sich nicht willkürlich nachahmen und nachäffen läßt. Die griechischen Finger bilderten, man möchte sagen fast schon im Mutterleibe; das war ein unaufhörliches, angeborenes Spielen und Bilden in Ton, ungefähr wie bei uns auf den Klaviertasten. Der griechische Mozart war ein Bildhauer und hieß Praxiteles, der griechische Beethoven war auch ein Bildhauer und nannte sich Phidias. Die Orchester-Virtuosen im „Gewandhaus" oder im „Kärntnertor" waren lauter Bildhauer und bedeckten das Haus, die Stadt, das Land mit jenen zahllosen Bildern und Bilderchen, welche, wenn wir sie ausgraben, die Wonne unserer Augen, die Kleinodien unserer Museen sind. Wer einst den Albrechtsbrunnen, die Aspernbrücke, den Burgplatz—den innern wie den äußern *) — ausgräbt, der wird seine Wonne

*) Standorte ungenießbarer Wiener Plastik.

zu mäßigen wissen, denn er fand höchstens die Schulhefte von Schülern, wozu die Griechen die Meister und die unerreichten Meister sind. Der deutsche Volksgenius ist dichterisch, musikalisch, weniger schon malerisch, zuletzt aber ganz und gar unplastisch. Die Plastik ist unter seinen schwachen Seiten sogar eine der allerschwächsten, und wie man unsern Mangel an politischem Sinn, unsere Unfähigkeit einer Zentralgewalt jahrhundertelang mit Aufrichtigkeit zugegeben, so müßte man gleich daneben Mangel und Unfähigkeit unserer Plastik zugeben, wäre in Deutschland die künstlerische Eitelkeit nicht größer als die politische. Inzwischen schreit laut die Tatsache, daß das, was wirklich unter Dorflinden und auf Dorfbrunnen steht, nämlich der heilige Johannes oder der heilige Florian, nie ein schönes, sondern immer ein rohes, greuliches Bild ist, daß es aber den spiritualistischen, für Plastik vollkommen unempfindlichen deutschen Geistescharakter nicht im mindesten stört, einen werten Gedanken in unwürdigsten Zeichen sich zu versinnlichen. Demnach spricht alles und jedes gegen eine plastische Sündflut von Schillerköpfen, welche im Volke nie volkstümlich werden können und welche der Gebildete für sein Verhältnis zu Schiller nicht braucht.

Nicht was sich sehen, sondern was sich denken läßt, liegt im Bedürfnis und in der Neigung der Deutschen. Die nationalste Schillerstatue ist immer Schiller selbst, und die Eintaler-Ausgabe seiner Werke, welche einen Schiller für Hunderttausende schafft, ist das volkstümlichste, einzig wahre und wirkliche Schillerdenkmal.

Dabei ist aber noch folgendes zu sagen.

Bekanntlich fordert man, daß ein Dichter „plastisch" sein soll. Es ist sein höchstes Lob, wenn er plastisch ist; es ist sein eifrigstes Streben, plastisch zu sein. Das heißt, der dichterische Gedanke will lebendiges Bild werden. Die Worte wollen die Wirkung erreichen, als ob sie die Dinge selbst wären. Es soll scheinen, als ob die Dinge leibhaftig vor uns stünden, als ob wir sie sehen, hören, greifen, ihren Duft einatmen könnten. Kurz, die Worte drücken

Begriffe des Verſtandes aus, aber die dichteriſchen Worte wollen Eindrücke der Sinne nachahmen. Dieſe Aufgabe iſt die Kunſt des Dichters, und ſie erreicht zu haben, iſt das Kunſtſchöne.

Da iſt es nun aber ſeltſam.

Die ſüdlichen Völker begnügen ſich unbefangen mit dem Genuſſe des Kunſtſchönen. Anders die nordiſchen, die wir vorzugsweiſe die germaniſchen nennen. Haben wir ſagen dürfen, daß der deutſche Geiſt unplaſtiſch iſt, ſo ſtrengt der deutſche Dichter doppelt ſich an, plaſtiſch zu ſein, aber dreifach der deutſche Leſer, gegen die Plaſtik ſeiner Dichter in einem gewiſſen Sinne wieder zu reagieren. Steht nämlich das Kunſtſchöne gemacht und fertig vor ihm, ſo tritt er ſofort mit Fragen an dasſelbe heran: Wie iſt es gemacht? Warum iſt es gemacht? Was wollte der Dichter? Was iſt das Kunſtſchöne? Iſt es ein Einfaches oder ein Zuſammengeſetztes? Aus welchen Beſtandteilen iſt es zuſammengeſetzt? Könnte man ſie trennen und von neuem zuſammenſetzen? Ueberhaupt, könnte man nicht ins Innere eines Kunſtwerkes hineinſehen?

Aus dieſer deutſchen Eigentümlichkeit entſtand eine der bösartigſten endemiſchen Volkskrankheiten in Deutſchland. Wir meinen die Wut, die Dichter zu erklären un' auszulegen. Dieſe Krankheit rafft jährlich Hunderte von Papierballen dahin und infiziert die deutſchen Jünglinge und Jungfrauen mit einem Giftſtoff von Nebel, Dummheit und Phraſe, banalem Geſchwätz und philiſterhafter Geiſtreichigkeit, daß die ſchönſten und glatteſten Geſichter durch Düntzel und Danzel, Vorleſungen, Literaturbriefe, Frauengeſtalten, Frauenbilder und Frauencharaktere pockenartig zerſtört, oft für ewig erblindet und unheilbar gebildet, dem Grabe der Kunſtfreude, dem äſthetiſchen Teetiſche, zugeleſen und zugeſchrieben werden.

Wie es aber in Nicaragua, Coſtarica, Guatemala, kurz in allen Ländern des gelben Fiebers die einzige Rettung vor dieſer Peſt hin, aus den Niederungen in die Höhen zu flüchten, ſo hat der Deutſche vor allen Nationen der Erde eine

günstige Gelegenheit, den Sümpfen, wo über seine Dichter geschmiert wird, in eine Höhe der reinsten und gesundesten Luft zu entrinnen, in jene Höhe, wo die zwei größten deutschen Dichter sich selbst erklärt und ausgelegt haben.

Wir meinen *Schillers und Goethes Briefwechsel*, dessen dritte und neueste Ausgabe (Stuttgart, Cotta 1870) uns Veranlassung gibt, dieses in seiner Art einzige Weltbuch der Aufmerksamkeit unserer Leser in Erinnerung zu bringen.

Waren doch Schiller und Goethe in jenem Charakterzug aller Deutschen selbst wieder die Musterdeutschen, nämlich das Kunstschöne nicht bloß *anzuschauen* und zu *genießen*, sondern daran zu *lernen*, darüber zu *denken*. Andere Nationen haben wohl auch Dichter, wie Cervantes, Shakespeare, Byron; aber Dichter, welche bei der höchsten Fähigkeit zu dichten, in höchster Potenz noch Trieb und Fähigkeit übrig behielten, die Dichtkunst philosophisch zu ergründen, und was sie soeben als Meister ausgeübt, an sich selbst wieder lernen; dieses Dichterpaar Schiller und Goethe ist in der ganzen Welt eine einzige Erscheinung, wozu es kein zweites Beispiel mehr gibt; es ist die *deutscheste* Erscheinung.

In Schillers und Goethes Briefwechsel liegt nun das Beste vor, was man über Kunst denken und sagen kann. Dabei verschlägt es nichts, daß sie die Kunst nur gelegentlich lehren und kein System der Aesthetik geschrieben haben, wie es nichts verschlägt, daß die Evangelisten nur einzelne Lehren, Tröstungen und Parabeln niedergeschrieben, aber kein theologisch ausgearbeitetes Religionssystem hinterlassen haben. Jedermann weiß vielmehr, um wie viel besser und nahrhafter das erstere als das letztere ist. Man wird satt von einem Brote, aber nicht von einer Statistik über Ackerbau und Kornhandel.

Wenn irgendwo das Unmögliche möglich ist, nämlich in das Innere des Kunstschaffens hineinzusehen, so ist es in Schillers und Goethes Briefwechsel. Wir hören unsere Dichter über das Epos, über das Drama, über den Roman, über

die Ballade, über das lyrische Gedicht, über das Epigramm, indem sie in all diesen Kunstgattungen arbeiten und von ihren Arbeiten sich unterhalten, zugleich die Kunstgesetze dieser Dichtarten entwickeln, zugleich die Theorie ihrer Praxis definieren, erläutern, feststellen. Was im banalsten Sinne der Kritik so oft vorgerückt wird, daß sie nur zu kritisieren, aber nicht selbst hervorzubringen verstehe, dieser Unterschied erscheint im höchsten Sinne und im größten Stile hier aufgehoben, denn hier hört man diejenigen mustergültig kritisieren, welche das Mustergültigste hervorgebracht.

Haben wir Schillers eigene Werke seine beste Statue genannt, so ist „Schillers und Goethes Briefwechsel" der granitene Sockel dieser Statue; — das Fundament könnten wir den Briefwechsel Schillers und Körners nennen.

Diese zwei Briefsammlungen bilden zu den Werken Schillers das schönste, und, bei der deutschen Geistesart müssen wir sagen, das notwendigste Supplement. Denn wenn es diese Art ist, daß sie die Kunst nicht wie eine Offenbarung, sondern wie ein aufzulösendes Rätsel ansieht, daß sie sich an ihr nicht bloß erfreuen, sondern auch belehren will, so ist Schillers Briefwechsel mit Goethe und Körner die goldreichste Fundgrube dessen, was dem Deutschen außer seinem Kunstgenuß zu wünschen noch übrig bleibt, — Kunstlehre und Kunstbildung.

Der Dichter Hebbel hat sich um eine Lehrkanzel für Literatur an der Wiener Universität — vergebens beworben; in seinen Briefwechseln hat Schiller, unser größter Dichter, sich selbst zu unserem größten Professor der Dichtkunst gemacht. Ein unschätzbarer Vorteil für seine lernbegierigen Landsleute, und, gestehen wir's, ein Vorteil, dessen sich kein Kulturvolk der Erde in ähnlicher Vollkommenheit zu erfreuen hat!

Hermann Kurz in seinen Hauptschriften

Gesammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters. 10 Bde. Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart. A. Kröner, 1874.

I.

Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Otto Müller, Hermann Kurz u. a. sehen wir rasch nacheinander teils mit gesammelten, teils mit ausgewählten Werken in neuer Verjüngung vors Publikum treten. Und wir sehen, daß es gut ist! Je unabwendbarer der moderne Roman seiner „Mission" folgt, „den Tagesfragen sich zuzuwenden" oder wohl gar „die Tagesprobleme zu lösen", d. h. dem geplagten Geschäftsmann, der sich vom vielen Geldverdienen und vielen Steuerzahlen bei der Poesie erholen will, statt des Brotes den Stein zu reichen und den fortgesetzten Leitartikel oder transkribierten Kurszettel in die Hand zu drücken, desto „zeitgemäßer" werden jene Erzählungstalente reproduziert, welche mehr oder minder auch ein bißchen unsterblichkeitsgemäß, weil sie bei der Fühlung mit der Zeitstimmung, die sie wahrhaftig nicht ablehnten, den ganzen Wert ihres Dichterberufes noch in der Fühlung mit der Poesie erkannten. Einer der edelsten dieser Gruppe ist Hermann Kurz, dessen Früchte wir jetzt, wie vom kostbaren Feigenbaum, zum zweitenmal pflükken, nachdem die erste Ernte in einer fast unbegreiflichen Blindheit der vorigen Generation nahezu ungenossen geblieben. Ich meinesteils las z. B. seinen kulturhistorischen Roman: Schillers Heimatsjahre, bei Gelegenheit dieser neuen Ausgabe — zum dritten Male, denn das

teuerwerte Buch reihte ich längst unter diejenigen, deren Lektüre man im Laufe seines Lebens von Zeit zu Zeit immer wiederholt.

Wahrlich, dieses kleine Württemberg sieht sich mit großem Glück in der deutschen Roman-Literatur vertreten! Welches der deutschen Vaterländer ist belletristisch so gut repräsentiert wie Württemberg in seinen drei vaterländischen Romanen: Lichtenstein — Schillers Heimatsjahre — der Sonnenwirt?! Das prachtvolle kaiserliche Oesterreich, in dessen Hauptstadt ich schreibe, ist arm dagegen. Ungarn mit Eötvös und Jokai ausgenommen, spiegelt sich die größere österreichische Hälfte in keinem ihrer würdigen Romanspiegel. Nur wie im Fluge hat Stifters Muse einige Baumwipfel des Böhmerwaldes gestreift, aber die zarte Novelle war wie ein Goldfaden, welcher, einsam in üppiger Lockenwucht flimmernd, bloß aufmerksam macht, — daß kein Diadem da ist. Wie glorreich dagegen trägt das kleine Württemberg seine beneidenswerte Roman-Tiara!

Das bekannte „Fatum", welches die Bücher haben, ist übrigens diesen dreien noch mehr als sonst parteiisch gewesen und hat Licht und Schatten zwischen denselben äußerst ungleich verteilt. Alles Licht fiel dem „Lichtenstein" zu. Hauffs Roman — im Grunde nichts als eine erweiterte Uhlandsche Ballade — wurde wie Creme und Gelee vernascht, wurde Putzbuch, Cadeaubuch, Mädchenbuch. Der kußliche Ritter und sein kußliches Fräulein, niedliche Albumsmotive und von Charakter-Mark nicht eben strotzend, perlten so melodiös und so spielbar — wie man bei Herz und Czerny sagen würde — durch die niedlichen Fingerchen, daß der weibliche Beifall gerecht war, indes der historische und landschaftliche Untergrund einen Baß dazu gab, der doch auch den Männern imponieren konnte. Kurz, wenn das Wunder der Zeit W. Scott und seine große Entdeckung der historische Roman war, so mochte der Deutsche sich schmeicheln, daß er dem bewunderten englischen Abgott seinen Spindler an die Seite zu setzen habe: von diesem leider etwas rohen Naturalisten stellte dann aber wieder Hauff und sein Lichten-

stein die feinere, filtrierte und kunstgemäße Potenz dar, den Schliff des rohen Edelsteins für den Salon und sein gebildetes Publikum. Was wollte man mehr? Es traf alles zusammen, das Glück dieses Buches zu machen.

Das Glück war so lange gerecht, als es keinem Berechtigteren im Lichte stand. Aber allerdings geschah das und zwar hinauswirkend auf eine lange Zeit. So fest schien der Schwabe überzeugt zu sein, er habe an Lichtenstein seinen historisch-vaterländischen Roman schon und er brauche nun nichts mehr weiter, daß ihm für den schönsten seiner Heimatsromane, „Schillers Heimatsjahre", ganz außerordentlich spät die Augen aufgingen, welche im ersten Moment völlig blind dafür gewesen. Dieser erste Augenblick war freilich ein hochverfehlter und im Tendenz-Jargon „unzeitgemäßer". Schillers Heimatsjahre erschienen im Jahre 1845. Also mitten in der deutsch-katholischen Bewegung, mitten in den Vorbereitungen zum vereinigten preußischen Landtag, kurz mitten in einem Wellenschlag — der uns heute so wenig mehr schlägt, wie den Dichter wahrscheinlich schon damals nicht! Aber damit bezeichnet denn auch sein Werk einen jener Fälle, ja ich möchte sagen den wahren Musterfall, woran sich die Beherzigung knüpfen kann, mit wie viel oder wie wenig Recht man die Forderung der Tagestendenz zu einer Kunstforderung machen darf. —

Goethe hat einen der Waffenbrüder des Götz von Berlichingen — Lerse genannt, nach dem Namen eines seiner Straßburger Studienfreunde; Schiller hat einen Waffenbruder des Karl Moor — Roller genannt, nach einem jungen Kandidaten der Theologie, welcher an der Karlsschule über Philosophie las und weniger ein Professor als ein älterer Freund des Dichters war. Dieser Roller nun ist der Held unseres Buches und Hermann Roller nannte es auch ursprünglich Kurz. Der Verleger setzte dafür den interessanteren Titel „Schillers Heimatsjahre", und wir können gestehen, daß es nicht der plumpste Eingriff eines Geschäftsmannes in die Poesie ist. Der Titel ist passend und ich möchte ihn nicht anfechten, wie es wohl schon geschehen ist.

Spielt auch Schiller selbst nur eine der bedeutenderen Episodenrollen in dem Buche, so muß ja die Betonung nicht eben auf Schillern, sie kann auch auf den Heimatsjahren liegen, und der Buchtitel verspricht uns dann ein Bild der württembergischen Heimat in den Jahren, da Schiller zu Hause war. Das hat einen Sinn und das Versprechen wird ungemein treu und vollständig erfüllt.

Wir sehen also den jungen Schiller und den inneren Haushalt der Karlsschule in einem recht lebendigen und oft dramatischen Bilde. Dieses Bild ist nicht bloß eine wohlfeile Aneinanderreihung von Schillers Jugendanekdoten, obwohl dieses Material, das selbst heute noch mit seinen letzten ausgepreßten Zitronentropfen Bücher und Feuilletons würzen muß, vor dreißig Jahren, — da es minder verbraucht war und eine größere Tragkraft hatte, — auch als Rohmaterial ein Leseeffekt gewesen wäre, der viel besser beurteilt werden müßte, als seit er ein Gemeinplatz geworden. Ja, es mag wohl mancher der Gemeinplatz-Effektler sein Krüglein bei Hermann Kurz gefüllt haben, den er wohlweislich totschwieg, während es dieser aus der Quelle seiner Originalstudien füllte. Aber eben das prachtvolle Panorama dieser Originalstudien ist es, was den Kurzschen Schiller-Anekdoten die historische Würde und den künstlerischen Reiz, jenen Reiz verleiht, welchen etwa ein lauschiger Pavillon von den malerisch angeordneten Massen eines großartigen Parks empfängt.

Und mehr und mehr sehen wir in unserm Roman-Park. Wir sehen den Dichter Schubart, den großen Vorläufer des größeren Schiller, in einer Behandlung, welche beides am rechten Orte ist: kraftvolle Skizze und liebevolles Detail. In Freud und Leid, im behaglichen reichsfreien Ulm zu Hause und im grausamen Kerkerkäfig auf Hohenasperg, wird uns der gigantische Naturalist zum Besitzer eines Lebensfonds, der ein wahres Latifundium ist, den alle Schicksalswechsel nicht ausschöpfen können, einer Lebensquelle, wie sie nur im riesenreichen, revolutionsschwangeren 18. Jahrhundert sprudelte, — armsdick, mannsdick und kein nervös

prickelndes, kohlensaures Quellfädchen von Strohhalmsdünne. In kunstvoll gezeichneter Verkürzung, die aus wenigen Strichen die ganze Figur ahnen läßt, sehen wir ferner einen anderen Temperaments-Riesen, den bekannten Obersten Rieger, weiland selbst ein Opfer des Hohenasperg, jetzt Kommandant desselben, ein ausgebrannter Vulkan, der auf seinem Aschenhaufen die Kapelle der Frömmelei gebaut hat, — trügerisch der Grund und windig das Kartenhaus, beides so unwahr, daß ein elender Soldatenkrüppel, der zertretenste Wurm aus der Hefe des mißhandelten Volkes, wie ein Jupiter seinen Blitz gegen ihn schleudern und den Gewaltigen hinrichten kann. Eine furchtbar schöne Tragödie! Jeder Roman, der diese Szene hätte, wäre allein schon unsterblich damit! Endlich sehen wir ihn, den merkwürdigen Fürsten und rätselreichen Menschen, den schwäbischen Sultan Herzog Karl, der nicht wie Hermann Roller der Held ist, der nicht wie Friedrich Schiller der Held des Buchtitels heißen soll, der aber als der wahre und wirkliche Held empfunden wird, von dem Augenblicke an, wo er in den Roman hineinsprengt, Pferd an Pferd gegen Roller anprallend: Will Er mich überreiten?! Sein erstes Wort, — der Blitz seines Blauauges, — und wir haben den anerkannten Helden des Buches vor uns! —

Und doch hat der Romancier mit den Charakterbildern seiner Menschen noch nicht, wie der Dramatiker, alles getan; auch Naturbilder, Landschaftsbilder, Erd- und Luftperspektive heischen noch ihre Beseelung von ihm. Diese Schuld hat uns der Dichter der Heimatsjahre mit gar viel Liebe und Wärme bezahlt. Wunderbar schön und stimmungsvoll wandelt sich's in seinem Romanlande. Die Solitúde entfaltet uns ihre verhängnisvolle Fürstenpracht; wir lassen uns von Ulm imponieren, das gar edel und fürnehm im patrizischen Hermelin seiner aristokratischen Reichsfreiheit einherstolziert: urgemütlich aber sitzt uns der warme demokratische Flausrock von Reutlingen am Leib, welches mit einem Gemisch von Ironie und Respekt zu Ulm aufblickt, seiner guten alten Gemeinfreiheit nicht weniger froh und im bür-

gerlich-kleineren Zuschnitt nicht weniger glücklich, wie Figura, der klassische Glockengießer, zeigt, eine Heimstätte, wo wir ewig verweilen möchten, eines der liebenswürdigsten Bürgerhäuser im deutschen Roman, ein gut benütztes Modell aus des Dichters eigenen Familien-Traditionen. Und was für ein heroisch-romantisches Bergland ist dieses kleine zopfige Schwabenland! Kommt nur die rechte Hand dazu, welche trumpfen und stechen kann, so spielt sie mit W. Scotts Hochschottland getrost die Partie und spielt Motive aus wie die Rauhe Alp mit ihren windgefegten Hochflächen und öden Heidegründen, oder den prachtvollen Schwarzwald, wo hinter Tannen verdächtige Habichtsnasen und polizeiwidrige Glutaugen lauern, indes drunten im schluchtigen Dörfchen der humoristisch verbauernde Pfarrer sein wunderliches Wesen treibt, in seiner barbarisch-reckenhaften Gemütlichkeit ein ländliches Seitenstück zum Bürger-Glokkengießer. Berglüfte, Harzduft, Waldgeruch und Gentianenwürze, von allen Winden herumgetrieben und in die engen Talgassen und dumpfen Bürgerstuben erfrischend hineingeweht! Die besten und klingendsten Töne der Lyrik, wie sie nur Uhland und Mörike angeschlagen, poetisch-reimfreie Roman-Atmosphäre, mit jedem Atemzug herzerquickend! „Graf im Bart, ihr seid der Reichste!" hat der schwäbische Altmeister gesagt, und wahrlich, diesen Reichtum sehen wir hier.

Mit seiner natürlichen Gabe des phantasievollen Sehens und Sinnens lenkt unser Dichter die Realität spielend in die Dichtung hinüber, wohin sie ihm von selbst und freiwillig zu folgen scheint. Den Zauber der Romantik, der Geschichts- und Landschaftsromantik, übt er ungesucht aus, und er hätte nicht nötig ihn auch noch zu suchen. Romanhaft-gesuchte Abenteuer nennen wir nach heutigem Urteil wohl jenes, wie die erste Heldin entführt wird und dann wie die zweite sich selbst entführt. Diesen Erfindungen glaubt man in unserem Buche, das so schön zeitlos ist, die Zeitnähe Spindlers noch am ehesten anzumerken. Es gehört zu den Unwahrscheinlichkeiten eines gröberen Korns, daß in beiden Fällen die

jungfräuliche Integrität möglich geblieben; in letzterem wäre die Jungfräulichkeit schon kompromittiert, weil sie Geister und sehr leibliche Geister gerufen, auf den allernaivsten Glauben hin, daß sie sie rechtzeitig wieder loswerden könne. Wenigstens der vornehme Roman, und das ist der unserige doch, würde sich heute nicht mehr auf solche Starkgläubigkeit stützen.

Und doch möchten wir auch diese zwei Abenteuer nicht vermissen oder anders haben, denn sie sind immerhin durch eine feine Hand gegangen und das Triviale hat sich fast unwillkürlich veredelt. Es ist wahr, die halsbrecherische Entführungsgeschichte Lottchens könnte so harmlos nicht ausgegangen sein, und wir glauben nicht an diesen Ausgang. Aber sie steht doch wenigstens als Sittenbild sehr bedeutungsvoll da. Sie zeigt uns, wie in jenen Tagen der Adel mit dem Bürgertume noch umspringen durfte und wie er's schon nicht mehr durfte. Zwanzig Jahre früher und zwanzig Jahre später ist diese Entführung entweder besser möglich oder unmöglich. Wenn wir dem Dichter auch Lottchens Romanwunder nicht glauben, so glauben wir ihm doch, — denn diesen Kredit hat er sich längst verdient, — daß das Wagnis im Geiste der Zeit erfunden ist, deren genauer und gewissenhafter Quellenkenner er ist. Wir glauben ihm mit einem Worte, wenn nicht die romanhafte Unwahrscheinlichkeit der Durchführung, doch die ethnographische Wahrheit der Absicht. Und wie dieser Baron-Kammerjunker das Zeitgemälde erst fertig malt, das einen Herzog Karl zum Mittelpunkt hat, ein Teil von der Basis der Pyramide, wozu dieser die Spitze, ein Kavalier, der uns den „Ersten der Kavaliere" nur um so verständlicher macht, indem er das alte Wort illustriert: qualis rex talis grex; — so war es doch ein feiner Zug des Dichters, der uns mit dem Gebrechen des schwäbischen Sultans so leidig bekannt machen muß, daß er auch zu den sozialen Wurzeln des ganzen Standes ein wenig hinunterleuchtete. Es ist einer von den Zügen, welche einen flachen Gesichtsausdruck mit einem einzigen Striche vertiefen.

Dasselbe gilt von dem zweiten der bezeichneten Abenteuer, das seinen großen Raum nur noch mit größerem Rechte einnimmt. Wie das Schulfräulein Laura in ihrer zopfigen Etikettenwelt ein wenig aus der Haut fährt, die Schnürbrust des Modezwangs von sich wirft und in den Schwarzwald auf Abenteuer läuft, wie sie einen sentimentalen Brackenburg-Zigeuner als wohlerzogenen und enthaltsamen Guide de voyage dazu findet, wie sie dieser Opern- und Mandolinen-Zigeuner mitten in die schlammigste Hochflut der Diebsgesindel-Prosa reinlich und engelhaft hineinlotset, wie die gefährlichste Brandung durch ein Haargeflecht von Zufällen genau auf die Minute und Sekunde überwunden und das rettende Ufer erreicht wird; dieses ganze Spindlersche Blattgerippe möchten wir heute nicht loben: aber das Blatt selbst ist doch schön! Es ist sogar eines der schönsten im Buche und gehört gar sehr in das Buch. Es steht an der richtigsten Stelle, es dürfte nicht fehlen. Ein ungeheurer Gärungsprozeß durchbraust das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts, und unser Roman ist der Zeitspiegel davon. Ein Schubart rüttelt am Alten, ein Schiller ringt nach dem Neuen; die ganze Welt ist im Aufruhr, jede Form wird zu eng. Mit Recht dürfte die Leserin der „Heimatsjahre" fragen: Und wo blieb in jener Genieperiode, in jenen Tagen des Sturms und Drangs — m e i n Geschlecht? Unsre Laura ist nun die Antwort darauf! Kaum hat ein Karlsschüler die Parole ausgegeben: laßt uns in die böhmischen Wälder ziehen! so findet sich in einer École des demoiselles die gelehrige Schülerin zu diesem Schüler. Und da das Weib immer praktischer ist, so sucht sie die Räuber-Theorie gleich in der Wirklichkeit auf, schweift auch nicht in die Ferne der „böhmischen Wälder", da das Gute, der Schwarzwald, so nahe liegt! Wahrlich ein sinniges Aperçu, diese Laura-Episode, trotz ihrer verblaßten Preziosa-Romantik! Und wie fein traf der Dichter die Rückzugslinie, die er ihr ins bürgerliche Leben offen halten mußte! Ein Original und ein Esprit fort ist sie doch nur auf Zeit — nämlich auf ihre Jugendzeit, nicht Lebenszeit. Wohlweislich hütet er sich, den Bruch so weit zu füh-

ren, daß sie zur eigentlich Emanzipierten würde; noch bricht sie nicht mit ihrem Geschlechte, nur mit dem Zopf ihres Dezenniums. Noch hat sie kein Programm des Neuen, nur das Gefühl des abgestandenen Alten. Und da in unserm ganzen Buche das Neue von selbst sprießt und der Zopf begraben wird — auch ohne Zigeuner und Schwarzwald, so bleibt uns das reinste Gefühl psychologischer Wahrheit, daß die kleine Ausreißerin der bürgerlichen Ordnung wieder angehören kann, in die sie als rettender Deus ex machina Herzog Karl mit der Pistole in der Faust zurückführen muß."

Herzog Karl ein Retter der Mädchenehre! Wie oft hat er diese Blume zertreten! Also wie beurteilen wir nun diesen Charakter? Ist er ein Wüstling? Ist er ein Ritter? Ist er eine problematische Natur, eine seelische Sphinx, ein Wunder? Mitnichten. Er ist ein Mensch und ein ganzer Mensch. Er ist eine Erscheinung des 18. Jahrhunderts, des extremschwangeren, in welchem alles Platz hatte: die Liederlichkeit eines Casanova und der Bildungsdrang eines Pestalozzi. Sein sozialer Stand endlich ist der freiste und ausgeweitertste, — er ist ein Fürst! Und wo wir bei unserm Roman ein- oder ausgehen, — er steht immer da, dieser gewaltige Eckstein. Die Hand, die ihn gezeichnet hat, läßt ihn viele Gesichter machen, aber jedes harmoniert mit dem andern. So kommt es, daß unser letzter Scheideblick wieder ihm gilt.

Mit einem Worte, Herzog Karl ist ein Virtuos der Subjektivität, wie sie im 18. Jahrhundert noch kurz vor der schematisierenden Revolution zu ihrem heftigsten Durchbruch kam. In der Literatur hieß sie Sturm und Drang, in der Theologie hieß sie Pietismus, in der Politik hieß sie Absolutismus, Autokratie. Immer aber ist sie jene überquellende starke Persönlichkeit, welche die Zeit wie eine explodierende Gasspannung brauchte, damit sie in der Revolution sich selbst in die Luft sprenge und das Schema, das Gesetz, den Rechtsstaat für alle, das Nivellement auf den Trümmern der Willkür zur Herrschaft bringe. Deshalb sind alle diese Zeitgestalten — König Friedrich, Kaiser Joseph, Kaiserin Katharina, unser Herzog Karl, immer beides

zugleich: Tyrann und Revolutionär. Aufgeklärter Absolutismus hieß der Zwiespalt dieser Janusköpfe mit einem ziemlich gut gewählten Kunstausdruck. Ein ungemein schön und rein ausgearbeiteter Typus desselben ist der unsrige. Mit ihrer Jugend stehen viele dieser Typen noch in der brutalen Genußsucht des — — „Hirschparks"; später überschreitet jeder den großen Wendekreis der Zeit und der Hirschpark wird geistig, tendenziös. Die Wollüstlinge züchten jetzt Menschenwohl. Die nahende Revolution regt sich in ihrem Blute und ohne Ahnung, daß das eine Massenarbeit sein wird, machen sie sie ehrlich mit ihrer persönlichen Fürstenwillkür. Wo sie in der Masse gärt, wittern sie Roheit, Frevel, Chaos. Das ist der philosophische Torschlüssel zum Hohenasperg. Mit der ausgesprochenen Absicht, den rohen Edelstein zu schleifen, das Gold im Feuer zu läutern, den Durchbruch des Idealismus zu befördern, schickt seinen Schubart, seinen Roller, seinen Schiller (wenn er ihn bekäme) dieser schwäbische Sultan auf seinen verhängnisvollen Geisterberg! Mit jedem hervorragenden Kopf im Lande reibt er sich, weil er — ihm ähnlich ist, weil die Natur aus zwei nicht einen gemacht! Er ist Fürst und feilt seine Menschen ganz so, wie Schiller in seiner klassischen Periode seine Gedichte feilen wird. Er ist fürstlicher Künstler, mit einem Worte. Aber der Gips, der Ton, die gefeilten Gedichte schreien auf und rebellieren. Und der Aufschrei wird sein Verruf als Tyrann. Armer Künstler!

So künstelt er denn auch mit vieler Vorliebe in Stein und Mörtel, welche nicht schreien, und wird Bau- und Garten-Künstler trotz Louis Quatorze. Aber jetzt schreien seine Stände. Und sie schreien nicht bloß, sie handeln; sie schnüren ihm den Geldbeutel zu. Da münzt er sich selbst Geld und verkauft den Franzosen seine Soldatenregimenter als siebenjähriges Kriegsmaterial gegen den König von Preußen. Siehe, da schreien und rebellieren auch die Soldaten: Wir fechten nicht gegen unsre lutherischen Glaubensbrüder! Sie lassen sich hängen, erschießen, ins Eisen werfen, mit Spießruten zerfleischen, aber sie fechten nicht. Also sanftere Mit-

tel! Der Sultan verkauft jetzt wenigstens seine Zivilämter im Lande. Was Wunder, da schreien sogar auch die Bauern! „Euer Schulze ist ein rechter Esel!" rüffelt er einst eine Dorfschaft auf einem seiner Spazierritte. „Durchlaucht, dafür ist's ein eingekaufter", antwortet der nächstbeste Bauer. Ach, dieses „geknechtete" Volk, es ist gar nicht so knechtisch, wie sich das kokette liberale Prinzipchen vor seinem heutigen Handspiegelchen vorstellt. Jener Bauer präsentierte seinem Fürsten eine starke Prise Tabak und verlangte nicht einmal einen Orden dafür! Und dieses Schulmeisterlein? Der Herzog war gewohnt, seine Halsbinde sich eng zu schnüren, um rot und martialisch auszusehen. Im Laufe des Romans, nach zehn Jahren, macht einer die Bemerkung, daß er diesen Brauch immer mehr übertreibt. Flugs zitiert ein tapferer Schulmeister vor Zeugen, worunter ein Hofmann, seinen furchtbaren Tacitus: Saevus illi vultus et rubor quo se contra pudorem muniebat! *) Kurz, die Stände, die Soldaten, die Bauern, die Schulmeister, das ganze „geknechtete" Volk ist sehr liberal und zwar ohne Liberalismus und ohne liberale Zeitungspresse. Wie romanhaft es in einem Roman aussieht, — zumal wenn er die Wirklichkeit schildert!

Und da der Herzog Karl selbst liberal ist, so würde sich die arme komische Einschachtlerin, die Zeitungspresse, gar nicht zu helfen wissen, wenn uns die großen Lichter des Menschentums nicht der Roman aufsteckte. Aber in der Dichtung dürfen die Menschen wieder ganz sein, die der Parteigeist der Zeitungspresse zerpflückt, schematisiert, abstempelt und einschachtelt — und vielleicht es muß! Ja, man kann ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie vielleicht es muß; unrecht aber tut sie dann selbst, die Zeitungspresse und ihre Tageskritik, wenn sie auch den Roman zu ihren „zeitgemäßen Tendenzen", d. h. in ihr Parteitreiben hinüber- und von der idealen Kunsthöhe herabzerren möchte. Ueberliefert die Kunst den Tagesinteressen, und ihr arbeitet

*) In der Röte seines barschen Gesichts versteckte er seine Schamröte.

— fürs Ballett und für den Vatikan! Das Fleisch und die Mystik haben noch immer für verhunzte Kunstbedürfnisse einstehen müssen. —

In einem geschlossenen Landsee sind die kurzen Spitzwellen gefährlicher als die breiten Rollwellen im Ozean. Das ist die Gefährlichkeit des Herzogs Karl, wie sie in Schillers Biographie monumental verewigt ist. In der Schillerbiographie aber steht unser großer, leidenschaftlich geliebter Dichter als Hauptfigur im Lichte und sein Herzog ist nur ein kleiner unheimlicher Schattenriß. Der Roman von Hermann Kurz kehrt das Bild nun um. Ein talentvoller Regimentsfeldscher verliert sich einstweilen noch im großen Haufen, aber im vollsten Runde der Hauptfigur wird uns Herzog Karl deutlich. Er ist, was er ist — Tyrann, er ist es und bleibt es, es wird nicht beschönigt. Wir sehen bloß das Warum? wir können begreifen, und mehr brauchen wir nicht zum reinsten, fast versöhnenden Schlußeindruck. Die Spitzwelle kann gar nicht anders als gefährlich sein, selbst dann, wenn sie Perlen heraufspülen möchte. Mit seiner Perle, der Karlsschule, beabsichtigt Herzog Karl, wahrhaft fürstlich, die deutsche Dumpfheit, Pedanterie, Schulfuchserei zu einer kavaliermäßigen, weltmännischen Bildung zu erheben, — ganz das Programm Goethes im Wilhelm Meister. Aber seine eigene Karlsschule — pfeift ihn zuletzt aus. Wahrlich ein tragischer Moment und wohl wert, auf auf die Bühne gebracht zu werden!

Ein großer Fürst in kleinen Verhältnissen! Er wird lästiger Topfgucker, wo er in größeren über seinen Töpfen stünde. Kurz, ein fürstlicher Märtyrer der Kleinstaaterei! Das ist der Sinn unseres Buches. Wir sehen den Fluch der Kleinstaaterei auch einmal von der anderen Seite, — nicht auf der Volks-, sondern auf der Fürstenseite. Aber sind denn die Fürsten nicht auch Volkskräfte und Posten unsers Nationalkapitals? Das lehrt uns Hermann Kurz empfinden, und das ist der unsterbliche Platz seines Romanes in der deutschen Literatur. Die Deutschen haben oft und überflüssig ob ihrer Verkümmerung in der

deutschen Kleinstaaterei sich selbst bemitleidet und dabei die Fürsten, die Inhaber der Kleinstaaten, gleichsam als die bösen Schuldigen angeklagt. Wie unser Herzog Karl waltet, — in kleinen Verhältnissen zu groß, aber dann wieder das Große zu kleinlich treibend, weil er auf dem engen Raume überall mit seiner eigenen Gegenwart anstößt; — es läßt sich recht viel dabei denken, man kann recht tief bei sich einkehren! Bei all seinem Prachten und Prangen ist so einem deutschen Kleinfürsten selbst auch nicht recht wohl geworden, wenn er nicht mit den gemeinsten Freßwerkzeugen genoß, sondern Tatenlust und Schöpferfreude genießen wollte. Seine Kraft war vergeudet, sein Leben zerrann und seine ganze Schuld blieb zuletzt — daß er nicht sein richtiges Maß zu finden wußte, wie Karl August, der es vielleicht auch nur mit Hilfe Goethes gefunden hat. Denn was ist schwerer als Maßhalten und Harmonie haben? Hat ein Dichter noch nicht Exzentrizitäten gedichtet? Aber man mache aus dem Dichter einen Fürsten — und es ist ein Herzog Karl. Verschwunden ist die Karlsschule, ein ödes Denkmal schwülstiger Fürstenpracht die Solitüde; aber wie Schiller in seiner „klassischen" Periode auf seine „erste" zurücksah und über seine „Räuber" verzweifelte, — was waren die Räuber anders als *seine* Karlsschule und *seine* Solitüde! Wie viel steckte doch in diesem jungen Schiller von seinem Herzog Karl und wie viel im Herzog Karl vom jungen Schiller! Glücklicher Schiller, daß du ein Dichter warst und nicht der Herzog deines kleinen Vaterlandes! Als Herzog sähest du vielleicht anders aus!! —

II.

Betrachten wir nun das zweite Hauptwerk von Hermann Kurz: den *Sonnenwirt*. In demselben Augenblikke, als der jugendliche Schiller in dem friedfertigen Talkessel von Stuttgart seinen Räuberstaat aufs Papier hinwetterte, biwakierten die rohen Modelle desselben wenige Meilen west-

wärts unter den Tannen des Schwarzwaldes, stand die ganze Dichtung in leibhaftiger Wirklichkeit am Horizont, war der gefürchtete Zigeuner- und Räuberhauptmann Hannickel das neueste Tagesgespräch, aber selbst wieder nur ein Erbe und Fortsetzer des berühmten Sonnenwirts, welcher der Sensationsstoff der nächstvorigen Generation gewesen. Längst atmete ganz Schwaben Gauner- und Räuberluft, Schiller von seiner Wiege bis zu seinem Doktorhut. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn ein schwäbischer Dichter jener Zeit — auch ohne Karlsschule, Tyrannei und Schillergenie — etwas Aehnliches wie die „Räuber" nicht gedichtet hätte.

Diesen ganzen schwäbisch-fränkischen Raubstaat, der sich in dem Triangel Vogesen, Schwarzwald und Spessart aus dem üppigen Bodensatz des Dreißigjährigen Krieges althistorisch entwickelt hatte, fand nun H. Kurz in seinen Quellenstudien zu Schillers Heimatsjahren in so episch-plastischer Fülle und romantischer Poesiefähigkeit vor, daß ihm schon damals der Kopf gebrannt haben mochte, als er den lüsternen Griff tat, dieses überquellende Material den Heimatsjahren bloß episodisch einzuverleiben. Die Episode wucherte mit einer für die Handlung des Romans nicht nötigen Fülle in die Architektur desselben hinein, und doch erschöpfte sie noch lange nicht alle Reize, deren sie fähig war. Der belletristische Wert dieser Räuber-Episode glich einer schön modellierten Säule, welche schön genug an und für sich wäre, aber in ihrer baulichen Verwendung das Gebrechen hat, daß sie nicht sowohl trägt, als getragen wird. Sie wird von Schillers Namen getragen und bringt es in den Heimatsjahren zu keiner wahrhaft integrierenden Zweckwesenheit.

Unser obiges Pro und Kontra hat wahrlich der feinfühlige Dichter selbst am besten empfunden. Ein Künstler kritisiert sich durch seine Taten. Der Sonnenwirt ist eine Tat dieser reiferen Selbstkritik. Dieser Roman realisiert eine Kunstschönheit ohne Kunstfehler. Das Auge, welches in Schillers Heimatsjahren die schwäbische Räuberromantik als ein zauberisches Ornament entdeckt hat, hat den Wert dieses

Fundes nicht vergessen, sondern sich wohlweislich vorbehalten, ein zweites Mal darauf zurückzukommen, dann aber auch das romantische Ornament zu der ganzen Freiheit eines künstlerischen Selbstzweckes zu erlösen. Und schließlich — wozu überhaupt Romantik? mochte der vertiefstere Dichter sich gesagt haben. Der Kobolderie, wie das jungfräuliche Sternlein Laura mitten durch die Kometenbahn eines Hannickel geht, war er entwachsen, — nicht Räuber-Romantik, Räuber-Psychologie reizt ihn jetzt; die Romantik fällt ja solchen Stoffen von selbst zu!

So dichtet denn H. Kurz, fast rund zehn Jahre nach Schillers Heimatsjahren, seinen Sonnenwirt, den bedeutendsten Verbrecher-Roman Deutschlands, ja, wohl den einzig bedeutenden!

Die Erzählung ist einfach, anspruchslos und von jener Schlichtheit, welche alles aus dem Stoffe heraus und nichts in ihn hineinzutragen scheint. Diesen psychologischen Entwicklungsprozeß, meint man, könnte jeder von uns so erzählt, ja, wäre nicht vom Galgen die Rede, sogar auch erlebt haben. Das letztere klingt allerdings nur für einen einzigen schmeichelhaft, für den Dichter selbst, der aus dem nächstbesten gewöhnlichen Menschen einen so ungewöhnlichen Verbrecher herausschält! Betrachten wir sein Thema.

Einem behäbig kleinbürgerlichen Familienwesen in einem schwäbischen Landstädtchen wächst ein Hausſohn auf, — mitnichten bösartig, aber ein bißchen süddeutsch-lar und verwahrlost. Kurz, in leichtlebiger Landesart. Die Gesellschaft, mit der er's hält, die Genußmittel, die er verbraucht, die kleinen Unerlaubtheiten, womit er sie erwirbt, das alles wird mit süddeutschen Augen herzlich nachsichtig, ja es fehlt wenig, sogar wohlgefällig angesehen. Gibt es doch noch heute Publizisten unter uns, welche nicht müde werden, gegen die „norddeutsche Nüchternheit" und „puritanische Sittenstrenge" das süddeutsche Temperament und sein lares Dahinduseln zwischen den schwach empfundenen Grenzen von Sittlich und Unsittlich eigentlich naturvoll, farbig, frisch, sinnlich-warm und gemütlich, kurz liebenswürdig zu finden. Die-

se „blühende" Ethik und ihr schönes Programm: leben und leben lassen, das so schön sich ins eigene oder fremde — Gurgelabschneiden hineinduselt, liegt auch unserm schwäbischen Muttersöhnchen im süddeutschen Blute. Der verlorene Sohn ist fertig, eh' wir uns nur besinnen, wie's zugeht. Es ist eben Landesart.

Wegen einer Hausdieberei schickt ihn Vater Sonnenwirt ins Korrektionshaus — auch wieder als echter Süddeutscher, der die sprunghaften Extreme mehr als die „nüchterne Verstandesmethode" liebt. Wenn ihnen das selbstverschuldete Uebel über den Kopf wächst, dann rufen sie die Polizei! Hätte er bessere Hauszucht gehalten, so brauchte er wahrscheinlich das Zuchthaus nicht. Früher zu lax, ist er jetzt zu scharf. Die Politik der beliebten Systemwechsel!

Wie allzuscharf schartig macht, erblicken wir nun umgehend. Sonnenwirt junior kommt aus dem Polizeihaus zurück, mit einem schön behauenen Quaderstein in der Brust, dem Grundstein zu seiner sonnenwirtlichen Kriminalgröße!

Der Pfaff, der Moralist, die theoretische Kanzelsalbaderei setzt nämlich den andächtigen christlichen Zuhörern recht fleißig den Irrwahn in die verschrobenen Köpfe, daß die menschliche Besserung eingeblaut und eingepredigt werden könne, als wäre sie das passive Versuchsfeld theoretischer Zungendrescher, da sie doch der starke aktive Held der Praxis ist, praktisch-gesunder und naturgemäßer Menschenverhältnisse. An diesen schlaffen Brüsten der Pfarrerweisheit ist auch das alte Schaf in der christlichen Herde, Vater Sonnenwirt, genährt oder vergiftet worden. Er will seinem Frieder die Wirtschaft abtreten, wenn ihn der christliche Polizei- und Pfaffenstaat erst gebessert haben wird; aber just umgekehrt wäre der Frieder augenblicklich gebessert, wenn er tüchtig zu wirtschaften bekäme, statt müßig herumzulungern. Wir wenigstens sehen das auf den ersten Blick. Seine Medizin ist nicht theoretisches Besserungs-Spülicht, sondern Haus und Hof, Weib und Kind wäre es. Dieser Frieder nämlich ist ein tüchtiger Kerl und eine ganz gute Haut, kurz ein blonder deutscher Michel, in welchem wenig von der „dä-

monischen Räuberromantik" steckt, womit er ein Jahrhundert lang auf die Phantasie seines Volks Eindruck gemacht. Dieses Volk hat in ihm eigentlich sich selbst gesehen und mit Entsetzen gesehen; das ist der Schlüssel seiner kriminalistischen Unsterblichkeit.

Der alte Sonnenwirt also macht es, wie es dem bayrisch-schwäbischen Gewerbsstand noch bis in unsere Tage hinein Hausbrauch, — er erschwert seinem Frieder eine selbständige bürgerliche Existenz und verewigt seine Unmündigkeit. Dieser hinwieder, anstatt zum eigenen Herde mit Geduld und Ausdauer sich durchzukämpfen, was freilich verwünscht „nüchtern" und langweilig wäre, macht die Sache viel kurzweiliger und im süddeutschen Stil wärmer und farbiger ab. Er treibt's etwas „bunt" in dieser Farbigkeit und wärmt sich, da das Vaterhaus ihn kalt läßt, an seinen „Brüderln". Unverblümt, er ergibt sich der schlechten Gesellschaft, indem er jetzt die Konnexionen verwertet, welche er im Polizeiarrest gemacht, diesem reizenden Gleichheitstempel, wo das Spröde mit dem Zarten sich paart, der weiche und angehende Spitzbube mit dem alten und verhärteten. Denn unsre Staatspolizei verhindert Rinderpest und Klauenseuche durch Isolierung des Viehs, verbreitet aber in ihren Arresten durch Vergesellschaftung der Angesteckten mit den Anzusteckenden alle Sorten moralischer Kontagien, Miasmen und Peststoffe!

So wird der Sonnenwirt jetzt Mitglied von Diebs- und Einbruchsbanden. Der Hausdiebstahl hat ihn durch den Polizeiarrest zum öffentlichen erzogen.

Aber noch ist er wählerisch. Er stiehlt nicht blindlings wie das gemeine, hab- und heimatlose Vagantengesindel, er, der ehrbare Bürgerssohn. Der gute Kern, der in ihm steckt, überspringt, von Stufe zu Stufe fallend, keine einzige Mittelstufe. Er ist zunächst nur Sportsman, Volontär, Gastrollendieb, und spielt in den Schmieren noch sein eigenes besseres Repertoire. Nur jene Ausraubungen macht er mit, wo es über den Geizhals, Wucherer, Leutschinder, über den verhaßten, verrufenen und hartgesottenen Bösewicht, kurz, über die Landplagen im Lande hergeht. Da erscheint er sich

selbst noch als der Bessere, als ein Rächer der Gerechtigkeit, als ein Erlöser, und wird — das ist ein Hauptpunkt! auch von der Volksmeinung so ziemlich dafür genommen. Sind doch das die angefressensten Volkskörper und sittlich bedenklichsten Landschäden, wo es der öffentliche Räuber auf den nachsichtig verwaschenen Grenzen von Recht und Unrecht fast zu einer populären Erscheinung und einem verlockend nachahmungswürdigen Vorbild auch für die Besseren bringt. Solche Zustände, wie sie noch heute das sizilianische Briganten-, neugriechische Klephthen- und ungarische Betyárenwesen möglich machen, waren bis tief in die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die des schwäbischen Kreises; — den Sonnenwirt hat der Geschichtszufall nur zu einer symbolischen Person derselben gemacht!

Was brauchen wir weiter? jetzt, wo sein Name schon stigmatisiert sein müßte, kann ihm eine Art von Familienglück zuteil werden! Freilich ist's durch die Schiefheit der Verhältnisse, worin er schon steckt, im Grunde die Parodie eines solchen, eine recht traurige und herzbeklemmende, und erregt uns ein Mitleid, wie es wenige Bücher so menschlich-tief und tragisch-schön je erregt haben. Aber ach, noch wissen die Beteiligten das selbst nicht! Also kurz, der dunkel heranbämmernde Räuberroman wird jetzt ein rosiger Liebesroman. Der Sonnenwirt feiert sein goldenes Zeitalter. Ein allerliebstes Nachbarkind, ein blondzöpfiges, weichherziges Schwabenmädel läßt sich sein Herz gefallen und sieht seinen Taten durch die Finger. Der arme Frieder hat jetzt, nur ungesegnet vom Pfaffenstaate, ein Weib, bald auch ein Kind, spielt seine Gatten- und Vaterrolle gar nicht schlecht und übt, — ach parodiert die Familientugenden, die der christliche Staat nur wünschen kann. Vollkommen klar wird es uns: in diesem künftigen Räuberhauptmann steckt ein ehrlicher deutscher Haushammel, und daß statt der guten seine schlechten Keime aufgehen, dazu brauchte er in Land und Volk auch das Klima der öffentlichen Zustände.

Ist es denn nicht ein reizender Zug (ob ihn der Dichter wohl selbst geahnt oder unbewußt getroffen hat?), daß er

seinen Helden just in diesem Stadium seines Lebens jene beste Frucht pflücken läßt, das Glück der Liebe, welches sonst nur der Preis männlicher Würdigkeit ist und würdig verdient sein will? Repräsentiert dieses Mädchen an diesem Punkte nicht ihr Volk selbst, das lare Volk, welches für einen notorischen Uebeltäter noch eine weitherzige Nachsicht hat, bloß weil er denen Uebles tut, „welchen man's gönnt"?! Wie fein beginnt hier die öffentliche Mitschuld des Vaterlandes! Das gute Kind ist als Individuum freilich entschuldbar, fast weiblich-schön; hofft sie doch noch immer Sonnenwirtin und eine ehrbare Bürgersfrau zu werden! Aber wehe dem Volke, welches solche Töchter für Männer auf solchen Wegen hat! Es „läßt Fünfe grad sein", es „nimmt's nicht so genau", es hat für seine bewunderte Leichtlebigkeit hundert schöne Redensarten und kennt nur die eine nicht: „Wenn man dem Teufel einen Finger reicht, so nimmt er sich die ganze Hand!"

Inzwischen ist bei den leichtlebigen Süddeutschen wie bei den schwerfälligen Norddeutschen der Kriminalkoder so ziemlich der nämliche, und als der Sonnenwirt endlich aufgehoben wird, hat er für viele und schwere Einbruchsdiebstähle eine harte und langjährige Kerkerstrafe zu verbüßen. Nach geraumer Zeit entspringt er seinem Kerker, aber nun hat er auch sein Rigorosum bestanden; er ist graduiert. Der schauerliche „Sonnenwirt" ist fertig.

Denn wie er jetzt vogelfrei in die Wildnis hinausflieht, im Staat auf ewig unmöglich, so hebt sich auf einmal ein Vorhang und hinter seinem vaterländischen Staate Württemberg, hinter dem offiziellen Pfaffen-, Maitressen- und Jud-Süß-Finanzstaate, liegt fix und fertig noch ein ganz anderer Staat. Der nimmt ihn jetzt auf in seine Arme, gibt ihm ein Heimatsrecht, Bürgerrecht, — gibt ihm eine Krone!

Es sind hundert Jahre nach dem Dreißigjährigen Kriege. Hundert Jahre ist viel für die rasche Reproduktionskraft der Städte, aber wenig für die der bäuerlichen Zustände des flachen Landes. Siebenundfünfzigtausend Bauernhöfe hat, nach Spittler, „der große Krieg" nur allein in dem kleinen Württemberg wüst gelegt und nicht alles ist wiederhergestellt.

Der Rest dieser Wüsttümer wird eine Brutstätte und gibt Schlupfwinkel — für eine undefinierbare Gesellschaft!

Denken wir uns das entsprechende Menschenunkraut ins Unkraut der Gärten und Felder, in Schutt und Trümmer der verwüsteten Hofstellen! Der ruinierte Bauer, der abgedankte und verwilderte Landsknecht, der jüdische Hausierer, welcher Kriegsbeute gehandelt und es bald so genau nicht besehen durfte, ob es Kriegs- oder — Friedensbeute war, über die Grenze geflüchtetes Volk aus aller Herren Länder — und wie viele Länder und Grenzen gab es! — das alles ist in wilden Ehen, vagabundierend, gesetzlos, verbrecherisch, ein Staat der Heimatlosen geworden, ein Staat im Staate mit seiner eigenen Verfassung, Justiz, Beamtenhierarchie, ja sogar mit seiner eigenen Sprache, der dem jüdischen Jargon entlehnten Gaunersprache.

Diesen Staat hat der Sonnenwirt im Kerker kennen gelernt. Im Korrektionshaus die Diebe, im Kerker die Raubmörder. Dieser Staat öffnet ihm jetzt seine blutigen Arme, — die letzten, die ihm das Vaterland öffnet! Mit Staunen, ja mit Freude sieht er, wie groß dieser Geheimstaat ist und welchen Rückhalt der einzelne an ihm hat. Der aktive Teil ist ja noch der kleinste davon. Aber dem Raubstaate affiliiert ist ein ungeheures Netz magerer Bauernschaften, verarmter und verhungerter Dorfmarken, von Fronden, Wildschäden, Jud-Süß-Finanzkünsten, Fürstendruck und Gewerbszwang aller Art zugrunde gerichteter Stadt- und Landgemeinden, welche vom offiziellen Staate sterben und nur noch von den Gaunern leben. In solche Breiten und Tiefen dieses öffentlichen Elends können wir Blicke tun, daß wir oft versucht sind, den Herzog von Württemberg selbst nur für ein gemaltes Männchen, aber erst das jeweilige Oberhaupt dieses Gaunerstaates für den tatsächlichen Machthaber zu halten.

Wie sich nun der Sonnenwirt bald genug zu einem solchen Oberhaupte emporschwingt, so ist es seine alemannische Kriegstüchtigkeit, Unerschrockenheit, Tapferkeit, Tatkraft, kurz es ist unter dem halbierten und zweideutigen Zigeuner-

gesindel der mannhafte deutsche Michel, der handfeste Kerl, der alles ganz tut was er tut. Man fühlt, es kommt frisches Blut unter diese Lungerer und Lauerer. Und so fühlt man denn auch deutlich genug: es steckt — was bei italienischen und ungarischen Räubergrößen noch heute der Fall ist — im Ruhme des Sonnenwirts ein geheimes Stück Nationalstolz! Dem heimatlosen Galgengelichter, das unser Land unsicher macht, haben wir einen Cäsar und Helden aus *unserem* Stamme gegeben, schien sich der Schwabe zu sagen. Er war nicht unser schlechtestes Landeskind — caeteris imparibus!

Und so ist es. Was den Sonnenwirt zu einer Pyramiden*spitze* macht, das sind fast seine persönlichen Tugenden; aber ohne die ungeheuere Breite der Pyramiden*basis* ist eine Erscheinung wie er gar nicht denkbar.

Es war daher auch so gut wie gar nichts geschehen, als am 30. Juli 1760 im 30. Jahre seines Alters Friedrich Schwahn, genannt das Sonnenwirtle, „welcher schon in früher Jugend ungewöhnliche Gaben des Geistes und des Herzens gezeigt" und welcher zum Tode ging „so ruhig wie ein Bürger, der seinen Geschäften nachgeht", zu Vaihingen in Württemberg aufs Rad gelegt wurde. Der offizielle Staat hatte damit den Gaunerstaat selbst so wenig getroffen, daß dieser nach weniger als einem Menschenalter im Zigeunerhauptmann Hannickel wieder vollkommen intakt dasteht. Ein Volk wird eben nicht durch Rad und Galgen gebessert. Ueberhaupt wird ein Volk nicht einseitig gebessert, solange seine Fürsten sich nicht bessern. In jenem Jahrhundert, von welchem die Rede war, wo Deutschland jeden Pfenning seiner Sparbüchse verwenden mußte, um die Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges zu heilen, sah man an deutschen Höfen und Höfchen just die geilste Fürstenpracht sich entfalten und in Jagden, Maitressen, Luxusbauten und italienischen Opern die Verschwendung Ludwigs des „Großen" nachahmen, ohne zu bedenken, daß Frankreich durch den Dreißigjährigen Krieg ebenso gestiegen wie Deutschland gesunken, jenes den Gewinn, dieses den Verlust davongetragen. So mußte denn

auch über die fürstlichen Sonnenwirte der Tag von Vaihingen kommen, — die französische Revolution!

Aber nicht in zehn Zeilen dieses kritischen Prospekts war es mir möglich, so tendenzlos zu sprechen, wie es H. Kurz in seinem ganzen Buche tut. Wie entfernt ist dieses Buch von der giftigen Perfidie des französischen Verbrecher-Romans, welcher scheinbar das exakteste Muster des Sozial-Studiums, doch nur die ausstudierteste Brandfackel ist, die er dem Armen gegen den Reichen, dem Volke gegen den Staat in die Hand spielt, jenes Verbrecher-Romans, welcher eine Werbetrommel für das Verbrechen ist und seine sentimental vergifteten Tendenzen auf die Pointe zuspitzt — nicht: fange mit der Besserung dieser „bloßgelegten Schäden" bei dir selber an, sondern: stürze die Gesellschaft um, deren Schäden ich dir bloßlegte, um dir deine eigene Nichtsnutzigkeit auf ein fremdes Konto zu schreiben! Hier ist der Punkt, wo wir die hehre Reinheit, die sittliche Unparteilichkeit, die künstlerische Gewissenhaftigkeit, kurz die Deutschheit unsers Buches nicht genug loben können. Man kann Licht und Schatten nicht mehr gerechter verteilt sehen. Als hätte die Gerechtigkeit selbst mit verbundenen Augen Schwert und Wage gehalten! In diesem Sinne ist „Der Sonnenwirt" eines der besten, eines der allergesündesten Volksbücher.

Und welch einen großen, wirklichen Fortschritt in der Kenntnis und Naturforschung des Volkes bezeichnet unser Roman gegen siebzig Jahre früher! Der Sonnenwirt von H. Kurz erschien 1854, aber 1784 erschien in der „Thalia" von einem großen Dichter eine kleine Novelle, genannt: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre". Der Dichter war unser junger, damals 25jähriger — Friedrich Schiller! Mit welchem Abscheu spricht der Dichter des Karl Moor von seinem Landsmann Friedrich Schwahn! Es ist der ganze Abscheu der vornehmen Bildung gegen das „gemeine Volk". Keine Ahnung, noch nicht die leiseste Ahnung zuckt dem Dichter der „Räuber" auf, das Gedicht auch in der Wirklichkeit zu sehen!

Aber weit entfernt, diese Bemerkung im Sinne des Tadels zu machen, so verdanken wir den Fortschritt, daß H. Kurz den Sonnenwirt um ein Ungeheures besser verstanden hat als Friedrich Schiller — just diesem selbst. Just weil unser Nationaldichter die große Aufgabe getan, der deutschen Nation das Ideal zu erobern, hat er Kräfte entbunden und uns Lust gemacht, die Realität zu erwerben. Es liegt nun einmal in der Konstruktion des deutschen Auges, — nicht durch das wahr und schön beobachtete Reale zum Idealen aufzusteigen, sondern durch das Spektrum des Ideals erst die Wahrheit und Schönheit der realen Wirklichkeit zu erschauen. —

In den dreißig Lieferungen der „Gesammelten Werke von Hermann Kurz" füllen die Heimatsjahre und der Sonnenwirt erst sechzehn, stellen also die Hälfte des Ganzen dar. Von mancher schönen Novelle, von manch klangreichem und vollherzigem Gedichte wäre noch zu sprechen, wenn wir auf eine Vollständigkeit Anspruch machten, die zur Empfehlung der Sammlung gewiß überflüssig ist. Bemerken wir also nur noch, daß Paul Heyse sein Verdienst als Herausgeber durch eine künstlerisch schön geschriebene Biographie des Dichters vermehrt hat und daß die Verlagshandlung A. Kröner die Mäßigkeit des Preises nicht durch jenen Zynismus in Druck und Papier erreichen wollte, welcher so viele „wohlfeile Volksausgaben" ungenießbar macht. Die Ausstattung ist typographisch gefällig und würdig, und macht die Sammlung zu einer Zierde auch des elegantesten Bücherschranks.

Claude Tillier und ſein „Onkel Benjamin"

(Juni 1869)

In Kriegszeiten bleiben nicht nur Soldaten auf dem Schlachtfelde, ſondern auch Bücher. Zum Beiſpiel das Jahr 1848 iſt reich an Bücherleichen. Noch lange danach geriet mir bald hier, bald dort manch ſchönes und gutes Buch in die Hand, von dem ich mich verwunderte, daß es als Novität mir unbekannt geblieben; — ſah ich aber nach dem Jahre ſeines Druckes, ſo war es dann freilich das Jahr, in welchem das Blei viel lauter in Kugelform als in Letternform redete. Nicht ganz ſo verheerend, aber doch auch ungeſund für die Bücher war das Jahr des Krimkrieges, dann das Jahr 1859 und endlich das Jahr 1866. Von einem Opfer des letzteren ſpreche ich jetzt.

Habent sua fata libelli! Aber den armen Claude Tillier und ſeinen Onkel Benjamin verfolgte ein doppelt fatales Fatum. Als Literat der franzöſiſchen Provinz blieb er unbekannt, denn — ſagt ſein Entdecker und Ueberſetzer Ludwig Pfau leider mit Recht — Paris kannte ihn nicht, und wen Paris nicht kennt, den kennt auch Frankreich nicht. Im deutſchen Leſe- und Bücherlande aber erſchien ſeine Ueberſetzung — Stuttgart, Emil Ebner 1866! Als ich das Büchlein neulich las und Mond und Sonne, Mai und Nachtigallen, Prater und Salzkammergut vergaß und auf dem Sofa liegen blieb, als ob es ſchneite und Wölfe heulten, und lag und las ohne Aufhören, jauchzend, jubelnd, Lachtränen vergießend, bald dieſes, bald jenes Blatt küſſend, aber zuletzt ganz erſtaunt mich fragend: Wie, und dieſes Buch ſteht im Menſchengedenken nicht dort, wo Yorick und Triſtram Shandy und andere gute und köſtliche Sachen ſtehen? — da fiel

mein Blick auf das Jahr seines Erscheinens und dieses Jahr hieß denn freilich Bismarck, Blut und Eisen, Langensalza, Aschaffenburg, Sadowa, Lissa, piff, paff, puff, hauet sie, stechet sie! Armer Claude Tillier! Gesteinigt zu werden ist vielleicht nicht so tragisch, als ein König zu sein und Geld auszuwerfen, das niemand aufhebt! —

In der Mittelregion Frankreichs, in dem fröhlichen Weinlande der Loire, auf dem altklassischen Boden des echt gallischen Esprits und genial-sanguinischen Leichtsinns ist Claude Tillier 1801 zu Clamecy, einem Landstädtchen des Departements der Nièvre, geboren. Gar manchen Schriftsteller von köstlichem Humor, scharfem Verstand und beißendem Spott, sagt Ludwig Pfau, hat dieser fröhliche Erdstrich hervorgebracht, namentlich aber den Geistesverwandten Tilliers, den unvergleichlichen Paul Louis Courier, und den Altvater der Satire, den Meister Montaignes, Molières und Voltaires, den grandiosen Rabelais. Nur ging der Ruhm dieser Schriftsteller von Paris aus, während Claude Tillier es wagte, sein Licht dem Dunkel der Provinz anzuvertrauen. Man weiß, daß die einsichtsvolleren französischen Liberalen nach und nach angefangen haben, die Eitelkeit aller Pariser Freiheitskämpfe und Stadthaus-Revolutionen zu kapieren und überzugehen zu dem germanischen Prinzip der Dezentralisation, der kommunalen Selbstverwaltung und Emanzipation von der Hauptstadt. Aber dieses neue Evangelium verkündeten sie wohlweislich — aus der Mitte der Hauptstadt! Nur Claude Tillier machte Ernst mit diesem Prinzip, setzte sein Leben dafür ein und unterfing sich praktisch des Versuches, in seiner Heimat zu bleiben und von der Provinz aus zu wirken. Er hat ihn mit ewiger Vergessenheit bezahlt!

Claude Tillier war und blieb also sein kurzes Leben lang — welches eine Brustkrankheit schon im 43. Jahre endete — Provinzliterat und Redakteur von Provinzblättern. „L'Independant" in Clamecy, „L'Association" in Nevers, das waren die kleinen Organe dieser großen und klangreichen Stimme. In Nevers schrieb er für sein Blatt als Feuilleton-Roman

den köstlichen und wahrhaft unsterblichen „Onkel Benjamin", aus Clamecy und Nevers gingen seine Pamphlete aus, von denen man die besseren gar wohl mit dem fürchterlichen Paul Louis Courier, dieser Furie im Grazienleibe, verwechseln könnte. Der Gegenstand seines Pamphletenkampfes war teilweise der alte, teilweise ein neuer. Paul Louis Courier hatte in den zwanziger Jahren und unter den beiden Bourbonen die Hyäne der Konter-Revolution und ihr schauerliches Werkzeug, den Klerus, bekämpft, jenen französischen Klerus, von dessen verdummender Macht auf das Landvolk wir selbst in Oesterreich, wenigstens in Deutsch-Oesterreich, glücklicherweise keine Vorstellung haben. Zwanzig Jahre später fand unser Claude Tillier natürlich noch denselben alten und unversöhnlichen Feind der Freiheit vor, aber ein neuer war hinzugekommen: die Koketterie mit der Freiheit, der pharisäische Liberalismus des Julithrones. Wir geben im Nachstehenden Proben seiner Kampfart gegen beide.

... Wer von uns beiden verdient sein Brot ehrlicher, ihr Bischöfe oder wir Schulmeister? *) Wir stecken vom Morgen bis zum Abend in einem Rudel Kinder, welche wie eine Meute kläffen, und quälen uns, um die schwerfällige, verrostete Maschine, die man Schule nennt, in Gang zu halten; wir ermüden uns wie der Holzhacker, der seinen Keil in einen Klotz treibt, um Buchstaben und Silben in die harten Kinderköpfe zu keilen, und setzen unsere Lunge daran, langweilige Erklärungen hundertmal wiederzukäuen. Der arme Wegmacher kann seine Haue einen Augenblick ruhen lassen, um einem vorübergehenden guten Freund die Hand zu drücken; der Maurer auf seinem Gerüste dreht den Kopf nach der Gasse und grüßt ein hübsches Mädchen, welches freundlich zurückgrüßt. Der Schlosser, während er den Blasbalg auf- und niederzieht, träumt von seiner Heimat und vom Tage des Wiedersehens; der Schneider, der seinen Rock näht, findet in einer Falte seines Tuches ein lustiges Lied, das er wieder

*) Das war Claude Tillier, während er am „L'Independant" mitarbeitete.

und wieder erklingen läßt, wie der Bauer ein Geldstück klingen läßt, das er probieren will. Aber wir, wir müssen unsern Kopf bewachen, wie eine Schildwache ihren Platz; wir müssen jeden Traum, jede Erinnerung, jeden Wunsch unerbittlich abweisen; wir müssen sehen und sprechen zugleich, diesen bändigen, jenen anspornen, hier die Ordnung wahren, dort den Fleiß erwecken, kurz wir müssen die Arbeit tun von dreien. Manche von uns haben glänzende Fähigkeiten, aber wenn sich ihr Geist in höhere Regionen verstcigen will, müssen sie ihre Flügel an den Katheder nageln; sie haben ein goldenes Werkzeug und müssen Steine damit klopfen. Und ihr, ihr Herren Bischöfe, was tut ihr inzwischen? Ihr predigt auf einer Kanzel, ihr spaziert als kleine Herrgötter unter einem Baldachin, ihr laßt euch von Leviten beräuchern, oder ihr verbannt gar einen alten Pfarrer aus seinem befreundeten Sprengel. Für dieses harte Stück Arbeit zahlt euch die Regierung zehntausend Franks per Jahr *); aber ihr seid keine Leute, die sich mit so wenigem begnügen. Ihr macht jedes Jahr eine Reise, und wenn ihr fünfzig Stunden weit gefahren seid, kehrt ihr ermattet und erschöpft in euren Palast zurück und verlangt zweitausend Franks Reisediäten. Ach, wie viele von uns wären überglücklich, wenn sie nur die Hälfte von dem und für die saure Arbeit eines ganzen Jahres bekämen, was ihr doppelt bekommt und für acht Tage Frühstücken, Mittagessen und Durch-Triumphpforten-Gehen!

Wollt ihr etwa behaupten, euren Fähigkeiten gebühre die größere Belohnung? Wer sagt euch denn, daß zu einem Bischof mehr Verstand gehört als zu einem Schulmeister? Ein guter Lehrer muß alles wissen, sogar ein wenig Theologie; aber ein Bischof — was weiß der außer seiner Theologie, die er oft schlecht weiß? Glaubt ihr, ehrlich gestanden, ich könnte nicht auch heilige Oele weihen; aber die Frage ist, ob ihr mit meinen Logarithmen rechnen könntet? Ich wette, daß die Person des Herrn Dupin Stoff zu zehn Bischöfen

*) Das scheint in Frankreich noch viel! In Oesterreich, zehnmal geldärmer, haben sie zehn- und zwanzigmal reichere Bezüge.

enthält, aber ich leugne, daß man einen einzigen Schulmeiſter aus ihm machen könnte. Oder wolltet ihr gar behaupten, die Höhe eures Gehaltes richte ſich nach der Höhe eurer Nützlichkeit? Das wäre eine arge Selbſttäuſchung. Die Diözeſe war vier Monate lang ohne Biſchof und kein Menſch merkte etwas davon. Die Glocken läuteten, die Meſſen wurden geleſen, die alten Weiber gingen zur Beichte; es war nur ein Prieſter weniger in der Stadt: jetzt iſt die neue Eminenz endlich da und es iſt ein Prieſter mehr in der Stadt. Das iſt alles. Aber wenn die Diözeſe vier Monate lang ohne Schulmeiſter wäre, glaubt ihr, das wäre geradeſo? Werft uns alſo nicht wieder vor, daß wir Unterricht geben, um Geld zu verdienen; ihr ſeht, daß wir imſtande ſind, euch zu antworten. —

Aus einem andern Pamphlete: (Herr Gaume iſt ein Abbé, welcher für ſeinen Biſchof, Herrn Dufêtre, den Schenkelknochen der heiligen Flavia von Rom nach Nevers gebracht und ſo den Spott des Pamphletiſten herausgefordert hatte.)

In der Kongregation des Herrn Gaume iſt meinetwegen ein Schisma ausgebrochen: ein Teil dieſer Jungfrauen ſagt nämlich, ich ſei, von dem ſtrafenden Schenkelknochen der heiligen Flavia getroffen, im Sterben begriffen; ein anderer ungeduldigerer Teil aber behauptet, ich ſei ſchon geſtorben, ich ſei maustot und ſogar begraben. Ich bin am Sterben; gut, das iſt möglich. Iſt's doch in der Tat lange her, daß die Jahre der Jugend, dieſe ſchönen Zugvögel, die der Winter verſcheucht, mir davongeflogen ſind. Ich habe mehr als die Hälfte meines Weges zurückgelegt; ich befinde mich auf dem jenſeitigen Abhang des Lebens, wo die Landſchaften im Schatten liegen, die Bäume kaum ein paar Blätter behielten und der Himmel von Schneeflocken wimmelt. Iſt man einmal auf dieſer abſchüſſigen Bahn angelangt, dann iſt der Niedergang eher ein Hinabrollen als ein Hinabſteigen zu nennen. Aber daß ich tot bin, das beſtreite ich. Uebrigens iſt mein Tod ein gemachtes Wunder für die heilige Flavia: ich mag heute, ich mag morgen, ich mag in zehn Jahren ſterben — nichts hindert die ausgedienten Jungfrauen des Herrn Gaume, zu ſagen, ihre Heilige habe mich umgebracht.

Diese drohende Verkündigung meines nahen Todes erschreckte mich, ich gestehe es: aber der heilige Claudius, mein verehrungswürdiger Schutzpatron, ist mir die letzte Nacht erschienen und sagte: Der Herr Christus hat deine Pamphlete gelesen und sie haben ihm sehr gefallen; wenn er nicht darauf abonniert, so unterläßt er's nur, weil er den Herrn Dufêtre nicht vor den Kopf stoßen möchte. Du bist derjenige, der seine Religion verteidigt, und wer sie angreift, das ist eben jenes Jesuitenvolk, welches die Religion zu seinem eigenen Vorteile herrichtet, als ob sie sein Privatbesitz wäre. Du hustest, ich weiß das, ich hör's oben, wie du hier unten hustest, und ohne dir schmeicheln zu wollen, kann ich dir sagen, daß du sehr gut hustest. Aber nimm keinen Gummisirup, das ist ein elendes Getränke; lege dich früh zu Bette, steh spät auf und genieße die heilsame Landluft. Ich will just nicht sagen, daß diese Diät dich kurieren wird; ich bin keiner von jenen wundertätigen Heiligen, welche die Wunder verrichten, als ob sie davon leben müßten. Aber wenn die Flavia an deine Brust rührt, dann soll sie erfahren, was ein Claude ist: mit einem einzigen Streiche meines Krummstabs schlag' ich ihr solch ein Schenkelbein in tausend Stücke.

Lieber Patron, antwortete ich, wäre Ihr Krummstab etwa gar mit Blei ausgegossen? Aber jedenfalls können Sie nicht die Absicht haben, ihn gegen ein Weib zu erheben.

Dummes Zeug, rief er. Ist denn die Bosheit unverletzlich, sobald sie mit Schwachheit gepaart ist? Wenn du eine Fliege totschlägst, welche dich neckt, fragst du zuvor, ob es ein Männchen oder ein Weibchen? Eure französische Galanterie ist eine irdische Fare, welche im Himmel nicht gilt. —

Der Leser hat im ersten dieser mitgeteilten Bruchstücke bereits einen Ausfall auf Dupin bemerkt. Diesen „politischen Charakter" betrachtet Claude Tillier, und zwar mit Recht, als einen ganzen Gattungsbegriff, als den eigentlichen Repräsentanten jenes verlogenen und korrupten parlamentarischen Liberalismus, wie er im zweiten Dezennium der Juli-Monarchie mehr und mehr verlotterte und verluderte. Da Dupin überdies der Deputierte von Clamecy ist,

ſo widmet ihm der größte Bürger dieſes kleinen Ortes, unſer herrlicher Claude, ein eigenes und ausführliches Pamphlet. Dieſe Schrift gehört zu den erſten Meiſterſtücken der ſatiriſchen Literatur. In dieſer Schrift iſt Claude Tillier ganz ſo groß wie Juvenal und Petronius, wie Paul Louis Courier, ja wie der Verfaſſer der Juniusbriefe! Als er ſie ſchrieb, ſtand Dupin, dieſer handwerksmäßige Renegat, welchen wir auch noch unter Louis Napoleon zwanzig Jahre nach dem Tode unſeres Satirikers ſeine eitle Rolle weiterſpielen geſehen, juſt auf dem Höhepunkte ſeiner uſurpierten Reputation und war der Abgott ſeiner Wählerſchaft und ſeines Departements. Claude Tillier ſchwamm allein gegen dieſen Strom von Schwindel, packte den Stier bei den Hörnern und redete ihn an wie folgt:

Wahrlich, ich ſage Ihnen, Herr Dupin, es gibt eine gewiſſe Spielart des Egoismus, die ſelbſt einen großen Mann lächerlich machen würde: jene unverſchämte und ſchwatzhafte nämlich, welche ſtets und immer von ſich ſelber ſpricht, welche die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt in Beſchlag nehmen möchte und ihren Namen auf jede Mauer ſchreibt. Sie, Herr Dupin, ſind der vollſtändigſte Typus dieſer Sorte von Egoismus. Sie lieben das Geld, Sie lieben es mit einer unermeßlichen Leidenſchaft, Sie lieben es ſo ſehr, als es das Geſetz zu lieben erlaubt; und doch gibt es ein Ding, das Sie noch mehr lieben und um ſo mehr, je mehr es Ihnen verſagt iſt: die Popularität. Da das Volk Ihnen ausbleibt, haben Sie ſich ein Volk aus der Bourgeoiſie gemacht. Sie müſſen Leute haben, die wohl gekleidet, wohl raſiert, wohl gebürſtet, wohl gewichſt ſind, und die unaufhörlich Ihre Treppe auf- und ablaufen. Sie müſſen Zeitungen haben, die auf der Lauer liegen und alle Augenblicke ausrufen: O der große Mann! Unbemerkt leben, hieße nicht leben für Sie. Wenn man einen leuchtenden Stoff erfände, der ſeinen Glanz zwei oder drei Meilen in die Runde wirft, Sie müßten ein Stück davon zu einem breiten Fracke haben, und wenn jede Elle ein Friedensgericht koſtete. (D. h. eine Beamtenſtelle, die er durch ſeinen Einfluß zu vergeben hat und womit er ſich Kreaturen kauft.)

Sie haben eine wahre Wut zu thronen. Ueberall, wo es Komplimente einzuheimsen gibt, laufen Sie spornstreichs herzu. Keine Festlichkeit kann in Clamecy stattfinden, ohne daß Sie in Ihrem breiten Frack erscheinen, majestätisch von Pompiers eskortiert.

Gewisse einfältige Leute bilden sich ein, Sie hegten gegen mich, der die Gotteslästerung beging, Ihren großen Namen zu verunglimpfen, einen unversöhnlichen Haß, jenen Haß, der nimmer abnimmt, sondern, wie der Dolch des Wilden, ewig sein Gift bewahrt. Diese Leute kennen Sie nicht. Ihr Herzensfeind, Herr Dupin, ist derjenige, welcher Ihre Wichtigkeit nicht zu bemerken scheint und Sie schnöd um die schuldige Aufmerksamkeit verkürzt. Sie hören viel lieber sagen: Das ist Herr Dupin, der Speichellecker, der Anwalt aller Mißbräuche, der Verteidiger aller Ungerechtigkeiten, Herr Dupin, der Ueberläufer, der mit Trompeten und Pauken das Lager des Volkes verließ, — als etwa sagen, wenn Sie vorübergehen: Wer ist denn dieser alte Herr?

Für den Lobhudel haben Sie jenen gefräßigen Appetit, der, ohne lange zu kosten, alles verschlingt, was man ihm vorwirft; die Menge ist Ihnen lieber als die Güte. Das Ständchen, das Sie recht erfreuen sollte, müßte man Ihnen mit den Glocken von Notredame bringen. In Clamecy gibt es einen Schuhmacher, einen lächerlichen Poetaster, den alle Welt verhöhnt. Von zehn Knittelstrophen, welche die hinkende Muse dieses Pech-Apollo zusammenflickt, gehören wenigstens ihrer neun immer dem großen Dupin, „dem Könige der Redner". In Erwartung Ihrer Ankunft hat er immer ein Gedicht auf dem Leisten und einen Kranz im Kübel. Und Sie, der Akademiker, der zudem an die vergoldeten Schmeicheleien des Hofes gewöhnt ist, Sie brüsten sich unter dieser Krone, als ob sie von Rosen und Lorbeer wäre. Der stinkende Weihrauch, den er Ihnen zufächelt, gilt Ihnen als lieblicher Wohlgeruch; wie das kostbarste Juwel der Popularität tragen Sie das schimpfliche Mal seiner Lobpreisungen auf der Stirne. Und, Tausch um Tausch, schicken Sie dem Schuster Ihre Rede — für sein Pathos! . . .

Was Sie sind, Herr Dupin, das will ich Ihnen sagen, Sie sind vor allem Dupianer. Sie gehören keiner Partei an, Sie gleichen jenen Lagunen zwischen zwei Flüssen, die weder Land noch Wasser sind, sonder" beweglicher Sand. Sie können jetzt Ihre Biedermanns-Maske abwerfen, Ihre geheuchelte Derbheit täuscht niemanden mehr. Sie sind nicht der Bauer des Morvan, nein! Sie sind der Fuchsschwänzer der Minister. Sie ziehen Ihre eisenbeschlagenen Bundschuhe aus, um auf dem Spiegelboden des Salons zu tanzen. Sie sind ein Seifensieder-Löwe, nicht einmal ein Menagerie-Löwe *).

Sie waren freisinnig, als Sie jung waren, falls Sie wirklich eine Jugend hatten. Aber die Freiheit war Ihnen nur eine arme Grisette, die alle Schätze der Liebe an Sie verschwendete, während Sie eine Geldheirat mit einer hochgeborenen Dame machten, mit dem Königtum. Hätte die Restauration länger gedauert, so wären Sie zu ihr gekommen. Halb Bürger, halb Edelmann, halb Prälat, halb Minister, hätte man Sie in einem Versöhnungs-Ministerium figurieren sehen, in einem solchen, wo der Tyrann die Freiheit überwältigt und die Freiheitsredner als Eunuchen das Licht dazu halten ...

Sie haben dieselben Leute der Reihe nach angegriffen und verteidigt. Sie haben bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuße getanzt. Sie stellten sich als Gedankenstrich zwischen den Fortschritt und der Reaktion. Sie glaubten, man werde diese Wandelbarkeit der Grundsätze für Unabhängigkeit des Charakters nehmen und sagen: Herr Dupin kennt keinen Herrn als sein Gewissen; er lobt das Gute und tadelt das Schlechte ohne Ansehen der Partei. Aber Ihre Verstellungskunst trug allzu große Galoschen, um sich so fein durchzuschleichen, und man sagt einfach: Herr Dupin will die Vorteile der Unterwürfigkeit und die Ehren der Unabhängigkeit zugleich genießen. Von Zeit zu Zeit machten Sie den Ministern Opposition, aber so liebreich, daß dieselben wie ein um-

*) Hier habe ich, für österreichische Leser, ein wenig modifiziert. Der Löwe ist, wenigstens in Oesterreich, das Schildzeichen des Seifensieder- und Lichtzieher-Handwerks.

gekehrter Pyrrhus ſagen konnten: Noch einmal eine ſolche Niederlage und wir haben geſiegt!

Nein, wenn ich Ihre Wählerſchaft wäre, ſo wollte ich nichts von einem Abgeordneten wiſſen, der auf zwei Bänken ſitzt. Ich würde zu Ihnen ſagen: Herr Dupin, ſind Sie der Freund, der Feind, oder der Mitſchuldige der Regierung? Sie wollen kein Programm aufſtellen, um Ihre Unabhängigkeit zu bewahren? Gut, dann bleiben Sie Maire von Gascogne.

Sie haben auf den Bezirk von Clamecy einen bejammernswerten Einfluß ausgeübt, Herr Dupin. Ihr Schutz hat jede edle Geſinnung in ſeinem Schatten erſtickt. Unſere jungen Leute ſind im zwanzigſten Jahre zu berechnenden Greiſen geworden. Wir haben uns gewöhnt, keinen politiſchen Akt zu vollziehen, ohne uns vorher zu fragen, was Sie, das öffentliche Gewiſſen des Bezirks, dazu ſagen würden. Die Furcht, Ihren Unwillen, und die Hoffnung, Ihr Wohlgefallen zu verdienen, iſt ſeit zehn Jahren unſere einzige Richtſchnur. Sie haben den verderblichſten Geiſt der Selbſtſucht und der Ränkeluſt unter uns großgezogen. Aus unſeren ehrlichen dicken Nullen haben Sie Staatsſchmarotzer und Stellenjäger gemacht. Man ließ Dummköpfe ſtudieren, um ſie durch Sie verſorgen zu laſſen; man heiratete die Töchter Ihrer Bedienten, um Ihre Protektion als Mitgift zu erhalten. Ihre Empfehlung galt ſtatt erworbener Rechte und erſetzte Tugend und Tüchtigkeit. Die Redlichkeit, welche ohne Ihre Randgloſſen erſchien, war ein Fremdling im Orte, das Talent, das Sie nicht auf den Leuchter pflanzten, erſtickte. Sie wurden als die Vorſehung des Bezirks betrachtet. Nächſtens hätte man Sie um Regen und Sonnenſchein angegangen, und wenn Sie in der Kirche von Clamecy einen Altar gewünſcht hätten, der Gemeinderat hätte Ihnen zwei errichtet.

Aber welchen Gebrauch haben Sie von Ihrem Einfluß gemacht, Herr Dupin, wie haben Sie Ihre Gunſt unter dem Haufen von Bittſtellern verteilt, welche tagtäglich ein gemachtes Elend vor Ihrer Türe zur Schau tragen? Es iſt gerade, als ob Sie recht mit Fleiß die Allerſchlimmſten ausge-

ſucht hätten. Greifen wir ohne Wahl aus Ihren Günſtlingen einige heraus. Da iſt z. B. — aber nein! Ich will wenigſtens Ihre Queuemacher der Vergeſſenheit überliefern, weil Ihnen ſelbſt j e d e Sorte von Erwähnung ſo wohl tut.

O Herr Dupin, wird die Landplage Ihres Einfluſſes noch lange auf uns laſten? Ich denke, nein. Seit Ihrem Adreßentwurf ſind Sie ſchrecklich heruntergekommen. Sie ſind nur noch ein qualmender Docht. Sie verbreiten bereits einen Pairſchaftsduft. An dem Tage, wo der Ruf durch den Bezirk hallt: Herr Dupin wird Pair, iſt's aus mit Ihnen. In zehn Jahren, wenn unſere jungen Leute nach Herrn Dupin fragen, der ſo viel Lärm im Bezirke machte, wird man einander anſehen, und einer wird gähnend antworten: Ach ja, das iſt ein alter Juriſt! —

Das iſt die politiſche Satire eines politiſch und menſchlich gebildeten Volkes. Auch andere Länder haben ihre Dupins, aber man verſpottet ſie entweder — nicht, oder mit jener Gemeinheit, — welche den Spott ſich abkaufen läßt!

Tilliers Pamphlete, in Form und Inhalt ſo reizend und gehaltvoll, kleine koſtbare Perlen, welche jeder Literatur zur Zierde gereichen würden, ſind doch nur die Scheidemünze ſeines Geiſtes; ſein ganzes Genie als Schriftſteller, ſeine ganze Liebenswürdigkeit als Menſch, ſeine ganze Energie als demokratiſcher Vorkämpfer finden wir in ſeinem Hauptwerke, einer einbändigen humoriſtiſchen Erzählung „Mon Oncle Benjamin". Wie in allen Produktionen des echten Humors geht auf den 300 Seiten dieſes Büchleins faſt nichts vor. Der brutale Feudaladel iſt haſſenswert, der weiße Wein ſüffig über alle Maßen, die Weibſen ſind Gänſe oder ehrliche Haushennen, die Mannsleute Philiſter und Kleinſtädter guter Art; die Geſellſchaft iſt die gewöhnlichſte, aber ein Himmel von Heiterkeit umblaut ſie, eines der ſchönſten Menſchen- und Dichterherzen durchdringt ſie mit ſeiner Wärme, daß uns durchaus wohl und nur einmal weh wird: am Ende!

Onkel Benjamin iſt einer jener ſouveränen Witz- und Herzmenſchen, welche in einem Romane nicht zu handeln

brauchen, denn ihre ſchönſte Tat iſt ihr Daſein. Schämt man ſich doch, ihn den praktizierenden Arzt ſeines Städtchens zu nennen; er muß freilich etwas Praktiſches ſein, um davon zu leben, oder beſſer, um davon zu trinken. Seiner eigentlichen Profeſſion nach iſt er nämlich Kneipgenie. Ja, nicht einmal das; wäre er nicht Kneipgenie, ſo wäre er noch immer Genie ſchlechtweg. Sein eſoteriſches Verhältnis zum „Weißen" hat etwas Erhabenes. Er liebt den Wein, wie Ariſtipp die Lais: Ich habe ſie, ſie nicht mich. Aus dem Weine wird er nie gemein-trunken, aber immer unwiderſtehlich witzig und liebenswürdig. Er ſpielt den Wein, wie Sebaſtian Bach die Orgel, wie Napoleon das Schlachtfeld. Der Weiße iſt ſein großer und mächtiger Verbündeter, aber niemals ſein Herr. Sie ſtehen zueinander wie Macht zu Macht.

Von ſeinen zahlloſen Kneipabenteuern diene nachfolgendes hier zur Probe.

Bei den erſten Häuſern des Fleckens begegnete mein Onkel Benjamin Herrn Suſurrans, einem Krämer, ganz klein, ganz fahl, aber wie Pulver aus Schwefel und Salpeter gemacht. Herr Suſurrans hatte eine Art Maierhof im Roſental; er war auf dem Rückwege nach Clamecy begriffen und trug ein Fäßchen unter dem Arme, das er wohl einzuſchmuggeln hoffte, und an ſeinem Stocke ein paar Kapaunen, auf die Frau Suſurrans wartete, um ſie an den Spieß zu ſtecken. Herr Suſurrans kannte meinen Onkel und achtete ihn, denn Benjamin kaufte bei ihm den Zucker, womit er ſein Tränklein verſüßte, und den Puder, den er in ſeinen Zopf tat. Herr Suſurrans lud ihn alſo ein, auf den Hof zu kommen und ſich zu erfriſchen. Mein Onkel, für den der Durſt ein Normalzuſtand war, nahm ohne Umſtände an. Der Krämer und ſein Kunde hatten ſich beim Feuer niedergelaſſen, jeder auf einem Schemel; das Fäßchen hatten ſie zwiſchen ſich geſtellt; aber ſie ließen es nicht ſauer werden auf ſeinem Platze, und wenn es nicht in den Händen des einen war, ſo war es an den Lippen des andern.

Der Appetit kommt ebenſowohl beim Trinken als beim Eſſen.

„Wenn wir die Hühner verzehrten?“ ſagte Herr Suſurrans.

„In der Tat,“ antwortete mein Onkel, „da erſparen Sie ſich die Mühe, ſie heimzutragen; ich verſtehe überhaupt nicht, wie Sie ſich mit einer ſolchen Fron beladen konnten?“

„Aber auf welche Art ſollen wir ſie zubereiten?“

„Auf die kürzeſte,“ ſagte mein Onkel, „und da haben wir ein vortreffliches Feuer, um ſie zu braten.“

„Ja,“ ſagte Herr Suſurrans, „aber es gibt nur gerade ſo viel Küchengeſchirr hier, um eine Zwiebelſuppe zu kochen, wir haben keinen Bratſpieß.“

Benjamin, wie alle großen Männer, wurde von den Ereigniſſen nie ratlos gefunden.

„Es ſoll nicht geſagt ſein,“ antwortete er, „daß zwei Männer von Grütze kein gebratenes Geflügel eſſen konnten aus Mangel an einem Bratſpieß. Wenn Sie mir folgen, ſpießen wir unſere Hähne an meinen Degen und Kaſpar dreht ſie am Griff.“

(Kaſpar, Miniſtrantenknabe an der Pfarrkirche zu Clamecy, Benjamins Schweſterſohn und nach der Fiktion des Romans der künftige Vater des Erzählers.)

Kaſpar, der nicht oft Geflügel aß, machte ſich vergnügt an das Geſchäft und nach einer Stunde waren die Kapaunen eßreif. Man ſtürzte einen Zuber um, legte Meſſer und Gabel auf und die Eßgenoſſen fanden ſich bei Tiſche, ohne von der Stelle zu rücken. Es fehlte an Gläſern, aber das Fäßchen feierte deshalb nicht; man trank aus dem Spundloche wie zu den Zeiten Homers. Das war nicht bequem, aber mein Onkel war der Mann, welcher lieber guten Wein aus dem Spundloche, als Krätzer aus Kriſtallgläſern trank. Kurz, die Hühner verſchwanden bis auf das nackte Gerippe und die beiden Freunde tranken noch immer tapfer drauf los. Herr Suſurrans, der, wie gemeldet, ein ganz kleiner Mann war, bei dem ſich Magen und Gehirn ſchier berührten, war betrunken, ſo ſehr man es ſein kann; aber Benjamin, der große Benjamin, hatte den meiſten Teil ſeiner Vernunft bewahrt und bemitleidete ſeinen ſchwachen Partner. Was Kaſpar betrifft, ſo

war er ein wenig jenſeits der Mäßigkeitsgrenzen; die kindliche Achtung verbietet mir, mehr zu ſagen.

Das war der moraliſche Zuſtand der Tiſchgenoſſen, als ſie ſich vom Zuber erhoben. Es war vier Uhr und ſie machten ſich bereit zur Abfahrt. Herr Suſurrans, der ſich ganz gut erinnerte, daß er ſeiner Frau Hühner bringen ſollte, ſuchte dieſelben allenthalben, um ſie wieder an die Spitze ſeines Stokkes zu hängen; er fragte meinen Onkel, ob er ſie nicht geſehen habe.

„Eure Hühner!“ ſagte Benjaman; „macht Ihr Spaß? Wir haben ſie ja ſoeben gegeſſen.“

„Ja, alter Narr,“ fügte Kaſpar hinzu; „Ihr habt am meiſten davon gegeſſen; ſie waren am Degen meines Onkels angeſpießt und ich habe gedreht.“

„Das iſt nicht wahr!“ ſchrie Suſurrans, „denn wenn ich gegeſſen hätte, ſo müßte ich ſatt ſein, aber ich fühle einen Hunger wie ein Wolf.“

„Dagegen ſage ich nichts,“ antwortete mein Onkel, „aber ſo viel iſt ſicher, daß Ihr Eure Hühner ſoeben verzehrt habt. Zum Beweiſe hier die Gerippe. Ihr könnt ſie auf Euren Stock hängen, wenn es Euch angenehm iſt.“

„Du lügſt, Benjamin, das ſind nicht die Gerippe meiner Hühner; ſie ſcheinen mir von Kaninchen zu ſein. Du haſt mir die Hühner genommen, du Schalk, ich verlange ſie wieder.“

„Sei's drum,“ ſagte mein Onkel, „laßt ſie morgen bei mir holen und ich gebe ſie Euch zurück.“

„Auf der Stelle gibſt du ſie mir,“ ſagte Herr Suſurrans, indem er ſich auf die Fußſpitzen ſtellte, um ſeine Fauſt — an die Magengrube meines Onkels zu erheben.

„Was ſoll das, Papa Suſurrans?“ ſagte Benjamin. „Wenn Ihr ſpaßt, ſo nehmt Euch in acht, daß Ihr den Spaß nicht zu weit treibt, ſonſt —“

„Nein, Unglückſeliger, ich ſpaße nicht,“ ſchrie Herr Suſurrans, indem er ſich vor die Tür ſtellte; „Ihr werdet dieſe Schwelle nicht überſchreiten, weder du noch dein Neffe, Ihr hättet mir denn meine Hühner zurückgegeben.“

„Onkel,“ ſagte Kaſpar, „ſoll ich dem alten Eſel ein Bein ſtellen?“

„Das würde ſich für einen Mann der Kirche nicht ſchicken,“ antwortete mein Onkel; „ich expediere den Herrn allein. Aufgepaßt, Herr Suſurrans! Eins, zwei, drei! Wollen Sie uns durchlaſſen?“

„Nein!“ ſchrie Her Suſurrans, indem er dem Onkel ſeine Stockſpitze wie ein Bajonett entgegenhielt.

Onkel Benjamin entfernte den Stock mit der Hand, nahm den Zwerg um den Leib und henkte ihn an ſeinem Hoſenriemen hoch an der Wand auf einen eiſernen Haken, welcher zum Aufhängen von Küchengeſchirr diente. Suſurrans zappelte wie ein Laufkäfer, der an der Nadel ſteckt. Er heulte und ſchlug Trommelwirbel mit ſeinen Beinchen und ſchrie Feuer und Mordio. —

Jeder Humoriſt hätte es bei dieſem Finale nunmehr bewenden laſſen, Claude Tillier aber hat ſeinen mutwilligſten Zug noch im Vorrat. Er ſchließt:

Mein Onkel erſah einen Lütticher Kalender, der auf dem Kamine lag. „Da, Herr Suſurrans,“ ſagte er, „leſen Sie zu Ihrer Unterhaltung dieſes nützliche Buch, denn Cicero ſpricht, daß die Studien eine große Annehmlichkeit in allen Lagen des Lebens ſind. Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünſchen.“

Man denke ſich nun das kleine, aufgehenkte Kerlchen mit einem Buche in der Hand, welches ihm die Großmut Benjamins, die ſeinem Herzen alle Ehre macht, zum Zeitvertreibe gibt, um ihm die Freuden der Lektüre zu gönnen, und man wird geſtehen, daß jetzt erſt die Drolligkeit dieſer Szene mit einer gewiſſen Größe abſchließt. An ſolchen Zügen erkennt man den Humoriſten der höheren Rangklaſſe. —

Bedenklicher iſt folgende Szene angelegt, die aber nicht minder mutwillig ſchließt:

Wir wären nicht in Frankreich v o r der Revolution, wenn das idylliſch-beſonnte Weinland nicht eine dunkle Wolke beſchattete, der Feudalismus. Unſer Roman erzählt:

Saint-Pierre du Mont iſt ein breiter Hügel auf dem Wege

von Clamecy nach Varzy. Sein Fuß iſt von Wieſen umkleidet und von Quellen durchrieſelt, ſein Gipfel jedoch iſt nackt und kahl. Es ſieht aus wie ein großer Erdhaufen, von einem rieſigen Maulwurfe mitten in der Ebene emporgewühlt. Auf ſeinem abgehaarten räudigen Schädel ſträubte ſich dazumal das Ueberbleibſel eines Feudalſchloſſes, das heutzutage einem zierlichen Landhauſe Platz gemacht hat, in welchem ein Viehmäſter wohnt.

Der Herr dieſes alten Edelhofes war ein gewiſſer Marquis Kambyſes. Herr v. Kambyſes war groß, breit, grobknochig und hatte die Stärke eines Rieſen. Man hätte ſagen können, er trug eine Rüſtung von Fleiſch. Dabei war er ein gewalttätiger Charakter, aufbrauſend, jähzornig, unfähig, irgendeinen Widerſpruch zu ertragen, und von einem Hochmut, der bis zur Albernheit ging. Natürlich hatte er einen Adelsſparren und bildete ſich ein, die Kambyſe ſeien das Prachtwerk der Schöpfung. —

Mit dieſem Lokaltyrannen nun bekommt Onkel Benjamin ſchlimme Händel. Er fällt ihm in die Hände, da er juſt mit einem Haufen von Jägern und Hunden ausfährt; es entſteht eine ſcharfe Kontroverſe über Grüßen und Nichtgrüßen, Adel und Bürgertum; das Ende der Szene iſt, daß „der Geßler des Gaues" den Onkel Benjamin greifen und fahen läßt, ihn auf ſein Kaſtell ſchleppt und ihm zwiſchen den Läufen ſcharfgeladener Flinten befiehlt — ihn zu küſſen. Wir brauchen nicht deutlicher zu ſein; jedermann kennt die Bedeutung des Wortes „baiser" in einer gewiſſen franzöſiſchen Redensart.

Rache! Herr Minxit, Doktor in Corvol, Benjamins Schwiegervater in spe und gleichfalls ein Pracht-Exemplar eines gediegenen Kneipiers, dabei ein reicher, gutbehauſter Mann, bietet mit echt franzöſiſcher Rage und Courage ſeinen ganzen Dorfheerbann auf, um die Burg des Kambyſes zu ſtürmen. Aber Onkel Benjamin macht ihn aufmerkſam, daß König Ludwig XV., genannt der Vielgeliebte, eher Tauſende ſeiner Untertanen auf die Galeere ſchicken, als einem einzigen Junker ein Haar krümmen ließe. Die Rache muß anders geſucht werden.

Mit energiſcher Ausdauer legt ſich Benjamin in einem Wirtshauſe nächſt der Burg auf die Lauer und paßt ſeine Gelegenheit ab. Sie kommt.

Eines Tages hat Kambyſes eine Fiſchgräte verſchluckt, die ihm im Gaumen ſtecken geblieben; ein Bedienter galoppiert nach dem nächſten Arzt. Der Arzt iſt zur Hand. Onkel Benjamin erſieht den Augenblick ſeiner Genugtuung und übergibt ſich dem reitenden Boten.

Dieſer führte ihn in das Zimmer des Marquis (fährt der Roman fort); Herr v. Kambyſes ſaß in ſeinem Lehnſeſſel und ſchien im höchſten Grade beunruhigt. Die Marquiſe, eine hübſche Brünette von fünfundzwanzig Jahren, ſtand an ſeiner Seite und ſprach ihm Troſt zu.

Benjamin unterſuchte den Hals des Kranken und ſchüttelte den Kopf mit bedenklicher Miene. Der Marquis erblaßte.

„Sie haben von einem Fiſche gegeſſen, deſſen Gräten giftig ſind.“

„Ich habe nie gehört,“ ſtotterte der Marquis angſtſchlotternd, „daß Salme giftige Gräten haben.“

„Wenn die Laien alles gehört hätten, was gut oder ſchädlich iſt in der Natur, wozu brauchte man Aerzte und Studium der Medizin? Die Gräten des Salmen enthalten, wie die Blätter des Manzenillenbaumes, einen ſo ſcharfen und ätzenden Stoff, daß ſie dort, wo ſie im Fleiſche ſtecken, eine akute Entzündung, Anſchwellung und nach längſtens einer halben Stunde den Tod des Erſtickens bewirken.“

„Operieren Sie mich augenblicklich!“ ſchrie der Marquis.

„Augenblicklich! So ſchnell geht das nicht. Es iſt eine kleine Formalität zu erfüllen.“

„So erfüllen Sie! Erfüllen Sie ſchnell! Beginnen Sie!“

„Dieſe Formalität geht Sie an: Sie allein können dieſelbe erfüllen.“

„Alſo ſag', worin beſteht ſie, du Unglückschirurg! Willſt du mich hier aus Mangel an Beiſtand umkommen laſſen?“

„Ich nehme Anſtand,“ ſagte Benjamin langſam und feierlich, „einen ſolchen Antrag zu ſtellen. Einen ſolchen Antrag

dem Markgrafen Kambyſes, einem Edelmanne, der vielleicht in gerader Linie von Kambyſes, dem Könige von Aegypten abſtammt.“

„Ich glaube, Elender, daß du meine Lage mißbrauchſt, um dich über mich luſtig zu machen,“ rief der Marquis, der die Heftigkeit ſeines Charakters wiederfand.

„Gut denn, alſo zur Sache. Ich hoffe, Sie kennen mich noch. Erinnern Sie ſich des Mannes, den Sie vor drei Monaten auf Ihr Schloß ſchleifen ließen, weil er Sie nicht gegrüßt hatte, und dem Sie den blutigſten Schimpf zufügten, welchen ein Mann dem andern zufügen kann.“

„Ein Mann, von dem ich mich — küſſen ließ. In der Tat, das biſt du. Ich erkenne dich an deinen fünf Fuß elf Zoll.“

„Nun, wohlan! Der Mann von fünf Fuß elf Zoll, der Mann, den Sie für ein Inſekt anſahen, für ein Stäubchen auf Ihrem Wege, dieſer Mann ſteht jetzt vor Ihnen und verlangt Genugtuung.“

„O mein Gott! ich bin ja gerne bereit. Nenne die Summe, ſag', wie hoch du deine Ehre anſchlägſt . . .“

„Kein Geld! kein Geld! Eine Ehrengenugtuung muß ich haben; hörſt du, Marquis von Kambyſes, eine Ehrengenugtuung!“

„Gut, es ſoll geſchehen,“ ſagte Herr v. Kambyſes, der mit Schrecken den Zeiger der Uhr die tödliche halbe Stunde konſumieren ſah. „Ich will ſchriftlich erklären, daß Sie ein Ehrenmann ſind und daß ich unrecht tat, Sie zu beleidigen.“

„Der Tauſend, du haſt deine Schulden bald bezahlt! Daß du morgen über den Wiſch lachteſt und über den Einfaltspinſel, welcher glaubte, ein Unrecht ſei gut gemacht, wenn man geſteht, daß man es tat! Es bliebe getan! Nein, nur Wiedervergeltung kann es ungeſchehen machen. Ich habe dich — geküßt, du mußt mich — küſſen!“

„Unglücklicher, haſt du vergeſſen, daß ich der Marquis v. Kambyſes bin?“

„Die Beleidigung iſt wie Gott; alle Menſchen ſind gleich vor ihr. Es gibt weder große Beleidiger noch kleine Beleidigte.“

„Bediente!“ rief der Marquis, den der Zorn die Gefahr vergeſſen ließ; „führt dieſen Menſchen in den Hof; man gebe ihm hundert Peitſchenhiebe; ich will ihn ſchreien hören!“

„Gut,“ ſagte mein Onkel, unerſchütterlich ernſthaft; „aber dann iſt die Operation unmöglich geworden und in fünf Minuten ſind Sie tot.“

„Mein Gott,“ klagte die Marquiſe, „Sie könnten wirklich ſo grauſam ſein? Gewährt es nicht ein größeres Vergnügen zu verzeihen, als ſich zu rächen?“

„Madame,“ ſagte mein Onkel artig, „wenn Sie mir die bewußte Beleidigung zugefügt hätten, ſo ſeien Sie verſichert, daß ich keinerlei Rachegedanken hegte.“

Frau v. Kambyſes lächelte, und da ſie einſah, daß meinem Onkel nichts abzugewinnen ſei, redete ſie ſelber ihrem Gemahle zu, der Notwendigkeit ſich zu unterwerfen.

Der Marquis — winkte den Bedienten, das Zimmer zu verlaſſen.

„Durchaus nicht,“ ſagte der unbeugſame Rächer, „Bediente, ihr ruft im Gegenteil im Namen eures Herrn alle Bewohner des Schloſſes zuſammen; alle, alle, welche damals zugegen waren; ſie müſſen es jetzt wieder ſein. Bloß die Frau Marquiſe hat ein Recht, ſich zurückzuziehen.“

„So geht doch zum Teufel und tut, was dieſer Herr euch ſagt,“ ſchrie der Marquis ſeine Lakaien an, mit einem Blick der Verzweiflung auf den Minutenzeiger. —

Die Szene iſt ſo weit erzählt, daß wir hier abbrechen können. Das Uebrige — erzählt der Roman ſelbſt. —

In dieſem Auftritte hebt ſich der Humor, wie man geſehen hat, von einer recht bitteren Folie ab, von dem Haß gegen das Junkertum, welcher das leichtlebige Buch als eine ſtraffe, energiſch angeſpannte Ader durchzieht. Dieſes Pathos könnte nach zwei Revolutionen, könnte im Jahre 1843, wo das Buch geſchrieben worden, d. h. mitten in der Herrſchaft des franzöſiſchen Bürgertums, für post festum und für eine veraltete Grille gehalten werden. Aber man bedenke, daß die entſcheidenden Jugendeindrücke des Dichters in eine ganz andere Zeit, daß ſie in die

Reſtauration fallen, in jene Herrſchaft des „weißen“ Schreckens, wo der unſelige Stand der Feudalen mit den wenigen Köpfen, welche die Guillotine ihm übrig gelaſſen, fanatiſch gegen die Wand rannte, um alles, was ſeit zwanzig Jahren Gutes und Dauerndes geſchehen, zu rächen, zu beſtrafen, zu verfolgen und rückgängig zu machen.

Eine andere Frage wäre die: ob dieſer demokratiſche Junkerhaß nicht wenigſtens ein Kunſtfehler iſt; ob für eine tiefumfriedete Provinzſtadt unter Ludwig XV. der knirſchende Geiſteraufſtand paßt, der erſt in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XVI. und ſelbſt da, für das Land überraſchend, aus der Preſſe und aus den Salons der Hauptſtadt ſeine Stürme erhob. Mit anderen Worten, ob ſeinem Stoffe gegenüber die demokratiſche Tendenz des Autors, anſtatt verſpätet, nicht als verfrüht ſich darſtellt.

Aber hier iſt das Büchlein geradezu ein Muſter und eine Studie für gleichſtrebende Künſtler. Wenn es im Deutſchen der Fluch der Tendenz iſt, daß ſie aus jeder Illuſion gleich auf tauſend Meilen hinauswirft und durch ſchwerfällige Abſichtlichkeit das naive Naturleben des Gegenſtandes erdrückt, ſo wandelt hier ein Funke von Marats Grimm völlig organiſch in zwei jovialiſchen und luſtigen Landärzten herum und tönt ſich in die lachendſten Farben einer ſonnigen Weinlandſchaft ganz harmoniſch hinein. Wie das zugeht — man ſehe hin und lerne dem Zauberer ſeine Künſte ab, wenn man es kann!

„Schloß Roncanet"

Roman aus der Gegenwart von Robert Waldmüller.

Hannover. Carl Rümpler. 1874.

Es ragt ein Schloß in Steiermark, von dem uns Wunderdinge erzählt werden. Lenôtre hat seine Parkanlagen frisiert, Bernini und Borromini haben seine Fassaden überzuckert, seine Fensterrahmen, Pfeilerknäufe, Giebel, Gesimse, Reliefs und Pilaster verschnörkelt, seine Kupferdächer mit Figuren, seine Auffahrten, Freitreppen, Portale, Vestibüls und tausend passende und unpassende Stellen mit Seeschnekken, Muscheln, Kartuschen, Girlanden, Früchten und allem plastischen Rausch des dreiköpfigen Renaissance-, Barock- und Rokokostiles bezopft und behaarbeutelt. Die Prachtsäle und Prunkgemächer seines verödeten Innern, ihre Malereien, Gobelins, Lüster usw. usw. spotten dem weitläufigsten Faltenwurfe aller Beschreibungsschleppen und Relationenschweife. Kurz, eine fürstliche, fast königliche Residenz, eine Art Louvre, Versailles oder St. Germain, wie durch die Lüfte von Frankreich nach Steiermark geflogen, wie ein Lorettohäuschen, von unsichtbaren Händen auf den Boden der Jodler und der Schwoagerinnen versetzt.

Die Neckerei ist pikant und doch kein bloßes Schattenspiel, denn man könnte dabei an Brunsee und die Herzogin von Berry denken, oder, da unsere übrigen Spuren nicht ins Hügelland, sondern ins Hochgebirge weisen, an das berühmte Schloß Landsberg am Fuße der Koralpe. Die Linie Landsberg-Brunsee würde gleichzeitig auch sehr genau dem Umstande entsprechen, daß unser Roman auf der ethnographischen Grenzscheide von Deutsch und Slawisch spielt —

also Anhaltspunkte genug, die Dichtung in der Wirklichkeit zu finden, und zwar, was zu den Merkmalen eines guten Dichters gehört und was z. B. der „Braut von Messina“ mit Recht nachgerühmt worden, in einer vom glücklichsten Instinkte der Ortswahl ausgesonnenen Wirklichkeit. Unser Schloß Roncanet ist mitten in der steirischen Realität der romanhafteste Punkt für Romanzwecke, ein Zentrum der mannigfaltigsten Kontraste, welches Wechsel und Uebergänge zu den entlegensten Bildern mit der natürlichsten Leichtigkeit gewährt.

In der Tat kann man sich kühnere und doch spielbarere Modulationen kaum denken als — Voltaire und die Vierzeiligen, den Hofton des Oeil-de-boeuf und den steirischen Gesindeton, die slawische Zigeunerei des Herrn v. Polzic und die deutsche Musterwirtschaft des Herrn v. Neuhold. Und als wäre es dem Dichter noch immer zu leicht, diese kontrastierenden Tonarten zu seinen Fugen und Suiten zu verarbeiten, muß er sich auch noch sein „benachbartes Molkenbad“ erfinden, d. h. einen Schwarm von überflüssigen und luxuriösen Kurgästen, deren Physiognomien, Charaktere und Typen als weitere Stimmen seinen vielstimmigen Satz durchschlängeln und verzieren.

Aber just dieser Phantasie-Luxus verrät seinen Wirklichkeits-Ursprung. Nichts ist gewisser, als daß der Dichter all diese Dinge geschaut hat und sie nicht loswerden konnte. Glaubt man es doch zu wissen, wie es „um Kopf und Busen schwirrt“, wenn man in einer brünstigen Reihe von Tagen und Monaten einen vierbändigen Roman schreibt, wie geschäftig die poetische Assimilationskraft, was ihr nur vor den Schuß kommt, in ihr Fleisch und Blut verwandelt: — der muß mir hinein; — die bring' ich auch an: — heißa, welch lustige Griffe ins volle Menschenleben, je mehr, desto besser!

Und doch ist das Beste das Maßhalten, aber unser Dichter hat hier ein Zuviel verschuldet.

Dagegen schreiben wir ein Zuwenig auf das Konto der Handlung. Schloß Roncanet — um diese kurz zu skizzieren — von einem hocharistokratischen Legitimisten, der als Emi-

grant nach Steiermark kam, auf dem altadeligen Fuß der franzöſiſchen Seigneurie gegründet und eingerichtet, iſt unter ſo gänzlich veränderten Verhältniſſen, wie man leicht denken kann, unhaltbar geweſen und als beſcheidener „Neuholdhof" in bürgerlichen Beſitz übergegangen. Ein Neuhold, der es gekauft hatte, vererbt es ſeinem Sohne, reſpektive ſeinem Bruder, einem geiſtlichen Stiftsherrn, wenn der Sohn kinderlos abſcheiden ſollte. Den Sohn Pepi Neuhold (die Eltern ſind geſtorben) finden wir nun als den Helden und ſeine Heirats- und Sukzeſſionsfrage als das Thema unſeres Romans vor. Die Kirche, die zweitnächſte Erbin des Kinderloſen, hat natürlich ein Intereſſe gegen ſein Heiraten; da aber die Erbſchaft eines geſunden Dreißigjährigen eine Taube auf dem Dache, ſo erkennt ſie doch wieder ihr näheres Intereſſe am Sperling in der Hand und würdigt den Gewinn, den es der Kirche jetzt ſchon und in ihren heutigen Gefahren und Kämpfen brächte, wenn ſie die wichtigen politiſchen Großgrundbeſitzer-Rechte des Neuholdhofes, die unſer eminent unpolitiſch geſinnter Held ſonſt gar nicht ausüben würde, durch eine klerikale Heirat desſelben beizeiten in ihren Anner verwandelte und ihn gleichſam moraliſch-geiſtig beerbte. Dieſe zwei Varianten des Kirchenintereſſes konterminiert ſeinerſeits wieder das Doppelintereſſe der liberalen Partei: entweder Aufſtellung einer liberalen Braut-Kandidatur oder, iſt das nicht möglich, wenigſtens Verhinderung einer klerikalen und dann auf die Eheloſigkeit hingearbeitet, für ſie das fernere Uebel, wie für die Kirche der fernere Gewinn. Ein ſolch tätiger Intereſſenſtreit ſetzt natürlich ein möglichſt paſſives Streit-Objekt voraus, und vortrefflich fällt denn auch juſt nach dieſer Seite hin die Mannhaftigkeit unſeres Helden ab, den eine von Haus aus linkiſche und durch eine düſtere Jugendliebe noch mehr verſchüchterte Gemütsart in weiblichen Dingen zum dankbarſten Spielball macht.

So gut dieſes Sujet erfunden iſt, ſo benützt es der Dichter, gegen alle unſere Erwartung, nicht, um eine intereſſante Handlung daraus zu ſpinnen, ſondern bloß um charakteriſtiſche Figuren daran herumzugruppieren. Dieſe Figuren bewe-

gen ſich, aber ſie wirken nicht ein. Das gilt nicht nur von den zwei komiſchen Winkel-Diplomaten Franz Seraphim und ſeinem Privatſekretär Knöbbel, um deren verſchwendete Exiſtenz es ſchade iſt, weil ſie mit völliger Zweckloſigkeit überflüſſig und demnach faſt überläſtig dem Romane ſich anhängen; auch ſo ernſthaft, fein und ſorgfältig intentionierte Maſchinerien wie der Bandweber Zwirntner, der Maler Notker, der Deutſch-Amerikaner Rollenhagen, Aktionsmenſchen, denen der Dichter ſeine wichtigſten Kreditive anzuvertrauen ſcheint, teilen der Romanhandlung keinen Anſtoß einer wirklichen und inneren Bewegung mit. Das alles ſind Hebel, die nicht heben, und Springfedern, die nicht ſpringen. Die Handlung bleibt innerlich ſtarr und ſpröde, und all ihre ſcheinbaren Motoren ſind nichts als — Elfentänze um eine feſtgewurzelte Eiche, Truppenmärſche an der Außenſeite ehrner Feſtungsmauern.

Endlich heiratet der Mautgraf (ſo heißt unſer Held von ſeiner ausgedehnten Straßenmaut-Pachtung), aber weder er ſelbſt noch ſeine drei Bräute erlebten eine Geſchichte des Herzens dabei. Was Geſchichte ſein ſoll, bleibt in unſerm Romane bloßes Ereignis. Die Beteiligten machen Wendungen durch — faſt wie ein Kuſtos ſeine Mineralien hin und her wendet und dahin und dorthin legt, nicht mit tiefgehenden Prozeſſen des pſychologiſchen Lebens. Die Braut, an die wir keinen Augenblick glauben, wird mit Fleiß und Liebe in Szene geſetzt: diejenige, an die wir zu glauben nicht aufhören, wird uns, wie die Wolke von einem Windſtoße, in die paradoreſte Richtung entführt, und ganz gegen ihr eigenes, auf Seite 8 erſten Bandes ſo charaktervoll betontes Programm, dem ſie durch innere Wandlungen und pſychiſch ſchwungkräftige Rotationen mitnichten entrückt worden. Was ſie da vom „Zwanziger“ und vom „hohen Dreißiger“ ſagte, paßt ſchlecht auf den halbverlebten, bekinderten Witwer, deſſen Recht zwar ein beſſeres, aber noch lange kein bewieſenes iſt. Die dritte Braut iſt bei ihrem gänzlichen Mangel an pſychologiſch vidimierten Legitimations-Papieren eigentlich die unmöglichſte und undefinier-

barſte Kataſtrophenheldin des Romans; und wie juſt dieſe aus dem Statiſten-Chor heraus plötzlich zur Louiſe und Julie abgerichtet wird, das mag denn der Mautgraf verantworten, der ſich ihr zuſchlägt wie ein herrenloſes Gut und gleichſam mit einer Art von Auktions-Verſchleuderung.

Der König-Leſer oder Kritiker muß demnach dieſen Roman auf ſeine Faſſon ſelig werden laſſen, denn wahrlich, ſeine Faſſons ſind wunderlich genug. Anders als ſonſt in Roman-Köpfen malt ſich in dieſem die Welt. Dinge bleiben aus, die wir dringend erwarten, und andere, die uns entbehrlich ſind, kommen ſechsſpännig angefahren und belegen auf Wochen die Gaſtzimmer. Den Kolonel Lambert, die zwei Winkel-Diplomaten, das ganze Molkenbad, die ſämtliche Triebenburger Sippſchaft, all dieſe ſchönen verſchwendeten Waſſer, welche ſo unfruchtbare Mühlen treiben, wünſchte man geſtaut und geſammelt, um die einzig wirklichen Lebensfragen des Romans in einen beſſeren Fluß zu bringen, die ſtockenden Seelenzuſtände des Mautgrafen und der Stiegenbäuerſchen Jüngſten. Aber die Welt iſt rund und dreht ſich. Was wir feſthalten wollen, entflieht, und was wir nicht brauchen, bleibt da. Man ſieht Dächer eindecken, wo kaum fundamentiert worden, und Fundamente wie für Cäſaren-Paläſte bleiben ohne Oberbau. Als das Duell eintritt, iſt es das zweckloſeſte Ding von der Welt; aber dort, wo es hingehört, mit Notwendigkeit hingehört hätte, wo es der Kulminationspunkt eines prachtvollen moraliſchen Hochgewitters geweſen wäre, zerfließt es im naßkalten Nebelrieſeln einer leidigen Verſtandes-Reflexion, und die Szene endigt in der menſchlich undenkbarſten Weiſe mit einem Genieſtreich, den der Teufel oder Ariſtophanes ſelbſt erfunden haben könnte, nur daß alles mehr als zügelloſer Humor an dieſem Platze war und daß die humoriſtiſche Exekution an zwei faſt gänzlich unſchuldigen Nebenperſonen vollſtreckt wird, denn ſie waren bisher ſo klein und unbemerkbar, daß wir nicht wüßten, wodurch ſie ſich eine ſo empfindliche Strafe der Lächerlichkeit zugezogen hätten. Dafür

wirft den eigentlich und hochnotpeinlich Strafbaren dieſer Szene der Dichter im nächſten Kapitel, ich glaube zwiſchen zwei Beiſtrichen, zu den Toten und läßt ihn verſchwinden, bei Gott, wie eine Nachtigall einen Mehlwurm aufpickt! Dieſes fortwährende Mißverhältnis zwiſchen Haupt- und Nebendingen gehört aber zu den ſtehenden Eigentümlichkeiten des Romans. Unſer Dichterauge hat offenbar eine jener optiſchen Anomalien, welche das perſpektiviſche Sehen beeinträchtigen. Wie ein an ſeiner Staffelei malender Maler die Fernenwirkung, für welche er malt, durch häufiges Zurücktreten abmißt, ſo ſcheint unſer Dichter, hingeriſſen von der innern Glut der Anſchauungen und Inſpirationen, aus der all ſein Detail gezeugt iſt, rein vergeſſen zu haben, durch wiederholtes Zurückleſen ſeines Manuſkriptes aus der Dichter- in die Leſer-Perſpektive ſich zu verſetzen. So hat Beethoven nicht ſelten ſeine Götterharmonien auf einem Inſtrumente geſpielt, dem nur eine erzproſaiſche technische Kleinigkeit fehlte — der Klavierſtimmer! Er unterſchied nicht, wie es ihm klang und wie es ſeinem Zuhörer klang.

Und doch dürfte das alles nicht unſer letztes Wort ſein, denn indem wir unſerm Romane Gravamina nachſagen, welche jedem andern das Lebenslicht ausblaſen könnten, dabei aber fortwährend mit Hochachtung von ihm ſprachen, haben wir offenbar mit einem Schlüſſel zurückgehalten, der uns ſein eigentliches Weſen erſt noch aufſchließen ſoll. Es iſt Zeit, daß wir den Schlüſſel ins Schloß ſtecken.

Sagen wir alſo kurz: die Dichterweiſe unſeres Dichters iſt eine epiſche und ſein Roman ein Epos. Haben ſich verfeinerte Zeitalter daran gewöhnt, die dialektiſchen Entwicklungsſpiele der Subjektiv-Pſychologie, wie von Lyrik und Drama, auch vom Romane zu heiſchen, ſo muß der Richter, der nach dieſem Gewohnheitsrechte richtet, allerdings unſere Rüge-Urteile ausſprechen; er fällt aber juſt ein entgegengeſetztes, wenn er ſich erinnert, daß wir vom Romane einen Gebrauch machen, der eben nicht ſein Geſetz iſt. Sein immanentes Kunſtgeſetz iſt das epiſche, alſo nicht das Ent-

wickelte, sondern das Zuständliche. Das gibt ein völlig verändertes Tribunal.

Jetzt hört die psychologische Delikatessenküche auf und wir treten in jenes epische Naturleben hinaus — wo der Fisch noch im Wasser schwimmt, der Fasan ungebraten ist und die Goldorange im dunklen Laub, nicht im silbernen Fruchtkörbchen glüht. Hier stürzt eine Mignon eher tot zu Boden, als daß sie sich im pikanten Romanstil „entwickelt", und vom Harfner, der allerdings zurückentwickelt wird, hat Jean Paul das goldene Wort gesagt: „Seine vergangene Geschichte ist eine Leiter, welche in diesen Abgrund glücklicherweise nicht hinunterreicht". Glücklicherweise! Und da verlange man noch Geschichte, wenn sie zu Bild und Gestalt „glücklicherweise" so unnötig!

Unser Roman nun schildert mehr als er handelt; er gibt Land, Volk und Einzelleben mehr in ihren Zuständen als in ihrer Geschichte. Geschichte entwickelt er allerdings auch und sogar viel, aber mit einer eigentümlichen Sinnigkeit fast nur an Gebilden zweiter Ordnung — ungefähr wie wir zwar Büsche, nicht aber Eichen wachsen sehen. Ihren kleinen, spannenden Geschichtskreis mit vollkommener Peripetie und Katastrophe durchlebt z. B. die liebliche Dorf-Ophelia Dilly, eine der originellsten und reizvollsten Dichter-Konzeptionen. Eine bedeutsame Geschichte fängt mit dem Pfarrer Wögener wenigstens an; aber daß sie nicht ausgehen kann, wissen wir ja! Solche Zölibats-Kohlenmeiler werden angezündet und mögen dann innerlich fortglühen. Das Stubenmädchen Liesel darf in einer Geschichte von nur allzu großem Zuschnitt einhergehen; sie ist nun einmal, theologisch zu reden, die „Gnadenwahl" unseres Dichters. Der interessante Krypto-Lutheraner, der Stiegenbauer, steckt in einer Geschichte, von der wir leider nur die beiden Endpunkte sehen — eine Kontur von zwei Strichen, aber wert der ausgestattetsten Ausführung!

In all diesen Regionen handelt es ungefähr romanhaft. Aber je näher wir in die Vordergründe und zu den größern Romanpfeilern herankommen, desto stiller und ruhiger wird

es, und die Menschen haben nicht mehr Geschichte, sondern sind selbst schon Geschichts-Resultate, fertige Gebilde der Geschichte. Und das eben ist der Expengeist dieser Erzählung.

Steht der letzte Roncanet, der alte, halbverrückte Marquis, der sogenannte Moosdoktor, diese mit feinster Nadel meisterlich radierte Figur, nicht wie die menschgewordene Geschichte der französischen Noblesse vor uns, ein ganzes Jahrhundert, ein Prinzip, wie Graf Chambord sagen würde? Könnte der Bandweber Zwirntner überhaupt eine Geschichte haben, seiner würdig? Höchstens in einer Staatskanzlei! Dieser Mann, der seinen engen Gesichtskreis so intelligent und charaktervoll ausfüllt, der seine kleine Welt so gut beherrscht und dabei selbst immer klein bleibt, der arme kleine Mann aus dem Volke, dem keine Naht seiner belletristischen Haut platzt, immer bescheiden, maßvoll, sich selbst und seine Grenzen immer richtig tarierend, er wäre die Geschichte eines großen Staatsmannes, wenn jedes Samenkorn aufginge, ist aber so, wie er ist — Bild und Geschichte des Volkstalentes!

So haben zuletzt auch Charaktere wie der Mautgraf und Tonnerl ihr Bestes getan, daß sie überhaupt — sind. Dieser Mautgraf steht mit bewunderungswürdiger Kunst auf einer Linie, wo er zwischen zwei alten Motiven neu wird. Er ist schon dagewesen, der liebescheue, verschüchterte Linkhänder, aber immer nur als Schlemihl, als arme, gedrückte, halbkomische Figur, die sich durch Belächelt- und Bemitleidetwerden zuletzt in ein Frauenherz einschmuggelt. Wie anders der Mautgraf! Wahrhaft homerisch thront er auf seinem Großgrundbesitz, ein Herrscher von Mensch und Vieh, ein Anaxandron, ein Leiter und Lenker, zu dem hundert Augen aufschauen. Ist aber dieser Realisten-Virtuose gleichfalls schon dagewesen, zumal im modernen Romane, der jeden Dampfkessel und jedes Zahlbrett für einen Roman hält, so hat das feine Gewebe unseres Helden doch wieder nichts gemein mit dem groben Zwilch der ordinären, hausbackenen Realisten-Schablone. Es ist nicht schwer, eine männliche Therese, ein praktisches Genie, ein Klassiker der Arbeit und

Tätigkeit zu ſein; aber nur ein wirklicher Dichter adelt das alles mit dem zart-gewagten Zug, wie der gewiſſenhafte Wirtſchafter, einer verlaufenen Kuh wegen, die ritterliche Fare unterläßt, ſeiner Braut, die denn auch wirklich Schiffbruch leidet, nächtlich auf der Alm Ehrenwache zu halten, weil ſeine mannhafte Reinheit gar nicht zweifeln kann, daß die Ehre ſich ſelbſt bewacht. Das heißt einmal trocken ſein — bis zur Poeſie, und realiſtiſch — bis zum Idealismus! Die Realiſtik iſt hier eine ethiſche Schönheit!

Wenn nun desungeachtet der Mautgraf ſowohl als Tonnerl, die ihm ſo ſinnverwandt iſt, unter einem ſchwerbeſchatteten, ja glückloſen Himmel einhergehen, ſo iſt es zwar menſchlich, wie ſich die Leſehoffnung nun auf „die Liebesſonne“ ſpitzt, die ihnen aufgehen ſoll, denn wir haben die ganze Roman-Tradition für uns, dergeſtalt, daß wir den Schatten ſelbſt nur für die Folie des kommenden Sonnen-Effektes halten. Aber wie dieſer Effekt nun eigentlich ausbleibt, ſo werden diejenigen Leſer, die bei dem Verdruſſe darüber nicht ſtehen bleiben, ſondern ſich ernſtlicher prüfen: waren dieſe Gemütsknoten überhaupt aufzulöſen? waren das Menſchen, um ſich programmäßig in Romanliebe hineinzujubeln? — ſie werden mit Nein antworten, haben ſie's nur erſt zur Frage ſelbſt gebracht. Denn ſiehe da, der Schatten war nun doch edler, als dem Feuer des Edelſteines bloß zur Folie zu dienen; er war ſelbſt ſchon der Edelſtein, eine graue Perle nämlich, bekanntlich die koſtbarſte Perlengattung! Was denn anderes iſt dieſer Schatten, als jener Anhauch von Trauer, welcher juſt die ganzen und vollen Menſchen umflort und welcher ihr dunkles Gefühl iſt, daß ſie nichts Geringeres als menſchgewordenes *Naturleben*, daher von einem Einzelleben nicht zu ergänzen. Er bleibt ihnen und kann nicht hinweggeglückt werden, jener rührende Zug von Wehmut, womit juſt der Reiche — ſich arm fühlen muß, nämlich unfähig, reicher zu werden. Im Grunde iſt auch die Heidelberger Vorgeſchichte unſeres Mautgrafen eine von den kurzen Leitern, welche in ſeeliſche Tiefgründe nicht hinabreichen, und wenn Menſchen wie er oder Tonnerl ſchließlich

doch auch in die Romanheirat hinein müſſen, ſo geſchieht es eher zum Glücke anderer als zu ihrem eigenen, denn ſie haben der Welt weit mehr zu geben als von ihr zu empfangen. An Tatſachen wie dieſen findet die Kritik ihren Schlüſſel, welcher von der Herzensgeſchichte des Romans — in die epiſche Naturgeſchichte weiſt.

Es gibt Punkte in dieſem Romane, die geradezu wie der Geſang eines Epos klingen. Zum Beiſpiel gleich der Anfang. Jeder Roman wäre verloren, der mit dem Thema anfinge, daß die Tochter wieder einmal einen Mann heiraten ſoll, den ſie nicht mag, und von einem ablaſſen, der ihr wohl gefällt. Dieſe alte Geſchichte aber wird zu einer unſterblichen Neuigkeit und Vater und Tochter zu einer pathetiſchen Familien-Symbolik, mit welch epiſchem Griff das angefaßt iſt. Oder der Gang über Land, wie hierauf die Tochter ihre Heimſtätte verläßt und mit Nachbar Zwirntner Dienſt ſuchen geht. Der gute Freund hat ſeine großartigen politiſchen Hintergedanken mit ihr und führt ſein Kälbchen am Strick einer heimlichen Intelligenz, ſo daß wir jeden Schritt dieſer belangloſen Epiſodenhandlung mit Spannung begleiten. Man glaubt einen Dorf-Talleyrand auf ſeinen Schleichwegen zu ſehen. Von Hof zu Hof charakteriſiert er ihr jede einzelne Dienſtſtelle durchaus naturwahr und durchaus tendenziös, und im Nu erheben ſeine kleinen ſcharfen Charakterbilder das ganze Land in eine epiſche Region, und Haus, Hof, Feld, Vieh und Menſch, der ganze Volkszuſtand wird vor unſern leiblichen Augen vergegenwärtigt.

Es iſt oft gebadet worden, aber ſchwerlich hat ein Roman eine Badeſzene wie Schloß Roncanet. Dem Mädchen, das ſich phantaſtiſch verlaufen hat, haben Staub und Schmutz nur allzu proſaiſch mitgeſpielt, und die grünumhegte Bachwelle ſoll Kleid und Leib wieder rein machen, wäre nur die arge Zigeunerin nicht, welche den letztern allein übrig läßt, aber die Kleider zu mauſen weiß. Wir ſehen nun die ganze umſtändliche Dramatik dieſer Verlegenheit, aber daß die Verlegenheit — eine Nudität iſt, und daß man dabei faunisch grinſen oder noch fauniſcher prüde ſein kann, wird mit

ſo reiner, bewußtloſer Grazie ignoriert, wie nur der alte Homer oder der neuere Heinrich v. Kleiſt mit offenen und nicht einmal niedergeſchlagenen Augen blind zu ſein weiß, blind in einem echt epiſchen, unſchuldigen Naturgefühl!

Eine Erfindung endlich, die jedem Heldengedichte Ehre machte, die ſelbſt ein Goethe ſeiner Dorothea gegönnt haben könnte, iſt die Schlußſzene des erſten Bandes. Der Neuholdhof hält ſeinen Viehauftrieb auf die Alm — eine epiſche Volksſzene von breiteſtem Schwung und Wurf. Im Hin- und Herwogen des Feſtes hat nun ein rotes Kleid das Unglück, die Wut eines naiven Stierleins zu erregen, und der Ausbruch dieſer Wut ſtürzt alles in Flucht und Verwirrung. Das Tier wird geknebelt, der Herdenauftrieb geht weiter, die Ruhe kehrt zurück. Und der Bulle? fragt unſer Tonnerl, die neue Hofmagd. Soll das arme unſchuldige Tier ſein ganzes Almrecht verſcherzt haben? — „Für den Augenblick, ja; vielleicht ſchickt man ihn ſpäter hinauf." — Aber ihr wißt, ſo ein Nachzügler iſt auf der Alm das unglücklichſte Vieh; keins nimmt ihn für voll. — Natürlich haben Knechte und Mägde andere Sorgen. Tonnerl aber nähert ſich dem Stierlein, das ſchäumend und mit blutunterlaufenen Augen in ſeinen Knebeln zittert und ſtöhnt, und verſucht, ſich ihm anzuſchmeicheln, wobei ſie ſich freilich entfärbt! Aber ihre Barmherzigkeit überwindet ihre Furcht. Genug, ſie erlöſt den Stier, der erſt drohend ſtutzt, dann aber verſteht, ihre Hand duldet und, befreit, mit Jubelbrüllen und Sprüngen ſich noch rechtzeitig in den Auftrieb miſcht, wo er nun kein Nachzügler mehr iſt.

Nie hat man wohl eine ſchönere Blume ſo rein und unbefangen vom nächſtbeſten Zweig des Volkslebens gebrochen. Die weibliche Tapferkeit iſt beliebte Roman-Mode geworden, da die Doktoren- und Aſſeſſoren-Modelle des männlichen Mutes im bureaukratiſch-ſtaatshämorrhoidariſchen Weltalter nur mit Vorſicht zu brauchen. Aber mit welchem Raffinement verzwickteſter Naivität haben die Dorf- und Stall-Pentheſileen, der Heitherethei-Heroismus und ſonſtiges Tamtam den weiblichen Fuß auf männliche Stelzen geſchwungen! Und

wie weiblich, wie naheliegend und ungesucht einfach geschah hier das Ergreifendste in diesem Genre! (Eine zweite Auflage oder „Gesammelte Werke“ hätten nur die letzte, gar nicht hieher gehörige Seite zu streichen.)

Ob diese und so viele andere Schönheiten nun zu einem befriedigenden Endzwecke wirken oder besser als Selbstzwecke zu genießen, überläßt die Kritik natürlich dem Leser. Sie hat ihres Amtes gewaltet, wenn sie Standpunkte angibt. Sie hat nicht verschwiegen, was auf dem Standpunkte einzuwenden, wenn wir unsern Roman als ein einheitlich durchkomponiertes Gemälde ansprechen. Sie glaubt aber auch einen zweiten Standpunkt berechtigt, nämlich das Gemälde als eine jener Malertafeln zu nehmen, wo eine Reihe von episch selbständigen Randbildern in einem freien Bezug auf ein Mittelbild um dieses herumläuft. Und wieder wäre in unserm Falle das Mittelbild ein Doppelbild, die zwei großen Wirtschaftskörper Neuholdhof und Kreml: der slawische mit ergötzlichstem Humor, der deutsche mit einem wohlklingenden Positivismus behandelt, und beide ohne Spur von Tendenzmacherei, bloß durch die selbstredende Natur allein in einen hochgespitzten Kontrast gebracht, welcher aber nicht so schematisch trocken arrangiert ist, daß zum Beispiel der Neuholdhof nicht selbst wieder in so lebenslustigen Kontrasten sich tummelte wie der realistische Mautgraf und seine phantastischen Hausgeister, der Moosdoktor mit Lisettchen, zwei Janusköpfe, die ihrerseits noch einmal kontrastieren: jener als Traum der Vergangenheit, diese als Traum der Zukunft und gleich dem ägyptischen Josef erst zu Zisternen-Elend hinab-, dann zu Thronwürden sich hinaufträumend. Wollte Gott, es hätte dem Dichter gefallen, anstatt mit einem Paare, über dessen Verwendbarkeit er sich wiederholt täuscht, mit diesem Paare sein Buch zu pointieren, mit dem Kapriccio nämlich, welche Augen der Moosdoktor macht, daß seine eigene Schülerin zum „Uhrmacher Naundorf“ übergeht!

Zuletzt aber möchten wir doch nicht schließen, ohne zu konstatieren, daß speziell die österreichische Kritik für „Schloß

Roncanet" noch ein apartes Dankwort haben muß. Oeſterreich beſitzt an ſeiner ethnographiſchen Muſterkarte ein Roman-Material ohnegleichen in Europa, ein friſches und grünes, ein lebendiges und gegenwärtiges, während W. Scott ſelbſt nur aus Schutt und Staub ſein romantiſches Hochland ausgraben mußte. Oeſterreich beſitzt ferner am Feuilleton-Roman der Wiener Journaliſtik einen Konſumenten von ungeheuerſter Bedarfskraft, und dieſer Konſument kultiviert in der Regel — den Pariſer Vorſtadt-Roman, die überſetzten Zuſtände von Frankreich oder England!!

Iſt es da nicht doppelt dankenswert, daß ein Dichter aus Sachſenland ſeine Poeſie in unſere Steiermark trägt und mit einem Talente, welches bleibende Schönheiten zu zeugen fähig iſt, einen öſterreichiſch-*vaterländiſchen* Roman uns zum Gaſtgeſchenke macht?

Das Judenſchloß

Roman in drei Bänden von *Erwin Schlieben*.

(Preßburg und Leipzig, bei Heckenaſt. — September 1876)

„Wo verſchiedene Raſſen ſich berühren, entſteht die ethnologiſche Kaſte. Gegenſeitige Abneigung zwiſchen den Weißen und den Schwarzen beſteht und hat immer beſtanden, und ſo häufig ſich beide auch trafen, im Krieg oder auf der Wanderſchaft, hat der Weiße beſtändig ſeine Ueberlegenheit behauptet und zwiſchen ſich und ſeinem dunkelfarbigen Bruder gewiſſe ſoziale Schranken gezogen. Und ſelbſt da, wo keine Verſchiedenheit der Farbe beſteht, behauptet ein ähnliches Gefühl, das Raſſengefühl, *als ob es in der menſchlichen Natur läge*, ſeinen Einfluß. Zwiſchen dem Juden und dem Heiden, dem Griechen und dem Barbaren, dem Sachſen und dem Kelten, dem Engländer und dem Ausländer, beſteht etwas, — mögen wir es nun Haß oder Abneigung, Mißtrauen oder bloß Kälte nennen, — das in einem primitiven Zuſtande der Geſell-

ſchaft notwendig zu einem Kaſtenſyſtem führen würde, und das ſelbſt in ziviliſierteren Ländern niemals ganz ausgerottet werden kann."

Max Müller.

An der Literatur iſt es, alles Menſchliche zum Ausdrucke zu bringen. Ganz eigentlich ihr gilt das große und ewig zu wiederholende Wort: Ich bin ein Menſch und nichts Menſchliches ſoll mir fremd bleiben. Ein Gefühl, welches zu allen Zeiten und durch die ganze Menſchheit eine der unzerſtörbaren Naturquellen iſt, das Raſſengefühl, müßte nun, ſollte man denken, in mächtigen Strömen die Literatur durchfluten. Der Roman zumal, welcher ſo vielfach in ausgefahrenen Geleiſen ſich bewegt, und um Charaktere und Motive immer dringender in Verlegenheit gerät, hätte Urſache, aus dieſen reichen und dankbaren Quellen zu ſchöpfen.

Es gibt zu denken, wie er das wirklich tut und wie er es nicht tut. Er hat es immer getan — als hiſtoriſcher Roman. Das Walten des Raſſengefühls weiß er gar wohl zu finden — aber nur in der Geſchichte. Da dürfen Kelten und Sachſen faſt neunzig W. Scottſche Bände durchraſſeln, da dürfen Goten und Mauren, Franzoſen und Kabylen, Skandinavier und Lappländer, Rothäute und Weiße, da dürfen alle Raſſen der Welt in Krieg und Frieden, in Liebe und Haß ausſprechen und erſchöpfen, was ſie auf dem Herzen haben.

Das alles dürfen ſie im Geſchichtsroman. Je näher der Gegenwart aber, um ſo ſchattenhafter ſpielen dieſe Dinge im Zeitroman, wo ſie faſt nur noch als ethnographiſches Abenteuer unterhalten und belehren wollen und das ſeelentiefe Motiv, wovon die Rede iſt, wie in einem optiſchen Kosmorama zu rein äußerlichen Zwecken verwenden. Das Raſſengefühl verſtummt und bloß die Raſſentatſache redet im modernen Zeitroman.

Wie ſchmeichelhaft wäre es, wenn man ſich einbilden dürfte, daß das die letzten Wirkungen unſerer hochentwickelten Ziviliſation ſeien! Aber ſolchen Träumen ſetzt die Wirklichkeit ihre beſtimmteſten Widerſprüche entgegen. Oeſterreich

z. B. weiß davon zu ſagen, mit welcher Macht das Raſſengefühl im Kulturſtaat ſich geltend macht! Und ſagt man, die Kultur der öſterreichiſchen Stämme ſei eben noch nicht die vorgerückteſte, ſo haben wir erſt vor ſechs Jahren im deutſch-franzöſiſchen Kriege das Raſſengefühl mit einer Grellheit aufſchreien gehört, daß der ganzen Kultur die Ohren gellten. Aber auch ohne Krieg, Schlachten und Belagerungen verhehlt es z. B. mitten im Frieden kein Engländer, daß er mit dem Worte foreigner Gefühle verbindet, welche von dem idealen Prinzipe der Menſchengleichheit ſich mehr oder minder entfernen. Und Franzoſen und Engländer werden doch wohl der vorgerückteſten Kultur teilhaftig ſein! Was ſolche Kulturvölker von Raſſengefühl noch lebendig Wirkendes übrig behalten, wird demnach zweifellos zu jenen elementaren Unveränderlichkeiten gehören, welche in allem Kulturfortſchritte das ruhende Naturbeharren darſtellen.

Vom öſterreichiſchen Staate abgeſehen, den die Raſſen-Reibungen allzuſtark inkommodieren und von Zeit zu Zeit wie im Fieber ſchütteln, wohnen übrigens die Europäer in ſo richtigen nationalen Abgrenzungen, daß ſie — den Fremdenverkehr ausgenommen — ſo gut wie keine Gelegenheit haben, der ſchlummernden Raſſeninſtinkte überhaupt ſich bewußt zu werden.

Eine Raſſen-Situation aber gibt es, welche alle Verhältniſſe Europas teils beherrſcht, teils beeinflußt, welche den öffentlichen Verkehr, welche die Muße des Privatlebens, welche das Geſamtgebiet der geſelligen Ordnung mit einem ununterbrochenen Strom lebendiger Wirkungen durchdringt, und welche, von Landesgrenzen nicht eingehegt, unter keiner Länge und Breite unſers Weltteils aufhört, eine wichtige oder mindeſtens wahrnehmbare Tatſache zu ſein. Es iſt die Raſſen-Situation zwiſchen Juden und Chriſten, oder — wie man ohne konfeſſionellen Beigeſchmack ſagen ſollte, — zwiſchen Semiten und Ariern.

Es wird nicht fehlen, daß die innige Wechſelbeziehung dieſer beiden Raſſen jeder von ihnen eine Summe von Eindrükken erzeugt, welche ihr Urteil übereinander, oder, da von

Maſſenleben die Rede iſt, ihr Gefühl gegeneinander feſtſtellt. Dieſem Raſſengefühl, ſcheint's, dürfen wir demnach als einer wichtigen ethnologiſchen Tatſache nachfragen.

Was nun die Semiten betrifft (um ihre Gewohnheit des Vortritts zu ehren), ſo legen ſie ihr Raſſengefühl gegen uns mit jener imponierenden Offenherzigkeit dar, womit alle Orientalen der Naturſtimme die Ehre zu geben pflegen.

„Gelob ſeiſt du Gott, Herr der Welt, der da ſcheidet zwiſchen Heiligen und Gemeinen, zwiſchen Licht und Finſternis, zwiſchen Israel und den Völkern."

Mit dieſen Worten ſchließt jeder jüdiſche Sabbat.

Das iſt greifbar!

Auch bequem iſt es, denn während es die ganze Gemeinde bekennt, kann es jeder einzelne desavouieren oder umdeuten.

Es iſt eben der Vorteil einer rituellen Formel, welche immer lapidariſch, aber immer veraltet und unverbindlich klingt.

Eines ähnlichen Vorteils genießen die chriſtlichen Arier nicht. Sie haben in all ihren Kirchengebeten keinen Hauch, worin ſie ſich über die Juden erheben und einer Scheidung von den Juden ſich freuen können.

Um zum Worte zu kommen, ſind ſie von der Via triumphalis der Sakralſprache auf den gemeinen bürgerlichen Weg, auf die allgemeine literariſche Heerſtraße gewieſen. Dabei ſpricht auch jeder auf eigene Gefahr und hat für ſich ſelbſt zu ſtehen; keine Gemeinde, die er dementieren kann und der er doch angehörig bleibt, deckt ihm den Rücken. Aller Vorteil verwandelt ſich in allen Nachteil.

Aber noch mehr. Wie ſollte der Arier zum Worte kommen, da er das Wort überhaupt gar nicht hat?! Er hat höchſtens die Worte, „les mots", aber nicht das Wort, „la parole", das Wort an ſich, das Wort par excellence, das Wort, welches „die Parole ausgibt". Auch das hat der Semite und es heißt — Roſche. In dieſem Worte handhabt jeder ſemitiſche Mann ein präzis arbeitendes Werkzeug, womit er ſeiner anti-ariſchen Stimmung von Grund aus, aber ohne Aufſehen Luft machen kann. Es iſt ein Wort wie

ein Fallbeil; in jeder Sekunde kann jeder mißliebige ariſche Kopf unter ſeiner leichten und eleganten Schnellkraft ſpielend, faſt ſcherzend abgetan werden. Es iſt eine ewig fertige Proſkriptionsliſte, welche nur ausgefüllt zu werden braucht.

Der Arier hat kein Aequivalent dafür. Er hat dem Worte Roſche nichts Aehnliches an die Seite zu ſetzen. In allen ariſchen Sprachen gibt es keinen Ausdruck, welcher vorwurfsvoll Chriſtenfeind bedeutete, wie das Wort Roſche Judenfeind bedeutet. Worte von exkludierender Parteilichkeit oder Feindſeligkeit liegen ja überhaupt nicht im ariſchen Geiſte, denn es iſt ein Geiſt, welcher nicht er- ſondern inkludiert, ein Geiſt jener allumfaſſenden Brüderlichkeit, jener weltbefreienden und welterlöſenden Humanität, welcher nicht Gott dankt, „von den Völkern geſchieden zu ſein", ſondern deſſen eigentlichſte Miſſion es iſt, Völker-Scheidewände aufzuheben, den Volksegoismus zum Weltbürgertum zu idealiſieren und ſolche Triumphe von Selbſtloſigkeit zu feiern, daß er in unſern Tagen ſogar es vermocht hat, die ſchwarze Raſſe auf Richterſtühle über die weiße zu ſetzen!!

Was dieſem Geiſte an Raſſenregung noch immer Menſchliches übrig bleibt, fügt ſich ihm daher keineswegs ſo leicht, wie dem ſemitiſchen, zu einem entſprechenden Ausdrucke. Er ſchwimmt gleichſam gegen ſeinen eigenen Strom, er iſt um ſeine Ausdrucksmittel in einer natürlichen, aber allerdings rühmlichen Verlegenheit.

Und doppelt den Juden gegenüber. Dieſe Raſſe lebte lange bürgerlich rechtlos zwiſchen der ariſchen, länger als die letztere ſelbſt es ertrug, daher ſie ſich's zur Ehrenpflicht machte, das zögernde Befreiungswerk einſtweilen durch geſellige Liebenswürdigkeit, Zuvorkommenheit, Schonung und Rückſicht zu erſetzen. Dieſe Krankendiät erloſch mit der Geſundheit, nämlich mit dem endlichen Emanzipationswerke. Statt des zarten Biskuits teilen wir mit den Juden nunmehr das rauhe Schwarzbrot der Wahrheit, das wir ſelbſt eſſen, und wie wir von deutſcher Pedanterie, deutſcher Schwerfälligkeit, deutſcher Schlafmütze, deutſchem Neid gegen andere, deutſcher Selbſtwegwerfung in der Fremde, kurz von unſeren eigenen Untu-

genden reden, ſo meinen wir auch von den ſemitiſchen reden zu dürfen, — als Gleiche unter Gleichen. Jene aber ſcheinen das Gewohnheitsrecht der Verzärtelung vorzuziehen und nicht zu empfinden, daß wir ihnen mit dem Rechte der Wahrheit ein beſſeres und höheres Recht einräumen — das Recht der Freien. Sie glauben, oder ſtellen ſich zu glauben, daß unſere Pflicht, zärtlich zu ſein, nie erlöſchen, daß ihre Pflicht, die Wahrheit zu hören, nie anfangen könne. Sofern es nicht ſchmeichelhafte Wahrheit iſt, bleibt es ihnen ſtets *gehäſſige* Wahrheit.

Das gibt denn noch immer ein ſchiefes Verhältnis und bindet auch dem berechtigtſten Raſſenausdruck auf ariſcher Seite die Hände.

All dieſe Nachteile nun ſcheint ſich Erwin Schlieben in tiefſter Seele vergegenwärtigt zu haben, als er es unternahm, dem Romane auch einmal den Stoff des Raſſengefühls zuzuführen. Er faßt den Stoff mit einer Vorſicht und Behutſamkeit an, als wollte er nahezu das Gegenteil ſeines Gefühls ausdrücken. Der *Plan* ſeines Romans verrät faſt die Hand — eines Juden-Enthuſiaſten! Sechs Juden (um das Beiwerk nicht zu zählen) ſind die Hauptheldeu ſeines Romans und nicht weniger als viere von ihnen macht er zu Idolen der Anbetung, zu guten, edlen, verehrungswürdigen Charakter- und Sittenmuſtern. Viere unter Sechſen — damit könnten nicht nur die Juden, ſondern die ganze Menſchheit zufrieden ſein. Günſtiger wäre es freilich noch, wenn unter ſechs Juden ſieben edle vorkämen, eine Proportion, gegen die ich gleichfalls nichts einzuwenden hätte, wenn es die Arithmetik nicht täte.

Desungeachtet hat E. Schlieben den Zweck ſeines Planes verfehlt. Seine vier Gerechten in Israel erwirkten ihm nicht einen Augenblick lang Verzeihung für ſeine zwei Ungerechten in Israel. Baron Iſaak, Joſeph Sternberger, Emanuel Oswald, Goldine-Thora, die vier edelſten Juden, welche ein Chriſt je gedichtet, wurden von den Kritikern als Zeugen gar nicht verhört, der Dichter dagegen einſtimmig und faſt mit Geſchrei verurteilt ob des bösartigen Judenpaars: Ferdinand Kaſchauer und Baron Abraham.

Die Parteilichkeit dieſer Verurteilung nahm in den meiſten Blättern nicht einmal ein Feigenblatt vor. Dieſer Umſtand hat die Gelegenheit offen gelaſſen, daß auch ein Unparteiiſcher noch mitreden kann.

Unparteiiſch, wie ich mich fühle, verurteile ich nun zwar auch, aber — „wenn zwei dasſelbe tun, ſo iſt es doch nicht dasſelbe". Ich verurteile, nicht weil ich einem Chriſten das Recht beſtreite, einen ſchlechten Juden zu zeichnen, ſondern weil ich ihm die Pflicht auferlege, es innerhalb der Aeſthetik zu tun.

Wie ſchön hat das der Dichter getan mit Ferdinand Kaſchauer, Klara Kaſchauer und vor allem mit Benjamin Kaſchauer, der nur ein Hauch iſt, aber von ſeinen Kameraden, den chriſtlich-germaniſchen Gardeleutnants, unter dem leiſeſten Anhauch ſofort als „Imitation" ſich abhebt! Kaum begreift man, wie ein Dichter, der ſo feine Tuſchen in ſeiner Gewalt hat und ſo kunſtkenneriſch die Wirkung der einfachſten Mittel abzuſchätzen weiß, eine Böſewichts-Schablone wie den Baron Abraham figurieren mochte.

Es iſt, als ob ſich aus dem ſchlechteſten Buche von Spindler oder von E. Sue eine Karikatur und ein Zerrbild in ein Buch von Stifter verirrt hätte!

Dieſer Baron Abraham iſt freilich der grellſte Fehler unſeres Romans, aber der einzige iſt er nicht. Erfindung und Durchführung geben noch gar manche Blöße. Die verhängnisvollen Schriften und Käſtchen z. B. ſind nichts weniger als ein originelles Motiv und waren nie ein ſehr wahrſcheinliches. Das Archiv der Verbrechen des Baron Abraham aber iſt eines der unwahrſcheinlichſten. Die Handlung, welche mit dem Familientag und Gutsverkauf ſpannend genug und geradezu dramatiſch beginnt, fängt bald darauf zu verſanden an und löſt ſich in Situationen und Porträts auf, welche glücklich, oft brillant ſind, aber innerlich doch nicht fördern. Mehr verblüffend als befriedigend tritt endlich die wirkliche Vorwärtsbewegung ein. Wenn Baron Iſaak nur einen Finger aufheben durfte, um Himmel aus Hölle zu machen, ſo erſtaunen wir billig, woher dieſer Deus ex ma-

china plötzlich ſeinen Machteinfluß nimmt und warum er all dieſe Gräuel ſich häufen ließ, ohne ihnen nicht längſt ſchon zu ſteuern. Ebenſo unmotiviert haben wir Goldine-Thora als ein Ideal hinzunehmen, welches behauptet, aber nicht bewieſen wird, in jenem angebornen Adel dagegen, welcher Geſchichte und Entwicklung nicht braucht, viel zu mangelhaft durchgearbeitet iſt. Erikas Selbſtopferung und Selbſtmord gehört wieder zu jenen Kruditäten, welche den beſſeren Geiſt des Buches beleidigen, aber faſt noch greller verletzt die zweckloſe Art, womit das Unglück ihres Vaters entwürdigt und durch den Kot geſchleift wird, gleichſam als wäre es der unentrinnbare Fluch des Romanes, daß im Dunſtkreiſe des Baron Abraham weit und breit alles ſein äſthetiſches Maß verlieren muß.

Und doch haben die äſthetiſchen Seelen, welche von ſolchen Auswüchſen ſich zurückſtoßen ließen, wenig oder nicht überlegt, daß ſelbſt unſer Vornehmſter durch ein ſo trübes Medium wie „Die Räuber" hindurchſchreiten mußte. Das ſcheint nun einmal im deutſchen Volksgenius zu liegen, daß vornehme Bildung nur aus einem ſtarken, von vielem Rauche begleiteten Läuterungsfeuer zu gewinnen iſt.

Aber von wirklich vornehmer Bildung wird unſer Roman im großen und ganzen ſehr achtunggebietend getragen. Bald leiſer, bald voller ſchlagen überall Töne an, daß man aufmerkſam fragt: Wer ſpricht da? Das hört man nicht alle Tage! Und der Geſamteindruck iſt: Wahrlich, hier ſpricht ein gebildeter Geiſt.

Und nur der Gebildete iſt es, welcher noch immer bildungsfähiger wird. Darum befaßt ſich, auch wenn er auf Irrwegen ginge, die Kritik weit lieber mit ihm, als mit Wegen, welche ſcheinbar die rechten, dabei aber kurze und fortſchrittsloſe Wegſtückchen ſind. Es iſt am dankbarſten zu kritiſieren, wenn man vertrauen darf: in dieſem Augenblicke hat ſich dein Autor wohl ſelbſt ſchon kritiſiert, und wird das beſtimmteſte Ideal haben, wie er es nächſtens beſſer macht. Er wird die Entdeckung gemacht haben, daß dieſelbe Wirkung ohne den hundertſten Teil der Verbrechen und Abſcheu-

lichkeiten eines Baron Abraham ſich ebenſo gut, ja noch beſſer erreichen läßt. Er wird mit Hamlet bemerkt haben, daß man nicht nur lächeln und immer lächeln und doch ein Schurke ſein, ſondern daß man auch „anſtändig" und immer anſtändig und doch ein Zuchthäusler ſein kann. Die Modelle dazu ſitzen ihm ja auf allen Anklagebänken, wozu brauchte er einen verzeichneten Gipsabguß nach E. Sue? Er wird ſich ferner in acht nehmen — als ob ein ſo haßvolles Gefäß wie Baron Abraham nicht ſchon genug wäre — aus allen Fugen ſeines Romans auch noch mit der Stimme ſeiner ſubjektiven Meinung herauszuſchmähen und mutwilligerweiſe in ungedeckteſter Stellung anzugreifen. Wozu ſchreien, wenn Tatſachen beweiſen? Er wird künftig zurückhaltender, ja perſönlich ſtumm ſein und nur die Wucht der Tatſachen ſprechen laſſen. Endlich aber wird er den Mißgriff nicht wiederholen, zum guten Kontraſt des ſchlechten Judentums einen „Edlen vom Ried" zu machen. Er wird ſich reiflicher die Wahrheit zu Gemüte führen, daß ſeit Gründung der Kreuzzeitung der chriſtlich-germaniſche Junker unmöglich iſt und daß kein „Edler vom Ried" das Ohr des Publikums beſitzt. Er wird ſich zum guten Kontraſt des ſchlechten Judentums einen beſſern Vertreter wählen. Aber fragt er mich: wen? ſo antworte ich: natürlich einen Juden! Warum ſollten Semiten nicht ariſche Gefühle vertreten, da ſie ja längſt auch unſre Volks- und Kommunalvertreter ſind? E. Schlieben kennt das Judentum viel zu intim, als daß er nicht wiſſen ſollte, wie mancher jüdiſcher Ehrenmann auf der Höhe ariſcher Bildung und Ethik gegen Gründer-Juden und Kaftan-Wucherer dieſelben Gefühle hegt wie nur der Beſte der Arier ſelbſt. Und läßt denn der Autor nicht ſchon ſeine vier edlen Juden mit dem chriſtlichen Junker gemeinſame Sache machen gegen die ſchlechten und ſchädlichen Juden? Wenn er desungeachtet um den Erfolg dieſer vier edlen Juden ſich diesmal betrogen ſah, ſo empfängt er ja deutlich die Lehre, daß er weiſer verfährt, einen einzigen Juden an den Platz des Edlen vom Ried ſelbſt zu ſtellen, als neben denſelben vier mal vier Judenideale in zweiten, wenngleich wichtigen

Rollen. Was ſein Edler vom Ried jetzt maßvoll und doch gehäſſig ſagt, wird der ſemitiſche Remplaçant ſtärker und doch unangefochtener ſagen können, denn — ſeine Raſſe blieb ihm ja doch! Die „Neue Freie Preſſe" iſt wahrlich kein Judenfeind, aber in ihrem zweiten Leitartikel vom 24. September d. J. ſchreibt ſie bei Gelegenheit der Bankettrede in Aylesbury wörtlich wie folgt:

„Lord Beaconsfield ſprach auffallend ſcharf. Von der heiteren Ruhe Lord Palmerſtons iſt in Disraeli keine Spur vorhanden. Er bleibt ſich immer gleich, immer heftig und zornig und das orientaliſche Blut in ihm iſt mächtiger als die engliſche Erziehung."

Das iſt ein Wink, den man zu vielem Gebrauche ſich merken kann!

Erwin Schlieben wird ſich ihn merken. Er iſt ein viel zu ſinniger Kopf, als daß ihm nicht ſofort der unermeßliche Vorteil einleuchtete, im Oberhaus ſeines nächſten Romans den blonden Erich vom Ried mit ſolch einem Lord Beaconsfield zu erſetzen, der „heftig und zornig" über die engliſche Erziehung erhaben iſt! Aber wenn ihm dieſer Vertreter ſeine ariſchen Gefühle dann ſelbſt wieder mit ſemitiſchen Akzenten vertritt, alſo mit unerzogener Heftigkeit ſtatt mit „heiterer Ruhe", ſo kann ihm dieſer Nebenvorteil von ſchalkhafter Naturwahrheit nur um ſo willkommener ſein, je mehr er ihm von ſelbſt und ungeſucht zufällt. Er profitierte eine Satire — ohne Satiriker!

Es ſollte mich freuen, wenn die Kritik, die ſo oft unfruchtbar heißt, in dieſen Ratſchlägen fähig geweſen wäre, zur Zeitigung edler Früchte beizutragen. Von unſerm Romancier darf man desgleichen erwarten. All ſeine Fehler machen mich nicht irre, denn wenn ſich der Pfennig des Bettlers von ſelbſt verwaltet, ſo iſt es das Vorrecht des Reichen, Verwaltungsfehler zu machen. Es verlohnt ſich, ertragsfähigen Gütern Kredit zu gewähren, und das Kreditieren ſoll uns nicht verdrießen, denn es müßte entzückend ſein, von der Hand dieſes Dichters ein reifes und tadelloſes Kunſtwerk zu beſitzen.

Ein Alter von der Garde

(1871 *)

Ich möchte das intereſſante Charakterbild, das August Lewald hieß, in meiner Erinnerung nicht miſſen. Ich bin dem Zufalle dankbar, der mich vor zehn und ſieben Jahren in Stuttgart und München mit ihm bekannt gemacht hat.

Repräſentant jenes Stadiums der Preſſe, in welchem dieſelbe ſchon mächtig genug war, um Einfluß zu haben, und noch nicht mächtig genug, um als moderner Induſtrialismus, wie heute, auf ihren eigenen Füßen zu ſtehen und im demokratiſchen Trotz einen Stand für ſich zu bilden, war er ein Abglanz der herrſchenden Stände in Kabinett und Salon, ein brillanter Typus des Literaten, der noch mehr zu den Vornehmen des Volkes als zu dem Volke ſpricht und jene nicht anders beeinflußt als — durch Unterhaltung. Daß man gelegentlich damit weiter reichen kann als durch Oppoſition, Drohung, Einſchüchterung, Pochen auf die materielle Macht, wozu nur dieſe ſelbſt, aber nicht eben Geiſt gehört; ja wie weit man überhaupt damit reichen kann, — wer hätte das draſtiſcher gezeigt als der Häuptling ihrer aller, der fürchterliche Roſengärtner Heine, der juſt von den Vornehmſten am leidenſchaftlichſten gekauft worden iſt! Dieſe wilde Grazie des Salons, dieſe blendenden Perlenzähne des Raubtiers, dieſe ariſtokratiſche Demokratie, die von der letzteren ſelbſt durch einen tauſendblumigen Odeur artiſtiſcher Bildung getrennt iſt, — es war mir in Lewalds Umgang ein Bild für alle fünf Sinne! Ich ſah ihn im Geiſte an allen Tiſchen der Großen ſitzen, ſah ihn die guten Manieren der guten Geſellſchaft wie ſeine Fingerringe tra-

*) Bei Gelegenheit ſeines Ablebens.

gen, und durfte ihn doch nicht „Salonliterat" nennen. Die ſozialen Kulturverhältniſſe der heutigen Preſſe, zumal die Ausbildung der Regierungspreſſe und der Finanzpreſſe, machen die Tagesliteratur zum erſten Geſchäft eines Regierenden und Mitregierenden, zum regulären Dienſt, zum Maſchinen-Mitglied zwiſchen Dampf und Telegraph, und ſtreifen ihr jene wilde Blüte, jene vogelfreie Leichtblütigkeit aus Literaturtagen ab, wo alle politiſchen Gewitter noch im Regenbogen des Feuilletons ausgingen und nur dieſes herrſchte. Der heutige Literat iſt nicht der bunte farbige Schmetterling, der um alle Stände der Geſellſchaft flattert und ſie alle verbindet, ſondern er iſt, der Hauptſache nach, ſelbſt ſtändiſch geſondert. Dort haben wir Bureau-Literaten, ehrenwerte fleißige Arbeiter, welche nie den Salon ihres eigenen „Eigentümers" geſehen; hier Salon-Literaten, welche Verwaltungsräte, Hofräte, Bahn- und Bankdirektoren werden und ſind, wohl auch Orden tragen, oder doch mindeſtens — ihren Champagner bezahlen. In ihren Kreiſen hätte nie — wie mir Lewald köſtlich erzählte — jenes luſtige Champagner-Sympoſium bei Jules Janin ſpielen können, wo der Bediente in weißen Glacéhandſchuhen, aber mit langem Geſichte dem Hausherrn eine flüſternde Meldung macht und Jules Janin, naiv wie ein Kind, auflacht: „Meine Freunde, was iſt da zu tun? der Marchand de vin, der Coquin, borgt mir nicht mehr, und ich habe Sie doch wahrhaftig auf meinen guten Kredit bei ihm eingeladen! Finden Sie das nicht lächerlich?" Und alles fand es lächerlich und lachte und eine Schüſſel ging herum, worauf jeder ſein 10- oder 20-Frankſtück warf, und die Gäſte bezahlten ihren Champagner und der Wirt trank mit, und Raketen von Feuilleton- und Coupletwitzen ſprühten durcheinander, ein improviſierter Rachekrieg gegen alle Coquins von Marchands de vin; — kurz, der ernſte alte Kontraſt von Genie und Philiſter, der heute zur klaſſiſchen Mythe geworden! Das war der Salonliterat von anno Heine, Lewald und Jules Janin, der gebildete Weltmann, der Geſellſchafter der vornehmen Stände, aber ein Einklang von Gentleman und

Gamin, von weißer Krawatte und Kalabreſer, deſſen Harmonienzauber nun nicht mehr nachklingt!

Wie fremd und unverſtändlich in Wahrheit dieſer Typus den Jüngeren geworden, beweiſt z. B. Freund Dempwolff, der von Lewalds kürzlichem Ableben Gelegenheit nahm, in der „Neuen Freien Preſſe" ihn als Männchen von bureaukratiſchen Manieren mit leiſer vorſichtiger Rede zu ſchildern, — ein Bild, das mich durch ſein umgekehrtes Verhältnis zur Naturwahrheit in Erſtaunen ſetzte. Alſo ſchon bureaukratiſch dünkt dem heutigen Literatenſtand, was nur nicht demokratiſch-burſchikos iſt; eine leiſe und vorſichtige Rede, was bloß der gute Vortrag und der gewählte Ausdruck des Weltmannes iſt, gewohnt, kein Ohr zu verletzen, gewohnt, ſeine Worte nicht zu verſchleudern und wegzuwerfen, kurz, mit der Zunge nicht das zu tun, was man mit der Feder „ſchmieren" nennt! Lewald hatte „die guten Manieren", das iſt alles. Sie mögen veraltet ſein; kein Fortſchritt iſt's, daß ſie auch unverſtanden ſind. Man glaube, ſie entbehren zu können, und — *ganz unbewußt iſt die Roheit da!* So kam Lewald eines Tages aus der Theaterkanzlei — er war Regiſſeur der Oper in Stuttgart — und erzählte mir mit lebhafter Empfindung der Betiſe folgendes: „Soeben war mein Intendant ſo gnädig, Spuren von Geiſt an mir zu bewundern, und da ſagte mir der Mann ganz unbefangen ins Geſicht: Wie kommt's doch, Lewald, daß Sie es mit Ihren vielen Talenten in der Welt zu nichts gebracht haben. Wie gefällt Ihnen das? Ich antwortete: Bin ich nicht Ihr Regiſſeur, Herr Baron? Iſt das nichts? Das dumme Geſicht, das er machte, war mir eine köſtliche Satisfaktion." Eine ſolche Grobheit zu ſpüren, mag nicht viel Zartheit erfordern, aber wirkliche Herzenszartheit war es, womit Lewald, geſchäftsmüde und ruhebedürftig, doch von Jahr zu Jahr ſeine Penſionierung verſchob. „Ich bin nun bald ſiebzig," ſagte er mir eines Tages über dieſen Punkt, „aber der König iſt achtzig. Es iſt unhöflich, dem Aeltern zu ſagen, daß ſich der Jüngere invalid fühlt." Iſt eine ſolche Empfindung nicht die beſte der „guten Manieren"?

An ſeinem alten König Wilhelm hing Lewald mit einer rührenden Pietät. Und doch war es ein völlig freies Gefühl, das man ſich nicht frei genug von Servilismus denken kann. Z. B. im Königsbau zeigte er mir einſt einen Knaben, welcher mit ſeinem älteren Begleiter an uns vorüber ging. Es war der Sohn des (damaligen) Kronprinzen. „Da ſehen Sie den zweitnächſten König von Württemberg," ſagte Lewald, — „aber er kommt nicht mehr dazu," fügte er mit der ſicherſten Gelaſſenheit bei. So dachte Lewald über die Chancen der Kleinſtaaterei im Jahre 61. Bekanntlich konnten ſich noch im Jahre 64 die kühnſten Demokraten für den Auguſtenburger begeiſtern! Und Lewald war nicht Demokrat. Er war überhaupt kein Geſinnungsmenſch, kein Theorien-Pedant, hatte nichts aus Stuben, Zeitungen, Büchern, hatte nichts Gemachtes und Vorgefaßtes. Wenn er desungeachtet oft radikale Aeußerungen tat, welche das Kühnſte überboten, ſo hatte er ſie aus erſter Hand, aus ſeiner Weltkenntnis und Lebenserfahrung ſelbſt. Die zwei radikalſten Revolutionsherde der Welt, Paris und Rom, kannte er wie ſeine vier Wände: dort war er in ſeinem Jugend- und Mannesalter und in den heißen „Juli"-Tagen zu Hauſe; hier haben die ultramontanen Verbindungen ſeines Alters ihm den Begriff des Vatikans lebendig gemacht, deſſen innerſte Seele die Revolution iſt, und auf deſſen Höhe, wie Taſſos Antonio ſagt, die ganze übrige Welt ſich klein ausnimmt. Wenn alſo Lewald dem demokratiſchen Zeitungstreiben unſerer Tage abgewendet war, ſo war's nicht nur, weil er ultramontan und konſervativ geworden, ſondern — wie ich das deutlichſte Gefühl hatte — weil es ihm einfach zu klein war und weil er Größeres kannte.

Ich habe da Lewalds Ultramontanismus berührt.

Die Geſinnungsſklaven der demokratiſchen Hegira haben mich oft mit einer Art komiſchem Grauen gefragt: Wie können Sie nur mit einem ſo Ultramontanen umgehen?

Als ob dieſe Würze nicht eben ein Spaß mehr geweſen wäre!

Man denke.

Wir promenieren unter den doriſchen Säulen des Königsbaus (in Stuttgart), die Sonntagsglocken akkompagnieren mehr unſer Geſpräch, als daß ſie es ſtören. Auf einmal bleibt Lewald ſtehen und fragt mich mit einem wahrhaft väterlichen Ernſte: „Lieber Kürnberger, warum gehen Sie nicht in die heilige Meſſe?“ Der geborene Jude, der den geborenen Katholiken in die „heilige Meſſe“ einladet! Und für ſolchen Humor ſollte man unempfindlich ſein! — Ich antwortete: „Weil es bei mir noch nicht an der Saiſon iſt. In meinem Alter trugen Sie ſich auch noch nicht katholiſch.“

Unter dem Portal des Hofgartens (in München) ſtanden wir einſt, da ſchritt über den Odeonsplatz ein alter Barfüßermönch. Lewald ſah ihm nach, und in ſeinem Auge, — dem ſchönen Lewalds-Auge! — war ein wunderſchönes inniges Mitgefühl. „Die armen Leute!“ rief er aus, „Ihr Demokraten ſchimpft auf die Ueppigkeit der Klöſter; aber ich weiß es beſſer, ich kenne ihr Inneres. Dieſe Barfüßer leben ſo arm, ſie haben oft nicht, ihre Waſſerſuppe zu ſchmälzen.“ — „*Mit Recht!*“ antwortete ich; „wenn ich ein Gelübde getan hätte, zeitlebens müßig zu gehen, ſo hätte ich nicht einmal die Waſſerſuppe; geſchweige das Schmalz dazu.“

„Es iſt eure fixe Idee, daß wir eure Verächter und Feinde ſind,“ ſagte ich eines Tages zu Lewald. „Kann man noch rühmlicher von der katholiſchen Kirche denken, als z. B. Macaulay in jener berühmten Stelle: wenn auf den Trümmern von Londonbridge ein Neuſeeländer die Ruinen der Paulskirche zeichnen wird, ſo möchte der Fels Petri noch unerſchüttert ſtehen! Verſtündet ihr gegen uns ſo gerecht zu ſein, wie wir gegen euch, ſo wäre alles in Ordnung.“ Mit dem Lächeln der Unfehlbarkeit antwortete Lewald: „Macaulay hat leicht gerecht ſein. Es iſt der Sieg unſrer Wahrheit, daß ſie ſelbſt einem Proteſtanten einleuchtet, der doch im Irrtum iſt. Bekennt er ſie, ſo tut er nur ſeine Schuldigkeit.“ — „Sie formulieren da ſehr ſtrikt und nett Ihr Todesurteil,“ ſagte ich, „ich weiß, daß das eure innerſte Herzensmeinung iſt; aber weil es ſo iſt, darum rief Vol-

taire achtzig Jahre lang ſein écrasez l'infame, und ihr müßt denn auch wirklich ekraſiert werden. Eine Sekte, welche behauptet, wir haben die Wahrheit, ihr andern den Irrtum, ihr ſeid uns die Gerechtigkeit ſchuldig, wir aber nicht euch, das iſt keine Partei mehr im Staate, mit der ſich Wand an Wand leben läßt, ſondern ein gemeinſchädlicher Feind, für den es nur Scheiterhaufen gibt. Wir werden euch eure pyrotechniſchen Künſte noch ablernen."

Man würde aber bodenlos irren, dächte man ſich ſolche Geſpräche gereizt oder auch nur animiert; es ging alles in Güte und Freundſchaft ab. Im Gegenteile, Lewald machte mir fortwährend den Eindruck, daß jede Antwort, wenn ſie witzig, gelungen, ſcharf oder packend war, eigentlich einen belletriſtiſchen Nachhall in ſeinem Herzen fand; daß die Kapelle, die der Teufel neben jeder Kirche hat, ein ſehr ſtattlicher und feſter Bau in ſeinem Charakter war; daß der Schalk, der Reineke Fuchs, das unzähmbare Raubtier des ſouveränen Eſprits, kurz, das Feuilleton im Grunde doch der Gott ſeiner Götter geblieben.

Alſo war er nur ein Heuchler als konvertierter Ultramontaner? wird nun der Zollſtab und die Schneiderelle fragen. Keineswegs! Die Religion war ihm wirklich Herzensſache oder, wie es bei poetiſchen Naturen heißen muß, wenigſtens Phantaſieſache. Aber freilich liegt die Phantaſie auf der verwickelten Grenzlinie von Heuchelei und Herz und wird von den Alltagsaugen gar zu leicht mit der Heuchelei verwechſelt. Ein Schema war Lewald nicht. Er war ein lebendiger Menſch und unter dem Goldblättchen ſeiner einfachen, ich möchte ſagen naiven Eleganz, ſogar ein recht ſtarklebiger, naturvoller Menſch. Ich verlor in ſeinem Umgange nie das Gefühl: was da an deiner Seite geht, das iſt noch ein Funke aus jenem unbändigen 18. Jahrhundert, das ein für allemal den Teufel im Leib hatte, ob es Guillotinen aufrichtete, wie Robespierre, oder Betſtühle, wie Görres und Joſeph de Maiſtre!

Moritz Hartmann

(Mai 1872)

Hätten Tyrannen wie Antiochus und Herodes nicht mit ſtupideſter Tyrannen-Brutalität den Helleniſmus in Judäa einbürgern wollen, er hätte ſeinen Weg von ſelbſt gemacht und hat es teilweiſe wirklich getan. Haben die Semiten der arabiſchen Wüſte in den Paläſten und Gärten ihres paradieſiſchen Spaniens die Griechen lieben und überſetzen gelernt, wie hätten die nach Griechenland vorgerücktesten Semiten, die Juden, dem griechiſchen Genius fremd bleiben ſollen, ſie, welche faſt das joniſche Meer rauſchen hörten und an der Bundeslade und in den Falten ihres Tempelvorhanges die Lüfte ſich brechen ſahen, die von den Inſeln herabwehten, wo Apollo geboren wurde, und die Tauben der Venus ſchnäbelten! Nicht einmal die Religion, die empfindlichſte Seite der Juden, wäre ein dauerndes Hindernis geblieben; denn hat nicht der Hellene unter ihren Philoſophen, Spinoza, ein Syſtem wie den Pantheismus begründen können, jenen unſterblichen Durchgangspunkt gebildeter Mono- und Polytheiſten? Iſt eine Geſtalt wie König Salomo nicht bedeutungsvoll? Wenn der Pſalmiſt David gleichſam noch den Native- und Alt-Juden repräſentiert, hat dann der Sänger des Hohen Liedes, dieſer Vorläufer des Alexander, nicht ſchon ein Doppelgeſicht vom orientaliſchen Schah und vom abendländiſchen, äſthetiſch, alſo helleniſch angehauchten Lebensphiloſophen?

Der fromme David und ſein genialer Sohn — es hat mir immer geſchienen, alles was jüdiſch iſt, bis auf den heutigen Tag herab, teile ſich in David- und Salomo-Juden, in jüdiſche Juden und helleniſche Juden. Und Börne und Heine? In allen Wandlungen von dreitauſend Jahren wie-

der Reigenführer der David- und Salomo-Gruppe, wieder Repräsentanten der zwei großen Urtypen, welche nach Morgen und Abend, in die Gottheit und in die Weltschöne, zum Sinai und zum Olymp schauen.

Wenn man Heine nicht gekannt und Lewald erst in seinem Alter gekannt hat, so konnte man, wie z. B. ich, den hellenischen Stil des Semiten in seltener Reinheit und Vollkommenheit durch Moritz Hartmann vertreten sehen. Die weiche Empfindung des Juden in der Richtung auf das Kunstschöne! Der zarte und reizbare Nerv, gereizt von der Grazie! Die helle südliche Intelligenz, nicht jüdisches Mittel zu Erdzwecken, sondern als Heiterkeit hellenischer Selbstzweck! Wahrlich, es ist eine der schönsten Mischungen — der Jude vom griechischen Geiste berührt! Das Weiche, Schmelzbare, Zärtliche, Feingeistige, Klare und Durchsichtige der südlichen Organisation, nicht semitisch verbohrt im inneren Trotz und Stolz auf die Auserwähltheit eines servitut- und stiftsmäßigen Gottes, sondern pantheistisch aufgelöst zur Fülle und Freiheit einer Weltanschauung, welche nicht theologisch, sondern ästhetisch ist! Sah ich eine Persönlichkeit wie Moritz Hartmann an, so versetzte sich meine Phantasie willig und gleichsam von selbst in jene Jahrhunderte, — wie mir überhaupt die Zeiten nicht vergehen und alles Dasein beständig da ist, — wo die feinen Köpfe des Südens, tolerante Mauren und gelehrte Juden, mit einem Hohenstaufen oder Abencerragen an den lichtumflossenen Höfen zu Palermo oder zu Granada die Symposien einer schönen Menschlichkeit hielten, und aus den Ruinen der griechischen Bildung neue Blüten lockten, und heiteren Lebensgenuß übten und verfeinernde Künste trieben und die Natur erforschten und Wissen verbreiteten, als noch die halbwilden Völker der nordischen Wald- und Nebellande in papstumnachteter Barbarei die Knochen der Heiligen anbeteten und ihre Metaphysik mit Scheiterhaufen erleuchteten. Die milden Herzen und verständigen Sinne jener hellenischen Semiten waren die wirklichen Kirchenväter der europäischen Humanität, und gerne mocht' ich die Züge der Väter dem Urenkel leihen, oder

die seinigen jenen. Als endlich auch dem nordischen Boden und dem spröderen Germanenblute ein Hellene entsproßte, so war es dann freilich ein Goethe und er ragte über Granada und Palermo wieder hinaus. Aber der Germane wandelt nicht ungestraft unter Palmen, wie sie z. B. dem Semiten eine straflosere Wandelbahn. Das eben war mir das reizende, ich möchte sagen ethnographische Schauspiel an Moritz Hartmanns Hellenismus.

Wenn von Goethe oder wohl gar von Platen abwärts der Deutsche helleniſiert, so wird er gleich bis zur fadesten Nichtigkeit Formaliſt, Faſelhans, chineſiſcher Lack-Poet, völlig mannlos, widerwärtig und empörend. Er iſt ein Nachbeter, ein abgerichteter Papagei, mutterſeelenfremd und verwaiſt in dem Klima ſeiner erotiſchen Dichtweiſe. Den helleniſchen Juden unterſtützt die natürliche Nachbarſchaft von Kanaan und Jonien; man fühlt ihm das verwandte Blut, die ſüdliche Wärme und Helle an. Und ſage man nur nicht, juſt das Zerſtreute, Zerfahrene, Formloſe und Phantaſtiſche der ſemitiſchen Art ſei der denkbar ſprödeſte Widerſpruch zwiſchen Hellenen- und Judentum. In bezug auf die Form iſt das wahr. Aber das eben iſt ja das Uebel, daß der Deutſche, wenn er in der korrekteſten Holz- und Strohform helleniſiert, wie z. B. Willamow oder Heinrich Stieglitz, gleich ein völliges Nichts wird und aufhört auch deutſch zu ſein. Der helleniſche Jude mag die klaſſiſche Form ſchiefer verfehlen, aber er bleibt wenigſtens etwas in ihr, nämlich Jude. Oder richtiger geſagt, wenn ich bei Juden von Hellenismus ſpreche, ſo ſpreche ich überhaupt gar nicht mehr von der Form. Macht denn ſogar den Griechen die Form zum Griechen, oder nicht vielmehr jene Aufrichtigkeit der Naturempfindung, worin alle ſüdlichen Völker ſo bevorzugt ſind? Heine und Anakreon treffen im Genius viel näher zuſammen als Hunderte, welche ſich im Zeitalter Gleims anakreontiſche Dichter nannten, aber tänzelnde Pedanten und Narren geblieben ſind. Die letzteren Jammermänner überbietet erſt wieder die Geckerei derjenigen Juden, welche ſich von den Verführten verführen ließen und,

indem ſie die ſüdliche Naivitäts-Natur auszogen, die nordiſche Reflexions-Natur nicht anziehen konnten. Ein Willamow-Pindar oder Weiße-Anakreon iſt wenigſtens ein Dieb, welcher das Geſtohlene ehrlich verbucht; die Juden aber, welche dieſen falſchen Pathos-Schwindel nachmachen, ſind wie Diebe, welche auch ihre Bücher fälſchen. Das gilt „den Juden, die ich meine!" Sie ſollen nicht glauben, es ſei von ihnen die Rede, wenn von einem Hellenen, wie Moritz Hartmann, die Rede iſt!

Wenn Moritz Hartmann in die Gruppe Heine gehört, allerdings als ein ſchwächerer Heine, ſo iſt er das letztere nur darum, weil er einen Fuß näher auch bei der Gruppe Börne hat. Zwar nicht als Räſoneur, aber als Charakter. Er trägt ſeine Rüſtung, die Börne auswendig und Heine gar nicht trug, inwendig. Und wahrlich, es gehörte die ganze Rüſtung jener tieferen jüdiſchen Energie dazu, um in einem unaufhörlichen, faſt dreißigjährigen Wanderleben Bücher zu ſchreiben, wie ſie Heine an einem ſtationären Schreibtiſche ausgearbeitet, und keineswegs leichtere Ware! Sturmglokken, wie ſie „Der Krieg um den Wald" läutet, hätte Heines Hand nicht ziehen, Heines Ohr nicht aushalten können. Töne, wie ſie der „Pfaffe Mauritius" gelegentlich anſchlägt, können an den Zorn Schaddais und an den Schmerz des Jeremias erinnern! Selten hat ein Viveur, ein Feuilletoniſt, ein leichtlebiges, liebenswürdiges Naturkind die Klippe der Frivolität, man könnte ſagen mit ſo viel Eleganz umſchifft. Zu einem hartköpfigen Streiten, Syſtemreiten, Theoretiſieren, Verranntſein in Prinzipien und Doktrinen war Moritz Hartmann allerdings viel zu viel Poet und Hellene und in der Wolluſt der Harmonie ging ihm jedes Entêtement unter. Hätte man ihn und Börne politiſieren gehört, — alle Welt hätte geglaubt, wie feuerſpeiend Börne und wie mild, wie gelaſſen, wie wellenlinig Moritz Hartmann die Sachen nahm, ſie ſtehen ſich gegenüber wie ein Held und ein Epikuräer. Es kam zur Aktion — und ſie ſtanden Seite an Seite. Wie heldenhaft litt dieſer Epikuräer für ſeinen politiſchen Glauben! Welche Opfer brachte

er ihm! Wie trat er allen, auch den blutigſten Gefahren des politiſchen Märtyrertums dicht und ernſthaft unter die Augen! Derſelbe Volksvertreter, der das ganze Pathos der Paulskirche ſcheinbar im Humor ſeiner „Reimchronik" verpuffte, geht mit Robert Blum in die Höhle des Löwen, der aber ein Tiger iſt und nur die Blutgier, nicht die Großmut des Löwen hat. Derſelbe Feuilletoniſt, der im „Tagebuch aus Languedoc und Provence" den Schaumwein des Franzoſentums aus ſeinen ſüßeſten arabiſch-griechiſchen Kelchen ſchlürft, iſt im deutſch-franzöſiſchen Kriege ein felſenfeſter Deutſcher, unverführt von franzöſiſchen Freunden und Freundinnen, lachenden Reminiſzenzen und lockenden Souvenirs! Derſelbe ſchmerzgefolterte Kranke, der nur aus giftigem Morphin gefährliche Ruhe ſaugt, *wird plötzlich geſund*, als ſeine Gattin krank wird, und pflegt die übermenſchlich-heroiſche Pflegerin in ihrem Typhus-Delirium ſelbſt!

Wahrlich, in unſerem edlen Toten hat die Natur ein Meiſterſtück von jüdiſcher Energie und helleniſcher Elaſtizität geſchaffen! Ein Meiſterſtück, das ihr ſo bald nicht wieder gelingen möchte. Selten ſtand ein ſchönerer joniſcher Tempel auf einem ſtärkeren makkabäiſchen Unterbau! Möge ſeine Biographie — und innen und außen bietet er das Material einer ſolchen — den Hellenen im Juden, den Juden im Hellenen, die ganze Eigentümlichkeit ſeines Genius, ſeiner Liebenswürdigkeit und ſeiner Tüchtigkeit der eingehendſten Charakteriſtik wert finden, zu welcher hier nur der Ton angegeben, nicht das Spiel der ganzen Tonart gefügt werden konnte.

Nachſchrift bei der Herausgabe. Seit ich Vorſtehendes ſchrieb, d. h. ſeit vier Jahren, iſt eine Biographie Moriz Hartmanns meines Wiſſens nicht erſchienen. Ja, ich höre, nicht einmal ſeine „Geſammelten Schriften" (Verlag v. Cotta) verkaufen ſich ſo gut, als es ihr gutes Recht wäre. Wahrlich traurig! Den ehrliebenden Verleger, der einem toten Dichter aus ſeinen eigenen Werken ein Denk-

mal ſetzt, läßt man im Stiche, pfropft aber Erzpuppen auf Erzpuppen, wenn der Denkmalpfennig erpreßt wird von reklameſüchtigen Aufſehenmachern, welchen man die Türe zu weiſen zu ſchwach iſt.

Gottfried Kellers „Sieben Legenden"

(Juli 1872)

„Wer von Gottes Mund ſpricht, tut etwas ſehr „Gewöhnliches; wer aber nur die Hälfte von Gottes „Naſe ſpräche, oder von ſeiner Stirn, oder von „ſeinen Beinen, würde Gott danken können, wenn „man ihn nicht für eine Art Gotteslästerer hielte. „Warum das?"

Hippel.

Ja, warum das? Das iſt die Frage! Und gewiß haben ſchon unzählige Kinder, welche unſere Frage-Skrupeln nicht kennen, in ihrer Natur-Unſchuld von Gottes Beinen und von Gottes Naſe geſprochen. Aber ich möchte es keinem Erwachſenen raten, zu tun, wie die Kinder tun.

Nur ein Erwachſener darf es, Gottfried Keller. Wie die „Sieben Legenden" das Heilige behandeln, — ich möchte recht groß davon denken, ja, man kann gar nicht groß genug davon denken. Es iſt förmlich eine neue Entdeckung in der Naturgeſchichte der Mythologie. Es iſt, als ob ein Muſiker eine neue Tonart erfunden hätte.

Wie ſpricht man im Zeitalter des Unglaubens — ungläubig und zu Ungläubigen — von Glaubensſachen?

O, das iſt einfach; wie Voltaire!

Voltaire hat geſprochen wie ein Sklave, welcher die Kette bricht; — er hat gehöhnt, verſpottet, beſpieen! Das behält ſeinen hiſtoriſchen Wert, aber nicht ſeinen ewig künſtleriſchen.

Nun gut, also wie Heine!

Heine hat nicht mehr gesprochen wie ein Sklave, welcher die Kette bricht, aber doch wie ein Freigelassener, — Libertinus, Libertin, — welcher der Kette noch gedenkt. Aber auch diese Libertinage kann in ihrem künstlerischen Werte ablassen.

Von Voltaire hundert Jahre zu Heine, — von Heine dreißig Jahre zu Gottfried Keller, — wohlan, die fortschreitende Zeit, teils gemacht, teils begleitet von ihren Menschen! Erst Gottfried Keller behandelt das Heilige wie ein Freier, welcher die Kette nie gesehen und getragen hat.

Ei, das hätte sich kürzer sagen lassen! Er ist mit einem Worte nicht satirisch wie Voltaire, sondern naiv wie Homer.

Nein! Aber ich wollte das hören.

Denn ihr habt Namen und Schablonen, aber ich dringe darauf, daß man von den Namen auf die Sachen, von den Schablonen auf die Natur zurückgeht.

Satirisch! naiv! Voltaire! Homer! Glaubt mir, wenn einer wie Voltaire und Homer ist, so ist er — nicht wie Voltaire und Homer, denn er ist dann vor allem — wie ein Original!

In den „Sieben Legenden" ist Gottfried Keller, wenn ihr wollt, satirisch wie Voltaire, naiv wie Homer, graziös wie Heine, humoristisch wie Jean Paul. Aber da er das alles zugleich ist, so müßt ihr jetzt ein Neues wollen; denn wenn diese Namen diese Prädikate gleichsam wie einen Stoff besitzen, der sich zählen und wägen läßt, so ist er bei Gottfried Keller ein imponderabile, aufgelöst zu einem feinen und flüchtigen Aethergeist, und das eben ist sein Geist, Gottfried Kellers eigener Geist. An einem einzelnen dieser Prädikate könnt ihr ihn nicht fassen und festhalten, denn, sollen sie ihn nicht erdrücken (Jean Paul wurde es schon von dem seinigen), so kann er sie vereint und gleichzeitig nur besitzen in einer völlig neuen und ihm allein gehörigen Form dieses Besitzes; aber nennt dann die neue Form nicht mit

alten, ſondern auch mit einem neuen Namen: — Gottfried Keller.

So iſt es z. B. Gottfried Kellers eminenteſtes und ihm ganz eigentümliches Talent, über Menſchen lächeln zu machen, ohne den mindeſten Abbruch an ihrem Anſehen und ihrer Würde! Man bemerke aber, was vorgeht, wenn Jean Paul dasſelbe tut oder vielmehr zu tun verſucht. Will er den belächelten Menſchen bei uns wieder rehabilitieren, ſo taucht er ihn in das Medium einer allgemeinen Menſchenliebe, läßt uns eine gefühlvolle Träne weinen über unſer aller beſchränktes und einfältiges Menſchenlos, webt vor unſeren Augen den Faden, der von einem Herzen zu allen Herzen geht. Das heißt aber — mit allem ſchuldigen Reſpekt vor einer ſchönen Dichterſeele — ſich künſtleriſch ſchülerhaft aufführen. Die Einheit des Kunſtwerks und ſeine Illuſion hört vollkommen auf, wenn ich zu jeder Stunde im indiſchen Büßerſtil erinnert werde: Auch du biſt der Wurm, auch du biſt der Waſſertropfen, auch du biſt das Nichts! Das heißt nicht mehr, den andern mir näher bringen, wie es ein Dichter tut, ſondern mich ſelbſt mir näher bringen, wie es ein Beichtvater tut. Dieſe überwundene Spielart des Humors und der Sentimentalität, dieſes veraltete Zopf-Programm „unter Tränen zu lächeln", d. h. unterm Lächeln zu weinen und ſich jeden Spaß zu verderben, überragt Gottfried Keller wie ein freier Baum einen Spalierbaum. Er ſagt nicht: lächle, aber liebe, was ziemlich leicht iſt, ſondern er ſagt, was ſehr ſchwer iſt: lächle, aber achte! Und achte mir den Belächelten, nicht weil er ein Menſch iſt, was auch wieder leicht wäre; nein! in ſeiner ganzen Beſonderheit, als Individualität achte und reſpektiere mir ihn. Humor mit Reſpekt! So werden wir erlöſt von der Schablone „humoriſtiſch wie Jean Paul", denn dieſer Humor, Gottfried Kellers Humor, iſt wieder eine neue Spielart, iſt ſein Eigentum, iſt ſich ihr eigenes Original. Bald ſollen wir auch erlöſt ſein von den Schablonen: ſatiriſch wie Voltaire, graziös wie Heine, naiv wie Homer.

Den Zauberſtab dieſes ſeines Talentes hat Meiſter Gottfried nirgends mit freierer und keckerer Anmut geſchwungen, als in dem „Fähnlein der ſieben Aufrechten", vor denen er uns nötigt, unſeren Hut bis zur Erde zu ziehen, während er uns gleichzeitig erlaubt, über ihre Häupter ſchelmiſch hinweg zu lächeln. Jeder wird in ſeiner Art ein bißchen komiſch, mancher ein bißchen ſtark und viel, und alle verkörpern eine Volks- und Mannesehre, deren Ehrwürdigkeit uns faſt durchſchauert. Es iſt ein Unikum von Kellerſcher Kunſt. Lieſt man dieſe Novelle, ſo glaubt man die Steigerung, die jetzt noch kommen muß, völlig gewiß vorausſagen zu können. Aber freilich iſt es das Höchſte, was man Dichterwerken nachſagen kann, daß ſie erſcheinen müßten mit der Notwendigkeit von Naturwerken. Die Steigerung kam — in den „Sieben Legenden".

Lächle, aber achte! Ein Künſtler, dem das mit wundergleicher Kunſt-Eminenz bei den Menſchen gelingt, ſieht nur noch e i n e nächſt höhere Kunſtaufgabe vor ſich: es auch mit den Göttern und Heiligen zu probieren!

Wohlan, das iſt die Kunſtzeugung der „Sieben Legenden".

Daß die Frommen allerdings ſagen werden, das Experiment iſt mißlungen, kann uns hier nicht weiter berühren, denn gelungen iſt ihnen nur: dummgläubige Blindheit. Menſchen, welche mit dem Frevel der Selbſtverſtümmlung ihr Augenlicht geblendet haben, daß ihnen von dem ganzen Sehfeld, auf welchem die N a t u r ſich ſpiegeln ſollte, nur das Millimeter einer Ritz-Linie übrig geblieben iſt, durch welches ein K r e u z l e i n einfällt, zählen überhaupt nicht und ſprechen nicht mit.

Nicht um eines Haares Breite iſt Gottfried Keller von dem Boden des Legendenglaubens hinweggerückt. Er zahlt die Gläubigen in ihrer eigenen echten Münze aus; er fälſcht ihren Glauben ſo wenig, als das Echo einen einzigen Vokal oder Konſonanten gefälſcht zurückgeben könnte. Aber daß dabei ſeine Intention und nicht die ihrige herauskommt, das eben war ſeine Aufgabe.

Es wird mir der Raum für einige Beispiele wohl gegönnt sein.

Ein böser Ritter hat seine schöne Frau dem Teufel verkauft und sie an den Ort der Uebergabe gelockt. Das gute Märrchen hat im Vorbeigehen, ohne etwas zu denken, an einer Marienkapelle gebetet, und die Muttergottes, dankbar für dieses Opfer, beschließt sofort ihre Rettung. Sie nimmt selbst die Gestalt der Rittersfrau an und kommt ihr zum Stelldichein zuvor. Und nun spielt eine Szene von frappierender Originalität, eine Szene, welche mit dämonischer Phantasie erfunden ist, — wie folgt:

„Nicht ohne feine Bewegung führte der seltsame Herr die Frau zu dem Ruhesitz und lud sie ein, Platz zu nehmen; dann aber ergriff er gewaltsam zärtlich ihre Hand und sagte mit einer das Mark erschütternden Stimme: Ich bin der ewig Einsame, der aus dem Himmel fiel! Nur die Minne eines guten irdischen Weibes in der Mainacht läßt mich das Paradies vergessen und gibt mir Kraft, den ewigen Untergang zu tragen. Sei mit mir zu zweit und ich will dich unsterblich machen und dir die Macht geben, Gutes zu tun und Böses zu hindern, soviel es dich freut."

„Er warf sich leidenschaftlich an die Brust des schönen Weibes, welches seine Arme lächelnd öffnete; aber in demselben Augenblicke nahm die heilige Jungfrau ihre göttliche Gestalt an und schloß den Betrüger, der nun gefangen war, mit aller Gewalt in ihre leuchtenden Arme. Augenblicklich verschwand der Garten samt Brunnen und Nachtigall, die kunstreichen Dämonen, so das lebende Bild gemacht, entflohen als üble Geister mit ängstlichem Wimmern, ihren Herrn im Stiche lassend, und dieser rang mit Titanengewalt, sich aus der qualvollen Umarmung loszuwinden, ohne aber einen Laut zu verlieren."

„Die Jungfrau hielt sich aber tapfer und entließ ihn nicht, obgleich sie alle Kraft zusammennehmen mußte; sie hatte nichts Minderes im Sinn, als den überlisteten Teufel vor den Himmel zu tragen und ihn dort in all seinem Elend zum Gelächter der Seligen an einen Türpfosten zu binden."

„Allein der Böſe änderte ſeine Kampfweiſe, hielt ſich ein Weilchen ſtill und nahm die Schönheit an, welche er einſt als der ſchönſte der Engel beſeſſen, ſo daß es der himmliſchen Schönheit Marias nahe ging. Sie erhöhte ſich ſo viel als möglich; aber wenn ſie glänzte wie Venus, der ſchöne Abendſtern, ſo leuchtete jener wie Lucifer, der helle Morgenſtern, ſo daß auf der dunklen Heide ein Leuchten begann, als wären die Himmel ſelbſt herniedergeſtiegen."

„Als die Jungfrau merkte, daß ſie zu viel unternommen und ihre Kräfte ſchwanden, begnügte ſie ſich, den Feind gegen Verzicht auf die Grafenfrau zu entlaſſen und alsbald fuhren die himmliſche und die hölliſche Schönheit auseinander mit großer Gewalt." . . .

Prachtvoll-entſetzlich! Aber heterodox? Iſt es wahr, daß der Teufel Lucifer und Lucifer der Morgenſtern iſt? Ja! Iſt es wahr, daß wir mit Hilfe der Jungfrau Maria das Böſe zwar bekämpfen können, daß aber das Böſe immer in der Welt, der Teufel immer mächtig, der Kampf immer unentſchieden bleibt? Leider ja! Leider, ſo neu es dem Katholiken im Ohre klingen wird: „Als die Jungfrau merkte, daß ſie zu viel unternommen..." Seiner Muttergottes ſoll etwas zu ſchwer ſein! Das hat ihm noch niemand geſagt. Aber kann er es leugnen in dieſem Konterte?

Oder folgendes Kapriccio von überſchäumendſtem Dichtermutwillen:

Bertrade, eine reiche Erbin, ſoll ſich auf den Wunſch des Kaiſers verheiraten, und Zendelwald, auf einer muffigen Hungerburg in blödeſter Tatloſigkeit aufgewachſen, wird von ſeiner Mutter angetrieben, das Preis-Turnier um dieſe köſtliche Beute mitzumachen. Der arme Junge reitet denn aus, verrichtet unterwegs die ungeheuerſten — Reflexionstaten und Gedanken-Enthüllungen: kurz ein echter deutſcher Träumerritt! Glücklicherweiſe fällt es ihm ein, in einer Marienkapelle zu beten, und die Jungfrau Maria läßt ſich das nicht zweimal ſagen. Sie beſchließt, dem braven Schlemihl, deſſen Niederlagen gewiß ſind, zu helfen und all ſeine Ritterwerke für ihn zu verrichten.

„Da ſtieg die Jungfrau Maria von ihrem Altar herunter, nahm ſeine Geſtalt und Waffenrüſtung an, beſtieg ſein Pferd und ritt geſchloſſenen Helmes, eine kühne Brunhilde, an Zendelwalds Statt nach der Burg."

„Als ſie eine Weile geritten, lag am Wege ein Haufen grauen Schuttes und verdorrten Reiſigs. Das kam der aufmerkſamen Jungfrau verdächtig vor, und ſie bemerkte auch, daß etwas wie das Schwanzende einer Schlange aus dem Wirrſal hervorguckte. Da ſah ſie, daß es der Teufel war, welcher in der Nähe der Burg herumgeſchlichen und ſich vor der Jungfrau ſchnell in das Gerölle verſteckt hatte. Scheinbar achtlos ritt ſie vorüber, ließ aber geſchickt das Pferd einen Seitenſprung machen, daß es mit dem Hinterhufe auf jenes verdächtige Schwanzende trat. Pfeifend fuhr der Böſe hervor und davon und machte ſich an dieſem Tage nicht mehr bemerklich."

„Durch dieſes kleine Abenteuer erheitert, ritt ſie guten Mutes vollends auf die Burg, wo ſie eben ankam, als die zwei ſtärkſten Kämpen übrig geblieben, um die Entſcheidung unter ſich herbeizuführen."

„Langſam und in nachläſſiger Haltung, ganz wie Zendelwald, ritt ſie auf den Platz und ſchien unentſchloſſen, ob ſie ſich beteiligen wolle oder nicht."

„Da kommt noch der träge Zendelwald, hieß es, und die zwei ſtarken Ritter ſagten: Was will uns der? Laßt uns ihn noch ſchnell abtun, ehe wir's unter uns ausmachen."

„Der eine nannte ſich Guhl, der Geſchwinde. Er pflegte ſich mit ſeinem Roſſe wie ein Wirbelwind herumzutummeln und ſuchte ſeine Gegner mit hundert Streichen und Liſten zu verwirren und zu beſiegen. Mit ihm mußte der vermeintliche Zendelwald zuerſt den Kampf beſtehen. Er trug einen pechſchwarzen Schnurrbart, deſſen Spitzen ſo ſteif gedreht wagrecht in die Luft ragten, daß zwei ſilberne Glöckchen, die daran hingen, ſie nicht zu biegen vermochten und fortwährend klingelten, wenn er den Kopf bewegte. Dies nannte er das Geläute des Schreckens für ſeine Feinde, des Wohlgefallens für ſeine Dame! Sein Schild glänzte, je nachdem

er ihn drehte, bald in dieſer, bald in jener Farbe, und er wußte dieſen Wechſel ſo raſch zu handhaben, daß das Auge davon geblendet wurde. Sein Helmbuſch beſtand aus einem ungeheuren Hahnenſchwanz.“

„Der andere ſtarke Ritter nannte ſich Maus, der Zahlloſe, womit er zu verſtehen gab, daß er einem ungezählten Heere gleich zu achten ſei. Zum Zeichen ſeiner Stärke hatte er die aus ſeinen Naſenlöchern hervorſtehenden Haare etwa ſechs Zoll lang wachſen laſſen und in zwei Zöpfchen geflochten, welche ihm über den Mund herabhingen und an den Enden mit zierlich roten Bandſchleifen geſchmückt waren. Er trug einen großen weiten Mantel über ſeine Rüſtung, der ihn ſamt dem Pferde einhüllte und aus tauſend Mausfellchen künſtlich zuſammengenäht war. Als Helmzierde überſchatteten ihn die mächtig ausgebreiteten Flügel einer Fledermaus, unter welchen er drohende Blicke aus geſchlitzten Augen hervorſandte.“

„Als nun das Signal zum Kampfe mit Guhl, dem Geſchwinden, gegeben wurde, ritt dieſer gegen die Jungfrau und umkreiſte ſie mit immer größerer Schnelligkeit, ſie mit ſeinem Schilde zu blenden ſuchend und mit der Lanze hundert Stöße nach ihr führend. Inzwiſchen verharrte die Jungfrau immer auf derſelben Stelle des Turnierplatzes und ſchien nur die Angriffe mit Schild und Speer abzuwehren, wobei ſie mit großer Kunſt das Pferd auf den Hinterfüßen ſich drehen ließ, ſo daß ſie ſtets dem Feinde das Angeſicht zuwendete. Als Guhl das bemerkte, ritt er plötzlich weit weg, kehrte dann um und rannte mit eingelegter Lanze auf ſie ein, um ſie über den Haufen zu ſtechen. Unbeweglich erwartete ihn die Jungfrau, aber Mann und Pferd ſchienen von Erz, ſo feſt ſtanden ſie da, und der arme Kerl, der nicht wußte, daß er mit einer höheren Gewalt ſtritt, flog unverſehens, als er auf ihren Speer rannte, während der ſeinige wie ein Halm auf ihrem Schilde zerbrach, aus dem Sattel und lag auf der Erde. Unverweilt ſprang die Jungfrau vom Pferde, kniete ihm auf die Bruſt, daß er unter der gewaltigen Stärke ſich nicht rühren konnte, und ſchnitt ihm mit ihrem Dolche

die beiden Schnäuze mit den Silberglöcklein ab, welche ſie an ihrem Wehrgehänge befeſtigte, indeſſen die Fanfaren ſie oder vielmehr den Zendelwald als Sieger begrüßten."

„Nun kam Ritter Maus, der Zahlloſe, an den Tanz. Gewaltig ſprengte er einher, daß ſein Mantel wie eine unheildrohende graue Wolke in der Luft ſchwebte. Allein die Jungfrau-Zendelwald, welche ſich jetzt erſt an dem Kampfe zu erwärmen ſchien, ſprengte ihm ebenſo rüſtig entgegen, warf ihn auf den erſten Stoß mit Leichtigkeit aus dem Sattel und ſprang, als Maus ſich raſch erhob und das Schwert zog, ebenfalls vom Pferde, um zu Fuße mit ihm zu kämpfen. Bald aber war er betäubt von den raſchen Schlägen, mit denen ihr Schwert ihm auf Haupt und Schulter fiel, und er hielt mit der Linken ſeinen Mantel vor, um ſich dahinter zu verbergen und ihn dem Gegner bei günſtiger Gelegenheit über den Kopf zu werfen. Da fing die Jungfrau mit der Spitze ihres Schwertes einen Zipfel des Mantels und wickelte Maus, den Zahlloſen, ſelbſt mit ſolch zierlicher Schnelligkeit vom Kopf bis zum Fuße in den Mantel ein, daß er in kurzer Zeit wie eine von einer Spinne umſponnene ungeheure Weſpe ausſah und zuckend wie eine ſolche auf der Erde lag."

„Nun zerdroſch ihn die Jungfrau mit der flachen Klinge und mit ſolcher Behendigkeit, daß der Mantel ſich in ſeine urſprünglichen Beſtandteile auflöſte und die umherſtäubenden Mäuſefellchen unter dem allgemeinen Gelächter der Zuſchauer die Luft verfinſterten, während der Ritter allmählich wieder zu Tage kam und als ein geſchlagener Mann davonhinkte, nachdem ſein Beſieger ihm die Naſenzöpfchen abgeſchnitten hatte."

„So war denn die Jungfrau als Zendelwald der letzte Sieger auf dem Platze."

„Sie ſchlug nun das Viſier auf, ſchritt hinauf zur Königin des Feſtes und legte die Siegestrophäen zu deren Füßen. Dann erhob ſie ſich und ſtellte einen Zendelwald dar, wie dieſer gewöhnlich zu blöde war, es zu ſein. Ohne indeſſen ſeiner Beſcheidenheit zu viel zu vergeben, grüßte ſie Bertraden mit einem Blicke, von deſſen Wirkung auf ein

Frauenherz ſie ſicher war ... und unterhielt ſie ſo geſchickt und zärtlich ... daß dieſe einmal um das andere glückſelig errötete“ ... Kurz, der blöde Ritter machte ſeine Sache ſo gut, daß er zuletzt Bertraden „zärtlich umfing und einen Kuß auf ihre Lippen drückte, der begreiflicherweiſe das holde Weib mit himmliſcher Seligkeit erfüllte; denn wenn die Himmliſchen einmal Zuckerwerk backen, ſo gerät es zur Süße“.

In demſelben Augenblick, als hierauf der wirkliche Zendelwald erſcheint, räumt ihm die Jungfrau Maria augenblicklich den Platz und verſetzt ihn ſelbſt an Bertradens Seite. Hier findet er nun das Neſtchen ſo warm, die Temperatur ſo angenehm, kurz die ſchwierigſten Arbeiten des Blöden ſo gut ſchon getan, daß er leicht Mut gewinnt, vollends den Reſt zu tun und ſein Glück in Beſitz zu nehmen. Zu der er gebetet, die Jungfrau Maria, hat ihm geholfen.

Aber eine halsbrecheriſche Hilfe, nicht wahr? Was ſagt der Gläubige zu dieſen Muttergottes-Abenteuern? Wird ihm dabei wohl, oder angſt und bange? Hört er eine fromme Geſchichte oder eine Blasphemie? Und warum ſollte es eine Blasphemie ſein? Mag er doch, anſtatt zu fragen, ſelbſt antworten! Iſt es wahr, daß die Jungfrau Maria hilft? Aber wäre das noch eine Hilfe, die nur unter gewiſſen Umſtänden vom Gläubigen zu erhoffen iſt? Natürlich, unter allen erlaubten Umſtänden! Und iſt eine ehrliche Werbung nicht ein erlaubter Umſtand? Aber wenn ein frommer Rittersmann zum Courmachen zu blöde iſt, warum ſollte „Mariahilf“ nicht ſtatt ſeiner die Cour machen? Dem Reinen iſt alles rein! Iſt das wahr oder nicht?

Der Katholik kann nicht nein ſagen und will doch nicht ja ſagen. Sein Verſtand iſt in die Enge getrieben, aber ſein unbehagliches Gefühl bleibt. Warum?

Und das führt uns wieder auf das Motto zurück, das wir vorangeſtellt haben.

Kellers Legendengeiſt hat den katholiſchen Glauben innerlich um kein Tüpfelchen einer Nadelſpitze verletzt: er hat dieſen Glauben nur mit der Miene der Unſchuld und mit der

Folgerichtigkeit der Konsequenz über eine Linie geführt, über welche ein Katholik ihn um keinen Preis führen würde. Sein ganzes Verfahren liegt in den Worten Hippels. Er hört von Gottes Auge und Gottes Mund sprechen, aber wer Auge und Mund hat, der muß auch Bauch und Schenkel haben. So nimmt er denn den Glauben bei seinem eigenen Worte und spricht in der Einfalt seines Herzens — von Gottes Bauch und Gottes Schenkel. Er tut, als ob er nicht wüßte, daß es ein allgemeines Uebereinkommen ist, davon nicht zu sprechen! Das ist die ganze ausgepichte Grausamkeit seiner Legendenerzählung. Habt ihr einen Gott, der ein Mensch ist, — nun gut, ich bin euer Mann; er sei menschlich.

Enfant terrible nennt man ein Kind, das in der Gesellschaft der Erwachsenen nicht eben unanständige und ungehörige Dinge sagt, sondern bloß sagt, was zu verschweigen unter den Erwachsenen die Fable convenue und das allgemeine Uebereinkommen ist.

Als ein solches katholisches Enfant terrible hat Gottfried Keller seine Legenden erzählt.

Keiner, wie er, hat die Kindesmiene so zu Gebote; er ist ein für ewige Zeiten unerreichbares Ideal von Naivität in den „Sieben Legenden". Wenn ihr daher sagt: „naiv wie Homer", so ist es richtig; wir haben nichts dagegen. Aber jetzt sind wir auch dort, wo wir solche Prädikate begrenzen können. Homer ist naiv wie ein Kind, nur sprach er auch zu Kindern. Gottfried Keller ist naiv wie ein Kind, aber er weiß sehr genau, daß er zu Erwachsenen spricht! Das macht den Unterschied.

Nennt daher getrost seine homerische Naivität „satirisch wie Voltaire"; wir haben wieder nichts dagegen. Nur wäre die ganze Satire Voltaires nicht, wenn sie nicht mit offen, ja leidenschaftlich eingestandenen Absichten auf ihren Gegenstand losginge; sie nennt und bekennt diesen Gegenstand, er ist die lebendigste Tatsache ihres Bewußtseins. Selbstverständlich weiß auch Gottfried Keller von dem Gegenstande seines Spottes, aber er tut, als ob er nicht davon wüßte.

Das macht wieder den Unterschied! Er erreicht seine Satire, ohne sie zu wollen, und just weil er sie nicht zu wollen scheint. Zwischen Homer und Voltaire in der Mitte, steht daher seine Naivität und seine Satire auf ganz anderen Punkten als bei jenen.

„Er tut, als ob er nicht wüßte“, haben wir wiederholt sagen müssen. Wer sich das unterfängt, dem müssen alle Grazien lächeln. Nur durch die Gunst der Grazie ist künstlerische Verstellung möglich, besonders dieser verwegenste Grad von künstlerischer Verstellung. Wie eine Katze auf dem Dache, wandelt der Legendenglaube Kellers einher; der Katholik sieht mit Schwindeln und Haarsträuben zu: dafür ist aber auch die Katze das graziöseste aller Geschöpfe.

„Graziös wie Heine“ können wir daher gleichfalls annehmen, soll damit der Superlativ ausgedrückt werden, der von der Grazie der deutschen Prosa bisher erreicht worden ist. Wir können es aber nicht annehmen mit allen übrigen Nebenumständen.

Denn kurz, die Naivität Homers, die Satire Voltaires, der Humor Jean Pauls, die Grazie Heines *steht im Buche*; es sind in sich fertige Kunsterscheinungen. Bei Gottfried Kellers Sieben Legenden *stehen wir selbst im Buche*; er hat seinen Edelstein geschliffen mit unvergleichlich weiser Berechnung des Feuers und Farbenspiels, welches erscheint, wenn wir selbst die Folie dazu sind. Wie das Stereoskop runde Bilder aus dem Ebenen macht, dadurch, daß es unser eigenes Auge und seine Gesetze nachahmt, so macht Gottfried Keller seinen schelmischen Legendenglauben mit unserm Unglauben, den er aus dem seinigen freilich zu berechnen weiß, während der seinige aber streng aus dem Spiele bleibt. Man kann Figuren wie die beiden „Hyacinthen“ als Meisterstücke humoristischer Naivität nicht genug loben; wie aus alten Miniaturen herausgeschnitten, stehen und wandeln sie da vor uns. Und doch hat Gottfried Keller im „Grünen Heinrich“ solche Bilder und Bildchen zu Tausenden aus dem Aermel geschüttelt; seht nur genau zu, *was* ihr an den „Hyacinthen“ lobt und was auf euch wirkt. Nicht

der Bildspaß selbst, nicht die Figuren als solche, nicht die Figuren als Staffage, sondern Luft und Landschaft, worin sie stehen. Das aber sind wir, die Luft, die wir atmen, die Luft des neunzehnten Jahrhunderts. Das hinweg — und die Bildchen erlöschen wie Leuchtkäfer am Tage. Diese perspektivische Kunstrechnung, wie sich die Sachen der Sieben Legenden zu uns stellen, in unserer Luft und Landschaft, das ist das größte und freilich auch das geheimste Meisterstück des Dichters. Vielen Lobenden ist es geheim geblieben.

Grazie und Koketterie sind nicht immer ein Widerspruch; die Grazie verträgt zuweilen einen Stich ins Kokette — siehe die Mediceische Venus. Die kleinen Gelegenheiten dieser Verträglichkeit kannte niemand besser als Heine, dessen Grazie so gerne kokett ist, d. h. Selbstbewußtsein, Selbstgefälligkeit hat, aber just mit dem Wissen von sich, mit dem Gefallen und Gefallen-wollen wieder lose, neckische Spiele treibt. Eine Grazie aber, deren ganzes Spiel die Verstellung ist, wie bei Gottfried Keller, dürfte um keinen Preis in der Welt dieser Grazie Heines ähnlich sein, dürfte mit keinem Zucken ihrer Augenwimper verraten, daß dieses Auge sich selbst beschaut, würde die Schelmereien ihrer Verstellung sofort und tödlich entzaubern, wenn sie nur eine Miene verzöge. Sie darf so wenig eine Miene verziehen, als es Friedrich der Große getan hat, da er den graziösesten Witz seines Lebens machte.

Schlesische Jesuiten verklagten einen seiner Soldaten bei ihm, daß er ihrer Muttergottes den Schmuck geraubt habe. Die Geschichte ist bekannt. Der Soldat, vor seinen König gestellt, sagt mit unerschütterlicher Fassung, es falle ihm gar nicht ein, geplündert zu haben, sondern die Mutter Gottes habe ein Wunder getan und den Schmuck ihm geschenkt. Eigentlich die achte unserer Sieben Legenden! Dieser Soldat muß ein Stück Gottfried Keller gewesen sein.

Aber ein noch besserer Gottfried Keller war sein König.

Wie behandelt Friedrich der Große diesen Fall? Erlaubt er seinem Soldaten, den Schmuck zu behalten? Dann tritt er

auf die Seite der Gottloſen und iſt parteiiſch. Befiehlt er ihm, den Schmuck unverzüglich herauszugeben? Dann tritt er auf die Seite der Jeſuiten und iſt wieder parteiiſch. Aber ein König ſoll unter allen Umſtänden unparteiiſch ſein. Friedrich der Große iſt alſo unparteiiſch! Als Proteſtant, des göttlichen Gnadenlichtes über katholiſche Myſterien leider beraubt, tut er das Loyalſte, was er tun kann: er frägt die Jeſuiten ſelbſt. Iſt es möglich, daß die Muttergottes ein ſolches Wunder tun kann? Den Jeſuiten fährt der Schreck in die Glieder. Sie winden und wenden ſich und fangen an, kaſuiſtiſche Maulwurfshaufen zu ſchaufeln, aber der König kann das alles nicht brauchen. Er braucht nur ein Ja oder Nein. Iſt es möglich, daß die Muttergottes ein ſolches Wunder tun kann? Ja oder nein! Natürlich müſſen ſie ja ſagen.

Der reinſte Gottfried Keller! Wir wüßten weit und breit keine Parabel, welche den Kunſtcharakter der Sieben Legenden ſo erſchöpfend ausdrückte.

In der reinſten Unparteilichkeit — bekennt er die Partei der Aufklärung. Mit der unſchuldigſten Miene, welche auf den Legendenglauben eingeht, — macht er die Mienen anderer lächeln! Er braucht ſich bloß gläubig zu ſtellen, — um den Glauben zu beſchämen. Er richtet ihn durch ihn ſelbſt.

Und noch eins. Bis zu ihrer Pointe können wir dieſe Anekdote hieher beziehen.

Denn da jeder Spaß ſeine ernſthafte Seite hat und ein großer König ein ſehr ernſthaftes, über allen Spaß erhabenes Weſen iſt, ſo ſchwang Friedrich der Große ſeinen gefürchteten Krückenſtock und herrſchte den Soldaten an: „Behalt' Er alſo, was Ihm die Muttergottes geſchenkt hat; aber das laſſ' Er ſich geſagt ſein, wenn Ihm die Muttergottes noch einmal etwas ſchenken will, ſo nimmt Er's nicht an, ſondern ſagt, ſein König hat Ihm's verboten. Verſtanden?"

Und das möchten wir auch der deutſchen Belletriſtik zurufen. Laß dir ein ſolches Büchlein nicht noch einmal ſchenken! Nur die graziöſeſte Dichterhand durfte nach dieſem Schmucke greifen. Denn ſchon haben ſich manche Rezenſenten

nicht entblödet, in demſelben Atemzuge mit den Sieben Legenden — auch die Parodien von W. Buſch zu nennen, gleichſam als geiſtesverwandte Seitenſtücke. Das heißt die Poſſe mit dem höheren Luſtſpiel, den „Sommernachtstraum" mit „Evakathl und Schnudi" zuſammenſtellen. So wahr iſt es, daß man dem deutſchen Publikum nichts Diſtinguiertes ſpenden kann, was es nicht ſofort ſeiner lieben gewohnten Trivialität aſſimiliert.

Die Quellen der Kunſt

(Spätherbſt 1872)

Die Kunſtgenüſſe der diesjährigen Winterſaiſon fingen rhetoriſch an, denn wir hörten in kurzen Zwiſchenräumen drei Prologe, — verfaßt von Betty Paoli, Joſ. Weilen und Anzengruber. Von neuem führte ich mir bei dieſer Gelegenheit den Gedanken zu Gemüte, daß der Prolog eigentlich noch etwas ganz anderes und Höheres ſein könnte, als ein Leitartikel oder eine Programmrede für kunſtgeſchäftliche Unternehmungen. Wie es früher eine eigene Gattung der Lyrik gab, die Heroide, nämlich der fingierte Liebesbrief in Verſen, keine üble Erfindung, um in der Poeſie eine gewiſſe Mittelſtimmung zwiſchen Gefühl und Reflexion zu kultivieren, welche Spielart ſich denn auch wirklich in allen Literaturen Europas Dichter von Talent zu Freunden gemacht hat und welche man ſpäter mit Unrecht einer zopfigen Veraltung anheimfallen ließ: ſo könnte der Prolog nach Art dieſer Heroide, welche gleichſam ein Lehrgedicht in pſychologiſchen Fragen der Liebe war, ein Lehrgedicht in äſthetiſchen Fragen der Kunſt ſein. Daß der lehrhafte Gedanke, die angeblich nüchterne und proſaiſche Kopfarbeit, mit dem ſtrahlendſten Enthuſiasmus der dichteriſchen

Gefühlshöhe ein inniges Ganzes zu werden vermag, beweist für alle Zeiten Schillers Huldigung der Künste, dieses köstlichste Schmelzwerk von Denken und Fühlen, Kunstphilosophie und Kunstbegeisterung. Laßt den Gedanken nur recht klar, recht reif und ausgetragen sein, daß ihm die Freude über seinen schönen Wuchs aus den Augen strahlen kann, und der angeblich „kalte Gedanke" springt von selbst in den zündenden Funken der dichterischen Empfindung über. Ein kurzes ästhetisches Lehrgedicht aber, um recht lebendig und gleichsam dramatisch zu sein, würde am besten die Form des Prologes wählen, jenes höheren Prologes, welcher nicht, wie jetzt, ein Leitartikel für die Interessen eines Auftraggebers, sondern welcher eine Thronrede wäre, worin sich das Imperium der Kunst über seine eigenen großen Interessen vernehmen ließe und die Prologs-Gelegenheit nur zum Anlaß nähme, um wichtige Kunstwahrheiten ins Publikum zu bringen.

Einstweilen aber wäre es schon löblich und wohlgetan, wenn sich der Prolog wenigstens hütete, Unwahrheiten und Irrtümer auszusäen. In diesem Falle möchte ich dann nicht leicht so gnädig sein wie z. B. Hanslick, welcher mit einer allzu vornehmen Nachsichtigkeit von einer gewissen Stelle in Weilens Prolog sagt: „Daß die erste Flöte als Nachahmung des Nachtigallenschlags entstand, lassen wir uns noch gefallen" ... (nur die Orgel als Nachahmung eines Waldsturmes nicht).

Wenn der berühmte Kritiker hier nicht den Pluralis majestatis gebraucht hat, so habe ich nichts Eiligeres zu tun, als aus seinem Wir meine Einheit herauszuziehen: ich lasse mir die erste Flöte als Nachahmung des Nachtigallenschlages nicht gefallen! Ich habe vielleicht zwei und vier zu verschenken, aber den Satz: daß zwei mal zwei vier ist, habe ich nicht zu verschenken. Und ein solcher Satz ist oben verletzt. Wenn ein Hirt, welcher von Sehnsucht und Liebe verzehrt wird (ein „verzehrter Hirt", sagt Weilens Prolog), den Lockruf nach der Geliebten erst einer Nachtigall abzulernen brauchte, so würde er's mindestens mit denselben

Laut-Organen tun, womit die Nachtigall lockt; er würde singen oder den Mund spitzen und pfeifen. Die Sehnsucht der Brust findet unmittelbarer ihren Brustton, als auf dem grübelnden Umweg, aus Holz ein musikalisches Instrument zu machen. Tut denn die Nachtigall das? Zwischen dem Nachtigallschlag und dem Einfall — Wohllaut aus hohlem Holz zu locken, liegt so viel Zwischenraum und fehlt so sehr der verbindende Faden, daß mit der Nachtigall wieder nichts erklärt ist und der denkende Mensch, der zuerst diesen Einfall gehabt, ihn gewiß ohne die Nachtigall gehabt hätte. Die Nachtigall *singt* und der Mensch hätte sie jedenfalls mit Singen nachgeahmt. Ein Toninstrument erreicht eben auch nicht mehr, als daß „es singt"; ja es ist sein höchster Ruhm, und es bedarf langer, erfindungsreicher Prozesse, daß es dem „Singen" nahe und näher gebracht wird. Wahrlich, die Geliebte hätte sich weiter und weiter entfernt, oder besser, der Lockruf hätte sie in beschleunigte Flucht getrieben, denn der erste Ton des Rohrs, der vermeintlich schon die Sukzesse der flötenden Nachtigall erreichen sollte, war jedenfalls ein Mißton, und ganze Generationen starben, bis es ein anständiger Flötenton wurde.

Und doch wäre dieser Einwand schikanös und dürfte gar nicht erhoben werden, wenn der erdichtete Vorgang nur *der Phantasie* schmeichelte: das zu tun, ist so sehr Recht und Pflicht der Poesie, daß sie manche Wahrheit umstoßen und manche Unwahrheit behaupten darf, um mit gefälligem Zauber der Phantasie zu schmeicheln. In unserm Falle aber geht nicht eine gleichgültige Wahrheit in einer höheren Schönheit auf, sondern es ist geradeswegs umgekehrt: der erfundene Vorgang beleidigt und erniedrigt die Phantasie; aber das, was der Phantasie schmeichelt, ist zur Ehre der menschlichen Natur glücklicherweise auch die Wahrheit. Diese Wahrheit heißt: *Der Kunsttrieb ist den Menschen angeboren und nicht den Tieren abgeborgt; er ist eine menschliche Original-Anlage.*

Wäre nie ein Singvogel auf Erden gewesen, so hätte der

Menſch Muſik gemacht; wäre ihm nie ein ſchwimmender Fiſch im Waſſer erſchienen, ſo hätte er das Schiff ſamt Ruder und Segel erfunden. Die letztere Anführung gehört in die Nautik, alſo in die Wiſſenſchaft; aber nur um ſo beſſer. Hat denn der Menſch die Wiſſenſchaften nach Vorbildern des Tierlebens erfunden? Welches Tier gab den Anſtoß, den Kompaß, das Pulver, die Buchdruckerkunſt, das Aſtrolab und den Quadranten zu erfinden, die Sterne zu meſſen, die Elektrizität im Blitzableiter und im Telegraphen gefangen zu nehmen? Nein, auf den Krücken des Tiergeiſtes geht der Menſchengeiſt nicht! Die Pyramiden, der Kölner Dom und die Peterskuppel ſind nicht, weil ein Biberbau iſt, der Menſch hat ſich nicht bekleidet, weil der Pfau ein Rad ſchlägt und das Pardel ein geſprenkeltes Fell hat; nicht daher kommen Schleppkleider und Krönungsornate! Nicht von der Nachtigall kommt die Flöte, nicht von brauſenden Waldbäumen die Orgel. Das iſt eine arme und flache Phantaſie, welche ſich die Quellen der Kunſt nicht menſchwürdiger vorſtellt. Sie meint Blicke in die naiven Naturzuſtände zu tun, und macht nur Blicke auf die ſtaubige Heerſtraße der Gemeinplätze, wo die abgetriebenen Gäule der Alltäglichkeit keuchen und dichteriſches Naturverſtändnis ſchon längſt in den Trivialitäten der Flachbildung untergegangen.

Uebrigens — jeder nach ſeinem Geſchmacke. Ich will juſt nicht bis zum letzten Atemzuge ſtreiten, wenn ſich ein Menſch zum Schüler des Tieres macht und ſeiner Kunſt keine andere Quelle weiß, als eine tieriſche. Proſit!

Sinnliche Poeſie

Laura. — Der neue Tannhäuſer.*)

(Winter 1872)

Ich habe im Vorſtehenden eine Zeile von Hanslick kritiſiert, der ſelbſt ein Kritiker iſt. Sollte man nicht überhaupt lieber die Kritiker kritiſieren? fiel mir bei dieſer Gelegenheit ein. Und faſt halte ich es für profitabler.

Der Richter, welcher Diebe verurteilt (sans comparaison!), findet an dieſen das undankbarſte Publikum; aber der Richter, welcher richterliche Urteile überprüft, wird eine „Quelle" der Geſetzesauslegung, und die Kommentatoren nennen ihn ſchmeichelhaft „einen Nutzen für unſere Wiſſenſchaft".

„Laura" und „Der neue Tannhäuſer" haben beide miteinander gemein, daß ſie laſzive Poeſien ſind. Auch die Kritiker derſelben hatten miteinander gemein — daß ſie ſich ſelbſt nicht verſtanden, deſto beſſer freilich vom Dritten verſtanden wurden. Hört man dieſe Kritiker der Sinnlichkeit, ſo äußern ſie ſich ungefähr ſo: Ich bin gewiß nicht prüde, aber ... ich bin doch prüde (iſt dann der Sinn eines weitſchweifig verklauſulierten Anhängſels). Dieſes „Aber" ſpaltet ſich übrigens in zwei Fraktionen: in das blaſierte Aber und in das konfuſe Aber. Beide konnte man an den Kritikern der Laura und des Neuen Tannhäuſer in ſchönen Exemplaren ſtudieren.

Das blaſierte Aber iſt folgender Meinung: Ein gebildeter Menſch genießt die Sinnlichkeit, aber er bekennt und lobt

*) Laura. Eine Novelle in Verſen von Alfred von Wurzbach. Wien. L. Roſner. Der neue Tannhäuſer. (Im Jahre 1876) neunte vielfach verbeſſerte und neuvermehrte Auflage. Ebendaſelbſt.

ſie nicht öffentlich. Das letztere iſt naiv, und wir ſind zu vornehm, um naiv zu ſein. Dergleichen Kinderſchuhe zu tragen überläßt man 17jährigen Jungen, welche ihre erſte Kaſſa defraudieren, um ihre erſte Mätreſſe zu fetieren. Es paßt für die Lehrlinge des Hauſes, aber nicht für den Chef des Hauſes. Dieſer genießt, aber er ſpricht nicht davon. Noble Paſſionen müſſen vor allem das Air haben, daß ſie Gewohnheit ſind. Etwas Pikantes, Aufregendes oder auch nur Nennenswertes in ihnen zu finden, iſt ſchülerhaft und ſchlechter Ton. Guter Ton iſt es, zu genießen und womöglich dabei zu gähnen.

Das konfuſe Aber iſt menſchlicher und ſteht der Poeſie noch näher. Es hat den beſten Willen, das Recht und den Kultus der Sinnlichkeit anzuerkennen, nur weiß es nicht, wie? Es hat keine durchgebildete Vorſtellung über den *künſtleriſchen Vortrag* der Sinnlichkeit. Es möchte das Entblößte zugleich auch bedeckt haben und das Feuer der Sinne zwar brennen laſſen, aber unter einem Scheffel. Weniger als man glaubt, iſt das altmodiſche Programm vom „Verhüllten" und vom „Erraten" wirklich veraltet, wenngleich der große Fahnenträger desſelben, Wieland, veraltet iſt. Noch lebt aber und iſt ungeheuer verbreitet die liberale Mittelpartei ſeiner Sinnlichkeit, das lüſterne Lächeln, das ſchlüpfrige Blinzeln, das Taſten und Tippen, das Zupfen an Schleiern und Schleierzipfeln, jene zimperlichen Pfarrerſpäße, jenes greiſenhafte Katz- und Mausſpielen zwiſchen Dezenz und Frivolität, jene kleinen Whiſtkünſte der Erotik, welche ſich durch die Quartmajor des Genies, das ihr Widerpart iſt, mit Renoncen- und Impaßſtichen ſeelenvergnügt durchbugſieren. Ja, man darf ſagen, die bürgerliche Moral oder der moraliſche Liberalismus iſt in der Hauptſache bei Wieland ſtehen geblieben und kann ſeiner ganzen Natur nach über ihn auch gar nicht hinaus; vielleicht eher noch praktiſch als theoretiſch. Zu verlockend winkt das Programm vom „Erratenlaſſen im Halbverhüllten" als glücklicher Leitſtern in der *Aeſthetik der Sinnlichkeit*, dieſem ſo ſchwierigen Kapitel, worin ſich zurechtzufinden dem löblichen Publi-

kum wirklich nicht zuzumuten. Das Erratenlaſſen im Halbverhüllten ſcheint ſo recht die Zentrumsmitte und das juste milieu von Anſtand und Lizenz, die Fuſion zwiſchen Tugend und Untugend, das Ideal eines Achſelträgers der Parteien, das Meiſterſtück einer Schaukel zwiſchen Extremen. Wer das Halbverhüllte ganz enthüllt, wer vom ſchönen Nackten mit einem einzigen begeiſterten Wurf auch die letzte Hülle hinwegreißt, — ſeht, wie ſchön es iſt! — der wird nicht verſtanden. Man kann ſich nicht denken, was er will, und weil es immer das Sicherſte ſcheint, wo man nichts denkt, wenigſtens das Schlechte zu denken, ſo denkt man getroſt: *er will die Moral beleidigen.*

Die Moral beleidigen! Scheint es doch, als wäre hier der Punkt, um den Pfad durchs kritiſche Geſtrüpp zu lichten. Es liegt ein Körnchen Wahrheit in dem Worte. Daß die Moral von der Sinnlichkeit beleidigt werden kann, müſſen wir zugeben, ſchon darum zugeben, weil umgekehrt auch die Sinnlichkeit von der Moral beleidigt werden kann. Was wäre denn nämlich *Prüderie* anders, als eine Moral, welche bis zur Beleidigung der Sinnlichkeit geht? Beleidigt man ſich aber beiderſeits nicht, ſo kann man beiderſeits gelten.

Die gültige Sinnlichkeit nun, die Sinnlichkeit in ihrem äſthetiſchen Rechte, finden wir demnach, ſcheint's, unter dreierlei Geſichtspunkten.

Erſtens: die Sinnlichkeit, welche ganz gewiß nicht beleidigt, iſt die *naive* Sinnlichkeit und ihre Erſcheinung als *Unſchuld*. Siehe die Griechen, — Goethe.

Zweitens: die Sinnlichkeit, welche zwar beleidigt, ſogar recht zügellos beleidigt, aber trotzdem ſich Geltung erſchmeichelt, iſt die Sinnlichkeit der Grazie, des Witzes, der Liebenswürdigkeit. So neckt man ſich wohl auch in guter Geſellſchaft, ſo hänſeln und hecheln ſich gute Freunde, aber einzig zu dem Zwecke, an der ſcheinbaren Beleidigung nur den Genuß des gegenſeitigen beſten Einvernehmens zu erproben und zu ſteigern. Siehe Ariſtophanes, Boccaccio, Rabelais und den jüngſten Repräſentanten des „ungezogenen Lieblings der Grazien", — *Heine*.

Drittens: äſthetiſche Geltung erwirbt ſich endlich auch die Sinnlichkeit, welche, indem ſie andere beleidigt, weit mehr ſich ſelbſt beleidigt und aus dem Gefühle des ſchmerzlichen Bruches zwiſchen Natur und Geiſt ihre Einkehr zu letzterem findet. Das iſt die büßende und reuige Sinnlichkeit, die Sinnlichkeit ſo vieler Minneſänger, des ganzen romantiſchen Mittelalters und ſeines Urbildes, des Tannhäuſers.

Sind dieſe drei Wegweiſer richtig, ſo wird es auch dem äſthetiſchen Laien möglich, ſich zu orientieren, ja es wird ihm unmöglich, die Wege zu verfehlen. Sofern er nur ſonſt gradſinnig und wahrheitsliebend iſt, wird er den Faden zu benützen wiſſen, im ganzen Labyrinthe der Nacktpoeſie, beſſer als ſo viele Kritiker derſelben, ſich kritiſch zurechtzufinden.

Wenn ihm z. B. einer der Konfuſions-Kritiker ſagt, daß Laura „eine ſchmutzige Geſchichte" iſt, ſo bleibt ihm das zunächſt gleichgültig, denn er fragt einzig, ob ſie ſchmutzig erzählt iſt. Damit fällt ihm der kritiſche Maßſtab des Gedichtes von ſelbſt zu, und mit Vergnügen genießt er jetzt, was ihm an Witz, Schalkheit, glücklicher Unterhaltungsgabe, ja ſelbſt an graziöſem Maßhalten erfreulich genug geboten wird. Wenn das Gedicht desungeachtet ſeinen reinſten Eindruck verfehlt, ſo findet er ganz woanders den Grund davon.

Die equivoque Geſchichte ſpielt in der vornehmen Welt. Wir wünſchten nun ſicherer empfinden zu können: wohin zielt die Demonſtration? Demonſtriert der Dichter gegen die höheren Stände, deren moraliſche Niedrigkeit ſatiriſch gezeigt werden ſoll, ſo müßte der ſatiriſche Stachel ſchärfer und deutlicher einſetzen. Demonſtriert er bloß gegen die allgemeine menſchliche Schwachheit, welche nicht ausſchließen würde, daß die ſchwachen Menſchen doch auch gute und ehrenwerte ſeien, ſo iſt es ein peinlicher Mangel, wie es die Menſchen dieſes Gedichtes ohne Ausnahme nicht ſind. In dieſem Schwanken, nicht im Stoff, ſondern in einem unfertigen Verhältniſſe zum Stoffe, liegt der auszuſprechende Tadel. Und doch möchte ich dieſen Tadel möglichſt gelinde ausſprechen, denn nicht Ablehnung, ſondern

Aufmunterung verdient ein Dichter, welcher ſich heute dem komiſchen Epos zuwendet, deſſen von Natur aus niedriger Stoff die feinſte Urbanität der Behandlung erfordert, alſo ein Etüdenſtil, der nicht eben im Geſchmacke demokratiſcher Zeitalter liegt. Aber daß ſich dann der Stiliſt nur mit dem ſchärfſten Gefühle von Selbſtachtung ſeines edlen Amtes unterwinde! Daß er die Frivolität ſeines Stoffes nicht mit einem ungeläuterten Reſte ſeiner eigenen addiere! Solch eine ſubjektive Frivolität iſt z. B. die völlig unnötige und unter Kavalieren ohne blutige Genugtuung rein unmögliche Ohrfeige, womit der innerlich begünſtigte Liebhaber den Nebenbuhler, welchen eine Kokette mit günſtigen Aeußerlichkeiten foppt, abſtoßend brutal aus dem Felde jagt. Vielleicht iſt dieſe Anekdote buchſtäblich wahr, — ſo unwahrſcheinlich nimmt ſie ſich im Gedichte aus!

Wenn „Laura" aus der obigen Dreizahl unſerer apologetiſchen Sätze den zweiten für ſich hat, — wenigſtens teilweiſe; — ſo findet „Der neue Tannhäuſer" ſeine äſthetiſchen Stützpunkte in all den drei Sätzen zugleich. Da klingt's in allen ſüßeſten und ſchmerzlichſten Tönen vom hohen Liede der Sinnlichkeit, vom großen Sirenenliede der Menſchheit, das uns von Meer zu Meer, von Ufer zu Ufer begleitet, gegen das ſich das Ohr mit Wachs und das Herz mit Askeſe bald ein Odyſſeus, bald ein heil. Antonius ganz vergebens verſtopft. Griechiſch wie Goethe, modern wie Heine, romantiſch wie der Tannhäuſer; naiv, petulant, asketiſch und vor allem einig, kein eklektiſcher Wechſel, der ſo und auch anders ſein kann, ſondern das tiefe geſchichtliche Menſchenherz ſelbſt, das ewig geiſt-ſinnliche und ſinnlich-geiſtige: das iſt der Liederpuls dieſes von echteſter Lyrik bewegten Tannhäuſer-Lyrikers. Leider zollt auch er — ungerne genug ſehen wir es — den Tribut des Epigonentums und lehnt ſich faſt mutwillig, denn er braucht es nicht, zuweilen an Heineſche Vorbilder an. Dahin gehört XXXIV (der 6. Auflage), das ſchwerlich ohne Heines „Waldeinſamkeit" entſtanden oder doch ſo verwandt moduliert wäre; noch mehr aber das erzfatale XX. Heine liebt es, im liederlich-

ſten Trochäen-Schlendrian oft förmliche Wäſchzettel von Proſa hinzuleiern, bis ſich dann freilich eines ſeiner unvergeßlich geflügelten Worte von dem ſchlau-affektierten Geträtſche nur um ſo affektvoller abhebt. Auch dieſe Kopenhagen-Romanze vagabundiert ſich zuletzt zu einem allerliebſten erotiſchen Stimmungsbildchen durch, aber es iſt doch eine windige Koketterie, zu einer drei Schuh breiten Dichterlaube eine Meile lang als Weinreiſender zu bummeln.

Noch ſchlimmer, wenn Heine nicht bloß zu formellen, ſondern auch zu moraliſchen Salopperien Beiſpiel und Anlaß gegeben hätte! Wer ſeine Geliebte kennen lernen muß — als die Frau eines andern, der weiß unter allen Umſtänden von Unglück zu ſagen, denn es trübt und verdunkelt das Schönſte, was Menſchen genießen können. Sich darüber luſtig machen und die „liebenswürdigen Hörner" des Mannes preiſen (XXX), oder wohl gar zu der Schäferſtunde der Mutter das Töchterchen „erſtaunt zuſehen laſſen" (XXXI), der Grabesſzene (XXXII) zu geſchweigen; das ſind peinliche Charakterfehler. Sogar XI hätte ich nach meinem Geſchmacke lieber nicht gemacht. Man muß nicht jeden *Einfall* für ein *Gedicht* halten.

Aber ich fange an, den Dichter zu kritiſieren, und ich wollte die Kritiker kritiſieren. Nun, die Kritiker haben geſagt, daß man beim Verleger Rosner Haſchiſch, Opium und ſpaniſche Fliegen zu kaufen bekommt; oder ſie haben dieſem wirklichen Minneſänger gnädiglich zugeſtanden, daß er die Minneſänger „mit Nutzen" geleſen (daher man durch nützliche Lektüre ein Dichter wird, was ich bisher nicht wußte); kurz, ſie haben — kritiſiert! Und das Publikum hat's ausgehalten und hat dieſe Kritiken nicht „mit Schaden" geleſen. Der neue Tannhäuſer fliegt von Auflage zu Auflage. Alſo eins von den ſündigen Maria-Stuart-Büchern, die beſſer ſind als ihr Ruf und liebenswürdiger als die ſtrenge Eliſabeth, die Tugendheuchlerin, die mit dem Henkerbeil rezenſiert!

Erwin

Von Karl Landſteiner.

(Wien, 1875. Alfred Hölder)

Der ſittenreine Erwin und die frivole Laura treffen darin zuſammen, daß ſie beide das proſaiſche und nüchterne Treiben eines großſtädtiſchen Stadtpflaſters in die Region der epiſchen Poeſie erheben.

Seit Gründung des „Hausjörgel" und der „Theaterzeitung" hat ſich Wien nur im Feuilleton und im Notizenklatſch zu beſpiegeln gewagt; auf der Bühne gehörte es der „Lokalpoſſe". Endlich begriff ſich die Weltſtadt in einer Bau-Aera, welche leicht ihr perikleiſches Zeitalter ſein könnte, als einen höheren Stoff, und mit einem Selbſtgefühl, das diesmal am Platze iſt, ſteht ſie dem Epos Modell. Das iſt eine neue, ja eine neueſte Erſcheinung in der Entwicklung dieſes keimreichen Gemeinweſens.

Und wie fertig das ſoziale Wiener-Epos gleich aus dem Vaterhaupte emporſprang! Kein Schauſpiel unbeholfener Neulings-Verſuche! Mit gewandteſtem Zofenknix tanzen die Verſe Wurzbachs, und Landſteiners ernſterer Jambus hat die Sicherheit des vollendeten Weltmannes, deſſen durchgebildeter Schritt weder über angeſchnallte Huſarenſporen noch über ſchlotternde Soutanenfalten ſtrauchelt. Jedes Motiv bewegt ſich in ſeiner eigentümlichen Gangart mit Meiſterſchaft.

Ich kann mich nicht enthalten, von der ſtilgewandten Bildkraft dieſes Dichters ein paar Vignetten zum beſten zu geben.

Kokette Primadonnen-Beſcheidenheit.

Und endlich tritt, beſtrahlt von hundert Lampen
Das holde Mädchen dankend an die Rampen,

So ſelig lächelnd, wie ein glücklich Kind,
Das bei der Prüfung einen Preis gewinnt.
Sie ſcheint ſo überraſcht! Zu viel der Ehren!
Als müſſe ſie ſich ihrer faſt erwehren,
So zuckt ſie mit den Achſeln, faltet flehend
Die kleinen Hände, ſchüchtern um ſich ſehend.

Wie allerliebſt! Wer kennt das Urbild nicht und freut ſich nicht, wie hübſch der koſtbare Schmetterling hier geſpießt iſt?

Ausſchnitt aus einer Wiener Praterfahrt.

Da zeigt ſich gern die Heldin jener Welt,
Die aus gemalter Leinwand ſich erbaut,
Den Toren, die von ihrer Kunſt entflammt
An ihrem Siegeswagen ziehn, beweiſend,
Daß ſie auch Roſſe lenken kann. Hier liegt
Ein plumpes Weib, phantaſtiſch aufgeputzt,
Gedankenlos in eines Wagens Ecke —
Und doch iſt ſie der Liebling jener Kreiſe,
Die frecher Zote leihn ein willig Ohr.
O edles Wort für ſo gemeine Sache;
Sie nennt ſich eine Sängerin des Volks.

Wohlbekannte Wienertypen, die ſonſt nur dem „Floh" und der „Bombe" zu gehören ſchienen, von berufener Hand hier ins Epos verſetzt. Landſteiners Vers hat überall die Würde der Kunſt, und nie auf Koſten der Fähigkeit, auch das Unwürdige auszudrücken. Die Träne der erſten Liebe und das zyniſche Grinſen des Gauners, die keuſche Romantik der Gmundner Seewelle und das geile Schmarotzer-Pack der Mäzenaten-Soiree, die Hochburg des Börſen-Priamus und die ernſte Kaſſandra in ſeinem Ilion: er beherrſcht mit Leichtigkeit die kontraſtierendſten Motive und gewinnt ihnen im Flug ihren Schattenriß ab. Wenn wir eine Erſtlingsarbeit vor uns haben (und ich wüßte es nicht anders), ſo iſt die Knappheit der Form, die zuchtvolle Präziſion der Charakteriſtik geradezu ein Unikum. Wie gewandt handeln die ſchwierigen Szenen zwiſchen Erwin und Liane — die erſte ſowohl als die zweite! Wie draſtiſch und ſchlagfertig führen ſich die zwei Charakterſpieler Maifeld und Fips vor! Was für ein prachtvolles Schlangengeziſchel halbgeſtotterten und

grauenhaft deutlichen Dialogs zwiſchen dem gefallenen Theaterweib und ihrem faſzinierenden Ladies-Killer im Eiſenbahn-Coupé neben dem ſchlafenden Türken! Man meint ein Bühnenmanuſkript zu leſen, das der kundigſte Theaterdirektor zuſammengeſtrichen. Lauter ſtraffgeſpannte Bogenſehnen mit Kernſchüſſen ins Schwarze. Alles Skizze und Andeutung, nichts dilettantiſche Ausmalerei. Nur im Finale hat der Dichter ſein volles Herz nicht gewahrt und läßt es breiter, als es ſein eigener Kunſtſtil iſt, ausſtrömen. Wir wünſchten den Genügſamkeits-Hymnus auf weniger Takte reduziert und die Nemeſis Lianens ganz weg, denn der Dichter ſelbſt denkt ſonſt vornehmer, als es im Geiſte dieſer moraliſierenden Demonſtration liegt.

Ich ſprach zuvor von einer Theaterhand und komme darauf zurück, weil das Wort nicht einmal ſo zufällig ſich eingeſtellt hat, als es ſcheint. Landſteiner erzählt uns eine überaus einfache Geſchichte, die ihm zwar Motive der Schilderung und Charakteriſtik bietet, die aber nicht ſpannend, nicht wendungsreich und kataſtrophenträchtig ſich abſpielt. Sein Kritiker dürfte es daher um ſo weniger überſehen, wie gut er die ſparſamen Gelegenheiten effektvoller Uebergänge faſt wie ein Bühnenkünſtler zu handhaben weiß.

Dahin zähle ich die Praterfahrt mit dem Ueberfahren des kranken Arbeiters und die Mäzenaten-Soiree mit der Nachricht des Bankrotts. Dieſe Wendungen ſetzen völlig dramatiſch ein; ſie müſſen dem Dichter als vollbewußte Kunſtabſicht und nicht als blindes Glück zugerechnet werden. Es ſind im Epos Bühneneffekte. Schade, daß ſein ſicherer Blick an einer dritten Gelegenheit achtlos vorüberging. Der Entſchluß, freiwillig zu ſterben, ſoll nie revoziert werden durch ein unſichtbares Motiv. Wir glauben ſonſt an Todesfurcht, Feigheit, und die Verſicherung „o nein" reicht nicht zu. Das Andenken der Mutter, alſo ein G e d a c h t e s, war in unſerem Falle leicht genug in ein dramatiſches, ſei's auch melodramatiſches Motiv zu verwandeln, denn ganz anders ergriff uns ihr Geiſt, wenn z. B. aus einem fernen Hauſe ein Klavierſtück erſcholl, das einſt ihr Lieblingsſtück geweſen.

Fauſt, der beim Tone der Oſterglocken die Phiole vom Munde ſetzt, gibt ja die Lehre, wie ſolche Prozeſſe ſinnlich zu machen ſind.

Dagegen möchte ich den Leſer warnen, Motive zu überſehen, wo ſie tatſächlich da ſind. Vielleicht enttäuſcht ihn die ganze Peripetie unſerer Handlung, wenn ihn die moderne Brillanz des Anfangs etwas Pikanteres erwarten ließ, als die ſentimentale „Strohhütte" und das Liebesglück mit der „Tochter des Volks". Und da auch die Genügſamkeit eine Poeſie hat, die er nicht leugnen kann, ſo liegt es ihm nur allzu nahe, wenigſtens in der Ausflucht ſich Luft zu machen: Wenn man nur daran glauben könnte! Das iſt alles recht ſchön, aber wer bürgt mir, daß die Leutchen es aushalten?

Mit einer feinen Charakteriſtik hat der Dichter dieſe Bürgſchaften motiviert.

Was Erwin betrifft, ſo iſt er der Sohn ſeiner Mutter: ſeine Bedürfniſſe ſind nicht luxuriös, aber von Haus aus die echteſten des menſchlichen Herzens. Der Dichter hat den ganzen Charakter ſo ſichtlich für den Glückswechſel vorbereitet, daß wir an Erwin nicht wohl zu zweifeln berechtigt ſind. Daß er auf Lianens Irrwegen gegangen, iſt nur um ſo beſſer: Erziehung, Umgebung, Beiſpiel, auch das verlangte ſein Recht. Die Welt des Parvenüs muß erſt zuſammenbrechen, damit Erwin ſich ſelbſt finden kann; aber er hat zu finden und findet's!

Wie ſteht's nun um ſeinen Halt an der „Tochter des Volks"? Was tat dieſe, um für ſich zu bürgen? Wenig. In einem Augenblicke, wo Dankbarkeit eine unmittelbare Tat heiſcht, findet ſie im kahlſten, entblößteſten Haushalt noch immer das Dankeszeichen: eine Roſe am Roſenſtock. Sie bricht ſie und gibt ſie. Es iſt wenig, aber mehr wäre Oſtentation geweſen. Es iſt juſt genug. Das iſt das Weib für das Los des verarmenden Mannes! Sie wird aus dem Nichts immer noch etwas zu zaubern wiſſen; ſie wird der Genius der Strohhütte ſein! Dieſe Roſe iſt fein, vielleicht zu fein für flüchtige Augen, aber es iſt der ganze Charakter unſeres Dichters, mit den beſcheidenſten Mitteln zu wirken.

Und wer ſeinen Prolog nicht überſchlagen hat, weiß wohl, warum. Es iſt nicht eben die Beſcheidenheit jener vorgeſchichtlichen Einfalt, welche die primitivſten Naturgaben opfert, weil Höheres noch nicht entwickelt iſt; das Gegenteil. Es iſt die Beſcheidenheit der Umkehr von jener höchſten Entwicklung, welche Ausartung iſt. In ſeinem gediegenen und mannesfeſten Prolog ſteht unſer Dichter auf der ganzen Höhe des Zeitbewußtſeins und ſagt ſich mit reifſter Fülle einer durchgebildeten Beſonnenheit von allen Schwindelgeiſtern des Zeitalters los. Sehr deutlich deutet er auf dieſe Schwindelgeiſter und ſetzt ſich in bewußteſten Gegenſatz zu ihnen. „Das Scheuſal iſt das Ideal der Zeit", blitzt es irgendwo wie ein Bannſtrahl aus ſeinem Büchlein, und er nimmt Stellung zu dieſem Scheuſal mit ſeinem widerſpruchsvollen Genügſamkeits-Idyll. Er ſchenkt die Kuhmilch, die er ſchenkt, nichts weniger als wie ein Armer, dem nur eine Kuh im Stalle ſteht; er ſchenkt ſie wie ein Arzt, der Gift genug in ſeinem Giftkaſten hätte, aber es beliebt ihm, Kuhmilch zu verabfolgen. Ehe ſein Erwin beim Theokrit ankommt, hat es auf manchem Blatte des Gedichtes wie von der Satire Juvenals und Petrons geblitzt und gedonnert! Dieſes Talent verrät er gleichſam nur im Vorbeigehen, denn noch gefällt es ihm, den frommen Dichterglauben zu realiſieren, „daß vom Eigennutz, dem Tyrannen der Zeit, nur die Liebe befreien kann". Hätte er ſich aber einſt müde geglaubt an dieſem Glauben, ſo möchte er wohl der Mann ſein, dem Zeittyrannen noch ein ganz anderes Gorgonenſchild entgegenzuhalten, als das Bild der Strohhütte!

In dieſem Sinne hat „Erwin" meine Aufmerkſamkeit erregt, was er im großen Publikum nicht tat, welches, wie es ſcheint, die Strohhütte überſehen und die Kuhmilch verſchüttet hat. Das Talent der Strafode, welches gelegentlich dieſer unſchuldigen Dinge ziemlich gewitteriſch aufdämmerte, iſt am fernen Horizonte einſtweilen unbemerkt geblieben, denn — „den Teufel ſpürt das Völklein nie".

Möglich, daß es bei der Anlage bleibt, die ſich weiter und zielbewußt weder entwickeln kann, noch will, und daß dem

Dichter der Friede des eigenen Herzens, wie Grillparzern, welcher das Talent, aber nicht den Mut der Tragödie hatte, teurer iſt, als das gymnaſtiſche Aufgebot ſeiner letzten und höchſten Kräfte. Um ihrer ſelbſt und anderer willen unterläßt es aber die Kritik wenigſtens nicht, auf das Schauſpiel ſolcher Talente aufmerkſam zu machen und mit Hoffnungen und Ermunterungen es teilnahmsvoll zu begleiten.

Friedrich Schlögls „Wiener Blut"

Wien, L. Rosner *)

(März 1873)

Die Lage Wiens am Wechſel zwiſchen den noriſchen Alpen und dem pannoniſchen Tieflande, an der Kreuzung der Diagonalen, die man von Polen und Rußland nach Italien und vom Deutſchen zum Byzantiniſchen Reiche zieht, an demjenigen Punkte der Donau, welcher den Quellen der Oder und der Elbe zunächſt liegt, faſt in der gleichen Entfernung von Deutſchen, Italienern und den Slawen der Nord- und Südgruppe, — die Lage Wiens iſt ein Knotenpunkt des großen Verkehrs und prädeſtiniert zu einer Hauptſtadt.

Eine Hauptſtadt aber, die ihre Bedeutung aus einem Straßenkreuz ſchöpft, hat ihre Bedeutung in den Vorſtädten. Der todmüde Fuhrmann, am Ende ſeiner länderdurchſchneidenden Straße, lagert ab und kramt aus, wie er nur das Weichbild ſeiner langerſehnten Karawanſerei in Sicht bekommt. Die Räume der inneren Stadt ſind ihm zu eng und zu teuer; vor den Toren gibt's weitere und wohlfeilere Räume. Kommt zu mir heraus, der ich ſo weit zu euch herangefahren. Und die Vorſtädte entwickeln ſich.

*) Vierte Auflage 1875.

Die Kraft Wiens ruht auf seinen 35 Vorstädten. Viele derselben sind selbst große Städte von 80 000 bis 100 000 Einwohnern und einem Kirchspielbudget, das sich der Million nähert.

Und was für markierte Individualitäten sind sie! Jeder Straßenstrom führt ein anderes Alluvium, setzt andere Stoffe und Mischungen ab. Wie getreu drückt sich im Charakter der Wiener Vorstädte ihre Genesis aus! Den ersten und ältesten Rang unter ihnen behauptet die südlich gelegene Wieden, die Repräsentantin der italienischen Straße und ihrer uralten Kulturhegemonie. Mariahilf im Westen, der Endpunkt der deutschen Reichsstraße, entwickelt sich als Rivale der Wieden, neuerer Zeit als ihr siegreicher Rivale. Ein unerbittlicher Stillstand aber hält die östliche Vorstadt Landstraße nieder, die ungarische Straßenherberge, die Etappe jener Kumanen, Jazygen, Heiducken, Uskoken, Kuruzzen, welche hinter ihren Schweineherden mit nichts als dem selbstgewebten Zwilchhemd bekleidet und dem entnervenden Luxus des Schnupftuches fremd, noch heute Metternichs Bonmot rechtfertigen: Asien fängt auf der Landstraße an. Die nördliche Leopoldstadt, das Emporium der dreizinkigen Slawenstraße aus Böhmen, Mähren und Schlesien mit Polen, hat mitnichten die Slawen angesetzt, deren wanderlustig-prickelndes Blut vielmehr die ganze Hauptstadt infiltrierte, wohl aber jenen Stoff, welchen die Nordslawen so vorzugsweise reichlich mit sich führen, die Juden, und ihr familienhaft konglomerierendes, enggedrängtes Exklusivleben. Und welche Spielarten endlich von diesen vier Grundlinien der Himmelsgegenden in die zweiunddreißig Radien der Windrose! Welch feine physiognomische Uebergänge von einer Vorstadt zur andern und innerhalb der nämlichen von ihrer rechten und linken Seite, von ihrer äußeren und inneren Tangente, regelmäßig und unregelmäßig durchkonjugiert alle fünfunddreißig durch!

Da liegen sie nun diese Riesenkessel, dampfen Tag und Nacht, und was sie kochen und brauen, steigt in seinem

letzten und feinſten Stoffe als Creme zur City empor, wird politiſche und finanzielle Regierungsintelligenz, wird das „oberſte Zehntauſend“. Und von Wien ſprechend, meint man zuletzt doch immer und wieder nur „die innere Stadt“, nämlich eben die City.

So eine City aber iſt überall ein ſonderbares Ding. Jede City ſchaut zur City; der inneren Stadt Wien iſt Paris, London, Berlin, Petersburg, Konſtantinopel geläufiger als ſeine Naſenſpitze, nämlich ſeine Vorſtädte. Welthorizont — ja! Vorſtadthorizont — shocking! Inzwiſchen ſind dieſe Vorſtädte da, ſind die Wurzel des Baums, ſind die Gewichte der Uhr, ſchicken ſogar ein Dutzend Vertreter ins Reichsparlament. Es geht nicht wohl an, daß ihre Vertreter aus der Literatur abweſend ſein dürften.

Da kommen denn die literariſchen City-Herren und geben ſich das Mandat, ihre Vorſtädte feuilletoniſtiſch zu vertreten. Aus dem triftigen Grunde, ſie nicht zu kennen, leiten ſie das Recht ab, über ſie zu ſchreiben. Eine poſſierliche Papageien-Voliere! Betrachten wir uns die verſchiedenen Federn.

Den Vortritt nimmt der Eugen Sue- und Börneſche Stuben-Volksmann, welchem das Volk der Faubourgs unbeſehen ein Gott iſt, welcher nur die ungewaſchenſten Hände drückt, nur die fuſelduftigſten Lippen küßt und „das Herz im Zwilchkittel“ ſo überſtürzt embraſſiert, daß es oft nur der Zwilchkittel allein und gar kein Herz iſt, was er umarmt.

Mit vornehmer Gönnermiene naht ſich der Edward Bulwerſche Leſe-Gentleman. Er ſieht dem Volksleben etwa zu — wie die Menſchen den Spielen der Tiere zuſehen. In ſeinem Lob, in ſeinem Wohlgefallen, in ſeiner allergnädigſten Huld, in ſeinem herablaſſenden Schmunzeln, in jeder Geſte liegt eine penetrante Impertinenz, welche regelmäßig in der Phraſe kumuliert, daß „nicht der geringſte Exzeß vorgefallen“, wenn er von größeren Volksbeluſtigungen referiert. „Mein Freund, du merkſt wohl nicht, wie grob du biſt?“

Der Bücherwurm Wagner hält ſich in vorſichtiger Schußweite vom biertrinkenden und kegelnden Vorſtädtler —

„weil ich ein Feind von allem Rohen bin". Desungeachtet ſchreibt er für „unſer Blatt", wenn es ihn gut honoriert, und dann verrät er, daß er es zwar für den verächtlichſten, aber auch leichteſten Teil der Literatur hält, übers Volk zu ſchreiben.

Schlechtweg „Geſindel" und Bagage sans phrase iſt das vorſtädtiſche Publikum dem Menſchenfeind, und zwar dem feigen Menſchenfeind, welcher im journaliſtiſchen Lohn die „Creme" ſchonen, wohl gar lobhudeln muß und nun ſeine Galle an der „Hefe" ausläßt.

Aber das wirkliche Volksleben, ſeine Urwüchſigkeit, ſeine Porträtwahrheit und Naturtreue trifft endlich der „Realiſt" wie kein anderer. Er packt den Stier bei den Hörnern und die Sau beim Ohr, er „greift hinein ins volle Menſchenleben", nämlich in den Straßenkot, und modelliert ſeine Vorſtadttypen aus dieſem bildſamen Materiale. Je derber, je greller, je ſchreiender, deſto beſſer. Das iſt das Volk, wie es leibt und lebt, bildet er ſich ein und nennt ſich Realiſt; — wir anderen nennen ihn Hausknecht!

Wird man dieſer Spezifikation unrecht geben? Wer hat es nicht ſchaudernd ſelbſt erlebt, wie in der bebrillten und geiſtreichen Touriſten-Literatur oder im Feuilleton des welterleuchtenden City-Blattes das Volksleben der Vorſtädte aus einer dieſer fünf Tonarten ſkizziert, porträtiert, ſtereoſkopiert und ſkalpiert wird? Der obigen Verbrecher-Galerie dürfte zu ihrer Vollſtändigkeit eine landeskundige Varietät ſchwerlich mehr fehlen.

Die Verbrechen aber fallen von ſelbſt in die Augen, wo das Verdienſt auftritt. Iſt doch dieſes ſo einfach, ſo natürlich, ſo ſelbſtverſtändlich, daß es kaum ſeinen eigenen Maßſtab mitbringt, denn man meint, das könnte jeder geleiſtet haben. Da wird man denn aufmerkſam, daß es keiner geleiſtet hat, und erſt jetzt entſteht der Eindruck: Verdienſt, und wächſt und wird groß. Es iſt eine Affirmation durch die Negation, ein argumentum e contrario, wie die Geſundheit durchs Krankſein zu einem Begriff wird. Holzweg auf Holzweg und eine falſche Fährte um die andere mußte

ſich darſtellen, bis wir es ſchätzen lernen — vierſpännig auf der Kaiſerſtraße zu fahren! Wahrlich, einen ungeheuren Unterbau hat das ſimple Wort: Hier hat der rechte Mann das rechte Buch geſchrieben.

Und warum iſt es der rechte Mann? Wie muß er ausſehen, den wir in unſerm Falle den Rechten nennen?

Die Miſchung der Eigenſchaften iſt viel feiner, viel ſeltener, als wir es denken; ja, ich möchte ſie hiſtoriſch nennen! Wird doch — um Kleines mit Großem zu vergleichen — der Volksſchriftſteller nicht anders, als wie der Volksheld wird.

Wer einem armen und unwiſſenden Volke als ſein Held und Befreier auferſteht, repräſentiert nicht etwa als der ärmſte und unwiſſendſte, ſondern als der wohlhabendſte und wiſſendſte den Superlativ ſeines Volkstums. Wenn ein Serbe oder Bulgare den heiligen Nationalkrieg gegen die Osmanen proklamiert, ſo hat er ſicherlich osmaniſche Kulturform in ſich aufgenommen. Wenn ein Häuptling der Kaffern, Indianer, Maoris ſein Volk von den Engländern befreien will, ſo können wir darauf ſchwören, daß er Engliſch ſpricht und engliſche Zeitungen lieſt. Juſt dieſe eigene innere Erlöſung will er ja den anderen bringen, juſt das iſt ſein Pathos, daß er den vorhandenen Zuſtand nicht dumpf iſoliert, wie das übrige Volk, ſondern größer und allgemeiner als alle empfindet und überſchaut, wozu ihn eben ein höherer Kulturgrad befähigte. Nicht ſo hoch dürfte aber dieſer Grad ſein, daß er darüber ſeinen eigenen volkstümlichen Boden verloren hätte, ſeines armen und unwiſſenden Volkes ſich ſchämte, ſich von ihm ablöſte und Würden und Ehrenſtellen bei dem vorgerückteren annähme.

Und das iſt nun die zarte Linie, von der ich ſpreche: dieſes Hoch und nicht zu hoch! Dieſes Hoch in einem Grad, wo es von dem Unten nicht trennt; nein, mit dem Unten noch feſter verbindet und alles, was es erwirbt, für dieſes erwirbt.

Ich möchte ſie mit der Linie des Schwimmenden vergleichen. Der Kopf trägt ſich hoch und ragt über das Waſſer empor, aber von Bruſt und Herz angefangen ſteckt er ganz in ſeinem Elemente.

Auf dieſer Linie wird der Vorſtadt-Klaſſiker, der es iſt, es auch für die City-Literatur, ja für die Weltliteratur. Nie kann ſich die letztere zur Vorſtadt „herablaſſen"; der Prozeß gelingt nur, wenn dieſe in ihren Führern und Sprechern emporſteigt.

Ein literariſcher Vorſtadt-Häuptling ſolch vollkommenſter Form iſt nun offenbar Friedrich Schlögl. Nicht daß ſein „Wiener Blut" in die Grenzen der Vorſtädte juſt ſtrictiſſime gebannt bliebe; aber ſie ſind ſein Lieblingsthema, ſein Mutterboden, ſeine Spezialität.

Von dieſer Spezialität war es denn auch unmöglich, in Generalien zu ſprechen. Ich mußte, auf alle Gefahren der Weitſchweifigkeit hin, tiefer greifen und eben das Spezifiſche, das Charakteriſtiſche zu präziſieren ſuchen. Nie wäre weniger als hier mit der Rezenſier-Schablone etwas ausgerichtet geweſen. Geiſt — Witz — ſprudelnder Witz — Humor — humoriſtiſche Ader — feine Beobachtung — gemütvolle Auffaſſung — glückliches Darſtellungstalent, — wer hätte denn dieſe ſchönen und guten Dinge nicht ſchon längſt und überflüſſiger beſeſſen? Will ich denn einen Phönix aus unſerm Autor machen? Nichts weniger. Nicht das Talent entſcheidet den Rang ſeines Buches, ſondern die glückliche Eigentümlichkeit, wie es zu liegen kommt, wie es zwiſchen dem Künſtler und ſeinem Stoff, zwiſchen dem Subjekt und Objekt juſt auf der richtigſten Linie liegt.

Dieſe Linie anders gedacht, und wie unwirkſam können alle Talente ſich abſpielen! Zum Beiſpiel, der Humor, dieſe edelſte Gottesgabe erdgeborener Sterblicher! Es gibt eine Sorte von Humor, welcher ſouverän zu ſpielen liebt und gleichſam zu ſagen ſcheint: Seht, was ich aus dieſem Stoffe mache! Er erquickt nicht. Es gibt einen andern Humor, welcher ſich den Schmachtriemen der Objektivität anſchnallt und ſein Ich ſo geſchickt zu verbergen weiß — daß man nichts als das Verbergen ſieht. Koketterie dort und hier! Jener kokettiert mit dem, was er kann, dieſer, wie er „hinter ſeinen Stoff zurücktreten kann". Aber mitten unter ſeine Bambocciaden ſetzt ſich dann unbefangen und treuherzig der

echte Jan Steen, Oſtade, Teniers hin, hat ſeine Subjektivität und Objektivität, wie er ſeine zwei — Schenkel zum Sitzen hat, rundet ſich ab, lebt ſich aus, ungeniert, zwanglos, lachend und ſicher, in der vierſchrötigen Vornehmheit ſeines natürlichen Taktes! Das trifft nicht jeder.

Alſo kurzweg, Schlögl hat das Talent ſeines Stoffes. Nicht abſtrakte Literaten-Talente, nicht Emma-Niendorf- und Guſtav-Raſch-Talente für aller Herren Länder und Völker, für alle erſchaffenen und noch möglichen Schöpfungen: ſondern für ſein Land und ſein Volk; das iſt das Element, das von ihm beherrſcht wird, von dem er aber auch getragen wird. Dieſe lebendige Wechſelwirkung zwiſchen Künſtler und Stoff, dieſes, ich möchte ſagen, menſchliche Verhältnis zwiſchen Autor und Buch, das iſt die eigentümliche Liebenswürdigkeit — des letzteren? nein, beider! Denn im Buche gewinnt man den Menſchen lieb, und dem Menſchen iſt ein liebes Buch geglückt. Sie hängen zuſammen wie an einem geheimnisvollen Bande von Vater- und Kindestreue. Das gibt den Kleinigkeiten, die wir hier leſen, einen Zauber, welchen größere Genieprinzen oft weit minder erreichen.

Umſchriebe ich noch länger dieſes Verhältnis, ſo käme ich folgerichtig bei der Definition des Klaſſiſchen an, wie wir ſie z. B. von dem Vorbilde der Griechen abſtrahieren. Auch ſie waren ja nicht abſtrakte Talent- und Imaginations-Literaten, ſondern Realſchriftſteller, Erleber und Beſitzer ihrer Stoffe, Herren, die ihren Grund bebauten und von ihm ernährt wurden. Auf dieſer Baſis zunächſt wird wenigſtens das Wahre und Echte; auf der gleitenden Unterſchiedsſkala zwiſchen — Wienern und Griechen kann es dann zum Schönen und Schönſten werden.

So werden es allerwegs, und ich möchte drauf ſchwören, nur die fremden Touriſten geweſen ſein, unmöglich aber die Erleber und Beſitzer des Stoffes, welche den abgeſchmackten Ruf der Gemütlichkeit über Wien ausgegoſſen. Wie dieſes ſeltene und wahrlich ſelten geſehene Phänomen in der Wirklichkeit ausſieht, nicht aber eingebildet, nachgebetet, vor-

gespiegelt, erlogen und weisgemacht, kann man nur bei unserm Native-Wiener und Vorstadt-Autochthonen sehen! Und bei Gott, es ist sehenswert genug!

Unser Schauplatz im „Wiener Blut" ist die Zone süddeutscher Laxheit, multipliziert mit slawischer Liederlichkeit und zum Quadrat erhoben durch geistliche und weltliche Mißregierung hundertjähriger Dalai-Lama-Absolutie. Da muß es denn notwendig im „Wiener Blut" auch viel verdorbenes Blut geben, und wer diese Tatsache nicht beschönigt, ist Friedrich Schlögl. Er zeigt uns die Indolenz, die Frivolität, die Gemeinheit, die sittliche Verkommenheit, die mannlose Bubenhaftigkeit, den Lustfrevel, die Zotengier, den Schmutzfanatismus, den Bildungshaß, die verstockte, verluderte, sich selbst bejahende absolute Lumpenhaftigkeit, mit jener festen Germanenhand eines echten Niederländers, welcher nichts verwelscht und verbübelt, welcher derb die Wahrheit sagt und herzhaft ausspucken kann, wo kein Spucknapf steht. Der kundige Landsmann und Mitwisser dieses intimen Stoffes aber sagt sich erstaunt: Also das alles kennst du auch, hast es gesehen und durchkonjugiert wie unsereiner, ja noch autoptischer, und doch konnte deine Liebe zu Volk und Land an so vielen und verzweifelten Klippen nicht Schiffbruch leiden? Oder umgekehrt: So viele Liebe hat dich nicht blind gemacht, daß dein Auge klar und offen, hat dich nicht schwach gemacht, daß dein Zorn straff und dein Ekel gesund blieb, wo eine mannhafte Abstoßungskraft an ihrem richtigen Platze war? Und jetzt ahnen wir etwas von dem echten Begriff der Gemütlichkeit. Wie sehen die Goldperle ihres feinstkörnigen Goldes.

Diese Ausgeglichenheit von Liebe und Satire, dieses schöne sittliche Ebenmaß, welches die Liebe nicht zur Sentimentalität, den satirischen Strafgeist nicht zur Erbitterung werden läßt, ist wohl die geheimste und innerste Quelle von der wohltuenden Wirkung unseres Buches, ist ein Zaubergürtel, woraus Anmut und Adel auf die derbsten und niedrigsten Stoffe ausstrahlt. Wir glauben von dem Talente des Autors, von der glücklichen Wahl seiner Gegenstände

unterhalten zu ſein, und fühlen zuletzt mit feineren Organen, daß das Beſte dabei ſeine ſchön geſtimmte Menſchlichkeit tut.

Schlögls „Wiener Blut" iſt am 10. Januar im Buchhandel ausgegeben worden und gegen Ende des Februar bereitete der Verleger — die 2. Auflage vor. Die öſterreichiſche Preſſe hat es augenblicklich und einſtimmig ihrem ungeheueren Leſerkreis mit wärmſtem Beifall empfohlen. Wäre dabei Kirchturms-Aeſthetik, Gau-Patriotismus und Kameraden-Verknotigung im Spiele, ſo würde ich mit angeborenem und auf Methuſalems Alter ausreichendem Ekel vor literariſchem Schwindel mein Weniges beigetragen haben, ſotanen Luftballon an allen erreichbaren Punkten zu durchlöchern. Aber es iſt glücklicherweiſe umgekehrt. Dieſe Wiener Skizzen verdienen noch weit über Wien und Oeſterreich hinaus die liebevolle Aufmerkſamkeit der Literaturfreunde. Denn das wird doch wahr bleiben müſſen und das eine trotzt allen Widerſprüchen und Einreden, auf die ſich jede, auch die berechtigtſte individuelle Meinung gefaßt machen muß: mindeſtens auf die nächſten zwanzig Jahre hinaus iſt unſerm Buche zu prognoſtizieren, daß es die Anerkennung der beſten Studie, welche die belletriſtiſche Ethnographie über Wien und die Wiener zutage gefördert hat, behalten, und gleichſam die originaltreue und kritiſche Textausgabe dieſes Themas repräſentieren wird.

Oeſterreichs Grillparzer

(14. Januar 1871)

Eines Morgens fuhr ein fünfzehnjähriges, ſchönes Mädchen zu den Toren von Wien hinaus, ihrem fernen Bräutigam entgegen. Die ganze Stadt drängte ſich um ihren Wagen, anfangs in ſtiller Betrübnis. Das junge Mädchen ſaß im Wagen zurückgelehnt, ihr Angeſicht mit Tränen be-

netzt, ihre Augen bald mit ihrem Schnupftuch, bald mit ihren Händen bedeckend, und zu wiederholten Malen aus dem Wagen ſich vorſtreckend, um noch einmal nach der Burg ihrer Väter zu ſehen, wohin ſie nie in ihrem Leben zurückkehren ſollte. Sie winkte dem guten Volke, das ſich herandrängte, um ihr Lebewohl zu ſagen, ihr Bedauern, ihre Dankbarkeit zu. Auf einmal aber brach die Menge von allen Seiten nicht bloß in Tränen, ſondern in ein Geſchrei aus. Männer, Frauen und Kinder überließen ſich der Gewalt ihres Schmerzes. Auf allen Straßen von Wien hörte man Töne des Jammers. Endlich verſchwand der letzte Kurier, der ihr folgte, und die Menge zerfloß. — So berichtet ein Augenzeuge (Weber I, 6).

Dreiundzwanzig Jahre ſpäter fuhr in Paris eine achtunddreißigjährige, früh ergraute Matrone auf einem Karren und mit gebundenen Händen zum Schafott. Es war die junge, fünfzehnjährige Braut, welche Wien mit Heulen und Jammer ſcheiden geſehen. Es war die öſterreichiſche Kaiſertochter Maria Antoinette. Am Mittwoch, den 16. Oktober 1793, fiel ihr ſchönes Haupt in den Sack der Guillotine.

Damals fing in ihrer Vaterſtadt Wien ein Kind zu gehen und zu lallen an, welches am 15. Januar 1791 geboren war und Franz Grillparzer hieß.

Und gleichzeitig fing auch die Regierung ſeines Vaterlandes zu gehen und zu lallen an. Sie fing an, rückwärts zu gehen, ſie fing an, das Wort, welches Kaiſer Joſef mit männlich-ſtarker Stimme geſprochen, wieder ſchwach und ſtammelnd zu lallen. Und bald verſtummte es ganz.

Denn Oeſterreich knirſchte vor Zorn. Das öſterreichiſche Volksherz erſtarrte in Schauder und Schrecken über den Henkertod der kaiſerlichen Mitbürgerin, über den Mord der ſchönſten Wienerin. Es hat ſich von dieſem Eindrucke eigentlich niemals erholt. Schreiber dieſes hat noch die Generation, welche ſeine Kindheit leitete, das Wort Jakobiner mit Empfindungen ausſprechen gehört, welche von Haß und Grimm wie vom friſcheſten Eindrucke glühten. In der Hin-

richtung der Maria Antoinette lernte Oeſterreich die Revolution von ihrer ſcheußlichſten Seite kennen, ja, was für öſterreichiſche Gefühlsweiſe ſo entſcheidend iſt, durch das Medium der Perſönlichkeit. Und welcher Perſönlichkeit! Ein junges, ſchönes und unſchuldiges Mädchen rührt alle menſchlichen Herzen; eine ihren Kindern entriſſene Mutter hat die Sympathien der ganzen Welt. Und dieſes Mädchen und dieſe Mutter war Maria Thereſias Tochter und Joſefs Schweſter! Man überlege die Zeit. Oeſterreich hatte ſich unter Maria Thereſia und Joſef fünfzig Jahre lang gut regiert geſehen, — eine Dauer, welche heute der kühnſten Phantaſie ſpottet. Das dynaſtiſche Gefühl, das patriarchaliſche Verhältnis ſtand auf der Höhe ſeiner klaſſiſchen Blüte. Das Band zwiſchen Fürſt und Volk war das innigſte, teilnehmendſte; das Ideal, daß Fürſt und Volk eine Familie bilden ſollen, der Wirklichkeit ſo nahe, als Ideal und Wirklichkeit ſein können. Und in dieſe Gemütswelt ziſchte das Fallbeil der Guillotine. Als das Haupt der Maria Antoinette fiel, verlor jedes Haus, jede Familie in Oeſterreich eine Tochter, eine Schweſter. Das öſterreichiſche Volksherz — das fröhliche, gutartige Herz — war an ſeiner empfindlichſten Stelle verwundet. Die Wunde war tödlich, unheilbar. Teilnahmslos ſah der weiche Wiener den unſchuldigen Hebenſtreit hinrichten; der Name Jakobiner genügte, um ihn zum verlorenen Manne zu machen. Finſter und grollend ſah Wien in ſeinen Mauern Napoleon einziehen; dem gekrönten Jakobiner imponierte — in ſeinem Herzen ſagte er vielleicht, erſchreckte — die Haltung der Wiener Bevölkerung. Und warum er erſchreckte, ſollte er bald darauf in Schönbrunn erfahren, in dem heitern Garten, wo die kleine ſchöne Antoinette den Traum ihrer Kindheit geträumt und wo Staps den gekrönten Jakobiner ermorden wollte.

Nur in dieſer Volksſtimmung war die Reaktion gegen die Reformen des teueren und unvergeßlichen Joſef möglich. Die Rückwärtsſtrebenden zeigten jetzt auf das Blutgerüſt, welches die Tochter Oeſterreichs beſtiegen, und ſagten ſophiſtiſch: Seht, das ſind die Wege der Aufklärung! Aufklä-

rung heißt es am Anfang, Guillotine heißt es am Ende! Und das Volk, welches nur mit dem Herzen denkt, fand dieſe Logik leider logiſch. Die Denkenden aber, welche es beſſer wußten, verloren den Boden, gerieten in die Minorität. Die Denkenden Deutſchlands wußten aus der Ernte, welche in die ſcheußliche Blutlache der Revolution geſäet war, noch immer einiges Gute, der Zeit und ihren Fortſchritten Dienende ſich anzueignen. Die Oeſterreicher dagegen empfanden einen unüberwindlichen Schauder vor dem Blutgeruch, welchem das Blut ihrer edlen Tochter beigemiſcht war. Es war möglich, das joſefiniſche Oeſterreich auf die Wege der Reaktion zu führen. Es war möglich, Oeſterreich aus dem Kulturgarten Deutſchlands heraus und in die Steppen „Kleinrußlands" zu führen. Das Henkerbeil, welches den Nacken der erſten Wienerin zerſchnitten, hat auch eines von den Bändern zwiſchen Oeſterreich und Deutſchland durchſchnitten. Deutſchland war ja auch von der Revolution angeſteckt, wie Metternich vierzig Jahre lang ſagen durfte; aber ſein Staat, der nicht alt bleiben und nicht modern werden kann, ſpürt es in allen Gliedern, wie ſehr er leider — nicht angeſteckt worden!

So recht zum Wahrzeichen deſſen ſteht unſer Dichter da. Grillparzer war in jedem Sinne berufen, ein großer deutſcher Dichter zu werden. Er wurde nur Oeſterreichs Grillparzer.

In der literariſchen Kulturgeſchichte bedeutet er die Scheidung Oeſterreichs von Deutſchland. Betrachten wir ſein großes dichteriſches Vermögen und das Datum ſeiner Geburt, ſo iſt er joſefiniſches Reis, beſtimmt joſefiniſche Früchte zu tragen. Aber das Reis wuchs in umgekehrter Richtung. Es wurde nicht der Ausläufer Joſefs, es wurde der Anfang Metternichs. Die Kraft trug nicht Kraft, ſondern Selbſtbeſchränkung, Selbſtverleugnung, Entſagung. Was ſeiner Dichtweiſe den rätſelhaften Charakter aufprägt, das iſt die merkwürdige, vielleicht einzige Erſcheinung, daß ſeine Helden ſtarke Leidenſchaften, aber ſchwachen Willen haben. Medea, Ottokar, ſeine bedeutendſten Typen, fangen

an wie leidenſchaftliche Jakobiner und enden wie willensſchwache Girondiſten. Es iſt in ſeiner Poeſie etwas, wie eine reuige Revolution, wie eine Revolution auf der Umkehr. Seine Poeſie fängt an mit deutſchem Verſtändniſſe der Zeit und endet mit öſterreichiſcher Abwendung von der Zeit.

Laubes Kritik, in der Anſchauung faſt immer brillant, aber in der Reflexion ſchwach, oft hilflos-ſchwach, holte ihre Kriterien allzu genügſam von der Oberfläche, wenn ſie mit Gemeinplätzen wie „öſterreichiſche Milde" oder „ſüddeutſche Sinnlichkeit" Grillparzers Charakteriſtik verſuchte. Dieſer Dichter kann nicht gedeutet werden, wenn man nicht den Gang der Natur aus dem Gang der Geſchichte deutet.

Was nun Grillparzers Vaterland, was die Geſchichte Oeſterreichs betrifft, ſo nahm ſie unaufhaltſam den Gang des Scheins. Man ſchämte ſich, ruſſiſch zu ſein; man haßte es, deutſch zu ſein. Einzige Auskunft — überhaupt nicht zu ſein, ſondern zu ſcheinen. Die Theoretiker fabulieren noch immer von unſerer Miſſion, Kultur nach Oſten zu tragen; wir, die „praktiſchen Staatsmänner" aber, fühlen die Miſſion, Kultur vom Weſten abzudämmen. Natürlich dürfen wir dieſe Miſſion nicht eingeſtehen; natürlich dürfen wir jene Miſſion nicht ableugnen. Alſo Schein her! Schein und wieder Schein!

Dieſer Schein erzeugt die bekannte komiſche Figur, den „öſterreichiſchen Hofrat", jenes typiſche Rätſel der Naturgeſchichte, das in Deutſchland Koſak ſchien, aber in Petersburg deutſcher Profeſſor ſchien. Ach, könnten wir dieſen koſtbaren Hofrat auch in jenen Branchen des Nationallebens haben, wo ſich mit Hofräten nicht regieren läßt! Könnten wir auch eine Schein-Literatur und eine Schein-Poeſie haben! Zum „Koloß auf tönernen Füßen", der uns Modell iſt, brauchen wir nur noch eine Poeſie auf tragantenen Füßen, auf Füßen von ſpaniſcher Windbäckerei.

Schiller, Goethe, Leſſing, Shakeſpeare, — klaſſiſches Repertoire; man kann es leider nicht entbehren, denn man muß deutſch ſcheinen. Fatal iſt's nur, daß dieſe Nackers die

Unart haben, zu ſein; wenn man mit ihnen ſcheinen will, ſo ſchlagen ſie einen gleich tot. Was wir brauchen, das iſt etwas Oeſterreichiſches, „Vaterländiſches", denn wir ſind „eigentümlich". Alſo Grillparzer! Unſer Grillparzer! — Hm! Ganz gut. Zum Schein nach Außen vortrefflich; aber zum Hausgebrauch, unter uns geſagt, doch auch noch zu klaſſiſch, nämlich weſenhaft. — Aber es iſt ein loyales, unſchuldiges Weſen. — Und doch ein Weſen! Verſtändigen wir uns über den feineren Begriff. Loyal iſt nicht die Fähigkeit, die uns dient, ſondern die Unfähigkeit. Numero ſicher iſt nicht die Kraft, die ſich demütigt, ſondern die Unkraft.

Und ſo haben wir Grillparzers Stellung in Oeſterreich. Lächerlich-grauſam zu ſagen: der altkonſervative, ſtocköſterreichiſche Dichter blieb zeitlebens wie ein verkappter Revolutionär angeſehen. Er war niemals persona grata. War er doch gleichzeitig mit der Marſeillaiſe geboren! War er doch im Schoße des Joſefinismus geboren! Der Mann geht herum wie unſer böſes Gewiſſen. Seine Zeit haben wir begraben, aber er lebt. Mag er ſeine Kräfte mäßigen und herabſtimmen, wie er will; genug, er hat ſie. Das allein iſt Revolution. So dachte der Metternichismus, und „unſer" Grillparzer wurde mit Anſtand vergeſſen. Es iſt kein Widerſpruch, ſondern eine innere Logik, daß erſt der Deutſche Laube den Oeſterreicher Grillparzer unter ſeinem Schutt wieder hervorgraben mußte.

Und dieſer Schutt war inzwiſchen allerdings hoch geworden. Wir hatten uns, Gott ſei Dank, eine neue Generation erzogen, eine „eigentümliche". Wir waren glücklich, wie nur die felix Austria ſein kann, wir bekamen eine wunderbar praktiſche Hofrats- und Schein-Poeſie. Griſeldis und Percival, Ingomar und Parthenia, Thumelikus und Thusnelda — das alles war leer und hohl, nichtig und weſenlos, hatte keinen Atemzug eines Inhalts, aber Schein! guten, brauchbaren Schein! Sämtlichen Hofräten erſchien es wie Poeſie, ihren Konzipienten ſelbſtverſtändlich, dazu allen Hausherren und Hausfrauen „vom Grund". Juſt das

iſt's, was wir ſo lange vermißt haben. Endlich ſtehen wir auf unſeren eigenen tragantenen Füßen. Wir können jetzt ſparſamer ſein mit den fatalen Klaſſikern, wir können auch „unſeren" Grillparzer mit Anſtand vergeſſen; das Repertoire geht mit dem Hofrat allein. Wir geben tauſendmal Griſeldis, tauſendmal den Sohn der Wildnis, tauſendmal den Fechter von Ravenna, hundertmal Wildfeuer, welches Deutſchland — z. B. München — ſchon aufs erſtemal auspfeift; aber nur um ſo beſſer! Daran greifen wir's doch mit Händen, daß „die erſte Bühne Deutſchlands" von Deutſchland endlich unabhängig geworden. Die Burgtheater-Poeſie iſt ihr eigenes Genre geworden, ſteht auf ihren eigenen ſpaniſchen Wind-Füßen. Wir ſind „vaterländiſch", wir ſind „eigentümlich".

Halm war ein Bedürfnis. Sein großer Erfolg entſprach ganz der großen Verlegenheit, die erſte Bühne Deutſchlands zu beſitzen und — von Deutſchland abgewendet zu ſein. Er war der Mann dieſer Situation, und die verzwickte, in äſthetiſchem Sinne unſittliche Situation iſt ſo ſehr Aktualität, daß ſie nicht nur dreißig Jahre lang ihn ſelbſt trug, ſondern ſich in dem weiteren Bedürfnis einer Halmſchen Schule auslebt, welche bereits auf mehr als bloß zwei tragantenen Füßen marſchiert, aber — marſchiert. Sie tut ihre Dienſte, ſie kommt jahraus jahrein mit ihren vaterländiſchen Stücken wieder, welche getreulich ihre öſterreichiſche Haus-, Hof- und Staatspflicht erfüllen — nicht zu ſein, ſondern zu ſcheinen.

Und gleichſam, als wollte der witzige Zufall eine Generalprobe von dieſem Verhältniſſe halten, ſchickte er fünfzig Jahre nach Grillparzers Geburt den deutſchen Dichter Hebbel nach Oeſterreich, den Hecht in den Karpfenteich. Und die Art, wie der deutſche Hecht abmagerte, aber die vaterländiſchen Karpfen fett wurden, war nichts als das Symbol und die Perſonifikation der hiſtoriſchen Tatſache, wie das Repertoire der „erſten Bühne Deutſchlands" konſequent aus Deutſchland hinausgegangen.

So geht denn hin und feiert eueren Jubilar — ihr wißt,

wie ſehr er würdig iſt euerer Feier. Möchtet ihr wiſſen, wie ſehr ihr bedürftig ſeid — auch ſeiner Feier würdig zu werden!

Dichter und Welt

(Februar 1871)

Einen Epilog zur Grillparzer-Feier zu ſchreiben, iſt juſt nicht meine beſtimmte Abſicht; aber es iſt wohl natürlich, wenn ſich auch abſichtslos die Gedanken einer verwandten Richtung überlaſſen und das verrauſchte Thema noch in der Einſamkeit nachklingt.

Die Welt ſoll den Dichter anerkennen — es gereicht ihr zum Vorwurf, wenn ſie ihn verkennt oder allzu ſpät anerkennt — das haben wir in Vers und Proſa, man möchte ſagen, in Proſa und Proſa, wie ein Thema behandeln gehört, wovon nur Variationen erlaubt ſind; das Thema ſelbſt iſt ein Dogma! Da inzwiſchen der wertvollſte Teil jedes Dogmas der dazu gehörige Ketzer iſt, ſo laſſen wir das Dogma dogmatiſch ſein und leſen nur gleich unſere Ketzer-Meſſe.

Was iſt ein Dichter?

Es iſt tauſendmal geſagt worden — am nachdrücklichſten vielleicht von Carlyle — ein Dichter iſt eine höhere *Kraftſumme* als ein anderer Menſch; er iſt vor allem ein *großer Menſch*. Mehr als ein Zeitgenoſſe Goethes — ich erinnere mich nur an Jacobi — hat von Goethe bezeugt, er mache den Eindruck eines großen Mannes, auch wenn man nicht wüßte, daß er ein großer Dichter ſei. Zur Bewunderung der Welt brauche er gar nicht ſeinen Werther und Fauſt. Umgekehrt wieder: wenn jene ſtarkglühende Lebensmaſſe, welche wir Mirabeau nennen, eine Tragödie gedichtet hätte — wer zweifelt, daß ſeine Leidenſchaften wahrer, ſeine Konflikte großartiger, ſeine Könige königlicher, ſeine Helden heldenhafter geweſen wären, als die ſo vieler „Bühnenta-

lente"? Wer zweifelt, daß der Dichter der Johann-, Richard- und Heinrichstragödien, daß Shakespeare England nicht ebenso regiert hätte, als er es gedichtet hat? Und war denn z. B. der Dichter des Verlorenen Paradieses, die heldenhaft männliche Republikaner-Seele Milton, als Cromwells rechte Hand, nicht wirklich ein guter Mitregent Englands?

Nichts ist gewisser, als was Carlyle sagt: ein großer Dichter, welcher seine Menschengröße zunächst durch die redenden Künste darstellt, würde sie ebensogut darstellen als großer Feldherr, Eroberer, Staatsmann, Gesetzgeber.

Und das soll die Welt anerkennen?

Aber wer läßt sich denn bereitwillig erobern? Wer läßt sich denn bereitwillig Gesetze geben, wovon man ohnedies schon zu viel hat?

Man sage doch lieber gleich: die Hasen sollen den Hund anerkennen, die Schafe den Wolf, die Gazellen den Löwen, das Stroh die Feuersbrunst oder die zahmen frisierten Städte Europas die lodernde Kriegsbegeisterung Timurs und Solimans!

Der große Dichter erscheint dem Menschengeschlechte zunächst als ein großer Störenfried, ja ganz eigentlich als ein Feind.

Schiller, in dessen Charakter, wie bei allen starken Naturen, ein köstlich-grausamer Zug war, sagt das in einem Brief an Goethe ganz direkt und unumwunden heraus: „Man müsse es den Leuten, wie sie einmal sind, durch die Poesie nicht wohl, sondern recht übel machen; man müsse sie inkommodieren, ihnen die Behaglichkeit verderben, sie in Erstaunen und Unruhe setzen. Dadurch allein lernten sie an die Existenz einer Poesie glauben und bekämen Respekt vor den Poeten".

Glaubt man in diesen Worten des großen Dichters nicht wirklich Carlyles „großen Eroberer" zu hören? Es den Leuten recht übel machen, sie inkommodieren, ihnen die Behaglichkeit verderben, sie in Erstaunen und Unruhe setzen, klingt das nicht ziemlich authentisch nach der „Geißel Gottes"?

Und das ſoll die Welt anerkennen?

Natürlich ſind Schillers Worte Uebertreibung und genialer Uebermut und nicht buchſtäblich zu nehmen. Aber was eingeſchränkter zu nehmen iſt, iſt doch nicht als ſein Gegenteil zu nehmen? Wenn man halb im Scherze geſagt hat: man muß es den Leuten recht übel machen, ſo will man doch nicht im Ernſte geſagt haben: man muß ihnen ſchmeicheln und nach dem Munde reden? Der Sinn bleibt immer der, der er iſt!

Die Menſchen — ohne Spur von Bitterkeit wird es geſagt — können ſich nur erhalten und behaupten auf einer mittleren Durchſchnittslinie ihrer Kräfte und Zuſtände. Dieſem Naturgeſetze entſpricht in der Kunſt die Mittelmäßigkeit, aber die Mittelmäßigkeit haben ſie auch zu allen Zeiten gerne und bereitwillig anerkannt.

Das Genie dagegen ſtört dieſes mittlere Gleichgewicht der Menſchenzuſtände, fordert eine Unſumme von Lieblings-Vorſtellungen, Gewohnheiten und Neigungen zum Opfer, welche alle von der Mittelmäßigkeit geſchont, ja gehätſchelt werden, kurz, wird im unausſtehlichen Grade fatal, läſtig und unbequem. Ja, was das Allerempfindlichſte iſt: wenn uns z. B. die Genialität eines Mechanikers die plumpe Maſchine mit einer leichteren und leiſtungsfähigeren völlig unbefangen vertauſchen läßt, ſo führt der Fortſchritt des genialen Dichters das Gefühl der Beſchämung mit ſich; es wird den Menſchen zumute, als wären ſie zuvor einigermaßen langweilig und einfältig geweſen. Außer dem ſtarken Trieb der Gewohnheit wehrt ſich daher noch der ſtärkere Trieb der Selbſtliebe, der Eitelkeit, gegen den großen Dichter. Die Großmutter, die ſich vor den Reibhölzchen fürchtet und ihr Licht noch mit Stahl und Stein, Zunder und Schwefelfaden anmacht, hält das Lächeln des Enkels gutmütig aus. Dagegen geht es ſchon tiefer, wenn die roſige Enkelin in ihrer Thekla ſchwelgt —

> Sein Geiſt iſt's, der mich ruft, es iſt die Schar
> Der Treuen, die ſich rächend ihm geopfert,

womit der gute Großvater geneckt wird, dem noch der sterbende Cato von Gottsched imponiert:

Erhabener Plato, ja, dein Schluß hat großen Schein,
Des Menschen Seele muß doch wohl unsterblich sein.

Das hat ihm gefallen, als er jung war, als er seine Selige freite; sein bestes Stück Leben steckt darin, — und war es denn nicht auch schon ein Fortschritt? Ein Fortschritt gegen Lohenstein und Hoffmannswaldau? Gewiß! Aber dabei bleibt er; — etwas Festes und Heiliges muß es ja doch geben! Diese neumodischen Stürmer und Dränger, dieser Lenz und Klinger, Goethe und Schiller, — sein altersschwaches Auge unterscheidet den Unterschied nicht mehr, — kann er unmöglich anerkennen, er gäbe sich ja sonst selbst auf. Entweder bekämpft er sie leidenschaftlich, oder überläßt sie mit Gleichgültigkeit — dem jüngeren Volke.

Wohlan, diese Bewandtnis hat es mit der Anerkennung großer Dichter. Jede Generation besitzt ihren Lieblingsdichter, mit dem sie verwachsen ist und er mit ihr, der ihr Ausdruck ist. Der neue Dichter drückt schon nicht mehr *sie* aus, sondern die Zukunft. Er gehört der Jugend. Ganz ohne Anerkennung dürfte er freilich nicht bleiben, denn sonst wäre er tot geboren. Aber sein Leben ist vorerst Lebens*keim*; dieser Keim wird von den Händen der Jünger dem Schoße der zweiten, der dritten Generation überliefert, welche, indem sie den „verkannten" nun freudigst anerkennt, ihrerseits schon wieder reaktionär ist und den nächst großen Dichter schon wieder nicht anerkennt. Die Menschheit kann nun einmal nichts anderes brauchen als die Gewohnheit und das mittlere Maß; was in der ersten Generation noch ausschweifend, exzentrisch, unerhört war, daran muß die zweite und dritte Generation sich zu *gewöhnen* Zeit finden, sie muß die höheren Ideenkreise, wohin sie ein großer Dichter emporhebt, wieder auf ihr mittleres Maß ausgleichen, sich mit ihnen ins Gleichgewicht setzen können. Nichts ist naturgemäßer als die späte Anerkennung und nichts verkehrter, als es anders zu fordern.

Wäre denn die Menschheit rein des Teufels, daß sie immer wieder Rückfälle hätte, sooft sie sich löblichermaßen vorgenommen, ihre Dichter endlich anzuerkennen? Wie sich die Deutschen auf ein Haar um ihren ersten Nationaldichter Schiller gebracht hätten, der als Jüngling von Vater und Vaterland verjagt wurde, und ohne die rechtzeitige Hilfe eines *seltenen* Aristokraten noch als Mann verhungern konnte, — das wäre doch eine derbe Lektion gewesen, eine Lektion für ewige Zeiten! Warum hat sich bald darauf Heinrich v. Kleist erschossen? Warum blieb Grabbe bühnenunfähig, da doch der zweite Teil des Faust für die Bühne gepreßt wird? Warum wurde Grillparzer vergessen? Warum wurde Hebbel vernachlässigt? Warum der geniale Klein? Keine Schillers, aber der nationalen Aufmerksamkeit doch würdiger, als sie ihnen faktisch zuteil geworden! Warum? Weil sie alle mehr auszudrücken hatten, als das mittlere Maß ihrer Gegenwart. Parallel mit diesen verkannten Dichtern standen ja andere in schönster Anerkennung, nämlich die Dichter des mittleren Maßes und der gewohnten Ideenkreise, die Mittelmäßigkeits-Dichter Iffland, Kotzebue, Müllner, Houwald, Raupach, die Birch-Pfeiffer und Friedrich Halm, welch letzteren Hebbel mit Distinktion „eine *vergoldete* Mittelmäßigkeit" zu nennen pflegte.

Man sieht, die Welt ist gerecht. Sie erkennt den Dichter an, der das Leben des Augenblicks hat und der in Kunstform nur das ist, was jedermann in Natur ist. Wer mehr ist, der gehört der Zukunft, die Welt reponiert ihn daher auch der Zukunft, oder — wie man härter sagt — sie verkennt ihn.

Grillparzers Lebensmaske

(23. Januar 1872)

Während ſie Grillparzers Totenmaske abgießen, will ich ein Wort von ſeiner Lebensmaske hinwerfen.

Herr, ſchicke einen andern; Herr, ſchicke meinen Bruder Aaron! flehte Moſes, als ihn das erſte Lampenfieber vor ſeiner weltgeſchichtlichen Heldenrolle ſchüttelte. Es half ihm nichts, er mußte hinaus vor die Lampen.

Geſetzt aber, er hätte es nicht mit einem brennenden Dornbuſch zu tun gehabt, der abſolut keine Räſon annahm, ſondern bloß mit ſeinem Selbſt. In dieſem Falle hätte er ſich von ſeiner Miſſion dispenſiert, und da er ohnedies von ſeiner Wiege an Protektion bei Hofe genoß, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ihm das bißchen Totſchlag ſeine weitere Karriere nicht verdorben hätte. — Moſes wäre geſtorben — als ein alter loyaler Hofrat des Pharao.

Ich hole ſonſt nicht zu grandioſen Bildern aus, um einen Gedanken darauf zu pfropfen, der nicht dazu paßt. Moſes und Grillparzer geben keine Proportion; das ſehe ich auch ohne höhere Geſchmackslehre ein. Und doch darf man es nicht verſchmähen, einen Trompetenſtoß anzubringen, dort, wo man etwas zu ſagen hat, worauf die Ohren nicht vorbereitet ſind.

Von Franz Grillparzer wird ein wochenlanges Gebimmel durch alle Zeitungen Deutſchlands und vielleicht auch des Auslandes gehen, des Inhalts — daß wir den Grillparzer begraben und viele Reden dabei gehalten haben. Mir ahnt aber, das Gebimmel wird mäuschenſtill davon ſein, — daß Grillparzer ſich ſelbſt begraben, und welche Reden ſein büßender Geiſt, ſein nachtwandelnd ruhelos Geſpenſt in ſein Schreibpult hinein gehalten. Vom Hofrat Moſes werden ſie

alle zu bimmeln wiſſen; ob ſich aber wohl ein einziger die Finger verbrennen wird am brennenden Dornbuſch und an dem heiklichen Thema, wie der Geiſt Gottes einem großen Rächer auftrug, Plagen über Aegypten zu ſchicken?! Ach ja; ſie werden die Plagen Schätze nennen; Schätze, welche Grillparzers Pult verbirgt und welche jetzt gehoben werden. Ganz recht; literariſche Schätze!

Als ein literariſcher Schatz wird „ein Bruderzwiſt im Hauſe Habsburg" figurieren, wo ſich eine ganze Handvoll Erzherzoge einander die merkwürdigſten Schandtaten vorwerfen; ein literariſcher Schatz wird jenes fürchterliche Arſenal von Epigrammen heißen, womit Capuas Korruption in Grund und Boden geſtampft wird und wo jeder ſeinen Strick bekommt, inkl. den Herausgeber der literariſchen Schätze, der zwar noch nicht bekannt iſt, der aber kein Capuaner ſein müßte, wenn er den Strick nicht verdient hätte. Denn das wußte Grillparzer ſchon lange vor dem Einwanderer und Miniſter Schäffle, daß man in Capua Baron wird, wofür man auswärts — ins Zuchthaus käme! Die Nummern der Zuchthauszellen gerecht und unparteiiſch auszuteilen, gehört zu den „literariſchen Schätzen" Grillparzers.

Ein ſchönes Wort: literariſche Schätze, für: Blitz, Donner, Hagel, Teufel und Teufelsſchwanz! Und freilich iſt der Schwefel ein Schatz — wie hätte ihn ſonſt Rothſchild auf Sizilien gepachtet? und auch der Phosphor iſt ein Schatz, und Magnete und Elektrizität und, was weiß ich, ſind lauter Schätze von mannigfachem und unerſchöpflichem Nutzen im Gewerbsleben. In der Poeſie aber nennt man Schwefel, Phosphor, Elektrizität, Magnetismus und all das Teufelszeug einfach Gewitter, und die Gewitter dienen auch, zwar nicht im Gewerbsleben, aber in der Phyſik, zumal in der politiſchen und moraliſchen Phyſik, wo ſie auf Koſten und mit dem Untergang von Myriaden Schnaken, Schmeißfliegen, Baronen und Zuchthäuslern bekanntlich die Luft reinigen.

Und das iſt die Lebensmaske Grillparzers: ausgeſandt als ein flammendes Gewitter, um die Luft Oeſterreichs zu reini-

gen, zieht er über Oesterreich hin als ein naßgraues Wölkchen, am Rande mit etwas Abendpurpur umsäumt. Und das Wölkchen geht unter!

Und am Grabe des Achtzigjährigen muß man es der Welt wie eine Neuigkeit sagen: Ihr kennt den Grillparzer gar nicht! Wie man im Traume die Geister nur von der oberen Hälfte her sieht, so ging von dem ganzen Grillparzer nur eine Hälfte über die Erde: die andere Hälfte ist niemals gesehen worden!

Ihr sahet einen kleinen schüchternen Hofrat, der auf der Leier der Sappho klimperte und die Wellen der Liebe sich schaukeln ließ (nebenbei der monströseste Oesterreicher Tropus: die Wellen der Liebe!), einen unschuldigen, stillen Beamten, loyal wie ein Mandarin von drei Knöpfen und friedfertig wie der ganze Umfang der chinesischen Mauer. Er könnte ein Hannibal sein und ergraut in Capua, vierzig Jahre lang genügt ihm ein Gang in den Nußdorfer Bierkeller und ein Küfer-Gespräch dazu, fünfzig Jahre lang ist sein weiblicher Umgang die nie berührte Braut, — so lebt er und spinnt er von einem Quartal ins andere, von einem Jahr, von einem Jahrhundert ins andere. Menschen sind jung und werden alt, der kleine Hofrat ist bloß alt und wird älter und scheint einzig zu leben, um sich vergessen zu lassen. Vor dem Fünfzigsten hört er zu dichten auf und bis übers Achtzigste spricht er zu allem, was da vorgeht, sein Amen, sein berühmtes „sei's!" Dreißig Jahre lang lebt er von einer Silbe — weniger kann auch eine Sphinx nicht tun. In der Tat liegt er neben dem Stephansturm wie die Sphinx neben der Pyramide, und man meint, der Stephansturm ist der jüngere von beiden. Man meint, von diesem Manne könne man nicht anders erzählen als mit der Pointe: Und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch.

Aber siehe da, das alles war nicht Grillparzers Natur; es war erst seine zweite Natur!

Grillparzer war ein Zorn- und Feuergeist, ein ungeduldiges, heftiges, leidenschaftliches Herz, ein Dichterherz, dem ganz gegeben war, zu fühlen und zu sagen, was er fühlte!

Nie hat in die Lotterbetten von Capua ein schärferes Auge hineingesehen, nie eine gute Seele so stark das Schlechte gehaßt, nie ein guter Kopf so sanglant das Schlechte gerichtet. Sein unbarmherziger Geist war wie ein chirurgisches Besteck: der feinste Schliff, die zierlichste Nadel hatte eine Bestimmung für Blut und Eiter. Barmherzig war er nur mit einem: mit sich selbst. Und wenn in ganz Sodom nur ein Gerechter ist, so will ich die Stadt um dieses einen willen verschonen. Und es war in ganz Sodom ein Gerechter: nämlich Franz Grillparzer. Und er verschonte die Stadt. Er wollte den Frieden für sich und so mußte er ihn freilich der Welt schenken.

Man denke sich einen Heinrich Percy, nach Falstaffs Maxime handelnd: Vorsicht ist der Tapferkeit besserer Teil! Ein fürchterlicher Mißklang! Wohlan, es ist Grillparzers S e i n und T u n!

Der Gott mit dem tönenden Köcher, der schreckliche Fernhintreffer gab seinem Auge den treffendsten Blick und seiner Zunge das treffendste Wort, und nun war es bis dahin ein Gesetz der Natur: eine Kraft, die man hat, gebraucht man mit der ganzen Lust seines Lebens. Aretino und Heine hat sie gebraucht, Lessing und David Strauß, Voltaire, Burke, Lord Byron, Schiller und Goethe im Xenienkampfe.

Grillparzer suspendiert dieses Gesetz der Natur. Seine starken Leidenschaften, seine großen Fähigkeiten rufen ihm zu: Schicke Plagen über Aegypten; tritt hin vor Pharao, sprich für dein Volk, führe es aus ins gelobte Land! Dein ist diese Aufgabe, du bist der Rächer! Keiner hat ein tieferes Fühlen, keiner ein stärkeres Können. Oesterreich wartet auf dich!

Aber in einem Winkel seines Herzens fängt nun der Oesterreicher selbst zu seufzen und zu lamentieren an: Herr, schicke einen andern! Ich fürchte mich. Ich liebe den Frieden. Ich will meine Ruhe. Was können wir, ein Volk von Hirten, wider Albrechts Heere? An meiner Wiege stand das Schafott der Maria Antoinette, als Jüngling sah ich den Erderschütterer Napoleon Kronen verteilen, und als Mann

ſah ich den Wiener Kongreß ſie wieder anders verteilen. Wer bin ich, daß ich mit den Großen der Erde anbinden dürfte? Ein kleines, niedriges Bürgerkind, abhängig von Freunden und Gönnern, in grauenvollen Familienverhältniſſen, welche die Nachſicht des Staates, vielleicht ſogar der Gerichte bedürfen; wie ſollte ich mich unterſtehen, zu rebellieren? Eh' ich dem Pharao nur einen Mops töte, hat es ſchon mir und meinen Nächſten das ganze Glück des Lebens gekoſtet. Laß mich lieber Pharaos Hofrat werden!

So ſprach der weiche, paſſive Oeſterreicher, und — behielt den Sieg. Grillparzer packte ſeine großen Fähigkeiten und ſtarken Leidenſchaften zuſammen, ſperrte ſie in die Schublade und ſteckte den Schlüſſel zu ſich. Vorſicht iſt der Tapferkeit beſſerer Teil. Verſuchen wir's mit dem beſſeren Teil! Es iſt, als ob ſich ein Byron — zu einem Matthiſon umdichtete! Ein Phänomen ohnegleichen und nur in Oeſterreich möglich! Zur Pſychologie Oeſterreichs iſt die Biographie Grillparzers unentbehrlich. Man wird dieſe Biographie jedenfalls ſchreiben, aber verdorren ſoll die Hand, die nicht ihre g a n z e Wahrheit ſchreiben wird!

Von uns und unſern Dichtern

(28. Jänner 1872)

Unſer Dichterwald wird bald ausſehen, wie unſer Wienerwald, — als ob ihn Deimel-Kurz-Hirſchl in der Arbeit gehabt hätten! Halm und Grillparzer tot, Bauernfeld jubiliert und abgefunden, — vaterländiſches Bewußtſein, eine lange Bewußtloſigkeit ſteht dir bevor! Denn bis Moſenthal Mitglied des Herrenhauſes und Weilen Mitglied des Veteranen-Vereines wird: wer weiß, was bis dahin das vaterländiſche Bewußtſein ſelbſt geworden iſt?

Indem ich von den Toten und Lebenden ſpreche, fällt mir

eine Eigentümlichkeit auf, die eben auch eine öſterreichiſche und ſogar eine prononciert und ſpezifiſch-öſterreichiſche iſt. Ich meine die Stellung und das Verhältnis des männlichen zum weiblichen Elemente im Spiegel unſerer Burgtheater-Dramatik, alſo in einem ſehr authentiſchen Spiegel unſeres Volkstums und unſeres Nationalcharakters.

Grillparzers tragiſche Frauentypen hatten das Modell der Schröder zur Folie; der „großen" Schröder, wie man ſie nannte, die aus Deutſchland kam und nach Deutſchland ging. Die große Tragödin aus unſerem großen gemeinſamen Mutterlande ſieht man mit ihrem idealen tragiſchen Schritt durch die Dichtungen unſeres milden, ſchüchternen Oeſterreichers ſchreiten. Zwar findet auch er nicht die ganze Tragödie (die ein Oeſterreicher überhaupt nicht leicht finden wird); aber er findet wenigſtens den ganzen Ernſt der Tragödie und im einzelnen große, ſtarke Töne, finſtere, ſchwerſchreitende Schickſale, auch wenn ſie nicht ausgehen, wie ſie anfangen, kurz, tragiſche Züge.

Nach der großen Schröder kommt die Rettich, „unſere" Rettich, denn ſie iſt ſchon ganz die unſrige, hat von Deutſchland nichts als die Eltern, lebt und ſtirbt bei uns, wird unſer Stil, wird Oeſterreicherin, Wienerin. So ſehr ſie in Wien überſchätzt worden iſt: die große Rettich hat man ſie nie genannt, wie man die „große Schröder" zu ſagen pflegte. Eher könnte man ſie die „elegante" nennen. Keine ſtarke Natur, aber eine noble Natur; nicht ſtrotzend an Gaben, aber begabt mit allem, was einen mäßigen Beſitz, gut verwaltet, in ſeinem beſten Lichte zeigt. Aber zeichne ich nicht damit auch ſchon Halm, an den bereits jedermann denkt? Man glaubt von der Rettich zu ſprechen und man ſpricht von Halms Tragödie. Hier iſt es nicht mehr, wie bei Grillparzer, ganzer Ernſt, ſondern nur noch halber Ernſt; nicht mehr, wie bei Grillparzer, Ernſt der Sache, welche aus öſterreichiſcher Wehleidigkeit bloß in den Peripetien einknickt, ſondern höchſtens Ernſt der Form, welche ſich für die Sache ſelbſt ausgeben und an die Stelle der Sache ſetzen möchte. Wenn Grillparzer noch tragiſche Trümpfe, nur ohne das

Aß, hatte, ſo wird hier mit tragiſchen Trümpfen überhaupt nicht mehr geſpielt. „Dramatiſches Gedicht" tauft Halm ſein Geſchlecht, nicht Tragödie, denn es iſt nicht tragiſch; aber auch nicht Schauſpiel, denn das klingt bürgerlich und proſaiſch, und auf den hohen Kothurn der Poeſie machen wir doch Anſpruch. Sehr witzig macht nun dieſen Anſpruch das „dramatiſche Gedicht", welches ungefähr ſagt: ich will von der Tragödie zwar noch den Schein und die äußere Würde, aber beileibe nicht ihre innere Todeswunde, die mir und meinen Wienern zu weh tut. Kurz, die Form ohne die Sache. Wenn man geſagt hat, ein geborener Maler wäre es, auch wenn er ohne Hände geboren würde, ſo kehrt es Halm gleichſam um: er zeigt ſeine Hände, ſeine ſchmalen, bleichen, ſenſitiven und ariſtokratiſch ſoignierten Hände, und ſcheint ſich damit allein legitimieren zu wollen. Ihr werdet doch glauben, daß das nur die Hände eines großen Pianiſten, eines Liſzt, ſein können? Nun gut, alſo glaubt es; aber das Klavierſpielen ſelbſt erſpart mir! In der Tat erſparte er ſich's; ſein Trauerſpiel war nicht tragiſch und ſein Luſtſpiel nicht luſtig, ſondern ſein neutrum, ſein „dramatiſches Gedicht", dichtete zwiſchen all dieſen Sachen formaliſtiſch hindurch. Halm zeigt die Hand, womit das Drama gemacht wird, nicht das Drama.

Die Kunſt langt jetzt beim Handwerk und der abſteigende Klimar bei Frl. Wolter an. Als Laube heute aufhörte, Direktor zu ſein, fand er morgen als Rezenſent, daß Frl. Wolter nicht mehr ſprechen könne. Wie gewagt das nun klingen mochte, bei der Schröder und bei der Rettich hätte man es wenigſtens nicht gewagt. Immerhin iſt es daher eine Kritik, und eine Kritik — von Laube! das überhebt mich einer eigenen. Ich brauche es nur nachzuſagen, was jedermann ſagt: „Die Wolter ſpielt, wie es ihr einfällt. Wenn ſie nicht aufgelegt iſt, ſpielt ſie gar nicht, läßt ihre Rolle fallen und ſpielt höchſtens eine einzelne Szene daraus." Das heißt auf gut deutſch: die Kunſt hat überhaupt aufgehört. Die Perſönlichkeit dient nicht mehr den Zwecken der Kunſt, ſondern ſich ſelbſt, — und macht gar kein Hehl daraus.

Und ſiehe da, genau das nämliche iſt der Standpunkt der Wolterſtücke. Dieſe Eglantinen, Drahomiren, Roſamunden, Iſabellen, Marynen, Madelainen, geben ſich weder ernſthaft, noch wollen ſie ernſthaft genommen ſein. Hier iſt es nicht mehr Ernſt mit der Sache der Tragödie, nicht einmal Ernſt mit der Form und dem Schein der Tragödie, ſondern bloß noch Ernſt mit der — Perſönlichkeit; mit der Perſon des Dichters, der ſein Lebensglück machen will. Es handelt ſich um ein Geſchäft, das etwas abwirft, und das ein gebildeter Mann in ſeinen freien Nebenſtunden mit Anſtand betreiben kann. Es handelt ſich dem Manne um das Heute, um den Moment, und um ſeine perſönliche Situation darin. Seine Gleichgültigkeit gegen die Kunſt iſt eigentlich eine Hochachtung für dieſelbe, — ungefähr wie ich gleichgültig bin gegen den Chimboraſſo, weil er über meine Kräfte geht. Aber wenn es die Leute bezahlen, daß man kleine Chimboraſſos im Modell des Kreuzberges beſteigt, warum ſoll man das Geſchäft nicht machen? Das iſt der ausgeſprochene Standpunkt der Wolterſtück-Dichter, — und auch das überhebt mich der Kritik, denn wo ein Anſpruch gar nicht gemacht wird, fällt es von ſelbſt weg, einen Anſpruch zu unterſuchen und zu prüfen. —

So bewegt ſich die Wiener Tragödie mit den tragiſchen Schauſpielerinnen von der Höhe zur Mitte und von der Mitte auf den Boden herab Schritt für Schritt in gleicher Schrittweite mit weiblichen Schritten und im genaueſten Anſchluß an weibliche Gangart. Wie auffallend iſt das! Und doch iſt es noch viel auffallender, nicht nur w i e dieſe Erſcheinung da iſt, ſondern d a ß ſie nur da iſt: daß ein ſo fürchterlich ernſtes Männerwerk, wie die Tragödie, in Oeſterreich überhaupt gebunden erſcheint an die Weiber, Geſchöpf, Produkt und Ebenbild der Weiber, abhängig von ihnen, wachſend wie ſie wachſen, aufſtrebend und einſinkend mit der weiblichen Geartung im ganzen und bis ins einzelne. Wahrlich merkwürdig, und nicht zu überſehen in unſerem Reiche der Unbegreiflichkeiten und Unwahrſcheinlichkeiten! Wenn überall die Schlingpflanze nach dem Baume wächſt,

ſo iſt es das Unikum des öſterreichiſchen Dichterwaldes, daß hier die Eiche an den Efeu ſich anlehnt, daß die männliche Kunſt eines Sophokles und Schiller im Maße der ſchwachen Weiber einhergeht. Ich wüßte für die weibliche, d. h. ſlawiſche Charakter-Infiltration Oeſterreichs unter hundert andern Zeichen kaum ein ausdrucksvolleres, als die Tragödie des Burgtheaters, welches ja die Oeſterreicher ſelbſt als ein National-Symbol anſehen und geltend machen.

Zuletzt aber bin nicht ich es, ſondern die Ethnologie und einer der feſteſten Sätze dieſer Wiſſenſchaft, welcher ſagt, daß das die effemineirteſten Nationen ſind, bei welchen die Weiblichkeit über die Männlichkeit dominiert.

Wien, im Spiegel eines Sarges

(8. Februar 1872)

War das wieder ein „Jahrmarkt der Eitelkeit", das Grillparzer-Begräbnis! Und doch komme ich darauf zurück — nicht um Wien anzuklagen, wie man es von meiner Denkungsart vielleicht erwartete, ſondern um mich zu freuen und Beifall zu ſpenden.

Dem Tanz um das goldene Kalb ſah kopfſchüttelnd ein Norddeutſcher zu, und da auch ich ein Geſicht machte, etwa wie der Zigeunerhauptmann im Jahrmarkt von Plundersweilen, ſo gewann er Vertrauen und ſagte zu mir: Seltſame Leute ſind doch dieſe Wiener! Wenn wir in Berlin einen Sarg mit Kränzen bedecken, ſo würde die ganze Stadt raten müſſen, wer die Kränze geſpendet, und doch würde es niemand erraten. Hier laſſen die Leute gleich ihre Namen auf die Kranzbänder ſticken.

Sehr wahr, Bruder Berliner! Das unterſcheidet eben die „Aſiatiſchen" von den „Selbſtloſen" *).

*) Siehe 45. Stück der „Siegelringe".

„Dem Ideal meines Lebens" ſtickt eine Baronin Todesco, als ob Grillparzer den Wiener Kurszettel gedichtet hätte, die Ideale von Todescoleben! „Dem Meiſter Grillparzer ſein Jünger Moſenthal" ſtickt der letztere, und Grillparzer muß ſich das ruhig gefallen laſſen; ſein Mund iſt ja geſchloſſen! Der taktvolle Kranzſpender vergaß nur, daß Wien ſeinen Mund noch offen hatte, wovon ich ſogleich ſprechen werde. Ein Dr. Heinrich Jaques ſtürzt, da die Leiche noch warm iſt, in ein Redaktionsbureau und hinterlegt fünfhundert Gulden für die Ehre — des Dr. Heinrich Jaques, alias für ein Grillparzer-Denkmal.

Und doch iſt Dr. Ludwig Auguſt Frankl ſeit ſechs Jahren mit dem Ideal „ſeines" Lebens noch nicht zuſtande gekommen, nämlich mit „ſeinem" — Schillerdenkmal!

Nebenbei bemerkt, lauter gute Geſellſchaft, wie Sie ſehen. Gutes, altes Blut; längſt vor Chriſtus dageweſen! Und inſofern hätte der Berliner faſt doch wieder unrecht: ſeltſame Leute ſind dieſe Wiener! Wie kommen wir zu dieſer Ehre? Was bei einer ſolchen Gelegenheit Wien vertritt, iſt ein reiner Großmutsakt von Samaria und Jeruſalem, und Wien ſchaut bewundernd zu. Das iſt alles. Ein wirklicher Wiener war bei der ganzen Grillparzer-Totenfeier höchſtens eine kleine verſchwindende Nebenperſon, nämlich Grillparzer. Die Ruhmes-Hyänen aber, welche ſchmauſend über ſeine Leiche herfielen, werden Wien kaum ihre Mezzo-Heimat nennen wollen; ihre Urheimat nennen ſie wärmere Länder!

Gleichviel. „Solche Dinge ſind nur in Wien möglich" lautet die ſtereotype Redensart, wenn Senatus Populusque Vindobonensis irgendeine himmelſchreiende Schuftere, Dummheit oder Taktloſigkeit der ſtaunenden Welt zum beſten gegeben hat. Wer aber das ſagt, iſt wieder — Wien! Selbſtkenntnis wenigſtens fehlt uns nicht ganz. Alſo immerhin ein geſunder und ehrenhafter Zug. Und wenn es freilich auch eine Selbſtkenntnis gibt, welche juſt, weil ſie ſich kennt, an ſich verzweifelt und ſich aufgibt, ſo hat Wien die Taktloſigkeiten, womit Grillparzer beſtattet wurde, mit einer Ein-

ſtimmigkeit, mit einer Kraft und Stärke zurückgewieſen, welche bewies, daß wir noch immer nicht der ſchlaffſte Körper ſind, ſondern daß wir energiſch reagieren, ausſtoßen und ausſcheiden können. Mit Ausnahme des Blattes, in welchem der Denkmalſetzer ſelbſt ſein Werbebureau aufſchlug, hat die ganze Wiener Preſſe wie ein Mann dagegen proteſtiert, daß Grillparzers Totenfeier dieſer und jener zu ſeiner Lebensfeier ausnützte und daß „Jünger Grillparzers" (lies: der Birch-Pfeiffer) ſich ſelbſt ein Nachfolger-Diplom ausſtellten, welches vor allem die Majeſtät der öffentlichen Meinung tun müßte, am letzten aber der Beteiligte ſich unterfangen dürfte.

Aus dieſen Proteſten teile ich zwei Proben mit, welche mir ſo viele Freude gemacht haben, daß ich der menſchlichen Schwäche unterliege, zu glauben, ich dürfte meine Freude auch mit anderen teilen. In der alten „Preſſe" ſpricht ein Journaliſt von langbewährter Tüchtigkeit ſeines Charakters und ſeines Berufes wie folgt:.

„Das war eine ganz Shakeſpeareſche Wirkung, wenn man, tief ergriffen von dem Verluſt, welchen die Deutſche Nation am 21. Januar erlitten, aber erhoben zugleich von der aufrichtigen Teilnahme in Nähe und Ferne, plötzlich auf eine gewiſſe Notiz in den Wiener Blättern ſtieß. Wie da jeder unwiderſtehlich von Heiterkeit erfaßt wurde, wie einer dem andern das Blatt reichte und der andere einſtimmte — und ſo fort. Heute hallt das Gelächter ſchon vom Bodenſee bis zum Eiſernen Tor und es pflanzt ſich fort, ſoweit die deutſche Zunge klingt, und zu allen Nationen, unter denen ſich jemand findet, ihnen klar zu machen, was Grillparzer war und was Moſenthal iſt. O, es iſt nichts Kleines, den ganzen Erdkreis zum Lachen zu bringen und noch dazu auf eigene Koſten!"

„Wir würden uns nicht gewundert haben, wenn am Mittwoch Dienſtmänner in der Auguſtinergaſſe aufgeſtellt geweſen wären und den Leidtragenden buntfarbige Zettel in die Hände geſteckt hätten, etwa folgenden Inhalts:"

„Verehrungswürdige!"

„Das tiefbetrübende Ableben des Herrn Franz Grillparzer, dramatiſchen Dichters, gibt mir den willkommenen Anlaß, dem hohen Adel, geehrten Publikum und den P. T. Theater-Direktionen mein ſeit 25 Jahren hier am Platze betriebenes, ſchwunghaftes Dramen-Fabriksgeſchäft beſtens in Erinnerung zu bringen, wobei ich mir ſchmeichle, jeden in dieſes Fach einſchlagenden Auftrag ſchneller und billiger als irgendein Konkurrent effektuieren zu können. Der ehrfurchtsvoll Gefertigte erlaubt ſich zugleich auf ſeinen großen, am Lager habenden Vorrat der verſchiedenartigſten Stoffe hinzuweiſen; derſelbe unterhält direkte Verbindung mit Paris und iſt daher imſtande, ſtets im neueſten Geſchmacke bei prompter und reeller Bedienung zu arbeiten, ſo wie auch ſein berühmtes Aſſortiment von Knalleffekten fortwährend durch die neueſten und überraſchendſten Exemplare vermehrt wird. Indem ich noch erſuche, genau auf meine Firma und die jedem Stücke angeheftete Fabriksmarke zu achten, bitte ich um zahlreichen Zuſpruch. H. S. M."

„NB. Von den zahlreich gedruckten Zeugniſſen über die Vorzüglichkeit meiner Ware erlaube ich mir diesmal nur eins anzuführen:"

„Lieber Herr H. S. M. Seit meiner Jugend an Trübſinn leidend, gegen welchen die Aerzte kein Mittel wußten, wurde ich von einem Freunde auf Ihr neueſtes Trauerſpiel aufmerkſam gemacht. Ich beſuchte geſtern das Theater und bin noch heute in der fröhlichſten Laune. Haben Sie vielen Dank und ſchicken Sie mir umgehend Ihre ſämtlichen Werke mit Poſtnachnahme. — Marquis de Pipelet."

So, ein Feuilletoniſt der „Preſſe". Ein anderer des „Tagblattes" behandelt dasſelbe Thema wie folgt:

„Zur Geſchichte der höheren Reklame."

„Aber Jäckele, was fällt dir denn ein, zu deines Großvaters Leich' die rote Weſte anzuziehen? Gleich ziehſt du die ſchwarze an!"

„Wenn ich die rote Weſte nicht anziehen darf, ſo *freut* mich die ganze Leich' nimmermehr."

„Und er hat vollkommen recht, der Jäckele."

„Was hätte man denn ſonſt für einen Nutzen davon, daß einem die liebſten und beſten Menſchen wegſterben, wenn man ihren Tod nicht einmal zu Zwecken der Reklame benutzen könnte! Eine rote Weſte beim Kondukte — die macht Aufſehen, wirkt mehr als das ſchreiendſte Inſerat die Zeile zu 50 Kreuzer und iſt überdies nicht einmal ſtempelpflichtig. Darin eben liegt der mächtige Fortſchritt unſerer Zeit, daß wir nicht eigenhändig ſterben müſſen, um berühmt zu werden, daß wir nicht ſelbſt Großtaten auszuführen brauchen, um in die — Zeitung zu kommen. In alten, finſteren Zeiten waren es die Jünger, welche des Meiſters Ruhm verbreiteten, heute ſterben die Meiſter, damit die Jünger — Jäckeles rote Weſte anziehen können!"

„Auch Schillers Don Carlos hatte noch keinen Begriff von der handelspolitiſchen Bedeutung der großen Toten, indem er an Marquis Poſas Leiche einfältig meinte: für mich iſt er geſtorben! Pah! eine ganze Mitwelt hat Anſpruch darauf, ſich beim Kondukte bemerkbar zu machen, ſeinen Kranz an den Sarg zu entſenden und den Preiskurant ſeiner Waren beizulegen. Rheumatismusketten und die Revalenta-arabica, Gottes Segen bei Kohn und das beſte Bier und die „nie dageweſenen Wunderkuren" und die unglaubliche, aber dennoch wahre Billigkeit, kurz alles, was da lebt und webt, und dem die rote Weſte eine Exiſtenzbedingung iſt, darf an der Bahre ſich einfinden, denn für ſie alle iſt der große Mann geſtorben; und dürften ſie nicht bei dieſer Gelegenheit ſich in die Oeffentlichkeit drängen, ja dann — „freute ſie die ganze Leich' nimmermehr".

„Das eben iſt der große Fortſchritt in der Geſchichte der Reklamemacherei, daß auch der Tod Nationalökonomie wird und die Trauer ein Geſchäft. Selber groß ſein iſt nichts! Aber andere groß ſein laſſen und ſich ſelber damit einen Namen machen, das bezeichnet die ausgebildete Reklamemacherei. Der wahre, echte Kuckuck, ſagte eine gelehrte Dame, die da glaubte, daß die Zündhölzchen auf den Stoppelfeldern wachſen, iſt ein Vogel, der ſeine Eier nicht ſelber legt, und das einzige Verdienſt großer Männer um die

Menſchheit beſteht darin, daß ſie die Eier legen, aus denen die kleinen Leute ausſchlüpfen können. Um dieſen Fortſchritt zu würdigen, erinnern wir uns nur an jenen alten Athener, der den Ariſtides verbannte, ohne von ihm mehr zu kennen als ſeinen glänzenden Ruf. Wie einfältig! Wie primitiv! Ganz anders verſtehen wir heute das Geſchäft! Juſt aus dem Tode jener Männer, die wir „unbekannterweiſe" beweinen, ſchlagen wir das meiſte Kapital, und die Helden, die für uns inkognito lebten, müſſen wenigſtens ſterben, um unſerm eigenen Inkognito uns zu entreißen."

„Von Hunderten, die ſich durch Totenkränze an dem Sarge eines Dichters vertreten laſſen, erfahren Zehntauſende ſeinen Namen zum erſtenmal aus dem Partezettel, haben kaum fünfzig ſeine Schriften geleſen, noch weniger verſtanden, nicht zehn ſeine Bedeutung erkannt, und nicht zwei ſich jemals für dieſe Bedeutung begeiſtert. Aber ſie freuen ſich, daß er berühmt iſt, und bedauern höchſtens, daß ſein Ruhm nicht mit einer „Beilage für öffentliche Anzeigen" zu verſehen iſt. Wie ſchade! Soviel Intelligenz ſtirbt unbenützt hin, ohne für ein Intelligenzblatt verwertet zu werden! Wäre es nicht praktiſcher, ſtatt des ſchwarzen Randes der gedruckten Totenanzeige die „ſichern Heilungen" oder den „Königtrank" nebſt genauer Adreſſe ſämtlicher Depots in allen fünf Weltteilen der Oeffentlichkeit kund zu geben? Sollte denn die Kunde von einem Dichtertode nicht auch einige freundliche Kunden herbeilocken?"

„Jedenfalls läßt ſich aus alledem erkennen, daß die Reklame ihre Geſchichte habe und ſich nach beſtimmten Geſetzen entwickelt."

„Zwei Strömungen bezeichneten von jeher die Wege, auf welchen man zur Berühmtheit gelangte. Entweder man ſtarb zu ſeinem eigenen Ruhm und hieß dann ein Märtyrer, oder man ließ andere für ſich ſterben und behob die Taxen für Kanoniſierung und Leichenreden. Erſteres iſt für die rohen, letzteres für die kultivierten und rationell bewirtſchafteten Zeitalter."

„Nicht jeder wird unſterblich, der niemanden hat, welcher

für ihn sterben will. Als ich noch auf der Schulbank saß, wo uns ein Piaristenpater den Virgil *mißverstehen* lehrte, da exponierten wir die wunderliche Stelle von der Geburt der millionenäugigen und tausendzüngigen Göttin Fama, dieser Schutzpatronin aller Annoncen, Inserate, Intelligenzblätter, Maueranschläge und „wohlwollenden" Kritiken. Die Fabel war uns ganz klar bis auf einen einzigen Punkt. Virgil läßt nämlich die Göttin aus dem Schoße der Gäa entstehen, zur Revanche dafür, daß Jupiter alle *Giganten* totgeschlagen. Wir zerbrachen uns die Köpfe darüber, wie denn die Reklame einen Ersatz für tote Riesen bieten könne. Wir waren eben noch sehr naiv."

„Heute begreifen wir vollkommen, was der Dichter damit sagen wollte. Denn wenn die Giganten sterben, da stellt zur rechten Zeit die Reklame sich ein. Die Heroen verspritzen ihr Blut, die Epigonen färben ihre Mäntel damit. Die Heroen werden unter die Sterne versetzt, die Epigonen zerstreuen mit dem Glanz der Sterne das Dunkel, das sie umgibt. Die Riesen hat Jupiter mundtot gemacht; die Pygmäen schreien um so lauter, denn ihnen steht die allmächtige Fama zur Seite. So ahnungsvoll deutet die Mythe das nationalökonomische Zeitalter an, dessen Segen uns heute erfreuet. Wir aber lassen uns aus der Geschichte der Reklame warnen, selber große Männer zu werden. Denn immer ist's bequemer, Monumente anderen zu errichten, als sie für sich zu verdienen. Bilden wir Komitees, um den Toten Denkmäler zu setzen; es ist das einzige Zwangsmittel, an uns selbst denken zu machen. — Und müßten wir Monumente errichten, bis die Erde darob wie ein Stachelschwein aussähe, — das Publikum kauft sie *uns* auf den Leib, die rote Weste, warum sollten wir sie nicht anziehen? Und ohne die rote Weste freut mich die ganze Leich' nimmermehr."

So sprach Wien zu seinen Kieselaks. Die Kieselaks haben Skandal gemacht, aber die Abwehr hat uns Ehre gemacht. Nicht alles „ist nur in Wien möglich". Auch in Wien ist manches noch unmöglich.

Am Ende ist es nur eine Kleinigkeit, das Grab eines

ſchlichten Privatmannes gegen den zudringlichen Ich-Kultus zu verteidigen. Aber nicht zu verſchmähen iſt es, daß ſich die öffentliche Meinung im Kleinen und Kleinſten bildet und übt, den Plusmachern, den Humbugern und Blagueurs gegenüber recht kräftig auf eigenen Füßen zu ſtehen. Uebung macht den Meiſter und an allem Guten iſt ſchon der Anfang das Beſte. Wer nur erſt gelernt hat, der kleinen und kleinſten Schwindler ſich zu erwehren, der erwehrt ſich bald auch der großen und größten, und — die Luft wird rein! Wo aber hätten wir ſtärkeres Bedürfnis nach reiner Luft, als in Oeſterreich?!

Ein Aphorismus zur Denkmal-Peſt unſerer Zeit

(März 1872)

„Was iſt der Humor davon?"

Man kann nicht verlangen, daß ganze Städte den philoſophiſchen Geiſt beſitzen, auf dieſe Frage zu antworten. Städte begnügen ſich mit dem Witz. Der Pariſer, der Berliner, der Wiener Witz ſind denn auch kulturgeſchichtliche Größen, wichtig für den Geſchichtſchreiber, der die Vergangenheit beſchreibt, wichtig ſogar für den Staatsmann, der, indem er die Gegenwart lenkt, die Stimme ihres Witzes nicht überhören wird.

Wie man Volkslieder geſammelt hat, wie man geflügelte Worte und Redensarten geſammelt hat, ſo wäre es längſt an der Zeit, die Stadtwitze zu ſammeln, jene Witze, in welchen das öffentliche Gewiſſen das Beſte gedacht und aufs glücklichſte geſagt hat, kurz *die ernſthaften Witze*! Das meiſte müßte aus dem Volksmunde geſammelt werden, einiges böten die Witzblätter, jene wenigen nämlich, welche dieſen Namen verdienen. Der Pariſer „Charivari" z. B., der

„Kladderadatſch" und die „Berliner Weſpen" haben Typen geſchaffen und Worte geſprochen, welche den Witz ihrer Nationen als wahre Produktivkräfte am Webſtuhl der Zeit erſcheinen laſſen; ähnliches iſt dem Wiener „Figaro" gelungen, welcher jedenfalls mit einer geſchickten und anſtändigen Hand die Konturen zeichnet, worin ſich der öffentliche Witz bewegen ſollte, um, wie der Blitz, zu reinigen und erhellen. Auch der Londoner „Punch" und die Münchener „Fliegenden Blätter" gehören in einem weiteren Sinne hierher. Roms „Pasquino" würde ohnedies nicht vergeſſen werden.

Leider gilt von den meiſten übrigen Witzblättern, — die Wiener Sudelküche ſteht darin obenan — ſo manches, was Kuno Fiſcher über die Naturgeſchichte des Witzes wahr und treffend geſagt hat. Z. B. Es lohnt der Mühe, zu unterſuchen, was aus dem Witze wird, wenn er in die Mache derer gerät, die keinen haben. Was iſt der Witz ohne die Kraft des Witzes, ohne die Inſpiration, die leicht und ſpielend Sinn und Unſinn unterſcheidet, kurz der mutterloſe Witz, der ſich zum Mutterwitz verhält wie der Aberglaube zum Glauben?! Sagen wir mit einem Worte, der Witz, der keine Wurzel im Charakter hat! der Witz, der die Uebel der Welt nicht aufdeckt, ſondern ſich ſelbſt dieſen Uebeln zugeſellt! der Witz, den ſein eigener Name als ſein Gegenteil nennt: der Aberwitz!

Der Witz bekämpft die Idee des Verkehrten, das Prinzip des Böſen. Der Aberwitz, deſſen Auge zu blödſichtig iſt, um Ideen und Prinzipien zu ſchauen, wartet erſt, bis ſie ihm in der Geſtalt einer Perſon vor der Naſenſpitze ſtehen, und wird dann „perſönlich". Zu ſeinem Unglück hat er ohnedies gehört, daß die Kunſt individualiſiert, und nun hält er die Beſtialität, das Individuum anzufallen, für eine Kunſt. Denn das weiß er nicht, daß das Individuum von der Kunſt eben erſt gemacht werden muß, daß es eine Idee und ein Prinzip iſt, was die Kunſt in ſcheinbarer Menſchenform verkörpert; daß ſie aber umgekehrt den Menſchen, den ihr die Natur ſelbſt liefert, ſo lange idealiſiert, bis wir ſeine wirkliche Perſon und ihr körperliches Exiſtieren vergeſſen können

und vor unſer Witzforum eben nur noch die erſcheinende Idee zur Rechenſchaft ziehen. Nein! der Aberwitz „greift hinein ins volle Menſchenleben" wie ein Straßenjunge ins Publikum oder noch beſſer, wie ein Straßenköter, der in die Waden hineinbeißt; er zerſtört den Bannfrieden der geſitteten Menſchheit mit frechem Skandal, er glaubt witzig zu ſein, wenn er gemein, roh, empörend, ſchamlos und widerwärtig iſt und vor die Oeffentlichkeit jedes Privatleben, das ihr nicht angehört, wie ein unvernünftiges Tier herausapportiert. Aber, — ſagt H. Lorm, dem ich in den Eingangsworten mit Freiheit gefolgt bin, — ſolange dieſe Aberwitzblätter ein aberwitziges Publikum finden, dem ſie zu ſeinem Danke Gelächter erregen, ſind ſie vollkommen im Rechte, es zu tun, wie die Kröte vollkommen im Rechte iſt zu exiſtieren, ſolange der Sumpf dazu vorhanden iſt. Wozu ich übrigens doch hinzuſetzen müßte, daß die Kröte weitaus unſchuldiger iſt am Sumpf, als die Aberwitz-Sumpfblätter an dem ihrigen, weil dieſe den Sumpf, der ſie gezeugt hat, wieder zeugen, ihn vergrößern und ausbreiten, was die Kröte nicht tut.

„Solange der verwilderte Geſchmack eines gewiſſen Publikums", fährt Lorm ſeinem Thema ſich nähernd fort, „gierig nach ſo ekelhaften Erſcheinungen greift und ſie dadurch wie nirgends in Deutſchland, ja nirgends in der Welt, zum Blühen und Gedeihen bringt, ſo lange werden weder das Schiller- noch das Grillparzer-Monument dem ſich bei jeder Gelegenheit als Kulturſtätte beräuchernden Wien den Charakter einer gebildeten deutſchen Stadt verleihen."

„Ein Grillparzer-Monument zu errichten unter der Leitung der Herren Rothſchild, Schey, Wodianer, Todesco! Iſt es Wahrheit, oder iſt es auch nur ein ernſthafter Witz, ſo ernſthaft, daß man nicht darüber zu lachen vermag? Nirgends ſteht geſchrieben: es ſoll der Dichter mit dem Börſenkönig gehen! Wenn man an den Herren Rothſchild und Konſorten, an dieſen Geſchöpfen der Addition, eine Subtraktion vollzieht, indem man ſich dieſelben ohne ihr Geld denkt, ſo denkt man eben — nichts. Denn nichts bleibt dann von ih-

nen übrig, weder Geiſt noch Bildung, nichts als eine unbeſchriebene Rechentafel auf zwei Füßen. Hat eine ſolche irgendeine Beziehung zur Literatur?"

Es iſt noch nicht lange, daß ich in einem Berliner Blatte zwei Wiener Feuilletoniſten zitiert, welche über Reklameſchwindel, uſurpierte Reputationen und Selbſtbedenkmalung ganz ſo denken wie dieſer dritte, den ich hiermit auch zitiere. Es iſt nützlich, ja wichtig, ſolche Stimmen zu ſammeln, denn es ſoll um Gottes willen nicht meine perſönliche und vielleicht verbitterte Stimmung ſcheinen, wie ich über dasſelbe Thema der Korruption, der Fäulnis, des Prätorianertums der Mittelmäßigkeit und der Niedertracht des Byzantinismus in allen Geſtalten mit längſt erſchöpfter Geduld mein Herz zu erleichtern pflege. Man ſoll wiſſen, daß es keine Stuben- und Grillenſtimmung eines einzelnen iſt, ſondern ein unter der Korruptions-Schichte lebhaft pulſierendes Grundwaſſer, das in hundert Quellen zutage bricht. Nur von Zeitung zu Zeitung, d. h. nur aus dem Gröbſten lernen die Völker ſich kennen, und doch iſt das Bedürfnis, ſich genau kennen zu lernen, dringender als je, daher iſt's auch die Pflicht, das grobe Bild ins Feinere, alſo ins eigentlich Wahre und Lebendige zu zeichnen, was überall nur die Nuance der Oppoſition, der Minoritäten, kurz der Widerſpruch tut.

Die Selbſtbedenkmalungs-Arroganz iſt übrigens zu einer Peſt geworden, welche die Ehre des Widerſpruchs nicht mehr verdient; aus Rache muß man ſie — anerkennen! Nicht mehr das alte, ſondern ein völlig neues und verändertes Naturgeſetz iſt damit in die Erſcheinung getreten; das alte hat aufgehört. Als ich noch meine Bücher zur Schule trug, blieb ich mit Andacht vor dem Schaufenſter einer Kunſthandlung ſtehen, welche zu jener Zeit gegenüber dem Burgtheater ſich befand. Da ſah ich in Kriehubers Lithographien die Porträts von Löwe, Anſchütz, Fichtner, La Roche, von der Rettich, Schröder, Neumann, Haitzinger — Perſonen, welche der Knabe, ohne noch das Theater betreten zu haben, ſchon längſt durch ihren Künſtlerruf kannte, und die es ihn höch-

lich intereſſierte, wenigſtens durch das Bildnis von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen. Das war *alter* Stil. Heute ſehe ich bald an dieſem, bald an jenem Schaufenſter im ſchreienden Goldrahmen ein lebensgroßes photographiſches Bruſtbild, bei welchem ich regelmäßig fragen muß: wer iſt das? Dann heißt es: das iſt die neue Soubrette, welche der Strampfer engagieren ... wird; das iſt die neue Liebhaberin, welche Aſcher engagieren ... wird; das iſt der Violinſpieler, die Konzertſängerin, welche nächſtens in Wien eintreffen ... werden! Noch kennt ſie niemand, noch haben ſie nicht als Künſtler gefallen, noch kann man ſich daher nicht für ihre Perſon intereſſieren, aber juſt umgekehrt ſoll ihre Perſon ihrer Kunſt Reklame machen; und eh' wir ihnen noch einen einzigen Kunſtgenuß verdanken, müſſen wir wiſſen, wie die werten Viſagen derjenigen ausſehen, die wir nächſten Sonntag vielleicht ... auspfeifen werden. Das iſt *neuer* Stil!

Genau die nämliche Wandlung nun iſt es, welche ſich beim Denkmalſetzen vollzogen hat. Nicht mehr handelt es ſich um einen Mann, mit deſſen Namen wir längſt ſchon bekannt ſind, ſondern es handelt ſich um eine Anzahl unbekannter Männer, welche ihren eigenen Namen bekannt machen und an die Oeffentlichkeit bringen wollen. Der erſte iſt freilich dabei noch immer notwendig, — leider! Wollte Gott, man könnte überhaupt Sockel ohne Statuen ſetzen, denn die Nachfrage überſteigt entſchieden das Angebot! Aber obſchon der Bekannte noch notwendig iſt, ſo iſt er doch nicht mehr die Hauptſache; das ſind vielmehr die Unbekannten, die Männer des Denkmalkomitees. Der Bekannte iſt das Mittel, die Unbekannten aber ſind ſich ihr Selbſtzweck. *Man ſetzt Denkmäler, um unbekannte Größen bekanntzumachen.*

Was will man auch! Es iſt die dritte von drei logiſchen Stufen. Jeder Menſch ſtrebt vor dem armen und dunklen Haufen nach Auszeichnung, oder vielmehr ſie wird ihm von ſelbſt, indem er von dem Hange nach Glück und den Antrieben der Eitelkeit ſich zur Tätigkeit ſpornen läßt. Die erſte

und niedrigſte Auszeichnung iſt das Geld. Jeder Menſch will reich werden, und bei der fruchtbaren Fortpflanzungskraft des Geldes iſt reich zu werden auch wirklich das leichteſte, ſobald man nur ſchmutzig genug iſt, dieſer Schweinezucht ſeine unſterbliche Seele zu widmen. Was jetzt hierauf folgt, könnte man faſt ſchön nennen, wenn aus ſchmutzigen Quellen reines Waſſer kommen könnte. Nämlich gegen die allgemein angenommene Meinung von der „unerſättlichen Habſucht" machen wir vielmehr die Bemerkung: daß nichts leichter zu ſättigen iſt als die Habſucht. Unter unſern Augen haben die Beiſpiele geſpielt, daß Menſchen, von Banknoten bis zum Ekel überſättigt, nach wenigen „Glücksjahren" ihr Streben darnach blaſiert und phlegmatiſch einſtellen konnten. Dieſes Streben bemüht ſich aber jetzt um die zweite Stufe: den Rang. Nichts iſt logiſcher, als daß ein gemeiner Menſch, der viel Geld hat, aufhören will, gemein zu ſein. Zwar tut er's ohnedies in den Augen der Geld-Bewunderer, aber der Tribut der Dummheit iſt doch nur ein freiwilliger; er will ſich die Bewunderung, gleichſam wie eine regelmäßige Steuer, offiziell votieren laſſen. Das tut der Rang. Dieſes Ziel zu erreichen iſt indes kaum eine Beſchäftigung; es iſt allzu leicht zu erreichen, eigentlich iſt es durch das Geld ſchon faktiſch erreicht und hat dieſes zu ſeiner Vorausſetzung. Der Pilz braucht von ſeinem unedel erworbenen Gelde nur eine Handvoll zu „edlen Zwecken" zu opfern und der Vorwand iſt gegeben, ſtatt der Zuchthausjacke ihm den Barons-titel anzuziehen, — wie denn z. B. Graf Langrand vorausſichtlich zum Marquis erhoben worden wäre, wenn er nicht zehn Jahre Zuchthaus bekommen hätte. Da man aber ſchließlich mit Geld und Adelswappen noch immer Hans Dampf ſein kann, ſo folgt die dritte logiſche Stufe: das Streben nach Intelligenz oder Schein von Intelligenz.

Sagen wir, Schein; denn ſie ſelbſt iſt leider nicht zu haben. Geld war zu ergaunern, Rang war zu erkaufen, aber woher ſollte Intelligenz und Bildung kommen? Man iſt nach Wien gewandert, kaum mit den elementarſten Schulkenntniſſen von Jaroslaw und Myslowitz, Proßnitz und Brody;

man iſt Laufburſche geweſen, Zündhölzel-Hauſierer uſw. uſw., kurz, man iſt nichts geweſen. Jetzt iſt man Millionär und Baron. Hat man Zeit gehabt, nachzulernen? Nein. Hat man den Willen dazu gehabt? Nein. Kann man ſich ſchmükken mit dem, was andere gelernt haben? Ja. Wenn ſich die andern zum Schmuckgegenſtand hergeben!

Und ſie geben ſich her!

Man kann ohne Uebertreibung ſagen: die ganze Kunſt und Literatur von Wien verzichtet auf ihre eigene Repräſentation; ſie läßt ſich repräſentieren von der Börſe. Ein Haus, wie ich es in Stuttgart bei Hackländer, in München bei Kaulbach uſw. uſw. fand, ein ſolches Haus exiſtiert in Wien nicht. Die Wiener Seitenſtücke dieſer Hausherren findet man abends nicht bei ſich ſelbſt zu Hauſe, man findet ſie in den Soireen der Börſe. Sie empfangen nicht, ſie werden empfangen. Selbſtverſtändlich kann ſich aber dieſer Charakterzug des Wiener Privatlebens bei öffentlichen Gelegenheiten nicht in ſein Gegenteil verkehren; und ſo erlebt der Fremde das auffallende, der Einheimiſche aber das gewohnte und landesübliche Schauſpiel, daß die großen Repräſentationen der Literatur, — Bauernfeld-Jubiläum, Grillparzer-Totenfeier, Concordia-Abende uſw. uſw. — ihren Stempel von Leuten empfangen, welche kaum gelernt haben, auf einen geſtempelten Wechſel ihren unleſerlichen Namen zu malen. Dieſes Wiener Verhältnis zwiſchen Literatur und Börſe erinnert mit frappanteſter Aehnlichkeit an die Stellung, welche im Rom des Juvenal und Martial die Patrone und die Klienten zueinander einnahmen; eine Wechſelſeitigkeit, worin die Patrone ebenſo eifrig eine hofmachende Klientel ſuchten, als die Klienten zum Hofmachen und Schmarotzen bei den Patronen, deren Freigelaſſene ſie großenteils waren, willig, ja gierig ſich herandrängten. Als ein aufgelöſtes und doch wieder fortgeſetztes Verhältnis von Herren und Sklaven, war das eine wunderliche Miſchung von Widerſprüchen; aber ich habe längſt bemerkt, daß juſt die Widerſprüche mit einer Art von Zauber binden und einen, und bei einer urwüchſigen gegenſeitigen Verachtung die ſtimmende Rechnung

der gegenſeitigen Eitelkeit ein Fazit von alles überbietender und faſt göttlicher Unwiderſtehlichkeit gibt.

Nun verſteht es ſich aber ganz von ſelbſt, wenn in der „turba" der Sklaven, der Freigelaſſenen und der Klienten ein Literat z. B. wie Plautus, welcher ſelbſt Sklave geweſen, zu einer Denkmal-Fähigkeit ſich aufgeſchwungen, daß ihm das Denkmal nicht die Sklaven, ſondern die Herren und Patrone, die großen „reguli" ſetzen. Wer anders ſollte ſich dieſen edlen Vogel herabſchießen als das hochmögende Patronat, welches auf eine ſo leckere, aber ſeltene Ruhmeschance hin all das übrige unedle Gevögel jahraus jahrein ſich mäſtet und füttert? Ganz von ſelbſt verſteht ſich das und iſt vollkommen in martialiſch-juvenaliſcher Ordnung!

Ich möchte daher kaum — wie Lorm — jene reguli geißeln, welche bei dem ganzen Sachverhalt noch die relativ Unſchuldigeren ſind, als vielmehr die Literaten, Künſtler und Tellerlecker, welche die reguli möglich machen, ihnen das Patronat und Mäzenat förmlich entgegenbringen und aufdrängen. Milde aber, wie ich bin, und nach meinen tragiſchen Grundſätzen auf Menſchenſchuld überhaupt nicht erkennend, erlaſſe ich zuletzt auch den Literaten, Künſtlern und Tellerleckern, dem geſamten Stande der Sklaven, der Freigelaſſenen und nie Freizulaſſenden die Verantwortung einer perſönlichen Schuld, ſondern finde die unperſönliche Schuld in jenem großen kulturhiſtoriſchen Neutrum, welches man, da der Name Auſtriazismus noch zu neu, mit einem älteren und gangbareren am beſten noch immer Byzantinismus nennt.

Der Reklamenwolf in der Schafhürde

(Februar 1872)

Eine Burgtheater-Novität hat gute Geschäfte zu machen geglaubt durch wohlfeile Ausfälle auf die Wiener Journalistik und deren Einmischung in Privat-Angelegenheiten. Wohlverstanden, oder vielmehr wohlweislich verschwiegen, in solche Privat-Angelegenheiten, welche dem Privatier nicht eben zur Ehre gereichen; denn von den übrigen, welchen vielleicht ein Fünkchen Scheinehre oder Afterehre abzugewinnen, ist es sattsam bekannt, daß es eben der klagbar gewordene Privatier selbst ist, welcher die heißgeliebte Oeffentlichkeit heißhungrig sucht und begehrt.

Mit andern Worten: einmal drängt sich die Publizität dem Privatleben auf; ein anderes Mal aber und vielleicht weitaus am öftesten drängt sich das Privatleben der Publizität auf. Da ist es denn eine Parteilichkeit, welche das gerechteste Mißtrauen erweckt, von zwei tadelnswerten Seiten bloß eine zu tadeln; aber korrekt, ehrlich und wahrhaft erlösend und befreiend erhebt dann die herzerquickende Unparteilichkeit ihr Wort, welche den getrübten Himmel klar macht und loyal auch die schuldige zweite Seite richtet.

„Privat-Angelegenheiten" war der Aufsatz überschrieben und mit B. unterzeichnet *), welcher in der vorletzten Sonntags-Nummer der „Presse" diese reinere Exekution vollzog, und an welchen anzuknüpfen ich mit wahrem Vergnügen bekenne. Hat man in einer so guten Sache zufällig nicht selbst das erste Wort gesprochen, so wird kein Gutgesinnter es verschmähen, einem Worte, das ein allgemeines und freudiges Echo erwecken soll, ritterliche Heeresfolge und Vasallen-

*) Bruno Bucher.

pflicht zu leisten. Nichts ist nützlicher, als daß sich Publikum und Schriftsteller miteinander in Verkehr setzen und die Präzision, womit man den öffentlichen Geist auszudrücken wünscht, durch lebendige Wechselwirkung unterstützen. Jeder Schriftsteller aber ist jedem Schriftsteller gegenüber selbst wieder Publikum. Und kaum weiß ich, ob ich für meine Person das Wort: „Sie haben mir ganz aus der Seele gesprochen!" je lieber gehört habe, als ich es selbst wieder anderen sage, zum Beispiel im gegenwärtigen Falle dem wackeren, mannestüchtigen B.

Jede gesunde Wienerseele muß es bekennen und bekennt es mit Vergnügen, wie sehr ihr folgendes aus der Seele gesprochen ist:

„Wenn es eine schlechte, skandalsüchtige Journalistik gibt, so ist niemand daran schuld als das verehrliche Publikum. Es hat sich diese Plage selbst heraufbeschworen, indem es die Grenze zwischen öffentlichen und Privat-Angelegenheiten selbst verrückte. Wenn man sich Reporter ausdrücklich einladet, damit morgen die Zeitungen berichten, wie superfein bei dem Herrn Baron gegessen und getrunken, wie gebildet konversiert wurde, und welche „Spitzen der Gesellschaft" das Fest durch ihre Anwesenheit und ihre Ordenssterne verherrlichten; wie kann man von Menschen, die sich zu einem solchen Geschäfte überhaupt hergeben, erwarten, daß sie mit feinem Takt die Grenze innehalten werden, welche den Besungenen erwünscht wäre, oder daß sie bei einer andern Gelegenheit, z. B. wenn man sie fühlen läßt, der Mohr habe seine Schuldigkeit getan, nicht Dinge ausplaudern, die sie nicht sehen und erlauschen sollten? Wenn die Journale dazu gut sind, der Welt die höchst wichtigen Neuigkeiten zu übermitteln, daß der Schauspieler A. einen schmeichelhaften Gastspiel-Antrag vom Theater in Znaim erhalten hat, oder daß der Sängerin B. anonym ein Schmuck zugeschickt worden ist, oder Se. Hoheit der regierende Herzog von Haidschnuckien dem Herrn C. für die Uebersendung seiner Gedichte in einem äußerst verbindlichen Handschreiben gedankt hat: wie mag man sich wundern, daß ein anderes Mal von den Schulden

des Schauſpielers A. geklatſcht oder eine pikante Anekdote von der Sängerin B. erzählt wird uſw. Wer den ganzen Tag auf der Gaſſe ſteht, um von jedermann geſehen zu werden, muß ſich auch verſchiedenes Wetter gefallen laſſen. Zuerſt den Handlangern der Zeitungen nachlaufen, die Hände drücken, vielleicht auch etwas in die Hände drücken, damit nur ja der teure Name recht oft und mit angenehmen Randgloſſen gedruckt erſcheint, und dann den ſittlich Entrüſteten ſpielen, wenn aus irgendeinem Grunde die Gloſſen weniger angenehm ausfallen, das reimt ſich nicht."

Vortrefflich nach der Natur gezeichnet, und erſt in dieſen Strichen vollendet ſich das traurige Sittengemälde! Läuft die Preſſe dem Privatleben nach, ſo läuft noch viel zyniſcher das Privatleben der Preſſe zu. Aber die Art, wie es von der Preſſe nur allzu willig aufgenommen wird, das läßt noch etwas zu ſagen übrig, und leider ein Etwas, das nicht ſo häufig geſagt wird, als z. B. Freund B. in ſeiner Beſcheidenheit keinen Anſpruch gemacht haben will, etwas Neues vorzubringen. Die Erſcheinung, die er rügt, iſt nicht neu, und — weil er es ſelbſt will — auch die Rüge ſoll es nicht ſein. Sprechen wir aber jetzt von der Wurzel und von dem ethnologiſchen Grunde der Erſcheinung! Wir haben dann, die Sonde ſo tief geführt, von einem der undeutſcheſten Züge Wiens zu ſprechen, wovon inſtinktiv nicht viel geſprochen wird. Und kommt er zur Sprache, ſo heißt er — Gemütlichkeit!

Gemütlich ſoll es ſein, das beiſpielloſe Entgegenkommen, womit die Wiener Preſſe der anſtürmenden Reklame des Privatlebens ſich preisgibt! Ein gemütliches Verhältnis zwiſchen Preſſe und Publikum, der gemütliche Nationalgeiſt!

Sei dem alſo. Nicht wir ſtreiten dagegen. Wir bekennen bloß — die Antwort ſchuldig zu bleiben, wenn uns ein Deutſcher aus Deutſchland, alſo ſelbſt wieder ein Gemütsmenſch, denn das ſind ja die Deutſchen und wahrlich kompetent in Gemütsſachen, etwa mit folgender Lauge über die Köpfe fährt: Gemütlich nennt ihr das? Feig iſt es, ſchlaff,

ſchlotterig, waſchlappig, mattherzig, ſchwachmütig, kraftlos, nervlos, energielos, widerſtandslos, Mangel an Mut, Männlichkeit, Wehrhaftigkeit, Mangel an Kern, Härte, Feſtigkeit, an Prall und Gegenprall, alles Fladen, nichts Stahl und Stein! Euer ewiges Bedürfnis, liebenswürdig zu ſein und den Charmanten zu ſpielen und gute Geſichter zu zeigen, und von Freundlichkeit, Nachgiebigkeit, Gefälligkeit, Wohldienerei und Lieb-Kinderweſen zu überfließen, das iſt der ſlawiſche Blutstropfen in euch, die Buhlerei, die wollüſtelnde Sinnlichkeit, das Weibertemperament, die Weiberſchwachheit und Weiberweichheit. Ein weibiſches Volk ſeid ihr, kein männliches. Nennt euch nicht Deutſche. Der Deutſche kann nein ſagen, der Deutſche ſtellt ſeinen Mann. Nichts iſt euch unmöglicher. Stirn an Stirn hat kein Wiener je nein geſagt. Er hat vertröſtet, hingehalten, Ausflüchte gemacht und dann — ſich ergeben. Jeder Zudringliche übermeiſtert euch, jeder Ueberläſtige ſteckt euch in die Taſche. Die Unverſchämtheit tyranniſiert und terroriſiert euch. „Raus ſchmeißen" hat Berlin groß gemacht; „Man mag ſich nicht ſcheren!" wird das Fatum von Wien werden!

Nun laſſe man aber auf eine Million Menſchen, die ſich nicht ſcheren mögen, nur hundert Reklamenwölfe los, die ſich gar ſehr ſcheren! Welch ein Blutbad alles Reinen und Guten! Wohlan, das Bild der Wiener Preſſe!

Der Dichter Zwerg ſchreibt ein neues Stück. — Der Dichter Zwerg hat ſein neues Stück vollendet. — Der Dichter Zwerg hat ſein neues Stück eingereicht. — Das neue Stück des Dichters Zwerg iſt angenommen worden. — Nächſte Woche findet die Leſeprobe vom neuen Stücke des Dichters Zwerg ſtatt. — Nach der geſtrigen Leſeprobe erwarten ſich die Schauſpieler von dem neuen Stücke des Dichters Zwerg einen großen Erfolg. — Folgendes iſt die Rollenbeſetzung in dem neuen Stücke des Dichters Zwerg.

Noch nicht mit einer einzigen Zeile hat ſich das neue Stück legitimiert, daß es der Rede wert iſt, und ſchon hat es ſiebenmal, auf dreimal ſieben Wochen verteilt, von ſich reden gemacht, d. h. in ſelbſtverfaßten Notizen von ſich ſelbſt geredet;

aber die Blätter haben es in ihrer unerschöpflichen — Lammsgeduld angenommen!

Ist endlich ein Stück so mittelmäßig ausgefallen, daß es selbst die Hebamme aller Mittelmäßigkeiten nicht ans Lampenlicht zu befördern wagt, so ... ist das Stück ins Russische übersetzt worden; — es ist auch ins Ungarische übersetzt worden; es ist soeben auf dem Hoftheater von Flachsenfingen mit „großem Erfolg" gegeben worden; — es wird auch auf dem Stadttheater in Kuhschnappel zur Aufführung vorbereitet — kurz, der Wolf durchrast nach wie vor seine Herde und die Herde läßt sich durchrasen!

Ein Dritter hat vor vierzig Jahren schlechte Verse skandiert und das Publikum hat sie großmütig vergessen. Hilft nichts! Der Versifer selbst will nicht vergessen sein. Kann er als Dichter nicht leben, so können andere Dichter doch sterben. Nekrologe auf sie halten eine Zeitlang trefflich vor, sich selbst in Erinnerung zu bringen; leider verraten sie, daß man in der Prosa nicht stärker als sonst in Versen. Also tun wir weiter gar nichts mehr, als daß wir überhaupt die toten Dichter zu Grabe begleiten. Aber ist das nicht auch schon eine Heldentat? Gewiß!

Gestern hat Wien seinen Homer begraben. Einige der höheren Hof-Chargen, die meisten Minister, viele Mitglieder des Reichsrates, Repräsentanten des Geburts- und Finanz-Adels, Künstler, Gelehrte, Dichter — wir bemerkten Anastasius Grün, Dingelstedt, L. A. Frankl — bildeten den majestätischen Trauerzug, welcher der Hülle des großen Toten auf den Matzleinsdorfer Friedhof folgte.

Die ganze Elite Wiens, am zahlreichsten die Namen des österreichischen Parnasses, wie Weilen, Mosenthal, Murad Effendi, L. A. Frankl, versammelte gestern die erhebende Begräbnisfeier Pindars auf dem alten Währinger Friedhofe, jenem Campo santo von Wien, welcher schon so viele Geistes-Heroen in seinem kühlen Schoße birgt.

Und so senkten wir denn gestern auch unsern gefeierten Antinous in den „dunkeln Schoß der heiligen Erde"! Das Grab des Frühverblichenen umstanden die näheren Freunde desel-

ben, Hans Makart, Dumba, L. A. Frankl, welch letzterer, kaum seiner Tränen mächtig, einen reichgeschmückten Kranz auf den Sarg des Verewigten niederlegte.

So fällt kein Wolf eine Schafherde an, als unser Reklamenwolf Herr seines Platzes ist! Jener hat doch noch den Hund und den Hirten zu fürchten, dieser — nichts! Die Herde gehört ihm unbedingt. Wer bellt da? Ein treuer Hund? Pah! Was hilft es, wenn sein Bellen nicht Männer erweckt!

Und sagt mir nur nicht: die Zeitungen sind zum Dienste des Publikums da. Das versteht sich. Wir sprechen vom Mißbrauch des Dienens. Auch Friedrich der Große nannte sich einen Diener. Anders dient ein König dem Staate und anders dient ein Lakai dem König. Es ist ein großer Unterschied, ob im Volksdienste das Gemeine mit unterläuft, oder ob das Gemeine sich zur Hauptperson aufwirft und die Bedienung allein in Beschlag nimmt. Das erstere passiert wohl überall, „aber das ist sicher" — sagt Freund B. mit Recht — „ein solches Sichvordrängen der nichtigen Eitelkeit und des eitlen Nichts wie bei uns, ein derartiges Ausbeuten der Publizistik für alle erdenklichen Privatzwecke wird man nirgends zum zweiten Male so leicht antreffen. Und in dieser Beziehung hat sich auch die anständige Journalistik manchen Vorwurf zu machen. Zu willig hat sie Hinz und Kunz die unverdiente Ehre erwiesen, von ihnen als Privatpersonen Notiz zu nehmen, und zu oft hat sie durch ihre Gefälligkeit dazu beigetragen, Eintagsfliegen des großstädtischen Lebens in der Einbildung zu bestärken, sie seien Geschöpfe von Bedeutung und ihr Tun und Treiben interessiere die Welt".

Die „anständige" Journalistik, von der hier die Rede war, ist es aber hauptsächlich darum, weil sie, wie jedes gute Prinzip, sich selbst korrigiert, was das schlechte nicht tut. Diese Korrektur scheint vor allem die große und vornehme Theaterkritik zu üben, die ein Lichtpunkt der Wiener Journalistik und wenigstens bei unsern tonangebenden Blättern in den Händen reichgebildeter und unparteiischer Schriftsteller ist. Vor dieser Kritik ist dann freilich Hinz und Kunz noch

immer unerbittlich durchgefallen, und hat es ſelbſt Halm, nach Hebbel „die vergoldete Mittelmäßigkeit", eigentlich niemals zu kritiſchen Erfolgen gebracht. Um wieviel weniger die „Schule Halm", die unverhohlene Talmi-Fabrik! Ja, wenn Hinz und Kunz, die ſich das ganze Jahr breit machen, endlich e i n mal im Jahre mit einer Theater-Novität der höheren Kritik vor die Klinge kommen, ſo glaubt man es der prachtvollen Strenge der letzteren ordentlich anzufühlen, daß ſie ihr Rächeramt mit einem langgeſparten Grimm und „avec une sorte de gaité" verwaltet. Das iſt dann allerdings eine Korrektur, aber ach, eine ſo teure, daß der Preis ins Paſſive umſchlägt und ruinös wie das Schuldenmachen wird. Was ſoll das Publikum denken?! Alſo dieſe Null iſt der Dichter, der mir das ganze Jahr als Zelebrität vorgeritten wird! Was iſt Wahrheit? Wie bin ich bedient? Die Notizen-Redaktion ſchien zu denken: Ei was, mit ein paar Zeilen Reklame ſchaffe ich mir Ruhe; „unſer" Kritiker wird ihm ſchon heimleuchten, wenn der zahlende Tag kommt! Unſer Kritiker aber, mit Recht gereizt und erbittert von dem Schmarotzer-Notizen-Kultus, gegen den ſich ſein ganzes Urteil empört, erwartet mit Sehnſucht den Tag der Rache, wo er ſeine kritiſchen Geſetzestafeln dem goldenen Kalb mit fracas um die Ohren ſchlägt. So wird es ein permanenter und faſt hiſtoriſcher Zuſtand der Wiener Preſſe, daß ſich Notizen-Redaktion und kritiſche Feuilleton-Redaktion ſcharf widerſprechen, was aber, da das Journal doch nur als einheitliche Perſon zu denken, das Schauſpiel einer Perſon gibt, die im ewigen Widerſpruche mit ſich ſelbſt ſteht. Kein erbauliches Schauſpiel! Soll es das Publikum nicht verwirren und wahrhaft verdummen, ſo findet dieſes im Widerſpruch ſeiner Preſſe nur folgenden Faden: Dein Intellekt iſt ſo ziemlich richtig, aber dein Charakter iſt ſchwach. Was für ein böſes Beiſpiel das gibt, kann nicht ſtark genug betont werden!

Denn es iſt ja ethiſch das nämliche, wird einmal die Wahrheit verletzt, ob es den Perſonen zulieb oder zuleid geſchieht. So iſt der Skandal, der verleumdet, und die Reklame, die verhätſchelt, nur Pol und Gegenpol derſelben Achſe, und die

honette Preſſe, welche mit der Skandalpreſſe nichts gemein haben will, ſie desavouiert und außer Kollegialität erklärt, ſollte ſich ernſter zu Gemüte führen, wie verzweifelt verwandt ſie im Weſen und bloß nicht der Form nach mit dieſer iſt. Die größere Schadenſtifterin aber iſt die erſtere gewiß. Juſt der Ekel, den die Skandalpreſſe erregt, ſchützt ſie wider ihren Willen vor belangreichen Wirkungen, denn unmoraliſch ſein wird von allen verſtanden und von der Mehrheit zurückgewieſen: ſchon der Selbſterhaltungstrieb tut es. Dagegen begreifen es die Wenigſten, daß der gute Geſchmack und das äſthetiſche Gefühl, welches ja nur eine Zirkumfler-Linie des moraliſchen iſt, dieſelbe Schonung erheiſcht wie dieſes. Aber wer den äſthetiſchen Skandal, ſo gut wie den moraliſchen, bekämpft, „geht zu weit", iſt zu „rigoros", heißt ein „Störenfried". So begeht die honette Preſſe ihre Sünden mit enorm belangreichen Freibriefen. Wenn die Skandalpreſſe ein armes verleumdetes Mädchen zur Verzweiflung und zum Giftmorde treibt, ſo ſchreit das ganze Gemeinweſen auf; aber ihrerſeits vergiftet die honette Preſſe noch um vieles verderblicher, denn ihr ewiges Kreieren und Befördern uſurpierter Reputationen hat Urteile verfälſcht, Maßſtäbe zerbrochen, Gewiſſen korrumpiert, welche ſittlicher Lebensbedarf und noch höher im Werte als ein einzelnes Menſchenleben. Ein Würmchen nagt ſo gewiß und ſicher nicht ganze Waldflächen ab, als das freundliche Ohrwürmchen der Reklame mit Ländern und Völkern fertig wird. Wer ſoll ſich noch erarbeiten, was ihm geſchenkt wird? Welche Talente ſollen nachwachſen, wo die Mittelmäßigkeit, wo Null und Unter-Null im Reklamenpomp der Preſſe wie Könige mit ſchlepptragenden Pagen erſcheinen? Die Hand auf Schillers und Goethes Briefwechſel wie auf der heiligen Bibel, möchte Mentor ſeinem Telemach Ernſt, Fleiß, Studium, raſtloſes Bilden und Streben in einem erhabenen und für ewige Zeiten nachahmungswürdigen Muſterbilde zeigen; aber — Telemach l e r n t n i c h t s, ſondern überläuft die Redaktionen, ſchreibt Bettelbriefe und lacht ſeinem Mentor unter die Naſe, denn er iſt ein größerer Mann und in kürzerer Zeit geworden!

Ich habe wohl ſchon das Wort gehört: Ah pah; wir können nicht warten, bis Schiller und Goethe wiederkommen; die Plätze der Oeffentlichkeit wollen beſetzt ſein, ſei's denn von Hinz und Kunz!

Aber Schiller und Goethe *werden* nicht kommen, ja *können* nicht kommen, denn ſie ſind nicht vom Himmel gefallen, wie die flachköpfigſte Dalailama-Adoration ſich vorduſelt, ſondern ſie haben ſich ihre grandioſe Kunſt- und Kulturhöhe *erarbeitet*, und die Arbeit wird künftig erſpart und die Arbeitsluſt im Keime vergeudet — kraft der „wohlwollenden Notizen" in einer ſeit Schiller und Goethe vertauſendfachten Preſſe. Ohne Arbeit hätte Goethe bei Lenz und Schiller bei Schubart ſtehen bleiben können, und wahrlich, die Reklame wird dafür ſorgen, daß Lenze und Schubarte künftig als Goethes und Schillers paradieren. Hat ſie doch ſchon geſagt: Homer und Hamerling — und warum ſollte ſie nicht? Der Galgen ſteht nicht darauf! Es ſteht bloß die allgemeine Verlotterung des Nationalgeiſtes darauf!

Undeutſch habe ich dieſen Schwindelgeiſt der Reklame genannt, und nichts iſt es mehr. Deutſch iſt der Vortritt der *Sache* vor der Perſon, die ſelbſtloſe Hingebung der Perſon an die Sache, das Verſchwinden und Aufgehen des perſönlichen Momentes im Intereſſe und im Dienſte der Sache. Juſt umgekehrt herrſcht bei uns wie bei allen Oſtvölkern die Neigung vor, alles Perſönliche zuerſt und zumeiſt zu berückſichtigen, die Perſon beſtändig vor die Sache und über die Sache zu ſtellen. Wie bis an die Halden der Türkenſchanze die aſiatiſche Steppenflora reicht, ſo reicht in unſern Geiſt jener aſiatiſch-ſlawiſche Geiſt hinein, welcher, ſchwach zur Staatenbildung und auf der niedrigen Stufe von Stamm und Familie befangen, ſo ſchwer über das Perſönlich-Sinnliche hinauskommt, ſo unempfindlich für die kompakte, aber geiſterhafte Solidarität der *Dinge* iſt, dagegen ſo überempfindlich für Perſon und Perſönchen im einzelnen, ihre Einflüſſe, Anreizungen, Velleitäten, Suchten und Hänge. Die wichtigſten und feſteſten Dinge beſtändig aufzulöſen und umzumodeln, nach perſönlichen Witterungsverhältniſſen

das Große klein und das Kleine groß, das Etwas zu nichts und das Nichts zu etwas, zu viel, zu allem zu machen, diese ganze erzundeutſche Art, die objektive Wirklichkeit zu einem phantaſtiſchen Schattenſpiel des perſönlich-willkürlichen Beliebens herabzuwürdigen — iſt leider die öſterreichiſche. Auf dieſer Wurzel ſteht die alte Klage: „einen ſolchen Perſönlichkeits-Kultus und Reklamen-Mißbrauch findet man ſonſt nirgends mehr als bei uns".

Vom Denkmal-Bettel

Solange es eine deutſche Poeſie gibt, haben die Deutſchen darüber geklagt, daß ihre Poeten verhungern. In einzelnen Fällen war dieſes Wort buchſtäblich zu nehmen; in allen übrigen aber bedeutet es wenigſtens das entſagungsvolle Los, den unzulänglichen irdiſchen Lohn der deutſchen Poeten. Der König derſelben, Schiller, ein Mann, der es wiſſen mußte, weil er ſelber ein Bild des Leidens und der Entſagung geweſen, hat dieſer Tatſache, wie ſo mancher anderen, den Stempel eines klaſſiſchen Ausdrucks verliehen. In dem Gedichte „Pegaſus im Joche" verſinnlicht er den Schmerz der Poeſie, wenn ſie widernatürlich an ein proſaiſches Brotamt geknetet iſt; in dem Gedichte „Teilung der Erde" iſt vom irdiſchen Brote vollends nicht mehr die Rede, denn der Dichter hat nur noch ein Recht an den Himmel, iſt aber beſitzlos auf Erden. Dieſes letztere Gedicht namentlich hat einen tiefen Eindruck gemacht und einen bleibenden Stachel zurückgelaſſen. Seit dieſem Gedichte gehört es zu den Gewiſſensdingen jedes gebildeten Deutſchen, die Not der deutſchen Dichter zu empfinden, ſich ihrer zu ſchämen und angeblich zu tun, was jeder vermag, daß dieſe Not gemildert werde.

Da iſt es nun ſonderbar. Jahraus jahrein ſieht man Herren in weißen Handſchuhen und weißen Krawatten herumgehen, welche bei den Theater-Direktionen recht fleißig um

Benefiz-Vorstellungen für Denkmäler bitten. Was denken diese Herren — wenn sie überhaupt denken? Sie fordern dem deutschen Theater, welches die deutschen Dichter ohnedies kurz genug hält, Summen auf Summen ab, um diese Gelder — dem Marmor oder der Bronze, also *der toten Hand* zuzuwenden. Was aber die tote Hand gewinnt, das verliert selbstverständlich die lebendige. Das heißt denn mit anderen Worten: die ganze Arbeit der weißen Handschuhe und der weißen Krawatten hat den ausgesprochenen Zweck, den lebendigen Dichtern das Brot zu stehlen, ihre Not zu verewigen und womöglich zu vergrößern. Dabei sind diese Herren aber nicht etwa — verkleidete Dienstmänner und Kommissionäre der Bildhauer, nein, die Tollheit ist kompletter; sie sind am häufigsten selber Poeten oder jedenfalls Liebhaber der Poesie, bilden sich ein, vor der übrigen Volksmasse den Interessen der Poesie näher zu stehen, kurz, sind „begeistert für alles Edle, Schöne und Gute", wie es im Kurialstil der Philister heißt, oder wenigstens der deutschen Philister, denn eine andere Nation hat diese Phrase nicht.

Zwar der Spatz in der National-Oekonomie sagt, der Theaterdichter erhält von der Denkmal-Vorstellung ja doch seine Tantieme, dem lebenden Dichter entgeht also nichts. Der Wisser und Denker in der National-Oekonomie sagt aber anders. Er sagt so: Die deutsche Theaterkasse sieht sich von eurem Denkmal-Bettel auf eine fast schon regelmäßige und ziemlich empfindliche Weise besteuert. Wer soll diese Steuer tragen? Sie selbst? Nicht dran zu denken! Das deutsche Theater erträgt keine neue Steuer mehr, es erliegt schon längst unter dem Drucke seiner alten Finanz-Schwierigkeiten, als da sind: lauer Theaterbesuch, hohe Gagen, kostbare Gastspiele, wachsender Ausstattungsschwindel usw. usw. Soll es nun auf seinen überbürdeten Ausgaben-Etat auch noch eure Denkmäler setzen — *diesen Ausstattungs-Schwindel neuester Art* — so wird es tun, was jeder lästig Besteuerte anstrebt, nämlich die Steuer auf andere abwälzen. Es wird sparen, was immer heißt: andere werden nicht verdienen. Und diese anderen werden natür-

lich die stummsten und wehrlosesten Opfer sein, die Dichter. Kurz und gut, die deutsche Theaterkasse, wenn sie Jahresbilanz macht und im abgelaufenen Jahre so manches stattliche Tausend dem Denkmal-Bettel geopfert sieht, einem Bettel, der ihr auch fernerhin droht, wird sich darauf einrichten und sich vornehmen, im nächsten Jahre um ein neues Stück weniger anzunehmen, die tantiemenpflichtigen Stücke ein wenig seltener, diejenigen, welche nichts kosten, ein wenig öfter zu geben; mit einem Worte, der ganze Voranschlag wird zum Nachteil der lebenden Dichter ausfallen, er wird sich strecken nach der Decke, und diese Decke, ohnehin kurz genug, ist eben durch den Denkmal-Bettel noch weiter verkürzt worden. *Die Theatersteuer für Denkmäler wird also stets auf die lebenden Theaterdichter umgelegt werden.* Man kann sich darauf verlassen, daß diese und immer nur diese es sind, welche die Denkmalsteuer zu tragen haben. Es muß als ein unanfechtbarer national-ökonomischer Grundsatz erkannt werden: *was der deutschen Theaterkasse entgeht, das entgeht dem deutschen Theaterdichter.*

„Aber wozu den Lärm, wenn man einmal im Jahre ..." Sehr wohl. Einmal im Jahre für Schiller, einmal im Jahre für Goethe, einmal im Jahre für Hans Sachs ... und so fort ins sehr Vielmalige!

Und wären wir noch ein geldreiches Land, ein Land, wie z. B. England, wo fast in allen Zweigen der Volkswirtschaft ein Ueberfluß an erspartem Kapital sitzt. Aber dem ist nicht so. Wir sind eingestandenermaßen ein Land des Poeten-Hungers. Das deutsche Theater arbeitet nicht mit erspartem, höchstens mit „werbendem" Kapital, wie es der Volkswirt nennt, ja, vielleicht durchschnittlich mit Mangel an Kapital. Dem deutschen Theater, welches die lebenden Dichter nicht nährt, einen unfruchtbaren Tribut für die toten abzupressen, erscheint mir unter diesen Umständen ganz einfach als eine strafbare Handlung und ich bin bloß nicht Jurist genug, um diese strafbare Handlung als Kriminal-Verbre-

chen oder als ſchwere Polizei-Uebertretung zu qualifizieren. Faſt möchte ich mich aber für das Kriminal-Verbrechen entſcheiden, wenn ich erwäge, was für eine wichtige Rolle dabei die Anwendung des moraliſchen Zwanges ſpielt.

In einer Weltſtadt erlebt man viel von der Unverſchämtheit der Bettler, aber eins iſt noch nicht erlebt worden, nämlich, daß die Bettler ſich der Preſſe bemächtigen und jeden, der ſie abweiſt, denunzieren.

Im Laufe dieſer Woche laſen wir ſolche Denunziationen zwei Tage nacheinander in zwei verſchiedenen Blättern.

Am Sonntag ſchrieb das eine:

„Als ſich das Damenkomitee des Schiller-Vereins zu dem Intendanten des Burgtheaters begab, um für die zum Beſten des Denkmals abzuhaltende Akademie ſeine Erlaubnis zur Mitwirkung einer großen Anzahl von Schauſpielern zu erbitten *), unternahm es dieſen Gang in dem ſtolzen Bewußtſein, eine äſthetiſch-edle Tat zu vollziehen, und in der ſüßen Erwartung, dieſelbe vom Dichter Halm gebührend gewürdigt zu ſehen. (Theaterdichter ſollten es auch noch „würdigen", wenn Theaterkräfte zu anderen als Theaterzwecken vergeudet würden!) Sie ſpannten ihre Geiſtes- und Gemütsſaiten hoch (im Originale ſteht „Seiten") und verſprachen ſich einen erhebenden ſchöngeiſtigen Genuß von dieſer Bitt-Viſite. Aber ach, Friedrich Halm trafen ſie nicht zu Hauſe, ſondern nur Eligius Freiherrn v. Münch-Bellinghauſen, und ſeine Saiten waren ſo verſtimmt (im Original ſteht wieder „Seiten"), als die ihren erwartungsvoll hochgeſtimmt; das gab keinen guten Klang und ſoll einige Nervenzufälle zur Folge gehabt haben. Der freiherrliche Intendant überbietet mitunter noch ſeinen bürgerlichen Vorgänger (Laube) an Schärfe der Ausdrucksweiſe, und mit unbegreiflicher Trockenheit und Härte wies er erſt das Anſinnen rund ab, um ſodann mühſam einige Konzeſſionen zu machen."

*) Wie mir die Feder blutet, wenn ich eine ſolche Proſa nachſchreiben muß!

Am Montag ſchrieb das andere:

„Aus dem Hofoperntheater wird allerlei Pikantes erzählt. Vor allem ein ganz merkwürdiges Geſchichtchen von dem Empfange, deſſen ſich das zur Errichtung eines Ander-Denkmals konſtituierte Komitee von Seite des Herrn Hofrats v. Dingelſtedt zu erfreuen hatte. Wir ſelbſt hatten gleich am Tage nach der merkwürdigen Audienz des Komitees die nette Geſchichte erfahren, doch waren wir um ſtrengſte Diskretion erſucht worden, damit nicht durch die publiziſtiſche Erörterung der Sache eine Reparierung der Angelegenheit gehindert werde *). Die Szene hatte aber offenbar zu viel Eklat gemacht, um auf die Länge verſchwiegen bleiben zu können, und da bereits (ein anderes Blatt) von der Geſchichte ſpricht, ſo können auch wir unſeren Leſern davon erzählen."

„Sie läuft, kurz geſagt, darauf hinaus, daß die Herren des Komitees von dem Herrn Hofrat in unerhört barſcher Weiſe empfangen und von ihm förmlich abgekanzelt wurden, weil ſie ihm die Zumutung ſtellten und es für nicht ganz unpaſſend erklärten, daß ihnen das Hofoperntheater für ein Konzert zum Beſten des Ander-Denkmals zur Dispoſition geſtellt werde ..." uſw. uſw.

Man ſage nicht, in dieſen beiden Fällen wird mehr die Rauheit der Abweiſung als die Abweiſung ſelbſt denunziert. Wie leicht bildet der Abgewieſene ſich ein, er ſei rauh abgewieſen worden! Wer hat's denn gehört und geſehen? Wenn aus dem Innern der Zimmer eine Szene zwiſchen zwei Parteien an die Oeffentlichkeit geſchleppt wird, wo iſt denn der dritte Unparteiiſche, der den Charakter des Zeugen oder wohl gar des Richters hätte?

Auch ſage man nicht, es iſt hier nur von Akademien und Konzerten die Rede, nicht vom eigentlichen Theaterabend, welcher der Theaterkaſſe gehört. Es iſt von den Theaterkräften die Rede! Wer die Schwierigkeiten „würdigt", mitten im Winter und ſeinen tauſend Unpäßlichkeiten ein

*) Das rettet noch dieſes Komitee. Die nervenzufälligen Damen ſcheinen ſich keinerlei Diskretion ausbedungen zu haben!

Wochenrepertoire zu machen, kann nur mit äußerſter Unbilligkeit verlangen — was freilich gut öſterreichiſch iſt — die Kräfte an Nebenzwecke zu vertrödeln, um ſie für den Hauptzweck zu gefährden. Ich begreife es, daß unſere Theaterchefs aus der Haut fahren, wenn ſie ſich um Denkmäler überlaufen ſehen — von Schiller bis zu Ander herab! Das intelligente Publikum erfährt es zu ſeiner vollſten Beruhigung, daß kriegeriſche Wehr und Wache ſeine Kunſt-Inſtitute verteidigt. Iſt es mir doch, als ſähe ich die beiden ſtattlichen Männer, wie ſie, gleich ſtreitbaren Stieren mit geſenktem Horn und gehobenem Schweif, den Raubtieren entgegendräuen!

Zugleich ſieht man aber auch — und das iſt die ernſtere Seite davon — daß es dem einzelnen faſt ſchon unmöglich gemacht iſt, gegen das Fauſtrecht des Denkmal-Bettels auf eigene Hand zu beſtehen. Es iſt hohe Zeit, daß der obrigkeitliche Schutz eintritt und daß der Regelung des Denkmal-Bettels die Geſetzgebung ihr Auge zuwendet. Ich ſpreche vom Denkmal-Bettel als Hausbettel; wohlgemerkt!

Das Denkmalſetzen in Standbildern iſt keine nordiſche Sitte: wir haben es von den Alten adoptiert. Aber in der ganzen antiken Literatur findet ſich nicht die leiſeſte Andeutung, daß die Römer und Griechen ihre Denkmäler mittels Hausbettel geſetzt hätten. Dieſer Unfug iſt durch Nachſicht eingeriſſen: vor dem Gedanken hält er nicht Stich.

Man kann ſich das Denkmalſetzen — von der wilden und barbariſchen Art des Hausbettels abgeſehen — in ziviliſierten Formen nur ſo denken:

Iſt die Perſon, welcher ein Denkmal geſetzt werden ſoll, das Kleinod einer Stadt, wie z. B. der Bürgermeiſter Zelinka, oder, weil ihr es wollt, der Tenoriſt Ander, ſo iſt der Antrag eines Denkmals in der Kommunal-Vertretung zu ſtellen und von dieſer zu bewilligen. Dieſelbe übernimmt die Koſten auf ihr Budget, oder — da moderne Budgets empfindliche Dinge ſind — ſie legt ſie auf freiwillige Beiſteuern um, zu welchem Ende ſie Subſkriptions-Liſten auflegt beim

Magiſtrate, bei allen Bezirksämtern, bei allen Redaktionen, in allen Kunſt- und Buchhandlungen — *aber immer mit Ausſchluß des Hausbettels.*

Iſt die Perſon, welcher ein Denkmal geſetzt werden ſoll, der Ruhm und die Ehre eines ganzen Volkes, wie z. B. Schiller, ſo tut dasſelbe die Volksvertretung. Sie ſtellt, debattiert und bewilligt den Antrag des National-Denkmals, übernimmt es gleichfalls auf ihr Budget oder deckt es durch National-Subſkriptionen, welche ſie auflegt in allen Amtsſtuben des Landes, in allen Redaktionen, in allen Kunſt- und Buchhandlungen, vielleicht, wo der Klerus zuſtimmt, ſelbſt auch in allen Pfarrämtern — *aber immer mit Ausſchluß des Hausbettels.*

Nur ſo kann ſich der Kultivierte das Denkmalſetzen denken bei einem Kulturvolke. Die dritte Art dagegen, daß jeder Nächſtbeſte ſich zu einem Denkmalvater aufwirft, ein paar Freunde als Komitee wirbt und mit polizeilicher Nachſicht nun getroſt auf den Hausbettel ausgeht: dieſe Art ſcheint mir anſtändiger für Tunguſen und Peſchäräh, als für uns.

„Aber mit deinen aufliegenden National-Subſkriptionen kommt in Ewigkeit nichts zuſammen." Bſt! Nicht ſo laut! Nicht ſo unvorſichtig! *Das eben iſt es ja, was ich hören wollte.* Ihr ſeid mir vortrefflich aufgeſeſſen.

Kommt nichts zuſammen, — und ich habe es immer ſo geahnt, — dann iſt eure ganze Denkmalſetzerei eben nicht Nationalſache, wie es eure Phraſen ſo widerlich lügen, ſondern ſie iſt Privatſache, ſie iſt Sache eurer perſönlichen Liebhaberei, um nicht das Schlimmere zu ſagen, eurer perſönlichen Eitelkeit. Dann hat der Bankier Königswarter u. a. auch nichts für Schiller gegeben, ſondern er hat gegeben für L. A. Frankl, den Sammler und Glaubensgenoſſen, der ihn perſönlich bedrängte. Und hier eben iſt's, wo ich nach der Polizei rufe.

Ich habe mich heute darauf beſchränkt, vom Denkmal-Bettel zwei Seiten zu beſprechen: 1. ſeine poetiſch-ökonomiſche Schädlichkeit, und 2. ſeine ſoziale Läſtigkeit und Unan-

ſtändigkeit. Ich habe an demſelben Gegenſtande aber ſchon längſt ſo viele Seiten des Widerſpruchs gefunden, daß es mich lebhaft anſpornte, ſie in guter und klarer Ordnung ſäuberlich zu Papier zu bringen. Dieſes Papier liegt ſeit Jahr und Tag gar ſchüchtern in meinem Schrank, denn ich fürchtete gegen den Strom zu ſchwimmen. Nach und nach aber fange ich an, von dieſer Furcht mich zu erholen. Ich fange nämlich an, zu kapieren, daß ein Strom überhaupt nicht exiſtiert, daß die öffentliche Meinung vielmehr dem Denkmal-Bettel von Herzen gram iſt, denn alle Perſonen, ſo viel und ſo bunt ich deren noch ſprach, fand ich von ſeltener Einigkeit in dem Abſcheu gegen den Terrorismus des Denkmal-Bettels. Ich fand ſie alle nach einem Gideon ſeufzen, nach einem Manne, der den Mut hätte, das Wort des Widerſpruchs zum erſten Male laut auszuſprechen.

Ein Gideon iſt nun freilich nicht leicht einer. Mut zu haben iſt dagegen jeglichen Mannes Pflicht, und — vielleicht erfülle ich meine Pflicht eines Tags.

Das Denkmalſetzen in der Oppoſition*)

Erſter Artikel.

„— und was die Skulptur betrifft, hat jemand dieſelbe, außer in der Hand der Griechen, jemals lebendig geſehen?"

Pouſſin.

Indem ich in einer Kunſtſache opponiere, wollte ich mich nur ſchleunigſt hinter den Rücken eines Künſtlers retten; denn die Mänaden haben ſogar der Orpheus zerriſſen, und mit mir würden ſie auch noch fertig! Hei, über eine Lady patroness, welche ſoeben fürs L. A. Frankl-, ich wollte ſagen: fürs Schiller-Denkmal ſammelt, und der ich

*) Erſchienen in der „Deutſchen Zeitung". — Spätherbſt 1873.

in meiner Sünden Maienblüte in den Wurf käme! Mag denn „der große Pouſſin" den erſten Anprall aushalten; er iſt groß genug, um ein kleines Feuilleton zu decken.

Denn nicht jede Oppoſition hat es ſo gut wie die *politiſche*. Die iſt längſt in Ehren und Würden anerkannt, ſitzt als Ihrer Majeſtät allergetreueſte Oppoſition im ganzen modernen Parlamentarismus warm, ſitzt warm in der Preſſe, zumal in der beſtabonnierten und meiſtgeleſenen. Auch die *moraliſche* Oppoſition hat noch diverſe Wörtchen frei an das Schickſal, und ein paar neckiſche Einfälle, wie z. B., daß die Ehe unſittlich und das Eigentum Diebſtahl, gehen in allen Töchterſchulen aus und ein und ſind faſt ſchon Zopf.

Am miſerabelſten aber geht es der *äſthetiſchen* Oppoſition. Wie ein Mondkalb wird ſie angeſtarrt, wo ſie ſich zeigt, und die ſanglanteſten Revolutionäre, die kreditfähigſten Anarchiſten, Menſchen, auf deren Umſturzbeſtrebungen man bauen kann, ſind oft reine Kinder und buchſtabieren eine äſthetiſche Fibel, welche ſchon an den langen Regenabenden in der Arche Noä ein abgegriffenes Büchlein war. Nicht die erſten Anfänge und primitivſten Vorausſetzungen findet ſie vor, ein Störenfried iſt die äſthetiſche Oppoſition in faſt allen Parteikreiſen, ein ungebetener Gaſt, welcher überall auf konſervative Gewohnheiten, ja auf reaktionäre Triebe ſtößt. In der Aeſthetik herrſcht noch Säbel und Krummſtab, alles Hergebrachte und Abgelebte, der ganze Abſolutismus der Phraſe. Und die Leute wollen es ſo.

Aber glücklicherweiſe iſt das auch wieder ein Zopfgedanke, wie ich mich noch rechtzeitig beſinne. Zu den Leuten nämlich gehöre ich ja ſelbſt und ich will es *nicht* ſo. Die Leute wollen alles, und alles iſt Publikum. Laßt mich die einſamſte Laube ſuchen und meine Gedankengrillen monologiſch für mich allein hinmurmeln — was wetten wir, im Nu umſchleichen mich Menſchen, die mir zuhören. Ah — „kein Publikum haben" iſt einfach nicht wahr. Wagt's nur! Das Publikum iſt allgegenwärtig wie die Luft. Redet getroſt in den Wind, unter freiem Himmel wohnt — das Echo!

So rede ich denn.

Wenn ich einen Halbgebildeten frage: Was iſt der Unterſchied zwiſchen der antiken und modernen, zwiſchen der klaſſiſchen und romantiſchen Kunſt? ſo wird er in großer Verwirrung antworten: Herr, dieſe Frage regt ganze Welten von Vorſtellungen auf. Das iſt ein Stoff für ganze Bücher und Winterſemeſter.

Wenn ich dagegen einen Durchgebildeten und Ganzgebildeten frage, ſo werde ich die Antwort erhalten: Herr, das iſt mit drei Worten zu ſagen. Die Kunſt der Alten ging von dem Körper aus, die Kunſt der Neuern geht von der Seele aus. Die Kunſt der Alten war deshalb plaſtiſch, die Kunſt der Neuern iſt lyriſch, muſikaliſch, maleriſch, kurz romantiſch.

Bravo! So haben ganze Welten von Vorſtellungen, wenn man ſie wirklich beherrſcht, in einer Nuß Platz, und alles, was man weiß, nicht bloß rauſchen und brauſen gehört hat, läßt ſich in drei Worten ſagen. Aber noch eins; — wenn dem ſo iſt, warum ſetzen wir Neuern dann ſo hartnäckig Denkmäler?

Weil wir die gedankenloſen Nachbeter der Alten ſind.

Hm! Nicht ſchmeichelhaft, aber präzis. Alſo denken wir für die Gedankenloſen und ſeien wir Vorbeter ſtatt Nachbeter. Aber denken wir unſere Gedanken hübſch im Zuſammenhange. Es iſt gar kurzweilig, wie da die alten Sachen neue Geſichter bekommen.

Was würde man zum Beiſpiel ſagen, wenn einer behauptete: Das Denkmalſetzen der Neuern liegt gar nicht in der bildenden Kunſt, ſondern — in der modernen Schule und in der modernen Preſſe. Wieſo? Wie hängt das zuſammen?

Klar genug.

Das Denkmal der Alten war — wenn nicht ganz, doch zum guten Teile — ein Organ der Publizität. Sollte eine Perſon oder ein Ereignis dem Gedenken der Nachwelt überliefert werden, ſo ließ das Mittel dazu faſt gar keine Wahl übrig. Es war immer und immer wieder das Denkmal. Jede Generation genoß für ſich ſelbſt, ſolange ſie

Gegenwart hatte und auf Erden anweſend war, der ausgezeichnetſten und vollkommenſten Oeffentlichkeit, einer Oeffentlichkeit, wie ſie ſo ſchrankenlos vielleicht in allen Zeiten nicht wieder erblühen wird. Dagegen war ſie fabelhaft arm, ja faſt hilflos in der Fortpflanzung der Oeffentlichkeit. Bei uns iſt es umgekehrt. Nichts iſt leichter, als daß eine lebende Perſon im Dunkeln bleibt und der verdienten Auszeichnung verluſtig geht. Dagegen iſt es faſt unmöglich, daß ein ausgezeichneter Toter vergeſſen werde. Wir beſitzen ein Schulſyſtem, von deſſen Entwicklung die Alten nicht entfernt eine Ahnung hatten und welches jede Generation in den Stand ſetzt, das Denkwürdigſte aller vorhergegangenen Generationen genau und ſicher zu wiſſen. Alle Erzgießereien der Welt werden kindiſch, ja wahrhaft abſurd, wenn ſie in der Produktion des Andenkens mit dem modernen hiſtoriſchen Schulunterricht konkurrieren zu können ſich einbilden.

Tritt das unterrichtete Schulkind aus der Schule ins Leben, ſo umgibt es vollends ein Ozean von Publizität, die moderne Preſſe! Dieſe wundergleiche Anſtalt, von welcher die Alten in ihren kühnſten Träumen keine Viſion haben konnten, verhindert jeden Europäer und Amerikaner faſt gewaltſam, irgend etwas Wiſſenswertes nicht zu wiſſen. Tauſende von Journal-Artikeln greifen täglich und ſtündlich nach Präzedentien und Analogien in die Geſchichte zurück und ruminieren den hiſtoriſchen Schulunterricht jedem Erwachſenen immer von neuem. Was ſoll ich erſt von jener zwiſchen Schule und Journalismus in der Mitte liegenden Literatur der Wochenſchriften, Monatſchriften, Pfennigmagazine und Enzyklopädien, von jener ganzen Atmoſphäre des Wiſſens ſagen, die wir mit einem einzigen Stichwort „das Konverſations-Lexikon" nennen können?! Aus dem Konverſations-Lexikon beſchwört jeder Kohlenträger in jeder Minute jede ihm beliebige Geſtalt der Geſchichte. Das konnte weder Plato noch Ariſtoteles! Unſere Denkmäler — darf man behaupten — wachſen ganz eigentlich aus dem Konverſations-Lexikon erſt heraus; weit entfernt, daß ſie ein

Andenken stiften, so sind sie vielmehr Nachzügler und Schmarotzer dieses Andenkens. Das Andenken selbst aber — dank unserer Schulbildung und dem ganzen Arsenal unserer Publizität — war viel unmittelbarer, viel lebendiger und vollkommener längst schon vorhanden, ehe es zur Setzung des sogenannten Denkmales kam, und dieses Denkmal läuft unter diesen Umständen am imposanten Triumphwagen der modernen Publizität buchstäblich wie das fünfte Rad nebenher — überflüssig, zwecklos und in dieser Zwecklosigkeit rein unbegreiflich, wenn es sich nicht eben dadurch als ein erotisches Kind der Nachahmung verriete, der gedanken- und inhaltsleeren Nachahmung fremder Zeiten, fremder Sitten, fremder Bedürfnisse und fremder Zustände. Wird es denn hier zum ersten Male gesagt, oder weiß es nicht jedermann, daß die Alten, soviel sie des Schönsten und Höchsten geleistet, uns gegenüber sich doch in einem Zustande von K i n d h e i t befunden, in den wir uns nicht mehr zurückaffektieren können? Entspricht es denn nicht einem Kinderzustande, Dinge, die man merken will, mit leiblichen Augen sehen zu müssen, das Material des Merkzeichens in schweren Steinblöcken oder Lasten Erzes zu suchen, und sind wir nicht große Kinder, wenn wir das nachmachen, da wir doch unsere fünfundzwanzig Lettern haben, deren monumentale Fähigkeit jede andere aus dem Felde schlägt? Von dem Schrifttume sagt schon Horaz: exegi m o n u m e n t u m — a e r e p e r e n n i u s, und seit sich das Schrifttum mit dem Buchdruck vermählt, durfte es den Ton noch kühner greifen und majestätischer anschlagen, und die erste Gesamt-Ausgabe Shakespeares vom Jahre 1623 besingt Leonard Digges mit den triumphierenden Worten:

— Ist alle Pracht zu End',
Zerfiel in Staub dein Stradford-Monument,
Hier bleibst du uns lebendig!

Ein wahrer Posaunenton für Ohren, die hören wollen! Stolzer und stärker haben die fünfundzwanzig Lettern nie ihr sicheres Selbstgefühl ausgesprochen, daß sie die eigentlich monumentale Kraft der modernen Welt darstellen!

Das Denkmal als Organ der Publizität wäre ſomit beſeitigt und abgetan.

Ueben wir aber volle Gerechtigkeit und ſtatuieren wir auch die übrigen Zwecke des Denkmals. Sagen wir alſo, das Denkmal hatte nicht nur den Zweck: 1. ein Andenken zu überliefern, ſondern auch 2. eine Ehre zu bezeigen, 3. ein Ausdruck des Nationalgefühls und 4. eine Befriedigung des Schönheitsſinnes zu ſein. Ich denke, damit werden wir keinen weitern Reſt mehr ſchuldig geblieben ſein.

Numero zwei hängt mit Numero eins zuſammen. Das Denkmalſetzen impliziert ſchon eo ipso den ehrenden Zweck — die Schandſäulen etwa ausgenommen. Aber wenn wir zu ſagen hatten, daß das moderne Andenken mehr als ein Andenken, nämlich ein Wiſſen, ein durch Schule und Preſſe verbreitetes Wiſſen iſt, ſo objektiviert ſich auch die ehrenbezeichnende Seite des Denkmals nicht mit einem ſtarren, lebloſen Bilde in der Außenwelt und wird nicht von außen her bloß dem ſinnlichen Schauen aufgedrungen, ſondern pflanzt ſich aus dem quellenden und unerſchöpflichen Brunnen der modernen Bildung lebendig im Innern fort, in der Ueberzeugung, in der Meinung, im Gewiſſen. Nichts kann für dieſe Tatſache ausdrucksvoller und charakteriſtiſcher ſein als die Stiftung, dieſe durch und durch moderne Erſcheinung. In der Stiftung ſagt die moderne Innerlichkeit ſo deutlich als möglich: Es iſt uns bei einem von den wohltätigen Genien der Menſchheit nicht im mindeſten um ein nachgeahmtes Bild ſeiner körperlichen Aeußerlichkeit zu tun, ſondern um ein fortgeſetztes Eingehen in ſeine geiſtige, ſeeliſche, kurz ſittliche Weſenheit. So ehrte die Schiller-Stiftung das Andenken Schillers und war Schillers Denkmal — Denkmal im modernen und lebendigen Sinne. Die Erz- und Marmor-Denkmäler, die ſich deſſenungeachtet das Recht der Phraſe nicht nehmen laſſen und der Stiftung Geldkräfte entziehen, wie der Vampyr warmlebendiges Blut ſaugt, ſind es in einem toten, moderigen und reaktionären Sinne, oder, beſſer zu ſagen, Unſinne und Widerſinne.

Und wenn das Denkmal eine Ehrenbezeigung iſt, wer bezeigt ſchließlich dieſe Ehre? Wer iſt Ehrenrichter? Natürlich das Volk oder der Träger ſeiner Souveränität. Nun intereſſiert ſich aber der moderne Souverän überhaupt nicht für Denkmäler — etwa ſein eigenes Haus und ſeine Feldherren ausgenommen. Bezeigt er den Lebendigen Ehre, ſo tut er's mit Orden und ſehr ſichtbar zum Zweck einer lebendigen Wechſelwirkung dynaſtiſcher Ergebenheit. Wieder einer von den entſcheidenden Gegenſätzen zwiſchen Antik und Modern! Das iſt das Dilettantiſche, ja eigentlich Beleidigende des modernen Denkmalſetzens: das Willkürliche, Zufällige, das reine Haſardſpiel des vereinzelten Einfalls, womit mandatloſe, zu Vertretern des öffentlichen Geiſtes ſich aufwerfende Privatperſonen Denkmäler ins Blaue hinein ſetzen, der eine dem, der andere einem andern, während der antike Volksſtaat fehlt, welcher dieſe Volksſache aus erſter Hand ſeiner Souveränität handhabte. Betrat man eine griechiſche Stadt, ſo war ſie beſäet mit Denkmälern: überall wo bei uns ein Brunnen, ein Gas-Kandelaber, ein Schilderhäuschen, eine Laube mit einer Gartenbank ſteht, ſtand bei den Alten eine Statue oder eine Büſte. Bei den Alten ließ es ſich wirklich durchführen, jeden ausgezeichneten Bürger mit einem Denkmal zu ehren, denn man bedenke, daß es ſich nur um wenige Tauſende der Minderheit handelte und daß die Mehrheit denkmal-unfähig war, nämlich die Sklaven. Wie gänzlich umgekehrt liegen auch hier wieder unſere Verhältniſſe! Eine moderne Stadt nimmt ſich mit ihren Denkmälern aus wie ein Gebiß voll Zahnlücken; die meiſten Zähne fehlen und nur die wenigſten ſtehen. Stehen z. B. auf der Eliſabethbrücke wirklich alle denkwürdig-ausgezeichneten Wiener, welche in Hormayrs neun Bänden „Geſchichte von Wien" als ausgezeichnet ſtehen? Eitel Stück- und Flickwerk! Das Denkmalſetzen iſt die höchſte Blüte der Oeffentlichkeit, aber die Oeffentlichkeit heißt — res publica! Es fehlt nichts weniger als alles, daß das moderne Denkmal vorgeben dürfe, die Ehren der Nation auszuteilen: es fehlt, daß die Nation ihr eigener Herr ſei und ihre

Ehren mit einer freien Hand austeile. Es kann die ehrenvollſte Nationalſache ſein, ein Kampf für Recht und Freiheit, aber der Herr der Nation kann ihn zum Verbrechen ſtempeln. Er ſetzt hierauf ſeinen Getreuen Denkmäler, wie wir zum Beiſpiel auf der Oſtſeite des Praters das Denkmal eines obſkuren kroatiſchen Offiziers erblicken. Auf der Weſtſeite wäre vielleicht nicht minder die Stätte denkwürdig, wo Robert Blum geblutet. Wer ſetzt ein Denkmal darauf? Ludwig Auguſt Frankl? Ich zweifle.

Die beiden abgehandelten Punkte, das Denkmal als Organ der Publizität und das Denkmal als nationale Ehrenbezeigung, ſchritten ſchon weſentlich in den dritten Punkt über: das Denkmal als Ausdruck des Nationalgefühls. Was noch zu ſagen im Reſt ſtünde, wäre kurz dieſes:

Der Grieche lebte ganz und gar in ſeiner Nation — was ſag' ich? — in ſeiner Gemeinde! Die Gemeinde Athen ſetzte keinem Spartaner, die Gemeinde Sparta keinem Athener ein Denkmal. Dieſe Konzentration in der Gemeinde war ja eben auch die beſte Kunſtſchule der plaſtiſchen Konzentration und eins die natürliche Wechſelwirkung des andern. Faſt von ſelbſt nahm der antike Menſch die plaſtiſche Form an, er, dem die ganze Welt ſich auf wenige Quadratmeilen konzentrierte, und der mit geſammelten Kräften und unzerſtreuten Sinnen in dieſem gedrängten Raume wie in einem Gußofen ſtand, formgebend und formempfangend und für das Gelingen des Guſſes mit ſeinem vollen Daſein verantwortlich, denn außerhalb war die übrige Welt barbariſch und ſelbſt innerhalb noch feindlich und unverläßlich durch die bedenkliche Sklavenmehrheit. Das war keine Scheinwelt, welche Scheinmenſchen vertrug; ſie heiſchte die ausgebildetſte Individualität, die leidenſchaftlichſte Energie der wollenden, die entwickeltſte Fähigkeit der handelnden Kräfte, denn nur durch den Einſatz der höchſten Summen war ſie überhaupt möglich. Nur unter einem ſolchen Hochdruck aller menſchlichen Kraftmaſſen können ſich Steinbrüche und Erzadern in ſpielende Klaviaturen verwandeln, kann ſich der

unbarmherzige Tod der Materie beſeelen (spirantia mollius aera!), kann die ſchwierigſte, aber iſt ſie geboren, die fertigſte und unerbittlichſte aller Kunſtformen geboren werden, die Plaſtik, welche mit ſcharfen Linien in die Luft hineinſchneidet und alles abſchneidet und ausſchließt, was nicht konzentriertestes Ich iſt. Juſt auf dem Gegenpol dieſer Kunſt ſtehen die Neuern. Juſt das Ausranken, Hinübergreifen und In-die-Ferne-klingen, juſt die Malerei mit ihren täuſchenden Perſpektiven, die Muſik mit ihren Dur- und Moll-Schwebungen, die Lyrik mit der Flucht ihrer Augenblicke, juſt der unendliche und abſolute Widerſpruch der Plaſtik, das Reagieren gegen die Form, die Romantik der Formauflöſung, iſt Sinn und Seele der modernen Kunſt. Nur unter der ſcharfen Schere der antiken Kommunalzucht wuchſen die ſüßen, ſaftſchweren Früchte der Plaſtik; die Bildung der Modernen iſt ins Holz und Laub geſchoſſen, bei uns ſuche man Schatten, Kühle, Dämmerung, wucherndes Efeugrün und zahlloſe Kelche der „blauen Blume"! Bei uns ſuche man nicht die plaſtiſche Konzentration, ſondern ihr Gegenteil: ſeeliſche Expanſion.

Wem hätten die Griechen Denkmäler geſetzt, wenn ſie in Scythien einen Puſchkin, in Indien einen Kalidaſa, auf der Atlantis einen Longfellow, bei den Hyperboräern einen Tegner in ihrer Bildung mit ſich getragen? Ich glaube, ſie hätten den Meißel aus der Hand ſinken laſſen und empfunden: Für einen ſolchen Bildungsinhalt tut es die Statue nicht mehr! Aber was ſag' ich, „ich glaube" und „ſie hätten"? Es kam ja wirklich ſo. Als der Kommunal-Horizont der Alten zum modernen Welt-Horizont zu zerfließen begann, da war die alte Zeit eben abgelaufen, die alte Kunſt hörte auf, der Meißel entſank ihrer Hand, und in die Erde verſank, was der Meißel geſchaffen. Nach tauſend Jahren kamen fähige Barbaren, ſcharrten den Torſo der Antike wieder aus, ſtaunten ihn an und beſchloſſen, das Ding nachzumachen. Nur ſchade, daß ſie die ſämtlichen Zuſtände auszuſcharren vergaßen, in welchen das Ding einen Sinn gehabt!

Denkmal und Nationalgefühl! Hier liegt ein Deutſcher

auf ſeinem Sofa und lieſt zum zehnten Male — „ſeinen“ geliebten Cervantes! Dort ſchwelgt ein anderer Deutſcher in „ſeinem“ göttlichen Briten. Ein dritter Deutſcher legt gähnend den Gleim aus der Hand und greift nach dem Perſer Hafis. Ein vierter Deutſcher überſetzt mongoliſche Volksmärchen, ein fünfter ſinghaleſiſche Liebeslieder. Sich ſelbſt überlaſſen und zu Hauſe auf ihrem Sofa gehen dieſe fünf Deutſchen ihrem wirklichen und natürlichen Nationalgefühl nach, welches eben, zu ihrem Ruhme ſei es geſagt, ein Gefühl für die ganze Weltbildung iſt. Sind ſie aber in einem Vereine beiſammen, „ſo *ſind* wir Deutſche und *wollen* Deutſche ſein“ (donnerndes Hoch!), und ein Phraſeur unter ihnen beantragt ein Denkmal für den „vaterländiſchen“ Dichter Gleim oder Kleiſt, Utz, Pfeffel oder Gellert. Vielleicht derſelbe, welchen der Gleim gelangweilt, aber Hafis unterhalten hat. So ſteht denn das Denkmal, aber ſtehen deshalb die „vaterländiſchen“ Dichter wirklich tiefer und einflußreicher im deutſch-nationalen Ideenkreiſe als Homer und Sophokles, Cervantes und Shakeſpeare? Wie man nur ſo unaufrichtig ſein mag! Kepler, der Deutſche, hat ein Denkmal, aber nicht auch Galilei, der Italiener, und Newton, der Engländer. Was iſt damit ausgedrückt? Daß dem Aſtronomen auf ſeiner Sternwarte die vaterländiſche Mathematik um vieles näher am Herzen liegt als die italieniſche oder engliſche Mathematik? Und wenn das Unſinn iſt, was iſt denn der Sinn davon? Sind wir denn obligiert, Taufſcheine in Bronze auszuſtellen und Geburtsregiſter in Marmor zu führen? So kindiſch nimmt ſich die vaterländiſche Denkmal-Manie im Zeitalter der Weltbildung aus!

Numero vier: das Denkmal als eine *Befriedigung des Schönheitsſinnes*. Da ſich jeder im ſtillen ſagt: als eine Geißel des Schönheitsſinnes, ſo hat die Denkmal-Oppoſition hier das leichteſte Spiel.

Bei den Alten war ſchon der *Körper ſchön*; die Gymnaſtik und ihr Zielpunkt, die Kalobiotik, machten ſchöne Körper zur Staats- und Nationalſache. Der Kunſtpflege der Körperſchönheit kam auch die Natur mit den ſchönern

ſüdlichen Raſſen entgegen, und beide vereint arbeiteten ſo ſehr dem Plaſtiker vor, daß ſein halbes Werk ſchon getan war. Der Norden liefert nicht ſüdliche Leibesſchöne, und die nordiſche Ethik noch weniger. Unſere ganze Ethik geht auf die unſichtbare Schönheit der Seele. Höchſtens haben wir noch ſchöne Köpfe, wie denn auch der Kopf der beſeelteſte Teil des Körpers iſt. Wie belehrend, wie wahrhaftig modellgültig für das alles iſt Schiller ſelbſt, dieſer frequenteſte Gemeinplatz der Denkmal-Fere! Sein Kopf hatte ſchöne Motive. Seine Stirne war breit, ſagt der Karlsſchüler Scharffenſtein, die Partie um Augen und Naſe hatte ſehr viel Ausdruck und etwas Pathetiſches. Der Mund war ebenfalls bedeutend und auch den Lippen bezeugt er einen energiſchen Schwung. Streicher, Schillers intimſter Jugendfreund, ſpricht von ſeiner ſchön geformten Naſe, dem tiefen kühnen Adlerblick, dem kunſtlos zurückgelegten Haar, dem entblößten, blendend weißen Hals, wodurch ſeine Erſcheinung gegen die Zierlichkeit der Geſellſchaft vorteilhaft abgeſtochen. Und nun aber der Körper! Nach Scharffenſtein war er ſehr langhalſig, ſeine Statur überhaupt lang geſpalten, langarmig, langbeinig und die Schenkel ſo dünn, daß ſie mit dem Bein beinahe von gleichem Kaliber geweſen. Da ſah mein Schiller ſchier „komiſch" aus, ſchwatzt dieſer ehrliche Freund aus der plaſtiſchen Marterſchule. In Goethes Ueberlieferung war Schillers Geſtalt bekanntlich „verworren" und er habe „dem Bilde des Gekreuzigten geglichen".

Ganz wie ſeine gekreuzigten Plaſtiker! Denn iſt es nun nicht ſo ſchlagend als möglich, daß Schillers Kopf wirklich die ſchöne Dannecker-Büſte geworden, dagegen Schillers Leib, im Stuttgarter Monument, ſelbſt einem Thorwaldſen kläglich mißlungen?!

So gewiſſenhaft bekennt die Natur Farbe; nur die Menſchen ſind gewiſſenlos. —

Zweiter Artikel.

Der erſte nämlich hat Stimmen im Publikum erweckt, welche mir in mehreren und lebhaften Zuſchriften den intenſiven Nachhall des angeklungenen Tones wahrnehmbar machten. Die Stimmen waren der Hauptſache nach Zuſtimmungen, aber . . . garniert mit Bedenken und Zweifeln. Im ganzen, ſcheint es, hatte ich zu wenig geſprochen. Man muß im Deutſchen fein viel ſprechen. Vergebens bemüht man ſich oft, was Stoff für ein Buch wäre, auf ein Feuilleton zu komprimieren; man wird dann höflich und wahrhaft teilnehmend erſucht, das Feuilleton in ein Buch aufzulöſen. Der Deutſche denkt am liebſten in drei Bänden. Zwiſchen den Zeilen leſen, ergänzen, die Cadres ausfüllen, Nebenſachen und Einzelheiten ſelbſt einfügen, iſt nicht deutſche Leſerart. Der Deutſche iſt von Haus aus eigentlich andächtig, und wenn er lauſcht, ſo lauſcht er gerne und lange. Hat man das Wort ergriffen, ſo behält man es gleich, und ſoll alles ſagen, nicht bloß die Spitzen. Der Deutſche liebt keine Inſeln im Gedankenreiche, ſondern breite Kontinente.

In gewiſſem Sinne iſt das keine ſchlechte Art und hat manches für ſich. Jedenfalls kann es mir lieber ſein, wenn der Leſer ein bißchen meine Geduld auf die Probe ſetzt, anſtatt ich die ſeinige.

So fragt mich z. B. ein Brief, ob denn der Satz auch richtig ſei: die Kunſt der Alten ging von dem Körper aus? Ob die Kunſt der Alten keine Seele gehabt?

Ohne Zweifel. Eben deshalb ſagte ich ja: die Kunſt der der Alten ging von dem Körper aus. Ich ſagte nicht: die Kunſt der Alten ging von dem Leichnam aus, nämlich dem unbeſeelten Körper.

Ein anderer Brief will mir den Thorwaldſen-Schiller zwar preisgeben, fragt mich aber, was ich gegen den Nietſchel-Schiller habe?

Sollte dieſe Frage nicht — Frauenarbeit ſein? Denn

nichts iſt gewiſſer: man zeichne nur Regeln, und Frauen kommen mit der Ausnahme.

Uebrigens iſt es nicht einmal eine. Rietſchel nahm den Körper von — Niemann und ſetzte den Kopf von Schiller darauf! Gewarnt von Thorwaldſen, der noch ſo ehrlich war, ein bißchen den Schiller zu gießen, d. h. die geknickte Haltung des „verworrenen" Urbildes, werden die übrigen Schiller-Plaſtiker überhaupt keine Schiller-Statue mehr ſetzen, ſondern unter die Porträtbüſte Schillers ein paar Zentner Erz einſchieben, welche den Niemann, den Toldy Janos, kurz irgendeine beliebige Recken- und Hünengeſtalt darſtellen.

In einem Zuge, aber juſt um dieſen einen zu viel, hat leider auch Rietſchel noch immer das Urbild kopiert. Sein Schiller ragt neben Goethe faſt um Kopfeslänge über dieſen hinaus! Weil Schiller in ſeinem Leben den längern Leib gehabt, deshalb ſteht er neben Goethe — als der größere Dichter! Das fühlte unſer Künſtler nicht, daß in der Kunſt alles Symbol und jede Kunſtdarſtellung eine ſymboliſche iſt! So fremd iſt dieſe Griechenkunſt den Barbaren des Nordens, und ſo poſitiv dürfen ſie die erſten Grundſätze derſelben verkennen!

Und doch habe ich nicht geſagt, daß den Deutſchen das Talent der Plaſtik fehle, wie ein dritter Brief mich wehklagend mißverſteht, denn Plaſtik und Standbilder-Plaſtik oder ſtatuariſche Kunſt verhalten ſich zueinander, wie das Ganze zum Teile. Plaſtik hatten wir längſt, ehe das Standbild, der fremde Eindringling und vornehme Habenichts, ihren Begriff faſt für ſich allein in Beſchlag nahm; wir hatten die Plaſtik unſers Klimas und unſers Bodens.

Die Deutſchen ſind ein Waldvolk und ihre angeſtammteſte Kunſt iſt die Holzkunſt. Ein Künſtler in ſeiner Art iſt unter den Völkern der Erde ſeit Uranfängen der deutſche Zimmermann, und ſeine Art der wahre Ahnherr der deutſchen Plaſtik. Nach der Art kam das Schnitzmeſſer, nach dem bildneriſchen Zubehauen von Giebelbalken und Sparrenköpfen die Holzſchnitzerei aus freier Hand, nach

dem zimmermänniſchen Kunſthandwerke die freie Kunſt im eigentlichen Wortbegriffe. Denn überall geht die Kunſt aus dem Handwerke hervor und überall die Plaſtik aus der Architektur. Aus der deutſchen Holz-Architektur die deutſche Holz-Plaſtik.

Was man Wunders zu rühmen glaubt, wenn man z. B. pompejaniſchen Kunſtſächelchen nachrühmt: und das haben damals nicht einmal Künſtler von Profeſſion, ſondern bloße Handwerker gemacht! Das leiſten die Gröbener, die Ennemoſer, die Berchtesgadener, die Oberammergauer, das leiſten unſere Waldgebirgsbauern auch, nur in unſerer National-Plaſtik, in der Holz-Plaſtik. Aber eure „Künſtler von Profeſſion", worunter ihr doch eure akademiſchen Treibhausſiechlinge und Staatsſtipendiarien verſteht, leiſten auch im Marmor noch nicht das durchſchnittlich Mittelmäßige, ſintemal der Marmor in Deutſchland nicht wie in Griechenland vorkommt, alſo auch ſeinen Künſtler nicht naturwüchſig, ſondern nur ſtaatsſtipendiariſch erziehen kann, mit zugeſchnürter Kehle und baumelnden Beinen, weder in Deutſchland noch in Griechenland, ſondern in Wolkenkuckucksheim ſchwebend, von der belletriſtiſchen Phraſe lebend und an ihr ſterbend. Das wäre mir auch eine Kunſt, welche aus den Kolli der Spediteure herauswachſen könnte, aus Marmorblöcken, welche Stück für Stück importiert und zollamtlich behandelt ſind! Daher die Griechen unter uns (denn die Natur erzeugt deutſche Griechen wie griechiſche Barbaren, da ſie ihre Geſetze nur im Großen und nicht im Einzelnſten befolgt) von jeher aus dem Wald- ins Marmorland gingen, ſich in Italien anſäſſig machten und ſich verſüdlichten, um auf der Muttererde ihres ſtatuariſchen Talentes zu ſtehen und nicht in Wolkenkuckucksheim.

Zum Steinbau liefert Deutſchland den Sandſtein, und ſiehe da, auch dieſer grobe, aber ehrliche Landsmann hat getan, was der erotiſche Landſtreicher nie tut, hat ſich den deutſchen Steinmetz zu einem Künſtler erzogen, wie unſere deutſchen Dome in ruhmprächtigſter Glorie weit und breit zu verkündigen wiſſen. Plaſtik im Ueberfluß! Figural-Pla-

ſtik in Hülle und Fülle, wenn auch nicht griechiſche Statuar-Plaſtik.

Auch bildſame Metalle wachſen in deutſchem Boden und haben ſich den deutſchen Metall-Plaſtiker erzogen, aber wieder auf deutſch-nationale Weiſe. Der Deutſche, ſcheint es, kann nur fein werden, nachdem er gehörig grob geweſen und ſeinen Kraftüberdrang im Schlagen ausgetobt hat. Ein gar ſchlagfertig Handwerk iſt der Zimmermann, der Steinmetz, und zum dritten — der Schmied. Das Gießen des Erzes, juſt die heutige Mode- und belletriſtiſche Phraſen-Plaſtik, ſpielte in der deutſchen Erz-Kunſt nicht eben die erſte Rolle, und reitet mir ja nicht euren ewigen Peter Viſcher und Veit Stoß zum Widerſpruch und Gegenbeweis vor, denn eher iſt es verdächtig, daß im Erzguß nur immer zwei Namen figurieren müſſen, wogegen der Kunſtruhm des geſchlagenen, des geſchmiedeten Erzes perſönlich gar nicht zu nennen, weil die deutſchen Kunſtſchmiede nach Tauſenden zählen und mit den reizendſten Schmiede-Arbeiten, deren Urheber niemand kennt und nennt, das deutſche Land wahrhaft beſäet iſt.

Aber all dieſe deutſche Plaſtik ließ man ins Handwerk, dem ſie entblüht war, wieder zurückſinken, und für hohe und vornehme Plaſtik fing die undeutſcheſte Variante derſelben, das griechiſche Erz- und Marmorbild, ausſchließlich zu gelten an. Was in der Freiheit (und die Freiheit iſt immer ſchön) die deutſche Natur aus ſich ſelbſt herausgebildet, die natürliche Kunſt galt für barbariſch und nur die künſtliche Kunſt für ſchön. So wollte es, nach dem barbariſchen Mittelalter — die Kultur!

Die Kultur! Welche Kultur? Nachdem man von einer indiſchen, griechiſchen, römiſchen, germaniſchen, ſlawiſchen Kultur ſpricht, ſollte man denken, daraus ergäbe ſich der Plural „die Kulturen" ganz von ſelbſt. Dem iſt aber leider nicht ſo. Nach dem Sprachgebrauche ſagt man „eine Kultur" und „die Kulturen" nur ausnahmsweiſe und zu Spezialzwecken; unſäglich verwirrend und verderbend aber überwiegt der Ausdruck: „die Kultur" ſchlechtweg,

gleichſam als wäre es möglich, die verſchiedenen Kulturen der Welt zu einem Herenbrei zuſammenzurühren, welches dann die Kultur in abstracto, die abſolute Kultur, die Univerſal- und Uniform-Kultur ſei, deren Maß jedem Volksleibe und jeder Volksſeele unbeſehen und ſelbſtverſtändlich anpaſſen müſſe. So ſehen wir z. B. die Ungarn, welche zu ihrem Glücke beſſer fechten als trillern, mit leidigſtem Mißverſtändniſſe „eine ungariſche Oper" anſtreben, weil ſie glauben, daß die Kultur den Singſang zur Pflicht mache, anſtatt daß dieſes ſo mannhafte Volk den Mut hätte, zu ſagen: der Singſang gehört nicht zur ungariſchen Kultur; wir werden uns erlauben, geſittet und gebildet, d. h. kultiviert zu ſein, ohne Oper. Wollte Gott, die Kulturen hätten, wie die Eltern, die Geſchwiſter, die Oſtern, die Pfingſten und die Weihnachten überhaupt gar keinen Singular! Den Kultivierten blieben Millionen von Torheiten erſpart, welche die Unkultivierten mit Strömen von Blut und Tränen bezahlen. Denn daß z. B. das Kamel nicht an den Nordpol und das Renntier nicht an den Nil gehört, das kapiert man allenfalls noch; handelt es ſich aber um die geiſtigen Kamele und Renntiere, ſo tauſchen die Gebildeten aller Nationen ſehr zuverſichtlich „die geiſtigen Güter der Menſchheit aus" und fahren luſtig mit Schwertern und Brandfackeln und ſehr vielen Miſſionen in der Welt herum, um als geſchworne Feinde der Kulturen den Erdkreis für die Kultur — zu ſchänden und zu verderben! Denn nicht ſo leicht können die untergegangenen Mexikaner und Peruaner „die chriſtliche Kultur", die ihnen nicht paßte, wieder abſtreifen, als das Wiener Opernhaus ſeiner Pegaſus-Gruppe ſich entledigte, die uns auch nicht paßte, und die in deutſchen Händen darum nicht ſchöner wurde, weil ſie bei weitem ſchöner geweſen wäre — in griechiſchen Händen!

Aber es werden andere Statuen hinaufkommen, die nicht ſchlecht, ſondern bloß mittelmäßig ſind. Denn daß wir Statuen haben, das fordert nun einmal die Kultur. Die Statuen gehörten zur Kultur der Griechen, alſo gehören ſie überhaupt zur Kultur. Es wäre eine Schande, wenn wir

ſie nicht hätten; ohne Statuen wären wir ſo wenig kultiviert wie die Ungarn ohne ungariſche Oper; wir wären „Barbaren".

Wenn nicht alle Teufel der Hölle auflachen ſollen bei ſolch verbohrten und verbiſſenen Verkehrtheiten des Menſchengeiſtes, ſo gewährt es den einzig leidlichen Troſt bei unſerer ſpeziell in Rede ſtehenden Verkehrtheit, uns zu erinnern, unter welchen Umſtänden und bei welcher Gelegenheit ſie ſich aufdringen und einniſten konnte. Nur ſo wird ſie wirklich entſchuldbar. Es war nämlich die größte und heilſamſte Lebenskriſis Europas, welche ſchon einiger Opfer wert war, es war der Uebergang des Mittelalters in die Renaiſſance.

Kein Europäer kann ſich heute mehr eine Vorſtellung machen, mit welchem Entzücken das chriſtliche Mittelalter ſich das heidniſche Altertum aneignete, denn er kann ſich keine Vorſtellung mehr machen — von der Armut und Blöße des Mittelalters.

Glücklich jede Religion, welche die Fähigkeit hat, mit den Menſchen fortzuſchreiten, d. h. Philoſophie zu werden. Das Chriſtentum hat dieſe Fähigkeit. Kaum war es den Griechen gepredigt, ſo ſteuerte es in den neuplatoniſch-gnoſtiſchen Syſtemen mit vollen Segeln auf eine Religions-*Philoſophie* los. Aber die Griechen waren bereits zu kraftlos und abgelebt, um die Führung des Chriſtentums zu übernehmen und ſeinen Entwickelungsprozeß zur Philoſophie weltverjüngend ins Werk zu ſetzen.

Die jugendlichen und unverbrauchten Barbarenvölker des Abendlandes dagegen waren zu naturroh und ohne die Spur philoſophiſcher Vorbereitung. Hier alſo mußte die Kirche ſich trennen. Die griechiſche blieb den Parteiungen und Sophiſtereien ihrer Sekten überlaſſen; die lateiniſche aber faßte für den Kinderzuſtand ihrer Gläubigen den ganzen chriſtlichen Inhalt auf die knappeſte und ſimpelſte Form zuſammen. Sie konſtituierte ſich ſtark und feſt als eine Schule der *Unwiſſenheit*. Heil im Himmel, Unwiſſenheit auf Erden, war Roms Programm für die Barbaren des Abendlandes. Eine Zeitlang war es gut.

In dieſer Zeit aber wurde Rom ſicher, ja trotzig und übermütig. Es war der Zeitraum, ſeit es im Inveſtiturſtreite geſiegt hatte, bis auf Luther. Dieſer Zeitraum iſt es, von der zweiten Hälfte des dreizehnten bis zur erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, den wir im eigentlichen und verhaßten Sinne das Mittelalter nennen. Es waren die zwei Jahrhunderte, wo Rom auf den Lorbeeren des Inveſtiturſtreites fortſchrittslos, ja rückſchreitend ausruhte, Europa aber die Früchte der Kreuzzüge mit entſetzlicher Langſamkeit verdaute. In dieſer Zeit etablierten ſich „die dummen Deutſchen" als ein römiſches Sprichwort; ein Kulturvolk, welches ſchon die Kirchentür zu Wittenberg zimmerte und am Vorabende ſeiner geiſtigen Weltherrſchaft ſtand, wurde im Vatikan als „bruta bestia" behandelt, der man das Denken mit Scheiterhaufen austreiben, die man auf der unterſten Abc-Schützen-Bank der Scholaſtik feſtnageln könne. Von jener deutſchen Stickluft iſt es heute ſchwer, ſich mehr einen Begriff zu machen.

Wie eine Flotte, welche am Sande verfault, ſtatt Trinkwaſſer Jauche, ſtatt Zwieback Moder und Würmer hat, von Schiff zu Schiff in ein Freudengeſchrei ausbricht, wenn nun plötzlich die Flut daherrauſcht, ſich unter die Kiele hinwälzt, ſie hebt und trägt, ſie vom Sande losmacht, ſie von Hunger, Durſt, Krankheit und Elend erlöſt, ſie hinaus ins friſche Meer zu blühenden Inſeln, zu Früchten und Waſſerquellen trägt: ſo muß man ſich die Völker des Mittelalters denken, als in das Geſümpf des Aberglaubens die glänzenden Wellen des Joniſchen Meeres hineinſprühten, als das Geplärr der Mönche überſtimmt wurde von Cicero und Livius, Tacitus und Seneca, Homer und Virgil, Plato und Sokrates, Perikles und Demoſthenes, Thales aus Milet und Pythagoras aus Kroton! So allmächtig war die Springflut der antiken Kultur, daß die bewährteſten Geſchichtskenner glauben, ſie hätte das Kreuz ſelbſt hinwegſpülen können, wenn nicht — der Mönch in Wittenberg es von neuem befeſtigt hätte! Aber ausgemacht wenigſtens blieb es, daß dieſe Kultur, die teure, köſtliche, ange-

betete Kultur des Altertums, die Kultur ſchlechtweg war, die einzige und ausſchließliche Kultur, welche dieſen Ehrennamen verdiente. Das Zeitalter ſelbſt nannte ſich die Renaiſſance, die Wiedergeburt, alſo ſtillſchweigend ſeine bisherige chriſtliche Kultur einen Todeszuſtand; Lateiner und Grieche ſein, nannte es Menſch ſein — Humaniſt! Kann man ſich ſtärker ausdrücken?

Ganz von ſelbſt verſtand es ſich alſo, daß die antike Kultur von Kopf bis zu Fuß, und wie ſie leibte und lebte, in die moderne aufgenommen wurde. Man nahm von den Alten nicht bloß die Literatur, die wiſſenſchaftliche und poetiſche Literatur auf, welche allerdings übertragbar und kosmopolitiſcher Art, ſondern auch die Kunſt, welche ſchon eigenartiger, nationaler, an Heimat und Himmel gebundener iſt, und wie ſo manches Menagerietier in der fremden Zone zwar noch vegetieren, aber nicht mehr ſich fortpflanzen kann. Man lebte in Brautwochen, Honigmonaten, in einem Freudentaumel von Beglückung und Begeiſterung, und ein ſolcher Zuſtand macht keine kritiſchen Unterſchiede, es iſt ſogar ſchön, daß er's nicht tut.

Konnte es doch auf den erſten Blick ſcheinen, daß z. B. die Plaſtik der Alten noch leichter als ihre Literatur zu annektieren, denn die letztere lag wenigſtens unter Schloß und Riegel fremder und abgeſtorbener Sprachen, während die Plaſtik zu den Sinnen des Menſchen unmittelbar zu ſprechen ſcheint. Wie hätte man erwägen können, ob die ſtatuariſche Kunſt der Alten unſern Bedürfniſſen oder Natur-Anlagen entſpreche, wenn man nicht einmal erwog, was es heißen wollte, ſein eigenes Denken und Dichten in eine tote Sprache zurückzudatieren, in eine Sprache, welche weder Vater und Mutter, weder Schweſter und Bruder, weder Braut, Weib, Kind und Geſinde verſtand! Der „Humaniſt" hörte auf, ſeinen Vaternamen zu führen und ſeine Mutterſprache zu ſprechen; er ſprach und ſchrieb lateiniſch oder griechiſch, und wer Reuchlin hieß, nannte ſich Kapnion (kleiner Rauch), und wer Schwarzert hieß, nannte ſich Melanchthon (ſchwarze Erde).

Zu dieſem Lateinmauſcheln der ehrlichen deutſchen Gelehrten bildete nun das Marmor- und Bronzemauſcheln der ehrlichen deutſchen Plaſtiker das rechte und richtige Seitenſtück. Was ſie als Holzſchnitzer, Steinmetze, Kunſtſchmiede in Holz, Sandſtein und Eiſen bisher meiſterlich geſagt hatten, ſagten ſie jetzt in der fremden Sprache von Marmor und Bronze ſchülerhaft nach. Und was hatten ſie geſagt? Ei, ſie hatten geſagt und geſungen von *ihrem* Geiſte, vom Geiſte der germaniſch-nordiſchen Plaſtik, und das iſt: das *Naiv-Charakteriſtiſche*. Nach der Bekanntſchaft mit den Griechen dagegen lallte, ſtammelte und mauſchelte die deutſche Plaſtik jetzt den griechiſchen Geiſt nach, und das iſt: das *Idealiſch-Schöne*.

Hätte uns das Mittelalter eine Schiller-Statue zu überliefern gehabt, es iſt hoch und teuer zu wetten, ſie ſähe ganz ſo jammervoll aus wie der reale Scharffenſtein-Schiller: langhalſig, langarmig, langbeinig, überhaupt langgeſpalten und die Schenkel ſo dünn wie die Beine, kurz, „*komiſch*" nach Scharffenſtein. Aber noch höher und teurer wette ich: dieſer Schiller wäre dann tragiſch, wahrhaft tragiſch und hochpathetiſch! Nichts ergreifender als ein ſolches „Bild des Gekreuzigten", wenn man dabei — *Schiller* heißt! Dieſer Sieg des unſterblichen Geiſtes über die gebrechliche Materie, dieſer Spittelmann mit den Rieſengedanken und Herkules-Arbeiten hätte die Vorübergehenden ehrfurchtsvoller durchſchauert, als der Toldy Janos mit dem Schiller-Kopf, als der Schillergeiſt, der in den Schiller-Körper hineingegoſſen wird und ihn auf aftergriechiſch runden und füllen muß — wie man in Straßburg und Pommern das Geflügel plaſtiſch idealiſiert!

Und wie der Lügner jede dunkle Gewiſſens-Erinnerung an die Wahrheit ſich mit einer neuen Lüge hinweglügt, ſo macht ſich die griechiſch-abſtrakte blutleere Lügen-Plaſtik eine „Ineinslebung" der idealen Antike mit der modernen Charakter-Realiſtik weis, indem ſie die letztere mit einer Art Schneider-Courage etwa noch dem Koſtüme vindiziert und Wunder der Ineinslebung zu wirken glaubt, daß ſie ſich aus

Toga und Mantel zu Jacken und Kniehoſen herauswickelt. Aber ſchon bei der Naſe fängt wieder das Schielen nach der griechiſchen Naſe, bei Glatze und Perücke nach dem griechiſchen Lockenwurf an, und ſo ſchielt ſich die ideal-reale Ineinslebung von der Naſenſpitze bis zur Zehenſpitze den ganzen chriſtlichen Leichnam herab durch, beſtändig zitternd und wie ein böſer Schuldner ſchwitzend, daß ſich der chriſtliche Leichnam des ſtubenſitzenden Gelehrten und Literaten von der Leibesſchönheit der heidniſchen Paläſtra nicht allzuweit entferne. Und wehe, wenn zwiſchen Naſen- und Zehenſpitze ein ſo tolles, ungebärdiges und gar keine Räſon annehmendes Ding unterwegs liegt, wie zum Beiſpiel Schuberts Bauch! Vor dieſem Vorgebirge ſteht dann die Ineinslebung jahrelang am Berg und kann nicht weiter. Der Lotſe, der die ſcheiternde Ineinslebung von dieſer Bauchklippe flott macht, iſt faſt ein Kolumbus und entdeckt das Ei des Kolumbus, indem er den pfiffigen Einfall hat, die Bauchklippe im ſitzenden Schoße und unter einem bedeckenden Mantel zu verbergen, ſintemal die Ineinslebung des griechiſchen Idealbauches mit dem deutſchen Bierbauche ſchlechterdings nicht anders „dialektiſch zu vermitteln". Das reale germaniſch-naive Charakterbäuchlein hätte höchſtens — wieder wette ich — ein Nürnberger des Mittelalters naturgetreu abkonterfeit oder bliebe heute der „rohen" Naivität der Berchtesgadener und Oberammergauer überlaſſen, womit die „vornehme" Kunſt nichts zu ſchaffen hat. Aber ach, ſchon hat man auch dieſe ehrlichen National-Plaſtiker verführt, ihre Jungfräulichkeit in die Münchener Kunſtſchulen zu tragen, ſo daß nächſtens die Ineinsſterbung der Oberammergauer Kuh mit Myrons griechiſcher Kuh die Errungenſchaften der modernen Kulturfortſchritte vermehren wird.

Was?! höre ich die Prokuraführer der Details und der Ausnahmen wieder einwenden, hat die Ineinslebung des antiken Studiums und des modernen Geiſtes zuletzt nicht doch Plaſtiker wie Canova, Dannecker, Thorwaldſen, Rauch, Rietſchel ... ja, ja und tauſendmal ja, bis zu Fernkorn und Meirner herab! Aber hat Muretus und Manutius nicht

auch ein herrliches Cicero-Latein geſchrieben? War Pico von Mirandola nicht ein lateiniſch-griechiſches Wunderkind? Hieß der Biſchof Janus unter Matthias Corvinus nicht der ungariſche Ovid? Hat Sannazaro nicht gefeierte Lateinverſe geſchrieben, das Stück zu hundert Dukaten, in ſeinem berühmten Epigramm auf Venedig? Hat Maffeo Vegio nicht ein dreizehntes Buch der Aeneide gedichtet, welches den zwölfen des Virgil vielleicht nicht unähnlicher iſt als die Schwanthaler Bavaria der Minerva des Parthenon? Nicht gering iſt es anzuſchlagen, wie im fünfzehnten, ſechzehnten bis herab ins ſiebzehnte Jahrhundert die ganze öffentliche Meinung Europas, geführt von den gefeiertſten Namen und Autoritäten, drei Jahrhunderte lang einſtimmig und im vollſten Ernſte von der Tatſache überzeugt war, mit der klaſſiſchen Literatur wetteifern zu können und mit ihr gewetteifert zu haben! Und wo ſind ſie heute, die Humaniſten-Klaſſiker? die erſten, größten, unbeſtrittenſten, die Tageslöwen ihrer Jahrhunderte, ihrer Höfe und ihrer Nationen? Lieſt man heute noch den Muretus und Manutius, wenn man ciceronianiſches Latein leſen will, und nicht den Cicero ſelbſt? Ja, es gehört jetzt ſchon eine bibliographiſche Antiquitäten-Kenntnis dazu, nur die Namen jener Pſeudo-Klaſſiker zu kennen, welche dem Homer und Virgil, dem Tibull, Horaz, Properz und Ovid, der Sappho und dem Anakreon, dem Xenophon und Demoſthenes von den erſten Stimmführern ihrer Zeit für ebenbürtig anerkannt worden. Und wer ihre Namen kennt, kennt er ihre Werke? Und wer ihre Werke kennt, hat er ſie mit Genuß, mit aufrichtigem Genuß noch in unſeren Tagen geleſen?

Vestigia terrent! Dort im lateiniſch-griechiſchen Humaniſtenſtaub liegt ſchon das erſte Gottesgericht, wie die Ineinslebung ausſieht, wenn die Mode vorbei iſt und der Terrorismus der Mode. Wie dicht hatte „der neue Horaz" — „der neue Virgil" uſw. uſw. ſchon die Verſe des alten erreicht und war faſt ſchon ſein Nebenmann geworden! Und heute?

So fragt mich denn nicht, wie mir Künſtlernamen im-

ponieren, welche den Alten Marmor- und Erz-Denkmäler nachmachen — bei Gott mit ſo ſchönem Erfolge, als womit Maffeo Vegio und Pico von Mirandola ihr klaſſiſches Latein und Griechiſch geſchrieben. Fragt mich in dreihundert Jahren wieder. Heute bekenne ich ihn ja, den ſchönen Erfolg! Bekennt ihr aber auch die ſchönen Latein-Verſe des Sannazaro? Und warum habt ihr ſie vergeſſen?

Alle Achtung vor den „Weimarer Dioskuren" und vor der „Berliner Schloßbrücke" und vor der plaſtiſchen Herrlichkeit eurer Denkmäler, welche die Ewigen verewigen, an die man viel länger als an ihre Denkmäler denken wird! So hat eine „Borgias" und eine „Trivultias" auch den Ceſare Borgia und den Trivulzio verewigt (!), aber ich frage jeden, dem dieſe Namen bekannt ſind, ob er ſie aus den Epopöen kennt, von welchen ſie verewigt — oder verendlicht worden?

Wenn ich am Gutenberg- oder Goethe-Monument in Frankfurt vorbeigehe, ſo — denke ich; ich habe ſchon die Ehre zu kennen! Gutenberg hat den Buchdruck erfunden und Goethe den „Fauſt" geſchrieben. Dagegen laſſe ich mir von dem Heſſen-Denkmal am Friedbergertor gerne erzählen, daß beim Sturm auf Frankfurt ein Häuflein von Helden hier gefallen iſt, welche meine Geſchichtskenntnis nicht kennen würde, träte das Denkmal nicht ergänzend hinzu.

Und das iſt die Linie, die reine und richtige Linie des Denkmalſetzens: das Denkmal ſoll an etwas erinnern, das *denkwürdig* iſt, das aber in Gefahr ſteht, *vergeſſen* zu werden. Fügen wir noch das ſchöne Akzeſſit hinzu: und woran ſich die Nachwelt ein *Beiſpiel* nehmen kann!

Vor dem Heſſen-Denkmal mag der Frankfurter Bürger ſein Söhnchen lehren, im Kampfe für das Vaterland zu ſterben. Vor dem Goethe- und Gutenberg-Denkmal wird er ihm ſchwerlich ſagen: Geh hin, mein Sohn, und dichte den „Fauſt". Geh hin, mein Kind und erfinde die Buchdruckerkunſt. —

Dritter Artikel.

Noch ſchrieb ich die letzten Zeilen des zweiten Artikels, den mir die eifrig bezeigte Teilnahme von Zuſchriften abgewonnen hat, da kam — diesmal nicht ein Brief, ſondern ein Interlokutor in Perſon, ein alter Freund meiner Feder, und verwickelte mich mündlich in eine Debatte über den angeregten Gegenſtand. Was er zur Sprache brachte, behandelte ſoeben der zweite Artikel, das friſche Manuſkript, das ich ihm nur vorzuleſen brauchte. Aber — es blieb ihm noch manches zu fragen und mir zu beantworten übrig. Rede und Antwort gingen hoch und höher, und im Nu bezauberte mich die nicht mehr ungewöhnliche Aufforderung: Schreiben Sie das alles nieder! Sagen Sie das noch in einem letzten Artikel!

Sei's drum!

Wenn das Denkmalſetzen — fragte mein Freund — mit der Renaiſſance und den Humaniſten kam, warum ging es denn nicht auch mit ihnen? Jene ſind längſt „Zopf", aber das Denkmalſetzen floriert. Das imponiert ihm.

Mehreres läßt ſich darauf antworten, aber das Nächſte ſei das Erſte. Es liegt ſo nah, daß es faſt trivial klingt.

Techniſche Uebungen erhalten ſich länger als rein geiſtige. Man kann leichter aufhören, Latein zu ſchreiben, als ein Gewerbe, z. B. eine Erzgießerei, einſtellen und ihr Anlagekapital verlieren. Vom Künſtler bis zum letzten ſeiner Handlanger herab ſind gar viele Familien dabei intereſſiert, und die materiellen Intereſſen wehren ſich noch um ihr Daſein, auch wenn die geiſtigen längſt verdorrt und von innen heraus angefault wären. In Ermanglung der natürlichen Lebensluft ſchnappen ſie nach künſtlichen Inhalationen; ſie ſchreien dann, wonach zu ſchreien unter allen Umſtänden das bequemſte, — nach Staatshilfe. „Der Staat ſoll etwas für die Kunſt tun!" wird das ausgegebene Stichwort. Es iſt zwar himmelſchreiender Unſinn, aber an welchen Un-

ſinn gewöhnt ſich denn nicht das menſchliche Ohr? Und ſo fragt kein Menſch: Läßt denn der Staat Romane ſchreiben? Läßt denn der Staat Walzer komponieren? Warum ſoll der Staat juſt Bilder malen, meißeln und gießen laſſen? Höchſtens regt ſich noch ab und zu der geſunde Menſchenverſtand, wenn z. B. der Staat, reſpektive ſein Hoftheater, Preiſe für Theaterſtücke ausſchreibt. Das „Unfruchtbare" ſolcher Preisausſchreibungen wird dann ſo ziemlich gewürdigt, ja wohl auch von den Malern und Meißlern, welche ihrerſeits tapfer drauflos lamentieren: daß der Staat etwas für die Kunſt tue!! Aber juſt dieſer Widerſpruch im Widerſpruch deutet auch auf das Körnchen Sinn im himmelſchreienden Unſinn. Der Staat tut nichts für Romane und Walzer, er tut aber zuweilen etwas für Theaterſtücke, weil das Theater ſchon eine techniſch-materielle Anſtalt iſt, mit dem Wohl und Weh vieler Familien verknüpft, mit einem Anlagekapital belaſtet, welches arbeiten und ſich verzinſen ſoll. Das iſt der Geſichtspunkt, welcher ertrunkene Künſte künſtlich über Waſſer hält und ein Scheinleben, oft ein lang gefriſtetes Scheinleben, an die Stelle des offenkundigen, aber totgeſchwiegenen Todes ſetzt.

Ferner brauchte das Denkmalſetzen juſt nicht präzis mit der Humaniſten-Klaſſizität zu veralten, denn es kam ſpäter als dieſe und hat daher auch ein Recht, ſpäter zu gehen. Wenigſtens für deutſche Lande gilt das; nur in den welſchen lag die Sache, und ſchon von Haus aus, anders.

Seit dem Untergange der Antike war zwar die gleiche Anzahl von Sandkörnern verronnen dies- und jenſeits der Alpen: aber im klaſſiſchen Altertum ſah und fühlte Italien immerhin ſein Altertum. Was bei uns fremd und veraltet zugleich war, es war dort doch heimiſch und eigen, nicht ins Grab gezogen an beiden Gewichten. Ein entſcheidender Unterſchied! Die ſchöne Totenmaske der Antike bewahrte Italien wenigſtens im Original; uns kam ſie nur aus zweiter Hand und in Abgüſſen der Abgüſſe zu. Selbſt das Wort „Renaiſſance", bei uns eine Wiedergeburt nur in der Blume und als Redensart, war dort eine lebendige Geburt, ein

BIBL. UNIVERS. LIPS.

legitimes Kind des Hauſes, kein Fremdling, nur ein Spätling alter Erzeuger. Und wie verjüngte die Elternfreude das ganze Romaniſche Haus! Die italieniſche Renaiſſance beſeelte ein Feuer, eine Energie, ein Geiſt der Zuverſicht und des Selbſtvertrauens, ein jauchzendes Wollen und ein überſtrömendes Können, kurz ein Genius, der in jedem Zuge ſeine Kongenialität mit der Antike verriet. Auch der deutſcheſte Fleiß erreichte im lateiniſch-griechiſchen Wettlaufe den Klaſſizismus Italiens nicht, der dort eine Nationalſache ſelbſt für Frauen war! Vor allem aber hat die deutſche Renaiſſance keine Robbias und keinen Michelangelo gehabt, jene Schaumperlen, welche das friſch entkorkte Altertum wenigſtens im erſten mouſſierenden Giſchtſtrahl in unſere ungriechiſche Neuzeit hineinwarf!

Nein; in der deutſchen Renaiſſance treten klaſſiſche Literatur und Kunſt bei weitem nicht gleichzeitig auf. Nichts weniger! Die gutmütigen deutſchen Schulmeiſter bekomplimentierten ſich ſchon lange als neue Ciceros, als neue Horaze und Virgile; aber wir würden vergebens die deutſchen Plaſtiker ſuchen, die ſich einen neuen Phidias, einen neuen Lyſippus oder Prariteles eingebildet. Nicht mit dem Bräutigams-Ungeſtüm, wie der Italiener, griff der Deutſche nach dem Schönheitsgürtel der Antike, und nicht alle ihre Reize maßte er ſich an. Was ſich im Lande des carrariſchen Marmors ganz von ſelbſt zu verſtehen ſchien, die Antike in Literatur und Kunſt zugleich zu ergreifen, das verſagte ſie den Deutſchen, wofür wir ſie nicht genug ehren können, ebenſo ſelbſtverſtändlich. Mit jenem heiligen Wahrheitstrieb, welcher der angeborene Genius beſeelter Weſen iſt und der immer erſt längerer Zeit bedarf, um abgeſtumpft und verdorben zu werden, neigte ſich im Altertums-Studium der deutſche Kunſt-Inſtinkt der literariſchen Seite zu, von ſeiner Natur prophetiſch gemahnt, daß das Neumodeſpiel mit Hellas und Latium an dieſem Punkte allein zu fruchtendem Tatenernſt führe. Den deutſchen Meißel aber ſieht man vor der Antike wie vor einem ſchönen Geſpenſte ſtehen; ein tiefes Gefühl von Fremdheit iſt ſein erſtes und

richtiges Gefühl. Und juſt weil der Leib der Antike die deutſche Kunſt ſpröder findet, ſpricht um ſo reiner der antike Geiſt zu ihr; juſt weil wir nicht in den Formen und Formeln ſtecken bleiben konnten, welche den romaniſchen Völkern, den nähern Vettern der Antike, ſo verführeriſch entgegenkamen, blieb unſere Bewegung frei, eine klaſſiſche Zukunft anzutreten, als der romaniſche Klaſſizismus längſt abgetreten. Wollte Deutſchland von den Kunſtſpielen der Renaiſſance einen wirklichen Gewinn, ſo mußte es mit radikaler Entſchloſſenheit auf den Kern der Sache losgehen, denn die Schalen und Hülſen waren uns ein fremderes Spielzeug als den welſchen Völkern. Mit vollem Rechte können wir ſagen: das Studium der antiken Plaſtik iſt weit weniger unſerer Plaſtik als einem geiſtigern Elemente, unſerer Sprache, und in ihr unſerer Poeſie, zugute gekommen. Was uns die alten Bilder zu leiſten hatten, das ſuche man nicht bei unſern Bildhauern, ſondern ſuche es im Wilhelm Meiſter, in Hermann und Dorothea, in der Iphigenia und von Fall zu Fall bei Schiller; man ſuche es in der Proſa Grimms, Humboldts und Schleiermachers, Schopenhauers und Fallmerayers. Namentlich der letztere iſt ein Beiſpiel einziger Art, wie man die reinſte attiſche Schönheitslinie bilden könne, ohne von dem üppigſten Laubwerke eines romantiſch-modernen Phantaſie-Luxus nur ein Zweiglein zu opfern. Sein Stil findet in der ganzen ineinsgelebten Neu-Plaſtik kein Seitenſtück. Zweimal ſei es geſagt und verdiente furchentiefer als im bloßen Vorbeigehen eingegraben zu werden: in unſern Antikenſälen zeichnen mit weit größerem Erfolge unſere guten Schriftſteller als unſere beſten Bildhauer!

Nur ſpärlich und in dünnen Quellfäden rieſelt die antike Statuenkunſt über die Alpen, und es gehört die Lupe der Gelehrſamkeit dazu, um die e[illegible] Tropfen zu verfolgen. Längſt wird in den deutſchen [illegible]n und Wäldern Latein und Griechiſch geſchrieben und wimmelt Deutſchland von „Muſenſöhnen" und hat ſeinen „Parnaß"; aber die deutſche

Plaſtik zaudert wohlweislich, ſich loszulöſen von ihrem Mutterboden, vom Dome, vom Grabſteine, vom ſtädtiſchen Wahrzeichen, von den Zieraten des Hauſes, und ſich als freiſtehende Statue mitten auf den gaffenden Marktplatz zu ſtellen. Iſt doch nichts undeutſcher als die Schauſtellung der Perſon! Was allen ſüdlichen Völkern im Blute liegt, der Schauſpielertrieb, der Ich-Kultus, die Poſe, die Attitüde, die Eitelkeit der äußern Erſcheinung, kurz der juckende, prickelnde, ſich ſelbſt vergötternde Egoismus, gerade das Gegenteil dieſer Unart iſt deutſche Art. Das nordiſche Ich, das keuſche, ſchamhafte, feinfühlige, in ſich ſelbſt ſich verhüllende, liebt es vielmehr, der Oeffentlichkeit ſich zu entziehen, deren grelle Beleuchtung es innigſt ſcheut und von der es ſo peinlich berührt wird, daß das Kind unſerer Raſſe ſchon errötet, überhaupt Blicke auf ſich zu ziehen und angeblickt zu werden. Man brauchte nichts weiter zu ſagen, denn das allein ſchon genügte, die Veröffentlichung und Schauſtellung der Perſon in effigie, nämlich das Denkmalſetzen, im bitterſten Widerſpruch zum deutſchen Genius und zu allem, was ihm heilig iſt, ja in einem Widerſpruche zu ſehen, der in Güte gar nicht zu löſen. Es bedurfte erſt langer Angewöhnungen und Abgewöhnungen, es mußten erſt viele Verwüſtungen über die zertretene deutſche Sitte, wie z. B. im Dreißigjährigen Kriege, hereinbrechen, bis für den Statuen-Kultus der nordiſch-harte Boden gelockert war. Ja, das ganze Anſehen der Renaiſſance, das reingeiſtige, wäre vielleicht noch zu ſchwach geweſen, wenn nicht ein politiſch-reales Macht-Phänomen, ein Blendwerk, das alles verblendete, den Hochdruck der Mode unwiderſtehlich geſteigert hätte. Erſt Ludwigs XIV. geile Prachtliebe vergewaltigte die germaniſche Scham, und hie und da fing ein Landesvater an, eines ſeiner Ahnenbilder an die Oeffentlichkeit zu ſetzen — zum Denkmal der deutſch-dynaſtiſchen Partikular-Politik. Damit war das Denkmal politiſch geworden — und jetzt erſt hatte ſeine Stunde geſchlagen! Was die Landesväter ſchüchtern begonnen, ſetzte das Volk ohne alle Schüchternheit fort, die Denkmäler ſchoſ-

sen wie Pilze aus der Erde, es wurde eine Zeitlang in Denkmälern die Politik Deutschlands gemacht. Wir können um so eher diese Tatsache bezeugen, denn sie hat sich unter unsern Augen entwickelt.

Es war nach den beiden französischen Revolutionen, namentlich nach der zweiten. Deutschland befand sich in einer jener peinlichen Geschichtskrisen, wo die öffentlichen Zustände der inneren Bildungsfülle keinen Raum mehr gewähren. Auf unserer Literatur lag der Bann der Zensur, auf unsern beiden Großstaaten der Bann des Absolutismus. Kammern hatten nur die kleineren Parzellen Deutschlands, und selbst diese unter der Polizei-Aufsicht eines Bundes, welcher das Kammerwesen verabscheute. Da war es denn ein Bedürfnis, welches sich um jeden Preis Luft machen mußte: die Tribüne zu erweitern, das Recht der freien Rede auszudehnen.

Der Zustand war fast ein ähnlicher wie in der Renaissance. Damals blieb die Kirchenverfassung hinter der religiösen Bildung, jetzt blieb die politische Verfassung hinter der politischen Bildung zurück. Damals kultivierte man die Literatur der Römer und Griechen, d. h. der Heiden, um die Mönche zu ärgern; jetzt griff man nach einem andern Erbstück der Römer und Griechen, welches damals noch ungebraucht geblieben, dessen Gebrauch man aber jetzt einsehen lernte, man griff nach der Statue, um sie gegen den Polizeistaat als Trumpf auszuspielen. Konnte es der Polizeistaat verbieten, daß man irgendeiner harmlosen Berühmtheit des Konversations-Lexikons ein Denkmal setzte? Und doch gab es bei dieser Gelegenheit Festkomitees, Festreden, Zweckessen, Enthüllungsfeierlichkeiten, es gab allerlei politische Demonstrationen, ohne daß der Polizeistaat sich sonderlich wehren durfte, denn zuletzt wollte er doch nicht türkisch regieren, mit der „Intelligenz" nicht zerfallen erscheinen, den europäischen Anstand wahren. Kurz, die Sache ging. Man setzte Denkmäler als Illustrationen zu Leitartikeln. Man veranstaltete Enthüllungsfeierlichkeiten, um Meetings zu veranstalten. Das Denkmal diente der Politik zum Vorwande. Man sagte

Gutenberg-Denkmal und meinte die Preßfreiheit. Man ſagte Hermann-Denkmal und meinte die deutſche Einheit. Das Denkmal war der Sack, auf welchen man ſchlug, aber die Tendenz meinte man. Natürlich braucht ein Sack nicht eben plaſtiſch-ſchön zu ſein, iſt auch gar nicht imſtande, einen Künſtler zu begeiſtern; er iſt als Sack ſchon gut genug, wenn er ſo ledern iſt, wie der Stuttgarter Schiller oder der Mainzer Gutenberg. Kein Menſch verlangt, daß er nach zweitauſend Jahren noch das Entzücken der Welt ſein ſoll; unſer plaſtiſcher Sack ſoll bloß das Futteral für eine Tagesparole ſein.

Und wann fehlte es je an Tagesparolen? Statt Kampf gegen die Zenſur, gegen den Polizeiſtaat, gegen den Abſolutismus, ſagt man jetzt: Kampf gegen die Pfaffen, gegen Rom, gegen den Syllabus, und wieder hilft das Denkmal für alles, wie Barry du Barrys Linſenmehl, Revalenta arabica, Revalescière für alle Krankheiten hilft. Denn da es leider nicht ſicher iſt, ob der Stefansdom nächſtens als Fortſchrittsdom eingeweiht wird, ſo gilt es freilich für ſicherer, daß Götter nur durch Götter zu verdrängen. Man gießt alſo „Geiſtesheroen". Den heiligen Johannes übertrumpft der heilige Schiller, die Kalenderheiligen werden von Heiligen des Konverſations-Lexikons, die alten Feld-, Flur- und Vieh-Patrone, die ſelbſt das Chriſtentum nur vermummt, nicht überwunden hat, von den Erfindern der Nähmaſchinen aus der Volksphantaſie hinweggefegt! Ach, hätte Tirol nur erſt einen tüchtigen Denkmal-Beſchäler und ein Dutzend mittelmäßige Erzpuppen, ſo ſollte es wohl Reſpekt vor der Bildung bekommen!

So ſtehſt du denn, teurer Freund, endlich im richtigen Geſichtswinkel der Sache, nämlich dort, wo die Statuenkunſt, weit, weit ab von Kunſtzwecken und Schönheitsdrang, in unſerm Boden, wenn nicht wie ein wurzelnder Baum, ſondern wie ein ſteifer, dürrer Stecken feſtgerannt iſt. Aber der Stecken ſteht da, kein Zweifel! Wem es imponiert, der melde ſich.

Alles wahr, lacht mein Interlokutor verzweifelt, aber

könnte der Stecken zuletzt nicht doch etwa grünen? Schon einmal hat ein dürrer Stecken gegrünt, und — Scherz beiſeite; eiſerner Kunſtfleiß, liberale Unterſtützung, Ermunterung und Förderung wären ja wahrlich nicht verloren, wenn ſie einer, wie es ſcheint, bewieſenen Unfruchtbarkeit wenigſtens die Frucht entlockten, daß ſie erziehende und bildende Einflüſſe ausübten — ſagen wir auf den öffentlichen Schönheitsſinn im allgemeinen, auf Kunſtzweige, welche juſt nicht den höchſten Regionen der Plaſtik, aber doch ...

Mit einem Worte, eine vornehme Blöße gäbe noch immer einen plebejiſchen Ueberrock? Leider nein! Unfruchtbare Staatskunſt fruchtet der Volkskunſt auch nichts, denn kein Baum wächſt von oben herab, ſondern umgekehrt, von unten hinauf. Es werden doch ſchon lange genug Denkmäler geſetzt, aber wie ſieht es denn mit den erziehenden und bildenden Einflüſſen aus, wo die Plaſtik die Stelzen abgelegt hat, die das Parade-Monument auf dem Paradeplatz trägt? Gehen wir hinaus vor die Tore von Spree-Athen, Elb-Athen, Iſar-Athen, und ſehen wir uns z. B. auf den Friedhöfen um. Da finden wir Suppentöpfe mit vergoldeten Blutwürſten umwunden, welche blumenbekränzte Vaſen vorſtellen ſollen; da finden wir rhachitiſche oder gliedergeſchwollene Kinder, welche Engel vorſtellen ſollen, zumal wenn ihnen Auſternſchalen auf den Rücken geklebt ſind, welche Flügel vorſtellen ſollen — eine höchſt unbeeinflußte Volksplaſtik finden wir da! Keine Spur von erziehenden und bildenden Einflüſſen der plaſtiſchen Stallfütterung auf den freien germaniſchen Waldbären! Kein Zucken der barbariſchen Wimper, daß ſie von den Lichtern des Seifenſieder-Löwen geblendet wäre! Kein veredelndes und verſüßendes Kontagium mit dem unſchönen Schönheitsſinn, welcher Stipendien und Orden zahm aus der Hand frißt! Alles rauh und roh, ſteif, plump und entſetzlich, wie der teutoniſche Eichelgott es erſchaffen hat!

Oder vielmehr ſchlechter. Kein mittelalterlicher Friedhof zeigt das Kunſtwerk von ſo gemeiner Handwerksſeite. Iſt es nicht ſchön im griechiſch-idealen Sinne, ſo iſt es doch

ſtilvoll, ausdrucksvoll, charaktervoll, monumental würdig, kurz, ganz bei der Sache und im Geiſte der Sache. Es hat in ſeiner Art immer Adel, und wär's nur der roheſte Bauernadel.

Schaden, nicht nützen, kann die Staatsplaſtik der Volksplaſtik. Sie kann dieſer die beſſern Kräfte entziehen, die Handwerksehre mit Künſtler-Eitelkeit vergiften, den Mann, der ein gutes Grabmonument gemacht hätte, verführen, einen verzeichneten Geiſtesheroen zu ſündigen und in der Konkurs-Lotterie der Preisausſchreibungen als mitſpielender Haſardſpieler ſich zu verlumpen. Dann knüpft ihn nur noch der Hunger ans Handwerk, das er ohne Andacht und ohne Selbſtachtung treibt, dann iſt er verloren, da er gelernt hat, mit höherer Andacht zum Klaſſiker-Götzenbild hinaufzuſchmachten.

Es iſt keine Abhilfe, ſondern bloß ein falſcher Zirkel, wenn der Staat das Kunſthandwerk, das im Mittelalter und vor der unſeligen Scheidung in volkstümliche und vornehme Kunſt natürlich-ſchön war, durch Induſtrieſchulen und Kunſtgewerbe-Muſeen zu einer künſtlichen Schönheit wieder aufzüchtet. Wenn dabei das böſe Beiſpiel der Staatsplaſtik und des Denkmalſchwindels fortwährend in Ehren und in höhern Ehren bleibt, ſo bleiben die beſſern und hoffnungsvollern Schüler des Kunſthandwerks der Verführung des böſen Beiſpiels auch fortwährend ausgeſetzt und der Staat hat mit Sieben geſchöpft, hat mit einer Hand Weizen und mit der andern Unkraut geſäet; daher es dem Staate dienen heißt, das Denkmal-Unkraut nach Kräften auszujäten — wozu die ſchwache Kraft dieſer Zeilen eben beitragen wollte.

Aber „Scherz beiſeite" iſt geſagt worden, und in der Tat bleibt uns ein ernſthaftes Wort noch übrig.

Jeder Menſch hat die Pflicht, die Grenzen ſeines Talentes kennen zu lernen; um wieviel mehr erſt ein Volk! Dem talentreichen Volke der Deutſchen ſteht es gar wohl an, ein paar Millionen und ein paar Jahrhunderte an ein Griechentalent zu verſchwenden, um inne zu werden, was und was nicht ſein eigenes Talent iſt. Denken wir doch an die Nö-

merzüge der deutſchen Politik, und wie lange ſie brauchte, und welch unerſetzliche, ja wahrhaft tragiſche Preiſe ſie bezahlte, bis ſie belehrt war, daß nach Italien ihre Wege nicht weiſen. Stellen wir uns auf einen höheren, auf einen philoſophiſchen Standpunkt, ſo werden wir den ärgerlichen Anblick unſerer von mittelmäßigen und ſchlechten Erzpuppen verunzierten deutſchen Städte mit Geduld und Faſſung ertragen.

Und inzwiſchen bleibt Erz doch Erz, und das iſt ein gut Ding. Man kann nicht wiſſen, was der geheime Plan der Natur mit unſerer Denkmal-Manie iſt, und wie ſie die Torheit der Menſchen in ihrem weiſen Haushalte noch beſſer nützt. Erſt vor wenigen Jahren iſt das große Ungewitter zwiſchen der deutſchen und der galliſchen Raſſe zum Ausbruch gekommen, und wir alle glauben zu wiſſen, daß zwiſchen der deutſchen und der ſlawiſchen Raſſe vielleicht noch ein größeres Ungewitter in der Luft liegt. Glückliches Volk, das dann ſo reiche Erz-Arſenale von Geiſtesheroen beſitzt, die es in Kanonen umgießen kann! Sind es doch ernſthafte Männer, die ihr griechiſches Männchenmachen gewiß zum Teufel wünſchen und ſich mit Jauchzen in Kanonen verwandeln! Schiller zumal wird ſeine Schiller-Statuen mit wahrem Genuß zu Kanonen erlöſt ſehen, er, dem ſo wohl iſt, „wenn das Aeußerſte uns nahe tritt, der h o h l e S c h e i n es nicht mehr tut", der ſeine „Jungfrau von Orleans" den Ruſſen dann gehörig vordeklamieren wird! Freilich iſt es ein verteufelt koſtſpieliges Material, aber was will man machen? Im Kriege wäre es doch auch teuer — Gambetta weiß es! — und iſt oft fürs teuerſte Geld nicht zu haben. Wir haben es wenigſtens. Wir haben Denkmäler — wir h a b e n — Kanonenfutter!

Nachlese

Ich möchte leſen lernen

(9. Jänner 1848)

Ach wär' ich ein Fürſt, daß ich nur gleich kurzweg mit einem Kabinettsbefehl das Beiſpiel geben könnte! Das faktiſche Beiſpiel; denn die ohnmächtige Beſprechung iſt ja wahrhaft ſtrohhalmartig in dieſer Sprache, und meine Phantaſie liegt dem Gegenwärtigen ſo fern, daß ich fürchten muß, ſchon beim Redakteur ſelbſt — an der Quelle — mit einer „ſo unpraktiſcher Anſicht" ein Refus zu erleben — was erſt weiter? Fürſt, ſag' ich? Ach wär' ich nur Mitglied einer Kommiſſion zur Votierung eines neuen Studienplanes — nur Freund eines ſolchen Mitgliedes: ich wollte nicht ruhen, und wie der alte Cato auf ſein Ceterum censeo, Tag für Tag auf den Vorſchlag dringen, daß man die jungen Leute in den Schulen leſen lehren ſoll. Leſen lehren? Wie das? Lernen ſie's nicht? Was heißt der tolle Einfall? Was wäre der erſte und vornehmſte Unterricht jeder Schule, das Element aller öffentlichen Erziehung und Bildung? Wer hätte nicht leſen gelernt? Etwa der Autor ſelbſt, daß er es in ſeiner wunderlichen Ueberſchrift erſt wünſchen muß? — Ach ja! Der Autor ſelbſt. Ich kam jüngſt in ein Haus, da lag ein Werk auf dem Tiſche — ein deutſches Werk; ich blätterte darin und verſtand keine Zeile. Da erſucht' ich einen Knaben, der glücklicherweiſe (nicht in der Schule, ſondern zu Hauſe) — leſen gelernt hatte, daß er mir's vorleſen möchte; der Kleine tat's, und fing mit den Händen zu deklamieren an — ich lauſchte und horchte — es war ein Gedicht von Beethoven! Und das zu leſen habe ich in der Schule nicht gelernt. Wir lernten da nur die Buchſtabenſchrift, die Notenſchrift nicht. Ich kann den Krakauer Kalender, ich kann den Torzettel, ich kann — leider! die Rechnungen des Schneiders und die zudringlichen

Liebesbriefe alter Koketten leſen — nur die Sprache der Götter, die Schrift der Engel, die Werke des Himmels, meine angebetete, begeiſtert-geliebte, herzbeglückende Muſik zu leſen, wurde mir nie gelehrt! Ich habe mir die Sache in unzähligen Stunden gründlich zu Gemüte geführt! Es iſt beim Himmel keine Kleinigkeit! Nicht weniger als die Hälfte von dem, was die größten Geiſter des menſchlichen Geſchlechtes je gedacht und empfunden, in einer unzugänglichen Form liegen zu haben, in einer Form, die nicht durch allgemeinen Unterricht populär gemacht wird, in Buchſtaben, die mir nicht lauten, in Hieroglyphen, die mir nicht bedeuten, in Worten, die mir nicht reden — es iſt ein Verluſt, ein Defizit der Bildung, das ſich beweinen läßt. — Doch es liegen ja keine Greife und Drachen vor der Harmonielehre und dem Generalbaß. Lerne, wer lernen will, die Meiſter ſind ja da, die Gelegenheiten hunderte, ſuche ſich jeder ſeine Wege! Ich bitte um Entſchuldigung. Ich gehöre nicht zu denen, die am Mittag das Frühſtück nehmen. Und wie wenige gehören dazu! Wer ſeine Studien abſolviert hat, dem ſind die Lehrjahre vergangen; glücklich, was er innerhalb derſelben zuſammengerafft — es kann nie genug ſein — äußerſt prekär, was er außer ihnen noch Nachleſe finden mag — es iſt in der Regel wenig genug. Aber gibt es denn nicht Opernhäuſer, Konzerte und Akademien? Gleichſam ſtehende Kunſtausſtellungen der Muſik, wo nur nicht alle Bilder nebeneinander hängen, ſondern eines nach dem andern vorübergeführt wird? Eines nach dem andern — ach ja! ſehr n a ch dem andern! Da liegt's eben. Jetzt nehm' ich mir meinen Spakeſpeare aus dem Schrank, ſooft mir's beliebt. Wie, wer nun nicht leſen könnte, und da geduldig abwarten müßte, bis der Komet König Lear wieder einmal in unſre Erdnähe kommt? Oder vollends Julius Cäſar, Heinrich der Vierte, Fauſt, Taſſo uſw. uſw.? Ich danke ſchönſtens! Und dann — hat dieſes muſikaliſche Table-d'hote-Speiſen nicht ſein Unangenehmes? Die Monotonie des einen, die Abſenz des andern, die Stimmloſigkeit bei den Wahlen, die abſolute Gaumentyranneі? Wenn die Partituren der zwei Haydnſchen Oratorien, der drei Mozart-

schen Hauptopern und der Freischütz plötzlich aus der Welt verschwinden, so wär' ich imstande, sie aus meinem Gedächtnisse allein wiederherzustellen — nicht zu vergessen des Marschs und Chors aus den Ruinen von Athen, und noch mancher andern stereotypen Piece, die als musikalische Ente durch alle Affichen schwimmt. Wer aber hätte je die Meisterwerke von Bach, von Heß, von Graue, die Opern von Glück, Cherubini, Martini, Cimacosa, Pergolese, den Oberon und die Euryanthe, oder die sämtlichen Vokal- und Instrumentalstücke von Beethoven gehört, besonders wenn er der jüngeren Generation angehört? Ceterum censeo ... darum wünsche ich, ich hätte lesen gelernt. Darum wünsche ich, die Kenntnis der Notenschrift würde für ein so wesentliches Bildungsmittel betrachtet, wie die Buchstabenschrift, darum wünsche ich, es würde auf öffentliche Kosten eine breite Chaussee wie zu den anderen Künsten, so auch zu dem Tempel der Tonkunst gebahnt, anstatt daß jeder einzelne durch Dorn und Fels und teuere Weggelder und Brückenzölle hin sich selbst seinen Pfad suchen muß. Doch mangelt es etwa an öffentlichen Musikschulen? Was wären die Konservatorien, und wie viele Tausende von Schülern bilden sie nicht? Orchesterfutter, Herr Schall, nichts als Orchesterfutter! — Nein, so ist's nicht gemeint. Kein Brotstudium sollte die Musik sein, nicht durchkreuzen dürfte sie andere Lehr-Einteilungen, nicht ganz müßte sie ihren Mann in Anspruch nehmen. Werde Virtuos auf irgendeinem Instrumente, wem's gelüstet, aber lesen — musikalisch lesen lernen — ach, möchten wir's doch alle! Ich denke mir die Sache ungefähr so wie die Organisation vieler norddeutschen Schulen, die nebst den klassischen Studien Gesangsunterricht als Hauptelement pflegen; indem ich meine Phantasie an diese faktischen Beispiele anlehne, dürfte sie zuletzt nicht einmal so gar unpraktisch erscheinen. Ach ja! Warum sollte ein Sebastian Bach seinen Thomas-Schülern allein die köstlichen Rosen Polyhymnias zwischen Kirsch und Schrevelius geschlungen haben?

Wenn ich in meinen Gedanken die ganze Masse zu umspannen suche, die sich von den Gebilden des Schönen im

Gebiete der Tonkunſt drängt, ſo ſchwindelt mein Blick, meine Bruſt erweitert ſich, den Himmel aufzunehmen, und eine ſchrankenloſe Seligkeit trägt mich übers Menſchliche hinaus. Geſtalt an Geſtalt, Charakter an Charakter, eine Fülle von lebensvollen Schöpfungen bewegt ſich vor dem Geiſt, die einem Neſtorsalter im Anſchauen und Genuß ewiger Belehrung Quelle ſein kann. Ja, ich darf kühnlich behaupten, dem Studium Mozarts ebenſoviel zu verdanken als Goethes; jede Künſtlernatur findet in dem einen ein ſo unerſchöpfliches Potoſi äſthetiſcher Bildung als in dem andern. Suſanne, Zerline, Donna Anna, Donna Elvira, die Königin der Nacht — welche Frauencharaktere! Don Juan, Osmin, Figaro, Papageno, Saraſtro — welche geniale, originelle, durch und durch vollendete Menſchentypen! Seit Jahren, wenn ich im ſtillen Sonnenſchein eines Feldganges oder im tiefen Abendnebel um die Baſtei kreiſend, einſame Gedanken ſpinne, ſind ſie meine Freunde, meine Begleiter, bilden mich, lehren mich und zeigen, wie die Antiken ihrem Winckelmann, mir ihre feinſten, unſterblichen Schönheiten. Und das iſt nun der Kreis von drei oder vier Opern! Wo ſind die Grenzen des übrigen Gebietes? Was liegt im Inhalte der geſamten Kunſt? Welch reiche Schätze leiden in verſtäubten Repertorien eine unwürdige Vergeſſenheit, und ſind dem Blicke entzogen wie unter Schutt und Aſche die Götter und Helden der Vorwelt auf Italiens Boden! Ins Unendliche verliert ſich der Gedanke bei dieſer Betrachtung, und ein Wald von muſikaliſchen Bildſäulen erhebt ſich in dem Jahrhundert von Händel bis Meyerbeer, ähnlich dem Reichtum von Statuen und Monumenten, an denen die griechiſche Sonne ſich ſpiegelte. Ja, die Werke unſerer Muſik geben uns Erſatz für die Werke des alten Meißels; in der Muſik ſind wir Modernen das, was die Alten in der Plaſtik waren, dieſe Kunſt dürfen wir der ihrigen ſo kühn entgegenſetzen wie keine andere. In der Poeſie haben wir theoretiſch und praktiſch von den Alten gelernt, die bildende Kunſt hat ſich groß geſäugt an der Antike — in der Muſik beſitzen wir das große, das oberſte Verdienſt jeder Kunſtgebarung — Eigentümlichkeit; in ihr ha-

ben wir von den erſten Anfängen bis zur höchſten Vollendung das Ideal des Schönen ſo ſelbſtändig aus uns entwickelt wie der griechiſche Meißel aus ſich. Den Dichter laſſen die Lorbeeren eines Homer, eines Sophokles, eines Pindar nicht ruhen, der Bildner verzweifelt am Laokoon, am Apollo, an der Venus, am Herkules, an der Niobe — der Tonkünſtler allein hat nie einem griechiſchen Vorbilde Tränen der Nacheiferung geweint — ſein Don Juan gehört ihm, wie dem Phidias Jupiter. Und zum Verſtändnis dieſer unſerer eigenſten und ſelbſtändigſten Kunſt ſollten wir nicht ſo angeleitet werden, wie der Schüler zum Verſtändnis der Bücher? Wer weiß es nicht, daß dem Griechen ſeine plaſtiſchen Meiſterwerke eines ſeiner vornehmſten Bildungsmittel geweſen? Daß der gemeinſte Hellene, ohne weitere Kenntniſſe und Gelehrſamkeit in täglichem Anſchauen des Ideals ſeine Seele erhob, ſeine Sinne verfeinerte, ſeinen Charakter adelte, ein beſſerer, ein größerer Menſch ward? Er bediente ſich freilich eines angebornen, allgemein menſchlichen Mittels — des Auges; wie aber verlohnte es ſich nicht, daß wir mit Aufwand von Zeit und Fleiß, *unſer* Mittel uns künſtlich anlernten, Studium der Muſik zu einem weſentlichen Teil der öffentlichen Erziehung machten? Ach, ich weiß wohl, worin meine große Täuſchung zu liegen ſcheint. Der Begriff des Schönen läßt ſich in der Muſik vielleicht nicht ſo philoſophiſch fruchtbar konſtruieren, wie in andern Künſten, iſt von wenig oder keinem Belang für die intellektuelle Bildung — man kann ihn nicht ſo getroſt nach Hauſe tragen, wie es der Schüler im Fauſt von den Wiſſenſchaften wünſcht. Aber was tut das? Beſtimmtes, faktiſches, materielles Wiſſen und Erkennen für den Geiſt mag allerdings die Aeſthetik der Muſik am wenigſten abſtrahieren laſſen; man lieſt über den Fauſt, weil er in Worten geſchrieben iſt, und das Wort einen fixen Begriff enthält, wie der Ton nicht, man lieſt über die mediceiſche Venus, weil ſie in Linien geſchrieben iſt, und die Linie, von ſtreng meßbarer Natur, eine feſte äußere Form gibt, wie der Ton nicht; — gut! Laßt den Dozenten der muſikaliſchen Aeſthetik um Definitionen, Umſchreibungen,

Form-Zergliederungen und Begriffs-Entwicklungen verlegen sein, laßt ihn eine Abhandlung über die Champagner-Arie mit Zitaten auf dem Klaviere dem Worte entschlüpfen, der durchsichtigen Evidenz der Logik entgehen — wenn er nur einen Himmel von Ahnungen in den Hörsaal herabschwört, wenn er nur die Phantasie zu wärmern, obgleich zu unbestimmten Vorstellungen des Schönen entflammt, wenn er nur dem Gefühle den Gott verkündet, den er dem Geiste nicht vollständig deutlich machen kann. Sein Schüler wird allerdings nichts wissen; aber ist denn das Wissen sich selbst Zweck, oder vielmehr die Veredlung des Charakters, die Verbesserung des menschlichen Herzens, die Verfeinerung der Sitten, die Erhöhung des Lebensgenusses? Und was führte sicherer zu diesem Resultate als die Musik? Wo ließe sich das Schöne, das Erhabene, das rein Menschliche unmittelbarer fühlen als in der Musik? Zur Intelligenz tut sie nichts — aber zur Sittlichkeit alles. Und wenn sie weiter nichts als glücklich macht — stünde das unter dem Ernste des Staatszweckes? O nein! Der Glückliche ist auch der Gute — nur in der Freudlosigkeit liegt alles Verbrechen. Ein Figaro macht zehn Moralsysteme unnötig. Das ist nun leider alles viel zu heiter, viel zu sinnlich, viel zu griechisch gedacht! Nicht wahr? Die ernsten Herren lächeln nur dazu! Man soll ohne Lexikon und Real-Enzyklopädie weise werden, man soll ohne Logik sich bilden können, man soll in der Schule den Geist süßer Melodien entwickeln, man soll einen Vortrag über die Zerline halten! — Ja, ja, ja! Ihr wollt doch auf die Empfindung wirken — denn in ihr allein liegt alle Moral, und nicht in der Intelligenz? Nun denn, da habt ihr eine Kunst, die das unmittelbar tut, ohne den weiten Umweg durch die Logik. Warum sollte sie weniger anstehen als andere? Weil sie zugleich reizender ist als andere? Ach, nicht doch, nicht doch! Werdet liebenswürdig, ihr Professoren, ihr Hofräte, werdet anmutig! sagt der selige Börne. Bis das geschieht, will ich übrigens nichts weiter, als phantasiert haben, will nichts weiter, als bescheiden gewünscht haben, daß ich lesen gelernt hätte.

Ein Votum über die Literatur der Dorfgeſchichten

(15. und 16. Jänner 1848)

Jam satis . . .

Rank iſt wieder in Wien.*) Wie ich höre, hat er reiche ſtoffliche Ausbeute aus ſeiner Heimat mitgebracht, und wird dieſen Winter über das neue Material mit regem Fleiß verarbeiten. Eben iſt's ein Jahr, daß bei Tendler die „Neuen Geſchichten aus dem Böhmerwalde" erſchienen, und ſchon wurde dieſen Sommer ein jüngſtes Produkt ſeiner Muſe in Leipzig zur Oeffentlichkeit vorbereitet, einzelne Taſchenbücher des 48er Jahrgangs bringen wiederum neuere Stücke, und im Geiſte fertig ſind Bücher für die zwei nächſtkünftigen Meſſen. — Dieſe rüſtige und konſequente Tätigkeit in einem Genre, das noch vor wenig Jahren ſo allgemeine und freudige Aufnahme gefunden, ſollte jedem Literaturfreunde, ſcheint es, des wärmſten Intereſſes ſein. Indes ward ich mit einigem Befremden inne, daß mein eigenes Verhalten zu dieſen Neuigkeiten ein weit kühleres und ſpannungsloſeres ſei, als ich ſelbſt erwartet hätte, und da ich ſonſt an jeder Richtung eher zu lang als zu kurz feſthalte, ſo darf ich die Gleichgültigkeit des Publikums in noch weiterem Maße vorausſetzen. Und in der Tat hat man auch bereits offenbar, zunächſt zwar nur gegen talentloſe Nachahmungen, indirekt, aber dadurch mehr oder weniger gegen die Sache ſelbſt eine ganz ernüchterte Stimmung gezeigt. Es dürfte daher einen allgemeineren Charakter haben, wenn ich über meine Indifferenz mir Rechenſchaft ablege, und ich glaube, nichts Iſoliertes zu tun, indem ich die unmittelbare Anregung, darüber nachzudenken,

*) Der Aufſatz wurde im Oktober 1847 geſchrieben.

weiter verbreite. Jedenfalls ist es der Betrachtung wert, warum das Geliebte, das in seinem Erscheinen uns so warm und kräftig zu Herzen drang, in seinem Verweilen uns bald darauf so entfremdet und überflüssig gegenübersteht.

Definiere ich mir das peinliche und unbehagliche Gefühl recht, das mir die Dorfpoesie verursacht, so ist es die Empfindung eines Fragmentarischen. Nicht als ob einem Auerbachschen Gemälde selbst gewisse wesentliche Teile zu seiner Ganzheit abgängig wären; im Gegenteil — sie sind sämtlich klassisch in sich vollendet und durch und durch fertig bis zur lebendigsten plastischen Anschaulichkeit — aber sie sind unvollendet und unfertig im Verhältnis zur großen Weltsumme überhaupt, davon sie nur Bruchteile geben. Die Aufgabe der Kunst ist die volle und erschöpfende Repräsentation der Weltidee in einer gewissen Summe sinnlicher Erscheinungen, die in idealen, bedeutenden Linien den Charakter des Ganzen ausprägen. Kein Kunstwerk — vom kleinsten lyrischen Gedichte bis zur Trilogie — darf von bloß kollektiver Natur sein, darf bloß als größerer oder kleinerer Teil ein beliebiges Quantum der Totalität abgesondert geben, sondern es muß seinen Umfang ganz und gar erfüllen, es muß in seinen Radien immer die Peripherie bezeichnen und nur das Mehr oder Weniger dieser Radien selbst kann jene großen, aber doch nur scheinbaren Unterschiede im quantitativen Stoffe ausmachen.

Das Kunstwerk in seinem strengsten unverläßlichsten Begriffe muß sich zur Welt verhalten wie die Kontur zum Körper, der Aufriß zum Gebäude, die Nationalversammlung zur Nation. Vollständiger Ausdruck der Ganzheit (wobei das Antike stehenblieb) ist Gesetz, Ausführung und beliebige Bereicherung im Detail (wo das Romantische anfängt) ist individuelle Feinheit. Der Künstler darf den Begriff der Menschen in Konturen zeichnen, wie Sophokles, er darf ihn im Detail malen, wie Shakespeare — immer aber muß es die ganze Figur sein, die er darstellt. Köpfe, Hände oder sonstige einzelne Teile zu geben, ist unter der Höhe der Kunst und gehört ins Bereich der Etüde.

Und in diesem Bereiche bewegt sich die Dorfpoesie. Mit einer Kunst, die geradezu an die hohe Fähigkeit Goethes hinanreicht, und die vielleicht Schiller selbst in dieser Reife objektiven Darstellens nie besessen, hat sie Gemälde der Menschlichkeit uns vor das Auge gebracht, die seit langem das Gelungenste waren, was uns in- und ausländisch geboten wurde. Aber diese Menschlichkeit erfüllt nicht ihren ganzen Kreis — sie war nur ein engbeschränkter, isolierter Teil ihrer selbst; sie zeichnete nicht den ganzen Körper, sondern nur ein einzelnes Glied desselben; sie wagte sich nicht hinaus in den hohen Ozean des Universums — sie ließ die großen, elementarischen Vorgänge in einer stillen Bucht repulsieren, sie stellte sich außer den Zusammenhang mit dem Allgemeinen, sie leibte und lebte in der Dürftigkeit einer speziellen Form, sie ward eine Besonderheit, und als solche der direkte Gegensatz des Ideals, die Mutter von Kunststücken, aber nicht von Kunstwerken. Und dieses ist's, was jetzt allgemein dunkler und lebhafter empfunden wird, und was von der ganzen dörflichen Bilderwelt, nachdem wir Technik und Gegenstand freudigst bewundert, zuletzt als das Gefühl eines halben, unvollständigen Genusses in jeder Brust zurückbleibt.

Man hat die innere Mangelhaftigkeit der Dorfpoesie dadurch zu bezeichnen geglaubt, daß man sie Lokal-Poesie nannte. Aber dieser Ausdruck ist nicht das rechte Schlagwort. Nicht die Lokalität ist es, die das Defektive und Einseitige in den Menschen der Dorfpoesie herausfühlen läßt und sie etwa nur für jene genießbar machte, die mit ihnen an der gleichen Landsmannschaft partizipieren; denn in letzter Form sind wohl die Voßschen Bauern in Holstein und Immermanns Hofschulze in Westfalen und Auerbachs Schwarzwälder und Ranks Böhmerwäldler von ein und demselben Typus und werden über ihr Gebiet hinaus mehr verstanden als innerhalb desselben. Ja, jeder poetische Charakter muß notwendig ein Lokal-Charakter sein, wie in der Landschaft jedes Objekt seinen Lokalton haben muß — und Falstaff und Achilles und der Cid sind nichts anders als Lokal-Charaktere: auf ein Mehr oder Weniger des Gebietes, auf die Physiogno-

mie einer Provinz oder eines ganzen Reiches kommt es nicht an, denn kann das Nationelle kosmopolitiſch werden, ſo kann es auch eine Spezialität der Nation. Nicht am Lokale haftet das Beſchränkende, das man allerdings richtig genug an den Charakteren der Dorfpoeſie empfindet, ſondern an den Menſchen ſelbſt; nicht eine äußere, räumliche Beſchränkung iſt es, ſondern eine innere, ſittliche, die uns die vorgeſtellte Perſon entfremdet; nicht, weil dieſer Bauer im Schwarzwalde und jener im Böhmerlande ſein Land baut, wird uns ſeine Welt zu enge, ſondern, weil er eben ein Bauer iſt; kurz nicht eine Lokal-Poeſie, ſondern — um mit einem Male das harte Wort zu nennen — eine weit ärgere Stände-Poeſie iſt es, welche durch die Dorfgeſchichten vorgeſtellt wird. In dieſem Worte liegt der ganze Begriff des Uebelſtandes mit allem, was drum und dran iſt. Dieſes Wort macht mit einem Schlage ihre innerſte Natur klar, und um ſo klarer, als es ſich an jene Vorſtellungsart knüpft, die heutzutage den Geiſtern die geläufigſte iſt, in der ſie ihre meiſte Intelligenz errungen haben, oder doch zu erringen ſtreben. Die Kunſt iſt berufen, die ſämtliche Menſchheit als einen einzigen Körper zu repräſentieren, und Auerbach und Rank haben ſie in Kammern geteilt und ſich ſelbſt an die Spitze des durch ſie ſeparierten Tiers-état geſtellt. Wir können das nicht gelten laſſen. Mögen die ehrenwerten Landleute in ihrer Sektion aufs muſterhafteſte daſtehen — wir alle wiſſen, um wieviel beſſer es iſt, wenn ſie überhaupt in keiner eigenen Sektion ſtehen, ſondern ſich auflöſen und untergehen im Begriffe einer allgemeinen Vertretung der Menſchheit. Dieſe Univerſalität der Weltdarſtellung, und ſie allein und zuvörderſt iſt es, die das Weſen des Dichters in ſich begreift und ſeine poetiſche Sendung in höchſter Potenz beurkundet. Goetheſche Charakteriſtik und Objektivität iſt die ſeltenſte Vollkommenheit nicht, die ſich an dichteriſchen Produkten offenbaren kann — ich ſpreche ſie unſern jungen Meiſtern unbedenklich zu — aber das iſt's, was Goethe — mit Ausnahme Shakeſpeares — zum größten Dichter aller modernen Zeiten und Völker machte, daß er einer ſo kompli-

zierten, vielgegliederten, tauſendſeitigen Welt ihre einfachſten und bedeutendſten Momente abſah, daß er in dem verworrenen Knäuel den leitenden Faden entdeckte, der in jede einzelne Bruſt hineingriff, an dem das geſamte Daſein in all ſeinen Erſcheinungen und Widerſprüchen hing, daß er klar und groß, ohne ins Spezielle herabzuſinken, die Hauptſumme zog aus all den ganzen und gebrochenen Zahlen unſerer irdiſchen und geiſtigen Intereſſen — mit einem Worte: daß er gerade das für die geſamte Menſchheit war, was der Dorfpoet für ein einzelnes Glied, für eine beſondere Schattierung derſelben.

Man hat die Dorfpoeten vorzugsweiſe im Gegenſatze zu einer verbildeten, franzöſierenden, verderbten Literaturrichtung ſo geſund und erquicklich gefunden, daß man ihnen mit einem Jubelruf freudig in die Arme ſprang. Iſt aber dieſer Gegenſatz wirklich vorhanden? Wenn wir von der bloß äußeren Erſcheinung abſehen, die zwiſchen der Adelsklaſſe und dem Bauernſtande allerdings einen formalen Unterſchied darſtellt — iſt ein ſolcher Gegenſatz in Anſehung der Kunſt ſelbſt vorhanden? Iſt es im Prinzipe, iſt es für die Dekadenz der Kunſt nicht ein und dasſelbe, daß überhaupt ein einzelner Stand repräſentiert wird, gleichviel welcher? Ich denke, die Antwort kann nicht parteiiſch ausfallen — und weit entfernt alſo, daß unſere Dorfpoeten zu den Vornehmen in einem Gegenſatz ſich verhielten, ſo ſteht unſer geliebter Berthold Auerbach — das Weſentliche ins Auge gefaßt — geradezu auf einer Linie mit der Gräfin Hahn-Hahn. Jener repräſentiert die Bauern, dieſe die Ariſtokratie, beide aber ſind ſich darin gleich, daß ſie, ſtatt der geſamten Menſchheit, einen einzelnen beſondern Stand derſelben vertreten — und die Poeſie partikulariſieren.

Doch beiſeite geſetzt, daß durch die Herablaſſung in die Gattungen die Kunſt ihre große und eigentliche Beſtimmung verfehlt, ſo wollen wir den Unterſchied der Gattungen ſelber etwas näher ins Auge faſſen. Gewährt die Dorfpoeſie der Salonpoeſie gegenüber wirklich jenen großen erſchöpfenden Genuß, der bei ihrem erſten Auftreten als ent-

ſcheidendes Gewicht in die Wagſchale zu fallen ſchien, und alles geſunde Blut der deutſchen Nation ihr zum Proſelyten machte? Woher kommt es, daß die beſten und erwählteſten Geiſter, wenn ſie ſich aufs tiefſte in Auerbachs Lob erſchöpft haben, bedächtig hinzufügen: hätt' ich aber perſönlichen Einfluß auf ihn, ſo wollt' ich ihm raten, jetzt nicht weiter mehr in ſeinem Genre fortzufahren —? Iſt uns die ſaftloſe, verkünſtelte, affektierte Vornehmheit der Gräfin Hahn-Hahn mit Recht degoutant, wie kann es zugleich ihr Antipol, die naive, kraftvolle, naturgetreue Dorfpoeſie geworden ſein?

Gerade weil es ihr Antipol iſt. Der Salon- und Parkett-Charakter gleicht in ſeiner Ziviliſations-Höhe einer überreichen Frucht, die auf dem Punkte ſteht, in ihre Beſtandteile ſich wieder aufzulöſen. Seine Bildung oder vielmehr die äußerſten Konſequenzen derſelben haben ihn in eine antithetiſche Stellung zur Natur gebracht, die ihn über das Ziel hinausführt.

Die Charaktere der Dorfpoeſie dagegen erblicken wir in dem innigſten Verbande mit der Natur. Wie der Bauer mit ſeiner ſchwachen Menſchenhand in den ungeheuern Urſtock des Schwarz- und Böhmerwaldes ſeine kleine Wieſe, ſein dürftiges Feld hineinhieb — da ſonnet ſich denn ein ſpannenlanger Anbau und ringsherum ſchattet die rieſengroße, ungebrochene Wildnis; ſo hat Kirche und Schule in der kurzen Friſt, die ihren Eindrücken gegönnt iſt, in dem ländlichen Charakter ſich ein winziges Gebiet erobert, und das ganze weite Feld ſeiner übrigen Menſchlichkeit blieb ungerodet im blinden Naturzuſtande. Da ſehen wir denn ein unmittelbares Empfinden, ein naives Wollen und Begehren, ein augenblickliches Handeln, ein heftiges, wahres, aufrichtiges, unbefangenes Leben, alles liegt offen, frei, unverhüllt in ſeinen zarteſten und ſtärkſten Konturen vor uns da, wie die Gegend ſelbſt, in der wir ſtehen; der Menſch iſt nichts als eine lebendige Landſchaft; ſeine Sprache hallend, wie das Echo der Berge, ſeine Zahmheit lieblich und mild wie das Brünnlein, das ſein Gras durchſchlängelt, wie das Täubchen, das ſein goldenes Korn pickt, ſeine Wildheit verheerend und

furchtbar, wie das reißende Tier, wie das ſtürzende Waldwaſſer, das im Augenblick über ſeine Zäune und Dämme hereinbricht und ſein bißchen Kunſt-Etat zerſtört, als wär' es nie dageweſen. Wir ließen uns die Vorführung ſolcher Perſönlichkeiten gefallen in dem Sinne, in welchem die Waldlandſchaft überhaupt reizender iſt wie der Parkett-Boden, aber die menſchliche Sympathie mit ihnen muß notwendig eine bedingte und ſehr beſchränkte ſein. Erinnern wir uns noch des erſten Gefühls bei Leſung der Dorfgeſchichten, ſo empfanden wir ungefähr dasſelbe, was wir empfinden, wenn wir dem Treiben der Tiere, oder der Kinder zuſehen. Das Wohlgefallen an der Aeußerung der unmittelbaren Natur, verbunden mit dem ſchmeichelhaften Innewerden unſerer Ueberlegenheit. Das ſind aber die Eindrücke nicht, die uns die Kunſt in ihren Schöpfungen mitteilen ſoll. Nicht die unmittelbare Natur, ſondern die in uns moraliſchfreie und ſelbſtändig reproduzierte Natur wollen wir im Kunſtbilde anſchauen; nicht Ueberlegenheit wollen wir inne werden, ſondern Gleichheit mit dem vorgeſtellten Charakter. In dieſer letzteren Rückſicht berührt ſich Dorf- und Salonpoeſie noch näher. Denn wenn die Gräfin Hahn-Hahn ihre Gebilde zu Ariſtokraten macht, an deren geiſtige Gourmandiſe, an deren ſublimen Hautgout unſer gewöhnlicher Geſchmackſinn nicht hinanreicht, ſo macht Auerbach uns ſelbſt zu Ariſtokraten, indem er ſeine Menſchen in eine Sphäre der Unentwicklung ſtellt, über die wir erhaben ſind, und uns notwendig erhaben fühlen müſſen.

* *

Ziehen wir nun aus dieſer kurzen Zuſammenſtellung die Summe, ſo ergibt ſich, daß uns etwas Reelles, Wirkliches, mit uns Zuſammenhängendes und Lebendig-Gleiches weder hier noch dort geboten wird. Dort ſehen wir die Menſchheit in ihrem letzten Stadium, hier in ihrem erſten; dort haben wir ein Ultra von Ziviliſation vor uns, hier peinigt uns das unvollendete Stückwerk einer fragmentariſchen Bildung; dort iſt die moraliſche Freiheit zu weit gediehen; hier

iſt ſie ſo wenig entwickelt, als der Säugling, der an der Mutterbruſt ſich nährt. Die Gräfin Hahn-Hahn und Auerbach ſtehen ſich gegenüber wie Alter und Jugend, Winter und Frühling, Durchlebtes und Hoffnung; natürlich, daß wir es mit dieſem halten, aber nur inſofern, als er auf ein Werdendes hinweiſt, das er zu erfüllen verſpricht. Sonſt iſt die eine Erſcheinung wie die andere, ein Extrem von ſchwankendem, vorübergehendem Charakter, das Dauernde, das Nötige, Ewige, das allein bleibend Genießbare liegt in der Mitte.

Und dieſe Mitte iſt die *Kultur*. — Es iſt geſagt worden, daß für den Menſchen nur der Menſch der würdigſte Gegenſtand künſtleriſcher Darſtellung ſei, und faſt überflüſſig zu ergänzen ſcheint es: der Menſch im Zuſtande der Kultur. Denn außer dieſem hört er überhaupt auf, ein Menſch zu ſein, ſondern wird etwas Fremdes, ein Weſen, in dem wir unſer Bild etwa nur noch naturhiſtoriſch erkennen, mit dem wir nicht weiter zuſammenhängen, als durch die Bande des Abſcheues oder der Hoffnung. Kultur aber iſt die Entwicklung der menſchlichen Seelenkräfte zu geiſtiger Selbſtändigkeit und Mündigkeit. Kultur iſt moraliſche Freiheit — Bewußtſein. Kultur iſt ein weſentlich integrierender Teil zum Begriffe des Menſchen — ja der Menſch ſelbſt. Denn Kultur iſt *Erwerb* der geiſtigen Freiheit; dieſe aber iſt bei höheren Weſen Beſitz, bei Tieren — Unmöglichkeit. Nur bei dem Menſchen iſt ſie Aufgabe und Inhalt des Lebens, Lebensprozeß, Funktion des Daſeins. Sie iſt das Element der Bewegung — der freien, ſelbſtändigen, echt menſchlichen Bewegung, nicht jener phyſikaliſch-notwendigen, nach welcher Winde und Wolken ziehen, oder das ewigeinfache und ſich gleiche Bedürfnis der tieriſchen Selbſterhaltung und Fortpflanzung wirkt. *In ihr* oder nirgends liegt daher der Stoff aller künſtleriſchen Darſtellung, und das Feld, das *ihrer* Entwicklung günſtig iſt, iſt der ewige Schauplatz der Poeſie. Wer in *ihrem* Stand ſeine Menſchen ſetzt, wird nicht weiter mit dem Vorwurf einer Ständepoeſie behelligt, wer auf *ihrem* Gebiete ſeine

Dichtung spielen läßt, für den hört alles Engende einer Lokalpoesie auf. Darum aber wird die Ständepoesie der Bauern negiert, weil ihr Gebiet eine Sphäre ist, in der nur das Ruhende, nicht das sich Bewegende zur Anschauung kommt, in der nur Anlage, nicht aber Entwicklung und Fortbildung der Anlage sichtbar wird, in der die Menschen für die Menschheit nichts tun, die an der welthistorischen Arbeit der Kulturs-Gebarung keinen Anteil nimmt, die uns nicht das Spiel unserer eigenen Kräfte und moralischen Gewalten zeigt — kurz, die in ewiger Monotonie nur das Dagewesene und nie das Werdende aufweist:

Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Durch gleichen Strich unwandelbar befolgen;
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden.

— — Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz;
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk gleich, windet dein Leben sich ab.

Solche Gebiete darf die Poesie vorübergehend betrachten, aber sie darf nicht verweilen in ihnen, denn sie bieten nicht innere Fülle und äußeren Wechsel genug, und in einem Tableau ist das ganze erschöpft. Man kann wohl ewig neue Stellungen der Menschen zueinander in Lieb' und Haß und persönlichem Interesse erfinden, das Schauspiel bleibt aber immer dasselbe, denn wir kennen die Gesetze im voraus, nach denen sie handeln werden; es sind die monotonen Gesetze der Natur, nicht die schöpferisch vielseitigen der moralischen Freiheit. Will man mir erlauben, eine Nebenbemerkung einzuschalten, die zu unserer Sache nicht gehört, so gebe ich im Vorbeigehen der Hahn-Hahnschen Partei Antwort, die sich sonst hier vielleicht begünstigt fände. Denn der Mensch, dürfte sie sagen, kann wohl zu wenig, aber nimmermehr zu viel Kultur haben, und somit stände die Sache des Salons besser als die des Dorfes. — Mitnichten. Denn nicht die

Fülle, ſondern die Ausartung der Kultur iſt das Verderbnis der Hahn-Hahnſchen Dichtung. Der Zweck aller Kultur iſt: auf dem Wege der freien Selbſtbeſtimmung zu einer veredelten, geläuterten, idealen Natur durchzudringen, die Dichtung der Gräfin dagegen leitet zur erſten, dürftigen, materiellen Natur wieder zurück; zum engen Gefühle der Ichheit, zum Egoismus. Egoismus aber iſt geiſtige Beſchränkung — der Gegenſatz geiſtiger Freiheit, — der Gegenſatz der Kultur, und Auerbach, der ſeine Menſchen vor der Kultur aufgreift, läßt uns mindeſtens Hoffnung, wo wir auf der andern Seite verfehltes Ziel ſehen.

Doch kehren wir zu deſſen Genre zurück, dem wir noch einige Worte erübrigen. Ein beliebter Ausdruck, den die Schule der Dorfpoeſie gebraucht, um die menſchliche Unfertigkeit ihrer Gebilde zu maskieren, ja ſie wohl gar für eine Tugend auszugeben, iſt, daß ſie dieſelben „urmenſchlich“ nennt, und beſonders gerne von einer „Homeriſchen Urmenſchlichkeit“ redet. Dieſes Wort hat etwas Verführeriſches, was es allerdings würdig macht, daß es gewogen werde. Und ſo wollen wir in Kürze dagegen nur dieſes anmerken: Der Mangel an ſittlicher und intellektueller Entwicklung iſt durchaus kein weſentlicher Beſtandteil zum Begriff des Urmenſchlichen, und falſch iſt es, ihn damit zu verwechſeln. Das Urmenſchliche beſteht ganz und gar neben der Kultur, und gewinnt von dieſer nur einen ewigen Wechſel des Farbenſpiels, eine unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit in ſeinen Aeußerungen, während es ohne dieſelben tot und eintönig bleibt. Egmont empfindet urmenſchlich, vom Anfange bis zum Ende, trotzdem daß er ſo vernünftig mit Oranien und Alba ſpricht, und das goldene Vlies trägt. Eine Berufung auf Homer aber zeugt vollends gegen die Dorfgeſchichte, ſtatt für dieſelbe. Die geiſtige Stufe der Homeriſchen Helden war die des ſämtlichen Griechenvolkes, die ganze Nation erkannte ſich in den Typen ſeiner Gedichte, er ſchuf Geſtalten, abgedrückt aus der großen Maſſe der allgemeinen Bildung. Darin aber liegt eben der Nachteil der Dorfpoeſie, daß ſie ſich ſo unharmoniſch zur ganzen Volksbildung

verhält. Dieſer Uebe[illegible]es, der alle Wirkungen einer ſo großen und vortrefflich[illegible] Darſtellungskunſt ſo zweifelhaft und ſchwankend macht. Denn ſtellt ſich nicht auf jedem Schritte, mit dem wir den ländlichen Helden begleiten, der Gedanke als Scheidewand zwiſchen uns und ihn: Würde dieſer Mann noch ebenſo fühlen und denken, und in dieſer und jener Lage handeln, wenn ihm das Bewußtſein über ſich ſelbſt und der Welt aufgegangen wäre? Wie er jetzt fühlt und denkt, iſt nur bedingt menſchlich, iſt nur menſchlich unter dem Geſetze ſeiner gegebenen Einfalt, und geht niemanden näher an, der außer dieſem Geſetze ſteht, wie er aber denkt und fühlt, wenn er zum Tage ſeiner geiſtigen Freiheit erwacht iſt, das iſt abſolut menſchlich, das iſt reinmenſchlich und geht alle an.

Unter allen Auerbachſchen Novellen hat Ivo der Hairle den ausgebreitetſten und lebhafteſten Beifall gefunden. Alle Herzen ſind voll von ihm und in jedem Munde tönt ſein Name. Tauſend Geiſter entdecken tauſend verſchiedene Schönheiten an dieſem Meiſterwerke, und einhellig und unbeſtritten iſt das Urteil über ihn. Er iſt die Krone und der Zenit der Dorfgeſchichten. Sollte die merkwürdige Sympathie nicht einen tieferen Grund haben, als es den Menſchen ſelbſt bewußt iſt? Auerbachs Genie waltet im Kleinſten wie im Größten. Er hat keine Zeile geſchrieben, die nicht der Natur abgelauſcht, und im Auge des Genius verklärt wiedergegeben wäre. Was iſt's, das vor allem dieſer Piece die meiſte Popularität gewonnen hat? Bedeutend genug für unſere Betrachtung iſt dieſe Erſcheinung, und nicht unwürdiger darf ſie erklärt werden, als aus ihrer innerſten Wahrheit ſelbſt. Ich glaube, die genießbarſte Seite an dieſer Dorfgeſchichte und ihr köſtlichſter Wert iſt der, daß ſie aus der Dorfgeſchichte herausführt, daß ſie den Uebergang bildet, von der Natur zur Kultur. — Alles andere malt uns den ruhenden Stillſtand; Ivo das bewegende, das heilige Werden! Alles andere iſt Schauſtück auf einer literariſchen Landpartie — die Stunde der Erholung iſt vorüber — man verläßt es; Ivo aber verläßt uns nicht, er geht mit uns in die Stadt

hinein, er bringt ſein friſches Waldherz in den Tempel der Kultur — der ſchöne, herrliche Gott zweier Welten! Ja, wenn das ganze Inventarium der Dorfgeſchichten-Literatur einſt nirgend anders als in einem Kurioſitäten-Kabinett ſteht, das unter ſonſtigen Inkunabeln auch dieſe erſten rohen Ausgaben von Menſchen-Anfängern zeigt, und den Neugierigen beäugeln läßt, wie unſer Geſchlecht in ſeiner Jugend und Kindheit ausgeſehen hat: dann wird Ivo der Hairle uns näher angehen, als alles um uns her, und aus ſeiner Umgebung herausſpringen und unmittelbar unſer Herz ſtehlen, dann werden die durchgerungenen Nächte dieſes genialen Knaben, und jede erhitzte Blutwoge und jede Perlenblaſe ſeines tiefkranken Herzens keine Dorfgeſchichte mehr ſein, ſondern eine Weltgeſchichte, und alles, was ſich menſchlichen Namens rühmt, wird Anteil nehmen an ſeiner glorreichen Menſchwerdung und an dem Kampfe ſeiner jungen, herrlichen Seele um den Sieg der Ziviliſation und Humanität. Ivo iſt ein ewiger und allgemeiner Charakter, die übrigen ſind vorübergehend und erzeptionell.

Rank (um auf meinen Ausgangspunkt wieder zurückzukommen) hat den glücklichen Gedanken gefaßt, ein Werk von größerem Umfange in demſelben Geiſte zu ſchreiben. Mag auch ſein Plan zunächſt aus einem ritterlichen Wetteifer mit Auerbach entſtanden ſein, ich preiſe ihn ſegensreich und finde hierin ein Zeichen, daß in der Bruſt der Dorfpoeten ſelbſt bereits ſich das richtige Gefühl von ihrem Sollen und Unterlaſſen ankündet. Und ſo iſt es uns denn erlaubt, unſere bedenkliche Betrachtung mit den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft zu ſchließen. Sind wir doch des einen feſt und ungezweifelt verſichert: Kraft, poetiſches Vermögen, Schöpfungsgabe iſt vorhanden. Und das iſt die Grundbedingung zu guten Werken. Leiten und lenken, ſei es nun durch die eigene gute Natur, oder durch ein zeitgemäßes Wort von außen, läßt ſich das Genie leicht, und dann iſt in einem Augenblicke wieder alles gewonnen, und manch längern oder kürzern Moment einer ſubjektiven Befangenheit kann man zugute halten, und als Künſtlers Fug und Recht paſ-

ſieren laſſen. Nur die Mittelmäßigkeit iſt's, die auf allen Feldern zugleich den Göttern und Menſchen verhaßt bleibt, und alles Kokettieren mit Theorien hilft ihr nichts, und alles bewußte Breittun mit Reflexionen und Tendenzen und Richtungen iſt leer gedroſchen Stroh. Die echten Muſen aber ſind die Töchter des Zeus und der Mnemoſyne — ſind die Kinder der Kraft und der Erinnerung. Den väterlichen Urſprung haben ſie bisher ſtets mit voller Gültigkeit erwieſen, mögen ſie auch den mütterlichen — den des weiſen Eingedenkſeins — dartun und ſich zu guter Zeit erinnern, was ihnen ziemt und zukommt, was ſie von ſich ſelbſt fordern können und andere von ihnen, und welches die höhere Bahn iſt, die aus den engen Blumentälern emporführt zum Gipfel des Parnaſſes, für deſſen Herrſchaft ſie berufen ſind. — Mögen ſie dieſe Bahn unter dem Geleite meiner beſten Wünſche antreten, das glückliche Vollbringen kann nicht fehlen.

Friedrich Hebbel als Lyriker

(30. Jänner 1848)

Seit der Genuß aus dem Leben und die Naivität aus dem Affekte verſchwunden iſt, erſetzt Beſchauung und Reflexion die Stelle des lyriſchen Inhalts. Man ſollte darum kaum über das Einzelne einer modernen Erſcheinung abſprechen, ſondern vielmehr eine hiſtoriſch-kritiſche Charakteriſtik der ganzen Richtung unternehmen. Dort iſt es faſt unvermeidlich, parteiiſch und dürftig zu erſcheinen, hier tritt die Perſönlichkeit zurück, und der innerſte Kern des Geſamtzuſtandes wird mit klarem Verſtändnis dargelegt. Der Kritiker zeigte ſich hier nicht nur tadelnd und unzufrieden, ſondern er wieſe auch die Notwendigkeit der ſo geſtalteten Kunſtgebarung nach, und hierin läge die eigentliche Doku-

mentierung ſeines Berufes, hierin ſein Schutz vor dem Verdachte einer ſubjektiven Befangenheit, und ſeine Verſöhnung nach außen. Bevor mir nun eine ſolche umfaſſende Entwicklung der Zeitlyrik überhaupt, die ich allerdings im Sinne habe, zu unternehmen vergönnt ſein wird, muß ich mich darauf beſchränken, von gegenwärtiger Einzel-Erſcheinung zunächſt nur das kurze „Wie" und nicht das weitführende „Warum" auszuſprechen. Hebbel hat in ſeinen Gedichten — wie immer — etwas Statuariſches. Er ſingt wie der Geiſt im Don Juan. Das Leben kehrt nicht bei ihm ein, wie die Radien im Mittelpunkte; er iſt ein umgekehrter Lyriker, er wandelt ins Leben hinaus, wie ein gefaßter Spaziergänger, wird ſelber von nichts berührt, ſondern berührt dieſes oder jenes, hängt hie und da ſeine Votivtafeln auf, zum Zeichen, daß er dageweſen — ſo findet er kurſoriſch, kontemplativ die Welt ab. Ihm begegnet es nicht, daß ihn irgendein Moment erfüllte, daß er ganz in ſeiner Sache ſtünde, daß die Gegenwart ſein Inhalt und er ihre Form wäre. Dieſe lyriſche Ueberwältigung kennt er nicht — er iſt nie der Funke zwiſchen Stahl und Stein, er m u ß nie! Könnte er einen Augenblick glauben, daß das Glück wirklich Glück, das Unglück wirklich Unglück, das Leben wirklich Leben ſei, könnte er ſich täuſchen, ſo wäre er ein Dichter. Aber das kann er nicht; ihm hat das Leben keinen Schein, und ſomit keine Poeſie. Ein junges Mädchen ſieht er als Greiſin, eine volle Roſe als Staub, denn „ſo weit im Leben iſt zu nah dem Tod", der Menſch iſt ihm „eine Neſſel, die über ſeinem eigenen Grabe wuchert", „der Wunſch verzehrt zu werden iſt des Lebens einziger Gehalt", und „alles Leben iſt gefrorne Liebe". Wer nur erſt ſo weit iſt — wer das Daſein als Interims-Theater und das Nichtſein als eigentliche Subſtanz der Welt betrachtet — warum verfaßt der nicht lieber einen Kommentar zum „Syſteme der Natur", anſtatt Gedichte? Man wird mich belehren: Der Vernichtungsgedanke ſei ja eben das Element des modernen Gedichtes, und die Poeſie höre darum nicht auf zu ſein, weil ſie nicht mehr poetiſch ſein könne. Zugeſtanden. Ich akzeptiere dieſen Vernichtungsge-

danken, denn ich erkenne, daß auch er die Fähigkeit, schön zu sein, nicht ausschließt. Schön wird der Vernichtungsgedanke, indem wir ihn von einer überwiegenden Kraft getragen sehen, schön wird er durch des Dichters gewaltige Persönlichkeit, durch die Großheit des menschlichen Charakters, die ihm entgegengesetzt wird. Aber dieser Heros ist's, den wir erwarten, und der in Hebbel zum dritten Male — nicht erschienen ist. Lenau hat unter dem Vernichtungsgedanken bis zum Tode schmerzlich gelitten, Heine hat ihn mit Affektation burschikos insultiert, „und wem es just passieret, dem bricht's das Herz entzwei", Hebbel sieht ihm mit stoischer Apathie kalt und indifferent ins Auge, ist nicht mächtig, sondern nur gleichgültig gegen ihn, erlöst uns nicht davon, indem er zeigt, daß ihn ein Mensch tragen kann, sondern deckt bloß sein Vorhandensein ruhig auf mit der Neutralität eines Leichenbeschauers, überläßt seine Aufgabe uns, überläßt es jedem einzelnen, daraus zu machen, was er will. Doch sagt man mir weiterhin, der Vernichtungsgedanke brauche auch nicht schön zu sein, Schönheit habe überhaupt aufgehört, Zweck der Poesie zu sein, und die Wahrheit trat an ihre Stelle, wie es Schiller in den Künstlern längst schon vorausgesagt — so habe ich weiter nichts mehr zu erwidern, aber an diese Stelle setze ich das große Fragezeichen unserer Zeit. Diese wenigen Winke genügen wohl, den Geist der modernen Poesie, inbegriffen die Hebbelschen Gedichte, anzudeuten. Ihre erschöpfende Würdigung liegt in einer Tiefe, die man sich eher hüten muß, zu viel als zu wenig aufzudecken, weil eine Revolutions-Geschichte, wenn sie nicht empören soll, nie in einzelnen Zügen denunziert, sondern immer als Ganzes doziert werden muß. Und eine solche Geschichte ist die der neueren Dichtkunst. Davon also ein andermal. Schließlich nur noch einiges über den sprachlichen Bau dieser Gedichte. Könnt' ich ihn loben, so wäre es mit einem Worte geschehen; aber ich muß ihn tadeln, und das fordert mehrere Worte, denn das fordert Belege. Gleich die erste Strophe des ersten Gedichtes ist unschön in dieser Hinsicht; sie heißt:

„Schwül wird dieſe Nacht; am Himmelsbogen
Ziehn die Wolken dichter ſich zuſammen,
Breit beglänzt von Wetterleuchtens Flammen
Und von roten Blitzen ſcharf durchzogen."

Wie ſchleppend, dem einzigen Objekte „Wolken" eine Ausmalung von zwei ganzen langen Verſen nachzutragen, und es von dieſem Gefolge noch durch drei Füße abzuſchneiden! Wie nervlos, wie ausgefloſſen wird dadurch der ganze Rhythmus! In demſelben Gedichte, vierte Strophe, heißt es:

„Doch die Herzen ſind voll Angſt und Zittern
Vor den zwei ſich kreuzenden Gewittern,
Deren Donnergrüße bald erſchallen."

Deſſen, deren, denen, welchen, müſſen notwendig in der Gedichtſprache gänzlich unbekannt ſein. Wer nicht fühlt, was für ein ganzer Gottſched von Langweile ſeinen grammatikaliſch-proſaiſchen Zopf in dieſem „Deren" ſchüttelt, dem wird's vergebens gepredigt. Eine erſt nach Goethe emporgekommene Form, dem Subſtantiv ſein Epitheton mit einer Wiederholung des Artikels nachzuſchleppen, wiederholt ſich auch hier gar zu häufig. Z. B. in einem einzigen kürzeren Gedichte dreimal:

„Ihre Kleider, ihre weißen" —
„Mit dem Chriſtusbild, dem blaſſen,
Kommt die Mutter ſtill, die greiſe uſw."

Das klingt läppiſch. Ueber alle Beſchreibung ſchülerhaft erſcheint mir im Gedichte: „Das Kind" die Konſtruktion. Worte reichen hier nicht aus! — man ſchlage nach! — Das Buch der Epigramme enthält manch friſche, unverkümmerte Dichterblicke; dagegen iſt es durch eine ganz neue, auffallende Fehlerhaftigkeit im Metrum entſtellt, über die ich mich nicht genug verwundern konnte. Seit wann iſt es Sitte, die zweite Hälfte des Pentameters mit Trochäen zu konſtruieren, wie die erſte? Die abgängige Silbe vermißt ſich ſo ſchmerzlich, wie vielleicht nur das Ohr ſelber. Sind wir im Verderbnis der verfallenden Kunſt ſo tief, wo die ſpätere

Generation ſogar die äußere Technik der früheren vergißt, oder ſteckt irgendeine reformatoriſche Intention in dieſen Mißlauten? Aber was gäbe es hier zu reformieren? Wäre es kein unveränderliches Geſetz der Natur, daß die Geſchwindigkeit des fallenden Körpers, die Maſſe des rollenden Falls ſich immer vergrößert und ſo auch der Pentameter mit vollen, geflügelten Daktylen zu Ende läuft, und nur in der erſten Hälfte den langſamen Trochäus haben darf? Ich dächte doch! Solche Mängel anders als mit drei Worten zu rügen, mag zu weitläufig ſcheinen, und ich hätte es auch nicht getan, wenn man an Hebbel nicht eben die Vollendung der Sprache, die Schönheit der Form ausdrücklich zu preiſen fände, da es denn not tut, der Phraſe mit Gewalt Einhalt zu tun.

Eine Zeitſchrift für Lyriker

(20. Februar 1848)

Ein neues Journal von meiner Erfindung: Gratulieren Sie dem Jahrhundert zu ſeinem Fortſchritt, der Literatur zu ihrer meſſianiſchen Epoche, der ganzen Menſchheit zur Abhilfe eines längſt gefühlten Bedürfniſſes. Der Haupttreffer iſt gemacht im Reiche der Entdeckungen, das glückliche Los iſt gezogen. Es iſt ein Geſellſchaftslos, und Teilnehmer an dem Gewinn kann ſein, wer Luſt hat dazu. Sie erinnern ſich, wir hatten das letztemal unter anderm von der Ueberſchwemmung und von dem Segen an hieſiger Lyrik geſprochen. Das Thema zur Ueberſchwemmung lag vor Ihren Fenſtern, und das zur Lyrik noch näher — auf Ihrem Redaktionstiſche. Doch wozu die Umſchweife? Sie waren ja beide eigentlich ein und dasſelbe: Die lyriſche Ueberſchwemmung und die überſchwemmende Lyrik; und dieſes Thema glitt nicht tief unter Ihnen im Wellenpomp der maje-

ſtätiſchen Donau dahin, ſondern die Flut ſchlug bis an die hohen Pforten Ihres Bureaus, und keine Notſchüſſe und Rettungsboote halfen dagegen. Als ich von Ihnen wegging, dacht' ich der Sache ohne alle Metapher nach. Ein fatales Dilemma! Die Journale ſind zu wenig, die Lyriker zu viel. Und dieſe wenigen Journale wollen ſo wenig als möglich aufnehmen, und dieſe vielen Lyriker ſo viel als möglich drucken laſſen. Wie da zu helfen? Ich fand's. Hier iſt mein Gedanke. Ich bitte mich zu entſchuldigen, wenn er Folgen hat. Was ſagt der weiſe Machiavell in Egmont von den Tollköpfen, von den Schwindlern und Schwärmern? Man erkenne ſie förmlich an, man räume ihnen ein rechtliches Gebiet ein, man faſſe ſie in die Schranken der bürgerlichen Ordnung, und man wird ſie unſchädlich machen. O weiſer Dichter! O gerechter Dichter! — Davon mache ich nun eine Applikation auf die Lyriker. Irren ſie jetzt vogelfrei und heimatlos herum, wie die Flagellanten und Bilderſtürmer (beides ſind ſie), ſo gebe man ihnen einen feſten Wohnplatz; mißgönnt man ihnen jetzt ein Zehntel und Zwanzigſtel des Journals, ſo überlaſſe man ihnen ein ganzes. Ja, ein Journal müßte gegründet werden, von rein lyriſchem Inhalt; ein Journal, das nichts enthält als Gedichte, lauter Gedichte, Gedichte allein. Das iſt mein Gedanke! Was ſagen Sie dazu? Zunächſt die einfache Frage: wer wird abonnieren? Die Lyriker ſelbſt. Für das Recht, ihre Gedichte jahraus, jahrein gedruckt zu ſehen, müßten ſie abonnieren. Was iſt natürlicher? Und wollten ſie vielleicht nicht? Keine Frage! Das poetiſche Vatergefühl iſt das zärtlichſte, iſt das aufopferndſte von allen, und was wäre denn dieſes Opfer? Etwa 1 Gulden für den Monat. Das iſt wenig an ſich, und bedenkt man, wieviel Kinder ein lyriſcher Vater dafür verſorgen könnte, ſo wüßte ich keine Kinderbewahranſtalt auf Erden, die wohlfeiler zu ſtehen käme, als dieſe. Kurz mit der freiwilligen Teilnahme hätte es ſeine guten Wege, wenn nur die mögliche Anzahl überhaupt das nötige Abonnenten-Kontingent komplett machte? Wie viel braucht ein journaliſtiſches Lokomotiv an Beheizung, um mit

Anstand sich im Gange zu halten? Etwa tausend Abonnenten in runder Zahl? O mehr als zuviel! Tausend Lyriker wohnen in Wien in der kleinsten Gasse, und nun im ganzen Weichbild, in der ganzen Monarchie! Sur ma parole d'honneur! Mein lyrisches Blatt müßte die Times und die Morning Chronicle herausfordern können auf Pränumeranten-Zählung. Also die Sache rentiert sich, rentiert sich glänzend, und ich wollte, ich wäre Redakteur! Ans Werk denn! Die Fluten abgegraben aus unsern Journalen, und einen eigenen Entwässerungs-Kanal hergestellt, die Sperlinge verjagt aus unsern Gärten, und eine eigene Vogelhecke angelegt für sie! Und wissen Sie, Herr Doktor! was noch der Spaß wäre mit diesem Journale? Es könnte so schlecht sein, wie immer, kein Abonnent würde abfallen. Natürlich! damit gäbe er das Recht auf, sich selbst zu lesen; — so verschluckte denn jeder geduldig die unangenehmsten Pillen des andern, weil er sich wie das Kind auf den Apfel freute, der darnach käme; dieser Apfel aber wäre von ihm selbst. Sie sehen, es bände den Pränumeranten das stärkste Band der Natur an seinen Pränumerationsschein: das Band der Eigenliebe, das hielte fort bis zum blassen Tod, an ein Entrinnen wäre nie zu denken. Heiß' ich das eine Erfindung! Und ich habe sie gemacht! ich Glücklicher! ich selbst! Morgen lass' ich mich lithographieren. Uebrigens gebe ich sie ganz uneigennützig der lyrisch leidenden Menschheit dahin, hülle mich bescheiden in mein Verdienst, oder bedinge mir höchstens als lebenslängliche Pension ein Freiquartier für meine eigenen Zöglinge in der künftigen Anstalt. Selige Aussicht! Indes bis dieser goldene Morgen anbricht, muß ich einstweilen schon mich noch bei den bestehenden Journalen zu Gaste bitten. Apropos, möchten Sie nicht die Güte haben, und nachstehendes lyrisches Gedicht von mir in Ihrem geschätzten Blatte aufnehmen?

Eine Parabel

Zu Syrakus ein Bildner saß,
Dem's lange schon am Herzen fraß,
Daß ihm noch nie als Kunst geglückt,

Was lebend Aug' und Herz entzückt —
Die Pracht der menſchlichen Geſtalt,
Des Leibes Form und Schick und Halt.
Er künſtelt, meißelt, mißt und gießt
Und modelliert zu jeder Friſt,
Beſchreibt die Winkel, zählt die Grade
Von Naſe, Stirn und von der Wade,
Hat kurz und lang in ſeinem Ton
Die richtigſte Proportion,
Hat's in der Hand, trifft's auf ein Haar,
Was beim Prariteles Kanon war —
Doch wie er's anſieht um und um,
Fehlt ewig ſeinem Studium
Ein klein verwünſchtes Ding: die Ethik
Nach Ariſtoteles' Aeſthetik.
Auf einmal wird er des Lichtes voll:
„Ha," ruft er aus, „wie bin ich toll!
Iſt's wert, daß man ſich drum verſteigt,
Was ſchon der nächſte Spiegel zeigt?
Bin ich nicht ſelbſt, wie ich geh' und ſteh',
Alles in allem, Form und Idee,
Das höchſte Kunſtwerk der Natur,
Der Gottheit offenbarſte Spur?
Was braucht es weiter, als zu zeigen
Ohne Verhüllung mein Ich und Eigen,
So wie es atmet, leibt und lebt,
In jedem Muskel zur Gottheit ſtrebt?"

Gedacht, getan! vom Leibe weit
Wirft er ins Feuer Gurt und Kleid,
Und flugs, ſo wie der Geiſt ihn packt,
Rennt er aufs Forum ſplitternackt,
Und ſchwingt ſich auf ein Piedeſtal,
Und ſchreit: „Ich bin das Ideal!"
Die Menge gafft ihn ſtaunend an —
Was ſagt ihr zu dem edlen Mann?

Das heiß' ich einmal ein Genie
Von ſubjektiver Poeſie!

Porträt-Statuen auf Gräber!

(27. Februar 1848)

Andern die praktiſchen Vorſchläge, mir die Phantaſien! Gottes Welt hat für alle Ideen Platz, und die Journale, ihre Spiegel im kleinen, hoff' ich, auch. — Mir träumte jüngſt, ich ging auf einem hohen Bergrücken eine Waldſtraße entlang. Es war ein Moment entzückender Abendbeleuchtung; mir zur Linken ſtand ein altes Gemäuer im Walde, ganz lichterloh von der Pracht des Widerſcheins, das war die Ruine Kammerſtein, bildete ich mir ein. In einer überſchwenglichen Wonne wanderte ich ſo hin, ſiehe! da kam es auf einmal ſonderbar. Ich ſah nämlich links und rechts am Wege eine Menge weißer Statuetten, nach Art der Gips-Modelle, die unſere Italiener zum Kaufe bieten. Zuvörderſt erkannt' ich den kniend betenden Knaben, den ich oft genug auf der Schranne unter den Tuchlauben geſehen hatte, dann aber kam eine unzählige Menge anderer Figuren, größtenteils Engel, Genien, überhaupt idealiſche Kindergeſtalten, faſt durchgehends nach gleicher, untereinander harmoniſcher Größe. Die ſtanden in den mannigfaltigſten Attitüden rings im Walde umher, — die vielen kleinen, blendend weißen Figürchen aus der ſchattigen Umlaubung hell und heiter hervorglänzend — es war ein Anblick, man konnte ſich nichts Freundlicheres denken. Ich aber wußte auf einmal: das war ein Kinderfriedhof, und dieſe Statuetten die Denkmäler der kleinen Seligen. Weit entfernt, daß mich dieſe Idee bei meiner Einſamkeit und im dämmernden Walde mit Grauen anwandelte, ſo fand ich eine ſolche Totenſtätte gar zu anmutig. Es war ſo geſellig, ſo idealiſch hier; die ſchönen Kinder ſtanden, in ihren glücklichſten Lebensmomenten abgebildet, auf ihren Gräbern,

in weißem, plaſtiſchem Fleiſche — was war da zu ſchaudern? Ich fand im Gegenteil den Gedanken, die Gräber mit den Bildniſſen der Begrabenen zu ſchmücken, ſo neu, ſo anſprechend, ſo griechiſch, ſo äſthetiſch, daß ich ganz entzückt war über dieſe herrliche Sitte und mit unendlich wohltuendem Gefühle in dieſer Friedhof-Galerie verweilte. Wie von jedem andern Traum, erwacht' ich auch von dieſem. Aber mit einem Unterſchiede. Sonſt, wie der erſte Blick des Erwachenden ins Wirkliche fällt, verſinkt ſein Traumbild, wie ſchön es geweſen, und an die Stelle des angenehmen Gefühls tritt hier mehr oder minder die Erkenntnis des Ungereimten. Hier war's anders. Konnte mir der Gedanke gefallen, den Verſtorbenen ihre Bildniſſe nach dem Leben als Grab-Monumente zu ſetzen, ſo durft' ich zugleich aufs unbefangenſte fragen: und was ſtünde der Ausführung dieſer ſchönen Idee in der Wirklichkeit entgegen? — Nichts! Sie beſtand vor der nüchternſten Vernunft — ſie konnte ohne Umſtände realiſiert werden. Das moraliſche Bedürfnis, dem Ruhenden im Grabe ein ſichtbares Zeichen ſeines Andenkens noch einige Jahre über ſein Verſchwinden hinaus auf der Oberfläche der Erde zu erhalten, iſt nun einmal da, warum ſollte alſo nicht das nächſte und treffendſte Mittel erwählt werden, dieſes Bedürfnis zu befriedigen? Und wie erhielte ſich das Andenken an eine individuelle Perſönlichkeit beſſer, als durch das Bild dieſer Perſönlichkeit? Große Männer durch plaſtiſches Abbild zu verewigen, iſt eine längſt herrſchende Sitte; was aber große Männer der geſamten Menſchheit ſind, das iſt der Einzelne dem Einzelnen. Wie dort ganze Völker und Nationen die Perſon ſich gegenwärtig halten wollen, mit der ſie durch Liebe, Verehrung, Dankbarkeit im innigſten moraliſchen Zuſammenhange ſich fühlen, ſo läßt der geringſte Sterbliche ein Herz zurück, das nach den heiligſten Motiven der Natur an ſeinem Bilde haftet. Fügt man aber nur erſt zu dieſer Betrachtung eine zweite hinzu, nämlich, daß nicht nur ein Menſch den andern ſo liebt, um ſich über deſſen Vergänglichkeit durch eine ſichtbare Erinnerung an ihn nach

Kräften zu täuſchen, ſondern daß das Individuum, welches ſich doch zunächſt liebt, dieſe Begierde ſchon gegen ſich ſelbſt kehrt, und mehr oder minder angelegentlich, noch während ſeines eigenen Lebens ein Bild von ſich zu ſehen wünſcht, in dem es mit Vergnügen die Garantie ſeiner nachhaltigen Erinnerung genießt, ſo läßt ſich vollends nicht begreifen, was die Augen der Menſchen bisher verhüllt hat, den ſchönen, freundlichen Weg zu erwählen, auf welchem dieſe beiden urmenſchlichen Regungen in ihrer Befriedigung ſich ſo innig begegnen. Wahrhaftig man ſollte glauben, es herrſche eine eigene Idioſynkraſie gegen die Schönheit unter den Menſchen und viele Erfindungen, die nahe liegen, die zweckmäßig ſind, die nichts zu wünſchen übrig laſſen, werden nur darum nicht gemacht, weil ſie ſchön ſind. Der Lebende, der ſich jetzt ſein Porträt anfertigen läßt, brauchte ſtatt dieſem nur ſeine Büſte, ſeine Statuette machen zu laſſen, der Hinterbliebene, der jetzt für ein zweites monumentales Erinnerungszeichen Sorge trägt, brauchte dieſe Büſte, dieſe Statuette nur auf dem Grabe ſeines Geliebten aufzuſtellen — was könnte einfacher ſein? Wo liegen die Hinderniſſe? Aber für den Einzelnen, oder fürs Allgemeine betrachtet, zeigen ſich nur die ſchönſten, die vorteilhafteſten Wirkungen. Jetzt geht der Leidtragende auf den Friedhof — er beſucht das Grab ſeines Angehörigen — künftig würde er ihn ſelbſt beſuchen. Jahre vergehen, die Kraft der Vorſtellung ermattet, die Bilder der Vergangenheit werden ſchwächer — wie traurig iſt jener Augenblick, in dem man ſich zum erſten Male auf der Unfähigkeit entdeckt, die Geſtalt des Freundes vor das Auge zu bannen, in dem die vereinzelten Züge in der Phantaſie zum erſten Male das vollſtändige Bild nicht mehr geben! In ſolchem Momente iſt der Verſtorbene zum zweiten Male geſtorben. Künftig gibt das Grab ſeine Toten zurück; der drunten, ſchon längſt aufgelöſt, mit dem Staube der Erde eins geworden, ſteht droben noch im Lichte der ſpiegelnden Sonne, iſt gegenwärtig, iſt da, iſt anweſend, mit der Geſtalt, die im Leben unter uns wandelte. Wie tröſtlich, das Auge zu

ſehen, das wir liebten, vor allen Sternen des Univerſums, den Mund, der uns unvergeßliche Worte ſprach in unzähligen Stunden der Freundſchaft, die Züge, die uns mit treuem Seelenausdruck begleiteten durch alle Wechſel unſrer mitempfundenen Schickſale! Und dieſer Troſt wird uns nicht etwa zu Hauſe, im Kabinett oder im Salon, wo das Porträt des Verewigten oft genug ſtörend und ſtrafend in das rauſchende Leben des Tages herabſieht; dieſer Troſt wird uns da, wo wir ihn am meiſten bedürfen, am wohltuendſten genießen, am ruhigſten feſthalten — auf dem Grabe des Toten ſelbſt! Dies für den Einzelnen, und nun jeder Fremde, das Allgemeine, die Geſamtheit! Denn man ſage nicht, die glatten Kinder-Typen meines Traumes dürften leicht äſthetiſcher nebeneinander geſtanden haben, als die Bilder der verſchiedenſten Altersſtufen und Menſchengeſichter in der Wirklichkeit ſich darſtellten. Jeder Menſch hat eine Epoche, in der er vorzugsweiſe ſchön genannt werden kann: dem einen iſt es die blühende Jugend, dem andern die kräftige Mannheit, der dritte iſt ein herrlicher Greiſeskopf. Dieſer Moment nun, deſſen ſich jeder Menſch bewußt iſt, von dem Künſtler aufgefaßt, und aus ſeinem Meißel idealiſiert hervorgegangen, gäbe ein Bild, das ſich ſtets in dem Kreiſe der äſthetiſchen Schönheit bewegen könnte. Daß aber anderſeits durch ein Zuviel des ſinnlichen Reizes die Weihe des Ortes zu gefährden ſtünde, dürfte gleichfalls nicht zu befürchten ſein, denn erſtens wäre durch den Ernſt, der dem Statuariſchen überhaupt beiwohnt, dagegen geſorgt, und dann würde der Künſtler in Ausdruck, Haltung und Attitüde immer eine monumentale Feierlichkeit walten laſſen, die ſelbſt am Bilde der fröhlichſten Jugendblüte eine religiöſe Erbauung nicht ausſchlöſſe; die Behörde würde natürlich über die Aufnahme dieſer Skulpturen wachen. Und nun denke man plötzlich aus dem Schoße des Jahrhunderts über alle Kirchhöfe der ziviliſierten Völker dieſen Wald von Bildſäulen ſich erheben! Welch ein ungeheurer Schritt zu der vielbeweinten, für ewig verloren gegebenen Meiſterſchaft der Griechen müßte von der modernen Kunſt in der

Plastik geschehen? Und wie unberechenbar wäre die Wirkung wieder aufs Volk zurück, welch eine Bildung des Geschmackes, welch eine Verfeinerung des Schönheitssinnes würde unser allgemeines Erbe, das uns die Toten in ihren Denkmälern zurückließen! Baute der rohe Aegypter seinen Toten ganze Städte und Paläste, warum sollte ein erhöhtes Persönlichkeitsgefühl unter uns nicht auch größere Opfer als bisher dem Andenken überm Grabe weihen? Und dann fragt es sich immer, ob ein Kunstwerk, das dem Lebenden das Porträt, dem Verstorbenen das Monument vertritt, in der Tat höher zu stehen käme, als diese beiden Pieces vereinzelt? Und welche Wertverhältnisse ließe nicht der Maßstab, nicht der Unterschied des Materials zu? Von der dürftigsten Holzstatue bis zum vergoldeten Medaillon an der Pyramide von geschliffenem Granit, bis zur Bronzebüste in der Nische des Marmorsteins, bis zum erzgegossenen Standbild, bis zur lebendgroßen, liegenden Figur auf dem Sargdeckel — doch siehe da! worüber entdecke ich mich? Wahrhaftig, mein Traumbild verliert seine ganze Originalität! Wie konnt' ich doch im ersten Eifer der Einbildung übersehen, daß alles längst schon existierte, was mir ein neuer Vorschlag schien? Medaillon und Büste und Standbild und Figur auf dem Sarge und Hautrelief auf den Inschrifttafeln in Kirchen und Domen — was sind sie anders als meine Porträt-Statuen? Und ist nicht der Salzburger Friedhof mit seinen vielen statuarischen Denkmälern fast ganz und gar bereits mein verwirklichtes Ideal? Was fehlte noch dazu? Das Prinzip ist schon da: eine weitere Ausdehnung, eine strengere Konsequenz, statt der mittelalterlichen Skulptur unser schönerer, durch die Antike gebildeter Stil — und ich habe gar nicht so eitel und phantastisch geträumt. Die Wirklichkeit gibt mir Grund und Boden, die ästhetische Offenbarung meines Traumes ist erfüllt, die Schönheit hat ein neues Reich gewonnen. —

Gedanken über die Lyrik der Zukunft

(17. April 1848)

Die Kunst ist die unbewußte Geschichtschreibung der Menschheit. In den Tagen der Iliade, im Tempel der Akropolis, im olympischen Jupiter gibt ein Volk ebenso stillschweigend von sich selbst Zeugnis, als es ein Herodot mit bestimmter Absicht, mit ausgesprochenen Worten tut. Die Lyrik ist das Klavier der Kunst; das vollstimmigste und umfangreichste, das dankbarste, fähigste und prompteste all ihrer Instrumente; sie repräsentiert das gesamte Reich, sie verwandelt alles in ihr Eigentum; sie überträgt alles in ihren Besitz, sie, die leichte, geflügelte, allgegenwärtige Göttin des Augenblicks. Von ihr sprechen, heißt daher von dem künstlerischen Ausdruck des Menschengeistes überhaupt sprechen, den Kern erfassen, der das Zentrum und den Lebenspunkt des ganzen Fruchtkörpers bildet.

Der Ueberblick über die ingesamte Menschengeschichte zeigt ewig die beiden Gegensätze von antik und modern. Alles historisch zu Betrachtende stellt sich im ganzen und großen unter diesen zwei Hauptformen dar. Auch die Lyra, dieses heiterste Symbol der menschlichen Schönheit und Sitte, in seinem unendlichen Schicksalsreichtum von der Hand des mythischen Jünglings, der Admets Herden weidete, bis in Goethes priesterliche Rechte durch vier Jahrtausende wandelnd, erfüllt ihren ganzen ungeheuren Sternenlauf in den beiden Phasen der Antike und des Modernen. Diese entscheidenden, viel definierten Gegensätze aber treten rein und einfach in folgender Weise auseinander: Im Antiken richtete sich die Summe der menschlichen Kräfte vorzugsweise nach außen, im Modernen nach innen; antik ist das öffentliche und

Staatsleben; modern das Haus- und Privatleben. Doch was zaudre ich, den Satz auf die Spitze zu stellen? Antik ist die Freiheit, modern die Unfreiheit. Frei nennen wir nämlich den Staatsbürger dann, wenn er das Recht ausübt, durch seine persönliche Beteiligung das Gemeinwesen zu leiten, davon er ein Glied ist. Dieses Recht nun übte der Grieche und Römer im vollständigsten Sinne des Wortes: er war Republikaner. Die Republik war der Lebensgedanke des Altertums, die Republik war das Ziel der Tat, der Inhalt des Gemütes im alten Rom und Hellas. Von der Idee der Republik gingen die stärksten und leidenschaftlichsten Empfindungen aus, jene pathetischen Affekte, die der Dichter als Höhenpunkte des sittlichen Lebens begeistert im Liede ergreift und festhält; die antike Lyrik war rein politischer Natur. Sie feierte das Lob der Götter, die als Gründer des Staatslebens, als Ahnherrn der Landesgeschlechter und Schutzmächte des Gemeinwesens ein gänzlich politisches Verhältnis zu den Menschen hatten und gewissermaßen das Ideal des Staatsrechtes vorstellten; sie feierte das Lob hervorragender Volkshelden, würdiger, verdienter, den Glanz der Republik verherrlichender Männer, deren irdische Erscheinung sie den Göttern gleichstellte oder durch kühn gedichtete Genealogien von ihnen ableitete, sie feierte den Ruhm und das stolze, männliche, kräftige Selbstgefühl ganzer Völker und Länder, der höchste Flug der Lyrik war immer der höchste Flug des Patriotismus. Am Altare der Tempel, auf der Tribüne des Volksfestes sang der jugendliche Mensch, der sich noch nicht selbstwählerisch vereinsamt hatte, im innigen Anschluß an seine Götter und Mitbürger, in voller Hingebung an das äußere, handelnde Leben. Zur Selbstbespiegelung seines eigenen Ichs war ihm das heilige Instrument der Lyra von wenig Gebrauch; höchstens daß er sein Gastmahl durch Sprüche der Weisheit schmückte, deren Inhalt aber auch die Blüte seines öffentlichen Verkehres war. Zu den Füßen der Frauen zarte Huldigung niederzulegen, fand der alte Republikaner keine Blumen in seiner Brust, seine Stellung zum Gynäzeum wies kaum über das erste Bedürfnis hinaus; der Beweis dafür

iſt, daß er ebenſo häufig Hand in Hand mit ſeinem eigenen Geſchlechte das Leben, oder doch faſt immer die jugendliche Hälfte desſelben zurücklegte. Die antike Lyra gleicht dem erhabenen Geſtirne der Sonne im Gemüt; offene Landesbreiten, Städte und Säulenhallen, Markt und Straße überſtrömt ſie mit ihrer hellen goldenen Strahlenſaat, aber ſchmale Lichtſtreifen nur ſind es, die durch die Fenſter ins Innere der Häuſer fallen. Dieſe bleiben dämmrig und kühl, und alle Wärme und alles Leben blüht draußen.

Das moderne Staatsleben, das ich vorzugsweiſe das germaniſche nennen möchte, iſt, gleich dem antiken, ſeiner innerſten Natur nach *frei*. Das *konſtitutionelle Prinzip* iſt die Grund- und Urform der abendländiſchen Völkerverfaſſungen. Die germaniſchen Stämme waren ſonach in ihrer politiſchen Beteiligung am öffentlichen Leben den griechiſchen Völkern ähnlich, wie vielleicht verwandt. Aber weſentlich iſt *ein* Unterſchied. Der Grieche und Römer ſuchte die Freiheit in der Ausdehnung, der Deutſche in der Zuſammenziehung, jener im Gemeinweſen, dieſer im Einzelweſen, in einem Geiſte, mit dem er die Freiheit aus dem Reiche in die Provinzen, aus den Provinzen in die Städte, aus den Städten in die beſonderen Ordnungen und Zünfte, und ſchließlich ſogar in ſeine einzelne Wohnung, in ſeine kahlen vier Pfähle bannte. Dieſe als ſeine Burg, als ſein ſicheres, unverletzliches Aſyl betrachten zu können, ſchien ihm der glänzendſte Höhenpunkt der bürgerlichen Freiheit; ihm war das *Haus* Ideal wie dem Alter die Republik. Wenn der Grieche die Freiheit als Zweck ſetzte, ſo handhabte ſie der Deutſche nur als Mittel, als Schutzmittel, und Zweck war ihm ein für allemal der Genuß des häuslichen Glückes, der gemütliche Verband des Familienlebens, die Entwicklung und Entfaltung mehr der idealen, als praktiſch-handelnden Kräfte; — in Summe: die menſchliche Innerlichkeit. Und der Spiegel dieſer Sinnesrichtung wurde ſofort die ganze moderne Lyrik. Denn die Poeſie eines Volkes ergreift als ihren Stoff nur immer dasjenige, was dieſem Volke ſein *erſtes* Intereſſe iſt, nie aber ein zweites und nebenſächliches. Und ein zweites

und nebenſächliches Intereſſe war dem Deutſchen, neben der Vorliebe für ſein Haus, die Sorge für den Staat.

Wenn es Feierabend iſt,
Dann ſprechen wir auch von des Landes Geſchäften,

ſagt der alte Freiſaſſe Werner von Attinghauſen, der noch ein eifriger Patriot iſt. Und ſo hat der Deutſche denn immer von des Landes Geſchäften geſprochen, wenn es Feierabend war: die Fürſten und Diplomaten aber ſprachen am hellen Mittage davon, und darum erſtieg auch der monarchiſche Abſolutismus ſo ſchnell ſeinen Zenit, und mit der deutſchen Freiheit — wurde es eben Feierabend.

Inzwiſchen erfüllte die moderne Lyrik ihre Miſſion von dem witzelnden Akroſtichon eines provenzaliſchen Troubadours bis zu Goethes weihevollem Seelenhymnus, als rein und vollſtändig durchgeführter Gegenſatz zur antiken. Sie ward ſentimental im weiteſten Sinne des Wortes. Das heißt, ſie kultivierte das menſchliche Herz an ſich, nicht inſofern es ſich der Außenwelt bewußt wird, ſondern durch die Außenwelt ſeiner ſelbſt. Und wie unermeßlich dieſer Stoff ſein mußte, wie durchgebildet, verfeinert, vergeiſtigt, in Millionen Fäden entwickelt und auseinandergeſponnen, läßt ſich abnehmen, wenn man bedenkt, daß der Menſch die ganze Maſſe ſeiner geiſtigen Kräfte, die er ſonſt dem Univerſum des Staates zuwendete, jetzt gegen ſich allein kehrte, und in dem engen Raume ſeiner eigenen Bruſt ſpielen ließ. Solcher Kultur entblühte ein Zaubergarten, der jedem Sinne ſchmeichelte, jedes Auge berauſchte, jedes Herz begeiſterte, der jeder Hand eine Blume, jedem Gaumen eine Frucht zu bieten hatte, der Jugend und Frauen in ſeine Luſtgänge zu überſchwenglichem Traumesglück verſammelte, der die ganze romantiſche Völkerfamilie mit einem Wonnehimmel überſchüttete, und indem er die Geſellſchaft, als Staat, leer ausgehen ließ, dem einzelnen Individuum die höchſte, perſönliche Seligkeit zu bereiten fähig war. Ja, es hatte den Schein, als könne und müſſe es in Ewigkeit bei dieſem Inhalte unſerer Dichtung bleiben, als läge ein unumſtößliches Geſetz der Natur darin, daß nur das Herz und ſeine ſchönſte Blüte, die

Liebe, der Stoff der Poeſie ſei, und dieſer Glaube war allgemeine, tief wurzelnde, nicht vom leiſeſten Zweifel angetaſtete äſthetiſche Ueberzeugung.

Aber ewig geht das Kunſtleben vom Staatsleben aus, und das nie Geträumte wird dort zur Tatſache, ſobald es ſich hier realiſiert. Der moderne Staat iſt frei geworden; d. h. das Volk iſt (durch Vertretung und Preſſe) zur Regierung gekommen. Nun iſt zwar damit, wie ſchon bemerkt, kein neuer Zuſtand eingetreten, — denn ſchon Tacitus kannte die Germanen in einer Verfaſſung, die wir heutigen Tages konſtitutionell nennen; ganz neu und entſcheidend jedoch iſt die veränderte Sachlage der Dinge. Sonſt ſtrebten die Deutſchen zur Freiheit durch Separierung und Zerſtücklung des Gemeinweſens; dadurch ſchwächten ſie ſich, und wurden von den Fürſten, die nach größerem Machtumfang trachteten, um ſo leichter unter eine Herrſchaft gebracht. Jetzt ſind ſie erwacht, und finden ſich als Bürger von großen und mächtigen Staatsgebieten. Das enge Vaterhaus iſt ein weltwichtiges Vaterland geworden. Leicht war es dem Grafen in ſeinem Gaue, dem Ritter auf ſeiner Burg, dem Zünftigen in ſeiner Reichsſtadt, des Landes Geſchäfte am Feierabend abzuwarten, und Zeit und Gemüt blieb ihm in Fülle übrig, bei der leiſen Begleitung der Laute die wichtigere Geſchichte ſeines inneren Herzens zu belauſchen. Jetzt ſtehen wir auf der Höhe großartiger Staatsverhältniſſe, ſind wie Rom und Athen herausgetreten aus dem Privathauſe auf das Forum eines freien, öffentlichen, handelnden Lebens, haben unter jedem Meridian, den die Sonne durchwandelt, unſere Freunde und Feinde, unſere Verbindungen und Intereſſen, ſind ein Glied in der weltumſpannenden galvaniſchen Kette der Politik, und an welchem Pole der elektriſche Funke ſpringt, im nächſten Augenblicke zuckt er, mit telegraphiſcher Schnelligkeit, am Schlummerbettchen unſeres Kindes durch unſere Adern, reißt das Wiegenlied entzwei, das wir ihm geſungen, und fordert uns auf zu weltgeſchichtlichen Taten. Eine ſolche Stellung heiſcht den ganzen Menſchen. Hier erübrigt keine Zeit, und wenn Zeit, noch weniger Gemüt für die Poeſie des alten

Stils. Die romantiſche Poeſie iſt zu Ende. Der Strom des Gefühles hat ſein voriges Bette verlaſſen und reißt ſich hochwogig eine Bahn durch neue Gebiete. Liebe, Freundſchaft, Natur haben aufgehört uns alles zu ſein, und was nicht die erſte Rolle ſpielt im Gemüte, ſpielt keine in der Poeſie. Oder wer unter uns iſt, der noch ſein Schickſal an den Himmel eines Mädchenauges knüpft? Der die Löſung ſeiner Lebensfrage noch auf das Ja und Nein eines roten Mundes ſetzt? Wer empfängt noch ein reines und volles Glück in dem Beſitze eines Einzelweſens, wenn er den großen Gedanken ſeines Vaterlandes in ſeinem Herzen trägt, wenn die Pulſe von Millionen in ſeinem Blute ſchlagen? Umgibt ihn ein glücklicher Zuſtand der Welt, wird nicht dieſer ſein erſtes Gefühl, den Vordergrund ſeiner Stimmung einnehmen, und ſein enges Privatglück daneben paralyſieren? Umleuchten aber Feuer und Flammen den Welthorizont und ſchüttelt die Tyrannei in ſchweren Donnerwolken ihr dröhnendes Rüſtzeug, wer unter einem ſolchen Himmel wird ſein Freudenblümchen pflücken? Oder wer empfängt vom Grame unglücklicher Liebe ſeine Todeswunde wie Werther? Wie wenn er aus dem Hauſe ſeiner Schmerzen hinaus ſich in den Sturm der Oeffentlichkeit ſtürzt, der Welten Wohl und Weh ihm ans Herz dringt, oder wohl ſelbſt mit Rede und Tat ruhmvoll unter die Männer tritt, die Verſammlung der Nation ihm ihr Haus eröffnet, die Begeiſterung von Tauſenden einen Himmel über ihn wölbt, und für das eine leidende Gefühl ſeiner Bruſt alle andern menſchlichen Empfindungen in ihm aufs ſüßeſte und höchſte befriedigt werden? Wie könnte bei ſolchen Potenzen der Außenwelt Luſt und Schmerz der Sentimentalität zur leidenſchaftlichen Höhe des Gedichtes anſchwellen? Und nun die Natur! Wer hat ein Auge für den herangrünenden Frühling des Feldes, wenn der Hauch der Jugend über Völker und Nationen fliegt, wer ein Ohr für das Geflüſter des Hains und den Sprudel kühlender Waſſer, wenn ihm der Lärm des Kampfes, der Jubel des Triumphes, die Rieſenworte der Tribüne, die ein begeiſterter Volksführer der Weltgeſchichte diktiert, durch Feld und Wald in der Seele

nachtönen? So wahr und ewig es iſt, daß Poeſie nie verſchwindet von der Erde, ſo gewiß iſt es, daß ſie jetzt eine neue und eigentümliche Periode eingehen muß, die uns ſo direkt von Goethe entfernen wird, wie dieſer von Pindar abſteht. Heilig und unerſchöpflich zwar ſind die Urquellen, aus welchen jede dichteriſche Begeiſterung entſpringt: der Trieb der Geſelligkeit und die Ahnung der Gottheit. Aber die Geſelligkeit tritt aus dem vergötterten Bedürfnis des Individuums heraus, und findet in einem großartigeren Maßſtabe ihre Befriedigung an Volk und Vaterland; die Gottheit iſt den Herolden eines murmelnden Baches und einer trillernden Lerche entwachſen, und ſpricht durch den Mund eines Mirabeau, O'Conell und Koſſuth, durch Märtyrerblut und alle Wunder der menſchlichen Tatkraft. So ſind die Säulen unſerer modernen, chriſtlichen Poeſie geſtürzt, und die antike, die politiſche Lyrik wird in einer neuen Inkarnation auf Erden erſcheinen. Goethe war der letzte Dichter des alten Ritus, Körner der erſte Herold des neuen. Nach Körner hatte Europa keinen Dichter mehr. Heine, Béranger, Byron und Lenau ſind nur ſpätere Bogen an der Brücke, die Körner in fliegender Eile geſchlagen, und mit Einem Male überſetzt. Die politiſche Schule des letzten Dezenniums iſt vollends tot geboren. Ihr Boden iſt ein Zuſtand, in welchem das Gute weder verloren noch gewonnen war. In eine ungenießbare Gegenwart ragt bereits das Ziel ihrer feurigen Wünſche herein, aber ſo, daß nicht die Hoffnung, ſondern die brennende Ungeduld nach dem, was ewig fern und doch ſo greifbar ſchien, ihr treibender Affekt wurde. Sie ſang die Pein am halben, da doch nur der ganze Schmerz oder die ganze Freude poetiſch iſt. Hat dieſes Weſen den reinen Geſchmack angewidert, ſo iſt die politiſche Lyrik der Zukunft ganz anders zu denken. Sie wird die Prieſterin des Ideals ſein, jenes Ideals, welchem der gottbegeiſterte Schiller opferte, und wodurch er Deutſchlands nationalſter Dichter wurde; aber dieſes Ideal wird nicht mehr unerreicht an den ewigen Sternen hängen, ſondern ſie wird es ſchwungvoll zu melden haben, wie die Menſchen auf allen Punkten der Erde mit

freier Geiſteskraft es verwirklichen, beſitzen, genießen. Sie wird der Schiller der Realität ſein.

Literariſche Charaktere

(4. Juni 1848)

Das Rieſenwunder der öſterreichiſchen Märztage, das ich an und für ſich eine hiſtoriſche Hyperbel nennen möchte, wird in ſeiner ſtupenden Möglichkeit immer mehr begriffen, je mehr man nachgerade die ungeheure moraliſche Macht kennen lernt, die im ſtillen als breite Grundlage des himmelanſtrebenden Aufbaues vorhanden lag. Jetzt, wo jede Perſönlichkeit mit aufgeſchlagenem Viſier hervortritt und ohne Furcht und Tadel der freie Mann für ſich ſelbſt einſteht; jetzt enthüllt ſich erſt, wie am ſonnigen Morgen bei aufſteigendem Nebel, die herzentzückende Schlachtlinie unſerer Kämpfer, während früher nur die glänzendſten Helme der Führer einzeln und zerſtreut dem dichtverſchleierten Auge zuſchimmerten. Grün, Lenau, Beck, Prutz und noch einige wenige waren die Monopoliſten des Ruhms; aber wohl richtig iſt die alte Bemerkung: einige ſind berühmt und andere verdienen es zu ſein. Dieſe Monarchen hatten eine Garde hinter ſich ſtehen, davon jeder den Marſchallſtab in ſeiner Patrontaſche trug. Jetzt aber iſt die Zeit, daß das Vaterland ſeine Kräfte kennen lerne, daß Oeſterreich in ſich ſelbſt entdeckt werde. Der lange, idylliſche Veilchenmonat iſt vorüber, wo der Schmuck und die Zierde der magern Staatsweide im Verborgenen blühte, und im Verborgenen zertreten wurde. Wer ein Verdienſt kennt, der mache es öffentlich, der Hehler des Guten iſt ſo ſchlimm als der Hehler des Böſen. Ich mindeſtens werde die Leuchte nicht verdecken, die in meinem Bereiche auf den einen oder den andern der vaterländiſchen Vormänner fällt. — Ich eröffne ſomit in ſkizzenhaften Umriſſen gezeich-

net, eine Reihenfolge jüngerer öſterreichiſcher Talente, und beginne ohne abſichtliche Wahl und Rangordnung mit

Robert Zimmermann.

Den Vätern des Vaterlandes, den deſpotiſchen Fürſten Deutſchlands ward prophezeit, daß ihre blauäugige Tochter Germania Söhne gebären würde, die einſt ihren Thron eroberten. Da ſperrten ſie die unglückliche Tochter ein; hinter Schloß und Riegel, in Turm und Kloſtermauern ſollte ihr blühender Schoß vertrocknen im Dienſte der ledernen Veſta, der langweiligen Großmutter des deutſchen Michels, die danichts anderes bedeutet, als die proſaiſche Ackererde, die plumpe Scholle, die der Junkerknecht pflügt mit hundert Fronen und Urbariallaſten. Aber die edle Jungfrau hatte Feuer und kräftiges Leben in den Adern, unwillig nur verſah ſie den Dienſt der runzeligen Ahnfrau und ihr Auge lechzte nach oben hinauf zu den heiteren Freuden des Olymps. Und ſiehe, da kam aus dem Saale Zeus' hellſchreitend in Waffen und Wehr Mars, der gewaltigſte der Götter, herab und dem ungeſtümen Helden ergab ſich die Jungfrau in bräutlicher Liebe. Von der Umarmung des Kriegsgottes empfing Germania ihr Heldengeſchlecht und gebar es trotz allen Prohibitiv-Maßregeln der Welt. Darüber entſtand denn großes Entſetzen am Hofe der Tyrannen, und weil das einmal geborene Kind von aller Polizei und Zenſur nicht mehr zurückzubannen iſt in den mütterlichen Schoß, ſo bekam die göttliche Geburt Germanias wenigſtens das Damnatur, und wurde ausgeſetzt, damit ſie elend verkümmere. Alle Welt aber kennt den Ausgang dieſer Geſchichte. Eines Morgens kamen ſtarke rüſtige Jünglinge, mit dem Siegel der Gottheit auf der Stirn; wie aus dem Boden gewachſen erſchienen ſie, ſtürzten mit einem Ruck den Thron des Tyrannen und gründeten ein neues, tauſendjähriges Reich der Freiheit. Solche Taten ſetzen frühere voraus. Niemand beginnt mit dem Höchſten und Letzten zuerſt. Wer waren ſie zuvor, die jetzt die Helden der Weltgeſchichte geworden ſind? Dunkle, unbekannte Men-

ſchen, aufgewachſen unter den Hirten des Feldes und Hirten wie ſie. Wunderbar! und taten ſie nichts dabei, was damals ſchon die Ahnung ihres göttlichen Urſprungs beurkundete? O ja! Sie ſangen Lieder, wie die Hirten bei ihrer Herde zu tun pflegen, aber keine Lieder von Damon und Phyllis und dem toten Sperling der Lesbia, und darin unterſchieden ſich die Götterſöhne ſchon damals. Sie ſangen Lieder voll kriegeriſcher Glut, Lieder voll Schlachten, Sieg und Triumph, Lieder voll Gefühl ihrer künftigen Größe. Solche Lieder ſangen die jungen lateiniſchen Hirten in der tiefen Einſamkeit ihrer Verbannung. Wer hat ſie gehört? — Deutſchland war ein großes troſtloſes Meer ohne Blumen und Früchte für ſeine Bewohner, und nur die dreiunddreißig Throne ſeiner Fürſten lagen wie eine ebenſo vielfältige Isola bella darin, als grüne, üppige Stätten des Genuſſes. Unzählige Schiffe gingen alljährlich zugrunde in dieſem unwirtbaren Meere, und ihre köſtliche Ladung wurde ausgeſpült in die verſteckteſten Winkel und Buchtungen ſeiner Geſtade. So liegt ein Städtchen am Ufer dieſes Meeres, Belle-Vue bei Konſtanz nennt es ſich, heftet ſich rührend mit ſeinem mikroſkopiſchen Daſein an einen anderen Duodeznamen, um der Welt notoriſch zu werden. Und hier in der heimlichſten Schlucht des Bodenſees, am äußerſten Rande unſeres Vaterlandes, fand ich ein köſtliches Bändchen Gedichte als Strandgut. Das ſind die Hirtengeſänge des ausgeſetzten Romulus. Das ſind die einſamen Selbſtunterhaltungen der königlichen Seele, die ſpäter das Weltreich des 13. März mit gründete; wir wollen ſie, geneigter Leſer, auf einige Augenblicke belauſchen. Das erſte dieſer Gedichte, überſchrieben „Der freie Geiſt“, läßt ſich ungefähr ſo vernehmen:

Was helfen euch Gendarmen,
Was Sperre und Zenſur?
Ihr greift mit bangen Armen
Doch ſtets ins Blaue nur.
Ihr greift mit groben Sinnen,
Was rauſcht und glänzt und gleißt,
Das Rechte ſteckt tief innen,
Das iſt der freie Geiſt.

Es iſt ſo weit gekommen,
Daß jeder ſelber weiß,
Was Fürſten ihm genommen
Von ſeiner Hände Schweiß.
Daß jeder unwirſch dulder
Und in die Zügel beißt,
Das hat nur er verſchuldet
Der alte freie Geiſt.

So feiert das Lied die Wunderwirkungen des mündigen Bewußtſeins durch alle Phaſen unſerer politiſchen Knechtſchaft, an jeder Kette rüttelt, an jeder Schranke zerrt der freie Geiſt; und ſchwungvoll wird zuletzt die Hoffnung ausgeſprochen:

Doch ſchlagen wird die Stunde,
Sie rauſcht in jeder Bruſt,
Sie klingt von jedem Munde,
Sie lacht aus jeder Luſt;
Wenn einſt was ich geſungen
Durch deutſche Runde kreiſt,
Dann denkt, es hat's gelungen
In mir der freie Geiſt.

Das zweite Gedicht iſt überſchrieben „Was wir ſollten" und hält mit vernichtender Schlagfertigkeit dem deutſchen Volke ſeine Sünden vor, und wie oft es in ſeinem Nationalmüßiggang die Gelegenheit zur ehrenhaften Erhebung verſchlafen.

Als drüben überm Rheine
Ein Volk die Feſſeln brach,
Bei Frankfurt klang am Maine
Gar bunt das Echo nach;
Hinauf an die Laterne
Die Bundestags-Kaſerne,
Das haben wir geſollt!

Und als vom Blut der Armen
Die Weichſel wurde rot,
Da weinten wir im Warmen
Die blauen Augen rot,
Erbebten vor dem Zaren —
Zermalmen den Barbaren
Das haben wir geſollt!

Jüngſt ward's ein halb Jahrtauſend,
Seit Meiſter Johanns Hand
Die Zeichen ſchuf, die brauſend
Durchflogen See und Land;
Da galt's zur Jubelmeſſe
Zu fordern freie Preſſe,
Das haben wir geſollt!

Man ſieht aus dieſen wenigen Proben des Dichters Art und Weiſe. Weder der philoſophiſche Gedankenflug eines Herwegh, noch die glühende Schwärmerei eines Beck, noch die weiche, ſinnige Melancholie eines Lenau ſind ſein Erbe: der Schmelz der Poeſie mit den tauſendfältigen Tinten ihres Farbenreiches, mit den unendlichen weh- und wonnereichen Modulationen ihrer Nachtigallen-Skala, — all dieſe üppige

Ueberſchwenglichkeit des dichteriſchen Zaubers iſt über ihn nicht ausgegoſſen. Er iſt im Orcheſter der modernen Dichterſchule die Trompete: hell, ſcharf, kurz und prägnant iſt ſein Ton, keine Blume, keine Koloratur, keine Note zuviel und zuwenig. Er iſt im politiſchen Heerlager die äußerſte Linke; wenn ſie ſich rechts und im Zentrum in langen, ſchönen Reden prunkſelig ergehen, ſo erlegt er ſeinen Feind in kurzen, lakoniſchen Stößen mit der unerbittlichen Strenge ſeines engen, ſtraff angezogenen Rhythmus. Dieſer Rhythmus iſt eine merkwürdige Waffe. In dem bisher zitierten Strophenbau ſind alle übrigen ſiebzehn Gedichte des kleinen Bändchens geſchrieben. Wer nun das ganze in continuo durchlieſt, dem gibt es das Bild eines kurz und ſcharf gehaltenen Trottrittes, der im taktvollen Tempo ſattelfeſt daheineilt, weder rechts noch links ausbeugt, nirgends umſieht, nirgends anhält, ſondern ſtreng das Ziel im Auge hat und knapp und geradeaus die gleiche Bahn beſchreibt. Dazu kommt noch, daß faſt jedes Gedicht ein Refrain-Lied iſt, und durch die periodiſche Wiederkehr desſelben Gedankens, wie mit wiederholten auf ein und denſelben Punkt gerichteten Degenſtößen, dem Inhalte einen Nachdruck gibt, der ebenſo kräftig die innere Wirkung des Vortrages unterſtützt, als den Klang für das äußere Ohr angenehm und melodiſch macht. Nur ungern enthalte ich mich, dieſe ſchwache Charakteriſtik durch fortgeſetzte, längere Zitate zu belegen und anſchaulicher zu machen. Paſſieren wir übrigens die kurze Heerſchau der folgenden Gedichte, ſo finden wir in dem kleinen Umfang des Bändchens doch alles, was in der Geſchichte unſerer letzten Jahre den Zeitgenoſſen erheblich ſein konnte. Die Schickſale des deutſchen Liberalismus ſind in ihren hervorragenden Tagesmomenten unſerm jungen Sänger ans Herz gedrungen, und ſeine dichteriſche Abſpiegelung davon gibt ſo ziemlich eine zykliſch-gerundete Anſchauung unſerer nächſten Vergangenheit. Da iſt das Gutenberg-Feſt im Jahre 44, die Ausweiſung der ſieben Profeſſoren aus Göttingen, ein Ehrengedächtnis „dem guten, alten Jahn" und ſeine Verbannung aus Berlin, der Märtyrer Jordan und die heſſen-

kaſſeliſche Duodez-Tyrannei, das Tagesgerücht von der Vermählung unſeres Erzherzogs Stephan mit einer ruſſiſchen Prinzeſſin, Dr. Nauwerks ſuspendierte Vorleſungen in Berlin, die Jeſuiten, Weitling in Magdeburg, Hoffmann von Fallerslebens verpönter Liberalismus in Berlin, Anaſtaſius Grün und Dingelſtedt in ihren bekannten Wendepunkten zwiſchen Volk und Hof. Mit all dieſen Erlebniſſen der deutſchen Sache iſt unſer Dichter Schritt für Schritt gegangen, und wo es galt, einem Manne in Preußen die Hand zu drücken, oder einem andern in Württemberg in den Zügel ſeines durchgehenden Roſſes zu fallen, da war der Jüngling in Wien mit augenblicklicher Empfindung, mit ſchnellen geflügelten Geſängen der Vorderſte. Denk' ich nun dabei an Metternichs Regiment in Oeſterreich, an Sedlnitzkys verbotene Bücher und Zeitungen, wie hermetiſch dieſe Männer uns von Deutſchland und dem Liberalismus abzuſchließen meinten, und ſehe ich dann auf das vorliegende Büchlein, das mitten unter dieſer geiſtigen Sperre entſtehen konnte und entſtand, ſo wird mir das ſchöne Dichterwerk doppelt und dreifach intereſſant und ich finde eine große erhabene Komik in der Danaidenarbeit jener verjagten Zöpfe, in dem Kontraſt zwiſchen dem, was ſie wollten, und dem, was ſie nicht konnten. Ja, jeder Schüler, der mit ſeinem Tacitus zur Schule ging, trug das Schickſal ſeines Vaterlandes und die Freiheit im Herzen, und dieſe Menſchen wollten das politiſche Bewußtſein nur ergo schedam ausfolgen! Ich ſchließe hier meine Notiz über Robert Zimmermann als poetiſchen Charakter, obwohl damit ſein „literariſcher" noch nicht erſchöpft iſt. Unſer Dichter gehört nämlich zu den immer weniger werdenden Muſenſöhnen des jungen Deutſchlands, welche über den dichteriſchen Inſpirationen eine gründliche Schulbildung nicht verſäumt haben. Unter der Aegide von Männern, wie Bolſano und Prof. Feßler, unter der Leitung eines durch gediegene Gelehrſamkeit ausgezeichneten Vaters, des Prof. Zimmermann aus Prag, erwarb ſich Robert frühzeitig eine glänzende wiſſenſchaftliche Bildung, deren Reife das geiſtige Gut des jugendlichen

Alters weit überragt. Zu Prag und Wien zum Doktor der Philoſophie promoviert, ſollte der junge Gelehrte nicht lange auf eine Gelegenheit warten dürfen, ſich einer öffentlichen Auszeichnung auf dem Felde der Wiſſenſchaft zu erfreuen. Im November des vorigen Jahres ſchrieb nämlich die k. Akademie der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen einen Preis für die beſte Unterſuchung „Ueber die Monadologie des Leibniz und Herbarth" aus. Zimmermann, der kurz zuvor über dieſelbe Materie ein größeres Werk vollendet und daher des Stoffes ſich aufs tiefſte bemächtigt hatte, konkurrierte um dieſen Preis und gewann ihn. Die öffentlichen Blätter teilten die literariſche Nachricht ehrenvoll mit. Bei dieſer Gelegenheit dachte ich daran, ob nicht die hieſige kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften dem vaterländiſchen Talente ihre Aufmerkſamkeit und einen Sitz in ihrer Mitte ſchenken ſollte. Sie, die ſich ja doch gedrungen fühlt, das poetiſche Element zu vertreten, aber ſonderbarerweiſe es unter dem Präterte der Philologie tut, um wieviel würdiger könnte ſie in unſerm Gelehrten die Poeſie unter der Geleitſchaft der Philoſophie in ihre betreffende Sektion einführen! Ich hoffe, dieſen Gedanken, und zwar nicht zu ſpät, noch ausgeführt zu ſehen. — Robert Zimmermann iſt jetzt 24 Jahre alt. Im 23. gewann er den beſagten Preis, in ſein 19. fällt die Herausgabe ſeiner hier beſprochenen Gedichte: Körners Alter, als er für das deutſche Vaterland den Heldentod ſtarb. Möge der Unſrige für das Vaterland leben, lange, wirkſam und anerkannt leben; denn wir können kein ſo vorzügliches Glied in unſrer Kette entbehren, und Oeſterreich wird jetzt an Lebenskraft in einem Jahre mehr verbrauchen als ſonſt in einem Jahrhundert.

* *

Deutſchland über Alles!

Von Robert Zimmermann.

Als mein Land gefeſſelt war,
Ach! von dreißig Fürſten,
Seine Junker Schar um Schar
Flur und Saat durchpürſchten,

Dacht' ich oft im Dämmerſchein
Trauernd ſeines Falles,
Seufzte ſtumm in mich hinein:
Deutſchland über Alles!

Als die Fremden uns verhöhnt
Weitum in der Runde,
Hofft' ich ſtill in mir verſöhnt
Auf der Rettung Stunde,
Kommen wird der holde Tag,
Da erneuten Schalles
Jeder Deutſche rufen mag:
Deutſchland über Alles!

So zum Manne großgewiegt
Ward ich unter Schmerzen,
Liebt man, was im Elend liegt,
Liebt man's recht von Herzen:
Jedem Schickſal hielt' ich ſtand,
Wie es fällt, ſo fall' es,
Einem nur gilt Herz und Hand:
Deutſchland über Alles!

Heut nun, da der Morgen graut
Ueber allen Dächern,
Eine deutſche Stimme laut
Spricht in allen Sprechern,
Heute in den Lärm ſofort
All des Redeſchwalles
Werf' ich nur ein einzig Wort:
Deutſchland über Alles!

Ueber Alles! Bundestag,
Merk' es dir zur Stunde,
Daß es endlich tagen mag
Rings im deutſchen Bunde,
Frei das Land und frei das Meer,
Bis zum Nordpol wall' es,
Freie Preſſe, freie Wehr,
Deutſchland über Alles!

Preußen nicht, noch Oeſtreich mehr,
Bayern nicht, noch Sachſen,
Deutſchland über Alles hehr,
Sproſſen ſoll's und wachſen,
Nord und Süden Hand in Hand,
Frei zum Himmel ſchall' es
Ungepreßt und unverwandt:
Deutſchland über Alles!

Wem's nicht über Alles gilt,
Der wird's nie gewinnen,
Mit nur oder auf dem Schild
Trag' man mich von hinnen,
Soll im heil'gen Kampf mein Blut
Fließen, nun ſo wall' es,
Fallend ruf' ich wohlgemut:
Deutſchland über Alles!

Dräxler-Manfred

(27. Auguſt 1848)

Wir nennen hier bei weitem keinen neuen Namen, aber vielleicht die Hälfte der Literatur muß nach den Märztagen von neuem entdeckt werden. Dräxler-Manfred gehörte auch zu jenen poetiſchen Selbſtverbannten, deren Muſe die unwürdige Diktatur der öſterreichiſchen Polizei floh und mit einem fröhlichen: „Schmettre, du Lerche von Oeſterreich, hin von der Donau zum Rhein" nach freieren Regionen des deutſchen Vaterlandes ſich aufſchwang. In dieſem ſelbſtgewählten Exile nun haben wir den deutſchen Sänger etwas weiter aus dem Auge verloren, als ſein ſchönes Talent verdiente, und das politiſche Diluvium der Gegen-

wart würde ihn vollends zu verſchlingen drohen, wenn nicht als ein blühender Oelzweig zur freundlichen Erinnerung ein zartes, goldgefaßtes Bändchen vor uns läge, die dritte und verbeſſerte Auflage der lyriſchen Gedichte unſeres Freundes enthaltend. Sei ihnen ein Augenblick der geneigten Betrachtung wohlwollend gegönnt! Dräxler-Manfred tritt uns als eine jener wenigen geſunden Naturen entgegen, die im politiſchen und kosmopolitiſchen Schmerze der Gegenwart ein unverkümmertes Daſein ſich glücklich gerettet haben. Ihm iſt des Lebens Naivität, des Augenblickes Glück und Unglück, des Genuſſes Luſt und der Entbehrung Leid, und all der mannigfache Wechſel dichteriſcher Affekte im ganzen noch nicht paralyſiert von der matten Gleichgültigkeit eines modern blaſierten Bewußtſeins; ihm haben noch tauſend kleine Freundlichkeiten der irdiſchen Szenerie Wert und Intereſſe, die teilnahmsvolle Sinnlichkeit des Poeten, die mit offener Empfänglichkeit den Schauplatz des Lebens durchwandelt, ſehen wir bei ihm noch nicht aufgelöſt und verdüſtelt in den dürren Abſtraktionen einer abgeblühten Verſtandespoeſie. Wenn es den echten Dichter charakteriſiert, daß er ſich in jedem Augenblicke im lebendigen Zuſammenhange mit dem Ganzen ſeiner Umgebung und Mitwelt fühlt, und nicht bloß nach einzelnen Seiten hin, etwa als Politiker im Staate, ſo müſſen wir Dräxler-Manfred einen echten Dichter nennen. Sein Liederbuch weiſt einen reichen Schatz der mannigfaltigſten und bunteſten Beziehungen auf, in denen der Dichter der Natur, der Geſchichte, dem Menſchen in lyriſcher Einſamkeit, in denkender Betrachtung, in heiterer und ernſter Geſelligkeit wechſelvoll gegenüberſteht. Dabei ſehen wir ihn keineswegs den leitenden Ideen der Gegenwart entfremdet, ſeine Naivität wäre ſonſt die des ſpielenden Kindes, nicht des heiteren Sängers, und wir würden wenig an ihr zu rühmen finden. Dieſes Zeitbewußtſein bildet aber doch nur in ſeinen Gedichten die leiſe Schattierung deſſen, was ewig und unverfälſcht iſt in der menſchlichen Bruſt, den Hintergrund und die Gartenwand, woran die Fliederbüſche, die Efeuranken und Rebengehänge ſeiner dichteriſchen Lieder-

triebe grün und verſchwenderiſch herumwuchern. Mit dieſen wenigen Bemerkungen glauben wir die Eigentümlichkeit unſeres Dichters im allgemeinen umſchrieben zu haben. Wollen wir uns aber ſein Bild vervollſtändigen, und zu dem Lichte den Schatten geſellen, ſo dürften wir bei weitem die Feder noch nicht aus der Hand legen, wenn wir ſie auch zu bedeutend ungünſtigeren Zügen brauchen müßten. Wir haben Dräxler-Manfred eine geſunde Natur genannt; aber eine geſunde Natur muß noch keine ſtarke ſein, der Organismus kann auch mit einem beſcheidenen Maße von Kräften recht gut haushalten. Ein ſolches Maß iſt unſerm Dichter gegeben. Weder in Luſt noch Schmerz iſt markige Derbheit ſein Teil. In beiden Fällen ſinkt ſein Affekt bis zur Milde herab, aber zu einer Milde, die nicht das klaſſiſche Reſultat künſtleriſcher Selbſtbezwingung, ſondern überhaupt nur eine mittlere Lebenspotenz, eine anſtändige Art Schwäche iſt. Seine Sonne leuchtet mit gedämpfter Wärme und rötlichem Schein von einem zartumflorten September-Himmel, und ſelbſt im höchſten Mittag treten die Konturen der Berge aus dem weichen Dufte nicht ſchärfer hervor. Charakteriſtiſch für ſolche Naturen wird es immer ſein, daß ſie im dunklen Gefühle der fehlenden Kraft, wie Matthiſſon, Salis und zum Teile auch Lenau, ein bedeutendes Gewicht auf den muſikaliſchen Reiz des Verſes legen. Dräxler-Manfred ſucht in den elaſtiſchen Stahlfedern des Reimes jenes behagliche Wiegen, welches ſtatt den natürlichen Schwungfedern des Genius ein Surrogat für den Genuß des Fliegens ſein ſoll.

Sende Sonnenſtrahl entgegen
Mir als Boten für mein Glück,
Fruchtern Regen, der als Segen
Perlt im holden Mutterblick.
Daß ja keine Blume ſäume
Anzuziehn ihr grünes Kleid:
An die Keime ſende Träume
Von der Auferſtehungszeit.
Bäume ſollen ſich bemoosen,
Und bereit die Roſen ſtehn;
Denn mit Roſen will ich koſen,
Und auf Roſen ſchlafen gehn . . . uſw.

Dieſe eine Probe für alle. Nirgend groß und erſchütternd, überall niedlich und zierlich iſt Dräxler-Manfreds Vers, und der Geiſt der ſauberſten Korrektheit durchdringt jede Fuge ſeiner metriſchen Bauten. Ein holländiſcher Blumengarten von gefälligſter Anlage und Reinlichkeit iſt ſein Buch, aber Eichen und Zedern muß man nicht darin ſuchen. So verdient auch unſer Lob von der Reichhaltigkeit menſchlicher Momente und Beziehungen in Dräxler-Manfreds Poeſie ſeine nähere Beſtimmung. Ueberhaupt kann man von Dräxler-Manfred ſagen, und er hört es gewiß ſelber gerne, daß ihn Goethes Trophäen nicht ſchlafen ließen. Sichtlich folgt er ihm in allem, was Form und Exterieur iſt (z. B. die prätentiöſe Klaſſifikation ſeiner Gedichte: 1. Buch: Bilder; 2. Buch: Liebe; 3. Buch: Geſtalten; 4. Buch: Dichter; 5. Buch: Buntes); und ſo möchte er ihm auch gerne in der Weſenheit und im Interieur nahekommen. Dieſer Gott der ganzen nach-chriſtlichen Literatur, der in der erſten Hälfte ſeines Lebens Apollo, in der zweiten Zeus hieß, iſt das heimliche Ideal unſeres Dichters; nach den Roſen ſeiner Jugend geizt er in den lyriſchen Gedichten, nach der Weisheit ſeines Alters, in manchem gnomiſchen Spruche, deſſen altkluge Didaktik ein leiſes Lächeln abnötigt, ja ſogar den Orient, wo ſich Naivität und Reflexion, die wir getrennt beſitzen, ſo wunderbar vereinigen, hat er gute Luſt mit jenem zu erobern. Wie aber fängt er es an, um es zu jener Univerſalität zu bringen, die den beneidenswerten Titel einer Weltpoeſie trägt? Wenn das Genie den ganzen Charakter der Menſchlichkeit mit ein paar großartigen Hauptzügen in ewigen Marmor gräbt, ſo jagt Dräxler-Manfred jeder einzelnen und vorübergehenden Erſcheinung des Lebens nach, ſammelt mit unverſiegbarer Empfänglichkeit eine Menge Gips-Abdrücke der Dinge in der weichen Maſſe ſeiner Verſe und denkt, am Ende wird doch ein Bild der Welt daraus. Allerdings, aber mit welchem Unterſchiede! Dort iſt Ruhe, hier Unruhe, dort feſter Boden, hier das haltloſe Gefüge einer Welt; dort Notwendigkeit, hier Zufälligkeit. Ja, Zufälligkeit! Das iſt der wahre Charakter von Dräxler-Manfreds Lyrik. Keine

feſte Subjektivität, die er dem wechſelnden Spiele des Lebens als individuellen Schwerpunkt entgegenzuſetzen hätte, ewiges Sichhingeben, ewig paſſives, weibliches, unendliches Affiziertwerden von jeder Kleinigkeit, ewig ein Raub des Ungefährs! An welch kleinlichen Maſchinerien von Zufällen Dräxler-Manfreds Poeſie ſchwebt, zeigt vor allem ſchlagend das Gedicht: „Ein Jahr", wo dieſe Schwäche leider ſogar komiſch wird. Der Dichter kommt vor ein Haus, ein blühendes Mädchen ſteht auf dem Balkon, ein Jüngling geht auf der andern Seite vorüber, heimlich und liebeſelig grüßen ſich die zwei einander zu. Nach einem Jahre kommt der Dichter vor dasſelbe Haus, dasſelbe Mädchen ſteht auf dem Balkon, derſelbe Jüngling geht vorüber (!), aber diesmal ſtürzt das Mädchen mit einem Schrei zuſammen, der Jüngling drückt ſich ſcheu um die Ecke, und blickt nicht auf. Dieſes Gedicht iſt zugleich eines von jenen, auf die das Lob der Geſundheit nicht gemeint iſt. Noch weniger verdient dieſes Lob: „Der Unzufriedene", der ein mattherziges Lamento anſtimmt, wie er ſo ganz allein und liebelos in der Welt ſtehe, ſich aber doch ſukzeſſive erinnert, daß er 1. einen Vater, 2. einen Freund, 3. eine Geliebte beſitze, und ganz glücklich über dieſe Entdeckung nach Hauſe läuft. In ſolchen und ähnlichen Vanitäten frägt die moderne Blaſiertheit auch bei unſerm Dichter an, obwohl wir ihn im ganzen davon freigeſprochen haben. Verirrungen anderer Art finden wir in den Gedichten: „Eine Szene auf Java" und „Eine Negerin". Was machen ſolche Geſchichten in der europäiſchen Poeſie? Wer ſoll mitempfinden, wo das Ideal der weiblichen Schönheiten ſich auf Tätowierungen bezieht, oder dem Feinde Arme, Augen und Zunge ausgeriſſen, und ſein Blut getrunken wird? Laſſe man doch ſolche Schilderungen den Reiſebeſchreibungen, denen ſie entnommen ſind; das iſt nicht urmenſchlich, das iſt urtieriſch, und nur eine falſche Sucht nach Univerſalität und Weltpoeſie kann ſolche Gräßlichkeiten in Reime bringen. Schon Chamiſſo hat ſich ähnlicherweiſe zum Sänger des Kannibalismus gemacht, noch weniger aber ſteht es unſerm Dichter an, deſſen jungfräuliches Weſen damit ganz hetero-

gen iſt. Wir wünſchen ſehr, daß dieſe und manche andere Auswüchſe in einer neuen, wahrhaft „verbeſſerten" Auflage wegbleiben mögen. Drärler-Manfred iſt kein Genie, aber ein Talent, das im Zarten und Sinnigen mit einer eigentümlichen Nachdrücklichkeit ſich geltend macht, denn er beſitzt zum Glücke Tiefe der Bildung genug, um in die gewagteſten Subtilitäten ſeiner Gemütsſpiele etwas Ueberzeugendes zu legen, das ihn vor der Klippe der Seichtigkeit ſchützt. In dieſer Sphäre wird er immer vorzüglich, fruchtbar und mit guter Wirkung dichten.

Leopold Kompert

(10. September 1848)

Wie der franzöſiſchen Revolution, als bedeutungsvolles Vorzeichen, der Umſchwung der Philoſophie durch die Enzyklopädiſten voranging, ſo war die ſchöne Literatur, und zwar die Poeſie der Dorfgeſchichten das Symptom der Revolution in Deutſchland. Eigentümlich und neu war die Erſcheinung, wie plötzlich ohne Verabredung, ja ohne Bewußtſein und Tendenz eines politiſchen Zweckes deutſche Schriftſteller anfingen, das ſchlichte Volk der Wälder, den Bauern bei ſeinem Pfluge, die Magd bei ihrem Spinnrade, den Knaben in der Dorfſchule zur Herrſchaft der deutſchen Literatur zu berufen. Neu nenn' ich dieſe Erſcheinung, denn das trat anders auf als Geßners ſüßliche Spielerei, anders als Voßens homeriſche Reminiſzenzen, das griff tief, breit, energiſch mit des Geiſtes und Herzens heiligem Ernſte in das Innerſte des urdeutſchen Volkslebens, das griff ſein Werk an mit der Ueberzeugung eines Chriſtus für die Erlöſungstat, eines Kolumbus für die neue Welt Amerika, das dröhnte wie eine Poſtulation des ewigen Rechtes an die Throne der ſchlafenden Könige, an die Türen der deutſchen Volkskammern, — das war Demagogie im bedeutendſten Sinne des Wortes. Ja, dieſe ſanften, freundlichen Dorfgeſchichten, die ſo un-

ſchuldig ſchienen wie ein Veilchen, ſo harmlos wie ein Tagfalter, dieſe friedlich umhegten Dorfgeſchichten waren es, welche es mahnend verrieten: der Tag der Volksherrſchaft iſt in Deutſchland angebrochen, und die Poeſie, der Herold des Zeitgeiſtes, verkündet ſein Morgenrot. Wär' ich ein König oder ein Ariſtokrat geweſen, dieſe Novellen hätten mich mehr erſchreckt, als die verwegenſte Deſtruktions-Phraſe eines franzöſiſchen Redners. Angegriffen werden iſt nichts, aber vergeſſen, übergangen werden iſt alles! Und das taten die Dorfgeſchichten den Optimaten Deutſchlands. Sie machten eine Miene, als ob es keinen König, keinen Erzherzog, Großherzog, Herzog, Fürſten, Grafen, gefürſteten Grafen, keinen Baron, keinen Ritter, keinen Junker und kein Edelfräulein mehr gäbe durch ganz Deutſchland, für ſie war nur der dritte Stand vorhanden, das Zweikammerſyſtem geſtürzt, die Pairskammer abgeſchafft, die Privilegien vernichtet. Erſchien je die Zipfelmütze eines Fürſten neben der ſouveränen Bauernjacke, wie in Ranks Vier Brüdern, ſo hatte ſie weiter keine Bedeutung im Staate, ſie gehörte bloß einem verſchlemmten Sybariten an, der etwa ein Landmädchen verführte und ein guter Poſten im Buche des Außenhändlers war, der Dichter behandelte ihn mit keiner Spur von Zorn, ſondern mit einer Ruhe, mit einer Gutmütigkeit — es war furchtbar! Man ſah, dem Adel war bereits der Stab gebrochen, er gehörte zu den Toten. Und doch war es noch hoher und höchſter Adel, den die Dorfpoeten behandelten, die Bauern des Schwarz- und Böhmerwaldes hoffähige Ariſtokraten und der ganze dritte Stand ein bevorzugter, gegen einen großen Teil der vaterländiſchen Bevölkerung. Ja, iſt nicht die ſämtliche Chriſtenheit eine priviiegierte Kaſte, den Juden gegenüber?

Konnten und durften ſie übergangen werden, als ſich der demokratiſche Geiſt der Dichter zum Rächer ſuspendierter Menſchenrechte waffnete, und der Freiheit eine Gaſſe, der Mooshütte des ſchwielenvollen Fröners in der Literatur eine vorbildliche Perſpektive auf die ewige Gerechtigkeit der Volksvertretung öffnete? Nein, auch für dieſe am ſchwerſten und tiefſten geknechtete Klaſſe der Staatsbürger trat ein

Repräſentant auf, der ſie mit dem glänzenden Golde der Poeſie aus dem Dagno der politiſchen Gefangenſchaft und der öffentlichen Meinung loskaufte — es war Leopold Kompert mit ſeinem Novellenbuche, betitelt „Aus dem Ghetto". — Man hat viel darüber philoſophiert und geſtritten, ob das Judentum mit ſeinem ſtarren Deismus, mit ſeiner altteſtamentlichen Theokratie, mit dem exkluſiven Charakter ſeiner nationalen Anſprüche, mit der patriarchaliſchen Verfaſſung ſeines Stamm- und Familienlebens im chriſtlich-modernen Staate, in der romantiſch-abendländiſchen Welt exiſtieren könne oder nicht? Ja, ob dieſes hochverſpätete Stück vorweltlicher Geſchichte überhaupt eine Berechtigung ans Daſein habe, da es mit der Gegenwart und ihren Zuſtänden eine ſo ganz heterogene Maſſe bilde, und eigentlich alles Leben als beſchloſſen gedacht werden müſſe, was ſeine Selbſtändigkeit, ſei es nun als Individuum, oder als ganze Nation, eingebüßt habe. Es iſt hier nicht der Ort, die nichtige Hohlheit dieſer und ähnlicher Phraſen bloßzuſtellen, ſonſt würde ich kurz erwidern, daß das religiöſe Moment, als eine reine Gemütserſcheinung, bei politiſchen und ſtaatsbürgerlichen Fragen gar nicht in Betracht kommen kann, da das Individuum zur Eingehung eines Rechtsverhältniſſes, welches doch der ſtaatliche Verband iſt, ſich die Freiheit ſeiner Gottvorſtellung ebenſowenig binden zu laſſen braucht, als etwa die Freiheit, ſich ein äſthetiſches Ideal zu konſtruieren, oder ſonſtigen rein ſubjektiven Zuſtänden ſich hinzugeben, wie denn bereits auch faktiſch die nordamerikaniſche Republik beſteht, ohne ſich um die religiöſen Herzenszuſtände ihrer Bürger zu bekümmern, und überhaupt der Tag nicht mehr fern ſein dürfte, ja im ſtillen vielleicht ſchon da iſt, da es ebenſo viele Religionen als Individuen gibt. Was aber die nationale Heterogenität des Judentums mit den abendländiſchen Völkern betrifft, und der für beſonders ſchwierig angeſehene Umſtand, daß die religiöſen Vorſchriften der Juden zugleich eine politiſche Sonder-Verfaſſung gegen jede andere bilden, ſo wird dieſe Differenz gerade durch das Chriſtentum ſelber ausgeglichen, welches, da es

in den weſentlichſten Zügen eine Tochter des Moſaismus iſt, in ſich ſelbſt genug Verwandtſchaftliches mit dieſem enthält, um für die ohnedies nicht ſo innige, und nur an einige allgemeine Bedingungen geknüpfte Verbindung in ſtaatsbürgerlicher und ſozialer Hinſicht auszureichen. Endlich das Durchlebte, Vergangene, das Hiſtoriſch-Erſchöpfte des Judentums angeſehen, ſo brauchen wir nur die modernen Völker zu erinnern: wer hat bei der Schilderhebung der Neugriechen mit mehr Begeiſterung und Enthuſiasmus ſich für die Möglichkeit des Fortbeſtehens einer hochveralteten Nationalität ausgeſprochen, als eben dieſe modernen Völker durch ihr eigenes Beiſpiel? Darf derſelbe Glaube der einen Nation mit ſoviel Hartnäckigkeit entzogen werden, wenn er der andern mit ſoviel bereitwilliger Freigebigkeit geſchenkt wird. Doch, wohin gerat' ich? Nicht ſelbſttätig wollt' ich mich an dieſer Frage beteiligen, ſondern nur referieren, wie es ein anderer getan hat, nicht räſonierend in dieſen Streit eintreten, ſondern zeigen, wie er auf einem viel glücklicheren Wege — äſthetiſch nämlich, von einem Künſtler erledigt wurde. Die Poeſie hat immer etwas Entſcheidendes. Wenn Philoſophie und Kritik lang und fruchtlos genug an ihren Fragen ſich müde gejagt haben, dann tritt der Dichter auf, und iſt ihm ſein Werk gelungen, ſo bleibt ſeine Stimme zuverſichtlich die letzte im Streite, die definitive und maßgebende. Es wird in Frage geſtellt, ob der dritte Stand reif und mündig ſei, ſeine politiſchen Rechtsverhältniſſe ſelbſt zu pflegen und zu regieren; Auerbach und Rank erſcheinen, und zeigen ein Volk in der ganzen Kraft und Schönheit menſchlicher Einſicht und Geſittung, verſtändig, mäßig beſonnen, offenen Sinns und klaren Urteils, beſcheiden, treu, ſchlicht und gerecht, voll frommer Zucht und Ehrbarkeit. Ihre Gemälde, ebenſo reell als ideell, ſchlagen jede Verneinung des Böswilligen, jeden Zweifel des Schwachſinnigen nieder, und zur Beſtätigung folgt ihnen das Jahr 1848 auf dem Fuße und die Demokratie wird Tatſache. Ebenſo Kompert. Es wird in einem langen und widerlichen Streite mit vielem Aufwande von

Gründen und Gegengründen durch alle Kammern Europas die Frage hin- und hergezerrt, ob die Juden der bürgerlichen Gleichberechtigung mit den Chriſten fähig ſind oder nicht; Kompert entriegelt die traurigen Pforten des Ghettos und zeigt uns im Spiegel der Dichtung, die ihre Schönheit nur von der Wahrheit leiht, hinter den eiſernen Gittern ein ebenſo würdiges Volk als vor denſelben. In fünf einfachen Erzählungen von mäßigem Umfange führt uns der Dichter die ganze poetiſche Ethnographie des merkwürdigen Volkes vor die Seele. Die erſte Erzählung „Judith die Zweite" ſtellt uns die faſt paradoxe Erſcheinung dar, wie ein Jude für ſein Vaterland glüht. Was iſt des Juden Vaterland? Das Land, das ihn mit Schmach und Kränkung überhäuft, in dem er verachtet, ehr- und rechtlos ſein fluchbeladenes Haupt hinter dem Gefängnistore des Ghettos birgt, dem er mit ſchwerem Golde die Erlaubnis zu atmen abkauft, und das ihn in ſtets erneuerten Friſten für vogelfrei erklärt und verjagt, wenn er ſeinen Leibzoll nicht ſchnell genug in die Wage der gierigen Gerechtigkeit wirft. Der aufopfernde Heroismus eines Weibes, das ihrem eingeborenen Naturgeſetze, in der Liebe und Treue zu dem Manne ihre Beſtimmung zu fühlen, ſelbſt durch den Weg der Schuld mit unerſchütterlichem Gehorſam nachgeht, bildet die Spitze dieſes Gemäldes moraliſcher Kraft und Weihe. Die zweite Erzählung „alt Babeln" iſt eine echt patriarchaliſche Idylle. Wie hier das uralte Großmütterchen mit der unverkühlten Glut des Orients den Strom ihrer Zärtlichkeit über das Schmerzensbett ihres verwundeten Pfleglings und Enkels ergießt, dort mit ihrer einfach-erſchütternden Erzählung von einer gefallenen Tochter Iſraels, wie ein Blitz Gottes, in das ſchuldumlagerte Bewußtſein der jungen Enkelin ſchlägt, und im entſcheidenden Augenblick das Mädchen von der Tat der Sünde errettet, ſo ſteht ſie da, ein morgenländiſches Familienhaupt, und hält die Fäden des leiblichen und geiſtigen Wohls ihres Stammes in den Händen, ein lebendiges Bild aus jenen Tagen urmenſchlicher Zuſtände, wo noch die Leitung und Erziehung des jungen Geſchlechtes aus der na-

türlichen Quelle des Stammälteſten floß, und der phyſiſchen und moraliſchen Pflege der Kinder die warme Hand und die verehrte Zunge der Mutter genügte. — Wenn man häufig genug die herzloſe Verſtandesſchärfe und egoiſtiſche Spekulationsſucht des Juden zum Titel der Antipathien gegen ihn nimmt, ſo zeigt uns die dritte Novelle „Schlemihl" von dieſem nationalen Charakterzug ein rührendes Gegenteil. Wir ſehen hier einen jener unpraktiſchen Gefühlsmenſchen, die ſich nie darein finden, die Welt und das Leben mit dem Verſtande aufzufaſſen, die mit Beſcheidenheit und Einfalt ihre Straße wandeln, ſich wohl eine Zeitlang mit Eifer und mit Naivität anſtellen, als könnten und wollten ſie mit der Klugheit des öffentlichen Verkehrs konkurrieren, gar bald aber zu der dunklen Ahnung kommen, daß ihr eigener Charakter als tragiſches Verhängnis über ihrem Haupte ſchwebt, und ihnen die Wege des Glückes verſperrt, die dann mit einem ſchmerzlich-ſüßen Zuge melancholiſcher Gutmütigkeit reſignieren, beſchränkt auf eine abgeſchloſſene Häuslichkeit im Beſitze eines teuren Weibes oder Kindes eine kleine Welt der Liebe ſuchen, endlich aber auch hier in ihrer allzu zarten Empfindſamkeit zum Tode verletzt, ſtill und ohne den Mund zu öffnen, ihr unglückliches Daſein aufgeben. Die vierte Novelle heißt „Die Kinder des Randars" und iſt die größte und umfaſſendſte. Hier blüht Iſrael in dem Geſchwiſterpaare Moritz und Hannele mit der ganzen Genialität der Männlichkeit und Weiblichkeit, des Geiſtes und Herzens, der Kraft und der Liebe auf. Wir ſehen hier einen hellblinkenden Schatz menſchlich-ſchöner und guter Anlagen, reicher Fähigkeiten und Bildungskeime von der Natur, die allein ewig gerecht iſt, den Kindern des Ghettos mitgegeben. Weit oben in ihrer nordiſchen Verbannung weiß das üppige Morgenland ſeine Sprößlinge zu finden und überhäuft ſie mit ſeinen köſtlichen Gütern. Aber wie gedeihen ſie den Armen? Alle menſchliche Pracht und Herrlichkeit, die draußen im Freien ſich und der Welt zum glänzenden Genuß emporreift, muß im traurigen Ghetto verkümmern, geopfert dem finſtern Fluche des Brudervolks. Die genialen Anlagen des Knaben

verlaufen dahin, wo alle Anſprüche des gebildeten Juden ihre Schranken finden, er wird Arzt eines dürftigen Ghettos. Das Mädchen in ihrer Liebe zu dem chriſtlichen Geſpielen, der noch überdies geiſtlich wird, hat vergebens eine der ſchönſten Blumen der Weiblichkeit entfaltet; auf dem Wege zur Taufe ergreift ſie die Familie, dieſer mächtige, jüdiſche Bann, und ihr ganzes übriges Leben iſt ein fortgeſetztes Sterben. Tragiſche Opfer! wie vielen Millionen ſeid ihr beigeſellt, und werdet ihr den Reihen ſchließen? — „Ohne Bewilligung" iſt die fünfte und letzte dieſer Ghetto-Geſchichten. Ausgeſprochener als in den andern allen tritt hier der chriſtliche Staat dem Judentum gegenüber. Bekanntlich iſt in den ſlawiſchen Ländern Oeſterreichs ſeit langer Zeit die Zahl der anſäſſigen Juden-Familien auf einige Tauſend beſchränkt, die aber bei der vervielfachten Population längſt nicht mehr zureichen. Das Recht dieſer „Familie" iſt nur auf den Erſtgeborenen erblich, das heißt, nur er kann eine geſetzliche Ehe ſchließen, den übrigen Brüdern wird die obrigkeitliche Bewilligung zur Heirat nicht erteilt. Dieſe teufliſche Inſtitution, die Börne mit ſo vieler Wahrheit einen antizipierten Kindermord nennt, iſt die Folie dieſer Novelle. Ein blühendes Brautpaar wirft ſeine friſcheſte Liebe und Jugend gehorſam dem Moloch jenes Geſetzes in den Rachen, wir ſehen in ihm das erſte und heiligſte Recht der Natur ein halbes Menſchenalter hindurch auf der Folterbank liegen und ſich verbluten. Endlich, als es vor Gott und ſeinem Prieſter den langverjährten Bund heiligen läßt, als es nichtsdeſtoweniger mit Schmach und Spott in und außer dem Ghetto verfolgt wird, weil heiliger als der Gott im Himmel die Polizei auf Erden iſt, ſtürzt es ſich im überquellenden Schmerze dem Monarchen flehend zu Füßen, und iſt noch überglücklich, zuletzt als Gnade zu erreichen, was als Recht einer ganzen Nation verſagt iſt. — Ein paar „Märchen aus dem Ghetto" voll zarter, geiſterhaft-myſtiſcher Religioſität machen den Beſchluß des Buches. Ueberblicken wir nun das ganze dieſer Schilderungen, ſo ſehen wir von der reinen Hand der Muſe leicht und frei den Knoten der

Frage gelöst, den befangene Menschen so langsam entwirren, oder wohl gar noch fester zu knüpfen bemüht sind — den Knoten der Frage, ob das Ghetto seiner Menschenrechte würdig ist oder nicht? Wir sehen im Ghetto ein frommes, unbescholtenes, der Natur und dem Gewissen folgsames Volk wandeln, wir sehen im Ghetto Tugenden blühen, die wir auch außer demselben als Spitzen der religiösen Kultur in höchsten Ehren halten, und licht und fest steht die Ueberzeugung in uns: Der menschlichen Freiheit fähig und würdig ist alles, was an der Gebarung der menschlichen Sittlichkeitsidee mitarbeitet. Deflektieren hier wie überall einzelne von dem Wege ihrer sittlichen Bestimmung, so imputiert das der Ueberzahl ihrer Mitbürger nicht, diese würden dann nicht Bürger von Oesterreich oder von Deutschland, sie würden nicht Bürger der Erde, sie würden Bürger des Himmels zu sein verdienen. — Mit diesen Gedanken scheiden wir von dem wertvollen Buche. Der Geist der Gegenwart hat mich verführt, von einer ästhetischen Erscheinung im politischen Sinne zu sprechen. Es erübrigt mir jetzt noch, Leopold Kompert als literarischen Charakter zu zeichnen. Leider habe ich den Raum dazu längst schon verbraucht, aber ich kann zum Glücke auch hier um so kürzer sein, da ich diese Seite ganz und gar an ein Allbekanntes anzuknüpfen imstande bin. Ich möchte nämlich Kompert, wie ich es am Eingange nach einer äußern Analogie getan, so auch in Ansehung der Art und Eigentümlichkeit seines Talentes den Koryphäen der Dorfpoesie an die Seite stellen. Weniger Aehnlichkeit hat er mit Rank und dessen mehr subjektiver, sentimentaler und breiterer Schreibart; näher stelle ich ihn zu Auerbach. Mit Auerbach hat er die Schärfe der Beobachtung, den Scharfblick in die menschliche Seele, die strenge objektiv-epische Form, die Präzision und Naivität in der Behandlung gemein. Beiden aber reiht er sich an, durch die schlichte Wahrheit und Naturtreue seiner Schilderungen, durch ein glückliches Streben nach echter Schönheit der Kunstform, durch Tendenz und leidenschaftslose Selbständigkeit in Beherrschung seines Stoffes, mit einem Worte

durch jenen hohen Grad künſtleriſcher Ruhe, der dieſe Dichter vor den demokratiſchen Literaten der zwei nächſtvergangenen Dezennien (denn das ſind ſie in ihrem innerſten Weſen doch auch) ſo vorzüglich und zu einer bleibenden Wertbeſtimmung auszeichnet. In der Tat, wenn man dieſe verklärte Ruhe und Milde betrachtet, mit welcher Auerbach, Rank und Kompert den ſo ſehr aufreizenden Stoff einer empörenden Volksknechtſchaft behandelt haben, ſo ſollte man glauben, als ob bereits die Ahnung der Freiheit wie ein ſeliges Morgenrot ihrem prophetiſchen Blicke entgegengeleuchtet. Nur ſchade, daß Kompert ſchon zu nahe an den Pforten dieſer Freiheit ſtand, und während ſeine glücklicheren Brüder ihren Ruhm noch in Sicherheit einernteten, den ſeinigen unter den Revolutions-Stürmen des heurigen Jahres zernichtet ſah. Sein Buch erſchien kurz vor der Proklamation der franzöſiſchen Republik, zu jeder andern Zeit hätte es gerechte Aufmerkſamkeit erregt, die rauſchenden Wunder der Märztage haben den Blick von den ſanften Muſen auf die himmelſtürmenden Giganten gelenkt. Mögen dieſe Zeilen aus dem Schiffbruche des ſchön-literariſchen Intereſſes unſrem talentvollen Novelliſten noch einen Reſt der verdienten Anerkennung retten!

Ludwig von Löhner

Pſeudonym L. Reland und L. v. Morajn

(17. September 1848)

Wir haben es hier zunächſt mit jenem Bande Gedichte zu tun, welcher unter dem Namen L. v. Morajn in Dunkers Verlag in Berlin zu Anfang des heurigen Jahres erſchien. Auch ſie gehören zu den „Gefallenen der Märztage", und unſerm Beginnen treu, die literariſchen Verdienſte der nächſten Gegenwart gegen die Präterierungen der politiſchen in Schutz zu nehmen, widmen wir ihnen

dieſe Zeilen. Der Band iſt in drei Abteilungen geteilt, Natur, Geſchichte, Liebe. Am wertvollſten ſind die Gedichte der erſten Abteilung. Mit ihnen vorzüglich reiht ſich Löhner in den Chor der beſten Dichter dieſes Genres, ſie ſind es, die ſeinen guten Anſpruch auf den poetiſchen Lorbeer begründen. Welcher Menſch fühlt ſich in der Mitte der landſchaftlichen Natur nicht Dichter? Eine Atmoſphäre der Poeſie umweht ihn hier, er atmet ſie ein, er trinkt ſie mit allen Poren, er badet mit ſeinem ganzen Daſein wie in einem flüſſigen Gedichte; das Schöne iſt ſeine unmittelbare Nähe, und doch, wenn er darnach greifen will, ſo iſt es ihm nirgend ferner, als gerade hier, und eher gelingen wohl hundert Gedichte über andere Stoffe und an anderen Orten, als ein Gedicht über die Natur in der Natur. Wie erfaßt er dieſen unendlichen Ausdruck, der ſcheinbar rings in den Körpern ſeiner Umgebung liegt, und doch wieder keineswegs an den Körpern haftet! Iſt es genug, die ganze Landſchaft ſauber und nett bis ins kleinſte Detail zu kopieren, wie Matthiſſon, oder ſoll ſie im Spiegel des eigenen Gemütes betrachtet und zum Subjekte werden, wie bei Lenau, oder reicht es aus, ſie in großartigen, ſinnvoll-bedeutenden Gruppen und Maſſen zuſammenzufaſſen, wie Goethe (der übrigens nie die Natur allein, ſondern nur unter anderm zum Gegenſtande der Poeſie gemacht hat); oder gibt es noch ein Viertes, worin das Geheimnis und der verborgene Schlüſſel liegt? Allerdings gibt es ein ſolches; es iſt der eigentümlich märchenhafte Geiſt, das unheimliche Schaudern, das ahnungsvolle Weſen, das Neugeboren-Lebendige in Luft, Erde, Waſſer und Pflanzen, es iſt jener wunderwebende, zauberatmende Naturgeiſt, den wir als eigentlichen poetiſchen Stoff aus der ſichtbaren Natur herausfühlen, und deſſen Darſtellung weder ganz erreicht wird, wenn man die Natur als rein ſinnliches Objekt, ſei es nun in Detail, oder in Maſſe, auffaßt, noch wenn man ſie zu ſehr in moraliſches Subjekt verwandelt, und jedes Blümchen liebeln, jedes Bächlein weinen, und Mond und Sterne menſchlich ſympathiſieren läßt, ſondern dadurch, daß das, was das leibliche

Auge ſieht, und was das Gemüt fühlt, durch die beſonders regſame Tätigkeit einer dritten Kraft, der Phantaſie vermittelt, und aus Objekt und Subjekt ein eigentümlicher Schmelz wird, der endlich das, nach deſſen Ausdruck der naturbegeiſterte Seher ſchmachtet und ringt, wirklich ausdrückt. Und dies zu erreichen, iſt Löhners Kunſt; dies bringt er in ſeinen Gedichten als ſeltene Morgengabe der Poeſie mit, damit bereichert er ſie. Wir nennen beiſpielsweiſe nur „Farrenkraut" und „Wettermacherei".

Nach dem Buche „Natur" iſt es das Buch „Geſchichte", das von Löhners poetiſchem Berufe manch herrliches Zeugnis enthält. Dieſen räumen wir den zweiten Rang unter ſeinen Gedichten ein. Beſonders nennen wir hier: „Sänger Hafis" und das Fragment „König Manfred" das Vorzüglichſte. Erſteres iſt durch Kraft und Schwung, Feuer des Ausdrucks, Stärke der Leidenſchaft und orientaliſchen Bilderreichtum ausgezeichnet, nur finden wir den hiſtoriſchen Charakter Hafiſens vergriffen; letzteres reiht ſich eigentlich zum großen Teile an die Naturſchilderungen, und teilt die Meiſterſchaft der übrigen im vollſten Maße. König Manfred, auf ſeinem Zuge von Deutſchland nach Italien begriffen, hält zum letzten Male mit den Seinen auf deutſcher Erde Raſt, und dieſe „Nacht im Walde" iſt der Gegenſtand dieſes Fragmentes. Aber nicht bloß die Naturſzene ſelbſt, ſondern das ganze Tableau dieſer Ruhe, wie Menſchen und Pferde nach heißem Tagesmarſch entgürtet, entfeſſelt, entſchnallt und gelöſt in wildromantiſcher, maleriſcher Gruppe bei den friedlichen Kochfeuern im phantaſtiſch beleuchteten Walde umher lagern, iſt ein Bild, mit höchſter Kraft und Lebendigkeit gezeichnet. Wie homeriſch, plaſtiſch und naiv erſcheinen z. B. folgende Verſe, in denen der Dichter die Ruhe der Pferde ſchildert:

Geſchäftig nimmt der Diener Schar
Indes der treuen Renner wahr.
Gelöſt den ſtraffen Gurt vom Bauch,
Aufſchnauben ſie mit lautem Hauch;
Der Decke quitt, die ſie umſchlang,
Die feuchte, glatte Haut entlang,

Behaglich kräuſelnd Schauern geht,
Wie Kühlung ihre Adern bläht.
Nun hoch den Hals mit langer Mähn'
Aufwerfend in der Nachtluft Weh'n,
Mit frohem Stampfen horchen ſie
Des Waſſers Plätſchermelodie,
Der Gerſte Rauſchen, die geſchwingt
Im wohlgefüllten Maße ſpringt;
Fußtritt ertönt und Zungenklang,
Gedämpftes Wiehern, Schmeicheldrang,
Abwehr und Anruf, Hufesſchürfen,
Langſames Kauen, tiefes Schlürfen.

Eine köſtliche Epiſode darin iſt das Lied des Sängers Sordello, der die ruhende Schar mit ſeinem Geſang vergnügt. Wie mit einem Sprunge ſtehen wir hier im Mittelalter. Die naive Einfalt und Treuherzigkeit dieſer Zeit in Geiſt und Form wiederzuſpiegeln, iſt dem Dichter vortrefflich gelungen; ſpeziell aber iſt es die Hohenſtauffenſche Periode, die durch kühnen Freigeiſt, durch beißenden Spott und Satire auf die Kirche in dieſem Liede ſchlagend gezeichnet, wie lebendig vor unſern Augen daſteht. Der Sänger gibt nämlich ſeiner ghibelliſchen Zuhörerſchaft, die, mich dünkt, bekannte Anekdote zum beſten, wie in einem der Kreuzzüge die heilige Aebtiſſin eines rheiniſchen Kloſters vom himmliſchen Eifer entflammt ins gelobte Land mitzieht, in die Gefangenſchaft eines äußerſt materiell geſinnten Heiden fällt, und ſchön und jung wie ſie iſt, „im Laufe von Mond und Jahr an ihrer Keuſchheit Perlenſchrein" unerſetzlichen Schaden leidet. Durch ſchweres Gold endlich zurückgekauft, macht ihre Geſchichte in der ganzen abendländiſchen Kirche Aufſehen, ein Konzilium tagt über die delikate Frage, durch welche Buß- und Heiligungsmittel die restitutio in integrum zu bewerkſtelligen.

Doch als mit endlichem Beſchluß,
Recht wie ein Schütz mit ſcharfem Schuß,
Ins Schwarze von der Frage Ziel
Den Bolz getrieben das Konzil, —
O Schmach, o Aerger! allzuſpät
Kam das erwartete Dekret;
Davon aufs neu entlaufen war

Die Aebtin zu der Türkenſchar,
Die Sünde, der ſie kaum entgangen,
Nun freien Willens anzufangen.

Damit endet die mutwillige Erzählung, die, obwohl ſie von Fremden ſpricht, doch in der Art und Weiſe des Vortrags ſo charakteriſtiſch iſt, daß wir die Individualität des Sängers Sordello ſelbſt darin zu erblicken glauben. Wir ſehen den feineren ſatiriſchen Zug um den Mund, die joviaſiſche Sinnlichkeit ſeines lachenden Auges, ſein keckes Spitzbärtchen, den ſüdlich-ſchwarzen Lockenwald um das geiſtreiche Köpfchen, die ganze ſchlanke, heſperiſche Geſtalt in ihrem poetiſchen Vollbehagen, und dieſer objektive Ausdruck eines zweiten Charakters in einem Gedichte, das wieder mit einem dritten Gegenſtande ſich beſchäftigt, iſt nicht der geringſte Beweis von der dichteriſchen Fülle und Lebendigkeit dieſes meiſterhaften Liedes. Ich wünſchte ſtatt allen Lobes es ganz und gar herſetzen zu können, will aber nur mit den trefflichen Schlußverſen eine Probe geben, in denen Sordello mit ſeiner eigenen Subjektivität hervortritt. Denn nicht zufrieden mit dem Vortrage der Geſchichte ſelbſt, gibt der Sänger zuletzt nach echter Art des allegoriſierend-didaktiſchen Mittelalters eine ausdrückliche Erklärung desſelben; da muß nämlich alles nur ſymboliſch geweſen ſein, das Türkenlager bedeutet die ſinnliche Natur des Menſchen, die Aebtiſſin die Seele, ihr Abfall die Emanzipation des Fleiſches, und alſo ſpricht der poetiſche Lehemann ſein köſtliches haec fabula docet aus:

Oh, wie die dumpfe Menſchenwelt
Sich immer Sinais aufgeſtellt,
Aus denen unter Donnerſchall
Ausgeht Geſetz und Vorſchriftsſchwall!
Noch überklang der Donner nie
Der Erde Freudenmelodie.
Ja, wie der Hirſch am edlen Haupt
Den Schmuck, den ihm der Winter raubt,
Das hohe, zackige Geweih
Neu trägt mit jedem Mai:
So wird, ſolang auf dieſer Welt
Der Menſch ſein Hausherrnrecht behält,

Die ungebundne Erdenluſt
Mit hellem Auge, junger Bruſt,
Sooft die Frommen ſie begraben,
Stets wieder Auferſtehung haben!

Schade um das Ganze, daß es nicht vollendet iſt! Wenn die einzige Geſtalt des Sängers in dem vorüberfliehenden Liede ſich ſchon ſo trefflich markiert, ſo rund und kräftig hinaustritt, wie müßte König Manfred ſelbſt, wie müßten alle Figuren des ganzen epiſchen Tableaus gezeichnet ſein? Doch das liegt nun darnieder für immer. Löhner iſt dem Rufe in die politiſche Laufbahn gefolgt, iſt einer der tätigſten auf derſelben, und wird nach ſeiner eigenen Ausſage nie mehr in dieſelbe zurückkehren. Und doch erkennt er im Grunde richtig ſeine eigene Natur in dieſem Entſchluſſe, und ſchätzt und richtet ſich ſelbſt am treffendſten. Denn ſo wie dieſer König Manfred, ſein Beſtes, wenn es vollendet worden wäre, Fragment blieb, ſo iſt doch Löhner ſelbſt, mit ſeinen großen Gaben nur Fragment eines Dichters. Denn jetzt kommen wir zum dritten Buche ſeiner Gedichte, zum Buche: „Liebe", zur Feuerprobe des poetiſchen Berufes. Und dieſe Probe beſteht Löhner nicht. Hier ſehen wir das ganze freudloſe Miasma der modernen Blaſiertheit, eine Ohnmacht, ein unwürdiges Wegwerfen und Aufgeben ſeiner ſelbſt, eine triſte Menſchennatur, die im Konflikt mit dem Unglück weit entfernt war, es zu beſiegen, und nicht einmal tragiſch wie Byron, oder humoriſtiſch wie Heine verzweifelt, ſondern kalt, farblos und indifferent ſeinen Ruin gehen läßt, ohne Spannung, ohne Elaſtizität, ohne Fluch und ohne Lachen Und ſo ſteht Löhner denn doch in dem großen Chore jener verunglückten Dichter, die nur in der Einſamkeit und der Natur, oder einem andern Objekte gegenüber den Wert des Lebens fühlen und poetiſch verkünden (was er freilich gediegener tut als eine zahlreiche Mitgenoſſenſchaft), die aber an ſich ſelbſt jenes Große und Bedeutende nicht finden, welches die Menſchheit adelt, welches der eigentliche Stoff iſt, und worin die beherrſchende Kraft der Dichtung über die Maſſen, nicht bloß die anziehende für den einzelnen Kenner

liegt. Für Dichter ſeiner Art iſt das Wort Anerkennung erfunden, über deren Mangel ſo häufig geklagt wird, ſie aber machen es auch begreiflich, daß Bewunderung ſicherer als Anerkennung zu erringen iſt. Bewunderung ſetzt das Ganze der Poeſie voraus, das nie verborgen bleibt, Anerkennung nur einzelne Teile und Fähigkeiten derſelben, die eben, weil ſie nur Einzelnes ſind, auch nur Einzelnen wieder in die Augen fallen und nicht ins Bewußtſein der Maſſen dringen. Wer die erſten Bücher: „Natur" und „Geſchichte" geleſen hat, verwundert ſich, daß ihr Dichter keine Berühmtheit iſt; das dritte Buch: „Liebe" erklärt aber das Rätſel; wir finden hier in Löhner keine überwiegende Perſönlichkeit. Wir ſcheiden von dem Buche mit der Ueberzeugung, Löhner iſt ein wertvoller Demantſplitter in der Poeſie, aber kein Solitär.

Liederbuch der Siebenbürger-Deutſchen

Von J. F. Geltſch

(23. Juli 1848)

Das gemeinſamſte Gut einer Nation iſt die Sprache. Dynaſtien, Regierungsformen, geographiſche und klimatiſche Verhältniſſe, Religion, Kulturunterſchiede, Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und Gewohnheiten können die einzelnen Stämme derſelben mehr oder weniger einander unähnlich machen, und in ſo zerſplitterte Bruchteile auseinanderſprengen, daß der Begriff eines einheitlichen Ganzen vielleicht auf Jahrhunderte von einzelnen Völker-Parzellen verloren geht; die Sprache, und in dieſer wieder über einzelnen Dialekts-Verſchiedenheiten hinaus, die herrſchende Schriftſprache iſt es, die zuletzt das ſtarke und große Gefühl der gemeinſamen Abſtammung den einzelnen Gliedern der

Familie vermittelt, und ſie, wie das weite, geräumige Vaterhaus, trotz allen Separierungen von Kammern und Zimmern im Innern, doch unter einem gemeinſchaftlichen Dache zuſammenfaßt, vereinigt, und nach außen hin ſtreng und beſtimmt abſchließt. Was Wunder alſo, wenn in Kampf und Frage um Nationalitäten zerſtreute Stammgenoſſen und Völker-Dezimalen mit ihrem „auch ich bin in Arkadien geboren", ſo ſchnell und eifrig als möglich in die Schriftſprache flüchten, und indem ſie mit gerüſteter Seele das Wort verdammen, und nach Taten ſchreien, doch für den erſten Augenblick gerade nichts Angelegentliches und Beſſeres zu tun, als Worte zu machen wiſſen? Es iſt dies nur ein ſcheinbarer Widerſpruch; das Wort in ſolchen Momenten iſt ſchon an und für ſich Tat, es iſt das Schibboleth unter den Dolchen fremder Nationen, es iſt Entſcheidung zwiſchen Leben und Tod. So ſehen wir im vorliegenden Buche die ſächſiſche Nation in Siebenbürgen, umgeben von fremden Elementen, die ſie zu obſervieren drohen, nach dem einzigen Rettungstau, das aus ihrem weitentlegenen Mutterlande hereinragt, nach der deutſchen Schriftſprache greifen, und ſie zur Wahrung ihrer Nationalität, heftig und leidenſchaftlich wie Brennus' Schwert in die Wagſchale werfen. Ein patriotiſcher Mann verſammelt Gleichgeſinnte um ſich her, oder vielmehr eröffnet in der folgenweiſen Herausgabe eines Liederbuches eine poetiſche Sprechhalle für die ganze deutſche Zunge in Siebenbürgen mit dem klar ausgeſprochenen Zwecke, die Rede hier als Hebel des Nationalgefühls und als Abwehr, Unterſcheidung und Gegenſatz gegen andringendes Fremdes zu pflegen. Es verſteht ſich daher von vornherein, daß wir die ſo zuſtande gekommene Sammlung deutſcher Gedichte nicht vor das Forum der Kritik zu laden berufen ſind. Dieſe Gedichte ſind keine literariſche, ſondern eine rein politiſche Erſcheinung, ſie haben nicht die Zwecke äſthetiſcher Schönheit, ſondern ſtaatsrechtliche, bürgerlich-irdiſche Zwecke vor Augen; ſie ſchließen das Recht des Rezenſierens aus, denn es handelt ſich in ihnen, nicht darum, ein Dichter, ſondern ein deutſcher Mann zu ſein. Dieſe Tugend haben aber alle Kontribuenten

des Buches in gleichem Grade gemein, alſo ſind ſie alle gleich gut in der Sphäre, in der ſie ſelbſt ſtehen wollen, und für die wir ihnen keine andere aufdringen dürfen. Aber eine wichtige Bemerkung können wir dabei doch nicht unterdrücken. Wohl iſt es wahr, daß die Sprache ſchon an und für ſich die Nationalität vertritt, daß ſie weiter nichts, als eben geſprochen zu werden braucht, um — als Kokarde zu dienen. Aber ſoll ſie weiter nichts als das? Kann ſie weiter nichts? Das Wort iſt doch ewig nur Werkzeug, Symbol und äußeres Zeichen, ſieht es nicht dürftig aus, mit der Schautragung dieſes Abzeichens allein ſich zu begnügen, und könnte man mittelſt des Wortes die deutſche Nationalität nicht noch inniger, feſter und nachdrücklicher betätigen, als durch dasſelbe allein? Allerdings ſind Leſſing und Pückler-Muskau, Goethe und Platen, inſofern ſie eine und dieſelbe deutſche Sprache ſchreiben, gleich deutſch, aber ſind auf einer höheren Stufe nicht Leſſing und Goethe unendlich deutſcher, als Pückler-Muskau und Platen? Woher kommt es, daß die einen Säulen der deutſchen Nationalität, die anderen — nichts ſind? So zeigt ſich, daß das Wort allein, vielleicht im täglichen Verkehr, aber in der Literatur doch nicht ſo gar nackt, und einzig als Bürge der Nationalität eingeſetzt werden ſollte. Deutſche Art und Kunſt iſt es, die unter der Oberfläche des deutſchen Wortes den Stempel für das echte Gepräge der deutſchen Nationalität liefern ſoll, und nach dieſem höheren, bedeutenderen Deutſchtum zu ringen, dürfen wir alſo immerhin unſeren Siebenbürger-Poeten brüderlichſt empfehlen. Neben dieſer Erinnerung mag noch eine zweite ihren Platz finden. Warum hat der Herausgeber lauter Gedichte von geſtern und heute, Gedichte, denen man die naſſe Tinte noch anſieht, in ſeinem Sammelwerke aufgenommen? Das ſieht aus, als ob ſich die Siebenbürger-Sachſen erſt über Nacht beſonnen hätten, daß ſie Deutſche ſind. Einen viel vorteilhafteren Eindruck würde es machen, wenn Herr Geltſch, beſonders im erſten Heft des erſten Bandes, wie das vorliegende iſt, auch ältere und älteſte Proben aus dem National-Liederſchatze der Siebenbürger-Sachſen-Kolonien, ja vielleicht

ſolche, die ſie vor Jahrhunderten vom Rhein noch mitgebracht haben, bei dieſer Gelegenheit mitgeteilt hätte, dadurch hätten die Siebenbürger in einer fortlaufenden Kette ihren lebendigen Zuſammenhang mit dem Mutterlande und ihre deutſche Nationalität erſt recht anſchaulich und rührend, und ohne Zweifel nachdrücklicher dargetan, als durch eine Sammlung eilig geſchriebener Lieder, die, wie geſagt, ſich ſämtlich aus den jüngſten Tagen datieren. Möge der Herausgeber, deſſen Streben gewiß ein ernſtgemeintes und löbliches iſt, dieſe beiden Winke in den Fortſetzungen ſeines Unternehmens gewiß zu eigenem Vorteile beherzigen. Schließlich noch einige verdiente Anerkennungen. Wenn wir zuvor unter der äußeren Form des deutſchen Wortes auf einen größern deutſch-geiſtigen Gehalt unſere ſtammverwandten Siebenbürger-Dichter aufmerkſam gemacht haben, ſo ſoll damit nicht angedeutet ſein, als ob vorliegende Sammlung desſelben ganz und gar entbehrte. Wir begegnen unter dem Namen Geltſch, Moltke, Kraſſer, Löwenhart, F. H—n, Kirchner, G. Th. Martin, Müller, Bedeus, F. W. S—r, F. W. Hieſel, Schiel, Wittſtock und A. Gedichten, denen mehr oder weniger poetiſcher Wert zuerkannt werden muß, und unter welchen ſich wieder manch ſchöne Blume, hervorragend vor den andern, bemerkbar macht. Das Liederbuch als Ganzes trägt das für die Siebenbürger-Sachſen höchſt glücklich gewählte Motto aus Schillers „Tell" an der Stirne:

O lerne fühlen, weſſen Stamms du biſt!
Wirf nicht für eitlen Glanz und Flitterſchein
Die echte Perle deines Wertes hin!
Ans Vaterland, ans teure, ſchließ dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!
Da ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft!
Dort, in der fremden Welt, ſtehſt du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Die Poeſie und die Freiheit

(30. Juli 1848)

Was zu den Zeiten unſerer ſchimpflichen Geiſtesknechtſchaft, da neben den Tyrannen Sedlnitzky und Metternich, die poetiſchen Gegenkönige der Deſpotie Moritz Hartmann und Alfred Meißner vielleicht ebenſo tyranniſch in ihrem Bereiche das junge Deutſchland beherrſchten, was damals, ſage ich, nur ſchon in den leiſeſten Zweifel zu ziehen, Frevel und bannfluchwürdiger Hochverrat geweſen wäre, das läßt ſich jetzt unumwunden allen Ernſtes in Frage ſtellen, nämlich der Satz: Kann die Freiheit Objekt der Poeſie ſein oder nicht? Ich würde gerne die Erörterung dieſes Satzes unberührt auf ſich beruhen laſſen, denn wenn ſchon nicht ein terroriſtiſcher Fanatismus mit dieſer Frage mich geradezu wütend zum Hauſe hinauswirft, ſo könnte ich doch gefliſſentlich eine liebloſe Kränkung denjenigen damit zu beabſichtigen ſcheinen, die bereits darin ihre ſicheren Lorbeeren errungen zu haben glauben, was dadurch neuerdings einer Prüfung und Unterſuchung anheimgeſtellt wird. Zu meiner Entſchuldigung aber will ich anführen, wie ich überhaupt zu dem angeregten Bedenken gekommen bin. Einfach dadurch, daß die Freiheit tatſächlich bisher noch keinen würdigen Sänger, nicht einmal ein einzelnes epochemachendes Lied zu ihrer Verherrlichung gefunden hat. Ja, dadurch ſage ich, daß man die poetiſche Kraft unſerer Zeit einer allgemeinen Erſchlaffung und Nervloſigkeit zu beſchuldigen Luſt zeigt, indem man die alten Sänger der Freiheit trotz den zahlloſen Anfragen: „Brutus ſchläfſt du" größtenteils wirklich ſchlafen ſieht, neue Poſaunen aber für die Triumphe unſerer Zeit vergebens erwartet werden. Das iſt jedenfalls auffallend genug und reizt zum Nachdenken. Wie, ſollte wirklich einer

ganzen Generation, wir dürfen ſagen, einer kraftvollen, rüſtigen Generation alles poetiſche Vermögen plötzlich wie abgeſchnitten ſein? Glaube das, wer will, ich nicht. Wenn ich aber an der Fähigkeit der Perſonen nicht zweifle, ſo muß ich wohl notwendig an der Fähigkeit der Sache zweifeln. Und ſo entſteht denn, gerade aus beſtem Grunde, meine frevelhafte Frage: Kann die Freiheit Objekt der Poeſie ſein oder nicht? Dieſe Frage zu machen, iſt vielleicht der originellere Teil ihrer ſelbſt, ſie, ſobald ſie gemacht iſt, mit Nein! zu beantworten, bedarf ſchon weniger. Denn einfach genug iſt die Deduktion dazu. Was iſt überhaupt Stoff aller Poeſie? Der Affekt, die Leidenſchaft, das Pathos. Iſt aber dieſer Stoff in der Freiheit vorhanden? Nein, dann täuſchen wir uns nicht, wie wir uns allerdings lang genug getäuſcht haben. Die Freiheit iſt ja ganz und gar nichts Poſitives. Der Schluß war dieſer: Kann uns die Sklaverei ſchon ſo göttliche Schwanenlieder entpreſſen, wie himmliſch werden wir erſt für die Freiheit ſelbſt ſingen. Aber wie falſch iſt dieſer Schluß? Die Sklaverei war eine Krankheit, die Freiheit iſt Geſundheit. Die Krankheit weckt Laute in der tiefſten Bruſt, die Natur ſelber hilft ſich mit Wehgeſchrei, Angſtausruf, Schmerzenston, Klagen, Seufzen und Stöhnen, das iſt die Lyrik des Leidens; wem aber fällt es ein, ſeine Geſundheit zur Sprache zu bringen? Die Geſundheit iſt etwas Gleichgültiges, ſo auch die Freiheit, ein Ding, das ſich von ſelbſt verſteht, nur ſein Abgang wird empfunden, ſein Daſein nicht. Laokoon und ſeine Söhne, von den Schlangen gemartert, befinden ſich im Zuſtande des Pathos, ſind Stoff für die Poeſie; befreit ſie von dieſem Zuſtande, und ſie werden drei ganz gewöhnliche Menſchen. So ſind auch Niobe und Philoktet hochpoetiſch durch ihre Leiden, ohne dieſe ſind ſie's nicht. Der todeshungrige Ugolino kann ein Gegenſtand für unſterbliche Geſänge ſein, wer wollte aber behaupten, daß ein ſatter Magen die Begeiſterung der Muſen wecken kann? Und die Freiheit iſt ſolch ein ſatter Magen. Sie iſt Befriedigung, Erfüllung, Ergänzung, Vollſtändigkeit. Es iſt kein Affekt, kein Pathos, keine Leidenſchaft in ihr —

es iſt darum kein poetiſches Element in ihr. Denn daß man ſich nur recht darüber verſtändige; ich wiederhole es noch einmal: Falſch iſt der Schluß, was in ſeinem Mangel ſchon poetiſch iſt, müſſe noch um ſo poetiſcher in ſeinem Beſitze ſein. Gerade das Umgekehrte iſt wahr. Was in ſeinem Abgang poetiſch iſt, muß in ſeinem Beſitze proſaiſch ſein, und um ſo proſaiſcher hier, je poetiſcher es dort iſt. Denn was ſchneidet tiefer in die Seele, tut weher, ſchmerzt inniger, als eben der Mangel des ganz Gewöhnlichen, Alltäglichen, des trockenen Bedürfniſſes, des gemeinen Notwendigen? Nehmt mir die Luft, das Waſſer, das Obdach, das Sonnenlicht, das Kleid oder einen meiner Sinne, und ich bin ganz gewiß ein Objekt für die tragiſche Poeſie, denn das Schickſal hat mich zum Träger einer außerordentlichen Demonſtration gemacht, es hat mir das allgemein — Menſchliche entzogen, es hat mich ausgezeichnet vor dem ganzen Geſchlechte der Lebendigen, es hat mich aus dem Bereiche der Wirklichkeit in das der Poeſie verſetzt. Gebt mir aber all dieſe Güter des Lebens wieder zurück, und ich würde ſehr läppiſch ſein, wenn ich zeitlebens auf ihren Genuß ebenſoſehr Freudenhymnen machen wollte, als ich ihre Entbehrung in ununterbrochenen Elegien beweinen dürfte. Melchthal hätte ſich offenbar nie daran erinnert, was für eine herrliche Sache es um ein Paar Augen ſei; ſie werden ſeinem Vater geraubt, und jetzt ſind die Augen Gegenſtand der Poeſie: „O eine ſchöne Himmelsgabe iſt das Licht der Augen" — und mit Recht legt der unglückliche Hirt in ſeinem Schmerze darum das meiſte Gewicht auf die Koſtbarkeit dieſer Gabe, weil ſie eine ſo gemeine iſt: „Alle Weſen leben vom Lichte, jedes glückliche Geſchöpf! Das Licht der Sonne, des Aermſten allgemeines Gut uſw." Die Wahrheit, daß die allgemeinen Güter des Lebens nicht Gegenſtand der Poeſie ſein können, hat gerade niemand ſtärker und nachdrücklicher als die Freiheitsſänger ſelbſt geltend gemacht; ich kann mich auf ihre eigenen Worte berufen, aber ſie auch zugleich gegen ſie kehren. War es in der jungen politiſchen Dichterſchule Deutſchlands nicht verrufen genug, den Mond-

ſchein zu beſingen, den murmelnden Bach, die flötende Nachtigall, Feld und Flur, Wald und Wieſe, jene Wieſe, von der ſich Heine ausdrückt, ein Deutſcher kann dreißig Jahre lang das Plätzchen hinter ſeinem Geburtsdorfe beſingen, wo ſeine Mutter Wäſche trocknete. Augenblicklich poetiſch aber werden dieſe dürftigen Dekorationen des Lebens wieder, wenn ein gefangener Graf hinter dicken Eiſenſtäben nach einem Blümchen des Feldes ſchmachtet, oder nach einem Stückchen Himmelsblau, oder allen Ernſtes von der Wieſe ſchwärmt, wo ſeine Mutter Wäſche trocknete. Schon übler würden wir es nehmen, wenn er ſein Gold und Silber, ſeine köſtlichen Bankette oder ſein Pharaoſpiel beklagte; das wäre kein urmenſchlicher Laut mehr, das wäre nicht mehr pſychologiſch wahr; das Wertvolle kann für den Gefangenen jetzt keinen Wert haben, das Köſtlichſte hingegen iſt ihm das, was ihm früher das Ordinärſte war. Nun frag' ich die politiſchen Dichter, ob ſie in ihrem guten Rechte geſtanden ſind, als ſie unter der Zenſur die Freiheit beſangen? Ohne Zweifel antworten ſie Ja, und ich ſelber antwort' es mit. Daraus folgt aber, daß ſie nicht mehr in ihrem Rechte ſtehen, wenn ſie die Freiheit in der Freiheit ſelbſt beſingen. Es ſind nur zwei dilemmatiſche Fälle möglich. Entweder iſt die Freiheit etwas ungewöhnlich Köſtliches, dann darf ihr Mangel nicht beſungen werden, denn eine Elegie auf einen verlornen Diamanten wäre ein proſaiſch Ding; oder die Freiheit iſt etwas ganz Schlichtes, nackt Menſchliches, allgemein Notwendiges, dann darf ihr Beſitz nicht beſungen werden, denn eine Hymne auf ein Stück Brot iſt ein proſaiſcher Paſſus. Nun haben aber die Dichter den Mangel der Freiheit beſungen, und mit Recht beſungen, es folgt alſo daraus, daß ſie die Freiheit als etwas Urmenſchliches, Grundſtoffliches, allgemein Notwendiges erkannt haben, das zur Verzweiflung bringt, wenn es fehlt, davon man aber niemand weiterſpricht, wenn es da iſt. Enfin! Man beſingt nur die Braut, ſolange man ſie nicht hat; niemand fällt es ein, ſeine Ehefrau zu beſingen. Und ſo iſt es. Die Freiheit war nie ein guter Stoff der

Poeſie, und wird es nie werden. Poeſie iſt das Reiche, das Ueberflüſſige, das Schwelgeriſche, der Luxus, der Schmuck und die Zierde. Poeſie iſt das Sinnenbedürfnis, das Herzensbedürfnis; Freiheit aber iſt mehr als das, Freiheit iſt Lebensbedürfnis ſelbſt. Poeſie iſt das Schöne, Freiheit iſt das Wahre, Poeſie iſt das Glück, Freiheit das Recht. Poeſie iſt alles das, was mir ewig fehlen kann, was mir ewig unerreichbar bleiben kann, die Freiheit aber läßt ſich beſiegelt und verbrieft beſitzen. Die Freiheit iſt nur Stoff der Poeſie, als verlornes Paradies; beim wiedergewonnenen Paradies aber ſchwankt der Dichter, ſeine Sterne erbleichen, er wird matt und ſingt im Invalidenton. Klagen wir alſo unſre Dichter nicht an, ſondern wünſchen wir uns und ihnen Glück dazu, daß ſie dieſen Ton nicht hören laſſen. Ihr guter Genius warnt ſie davor. Er könnte nur kalt, gemacht, affektiert, unnatürlich und geſpreizt ſein. Er könnte nicht aus dem Herzen kommen, denn Freiheit iſt keine Herzensſache. Was ſoll mich an der Freiheit entzücken, begeiſtern, trunken machen? Daß ich nach einem tauſendjährigen Umweg durch verfluchte Kulturübel und Ziviliſationsſünden nur dort wieder ſtehe, wo der halbnackte Germane in ſeinen zenſurfreien Wäldern Eicheln aß? Welch ein Lump müßt' ich ſein, wenn ich das ſo hoch anſchlagen wollte! Nein, es iſt gewiß ein ärmlicher Wicht, der mit der Freiheit viel Aufhebens macht. Der Menſch muß ſich ſeiner erſten und natürlichen Rechte entwöhnt haben, den die Freiheit ſonderlich überraſchen und beglücken kann. Denn noch einmal und zum letzten Male ſei es wiederholt, die Freiheit iſt ja nichts, gar nichts, ſie iſt bloß die Abweſenheit der Unfreiheit. Und dieſe bloße Abweſenheit eines Uebels ſollt' ich poetiſch beſingen können? Wie denn? Es wäre doch gewiß das Geringſte nur, wenn ich meinen Hymnus mit den Worten anfing: Freiheit, ich liebe dich! Und ſchon das wäre erlogen. Ich wenigſtens habe mich nie der Phraſe bedient: ich liebe die Freiheit, es käme mir ebenſo vor, als ob ich ſagte: ich liebe das Atemholen. Freiheit iſt nichts als unbehindertes geiſtiges Atemholen. Ich brauche zum

Dichten den Atem, aber ich werde nimmermehr den Atem ſelbſt zum Gegenſtand meiner Dichtung machen. Und dieſe Ueberzeugung, denk' ich, ſei es nun bewußt oder unbewußt, nicht aber die Kraftloſigkeit der Poeten iſt es, welche die neue Freiheit unbeſungen läßt.

Die künſtleriſche Konzeption im philoſophiſchen Zeitalter

(8. Mai 1853)

Ehe man über allgemein eingeriſſene Talentloſigkeit klagt; ehe man das Aus- und Abſterben jeglicher genialen Produktionskraft mit leichenbitteriſcher Langweiligkeit von Haus zu Haus anſagt; ehe man jeden Atemzug als ein Miasma ſich zutrinkt, wie Sokrates ſein Schierlingsgift „dem ſchönen Kritias"; ehe man „die Proſa des Tages" und die „zerſetzende Verſtandesnüchternheit der Gegenwart" wie eine Art Kartoffelkrankheit auf das Regiſter der habituellen Zeitübel ſetzt; kurz, ehe man den *Genius* der Poeſie bezweifelt und verzweifelt an ihm, ſollte man lieber unterſuchen, ob er in der Tat zu erſcheinen aufgehört oder nicht vielmehr *nur die Art ſeiner Erſcheinung* gewechſelt hat?

Mir dünkt das letztere der Fall. Der Geiſt eines philoſophiſchen Zeitalters hebt die Poeſie nicht auf, wohl aber ändert er die Art *der poetiſchen Konzeption*. Im naiven Zeitalter konzipiert der Dichter zuerſt die *Geſtalt*, im philoſophiſchen konzipiert er zuerſt die *Idee*, dort hat die Geſtalt idealen Gehalt zu gewinnen, hier hat die Idee ſich zum ſinnlichen Leib zu geſtalten. Das iſt der Unterſchied.

Wenn der frühere Dichter ſagte: ich habe einen Stoff, ſo ſagte er damit: es flimmt mir von Figuren und Charakteren vor den Augen, es tollt mir eine Handlung im Kopfe herum

uſw. Wenn der heutige Dichter einen Stoff hat, ſo hat er in der Regel eigentlich eine Idee, d. h. er hat irgendeine neue ethiſche Wahrheit entdeckt, er hat irgendeinen intereſſanten moraliſchen Konflikt ausgeheckt, er denkt ſich irgendeinen pſychologiſchen Prozeß u. dgl. Mit einem Worte: der naive Dichter konzipierte auf realiſtiſchem, der philoſophiſche konzipiert auf ſpiritualiſtiſchem Wege.

Den alten luſtigen Shakeſpeare intereſſierte an ſeinen italieniſchen Novellen jedenfalls das Stoffliche. Gefiel ihm ſo ein hübſches Ding, ſo griff er danach mit kindlichem Ergötzen und war ſo wenig wähleriſch darin, wie ein Kind in ſeinem Spielzeug. Es machte ihm kein Bedenken, nach einem Märlein zu haſchen, worin ein Mädchen zugleich geboren und verheiratet wird, wenn das Märlein nur ſonſt „eine ſchöne und anmutige Hiſtorie" war. Was von „Ideen" und „Weltanſchauungen" in ſolchen Hiſtorien liegen ſollte, überließ ſeine naive Gegenwart der philoſophiſchen Zukunft. Wohlan, dieſe Philoſophie iſt da. Wir machen uns heut blutwenig aus jenen Shakeſpeariſchen Fabeln, worin eine erſchütternde Tragödie in einer kindiſchen Mädchenverkleidung oder in einem allegoriſierenden Nymphenaufzug zerflattert; dafür aber ſind wir Meiſter geworden, der Shakeſpeariſchen Ideen, und es iſt ſchlechterdings unſere eigene Stärke, die wir in der Entwickelung jener bewähren.

Unſere Stärke als Kritiker. Als Künſtler freilich verwandelt ſich uns dieſe Stärke, wie man klagt, in Schwäche. Hier ſoll uns der ſchöpferiſche Quell auf eine bedenkliche Weiſe vertrocknet ſein; was wir erzeugen, ſind „hohle Schemen ohne Fleiſch und Blut" — „Abſtraktionen" — „Phraſen" u. dgl. Artigkeiten. Wer griesgrämlich genug iſt, die moderne Produktionsweiſe bei ihrer bloß negativen Seite zu nehmen, der mag vielleicht oft recht dabei behalten. Aber poſitiv ausgedrückt müßte man mindeſtens ſagen: der Moderne konzipiert eben die Idee früher, als ihre äußere Erſcheinung, die Bedeutung früher als ihr Zeichen, die Seele

früher als den Leib, den Inhalt früher als die Form, und ſeine Kunſtwerke verraten denn auch in den meiſten Fällen, welches das erſte und welches das zweite Moment ſeines geiſtigen Intereſſes war, genau ſo wie übrigens die alten geprieſenen Meiſter oft genug ihre Luſt an einem Material verraten, worüber wir häufig die Achſel zucken.

Schiller und Goethe, welche ſich ſelbſt als jene großen Gegenſätze erkannten, die ſie wirklich ſind, repräſentieren auch dieſen hier berührten Gegenſatz. Goethe konzipiert noch im Charakter des naiven, Schiller im Charakter des philoſophiſchen Weltalters. Bei Goethe iſt's die Luſt an der ſinnlichen, plaſtiſchen Erſcheinung, bei Schiller das Intereſſe an der geiſtigen Bedeutung des Stoffes, was den dichteriſchen Funken in ihrer Bruſt entzündet; jenem ſchwebt zuerſt die Geſtalt, dieſem zuerſt die Idee des künftigen Kunſtwerkes vor. Als Goethen der große Wurf mit dem Fauſtthema geglückt war, als die Fauſtinterpretation anfing, ein Gegenſtand der Lehrkanzeln, eine nationale Frage zu werden, da wandte man ſich oft genug an die Quelle ſelbſt um Deutung und Belehrung. Wir wiſſen, wie der ſchlaue Meiſter ſtets abzulehnen wußte, — es möge nur jeder in ſeiner Art daran grübeln und klügeln, er käme ganz gut dabei weg; das war alles, was das Orakel verlautbarte. Schiller hätte ſich keinen Augenblick geweigert, vollſte Rechenſchaft zu geben; unſere Zeitgenoſſen aber gehen, ganz konſequent, ſogar ſo weit, daß ſie nicht leicht eine Dichtung erſcheinen laſſen, ohne eine ausdrückliche Standpunktsvorrede.

Indes hat auch Goethe ſchon zu lange gelebt, als daß er dieſen Uebergang von der naiven in die philoſophiſche Konzeptionsweiſe nicht noch an ſich ſelbſt miterlebt und mitgelebt hätte. Wenn er ſeine Jugendpoeſie (Werther, Götz) noch mit vorherrſchend ſinnlichem Geſtaltungstriebe konzipierte; wenn ſeine mittleren Werke (Meiſter, Fauſt I., Hermann und Dorothea) mindeſtens gleichzeitig aus dem Geiſte und aus der Geſtalt erzeugt ſind, ſo entſtehen ſeine ſpäteren Dichtungen (natürliche Tochter, Fauſt II.) ſchon über-

wiegend im Bewußtſein deſſen, was ſie ſymboliſch bedeuten ſollen, in der philoſophiſchen Abſicht, in der Reflexion, in der Idee. Im Akte ihrer Konzeption herrſcht das ideelle Element bereits ſo beſtimmend vor, daß die Idee ſchon nicht mehr in äquivalenter Geſtalt *verkörpert*, ſondern höchſtens *eingekleidet* wird. Und bei dieſer Poeſie, für welche die Idee weitaus das wichtigſte iſt, und welche zur Verſinnlichung dieſer Idee nicht mehr Körper, ſondern meiſtens Kleider gibt, iſt es denn für unſer Zeitalter auch verblieben.

Was andere Ausdrucksformen der Poeſie, Malerei und Muſik z. B. betrifft, ſo mögen ſie nicht weiter hier berührt, reſp. aus dem angeführten Standpunkte apologiſiert werden. Auch begegnen uns die Malkontenten weniger zahlreich auf dieſen Gebieten. Dafür finden wir in der *Schauſpielkunſt* wieder ein wahres Reich der ewigen Verdammnis. Womöglich noch ärger, als über die literariſche Poeſie, erſchallt über *ihre* Dürftigkeit das Ach und Weh der Zeitgenoſſen. Lauter verzweifelte Geſichter gibt's hier. Die Schauſpielkunſt iſt in voller Auflöſung begriffen, originelle Talente, ſchöpferiſche Kräfte, kurz Künſtler fehlen in dieſer Kunſt, ſie lebt nur noch vom Erbe vergangener Zeiten, die Gegenwart regeneriert ſich nicht, Impotenz iſt ihr Faktor und Langeweile ihr Produkt. So ungefähr klagt der Laudator temporis acti und ſo widerhallt es herab bis zur jüngſten Jugend, die eben zu ihrer erſten Rezenſion ihre erſte Zigarre raucht.

Auch hier ſcheint mir die Wahrheit in einem falſchen Lichte erkannt. Auch hier dürfte darauf aufmerkſam gemacht werden, daß es weniger das abſolut verſchwundene Künſtlervermögen, als vielmehr die veränderte Art der künſtleriſchen Konzeption iſt, was dem Gefühle der Ankläger und Tadler ſich wahrnehmbar macht. Auch in der Schauſpielkunſt, wie in allen Künſten eines geiſtig hochentwickelten Zeitalters, iſt es heute weniger die ſinnliche Geſtalt, als vielmehr die Seele der Geſtalt, die Idee, welche in erſter Linie den Künſtler zu ſeinen Darſtellungen begeiſtert. Erinnern wir uns

doch, wie ſehr wir ſelbſt den Schauſpieler auf dieſe ideelle Seite ſeiner Leiſtungen hinweiſen, hindrängen. Zur Zeit, als die Schauſpieler ihre Modelle vom Hofe bis zur Kneipe noch nach dem wirklichen, ſinnlichen Leben ſtudierten; zur Zeit, als es Käuze unter ihnen gab, welche den Tag über knauſerten, wenn ſie abends einen Geizigen darſtellten, welche im Sonnenlicht kein geſcheites Wort mehr vorbrachten, wenn ſie vor den Lampen im Charakter eines Narren auftraten; in dieſer „guten alten Zeit", ſag' ich, wo der Schauſpieler noch mit der ganzen Energie ſeines Sinnenlebens in der Rolle aufging, da drückte ſich auch das Urteil über ihn noch vorherrſchend ſinnlich aus. Man ſprach von einer „guten Aktion", von „ſchönen Stellungen", von einem „paſſenden Mienenſpiel", und ſelbſt bei Lichtenberg über Garrick kann noch heute jedermann nachleſen, welch großes Gewicht der Körperlichkeit der Schauſpielkunſt damals beigelegt wurde. Jetzt iſt das anders. Kaum daß die „hübſche Figur" und das „angenehme Aeußere" der jugendlichen Debütantin gleichſam aus Galanterie gegen das Weib noch erwähnt wird. Aber einen lebendig ſinnlichen Begriff von der Perſönlichkeit der Männer gibt uns unter hundert Rezenſionen nicht eine mehr. — „Geniale Auffaſſung" — „geiſtreiche Nuancierung" — „intereſſante pſychologiſche Details" — hier „eine romantiſche Färbung" — dort „ein elegiſcher Hauch" — das und ähnliches iſt's, was die heutige Kritik in den Rollen ſieht.

Was heißt das, wenn es überhaupt etwas heißt? Nun, es heißt eben, daß unſer Zeitalter die Neigung hat, von der ſinnlichen Form zu abſtrahieren und den Geiſt womöglich *unmittelbar* zu erfaſſen und auszudrücken. Die Kritik gefällt ſich in dieſer abſtrakten Redeweiſe, die Schauſpielkunſt gefällt ſich in ihrem abſtrakten Studium und ſtudiert heutzutage mehr bei ſich zu Hauſe „aus der Tiefe ihres ſittlichen Bewußtſeins" als draußen auf dem Markt des Lebens. Welche von beiden die andere bedingt? — es wäre eine unphiloſophiſche Frage. Sie ſelbſt ſind in dieſer Erſcheinung zugleich bedingt von dem Geiſte der Zeit und folgen ge-

meinſam ſeiner Richtung. Ja, ſo unwiderſtehlich iſt die Herrſchaft dieſes Zeitgeiſtes, daß ſelbſt das Mittel, womit man das ſogenannte Verderben korrigieren will, eben nur von ihm wieder entlehnt wird. Schauſpielerſchulen, Akademien, Dramaturgien will man errichten und hat es teilweiſe ſchon getan, in die Hörſäle der Aeſthetik und der Philoſophie möchte man das Studium des Mimen hinüberſpielen — lauter Adreſſen an die Idee.

Ja, unſere Zeit ſpricht nicht mehr von den Muskeln und von den ſtarken Schenkeln Garricks, ſondern von Intuitionen und Inſpirationen.

Soll das Verderben ſein? Wenn man will: ja! Da die Kunſt Offenbarung des Geiſtes mittels ſinnlich ſchöner Formen iſt, ſo wird von echter Kunſt überall keine Rede ſein, wo dieſer Formenſinn fehlt. Ja, es iſt gewiß, — ſoll jenes allein klaſſiſche Verhältnis zwiſchen Geiſt und Form einmal geſtört ſein, — daß der Kunſtfreund ſich noch immer beſſer befindet, wenn es zugunſten der körperlichen Erſcheinung, als zugunſten der geiſtigen Bedeutung geſtört iſt. Das derbe, aber häufig ideenloſe Fleiſch eines Rubens hat vor dem Spiritualismus eines Overbeck fraglos noch die Majorität der Liebhaber für ſich. Auch wollen es dieſe Zeilen niemandem weismachen, daß die hochhängende Traube etwa ſauer ſei, daß die ſchöne Form in der Poeſie entbehrlich ſei. Aber aufmerkſam machen, tröſten und erheben wollen ſie jenes verzehrende, unglückliche Gefühl ſo vieler Zeitgenoſſen, welche unter dem Drucke dieſer Entbehrung verzweifelnd darniederliegen, an eine allgemeine Atrophie des Talents, an ein epidemiſches Ausſterben der Kunſt, an die Verrottung und Verödung jedes höheren Lebensgehaltes „unſerer materiellen Zeit" glauben. Nein, nicht materiell, ſondern ſpirituell iſt das Zeitalter eines Overbeck, eines Richard Wagner, eines Hebbel, und den Spiritualismus mindeſtens müßte man anklagen, wenn Klage überhaupt hier gerecht wäre. Aber ſie iſt es nicht. Unſere Schwäche iſt zugleich unſere Stärke, unſere Armut unſer Reichtum. Es darf hier nichts einſeitig veranſchlagt

werden. Und wer das Soll der heutigen Poeſie in die klaſſiſche Formenſchönheit einregiſtriert, der verbuche im Haben auch den modernen Gedankenbeſitz. Dieſer hat ſich ſeit Shakeſpeare, ja ſchon ſeit Goethe, dem die Welt noch viel einfacher und bezwingbarer vorlag, in einer Progreſſion vervielfältigt, worüber wir eher triumphieren als verzweifeln ſollten. Nicht vom Panther auf den Hund gekommen iſt die künſtleriſche Geſtalt ſeit Danneckers Ariadne (um mich eines Beiſpiels aus meinem Frankfurter Aufenthalte zu bedienen), vielmehr iſt ſie nur zurückgetreten vor dem raſchen Andrang der neuen Ideen. Bis dieſe ihr entſprechendes Wertzeichen in neuen künſtleriſchen Formen gefunden haben, verkümmere ſich das Geſchlecht den Genuß der Gegenwart nicht, ſondern ergreife ihn in dem Troſte: Die Ideen ſind die Poeſie unſerer Gegenwart.

Das Illuſtrationsweſen

(3. Auguſt 1853)

„Was G'lehrte durch die Schrift verſtahn, das lehrt das G'mähl (Gemalte) dem g'meinen Mann." — Dieſes Motto trägt ein Pamphlet aus dem Dreißigjährigen Kriege unter ſeiner Holzſchnittvignette, gleichſam als Apologie für die bildneriſche Zutat zu Gutenbergs geiſtiger Letternſprache. Eine Apologie des Illuſtrationsweſens, die in ihrer Treuherzigkeit weniger galant, aber vielleicht deſto richtiger ſich ausdrückt.

Dem g'meinen Mann! — Die erſte und älteſte Illuſtration der menſchlichen Rede iſt wohl die Gebärde. Nun pflegt das Zeitalter unſerer Kultur einen Mann, der ſeine Rede mit lebhafter Geſtikulation begleitet, fraglos auf die Bildungsſtufe des gemeinen Mannes zu ſetzen; dasſelbe Zeitalter derſelben Kultur aber kommandiert Bataillone von

Zeichnern, um die geiſtige Rede des Dichters in Gebärden nachzuäffen — und ſiehe, der teuere Beſitz eines illuſtrierten Prachtexemplars iſt ein Vorrecht des feinen, gebildeten Reichen, iſt eine Zierde und Notwendigkeit des Salons. „Das ſind ſo Dinge, die hinter dem Rücken der Logik vorgehen," wie ein zeitgenöſſiſcher Schriftſteller ſich ausdrückt.

Es läßt ſich darüber nachdenken, wie es gekommen, daß das Illuſtrationsweſen in unſeren Tagen zur Sintflut angeſchwollen iſt. Schmeichelhafte Schlüſſe auf den Geiſt des Zeitalters dürfte dieſes Nachdenken kaum ergeben. Iſt es die *ſchöne Sinnlichkeit*, die uns düſtern Hyperboräern nach und nach aufgeht, deren Bedürfniſſe ſich vermehren und verfeinern? Es ſcheint nicht; denn warum wäre anderſeits z. B. die Schauſpielkunſt in ihrer Auflöſung begriffen? — ſie, die doch mit mächtigſter ſinnlicher Wirkung den Shakeſpeare, Goethe, uſw. illuſtriert, d. h. illuſtrieren *würde*, wenn wir nur wirklich ſchöne, künſtleriſch gebildete Sinnlichkeit genug hätten, um den Schauſpieler an unſerer Kunſt des Genießens ſeine Kunſt des Erſchaffens zu lehren.

Nein; ich fürchte, unſere Kunſt des Genießens hat vielmehr eine ſchon dageweſene höhere Stufe wieder verlaſſen und iſt auf eine tiefere herabgeſtiegen; es iſt keine Kunſt, ſondern ein *Dilettantismus* des Genießens, den wir heute treiben, und eben der Flor der Illuſtrationsmode gibt einen der triftigſten Gründe für dieſe Furcht ab. Es iſt geiſtige Näſcherei, blaſierter Gaumen, verzärtelter Magen, Bequemlichkeitsliebe, erloſchene Phantaſie, Verflüchtigung, Zerſtreutheit, womit wir den geiſtigen Inhalt eines Buches in ein paar Illuſtrationen wegnippen; von dem *Genuſſe*, dem Dichter nachzuphantaſieren, kaufen wir uns los wie von einer *Mühe*; den Appell an unſere Einbildungskraft verwandeln wir in einen Appell an unſere Augen; aus Düſſeldorf oder München ſtellen wir einen Erſatzmann an unſern Poſten, entweder weil wir ſelbſt invalid oder weil wir faul ſind. Schönredneriſch aber nennen wir das: die Kunſt unterſtützen!

Der plastische Trieb, womit wir in Glut und Liebe die Gestalten des Dichters in uns erzeugen sollen, ist aus der Reihe der zeugenden Kräfte verschwunden: Scheidewasser, ätherische Oele, galvanoplastische Niederschläge besorgen das jetzt. Wir erlauben den Charakterbildern und Seelengemälden der Poesie nicht mehr „sich selbst zu zeichnen"; dafür haben wir heutzutage unsere eigenen Leute. — Teilung der Arbeit!

Aber nicht bloß in sittlicher Beziehung scheint mir der Illustrationskultus ein böses Zeichen der Zeit; inwiefern er vom Standpunkte der Kunst selbst berechtigt ist, frägt es sich hier. Diese Frage wurde vor beiläufig hundert Jahren beantwortet; denn wie Poesie und zeichnende Kunst miteinander stehen, darüber hat Lessing ein dickes und gutes Buch geschrieben. Und wer das Buch nicht auswendig gelernt hat (viele haben's nicht getan), der hat sich vielleicht das schlanke Goethesche Sätzchen gemerkt, das auch nicht zu verachten ist. Als Goethe in Stuttgart den Bildhauer und Professor F. besuchte — (ich habe den Band ausgeliehen) — und ihn Statuen nach der Meßlade arbeiten fand, schrieb er an Schiller: Da läßt sich's der arme Mann seinen Schweiß kosten, um den Charakter des Dichters zu erreichen, und weiß nicht, daß er es ist, der den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte! Diese Bemerkung ist kein Buch, aber sie enthält eines. Alles, was sich über das Verhältnis von Bild zu Gedicht denken läßt, liegt darin, und für das Illustrationsverfahren ist sie namentlich unschätzbar. Man sieht, Goethe denkt sich jenes Verhältnis gerade im entgegengesetzten Sinne, als es die Illustrierpraxis von heute tut.

Die zeichnende Kunst stellt eine Existenz in ihrem höchsten, vollsten und lebendigsten Moment dar. Vor diesem Momente steht nun der Dichter und sinnt, wie er dasselbe Bild in seiner Kunst ausdrücke. Ach, da löst sich der eine Moment in tausende auf! Welche Gedanken wohnen hinter dieser geistvoll getriebenen Stirn? Welches Herz lächelt in jenen Mundwinkeln? Wie ist diese Falte der Sorge, wie ist jener Blick des Wahnsinns entstanden? Ueber das alles hat

der Dichter Rechenſchaft zu geben. Nicht das Gewordene, ſondern das Werdende muß er uns zeigen, nicht der Moment iſt ihm verliehen, ſondern in der Zeitfolge liegt ſeine Miſſion. Tauſend Dichtungen tun ſich auf vor ſeinem Blicke, tauſend Fäden laufen in ſeine Hände zuſammen, Motive erſten, zweiten und hundertſten Ranges beſtürmen ihn, reden in einem Babel von Sprachen untereinander: ſo entwickle uns, ſo verbinde uns, hier verdichte uns zur derbſten Notwendigkeit, dort verdünne uns zu den ſubtilſten Zufallsteilchen, an der Stelle beleuchte uns, an jener verhülle uns; der Lärm wird immer toller und wirrevoller, der Dichter legt die Hand an die Stirn und immer feſt das Auge auf die Natur geheftet, prüft er, wählt er, zweifelt er und *verzweifelt* er endlich, nach Goethe, ob ihn all ſeine tauſend Momente glücklich und ſicher hindurchführen werden zu dem einen Momente, der hier marmornen und erzgegoſſen in beſtimmteſter Sinnlichkeit vor ihm daſteht.

Man ſieht alſo, das Bild *vor* der Dichtung wirkt, wie die Kunſt wirken ſoll; es regt an, es befruchtet, es ſetzt die Seelenkräfte in Tätigkeit, *es entbindet Phantaſie*, um mich chemiſch auszudrücken. Wie aber wirkt das Bild *nach* der Dichtung — die Illuſtration? Offenbar ſo, wie die Kunſt nicht wirken ſoll; denn es tut das Gegenteil von dem Vorigen: *es bindet die Phantaſie*.

Der Dichter hat ſeine lange Gedankenbahn rühmlich vollendet; ſeine mühevolle Operation: aus einzelnen Zeitmomenten einen Charakter zu entwickeln, dem Wechſel die Stetigkeit abzulocken, iſt ihm zum Heile ausgeſchlagen; die *Geſtalt* ſteht vor unſerm geiſtigen Auge! Nun kommt der Illuſtrateur und will ſie auch unſern Sinnen repräſentieren. Welch ein Unternehmen! Undank iſt ſein Name, denn Unnatur iſt ſeine Seele. Unnatur iſt's, die erregte Phantaſie an ein ruhendes Bild zu binden, die Selbſttätigkeit der Phantaſie einer fremden Tätigkeit zu unterwerfen, von der Allgemeinheit die Phantaſie zur Beſonderheit herabzuſtimmen. Denn aller Kunſtzweck und Genuß geht ja einzig darauf aus, die Phantaſie aus der Ruhe in die Erregung, aus dem

Schlummer in die Tätigkeit, aus der Beſonderheit in die Allgemeinheit zu erlöſen.

Hat nun der dichtende Künſtler das bewerkſtelligt und kommt der zeichnende Künſtler als Illuſtrateur hinter ihm her, ſo macht er den erreichten Kunſtzweck und Genuß wieder zunichte, ſtört ihn, durchkreuzt ihn, hebt ihn auf. Er ſetzt ein falſches Glas ins Teleſkop, das der Dichter für unſer Schauen zurecht gerückt hat. Von ihm gilt nun der erſte Teil des Goetheſchen Satzes: da läßt ſich's der arme Mann ſeinen Schweiß koſten. Denn er mag tun was er will, nach erreichtem Zwecke läßt ſich kein Zweck mehr erreichen. Der Leſer iſt ſchlechterdings nicht zufrieden zu ſtellen. Der Dichter hat ſeinen Nachteil, ſtückweiſe, ruckweiſe, in langſamer Folge von unzähligen Momenten ein Ganzes zuſammenzuſetzen, mittels Geiſteskraft und Weihe zu ſeinem Vorteil zu wenden gewußt, und nun ſitzt der Zeichner im Nachteile. Wie will er das Reſultat von ſo vielen Momenten in einen einzigen zuſammenpreſſen? Wackeres mag er leiſten, aber ſeine Poſition iſt eine falſche, und ſo hat kein Harfner je ſo tiefſinnig den grauen durchfurchten Kopf geſenkt, keine Mignon mit ſchwarzen Augen und geſchloſſenen Mundwinkeln je ſo ſehnſuchtsvoll nach dem Lande der Goldorangen und — der Capuletti geſchaut, daß der Leſer ſich überreden möchte, er ſähe hier in einem Momente die Perſpektive jener Exiſtenzen in ihrer Fülle und Tiefe aufgeſchloſſen. So engelhaft-geſchlechtlich, naiv-ſentimental, bewußt-unbewußt wird kein Paul und keine Virginie imſtande ſein, von der Platte zu blicken, als wie von der Schriftrolle des Dichters. Denn beim Dichter tun ſie das eine und das andere bald mehr, bald minder im Wechſel der Zeitfolge, welche die ſcheinbaren Widerſprüche zu einem Gemälde der Wahrheit miſcht und verbindet, beim Zeichner aber, dem nur ein Moment zur Verfügung ſteht — wie wollen ſie hier zur Fülle ihres dichteriſchen Inhaltes durchdringen?

Daraus ſcheint alſo zu folgen, daß das Bild nur auf der Höhe ſeiner Kunſtwürde und ſeines Kunſtwertes ſteht, wenn es dem Beſchauer menſchliches Sein und Schickſal wie ein

Rätsel darstellt, zu dessen Lösung es alle Kräfte seiner selbsttätigen Phantasie anregt; stellt es sich aber als Illustration ans Ende einer schon enthüllten und begriffenen Existenz, so wird es nicht mehr künstlerisch wirken, nicht mehr Rätsel sein, sondern sozusagen nur eine kalligraphische Abschrift des vom Dichter ausgesprochenen Auflösungswortes.

In dem Augenblicke, wo der berühmteste deutsche Verleger die größte deutsche Nationaldichtung illustrieren läßt, mag dieser flüchtigen Reflexion über das Illustrationswesen nicht ganz und gar das Attribut der Zeitgemäßheit fehlen. Andere und berufenere Federn mögen indes über den neuen illustrierten Faust speziell ihr Kunsturteil abgeben und abgegeben haben, — denn die Akten waren ja früh genug darüber geschlossen.

Mag jeder in seiner Weise dieses Thema bedenken; die Hauptsache ist, daß man denkt. Denn keinen unversöhnlicheren Erbfeind hat der Gedanke als die Mode; billig, daß er ebenso feindlich gegen sie wieder auftritt. Gegen nichts eifersüchtiger und aufmerksamer stehe die Kritik auf der Wacht als gegen das, was die Gewohnheit uns unablässig vor die Sinne führt, was sich gebärdet, als müßte es so sein.

Und wenn die großen nationalen Vorurteile wie Erdbeben und Ueberschwemmungen mit pomphafter Vernichtungskraft momentan auftreten, so sind die Gewohnheiten der Mode wie der ätzende Staub, der subtil, aber unablässig unsern ganzen Kulturetat annagt, und ebenso unablässig gefegt werden muß. Ein solches Gewohnheitsding schien mir unser Illustrationswesen. Niemand denkt leicht Arges dabei; ja, der glücklich situierte Flaneur fühlt sich wohl gar dem Zeitgeiste verpflichtet, der ihm heutigentags die Straßen der Städte mit den Schaufenstern der Kunst- und Buchhändler so brillant dekoriert.

Die Feuilletoniſten

(9. und 10. Juli 1856)

Haben Sie in der heutigen * * Zeitung das hübſche Feuilleton geleſen? fragte mein Viſavis an der Table d'hote ſeinen Nachbar, einen achtbaren Bürger von runden, ſtattlichen Körperformen und einem ſchwellenden Antlitz, das wir, anſtatt mit dem Vollmonde, der Abwechſlung halber mit einem gut ausgepolſterten roten Samtkiſſen vergleichen wollen. Laſſen's mich aus, gab der Angeredete zur Antwort, wer kann denn all das Zeug zuſammenleſen! — Wieſo? wieſo? Herr v. Grammelmaier, ich dächte doch, wir hätten jetzt ganz gute Feuilletoniſten in Wien; unſere Feuilletoniſten ſind mir ſo lieb als die Pariſer oder Berliner. Sie haben die Leichtigkeit des Stils, den behenden Witz, die gemütliche Weltanſchauung. — Das iſt alles recht ſchön und gut, aber ſagen Sie mir, lieber Doktor, woher ſollen ſie denn nur den Stoff nehmen, den Stoff! Das iſt der casus quaestionis. Der Stephansturm bleibt immer der nämliche, das Glacis, die Baſtei, der Kohlmarkt, der Graben ſteht immer auf dem alten Fleck, unſere „Wienerbilder" oder „Wiener Volksſzenen", wie ſie's heißen, kennen wir längſt ſchon in- und auswendig, ich wüßte mir mit dem beſten Willen keinen neuen Stoff mehr. — Nun, nun, Herr v. Grammelmaier, wir ſind denn doch eine Stadt von 10 000 Häuſern und einer halben Million Seelen; da läßt ſich ſchon etwas herausſchlagen. — Das iſt alles recht ſchön und gut, aber bedenken Sie auch die vielen Zeitungen, und tagtäglich, jahraus, jahrein wollen ſie Stoff haben. Ein Brunnen läßt ſich endlich ausſchöpfen. Pardon, mein Herr! rief ich dazwiſchen, und doch wäre es weit gefehlt, wenn wir dächten, ein Feuilletoniſt bedient ſich überhaupt

nur der ganzen Summe des Stoffes, den ihm ſein Schauplatz bietet. Ein großer Irrtum wäre das. In der Natur findet vielmehr das Gegenteil ſtatt. Wie z. B. die Fiſchotter von der Forelle nur das Kopfſtück genießt, oder der Menſch vom Krebſe nur das Schwanzſtück; wie auf ein und derſelben Weide die Gans, das Schaf, die Ziege, die Kuh und das Pferd jedes eine andere Grasart ſucht, oder wie die Hunde in Konſtantinopel, welche vermeintlich in wildeſter Republik leben, eine ſo ſtrenge Ortspolizei beobachten, daß um den Preis des reizendſten Schinkenbeins kein Hund zu bewegen wäre, über ſeine Straßenecke hinaus in das Bereich eines andern Hundes überzutreten — alles sans comparaison verſteht ſich — ebenſo, meine Herren, lehrt uns auch die Naturgeſchichte des Feuilletoniſten, daß dieſes feine und artige Geſchlecht von Kreaturen mit einem angeborenen Sinn für Grenzlinien erſchaffen iſt. In der Tat, die Natur hat dieſes Geſchöpf ſo eigentümlich organiſiert, ihm ſeine Lebensſphären ſo präzis angewieſen, daß es für den ſinnigen Beobachter des Mikrokosmos eines der freundlichſten Schauſpiele iſt, die Oekonomie des Feuilletoniſten zu ſtudieren. Der Feuilletoniſt, wie Sie ſich ihn zu denken ſcheinen, mein Herr, der als ein wildes Raubtier genuß- und beutegierig das ganze Material einer Großſtadt durchſtöberte und etwa gar noch an Stoffmangel hungerte: dieſer Typus kommt in der Natur entweder gar nicht vor, oder höchſtens als eine entartete Form ſeines Urbilds. Der echte Feuilletoniſt ſtellt uns in der Regel das Spiel der Individualitäten in viel zarteren Nuancen dar. Er lebt durchaus im Detail. Seine Sphäre iſt immer die Spezialität. Er ſondert ſich aus dem Raum einer Großſtadt ein beſtimmtes Gebiet ab und hier, auf dieſem Gebiete allein, findet er ſeine Stoffe, und würde ſie finden, wenn ſie ihm Neſtors oder Methuſalems Jahre zu leben gäben. Ich will, um mich deutlicher zu machen, nur einige der bekannteſten Arten aus der Gattung des Feuilletoniſten namhaft machen.

Da iſt z. B. der gemeine Haus-Feuilletoniſt, Feuilletonistus domesticus. Sehen Sie, dieſes Exem-

klar liefert uns gleich den Beweis, daß man ein Stadt- und Volksleben eigentlich gar nicht braucht und doch unerſchöpflichen Stoff für ein Feuilleton haben kann. Der Stoff der Haus-Feuilletoniſten iſt ſein Haus. Er ſchildert uns ſeinen Treppenaufgang, ſeine Stube, ſeine Möbel, ſeine Ausſicht. Wir kennen die Launen ſeiner Katze und die Weltanſchauungen ſeines Pudels. Wir kennen genau die Stelle hinterm Ofen, wo ſeine Kaffeemaſchine ſteht, wir wiſſen, wie viele Bohnen er abzählt, wie viele Tropfen Spiritus er anwendet, wieviel Waſſergehalt ſeine Milch und wieviel Kalkgehalt ſein Zucker hat, wenn er mit der erſten Morgentaſſe das Kreuz der Ziviliſation auf ſich nimmt. Wie Humboldt von der Fähigkeit der Erde, ſich zu *falten*, ſpricht er von der Fähigkeit ſeines Schlafrocks, zu reißen, geſprungene Knöpfe näht er vor unſern Augen an, er beträgt ſich überhaupt wie ein Fürſt und lebt ſein Privatleben öffentlich. In ſein Gemüt läßt er nur ſelten blicken, was gleichfalls ein vornehmer Zug iſt, aber das Herzensverhältnis ſeiner Feuerzange mit ſeinem Stiefelknecht, oder die Romane, die er in träumeriſchen Abendſtunden unter ſeinen Nippfiguren ſpielen ſieht, teilt er uns mit großer hiſtoriſcher Treue mit.

Aus dieſen Memoiren fällt dann manches bedeutſame Streiflicht auf die Hauptperſon ſelbſt. Einen Punkt aber gibt es, wo die vornehme Götterabgeſchloſſenheit des Haus-Feuilletoniſten ihre direkt menſchliche Seite hat: das ſind ſeine großen, geſchichtlichen Konflikte mit dem Hausmeiſter und der hinkenden Magd. Dieſer Gegenſatz des Geiſtes zu der Materie, der Kultur zur naturwüchſigen Grobheit und Deſpotie der rohen Elementarkraft würde allein ſchon unſterblichen Stoff liefern, gleich den tauſendjährigen Kämpfen der Iranier und Turanier, oder der Holländer mit ihren Sturm- und Springfluten. In der Tat gerät die Kultur oft ſo ſchlimm ins Gedränge dabei, daß es zuweilen ſcheint, es müſſe zur gänzlichen Negierung und Aufhebung ihres Charakters kommen, d. h. der Haus-Feuilletoniſt würde auf- und davonlaufen. Doch dies Aergſte geſchieht nie. Nie hat man den Haus-Feuilletoniſten unter freiem Himmel

geſehen. Höchſtens mit ſeiner halben Perſon entäußert er ſich in kummervollen Momenten ſeinem Hauſe, öffnet ſein Fenſter und lehnt ſich hinaus. Und ſiehe, da bemerkt er, daß drüben im erſten Stock eben die Gnaden-Arie auszieht, die ſchon ſeit Jahren ſein chroniſches Leiden war; er lauſcht und horcht! Rechts im Dachſtübchen ertönt zum erſten Male der Tannhäuſermarſch und vorbei iſt die lange, lange Schreckenszeit, in der nur der Marſch aus Rigoletto dieſes Stadtviertel beherrſchte. Aber dort links im Erker hinter den Geranien? Iſt's möglich! Zeigt ſich das allerliebſte Blondköpfchen endlich ohne jenen jungfrauenbehütenden Drachen zur Seite, der ſo lange alle Pſychographie an den Fenſterſcheiben unmöglich machte? Oh, das ſind ja ſo glückliche Veränderungen, daß ſie dem Haus-Feuilletoniſten für eine Reihe der heiterſten Feuilletons Stoff liefern!

Das Gegenteil, oder wie man beſſer ſagt, der diametrale Gegenſatz des Haus-Feuilletoniſten iſt der Straßen-Feuilletoniſt, F. forensis, im hochdeutſchen Flaneur, im niederdeutſchen etwas unzarter auch Bummler genannt. Dieſe Spezies findet man vor den Schaufenſtern der großen Galanterie- und Modewarenhandlungen, oder unter den Torwegen von Häuſern, wo ſie die architektoniſche Form der gegenüberſtehenden neuen Prachtbauten „auf ſich wirken läßt"; denn leider wirken unſere Prachtbauten auf keinem andern Standpunkte. Der Straßen-Feuilletoniſt iſt die Seele der Induſtrie. Denn luxuriöſe „Gewölbe", welche Tauſende an Miete koſten, oder pomphafte Annoncen, welche Hunderte verſchlingen, nützen bei dem unverwüſtlichen Hange der Menſchen, ihren eigenen Augen nicht zu trauen, eigentlich gar nichts; erſt, wenn der Straßen-Feuilletoniſt in ſeiner vornehmen, kühlen Manier ein leichtes Wörtchen hinwirft, was er hie oder dort „Hübſches" geſehen, das elektriſiert. „Da faßt ein namenloſes Sehnen" das Herzchen des jungen Weibchens, welches dem ſteinreichen alten „Kampl" ihre ſchöne irdiſche Hülle nicht umſonſt angetraut hat, ſondern ein ſchönes Inventar von irdiſchen Hüllen als Gegenleiſtung dafür beanſprucht. Ein einziges Epitheton im Feuilleton

der X- oder Y-Zeitung — reizend, geſchmackvoll, duftig, allerliebſt, — verurſacht ſchlafloſe Nächte, ſchwere Conti und hin und wieder ein intermittierendes Wechſelfieber. So flaniert der Straßen-Feuilletoniſt, wie die Schlange im Paradieſe, durch den Hyde-Park der modernen Induſtrie, und verführt auf jeden Schritt und Tritt unzählige Töchter Evas, welche das Neueſte in Pariſer Feigenblättern der unſchuldigſten Unſchuld in Ewigkeit vorziehen werden. Dafür iſt aber auch er ſelbſt fortwährend den ſchwerſten Verführungen ausgeſetzt. Hinter den hohen, kriſtallreinen Spiegelfenſtern lauern die Chefs der großen Etabliſſements ſeiner Börſe auf, nicht um ſie zu leeren, ſondern zu füllen und dafür eines ſeiner magiſchen Wörtchen — reizend, geſchmackvoll, duftig, allerliebſt, — zu erhaſchen, welches im eleganten Feuilleton einer geleſenen Zeitung ſo „beſinnungsraubend und herzbetörend" wirkt. Die Verräter! Aber „die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall, der Menſch kann ſie üben im Leben". Der Straßen-Feuilletoniſt, der leichte, libellenhafte Flaneur widerſteht ſolchen Verführungen. Er begnügt ſich zu flattern, zu nippen, wie der Gebildete im Anſchauen, nicht wie der Wilde durch Ergreifen zu genießen, und bewahrt unter allen Umſtänden den reinen Glanz ſeines heitern, liebenswürdigen Daſeins. Nie iſt ein echter Feuilletoniſt „gewonnen" worden; nie, nie! Oh, ziehen wir unſern Hut vor dem Ehrenmann, dem ſoviel Macht gegeben iſt, und der ſie ſo beſcheiden gebraucht!

Der Salon-Feuilletoniſt, F. nobilis, aus der Familie des ſchönen Brummel, kommt zwar auch in einzelnen Exemplaren bei uns vor, ſo daß ich ihn immer mit anführen muß, ſeine eigentliche Heimat aber iſt Paris und London. Deutſche Salons behandeln den deutſchen Literaten noch immer nicht mit jenem nationalen point d'honneur, wie der Franzoſe, auch von höchſtem Rang, ſeinen homme des lettres. Indes ſind gutgeſchriebene Feuilletons auch unter uns ſalonfähig.

Den Franzmann mag kein echter Deutſcher leiden,
Doch ſeine Weine trinkt er gern —

gilt nur einmal in allen Variationen und Tonarten. Der Salon-Feuilletoniſt, wie die Sachen ſtehen, iſt alſo mehr ein Kind ſeiner Phantaſie als der Willkürlichkeit. Er weiß, daß der Pariſer jedes Zimmer, in welchem kein Bett ſteht, einen Salon nennt, und daran hält er ſich wörtlich. In dieſem Sinne nimmt er ſeinen Tee allerdings in Salons. Dabei wagt er hin und wieder einen ſchüchternen Verſuch, von ſeinen vornehmen liaisons zu ſprechen, und iſt ſehr ſatisfaiſiert, wenn er eine illuſionsfähige Seele findet, die daran glaubt. Doch nimmt er auch den direkten und offenen Hohn der Spötter nicht übel, in ſolchen Fällen ahmt er jenem politiſchen Pudel nach, der ſeinen unhaltbaren Wurſttransport mit ſeinen Feinden und Verfolgern gemeinſchaftlich auffraß. Eine elegante Toilette, ein parfümiertes Taſchentuch, ein vollſtändiges Inventar von jenem überflüſſigen Trödel, der dem Franzoſen nécessaire iſt, namentlich ein ſtets kompletter Stand von Haarkämmen, Bartkämmen, Haarbürſten, Bartbürſten, welche er zwar vor unſern Augen Dienſt tun läßt, ſowie in ſeinem Stile Reminiſzenzen aus Kellys Kavalier-Perſpektive und Wachenhuſens eleganten Studien, dienen indes ſtets dazu, den zerſtörbaren Nimbus immer von neuem wiederherzuſtellen. Wenn Sie bei dieſer Spezies, mein Herr, Feuilleton-Stoffmangel ſuchten, ſo wäre es hier allein zuzugeſtehen; indes bietet gerade der Salon-Feuilletoniſt alle Hilfsmittel der Kunſt auf, die Ungunſt ſeiner natürlichen Situation vergeſſen zu machen. Und da der Menſch in ſolchen Fällen eher zu viel als zu wenig leiſtet, ſo ſind wir im Grunde auch dieſem Käuzlein das Zeugnis ſchuldig, daß er uns in ſeiner Spezialität recht gut unterhält.

Weniger ſchemenhaft, ſondern ein Weſen von derbem, realem Daſein, iſt der *Kneip-Feuilletoniſt*, F. restauratus. Dieſe Spezies iſt im Kaffeehauſe naturaliſiert. Man findet ſie daſelbſt, *nie* eine Zeitung, ſtets aber Karten oder das Billardqueue in der Hand. Der Abſcheu vor den Journalen kennzeichnet überhaupt die Art Journaliſten. Die Verachtung, womit ſie jedes Zuſammentreffen mit Tageblättern als eine verunreinigende Berührung be-

handeln, der kalte Grimm, womit ſie dieſelben ſtoßweiſe von Tiſchen, Stühlen, namentlich aber vom Billard ſchleudern, der deutliche Zug in ihren Mienen, wie ſehr man die wahren Kulturzwecke verfehlt, daß man die Jugend überhaupt „Leſen“ lehrt, und nicht „Präferanzeln“ oder „Karambolieren“ — das alles würde eigentlich ein gefährliches, ſelbſtmörderiſches Beiſpiel geben, wenn der Kneip-Feuilletoniſt nicht grundſätzlicher Verächter des Publikums, Menſchenfeind, Egoiſt, homme blasé, kurz Mephiſto wäre. Der Kneip-Feuilletoniſt als Schriftſteller iſt ſtets Satiriker. Seine Silhouetten, Phyſiognomien, Daguerreotypen, oder unter welchem Namen er ſonſt das Kaffeehaus-Publikum porträtiert, ſind wahre Juniusbriefe gegen die Menſchheit. O, Herr v. Grammelmaier, wie ich Ihren werten Namen nennen höre! mögen Sie nie das Unglück haben, ein Lokal zu frequentieren, welches der Sitz des Kneip-Feuilletoniſten iſt! Was Stoff iſt, was Feuilleton-Stoff iſt, wie unerſchöpflich er iſt — Sie würden es, wie ich leider, aber mit Grund fürchten muß, an Ihrem eigenen hochachtbaren Ich zu erleben haben. Keine Perſon iſt ſo ehrwürdig, kein Anſehen ſo heilig, daß es der Witz nicht durch eine Reihe von teufliſchen Wandlungen ſtets ins Gegenteil zu verkehren wüßte. Denken wir an den ſeligen Louis Philippe, der aus einem König eine Birn wurde! Das Merkwürdigſte dabei wäre, Sie würden jahrelang ihren Quäler nicht einmal ahnen. Denn wenn wir dächten, der Kneip-Feuilletoniſt beobachtet, er ſieht, er hört, — nämlich ſo wie Menſchen beobachten, ſehen und hören, — ſo irrten wir gewaltig. Nein, der Kneip-Feuilletoniſt ignoriert. Der Spieltiſch, das Billard iſt der einzig würdige Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit und nur in Augenblicken, wo er „paßt“, oder wo ſein Gegner den Stoß hat, was ſelten genug geſchieht, wirft er der Außenwelt einen zerſtreuten, abgeſpannten Blick durch das kalte Brillenglas hin, — ein Blick, tief unterm Gefrierpunkt. Und doch war's ein heißer, wütiger Tigerblick — und er hat ſeine Beute damit gepackt, um Hunderte von Feuilletons mit ihrem roſenroten Blute zu füllen. Ah, der

Satan ſieht alles; die Götter haben ihm ein entſetzliches Intuitions-Vermögen verliehen. Er fühlt gleichſam das Kaffeehaus, er iſt odiſch und ſenſitiv. Und dieſes ſein Genie ergänzt er noch durch die Inſpirationen des Marqueurs. Marqueur und Kneip-Feuilletoniſt ſtehen in einem wunderlichen, kaum definierbaren Verhältnis zueinander.

Sie ſtehen ſich ungefähr wie der Großherr und der Paſcha von Aegypten, oder wie eine alte Hebamme und eine junge Wöchnerin. Dieſe kordiale Anmaßlichkeit im Gefühle der Macht, dieſes gütige Dulden oder ſanfte Zurückweiſen in Schranken, die ſich doch immer wieder von ſelbſt aufheben, dieſer unauflösliche Geheimbund des Bedürfniſſes mit allen daraus entſpringenden Vertraulichkeiten und dann wieder dieſes Geſetz der Dehors, dieſer Reſt von äußerem Anſtand und Abſtand! Es iſt ein dunkles, romanhaftes Verhältnis, aber ſeine Ausgeburt ſchauderhaft wahr! Wehe der Stadt, wo ein alter Marqueur und ein guter Feuilletoniſt ſich miteinander verſtehen! Es iſt eine furchtbare Allianz. Sie kann die ganze Bevölkerung zittern machen und doch kredenzt ſie ihr täglich ſüße Melangen und würzhafte Feuilleton-Artikel! O Welt der Widerſprüche!

Endlich verlaſſen wir ganz und gar die Stadt und finden doch Feuilleton-Stoff in Fülle, denn wir folgen dem Wald-Feuilletoniſten, F. tenebrosus, aus der Familie des melancholiſchen Jaquet — ſiehe Shakeſpeare. Der Wald-Feuilletoniſt hauſt, wie ſein Name ſagt, „in des Waldes düſtern Gründen, in den Höhlen tief verſteckt". Er iſt der intime Freund der Molche, Unken, Blindſchleichen und Ottern, ſein Weg iſt mit Pilzen und Schwämmen beſtreut, Flechten und Mooſe kränzen ſein Haupt. Ueber den Naturſinn der Wiener und ihre dilettantiſchen Landpartien lächelt er mitleidig, er durchforſcht die Himalajakette des Kahlengebirges weit über die Region der Backhändeln und des Lieſinger Bockbieres hinaus. Keine „Roſa" begleitet ihn dabei, der Wald-Feuilletoniſt geht immer allein. Aus der Ferne betrachtet, gleicht er einem Selbſtmörder. Einſt ſchlich ich im Prater einem Manne nach, in der menſchen-

freundlichen Abſicht, ihm das Leben zu retten. Gang, Haltung, Bewegung, alles war ſo unendlich traurig an ihm, daß ich mich feſt überzeugt hielt, mit dem gehe es den letzten Weg, irgendeinem Donau-Arme zu. Der Unglückliche blieb bald ſtehen und ſtocherte in trüber Selbſtvergeſſenheit mit ſeinem Stock in einem Maulwurfshaufen herum, bald warf er das Haupt ſehnſüchtig gegen den Wolkenhimmel empor, wie einer, der in letzten, vollen Zügen die herrliche Gottesluft noch einmal einſchlürft; von Zeit zu Zeit zog er ein Notizbuch aus der Taſche und ſchrieb etwas auf, was offenbar ſein Teſtament war, womit er ſein Abſcheiden auf dieſer Welt motivierte. Endlich war der gefürchtete Donau-Arm da. Bei dieſem Anblicke beſchleunigte ich meine Schritte, denn ich überlegte ſchnell noch, warum wir uns beide eigentlich naß machen ſollten, ich könnte ihn ja auf dem Lande retten und ein Geſpräch mit ihm anknüpfen, das ihn auf beſſere Gedanken brächte. Gedacht, getan. Ich eilte an ſeine Seite und wollte anfangen. Es ſaßen aber eine Reihe Angler an dieſem Donau-Arme, ſteif, unbeweglich, in der ſchweigſamen Haltung, die man an dieſen Menſchen kennt. Mein Selbſtmörder ging von einem zum andern an ihnen herum, betrachtete ſie aufmerkſam, ſuchend, und machte mit ſeinem Taſchenbuch Bewegungen gegen ſie, wie einer, der abſtäuben will, ſo daß ſie verwundert ihre Häupter zu ihm aufhoben. Jetzt entſchuldigte ſich der Selbſtmörder in ſehr verbindlichen Ausdrücken, er ſei leider kurzſichtig, er habe geglaubt, Inſchriften auf ihnen leſen zu können, denn ſie ſeien ihm wie römiſche Meilenſteine erſchienen, welche vielleicht Aufſchlüſſe über das alte Vindobona oder Fabiana enthielten, und welche bei niederm Waſſerſtand aus der Donau heraufragten. Tags darauf las ich dieſen Witz nebſt vielen andern in einem unſerer beſten Feuilletons, ich merkte mir die Chiffre und fand das Stilleben des Praters, der Praterhirſche, der Fiſchangler, der Käfer und Ameiſen, der Gräſer und Bäume, der Wolken und Winde mit einem feinen Beobachtungsſinn, mit einem liebenswürdigen und unerſchöpflichen Humor viele, viele Blätter durch aufs hüb-

ſcheſte abgehandelt. Es war der ſtehende Stoff dieſes Feuilletoniſten — es war der Wald-Feuilletoniſt.

Ein Gebiet will ich noch nennen, von welchem Sie auf den erſten Blick zugeben werden, daß die Ausbeute darauf gewiß auch eine reichhaltige iſt. Dieſes Gebiet monopoliſiert der Sozial-Feuilletoniſt, F. aequivocus. Man findet die Spezies des Sozial-Feuilletoniſten nur in den entlegeneren Vorſtädten, namentlich aber abends an den Röhrbrunnen und an den Torwegen der großen Fabriken in Gumpendorf, Schottenfeld uſw. Hier ſtudiert der Sozial-Feuilletoniſt ſeine Quellen: Dienſtboten und Fabrikmädchen, von denen er Notizen über Dienſt und Arbeitsverhältnis, Angebot, Nachfrage, Löhnungen, Lebensweiſe, kurz über all das kleine, aber wichtige Detail der gewerblichen und proletariſchen Zuſtände einſammelt. Eine umfaſſende Aufgabe! Aber der Sozial-Feuilletoniſt geht ihr mit Liebe nach und hat ein angeborenes populäres Talent der Behandlung. Leider findet er für die Größe ſeiner Wißbegierde den ſchmalen Raum zwiſchen dem Tag, wo die Mädchen in der Arbeit, und der Nacht, wo ſie zu Hauſe ſind, viel zu klein. Ich geſtehe gerne, daß bei dieſem Genre von Feuilletoniſten der reine Beruf und die bloße Liebhaberei, der Dienſt des Publikums und der Privatſport der Perſon ihre Grenzen etwas unklar ineinander vermiſchen, ſo daß ſich ein ſtreng literariſcher Charakter dieſer Spezies nicht mit voller wiſſenſchaftlicher Sicherheit zuſchreiben läßt. Aber genug, wenn mir in dieſem Umriſſe gelungen iſt, von den Pfeilern, auf welchen die feuilletoniſtiſche Unterhaltung einer Großſtadt ruht, nur einige wenige, bei weitem nicht die ganze Kolonnade zur Anſicht gebracht zu haben. Das übrige tut die Phantaſie und das Nachdenken. Wir haben abgeſpeiſt, meine Herren, ich empfehle mich Ihnen.

Mit dieſen Worten ließ ich mir von dem Aufwärter meinen Paletot anziehen, den ich im April erſpart hatte, und den ich jetzt, an der Grenze von Juni und Juli, wieder brauche. Hinter mir hörte ich's halblaut flüſtern: Mir ſcheint, das war ſelbſt ein Feuilletoniſt.

Proben portugieſiſcher und kataloniſcher Volksromanzen

mit einer literar-hiſtoriſchen Einleitung über die Volks-Poeſie in Portugal und Katalonien.

Von Ferdinand Wolf,

wirklichem Mitgliede der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften.

Wien 1856, in Kommiſſion bei Braumüller.

(28. Februar 1857)

Was wir unter dem Namen ſpaniſche Romanzen kennen, ſind kaſtiliſche Romanzen. Aber lange bevor Kaſtilien die literariſche und politiſche Herrſchaft über die Länder der Pyrenäiſchen Halbinſel erlangte, lebte die Volks-Poeſie dieſer Länder ein ſelbſtändiges Leben. Zwei Kultur-Elemente von höherer Entwicklung waren es, welche frühzeitig dieſer provinziellen Selbſtändigkeit ein Ende machten. Im Norden der limouſiniſche Kunſt- und Hofgeſang der Troubadours, im Süden und Weſten die kaſtiliſche Ritterromanze. Als dieſe Richtungen anfingen, ſich tonangebend von oben nach unten über das ſpaniſche Volk zu verbreiten, erging es der provinziellen Volks-Poeſie wie es dem Volksgeſang unter denſelben geſchichtlichen Verhältniſſen überall ergangen iſt: d. h. er fügte ſich entweder in die neuen Kunſtformen bis zur Unkenntlichkeit ſeiner eigenen Geſtalt, oder er friſtete die eigene Urform zwar fort, verlor aber, der Kunſt-Poeſie gegenüber, ſeine Naivität, den Glauben und die Achtung vor ſich ſelbſt und entartete. Der Volksgeſang wurde zum Pöbelgeſang, die dichteriſche Naturſprache zur rohen Vulgärſprache, Bettler, Bänkel-

sänger, Kindermägde der verachtete Boden seines kümmerlichen Fortvegetierens. In den Entstellungen durch verkünstelte Fach-Poeten einerseits, oder durch den verderbten Markt- und Straßen-Jargon andererseits ging also die Poesie des Volkes aus ihrer aktiven Stellung konsequent absteigend in eine passive über und verlor als solche ästhetisch wie tatsächlich das Recht des Lebens. Dies war ihr Zustand jahrhundertelang. Endlich erwachte — in Deutschland unter dem Einflusse der Romantik und der historischen Schule — der Sinn für das Volkstümliche mit erneuter Lebenskraft und drang namentlich, im Gegensatz zum akademischen oder klassischen Stil, auf das Heimische, auf das angestammte Nationale. Mit, vielleicht durch Deutschland ergriff diese Richtung die übrigen Kulturvölker Europas: was bei uns Lachmann, Simrock, Uhland, die Grimms usw. leisteten, das geschah fast in allen Literaturen, und zwar ebensowohl romanischer als germanischer Zunge.

Auf der Pyrenäischen Halbinsel machten sich um die Erforschung und Wiederherstellung vorkastilianischer Volks-Poesie besonders zwei Gelehrte verdient: für Katalonien der Professor der Literaturgeschichte an der Universität von Barcelona Mila (Don Manuel Mila y Fontanals), für Portugal der Dichter und Staatsmann Garrett (J. B. de Almeida-Garrett). Ihre Schriften sind bei der geringen Wechselwirkung spanischen und deutschen Buchhandels in Deutschland unbekannt, ja in ihrer Heimat selbst nur von Gelehrten gewürdigt. Um so mehr haben wir daher Ursache uns zu freuen, daß unser verehrter Landsmann durch seine persönlichen Verhältnisse zu diesen Männern aus ihrer eigenen Hand ihre Bücher erlangen konnte, so wie die Art, wie er diese kollegiale Mitteilung selbsttätig zu nutzen verstand, nicht nur die Anerkennung der Kritik, sondern den Dank auch des größern deutschen Publikums verdient. Denn gewiß ziemte es einem Kulturvolke wie dem deutschen nicht, in seiner Kenntnis einer so reichen und glänzenden Literatur, wie die spanische Romanzen-Poesie ist, fast ein Jahr-

hundert lang bei Herders Cid stehen zu bleiben. Viel schmeichelhafter ist uns der Gedanke, daß wir durch die Bemühungen unseres verdienstvollen Historikers jetzt einen Teil des spanischen Dichterschatzes im Besitze haben, der den Spaniern selbst weitaus unbekannt ist.

Was es bedurfte, diesen Schatz zu heben, davon wollen wir unsern Lesern hier kein Gemälde entwerfen. Die Methode der wissenschaftlich-kritischen Forschung, um aus einer veralteten, durch Fremdartiges verunreinigten Literatur das gediegene Erz der historischen Wahrheit und ästhetischen Schönheit herauszuschlämmen, zu pochen und zu schmelzen, dieser mühsame gelehrte Prozeß ist überall derselbe. Er blieb dem Spanier so wenig erspart wie dem Deutschen, denn auch die Gesetze der Verwitterung bleiben überall die nämlichen. Die spanischen Erforscher der katalonischen und portugiesischen Volkspoesie fanden ihr Material — wie bemerkt — dort von südfranzösischen, hier von kastilischen Elementen durchädert, überlagert, zersetzt. Sie fanden den einheimischen Stoff bald in der kastilischen oder limousinischen Mundart nachgesungen, bald umgekehrt den Stoff von den fremden Tonangebern entlehnt, in der Form aber mehr oder minder provinzialisiert. Oft konnte ein Volkslied sowohl in Form und Inhalt kastilisch oder limousinisch sein, sich aber in dem Grade als ein echtes Provinzial-Lied ausnehmen, als das Provinzvolk zu dem Herrschervolke in einer nahen, leicht vermischlichen Verwandtschaft stand. Am häufigsten endlich mochte dieser Mischcharakter nicht einmal durch das ganze Lied gehen; diese Strophe konnte echt, jene verändert sein und wieder konnte die Veränderung hier von einem klassischen Hofpoeten, dort von einer Kindermagd herrühren.

Geschult an deutschem Geiste (Mila hat sich nach Wolfs Zeugnis selbst als ein Uebersetzer Goethes bewährt) ist es unsern Spaniern gelungen, durch die Kunst der Kritik dem Staube der Jahrhunderte jenen Teil ihrer Volkspoesie abzuringen, welchen sie zum speziellen Gegenstand ihrer literarischen Taten gemacht. Katalonische und portugiesische

Volkspoesie sind unter ihren Händen — als schöne Glieder des Körpers, dessen Herz Kastilien ist — zu lebendiger Bewegung auferstanden. Wir haben einen Text vor uns, der uns ein wohlgeprüftes, historisches Zeugnis des Volksgesanges aus jenen westlichen und östlichen Flanken Spaniens gibt.

Den Arbeiten Milas und Garretts aber steht Herr Wolf nicht als ein passiver Empfänger, sondern als ein tätiger Mitarbeiter gegenüber. Seine vieljährige gelehrte Beschäftigung mit der spanischen Literatur, seine Kenntnis des Landes aus eigener Anschauung, seine volle Vertrautheit mit der Kunst der wissenschaftlichen Forschung, die er vor den Spaniern, welche hierin unsere Schüler sind, noch voraus hat; all diese Mittel setzen ihn in den Stand, das was Mila und Garrett Neues hier liefern, mit eigenen Augen anzuschauen, ihr Material unter der Garantie germanischen Selbsturteils uns vorzuführen. Herr Wolf hat den Mitteilungen seiner spanischen Freunde überall das Siegel der Originalität aufzudrücken vermocht; ja, nicht selten hatte er Gelegenheit, ergänzend oder auch berichtigend sein Urteil und seine Fachkenntnis in die Wagschale zu legen. Mit diesem Gefühle von der Sache wird auch der Laie die Abhandlung lesen, welche Herr Wolf seinen „Proben" als kurze, literarhistorische Einleitung vorausgeschickt hat.

Wir sprechen nun von diesen „Proben", d. h. von den mitgeteilten Romanzen selbst. Daß wir, trotz der glänzendsten Reproduktionskunst, in dem literarisch-aufgeschriebenen, zumal übersetzten Volksliede nur ein unvollständiges Spiegelbild seines Originals haben können, wird der Leser voraussetzen. Die ganze musikalische Seite des Liedes: Melodie, Reim, ja selbst Assonanz ist nicht zu überliefern, nicht zu reproduzieren, ohne daß der allzu getreue Uebersetzer nicht mehr oder minder von der Klarheit des Inhalts selbst veruntreuen mußte. Herr Wolf hat daher weise getan, diese formelle Treue nicht anzustreben, um den stofflichen Inhalt desto unmittelbarer zu übermitteln. Den stofflichen Inhalt allein werden wir also hier in Betracht ziehen können.

Der Inhalt fast aller Volkslieder ist bekanntlich das Verhältnis der Geschlechter zueinander, die ewig brennende Frage der menschlichen Gattung, ihre physische Fortpflanzung. Man pflegt diesen Inhalt *frivol* zu nennen, weil die Gesetze der Natur nicht immer auf dem Wege der bürgerlichen Ehegesetze erfüllt werden, vielmehr das Herz in der Regel es sich genügen läßt, mehr mit sich selbst, als mit der Polizei übereinzustimmen. In unsern vorliegenden Volksliedern aber — wenigstens in einem guten Teil von den fünfzehn Romanzen portugiesischer Abstammung — möchten wir den sittlichen Geist nicht sowohl frivol, sondern *verbrecherisch* nennen. Der Leser wird sofort erinnert, daß er auf südeuropäischem Boden steht, d. h. in einer Region, in welcher der Jugend-Umgang der Geschlechter fast schon orientalisch erschwert ist, und erst die Vermählung das Signal zur Freiheit gibt, aber zu einer Freiheit, welcher alle Unschuld fehlt. Wir fangen eine solche Romanze oft mit allem Mitgefühl zu lesen an, das uns die Geschichte zweier liebenden Herzen naturgemäß einzuflößen pflegt, da wir dann plötzlich die Liebende den Geliebten beschwichtigen hören: ihr *Gatte* sei abwesend, ihr Gatte werde nicht kommen, ihr Gatte werde nichts wissen usw. Darauf waren wir nicht gefaßt. Wenn im deutschen Volksliede „Knab' und Mägdlein" die Selbstregierung ihres Herzens ausüben, so können sie vielleicht sündigen, aber höchstens im politischen Sinne, kaum im moralischen, am wenigsten im ästhetischen. Denn die menschlichen Satzungen drücken nur annäherungsweise die menschliche Sittlichkeit aus, nirgends entsprechen sie ihr ganz genau, in unzähligen Fällen bleibt zwischen dem Gesetz und der Sittlichkeit noch eine Differenz, ein Rest. Diesen Rest deckt dann die öffentliche Meinung. Der Richter kann als Mensch entschuldigen, was er als Richter verurteilt; ganz eigentlich aber der *Poet* ist es, der vor der Lücke zwischen gesetzlicher und natürlicher Sittlichkeit steht. In der Poesie spricht sich das Volk alles Recht wieder zu, das es als politische Gesellschaft sich absprechen muß. Dies ist der Punkt, wo das deutsche Volks-

lied, trotz vermeinter Frivolität, ſeine Berechtigung nachweiſt und äſthetiſch genießbar bleibt. Wenn das deutſche Mägdlein hinter dem Rücken ihrer Mutter ein Stelldichein wagt, ſo wiſſen wir zwar, daß das Geſetz der Mutter das Recht der Beaufſichtigung zuerkennt, wir wiſſen zwar, daß es gut iſt, den Bann der elterlichen Autorität zu ſanktionieren, wir wiſſen aber auch, daß es notwendig iſt, eben dieſen Bann fortwährend zu negieren und zu beſeitigen. Ein Bann ganz anderer Art aber iſt das Inſtitut der monogamen Ehe. Die Ehe hat an der natürlichen Entwicklung des Individuums nicht ihre endliche Grenze wie die elterliche Autorität, ſondern ſie iſt eben die Erfüllung aller ſinnlichen und ſittlichen Anſprüche des entwickelten Menſchen. Die Ehe iſt unter allen ſozialen Einrichtungen diejenige Form, welche den ſittlichen Inhalt des Menſchen — trotz der Theorien moderner Moral-Philoſophen — am reinſten und unverbeſſerlichſten ausdrückt; die Ausnahmen werden immer in einer verſchwindenden Minorität ſein, vor allem aber werden wir ſtets den beſtimmten und individuellen Nachweis fordern, warum und wodurch der Ausnahmsfall ſtatuiert wird. Nun iſt das Weſen der Poeſie aber abſolute Naivität; ſie läßt ſich auf keinerlei Nachweiſe ein. Da mutet es uns denn ganz eigen an, uns ein Volk zu denken, welches den Ehebruch vor ſich hin ſingt, wie der Fink pfeift, wie die Nachtigall ſchlägt, in ſeinen einfachſten und primitivſten Lebensverhältniſſen, am Spinnrade, hinterm Pflug! Ja ſelbſt Verbrechen, wie ſie durch den Namen der Beatrice Cenci bezeichnet werden, ragen herein, gleich das zweite Stück unſerer portugieſiſchen Romanzenſammlung hat es wenigſtens mit dem Verſuch eines ſolchen zu tun. Die Ausführung ſelbſt wird nur dadurch verhindert, daß unter dem Mantel der Nacht die Mutter ſich an die Stelle der Tochter ſubſtituiert; der Verbrecher aber iſt noch ſo naiv auszurufen:

Weh dem eine Tochter worden,
Die verrät den eignen Vater,

nachdem er ſeinen Irrtum in den Verſen erkannt hat:

Hätte ich gewußt, Silvana,
Daß dir Keuschheit fremd geworden,*)
Hätt' für dich die Pein der Hölle
Nie zu dulden ich verheißen.

So unmittelbar wird unsere Phantasie an dieser Szene beteiligt! Mögen denn deutsche Lyriker aufhören, mit Orangenduft und ein paar Mandolinengriffen uns den Süden schildern zu wollen! Mit einem direkten Seitenblick auf sie haben wir von der ethischen Atmosphäre dieses Südens Bericht erstattet; wir sehen, der Süden malt sich selbst mit ganz anderen Farben, als wir uns träumen lassen; es sind Farben der Hölle, aber sie sind wenigstens unnachahmlich.

Etwas heimischer fühlen wir uns in der zweiten Abteilung, der katalonischen Romanzensammlung. Schon die Subrubriken dieser neunundzwanzig Stücke bezeichnen uns eine reichere Variation des Stoffes wie des sittlichen Inhalts. Herr Wolf teilt sie ein in a) romantische, b) legendenartige, c) historische, d) Räuber-Romanzen, e) genreartige. Im ersten Stücke: „Das Vögelchen" tritt uns sogar ein Element entgegen, das dem Süden sonst fremd ist: Natursinn. „Das Vögelchen" ist im süßesten Tone dieses Natursinnes gesungen; es steht dem germanischen Geiste unendlich näher, als dem romanischen. Ein solcher Verwandtschaftszug mit der nordischen Art geht mehr oder minder auch durch die übrigen „Proben" dieser katalonischen Volksweisen. Der Ton selbst ist nicht mehr ausschließend der streng ritterliche, sondern schmiegt sich dem Munde allerlei Menschen, dem bürgerlichen und häuslichen Treiben vertraulicher an. Die chevalereske Sphäre ist mit der bourgeoisen schon im Geiste ständischer Vermischung oder Gleichberechtigung durchzogen: wir erhalten fast überall den Eindruck, daß der Volksmund das Rittergedicht nicht bloß nachsingt, wie vielleicht größtenteils in der portugiesischen Abteilung der Fall war, sondern daß er neben und mit den höheren Ständen selbstdichtend auftritt. Dadurch

*) Noch stärker im Originale:
que estavas tam corrompida.

wird die ganze Sangweiſe gemildert, wir möchten ſagen vermenſchlicht. Die Liebe liebt naiver und unſchuldiger, das Glück prunkt weniger, aber beglückt mehr, das Unglück iſt nicht ſo tragiſch-herzlos, ſo launenhaft-tyranniſch und begriffsverknöchert, das Wunder ſelbſt nicht ſo wunderlich grandiös und theatraliſch wie jenſeits im ritterlichen Lager, ſondern alles trägt mehr die Farbe und das Maß einer gerechten Mitte. Ebenſo haben die Rhythmen mehr lyriſchen Ausdruck und Wechſel, und der Refrain, der bekanntlich auf die naivſte Weiſe oft aus dem Volksliede hinausfällt, lehnt ſich häufig an ein Naturbild an, z. B.

All mein Herzblut ſtocken
Macht ein Strauß von Nelken . . .
Lieblich iſt die Roſe, lieblicher der Zweig . . .
Sag', ihr Nelken, euch Ade,
Euch, ihr Roſen, Waldviolen!

was gleichfalls mehr an die nordiſche Garten- und Waldluft erinnert, als an den Süden, dem dieſer Zug eigentlich fehlt. Eine Note belehrt uns aber auch freilich in den meiſten Fällen, daß das vorliegende ſpaniſche Volkslied ſeine Parallele in irgendeinem germaniſchen oder ſkandinaviſchen Seitenſtück hat, ſo daß über die Art, wie mit dem Stoffe zugleich der Ton nach dem Süden gewandert iſt, und Spuren ſeiner unzerbrechlichen Nord-Natur zu behaupten wußte, der Phantaſie vielleicht die kühnſten Gedankenſpiele erlaubt ſind. Uebrigens beſchreiben dieſe kataloniſchen Volkslieder der Zeit nach einen viel weiteren Zirkel als die portugieſiſchen: Letztere ſchließen in dem Charakter der Ritterzeit rein ab, während die kataloniſchen Proben bis in den Zopf- und Rokokoſtil herabreichen, und das Volkslied auch in ſeinem Abſterben vorführen. So ſchließt z. B. die Romanze: Der Ritter von Malaga (eine mutmaßliche Verſion der Hero- und Leander-Sage) mit der Moral:

Mütter, die ihr Töchter habet,
Gebt ſie denen, die ſie lieben uſw.

ein Zuſatz, der den Romanzenſtil offenbar in ſeiner Ausartung kennzeichnet. So iſt „Bach von Roda" ein trockenes

historisches Referat ohne poetischen Wert im Perückenton des „Prinz Eugenius"; interessant wird es für den Oesterreicher vielleicht dadurch, weil ihr Held als Märtyrer der österreichischen Partei stirbt. Er wurde im spanischen Erbfolgekriege den 20. Juli 1705 hingerichtet. Auch der Name ist, wie man sieht, ein deutscher. Zu den besten Stücken dagegen zählen wir die Romanzen: Der Pilger, — Don Juan und Donna Maria, — Don Juan und Don Ramon, — Die Macht des Gesanges, — Don Guillermos Heimkehr, — Die Dame von Aragon, — Der Erbe des Galgens, — Maria Angeleta und das eben genannte Vögelchen. — In der portugiesischen Abteilung zeichnen wir aus: Bernard Frances, — Der gefangene Graf oder Gottes Gericht, — die humoristische Romanze: Die goldene Schnur, — ganz besonders aber: Das Fräulein, welches in den Krieg zieht.

Die Uebersetzung macht uns vor allem den Eindruck einer treuen plastischen Objektivität. Der Verfasser schmiegt sich mit einer feinen Empfindung und einer stets sicheren Technik dem Lokaltone seines Originals an, den er überall mit dramatischer Lebhaftigkeit wiederzugeben weiß. Wenn Herder, der im Cid die kastilische Hof- und Schriftsprache zu übersetzen hatte, nach Reinheit, Glätte, Eleganz, Wohllaut und Adel im Ausdrucke strebte, so war es Wolfs Aufgabe, von alledem oft das Gegenteil zu erreichen. Wolf übersetzte Provinzial-, häufig Vulgär-Sprache. Er hatte den knorrigsten Windungen eines rauhen Volksmundes zu folgen, er hatte die naivste Unbehilflichkeit im Ausdrucke nachzuahmen, und gewiß waren in unserer gebildeten deutschen Schriftsprache die Farben für solche physiognomische Züge und Eigentümlichkeiten weit schwieriger zu finden, als die charakterlose Schönheit eines Deklamations- und Parade-Verses. Die Rezensenten-Schablone für belobte Uebersetzungs-Poesie: sie lese sich wie ein deutsches Original, können wir daher häufig nicht applizieren; denn diese Uebersetzung hat es erreicht den Geist des spanischen Originals zu atmen, und das ist mehr. Wir erblicken unsere Sprache hier oft in einem Kostüm von Härte,

das ſie unter den Händen ſüßer Salon-Lyriker ſchon längſt abgelegt hat: aber wir erhalten überall das Gefühl: ſo ungefähr mag das Original im Munde eines kataloniſchen Fuhrmanns, einer portugieſiſchen Amme klingen.

Herr Wolf hat, wie bereits bemerkt, aus dem Portugieſiſchen fünfzehn, aus dem Kataloniſchen neunundzwanzig Stücke als „Proben" mitgeteilt. Dieſe Mitteilung ſelbſt liegt uns zunächſt in der Form eines Sitzungs-Berichtes der philoſophiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der kaiſerlichen Akademie vor. Möge Herr Wolf ſich aufgelegt fühlen, dieſe Proben in einem umfaſſenderen Maßſtabe noch weiterzuführen, und dem größeren deutſchen Publikum damit ein Buch zu bieten, das es aus der Hand des gründlichſten Kenners und geſchmackvollſten Bearbeiters ſpaniſcher Literaturſchätze nur mit freudigem Danke entgegennehmen kann. Wir aber ergreifen gern dieſe Gelegenheit, einem der bedeutendſten Gelehrten des öſterreichiſchen Parnaſſes unſere Hochachtung zu bezeugen, und in unſerer ſchwachen Stimme ihm einen Teil jenes Tributes öffentlicher Anerkennung zu zollen, der von einheimiſchen Federn dem einheimiſchen Verdienſte leider noch immer nicht allzu aufmerkſam dargebracht wird.

Aus Kaulbachs Atelier

(Jänner 1865)

Als ich im Sommer des vorigen Jahres durch den ſchattenloſen Staub von Nyiregyháza ſchlenderte, fiel mein Auge auf ein mit photographiſchen Viſitkarten beſpicktes Schaufenſter eines jüdiſchen Kramladens. Wenige Deutſche dürften den Namen Nyiregyháza je gehört haben und wohl keiner wird ihn richtig auszuſprechen wiſſen. Er gehört einer ungariſchen Dorf-Stadt an, welche eine Tagereiſe über

Debreczin hinaus in den Wellen eines wüſten Sandmeeres treibt. Neugierig, was ſich von der bilderreichen Kunſt des Weſtens in dieſe Steppe verirrt, trat ich an das ſtaubblinde Schaufenſter. Das erſte Bildchen, das mir in die Augen fiel, war — Fauſt und Helena aus Kaulbachs Goethegalerie! Gegenüber aus dem Hofe ſtürzte ein nackter Zigeuner, welcher einem Bauer eine Ziſterne grub: nichts als ein Lendentuch um den braunen Leib, verfolgte er ins Menſchengewühl des Wochenmarktes ein Schwein, welches ihm ein Stück ſeiner Waſſer-Melone entfremdet. Das war das Biſavis von Fauſt und Helena und dem lyrabegeiſterten Euphorion!

Wer auf dem Samtkiſſen eines Wiener oder Münchener Kaffeehauſes ein Journal um das andere überſättigt aus der Hand wirft und die Kultur mit all ihren Zeitungsphraſen wohlfeil wie Brombeeren findet; der hätte in jenem Augenblicke vor meinem ſtaubblinden Schaufenſter in Nyiregyháza ſtehen ſollen! Der Menſch verehre ſeine Götter! Es iſt ein großer Gedanke, wie ein einziger Künſtler in die Rotation der Kulturgeſchichte eingreift und den Flugſamen des Ideals in die ſprödeſten Wildniſſe trägt. Wenn die Kultur nach Weſten flieht, ſo geht ſie zu ſtammverwandten Völkern, auf hundert Dampfſchiffen, auf den gewieſenen Bahnen des Weltmeeres; leicht iſt ihr Weg dahin und ſie nimmt all ihren Puderſtaub und Flitterkram darauf mit. Nach Oſten rollen nur ihre ſchwereren Goldkörner, die Natur ſelbſt ſcheint den Oſten zu ſchließen und ſpärlich führen noch Eiſenbahnen in ſeine dunklen tatariſchen Hinterländer. Koſtbar und unlohnend iſt der Weg nach Oſten, die Phraſen erliegen auf ihm. Achtung den Gedanken, die ihn erobern!

Die Goethegalerie erobert ſich die Welt mit nicht geringerem Rechte als Goethe ſelbſt. Sie dichtet m i t Goethe, nicht n a ch Goethe. Ja, wenn die Chronologie unſerer Künſte eines Tages verloren wäre, ſo könnten entfernte Zeiten darüber ſtreiten: hat Kaulbach den Goethe illuſtriert oder hat Goethe einen Text zu Kaulbachs Bildern gedichtet? Das ſtolze Wort wird manche betreten machen, aber ich

tröſte mich mit denen, welchen es aus der Seele geſprochen iſt. Dieſe wiſſen es, wie weit Kaulbachs Goethe-Illuſtration ſo viele ähnliche Illuſtrations-Werke überragt. Die meiſten derſelben zehren von der Ideenverbindung mit ihrem Originale, ſie würden unhaltbar, wenn man dieſes hinwegdächte. Wer dagegen verlangte zu Blättern, wie z. B. „Lilis Park" von Kaulbach, noch ein Gedicht? Hier wandeln zwei Dichter, welche man mit Vergnügen Arm in Arm ſieht, wovon aber jeder auch für ſich ſelbſt ſtünde. In dieſem großen Sinne begleitet die Goethegalerie überall ihren Goethe; ſie ſchwebt über ihm wie ein Vogel über ſeiner Landſchaft: im ganzen folgt er den Linien ihres Bodenprofils, aber er tut es mit der Freiheit ſeiner ſelbſteigenen Flugkraft. Hier läßt er ſich traulich im Laubdunkel nieder, dort ſtreift er nippend über die Fläche des klaren Sees, bald zieht er ſpielende Bogenkreiſe über ein ſonniges Blachfeld, bald ſteigt er auf und verſchwindet als ein Pünktchen im Aether. In mancher Einzelheit könnte die Goethegalerie, es iſt keine Frage, ihrem Dichter treuer ſich anſchließen. Man kann ſich die natürliche Tochter heroiſcher und die Prinzeſſin Eleonore minder heroiſch denken; man kann ſich die Adelheid mit mehr Nobleſſe und den Jammer Brackenburgs mit mehr Jugend gepaart denken. Hin und wieder bleibt wohl auch ein Plätzchen noch für die Nachfolger übrig. Aber bei weitem auf dem größten Umfange des ganzen Zyklus ſind die Tore vielleicht auf ewig geſchloſſen. So wenig Muſiker je wieder einen Don Juan komponieren werden, ſo wenig wird ſich die bildende Kunſt entſchließen, das von Kaulbach Geſagte noch einmal zu ſagen; ſie könnte es nur ſchlechter ſagen. Dieſe körnigen und unſäglich graziöſen Blätter haben Typen geſchaffen, von welchen die Phantaſie wohl niemals ablaſſen wird.

Wie ſchnell und nachhaltig hat ſich Werthers Lotte, „welche ihren Geſchwiſtern das Brot ſchneidet", die Herzen erobert! Dieſes ſüße, herzige Blatt, dieſer Kinderhimmel macht, wie die Schillerfeier, die Runde um den Planeten; es iſt in dieſem Augenblick wohl überall zu Hauſe, wo

Deutſche, ja ſagen wir gleich, wo Menſchen zu Hauſe ſind. Wäre das Kopieren durch die wohlfeilere Photographie nicht überflüſſig geworden, ſo könnte ſich Goethe noch einmal rühmen,

„Daß auch ſogar der Chineſe
Malet mit ängſtlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas," —

nur daß der Dichter diesmal ſeinen Ruhm mit dem Bildner zu teilen hätte!

Was die Lotte in der Bürgerſtube, iſt die natürliche Tochter im Boudoir. Das fürſtliche Mädchen freut ſich über ihr Ordensband, wie man auf dem Lotte-Bild ſich über ein Butterbrot freut. Die trunkene Weltluſt dieſer ſchönen Blondine atmet entzückend den Duft der üppigen Rokokozeit; aber der Duft würzt unſere Phantaſie und betäubt ſie noch nicht. Es iſt in dieſer mädchenhaften Hingebung an den Augenblick eine Natur, eine Unſchuld, daß ſelbſt Rouſſeau mitten in dieſer Welt der Tapiſſerien und Broderien, der Gobelins und der vieux chinoises ſein Arkadien nicht vermiſſen würde. Das lachende Köpfchen würde ſich einem Cato ans Herz ſchmeicheln. Ein Köpfchen wie ein aufſpringender Granatapfel! Eine Frucht überquellend von Saft und Süße! Das Publikum iſt erſtaunt, an Goethes natürliche Tochter, dieſen kalten verrufenen Marmor, eine ſo liebenswürdige Adreſſe zu empfangen. Der Bildner macht hier für den Dichter Propaganda, nicht umgekehrt.

Dasſelbe gilt noch entſchiedener von Fauſt und Helena. Dieſe Gruppe iſt bei Goethe bekanntlich eine Ehe von bloßen — Begriffen. Unter Fauſt ſoll die Romantik, unter Helena das klaſſiſche Altertum begriffen ſein; beide Begriffe erzeugen einen dritten Begriff, die moderne Poeſie, lies Byron, ſprich Euphorion. So abſtrakt zu ſein, iſt die bildende Kunſt zum Glücke durch ihre Natur ſelbſt ſchon verhindert; dieſe Natur iſt vorherrſchend ſinnlich. Sie kann allegoriſieren, ſo viel ſie will, aber ſie muß es im Fleiſche tun; ſie kann das Fleiſch nie dergeſtalt ausziehen, daß das Gerippe des Gedankenrätſels allein ſtehen bleibt. Auf unſerem Bilde umarmen ſich alſo zwei Menſchen um ihrer

ſelbſt willen, nicht um ihres Begriffes willen. Dieſe zwei Menſchen ſind Mann und Weib und dieſer Mann und dieſes Weib ſind die zwei ſchönſten ihres Geſchlechtes. Was wollen wir mehr? Wollen wir denken: der Mann iſt Geiſt, das Weib Natur; der Geiſt iſt germaniſch, die Natur helleniſch; alſo umarmt ſich hier der Germanismus mit dem Hellenismus, — ſo ſteht uns das frei. Aber wir brauchen dieſen Gedanken nicht als Supplement deſſen, was unſere Augen ſo ſchön ſehen. Wir ſehen den Zauber der Liebe; wir ſehen Begehrung, Erfüllung, Blüte, Frucht; wir ſehen die einfachſte Vorſtellung unſerer unendlichſten Wünſche; wir ſehen ein Menſchenpaar und Erde und Himmel der Menſchheit. Daß wir deſſenungeachtet auch eine Idee ſehen, dafür iſt glänzend geſorgt. Jene Idealität, welche Goethe auf Unkoſten der Sinnlichkeit nur allzu ſchädlich erreichte, verklärt und vergeiſtigt unſere Gruppe bis in jedem Punkte ihrer Linien. Es iſt ein Rhythmus in dieſer Umarmung, es iſt eine Muſik in dieſem Kuſſe, wie aus dem Urquell der Schönheit geſchöpft. Ich wollte, es könnte möglich werden, daß ſtatt Adam und Eva und dem ſchlangenumwundenen Baume dieſe Fauſt- und Helena-Gruppe als offizielles Wappenbild der Menſchenpaarung angenommen würde. Um wieviel heiterer wäre das Symbol!

Ein verwandtes Motiv ſehen wir auf dem Blatte Aleris und Dora. Zwei Menſchenblumen, nicht Urbilder, aber Zierden ihres Geſchlechts, begegnen ſich in einem Kuſſe. Die ganze Goethegalerie ſteht auf dem klaſſiſchen Boden des Idealismus, aber bewunderungswürdig ſind die Grade dieſes Stils nach der Natur des Gegenſtandes abgeſtuft. Unſere Kompoſition betreffend, ſo ſchildert ſie den Moment, wo Aleris Abſchied nimmt. Griechiſch heitere Landſchaft, dort das Meer, hier der Garten. Vom Meere her ruft ein Matroſe zu Schiffe, durch den Garten kommt Dora, welche dem ſcheidenden Freunde die letzten Früchte gepflückt hat. Aleris ſtürzt ihr mit Haſt und Innigkeit zu. Voll Durſt der Leidenſchaft, voll naiver, herzlicher Hingebung preßt ſie der wackere Knabe umſchlingend in ſeine Arme. Dora hat ihre

Arme nicht frei. Sie hält das gepflückte Obst in ihrem aufgeschürzten Kleide, und indem sie das Obst auf einen niedrigen Gartentisch gleiten läßt, fallen ihre Arme, oder vielmehr der uns zugewendete, längs der herrlich-hohen Gestalt in schöner Linie nieder. Wir gewinnen so die ganze Länge eines prächtig modellierten, plastischen Frauenarms, wir gewinnen eine gute Variation zu Faust und Helena, wo vier Arme ineinander verschränkt sind. Aber wir gewinnen noch mehr. Diese Armbewegung illustriert ihre Seele! Wir empfinden das, je länger und tiefer wir in unsere Heldin hineinsinnen. Dora hat ihr Antlitz, ein ruhiges, griechisch klares Profil, gegen den Freund erhoben und bietet seinem Kusse den Mund. Sie ist bewegt, aber nicht aufgeregt; sie ist ergriffen, aber wie die Liebe des Aleris, so ergreift jede große Naturgewalt: sie ergreift uns mit der Ahnung unserer eigenen Endlichkeit. Ihr Auge — nicht in hinsterbender Empfindung geschlossen wie Helenas Auge — blickt ihn treu, ich möchte sagen bieder und schwesterlich an und mit einem halbmelancholischen Zuge, welcher ungewiß läßt, ob er den Schmerz der Trennung ausdrückt oder — das dunkle Bewußtsein eines ärmeren Herzens gegen ein reicheres. Mit einer Diskretion ohnegleichen schwebt hier die Grenzlinie. Das Diesseits ist schöne Mäßigung, ist griechische Ruhe und Gelassenheit; das Jenseits die verletzende Kühle. Welcher Grenze stehen wir näher? Es soll in freundlichem Zweifel bleiben. Aber was das Antlitz zu sagen zu edel ist, darf das leise Akkompagnement der Gebärde vielleicht anklingen lassen. Und hier ist's, wo unser schöner herabfallender Arm, wie ein unmerklicher Druck am Steuer, der Phantasie ihre Richtung gibt. Dora umarmt n i ch t! Der Künstler hat den feinsten, mindest verletzenden Vorwand dieser Unterlassung gefunden, — aber er hat ihn gefunden. Man sage nicht, sie wird ihre Früchte hinschütten, und im nächsten Augenblick umarmen. Die bildende Kunst hat keine nächsten Augenblicke. Der Augenblick, den sie ergreift, entscheidet den Charakter ihres Gegenstandes für immer. Schönes, rührendes Mädchenbild;

mit dieſem herabfallenden Arme ſtehſt du ewig vor uns! Dieſe Arme werden nie mehr den Eindruck machen, daß ſie ſo raſch und heiß um einen Nacken fliegen können, wie die Arme deines Aleris! Sie klingen ſo ſchön zu deiner ſtillen, ruhigen Miene!

Wir können die Dora eine Sonne, aber ohne Strahlenbrechung nennen. Dann wäre die Lili ein Strahlennimbus, ſo zauberiſch, ſo herz- und ſinnverblendend, daß kein Vernünftiger mehr nach dem Sonnenkern fragte. Was der ſchönen Weiblichkeit unſerer Dora vielleicht allein fehlt, um ihre Liebe in große Fernen zu tragen, um ihren abweſenden Geliebten ſo ſicher zu ſtimmen wie ihren anweſenden, Phantaſie, das iſt über die reizende Lili-Geſtalt im blühendſten Ueberfluß ausgegoſſen. Sie iſt faſt nur Phantaſie. Ein Figürchen wie aufperlender Champagnerſchaum! Ein duftendes Phantaſiehütchen auf dem kapriziöſen Lockenköpfchen, die feine Taille in die rechte Hüfte geſtützt, das linke Füßchen mit einem graziöſen Pas vorſchreitend, das ſommerlich luftige Gartenkleidchen zu einer zierlichen Faltenwelle erhoben, worin ein Fruchtkörbchen ruht, die rechte Hand mit einer nonchalanten, verſchwenderiſch-ſorgloſen Gebärde Körner von ſich werfend, unbekümmert um das Publikum, das darnach haſcht, und ſollte ſelbſt in ſeiner drolligen Bärenvermummung ein Goethe an dieſer Seite kauern: ſo ſteht dieſe Lili vor uns, — würde ich meinen Satz ſchließen, wenn ich mir ſchmeichelte, ſie wirklich geſtellt zu haben! Aber ſolchen Bildern gegenüber iſt das Wort wohl der ärmſte aller armen Narren! Selbſt Goethe meinte das, das Genie der Genieperiode, und ſeine Poeſie ſtammelt närriſche Selbſtironie. Mit luſtigem Galgenhumor verzweifelt er, daß das Wort Wort habe, dieſe pikante Grazie der reizendſten Mädchenkoketterie auszudrücken. Alles in allem, — „ein Herlein zum Verrücktwerden!“ ſagen die Onkels.

Der Künſtler hat den Park der Lili größtenteils aus dem leichten und zierlichen Geſchlechte der Vögel komponiert. Es kommt dadurch ein Flug, eine Luft in das Bild, daß die müdeſte Phantaſie ſich gehoben fühlt, und Lili ſteht wie eine

Peri darin. Vor allem geſchäftig iſt der koſende Hofſtaat der Tauben. Tauben umflattern das Körbchen, welches ſie an der linken Hüfte im Kleide hält, ein Täubchen hat die wohltätige Neuyte entdeckt und ohne auf das Herabfallen der Körner zu reflektieren, ſich aufs Händchen ſelber geſetzt und ſpeiſt vom Händchen weg. Sehr deliziös! Der ſtärkſte Zulauf aber iſt in der Gegend des Köpfchens. Ein Konzert von Taubenflügeln! Das ſchöne Kind nämlich läßt ſich ein Stück Zucker aus dem reizenden Mündchen picken. Alles drängt ſich an dieſen lieblichen Tiſch. Der glückliche Sieger iſt ein Täubchen, welches auf ihrer Achſel ſitzt und mit eifrig geſtrecktem Hälschen nach dem Zucker hinſchnäbelt. Auch protegiert es Lili. Sie hält dem artigen Tiere freundlich den Mund entgegen und indem ſie auf die Achſel zu ihm herabſchaut, gewinnt der halbgeſchloſſene, von Lid und Wimper beſchattete Blick jenen ſchmelzend gedämpften Ausdruck, welcher ſchöner iſt, als das feurigſte Gazellenauge. —

Wie vieles bedarf ich nicht! ſagte Diogenes, als er den Hausrat des Plato ſah. Dieſes Wort fällt uns ein, wenn wir von der Lili zu Friderike von Seſenheim übergehen. In vornehmer Selbſtgenügſamkeit ſteht die glänzende Lili allein auf ihrem Blatte, das ſie vom Fuß bis zum Kopf als Mittelpunkt einnimmt. Alle Umgebung verſchwindet neben ihr, alle Feerien ihres reichdekorierten Zauberparks ſind nichts als Strahlen ihres eigenen werten Perſönchens. Die Friderike muß ihr Blatt mit Vater, Mutter, Bruder und Schweſter, mit einem fernen Reiter in der perſpektiviſchen Landſchaft und mit dem bröckelnden Mauerwerk eines baufälligen Pfarrhofes teilen. Schmucklos ſitzt ſie da und ich glaube, der Scheitelpunkt des ſitzenden Mädchens reicht kaum über die halbe Höhe des Bildes. Aber — wie vieles bedarf ſie nicht! Warum wenden ſich alle Blicke ſofort nur auf ſie, warum empfinden wir ſofort, daß der verjüngte Reiter dort außen nur ihretwegen kommt, und daß das ganz in der Ordnung iſt und ſich alles von ſelbſt verſteht? Warum? Weil das Schöne von innen heraus wirkt und nicht von außen hinein. Das Liliblatt

umstrickt uns mit ganzen Girlanden von romantischen Ideenassoziationen, Friderike ist eine einzige Blume. Die Melodie, welche dort in der prismatischen Farbenbrechung eines reichen Orchesters spielt, schmeichelt sich hier mit der süßen Solostimme einer Flöte ans Herz. Aber die Rose schmückt den Garten und nicht der Garten die Rose. In jeder Fassung ist Mädchenpoesie der echte Juwel, der mit seinem eigenen Feuer leuchtet.

Auch in der Fassung einer alten Landpfarre tut er's. Unsere Szene ist schlicht, aber gemütlich. Wir sehen den Hofraum und vom Hause eine Vorlaube, eine Art Loggia, zu welcher Stufen hinaufführen. Ein alter Rebstock umrankt sie, zierlich aber nicht kokett genug, um schadhafte Mauerstellen zu beschönigen. In der Loggia erblicken wir Vater und Mutter, ein verständig wohlwollendes Gattenpaar. Der trauliche Duft des Pfarrers von Wakefield umspielt diese Gestalten, — bekanntlich genoß Goethe seine Elsässer Idylle unter dem Symbol jener englischen. Der Vater schmaucht sein holländisches Pfeifchen, die Mutter bringt ihm einen guten Schluck dazu, zwischen beiden tändelt ein Knabe über die Brüstung hinab. Dort draußen, mit der Rücklehne gegen die Loggia, sitzen auf einer Gartenbank die zwei Schwestern. Warum draußen? Ein Blick über den Hofzaun sagt es uns. Man sieht hier besser ins Freie hinaus, nämlich dem bewußten Straßburger Studiosen entgegen. Die ältere Schwester spinnt, die jüngere liest. Beide Mädchen haben, wie die Theatersprache sagt, ein stummes Spiel miteinander, das uns gar freundlich zu denken gibt. Die spinnende blickt schalkhaft und fragend nach der lesenden, gleichsam als hätte sie die entfernte Reiterfigur Goethes schon entdeckt und wollte sagen: Nun, Riekchen, wer kommt da? Oder auch sie befremdet sich über die gemütsruhige Attitüde des Riekchens, die in der Tat wie ein ungetrübtes Wässerchen, mit einer Aisance ohnegleichen dasitzt, und scheint sich zu mokieren: Vor wem verstellst du dich so? Du erwartest ihn jetzt und jetzt, — ich weiß, wie dein Herzchen schlägt, — ist es dir Ernst mit die-

ſer Leſerei? Eine von dieſen zwei Lesarten muß die richtige ſein. Ich möchte die letztere wählen. Denn wirklich blickt Friderike in ihr Buch — ſo ſchelmiſch lächelnd, ſo lieblich zerſtreut, ſo innerlich ſelbſt beſchäftigt, daß man es wahrſcheinlich findet, ſie ſpielt nur Komödie mit ihrem Leſen. Ein Bild ſorgloſer Heiterkeit! Ein leichtes, unſchuldiges Herz, — ein Herz, welches offenbar liebt, aber welches ſich ſelbſt und die Welt nur von der guten Seite kennt und die Liebe von der beſten. Goethe entwirft ihr Porträt mit folgenden Worten: Beide Töchter trugen ſich noch deutſch und dieſe faſt verdrängte Nationaltracht kleidete Friderike beſonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die netteſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine ſchwarze Taffetſchürze, — ſo ſtand ſie auf der Grenze zwiſchen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, ſchritt ſie, und beinahe ſchien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte ſie ſehr deutlich umher und das artige Stumpfnäschen forſchte ſo frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte. — Ihr Weſen, ihre Geſtalt, ſagt Goethe an einem Orte, trat niemals reizender hervor, als wenn ſie ſich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmut ihres Betragens ſchien mit der beblümten Erde und die unverwüſtliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. — Endlich aber empfindet er, daß Schönheit und Grazie nicht ſo einfach ſich ausdrücken läßt, ſondern aus gar manchen fein kombinierten Zügen zuſammengeſetzt iſt. Da ſagt er ferner: Ich wiederholte mir die Vorzüge, die ſie ſoeben aufs freiſte vor mir entwickelte: beſonnene Heiterkeit, Naivität mit Bewußtſein, Frohſinn mit Vorausſeh'n; Eigenſchaften, die unverträglich ſcheinen, die ſich aber bei ihr zuſammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten. — Dieſe Worte ihres klaſſiſchen Liebhabers leſen wir nach und es gewährt uns einen eigenen Reiz, den Dichter am Bildner,

den Bildner am Dichter zu messen. Ueber Lili aber ist nichts gesagt, als daß sie „kindhaft" gewesen und die Gabe besessen anzuziehen — leider auch fahren zu lassen. Im Quell der Empfindung ersticken weitere Worte, und noch die Hand des Greises zittert vom Nachhall jener tiefsten Leidenschaft, welche still und einsilbig macht.

Warum hat Goethe die Feldblume von Sesenheim oder die Kamelie des Frankfurter Salons nicht heimgeführt? Wie viele Literaten haben an diesem Rätsel herumgedoktert! Ihr unzulängliches Daneben- und Irrereden nannten sie dann: Frauengestalten aus Goethes Leben, — was im besten Falle nur ein Bericht von Gestalten sein konnte. Gestalten gibt nur der Bildner allein. Und hier, wo wir die zwei schönsten vor uns sehen, spülen wir alle Tinte und Druckerschwärze ab von unserer Seele und fragen die Gestalt auf ihr eigenes Gewissen. Wahrlich, wir betrachten sie mit mehr als Kunstsinn, wir betrachten sie mit einem persönlichen Anteil.

Diese Lili, dieses süßeste Püppchen, welches je den Uebergang vom Kinde zum schönen Kinde gefeiert hat, — ganz Romantik, ganz Ideal, ganz Genie und Magie des aufblühenden Magdtums, ein Edeling wie Gudrun und Isolde: steht sie nicht da, so recht geschaffen zur beglückenden Dichterbraut, zur Braut des dritten und größten germanischen Dichters, welcher mit Gottfried von Straßburg und Walter von der Vogelweide den Ton „der süßen geblümten Frauen" getroffen? Warum hat sie der Dichter nicht heimgeführt?

Ach, das wonnesame Figürchen, das euch romantisch wie eine Märchenprinzessin anmutet, ist eine Frankfurter Geldprinzessin und der Zaubergrund, auf dem sie steht, sind nicht Violen und Rosen, sondern das Kapital, und die girrenden Täubchen, die ihr um Mund und Hüfte flattern, sind keine Täubchen, sondern steinreiche Bankiers. Hätte sie Goethe geheiratet, so stünde sein Name unter vielen Rezessen und Akten, welchen Napoleon ein Ende gemacht, aber unter wenigen jener Schriften, welche alle Artillerie der Welt über-

dauern. Das poetiſche Frauchen koſtete die ganze Poeſie ihres Mannes! Der Goldſchaum ihres lieben verwöhnten Daſeins eine eiſerne Arbeit! Da iſt die Rede von einer ſtarken juriſtiſchen Kundſchaft, welche ſich Goethe unter den deutſchen Reichsſtänden bilden will, da iſt ſogar von einer Auswanderung nach Amerika die Rede! Welche Abwege!

Und nun Friderike die freie fröhliche Feldlerche? Wird ſie dieſelbe noch ſein als Stubenvogel in einem Stadtkäfig? Ein ſinniger Novelliſt hat uns erzählt, wie die Feldlerche als „Frau Profeſſorin" ausſieht! Aber braucht es mehr als Goethes eigene Worte? „Es gibt Frauensperſonen, die uns im Zimmer beſonders wohl gefallen, andere, die ſich im Freien ausnehmen; Friderike gehörte zu den letzteren." Wer Worte liebt, kann noch mehr Worte machen; aber Bogen und Bände werden nicht mehr ſagen, als dieſe zwei Linien.

So wären die ſozialen Unterſchiede ſchon ausreichend. Dazu noch die geiſtigen! Wir wiſſen jetzt, wie viel Goethes poetiſche Kultur der Frau von Stein und einigen Typen des Weimarer Hofes verdankte. Friderike und Lili aber hätten ihn dort, wo er ſtand, zwar auf die liebenswürdigſte Art — *feſtgehalten*, aber kaum weiter entwickelt. Das war der Grund des Grundes, welcher dieſe Verhältniſſe löſte. Bürgerliche Differenzpunkte mußten ihre äußeren Motive herleihen, weil das tiefere, geiſtige Motiv ſich ſelbſt noch unbewußt war. Aber *wir* wiſſen es im Anſchauen dieſer zwei Bilder. Der Künſtler zaubert uns Mädchengeſtalten ins Leben, ausgeſtattet mit allem Reize, der ihnen zukommt, ja vielleicht noch mit höheren; aber er weiß, wo er einzuhalten hat. Zur weiblichen Schönheit gibt er ihnen nicht die weibliche Tiefe! Und ſo iſt uns Goethe und ein Stück ſeiner Biographie wahrhaft *illuſtriert*, d. h. erklärt und aufgehellt. Vor dieſer Lili, vor dieſer Friderike glauben wir unſern Dichter beſſer zu verſtehen, als er ſich ſelbſt verſtand; — beſſer wenigſtens, als ihn Schriften, ſeine eigenen nicht ausgenommen, verſtändlich machen.

Das kann das Bild. Das iſt der Vorteil der bildenden Künſte über die redenden in der Hand eines Meiſters. Wir erinnern uns dabei, wie künſtleriſch neidlos Goethe ſelbſt dieſes Verhältnis anerkennt. In Stuttgart beſucht er den Maler Hetſch, welcher ein Motiv aus der Meſſiade komponiert. Maria mit Portia, der Frau des Pilatus, über die ewige Glückſeligkeit ſich unterhaltend. Bei dieſer Gelegenheit bemerkt er gegen Schiller mit Recht: daß doch der gute bildende Künſtler (in überſinnlichen Aufgaben) mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das, was er allein machen kann und zu machen hätte (das ſinnlich Darſtellbare) den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte.

Wenn es ſich darum handelt, den Wert eines Klavierſtückes zu würdigen, ſo wird man nicht alles geſagt haben, wenn man die Erfindung der Melodie, die Schönheit und den Reichtum der harmoniſchen Kombinationen würdigt; es wird auch hinzukommen müſſen, daß das Stück klaviermäßig geſetzt iſt. Indem ich mir die Vorzüge der Goethegalerie und die Urſache ihres Welterfolges ins Bewußtſein führte, fing ich bald zu bemerken an, daß weder der Geiſt der Auffaſſung, noch die Schönheit der Zeichnung die Popularität dieſes Werkes unbedingt verbürgt hätte; es trat die Bedingung hinzu, daß die Goethegalerie in bezug auf das Medium ihrer Vervielfältigung, die Photographie, eminent klaviermäßig geſetzt iſt. Die ganze Welt drängt ſich heute in den Guckkaſten des Photographen: Gemaltes, Geſtochenes, Ausgehauenes, die Natur in ihren beſten und ſchlechteſten Momenten, die hellſten und trübſten Beleuchtungen, die ſchärfſten und verſchwommenſten Formen — Mögliches und Unmögliches fordert die gierige Mode. Aber der Künſtler ſtudiert ſein Organ. Kaulbach hat dieſes Studium in ſeinen feinſten Geheimniſſen verfolgt. Obwohl ſeine Kreide einen Umfang nimmt, daß ſie faſt zur Palette wird; obwohl ſie im reichen Detail des Beiwerks und beſonders der landſchaftlichen Gründe mit den umfaſſendſten Ausdrucksmitteln der Malerei zu wetteifern weiß; ſo hält

ſie ſich ſtets in jener Stimmlage der Photographie, wo ihre Töne am ſchönſten klingen. Jeder Ton kommt als ein Bruſtton heraus, rein und ungequetſcht, flüſſig, durchſichtig, markig, beſtimmt. Mit einer entzückenden Freiheit und Leichtigkeit ſpielt hier die Photographie ihr Konzert. Es iſt ein kriſtallklarer Vortrag. Freilich ſprechen wir auch von der Photographie eines Albert! Für dieſes Inſtrument war es doppelt dankbar und angenehm zu ſetzen. —

Alles ſtockt und ſtarrt in Händen,
Fehlt der helle Stern dem Tage,

ſagt Goethe als Freimaurer. Zuletzt endlich wurde die Goethegalerie das, was ſie iſt durch jenen Stern, welcher über allem Zeitlichen leuchten muß, wenn es lebendig werden ſoll — die Zeitgemäßheit. Die Goethegalerie traf ihre Zeit, wie Reineke Fuchs die ſeinige getroffen. Dieſer gottloſe Schalk trieb ſein Weſen in der radikalen Zeitſtimmung zwiſchen 30 und 40. Er war der Heine und Börne, der Rottek und Welker ſeiner Zeit, er war die Allianz der bildenden Kunſt und der Literatur. Die Goethegalerie entſtand zwiſchen 50 und 60, und dieſes Dezennium atmete einen entſchieden konſervativen, ja reaktionären Hauch. Erſchreckt von einer Revolution, welche ſie ſelbſt zugleich gemacht und verraten, ſchloſſen die Beſitzenden aller Länder einen Bund der Angſt und der Feigheit gegen die Nichtbeſitzenden. In Staatsſtreichen und Konkordaten dankte der Citoyen zugunſten des Bourgeois, das öffentliche zugunſten des Privatrechtes ab, und von all den heiligſten Menſchenrechten ſollte nichts mehr heilig ſein als das Eigentum. Eigentum und Familie war das Feldgeſchrei der Geſellſchaft, der Götzentempel ihres Egoismus das Haus. Dieſer häuslichen Zeitſtimmung kam die Goethegalerie ſcheinbar entgegen. Werther und Lotte, Hermann und Dorothea, Friderike von Seſenheim und ſo viele Idyllen der Goethegalerie kleideten das Privatleben in allen Zauber der Poeſie, ſchmeichelten dem Fanatismus für Ruhe und Ordnung, kurz, waren Oel und Balſam den politiſchen Wunden. Und zwar für beide Lager. Der Konſervative

hielt ſich an die ſichtbaren Bilder, der Radikale an ihren unſichtbaren Geiſt. Und dieſer ſprach allerdings kühnere Dinge. Jener Idealismus, welchen Napoleon an den Deutſchen ſo ſehr haßte und fürchtete, ſprach aus den Bildern der Goethegalerie mit der Energie einer ſtarken und unzerſtörbaren Lebenskraft. Wir durften uns ſagen, ein Volk iſt noch nicht zur Knechtſchaft reif, welches von ſich ſelbſt ſolche Bilder entwirft. Richters tändelnde Gemütlichkeit könnte eine Dekadenz bedeuten, Kaulbachs Goethegalerie aber bedeutet eine Selbſtachtung der Menſchheit, würdig der beſten helleniſchen Muſterzeiten. Die Schönheit dieſer Blätter war eine männliche, tätige, erfriſchende, es war jene Schönheit, welche eine Schweſter der Freiheit iſt.

Die Signatur des echten Genies iſt Produktionskraft. Unfruchtbare Genies kennt höchſtens die Faſhion, nicht die Weltgeſchichte: wo irgendein Künſtler groß war, war er vor allem raſtlos. Dieſes übermenſchliche, faſt dämoniſche Leiſten iſt ein Charakterzug in Kaulbachs Künſtlernatur. Die Goethegalerie, in jedem andern Künſtlerleben ein Hauptwerk, entſtand bei Kaulbach als Epiſode. Wie ein Schoßkind ſchaukelte er ſie auf ſeinen Knien, ließ ſich von ihr unterhalten, zerſtreuen, aber neben und zwiſchen der Goethegalerie — es klänge fabelhaft, wenn es nicht Tatſache wäre — entſtanden und entſtehen Bildkoloſſe wie: die Schlacht von Salamis, die Reformation, Nero, die Sündflut.

Die Schlacht von Salamis und die Reformation gehören bereits der Oeffentlichkeit. Von den zwei letztgenannten Werken aber ſpreche ich, meines Wiſſens, zuerſt. Sie ſind noch im Werden. Was den Nero betrifft, ſo kannte ich ihn ſogar noch vor ſeinem Werden. Es war im Jahre 1860 und bei meinem erſten Beſuche in München, da ſagte mir eines Tages Kaulbach — wir hatten vom Don Juan geſprochen: ich bin ſoeben darüber her, einen antiken Don Juan zu machen; raten Sie, wer es iſt? — Alkibiades. — Nein. — Alexander. — Auch nicht. —

Anakreon. — Den habe ich ſchon gemacht. — Alſo wer? — Nero! — Ich erzähle das, denn es bezeichnet mit einem Schlage Kaulbachs Standpunkt. Nero, ein antiker Don Juan!

Und bald ſah ich einen Karton entſtehen, wenngleich nur in den erſten Kohlenſtrichen, welcher den Gedanken flüchtig ſkizzierte. Als ich im Jahre 62 wieder nach München kam, fand ich die Umriſſe ſchattiert und die Skizze der Ausführung entgegenreifend. Das Bild iſt jetzt vollkommen leſerlich.

Wir erblicken unſern blutigen Wüſtling, den antiken Don Juan, in einer durchaus ſchwungvollen Situation. Sie iſt gewiſſermaßen ein Viſavis der Champagner-Arie. Nero, flankiert von Hetären und Schmeichlern, ſchwingt in trunkener Luſt eine Weinſchale. Er trinkt ſich den Applaus ſeiner eigenen Kunſt zu, denn er hat ſoeben die Lyra geſpielt, und ſie einem Ganymed abgegeben, welcher halbnackt zu ſeinen Füßen kniet, — gewiß keine Unſchuld! Das geht auf der Hochtreppe des Palaſtes vor. Auf der Arena desſelben ſehen wir die markerſchütternde Maſſaker der erſten Chriſten, in ihrer Mitte den gekreuzigten Petrus. Sie wird von der heidniſchen Orgie droben olympiſch ignoriert und doch ranken beide Gruppen an feinen und ſchöngedachten Verbindungslinien organiſch zuſammen. Im Hintergrunde Flammen und Rauch des den Brand von Troja parodierenden Roms.

Erinnern wir uns bei dieſem Nero an jenen zweiten, welchen jüngſt ein Apoſtel der realiſtiſchen Schule zum beſten gegeben. (Piloty.) Dort iſt alles, was bei Kaulbach Geiſt und Leben ſprüht, bereits abgetan. Rom iſt eingeäſchert, der Schauplatz demnach ein wunderbar realiſtiſch gemalter — Aſchenhaufen! Auf dieſen Aſchenhaufen ſchleppt ſich ein Menſch promenieren, deſſen abgeſpannte ſchwammige Züge debauchierten Egoismus, fühlloſe ſtumpfſinnige Blaſiertheit ausdrücken. Man fürchtet, er wird die Hand zum Gähnen an den Mund führen. Eine ärmliche Garde von zwei Mann tritt ihm vor, ſeit-

wärts liegen ein paar Jammergestalten gemarteter Christen und fallen fast aus dem Bilde heraus; — der Blasierte streift sie mit einem kalten gelangweilten Blicke. Das ist alles. Das ist der Nero des Realismus. Der virtuose Aschenhaufen und der Farbenkontrast der weißen Toga zum kalten Morgengrau — welche Mittel! — müssen den Effekt des ganzen Bildes bestreiten.

Es ist wahr, das Bild ist die gemalte Brutalität. So kalt, so roh, so öd muß es sein, um die widerliche Szenerie der Grausamkeit zu sein. Aber ist die Grausamkeit schon Nero? Wo bleibt ihre Schwester, die Wollust? Wo ihre Stiefschwester, die Genießucht, die gemarterte und marternde Künstlereitelkeit? Grausamkeit, Wollust, Genießucht — erst das ist der ganze Nero. Diesen Dreiklang griff Kaulbach — allseitig, nicht einseitig.

Den Nero Kaulbachs umgibt die ganze Draperie seiner Lasterhaftigkeit. Da kneipt er die Leier Apolls zu seinen wahnwitzigen Inspirationen, da entweiht er die Schale des Bakchos in betäubender Unmäßigkeit, da wogt der Schwarm des servilen Senates, des Weiber- und Knaben-Harems hofierend um ihn her, wir sehen — und wie wohltuend wirkt das! — wir sehen die ganze heidnische Springflut, die diese schmutzige Perle in die Höhe schnellt. Wir sehen den Verderber verdorben. Seine Zeit ist schlecht und er nur ihr Schlechtester. So malt man historisch!

Ferner hielt Kaulbach mit einem Zartgefühl ohnegleichen von der Genießucht und Wollust die Grausamkeit auseinander. Jenes gab eine Don-Juan-Orgie, auf welche noch immer ein Abglanz sinnlicher Schönheit fällt, der das empörte Gefühl künstlerisch mildert und unter den unzerstörbaren Zauber der antiken Form stellt. Das vergossene Christenblut dagegen war unserm Künstler viel zu heilig, als daß er es zu einer bloßen Illustration der Grausamkeit herabgewürdigt hätte. Er wußte was Höheres daraus zu machen als spitalmäßigen Schmerz und Tod, der nur so gelegentlich am Wege mitzappelt. Nero auf der Plattform seines Palastes über die Schlächterei zu seinen

Füßen ſcheinbar erhaben, wird in der Tat von dem Künſtler gar nicht gewürdigt, daran teilzuhaben. Nicht ein, ſondern kein Blick auf dieſe Heiligen wird ihm gegönnt; ſein irre rollendes Auge ſucht den ausgelebten Heroenhimmel des heidniſchen Zeus. Fein aber entſchieden löſt das, was den Heiden eine gemeine Schlächterei iſt, der Künſtler von ſeinem Nero ab, und dichtet eine ſelbſtändige mit Begeiſterung empfundene Tragödie daraus. Seine Chriſtenopferung iſt ihm nicht eine beiläufige Staffage, ſie iſt die Hälfte des Bildes, ſie iſt eine Welt für ſich. Und welch eine Welt! Wahrlich, dieſe Frauen, die da geſchleift, dieſe Männer, die da gekreuzigt, dieſe Kinder, die da dem gekreuzigten Vater zum letzten Kuß hinaufgereicht werden: das ſind die Sieger des Erdkreiſes! Ihnen gehört die Welt, auf deren Spitze Nero ſich brüſtet. Und ſiehe da, in Neros eigener Umgebung — welch ein Detail! Eines ſeiner blühendſten Weiber hat ſich aus dem Innern des Palaſtes in frecher Nacktheit ihm nachgedrängt, da fällt ihr Blick in den Hof des Palaſtes nieder, in die Glorie der blutenden Chriſtenheit: ſie erſchrickt, zieht unwillkürlich einen Kleidzipfel an ſich und — iſt morgen vielleicht ſelbſt Chriſtin. So ſpringt ein Funke von dieſem Brand in Neros eigenes Haus und ſteckt es in Brand, wie er ſein Rom. Und ſolche Schönheiten ſind bei unſerm Künſtler nur Nebengedanken! —

Die Sündflut, dieſe furchtbare Jugenderinnerung der Menſchheit, dieſe koloſſale Korrektur eines Schöpfers an ſeiner Schöpfung, dieſes älteſte und grandioſeſte Freskobild im Ahnenſaal aller Völker, — die Sündflut ſcheint wie geſchaffen für den großen hiſtoriſchen Lapidarſtil der bildenden Kunſt. Es gibt wenige Motive, welche ſo unmittelbar von den Sinnen verſtanden werden, und vielleicht keines, welches ſo ſtark zum Gefühle ſpricht; denn was iſt unvermeidlicher, als das Niveau einer ſteigenden Flut, was herzzerreißender, als der Anblick von Menſchen, welche vor dieſem Feinde den hoffnungsloſen Kampf um ihr Leben, nein, die unmögliche Flucht aus dieſem Kampf zu beſtehen ha-

ben? Und doch dürfte es noch wahrer sein, daß dieser Stoff gleichzeitig der undankbarste ist. Jedermann kennt die peinliche Verlegenheit der Kunst, wenn sie in einer großen Anzahl von Figuren Mann für Mann den nämlichen Affekt darzustellen hat. Nicht daß sie um Abwechslung verlegen wäre; aber das Gesuchte und Studierte der Abwechslung zu vermeiden, das ist die Klippe, an welcher sie scheitern muß. Ein konvulsivisch zusammengeballter Knäuel von Menschen, welche sämtlich verzweifeln, stellt uns auf Bildern der Sündflut außer der beabsichtigten Verzweiflung nur allzuoft auch — eine unbeabsichtigte dar.

Daß ich es also kurz sage: die sündflutlichen Menschen Kaulbachs verzweifeln überhaupt nicht! Sie sehen den unvermeidlichen Untergang vor Augen, sie wissen, daß ihre Stunden gezählt sind, — wie sollen sie diese Stunden anwenden? Mit Heulen und Wehklagen, mit müßigem Händeringen? Daß sie Toren wären! Es müßten nicht die Menschen der Sündflut sein, wenn ihr letzter Augenblick dem Jammer gehören sollte. Er gehört dem Genuß!

Und nun denke man sich die Victoria regia, welche aus dieser Konzeption aufblüht! Das gibt ein anderes Tableau, als gerungene Hände und rollende Augen so und so oft mit sich selbst multipliziert! Das Motiv der Verzweiflung ist einfach, das Motiv des Genusses unendlich. Dort sehen wir die Armut, welche mühsam eine Mannigfaltigkeit sucht, hier den Reichtum, welcher die schöne fürstliche Mühe hat, sich Maß anzulegen. Dort sehen wir eine Ertränkung überwältigter und wehrloser Geschöpfe, welche wie Tiere in einer Schlächterei untergehen, also ein Schauspiel, welches in allem Pompe von Redensarten die innerste Unschönheit seiner Natur an der Stirne trägt; hier sehen wir Menschen, freie selbstbestimmte Menschen, welche sich zum Schicksal in einen bewußten Gegensatz setzen und welche, indem sie ihren Begriff bis auf die Neige erschöpfen — man kann es nicht anders sagen — unbesiegt untergehn. Dort sehen wir ein Unglück, hier eine Tragödie.

Und vor allem — dort sehen wir eine Flut, hier eine

Sündflut. Wenn eine Menſchenmenge vor anſchwellenden Waſſerwogen ſich auf Anhöhen zuſammendrängt, warum müßte das die Sündflut ſein? Wenn es die Rheinüberſchwemmung bei Weſel wäre? Die Flut iſt da, aber die Sünde nicht. Mit Recht erkannte Kaulbach als ſeinen Gegenſtand nicht nur das Strafgericht, ſondern die Urſache dieſes Gerichtes. Er weiſt uns nach, warum jenes Menſchengeſchlecht vertilgt wird. Er führt es uns vor „in ſeiner Sünden Maienblüte", wie Hamlets Geiſt ſagt. Er führt es uns vor in einem furchtbaren Luſtbacchanal.

Alſo Angſt, Schrecken und Verzweiflung ſind aus Kaulbachs Sündflut verbannt? Mitnichten! Wozu wären die Tiere da? Auch ſie haben ein Leben zu verlieren, aber jenes naive gebundene Leben, welches nicht über ſich ſelbſt hinauskann. Dieſes Leben mag zappeln und zittern, heulen und ſchreien, daß euch das Mark dröhnt! Es iſt eben gut genug dafür! Es ſtirbt und empfindet nichts weiter als das. So ſehen wir die Rolle, welche auf andern Sündfluten die Heldenrolle iſt, von Kaulbach in die Region des Tierlebens verwieſen und das Geiſtleben, den Menſchen, für ein höheres Schauſpiel aufgeſpart. Ein echter Kaulbach, dieſer Gedanke!

Weidet euch alſo, wenn ihr die Glieder einer untergehenden Rieſenwelt knacken und krachen hören wollt, weidet euch an dem Todeskampf dieſer brüllenden Beſtien, deren Knochen ihr nach Jahrtauſenden im Schlamme des Jeniſſei oder in den Muggendorfer Höhlen auffindet und kunſtvoll zuſammenſetzen und ſcharfſinnig ſtudieren werdet! Da ſeht ihr ſie noch in Fleiſch und Blut! Hier hat ſich ein Ungeheuer von einem Hirſch, vielleicht der mythiſche Elch, mit ſeinen letzten Kräften ans Land gerettet, auf dem er ſofort zuſammenbricht. Da hockt er geknickt und gekauert in einer ungeſchickten Stellung, welche das freie Naturleben nicht wählt. Von der zottigen Bruſt und vom ganzen Leibe herab trieft das Waſſer in Strömen, ſein Geweih hat ſich in Seetang verwirrt, den er an den Sproſſen mit ſich gerafft, fürchterlich ſchreit er in die Waſſerfläche

hinaus, etwa ſeiner zurückgebliebenen Hirſchkuh nach oder im Angſtgefühl ſeiner brechenden Lebenskraft. Dort rudert ein Löwe gegen das Ufer, in welches er ſeine Pranken ſchon einkrallt. Ein ertrinkendes Weib haſcht nach ihm, packt ihn an ſeinen Mähnen, will ſich geſchleift an ihm emporarbeiten. Die Kraft ihrer Verzweiflung erſchüttert ſeine eigene Kraft, er verliert das Gleichgewicht, droht mit aufgeſperrtem Rachen nach ihr zurück. Aber was iſt ein Löwenrachen in der Sündflut? Was ein reißendes Tier im allgemeinen Untergang? Sie klammert ſich an ihm wie ein Stück ſeiner ſelbſt. An einem dritten Orte landet ein ganzes Rudel von Beſtien: Bär, Wolf, Steinbock, Hyäne, fremdartige Urformen verſchwundener Tiere, Fleiſchfreſſer, Grasfreſſer, Feind und Freund drängt ſich in der gemeinſamen Not durcheinander — wahllos, inſtinktlos. Aber die Anlände iſt ſchmal und der Feind ihrer aller, der Menſch, verteidigt mit ſeinen Waffen den Boden. Ein furchtbares Kampfgemetzel beginnt. Eine maleriſch prächtige Schlachtſzene! Gleichzeitig iſt es der ſchönſte Zug, den man auf einer Sündflut erfinden kann, wie der Menſch in dem Augenblicke, wo er ſelbſt von der Erde verſchwindet, ſich als übermächtiger Grundherr der Erde gebärdet. Es iſt ein Zug jener tragiſch erhabenen Weltſatire, welche wir längſt als Kaulbachs eigenſte Eigentümlichkeit kennen.

Das geht an den Rändern des Landes vor, unter den neueſten Ankömmlingen. Höher das Land hinauf lagern nun Menſchen, welche vielleicht ſchon ſeit mehreren Tagen und Nächten ſich gerettet haben. Hier raſt die Orgie. Hier ſehen wir ein Geſchlecht unbändiger Sinnenmenſchen, ſchwindelnd an jener Grenze, wo Lebensluſt in Frechheit und Sünde umſchlägt. Betäubung und Taumel durchbrauſt ihre Gruppen, wie ein Sturmwind an einer verlöſchenden Fackel zauſt. Sie haben ſich Weinfäſſer heraufgeſchrotet, ſie haben ſich Braten geſchlachtet, die ſich luſtig am Spieße drehen, — zu ihrem Hohne muß die Sündflut Feuerſchein ſehen — ſie zechen, ſie ſchmauſen, ſie ſtoßen mit Trinkhörnern an, auf einen trotzigen Tod! Schlaf-

trunken taumeln die einen dahin, berſtend von erhitztem Blute jagen ſich die andern auf Roſſen, die meiſten ſind — zärtlich. Wohin wir blicken, Genuß!

Die Architektur der Kompoſition iſt naturgemäß die Pyramide, ihre Spitze eine Gotteslästerung. Unſere Gruppe nämlich gipfelt in einen Häuptling, welcher von ſeinen Clansmännern auf den Schild gehoben, mit einer wütenden Gebärde gegen Himmel trotzt. Seine Blasphemie iſt tatſächlich eine Injurie, denn droben in den Wolken erſcheint die Geſtalt Gottes, des Jehova-Zeus des Alten Teſtamentes. Seitwärts treibt die Arche Noä ins Ferne, auf ihrem Dache zwei dämmernde Engelgeſtalten, welche ihre Flügel wie Segel ausſpannen. Die Luft iſt tiefes Grau, ganz unten am Horizont von einem ſchmalen Lichtſtreifen durchbrochen, vor welchem die ſchwarzen taumelnden Wellen mit gläſerner Schärfe ſich ſchneiden.

Das wäre der geiſtige Umriß eines Bildes, welches ich zum Teil ſelbſt noch in Umriſſen ſah. Wenn es vollendet ſein wird, ſo wird Kaulbachs Name um eines ſeiner größten und kühnſten Werke und die Kunſtwelt um eines ihrer edelſten Beſitztümer bereichert ſein. —

Die Taglieder

(21. und 22. Februar 1866)

Durch den ganzen Minnegeſang des Mittelalters geht ein Zug, der uns befremdend, ja unverſtändlich erſcheint. Es iſt das unaufhörliche und dringende Klagen über die Neider, Verleumder und Aufpaſſer, oder wie ſie in der Sprache jener Zeit hießen, über die Merker. Der Sänger wird nicht müde, die Merker zu fürchten oder ſeine Geliebte vor den Merkern zu warnen. In zahlloſen Fällen aber hat beides nichts genützt, das Verhältnis iſt durch die Merker zerriſſen,

die Liebe unglücklich geworden, und der Sänger verflucht nun aus überströmendem Herzen das heillose Gezücht der Merker. Feuer möge ihre Zunge verbrennen und der Krebs ihre Augen verderben! schreit ein Provenzale mit dem heißen Zornmut des Südens. Aber auch die sanfteren Deutschen wissen ein Lied von ihnen zu singen, z. B. Walter von der Vogelweide in Nr. 35, 42, 44 usw. und so jeder andere. Wo wir immer in das Minneparadies des Mittelalters unsern Blick werfen, die Schlange der Merker läßt keinen Augenblick auf sich warten.

Was ist das? War die Welt einst medisanter als jetzt? Die Anspielung auf Neider und Zwischenträger spielt in der ganzen neueren Lyrik höchstens bei Bürger und Byron eine Rolle, sie ist zum seltensten Ausnahmsfall geworden. Damals aber war sie Regel, sie begleitete die Minnelyrik wie die Schatten den Körper.

Um dieses fremdartige Stückchen Geschichte zu verstehen, müssen wir die Naturgeschichte des Minnegesanges oder, noch besser, des Minneverhältnisses selbst mit den Augen der sozialen Forschung ansehen.

Was werden unsere romantischen Leserinnen dazu sagen, wenn wir nun finden, daß das Minneverhältnis des Mittelalters in vielen Fällen dem heutigen — Verlagsgeschäfte glich? Abscheulich! Leider sind wir unglücklich genug, dieses prosaische Wort auch noch ausführen zu müssen.

Wenn ein heutiger Dichterhänfling flügge wird, so sucht er sich vor allem — einen Verleger. Wenn ein Dichterjüngling des Mittelalters seinen Liederlenz knospen fühlte, das heißt für die nährige Prosa verdorben war, so galt es, einen Beschützer zu suchen, der seine Poesie ernährte. Nur die wenigsten Dichter waren große Herren, welche aus eigenen Mitteln zehrten; fast die Ueberzahl der Provenzalen sehen wir als Söhne kleiner Lehnsleute oder gewerb- und kramtreibender Bürger die Dichterlaufbahn einschlagen, und diese Laufbahn war ausschließend adelig. Sie mußten, um gehört und verbreitet zu werden, ihr obskures Geburtsnest aufgeben und an die Höfe ziehen, denn diese allein waren die Träger

des öffentlichen Lebens. Mit einem Worte, die großen Herren hatten damals den ganzen Dichter zu ernähren, während sich die Frauen dieser großen Herren heutzutage ein einzelnes Gedichteremplar kaufen oder auch aus der Leihbibliothek borgen können.

Der Gegendienst für diesen Dienst ist zu erraten. Der Dichter hatte vor allem den Ruhm seines Herrn zu besingen, und — wenn es die Persönlichkeit der Dame nur halbwegs zuließ — ganz besonders den Ruhm seiner Herrin. Die Männer selbst hielten darauf, ihre Frauen um die Wette feiern zu lassen. Es war also, um das greuliche Wort zu wiederholen, als wenn der heutige Dichter die Frau seines Verlegers besingen müßte, um seines Honorars teilhaftig zu werden. Natürlich hatten nicht alle Dichter dieses abhängige Verhältnis zum Minnegesang, aber doch so viele, daß der Minnegesang aufs deutlichste Form und Farbe dieses Konvenienzverhältnisses aufweist.

Ueberdenken wir dasselbe nun in seinen einzelnen Fällen, so geraten wir in ein wahres Labyrinth von Doppelsinnigkeit. Wenn der Sänger eine Herrin besang, welche des Lobes nur allzu wert war — wie leicht konnte aus dem Spiele Ernst werden! Wie delikat wurde dann seine Stellung zum Beschützer! Beobachteten aber Sänger und Dame ihre unnahbare soziale Distanz, so wird der arme Sänger — *unbeschadet seines offiziellen Minnedienstes* — gar bald eine Schöne gesucht haben, welche ihm nahbarer war. Wie delikat wurde dann seine Stellung zur Beschützerin! Denn nur wenige Frauen dachten so groß, dem Dichter, dem sie nicht Weib sein durften, eine billige Freiheit zu gönnen. Aber diese Geliebte nun selbst, die eigentliche Herzensbeglückerin, hatte sie nicht ein Recht auf die öffentliche Huldigung ihres Sängers, dessen intime sie gütig entgegennahm? Und wird die weibliche Eitelkeit diesem Rechte entsagt haben? Wie delikat wurde nun die Stellung des Minnesängers auch zu dieser dritten holden Potenz! Man sieht, das war ein Zustand wie geschaffen für Klatschmäuler. Ein einziger *Merker*, der sein Handwerk verstand, war

imſtande, mehr Unheil anzurichten, als alle Kaffeekränzchen unſerer heutigen Tanten, welche zwar klatſchen, aber wenig oder nicht ſchaden können, denn im ganzen ſind unſere Liebesverhältniſſe zu einfach, zu naturwahr.

Die Verfaſſung des Minnedienſtes war das nicht, wie man ſieht. Es war ein gekünſteltes Verhältnis, ein Verhältnis voll Schein, Formalität, Konvenienz. Kurz, es war gutenteils ein Zeremoniendienſt, eine Mode. Der Minnedienſt reichte der Lüge wenigſtens einen Finger, was Wunder, daß ſich der Fürſt der Lüge, das Merkertum, die ganze Hand nahm! Da mußte ſchuldig mit unſchuldig leiden.

Der Minneſänger brauchte nicht einmal ſo abhängig zu ſein, wie wir ihn geſchildert haben. Auch der freie Mann war in einer kaum zwangloſeren Lage. Schon die Sitte oder vielmehr die Unſitte, daß verheiratet und unverheiratet keinen Unterſchied machte im öffentlichen Kultus des Frauendienſtes, mußte der Mediſance Tür und Tor öffnen. Kaum ein Verhältnis war denkbar, deſſen Reinheit nicht zu verdächtigen. Wer eine Vermählte beſang, alſo einen Gegenſtand, den er weder beſitzen durfte noch vielleicht auch wollte, den er ſich wirklich nur als platoniſches Ideal ſeiner Poeſie aufgeſtellt, dem war, da er für dieſen Inhalt der Verehrung die Modeform der Verliebtheit wählen mußte, gar leicht die Abſicht nachzuſagen, er verfolge minder platoniſche Zwecke. Beſang aber einer das Fräulein, das er beſitzen wollte und um welches er mit aller Ehrlichkeit ſeiner Abſichten warb, ſo konnten die Merker ebenſo leicht die Annäherung ſtören, indem ſie ausſtreuten und dem Fräulein mit ihrer Familie glauben machten, der Ritter beſinge ſie nur pro forma, des guten Tons und der Mode wegen. Ja noch mehr; ſie konnten ſo weit gehen und ſagen, dieſes Fräulein ſei überhaupt nicht gemeint, ſondern eine ganz andere. Denn um die Verwirrung voll zu machen, ſo galt es für die größte Ungezogenheit, einen Namen zu nennen. Wenn wir heute wenigſtens unbedenklich die Vornamen nennen — Molly, Laura, Lili uſw., — ſo hatte ſich der Minneſang die Obſervanz der ſtrengſten Anonymität auferlegt. Es mag

unter dieſem Deckmantel allerdings viel luſtiger Spuk zu treiben geweſen ſein, und wir haben Zeugniſſe genug, daß er mit allem Raffinement auch wirklich getrieben worden; aber — der Minneſang erntete mit den ſüßen Früchten dann auch die bitteren. Durfte er ſich über die Merker beklagen, deren Handwerk nur die Konſequenz ſeiner eigenen Zweideutigkeit war? Er hatte ſich auf den Boden einer gewiſſen Falſchheit begeben, und ſeine Feinde wußten das Terrain ſo gut zu benützen wie er ſelbſt. Er ſäete Unaufrichtigkeit und erntete ſie.

Das war der Fluch: die Huldigung, welche bald als Verehrung, bald als Liebe, notwendig zweierlei Ausdrucksformen forderte, hatte nur eine, die Galanterie. Die Liebe mußte die Sprache der Höflichkeit reden und die Höflichkeit die Sprache der Liebe. Aber nicht ungeſtraft verwirrt die Poeſie ihre Formen, und zwar in der wichtigſten Angelegenheit des Herzens. Das Strafamt übernahmen die Merker.

An dieſem Keime der Lüge ſtarb denn auch der höfiſche Minneſang und machte dem Volksliede Platz, dem Volksliede, das nicht galant, aber herzlich iſt, das die Sprache der Liebe rein und unverfälſcht ſpricht und das uns niemals im Zweifel läßt, ob wir Wahrheit hören oder Schminke ſehen.

Wollten wir dieſe Naturwahrheit der Liebe auch im höfiſchen Minneſang ſuchen, ſo bliebe uns kaum etwas anders übrig, als nach jenen Tönen zu lauſchen, in welchen — nicht von den Spazierwegen, ſondern von den Zielpunkten der Liebe die Rede iſt. Die Galanterie hat das Liebeswort ſo täuſchend verfälſcht, daß wir erſt das letzte Wort der Liebe für ihr wahres halten können. Erſt wenn der Sänger um die letzte Gunſt bittet oder für die Gewährung derſelben dankt, alſo erſt in den Serenaden und Albaden, d. h. in den Abend- und Tagliedern, werden wir zwiſchen Mode und Natur unzweifelhaft unterſcheiden können.

Doch nein! Auch dieſen Satz müſſen wir noch einſchränken. Die Galanterie wußte auch das Abendlied noch zu verderben. Es mochte bald wie eine Beleidigung erſcheinen,

von der Dame, der man diente, den Gegenstand des Abendliedes *nicht* zu verlangen. Und freilich hatte die Dame die süße Illusion des Minnedienstes so lange nicht vollständig, solange noch ein vorbehaltener Reiz übrig blieb. Der Scheindienst der Galanterie mußte also den Mut, man möchte sagen, die Frechheit haben, dem Goldmunde der Natur auch noch das letzte Wort zu entreißen, um es dem Götzen der Eitelkeit zu opfern. Er mußte zuletzt auch noch das Abendlied — *scheineshalber* anstimmen. Wie so manchmal mag da der Fall vorgekommen sein, daß der Sänger der Serenade um eine Gunst flehte, welche ihm nur zu seinem Verdrusse gewährt worden wäre! Die Damen, um der Serenadenhuldigung nicht verlustig zu gehen, waren natürlich klug genug, die Serenade nicht beim Worte zu nehmen, und diese selbst, um nicht Gefahr zu laufen, wird ihr Wort immer vorsichtiger, immer verschwommener ausgesprochen haben. Endlich sprach sie es gar nicht mehr aus. Die Serenade sank zu jener Höflichkeitsform herab, als die wir sie heute kennen und wo sie auch alten Professoren gebracht werden kann. So hatte die Galanterie auch diese Form ausgehöhlt und ihren Inhalt, die Liebe, bis zur spurlosesten Leerheit verflüchtigt.

Aber noch mehr. Selbst wenn es der Serenade Ernst war — konnte ihr Gegenstand den Sänger wahrhaft begeistern, da das Maß der Gewährung nichts weniger als ein Einheitsmaß war? „Eine schöne Nacht gewähren" hat heute nur *einen* Sinn; in jenem verzwickten und verkünstelten Zeitalter aber war selbst das noch doppelsinnig. Nämlich so:

Wir wissen, daß im Minnedienst das Verhältnis zwischen Ritter und Dame nach dem Vorbilde des Lehensdienstes formuliert war; es bestand die Fiktion, die Dame sei der Lehensherr und der Ritter ihr Vasall. Nun herrschte aber der Brauch, daß die Vasallen ihren Lehensherrn, wie sie ihn tagsüber bedienten, so auch abends zu Bett begleiteten und ihm beim Auskleiden halfen. Jenes Zeitalter nun, aus Naivität und Unnatur wunderbarlich zusammengesetzt, trug kein Bedenken, auch diesen Brauch in den höfischen Minnedienst zu

übertragen. Der Ritter begleitete seine Dame zu Bette und half ihr beim Auskleiden. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß man bis zum Reformationszeitalter — ohne Hemd schlief!

Den diensttuenden Ritter von solcher Szene hinwegzuschicken, mochte nun allerdings grausam erscheinen. Die Naivität des Zeitalters erlaubte ihm also — dazubleiben. Dazu erfand aber die Unnatur des Zeitalters ein Zeremoniell von raffiniertester Art. Indem die Dame ihrem Vasallen die Hälfte des Lagers einräumte, ließ sie ihn nicht selten bei seiner Ritterehre schwören — sich à distance zu halten! Höchstens ein Kuß mochte erlaubt sein. Zur größeren Sicherheit legten die wunderlichen Zöglinge Platos zuweilen ein blankes Schwert zwischen sich.

Ob Eid und Schwert just immer geholfen hat, ist freilich die Frage. Wenigstens meint der Troubadour Elias von Uisel, welchen sein Freund Aimerik von Peguilain um Rat fragt, ob er zu dieser Bedingung eine Nacht annehmen soll, mehr menschlich als ritterlich: er möge den Eid leisten, aber brechen; die Dame würde durch Tränen, Gott durch eine Fahrt nach Syrien versöhnt.

Wahrscheinlich haben es viele Ritter wie dieser Elias gehalten. Aber schon der Umstand, daß Aimerik nur um Rat fragen konnte, beweist, daß andere Ritter, im Ehrbegriff ihres Zeitalters befangen, die Sache doch ernsthafter genommen. Und nun denke man sich solcher Unnatur gegenüber die arme Serenade! Konnte sie einen freien vollen Ton anschlagen, wenn sie nicht wußte, um w a s sie bat? Wenn sie sich allenfalls eine Diskretionsnacht mit Schwert und Schwur erbat? Im Gefühle der Unsicherheit aber hört alle poetische Begeisterung auf, denn das Gefühl i s t nur, wenn es s i c h e r ist; Unsicherheit ist Zweifel, Gedanke. So waren von einer heillosen Mode, wohl der heillosesten, welche menschliche Affektation je ersonnen, dem Minnegesang noch in seinen dringendsten Herzenslauten die Flügel konventionell verstutzt.

Im ganzen Bereiche des Minnesangs bleibt also nur e i n e Urkunde seiner poetischen, weil menschlichen Wahrheit übrig,

das Taglied. Das Taglied allein ſingt und ſagt von erfüllter Liebe, und ſo kraus war das Zeitalter, daß es dieſer Pointe bedurfte, um die Liebe ſelbſt zu bezeugen. Erſt die Morgenſonne des Tagliedes lichtet und wärmt das kühle und trügeriſche Dunkel der Konvenienz und zeigt uns, wie die Liebe geliebt hat, in den reinen Konturen der Natur, ihrer Unſchuld und Schönheit.

Unſchuld ſagen wir, denn das muß wahr ſein: ſo buntſcheckig der ritterliche goût des Minnedienſtes Edles und Frivoles in ſeinen pikanten Kapricen zuſammenbraute, das Taglied iſt nie frivol. Im Taglied iſt der ritterliche Sänger ganz Ritter oder beſſer, ganz Menſch. Das Taglied iſt dankbar, zärtlich, rein, dezent; das Weib hat mit ſeinem Gürtel nicht ſeine Krone abgelegt, der Ritter ſieht es nie entwürdigt, im Gegenteil ehrt er es nur um ſo mehr. Man ſieht faſt mit Augen, wie das Taglied aufatmet von dem Druck der Mode und ſich freut ſeiner klaſſiſchen Menſchlichkeit. Im Taglied hat die Poeſie ſich ſelbſt gefunden und ihre wahre ewige Quelle, die Natur. Sie jubelt auf über dieſen Fund, ſie hat das erquickende Gefühl der Erlöſung.

In der Tat ſind die Taglieder das Gold der Minnelyrik. Sie ſind unter Vergänglichem das Bleibende, unter Verwelklichem das Blühende, es tagt wirklich in ihnen. Sie ſind unter Sternen der Morgenſtern.

Man ſage nicht, für eine eigene Dichtungsart ſei ihr Motiv doch zu monoton. Es iſt wahr, ihr Thema iſt nur ein einziges: der Inhalt einer vergangenen Nacht. Aber liegt der Wechſel nicht in der Situation, ſo wird er im Charakter der Perſonen liegen. Jeder wird die verfloſſene Liebesnacht anders auffaſſen; der Heitere ſieht das Glück des Genuſſes, der Ernſte den Schmerz der Trennung in ihr. Der geiſtig Geſtimmte wird den Dank betonen, der ſinnlich Bedürftige von dem Danke ſogleich zur neuen Bitte hinwegeilen. Unendlich wie das Herz ſelbſt, iſt jedes Motiv des Herzens.

Aber auch im Aeußeren wußte der kunſtreiche Menſchengeiſt die arme Form zu bereichern. Das Taglied war zuerſt — um uns muſikaliſch auszudrücken — einſtimmig.

Es war ein Solo. Der Liebhaber ſang allein, wie z. B. Heinrich von Morungen:

O weh, o weh, o daß mir je
Noch leuchten möchte durch die Nacht
Ihr ſüßer Leib, ſo weiß wie Schnee,
Der Leid und Freude mir gebracht;
Er trog die Augen mein,
Ich wähnt', es ſollte ſein
Des lichten Mondes Schein —
Da tagt' es!

O weh, o weh, wohl hundertmal
Hat ſie mich weckend da geküßt,
Von Tränen matt des Auges Strahl,
Daß ich aus ihrem Arm gemüßt — ꝛc.

Bald aber mußte das Taglied entdecken, daß es eigentlich ein Organ beider Liebenden ſei, ein Duett. Z. B. bei Dietmar von Eiſt:

„Schläfſt du noch, Geliebter mein?
Wir ſollen leider wach nun ſein;
Ein Vögelein gar wohlgetan,
Stimmt auf der Linde ſein Taglied an."

Ich war entſchlafen ſanft und lind,
Nun weckſt du leider mich, mein Kind,
Liebe mag nicht ohn' Leiden ſein,
Ich folge dem Rufe, Liebſte mein.

Da ward voll Tränen mir mein Blick —
„Nun reiſt du fort, läßt mich zurück;
All meine Freude geht mit dir:
Wann kommſt Du wieder her zu mir?"

Der Troubadour Guirautz de Borelle erfand endlich die dritte Stimme. Bei Herrn Dietmar hat eins das andere geweckt, wie aber, wenn ſich beide verſchliefen? Das bedachte der ſinnreiche Provenzale und gab in einem Taglied das Signal zum Terzett. Der Freund des Liebhabers wacht auf der Zinne der Burg für die beiden Liebenden, und als er die Morgenröte nahen ſieht, ſtimmt er ein Solo an, worin er Gott und den Sohn der heiligen Maria bittet, er möge ſeinen Gefährten ſchützen. Hierauf weckt er den letzteren mit einem

Geſange — warum ſollen wir es nicht Rezitativ nennen? Er höre die Vögel im Gebüſch ſingen, der Freund möge ans Fenſter gehen und die Zeichen des Himmels anſehen; es ſei Zeit! Der aber antwortet, er finde ſich ſo prächtig gebettet, daß er wünſche, es werde nimmermehr Tag. Er halte die Anmutigſte im Arm, die je von einer Mutter geboren worden, er kümmere ſich nicht um Merker und Morgenröte.

Man ſieht, hier iſt das Taglied faſt zur Kantate geworden; es iſt dramatiſch. In dieſer Form, mit der glücklichen Erfindung des Wächterfreundes, hat es bekanntlich Wolfram von Eſchenbach in die deutſche Lyrik eingeführt. Ob er die Form ſelbſt erfunden oder ſein provenzaliſch Vorbild gekannt hat, iſt unentſchieden.

Das Taglied blieb der letzte volkstümliche Reſt des Minnegeſanges. Das Volk bewahrt das Echte und nimmt es an von Freunden und Feinden. Als die Macht des Adels ſchon längſt im Sinken, und Bürger und Bauern mit Waffen und Spottliedern ſie bekämpften, rettete ſich das Taglied aus den Ruinen des Schloſſes ins Stadthaus und in die Hütte hinüber. Taglieder wurden noch tief im ſpäteſten Mittelalter gedichtet, verlegt, gedruckt und auf allen Jahrmärkten verkauft. Zuletzt endlich drückte der große Shakeſpeare das Siegel ſeiner Unſterblichkeit auf das Taglied, denn was iſt die fünfte Szene des dritten Aktes von Romeo und Julia: „Es war die Nachtigall und nicht die Lerche" — was iſt ſie anders als ein wahres und wirkliches Taglied?

Ein unſterblicher Narr

(3. Jänner 1869)

Nahe bei Paris liegt Meudon, nach St. Cloud das ſchönſte der alten königlichen Luſtſchlöſſer Frankreichs. Bei St. Cloud oder vielmehr bei Sèvres ſchlägt man den Weg ein, welcher in Krümmungen und zwiſchen Landhäuſern ſich

zu der Anhöhe hinanſchlängelt, auf welcher das aus lauter Villen beſtehende Dorf Bellevue liegt. Auf der Anhöhe wird der Weg von einer ſchönen Allee in die Mitte genommen und ſetzt ſich nach dem Schloſſe Meudon fort, welches am Ende der Anhöhe liegt, ſo daß von da das Auge in einen tiefen Abgrund hinabſieht. Aber dieſer Abgrund iſt eines der lieblichſten Täler; es beſteht aus Wieſen, Weinbergen, Landhäuſern, kurz iſt die Brühl der Pariſer. Am Fuße des Schloſſes Meudon liegt das gleichnamige Dorf. Die Anhöhe erfreut ſich weit und breit der geſundeſten Luft und hat eine herrliche Ausſicht auf die Ebene, aus welcher die Türme von Paris emporragen, und wo die von Paris herkommende Seine durch ſanfte Hügelgründe der Normandie zufließt.

In dieſem Dorfe Meudon wandelte einſt ein Pfarrer, ein alter würdiger Herr, impoſant von Geſtalt, ehrfurchtgebietend in ſeiner ganzen Erſcheinung. Er ſtand mit der beſten Geſellſchaft ſeiner Zeit auf dem Fuße einer vertraulichen Gleichheit; z. B. den Herzog und die Herzogin von Guiſe nannte er nur „ſeine lieben Pfarrkinder". Er war der Vater ſeiner Bauern, ihr Seelen- und Leibesarzt und der treffliche Lehrer ihrer Kinder. Sein Haus ſtand allen Dürftigen offen, nur Frauen hatten nicht Zutritt bei ihm. Dafür war es der Sammelplatz geiſtreicher und gelehrter Freunde, und was durch Witz, guten Geſchmack, gute Sitten und attiſche Lebensheiterkeit in dem damaligen Paris ſich auszeichnete, das pflegte an ſchönen Sommertagen ſich aufzufordern: Allons à Meudon, nous y verrons le château, la terrasse, les grottes, et monsieur le curé, l'homme du monde le plus revenant en la figure, et la plus belle humeur, qui reçoit le mieux ses amis et tous les honnêtes gens et du meilleur entretien.

Als dieſer treffliche Pfarrer in dem ehrwürdigen Alter von ſiebenzig Jahren ſtarb, fand man ein Teſtament bei ihm, welches ſehr lakoniſch aus folgenden zwei Zeilen beſtand: Ich habe nichts, bin ſehr viel ſchuldig — das übrige vermache ich den Armen.

Auf ſeinem Totenbette ſoll er einen Domino angezogen

haben, weil in der Schrift geſchrieben ſteht: Beati qui moriuntur in Domino.

Uebrigens ſoll der geiſtliche Herr, welcher ſeine Herde ſo väterlich weidete, den Standpunkt ſeiner Schafe für ſeine eigene Perſon ſo wenig geteilt haben, daß es in der letzten Stunde erſt nötig ſchien, ihn ſelbſt noch zum Glauben förmlich zu bekehren. Glaubet Ihr endlich an unſern Herrn Jeſum Chriſtum? ſchrie ihn der zelotiſche Mönch an, welcher ihm ebenſo fanatiſch als ungeſalzen ſeinen geiſtlichen Zuſpruch erteilte, wobei er als kräftigſten Beweis ein Kruzifix in der nervigen Fauſt ſchwenkte. — Wie ſollte ich nicht an ihn glauben, ſagte der Sterbende; iſt es mir doch, als ſähe ich es mit meinen leiblichen Augen, wie er zu Jeruſalem einzieht — von einem Eſel getragen.

Unſere Leſer wiſſen jetzt, daß wir vom Ariſtophanes der Chriſtenheit, daß wir von Franz Rabelais ſprechen. Rabelais iſt ein Mythus geworden, wie in zwei verſchiedenen Epochen Till Eulenſpiegel oder Friedrich der Große in Deutſchland. Seine Perſon erweiterte ſich nach und nach zum Rahmen des ganzen Volksgeiſtes, zum Spiegel der ganzen Nationalität. Wie ſie in Bayard ihren Muſterritter, in Heinrich IV. ihren Muſterkönig, ſo erkannten die Franzoſen faſt zwei Jahrhunderte lang in Rabelais das Muſter ihres bürgerlichen Ingeniums, ihrer Schul- und ihrer Lebensweisheit.

Als dem naiven Zeitalter Rabelais' das kritiſche folgte, hat ſich deshalb die Kritik lange damit beſchäftigt, den perſönlichen Rabelais aus dem mythiſchen wieder herauszuſchälen und zu unterſcheiden, was Eigenes oder was Fremdes, ja auch nur völlig Erfundenes in der Unzahl von Bonmots und Charakterzügen, welche unter dem Namen Rabelais' kurſierten, enthalten ſein möge. In die Mythe hat z. B. Voltaire die bekannte Giftgeſchichte verwieſen. Es wird nämlich erzählt, daß Rabelais, als er ſeines Mutwillens wegen Rom faſt fluchtähnlich verlaſſen mußte und nach Paris zurückkehrte, mit ſeinem Reiſegelde nur bis Lyon gelangt ſei und dort folgende Schnurre erfunden habe, um unentgeltlich nach Paris zu kommen. Er begab ſich in Lyon in das beſte

Wirtshaus, beſtellte dort ein gutes Zimmer, gut zu eſſen und zu trinken, vor allem aber verlangte er von der Wirtin einen Knaben, welcher leſen und ſchreiben und ihm einige Sekretärsdienſte leiſten könne. Hierauf machte er auf ſeinem Zimmer verſchiedene Säckchen, welche er mit Pottaſche füllte, ſorgfältig verſiegelte, aber von außen mit Aufſchriften verſah: Gift für den König, Gift für die Königin, Gift für den Herzog von Orleans uſw. Nach dieſer Arbeit begab er ſich in das Speiſezimmer, wo er lang und gut zu Mittag aß und beſchäftigte den Knaben auf ſeinem Zimmer ſcheineshalber mit allerlei Kopialien, die er inzwiſchen fertigmachen ſollte. Nachdem Rabelais abgeſpeiſt hatte, ſah er, wie es ſchien, mit großer Beſtürzung, daß er auf ſeinem Zimmer die Gifte ſo unverſperrt ſtehen gelaſſen, und ließ den Knaben mit vieler Feierlichkeit ſchwören, nichts von dem Geſehenen zu verraten. Hierauf belobte und bezahlte er ſeine Arbeiten ſehr ſchmeichelhaft und ſchickte ihn auf einige Gänge in die Stadt aus, während er ſelbſt die Vorbereitungen ſeiner Weiterreiſe traf. Natürlich kehrte der Knabe nicht anders zurück — als mit den Häſchern der Stadt, und da der Fall ſo außerordentlich wichtig war, getraute der Bürgermeiſter ſich nicht, die Unterſuchung aus eigener Polizeivollmacht zu führen, ſondern ſchickte den gefährlichen Mann unter ſtarker Bedeckung nach Paris. Dort ließ ſich Rabelais bei Herrn du Bellai, ſeinem alten und eifrigen Gönner, melden, ließ die unſchuldigen Säckchen unterſuchen, und erklärte ſich über ſeine Kriegsliſt, worauf ſich dann alles in Scherz und Gelächter auflöſte.

Mit Recht bemerkt Voltaire: Der Erfinder dieſes Hiſtörchens habe nicht in Anſchlag gebracht, daß man in jenen Zeiten und auf ſo furchtbaren Verdacht hin den Rabelais ins Loch geſteckt, mit Eiſen belaſtet und wahrſcheinlich der ordentlichen und außerordentlichen Tortur unterworfen haben würde, ehe die Reiſe nach Paris angetreten worden. Abgeſehen, daß Rabelais um jene Zeit in Lyon ſeßhaft und längſt ſchon bekannt genug war, um ſich Reiſegeld nach Paris minder halsbrecheriſch verſchaffen zu können, als durch einen Scherz

über Leben und Tod königlicher Perſonen, welcher auch als Scherz ſtrafbar geweſen wäre.

Nicht wahrſcheinlicher klingt die Meinung, wie Rabelais' weltberühmtes Hauptwerk, Gargantua und Pantagruel, entſtanden ſein ſoll.

Rabelais war nach dem Gebrauche des Mittelalters, welcher in ſeiner Zeit noch nicht völlig erloſchen war (ſein Geburtsjahr iſt das Luthers), zugleich Geiſtlicher und Arzt, letzteres theoretiſch und praktiſch. Da ſoll nun der Verleger ſeiner mediziniſchen Schriften über den ſchlechten Abſatz derſelben gegen Rabelais ſich beklagt haben, worauf der witzige Kopf, ſchnell entſchloſſen, geantwortet habe: Nun gut, wenn die Leute das Geſcheite nicht ſchätzen, ſo will ich ſie mit Narrheiten ködern. Dies ſei die Konzeption des tollſten Buches geweſen, welches die Welt je geſehen und welches je das Glück eines Verlegers gemacht. Aber, wie geſagt, es klingt nicht wahrſcheinlich. Es klingt ungefähr ſo, als ob nach hundert Jahren das Volk ſich erzählen wollte, Goethe habe den Werther geſchrieben, um den Verleger der Farbenlehre zu entſchädigen. Gargantua und Pantagruel ſind ein elektriſcher Strom, welcher ſich ganz von ſelbſt entladen mußte. Eine ſolche Fülle von Satire, Witz, Laune, Humor, ein ſolcher Ueberfluß von Potenzen des Geiſtes und Temperaments, ein ſolch leuchtender, ſprühender, prickelnder, ewig raſtloſer, nie verſiegender Spielſinn muß ſich Luft machen und ſich verſchwenden, wie die Jugend, wie der Frühling. Rabelais hatte ein viel zu produktives Verhältnis zu ſeinem Jahrhundert, war viel zu berufen, mitzureden und mitzuregieren, als daß er ſeinen Beruf nur zufällig und bei einer nichtigen Gelegenheit entdeckt haben ſollte. Der Mann allein war ein ganzes Parlament ſeines Volkes und es iſt leichter, ein Parlament aufzulöſen, als daß Rabelais hätte ſtumm bleiben können.

Rabelais, als junger Menſch zum Geiſtlichen beſtimmt, trat in den Franziskanerorden, und als ihm dieſer zu dumm war — wir reden von dem damaligen Kirchenverfall — mit Erlaubnis des Papſtes in den ſolideren und humaneren Be-

nediktinerorden. Aber erst jetzt fühlte er, daß er zum Mönch überhaupt nicht geschaffen und verließ auch die Benediktiner, diesmal ohne päpstliche Indulgenz, aber nicht ohne Vorschub geistreicher und mächtiger Freunde, woran es ihm nie gefehlt hatte. Er begann nun ein Wanderleben und habilitierte sich zuletzt — fast fünfzig jährig — als Student der Medizin in Montpellier. Hier war es, wo er Gelegenheit hatte, der Universität einen wichtigen Dienst zu leisten, dessen Ausführung so erzählt wird.

Die Universität hatte unter spanischer Herrschaft einen Teil ihrer Privilegien verloren und sendete um Wiedergewinnung derselben Rabelais an den französischen Hof, wo er an Kardinal du Bellai, seinem alten Schul- und Heimatsfreund (Rabelais war in Chinon in der Touraine zu Hause), einen einflußreichen Fürsprecher hatte; aber Rabelais, der verschollene, unstete Mann, wurde von den Leuten des Kardinals zunächst gar nicht vorgelassen. Rabelais kam nach einigen Tagen wieder, in einem unkenntlichen Narrenanzug verkleidet und redete den Hausmeister herzhaft lateinisch an. Der Hausmeister schickte in die Kanzlei hinauf, es sei ein wunderlicher Fremder da, welcher lateinisch spreche. Ein Schreiber kam herab, den aber redete Rabelais griechisch an. Der Lateiner kehrte um und schickte einen Griechen, welchen Rabelais — hebräisch begrüßte. Es kam hierauf ein Hebräer, aber auch der verstand nichts, denn Rabelais redete jetzt arabisch. Natürlich wurde der Kardinal zuletzt selbst aufmerksam auf den Fremden, welcher die Weisheit seiner ganzen Kanzlei erschöpfte, und befahl, den seltenen Mann vor ihn zu bringen. Jetzt änderte Rabelais seinen Ton und führte die Sache der Universität mit so viel Weisheit und Beredsamkeit, daß der Kardinal nicht nur der Universität gewonnen war, sondern voll Entzücken über den Anwalt derselben mit Rabelais die alte Jugendfreundschaft erneuerte und ihn als seinen Haus- und Tischgenossen bei sich behielt.

Aber so mächtig war der übersprudelnde Possengeist in Rabelais, daß er sich nicht enthalten konnte, gelegentlich sei-

nem liberalen Wirt ſelbſt einen Poſſen zu ſpielen. Als eines Tages eine delikate Lamprete auf die Tafel des Kardinals geſetzt wurde, erklärte Rabelais die Schüſſel kurzweg für unverdaulich. Der Kardinal ließ ſie beiſeite ſetzen, aber nicht lange ſtand ſie beiſeite, denn Rabelais machte ſich über die Lamprete her und aß ſie auf bis zum letzten Biſſen. Wie das? ſagte der Kardinal, ich dachte, die Schüſſel ſei unverdaulich? Sie iſt es auch, antwortete Rabelais; ich aß nur den Fiſch, aber beileibe nicht die unverdauliche Schüſſel.

Im Gefolge des Kardinals gelangte Rabelais endlich dazu — ſchon ein angehender Fünfziger — zum erſtenmal in ſeinem Leben Rom zu ſehen. Beim Pantoffelkuß aber ſtand er abſeits, lehnte ſich an eine Säule und ſah zu. Als man ihn fragte, warum er die Zeremonie nicht mitmache, gab er zur Antwort: Wenn ich ſehe, daß der Kardinal, welcher doch ein ſo großer Herr in Frankreich iſt, Seiner Heiligkeit weiter nichts als den Fuß küſſen darf, was bliebe dann für mich armen geringen Mann übrig? Vielleicht höchſtens — —. Der Reſt iſt nicht zu erzählen.

Damit aber die ſterblichen Narren zum Schluſſe nun gebührend aufmerkſam gemacht werden auf den Unterſchied zwiſchen ihnen und einem unſterblichen Narren, ſo wollen wir von Rabelais noch einen Charakterzug erzählen, d. h. einen Zug von einem ſolchen Charakter, welcher der Gabe, Witze zu reißen, noch um einige Manneslängen voraus iſt.

Bei einer andern Gelegenheit nämlich, als der Kardinal dem Papſte ſeinen ſämtlichen Hausetat vorſtellen und jeder ſich eine Gnade erbitten durfte, bat Rabelais, als die Reihe an ihn kam, den Heiligen Vater um weiter nichts — als daß er ihn in den Bann tun möchte. Der Papſt war billig befremdet über dieſen Wunſch und verlangte, den Sinn davon zu wiſſen. Da nahm Rabelais das Wort und antwortete folgendes: „Heiliger Vater, ich bin Franzos und gebürtig aus einer kleinen Stadt, namens Chinon, welche leider von jeher nur allzu brennbar geweſen. Die Kirche hat daſelbſt eine Menge ehrlicher Leute verbrannt, auch von meinen Ver-

wandten waren darunter. Wollten nun Eure Heiligkeit mich in den Bann tun, so glaube ich gegen das Brennen assekuriert zu sein, und zwar aus folgendem Grunde: Als wir hieher reisten, kamen wir durch Tarantaise in Savoyen, wo es sehr kalt war. Um uns zu wärmen, traten wir in ein Hüttchen am Weg und verlangten von der armen Frau, die es besaß, uns um jeden Preis Feuer zu machen. Da zündete sie ihr Bettstroh an und suchte damit ein Reisigbündel zum Brennen zu bringen, allein es ging nicht. Unmutig fing sie auf das Reisigbund zu schelten an und sagte: Dich hat gewiß der Papst in den Bann getan, daß du nicht brennen willst. Wir mußten weiterziehen, ungewärmt. Ihr aber, Heiliger Vater, ersehet daraus, daß es einem Manne aus Chinon, meiner brennbaren Vaterstadt, zu großer Beruhigung dienen müßte, durch einen päpstlichen Bann, gleich jenem Reisigbündel, gegen das Brennen gefeit zu werden.

Es ist rührend, ja erhaben, wie sich Rabelais hier seiner Heimat, eines kleinen obskuren Landstädtchens, annimmt, und vor dem höchsten Throne der Christenheit die Stimme des Vorwurfs erhebt über das zertretene Glück von Hütten, über Leiden, Tränen und Seufzer, welche, unbeachtet von den Großen der Welt, nur seinem Knabenherzen sich eingeprägt. Dabei ist aber wohl ins Auge zu fassen, daß der hochentzündliche Charakter der Kirche, auf welchen Rabelais hier anspielt, in jenen Tagen noch nicht das geringste seiner Gefährlichkeit eingebüßt und daß die „entschiedene Gesinnungstüchtigkeit", womit der Rächer seiner Landsleute sprach, einer behaglichen Immunität keineswegs sicher war. Es blieb denn auch wirklich für ihn nicht geheuer in Rom, und Kardinal du Bellai setzte dem ehrenvollen Andenken, das er in Rabelais' Biographie verdient, die Krone auf, indem er seinem Schützling auf der Pfarre Meudon ein Asyl eröffnete, wo der kühne Satiriker sein Leben in heiterer Ruhe zu beschließen vermochte.

„Tiedche'n auch eine Pille"

(30. November 1870)

Was eine alte Jungfer oder Wittib für einen Schoßhund zu tun imſtande iſt, gehört zu jenen Grenzbeziehungen zwiſchen Menſchheit und Tierreich, wo der intime Verkehr zweier Nachbarvölker die Grenze ſchon aufhebt. Iſt aber der Schoßhund — ein Dichter, ſo gehört es in die Literaturgeſchichte; wenigſtens glauben es Deutſche!

So las ich demnach in einer deutſchen Literaturgeſchichte, daß ſich eine überaus gemütliche Freundſchaft, Platoliebe, Geſchwiſterzärtlichkeit und Hundeverhätſchelung etabliert hatte zwiſchen einer alten Frau, genannt Eliſe von der Recke, und ihrem Schoßhündchen, einem alten Herrn, genannt Tiedge, zubenannt „der Sänger der Urania". Wenn die alte Frau in die Komödie fuhr, ſo mußte Tiedge — mit ſchlafen; wenn ſie ihre Kompottgläſer auftat, ſo bekam Tiedge ein ſüßes Mäulchen; wollte ſich aber die gemütliche Dame — naturalia non sunt turpia — larieren, ſo ſpitzte ſie ihr ſächſiſches Mündchen und flüſterte der Kammerjungfer inniglich zu: „Tiedche'n auch eine Pille!"

Seltſam! Frau Vindobona will doch „ein feſches Weib" ſein und altjüngferliche Zimperlichkeit möchte ſie ſich am letzten nachſagen laſſen. Und doch gemahnte es mich an die leibhaftige Frau Eliſe von der Recke, wie ſich Frau Vindobona neulich die Grillparzerfeier gedacht hat. Grillparzer erreicht ein Alter von ſeltener Höhe, das längſte menſchliche Lebensalter, das mit knapper Not noch innerhalb der Regel und nicht jenſeits, bei der Ausnahme, beim hundertjährigen, liegt. Grillparzer iſt der wärmſte Patriot, der treueſte und aufrichtigſte Oeſterreicher, und zwar aus Zeiten her, wo ſolche Tugend noch nicht Orden, nicht einmal Man-

date und Popularitäten, sondern höchstens Versetzungen eintrug. Vor allem aber ist Grillparzer der *feinste*, der *echteste* Dichter Oesterreichs — denn „der größte" zu sagen, verhindert bloß sein Oesterreichertum selbst, welches den Prädikaten „Größe" und „Großheit" ungünstig ist. Summe: Grillparzer ist in jeder Hinsicht *einzig*, und in dem, was er ist, gibt es kein zweites und drittes.

Aber der Frau Vindobona bräche einfach das Herz, wenn sie so etwas konstatieren sollte. Sie, die alles zusammenquirlt und durcheinanderrührt, was paßt und nicht paßt, was Sinn hat und Unsinn ist, die jeden Unterschied ins Unentschiedene, jede Gestalt ins Gestaltlose wirft, die große Köchin des gemütlichen Urbreis, worin niemandem „unrecht geschehen" soll und daher niemandem recht geschieht, kurz, Frau Vindobona entschloß sich, ihren *einzigen* Sohn nicht *einzig* zu feiern. Ist Franz Grillparzer ein Dichter und 80 Jahre alt, so ist doch Eduard Bauernfeld ebenfalls ein Dichter und 70 Jahre alt. „Tiedche'n auch eine Pille!" Aber ist Eduard Bauernfeld ein Dichter und 70 Jahre alt, so ist doch S. H. Mosenthal gleichfalls ein Dichter und 50 Jahre alt. „Tiedche'n auch eine Pille!" So hat man denn im schauerlichsten Ernste davon geredet, mit dem Grillparzer-Jubiläum *gleich auch* ein Bauernfeld- und Mosenthal-Jubiläum zu verbinden; — wobei ich mich bloß verwundere, daß man beim 50jährigen Halt macht, denn gewiß gäbe es noch einen 40jährigen, 30jährigen, 20jährigen; ja das Rührendste und Gemütlichste wäre es eigentlich, wenn der 80jährige Dichtergreis (auch Veteran oder Nester zu nennen) ein 10jähriges Dichter-Wunderkind auf den Armen hielte!

Wahrhaft aus der Seele gesprochen war mir daher die schöne und maßvolle Rüge dieser ungeschickten Taktlosigkeit, welche die Beilage der „Augsburger Allgemeinen" vom Donnerstag den 24. dieses unter dem Titel: „Dichter-Jubiläen in absteigender Linie" ausgesprochen hat. Ich gestehe, daß mir dieser Aufsatz erst Mut gemacht hat, meine Stimme mit der seinigen zu vereinigen, und vielleicht ist es

dem verstärkten Echo des Verstandes nun doch noch möglich, die lächerliche Unziemlichkeit, die man intendierte, von Wien ferne zu halten.

Eins aber fällt mir auf: daß nur zwei Unbeteiligte protestieren und nicht zwei Beteiligte selbst. Wie können sich Bauernfeld und Mosenthal zu zweit und dritt in den Topf einer Simultanfeier hineinwerfen lassen? Wenn ich die menschliche, — ich sage nicht, die dichterische Natur recht verstehe, so werden diese zwei Namen seinerzeit und im geeigneten Augenblicke ihre eigene Feier beanspruchen wollen. Oder hätten sie Aufopferung genug, sich zweimal zu einer Feier herzugeben? Das doch wohl nicht, denn sie wissen recht gut, daß sich „König Johann" von zwei Höflingen, die aber nichts weniger als höflich sind und die sich als Lords auf Vornehmheit verstehen, seine Doppelkrönung als gemeines, unwürdiges Afterwerk muß bitter vorrücken lassen. „Dies nochmals war einmal überflüssig, ist lächerlich und unnütz Uebermaß, ist wie ein altes Märchen, das wiederholt nur Ueberdruß erregt," sagen die Grafen Pembroke und Salisbury um die Wette. — So denkt Shakespeare über eine Doppelkrönung; aber wie Shakespeare denkt, denkt gewiß auch Mosenthal.

Gottfried Keller

Endlich habe ich das Schlagwort für Gottfried Keller gefunden und mich von der Last der Bewunderung befreit, indem ich sie nun — wie Adam die Tiere — wenigstens mit einem Namen zu nennen weiß. Es ist das *Epische* seiner Schreibweise, oder besser: seiner Anschauungsform. Das Epische aber ist die *erste Hand*. Derselbe Grund, warum es erfreulich und lustig ist, über einen Grünmarkt, Obstmarkt, Fischmarkt, Wildpretmarkt, Geflügelmarkt zu gehen, widerlich dagegen der Küchengeruch aus dem Souterrain

eines Hotels, wo doch all jene Rohwaren erſt ins Feinere und Höhere bearbeitet werden: derſelbe Grund erklärt mir, was mir in Kellers Buch wohler tut als in anderen Büchern. Es kommt nichts durch die Retorte, es kommt alles aus der erſten Hand. Der „Grüne Heinrich" z. B. war Landſchafter, gerät durch den zufälligen Beſitz eines borgheſiſchen Fechters aufs Figurenzeichnen und wieder durch dieſes auf die Nachfrage nach dem Organiſch-Innern, alſo in die Hörſäle der Anatomie:

„wo ein blühendes Geſchlecht von Jünglingen, geleitet von gewandten Männern, mit vergnügtem Eifer einen Vorrat von Leichen zerlegte."

Dieſe Stelle iſt rein epiſch. Er nennt nicht: Mediziner — Profeſſoren — Anatomie — Seziertiſche — das alles ſind Abſtraktionen. Er nennt und ſagt, was er ſieht. Er ſieht blühende Jünglinge, gewandte Männer, einen Eifer der Arbeit und die Wirkung der Arbeit, einen beglückenden Frohſinn. Daß man das in der Welt der Bücher und der Abſtraktionen Studenten am Seziertiſch nennt, das weiß er nicht; er weiß nur, was ihm ſeine Augen ſagen.

Dieſe Stelle hebe ich aber nicht als ein beſonderes Signum oder wohl gar Unikum heraus; ſie iſt nur ein Blatt am Baume, charakteriſiert zwar den Baum, iſt aber gleichgültig für den ganzen Baum. Dieſe einzelne Stelle hätte wohl auch Stifter geſchrieben, und viele andere dazu. Solche Blätter trägt ſein Baum auch. Nur hat er den Baum am glücklichen Tag und unter warmer Sonne ins Freie geſtellt und ſein Geſchirr klüglich mit Erde zugedeckt, daß man nicht merken ſoll, wie der Baum acht Monate im Jahre im Treibhaus ſteht, nämlich in der Studierſtube. Aber wer merkte es nicht? Bei Gottfried Keller dagegen liegen überall die armsdicken, hundertjährigen Wurzeln zutage, daß man offenbar ſieht: der Baum ſteht im Boden und nicht im Geſchirr.

Außer dieſer naturwüchſig-reinen, epiſchen Anſchauungsform beſitzt Gottfried Keller das zweite große Charaktermerkmal des Epos, eine unergründliche Noblesſe. Das Epos,

welches nicht die künſtlichen Stände kennt, die bürgerlichen mit ihrer Qual des Erwerbes, ſondern bloß die natürlichen, den Adel und den Mutterſchoß des Adels, den Bauern: das Epos iſt aus dieſem Grunde von einer naiven Vornehmheit, die ich eigentlich noch nirgends betont gefunden. Das Epos kann herzlich roh ſein, es hat aber keine Ahnung von dem Begriff des Gemeinen. Ganz ſo Gottfried Keller. Ich lebe nun ſchon im vierten Monate mit ſeinen Menſchen; ſie zeigen mir alle ſchwachen, ja ſchlechten und nichtsnutzigen menſchlichen Seiten ganz wie jedes andere Buch; aber doch iſt in ſeinem Buch allein eine ſo totale Abweſenheit alles Gemeinen, daß man unter Göttern zu wandeln glaubt. Freilich brauchen wir uns nur an Romeo und Julia zu erinnern! Wie dieſe Kinder verlotterter Bauern nach einem einzigen genoſſenen Tag ihr Leben hinwerfen — ähnlich wie Georg IV., „der erſte Gentleman Englands", die Behauptung erfunden, in jeder Flaſche Wein ſei nur das erſte Glas trinkbar —: wen hat die unausſprechliche epiſche Nobleſſe jener Novelle nicht ſtarr vor Bewunderung gemacht? Nur iſt die Novelle eine Blume, „Der grüne Heinrich" aber ein Baum, wo man die Zirkulation der Säfte ſchon deutlicher beobachten kann. Ich glaube folgende Beobachtung zu machen über ſein Kunſtgeheimnis epiſcher Vornehmheit. Daß es, erſtens, möglich iſt, Helden und Hauptperſonen von Zügen des Gemeinen freizuhalten, ſoll für kein Wunderwerk gelten; obwohl es doch eben auch nicht leicht iſt, denn wir kennen große Herrſchaften, welche große Charaktere und erhabene Ideale zu ſchaffen vermeinten, ohne zu bemerken, daß ſie das Erhabene niedrig taten. (Z. B. Halms Thusnelda zittert vor der Schande, daß ihr Fürſtenſohn in einem römiſchen Zirkus ſich proſtituiere, und um dieſe Schande abzuwenden, wirft ſie ſich — einer Proſtituierten zu Füßen und bietet ihr den Fürſtenſohn an und will ſie zur Fürſtin über Hermanns Volk machen — eine römiſche Hure Thusneldas Schwiegertochter! Wodurch denn klärlich erwieſen iſt, daß die hochtrabende deutſche Fürſtin unter Ehre nur die „dehors" verſteht, demnach keinen Begriff von Ehre und kein Gefühl für

Würde hat, und ſolchergeſtalt zur Kupplerin und Huren-Schwiegermutter trefflich geeigenſchaftet erſcheint. Wird nun bei Leuten wie Halm, was als tragiſche Heldin gedacht iſt, ganz von ſelbſt und naiv ein verächtlich gemeines Weib, ſo können umgekehrt bei Gottfried Keller Helden und Heldinnen mit vollem Wiſſen des Dichters ans Verächtliche und ans Gemeine auf Haaresbreite herankommen, aber das Haar bleibt unverrückt liegen — ähnlich wie jenes nackte Schwert, welches Ritter und Dame zwiſchen ſich ins Bett legten, wenn der erſtere auf dieſe Bedingung der Nacht geſchworen und den Schwur hielt. Aber auch dort, wo Gottfried Keller dieſe Haar- und Schwertgrenze aufhebt, und das Kleinliche, Aengſtliche, Selbſtiſche, Schofle, kurz alle Ingredienzien der Gemeinheit ausdrücklich ſetzt, iſt er der Mann, welcher noch immer die Gemeinheit idealiſiert und zwar einfach dadurch, daß er ſie *motiviert*. Er motiviert ſie aber nicht aus einem ſalbungsvoll liberaliſierenden Geiſt philanthropiſcher Humanitätspfäffelei, ſondern aus dem Geiſte eines *Dichters* und eines *Naturforſchers*. Die Ameiſe führt einen anderen Haushalt als der Löwe, und das Nagetier, welches im Kanal eine Ratte heißt, und das Nagetier, welches im ſonnigen Buchengrün ein Eichhörnchen heißt, — vor unſerem Gefühle Gegenſätze — ſind vor der Natur Stammverwandte. Er tut dann Blicke in die Natur — von einer betäubenden Schönheit! Drittens endlich iſt ſein Gemeines *wirklich* gemein, es ſoll gemein ſein, er will es gemein haben. In dieſem Falle modelliert er es aber — wie Homer den Therſites. Wem iſt es je eingefallen zu ſagen, dieſer Therſites ſteckt wohl in Hunderten von Exemplaren unter den hellumſchienten Achaiern? Im Gegenteile; er iſt nicht einmal ein einziger Achaier, ſondern er iſt aus den Achaiern herausgetrieben als ein guter heilſamer Abſzeß und der geſamte Volkskörper nunmehr um ſo reiner und edler. Aber der Leſer der „gerechten Kammacher" weiß ja, was ich ſagen will! Gottfried Keller macht nicht ſowohl gemeine Menſchen, als vielmehr die *Gemeinheit in Menſchengeſtalt* und in einem ſo koloſſalen Tonmodelle, als wär' es nicht

ausgeführt oder ausführbar in Fleisch und Blut, so daß die Würde der Menschheit unbeleidigt bleibt; ja noch mehr: daß es just durch diese Bilder gesehen wird, welch ein Geist epischer Noblesse, unaussprechlich groß und zart, über seinen Menschen verbreitet liegt.

Bedenkt man schließlich zuletzt, daß der „Grüne Heinrich" keineswegs im epischen Bauernadel, sondern mitten im kleinbürgerlichen Leben handelt, so ist es nur um so staunenswerter, wie er diese Welt im homerisch epischen Ton vorzutragen weiß. Jede Spur von Apparat, Manier, Hilfsmittel, Borg und Tausch mußte zwischen zwei so entgegengesetzten Welten versagen; sein epischer Stil mußte unnachsichtlich Farbe bekennen, konnte nur möglich werden, indem er sein Gefäß eigenhändig an die Quelle trug, wo auch Homer geschöpft, an die Quelle der Natur und eines wahrhaft dichterischen Menschensinns.

Wie aus dem Epos in der modernen Welt der Roman geworden — wer hätte es nicht schon gesagt, geschrieben, in sein Lehrbuch gesetzt und fort und fort in Umsatz gebracht? Gottfried Keller allein ist das einzige Beispiel seiner Art, wie der Roman gleichzeitig auch Epos *bleiben* konnte. Die Zeitenwandlung ist bei ihm aufgehoben, der Roman ist bei ihm noch immer Epos — wie die Eichel vom heurigen Jahr auf einem tausendjährigen Eichbaum steht.

Lesen Sie nach dem „Grünen Heinrich" etwa — „Ritter und Bauer" von *Lentner*, ja sogar den „Ekkehard" von *Scheffel*, und Sie werden das merkwürdigste Beispiel empfinden, wie der Roman den epischen Stil suchen kann — und wie er ihn ungesucht finden kann.

N. S. Zu sagen, nur was man sieht, nicht was man überkommen hat, war bekanntlich *Stifters Programm* und Ideal, und er hat damit sein Produkt so hoch getrieben, als er konnte. Wenn man aber freilich, um zu sehen, *erst über die Reflexion hinübersehen muß . . .*! Ich habe daher mit gutem Bedachte geschrieben: episch, und nicht: plastisch. Ein Stifter, selbst ein Paul *Heyse*, ein feiner Blick und eine sensitive Hand, sie können bis an die

Grenze ihres Vermögens plaſtiſch ſein; — aber jenſeits dieſer Grenze liegt das Epiſche.

Bei den Plaſtikern können wir treu und ſauber gearbeitet ſehen: das Stirnband der Chriemhilt, das Armband der Chriemhilt, den Gürtel der Chriemhilt, die Schuhe der Chriemhilt — nur die Chriemhilt nicht. Bei dem Epiker Gottfried Keller tritt ſchmucklos, kleidlos ein nacktes Weib herein; — es iſt die Chriemhilt.

Savilia

Von Alfred Friedmann

(Wien, 1873. Verlag von L. Rosner)

„Auf einem Berge oberhalb Sollocaro ſtehen die Trümmer eines Schloſſes, jenes in der Geſchichte genannten Vincentello d'Iſtria tief begraben unter Baumſchatten und Schlingpflanzen. An dieſes Schloß knüpft ſich eine der wilden Sagen, welche die Korſen und auch die furchtbare Zeit des Mittelalters bezeichnen. Es ſtand hier früher ein anderes Schloß, in welchem eine ſchöne und unbändige Dame, Savilia, wohnte. Dieſe lockte einſt einen mächtigen Herrn, Giudice von Iſtria, in ihre Burg, nachdem ſie ihm ihre Hand zugeſagt hatte. Iſtria kam und Savilia ließ ihn in das Turmverließ werfen. Aber jeden Morgen ſtieg ſie zum Gefängnis herab und indem ſie ſich am Gitter desſelben vor den Augen Iſtrias entblößte, höhnte ſie ihn mit den Worten: ſchaue mich an, iſt dieſer Leib gemacht, von einem häßlichen Manne, wie du biſt, genoſſen zu werden? So trieb ſie es lange Zeit, bis es Iſtria endlich gelang, zu entkommen. Rachevoll zog er mit ſeinen Vaſallen vor Savilias Burg, erbrach ſie und machte ſie dem Boden gleich; die ſchöne Amazone ſetzte er in eine Hütte auf einen Scheide-

weg, wo er ſie zwang, ſich jedem Vorübergehenden preiszugeben. Savilia verſchied am dritten Tage. Später baute Vincentello d'Iſtria an der Stelle der zerſtörten Burg jene, welche nun auch in Trümmern liegt." — —

Von Zeit zu Zeit findet ein Kulturdichter einen Stoff, welcher ihn reizt und packt mit dem ganzen Zauber einer ſtarken Naturtat. Iſt doch die Natur, meint er, der Mutterboden der Poeſie; ihr ſtrenger, kräftiger Erdgeruch ſeine eigentliche Lebensluft. Mit vollen Nüſtern ſchlürft er den berauſchenden Duft, — der Arme, welcher nicht weiß, daß unſere natürlichere Natur ſchon längſt nicht mehr die Natur, ſondern die Ziviliſation, und daß unſer aller Lebensluft, auch der Poeten Lebensluft — die Proſa! Und ſo macht die Hand des Kulturdichters, welcher ſich gelüſten läßt, nach einer ſtarken Natur-Tat zu greifen — regelmäßig einen Fehlgriff.

Da haben wir im auslaufenden Mittelalter eine Königin von England, welche einem ihrer Reichsbarone eine Ohrfeige verſetzt. Der Moderne ergreift dieſen Stoff, aber er kann ihn nicht halten, er wirft das ſchwerſte Gewicht davon weg und erleichtert die Ohrfeige zu einem nichtsſagenden Klaps auf die Schulter. Da haben wir im früheren Mittelalter einen Longobarden-König, welcher ſeine Roſamunde zwingt, aus der Hirnſchale ihres Vaters ihm zuzutrinken. Das moderne Kulturhändchen tut in feinen Handſchuhen den Griff der nervig-behaarten Barbarenfauſt; aber ſiehe da, dem ziviliſierten Poeten verwandelt ſich die Hirnſchale in einen Trinkpokal, aus dem jeder Kommerzienrat ſeinen Château Lafitte ſchlürfen kann.

Unſer Dichter hat in Gregorovius' „Corſica" den vorſtehenden Stoff gefunden, welcher, wie wir geſtehen müſſen, lockend genug iſt. Lockend vor allem für Maler, welche beſtändig Vorwände brauchen, die weibliche Nacktheit zu malen, und für welche der Stoff eminent maleriſch iſt. Solange Leſſings Laokoon aufgelegt wird, wird er aber auch ſtets ignoriert werden, und immer werden Dichter ergreifen, was des Malers iſt. Der Maler hat einen dankbaren

Moment, wie ſich ein ſchönes nacktes Weib einem eingeſperrten Scheuſal darſtellt, — denn er hat eben nur einen M o m e n t. Der Dichter aber muß uns dieſen Moment rückwärts und vorwärts deuten, erklären, auslegen und motivieren. Jetzt wird der Apfel, der für den Maler ſo ſüß iſt, ſchon ſauer. Es iſt ein recht herber, barbariſcher Holzapfel! Was Wunder, daß die Zähne des Kulturdichters daran ſtumpf werden müſſen, wie an der Ohrfeige der Königin Eliſabeth und an dem Schädelbecher König Alboins!

Auch unſer Dichter muß die Tat des Giupice zuletzt über Bord werfen, aber die Tat der Savilia bringt er ſo wortgetreu, wie ſie im Buche ſteht. Unter den Kulturdichter-Händen mildert ſich diesmal nicht die T a t, aber freilich etwas anderes, nämlich die T ä t e r. Es ſind ſo feine Leute, welche ihre barbariſchen Rachetaten tun, — daß ſie dieſelben nimmermehr tun können! Die Taten ſind mittelalterlich geblieben, aber die Menſchen ſind modern und gebildet. Und wieder einmal klappt denn die ſchwierige Rechnung n i c h t!!

Und ſchwierig war ſie, bei Gott! Rieſenhaft ſchwierig! Ein ſchönes Weib ſoll eine der entmenſchteſten Taten tun, aus Zorn, weil ein häßlicher Mann um ſie wirbt. Solange die Welt ſteht, iſt dieſer Zorn nicht wahr geweſen. Es fehlt alles, daß er weiblich wäre; es fehlt ſogar wenig, daß das Gegenteil weiblich iſt. Es iſt nicht einmal eine moderne Pikanterie und ein Hautgout der Ueberkultur, daß die Weiber viel eher noch den Tic der männlichen Häßlichkeit als der männlichen Schönheit in ihrem dämoniſch-verzwickten und kapriziöſen Geſchmacke beſitzen. Es muß ſchon in den älteſten Naturzeiten ſo geweſen ſein, denn ſchon die Mythologie gattet eine Venus nicht etwa mit einem Apollo, ſondern mit einem Vulkan!

Aber da die Geſchichte erzählt wird, ſo muß ſie geſchehen ſein. Sie muß alſo wirklich ſein, ſie muß alſo wenigſtens möglich geweſen ſein. „Märchen noch ſo wunderbar, Dichterkünſte machen's wahr." Dieſe Dichterkünſte müßten wir alſo ſpielen ſehen. Keine Dichterkunſt braucht es, daß ſchöne Weiber häßliche Männer nehmen. Es kommt oft vor. Keine Dich-

terkunſt braucht es, daß ſchöne Weiber häßliche Männer ausſchlagen. Wir begreifen es. Daß ſie aber die Liebeswerbung (welche immer ſchmeichelhaft iſt) von einem häßlichen Manne als einen unerhörten Schimpf, als eine tödliche Beleidigung, die nur mit der raffinierteſten Rache zu rächen, empfinden und aufnehmen ſollten, dazu gehört ſchon ein verdrehteres Köpfchen. Das zu motivieren, braucht es ſchon Dichterkünſte.

An der „Savilia" würde demnach nicht die Anekdote, nicht die Tat, ſondern juſt die Erklärung der Tat einen Dichter gereizt haben. Ein Dichter, — möchte ich erwarten, — würde dieſe Savilia ungefähr ſo dichten:

Im Garten oder im Keller ihres Schloſſes wurde eine römiſche Antike gefunden, — ein Apollo, ein Bakchos, ein Fechter, kurz eines von den Kunſtidealen männlicher Körperſchönheit. Vor dieſem Bilde hat das weibliche Kind ſchon frühzeitig ſeine ahnende Sinnlichkeit entfaltet; es war der ſtille Lehrer ihrer Einſamkeit. Sie hat daran ſehen, denken, — wünſchen gelernt. Als ſie ihre eigene Reife heranknoſpen fühlte, fiel es ihr eines Tags ein, mit dem Bilde ſich zu vergleichen. Sie ſieht ſich zum erſten Male enthüllt vor ihrem Spiegel, und ſiehe da, der Spiegel ſagt ihr, daß ſie als Weib ſo ſchön wie jene Statue als Mann. Gleiches zu Gleichem! lernt ſie jetzt fühlen. So wird in dieſem Mädchen tiefes, helles Bewußtſein, was ſonſt in ihrem Geſchlechte dumpfer, unentwickelter Inſtinkt bleibt. Sie gewinnt einen ungeheuren Vorſprung vor der gemeineren Weiblichkeit; ſie wird vorbereitet auf die Dinge, die da kommen ſollen und die wahrlich ungemein ſind. In ihren Bergen und Tälern raſtlos herumgetrieben, hängt ſie einem Phantaſie- und Triebleben nach, — ſo ſchwül und gewitteriſch, als es Dichterzungen nur ſagen können! Wo findet ſie auf dieſer barbariſchen Inſel den ſchönen römiſchen Marmorgott? Wer iſt ihr Ebenbürtiger unter dieſem ſtruppig-verwilderten Bergvolke? Und zu dem Entzücken, ſchön zu ſein, kommt oft die Bitterkeit, a l l e i n ſchön zu ſein!

Das endet. Eines Tags fliegt ein Reiter an ihr vorüber, — ein Mann wie aus den Götter- und Heldenliedern der

Heroenzeit! ein Hektor, ein Siegfried, ein Phöbus, ein Balder! Das leuchtende Bild iſt geſehen und — verſchwunden zugleich. Savilia iſt außer ſich!

Nicht im kalten Stein und bleichen Marmor, in purpurner Wangenglut, im blitzenden Augenblau, im fliegenden Goldgelock hat ſie geſehen, was ihr die ſtumme Antike vom Ideal der Männerſchönheit erzählte. Es iſt da, es lebt!

Wer war der Fremdling? Woher kam er? Wohin verſchwand er? Wer weiß von ihm zu ſagen? Niemand. Weiß es das Echo nicht? Die Bäume, die Steine, die Wellen des Meeres?

So geſpannt dieſer Zuſtand iſt, er verträgt noch jede mögliche Spannung. Die Diablerien der Dichterphantaſie haben ein unbegrenztes Feld. Der Dichter erſinnt ſich noch folgendes: Savilia ruht am Meeresſtrande, vor der Glut des Mittags verſteckt im ſchattigſten Eichengeſtrüpp. Aber in der Felſenbucht macht ſich's ein Schwimmer bequem, wie in ſeiner gemauerten Badſtube. Er überläßt ſich dem einſamen Badewaſſer mit naivſter Sorgloſigkeit. Es iſt der Fremde! Und ſiehe da, der ſchöne Apollokopf iſt ſeines Rumpfes würdig! Das iſt das Schönheitsideal, wovon der römiſche Marmor gelallt und geſtammelt. Erſt war er *ihr* Lehrer, jetzt iſt ſie *ſeiner*. Jetzt weiß, jetzt ſieht ſie, wie der Stein der Natur noch unendlich nachſtehen muß.

Der Ritter jagt davon, aber auf ihren wohlbekannten Bergpfaden überholt ihn Savilia. Sie kennt den Punkt, wo ſie ſich kreuzen müſſen.

Ritter und Dame begegnen, begrüßen ſich. Der Dichter dichtet jetzt eine Szene, — nennen wir ſie kurzweg: Armida, Kalypſo, Dido, — Potiphar! Sie endet tragiſch. Der fremde Kreuzfahrer hat zu Hauſe ſein Weib, oder ſeine Braut, oder iſt Johanniter und ehrt unverbrüchlich ſein Mönchsgelübde der Keuſchheit. Die Pferde bäumen ſich, — ſo haben ſie noch nie den Sporn empfunden, wie Ritter und Dame jetzt auseinanderſprengen!

Und jetzt, jetzt iſt der Augenblick für den unſeligen Giudice gekommen. Eine Strecke weiter wirft ſich der Unglücksmann

ihr in den Weg und bringt seine Werbung an. Kann sie das Schicksal noch bittrer verhöhnen? Sie möchte aufschreien, mit welch grausamem Griff hier auf das Tragische das Lächerliche gepfropft wird. Sie wird vor sich selbst lächerlich. Und just in dem Augenblicke, der ihr höchstes Selbstgefühl war!

So wird es *der Zorn über den Hohn des Schicksals* und nicht über den armen häßlichen Mann, der die Tat der Savilia möglich macht. Aber raffiniert, wie die Tat ist, wird sie noch immer nicht jetzt geboren; in diesem Augenblicke sind ihre Lebensgeister gar nicht bei ihr. Sie wirft ihm seinen Korb mit der kürzesten Hohnlache zu und sprengt verachtungsvoll weiter.

Aber der Giudice kommt auf ihr Schloß; er kommt und kommt immer wieder. Mit ihren Gedanken bei dem glänzenden Ritter, sieht sie zu ihren Füßen einen Quasimodo. Unerträglich! Sie wird heftig, ungeduldig, es fallen gereizte Worte. Man beleidigt sich gegenseitig. Denn um auch von *ihm* zu sprechen, — nachdem der Dichter bisher mit *ihr* sich beschäftigt, — der Giudice ist ein Mann, welcher, wie Goethes Jarno von seiner Verlassenen sagt, das Unglück hat, im Lieben nicht liebenswürdig zu sein. Im Gegenteile. Er liebt zudringlich, belästigend, er hat einen harten Kopf und ein barsches Gemüt. Wenn Weiber sonst durch das Ohr gewonnen werden, so verletzt er ihr Ohr, wie er ihr Auge verletzt. Er hat ihr soeben gesagt, was kein weibliches Ohr ertragen kann; — wie eine Schlange bäumt sich ihr Zünglein, um den Pfeil zurückzuschnellen, aber — er hat eine Hand am Schwerte und sie nicht! Er ist das starke Geschlecht, sie das schwache! Sie möchte ihn ohrfeigen, mit Füßen treten, — wenn sein Schwert nicht wäre! Da fällt ihr auch *ihre* Waffe, die Waffe des Schwachen ein. Da fällt ihr *die List* ein. Sie nimmt ihre Satisfaktion an dem Manne, aber auf weibliche Weise.

Das ungefähr möchte die Art sein, wie diese Geschichte gespielt haben könnte. Die weibliche Heldin ist auf ihre Rolle seit langem vorbereitet worden und wir *sehen* sie vorbereitet. Wir sehen ein Gewebe von gar vielerlei Fäden. Zorn und

Rache ſind beileibe nicht die einzigen, nicht einmal die ſtärkſten. Die ſtärkſten ſind ein zerriſſenes Gemüt, eine aufgeregte, aber unbeſchäftigte Sinnlichkeit, die ſich in jener Nacktſzene bizarr-fratzenhaft auslöſt, weil ſie es freundlicher nicht darf, und ſchließlich eine derbe Doſis von weiblich-mutwilligem Spielſinn, von dämoniſchem Humor, womit ſie dem Giudice nicht einmal ſehr weh tun, ſondern mehr noch zu ihrer eigenen Unterhaltung die fürchterliche Oede ihres Innern hinwegtändeln will. Der Giudice iſt ihr nicht einmal die Hauptperſon ihrer diaboliſchen Szene; er iſt bloß das Werkzeug, womit eine verſchmähte Schönheit ſich wieder reſtauriert vor begehrlichen Männeraugen, welche ſie nicht begehren dürfen. Es iſt der letzte Troſt der Gepeinigten, daß ſie ſelbſt wieder peinigen kann. Daß der Giudice ſeine Pein verdient hat, — ſpielt faſt nur zufällig mit; „er kommt ihr juſt recht", wie man zu ſagen pflegt.

In ſolcher Ausführung könnte die barbariſch mittelalterliche Tat ein allgemein menſchliches Verſtändnis gewinnen und den Gemütern auch der verfeinertſten Weiblichkeit näher gebracht werden. Die ſtumpfe, brutale Buchanekdote, daß ein ritterlicher Werber ſchamlos und tückiſch gequält wird, bloß weil er einen Schönheitsunterſchied überſehen, enthält dieſes Verſtändnis noch nicht. Sie enthält vielmehr ein ſchreiendes Mißverhältnis zwiſchen Tat und Motiv. Sie iſt ein leeres Blatt Papier, ſie iſt ſo gut wie gar nicht, ſie iſt nichts als ein Spielraum des Leſers. Aber wie ſeltſam, daß ſie nicht einmal ein Spielraum des Dichters geweſen! Seine Behandlung macht keine Miene, den Raum auch nur notdürftig auszufüllen, ja ſie verhindert uns noch, daß wir es ſelbſt tun! Seine Savilia, wie geſagt, denkt und fühlt wie eine gebildete Frau, ſogar ihre Zofe Maddalena ſpricht über die Schönheit wie im Zeitalter der Muſeen, der Galerien und der äſthetiſchen Vorleſungen. „Ihr wißt, ich bin nicht voller Worte, auch mein Geiſt nur ans Gewöhnliche gewöhnt", — aber dabei ſagt ſie die diſtinguierteſten Sachen. Ja, wenn man ins Mittelalter mit bloßen Verſicherungen zurück könnte, anſtatt mit der Phantaſie!

Aber das möchte noch hingehen. Wird ein Weib nur gehörig geärgert, so ist mir vor ihrer Bildung nicht bange; sie verwandelt sich in die schönste Barbarin! Leider ärgert sie der Giudice nicht. Im Gegenteil. Er weiß mit Damen Bescheid. Auswendig ein Bär, ist er inwendig der herzigste Engel. „Ihr seid so schön wie Rosen, Sonne und Meer, wie Jünglingsträume, wie der Ruhm fürs Vaterland, und ich bin nichts neben Euch als die rohe Kraft. Aber ich will Euch werden wie ein sanftes Lamm, ich will Euch hegen wieder Ziegenhirt sein letztes Zicklein" — ein Gedanke, wofür ihn allein schon jedes Weib küssen würde. Daß unser Kulturdichter auch diesen Giudice mit einem Kulturherzen dichtete und nicht mit einer Macht der Phantasie, die ihn ins wüsteste Mittelalter zurückschleuderte, damit zerreißt sein letzter Zusammenhang mit seinem mittelalterlichen Stoffe. Es ist fast traurig zu sehen, wie fleißig der Dichter nun die Häßlichkeit seines Helden in Erinnerung bringt, gleichsam als mahnte ihn das böse Gewissen, daß er ihm eine schöne Seele gegeben, deren Eindruck wieder verwischt werden soll. Aber der Eindruck bleibt. Unser Ritter ist stark, tapfer, zärtlich, kurz ein Mann, wie ihn jedes Weib wünscht. Ist er dabei häßlich, so ist es höchstens „la laideur qui plait". —

Aber vielleicht nehme ich die Sache ernsthafter, als es der Dichter selbst wollte. Vielleicht wollte der Dichter wirklich nicht mehr als „einen weiblichen Akt malen", wie der Maler-Ausdruck lautet. Er fand im Mittelpunkte einer Anekdote eine nackte Schönheit stehen, und erwählte sie zu seiner „Etude", zu seiner „Studie". Verwahrt er sich doch in einem polemischen Vorworts-Sonett gegen widerbellende Prüderie; und wie fiele ihm das ein, wenn er damit nicht sagen wollte, daß er selbst die Nacktmalerei, und nichts weiter, bei der Wahl seines Stoffes als Hauptzweck empfunden hat?

Darauf habe ich zweierlei zu antworten.

Erstens kann ein Dichter nicht willkürlich befugt werden, irgendeine Nebensache, z. B. eine nackte Figur, zu seiner Hauptsache zu machen, wenn die wirkliche Hauptsache, so

deutlich erkennbar wie hier, eine pſychologiſche Frage und ein pſychologiſches Problem iſt.

Zweitens aber hat der Dichter doch ſelbſt eine Ahnung von dem Letzteren. Ich glaubte, verſuchsweiſe in der vorſtehenden Novellen-Skizze andeuten zu dürfen, welche Fäden und Fugen allenfalls zu erfinden wären, um die unerklärliche Sage menſchlich erklärbar zu machen: daß ein ſchönes Weib die Werbung eines häßlichen Mannes mit teufliſchen Liſten beſtraft. Der Dichter zeichnet ſolche Züge in den Rahmen ſeiner Sage nun nicht hinein, er bereichert ſie mit keiner einzigen neuen Erfindung; aber die Pflicht fühlt er doch, daß die zwei armſeligen Daten, die ihm die Sage gibt, Schönheit und Häßlichkeit, die Evidenz von Motiven erhalten ſollten. Wie ein Vulkan hämmert er drauf los, um aus der Schönheit und Häßlichkeit ſein pſychologiſches Motiv herauszuſchlagen. Immer vom neuen wird dem Giudice ſeine Häßlichkeit aufgetragen und Savilia wird in eine Selbſtvergötterung hineingehetzt, daß ſie förmlich wahnſinnig vor Eitelkeit erſcheint. Deutlich fühlen wir: das ſollen Motive ſein! Es mag biegen oder brechen, es muß klappen! Kurz, der Dichter hat einen Begriff davon, daß ſeine Aufgabe nicht bloß eine maleriſche, ſondern eigentlich doch eine pſychologiſche, auch wenn er der letzteren nicht mächtig geworden. Er verrät ein Bewußtſein dieſer Aufgabe, — und daraufhin durfte er kritiſiert werden.

Fragt man aber, warum wir ihn ſo eingehend kritiſierten und mit einem Apparate, der die Kritik faſt dem Volum des Gedichtes ſelber nähert, ſo iſt jetzt der Augenblick da, dieſen Dichter zu loben. Er hat ſich ſeinen Kritiker erobert! Das Gedicht macht jenes Freimaurerzeichen, woran die echten Freunde und Brüder der Poeſie in allen Weltgegenden ſich erkennen. Sei es ſogar, während ich ernſt und rechtſchaffen pſychologiſche Intentionen forderte, daß die leichtfertige Intention des Nacktmalers ſeine einzige war; ſeit wann gereicht denn Lüſternheit einem Dichter zum Vorwurf, ſobald er ſich in den Grenzen der Aeſthetik hält? Haſt du nicht die Leidenſchaft des Schönſten, was die Natur hervorgebracht, ſo er-

zähle uns überhaupt nicht vom Schönen. Kein Dichter ohne Lüsternheit, aber wehe der Lüsternheit ohne Schönheit! Und hier ist unser Dichter ein ganzer Mann. Nur die blödeste Prüderie könnte ihm absprechen, daß er im Dienste der Schönheit dichtet, daß er die Würde der Kunst fühlt und eifrig und ernsthaft ihr nachstrebt. Das Gedicht ist voll reifer, poetischer Reize; es verrät eine Hand, die sich lange geübt hat. Und doch ist es ein Erstlingsgedicht. Wo blieben also die Vorübungen? Im Pulte. Wahrlich, ein Unikum heutzutage, wo jeder Schuljunge mit seinem Pensum ins Publikum läuft und wo wir ganze Serien von Dichternamen haben, die ihre Zeit daran gewendet, anstatt im stillen sich weiterzubilden, lieber zehntausend Bettelbriefe zu schreiben und zwanzigtausend Zudringlichkeits-Visiten in den Redaktionen zu machen, um eine Kunstroheit, bei der sie zeitlebens stehen bleiben, dem Publikum aufschwatzen zu lassen! Daß unser Dichter anstatt mit der Reklamen-Dampfmaschine mit dem „nonum prematur in annum" gearbeitet, diese alte klassische Praxis imponiert und gewinnt ihm Sympathien. Will er zu dichten fortfahren, so soll er dazu ermuntert sein; haben wir es mit der ersten und letzten Gabe eines bloßen Amateurs zu tun, so soll er dafür bedankt sein. Denn wenn sie auch nicht das Talent der Erfindung verrät, sie verrät entschiedene und gutgepflegte Talente. Wahrlich genug in einem Zeitalter, wo selbst ein Schiller und Goethe sich klagten: der Moderne habe die Hälfte seines Lebens dran zu wenden, um nur die Grenzen seines Talentes kennen zu lernen! — —

Gloſſe zum Wiener Zeitungsweſen

(10. Mai 1873)

Die Kultur erzeugt die Buchpreſſe, aber die demokratiſierte Kultur die Zeitungspreſſe. Je mehr das Mittelmaß, man könnte richtiger ſagen, die Mittelmäßigkeit, der literariſchen Kultur ihre Ufer ausdehnt, deſto gewiſſer ergießt ſich die Literatur unaufhaltſam und ſtromweiſe aus dem Buch in die Zeitung. Der größere Teil der literariſchen Produktion wird längſt nicht mehr vom Buchhandel, ſondern vom Zeitungshandel repräſentiert. Den größeren Poſten im literariſchen Budget des kaufenden Publikums beziffern bei weitem nicht mehr die Bücher, ſondern die Zeitungen. Jedes Kaffeehaus iſt eine Leihbibliothek, faſt jeder größere Cafetier gibt zwei- bis dreitauſend Gulden für ſeine Zeitungen aus. Welcher Fürſt gibt das für ſeine Bücher aus?

Unter dieſen Umſtänden iſt es eigentlich ein zopfiges Zurückbleiben hinter der Zeit, wenn die Zeitungen ihre literariſche Kritik noch immer als eine ausſchließliche Buchkritik treiben. Zeitungskritik müßte ſie richtiger ſein. Aber freilich wäre ſie dann — Selbſtkritik; freilich wäre ſie dann Kritik — der Kollegen. Das arme Buch kann ſich nicht wehren, aber der eigene Leib iſt ſo empfindlich! Die Selbſtkaſteiung iſt längſt aus der Mode, aber der biedere Deree, die ungariſche Prügelbank, und ein rezenter Schilling erfreuen ſich fortwährend einer zähen, wenngleich verſchämten Popularität. So kommt's, daß die Zeitungen, anſtatt zu der Zeitungskritik überzugehen, bequem und ſicher bei der Buchkritik bleiben. Das Buch iſt Feindesland, aber Zeitungskritik wäre Meuterei im eigenen Lager!

Und doch, wer den literariſchen Habitus Wiens kritiſieren

wollte, ginge lächerlich fehl, ſich auf Wiens Buchproduktion zu beſchränken. In ſeiner Buchproduktion ſpiegelt ſich Wien höchſtens wie in einem kleinen Handſpiegel; erſt in ſeiner Zeitungsproduktion ſteht Wien vor ſeinem Ankleideſpiegel und erſcheint vom Fuß bis zum Kopf als die literariſche Perſönlichkeit Wiens in ganzer Figur.

Die Figur iſt mit ſich ſelbſt ſehr zufrieden; ſie findet ſich muſterhaft ſchön. „Wiens Zeitungsweſen iſt tonangebend, Deutſchland kann davon lernen; Wien hat den Muſter-Journalismus!" Streiten wir nicht, es ſei ſo. Licht iſt Licht, auf einem Bilde von Rembrandt ſo gut wie von Riedel. Aber während das Licht ſo ſchmeichelhaft von ſich ſelbſt ſpricht — ſprechen wir auch ein wenig vom Schatten. Nicht vom ganzen Schatten, das führte zu weit! Nur eine „Gloſſe" habe ich verſprochen, und eine Gloſſe genügt ſchon zur Charakteriſtik des Schattens.

„Drei Kreuzer koſtet die Nummer unſeres reichhaltigen Blattes." — „Zwei Kreuzer koſtet die unſrige." — „Unſer Blatt koſtet *einen* Kreuzer" . . .! — „Schön, meine Herrſchaften. Aber warum verſchenken Sie ſich nicht lieber ganz? Vielleicht weil das doch allzu — *deutlich* wäre?" . . . „O bitte, bitte; wir verſchenken uns auch ganz. Zwar nicht öffentlich, aber im ſtillen. Wir verſchenken uns ganze Quartale lang an die beſuchteſten Gaſt- und Kaffeehäuſer. Ja, noch mehr. Da die Gaſt- und Kaffeehäuſer wiſſen, daß wir uns zu dem Zwecke verſchenken, um ihre Gäſte an uns zu gewöhnen und ſodann abonniert zu werden, da ſie ihr Abonnement aber nicht ins Endloſe und Unabſehbare vermehren wollen, ſo ſind ſie gewitzigt und nehmen uns ſchon lange auch nicht einmal mehr geſchenkt. Was tun wir alſo, wir Tauſendſaſſas, von welchen Deutſchland lernen kann? Wir drücken dem maßgebenden Zahlkellner und Zahlmarqueur noch ein gutes Trinkgeld in die Hand, damit er uns überhaupt nur geſchenkt annimmt und duldet und ſeinen Stammgäſten in die Hände ſpielt. Sind wir Zeitungsmuſter und Muſterzeitungen, he?!"

Ich ſchweige. Weiß ich doch nicht, ob ich hier von einer

literariſchen Erſcheinung ſpreche oder — von einer kriminaliſtiſchen.

Satz, Druck und Papier werden fortwährend teurer, aber in logiſcher Folge davon können die Zeitungen fortwährend wohlfeiler werden! Der die Lilien des Feldes kleidet und die Vögel der Luft ſpeiſt, mag wiſſen, wie das zugeht. Es wird wohl „Gottes Segen bei Kohn" ſein! Solch logiſche Wunder ſind nicht gut diskutierbar. Wo das Produkt wohlfeiler werden kann, weil ſämtliche Produktionskoſten teurer geworden, fühlt ſich die Logik in ihres ganzen Nichts durchbohrendem Gefühl. Mag ſich die Wiener Zeitungs-Arithmetik auf e i n e Bank ſetzen neben ihre Schweſter — die katholiſche Arithmetik! Beide Schweſtern rechnen — in Wundern, aber Wunder ſind unberechenbar.

Es iſt eine Spezialität der „muſterhaften" Wiener Preſſe, daß unter fortwährenden Preisſteigerungen ihr Preis allein ſinken kann. Daß er es k a n n, iſt ein Wunder, wenngleich nicht ein Wunder muſterhafter Moralität; verwunderlich iſt aber auch ferner, daß er es w i l l. Warum will er es? Warum glaubt die Zeitung wohlfeiler werden zu ſollen und zu müſſen, um ihre Ausbreitung im Volke anzuſtreben? Wird denn das Volk immer ärmer? Aber juſt das Gegenteil iſt wahr. Die Hunderterzahl der Millionäre ſchwillt fortwährend an; jeder Tag lichtet die Reihen der Armen und komplettiert die Regimenter der Beſitzenden; auf Gaſſen und Straßen liegen die erſparten Kapitalien und ſuchen aus purem Uebermute ihre Anlage — auf dem Seiltänzerſeil; die Nil-Ueberſchwemmung des Wohlſtandes durchflutet alle Kanäle der Bevölkerung; Taglöhner kommen ſich auf die Einnahme geſchickter Handwerker und Handwerker nehmen den Hofratsgehalt unter Kaiſer Franz ein! Warum glaubt die Preſſe eines ſo wohlhabenden Volkes wohlfeiler werden zu müſſen? Glaubt es denn der Kaffee, das Bier, das Fleiſch, jeder Verzehrſtoff, welcher fortwährend teurer wird und ſeine Popularität doch nicht verliert, ſondern nur immer mehr ausbreitet? Wahrlich merkwürdig! Sonſt nimmt mit dem Wohlſtande die Bildung zu; hier aber ſieht es

aus, als ob mit dem Wohlstande die Roheit zunähme und mitten unter materiellem Luxus „die geistige Nahrung" allein das Stiefkind der Konsumenten wäre. Oder glaubt „die geistige Nahrung" selbst nicht mehr wert zu sein? Ich mag die Frage wie immer stellen, sie wird nur immer verfänglicher. Das Verhältnis kommt stets als ein umgekehrtes zum Vorschein: sonst hat man sich „den Bissen vom Munde abgespart", um sich Genüsse des Geistes zu verschaffen; heute kann sich der Mund die teuersten Bissen vergönnen, aber den Geist glaubt man nur auf die billigste Kost zum Käufer zu bekommen. Es ist, als ob derselbe Mann, der bei Sacher, bei Faber, bei Clement und Foget gespeist, seine geistige Nahrung — in den Knödelhütten auf dem Naschmarkt suchte! Journale schießen wie Pilze aus der Erde, aber eins um das andere — literarische Knödelhütte! Wer auf ein Publikum spekuliert, wagt keinen literarischen Sacher, kein „Journal des Débats", keine „Revue des deux Mondes": er spekuliert mit der Knödelhütte. In dieses Ringstraßen-Wien, in dieses Weltstadt-Wien, in dieses Banken- und Börsen-Wien streckt keine einzige journalistische Neugründung just durch die Kostbarkeit ihrer Ware und ihres Preises ihre Fühlhörner auf das vergoldete, mit Millionen gepflasterte Terrain aus; sie glauben alle nur sicher zu gehen — im tiefsten Bildungskot. Zwei Kreuzer, ein Kreuzer muß eine Schüssel voll „geistiger Nahrung" kosten, d. h. just der Preis der schlechtesten Zigarre, die jeder Hausknecht wegwirft, wenn ihm die ersten Züge nicht schmecken. Wahrlich merkwürdig!

Und doch bezeichnet am literarischen Gradmesser der Wiener Volksbildung das Kreuzerblatt noch nicht den tiefsten Grad; das tut erst das illustrierte Blatt. Erst hier gelangen wir zu dem unverblümten Bekenntnis: auch der niedrigste Bettelpreis ist noch kein Lesereiz; das Lesen ist überhaupt „fad" und bloß das Gaffen interessant.

Das illustrierte Blatt ist der Uebergang vom Lesen zum Nichtlesen. Viel Bild, wenig Text! La lecture fatigue la tête, sagen die „heureux Canadiens", d. h. die ver-

bauerten und mit den Indianern des Hinterwalds verwilderten Franzoſen von Canada. Dieſes glückfaule Indianerdorf im Hinterwald bekennt ſich die Weltſtadt Wien durch die Begünſtigung ihrer Illuſtrierpreſſe zu ſein! Nur nicht leſen, immer gaffen! Die Gaffer-Zeitung (mit einem erlaubten Druckfehler auch Kaffer-Zeitung zu benamſen) proſperiert in allen Varietäten. Wer durch den ſchlechten Text zugrunde ging, rettet ſich immer noch durch das ſchlechteſte „Bildl".

Was G'lehrte durch die Schrift verſtahn,
Das lehrt das G'mäl dem g'meinen Mann,

ſagt ein alter Reimſpruch, und der „gemeine Mann" muß wahrlich in großer Majorität, muß unſer literariſcher Tonangeber ſein, wenn ſich die Wiener Preſſe mit ſo ſtarkem Inſtinkt, wie ſie es tut, zur illuſtrierten entwickeln kann. Dieſer gemeine Mann war ſchon vor Erfindung der Schrift da und erfand, ehe er die Buchſtabenſchrift erfand, die Bilderſchrift. Schon der nackte Wilde gibt ſich als illuſtrierte Zeitung heraus, das heißt er tätowiert ſich. So tätowiert ſich auch das nackte Zeitungsblatt und bringt auf der weißen Haut durch den Holzſchneider ein Bild an.

Die Knödelpreſſe und die Tätowierpreſſe beherrſchen den Wiener Journalismus. Das war zu ſagen; d a r ü b e r zu ſagen — iſt nichts! Gewiſſe Satiren ſchreiben ſich ſelbſt, und der renommierteſte Timon braucht nichts weiter zu tun, als ſich vom Schreibmeiſter bloß die Hand führen zu laſſen!

Die Tempelstürmer Hocharabiens

(Roman von E. v. Vincenti. Berlin 1873, Janke)

(30. August 1873)

„Enthusiast und Kritiker" hat Goethe als einen Gegensatz gebraucht und es ist auch einer. Der Gegensatz scheint — wie Herz und Kopf — so sehr der Natur selbst zu entsprechen, hat für die Logik so viel Bestechendes und Einleuchtendes, daß ich mich nicht zu schämen brauche, seit sechs Monaten sein Dupe gewesen zu sein. Du darfst als Enthusiast nicht kritisieren und als Kritiker nicht Enthusiast sein, dachte ich gläubig und wartete, um mir keine Blöße zu geben, den rechten Augenblick ab. Ist man doch auch ein Kind seiner Zeit, und da diese ehrenwerte Zeit mit einem veränderten Sprachgebrauch, was man sonst Empfindung genannt hat, Reklame nennt, so scheut man sich billig, „Reklame zu machen". Man hält also an sich, wenn man in der Freude seines Herzens herausjauchzen möchte: Der Himmel ist blau! Denn das könnte ja „Reklame" für Berliner Blau und Nürnberger Ultramarin sein. Man sagt es nicht so ohne weiteres: dieser frische Trunk Wasser hat mich erquickt! denn das ehrenwerte 19. Jahrhundert fragt dann grinsend: Von welcher Kaltwasserheilanstalt bist du bezahlt, um dem frischen Wasser „Reklame" zu machen? Das ehrenwerte 19. Jahrhundert! Könnte ich ausziehen und mich in ein anderes einmieten, ich tät's mit Vergnügen. Da ich das aber nicht kann, so bleibe ich seine stille, fromme Wohnpartei und ducke mich, so gut es gehen will. Ich wartete also geduldig, daß der Himmel nicht blau und das Wasser nicht frisch sein sollte, und wartete sechs Monate lang und las die Tempelstürmer Hocharabiens zum zweiten Male,

um mich nur ja zu „enttäuschen" und aus dem Enthusiasten ein Kritiker zu werden. Aber der Himmel ist blau und das Wasser ist frisch und die Tempelstürmer Hocharabiens sind einer der schönsten, originellsten und interessantesten deutschen Romane — es geschehe mit mir, was da wolle!

Wahrlich, der deutsche R o m a n hat Fortschritte gemacht! Wenn irgendwo, so ist von „klassischer Periode" und „Epigonentum" hier allein nicht die Rede und haben die Epigonen noch klassisches Vermögen und finden im Roman, wenn aus Lyrik und Drama der große Stil verschwunden, den männlichen Ton eines fortschreitenden Kulturvolkes. Vom Handwerk abgesehen, das für den Tagesbedarf fabriziert, so zeigt sich der K u n s t roman endlich auf der richtigen Fährte, aus der Studierstube ins Leben zu gehen und den alten deutschen Idealismus mit konkretem Inhalt zu erfüllen. Schreiber dieses hat doch selbst „ungebeichtet und ungespeist, in seiner Sünden Maienblüte" mit der ganzen deutschen Unart, von Reflexionen anstatt von Anschauungen auszugehen, seinen Roman „Der Amerika-Müde" auf einem streng idealistischen Standpunkte und zwar in seiner Poetenstube zu Frankfurt am Main, mitnichten aber zu Newyork am Hudson geschrieben. Wenn sich nun trotzdem sein Buch just in einen guten r e a l i s t i s c h e n Kredit gesetzt hat und der Autor des Buches wohl nach siebzehn Jahren noch gelegentlich die Frage vernimmt, nicht ob, sondern bloß wie lang er in Amerika gewesen: so ist das ein literarhistorisch nicht zu unterschätzendes Symptom, daß der deutschen Stubenpoesie wenigstens das Licht der Selbsterkenntnis aufgegangen, womit sie ihre Mängel zu decken und ihren Idealismus in realistische Zucht zu geben gelernt hat.

Ein ähnliches Zeugnis, nur umgekehrt, hat sich der Dichter der Tempelstürmer verdient. Er kommt mit dem schönen poetischen Mondauge des Ideals mitten aus den Strudeln und Wirbeln der Realität. Die letztere besitzt er im Ueberfluß. Was sein Buch von realer Welt und selbstgelebtem Leben mitbringt, ist eine der reichsten Ernten, die der deutsche Roman je heimgebracht. Es wachsen die Räume,

es dehnt sich das Haus! Ein Basar, voll des fremdesten Inventars, worin wir zu unserm eigenen Erstaunen mit dem Manne, der hier zu Hause ist, heimisch werden. Es wiederholt sich hier, fast potenzierter, die Wundererscheinung Sealsfields. Dieser Europäer schien zaubern zu können, wie er aus dem Tintenfaß einer deutschen Studierstube Amerika herausholte. Aber was ist Amerika? Ein ausgewandertes Europa, nur in neuer Geographie und Topographie. Im übrigen waren wir's selbst: die Spanier, die Angelsachsen, das Christenvolk. Wie anders Vincentis Tempelstürmer! Der Orient in seinen unbetretensten Winkeln; Asien in jenem Zipfel, wo Europa und sein Latein am völligsten zu Ende; keine Spur deutscher Vorarbeit; über Hunderte von Meilen nichts Schriftliches und Abzuschreibendes; fremde Völker auf ungeschauten Schauplätzen, mit Verfassungen und Geschichtsleben, der europäischen Kenntnis so abgewendet wie der Erde die Kehrseite des Mondes; fremde und möglichst unbekannte Sitten in Handel und Wandel, in Haus und Hof, in der Familie und ihrer großen Sphinx, dem Harem; vor allem eine fremde und fremdartige Religion, der Islam, ein schwer vorstellbarer, phantastischer Schnörkelwust von Superstitionen, Legenden, Bräuchen und Mißbräuchen; kurz eine labyrinthische, abenteuerliche, krausgewundene Infinitesimalwelt ohne Schloß und Schlüssel, eine Welt, wovon Europa — ganze zwei Wörter kennt: Mohammed und Mekka! Ich wette, schon Kerbela kennt die europäische Schulbank nicht mehr und lernt es zum ersten Male durch unsern Romancier kennen. Kerbela, nichts Geringeres als ein paritätisches Parallel-Mekka, ein Wallfahrtsort mit dem größten Kirchenschatz des Islam und vielleicht der Welt, das Grab des Märtyrers und Prophetenenkels Husein, und infolgedessen das campo santo der Frömmsten und Heiligsten im ganzen Umkreis der mohammedanischen Glaubenssphäre, wohin die Leichen auf Hunderte von Meilen zur bevorzugten und auserwählten Beerdigung transportiert werden.

All diesen Stoff hat sich Vincenti persönlich erwandert,

erschaut und erlebt. Aber, wiederholen wir's, von Arabien ist die Rede, vom steinigen Arabien, oder, da der Autor das Schema der Unwissenheit: Arabia felix und Arabia petraea am ersten belächeln wird, — von einem Schauplatz ist die Rede, den kein Europäer je kennen lernte, als leicht beflügelter Wandervirtuos mit Geige und Notenblatt unterm Arm und französischen Empfehlungsbriefen in der Tasche, oder als geschniegeltes Generalkonsulatsherrchen, das sich in Bellini und Offenbach in den Cafés seiner Hafenstadt die Zähne stochert und das Hinterland den Ammenmärchen und Jägergeschichten seines eingeborenen Bedienten überläßt. Die stolzen Turkomanen, die unbändigen Wüstenaraber, die Lanzenreiter und Schwertmänner des „Allah il Allah!", die Glaubensgenossen eines Abdelkader und Schamyl, das sind nicht die Leute, von Europäern und Gerstäckern sich geduldig durchschnüffeln zu lassen, wie verkommene und buchstäblich „zu Kreuz" gekrochene Indianer! Unsern Romancier dürfen wir uns in den Karawanen der Mekka- und Kerbelapilger nur denken — als einen der Ihrigen. Er spricht ihre Sprache, er bekennt ihren Glauben, er betet mit dem Gesichte nach Mekka, er macht ihre Waschungen mit, sein männlich schöner Wuchs steckt in Derwischkleidern und spiegelblank ist sein schwarzgelocktes Köpfchen geschoren. Weit hinter ihm liegt die duftende Küste des Kölnerwassers; sein Element sind lepris, scabies, pediculus, foetor judaicus, Wanzen, Knoblauch; kurz, orientalisch unaussprechliche Penetranz und Qual aller denkbaren Varietäten. Wie er für seinen Stoff buchstäblich seine Haut zu Markte getragen, — wir müssen unsere Phantasie fast zügeln, dieses „realistische Quellenstudium" in seiner naturwahren Detailmalerei zu verfolgen! Es gibt verzweifelte Farben und von allzu pastöser Saftigkeit, wenn wir uns z. B. erinnern, daß in Aegypten, also in der nämlichen Zone der semitischen Araber, ein Reisender wie Bogumil Goltz, ein Mann, dem die Natur selbst kaum naturalistisch genug war, endlich rasende Urschreie ausstieß über ein Schmutz- und Unflatmartyrium, das ihn den abendländi-

schen Zopf, wo er am dicksten ist, die deutsche Wachparade, mit verhimmelnder Inbrunst anbeten lehrte, weil sie wenigstens die Karikatur eines rettenden Prinzipes: der heiligen Ordnung und der dreimal heiligen propreté!

Und doch mußten wir uns diese orientalischen „Malheurs" recht sinnenfällig vergegenwärtigen, um der Kunstweise unseres Buches kritisch nahe zu kommen. Wie würde z. B. ein moderner Realprotze, einer von denen, welche mit dem „selbsterlebten" Vomitivnaturalismus geradezu kokettieren, hier ins Zeug gegangen sein und realistisch losgelegt haben! Unser Autor trifft in diesem Punkte mit einer fast auffallenden Vornehmheit die richtige Schönheitslinie. Wir sehen vollauf und überflüssig seinen Realbesitz, nirgends aber den Erwerb des Besitzes. Er zeigt uns seinen Stoff nur — als intime Vertrautheit, als genaue Kenntnis des Stoffes. Was er gekostet hat, wie er zu holen war, das mögen wir ahnen und erraten; kein aufdringlicher Zynismus inkommodiert uns damit. Ein wahrhaft wohltuendes Schauspiel, wenn man bedenkt, wie man unter Büchern noch seltener als unter Menschen in guter Gesellschaft ist! Daß diese künstlerisch richtige Behandlung des Realismus zugleich auch der Idealismus ist, brauchen wir nicht erst zu sagen, denn die ganze Aesthetik hat hier ihre Wurzel. Die Realien, von reinlicher Hand überliefert, werden schon dadurch idealisch. Ohne den Schmutz der Wirklichkeit hat diese es leicht und in ihrer eigenen Kraft, schön zu werden. Jeder andere Idealismus, als der einer gereinigten und filtrierten Realität, ist ja ein falscher.

Vincentis Orient zündet das ganze Feuerwerk an, das unsere Phantasie erwartet, aber zu unserer eigenen Ueberraschung, denn wir wissen ja selbst, wie kindisch die alte Maskenleihanstalt von Odalisken, Palmenhainen, Rosengärten, Springbrunnen, Perlen und Diamanten, womit der Orientroman der deutschen Stubenpoesie seinen Idealismus bestritt, unsere Lesegenerationen intrigiert und beschwindelt hat. Wir wundern uns nun, diese Dinge in ihrer wahren Gestalt zu sehen, und je wahrer sie sind, sie nur um so viel

schöner zu finden. Die Wahrheit greifen wir allenthalben mit Händen, zu porträtgetreu legitimieren sich die erlebten und erfahrenen Wirklichkeiten als Aufnahmen nach der Natur; aber was die Hauptsache ist: der Autor *will* sie nicht einmal merklich verschönern; wir kennen ja romanhafte Schönmalerei und hätten wahrlich ein Urteil darüber. Nein; die reale Kraft, in der sie sich geben, bewährt ihre idealische Echtheit! Diese Lüfte, diese Landschaften, diese großen Linien und flammenden Farben, diese Natur mit ihren strotzendsten Mutterbrüsten und unbarmherzigsten Versagungen, dieses charakteristische Menschengewimmel voll epischer Gestalten in prägnantesten Physiognomien, diese Frauen mit ihren Schönheiten und Leidenschaften, diese Männer mit ihren Löwenherzen und Sklavenrücken, diese unermeßliche und ungenierte Masse des Lebens von den wogenden Tausenden auf dem Schlachtfeld bis zu dem weiblichen, allen Augen entzogenen Fürstenhof im innersten Harem, den wir mit Mutter, Großmutter, Schwester, Schwiegertochter und Hofdamen so scharf und genau individualisiert kennen lernen, als wäre es unsere eigene Verwandtschaft: das alles ist wie von einem frischen Ostwind aufgewirbelt wie „rege Wipfel" des „dichtbelaubten Hains" und vollständiger als sonst wird die *Illusion* — der Zweck jeder Kunst — erreicht, daß es Asien selbst ist, das alte wirkliche Asien, das in seinen ewig großen und tiefen Atemzügen hier atmet, wie bestimmt wir auch kritisch erkennen, was das *Gefäß* dieses Stoffes tut, und daß ein gewisser Elan von *männlicher Jugendlichkeit*, der durch das Buch geht, — stahlkräftige, elastische Nervengeister, sinnlich fein, ja distinguiert ausgearbeitete Organe: kurz, der Dichter auch hier das erste und schaffendste Medium seiner Dichtung ist. Dem Oriente, als dem Objekte, scheint bloß der Ruhm zu verbleiben, daß er durch europäische Mühe, Qual, Erschöpfung, Entbehrung und Unbequemlichkeit aller Art so siegfreudig durchzubrechen und seine großen lebendigen Dinge, seine heroischen und spitzbübischen Existenzen kolossalsten und minutiösesten Formats so unverblühbar energisch, bildkräftig

und gestaltlustig zum Ausdruck zu bringen vermochte. Im übrigen werden selbst Dinge, die von Rechts wegen eigentlich alt sein sollten, durch das glückliche Zusammenspiel von Realstudien und bildender Phantasie in diesem Buche wieder jung und frisch. Das hexenartige Weib, das auf nächtlichem Turm Pechpfannen anzündet — die lieberasende Sultanessa, die sich ihren Geliebten entführt und ihre Nebenbuhlerinnen ausrottet — die verführerische Tänzerin von unwiderstehlicher dämonischer Grazie, die sich Verbrechen wie Putzsachen bestellt, welche Mord, Raub, die Tempelplünderung von Kerbela, wenn's sein muß, den Umsturz der ganzen Welt auf ein Lächeln ihres Mundes, auf ein Trillerchen ihrer Fußspitze nimmt, — man dächte, das wären im Baustil des Romans alte, längst gebrauchte Ornamentalmotive. Und doch stehen sie hier da — nicht wie Akanthus und Rosetten, sondern wie ihre Urbilder, Blumen in Saft und Farbe und glänzend vom Morgentau.

Die Handlung des Romans nennt schon der Titel. Die Tempelstürmer Hocharabiens sind selbstverständlich die Wahabiten, d. h. die Protestanten und die äußerste Linke derselben, die Puritaner des Islams. Die glücklichste Wahl eines Orientromans, diejenige nämlich, welche in der gleichgültigen Verworrenheit aller asiatischen Dinge uns am dankbarsten nahe zu bringen war, weil sie uns am besten assimilierbar ist! Wenn aber dieser ganze Vorteil dicht an der Klippe lag, den europäischen Verhältnissen nunmehr einen gemeinen Tendenzroman auf den Leib zu schreiben, so hat sie der Dichter umschifft, — ich weiß nicht, ob mit scharfem Auge oder mit blindestem Künstlerinstinkt. Aber umschifft ist sie. Er läßt seine Araber ihre Sache tun, ohne kokettierende Seitenblicke auf die europäische Parallelsache. Wir gewinnen von der innigen, herzenswarmen Parteigängerschaft des Autors bloß den feinen moussierenden Duft: jenen begeisterten aufregenden Ton, welcher das echte Pathos jedes Religionskrieges ist; im übrigen bleiben wir aufs wohltuendste verschont mit einer jugendlich kindischen Recht- und Lichtkämpferei, denn der Ton hält sich durchgehends in

einer männlich-ernsten, ich möchte sagen, Cromwell- und Cevennenhöhe. Kurz, er ist objektiv. Wer da will, kann an Luther und Huß denken, wenn der prachtvolle Wahabitenheros Mohanna den orthodoxen Islampfaffen sein Glaubensbekenntnis ablegt; wer da will, kann es auf ein süffelndes, wollüstelndes, schmatzendes, schmunzelndes und schlampampendes Klosterrefektorium deuten, wenn nach jener Angst- und Notstunde die klerikalen Verhörrichter bei Wein und schönen Knaben ihren Lieblingssünden nachgehen; — wer da will! Aber der Dichter zwingt keinen, verführt keinen. Nicht mit dem leisesten Zug tritt er aus dem Rahmen der objektiven Originalhandlung heraus, oder macht er hinter dem Rahmen hervor eine verständnisinnige Grimasse, daß er uns da Waffen liefere ins leitartikelnde Arsenal der Pfaffenpolemik und Fortschrittsweisheit. Es wird in jener Mohannaszene nicht eine einzige unarabische Phrase stehen, so sehr sie alle Herzen der nicht-arabischen Menschheit ergreifen und begeistern kann; und diese Pfaffenkneipszene ist vielleicht darum ein so köstlich humoristisches Genrebild, weil sie es just mit dezentester Feinheit und Freiheit von allen tendenziösen Nebenabsichten ist.—

Zum Schlusse soll noch auf folgendes aufmerksam gemacht werden.

Wenn reformierte Araber im Aufstande für ihren Glauben kämpfen, so bekämpfen sie selbstverständlich ihre politischen Oberherren, die Türken. Im ganzen ersten Band aber sehen wir — Araber gegen Araber kämpfen. Die Fäden der Handlung entziehen sich lange unserm Verständnis, wir orientieren uns schwer, wir unterscheiden Feind und Freund nicht. Nach und nach lernen wir freilich, ehe wir zwischen den Arabern und Turkomanen unterscheiden, bei den Arabern selbst zwischen den Stämmen des Hoch- und Tieflandes unterscheiden und erkennen die ersteren als die Aufständischen, die letzteren aber als die Altgläubigen und als die Vorkämpfer der Türken. Diese Aufklärung verspätet sich ungeduldigen Lesern vielleicht zu lange. Der Verfasser folgte damit freilich nur einer fast traditionellen Ao-

manpraris, in medias res zu ſpringen, die Handlung an irgendeinem beliebig zufälligen Zipfel anzufaſſen und den erſten Band getroſt vom zweiten ſich aufhellen zu laſſen. Das vertragen wir bei europäiſchen Stoffen, wo wir feſten Boden fühlen, weil wir uns überall en pays de connaissance befinden. Ein aſiatiſch-fremdartiger Stoff, dem wir ohnedies nicht ſehr geſchmeidig entgegenkommen, hätte ſich einladender exponieren ſollen. Aber der Autor nimmt uns auf Wegen, wo wir ſchwindeln und ſtraucheln, in ſeiner eigenen unbefangenen Gangart mit und ſcheint in der ſouveränen Herrſchaft ſeines Stoffes ſchon verlernt zu haben, ſich Leute vorzuſtellen, welche in den Bergen und Wüſten von Hocharabien nicht Stammgäſte ſind. Ein Kompoſitionsfehler, der es für die einheimiſche Romanregion nicht wäre, dürfte demnach für dieſen Ausnahmefall zu verzeichnen ſein.

Mit Befremden wird ferner der unvorbereitete deutſche Leſer „die pſychologiſche Entwicklung" in dieſem Romane vermiſſen. Hat man ihn doch gelehrt, den ganzen Verfaſſungsſtaat des Romanes auf die zwei Grundgeſetze zu beſchwören: „ſpannende Handlung" und „pſychologiſche Entwicklung". Wie ſchwer die Gewohnheiten und Vorurteile alter Stilweiſen ins Wanken geraten! Und doch geht jedermann heutzutage nach Italien und könnte ſchon an der Etſch und am Po lernen, daß ſich die Pſyche der ſüdlichen Völker nicht ſo kunſt- und regelrecht in pſychologiſche Charpie zerſchleißt und zerfaſert, wie bei den reflektierenden, ſich ſelbſt bebrütenden Nordländern. Der Süden prägt an Leib und Seele die Individualitäten bekanntlich viel ſchärfer, prägnanter und charakteriſtiſcher aus, als die nordiſche Pſychefabrik; aber — die gewonnene Form bleibt! Wie früh ſie gereift iſt, einmal ausgereift, bleibt ſie. Man komme dem Süden nicht mit „pſychologiſchen Prozeſſen". Hier ſind Tat und Wille nicht lange Rechenexempel, in denen die Pſyche mit ein paar Bekannten ihre eigenen Unbekannten aus Verſtecken und Finſterniſſen herausſtöbert; hier iſt alles bekannt! die ſchwierigſte Löſung geniale, augenblickliche Kopfrechnung!

Der Orientroman beanſprucht ſeinen Wert nicht als Seelen-, ſondern als Sittengemälde. So haben wir z. B. den Hadſchi Baba genoſſen und in ſeinen wohlverdienten klaſſiſchen Ruf geſetzt; aber ich leugne nicht, daß ich die Tempelſtürmer Hocharabiens jenem reizenden Buche in dem Sinne als ebenbürtig geſellen möchte, daß wir dort ein klaſſiſches Orientbild gleichſam aus der niederländiſchen und hier aus der italieniſchen Schule beſitzen. —

Heimatloſer Humor

(13. und 15. Februar 1876)

Der Deutſche iſt eine ernſthafte Beſtie, hat einmal ein Autor geſagt, welcher die Wahrheit mehr als die Höflichkeit liebte. Auf dem Kölner und Mainzer Karneval dürfte er dieſe Bemerkung nun eben nicht gemacht haben. Aber auch abgeſehen von den Hochämtern und Hochzeiten des deutſchen Humors, ſo findet ſich dieſer Artikel mehr als man glaubt unter uns; er iſt nur, wie alles deutſche Nationalgut, zu ſehr vereinzelt und zerſplittert.

Ja, es ließe ſich keck der Beweis führen, daß wir nicht humorärmer ſind als das humorreiche England. Wenn letzteres zugleich das humorberühmte iſt, ſo kommt das Verdienſt davon denen zu, welche den Ruhm machen, nämlich den Schriftſtellern. Und damit dürfte bezeichnet ſein, was eigentlich die ernſthafte Beſtie bei den Deutſchen iſt: — nicht die Nation, ſondern die Schriftſteller. Der engliſche Schriftſteller weiß das Naturprodukt des Humors glücklicher aufzufinden und geſchickter zu verarbeiten. Der deutſche weniger. Er geht an den ſchönſten Naturnarren vorüber und macht ſich Reflexionsnarren, ideale Phantaſiepuppen, welche nicht das Blut des Lebens, ſondern die Tinte des abſtrakten Literatentum in den Adern haben. Das iſt der

Fehler. Der komiſche Roman findet ſich faſt gar nicht bei uns; und die komiſchen Luſtſpielfiguren — nun, die beſtätigen eben, was wir geſagt haben. Immer dieſelben Sägeſpäne in dieſelben Lammsfelle geſtopft! Nur daß die Kinder nicht nachwachſen, welche immer dieſelbe Freude daran haben, ſondern daß ein deutſcher Theater-Habitué, welcher dreißig Jahre lang das deutſche Luſtſpiel geſehen hat, zuletzt aus unheilbarer Melancholie ſich erſchießen kann.

Auch hier täte uns eine deutſche Zentralgewalt not. Es wäre wünſchenswert, die deutſchen Eulenſpiegel zu ſammeln und in periodiſchen Sammlungen herauszugeben.

Ja, vielleicht wäre eine „Zeitung für Eulenſpiegel" das zweckmäßigſte. Daß der Stoff je ausginge, glauben wir nicht. Wo wir immer in Deutſchland uns umſehen — keine Stadt oder kein Städtchen ohne ſeinen Eulenſpiegel! Jeder Ort hat ſeinen eigentümlichen Ortshumor und irgendeinen Mitbürger, welcher der Träger desſelben iſt. Einer reicht dem andern die Hand, ſie ſterben nicht aus dieſe Originalköpfe. Schwieriger als die Gewinnung des Materials wäre freilich die Verwendung desſelben. Der deutſche Eulenſpiegel verträgt die Publizität nicht wie der engliſche. Und hier iſt ein zweiter Grund, warum England humorreicher iſt: der Humor iſt öffentlicher. So prüde die engliſche Hausmoral iſt, ſo wenig weiß die engliſche Oeffentlichkeit von Prüderie. Bei uns iſt's umgekehrt.

Die Freiheit der Moral verſtehen wir beſſer, dagegen die Freiheit des öffentlichen Lebens um vieles ſchlechter als die Engländer. Es iſt alſo wieder nichts mit der Zeitung für Eulenſpiegel. Von den Lebendigen verbäten ſich die meiſten das Licht der Oeffentlichkeit, wir müßten immer in die nächſtvorige Generation der Toten zurückgreifen. Das ginge aber auch wieder nicht, denn unſere Zeit lebt raſcher und liebt friſcher zu genießen. Schade um die „Zeitung für Eulenſpiegel"!

Wenn wir aber für den deutſchen Narrenſchatz nicht alles tun können, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß wir nichts tun ſollen. Beileibe nicht! Das Organ der mündlichen

Tradition iſt auch nicht zu verachten. Pflanzen wir den Präſenzſtand der deutſchen Eulenſpiegel von Mund zu Mund fort! Welch' ein Rieſe iſt die mündliche Ueberlieferung im Zeitalter der Eiſenbahnen geworden! Sänger, Turner, Schützen, Aerzte, Naturforſcher, Lehrer, Apotheker, — unzählige Menſchen, welche vormals zu Hauſe geblieben, fahren jetzt auf ihre Vereinstage umher; ſogar das häusliche Weib verläßt Stickrahmen und Küche und beſucht Frauenparlamente. Schwaben und Oſtpreußen, Holſteiner und Tiroler, Oeſterreicher und Rheinländer, Norddeutſche, Mitteldeutſche, Süddeutſche, alle machen ſich Beſuche und Gegenbeſuche, in allen Niſchen und Ecken des deutſchen Vaterlandes iſt kein Ort mehr ſo obſkur, daß er nicht ein „Vorort" werden könnte, oder mindeſtens einen Abgeordneten zu ſchicken hätte. Die Vaterlandskunde macht ſich von ſelbſt.

Da wäre denn die Kunde vom deutſchen Eulenſpiegel ein ganz ſchätzbarer Teil des Ganzen. Jeder Patriot, der es gut mit ſeinem Vaterlande meint und die heitere Wahrheit erkennt, daß zu den beſten Dingen des Lebens das Lachen gehört, ſollte ſich's förmlich zum Geſetze machen, von ſeinen Vereinsfahrten nie nach Hauſe zu kommen, ohne einen guten geſalzenen Eulenſpiegel mitzubringen, etwa wie Vater Tell ſeinem wißbegierigen Knaben ein Ammonshorn oder eine ſeltene Blume heimbrachte. Das gäbe ein National-Muſeum! Das gäbe ein Repertorium für deutſche Luſtſpieldichter! Denn wenn es nicht ſehr löblich iſt, fremde Witze zu borgen und etwa den „Kladderadatſch" oder die „Fliegenden Blätter" in den Tempel Thalias einzuführen, ſo war es der Schaubühne von jeher erlaubt, ganze Geſtalten und Charaktere ſtatt zu erfinden, bloß zu benützen. Sämtliche Witze des Falſtaff ſind ohne Zweifel Shakeſpeares Privateigentum, aber den Falſtaff hat ihm erweislich das Leben geliefert. Was ſagen wir vom romaniſchen Eulenſpiegel, vom Barbier Figaro, den jahrhundertelang die romaniſche Bühne leckte und glättete, bis er mit deutſcher Muſik aus einem lokaliſierten ein Welt-Ideal des Humors wurde!

Figaro erinnert uns, daß der Humor es liebt, auf einzelne Stände und Berufsarten ſich beſonders zu lokaliſieren. Beim Romanen war es der Barbier, beim Deutſchen der Student oder der Schuhknecht, welcher den Nationalhumor verkörperte. Was für ein himmliſcher Humoriſt aus der ſtudierenden Gruppe iſt unſer alter Profeſſor Taubmann! Wollte Gott, er hätte nur entfernt das dramatiſche Glück eines Figaro gehabt, das er ſo reichlich verdiente und wofür er nicht minder, vielleicht noch mehr ein ſo dankbarer Stoff war! Als ſeine Braut ſich zur Brautnacht entkleidete, hing ſie ihr Röckchen über die Stuhllehne, ſetzte ſich ſelbſt in den Stuhl und fing zu weinen an. Ein echt deutſcher Brautzug, eine ſentimentale Agathe, die dem ſinkenden Stern ihrer Jungfräulichkeit nachweint! Taubmann aber verlegte ſich weder auf Bitten und zärtliche Vorſtellungen, noch ſonſtige Pedanten-Langweile und deutſchen Profeſſorenſchwatz. Er ahmte ſie bloß nach! Er zog ſchweigend ſein Höschen aus, hing es tiefergriffen auf eine zweite Stuhllehne und begann im zweiten Stuhl gleichfalls zu weinen. Natürlich lachte die Braut. Welch ein Luſtſpielmotiv im älteren derben Genre des Ariſtophanes oder des Dichters der „Mandragora"!

Vielleicht den einzigen Taubmann ausgenommen, iſt der Humor der Studenten und Schuhknechte zunächſt doch nur als Witz des Einfalls traditionell geworden; bei anderen Berufsarten erſcheint er in der höheren Potenz, als Witz des Charakters und der Perſönlichkeit ſelbſt. Das möchte z. B. von den Schauſpielern, Muſikern, ja wohl von den Künſtlern im allgemeinen gelten. Der alte Vaſari wimmelt von Künſtlerfiguren originellſter Eigenart und der einzige Niederländer Jan Steen iſt gleichſam für ſich allein ein ganzes Neſt voll Eulenſpiegel. Dieſe Typen nun ſcheinen verſchwunden. Aber ſie ſcheinen es auch nur. In Wahrheit aber iſt nichts verſchwunden als die Lebhaftigkeit der Tradition. Dieſe war allerdings reicher im korporativen Zunft- und Gildeleben der Einſtzeit, wo es ſich jede Körperſchaft zur eiferſüchtigſten Ehre rechnete, ihren

Witz und ihr Genie in unſterblichen Repräſentanten auf die Nachwelt zu bringen. Ganz unſichtbar iſt ſie aber für den Sehenden doch nicht, wenn ſie gleich aus den Trinkſtuben der Zünfte und den Chroniken der Stadtſchreiber in die Unterhaltung jener „Atome" geflüchtet iſt, in welche ſich, wie die Reaktionäre ſagen, die moderne Geſellſchaft aufgelöſt hat.

Ein ſolches „Atom" — freilich weltreicher als die Welt des „Univers" — lernten wir im Hauſe Kaulbachs in München kennen, deſſen wohnliche Räume eine ſchöne Reihe von Monaten durch unſer gaſtfreies Standquartier geweſen. In Ernſt und Scherz hatte die Tradition der Künſtlerzunft hier eine immergrüne Weide. Wenn der Profeſſor Philipp Holtz, die getreue Eckartsfigur, das Mutterfäßchen der alten Erinnerungen anzapfte — und er erzählte gern und gut — ſo konnte man in manch gelungener Plauderſtunde den altnordiſchen Skalden zu hören glauben, der beim kreiſenden Met- oder Bierkrug — ſagen wir Bierkrug in München — die Taten der Nationalhelden am Fichtenfeuer des Herdes erzählt. Nur daß ſeine Helden mehr Oelfarbe als Blut vergoſſen und weniger die Totſchlägernatur der Nibelungen als das Schalksgeſicht des Reineke Vos ihrem geneigten Publikum zukehrten.

Eines Abends ſprach er von einem verſtorbenen Kunſtbruder, — Maler Mendt, wenn wir den Namen recht merkten, — und jedes Wort klang, wie wenn man mit einem Stahl an einen Stein ſchlägt. Zug für Zug, Anekdote für Anekdote wuchs unter den Händen des Erzählers Kopfbild, Bruſtbild, Knieſtück und Lebensgröße eines Mannes hervor, den die Natur in ihrer keckſten Laune modelliert haben mochte. Ein hinreißendes Unterhaltungstalent war auf einen Charakter aufgebaut, der immer im Quadrate daſtand, der immer den rechten Schlag auf den rechten Ort ſetzte, dem keiner „die Feder vom Hute holte", wie der bayeriſch-tiroliſche Aelpler ſich ausdrückt. Eine dieſer Anekdoten war folgende.

An den öden Ufern des Ammerſees überfiel den Maler einmal die Nacht und ein Regen, der in ſündflutlichen Güſ-

ſen vom Himmel ſtrömte. Durch dick und dünn, durch Moor und Rohr tappte er ſich von Pfütze zu Pfütze an den moraſtigen Seeränder herum und maß öfter als einmal faſt mit ſeines halben Leibes Länge die verſchiedenen Sumpflöcher, womit ſich der See ins Land fortſetzte und deren Breite und Tiefe der ſtrömende Regen weſentlich vervollkommnete. Endlich erblickte er Licht. Mit der Wut eines energiſchen Charakters ſtürzte er durch all ſeine Schlammbäder darauf los. Aber es war nicht der ruſſiſche Kienſpan einer idylliſchen Fiſcherhütte, es war eine lampenſtrahlende Villa, worin ſoeben ein Brautpaar der eleganten Welt ſeine Hochzeit feierte. Natürlich ſtörte das einen großen Geiſt nicht. Der geniale Maler denkt nicht im entfernteſten daran, ob er in hochzeitlichen Kleidern erſcheint, ja ob er überhaupt einem Menſchen gleichſieht. Mit dem Schlamme des halben Ammerſees bedeckt und jedenfalls courfähiger in einem Rudel von ritterlichen Sauen als im duftigen Damenkreiſe, betritt er arglos die Villa. Portier und Bediente wehren ſein Vordringen nicht, der Hausherr ſelbſt ſtellt ſich dem kottriefenden Seebären entgegen.

Herr, ſind Sie verrückt?! donnerte er ihn an.

Prompt antwortet der Maler: Ja! Sie auch? Er antwortet's mit einer Unſchuld, als ob ihn der andere gefragt hätte: Haben Sie ſchon halb zehn auf Ihrer Uhr?

Der Hausherr iſt außer Faſſung. Verwirrt ſtottert er: Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, mit wem Sie ſprechen. Ich bin der Baron X.

Das iſt ſchön, daß Sie was ſind, wir andern müſſen uns ſelbſt zu was machen, antwortet der Maler und ſchüttelt dem Baron glückwünſchend die Hand.

Dieſer weiß kaum, wie ihm geſchieht. Noch ein- oder zweimal wechſelt er Worte mit dem Eulenſpiegel, aber der Eulenſpiegel antwortet ſo ſchlagfertig, ſo kauſtiſch und ſo durch und durch mannhaft, daß der Baron als ein gebildeter Weltmann bald kapiert, er habe es hier mit einem „Prinzen aus Genieland" zu tun und ſich mit Anſtand in ſeine Rolle ergibt. Er heißt den Fremden willkommen, ladet ihn ein,

ſeine Kleider zu wechſeln, und präſentiert ihn dann der Geſellſchaft. Mendt führt ſich glänzend ein. Sein erſtes Wort iſt ein Witzwort, ebenſo ſein zweites und tauſendſtes. Bis tief in die Nacht unterhält er die ganze Geſellſchaft aus ſeinen Mitteln allein. Alles iſt zuletzt darüber einig, der ungeladene Gaſt war der willkommenſte und der ungewaſchenſte hat ſich gewaſchen! Baron K. und Maler Mendt wurden Freunde bis an das Lebensende des letzteren.

Aber zum ganzen Humor ſolcher Erſcheinungen gehört es, daß ſie auch Pech haben und nicht immer reüſſieren wie am Ammerſee. Ueber die Luſtigen muß ſich der Zufall ſelbſt wieder luſtig machen. Das paſſierte dem Maler Mendt in Düſſeldorf bei einem Zuſammentreffen mit dem Advokaten Detmold, welcher ſelbſt wieder einer der pikanteſten Eulenſpiegel unſeres buntſcheckigen Vaterlandes iſt. Sei es uns erlaubt, auch bei dieſem Original im Vorbeigehen zu verweilen.

Wenn man die Bemerkung gemacht hat, daß die Buckligen witzige Köpfe ſind, ſo müßte „der kleine Verdruß", welchen der ſelige Detmold mit ſich trug, eine Art Großglockner geweſen ſein. Er war unbeſtritten einer der geiſtreichſten Satiriker, wenn es gleich deutſches Pech nicht gewollt hat, daß er Deutſchlands Swift wurde. Zwar nicht allen dürfte ſeine praktiſche Satire gefallen, welche er in der Paulskirche auszulaſſen liebte. Um nämlich ſeine ſouveräne Geringſchätzung für ein Parlament auszudrücken, wo Profeſſoren Redeübungen hielten, während ihre Fürſten die Säbel wetzten, pflegte er im Laufe der welterſchütterndſten Debatten — die Augen zu ſchließen und ſeinen Kopf auf das Pult zu legen. „Detmold ſchlof net", rief ihm dann wohl von der Galerie herab ein biederer Sachſenhäuſer zu. Dieſer Biedermann war wohl ſelbſt wieder ein kleiner Detmold und in ſeiner Art ein grobkörniges Exemplar des verbreiteten, aber latenten deutſchen Eulenſpiegel-Humors. Ein Franzoſe hätte jedenfalls gerufen: Vertreter des Volkes, dein Schlaf iſt ein Verrat an Frankreich und an der Welt! Der Deutſche rief: Detmold, ſchlof net! Wackeres

Land, wie viel haſt du zuzuſetzen bis zur romaniſchen Phraſe!

Ehe Detmold durch die Paulskirche bekannt wurde, machte er ſich durch zwei kleine ſatiriſche Schriften bekannt, — oder vielmehr nicht bekannt, denn gewiſſe Dinge ſind ein für allemal „Kaviar fürs Volk". Nur der literariſche Detailkenner wird ſich heute noch an Detmolds „Randgloſſen" erinnern und an ſeine „Kunſt, in 24 Stunden ein Kunſtkenner zu werden", zwei Diamanten der deutſchen Satire, welche Witz und Spott ſelten mit ſoviel Grazie zu verbinden weiß. „Randgloſſen" iſt vielleicht ein allzu ſorglos gewählter Titel, der uns auch nie recht verſtändlich geworden: deſto unvergeßlicher blieb uns der Inhalt.

„Randgloſſen" perſifliert das vormärzliche deutſche Kammerweſen, das den Polizeiſtaat ungeſtört walten ließ, die konſtitutionellen Volksfreiheiten völlig entbehrte, und, wie der Pudel über den Stock ſpringt oder die Katze mit dem Garn ſpielt, ſich mit Debatten begnügen konnte über Kanäle und Straßen, Feuerſpritzen und Nachtwächter oder ähnlichen Bettel, womit die Regierungsvorlagen des Abſolutismus den Artikel 13 der deutſchen Konſtitution zu verhöhnen geruhten. Der ſatiriſche Detmold gibt einem deutſchen Pedantenparlament nun folgendes Thema.

Die Bildungsphiliſter einer kleinen Stadt haben ein Kaſino gegründet und im Veſtibül dieſes Kaſinos zum Zeichen ihrer Bildung eine Gipsſtatue der Mediceiſchen Venus aufgeſtellt. Im Laufe der Zeit aber bemerken die Herren, daß eine gewiſſe Partie im Rücken der Venus ganz eigentümlich klebrig und ſchmutzig geworden. Sollte das nicht hinlänglicher Stoff für ein deutſches Parlament ſein? gewiß. Der Kaſinodirektor beruft eine Ausſchußſitzung, dieſe eine Plenarverſammlung, und Gegenſtand der Beratung iſt nun — den Rücken der Venus zu reinigen. Ein gewaltiges Werk! Es hebt eine Debatte an, nach allen Regeln der parlamentariſchen Kunſt. Schwer und gewichtig knarren die Angeln der deutſchen Langweile. Zuerſt wird die Vorfrage debattiert: woher jene Schmutzflecke? Dieſes Woher geht zwar die

Sache nicht das mindeſte an, aber eben deshalb iſt es deutſchen Debatters unendlich intereſſant. Mit gelehrter Gründlichkeit diskutieren ſie die Konjektural-Urſachen dieſer allen chemiſchen Geſetzen des Gipſes zuwiderlaufenden Nachdunkelung auf den rückſeitigen Wellenhügeln der Venus. Es iſt viel von Atomen, Molekülen, atmoſphäriſchen Einwirkungen und Niederſchlägen die Rede, aber keine Anſicht gewinnt ſo viel Majorität, daß ſie zum Beſchluß erhoben werden könnte. Die Verſammlung ſteht bereits auf dem Punkte, ſich zu vertagen, um über ihre Vorfrage ein Fakultätsgutachten einzuholen, da tritt ein junger Doktor auf, welcher nicht lange von der Univerſität gekommen und dem das Löwenohr des Burſchen mitunter noch aus der Eſelshaut des Philiſters guckt. Der ſpricht folgende Hypotheſe aus: Es ſei ſeine Gepflogenheit, ſooft er die Vorhalle paſſiere, zur Befriedigung ſeines klaſſiſchen Schönheitsſinnes „die Glutäen" der Venus wohlig zu ſtreicheln. Wenn nun die übrigen Herren Mitglieder mit einem nicht zu bezweifelnden Schönheitsſinne dasſelbe Verfahren beobachtet, ſo dürfte die beſagte Nachdunkelung auf einem ganz natürlichen und naheliegenden Effizienten beruhen. Dieſes Wort iſt eine befreiende Tat. Die ganze Verſammlung ſchreit durcheinander, auch ſie hätte den klaſſiſchen Schönheitsſinn: ſelbſt die ſolideſten Familienväter bleiben nicht mehr zurück. So wäre denn die Vorfrage glücklich erledigt. Man weiß jetzt, wie die Schmutzflecke hingekommen; wenn man die Mittel ſucht, wie ſie wieder wegkommen ſollen, ſo wird man ſich nicht mehr überſtürzen. Das Parlament ſucht alſo dieſe Mittel. Aber nun wird's erſt heiß im Weſtminſter. Das Thema der deutſchen Pedanterie und Kleinkrämerei wird von unſerem Satiriker in einer neuen Variation aufs köſtlichſte durchgeſpielt.

Tauſend Anträge werden geſtellt und verworfen. Den Vorſchlag, die Schmutzflecke einfach abzuſchaben, ſchmettert der Rektor des Gymnaſiums in einer fulminanten Rede zu Boden. Bei dieſem vandaliſchen Verfahren könne auch etwas vom Gipſe mitgehen, dadurch aber würde die von Prariteles geſchaffene Kontur verändert und eine neue ge-

ſchaffen, welche ſchon nicht mehr die von dem klaſſiſchen Altertum überlieferte Schönheitslinie ſei. Der gelehrte Mann beweiſt aber in einem ſtundenlangen, meiſterhaften Exposé, worin er ſich über die bildende Kunſt der Aſſyrier, Babylonier, Aegyptier, Indier, Pelasger, Etrusker und endlich über den Gipfel der Kunſt bei den Griechen des Perikles verbreitet, daß nur *eine* die klaſſiſche Schönheitslinie ſein könne und drüber oder drunter keine mehr. Alle Völker hätten gelebt, um die richtige Linie für die Glutäen der Venus zu ſuchen. Aus demſelben Grunde muß er daher auch eine andere Motion bekämpfen: das Dunkle mit Gips zu überſtreichen. Auch dieſer Antrag alteriere die wahre und einzige Schönheitslinie und lege die Kontur zu hoch, wie ſie der ſoeben gefallene Antrag zu tief gelegt. Er könne aber nur wiederholen — und er wiederholt ſich auch wirklich — daß eine Linie verändern, dem ganzen Altertum ins Geſicht ſchlagen hieße. Er gebe keine Dezimale dieſer Linie her. Er ſtehe und falle mit der klaſſiſchen Schönheitslinie. Endlich — denn ein Ende muß ſelbſt eine deutſche Parlamentsſitzung nehmen — endlich geht ein Vermittelungsantrag durch, welcher beide Anträge vereinigt. Der Schmutz wird abgeſchabt und der Gips aufgetragen. Die Verſammlung fällt ſich gerührt in die Arme und im berechtigten Stolz über das erhebende Endreſultat ihrer vereinigten Intelligenz beſchließt ſie mit Akklamation, ein ſolennes Feſteſſen zu feiern — zum Zeichen, daß Deutſche auch raſch beſchließen können, wenn es zu eſſen und zu trinken gilt.

Wir haben dieſes reizende Schriftchen nur gelegenheitshalber erwähnt; Bezug auf Maler Mendt, unſern Helden, hat erſt die zweite Satire Detmolds: Die Kunſt, in 24 Stunden ein Kunſtkenner zu werden.

Der boshafte Advokat — ſelbſt einer der feinſten Kunſtkenner — nennt in dieſem Pamphlet eine Handvoll techniſcher Schlagwörter aus der Rezenſentenſprache, z. B. Perſpektive, Schlagſchatten, Helldunkel, Lokalfarbe, Mitteltöne, transparentſaftig, paſtös, zarter Pinſel, breiter Pinſel, markiger Pinſel uſw. uſw. und lehrt den Bildungsphiliſter, alle

dieſe Ausdrücke ſo zu gebrauchen, als ob er ſich dabei etwas dächte. Das erſte Geſetz ſei: nur hübſch im allgemeinen zu bleiben und ſich ſorgfältig zu hüten, jene vortrefflichen Redensarten am unrechten Orte anzubringen. Man möge z. B. beim Genre von einem „zarten Pinſel“ und bei der Hiſtorie von einem „breiten Pinſel“ ſprechen: für das Porträt paſſe der „markige Pinſel“. Das ſei das Rechte. Wollte man's aber umgekehrt machen, ſo könnte das auffallen und man würde gefragt, wie man das verſtehe? eine Frage, welche der Kunſtkenner vor allem vermeiden müſſe: darin eben beſtände die Kunſt. Wüßte man dagegen jene Phraſen ſchlau zu gebrauchen, ſo könne man mit einem Schächtelchen derſelben, wie mit Dominoſteinen, ſämtliche Kunſturteile täuſchend zuſammenſetzen. Ein wichtiger Teil von der Kunſt, ein Kunſtkenner zu werden, ſei aber auch der, dem Urteile überhaupt auszuweichen. Z. B. ſo: Bei der Landſchaft — man unterſcheide zwiſchen Ideal und Vedute! — kannſt du von einer Vedute ſagen: Sehen Sie, bei dieſer Villa am Comoſee habe ich meine Frau kennen gelernt. Hier, unter dem Schlagſchatten dieſer Thuja wechſelten wir das bräutliche Jawort. Ach, wie verſtand es der Künſtler, das Bild jener Tage vor meine Seele zu zaubern. So haſt du n i ch t geurteilt und doch hat der Künſtler „gezaubert“. Das iſt ſelbſt eine Zauberei! — Bei Tierſtücken erzähle Tieranekdoten. Vor Hunden ſprich von deinem Pudel; vor „Katzen mit einem Knäul Zwirn ſpielend“ ſage voll Abſcheu: Ich mag die Katzen nicht leiden, es ſind falſche Tiere. Du mußt nicht über alles urteilen. Der Kunſtkenner behandelt vieles auch wegwerfend und mit ſchweigender Verachtung; das imponiert womöglich noch mehr.

Dieſe Schrift wurde verhängnisvoll für den Stadtfrieden von Düſſeldorf. Es lebte damals in Düſſeldorf ein reicher Partikulier, einer von jenen geſchäftigen Allerweltsmenſchen, welche überall, wo ſie ſtehen, ſich unentbehrlich zu machen wiſſen, es teilweiſe auch ſind, aber ihre guten Dienſte auf eine ſo zudringliche und anmaßende Art leiſten, daß die Dienſte zur unerträglichſten Laſt werden. Ein ſolcher

Gönner und eine ſolche Laſt war Hausmann — da er längſt nicht mehr iſt, ſo können wir ihn nennen, — den Düſſeldorfer Kunſtkreiſen. Als nun Detmolds Satire erſchien, ging ein Jubelſchrei der Schadenfreude durch die ganze Künſtlerſtadt. Das iſt der Hausmann! ſchrie alles, und, er mochte es ſein oder nicht, die öffentliche Meinung ſtempelte ihn dazu. Mit einer Art Lynchjuſtiz prägte ſie auf die Münze, die Detmold geſchlagen, Hausmanns Bild. Die ganze Stadt ſah den Kunſtkenner von 24 Stunden in ihm und wollte ihn ſehen. Detmold ſelbſt widerſprach nicht, ja, der malitiöſe Kitzel, der ſo vielen witzigen Buckligen innewohnt, trieb ihn vielleicht noch an, der allgemeinen Deutung zuzunicken. Kurz, Hausmann und Detmold wurden Todfeinde. Hausmann trat aus dem Kaſino aus, legte alle ſeine Ehrenämter nieder und vermied jedes Zuſammentreffen mit dem ſatiriſchen Advokaten aufs ſorgfältigſte.

Das ging nun ſo, ſolang es ging. Uebrigens waren die damaligen Düſſeldorfer Verhältniſſe viel zu klein und die Häuſer Detmold und Hausmann viel zu groß, als daß es lange ſo gehen konnte. Der geſellige Verkehr ſah ſich auf Schritt und Tritt gehemmt, alle Gemütlichkeit hörte auf. Die Welfen und Ghibellinen, die Montecchi und Capuletti mußten um jeden Preis wieder verſöhnt werden.

Ein ſchweres Stück Arbeit! Hausmann war, wie alle Kleingeiſter, hyperempfindlich und Detmold um Feind- und Freundſchaften unbekümmert. Ein harter Stand der Gegenſätze! Raſtlos zerrten die Parteigänger hin- und herüber, ſie einander zu nähern. Wer irgend in Düſſeldorf Talent zur Diplomatie fühlte, ſetzte es an die Allianz der Großmächte Detmold-Hausmann. Endlich gelang's. Eine ſolenne Künſtlerkneipe wurde vereinbart, auf welcher ſich die feindlichen Häupter gleichſam zufällig begegnen ſollten. Man ſtellte ſich auf den Boden der Fiktion, als ob nichts vorgefallen ſei, redete ſich an, reichte ſich vielleicht die Hände — Champagner und Künſtlerhumor taten das übrige.

Gedacht, getan. Der Kneipabend brach an, der große Augenblick erſchien. Alles ging herrlich. Detmold und

Hausmann ſalutierten ſich mit ungezwungenſtem Anſtand. Der ſatiriſche Advokat ſah fromm wie ein Kirchenvater drein und die ſteifen Züge Hausmanns lächelten wie ein Mädchen, das Braut wird. Die Künſtler jubelten. Die Feſtſtimmung verſprach aus einer gemachten zu einer aufrichtigen zu werden. Der Tempel des Janus ſchien geſchloſſen, der Weltfriede ölbekränzt herbeigeführt.

Da, in dieſem entſcheidenden Augenblicke führt der Erbfeind der Menſchheit den Charakterbären aus Altbayern daher. Maler Mendt kommt ſoeben von der Reiſe an. Geſtiefelt und geſpornt fliegt er in die Arme ſeiner Kollegen, die er in pleno beiſammen findet. Allgemeine Vorſtellung, — ah, ſiehe da, auch Advokat Detmold! Freut mich ungeheuer! Seh' ich endlich den Mann, der uns Kunſtmenſchen an unſern Kunſtaffen rächte! Haben Heidenſpaß gehabt! Haben in München gelacht wie die Schneekönige! War eine köſtliche Exekution, die Kunſt in 24 Stunden ein Kunſtkenner zu werden! Aber hören Sie, Verehrteſter, Sie müſſen nach einem Modell gezeichnet haben. Dieſer Kunſtkenner lebt. Sagen Sie, wer iſt denn das Erzkamel? Das muß ja ein pyramidales Rhinozeros ſein!

Und Hausmann ſteht dicht daneben! Uebrigens ſchreit der rüſtige Altbayer, daß man's von einer Alm zur andern hätte hören können. —

Der Reſt iſt Schweigen. Denkt man ſich aber den Zuſtand der Geſellſchaft, die Gruppe, den verſchiedenen Ausdruck der Geſichter, ſo ſagt man ſich, dieſe Szene aus der Künſtlerwelt wäre ſelbſt wieder Stoff für einen großen Genrekünſtler. Oder noch beſſer, es wäre eine Bühnenſzene. Es iſt eine von denen, welche das Leben ſinnreicher erfindet, als die Dichter; die Dichter brauchten nur mit dem humorgeübten Auge des Engländers im Leben ſich umzuſehen.

Stephan Milow

Ein zeitgenössischer Lyriker

(24. März 1877)

Eines der unbesonnensten Worte, die jemals gesprochen und mißverstanden worden, ist Uhlands Aufruf: Singe, wem Gesang gegeben! Wem ist er denn *nicht* gegeben! Vom Heimchen bis zur Nachtigall, vom Füsilier Kutschke bis zu Geibel und Bodenstedt sind, mit Ausnahme der Fische, fast alle Wesen im Besitz einer Geräuschfähigkeit, ja selbst meine Stubenfliegen könnten ihr Surren ihr Singen nennen. Und da jeder ein Recht hat, sein Dasein kundzugeben, sei's auch nur, daß er auf den Fenstern trommelt oder mit den Beinen schlenkert, so hat auch jeder ein Recht, jenes Geräuschwerkzeug, das man Stimme nennt, zu seinem Privatspaß in Tätigkeit zu setzen. Durch Uhlands Wort aber ist der Irrwahn begünstigt worden, daß das Privatvergnügen des einzelnen auch schon das öffentliche Vergnügen befördere. Allzu optimistisch!

Und doch negiere ich das allgemeine Singrecht so wenig wie die allgemeine Wehrpflicht, man sieht vielmehr, wie liberal ich es in seiner ganzen Ausdehnung anerkenne. Mit einem angebornen Naturrecht dürfte Mann für Mann eigentlich jeder sein lyrisches Bändchen drucken lassen, und jeder zehnte deutsche Mann tut es auch wirklich. Ihm und der Papierfabrik macht's Freude; — es kostet bloß die Lebensluft jenes Zehntausendsten, welcher dasselbe tut, aber nicht mit Naturrecht, sondern mit Gottesrecht. Wird dieser besser Berechtigte im allgemeinen lyrischen Tohuwabohu überhaupt noch vernehmlich, so vernehmen wir dann, gleich Brusttönen, die in Stickluft atmen, etwa folgende Schmerzenslaute:

Im Treiben, das durchlärmt die Weiten,
Verhallte meiner Stimme Ruf;
Schlecht konnt' ich im Gedränge ſtreiten,
Und ſchutzlos blieb, was ich erſchuf.
Nicht einer barg es in der Runde
An ſeine Bruſt mit mildem Sinn,
Und bitter prüft mich jede Stunde,
Wie ſtark ich im Entſagen bin.

Dieſe ſchlichte Klage traf mein Ohr, als ich in einem Buchladen neuere Lyrik durchblätterte und dabei ſo tückiſch zerſtreut war, wie es nur Kleinoktav in Goldſchnitt verdient. Aber die Zerſtreutheit verging mir, ich wurde aufmerkſam. Das klang ja auffallend anſtändig! Die verkannten Genies ennuyieren uns gehörig mit ihrer Verbitterung, aber vor dem Worte ſelbſt hüten ſie ſich! Wie naiv das Wort „bitter" hier ſteht, iſt faſt allein ſchon ein Dichterſiegel, denn es gibt nur einen, den naiven Dichter! Und wie hübſch wendet ſich dieſe Klage, die ſonſt ſo ſchwächlich klingt, zu einer Stärke, zur Stärke der Entſagung! Auch dieſer Zug verriet den beſſeren Dichter, denn die ſchlechteren ſind ihrer krankhaften Eitelkeit ſo weibiſch voll, daß ſie nicht leicht einen Ton der männlichen Selbſtachtung finden. Schön ſein heißt oft nichts anderes als frei von Fehlern ſein, die gewiſſe Menſchen in gewiſſen Fällen unausbleiblich begehen, und dieſe Schönheit gefiel mir an dieſer Strophe. Sie war ſo angenehm frei von jener fatalen hyſteriſchen Nervoſität, womit uns Dichterlinge Anerkennung abfordern und nur beweiſen, wie richtig wir ſie verſagen! Ja, ohne das Wort „Stimme", das auf die redenden Künſte weiſt, würde man kaum den Dichter erraten, denn ſo männlich könnte auch jeder andere Ehrenmann klagen, daß er in ſeinem Rechte gekränkt iſt und dabei etwas Menſchliches fühlt.

Kurz, dieſe Probe ging mir ins Gewiſſen. Ich fiſchte das Büchlein aus dem Lärm, der die Weiten durchtobt, heraus und ſchob es fromm in meine Taſche. Das Büchlein hieß: „In der Sonnenwende, neueſte Gedichte von Stephan Milow."

Der Name Milow war mir nicht fremd. Iſt er doch

in „Wurzbachs biographiſchem Lexikon“ faſt mein Wandnachbar, denn nur das L ſteht zwiſchen unſerm K und M. Der Hauptſache nach (Etüden und Erſtlinge ausgenommen) exiſtiert er für die Oeffentlichkeit ſeit zehn Jahren, nämlich in den Elegien „Auf der Scholle“ (1867) und jenen neueſten Sonnenwende-Gedichten. In dieſen beiden Publikationen iſt Stephan Milow eine innerliche, feinſinnige und vornehme Natur, einer von denen, welche nur ſchwer und langſam Publikum machen, aber immer eine Gemeinde beſitzen werden. Eben jetzt erſt hat es den Anſchein, daß ſich letztere zum erſteren erweitern wolle, denn ſeit einem Vierteljahre wird die „Sonnenwende“ von allen ſtimmberechtigten Blättern Oeſterreichs mit einhelligem Beifall beſprochen. Da dürfte denn die Frage nach dem neuen Oeſterreicher auch in Deutſchland in Schwang kommen.

Es wäre ſeit Lenau wieder der erſte Lyriker, der es aus einem öſterreichiſchen zu einem deutſchen Dichter gebracht hätte. Ich zweifle aber von vornherein, daß es ſo weit kommt. Was populär macht, ſind ja nicht bloß die rechten Vorzüge, ſondern auch die rechten Gebrechen. Aber Lenaus Gebrechen hat Milow ſicherlich nicht. Lenau hat zeitlebens ſein Verhältnis zu den Frauen geſucht; Milow hat es früh gefunden und beſingt Familienglück. Aber der Suchende iſt intereſſanter als der Habende. Ueberhaupt dürfte ſich nicht ſo bald wieder jenes hochpikante Gemiſch von weichlicher Sentimentalität und wildem Ungarmut finden, worin Lenau der unwiderſtehliche Stimmungsdichter namentlich der Damenwelt war. Und wie holdſelig-kindiſch, wie liebenswürdig-borniert konnte Lenau nun gar als Reflexionsdichter ſein! Er hatte ſtets philoſophiſche Bedürfniſſe, ſogar recht ſtarke, genügte ſich aber meiſtens in einer polemiſch theologiſierenden Dichtung, im populären Gemeinplatz des Kampfes gegen die Pfaffen! Ein Dichter wie Lenau konnte die chriſtliche Myſtik ſo gründlich mißverſtehen, daß ihm die Dome nichts weiter als „ſteinerne Futterkrippen des Aberglaubens“ waren, — was ſich vom nüchternſten Gottſched bloß durch den Schwulſt des

Bildes unterſcheidet! Und doch wirft ſich derſelbe Kirchenſtürmer wieder gerührt an die Bruſt des Freundes, mit dem er in einer Chriſtnacht die Wiener Vorſtädte durchzieht, als ihm durch die Lücken eines Fenſterladens ein flimmernder Chriſtbaum zublitzt, dabei ſelige Kinder mit ihrer glücklichen Mutter. „Ja, Bruder, jetzt begreif' ich's, daß zwiſchen Gott und den Menſchen ein Mittler ſtehen muß." Andere Philoſophen begreifen das — auch ohne durch Fenſterläden zu gucken!

Auf ſolchen Füßen ſtand vor einem Menſchenalter die Poeſie des beſten Poeten! Wir haben in kurzer Zeit lange gelebt; wir verſtehen das nicht mehr!

Unſere Welt iſt heute verwandelt und auch in der Lyrik. Nur zwei Proben davon ſoll uns Stephan Milow geben: eine als Stimmungsdichter und eine als Reflexionsdichter. Man höre ihn z. B. in folgender Naturſtimmung:

Natur, du Wunderbare, Hehre,
Ich weiß, dich rühret kein Menſchenwort;
Ob Luſt mich ſchwelle, Leid verzehre,
Unnahbar bleibſt du fern und fort.

Mir iſt, du ſprichſt: „Ich ſtürme, koſe,
Bin Quell des Dunkels und des Lichts,
Die Neſſel treib' ich wie die Roſe,
Was lobſt du mich? Du biſt mir nichts!"

Und doch — ich fühl's mit trunknen Blicken —
Mir wird die Bruſt ſo frei, ſo weit;
Natur, wie kannſt du ſüß erquicken
In deiner Anteilloſigkeit!

Das iſt der allerechteſte — Anti-Lenau. Genau das Gegenteil hätte Lenau geſagt und ſo gewiß, daß es faſt jeder Schüler nachſagen könnte, wie? In irgendeiner glücklichen Periode ſeines Lebens hätte er „ſich jauchzend an das Herz der Natur geworfen" und in irgendeiner finſteren, zerriſſenen hätte er entdeckt, daß ſie ein Herz gar nicht hat und mit einem prachtvollen Verzweiflungsſchrei „ihre kalte ſeelenloſe Larve" tauſendfältig verflucht. Dieſe zwei Motive des lyriſchen Pathos fehlen uns heute. Sie ſind im Zeit-

alter Darwins dahin. Vorige Zeitalter haben in der Natur Gott geſehen und pantheiſtiſch, oder den Menſchen geſehen und anthropomorphiſch gedichtet; erſt jetzt ſehen wir in der Natur — die Natur. Ihre Süßigkeit iſt's, daß ſich das zappelnde Menſchlein eben n i ch t in ihr findet. Aber das iſt wohl möglich: jene überwundenen Standpunkte konnten die ſchönſten Gedichte geben, während die Damen aus der bildungsreifſten Naturanſchauung nichts zu machen wiſſen, wenn ſie Anteilloſigkeit heißt! Solche Fäden nun muß man leiſe und vorſichtig aus dem Zeitgewebe ausziehen, um die Webe bloßzulegen. Der Dichter iſt ein Mann der Bildung und ſchreitet vor, das Publikum iſt immer dasſelbe, zumal das weibliche; aus der feindetaillierten Beobachtung dieſer Verhältniſſe ergibt ſich dann, was die veränderten Möglichkeiten von Kunſtwirkungen auf Naturweſen ſind.

Die Probe des Reflexionsdichters ſei dieſe:

Gleiche den anderen nicht, die gern in ſelbſtiſcher Kleinheit
Lögen den Schmerz aus der Welt, weil er als Droher ſie ſchreckt.
Täglich erfahren ſie ſelbſt die gewaltigen Stöße des Schickſals,
Doch als Beſtimmung des Seins nennen ſie Glück und Genuß.
Und wer anders es meint, der iſt ein gemiedener Ketzer,
Wenn nicht jubeln er kann, gilt er als krank und verirrt.
Aber du halt's nicht ſo! Schau feſt in das dräuende Uebel,
Kenne des Daſeins Schmerz, kenn' ihn und heg' ihn als Schatz.
Ja, vom Schauer des Baums, den rüttelnd entblättert ein Windſtoß,
Bis zum Menſchen empor klaget ein ewiges Weh,
Weltſchmerz trefflich genannt, ob auch von vielen beſpöttelt,
Weltſchmerz, heg' ihn nur ſtets, daß er dir läutre die Bruſt.
Was du beginnſt, er ſittigt dein Tun als beſſernder Lehrer:
Gäb' es den Schmerz nicht mehr, müßte verwildern das Sein!

Das ſagt Milow nur im Vorbeigehen, denn eigentlich iſt er bei weitem nicht Weltſchmerzdichter, wie Lenau. Aber wo hätte Lenau Sätze wie dieſe! Der Schmerz iſt ein Schatz, er läutert, ohne den Schmerz verwildern die Menſchen! Das ahnte der Dichter der Schilflieder nicht, ſein ganzes Zeitalter ahnte es nicht. Wir erkennen daran das Siegel des großen Peſſimiſten und unſern Fortſchritt in ſeinem Geiſte. Solche Geheimniſſe findet ein heutiger Dichter bei Schopen-

hauer, wie Schiller manche ſeiner ſchönſten Geheimniſſe bei Kant gefunden. Aber die Lorbeeren einer Zeit zu pflücken, braucht's immerhin einen Dichter!

Und doch liegt die Frage nach großen Dichterwirkungen leider darin, ob die Ideenkreiſe eines Zeitalters konzentriſch oder zentrifugal ſind. Unſere ſogenannte klaſſiſche Periode war in dem erſteren Fall, wir ſind offenbar in dem letzteren. Denn ſo viel auch die Namen Darwin und Schopenhauer zu herrſchen ſcheinen, ſie ſcheinen es nur; den Blutumlauf unſerer Gedankenwelt beſorgen nicht ſie, ſondern der Aktienhandel, die Eiſenbahnwirtſchaft und wo es ſchon geiſtiger hergeht — die ſoziale Frage. Wir haben viele Stempel, nicht einen. Da gibt es denn nur noch Dichter in partibus, denn allmächtig iſt ſelbſt ein Dichter nicht.

Was nun Stephan Milow betrifft, ſo ſiegelt er juſt nicht mit dem ſchwerſten Stempel und iſt nicht eigentlich „ein ſchwerer Dichter". Nur der Zufall hat es gefügt, daß die wenigen Proben, die ich mitgeteilt, auf der ernſten Seite zu liegen kommen; ich hätte noch freigebiger das Genre des Leichten und Zarten repräſentieren können, wenn mich die Rückſicht auf den Raum nicht zum Schluſſe drängte. Und zum Schluſſe ſoll ich doch noch die Neugierde, artiger, die Teilnahme des Leſers und namentlich der Leſerin befriedigen, d. h. auch von des Dichters Perſon ſprechen.

Stephan von Millenkovics hat ſich ſeinen weichen lyriſchen Namen, der beſſer an die Venus von Milo als an Serbien erinnert, mit einem ähnlichen Takte zugebildet, wie Niembſch von Strehlenau den ſanfteren Lenau. Die Großeltern noch Vollblutſerben des Fürſtentums, wird erſt der Vater, zleichfalls ein türkenſerbiſches Kind, durch die Ueberſiedlung ſeiner Eltern Oeſterreicher, und wir finden ihn in der wallachiſchen Militärgrenze zu Orſowa als Major, Kordons-Kommandanten, zuletzt Oberſten. Hier iſt die Hausſprache, wie im ganzen öſterreichiſchen Militär, die deutſche, und ſo gibt der zu Orſowa den 9. März 1836 geborene und zum Soldaten erzogene Stephan ſchon einen deutſchen Dichter. Der Fremde, den der

geräuſchvolle Sprachenkampf in den Zeitungen verführt, oder der ungariſche Anſtrich ſo rein deutſcher Städte, wie Preßburg und Oedenburg, der Fremde würde unter all dieſem Scheinweſen überhaupt nicht ahnen, wie der deutſche Sprachſtrom, der ja auch noch die Türkei überſpült, um ungariſche und ſlawiſche Barren ſich um ſo weniger kümmert. So führte (nach Rogge) in den wildeſten Raſſenkämpfen des achtundvierziger Jahres der bekannte ſerbiſche General Stratomirovic ſeinen Landſturm nicht anders gegen die Ungarn, als Tag und Nacht mit — Uhlands Gedichten in der Taſche, dieſelben Serben, welche (ebenfalls nach Rogge) in der Hitze des Banaterſommers oft zum Felddienſt ausrückten — mit nichts als ihrer Patronentaſche bekleidet! An der Spitze einer ſolchen Truppe ein begeiſterter Uhlandleſer iſt gewiß auch ein Unikum Oeſterreichs!

Für einen Uhland ſelbſt aber hörte ſich über kurz oder lang dieſes Unikum denn doch auf. Er findet aus allen Kadettenhäuſern, Militärakademien und militäriſch geographiſchen Inſtituten zuletzt ſeinen angeborenen Weg und der führt einen Dichter bekanntlich — nach Tibur. Stephan Milows Tibur heißt Ehrenhauſen.

Bis das ſo berühmt wird, wie die Horaziſche Villa, will ich dem Leſer, namentlich dem norddeutſchen Leſer, nachhelfen.

Wenn man von der ſteiriſchen Landeshauptſtadt Graz ſüdwärts fährt, ſo wird in zwei bis drei Eiſenbahnſtunden die bedeutende Landſtadt Marburg an der Drau erreicht, der Vorort von Südſteiermark und ein Ort voll Aufſchwung und Zukunft. Man nennt dieſe Landſchaft ein kleines Halbitalien; die Berge ſind voll Wein, die Gefilde voll Obſtgärten, und auch Seidenzucht erlaubt das herrliche Klima. Eine mäßige Strecke vor Marburg, wo nach der ausgedehnten Ebene des Grazer Feldes, wieder als Vorſpiel der höheren Berge, ein arkadiſch-liebliches Hügelgelände anfängt, liegt der alte Ort Ehrenhauſen und macht ſich's bequem auf ebener Feldflur, am grünen Bergwald und im mäandriſchen Bachtal der Sulm, die dort in die Mur mün-

det. Hier ſitzt der Sohn Serbiens „auf der Scholle", wie er es nennt, und erträgt das Unglück, germaniſiert zu ſein, das unſere Nationalitäten ſo aufregt, mit der Faſſung eines Weiſen, der Böſes mit Gutem vergilt: er macht gute deutſche Verſe. Seine Scholle aber iſt eine der letzten deutſchen Schollen, denn juſt in dieſer Gegend fängt die windiſche Sprachgrenze an. Ich habe daher von einem Dichter an einem der äußerſten Säume des großen deutſchen Sprachgebietes berichtet und verſchmähe es nicht, auch das zu betonen, denn es wird immerhin intereſſanter ſein, als dieſelbe Erſcheinung in den literaturreichen mutterländiſchen Zentralſtätten, wo ſie alltäglich iſt.

Stephan Milow

Eine lyriſche Didaskalie

(15. Mai 1877)

Didaskalie klingt nicht ſo vornehm wie Kritik, denn es heißt auf deutſch ſo ziemlich — Schulmeiſterei. Dieſer Wechſel der Worte iſt natürlich ein Geſinnungs-, ja ein Syſtemwechſel, und wenn ich geneigtes Ohr finde, ſo will ich erklären, wie ich dazu gekommen bin.

Was ich ſchon längſt ahnte, iſt mir immer mehr zur Gewißheit geworden: die Kritik beruht auf einer großartigen Fable convenue. Ich kann meinem Leſer den ganzen Weg, auf dem ich zu dieſer Meinung gekommen bin, abkürzen, wenn ich ihn ſelbſt mitten in die Lage verſetze, an einem einzigen Fall das Modell des kritiſchen Apparates angeblich arbeiten zu ſehen. Nehmen wir den bequemſten und handſamſten Fall, weil er der wenigſt fremdartige iſt, — Gervinus und Koberſtein mit Goethe.

Gervinus ſagt von Goethe: „Ihm war vorherrſchend die Gabe der Einbildungskraft eigen, die allein den Dichter macht, eine Gabe, die treibend und hemmend auf die Empfindungen wirkt, bald geſchäftig, herrſchende Gefühle unendlich zu ſteigern, eine wirkliche Qual mit Vorſpiegelungen zu mehren, bald aber auch den Uebergang von Empfindung zu Reflexion an die Hand gebend, indem ſie lehrt, im Uebermaße der inneren Bewegungen uns auf uns ſelbſt zu ſetzen, uns zu vergleichen und zu beruhigen."

Bei Koberſtein leſen wir: „In ihm fand ſich mit ſeltener Stärke das Vermögen, die Dinge der Außenwelt mit reinem und ſichern Blick aufzufaſſen, ſo wie alles, was er in ſich ſelbſt empfunden und innerlich erfahren hatte, ſich durch eine geiſtige Anſchauung gegenſtändlich zu machen, mit der höchſten Energie einer ſchöpferiſchen Phantaſie vereinigt, die ihn befähigte, das von außen her in ſich Aufgenommene, oder innerlich Angeſchaute in durch und durch dichteriſch belebte Bilder zu faſſen, in beſeelte Geſtalten zu verwandeln und dieſe mit der vollkommenen Objektivierung des Dargeſtellten in Bewegung und Handlung zu ſetzen."

Schon der äußere Hautüberzug dieſer Sprache iſt ſo trocken, ſo runzelig, ſo rauh und vergilbt, daß auf eine faſt unerlaubte Weiſe aller Atlasglanz fehlt, der vom ſchönſten der Dichter doch auch ein wenig Abglanz zurückſpiegelte. Nur aus angeborner, deutſcher Schwäche für Profeſſoren verhehlen wir uns das; aber mit weniger Reſpekt würden wir vielleicht ſagen: So ſpricht ein Torzettel vor einem Palaſte und ein Meldzettel von einem Fürſten! Nun, ſie genügen ja, dieſe Zettel, ſie erfüllen ja ihren Dienſt! Ob ſie eine hölzerne oder eine goldene Sprache ſprechen, man kennt den Palaſt und den Fürſten auch ohne ſie.

Aber ſiehe da, man kennt den Dichter Goethe auch ohne die Kritiker Gervinus und Koberſtein. Und das iſt der Sachverhalt! Das iſt der Einblick, den wir in das Weſen der Kritik jetzt gewinnen. Die Kritik arbeitet mit Vorſtellungen, die ihr in allgemeiner Verbreitung ſchon entgegenkommen, gibt ein Charakterbild bekannt, indem ſie es gleich-

zeitig als bekannt ſchon vorausſetzt, welche Vorausſetzung ſie auch gar nicht ablehnen, beſeitigen und ignorieren kann. Anſtatt zu geben, gibt ſie zurück, anſtatt zu ſagen, ſagt ſie nach. Daß das Kritik ſei, iſt reine Selbſttäuſchung des Kritikers und des Leſers. Kritiſiert iſt ſchon längſt, ſo oder ähnlich, mit dieſen oder mit andern Worten, daher auch die Worte ſo gleichgültig wie die eines Torzettels oder Meldzettels. Die Worte verrichten lediglich eine Scheinarbeit. Was ihnen übrigbleibt, iſt nichts als eine anerkannte Tatſache zu konſtatieren, ich möchte ſagen, eine Tradition fortzupflanzen. Das iſt jedenfalls gut, aber keineswegs iſt es Kritik.

D. h. jener Begriff der Kritik, den wir fälſchlich von ihr haben. Wir haben einen zu großen und eigentlich iſt er ein kleiner, durch die ganze Natur der Sache herzlich beſchränkter und auf ein recht mäßiges Maß reduzierter. Denn kurz, die Sache ſteht ſo: Bei einem alten und bekannten Dichter iſt die Kritik ein mehr oder minder variiertes *Nachſagen*, bei einem neuen und erſt bekannt werdenden aber ein reines, nacktes *Behaupten*. Darauf läuft alles hinaus.

Jene Kritik iſt dankbarer, denn ſie hat gewöhnlich zu ſagen, was ohnedies ſchon geglaubt wird. Dieſe muß erſt glauben machen und weiß nie, ob ſie Glauben gefunden. Aber wenn auch, wie demütigend iſt ſelbſt das! Wen könnte die Wirkung zufriedenſtellen: man glaubt dir! Ein poſitives Gemüt will mehr. Es möchte *beweiſen*. Das kritiſche Zeugnis aber iſt kein Beweis, denn der Zeugenbeweis beruht ja ſelbſt wieder auf Treue und Glauben. Bezeugen heißt noch nicht überzeugen. Die beſte Ueberzeugung bleibt immer der *Tatbeweis*.

Hier aber endet definitiv jede Möglichkeit. Das Wort iſt ein für allemal — nicht Tat.

Natürlich fühlten das die Kritiker ſo gut wie ich ſelbſt, daher der kritiſche Brauch entſtanden, *Proben* mitzuteilen, d. h. das Wort mit der Tat zu belegen. Das getan, fehlt der kritiſchen Genugtuung dann nichts mehr.

Mir aber fehlt noch folgendes.

Wie, wenn die Proben eben auch nicht überzeugen? Wie, wenn die vorausgeſetzte Empfindung ihrer Beweiskraft eben nicht vorauszuſetzen? Wie behandle ich dann meinen Leſer? Spreche ich gar nicht „mit einem ſo ungebildeten Menſchen“? Aber Bildung und Kunſtbildung ſind ja verſchiedene Dinge. Oder ſchicke ich ihn erſt in die Schule? Aber wo iſt ſie? Wir empfangen ja nirgends äſthetiſchen Elementarunterricht, dagegen in aller Buch- und Zeitungskritik überflüſſigen Katheder- und Profeſſoren-Unterricht. Ueberall Vorausſetzung und nirgends Grundlage! Nein, ich ſchicke meinen Leſer nicht in die Schule, denn er könnte gar leicht den Spieß umkehren und ſagen: Sei du meine Schule! Alſo beſſer: Ich gehe ſelbſt mit ihm in die Schule; ich halte ihm Schule.

Wohlan, das iſt der Weg, auf dem ich aus der Kritik in die Didaskalie kam. Weniger Profeſſoren-Kritik und mehr Schulmeiſter-Kritik! Das wurde mir mehr und mehr ein tief empfundenes Bedürfnis.

Geſetzt alſo, ich hätte meinem Leſer, der kein Kunſtgebildeter, ſondern bloß ein bildungsliebender Laie iſt; geſetzt, ich hätte ihm meinen Goethe kritiſiert, auch mit Belegſtellen kritiſiert, aber ſie gehen ihm nicht ein. Er ſagt: Warum ſoll ich denn juſt was Beſonderes finden an dem Liedchen: „Ich ging im Walde ſo vor mich hin und Nichts zu ſuchen, das war mein Sinn“? Brauchte das ſchon einen Klaſſiker wie Goethe? Brächte das der Nächſtbeſte nicht auch noch fertig? Man ſieht, dieſe Frage iſt nicht abzufinden mit den Redensarten: Ihm war vorherrſchend die Gabe ... Oder: In ihm fand ſich mit ſeltener Stärke ... Das erklärt noch nicht die kleinſte lyriſche Schönheit. Das iſt Stein, nicht Brot. In dieſer Sprache haben andere geſchaut, aber mein Laie will ſelbſt ſchauen. Und anſchaulich iſt dieſe Sprache juſt nicht. Iſt doch die Sprache überhaupt ein Abſtraktum und am abſtrakteſten leider oft die kritiſche Sprache, ſie, die doch die ſinnlichſte ſein ſollte. Meine Sprache muß alſo offenbar eine größere Anſchaulichkeit haben, ja einen Grad davon, der gar nicht in ihrer Natur liegt und der ihr nur durch

Kunſtgriffe abzuliſten. Glücklicherweiſe hat den höchſten Grad von demonſtrativer Anſchaulichkeit ſchon vor dreitauſend Jahren der alte Aeſop entdeckt und ſein Kunſtgriff war bekanntlich — das Beiſpiel.

Alſo Beiſpiele her! Suchen wir in der lyriſchen Literatur Parallelſtellen, wie andere Dichter im Wald — ſo vor ſich hingehen. Ach, wir ſuchen nicht lange. Siehe, da kommt ſchon einer! Es iſt der Geck mit dem „Gott im Buſen" und dem „Kuß des Genius auf der Stirne". Ein langweiliger, nackenſteifer und ſtelzbeiniger Patron von affektierteſter Gangart. Was er tut, nennt er einen „Gottesdienſt", den Wald einen „Tempel", die Natur eine „heilige Natur" und er iſt auf Du und Du mit der Heiligen. Sein Spazierengehen verkauft er als eine koſtbare Arbeit, er macht den Anſpruch auf Bewunderung dabei. Ein zweiter glaubt es beſſer zu wiſſen, denn er geht nicht mit Pathos, ſondern mit Leichtigkeit ſpazieren. Dieſe Leichtigkeit aber iſt auch ſo burſchikos, ſo würdelos-liederlich — als ob ein Tagdieb durch den Wald ſtriche, der ſich vor Gläubigern aus dem Staube macht. Ein dritter wieder iſt ſüßlich leicht. Er zappelt mit Füßchen auf Blümchen im Wäldchen ſo kleinlich vergnügt, ſo ſpieleriſch kindiſch, als ob er ſeine Poeſie ſpazieren führte — wie die Ammen ihre Babys auf Promenaden ſpazieren hätſcheln. Unter ſolchen Schatten bekäme dann Goethes Strophe ſchon von ſelbſt ihr Licht. Es würde mehr und mehr anſchaulich, was naive Grazie iſt. Es iſt eine Eigenſchaft — nicht gehemmt und gehindert von andern Eigenſchaften, alſo die ideale Ausgeglichenheit aller. Wahrlich das Größte! Und jetzt empfinden wir auch, warum ſie ſo groß noch im Kleinſten wirkt. Ihre Anweſenheit begleitet das Zutrauen, wie viel ſie kann, ob ſie viel oder wenig zu tun hat. Dieſes Zutrauen läßt's uns ſo wohl werden! Das iſt das eigentliche Geheimnis ihres Zaubers. In ihrer höchſten Erhabenheit verrät ſich irgendein Zug jener Einfalt, welche ſich auf den Rand auch von Kinderwiegen herablaſſen mag, aber leicht auch wird ihr naivſtes Wiegenlied von der Stimme eines Herzens vikrie-

ren, welches Weite und Tiefe des Tones für einen völkerweckenden Heerruf hat. Und dieſe Töne vermiſcht ſie nicht etwa, wie der ſchlechtere Dichter, welchem die Einfachheit Armut wird und beſtändiges Blenden und Fälſchen Bedürfnis; nein, ihr Zaubermittel, g a n z zu ſein, iſt juſt die Reinheit des e i n z e l n e n, die Gerechtigkeit als M o m e n t! Dem Auge der Wahrheit genügt ein einziger Aufſchlag des Auges.

„Selig, wer ſich vor der Welt ohne Haß verſchließt, einen Freund am Buſen hält und mit ihm genießt" ... ſtimmt das Lob der Einſamkeit an und kein Thema lieben die Dichter mehr. Aber iſt denn die Einſamkeit ſchlechthin liebenswürdig? Hat ſie wirklich nur dichteriſche Reize und nicht auch alle Schrecken der Wildnis, grauſig fürs Menſchenherz und höchſtens wahlverwandt einem feindſelig verbiſſenen Brüten und jenem abſtoßenden Egoismus, der in roher Herzensborniertheit „ſich ſelbſt genügt"? Das empfindet denn Goethe und er ſucht ſeine Einſamkeit „ohne Haß" und mit „einem Freund". Jenes entfernt den Miſanthropen, dieſes den grämlichen Egoiſten aus der nun erſt „ſeligen" Einſamkeit. Aber wir können die ganze Flora von Parallelſtellen, die juſt bei dieſem Motiv im Ueberfluß wuchert, auf- und abblättern, bis wir wieder einen Dichter finden, der die koſtbar ſeltene Empfindung dieſer zwei ſo entſcheidenden Klauſeln hat. Und wer ſie hätte, der würde vielleicht ganze Strophen brauchen, um dieſen „Kuß des Genius" ins gehörige Licht zu ſetzen. In ſeiner kurzen Strophe hat Goethe nur zwei noch kürzere Worte dafür! „Ohne Haß" und „einen Freund". Wir glauben zwei kleine, kapillariſch feine Schaumperlen zu ſehen, die aus der Tiefe einer bildungsreichen Menſchenſeele kommen und nur gelegentlich und faſt bewußtlos Zeugnis geben, wie tief die Bildung! Aber eben das iſt der Kuß des Genius — und nicht das vor dem Spiegel ſich ſelbſt zugeworfene Kußhändchen!

Dieſe zwei Strophen werden gezeigt haben, daß es nicht ausreicht, Dichterproben bloß anzuführen, ſelbſt bei einem Goethe nicht, weil wahre Schönheit oft ſtumm und inner-

lich ist und wie Cordelia, dieses schöne aber lichtlose Beispiel, ihr Licht erst empfängt durch den Kontrast der engverschwisterten schlechten.

Es ist daher schon längst mein Lieblingsgedanke — einer der vielen, über die man hinwegstirbt, ohne sie ausgeführt zu haben — aus der lyrischen Literatur ein Sammelwerk von Parallelstellen anzulegen, welche, in Motiven, Stimmungen und Kunstzwecken gleich, durch den fühlbaren Kontrast der Ausführung geeignet wären, die Lehre vom Kunstschönen praktisch zu demonstrieren. Daß es ja auch das praktische Leben und nicht bloß die Reflexion ist, was diesen Gedanken erzeugte, wird man ihm ohnedies ansehen. Alle Menschen haben ein Bedürfnis, zu der Kunst sich in ein Verhältnis zu setzen, aber die wenigsten können eine Aufgabe ihres Lebens daraus machen. Wie viele Nachfrage ist um gute Kritik! Willkommen der Hausfreund, der abends die literarischen Tagesneuigkeiten bespricht! Aber siehe, dabei sind sie es schon; die Besprechungen, Rezensionen und Kritiken liegen auf dem Büchertisch auf, ein Material, in welchem wahrlich viel Geist steckt und aus dem viel zu lernen wäre. Und doch haben Söhne und Töchter noch nicht gelernt, nur im kleinsten Gedicht Schwulst von Erhabenheit, Empfindung von Sentimentalität — Diamanten und Glasperlen zu unterscheiden. Der Familie ist es Ernst mit ihrer Bildung und doch treibt sie der Verbildung zu und lernt nichts als das Nachbeten, jenes Nachbeten, welches die „Tees" unserer Kultur so verrufen macht. Woher kommt das? Der Elementar-Unterricht fehlt. Es fehlt der kritischen Schule an der didaskalischen Vorschule. Jene fährt fort, wo niemals angefangen worden, treibt vorausgesetzte Aesthetik und überspringt das ABC und Einmaleins derselben. Das Kunstgefühl des Naturmenschen müßte aus den Rudimenten erzogen und auf seinen ersten Schritten pädagogisch geleitet werden, eh' es von Dem lernen kann, der bereits seine letzten geht. Und so findet der kritische Hausfreund die gedruckte Kritik noch immer mit der gesprochenen zu ergänzen, hat sich erst über die Vorbereitungen seines Bodens zu orien-

tieren, und eine Vorbereitung vor die andere zu ſetzen. Er ſchulmeiſtert.

Daß das am beſten noch immer durch Beiſpiele geſchieht, iſt die Erfahrung meiner eigenen Hauspraxis. Und wäre jenes Lehrbuch der Beiſpiele und kontraſtierenden Beiſpiele, wie es mir vorſchwebt, nur erſt wirklich vorhanden, ſo würde ich wohl auch für die Publiziſtik daraus zu ſchöpfen und die guten Dienſte dieſer anſchaulichſten Anſchauungslehre ſelbſt der „vornehmen Kritik" zu vindizieren den Mut finden.

So gleich bei gegenwärtiger Gelegenheit.

Stephan Milow, ein öſterreichiſcher Lyriker, hat im diesjährigen Winter-Semeſter nicht nur die öſterreichiſche, ſondern auch die deutſche Preſſe in jenen Akzenten beſchäftigt, worin aus Tages-Novitäten geſchichtlich fortdauernde Exiſtenzen herausklingen. Die Tages-Novität war ſeine Gedichtſammlung: „In der Sonnenwende"; der Dichter ſelbſt ſcheint damit einen Platz in der Geſchichte zu beſetzen. Stehen aber die Anzeichen ſo, dann hat eine öſterreichiſche Literaturzeitung, welche ſoeben ſelbſt Novität iſt, dem jüngſten Namen und der neueſten Erſcheinung eines Dichters von literarhiſtoriſcher Lebensfähigkeit nicht unpaſſend ihr erſtes Blatt darzubringen.

An ſein Charakterbild herantretend, nimmt die Kritik zunächſt wahr, was er nicht iſt. Stephan Milow iſt kein wurzelloſes Kind des Stadtpflaſters, welches an Leſeanſtalten ſich aufrankt und Dichter wird, weil es Leſer geweſen; iſt keiner jener Kaffeehaus-Dichter und Zeitungsbegeiſterten, welche, überfüttert mit journaliſtiſchem Genius-Kultus, um die Zeit des Bartes oder auch der Unbärtigkeit, den Entſchluß faſſen, gleichfalls ein Genius zu werden. Aufgewachſen zwiſchen Walachen und Serben und letzteren ſelber entſtammend, in Orſowa als Soldatenkind geboren und zum Soldaten erzogen, ſtreifte juſt noch der Laut der weltwandernden deutſchen Sprache ſein Vaterhaus; dagegen züchtet kein Grenzoffizier deutſche Journale, Bücher und ſonſtige Literaturſchätze. Erſteht deſſenungeachtet ein deutſcher

Dichter unter seinem Dache, so ist es sicherlich keiner, „wie er im Buche steht". Schon der Ausgangspunkt zeichnet einen Weg vor, der ein eigener ist und keine Heerstraße. Von den Pforten Asiens und aus den Schatten der Minarets geht's wie auf einer Brautfahrt zum freudigen Selbsterwerbe der Kultur, nicht zum übersatten Verprassen derselben in abgestumpften Gemeinplätzen.

Frei von Gemeinplätzen, schließt unser Dichter den trivialsten aller aus — die Tendenz. Er macht nicht den wohlfeilen Profit, Gesinnungen als poetische Offenbarungen zu verkaufen. Er verhimmelt weder den „modernen Fortschritt" des dritten Standes, noch doktert er am „sozialen Weh" oder am „politischen Weh" des vierten. Auch „die Pfaffen" läßt er in Ruh, wahrscheinlich weil er sie nicht mit ihrer Wurzel, dem Wunderglauben, kriegt, und dieser ja nicht bloß Amulette, sondern auch Aktien kauft und links sorgfältig angepflanzt wird, während er bloß rechts gejätet werden soll. In diesem Konkurrenzneid zwischen Aberglauben und Aberglauben sitzt er keinem von beiden auf. Er glaubt weder an die Mariazeller Mutter Gottes, noch an die Dividende der Industrialbank. Nein, Stephan Milow ist kein Tendenzdichter, einst „Freiheitsapostel" geheißen, wie Anastasius Grün, das neueste Kanonenfutter des Denkmal-Gußofens, dessen glückliche Muse in Oesterreich einen fetten Absolutismus zu verschmausen fand, während sie in der Schweiz wahrscheinlich verhungert wäre. Stephan Milow dichtet nicht bloß für Bregenz, sondern auch für Rorschach. Er singt nicht Landtags-Programme.

Wer die Tendenz verschmäht, den populärsten und dankbarsten Schleichweg in die Poesie, der verschmäht sie alle. Er verschmäht, wie die Gemeinplätze, auch die scharfen und hitzigen Würzen der Gemeinplätze, womit das Abgestandene wieder forciert in die Mäuler gehetzt wird. Wie es der Magen behält, fragt man ja längst nicht mehr, denn heutzutage lebt man rasch und ergaunert sich die Hausse des Augenblicks. Er verschmäht also z. B. in der Erotik den beliebten Aquavit der Frechheit; im Pathos die täuschende

Reimpracht jener Dante- und Bramante-, Parthenon- und Libanon-Dichter, welche alles Hohe und Höchſte zuſammenelſtern, um den Eindruck zu erſchleichen, als ob ſie es gemacht hätten. Auch die Königsmaid und den Hirtenknaben bettelt er nicht um Romantik an, jenen Gemeinplatz, der durch Farbe und Koſtüm allein ſchon wie Poeſie ausſieht. Kurz, er verſchmäht alles Geborgte. Und doch wandelt er nicht ſo vereinſamt, daß ihm all dieſe Verführungen nicht unterwegs lägen. Aber er iſt der ſprechendſte Gegenbeweis derer, welche, indem ſie die alten Motive nicht neu zu erzeugen wiſſen, ſie für erſchöpft ausgeben und mit abgelebter Koketterie bloß ein Motiv hätſcheln, — ihre ewig alte und ewig neue Dichtereitelkeit!

Das alſo wäre es, was die Kritik in dieſem Falle zu rühmen hätte; ſich von Gemeinplätzen zu entfernen, aber nicht von Gemeinſinn und Gemeingefühl. Dieſer germaniſche Adoptivſohn Serbiens kennt das Denken und Fühlen unſerer Lyrik, aber nicht ihre Auswüchſe und Unarten. Das iſt alles. Fremdartiger iſt er nicht. Es kann vielmehr auffallen, wie gut ſeine Perſon ausgeglichen iſt mit der Kollektivperſon unſeres Volkstums. Man muß ſein Dichtermandat verifizieren. Seine Poeſie ſtimmt mit der unſerigen, wie es zwiſchen Vertreter und Vertretenen recht iſt. Die Stimmung iſt eine mittlere, und von jener Sicherheit, welche auf fertiger Bildung ruht, da allerdings nichts leichter und für gewiſſe Augen auch imponierender wäre, als in Extremen ſich auszurecken, die aber das Unfertige ſind. Extrem iſt Gewicht ohne Gegengewicht, wer aber hat, der hat auf beiden Wagſchalen. Der Brand eines aſſekurierten Hauſes iſt auch Brand, man muß nicht als Habenichts abbrennen. Darum ſieht Goethes Leidenſchaft wie Ruhe aus und dieſe ſogar wie „olympiſches Behagen" (das ſchwer verziehene!), weil die ewig Einſeitigen nicht geübt ſind, auf beide Wagſchalen zu ſehen und das zitternde Zünglein zu fein für ihr eigenes Zittern.

Die Ruhe des wahren Dichters iſt immer Erwerb, denn ſeine wahre Natur iſt immer die Leidenſchaft. Dichten heißt

von Haus aus nichts anders als eine Lebensgefahr bestehen, aber wer die Gefahr erst dann sieht, indem man darin umgekommen, für den sind wieder jene poetischen Jahrmarktsbuden aufgeschlagen, wo man aus metaphysischem Hokuspokus, fingierten Höhen und Abgründen, die aber hinterher mit der Schneiderelle auszumessen, und einem gewissen inhaltslosen, nur möchte ich sagen neronischen Gedankenschwindel, das Gruseln für Unmündige erzeugt.

Demnach aufs kürzeste ausgedrückt: Stephan Milow ist ein ehrlicher Mann. Das ist aber in der Kunst noch mehr als im Leben, wo es wenigstens amüsante Windbeutel geben kann; wer in der Kunst windbeutelt, ist schlechthin widerwärtig. Und das letztere tut auch derjenige, dem es „Ernst ist mit seiner Kunst", nur ohne Talent; der lügt freilich nicht bewußt, aber die Natur und der Wille lügen in ihm. Dieser Ehrliche meint es gewöhnlich ernst, weil er von Haus aus eine ernsthafte Bestie und dürren, trockenen Gemütes ist. Den wahren Kunsternst dagegen stempelt just die künstlerische Heiterkeit und sie ist sein sicherstes Kennzeichen. So ist denn auch Stephan Milow kein ernsthafter Lyriker, weil er schwere Motive hätte oder eine schwere Gemütsart. Im Gegenteil. Er ist leicht, heiter, gesund, kurz: menschlich. Seine Lyrik spricht fließend und angenehm, sagt in Spiel und Ernst Dinge genug, die man gerne hört, nur nicht weil man sie gerne hört. Diese Nuance entscheidet. Sie macht in der Poesie den Unterschied, den es z. B. in der Gartenkunst macht, ob es ein öffentlicher Garten ist, oder ein dem öffentlichen Vergnügen erschlossener Schloßpark. Populär ist auch dieser, das Publikum benützt ihn vom Morgen bis Abend, unterhält sich mit Kindern und Ammen vortrefflich darin und nur unsichtbar umschwebt ihn ein feiner vornehmer Duft, ein fürstlicher Schatten!

Man sieht aber wohl, daß ich aus diesem Garten nicht Proben in Gartengeschirren mitteilen mag, denn ihr bester Reiz ist — der Geist der Anlage, die Gesamtstimmung, der Bezug des Ganzen aufs Einzelne. Das Einzelne könnte auch ein anderer haben, und hätte er's nicht, oder nicht so,

ſo müßte ich's erſt an Gegenproben ins Licht ſetzen. Das iſt aber dann der Prozeß, von dem zu ſprechen der größere Teil meines Raums daraufging. Ich werde mich daher vor Dichter und Publikum faſt entſchuldigen müſſen, daß ich durch die Ueberſchrift eines Dichternamens die Hoffnung einer Kritik erweckt und dieſen Namen doch nur zum Ausgangspunkt und zum Anlaß einer allgemeinen Betrachtung genommen. Ich habe nicht ſowohl Stephan Milow, als die Kritik kritiſiert. Das letztere geſchah freilich nur diesmal und einmal, während das erſtere noch oft geſchehen wird. So liegt mir z. B., indem ich dieſe Zeilen ſchließe, ein ſerbiſches Blatt vor, mit Stephan Milows Porträt und einer wahrſcheinlich lobenden Kritik, nur daß ich nicht Serbiſch verſtehe. Indem ſein Name ſich ausbreitet, ſcheinen die Serben ihr Enkelkind zu reklamieren. Wahrlich ein tragiſches Gefühl, daß ein kleines obſkures Volk ſeine Beſten an ein größeres abgeben muß und ihnen doch ein Herz bewahrt und ſich ihrer erfreuen möchte. Wir Oeſterreicher ſollten uns endlich angewöhnen, von unſern Kompatrioten, die in dieſer Lage ſind, geſcheiter und gemütvoller zu ſprechen, als es in der Regel deutſcher Zeitungston iſt. — — — —

Häuslicher Narren-Abend

(9. Februar 1879)

Das Bedürfnis einer künſtleriſch gediegenen Narrheit ſteht in einem ſchreienden Mißverhältnis zu ſeiner wirklichen Befriedigung. Wien zählt eine Million Einwohner und der Sophien-Saal hat höchſtens Raum — für zweitauſend. Wie viele narrheitsdurſtige Seelen, wie viele am Hofe Karnevals hoffähige Größen des närriſchen Geburts- und Verdienſt-Adels, wie viele Weiſe und Kenner der klaſſiſchen Kunſt, närriſch zu ſein, kurz, wie viele Berufene

und Auserwählte mußten das Terrain ihres Talents meiden, weil eben der Raum zu klein war für die große Elite der stimmberechtigten und mitstimmenden Narrheit!

Der häusliche Narr, der es mit der ganzen Feinheit eines gebildeten Geschmacks für Witz und Humor ist, brauchte aber seine Verbannung fern vom lachenden Madrid der Narrheit dessenungeachtet nicht zu beseufzen. Im Gegenteil. Er konnte die Lachenden sogar seinerseits wieder auslachen. Ist es doch das Geheimnis idealer Kunstvollkommenheit, die größten Wirkungen mit den geringsten Mitteln hervorzubringen; aber gering ist der Apparat eines Wiener Narren-Abends eben nicht. Masken, Schminken, Perücken, Draperien, dekoratives Ausstattungs-Material, das sich vom närrischen König bis zum närrischen Bettler in alle Poren des Riesenkörpers einer herkulischen Narrheit einzusaugen geschmeidig ist — was braucht er nicht alles an Farben, Formen und Stoffen! Dieses Weltmeer von Plunder, dieses ganze Flimmer- und Flitter-Babel konnte der häusliche Narr entbehren. Für sein en Narren-Abend brauchte er nichts — als sechs Bogen Papier und eine Feder, die sie beschrieben hat. Kein Gewimmel von hundert Verkleidungen brauchte er; in seine Einsamkeit traten nicht mehr als zehn Charaktermasken, und ihre Verkleidung — war der Witz.

Die zehn Karikaturen unseres häuslichen Narren-Abends aber heißen: Berthold Auerbach, Georg Ebers, Karl Emil Franzos, Gustav Freytag, Eduard v. Hartmann, Leopold Ritter v. Sacher-Masoch, Gregor Samarow, J. V. Scheffel, Friedrich Spielhagen, Richard Wagner.

Der ganze häusliche Narren-Abend endl[illegible]er, wie man sieht, ein literarischer ist, hört mit seinem vollen Titel auf den Namen:

„Nach berühmten Mustern.
Parodistische Studien von
Fritz Mauthner."

Dieses Büchlein können wir jedem empfehlen, der in den

engſten vier Wänden den köſtlichſten aller Narren-Abende — mit zwei Augen und einem Lampenlicht ſich bereiten will. Es lacht uns darin ein Talent von Vis comica an, das die Aufmerkſamkeit jedes Kenners erregen wird. Es trägt ſich mit liebenswürdigſter Anſpruchsloſigkeit vor und hat doch einen innerlich großen Umfang, eine Spannweite, die in der Komik gar nicht ſo leicht zu erreichen iſt, auf einem Gebiete, auf dem bekanntlich der kapriziöſeſte Lokalgeiſt herrſcht, der oft vom nächſten Lokale ſchon nicht mehr verſtanden wird. Wie ſtark iſt z. B. nur in der ganzen ſüddeutſchen Zone das Vorurteil gegen den „Berliner Witz", der ätzend, zerſetzend und mehr blutig als wohlig ſein ſoll. Nun, hier iſt ätzendſter Berliner Witz, aber mit ſüddeutſcher Bonhomie ſo glücklich vermählt, daß ſich die luſtige Schellenkappe j e d e r geſunde Kopf aufſtülpen kann, daß es dem Büchlein nicht fehlen kann, A l l deutſchland unter ſeinen Hut zu bringen.

Mit Lachtränen in den Augen iſt nicht gut kritiſieren. Unterſcheiden, ſondern, trennen, ſortieren, auswählen, ungleiche Preiſe verteilen, gelingt dem Gemüte ſchwer, das ſo glücklich in einer einheitlichen Stimmung von Zufriedenheit ſchwimmt. Wer dieſe zehn Parodien in e i n e m Zuge lieſt, hat jede im Widerſchein der nächſten genoſſen und Licht und Schatten verfließen ineinander. Erſt im Sprechen, Loben und Empfehlen gegenüber von andern macht man Rang-Unterſchiede und wird gleichſam unbewußt Kritiker. Launig ſind Georg Ebers, Guſtav Freytag, Eduard v. Hartmann, J. V. Scheffel. Derber, drolliger Spaß — etwa höherer Kladderadatſch, der ſelbſt wieder höherer Blödſinn iſt, alſo höchſter Blödſinn! Kurz, das Genre des Niedrig-Komiſchen, das Pudelnärriſche. Die Narrenpritſche fuchtelt hieher und dorthin, ſicher, daß ihr Schlag überall trifft, gleichviel wo. Schlimmer zum Handkuß kommt ſchon ein weiteres Viergeſpann — Franzos, Sacher-Maſoch, Samarow, Spielhagen. Hier fällt der Schlag nicht mehr ſorglos auf jede Stelle, ſondern ausgeſucht auf die kitzlicheren, empfindlicheren, dem Leben näheren. Der wahre

Stoß-ins-Herz-Humor endlich ist Auerbachs „Taufrische Amme" und Richard Wagners „Unbewußter Ahasverus". Diese zwei Bluetten nimmt die satirische Literatur Deutschlands wohl für immer in ihr Schatzkästlein auf; die meisten Witze darin haben das Zeug, sich sprichwörtlich zu verewigen.

Nur kann ich mich nicht entschließen, sie „probeweise" mitzuteilen, das heißt Blumen und Blüten auszubrechen und dem Käufer des Büchleins die Stengel zu überlassen. Bei einem Büchlein von nur sechs Bogen Klein-Oktav geht mir diese Annerions-Praxis des alles verschlingenden Journalismus ein bißchen allzu weit. Nein! Wir annektieren uns nicht einmal den ersten Buchstaben des ersten Wortes der ersten Zeile vom „Peter von Säckingen", worüber noch jeder in lautes Lachen ausgebrochen ist. Ein himmlischer Witz! Man kann den holperigen Vers und die rauhe, radbrechende Sprache jenes vielüberschätzten Originals nicht mehr sinnreicher parodieren. Die burschikos-kokette Liederlichkeit dieser Trochäen hat schon längst einen Rächer verdient, wenn es auch die Freunde des „Trompeters von Säckingen" übel vermerken sollten.

Eine solche Freundin ist vielleicht die Dame, die mir soeben sagt: „Parodien sind keine Kunst; lächerlich machen läßt sich eigentlich alles". Diese Meinung sieht mir ganz danach aus, als ob sie ein großer Teil des Publikums teilen könnte. Der Kritik ist es der Mühe wert, sie zu kritisieren.

Die Dame nannte mir zum Beweis „Margarethe und Fäustling", was eine ganz gute Komik sei, während doch Goethes „Faust" nicht komisch zu nehmen ist. Sehr wohl. Sie hätte mir auch die „Schöne Helena", den „Orpheus in der Unterwelt" oder Blumauers „Aeneide" nennen können. Nur fällt es keinem Menschen ein, zwischen diesen Parodien und ihren Originalen einen Bezug zu empfinden. Wer den Homer liest, denkt keinen Augenblick an Offenbach, und wer Offenbach genießt, bleibt bei der Sache und bezieht sie nicht auf Homer. Ein solcher B e z u g aber ist notwendig zur Parodie. Die genannten Sachen sind daher gute Possen, Parodien aber sind sie nicht.

Warum nicht? — läßt ſich etwa erklären wie folgt:

Die ganze Welt beruht auf Satz und Gegenſatz und ihre Erſcheinungsformen ſind für das menſchliche Bewußtſein entweder *höhere* oder *niedere*. Wo immer das Höhere erſcheint, hat nun das Niedere ein Recht, ſich ihm gegenüberzuſtellen. Nur bleibt das Höhere dabei auch in ſeinem Rechte! Es geſchieht ihm nichts, als daß das Niedere ſagt: Du biſt *eine* Seite, aber ich bin die andere. Und nicht die Einſeitigkeit, erſt die Doppelſeitigkeit iſt die ganze und volle Welt.

Daher werden Fauſt, Virgil und Homer *nicht* parodiert; es ſind nicht Parodien, ſondern ſelbſtändige Poſſen, die ſich ihnen rein äußerlich gegenüberſtellen, aber ihren Weg in das hoheitsvolle Innere der Originale nicht finden. Inzwiſchen iſt auch ein äußerlicher Kontraſt noch ein Kontraſt, und zur Komik genügt auch ein ſolcher. Will man jene Poſſen trotzdem Parodien nennen, ſo läßt ſich dann ſagen, daß ſie nicht ſowohl den Fauſt, Virgil und Homer parodieren, als vielmehr *die Weltordnung überhaupt*, jene Weltordnung, in der es ein Niederes und Höheres gibt, in der z. B. alle Geiſter und Seelen einen Leib haben, davon ſie Teile ſelbſt nicht zu nennen wagen und welche denn doch zu nennen der primitivſte Parodienwitz der Kinder und Bauern iſt. Aber damit wird der Leib noch nicht lächerlich. So ſpricht auch Zwickauer ein Deutſch, das bekanntlich lächerlich iſt, und doch fällt die Lächerlichkeit nicht auf die deutſche Sprache. Nein, nicht alles läßt ſich lächerlich machen. Verwechſeln wir nicht die Begriffe. Es läßt ſich aus allem *ein Motiv zum Lachen* gewinnen, das heißt aber nicht: lächerlich machen.

Die Parodie iſt alſo jene Komik, die ſich dem Ernſte nicht bloß entgegenſtellt, wobei er ſelbſt noch in ſeinem Rechte bleibt, ſondern die einen Zugang in ſein Inneres findet und von innen heraus ſein Unrecht zu beweiſen vermag. Was iſt aber Recht und Unrecht einer Erſcheinungsform? Im Rechte iſt eine Form, wenn ſie ihren Inhalt rein ausdrückt; im Unrecht iſt ſie, wenn die Form zu wenig oder zu

viel ausdrückt, ſelbſt den richtigen Ausdruck zu einſeitig, ängſtlich und geſucht durchführt; kurz, wenn ſie allerlei Charakterfehler begeht, wodurch die Form zur Manier wird. Kontraſt war der Mutterboden des Komiſchen, aber Manieriertheit iſt der Mutterboden der Parodie. Keine Parodie parodiert die Form; dieſer iſt in ihrer äſthetiſchen Hoheit gar nicht beizukommen — ſie parodiert einzig die Manier.

Die Manier kann Verſteckens ſpielen, überall da ſein, aber überall unfaßbar ſein und ihr Abfaſſen erſchweren. Dann aber kann ſie aus dem Objekte wie von ſelbſt herausſpringen und der Rute ihre koketten Reize gleichſam freiwillig darbieten. Endlich braucht es faſt gar kein Objekt mehr, denn eine literariſche Subjektivität kann ſo markant profiliert ſein, daß ſie über ihr Stil-Porträt noch im vollſten Ueberſchuß bleibt. Und ſiehe da, genau das wird der Klima ſein, dem auch die oben getroffene Einteilung entſpricht.

O dieſe Subjektivitäten! Man glaubt gar nicht, was für ein fruchtbarer Kern der Satire ſchon in ihnen allein ſteckt! Wir wollen Fritz Mauthners Vorrede abſchreiben und einen Blick auf den Blocksberg machen, wo die Literaten unter ſich ſind und Freund Mephiſto unter ihnen. Der Vorredner ſagt:

„Die folgenden Skizzen verdanken einer vielleicht allzu gründlichen Vertiefung in die Meiſterwerke unſerer großen Dichter ihr Entſtehen. Es war Neckerei aus Liebe. Es iſt ein häufiger Fluch, der auch Männer zwingt, wie in den Kinderjahren das Spielzeug auseinanderzunehmen, damit ſie erfahren, wie es inwendig ausſieht. Mit welcher Begeiſterung hat der Verfaſſer z. B. Guſtav Freytags herrliche „Ahnen" geleſen! Aber je weiter ich im Texte gelangte, deſto deutlicher lugte zwiſchen den Zeilen ein kleiner Kobold hervor. Erſt bannte er mich bei Stellen von hervorragender Schönheit und erklärte mir ernſthaft die Griffe und Kniffe der Technik, durch welche der Meiſter hier mich erſchüttert, dort erheitert hatte; dann führte er mich mit heuchleriſcher Andacht in des Dichters Arbeitszimmer, ließ

mich dort das Handwerkszeug desſelben betrachten und verſuchen, und als ich mich von dem Mutwillen des Kindes endlich hatte verleiten laſſen, auf dem Sorgenſtuhl Platz zu nehmen und die ehrwürdige Autographenfeder zu ergreifen, da ſetzte ſich der Kobold aufs Tintenfaß, ſchnitt mir Geſichter und machte ſich über den Hausherrn luſtig."

Danach „ließ ich mich verleiten, auch Art und Weiſe von Schriftſtellern nachzuahmen, die trotz einiger Berühmtheit nur den Anſpruch erheben konnten, abſchreckende Muſter zu ſein. So kam es, daß einzelne Autoren in dieſer Sammlung Aufnahme fanden, deren Berühmtheit ſelbſt zur Zeit ihrer Blüte ſtark angezweifelt werden kann und nach wenigen Jahren ſicherlich vergeſſen ſein wird." ...

„Es wäre mir eine beſondere Ehre, wenn ſich auch die Kritik mit meinem Büchlein beſchäftigen wollte, das ja ſelbſt wieder eine Art exemplariſcher Kritik iſt. Solchen Richtern, die keine überraſchenden Stilwendungen lieben, erlaube ich mir folgende Sätze zum Anfang ihrer Beſprechungen zu empfehlen: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun" — „Die Periode der literariſchen Rückſichtsloſigkeiten hat ſchon wieder einmal" uſw.

Soll ich meine berühmten Muſter wegen der Freiheit, die ich genommen, um Entſchuldigung bitten? Oder ſoll ich mir für die Anerkennung ihres Ruhmes ihren Dank votieren laſſen? Hätte ich ſie vor der Veröffentlichung um ihre Meinung fragen ſollen? Nach meinen bisherigen Erfahrungen wäre die Publikation jeder einzelnen dieſer zehn Parodien mit neun Stimmen gegen e i n e gebilligt worden.

Ein berühmter Schriftſteller, den ich darüber befragte, ob die Empfindlichkeit ſeiner Kollegen nicht zu ſchonen wäre, antwortete mit warm hervorbrechender Herzlichkeit: Liebſter Freund, i c h bin n i c h t empfindlich!"

Wie boshaft! Und ach, wie naturwahr! Da war es denn wieder einmal ſchwer — k e i n e S a t i r e zu ſchreiben!

Und ſo glauben wir es denn auch nicht, daß Fritz Mauthner die ſeinige geſchrieben, um ſich — wie ein ſonſt hoch-

zuſchätzender Kritiker unterſtellt — einen berühmten Namen im Gefolge anderer Berühmtheiten zu machen. Hätte Fritz Mauthner noch nicht „Erfahrungen" genug, wie verächtlich das eitle Schwindelding der Berühmtheit iſt? Nein, der Verdacht klingt in jeder Beziehung unwahrſcheinlich. Erſtens iſt das deutſche Volk gar nicht ſo leichtlebig, ein lachendes Witzbüchlein in ſeine ſchwer knarrenden Ruhmespforten einzulaſſen; zweitens aber — und das iſt der ſtärkſte Grund — hat Fritz Mauthner, wie er ſoeben beweiſt, Talent genug, um den Ruf ſeiner literariſchen Zukunft auf ſeine eigenen zwei Füße zu ſtellen und nicht auf zwanzig andere, die er erſt borgen müßte.

Adolf Pichler

(22. und 25. Mai 1879)

I.

„Fra Serafico"

(Innsbruck, Wagnerſche Univerſitäts-Buchhandlung, 1879)

In der deutſchen Literatur gibt es Männer, welche dichten, und dann gibt es — Dichter. Die letztern könnten eigentlich geſchlechtslos ſein, denn ſie wollen nichts als ein Ausfluß von Verſen ſein, und es iſt bekanntlich gleichgültig, ob man ſagt: die Quelle oder der Quell. Die Hauptſache iſt, daß es fließt und rauſcht.

Adolf Pichler iſt ein Mann, welcher dichtet. Seinen Dichternamen hat er gleichſam unwillkürlich und weil er ihm nicht wohl entgehen konnte; aber er bleibt hinter ſeinem Gehalte zurück. Die landläufigen und ſprichwörtlichen Dichternamen, die Namen, welche in jedermanns Munde

ſind, reißen die Rauſchenden an ſich. Und A. Pichler rauſcht nicht.

Von Zeit zu Zeit läßt er ein dünnes Gedichtheft von wenigen Blättern erſcheinen; in den Zeitungen lieſt man dann kurze Notizen von wenigen Zeilen darüber — immer ehrenvoll — aber das iſt alles. Und immer iſt es zu wenig.

„Fra Serafico" heißt das jüngſte Büchlein unſeres Dichters. Wieder iſt es ein Heft, das ſich eher nach Seiten als nach Bogen zählen läßt; ein Blümchen, kein Baum, in welchen ein Kritiker ſeinen eigenen Namen einſchneiden könnte. Und wie das Volumen nur klein, iſt auch der Stoff nichts weniger als „ſenſationell". Der Innsbrucker Profeſſor kommt auf ſeinen geognoſtiſchen Touren auch in die Apenninen und kehrt in der Hütte eines Klausners ein. Wirt und Gaſt vertreiben ſich die Zeit mit Plaudern und der Klausner entpuppt ſich als ein Kollege, als ein quieſzierter Gelehrter, dem eine treuloſe Geliebte das Leben verleidet und die Einſamkeit lieb gemacht hat. Das iſt alles. Im Stoff kein tendenziöſes Schlagwort, in der Ausführung kein brennendes Farbengeklecſe, unter dem man vergebens Zeichnung und Linie ſucht — kurz, nichts für ein großes Publikum und ſeine Kritiker. Eine Gabe bloß für den Kunſtkenner.

Und auch für dieſen durch einen Charakter von Kunſtloſigkeit, welcher freilich das Kunſtwerk vom Machwerk unterſcheidet. Man kann nicht anſpruchsloſer erzählen und nicht mit beſcheidenerer Stimme. Allerdings das beſte Mittel, um gehört zu werden, denn das Leiſeſprechen verlangt noch mehr Aufmerkſamkeit als das Schreien. Aber das eben iſt der Dichter, der die Aufmerkſamkeit nicht der vielen, ſondern der feinen Ohren zu wünſchen ſcheint.

Was unſerm „Fra Serafico" nun die Aufmerkſamkeit des Kunſtfreundes gewinnt, das iſt ein epiſcher Ton, ſo wahr und echt, daß man ſich darüber freut — wie die Hausfrau über den verlornen Groſchen, den ſie endlich wiedergefunden. Man hat das ſchon lange nicht gehört und hört es überhaupt nicht mehr. Kein Ausdruck wird

wohl frivoler mißbraucht und bei keinem Worte iſt bereits weniger Begriff, als wenn unſere Poeten ſich „epiſch" nennen. Wer mit allen modernen Unarten heute ein „erzählendes" Gedicht ſchreibt, nennt es keck genug gleich ein „epiſches" Gedicht, was alle modernen Unarten ausſchließt. Aber es klingt freilich klaſſiſcher. Es erinnert ſo hübſch an Homer, iſt alſo ſchon der halbe Profit noch vor dem Geſchäft. Und weil das dreitauſendjährige Anſehen Homers wie der älteſte ſo auch der vornehmſte epiſche Adel iſt, ſo ſpannt der Moderne gewöhnlich ſein geiſtreichſtes Vornehmtun an, wenn er epiſch ſein will, und wird es dann ganz ſo — wie der Parvenü adelig wird. Oder ſtatt des mißverſtandenen epiſchen Pathos verlegt er ſich auf die mißverſtandene epiſche Naivität, kommt in Hemdärmeln, trägt die Kneipe ins Epos und haut der Sprache mit ſeinen mundartlichen Abkürzungen, welche Traulichkeit affektieren, Schrammen und Schmarren ins Geſicht, als hätte ihm ſein Leib- und Lieblings-Publikum, der Student, in der Pracht ſeiner Schmiſſe und Zirkumflexe Modell dazu geſeſſen. Indem ich an unſere „Epiker" im einzelnen denke, könnte ich dieſe Spezifikation noch weiter durchführen, aber der Leſer erläßt mir's.

Und doch fühlt man erſt am beſten, was Glück iſt, wenn man die perduta gente der Verunglückten anſchaut. Juſt dieſen Kontraſt brauche ich für Adolf Pichler. Juſt den Schimmel reite ich nicht, ſein „Talent" zu preiſen, woran der Leſer vor allem gewöhnt worden iſt. Ach, der Leſer ahnt ja gar nicht, wie er von Dichtern und Kritikern mit dem „Talente" beſchwindelt wird! So nichtsnutzig und unverſchämt, daß der ehrliche Kritiker für den ehrlichen Dichter erſt beim ABC anfangen und ſeinen Leſer fragen muß: Was verſtehſt du überhaupt unter Talent? Hat man dir die Fieberhitze von 120 Pulsſchlägen als ein „großes Talent" aufgebunden, ſo hat Adolf Pichler das größere Talent — um ganze fünfundvierzig weniger zu zählen. Biſt du kommandiert worden, den Grog-Duſel, der das Fieber, das er nicht einmal hat, künſtlich imitiert, als ein großes

Talent zu bewundern, ſo hat Adolf Pichler das größere Talent — Quellwaſſer zu trinken. Iſt dir ein Dichter, den die kritiſchen Schamanen mit ihren raſſelnden Gebetmaſchinen anbeten, bis zum Baron hinauf „gegründet" worden, ſo hat ſich Adolf Pichler niemals gründen laſſen, ſondern iſt bürgerlich ehrlich geblieben. Kurz, lieber Leſer, ein Dichter, ein echter Dichter, ſieht ganz anders aus, als im Lichte des Talents, das ſich von ſelbſt verſteht und das dir, je zweifelhafter es iſt, deſto zudringlicher aufgeſchwatzt wird. Das Talent außer Frage, ſo kann es noch hundert Fratzenhaftigkeiten in die Welt ſetzen, aber die wirkliche Kunſtſchönheit ſchafft es erſt mit dem weitern Talente der — Geſundheit, der Mäßigkeit, der Charaktereinheit.

Talente bei ungefähr gleichem Grade könnten das Gleiche tun, aber warum es doch nicht das Gleiche iſt, finde ich dann bloß im Charakter. Die Talent-Kritik hat mich nie ſo wie andere befriedigt; ich brauche den Charakter dazu. Die Kritik, die ja doch zum Letzten und Feinſten vordringen ſoll, findet den entſcheidenden Ausdruck, den ſie ſucht, nicht im Teile, und das iſt das Talent, ſondern erſt im Ganzen, und das iſt der Menſch und der Mann.

Juſtus Möſer erzählt von einem weſtfäliſchen Kaufmann, der ſich in ſeinem Flachshandel ein ſo ſubtiles Unterſcheidungsvermögen erworben, daß er von einer und derſelben Nummer des Geſpinſtes jedem Bündel ſeines Magazins ablas, welche Gemeinde im Lande, ja welche Hand dieſer Gemeinde es geſponnen. Mit dieſem Bilde verſteht mich vielleicht der Leſer. Die Nummer, nämlich das Talent, wird mir zu einſeitig kritiſiert; mir kommt alles darauf an, wie das gleiche Talent von den ungleichen Händen, nämlich vom Charakter, von der Perſönlichkeit, verſponnen wird.

Wäre mir dieſe kritiſche Methode nicht angeſtammt, ſo würden dichtende Männer wie Adolf Pichler mir den Weg dazu weiſen. Zum Epiker feſtigt ihn, außer dem abſtrakten Talente, gar manch ein konkreter Faktor, der auch ſeine

reale Menſchenform bedingt. Erſtlich hat er ein Land wie Tirol unter ſeinen Füßen, ein Land von einem altertümlichen epiſchen Duft und mit einem Bauernſtand, dem in urſtändiger, wehrhafter Freiheit ſo wenig die Adelsader vertrocknet iſt, als dem richtigen Edelmann die Bauern-Ader vertrocknen darf. Er hört daher auch eine Sprache, noch in den Urformen knappen Maßes und ſchöpferiſcher Tiefe, eine Sprache, in welcher die Kraft nicht Schwulſt, die Einfalt nicht ſüßlich iſt und die ihm den epiſchen Ton ganz anders entgegenbringt, als dem ſtädtiſchen Kaffeehaus-Dichter die moderne Zeitungsſprache, an die er gewöhnt iſt und die ihm allein ſchon die Phantaſie verdirbt. Am höchſten aber ſchlage ich das kleine gewichtige Ding an, den Hammer, womit unſer Innsbrucker Profeſſor geognoſtiſch die Berge durchklopft. Das gibt einen Rapport zur Natur und ihren Menſchen, alſo zur Poeſie, die er aus erſter Hand empfängt. Welch ein größerer Vorteil als der des bloßen Talents!

Ueber dieſen hochwichtigen Punkt aber will ich einen Kunſtmeiſter wie Goethe ſprechen laſſen. Ich erinnere daran, welch hohen Wert er zeitlebens auf das Handwerk legte. Ich erinnere daran, wie gern er zu allen Zeiten mit dem ſogenannten „gemeinen Mann" umging, der ihm nichts weniger als gemein erſchien, wenn er verſtändig und tüchtig in einer praktiſchen Tätigkeit war. Ich erinnere an den „Geſchirrfaſſer" in den „Wanderjahren", oder an Maurer und Zimmermann und ſo manche Figur des deutſchen Handwerks, die er an jenem Orte mit künſtleriſcher Ehrbarkeit treu und liebevoll abſchildert. Mit innigem Zutrauen kam er allem, was praktiſch iſt, entgegen und wollte er nicht bloß den proſaiſchen Werkeltag, ſondern auch den Feſttag der Poeſie auf praktiſchen Boden geſtellt wiſſen. Das Dichten aus der bloßen Gefühls- und Reflexionswelt heraus — Sinnen und Minnen nennt's der Klingklang — war ihm gründlich verdächtig. Immer nachdrücklicher ſchärfte er ein, daß die Poeſie aus einem tätigen Menſchenzuſtand herauswachſen ſolle. Und ſo bricht er in helle Freude

aus, als er eines Tages die ſerbiſchen Volkslieder kennen lernt. „Das ſei ihm aus Sinn und Seele gedichtet!“ ſagt er zu Eckermann. Der Jüngling reitet auf einen Waffengang aus, das Mädchen holt Waſſer, wäſcht, ſpinnt; aber wie ſie dabei ihr Herz ausplaudern, ſo plaudern ſie mit den Gegenſtänden ihrer unmittelbaren ſinnlichen Betätigung. Die Naturſcham weiß noch nicht, daß zungenfertige Gefühle aus ſich ſelbſt reden dürfen; ſie reden — mit einem Säbel, mit einer Spindel, mit einer Bachwelle; es entſteht eine Lyrik, die ihre Bilder von den nächſten Dingen holt, ſie mit Händen greift und auch ſtets zur Hand hat, weil die Hand tätig iſt und handelnd ins Naturleben eingreift. So belebt ſich alles Tote mit naivſter Anmut von ſelbſt, und dieſes Leben allein iſt die Wahrheit in der Poeſie. Nicht das erträumte und eingebildete Leben, nicht das Reflexionsleben des müßigen Stadtdichters.

Ich zweifle nicht, daß Goethe über Adolf Pichlers Poeſien mit einem gleichen Behagen ſich geäußert hätte, ja nur noch erfreuter. Denn da ein großes Kulturvolk, wie die Deutſchen, ſeine poetiſchen Genüſſe doch nicht aus ſerbiſchen Naturzuſtänden holen kann, ſo trifft ſich nichts glücklicher, als ein Repräſentant dieſes Kulturvolks, ein klaſſiſch und wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, der mit dem Hammer des Mineralogen der Natur wieder ſo nahe tritt, als wäre er nie losgelöſt von ihr, der mit Hirten, Bauern und halbwildem Bergvolk als ſeinen Wirten nächtigt, als ſeinen Trägern Tagmärſche macht und, geſättigt von allen Kunſtquellen der Poeſie, beſtändig an den Naturquellen des Menſchentums trinkt. In dieſem Berufe dann Dichter ſein, heißt von ſelbſt auf epiſchen Wegen wandeln. Der Innsbrucker Profeſſor ſucht nicht Stoffe, er ſucht Steine. Aber Epen wie „Fra Serafico“ kommen ihm dabei ungeſucht in den Wurf. So klopft er ſich eines Tages in die Apenninen hinein, da hört er im einſam wilden Geſchroff plötzlich ſich angeſprochen: „Laßt all den Quark, den Ihr zuſammenklaubt, Ihr habt den Platz nicht gut gewählt; für Geognoſten iſt ja der Macigno faſt unfruchtbar.“ Große Verwunde-

rung, denn ein greiſiger Klausner in Strick und Zottelrock ſteht vor ihm — was weiß ein alter welſcher Mönch bei Paternoſter und Brevier von geognoſtiſchen Zwecken? Natürlich wird Bekanntſchaft gemacht. Zwar iſt Fra Serafico nicht der Mann, ſeinen Lebensſchatz jedem Fremdling preiszugeben, aber die beiden Bergfreunde ziehen ſich an, und wohl juſt darum, weil ſie ſich nicht im Kaffeehaus und auf belletriſtiſchen Bummelwegen gefunden, ſondern im rauhen rüſtigen Arbeitsernſt, was Achtung und Zutrauen unter Menſchen austauſcht. Gaſtfreundſchaft und Berufsbruderſchaft löſen die Zunge. Der alte Einſiedler nämlich iſt — vom Fach. Er war in jungen Jahren auch einſt ein feiner Stadtherr, war der Sohn eines Gelehrten, ſelbſt Gelehrter, Doktor der Medizin, Literaturfreund, kurz alles, was unſer Innsbrucker Profeſſor. Mit dieſer ganzen Lebensform brach er, als eine Kokette ſein Herz brach. Er hat das gebrochene Herz aber nicht in Poeſie ausgemünzt und noch koketter einen Band Gedichte darüber geſchrieben; er ſchüttelte den Stadtſtaub von den Füßen, ging in die Berge und ſuchte ſich ein arbeitſames praktiſches Menſchentum. Natürlich nicht Doktor-Praxis; ſeine halbwilden Arkadier ſind viel zu geſund dazu; er nimmt alſo die Weihen, um ihnen den Idealismus ſeines Herzens, und zwar in der einzigen Form zu bieten, die ſie verſtehen, als Religion. Er baut aus Eigenem ſeine Klauſe, ſeine Kapelle, und hat nun Arbeit genug, eine rauhe, aber bildſame Herde zu weiden, deren nützlicher Hirt er geworden.

Man ſieht, das alles iſt epiſch an ſich. Das Talent braucht bloß ſo weiſe zu ſein, ſo ſelbſtlos, ſo frei von Eitelkeit, die reine Gottesgabe nicht zu verderben, und das Epos wächſt wild aus ſeinem Boden, in aromatiſcher Wildheit und Schönheit. Zwei tüchtige Mannesnaturen treffen zuſammen, jeder in Handlung und Tätigkeit. Beim gemeinſamen Mahle, das der Wirt als ſeine eigene Hausfrucht empfehlen darf, im Abendglühen der Berge, worin ſie als einem Felde ihrer verwandten Arbeit ſich begegnet, teilen ſie miteinander die Ernte ihrer Erlebniſſe, die großen Poſten:

„Menſch und Schickſal". Denn nicht nur die Idylle ſpielt, nicht nur die Tragik des Herzens ſpielt, auch die Tragik der Geſchichte — Italiens Leidenstage, Blut, Schlachten, Kriegsgerichte, raubtieriſches Banditentum, ein ganzer Weltglobus rollt durch unſere vier Bogen! Und was hat nicht wirklich alles Platz in einem Gedichte, welches marſchiert und nicht bummelt, welches bündig erzählt und nicht ſchönrednerisch deklamiert!

Die dichtende Geſundheit und Rechtſchaffenheit dieſes Büchleins wird jedem genußfähigen Leſer Freude machen, aber keiner erwarte, daß ich ſchließlich auch mit einem Apparat von Zitaten dazu einlade, womit ſo oft die Kritik ihr Gebäude zu krönen liebt. Paſſender zitiert man die Talente als die Charakterprobe; aber ich komme darauf zurück, daß das Talent weiter nichts iſt als ein gleichgültiges Stelldichein von mehr oder minder wirkſamen Geſchicklichkeiten, und daß ſein höherer Wert erſt anfängt, wenn es ein Werkzeug in der Hand des Charakters wird. Am liebſten möchte ich zwei Wörter wie Talent und Charakter in eins zuſammenfaſſen und dieſes hieße dann Tugend, nämlich das Taugende, alſo ein Begriff zugleich des Talentes und der guten Anwendung des Talentes. Tugend aber iſt nicht Stückwerk und teilt ſich nicht in Stücken mit. Daher illuſtriere ich auch Dichtertugend nicht ſtückweiſe — hier ein Prachtſtück von Landſchaftsbeſchreibung, da ein Kabinettsſtück von Charakterzeichnung; juſt die Untugend fertigt am liebſten ſolche Muſterproben an, damit ihre Muſterreiter darauf reiſen können. Das poſaunt ſich gar herrlich von Journal zu Journal aus, iſt es für die Poſaune doch eigens geſetzt! Das Publikum merkt nichts. Es merkt nicht, daß es ſeit dreißig Jahren noch kein Epos geleſen, deſſen Held ein anderer geweſen wäre — als der Herr Verfaſſer. Seine „Schönheiten des Details", die das Publikum den Vorbetern ſo blind nachbetet, ſind oft die unverſchämteſten Kirchendiener ſeines Ich-Kultus, ſind in ſeinem angeblichen Epos, was auf dem Theater die „Drücker und Schlager" ſind, lauter Couplet-Effekte ſeiner Effekthaſcherei. Mo-

raliſch iſt ja der Mann — Theater-Virtuos bis in die Fußſpitze. Wer doch den Verſuch machte, direkt nach einem modernen Epos — ein Stück in der Bibel oder im Homer zu leſen! Nun — Adolf Pichler lieſt ſelbſt drin.

— — — Nach altem Brauch
Will ich noch blättern in der Ilias ...

beſchließt er ehrlich und unſchuldig und ohne Furcht vor dieſer Ideenverbindung, die ihm keine Gefahr bringt, eines der ſchönſten dichteriſchen Tagewerke in den „Markſteinen", welche ſelbſt eine der ſchönſten Gedichtſammlungen ſind. Von ihnen in einem zweiten Artikel.

II.

Markſteine

(Gera, Amthor, 1874)

Die „Markſteine" ſind eine Gedichte-Sammlung, wieder ein ſehr mäßiger Band von bloß fünfzehn Bogen, und doch — die Ernte von fünfunddreißig Jahren! Wieviel Lyrik ließe ſich in ſo vielen Jahren „produzieren" mit der modernſten Zudringlichkeitspraxis, jeder Gelegenheit nachzulaufen, jeder Eröffnungs- und Schlußfeier eins anzuhängen, jeden Toaſt telegraphiſch mitzutoaſten, kein Album für Ueberſchwemmte und Abgebrannte zu verſäumen und jedes europäiſche Unglück mittelſt kurzer und langer Silben zu vergrößern! Dieſe Praxis bringt es zu den Erfolgen — anderer, denn es geſchieht für ſie, wenn ein Berühmter ſeit fünfundzwanzig Jahren und bald darauf einer ſeit fünfzig Jahren berühmt iſt; dem Berühmten richten die Berühmtwerden-Wollenden ſein Jubiläum zu. Dieſe Praxis iſt gerührt über jeden ſiebzigſten und begeiſtert über jeden achtzigſten Geburtstag eines alten Mannes, der in ſeiner Jugend Verſe gemacht hat, und macht auch Verſe drauf. Ihr beſter

Trumpf aber iſt es, luchsäugig auf regierende Fürſten zu vigilieren, welche ſelbſt Abſtecher auf den „Parnaß" machen, an ihre Höfe zu reiſen, Audienz bei ihnen zu nehmen, einen „Guten Morgen, lieber Doktor!" von ihnen zu erhaſchen und dann begeiſterte Hymnen loszulaſſen, wie der gekrönte Kollege den ungekrönten ſo hübſch ebenbürtig auf der Menſchheit Höhen ſpazieren geführt. Und nach ein paar Jahren iſt mit dieſer Praxis auf einmal ein Dichtername da, iſt in aller Welt Munde, ohne daß ein Menſch wüßte, mit welchem Rechte!

Adolf Pichler dichtet, ſoviel ich aus den „Markſteinen" ſehe, ſeit dem Jahre 1838; er hat alſo auch ſchon ein 25-jähriges Jubiläum, und zwar ſeit langem, hinter ſich. Ich wüßte mich aber nicht zu erinnern, daß ihm der Hinz eines feierte, wahrſcheinlich weil er dem Kunz keines gefeiert. Denn heutzutage wird man nur mit den Nicht-Dichtern Dichter. „Da ſchwimmen wir Aepfel", ſagte der Roßapfel, als er mit dem Borsdorfer den Fluß hinabtrieb.

Aber zum Glück läuft der Fluß durch Gottes Welt und Ewigkeit denn doch ziemlich lang, länger als es der Roßapfel aushält, der bald zerfließt, während der Borsdorfer dauert. Sie mögen zu Hunderten zerfloſſen ſein, die im Jahre achtunddreißig zu dichten angefangen; damals konjugierte ich: tupto, tupteis, aber heute, nach vierzig Jahren, gibt mir der Borsdorfer noch immer zu ſchreiben und im zwanzigſten Jahrhundert geſchieht es wohl auch noch.

In den „Markſteinen" ſtehen Dinge, die ewig ſind.

Beigedruckte Jahreszahlen machen uns die chronologiſche Folge vom älteſten bis zum jüngſten Gedichte erſichtlich; aber die Zahlen hinweggedacht und nur die Anordnung ſelbſt beibehalten, ſo würde der Entwicklungsgang des Dichters ebenſo evident dargelegt ſein.

Das erſte und älteſte Drittel fängt ſo ziemlich an, wie der dichtende deutſche Jüngling überhaupt anfängt — der das Entfernteſte immer zuerſt aufſucht. Im engen Rahmen drängen ſich hier Stoffe, wie: das „Schwanenlied der Sibylle" — „Der letzte Prieſter der Iſis" — „Der Barde" —

„Lucifers Werbung" — die Poeſie, die am See Genezareth geſpielt hat — kurz, weltgeſchichtliche oder religions-philoſophiſche Weitläufigkeiten, Motive, wie ſie aus Büchern und Schule in die Phantaſie übergehen. Uebrigens würde die Herrſchaft der Form und das Produktionsvermögen der Schönheit, das oft ſchon groß iſt, die Jugendlichkeit dieſer Poeſien nicht anders verraten, als eben nur durch die W a h l der Stoffe ſelbſt, durch den deutſchen Charakterzug aller Jugend: früher in Vorſtellungen als in Wirklichkeiten zu leben. Es iſt das die ſpezifiſch deutſche Literaten-Poeſie, weil ſie vom Buchſtaben, litera, ausgeht, nämlich von dem, was ſie geleſen und nicht, was ſie geſehen hat. Aber während andere deutſche Dichter, und darunter die namhafteſten, beim Buchſtoff der Poeſie, bei der Palme, beim Scheik von Mekka, beim heiligen Teich von Singapur, oft ihr Leben lang ſtehen bleiben, oder in dieſe erotiſche Vorſtellungswelt immer wieder zurückkehren, erinnert ſich unſer Tiroler Dichter gar bald, daß er ein reicherer Mann iſt. Er ſcheint ſich eines Tages geſagt zu haben: Wozu brauche ich die Schulmotive von Rom und Hellas, und fremde Menſchen und fremde Tiere und Pflanzen? Wozu brauche ich zwiſchen der Scharnitz und der Veroneſer Klauſe noch die Thermopylen? Wozu brauche ich zwiſchen dem Großglockner und dem Ortler noch einen Berg Ithome oder Taygetos, da mir der Iſelberg und die Martinswand vor Augen ſtehen? Wozu brauche ich den doriſchen Peloponnes und helden- und ſagenreiche Herakliden, wo die letzten Graubärte des Sandwirts noch immer in Fleiſch und Blut wandeln, wo auf Zinken und Schroffen in wehrhafter Unnahbarkeit Ziegenhirten, Senner und Wilderer hauſen, die monatelang keine Stadt und kein Dorf ſehen, die am älteſten Herdbau der Menſchheit ſich ſelbſt ihr rauhes Mahl kochen, ein heroiſch-mythiſches Helden- und Rieſengeſchlecht, mit welchem Homer augenblicklich fortfahren könnte, wo er vor dreitauſend Jahren aufgehört hat!! Wozu brauche ich in Meſſenien und Arkadien ein „klaſſiſches Altertum", da nichts klaſſiſcher und nichts altertümlicher iſt als mein eigenes

Arkadien, mein teures Tirol! Und nicht einmal den klaſſiſchen Schönheitsſinn braucht ein Tiroler in Hellas zu ſuchen. Die Leier von Teos, die Tiroler Zither, iſt in jedermanns Hand, die kurzen Buhl-Liedchen Anakreons, der Vierzeilige, in jedermanns Mund; welche Muſiker, Tänzer und Dichter ſind meine Rodler und Wilderer! Und welcher Sammler Europas iſt nicht vollends glücklich, die Plaſtik meiner Landsleute, ein koſtbares Holzſchnitzwerk, ſeinen Hausſchatz nennen zu dürfen? Kaum in Hellas ſelbſt ging's ſo hoch her, und doriſche Heldenkraft und joniſche Kunſtzartheit mußte man entlegener bei den Stämmen ſuchen, als in Tirol, wo dieſe Zweiheit überall eins!

Dieſe Reflexion iſt aber offenbar auch wieder kein Stubenprodukt, wie ſo viele Dichter-Reflexionen, ſondern ein Lebensprodukt. Man erkennt in den „Markſteinen" faſt genau den Punkt, wo der poetiſche Innsbrucker Profeſſor ſeinen Geognoſten-Hammer in die Fauſt nimmt und zum erſten Male auf mineraliſche Bergfahrten auszieht. Das war ein Glückstag! Jetzt erſt lernt er Tirol kennen, was man *kennen* nennt, anders als wir Touriſten und poetiſche Müßiggänger; er erarbeitet ſich praktiſch ſeine Poeſie, er erobert ſich in Landſchaft und Menſchentum die naturvollſten Mächte der Welt durch einen Verkehr, der auf reale, unmittelbar ſinnliche Zwecke ausgeht — kurz, er dichtet aus jenem *tätigen* Zuſtand heraus, den Goethe mit Recht für Dichterboden erklärt, und — Goethe hat immer recht! Es überleuchtet uns förmlich mit Wahrheitslicht!

Der erſte Schritt, den der Literardichter ins Volksleben tut, geht unfehlbar in die Sagen des Volkes, weil auch das zu den heilig gehaltenen literariſchen Traditionen gehört, mit Andacht der *Volksſage* zu lauſchen. In der Schule haben das die Mythologen, Philologen, Germaniſten eingeſchärft, und ſo erſcheint von der Schule zum Volksleben die Sage juſt als der gewieſene Weg. Natürlich iſt Tirol ſagenreich. Jedes Hochgebirgsland brütet in ſeinen ſtarken, geſpenſtigen Schlagſchatten die Poeſie der Geiſtergeſchichten aus, und Menſch und Phantom, Lebensblut und Schatten-

bild ſtehen faſt auf dem Fuße gleicher Körperlichkeit miteinander. Das ſchafft Tatſachen für den Dichter. Auch der unſerige ehrt die Mythe ſeines Landes und geht auf die Einfalt jener Nebenreligion, die man Volksglauben und Aberglauben nennt, treuherzig ein. „Johannisnacht am Achenſee" hat ſich auf irgendeinem Luft- und Nebelweg, wie ihn die Sage liebt, eine Art fliegenden Holländer nach Tirol heimgeholt; „Der Schmied von Goſſenſaß" wendet im Licht unſerer Tage einen gruſelnden Anfang zu ſchalkhafter Heiterkeit; „Die Spröde" malt einem koketten Närrchen gutmütig-ſchauderhaft den Teufel an die Wand, und zwar buchſtäblich als mangeur de coeurs. Es war vielleicht zu Anfang ſeiner geognoſtiſchen Wanderjahre und in einem Uebergangsſtadium, als Adolf Pichler dieſe Stoffe auflas, und ſehr bezeichnend iſt das Maß, das er darin hält und das über die drei genannten Stücke nicht hinausgeht. Er ſcheint gleichſam ſagen zu wollen: Seht, welche Ernten es gäbe, wenn ſich ein Dichter auf die dichtende Volksphantaſie ſtützt! Uebrigens — ſelbſt iſt der Mann. Ich habe euch aus Tirol noch ganz andere Perlen zu bringen als Schatten.

Und er bringt ſie!

Denn jetzt kommen jene ſechs Stücke: „Des Eſels Kinder" — „Der Herenmeiſter" — „Der Student" — „Der Totentanz" — „Der Teufelmaler" — „Jahr und Tag" — Gedichte, in welchen der Schwerpunkt der „Markſteine" liegt und deren Wert bleiben wird, ſolange man deutſch lieſt. Es ſind epiſche Erzählungen, Tiroler Volks- und Landesbilder, die von nichts dieſer Art übertroffen werden, wohl aber das meiſte übertreffen, was die Poeſie des Volkstums geleiſtet oder verſucht hat. Hebel und Fritz Reuter glaubten bis in den Dialekt herabſteigen zu ſollen, um zum Volke herabzuſteigen; Adolf Pichler findet mit Leichtigkeit den Punkt, wo die Bildungsſprache aller Deutſchen mit der Lokaltreue realſter Beſonderheit Hand in Hand gehen kann.

Die meiſten dieſer Edelſteine ſind gleichzeitig mit den Halbedelſteinen, mit den koſtbaren und ſeltenen Mineralien

gefunden, welche der Innsbrucker Professor von der Scharnitz bis in die Apenninen sucht. Man hört wiederholt seinen Hammer und Meißel klopfen. Man sieht ihn auf seinen praktischen Wegen, sieht eine tätige Menschenbeziehung zwischen Dichter und Volk — der Geognost bei seiner Arbeit und der einsame Bergbewohner bei der seinigen. Immer ist es, wie im „Fra Serafico", das patriarchalische, echt epische Verhältnis zwischen Wirt und Gast, zwischen dem Sänger und seinem Helden, und wie sich der letztere dem erstern, ohne es zu ahnen, in treuherziger Menschlichkeit, am gemeinsamen Herdfeuer, von selbst als Stoff darbietet.

Und welche Stoffe sind es! Von dem Paradieses-Frieden der süßesten Idylle bis zu der Tragödie der leidenschaftlichsten und erschütterndsten Wetterschläge hat unser Steinsammler Steine genug gefunden, um das Mosaikbild der ganzen Welt zusammenzusetzen, und ist ihm das Menschenschicksal in allen Gestalten auf seinen Berufswegen begegnet. Es wird in Haus, Vaterland, freundlicher und feindlicher Wechselbeziehung nicht *ein* großer und wichtiger Umriß zum Gesamtbild des Lebens in diesen sechs Erzählungen fehlen. Man hat „alles gesehen, was auf Erden geschieht", wenn man diese wenigen Blätter durchliest.

Ungenügend wird aber immer das Wort bleiben, um jenes *stilvolle Maß* zu bezeichnen, von welchem der Erzählerton unseres Dichters seine herzgewinnende Kunstform erhält. Es ist ein Genuß, seine Verse zu durchwandeln und von jedem im voraus zu wissen: er wird zielen und treffen. Nur sieht man das Treffen besser als das Zielen, das man nicht sieht. Es geht alles wie bewußtlose Gesundheit vor sich. Von der Natur spricht er malerisch-ruhig und groß — weder hoch auf Poeten-Zehen, um sich mit dem Riesen zu messen, noch die Hände in der Hosentasche und mit jener schlechten Einfachheit, welche Ohnmacht ist. Den Menschen kommt er mit Menschensinn entgegen, ohne vorgefaßte Volkstümelei, knapp, stramm, würdig und teilnehmend. Und welches Schauspiel erst, wie sie dann *ihm* entgegenkommen! Wie sie die ungeheuersten Schicksale von

ſich ablöſen, als fielen reife Früchte vom Baume, wo oft in Blitz und Sturm der halbe Baum zuſammenkrachte! Wie ihnen der Epiker ihren Naturlaut vom Munde nimmt und ihren Gefühlsausdruck ſtatt zu einem gefühlſamen Erguß zu einer *plaſtiſchen Tatſache* macht!

So hat einer ſeiner Helden in der Franzoſenzeit ein paar feindliche Offizierchen über dem Bubenſtreich einer Frauenvergewaltigung betroffen und ſie kurzweg zuſammengedroſchen:

„Ich ſchlug ſie mit der Fauſt, daß ſie die Fersen
Zum Himmel reckten! — Zog denn keiner blank? —
Sie hatten ihre Degen abgeſchnallt,
Ihr wißt, warum! Doch laßt mich weiterfahren,
Sonſt komm' ich nicht zu End'. — Sein Auge glomm
In dunkler Höhle, wie die Lunte brennt
Unheimlich in der Hand des Kanoniers.
Die Unterlippe zuckte gleich dem Blatte,
Auf dem ein Knabe pfeift."

Sinnlicher kann man das innerſte Zornesbeben nicht mehr in einem äußern Bilde veranſchaulichen. Und auch naiver nicht. Der Dichter pflückt ſein Bild vom nächſtbeſten Strauch, wie Homer die ſeinigen, er nimmt's aus der unmittelbaren Umgebung eines Naturvolkes in Berg und Wald. Er nimmt's von Bauernbuben, welche ſpielend auf einem Blatte pfeifen. Um ähnlicher Züge willen begleiten wir gleich das Gedicht noch ein Stückchen weiter. Der Frauenritter fällt den Franzoſen, deren immer mehr herankommen, in die Hände; ſein Recht iſt klar, ihr Unrecht auch, ſo wagen ſie ihn nicht zu füſilieren, mißhandeln ihn aber bübiſch genug mit hundert Stockſtreichen:

„Man riß mich nieder wie ein Vieh, es ſteckte,
Damit die Zung' ich nicht aus Qual zerbeiße,
Ein bayeriſcher Soldat mir eine Kugel
Voll Mitleid in den Mund. Ich zuckte nicht,
Bei keinem Streich, der ſauſend niederfuhr:
Ich blieb wie Erz — doch zählt' ich jeden Streich!"

Die letzten Worte ſind das überfließende Gefäß eines Gefühls, das ſelbſt mit keinem Tropfen ausgemalt wird.

Was der Mann ſinnt und fühlt, ſagt einzig dieſes fürchterlich ſchlichte Wort, das wie ein drohendes Rieſenwetter am Horizont der Handlung auftaucht und ſtehen bleibt. Und die Handlung entwickelt ſich. Der Sandwirt ruft, der Landſturm bricht los — ob unſer Held mittut! Schon auf dem nächſten Blatte knallt ſein Stutzen von der Paßhöhe in die Schlucht nieder, wo die Franzoſen „blau wie Flachs" gedrängt ſtehen. Wie pfeffert er hinein in die Flachsblauen!

„Feſt war mein Arm, ich zielte Schuß um Schuß
Und jeder Schuß warf Einen in die Schlucht.
Nach jedem Schuſſe ſtrich ich mit der Rechten
Mir einen Hieb vom Leib."

Kann man ein innerliches Fühlen plaſtiſcher vor Augen ſtellen? Man ſieht faſt die Streiche von ihm abfallen, gleichwie man die Feinde fallen ſieht. Und jetzt wiſſen wir auch, warum er früher gezählt hat. Jener halbe Vers und dieſe anderthalbe ſind eine Lebensgeſchichte. Ohnmächtige Mißhandlung, heiße Racheſchwüre, Tag der Abrechnung — ein ganzes Drama von Gefühlsentwicklung und Fortſchreitung liegt in dem grandiöſen Bauernſtil dieſer zwei Verſe. Und ſo erzählt man epiſch!

Was ich von dem Kunſtwerte dieſer Erzählungen geſagt habe, duldet keine Rangordnung unter den ſechſen. Sie ſind gleichen Ranges. Wer Unterſchiede liebt, findet ſie höchſtens im Inhalt, denn ganz naturgemäß wird irgendein Stoff ſchickſalsreicher, ein Charakter intereſſanter, ein Anfang lebendiger und ein Endpunkt rührender ſein als ein anderer. Das alles vereinigt ſich in der Erzählung: „Der Herenmeiſter". Dieſem Gedicht kommt eine Bedeutung zu, daß Adolf Pichler geradezu „der Dichter des Herenmeiſters" heißen und unter dieſem Namen allgemein berühmt ſein müßte — wenn die Publizität immer ihre Pflicht täte. Die Tagespreſſe ſcheint dieſes Kleinod ſeinerzeit (1871) überſehen zu haben, denn es ſteht nun nicht auf dem Repertoire deutſcher Berühmtheiten. Aber gibt es außer dem Journal nicht noch andere Mächte der Publizität?

Dieſen empfehle ich alſo unſern Innsbrucker Dichter. Ich empfehle ihn den Defreggers (iſt er doch ſelbſt einer!), ich empfehle ihn den Malern, welche Dichter illuſtrieren, und wahrlich, es muß nicht immer Ekkehard oder Guſtav Freytag illuſtriert ſein! Adolf Pichler iſt maleriſch wie wenige; jeder Künſtler findet Figuren, Koſtüme und Landſchaft in ſeinen Epen, daß ihm das Herz lachen könnte — wenn die Deutſchen überhaupt erſt wüßten, was ſie haben und nicht immer dieſelben wenigen Namen wie einen Kinderkreiſel herumpeitſchten. Ich empfehle ihn ferner unſerm großen Sprechmeiſter Lewinsky, dem ich es dringend ans Herz lege, das Repertoire ſeiner Vorleſungen, welche die Freude aller Gebildeten ſind, mit Adolf Pichler zu bereichern, einer wahren Schatzkammer von dankbaren Vortragsſtücken. Zumal „Der Herenmeiſter" wäre ein epiſcher „Morte civile", daß ſelbſt Salvinis dramatiſcher einem Künſtler wie Lewinsky noch Lorbeeren übrig ließe.

So wäre es noch möglich, daß ein Dichter ſein Recht fände, der es in dem Grade, als er's verdiente, niemals bekommen hat. Ich rede ohnedies nur von Recht und nicht von praktiſchern Vorteilen, auf die ein Deutſcher von Haus aus verzichten lernt. Denn wenn ich ſoeben leſen muß, daß Tennyſon für ſein Gedicht „The defence of Lucknow" 350 Pfd. Sterl. erhalten habe, und nicht etwa als einen Nationaldank, nicht etwa von der Munifizenz eines Königs, nein, als ſimples Honorar einer ſimplen Wochenſchrift, die es als Beitrag für ein einziges ihrer Hefte ſo belohnen konnte, ſo hat einer Summe von drei- und viertauſend Gulden gegenüber Adolf Pichler ſeinen prächtigen „Herenmeiſter" in jedem Falle verſchenkt. Da iſt es denn doppelt beſchämend, noch obendrein zweifeln zu müſſen, wie ein Gedicht voll Kraft und Schönheit und im Umfang von dreißig Seiten überhaupt nur bekannt geworden ſei. Es iſt doch das Wenigſte, was man verlangen kann, daß der Beſchenkte wenigſtens weiß, daß er beſchenkt worden iſt!

Anhang

Nachwort des Herausgebers

„Sonſt wuchſen die Journale aus den Büchern, heute wachſen die Bücher aus den Journalen."

Dieſes Wort Lamartines hat auch Ferdinand Kürnberger gelegentlich zitiert. Auf wen paßt es aber beſſer als auf ihn ſelbſt? Und bei welchem Buche hätte es einen ſchöneren Sinn als bei dieſen „Literariſchen Herzensſachen"! Ueber die einzelne, oft ephemere künſtleriſche Erſcheinung hinaus hat jede dieſer „Reflexionen und Kritiken" für die Aeſthetik eine tiefere prinzipielle Bedeutung, ſo wie jeder der „Siegelringe" für die Politik einen feſten Abdruck ergab aus dem weichen Wachs der Ereigniſſe des Tages.

Was Kürnberger auf Seite 17 dieſes nun auch ſchon klaſſiſch gewordenen Buches von Leſſing, ſeinem großen Ahnherrn, ſagt, gilt wieder im gleichen Sinne von ihm ſelbſt: „Und ſo leſen wir denn ſchon lange unſeren Kürnberger faſt nur aus formalen Gründen, denn das Sachliche, inſofern es bleibend, ging ja in Fleiſch und Blut über; faſt der halbe Kürnberger aber beſteht leider aus Sachlichem, das vergänglich war und das veraltet iſt. Wer lächelt nicht ſchmerzlich, wieviel Papier ein Kürnberger daran wendete — um einem Johannes Carſten oder ſelbſt einem Johannes Scherr ihre nebelköpfigen Dummheiten zu beweiſen! Welch prächtige Donnerwetter um ſolcher Omelette willen! Aber die Donnerwetter füllen unſer Ohr mit ihrem erhabenen Schall . . ."

Das ſind die Herzensaffären des feinfühligen Merkers, der ſich alles Schwindelhafte, Heuchleriſche, Falſche mit erbittertem Rotſtifte anſtreicht. Es kommt da gar nicht darauf an, daß Kürnberger manchmal mit Kanonen nach Spatzen ſchießt, daß er die kleinen Schwächen eines Ludwig Auguſt Frankl (ſpäteren Ritter von Hohenwart) wie Verbrechen ahndet, daß er dem Dramatiker Friedrich Halm im Herrn Hofrat Elegius Münch von Bellinghauſen ein wenig unrecht tut. Es iſt bei den oft herben und widerſpruchsvollen Gedanken dieſes originellen Kopfes auch ganz gleichgültig, wie viele Leſer geneigt ſind, ſie zu unterſchreiben. Kürnbergers Kritik iſt wertvoll und produktiv, auch wo ſie zerſetzend wirkt.

Aber ſo recht lieb gewinnen wird man dieſen grundehrlichen Fanatiker der Wahrheit und ſeinen trotz mancher Umſtändlichkeit ſtets ſchlichten und präziſen, oft ganz humorvollen Stil erſt dort, wo er lautere Poeſie vorfindet, bei ſeinen wahren Herzensſachen. Er ſucht ſeine keuſchen Schönheiten auf allen Landkarten des Literaturatlanten und gerne auch auf Gemeinplätzen, hegt ſie aber immer als ein „Geiſteigener", deſſen Einſamkeit den Sinn für das Weſentliche wunderbar verfeinert hat. Mit liebevoller Analyſe verſenkt er ſich in das Weſen des Werkes und holt oft mehr

heraus, als sein Schöpfer hineingegossen hat. Hier erst wird Kürnbergers Kritik wirklich in Lessings oder auch Börnes Art produktiv und bedeutet oft mehr für die Literatur als das Produkt selbst.

Im Jahre 1877 ist dieses Buch zum erstenmal bei Leopold Rosner in Wien erschienen. Seit damals ist die längst vergriffene Auflage ein Kuriosum für Bücherfreunde geworden. Die hier gebotene Neuausgabe bringt wieder einen genauen, aber durchgesehenen Abdruck der ersten Auflage, um die sich Kürnberger selbst noch vom August bis zum Oktober 1876 bemühen konnte. In der „Nachlese" wurde, ähnlich wie bei den „Siegelringen", Wesensverwandtes aus dem Gebiete der Literatur und bildenden Kunst aufgenommen, das aus einem oder dem anderen Grunde des Aufhebens wert schien. Manches davon fand sich in Kürnbergers Nachlaß und wäre wohl von ihm selbst in einen der folgenden Feuilletonbände eingereiht worden, die er nicht mehr herausgeben konnte. Manches davon ist wieder durch mühsames Suchen gefunden worden und war für Kürnbergers wenig archivalischen Sinn verloren gewesen, also seiner Redaktion entrückt. Denn seine „Feuilleton-Konskription", ein Notizbuch der Tagesarbeit, reichte nur von 1865 bis einschließlich 1877

Kürnberger ist auch in diesen „Herzenssachen" oft prophetisch, so wenn er, noch vor Gustav Wustmann, die Verheerung der deutschen Sprache durch die Wortklischees, die falschen Metaphern und die anderen „Sprachdummheiten" des Zeitungsstils voraussagt Er ist in den frühen Feuilletons der „Nachlese" sogar sein eigener Prophet: ahnungsvoll protestiert er schon 1848, wenn auch noch leise, gegen die Denkmalseuche unserer Zeit. Und nur selten merkt man eine Differenz zwischen den künstlerischen Prinzipien des jungen und des reifen Kürnberger, wie etwa in der Frage der Bücherillustration: denn er war nicht immer der Bilderbücherstürmer. Jedenfalls können auch die schwächeren, nicht ganz homogenen Stücke der „Nachlese" die „Literarischen Herzenssachen" ergänzen und durften deshalb in dieser Ausgabe nicht fehlen, wenn der Kritiker Kürnberger ganz zur Geltung kommen sollte.

Wien, im Frühjahr 1911.

Otto Erich Deutsch.

Anmerkungen

(Die gesperrt gedruckten Ueberschriften bezeichnen den Artikel, die großen Zahlen vor den Anmerkungen die Seite, die kleinen die Zeile. Kürnbergers Name wird mit dem Buchstaben K. abgekürzt.)

Vorrede

3 [11] „Der Haustyrann" erschien 1876 bei Leopold Roßner in Wien.

Die Blumen des Zeitungsstils

8 Dieses Feuilleton eignete sich 1891 ein Herr N. A. Thiel durch Plagiat an. Es erschien mit diesem falschen Automamen wortgetreu in der „Literarischen Correspondenz" (Leipzig, Eisert und Kurtze, III. Jahrgang, 1. Heft, Seite 21 ff.), die Hermann Thom, ein jenem kongenialer Schriftsteller, herausgab. (Nach einem Briefe Friedrich Schlögls an Leopold Roßner, ddo. 13. April 1891.)

10 Dieser Abschnitt war schon 1872 im Wiener „Correspondenten" erschienen.

17 [17] Lessing spricht im 55. der „Briefe antiquarischen Inhalts" von „Geheimdenräten".

Sprache und Zeitungen

18 Dieses Feuilleton erschien zuerst in einer der letzten Nummern der Wiener „National-Zeitung" (vom 31. Dezember 1865 bis 28. Februar 1866 Tagblatt, vom 11. März bis 1. April 1866 Wochenblatt) am 18. März 1866. Bald darauf, am 5. April 1866, wurde es, wenig gekürzt, in der alten „Presse" wieder abgedruckt. Für die Buchausgabe hat K. die erste Fassung noch erweitert.

32 [11] Paul Lindau hat schon 1877 in einer Kritik dieses Buches („Die Gegenwart", Berlin, Nr. 50) darauf hingewiesen, daß neben „paragrapher" im Französischen auch „parapher" vorkommt, in der Bedeutung: durch Unterschrift geltend machen, was hier gemeint sein könnte.

Bücher-Frau-Frau

33 Zwischen der 1. und 2. Zeile fehlen folgende Sätze, die K. für die Buchausgabe gestrichen hat, auf die er aber im nächsten Feuilleton (37 [2]) Bezug nimmt: „Fragt jeden Buchhändler, fragt z. B. meinen Nachbar Roßner unter den Tuchlauben, bei dem ich mit Vorliebe eintrete, woran er sein Weihnachts- und Neujahrsgeschäft gemacht hat: ob an Flitterbüchern à la Dorés Bibel, oder an jenen einfach-anständigen Bändchen seines Theater-Verlages: Pfarrer von Kirchfeld, Meineidbauer, Wilbrandts Lustspiele, — Artikel, welche nah und fern und oft an namenlosen Orten, vielleicht neu rekrutierten Zuzügen des kaufenden Publikums, bereits telegraphisch bestellt werden. Fragt ihn und hört die Ant-

wort." Der Wiener Verleger Leopold Roſner (I. Tuchlauben 22) gab damals in der Sammlung „Neues Wiener Theater" die erſten Stücke von Ludwig Anzengruber heraus.

Biblia sacra

37[9] Vgl. Anm. zu S. 33.

37[19] Vgl. dazu K.s früher erſchienenen, in der Nachleſe (S. 449 ff.) mitgeteilten Aufſatz „Aus Kaulbachs Atelier".

Schiller, Halm und Johannes Scherr

51[5] Nach Shakeſpeares „Der Sturm" (I. 2, Proſpero zu Miranda).

54[27] Vgl. das Feuilleton „Gottfried Keller" in der Nachleſe, S. 491 f.

55[9] Der Jeſuitengeneral Beckx beeinflußte den Unterrichtsminiſter Thun bei der Reorganiſation des Schulweſens in Oeſterreich. Vgl. Walter Rogge, „Oeſterreich von Világos bis zur Gegenwart", 1872, I. 322 ff.

Geſpräche mit einem Grobian

56 Der Autor dieſes Aufſehen erregenden Buches war Melchior Meyr, der Verfaſſer der „Erzählungen aus dem Ries". Es erſchien anonym mit dem Untertitel: „Herausgegeben von einem ſeiner Freunde".

Der Rhapſode Jordan

68[20] Ueber K.s Verhältnis zu dem ſagenhaften Dichter vom Kürenberg vgl. das Nachwort zu Band I („Siegelringe") und die Biographie.

82[15] Schon Ludwig Uhland hatte um 1830 in ſeinen Tübinger Vorleſungen die Werke des perſiſchen Dichters Firduſi mit der deutſchen Heldenſage verglichen. K. beſchäftigte ſich lange Zeit mit Firduſi. Vgl. einſtweilen „Oeſterreichiſche Rundſchau", VIII. 5, Wien, 1. Dezember 1907.

83[22] Der Laibach-Fluß (Poik-Unz-Laibach).

Bogumil Golz

86[1] Bialyſtok, Bjeloſtok, Kreisſtadt im ruſſiſchen Gouvernement Grodno.

86[21] Wegen dieſes Satzes wurde K. tags darauf von einem Anonymus in der „Neuen Freien Preſſe" angegriffen. Der offene Brief an den „Herrn Redakteur" dieſes Blattes erſchien am 26. Jänner 1866 unter den „Mitteilungen aus dem Publikum". „Im Namen ihrer beleidigten Mitſchweſtern" ſchreibt „Eine Frau":

„Wir wiſſen nicht, ob dem Verfaſſer der Reklame für die ‚unverſchämte Lebenskraft' unſere ‚Weibleins' bekannt ſind, ob er dabei nur eine orthopädiſche Anſtalt oder ſonſt ein Kranken-Inſtitut berückſichtigte. Wir betrachten die Unzahl ſchöner und kräftiger Frauengeſtalten und freuen uns, daß die kleinſte unter ihnen noch immer ſo groß iſt, wie der Verfaſſer jener geringſchätzenden Zeilen. Wenn auch unſer anämiſches Blut (alſo blutleeres Blut?) zuweilen mit Eiſenpulvern aufgepäppelt (?) werden ſoll — wir tröſten uns damit, daß die 84 Abonnenten jenes Journals unſere Partei ergreifen werden.

Indem wir den ‚Männleins, welche von Bad zu Bad, von Brunnen zu Brunnen leben', ihre eigene Verteidigung überlaſſen, können wir nicht umhin, zu bemerken, daß wir trotz unſerer ‚blaſierten Bildung' dennoch imſtande ſind, des Verfaſſeres Talent zu bewundern, welcher, ohne je

Amerika gesehen zu haben, mit Hilfe der ‚Atlantischen Studien' und dem ‚Leben der Trapper' von Bird, einen so interessanten Roman schreiben konnte, der noch heute allen Europa-Müden als Richtschnur dient." (Vgl. dazu das Nachwort zu Band IV: „Der Amerika-Müde".)

K.s Entgegnung erschien am 27. Jänner 1866 in der „National-Zeitung" als zweites Feuilleton:

„An die anämische Dame in der ‚Neuen Freien Presse'.

Liebes Frauchen! Sie haben ganz recht, sich zu beklagen. Die Herren der Schöpfung haben wieder einmal ihr Recht der Stärke mißbraucht, indem sie die Schwäche der Schwachen verspotteten. Das war unzart. Anämie ist ein Unglück, aber keine Schande. Man hätte das rücksichtsvoller sagen können. Indes, im Schreiben geht das nicht anders. Ach, Sie schreiben ja nicht, Sie können das nicht wissen, Sie Glückliche! Sehen Sie, wenn man so schreibt, en verve, stoffvoll, gedankenvoll, und nur Eile hat, den strömenden Ideen nachzulaufen, so passiert dem besten Herzen ein lapsus calami, der eben nicht aus dem Herzen kam! Man fährt in Karriere seine Straße dahin, sieht auf tausend Schritte das Große und Ganze der Richtung, übersieht aber leicht irgend ein armes, kleines, skrophulöses, anämisches Krüppelchen, das dicht unter den Rädern zappelt und elendiglich überfahren wird. Ein bißchen Rauheit, ja Roheit steht uns Männern gar nicht so übel, und die minutiösen Detailkrämer, die glatten, geschniegelten Zierbengel, die mit der Lupe in der Hand schreiben — Gott verzeih mir's, häkeln, filetstricken, spitzenklöppeln! — mögen Sie sie? Ich nicht. Es sind Jammerkerle! Es sind die schwächsten, impotentesten unter uns, zu jedem höheren Kraftaufschwung verdorben.

Also, mein liebes anämisches Frauchen, ich küsse Ihre kleine magere Hand und bitte Sie um Verzeihung. Haben Sie mir vergeben? Ja? Gut! Abgetan! Zum Dank dafür eine Belehrung, damit Sie sich künftig nicht bloßstellen, wenn Sie wieder schreiben.

‚Anämisches Blut' kann man allerdings sagen. Wenn Sie es mir nicht glauben, fragen Sie nur Ihren Arzt. Mein Gott, woher sollen Frauen wissenschaftliches Sprachgefühl nehmen? Ein Blut im Zustande der Anämie ist anämisches Blut, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Sie machen es durch die Uebersetzung lächerlich? Sie Schäkerin! Als ob Sie nicht wüßten, daß mit einem veränderten Worte gleich die Sache verändert wird. Die Sprache ist ein gar zartes Instrument! Abstrakt heißt abgezogen, aber ein abgezogener Schinken ist noch lange kein abstrakter Schinken. Sehen Sie wohl!

‚Aufpäppeln' ist Ihnen ebenso ein fragliches Wort. Aber es ist ein gutes norddeutsches Wort, was selbst mir als Süddeutschem geläufig ist. Aber freilich, Sie schreiben ja nicht! Kein Mensch wird von Ihnen verlangen, daß Sie um die Schachte deutschen Sprachschatzes wissen sollen. Ihr lieben Weiberchen, wie lieb seid ihr in eurer Unwissenheit!

Also aufpäppeln heißt auffüttern. Das Wort kommt von Pappe her, scherzhaft: Der Kinderbrei. Es ist eben eines der vielen Spielworte aus der Kinder- und Ammensprache: Arme Frau, haben Sie keine Kinder? Dann wären Sie sehr unglücklich oder — sehr tugendhaft!

Aber andererseits wieder — woher wissen Sie, daß die ‚National-

Zeitung' soundso viele Abonennten hat? Geben Sie so intim mit den Offizianten der Expedition oder der Post um? Ei, ei, was muß ich denken? Denn Sie müssen wissen, die Auflage einer Zeitung ist ein sehr intimes Geheimnis. Mancher Mitarbeiter weiß es oft selbst nicht. Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen!

Ueberhaupt, liebes Frauchen, kommt mir Ihr Brief nicht recht geheuer vor. Ich glaube deutlich, Männer- oder wenigstens Bubenhände darin zu spüren. Es ist so gar nichts Weibliches in dem Briefe! Die Weiber haben einen Ton, wenn sie beleidigt sind, der in der Anklage fast schon verzeiht; einen Ton, so mild, so weich, so rührend, so bittend, einen Ton, so voll edlen, demütigen Stolzes — ah, wie kenn' ich diesen Ton! Es ist ein Seidenfaden, der Löwen gängelt.

Gestehen Sie's nur, Sie haben Ihren Brief von einem — Champion redigieren lassen! Nun, Gott besser's, an welchen Buben sind Sie da gekommen! Der Knirps muß auch so ein Splitterchen von einem Literaten sein, und zwar ein recht bosthafter Literat, ein gelbgrüner Neidhart aus dem FF. Sein Ausfall auf den Amerikamüden verrät ihn. Das Buch ist aus den ‚Atlantischen Studien' und dem ‚Trapperleben im Westen' extrahiert! Nun, sagen Sie dem Armen und Elenden, er möge sich zwei Quellenwerke hernehmen und auch ein berühmtes Buch schreiben. Die Quellen liegen ja da, greife zu wer mag! Ach ja, es ist ein Literat, kein Zweifel! So neidisch kann nur der Zunftneid sein! Ein Buch, das im zehnten Jahre noch von sich reden macht und weder Kameraderie, noch Ordensreklame bedurft hat, um *ohne* sie mehr zu sein, als manche Schwindelmakulatur *mit* diesen . . .

Aber mein Gott, welch ein Gedanke fährt mir da durch den Kopf! So viel ich sehe, *kennen* Sie meine geringe Person. Sie spielen auf die Natur derselben an, die allerdings kaum größer ist als *Thiers* oder *Schleiermacher*. Aber sollte der Gekannte nicht wieder kennen? Mustere ich nun die Damen *meiner* Bekanntschaft, so finde ich keine, keine, die mir den Ruhm des Amerikamüden neidete! Gespenstisch steigt wieder der Gedanke in mir auf, daß ich überhaupt nicht zu einer Frau spreche, sondern bloß zu einem — Frauenrock! Madame, sollten Sie ein Mann sein? Sprechen Sie!

Aber das ist zuviel verlangt. Vielleicht darf ich raten. Ist Ihr Mann-Weib oder Weib-Mann etwa der nämliche gute Freund, welchen die ehrenwerte Redaktion der ‚Neuen Freien Presse' selbst nur mit Unlust beherbergt, und welchen sie längst abgedankt hätte, wenn er nicht einen Kontrakt mit ihr hätte? Doch wozu Licht in einem Dunkel, welches des Lichtes nicht wert ist? Lassen wir's! Genug, Sie kennen mich, werte Frau, und ich, wenn ich anders Ihren Champion kenne, so sagen Sie ihm, er möge sich doch um Gottes willen hüten — mich näher kennen zu lernen! Die Eulen oder, um wieder norddeutsch zu sprechen, — die Uhlen, könnten ihm leicht sein Todeslied krächzen. Ich spaße nicht!

Ein Mann."

Darauf antwortete die Redaktion der „Neuen Freien Presse", der damals Friedrich *Uhl* angehörte, in einer „Korrespondenz" am 30. Jänner.

Dieſe Antwort zitiert K. in ſeiner neuen und letzten Entgegnung, die am 31. Jänner in der „National-Zeitung“ erſchien:

„Postscriptum
an die anämiſche Dame in der „Neuen Freien Preſſe“.

Um Gottes willen, liebe Frau, bleiben Sie hübſch bei der Sache, wenn Sie wieder einmal etwas zu rügen finden! Sie haben ſich gegen eine Stelle in meinem Bogumil-Goltz-Feuilleton Ihrer anämiſchen Schweſtern angenommen, und das mochten Sie immerhin. Aber, welcher Zwietrachtsdämon trieb Sie an, Ausfälle zu machen auf die, noch dazu entſtellte, Abonnentenzahl der „National-Zeitung“ und auf den, Gott ſei Dank, nicht zu entſtellenden Ruf des Amerikamüden? Gehörte das vor ein Tribunal der Weiblichkeit? So wenig, daß ich ſteif und feſt glaubte, bei dieſen Ausfällen die Diagnoſe auf Brot- und Zunftneid ſtellen zu dürfen, kurz, daß ich an eine männliche Feder glaubte. Wie geſchieht Ihnen nun, wenn Sie heute in der Korreſpondenz der „Neuen Freien Preſſe“ folgende Zuſchrift an mich leſen: „An den ‚Mann‘ der Wiener ‚National-Zeitung‘: Sie irren. Die von uns veröffentlichte Zuſchrift einer Frau iſt keine fingierte, ſondern von einer leibhaftigen Frau an uns gerichtet. Auch alle Ihre anderen Suppoſitionen ſind irrtümliche und damit entfällt jeder Anlaß zu einer Entgegnung auf Ihren uns erſt verſpätet zu Geſichte gekommenen Artikel.“ — Wie geſchieht Ihnen jetzt? Offenbar waren es die Inſtinkte der Galanterie in mir, daß ich jene Gehäſſigkeiten keiner Frau, ſondern bloß unſerem eigenen Geſchlechte zutraute. Nun muß ich ſchwarz auf weiß leſen, ſie ſtammen „von einer leibhaftigen Frau“? Was ſagen Sie dazu?

Aber noch mehr. Während das die „Neue Freie Preſſe“ erklärt, erhalte ich gleichzeitig eine Zuſchrift, worin mir der Mann, der ſich in meinem Brief an Sie getroffen glaubte, ſein Ehrenwort geben läßt, daß er an Ihrer Einſendung unbeteiligt iſt. Das läßt ſich hören! Fort iſt die häßliche Eule des Verdachtes — ich gebe einen Taler dafür! Immer freut es den Biedermann ſehr, wenn er in dieſer fleckenvollen Welt mindeſtens einen Flecken entdeckt, der es nicht iſt, ſondern bloß eine mouche volante ſeines eigenen Auges war. Lernet demnach, lieben Frauen und Jungfräulein, aus dieſer Geſchichte, die Publiziſtik ein wenig vorſichtiger handhaben, denn es iſt eine Waffe, welche der grimme Feuergott Hephäſtos wahrlich nicht für eure zarten Händchen geſchmiedet. Himmliſche Roſen ſollt ihr ins irdiſche Leben flechten, nicht aber Diſteln und Dornen. Und letzteres tut ihr doch, wenn ihr unter ehrlichen Leuten Mißverſtändniſſe verurſacht, welche man von ganzem Herzen bedauern muß.

Ferdinand Kürnberger.

N. S. an die Redaktion der „Neuen Freien Preſſe“. Bald wäre mir Ihre Korreſpondenz-Notiz nicht nur „verſpätet“, ſondern gar nicht zu Geſichte gekommen, wenn mich Mikroſkopiker nicht darauf aufmerkſam gemacht hätten. Sie iſt im hinterſten Winkel Ihres Blattes verſteckt und in jener unſichtbaren Schrift, die man Nonpareille nennt, neueſter Zeit aber füglich Trichinenſchrift nennen könnte. Ei, meine verehrten Herren, was denken Sie? Wie kann man ſolch wichtige Gegenſtände ſo non-

chalant behandeln? Verdiente die Sache in Ihren Augen wirklich keine größere Bedeutung? Nun — wie Sie meinen! F. K."

Die „National-Zeitung", für die K. während der drei Monate ihres Bestandes schrieb, ging bald darauf ein. K. war dann zwei Jahre hindurch fast ausschließlich Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse".

Zwischen dem ersten und dem zweiten Goltz-Feuilleton K.s (S. 85 ff. und S. 88 ff.) erschienen ferner am 28. Jänner, 1., 4., 11. und 16. Februar 1866 in der „National-Zeitung" Berichte von K. über die sechs Wiener Vorlesungen des „Naturgenies", die im Prüfungssaale der alten Handelsakademie stattfanden. Das Publikum stand gleich vom Anfang an „unter dem Zauber einer dämonisch-liebenswürdigen Natur, wie es der festen gedrungenen Mannesgestalt da droben, dem Feuergott im Silberhaar, so magnetisch gefesselt gegenübersaß". Bogumil Goltz las aus dem „Buche der Kindheit", dann „Ein Jugendleben", „Zur Charakteristik der Frauen", „Shakespeare und seine Werke", „Kindheit, Jugend und Alter", „Aegypten, die Pyramiden, Stadt und Volk von Kairo u. a.", endlich „Das deutsche Volksmärchen und sein Humor". K., der den Rhapsoden unterdessen im Hause des Hebbel-Biographen Emil Kuh persönlich kennen gelernt hatte, begleitete diese Abende mit liebevoll eingehenden Referaten. Erst nach Goltzens Abreise faßte er sein Urteil in einem berichtigenden Resumé zusammen, das dann am 11. März 1866 in der „National-Zeitung" erschien:

Soll und Haben eines Naturgenies

88[6] K. war 1865 Mitarbeiter des Grazer „Telegraphen" gewesen, den sein Freund Moritz Wengraf herausgab.

Turgenjew und die slawische Welt

101[19] Vgl. K.s Essays „Ueber das antik und modern Tragische" in Band III („Vermischte Schriften").

Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung

110 Von 1862 auf 1863 hatte K. fast ein Jahr lang in Ungarn (Nyiregyháza) gelebt. In den 70er Jahren lernte er auch Siebenbürgen auf einer Reise genauer kennen.

113[33] Diese Sätze sind vermutlich mit Hinblick auf den „Amerika-Müden" pro domo geschrieben.

Horaz, Auswahl aus seiner Lyrik

120[7] Die „Auserlesenen Gedichte" Gottlieb Biedermaiers, angeblich ein Schullehrer in Schwaben, gab Ludwig Eichrodt 1850 in den Münchener „Fliegenden Blättern" heraus. Sie erschienen dort „nebst Beigaben des Buchbinders Horatius Treuherz und des alten Schwartenmeiers", der dem Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer sehr nahe gestanden sein soll.

120[23] Offenbar ist hier die alte „Presse" gemeint, für die K. damals schrieb. Das Feuilleton ist aber wie manches andere ungedruckt geblieben, bis es in den „Literarischen Herzenssachen" zum ersten Male erschien.

121[23] Das Morgenblatt der „Bayrischen Zeitung" schrieb nach dem Erscheinen von K.s Kritik der „Gespräche mit einem Grobian": „Man möchte sagen, der Titel, der Gedanke schon ist preiswürdig; seine Zündkraft ist so groß, daß sie sogar ansteckend wirkt, wenigstens haben diese

bitteren Lorbeeren einen Grazer Korreſpondenten der „Preſſe“ (K. wohnte damals ſchon wieder in Wien) nicht ruhen laſſen, bis es ihm gelungen iſt, dieſen „Grobian“ noch zu übertrumpfen und ſich ſelbſt dieſem Timon als Zyniker Apemantus entgegenzuſtellen. Wahrſcheinlich hat er ſich durch irgendeine Seite des Buches bitter gekränkt gefühlt.“ Vgl. dazu die Entgegnung der „Preſſe“ vom 17. Mai 1866: „Noch einmal der Grobian“, vermutlich von K. Als Motto dieſes offenen Briefes an die Redaktion der „Bayriſchen Zeitung“ iſt nämlich ein Xenion von Schiller verwendet, das K. ſeinerzeit auf Lenau variiert hatte (vgl. Band IV, Nachwort, S. 587):

„Der moraliſche Dichter.
Ja, der Menſch iſt ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergeſſen und kam, ach, wie gereut mich's, zu dir!“

Vgl. ferner K.s Brief an Paul Lindau, ddo. 11. März 1877, einſtweilen in der „Deutſchen Dichtung“ herausgegeben von K. E. Franzos, Berlin, 1898/9, XXV. 297/8.

Le Rime di Michelangelo Buonarotti

122[20] Auf Grasbergers „Nachdichtungen“, die 1885 bei Fiſchers Nachfolger zu Norden neu aufgelegt wurden, folgte 1875 zu Leipzig die erſte kritiſche Ausgabe von „Sämtlichen Gedichten“ Michelangelos „in Guaſtis Text mit deutſcher Ueberſetzung von Sophie Haſenclever“. Nach dieſen erſchienen noch Uebertragungen ins Deutſche von Walter Robert-tornow (1896) und von Heinrich Nelſon (1909). Eine Auswahl der deutſchen Ueberſetzungen nach Michelangelos Gedichten gab R. A. Guardini 1907 heraus („Das Muſeum“, Band VIII), und Grasberger ſpielt darin die beſte Rolle.

126[32] „Qui n'a pas l'esprit de son âge, en a le malheur“.

129[7] Das Buch iſt „Herrn F. K. in dankbarer Erinnerung gewidmet“.

Der entfeſſelte Prometheus

131[25] Zu K.s Anſichten über Spiritualismus und Senſualismus vgl. ſeine apologetiſchen Schriften für den Roman „Das Schloß der Frevel“ im Vor- und im Nachwort zu Band V und den Aufſatz „F. K. und die Sittlichkeit“, „März“, München 1908, II. 4.

139[20] Die erſte bei Roßner erſchienene Ausgabe war „F. K. zugeeignet“. Eine zweite Ausgabe ohne dieſe Widmung erſchien ſpäter in Otto Hendels „Bibliothek der Geſamt-Literatur“ (Halle a. S.).

139[26] In neuerer Zeit wurde das Drama auch von Dr. Helene Richter metriſch überſetzt.

140[5] „Ollanta“, peruaniſches Drama, nach J. J. v. Tſchudis Ueberſetzung aus der Quichuaſprache (Wien, Denkſchriften der Akademie der Wiſſenſchaften, 1875) metriſch bearbeitet von Albrecht Graf Wickenburg (Wien 1876, Leipzig 1894). — „Eigenes und Fremdes“, Gedichte, Wien 1874).

Schillers und Goethes Briefwechſel

140[27] Vgl. 45[8], 75[10] und Wilhelm Buſch im „Maler Kleckſel“:

„. . . Daß jeder, der zum Beiſpiel fremd
Soeben erſt vom Bahnhof kömmt,

In der ihm unbekannten Stadt
Gleich den bekannten Schiller hat."

141[86] Der Albrechts- oder Danubiusbrunnen hinter der Wiener Hofoper wurde 1869 im Auftrag des Stadterweiterungsfonds nach Plänen des Architekten Moritz Loehr von Johann Meixner ausgeführt. — Die Aspernbrücke über den Donaukanal, aus dem gleichen Fonds von den Ingenieuren Fillunger und Schnirch erbaut, wurde im selben Jahre eröffnet und mit Figuren von Johann Melnitzky geschmückt. — Das Kaiser-Franz-Denkmal auf dem inneren Burg- oder Franzensplatze wurde 1846 von Pompeo Marchesi, das Erherzog-Karl- und das Prinz-Eugen-Denkmal auf dem äußeren Burg- oder Heldenplatze 1860 und 1865 von Anton Dominik Fernkorn errichtet.

141, 142 Vgl. die Denkmal-Feuilletons S. 286, 303, 310 ff.

Hermann Kurz in seinen Hauptschriften

146, 158 Diese beiden Artikel wurden im Dezember 1874 geschrieben, aber noch vor der ersten Publikation im Februar, März und April 1875 umgearbeitet.

Claude Tillier und sein „Onkel Benjamin"

169[22] Seit damals sind noch mehrere Uebersetzungen ins Deutsche erschienen. Die Ausgabe von Pfau wurde später bei Rieger und bei Frankh in Stuttgart neu verlegt, in wiederholt durchgesehenen Auflagen.

170[26] L'Indépendant erschien vom 2. Juni bis zum 1. September 1831, L'Association vom 10. Dezember 1841 bis 14. Mai 1843 unter der Leitung Talliers.

171[5] Die „Pamphlete" erschienen in Buchform zuerst 1846 in den 4 bändigen „Oeuvres" von Tillier, herausgegeben von seinem Freunde M. F. Pyat, Nevers, Sionest. (Diese Sammlung enthält neben zwei Erzählungen in Band 2 auch den Roman „Belle Plante und Cornelius", den K. offenbar nicht gekannt hat und der erst 1902 von Otto Ebstein ins Deutsche übersetzt wurde; Leipzig, Reclam jun.) Eine kritische Ausgabe der „Pamphlete" von Tillier hat Marius Gerin (Paris-Nevers) 1906 besorgt. Max Cornicelius hat einige Proben davon in seiner großen Biographie Talliers (Halle a. S., Niemeyer, 1910) übersetzt.

173[17] Der Generalvikar Abbé Gaume hatte die angeblichen Märtyrerreste der heiligen Flavia, die 1838 in den Priscilla-Katakomben gefunden worden waren, aus Rom nach Nevers gebracht, wo sie, in ein Wachsbild eingefügt, am Peter-Paulstage des Jahres 1843 in der Kathedrale aufgestellt wurden.

174[6] Monsignore Dominique-Augustin Dufètre, der ultramontane Bischof von Nevers, der die apokryphe Heilige unter theatralischem Pomp eingeführt hatte.

174[31] André Dupin der ältere (von zwei Brüdern) war Advokat, seit 1830 erst Mitglied, dann Chef des königlichen Geheimen Rates unter Louis Philipp, Generalprokurator am Kassationshof, Minister ohne Portefeuille, endlich von 1832 bis 1839 Präsident der Deputiertenkammer gewesen. Trotz seiner politischen Geschicklichkeit hatte er sich allmählich so mißliebig in Paris gemacht, daß er sich in seine Heimat, die Nivernais, zurückziehen mußte. Er wurde dann Deputierter von Clamecy.

183[31] Vielleicht iſt K. durch dieſe Szene zu dem „Capriccio" im 5. Kapitel der Memoiren des Marcheſe Santafiore („Das Schloß der Frevel", Band V) angeregt worden. Dort flieht der Zwerg Zuppa vor ſeinem Verfolger Caradoſſo in eine Kirche auf den Arm eines poſaunenblaſenden Goldengels und hält zu ſeiner Verteidigung eine erregte Rede vom Altar aus.

187[33] Der Roman war ſchon 1842 in der „Association" erſchienen, bevor er 1843 bei W. Coquebert zu Paris das erſtemal in Buchform aufgelegt wurde.

„Schloß Roncanet"

189[2] Robert Waldmüller war das Pſeudonym des Schriftſtellers Eduard Duboc.

Das Judenſchloß

206[37] Dieſe Stelle zitiert Julius Groſſe in ſeinem literariſchen Gutachten, das er 1880 über Schlieben für die „Deutſche Schiller-Stiftung" ſchrieb (Rudolf Goehler, Die Deutſche Schiller-Stiftung, Berlin 1909, II. 143 ff.).

Moritz Hartmann

217 Hartmann war am 13. Mai 1872 in Wien geſtorben. — Das Feuilleton wurde wieder abgedruckt in der „Sonntags-Beilage der Arbeiter-Zeitung", Wien, 16. Mai 1897.

221[23] Biographien des Dichters erſchienen in der „Bibliothek deutſcher Schriftſteller aus Böhmen" (Prag, J. G. Calve), Band XVIII, XIX: „Moritz Hartmanns Geſammelte Werke", herausgegeben von Dr. Otto Wittner, und Band XXX: „Briefe aus dem Vormärz. Eine Sammlung aus dem Nachlaß Moritz Hartmanns", ebenſo. — K. empfahl Hartmann 1869 der Deutſchen Schiller-Stiftung. Vgl. Band III.

Gottfried Kellers „Sieben Legenden"

236[2] 1870 war „Der heilige Antonius" von Wilhelm Buſch erſchienen, als eines ſeiner erſten Bücher.

236[5] „Evakathel und Schnudi oder Die Belagerung von Ypſilon, ein luſtiges Trauerſpiel in zwei Aufzügen", von Philipp Hafner, 1765 anonym in Wien erſchienen.

Die Quellen der Kunſt

236 Dieſes Feuilleton erſchien in der Wiener „Montags-Revue" als erſter der „Literariſchen Wiener Briefe von F. K." unter dem Titel: „Prolog. — Orgel-Prolog. — Handlick. — Wir. — Ich".

237[17] K. ſelbſt ſchrieb 1879 einen Prolog zur Wiener Gedächtnisfeier des Malers Eduard Kurzbauer. Vgl. die Gedicht-Sammlung dieſer Ausgabe.

Sinnliche Poeſie

240 „Literariſche Wiener Briefe. II".

242, 243 Vgl. Anm. zu 131[25]

244[18] Der Autor dieſes anonym erſchienenen Buches war Eduard Griſebach.

Erwin

247[23] Wiener Witzblätter.

251[4] Karl Landſteiner war Prieſter und wurde 1883 Propſt von

Nikolsburg. Als Schriftsteller hat er nichts Wesentliches mehr hervorgebracht.

Friedrich Schlögls „Wiener Blut"

252[21] Vgl. Band I, S. 196.

Oesterreichs Grillparzer

264[12] Figuren aus Dramen von Friedrich Halm: Percival aus „Griseldis", Ingomar und Parthenia aus „Der Sohn der Wildnis", Thumelicus und Thusnelda aus „Der Fechter von Ravenna".

Dichter und Welt

270[13] Julius Leopold Klein, geb. 1810 zu Miskolcz in Ungarn, gest. 1876 zu Berlin, dramatischer Dichter (7 Bände Dramen, Leipzig, 1871/72) und Literarhistoriker („Geschichte des Dramas", 13 Bände, Leipzig 1865/76).

272[11] An dieser Stelle sei ein Irrtum berichtigt, der sich fortzupflanzen droht. Wilhem Scherer hatte in seinen „Vorträgen und Aufsätzen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich" (Berlin 1874, S. 288/9) einen „ausgezeichneten Wiener Kritiker" ohne Namen zitiert, der über Grillparzers Rudolf II. („Ein Bruderzwist im Hause Habsburg") „mit Recht behauptet": „Nie hat Grillparzer einen Charakter geschaffen, der an unmittelbar einleuchtender Wahrheit und lebensvoller Konsequenz dem Kaiser Rudolf dem Zweiten gliche. . . . Wir befinden uns wie geladene Gäste in der Familie" (Habsburg). Diese Worte stammen aus einem Feuilleton Ludwig Speidels. Oswald Redlich hat sie aber irrtümlich F. K. zugeschrieben, als er sie in einem Vortrage „Grillparzers Verhältnis zur Geschichte" (gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien am 1. Juni 1901; Sitzungsberichte 1901, S. 32, Anm. 31) zitierte. Nach ihm A. Ehrhard und M. Necker, „Franz Grillparzer", München 1902, S. 373.

Von uns und unseren Dichtern

275[21] Vgl. Band I, S. 229 bis 237.

275[30] Vgl. Band I, S. 208 ff.

278[3] „Eglantine", Schauspiel von Eduard Mautner, „Drahomira" und „Rosamunde", Trauerspiele von Josef v. Weilen, „Isabella Orsini", „Maryna" und „Madelaine Morel", Dramen von Salomon H. v. Mosenthal. — Ueber „Eglantine" hatte K. am 17. und 18. November 1864, anläßlich eines Gastspieles der Wolter, im Grazer „Telegraf" eine „kritische Studie" veröffentlicht (vgl. Band III).

Wien, im Spiegel eines Sarges

281[18] „Lokal-Anzeiger der Presse", 30. Jänner 1872: „Meister und Jünger" von G. W.

282[30] „Neues Wiener Tagblatt", 6. Februar 1872, Feuilleton von S. Pflüger.

Ein Aphorismus zur Denkmal-Pest unserer Zeit

286 Beim Wiederabdruck dieses Feuilletons sind kleine Korrekturen aus einem Handexemplar von K. verwendet worden.

290[7] Friedrich Strampfer, von 1870 bis 1874 Direktor eines nach ihm benannten Theaters unter den Tuchlauben in Wien.

290[8] Anton Aſcher, von 1866 bis 1872 Direktor des Carltheaters in Wien.

291[27] Andreas Langrand-Dumonceau, berüchtigter Schwindler, päpſtlicher Graf, 1879 in contumaciam zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt. (Vgl. Bd. I, S. 519.)

Der Reklamenwolf in der Schafherde

294[2] „Die Sirene", Komödie von S. H. v. Moſenthal.

298[24] Anſpielungen auf die Begräbniſſe von Hebbel und Grillparzer.

302[10] Ueber das Verhältnis K.s zu Hamerling vgl. Band III.

Vom Denkmal-Bettel

307[5] Der Tenoriſt Aloiſ Ander war 1864 in Wien geſtorben.

308[23] Dem Wiener Bürgermeiſter Dr. Andreas Zelinka wurde 1877 im Stadtpark ein Denkmal geſetzt.

Das Denkmalſetzen in der Oppoſition

310 Dieſes Feuilleton entſtand zwiſchen Mai 1868 und Dezember 1873.

315[22] K. war von 1866 bis 1869 Generalſekretär der „Deutſchen Schiller-Stiftung". Vgl. Band III.

316[6] Vgl. 76[14].

316[22] Joſeph Frh. v. Hormayr, „Wien, ſeine Geſchichte und Denkwürdigkeiten", Wien 1823/24, 9 Bde.

317[6] Ein Obelisk in der Nähe des „Konſtantin-Hügels", für Johann Kolinich errichtet, einen Leutnant, der „in Erfüllung ſeiner heiligſten Pflichten" am 16. Oktober 1848 gegen die Wiener Aufſtändiſchen gefallen war.

320[27] Vgl. Johann Gottfried Schadows Schillerporträt (Bleiſtiftzeichnung, Berlin) und Jakob Friedrich Weckerlens neu aufgefundenes Schillerbildnis (Oel, Kaſſel; publiziert in „Weſtermanns illuſtrierten Monatsheften", September 1910).

322[4] Albert Niemann, der berühmte Heldentenor.

324[13] Veit Stoß war faſt ausſchließlich als Holzſchnitzer tätig.

325[20] Auf den Ecken der Loggia der Wiener Hofoper ſtanden zuerſt zwei allzu maſſive Pegaſuſſe von Vinzenz Pilz, die dann in einen Park nach Philadelphia kamen und durch zwei auch wenig anſprechende Gruppen von Julius Hähnel erſetzt wurden.

330[13] Das Schubert-Denkmal im Wiener Stadtpark war 1872 von Karl Kundmann errichtet worden.

330[27] S. Anm. zu 141[20].

339[8] Beide Statuen ſind von Bertel Thorwaldſen.

Ich möchte leſen lernen

347 Wahrſcheinlich meint K. nicht den Orgelbauer und Komponiſten Joachim Heß, ſondern den jüngeren Organiſten Adolf Friedrich Heſſe (1809 bis 1863), der mit mehreren Kompoſitionen hervorgetreten war.

347[21] Am 2. Dezember 1870 ſchrieb K. an ſeine Freundin (vgl. einſtweilen „Oeſterreichiſche Rundſchau", XXI, 2, S. 138, 15. Oktober 1909): „Es iſt zur Bildung des proteſtantiſchen Nordens vielleicht kein verächtlicher Beitrag, daß in den Volksſchulen der Geſang ſo gut wie

Leſen und Schreiben ein Unterrichtsgegenſtand iſt." Inzwiſchen iſt dieſer Unterricht auch an den öſterreichiſchen Elementarſchulen eingeführt worden.

348, 349 Antike – Plaſtik, Moderne – Muſik, vgl. S. 141/2.

Ein Votum über die Literatur der Dorfgeſchichten

351[5] Joſef Rank, ein deutſchböhmiſcher Schriftſteller, mit dem K. in den 40er Jahren in Wien verkehrte.

351[9] Die erſten Geſchichten „Aus dem Böhmerwald" waren 1843 in Leipzig erſchienen, wo auch 1851 die erweiterte dreibändige Ausgabe verlegt wurde.

351[20] K. hatte 1845 ein „Volksdrama" mit Geſang, „Das Trauerſpiel im Böhmerwalde", nach einer „Volksnovelle" von Joſef Rank, der „Geſchichte meiner Schweſter", geſchrieben, die 1843 in dem erſten Bande erſchienen war. (Vgl. einſtweilen „Neues Wiener Tagblatt", 14. Oktober 1909.)

363[17] Gegen dieſes Feuilleton erſchienen zwei Proteſte: in einem von Andreas Schumacher, dem Vormunde Ludwig Anzengrubers (vgl. Band III), herausgegebenen „politiſch-literariſchen Tagblatt, Die Gegenwart" (IV. 26/7), am 3. und 4. Februar 1848 „Auch ein Wort über die Literatur der Dorfgeſchichten" von A. J. Renga (= Aigner?), und in der „Zeitſchrift für Gebildete, Der Wiener Zuſchauer" (I. 22, herausgegeben von J. S. Ebersberg) am 9. Februar 1848 „Gegen ein Votum über die Literatur der Dorfgeſchichtchten v. F. K." von Carl Dolde (= Karl Kirſchner).

Friedrich Hebbel als Lyriker

363 Ueber K.s Verhältnis zu Hebbel vgl. Band I und III.

364[9] K. hält ſich in ſeiner Beſprechung nur an die 1848 bei J. J. Weber in Leipzig erſchienenen „Neuen Gedichte". Schon 1842 hatte Hebbel in Hamburg „Gedichte" herausgegeben, und dazwiſchen lagen die Tragödien „Judith", „Genoveva", „Maria Magdalena".

366 Die hier angeführten Proben aus Hebbels „Neuen Gedichten" ſind ungenau zitiert. Leider konnten die Fehler K.s erſt im Verzeichnis der Druckfehler am Schluſſe dieſes Bandes korrigiert werden.

366[27] Hier meint K. offenbar „Das abgeſchiedene Kind an ſeine Mutter", und nicht „Das Kind" (ein Gedicht aus der erſten Sammlung „Gedichte").

367[14] Dieſe ungerechte, aber immerhin intereſſante Kritik K.s, der ſpäter Hebbel ſehr hoch einſchätzte, iſt in H. Wütſchkes „Hebbel-Bibliographie" (Berlin, B. Behr, 1910) nicht genannt. In neuerer Zeit erſchienen folgende Arbeiten über Hebbels Frühzeit: Alfred Neumann, „Aus Friedrich Hebbels Werdezeit", Wiſſenſchaftliche Beilage zum Jahresberichte des königlichen Realgymnaſiums in Zittau, Oſtern 1890. – A. Scheunert, „Der junge Hebbel", Beiträge zur Aeſthetik, Band 12. Hamburg 1908. – Paul Zincke, „Friedrich Hebbels philoſophiſche Jugendlyrik", Prager deutſche Studien, 11. Heft, 1909. – Johann Maria Fiſcher, „Studien zu Hebbels Jugendlyrik", Schriften der literariſchen Geſellſchaft in Bonn, Band 6, Dortmund 1910.

Eine Zeitſchrift für Lyriker

369, 370 Dieſes Gedicht K.s iſt wieder abgedruckt in v. Helferts „Der Wiener Parnaß im Jahre 1848" (Wien 1882), S. 15 f.

Porträt-Statuen auf Gräber!

371 [19] Ruine Kammerſtein bei St. Michael in Steiermark.

371 [16] Die Wiener „Stadtſchranne" lag damals an der Ecke der „Tuchlauben" und des „Hohen Marktes" in der Inneren Stadt.

375 [26] Der St. Peters-Friedhof in Salzburg.

375 [24] Vgl. dagegen S. 340.

Literariſche Charaktere

389 [20] Robert Zimmermann (1824 bis 1898), der bekannte Aeſthetiker und Philoſoph, war ſeit 1847 als Aſſiſtent an der Wiener Sternwarte beſchäftigt. 1848 wurde er wie K. Mitglied der Studenten-Legion und veröffentlichte am 17. März das Gedicht „Den Gefallenen" in den „Wiener Sonntagsblättern". Sein erſtes Buch, eine Sammlung politiſcher Gedichte, die ſchon 1845 erſchienen war, zog er Anfangs der 50er Jahre zurück. Er wurde 1861 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Wien und 1869 Mitglied der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften.

390 [25] Karl Ferdinand Dräxler (= Manfred, 1806 bis 1879). Seine „Gedichte" erſchienen zuerſt 1839 in Frankfurt a. M.; die vierte Auflage 1861.

403 [22] Leopold Kompert (1822 bis 1886) war 1846 mit der Familie des Grafen Georg Andrássy nach Wien gekommen und wurde bald mit K. befreundet. Sein erſtes Buch, „Aus dem Ghetto", das 1848 erſchien, iſt als erſter Band ſeiner „Sämtlichen Werke" 1906 wieder bei Max Heſſe in Leipzig von Stefan Hock herausgegeben worden.

409 [15] Als Löhner dieſe Kritik zu Geſichte bekam, imponierte ihm die „Nagelprobe", die K. an ſeinen erotiſchen Gedichten gemacht, und wie er „das Talent auf die Perſönlichkeit viſiert" hatte. Löhner ſagte damals: „Der Kürnberger muß ein antiker Charakter ſein." (Vgl. K.s Selbſtbiographie von 1864 einſtweilen in der Einleitung zu „F. K.s Briefe an eine Freundin", Wien 1907, Verlag des Literariſchen Vereins in Wien, S. XIX f.) – Löhner (1812 bis 1852) war 1848 Abgeordneter und redigierte das Vereinsblatt der Deutſchen in Öſterreich „Schwarz-Roth-Gold".

Die Poeſie und die Freiheit

413 Dieſes Feuilleton, das nur mit Wahrſcheinlichkeit K. zugeſprochen werden kann, iſt ohne Namen des Autors erſchienen.

Die künſtleriſche Konzeption im philoſophiſchen Zeitalter

418 Wieder abgedruckt in den „Fünfzig Feuilletons von F. K." (Wien, Th. Daberkow, 1905), S. 24 ff.

423 [5] K.s Anſichten über Theaterſchulen vgl. Band III.

424 [9] K. lebte von 1851 bis 1856 in Frankfurt a. M.

Das Illuſtrationsweſen

424 Wieder abgedruckt in den „Fünfzig Feuilletons" (ſ. o.), S. 30 ff. — Vgl. die ſpäteren Feuilletons „Bücher-Frou-Frou" und „Biblia sacra" (S. 32 und 36 ff.).

424 [18] Ein Lieblingszitat von K.

426 [24] K. hat hier in der Erinnerung zwei Jugendfreunde Schillers, deren Ateliers Goethe 1797 in Stuttgart aufſuchte, verwechſelt: den Bildhauer Philipp Jakob v. Scheffauer mit dem Maler Philipp Friedr.

rich v. Hetsch. (Vgl. 461[4]). Mehrere Kompositionen zu Klopstocks „Messiade" hat übrigens fast gleichzeitig Friedrich Heinrich Füger, später auch Leopold Kupelwieser in Wien geschaffen.

428[26] Jaques Henri Bernardin de Saint-Pierre, der Dichter der einst weltberühmten Idylle „Paul et Virginie" (1787).

429[6] Der Verlag Cotta gab 1854 einen von Engelbert Seibertz illustrierten „Faust" heraus.

Die Feuilletonisten

430 Wieder abgedruckt in der Wiener Wochenschrift „Die Wage" (XIV, 8) am 25. Februar 1911.

434[24] K. nannte sich auf seinen Visitenkarten nicht Schriftsteller, sondern homme des lettres, weil ihm das würdiger klang.

436[24] Anspielung auf eine bekannte Karikatur.

437[25] Der Edelmann Jaques aus Shakespeares „Wie es euch gefällt".

Proben portugiesischer und katalonischer Volksromanzen

445[29] Beatrice Cenci (1577 bis 1599), die Tochter eines verrohten römischen Kavaliers, ließ ihren Vater im Schlafe erdolchen und wurde dafür geköpft. Um sie zu retten, hatte Beatricens Verteidiger Farinacci den ermordeten Vater Francesco Cenci der Blutschande beschuldigt. Diese grundlose Beschuldigung wurde so lange für wahr gehalten, bis sie 1877 durch Bertoletti („Francesco Cenci e la sua famiglia", Florenz) aktenmäßig widerlegt wurde.

449[15] Ferdinand Wolf, der schon vorher manches über spanische Poesie veröffentlicht hatte, gab noch 1856 mit C. Hoffmann in Berlin eine zweibändige Sammlung der ältesten spanischen Romanzen unter dem Titel „Primavera y flor de romances" heraus. Im Jahre 1859 erschienen dann in Berlin seine „Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur" (II. Teil: Ueber die Romanzenpoesie der Spanier).

Aus Kaulbachs Atelier

449 Der Aufsatz erschien in dem illustrierten Münchener Wochenblatt „Der Heimgarten", das nur kurze Zeit bestand, mit einem Holzschnitt nach dem Bilde „Lilis Park". Beim Wiederabdruck dieses Feuilletons konnten eigenhändige Korrekturen und Einschaltungen K.s verwendet werden.

449[23] K. hatte vom Oktober 1862 bis August 1863 in Kálló-Semjén (Szabolcser Komitat) gelebt und war auf der Reise nach und von Ungarn durch Nyiregyháza gekommen. Das Feuilleton dürfte also noch 1864 entstanden sein.

461[4] Vgl. 426[26].

463[32] K. hatte bereits am 11. Dezember 1862 im „Pester Lloyd" ein Feuilleton (in der Serie „Im Fluge") veröffentlicht, das von Kaulbachs Bildern „Das Zeitalter der Reformation" und „Nero" sprach (vgl. Band III). Später schrieb er für die Wiener „Montags-Revue" ein drittes Feuilleton, „An der Wiege von Kaulbachs Nero", das am 19. Mai 1873, als das Werk in Wien ausgestellt war, erschien, sich

aber faſt ganz mit dem Wortlaut der hier folgenden Seiten deckt. (Abgedruckt in den „Fünfzig Feuilletons", wie oben, S. 340 ff.) Nur einige neu hinzugefügte Sätze ſeien daraus hier wiederholt: „Ich habe das berühmte Bild, womit ſich gegenwärtig das kunſtſinnige Wien beſchäftigt, buchſtäblich in ſeinem Geburtsakte geſehen. Meine Augen waren vielleicht die erſten, welche dem werdenden Bilde als die problematiſche Potenz Publikum entgegentraten. Es war im Jahre 1860 (ich folge in den nachſtehenden Zeilen einer Aufzeichnung meines Tagebuches), als ich zum erſten Male nach München kam und mit Kaulbach bekannt wurde. Kaulbach iſt ein Künſtler, nicht weil er eine Kunſt ausübt, ſondern weil er ein künſtleriſches Geſamtgefühl beſitzt, wie ich es außer ihm nur noch bei Rahl gefunden. Kaulbach genießt ſein perſönlichſtes Sein und Weſen, wenn er von den Künſten ſich unterhält — ſoweit ihr Weltleben reicht, ſoweit ihre Schickſale ſich zurück- oder vordenken laſſen. Wie ungleich mit andern, welche unruhig werden und nervös hin- und herrücken, ſobald nicht von ihnen ſelbſt die Rede iſt! — Eines Tages ſprachen wir von den Griechen und von den Antiken. Ich ſeufzte: Die glücklichen Griechen, daß ihre Antiken von Stein ſind! Man konnte ſie ausgraben und es iſt alles wie zuvor. Auch wir haben Schönheitsideale, ganz ſo hochſtehend wie die griechiſchen, aber in Notengekritzel, und wenn eines Tages die Kultur ſo verſchüttet würde, daß die mündliche Tradition der Notenkenntnis aufhörte, ſo kann ſie die Nachwelt nicht mehr ausgraben. Zerline iſt unſere mediceiſche Venus; Cherubin unſer Apollino oder Antinous; Don Juan unſer Bakchos . . ." (Vgl. S. 348/9.)

463[33] K. war im April 1860 zum erſtenmal nach München gekommen und hatte ſich bald an Wilhelm v. Kaulbach enger angeſchloſſen, in deſſen gaſtfreundlichem Hauſe er ſich immer wieder, auch nach Kaulbachs Tode von deſſen Witwe, beherbergen ließ. Im Herbſt 1862 weilte K. auf der Durchreiſe abermals in München.

464[1] In der Kunſtſammlung des Königl. Württembergiſchen Luſtſchloſſes Roſenſtein, zwiſchen Stuttgart und Cannſtatt auf einer Anhöhe gelegen. (Anm. K.s.)

466[25] „So weit mein Tagebuch. Leider iſt der Nebengedanke, deſſen Schönheit hier betont wird, nunmehr allzu nebenſächlich geworden, die Figur, auf die hier gedeutet wird, kaum herauszufinden; ihre Beziehung zum Bilde kaum mehr nachzuempfinden. Unter dem neuen Reichtum ſind überhaupt alte Feinheiten verwiſcht. Auch der kniende Knabe iſt ein weiblicher Körper geworden, der Brand von Rom beſeitigt, die Juſtifizierung der Chriſten vervielfältigt uſw. uſw. Der Hauptſache nach ſtehen die Kaders der alten Kompoſition ſcheinbar aufrecht; aber ihre Füllung hat manches verſchoben, Geiſt und Stimmung von den erſten Pivots unmerklich abgedrängt. Warum alſo dieſe Füllung? wird man fragen. Warum eine ſchon fertige Vollkommenheit durch ein Mehr in ein Weniger verwandeln?

Die Antwort iſt, eine ſchon fertige Vollkommenheit war doch auch der erſte Entwurf eigentlich nicht. Der ganze Gedanke dieſer Kompoſition ſchwebte von Haus aus zwiſchen einer Scylla und Charybdis; jene ſah ich in den 60er, dieſe in den 70er Jahren. Die erſte Hand-

zeichnung war reich gedacht. Ich ſage gedacht, aber die Ausführung nur mäßig. Der Hofſtaat Neros konnte ſcheinen ins Unendliche gehen zu müſſen; die Chriſtenverfolgung konnte durch die Zahl der Verfolgten zu gewinnen ſcheinen. Der erſte Entwurf konnte bei dem geiſtigen Reichtum ſeiner Intention, der Ausführung nach, zu figurenarm ſcheinen. Ich ſelbſt machte dem Künſtler eine Bemerkung in dieſem Sinne. Sehr pietätvoll ſchreibt mein Tagebuch, daß die obere und untere Gruppe „an feinen und ſchön gedachten Verbindungslinien organiſch zuſammenranken"; im Grunde aber waren mir dieſe Ranken ein wenig zu ſpärlich und kahl; ich wünſchte ſie laubreicher. Kaulbach hörte gern auf den Rat der Laien; ich ſehe noch heute ſeine Miene, mit der er auch meinen Rat zu überdenken ſchien. Vielleicht habe ich es ſelbſt auf meinem Gewiſſen, daß die Chriſtenverfolgung jetzt tumultuariſcher wimmelt, als mir lieb iſt. Szenen des Schreckens und des Verderbens gewinnen nicht, ſie verlieren eher durch Figurenreichtum. Alle Sündfluten, alle jüngſten Gerichte, alle bethlehemitiſchen Kindermorde, alle Künſtler haben noch einſtimmig und wie auf Verabredung bei ſolchen Stoffen geſündigt. Und doch kann nichts ergreifender ſein als der Tod eines Menſchen; zwanzig ſind nicht zwanzigmal ergreifender. Schon Leſſings Laokoon lehrt das; ſchon Homer löſt ſeine Schlachtenbilder in einzelne Zweikämpfe auf; es ſind das alte Wahrheiten.

Es iſt aber andererſeits freilich begreiflich, daß ein Künſtler, der ſo ſehr ein Sohn ſeines Jahrhunderts iſt, wie Kaulbach, nicht gegen den Strom ſchwimmt, dem Genius ſeiner Zeit nicht ſich verſchließt. Reichtum! Fülle! Ueberfluß! das iſt das Feldgeſchrei unſerer Zeit. Was iſt denn hier anders geſchehen, als was unſere ſzeniſche und orcheſtrale Kunſt täglich tut und tun muß! Ruht und raſtet doch die moderne Rezenſentenſouveränität nicht eher, als bis die verſpottete Komparſerie ganz ſo reich wird, wie ſie's befiehlt, und bis z. B. ein „Freiſchütz" im neuen Opernhauſe zur ſimplen Beſetzung einer Erbförſterei Volk und Edle verſammelt, als ob es ſich um eine Kaiſerkrönung handelte. Orcheſterwerke, welche Händel für reich und prächtig hielt, klingen den heutigen Ohren arm und farblos und werden von Epigonen wie Berlioz, Liſzt, Richard Wagner „inſtrumentiert". Nach zehn Jahren war Kaulbach ſein eigener Epigone und hat ſeinem Nero-Entwurf ungefähr getan, was ein Liſzt oder Wagner einer Partitur Händels. Aber nichts wäre intereſſanter, als wenn ſich der Meiſter beſtimmen ließe, auch jene erſte Handzeichnung durch photographiſche Vervielfältigung ins Publikum zu bringen: denn das Pro und Kontra beider Varietäten beſcheide ich mich bloß als einen Fragefall zu ſtellen; entſcheiden könnte erſt die Stimme der Oeffentlichkeit." (K., „An der Wiege von Kaulbachs Nero", Schluß.)

Die Taglieder

470 Wieder abgedruckt in den „Fünfzig Feuilletons" (ſ. o.), S. 144 ff. Die erſte Faſſung dieſes Aufſatzes entſtand im Auguſt 1865; nach dem erhaltenen Manuſkript iſt die ſpätere Form wenig verändert.

Ein unſterblicher Narr

479 Wieder abgedruckt in den „Fünfzig Feuilletons" (ſ. o.), S. 267 ff.

480[9] Die Brühl iſt ein ſchönes Tal bei Wien, das K. ſeit Kindheitstagen beſonders liebte.

„Liedchen auch eine Pille"

487 Wieder abgedruckt in den „Fünfzig Feuilletons" (ſ. o.), S. 297 ff.

Gottfried Keller

489 Dieſes Feuilleton hat der Herausgeber am 12. Mai 1907 zum erſten Male in der „Frankfurter Zeitung" (1. Morgenblatt) veröffentlicht, wo auch ein auf den „Sieben Legenden"-Aufſatz (S. 222 ff.) bezüglicher Brief Kellers an K. mitgeteilt wurde. Das hier wieder abgedruckte Feuilleton „Gottfried Keller" dürfte früher als jenes entſtanden und in den 60er Jahren durch die Lektüre des „Grünen Heinrich" angeregt worden ſein, den K. in der erſten Faſſung durch Emil Kuh kennen gelernt hatte.

491[13] „Romeo und Julia auf dem Dorfe", das edelſte Stück der Novellenſammlung „Die Leute von Seldwyla".

492[2] Vgl. 54[27].

„Savilia"

494 Dieſes Feuilleton wurde im Mai 1873 als IV. der „Literariſchen Wiener Briefe" für die „Montags-Revue" geſchrieben, blieb aber aus unbekannten Gründen ungedruckt, bis es der Herausgeber am 17. April 1911 in dieſem ſelben Blatte veröffentlichte. Am 9. Juni 1873 erſchien ebendort ein zuſtimmender „Offener Brief an den Dichter der ‚Savilia'" von Gottfried Kinkel, dem das Buch gewidmet war.

503[21] Alfred Friedmann war ſpäter in Wien und Berlin vielfach literariſch tätig.

Gloſſe zum Wiener Zeitungsweſen

505[11] Auguſt v. Riedel, ein koloriſtiſch ſehr begabter Münchener Maler des 19. Jahrhunderts.

Die Tempelſtürmer Hocharabiens

509 Auch für dieſes Feuilleton konnten beim Wiederabdruck eigenhändige Korrekturen K.s benutzt werden.

510[10] Vgl. das Nachwort zu Band IV.

511[8] Ebenſo.

Heimatloſer Humor

518 Die erſte, 1866 unter dem Namen „Deutſche Eulenſpiegel" erſchienene Faſſung dieſes Feuilletons iſt wieder abgedruckt in dem Buche „Fünfzig Feuilletons von F. K." (Wien, Daberkow, 1905).

521[22] Die Komödie „Mandragola" ſtammt von Niccolò di Bernardo bei Machiavelli.

522[10] Vgl. Anm. zu 463[33].

527[31] Beide Schriften ſind zuletzt in einem Hefte der „Univerſal-Bibliothek" (Leipzig, Philipp Reclam jun.) erſchienen, deſſen Einleitung eine kurze Ueberſicht über den intereſſanten Lebenslauf Johann Hermann Detmolds gibt.

Stephan Milow
Ein zeitgenöſſiſcher Lyriker

531 Das Feuilleton wurde am 1. März 1910 wieder abgedruckt in

der Wiener Monatsschrift „Die Quelle“ (III. 6).

532[36] Das Buch war im November 1876 erschienen. Ueber K.s Verhältnis zu Milow vgl. die „Briefe F. K.s an Stephan Milow“, mitgeteilt von Max Morold im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft“, Wien 1906, XVI. 245 ff.

533 Eine neue, stark vermehrte Ausgabe dieses Zyklus erschien 1885 unter dem Titel „Deutsche Elegien“.

Stephan Milow
Eine lyrische Didaskalie

538 Dieses Feuilleton existiert noch in einer ersten, im Februar 1877 für die Wiener „Heimat“ bestimmten, bisher ungedruckten Fassung, die ebenso wie ein dritter großer Essay über Milow (Juni 1877) demnächst erscheinen wird (Grazer „Tagespost“ und „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft“).

545[20] Der Aufsatz erschien im ersten Heft des kurzlebigen Wiener „Literaturblattes“, das Anton Edlinger herausgab.

546[23] Für Anastasius Grün wurde damals ein Denkmal im Grazer Stadtpark vorbereitet, das inzwischen von Karl Kundmann auch errichtet worden ist.

Häuslicher Narren-Abend

550[35] Fritz Mauthners Parodien, die viele Auflagen und eine neue Folge erlebten, waren zuerst im Berliner „Deutschen Montagsblatt“ erschienen.

552[28] „Mefeles oder Margarethel und Fäustling, eine parodierende Operette,“ von Julius Hopp, die an mehreren Wiener Theatern mit Erfolg gegeben wurde.

556[12] Mauthner hat auch Lustspiele, Novellen und Romane veröffentlicht.

Adolf Pichler

557[7] „Fra Serafico“ war zuerst in der amtlichen „Wiener Zeitung“ erschienen. Das Epos ist wieder abgedruckt im Band XIV. der „Gesammelten Werke“ Adolf Pichlers, die vom Verfasser für den Druck vorbereitet und von dessen Tochter Mathilde in 17 Bänden bei Georg Müller (München und Leipzig, 1905 ff.) herausgegeben wurden. (Mit einer biographischen Einleitung von S. M. Prem).

560[26] „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, III. Buch, 5. Kapitel: Lenardos Tagebuch, Mittwoch, den 17. September.

564[15] Die „Marksteine“ erschienen 1898 in einer vermehrten Auflage zu Leipzig, ebenso nach Pichlers Tode (1900) als Band XIII. seiner „Gesammelten Werke“ (s. o.)

571[35] „Der Hexenmeister“ erschien zuerst 1872 in Amthors „Alpenfreund“.

NB. Der diesem Bande beigegebene Lichtdruck ist nach einem photographischen Bildnisse K.s aus dem Sommer 1878 hergestellt (Graz, Beer und Meyer).

Register

Abdelkader 512
Abencerragen 218
„Aeneide, Die" (Blumauer) . 552
„Aeneide, Die" (Virgil) . . 331
Aeschylos 136
Aesop 542
„Ahnen, Die" (Freytag) . . 554
Aimerik von Peguilain . . . 476
Albert, Joseph 462
Alboin, König 496
Albrecht I., Herzog von Österreich 274
Alexander der Große . 217, 463
„Alexis und Dora" (Wilhelm v. Kaulbach) . . . . 453 ff.
Alkibiades 463
„Alt Babele" (Kompert) . . 399
„Amerika-Müde, Der" (Kürnberger) 510
Anakreon . 126, 219 f., 464, 567
Ander . . . . . 307 f.
Anschütz 289
Antinous 298
Antiochus 217
Anzengruber 286
Aretino 274
„Ariadne" (Dannecker) . . . 424
Aristides 284
Aristipp 180
Aristophanes . 193, 242, 481, 521
Aristoteles 313, 370
Artus, König 81
Ascher 290
Association, L' 170
Auerbach 352 ff., 398, 402 f., 550, 552
Auersperg, Anton Graf von s. Anastasius Grün
„Augsburger Allg. Zeitung" . 488
Augustus, Kaiser 17
„Ausflug in die Waldregion" (Turgenjew) 99

Bach, Alexander 55
Bach, Sebastian . . . 180, 347
Balde, Simon 75
Barry du Barry 339
Bauernfeld, Eduard von 275, 292, 488 f.
Bayard 481
„Bayerische Zeitung" . . 121 f.
Beaconsfield, Lord 210
Beck, Karl 383, 386
Beckr, Pater 55
Bedeus 412
Beer, Jakob Meyer s. G. Meyerbeer
Beethoven 67, 99, 141, 194, 345, 347
Belisar 81
Bellai, Kardinal du 482, 484, 486
Bellini, Vincenzo 512
„Benjamin, Mein Onkel" (Tillier) 169 ff.
„Beowulf" 51
Béranger 382
Bernhard von Clairvaux . . 94
Bernini 189
Berry, Herzogin von . . . 189
Bibel . . . . . 36 ff., 564
Biedermaier, Gottlieb . . . 120
„Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich (Konstantin v. Wurzbach) . . 533
Birch-Pfeiffer . . . 62, 270, 281
Bismarck 170
Blumauer 552
Blumenthal, Oskar 6
Blum, Robert . . . 221, 317

Boccaccio 242
Bodenſtedt . . . 98 f., 123, 531
Böhme 98
Börne 217, 220, 253, 350, 401, 462
Bolſano 388
„Bombe, Die" 247
Borgia Ceſare 332
„Borgias, Die" 332
Borromini 189
Bramante 547
„Braut von Meſſina, Die" (Schiller) 190
Brennus 410
Brentano 87
Brion Friederike ſ. Friederike von Seſenheim
„Bruderzwiſt im Hauſe Habsburg, Ein" (Grillparzer) . 272
Brutus 413
Bucher, Bruno 294
Bürger, Gottfried Auguſt . . 471
Bulwer 253
Burke 274
Buſch, Wilhelm 236
Byron, Lord 43, 102, 106, 131, 144, 274 f., 382, 408, 452, 471

Canova 330
Capiſtran, Johann 94
Capuletti 428, 529
Caracalla, Kaiſer 54
„Carlos, Don" (Schiller) . . 283
Carlyle . . . . . 266 f.
Carſten . . . . . 114 ff.
Carſtens 37
Caſanova 154
Cato 452
Cenci, Beatrice 445
Cervantes 144, 319
Chambord, Graf 196
Chamiſſo 394
„Charivari" 286
Cherubini 347
Chlodwig I., König 81
Chriſtian, Herzog von Holſtein-Auguſtenburg 214
Cicero . . . 183, 327, 331, 335
Cid Campeador 11, 353
„Cid, Der" (Herder) . 442, 448
Cimaroſa 347
Condé, Ludwig II. von Bourbon, Prinz von der — 69
Correggio 92
„Corſica" (Gregorovius) . . 495
Corvinus, Matthias 331
Cotta 429
Courier, Paul Louis . 170 f., 175
„Crapulinski und Waſchlappski" (Heine) 39
Cromwell, Oliver . . 267, 516
Czerny, Karl 147

„Dämonen" (Scherr) . . . 41
Dannecker 320, 330, 424
Dante 37, 132, 547
Darwin . . . . . 535 f.
Deák 84
„Defence of Lucknow, The" (Tennyſon) 572
Defregger 572
Deimel 275
„Demetrius" (Schiller) . . 47
Demoſthenes 327, 331
Dempwolff 213
Detmold . . . . . 524 ff.
„Deutſche Zeitung" 310
Dietmar von Eiſt 478
Digges, Leonard 314
Dingelſtedt, Franz von 298, 307, 388
Diogenes 456
Disraeli 210
Doré . . . . . 36 ff.
Dräxler(-Manfred) . . . 390 ff.
„Drahomira" (Weilen) . . 278
Duboc, Eduard ſ. Rob. Waldmüller
Dufetre, Biſchof . . . . 173 f.
Dumas . . . . . 87 f.
Dumba 299
Dupin . . . . . 172 ff.
Duſch, Johann Jakob . . . 17

Ebers, Georg . . . . . 550 f.
Eckermann 561
„Edda" 51, 68, 71
„Eglantine" (Ed. Mautner) . 278
„Egmont" (Goethe) 153, 360, 368, 451

„Eigenes und Fremdes“ (Wickenburg) 140
„Ekkehard“ (Scheffel) . 493, 572
„Elegante Studien“ (Wachenhusen) 435
Elias von Uisel 476
Elisabeth, Königin von England 245, 496
„Entführung aus dem Serail, Die“ (Mozart) 348
Eötvös 147
Etzel, König 72
„Eugenius, Prinz“ (Volkslied) 448
Eulenspiegel, Till 481, 519 f., 523 f.
„Euryanthe“ (Weber) . . . 347
„Evakathel und Schnudi“ (Philipp Hafner) 236
Evangelium 69

„Fähnlein der sieben Aufrechten, Das“ (Keller) 225
Fallmerayer 336
Falstaff (Shakespeare) 80, 274, 353, 520
Faust . . . 110, 249, 450, 452
„Faust“ (Goethe) 34, 138, 253, 266, 270, 346, 349, 420, 429, 552 f., 554
„Faust“ (Turgenjew) . . . 104
„Faust und Helena“ (Wilhelm v. Kaulbach) . . 450, 452 ff.
„Fechter, Der borghesische“ 54, 490, 497
„Fechter, Der sterbende“ . . 54
„Fechter von Ravenna, Der“ (Halm) 50 ff., 264 f., 491
Fernkorn 330
Feßler 388
Fichte 87
Fichtner 289
„Figaros Hochzeit“ (Mozart) 348, 350, 520 f.
„Figaro“ (Witzblatt) . . . 287
Firdusi 82
Fischer, Kuno 287
Flaxman 87
„Fliegende Blätter“ 120, 287, 520
„Floh, Der“ 247
Follenius (August Adolf Follen) 136
Francis, Sir Phil. . . 175, 436
Frankl, Ludwig August 280, 298 f., 317, 390 f.
Franz I., Kaiser von Österreich 506
Franzos, Karl Emil . . . 550 f.
„Fra Serafico“ (Pichler) 556 ff., 569
„Freischütz, Der“ (Weber) 347, 521
Freytag, Gustav . 550 f., 554, 572
Friedmann, Alfred 494
Friederike von Sesenheim (Friederike Brion) . . . . 456 ff.
Friedrich Christian, Herzog von Holstein-Augustenburg . . 45
Friedrich II. der Große 18, 23, 89, 154, 234 f., 299, 481
Führich 37, 39

Galilei 319
Gambetta 342
„Gargantua und Pantagruel“ (Rabelais) 483
Garrett, J. B. de Almeida 441, 443
Garrick . . . . . 422 f.
Gamme 173
Geibel 123, 531
Gellert 75, 319
Geltsch . . . . . 409, 411 f.
Genserich, König 81
Georg IV., König von England 491
„Germania“ 13
Gerstäcker 512
Gervinus . . . . . 90, 538 f.
„Geschichten, Neue — aus dem Böhmerwald“ (Rank) . . 351
„Geschichte von Wien“ (Hormayr) 316
„Gespräche mit einem Grobian“ (Meyr) . . . . . 56 ff.
Geßner 395
„Ghetto, Aus dem“ (Kompert) 397
Ghibellinnen 406, 529
Gleim 219, 319
Gloster, Herzog 53
Gluck 347
Görres 216
Goethe 5, 19, 25, 28, 31, 34, 37, 43, 47 f., 68, 75, 91, 94 f., 97 f., 102, 106, 126, 138, 140, 144 f.,

148, 157 f., 199, 219, 242, 244, 263, 266 f., 269, 274, 279, 301 f., 305, 320, 322, 332, 336, 346, 348, 353 f., 360, 366, 376, 379, 382, 393, 404, 411, 420, 424 ff., 429, 442, 452 f., 455, 457 ff., 461 f., 483, 499, 503, 538 f., 541 ff., 547, 552, 554, 560 f., 567
„Goethe-Galerie" (Wilhelm v. Kaulbach) . . . 37, 450 ff.
„Götter Griechenlands, Die" (Schiller) 44
„Götz von Berlichingen" (Goethe) 148, 420, 451
Goldsmith 457
Goltz . . . . . 64 ff., 512
Gottfried von Straßburg 68, 459
Gottsched 269, 366, 533
Grabbe . . . . . 40 ff., 270
Grasberger . . . . 122 f., 128 ff.
Graun 347
Gregorovius 495
Grillparzer 52, 251, 259 ff. 273, 288, 292, 298, 487 f.
Grimm, Hermann 122
Grimm, Jakob und Wilhelm 140, 336, 441
Grisebach . . . . . 240, 244 f.
„Griseldis" (Halm) . . . . 264 f.
Grün, Anastasius (Anton Graf von Auersperg) 298, 383, 388, 546
Günther, Johann Christian . 125
Guirautz de Borelle 478
Guise, Herzog von 480
Gutenberg . 332, 339, 386 f., 424
Gutzkow 63

Hackländer 292
„Hadschi Baba" 518
Händel 348
Hafis 126, 319, 405
Hafner, Philipp 236
Hahn-Hahn . . . . 18, 355 ff.
Haitzinger 289
Halm, Friedrich (Elegius Frh. v. Münch-Bellinghausen) 50 ff., 55, 264 f., 275 ff., 300, 306, 491 f.
Hamann 87, 98
Hamerling 302
„Hamlet" (Shakespeare) 22, 195, 209, 468
Hannibal 273
Hannickel . . . . . 159 f., 166
„Hanskjörgel, Der — von Niederösterreich" 246
Hanslick 237, 240
Harrys 122
Hartmann, Eduard von . . 550 f.
Hartmann, Moritz . 217 ff., 413
Hauff . . . . . 147 f.
Hausmann . . . . . 529 f.
„Haustyrann, Der" (Kürnberger) 3
Haydn, Joseph 99, 346
Hebbel 27, 91, 145, 265, 270, 298, 300, 363 ff., 423
Hebel 568
Hebenstreit 261
Heine 39, 56, 64, 122, 211 f., 217 ff., 223 f., 233 f., 242, 244 f., 274, 365, 382, 408, 416, 462
„Heinrich, Der grüne" (Keller) 43, 233, 490 f., 493
Heinrich IV., König von Frankreich 481
„Heinrich IV." (Shakespeare) 274, 346
Heinrich VI., König von England 53
„Heinrichs-Tragödien" (Shakespeare) 267
Heinrich von Morungen . . 478
„Heiterethei, Die" (Ludwig) . 199
„Helgilieder" 51
Herbarth 389
Herder 90, 94, 442, 448
Hermann, der Cheruskker 54, 339, 491
„Hermann und Dorothea" (Goethe) 199, 336, 420
„Hermann und Dorothea" (Wilhelm v. Kaulbach) . 462
Herodes 217
Herodot 376
Herostrat 32
Hero- und Leander-Sage . . 447
Herschel 34
Hervey 86
Herwegh 386
Hetz, Henry 147
Heß (Hesse?) 347

Hetsch 426, 461
„Herenmeister, Der" (Pichler) 568, 571 f.
Heyse 146, 168, 493
Hiesel 412
Hippel 222, 232
Hirschl 275
Hofer, Andreas . . . 566, 571
Hoffmann, E. Th. A. . . . 87
Hoffmannswaldau 269
Hoffmann von Fallersleben . 388
„Hohe Lied, Das" . . . 39, 217
Hohenstaufen 218, 406
Holtz 522
Homer 37, 68 f., 70, 73 ff., 77, 82 ff., 181, 199, 223 f., 232 f., 298, 302, 319, 327, 331, 349, 360, 376, 492 f., 552 f., 558, 564, 566
Hopp, Julius 552
Horaz . . 114 ff., 314, 331, 335
„Horen, Die" 47
Hormayr, Joseph von . . . 316
Houwald 270
„Huldigung der Künste, Die" (Schiller) 237
Humboldt, Wilhelm von 336, 432
Husein 511
Huß 516

Jacobi 266
„Jagdskizzen" (Turgenjew) . 98
Jahn 387
„Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, Das" (Goethe) . 279
Janin 212
Janus 331
Jaques, Dr. 280
Jeanne d'Arc 26
Iffland 270
„Iliade, Die" (Homer) 376, 564
Immermann 352
„Indépendant, L'" . . . 170 f.
„Johann, König" (Shakespeare) 267, 489
Jokai 147
Jordan, Wilhelm . . 66 ff., 387
Josef II., Kaiser . . 154, 260 ff.
„Journal des Debats" . . . 507
„Iphigenia auf Tauris" (Goethe) 336
„Isabella Orsini" (Rosenthal) 278
Juan, Don . . 348, 463, 464 f.
„Juan, Don" (Mozart) 348 ff., 364, 451
„Judenschloß, Das" (Erwin Schlieben) . . . . . 201 ff.
„Judith die Zweite" (Kompert) 399
„Jüngste Gericht, Das" (Michelangelo) 123
„Julius Cäsar" (Shakespeare) 53, 346
„Jungfrau von Orleans, Die" (Schiller) 342
„Juniusbriefe" (Sir Phil. Francis) 175, 496
„Jupiter" (Phidias) 349
Justinian 73
Juvenal . 60, 175, 250, 292 f.
„Ivo der Hairle" (Auerbach) 361 f.

„Kabale und Liebe" (Schiller) 193
Kalidasa 318
„Kammacher, Die gerechten" (Keller) 492
Kant 536
Kapnion (Reuchlin) 328
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar 45, 150, 152, 154, 156 ff.
Karl V., Kaiser 18
Karl der Große . . . . . 82 f.
Katharina II., Kaiserin von Rußland 154
Kaulbach, Wilhelm von 37, 118, 292, 449 ff., 522
„Kavalier-Perspektive" (Lelly). 435
Keller, Gottfried 43, 222 ff., 489 ff.
Kepler 319
Kirchner 412
Kirsch 347
„Kladderadatsch" . 287, 520, 551
Klein, Julius Leopold . . . 270
Kleist, Heinrich von 199, 270, 319
Klinger, Friedrich Maximilian 269
Klopstock 426, 461
Klotz, Christian Adolf . . . 17
Koberstein . . . . . 538 f.

Königswarter, Jonas von . . 309
Körner, Christian Gottfried . 145
Körner, Theodor . . 93, 382, 389
Kolumbus 330, 395
Kompert . . . . . 395 ff.
Koran 69
Kossuth 382
Kotzebue 93, 270
Krasser 412
„Kreuzzeitung, Die" 209
„Krieg um den Wald, Der" (Moritz Hartmann) . . . 220
Kriehuber 289
Kritias 418
„Künstler, Die" (Schiller) . 365
Kürenberg, Der vom . 68, 73, 83
Kürnberger . . 3 ff., 215, 279, 510
„Kunst, Die — in 24 Stunden ein Kunstkenner zu werden" (Detmold) . . . . . 525 ff.
Kurz, Hermann . . . . 146 ff.
Kurz (Ministerialrat) . . . 275
Kyselak, Joseph 285

Lachmann 441
Laïs, d. ä. 180
Lamartine 29
Landesmann. Heinrich s. H. Lorm
„Landesverordnung gegen den Kleiderluxus der Bücher" (Jean Paul) 33
Landsteiner, Karl . . . 246 ff.
Langrand, Graf 291
„Laokoon" (Gruppe) . . . 349
„Laokoon" (Lessing) 495
La Roche 89
Laube . . . . 263 f., 277, 306
„Laura" (Alfred v. Wurzbach) 240, 243 ff.
„Lear, König" (Shakespeare) 101, 346, 544
Leibniz 389
Lelly 435
Lenau (Niembsch v. Strehlenau) 365, 382 f., 386, 392, 404, 533 ff.
Lenôtre 189
Lentner 493
Lenz . . . . . 97 f., 269, 302
Leopardi 56
Leopold, Fürst von Detmold . 42
Lerse 148
Lessing 5, 17, 28, 31, 33, 90, 94, 263, 274, 411, 426, 495
„Leute von Seldwyla, Die" (Keller) 43
Lewald, August . . . . 211 ff.
Lewinsky 572
Lichtenberg 87, 422
„Lichtenstein" (Hauff) . . 147 f.
Lili (Elisabeth Schönemann) 451, 455 f., 459 f.
„Lilis Park" (Wilhelm v. Kaulbach) 451, 456
Liszt 277
Livius 327
Löhner, Ludwig von (L. Reland, L. v. Morajn) . . . . 403 ff.
Löwe, Ludwig 289
Löwenhart 412
Lohenstein 269
Longfellow 318
Lorm Hieronymus (H. Landesmann) 288, 293
„Lotte" (Wilhelm v. Kaulbach) 451 f., 462
Louis Philippe, König von Frankreich, ... 436
Lucian 40
Ludwig XIV., König von Frankreich . . . 48, 155, 166, 337
Ludwig XV., ebenso . 184, 188
Ludwig XVI., ebenso . . . 188
Ludwig, Otto 199
Luther . . . 94, 327, 483, 516
Lysippus 335

Macaulay 215
„Macbeth" (Shakespeare) 101, 114
Machiavelli 521
„Madelaine Morel" (Mosenthal) 278
„Märchen aus dem Ghetto" (Kompert) 401
Maffeo Vegio . . . . 331 f.
Maistre, Joseph de 216
Makart 299
„Mandragola" (Machiavelli) . 521
Manfred, König 408
„Manfred, König" (Löhner) . 485
Manutius . . . . . 330 f.

Marat 188
„Margarethel und Fäuſtling" (Hopp) 552
Maria Antoinette . . 260 f., 274
Maria Stuart, Königin . . 245
Maria Thereſia, Kaiſerin . . 261
„Marksteine" (Pichler) . . 564 ff.
Martial . . . . . 292 f.
Martin, G. Th. 412
Martini, Giambattiſta . . . 347
„Maryna" (Moſenthal) . . 278
Matthiſſon 275, 392, 404
Mauthner, Fritz . . . . 550 ff.,
Mautner, Eduard 278
„Meeres und der Liebe Wellen, Des" (Grillparzer) . . . 273
Meißner, Alfred . . . 146, 413
Meirner 330
Melanchthon (Schwarzert) . . 328
Mendt . . . . 522, 524 f., 530
„Meſſias" (Klopſtock) . 426, 461
Metternich, Clemens Graf 252, 262, 388, 413
Meyerbeer, Giacomo (Jakob Meyer Beer) . . . 348, 433
Meyr, Melchior . . . . . 56 ff.
Michelangelo . . . . 122 ff., 335
Mickiewicz 108, 110
Mila y Fontanals . . . 441 ff.
Millenkovics, Stephan von ſ. Milow
Milow (Millenkovics) 531 ff., 538 ff.
Milton 132, 267
Mirabeau 266, 382
Möricke 151
Möſer, Juſtus 559
Mohammed 73, 511
Mohanna 516
Molière 170
Moltke (Schriftſteller) . . . 412
Montague, Lady 86
Montaigne 170
Montecchi 529
Morajn, L. von ſ. Löhner
Moſenthal, S. H. von 275, 278, 280 f., 298, 488 f.
„Moſes" (Michelangelo) . . 123
Mozart 31, 67, 141, 346, 348 ff., 364, 451
Müller, Friedrich Max . . . 202
Müller, Otto 146
Müller (Schriftſteller) . . . 412
Müllner 270
Münch-Bellinghauſen, Elegius Freiherr von ſ. Friedrich Halm
Münchhauſen, Karl Friedr. Hier. Freiherr von . . . . . 51 f.
„Mumu" (Turgenjew) . . . 105
Muretus . . . . . 330 f.
„Muſtern, Nach berühmten" (Fritz Mauthner) . . . 550 ff.
Myron 330

„Nacht, Die" (Michelangelo) 123
Napoleon I., Kaiſer 48, 69, 89, 180, 261, 274, 459, 463
Napoleon III., König . . . 175
„Narrenhaus, Das" (Wilhelm v. Kaulbach) 118
Narſes 81
„Natürliche Tochter, Die" (Goethe) 420, 452
„Natürliche Tochter, Die" (Wilhelm v. Kaulbach) . 451
Nauwerk 388
Nero, Kaiſer . . 32, 463 ff., 548
„Nero" (Wilhelm v. Kaulbach) 468 f.
Neumann, Louiſe 289
Newton 319
„Nibelunge, Die" (Jordan) . 66 ff.
„Nibelungen, Die" (Hebbel) . 27
„Nibelungenlied, Das" . 68, 522
Niemann 322
Niembſch von Strehlenau (ſ. Nikolaus Lenau) 536
Niendorf, Emma (Emma v. Sukow) 257
„Niobe" (Gruppe) 349

„Oberon" (Weber) 347
O'Conell 382
Offenbach 40, 512, 552
„Ohne Bewilligung" (Kompert) 401
„Ohrfeige, Eine hundertjährige vollkommene" (Kürnberger) 6
„Ollanta" (Wickenburg) . . 140
„Oratorien" (Joſeph Haydn) . 346

„Orpheus in der Unterwelt" (Offenbach) 552
Oſtade 39, 257
„Ottokars Glück und Ende, König" (Grillparzer) 262
Overbeck 37, 39, 423
Ovid 331

Palacky 84
Palmerſtone, Lord 210
Paoli, Betty 236
„Pasquino" 287
Paul, Jean (Joh. Paul Friedr. Richter) 19 f., 33, 74, 87, 91, 102, 195, 223 f., 283
„Paul et Virginie" (Saint Pierre) 428
„Pegaſus im Joche" (Schiller) 303
Pentateuch 36, 69
Pergoleſe 347
Perikles 327, 527
Peſtalozzi 154
„Peterskuppel" (Michelangelo) 123
Petronius 175, 250
Petrus, Apoſtel 464
Pfau, Ludwig . . . . . 169 f.
Pfeffel 319
Phidias . . . 122, 141, 335, 349
Pichler, Adolf . . . . 556 ff.
Pico v. Mirandola . . . 331 f.
Pilatus 461
Piloty 464
Pindar . . . 220, 298, 349, 382
Platen 85, 219, 411
Plato 269, 313, 327
Plautus 293
„Pokrok" 18
Poſtl, Karl ſ. Charles Sealsfield
Pouſſin . . . . . 310 f.
Prariteles . . 141, 335, 370, 526
„Preſſe, Die" 281
„Preſſe, Neue Freie" 210, 213, 282, 294
„Prezioſa" (Wolff) 113
„Prometheus, Der entfeſſelte" (Shelley) . . . . . 131 ff.
Properz 331
„Prophet, Der" (Meyerbeer) . 433
Prutz 383
Pückler-Muskau 411
„Punch" (London) 287
„Punch" (München) . . . 18
Puſchkin 318
Pyrrhus 178
Pythagoras von Kroton . . 327

„Quintus Fixlein, Das Leben des" (Jean Paul) . . . 74
„Quixote, Don" (Cervantes) . 95

Rabelais . 129, 170, 242, 479 ff.
„Räuber, Die" (Schiller) 148, 167, 208
Raffael 39
Rahel 48
„Randars, Die Kinder des" (Kompert) 400
„Randgloſſen" (Detmold) . . 525
Ranke 351, 353 f., 362, 396, 398, 402 f.
Ranke, Leopold 79
Raſch, Guſtav 257
Rauch 330
Raupach 270
Recke, Eliſe von der 487
„Reformation, Das Zeitalter der" (Wilhem v. Kaulbach) . . 463
Regis . . . . . 122, 129 f.
„Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (Moritz Hartmann) 220 f.
„Reineke Fuchs" (Goethe) . . 462
Reland, L. ſ. Löhner
Rembrandt 505
„Reſignation" (Schiller) . . 106
Rettich, Julie . . . . 276 f., 289
Reuchlin (Kapnion) 328
Reuter, Fritz 568
„Revue des deux Mondes" . 507
„Richard-Tragödien" (Shakeſpeare) 267
Richter, Johann Paul Friedrich ſ. Jean Paul
Richter, Ludwig 463
Riedel, Auguſt von 506
Rieger, Franz Lad. 84
Rieger, Philipp Friedrich von 150
Rietſchel . . . . . 321 f., 330
„Rigoletto" (Verdi) 433

„Rime, Le" (Michelangelo) 122 ff.
„Ritter und Bauer" (Leutner) 493
„Ritter vom Geist, Die" (Gutzkow) 63
Robbia (Familie) 335
Robespierre 76, 216
Regge 537
Roller, Hermann . . 148, 150, 155
„Romeo und Julia auf dem Dorfe" (Keller) 491
„Romeo und Julia" (Shakespeare) 34, 105, 198, 479
„Rosamunde" (Weilen) . . 278
Rothschild, Albert Frh. v. . . 288
Rothschild (Familie) . . . 272
Rottek 462
Rousseau, Jean Jaques . 23, 452
Rubens 423
„Ruinen von Athen, Die" (Beethoven) 347

Sacher-Masoch, Leopold Ritter von . . . . . 550 f.
Sachs, Hans 75, 305
„Sänger Hafis" (Löhner) . . 405
Saint-Pierre, J. B. H. de . 428
Salis 392
Salvini 572
Samarow . . . . . 550 f.
Sannazaro . . . . . 331 f.
Sappho 331
„Sappho" (Grillparzer) . . 273
„Savilia" (Friedmann) . 494 ff.
Schäffle 272
Schamyl 512
Scharffenstein 320, 329
Scheffel . . . . 493, 550 ff., 572
Scherr, Johannes . . 41 ff., 50 ff.
Schey, Baron 288
Schiel 412
„Schilflieder" (Lenau) . . . 535
Schiller 31, 44 ff., 50 ff., 75, 97 f., 106, 132, 140 ff., 146 ff., 190, 208, 237, 263, 267 ff., 274, 279 f., 283, 288, 301 f., 303 ff., 310 ff., 320 ff., 329, 336, 339, 342, 353, 365, 382, 412, 420, 426, 451, 461, 503, 536
„Schillers Heimatjahre" (Kurz) 146 ff.
„Schiller-Stiftung, Die Deutsche" 315
„Schlacht von Salamis, Die" (Wilhelm v. Kaulbach) . 463
Schlegel, Friedrich . . . 48, 90
Schleiermacher 336
„Schlemihl" (Kompert) . . 400
Schlieben . . . . . 201 ff.
Schlögl . . . . . 251 ff.
Schloffer, Friedrich Christoph . 79
„Schloß Roncanet" (Robert Waldmüller) . . . . 189 ff.
„Schöne Helena, Die" (Offenbach) 552
Schönemann, Elisabeth s. Lili
„Scholle, Auf der" (Milow) . 533
Schopenhauer 56 ff., 64 f., 132 ff., 336, 535 f.
Schrevelius 347
Schröder, Sophie . . 276 f., 289
Schubart 97 f., 149, 153, 155, 302
Schubert 330
Schwanthaler 331
Schwarzert (Melanchthon) . 328
Scott . . . . 147, 151, 201 f.
Sealsfield, Charles (Karl Postl) 511
Sedlnitzky, Graf . . . 388, 413
Seibertz, Engelbert 429
Seneca 327
„Serbische Volkslieder" . . 561
Shakespeare 22, 51 ff., 65, 95, 101 f., 105, 119, 132, 144, 195, 209, 236, 263, 267, 281, 314, 319, 346, 352, 354, 419, 424 f., 436 f., 468, 479, 489, 520
„Shandy, Tristram" (Lawrence Sterne) 169
Shelley . . . . . 131 ff.
„Sieben Legenden" (Keller) 222 ff.
„Siegelringe" (Nürnberger) 3 f., 6, 279
Silesius, Angelus 98
Simrock 441
„Sohn der Wildnis, Der" (Halm) 52, 264 f.
Sokrates 327, 418
Soliman, Sultan 267
„Sommernachtstraum, Ein" (Shakespeare) 65, 236
„Sonnenwende, In der" (Milow) 532 f., 545
„Sonnenwirt, Der" (Kurz) 159 ff.
Sophokles . . 279, 319, 349, 352

Spielhagen . . . . . 550 f.
Spindler . . 147, 151, 153, 207
Spinoza 217
Spittler 164
Staps 261
Steen, Jan 257, 521
Stein, Charlotte von . . . 460
Stephan, Erzherzog 388
„Sterbende Cato, Der" (Gottſched) 269
Sterne, Lawrence 169
Stieglitz, Heinrich 219
Stifter . . . 147, 207, 490, 493
Stoß, Veit 324
Strampfer 290
Stratemirovic 537
Strauß, David 274
Streicher 320
Suckow, Emma von ſ. Emma Niendorf
Sue 207, 209, 253
„Sündflut, Die" (Wilhelm v. Kaulbach) . . . . 463, 466 ff.
Süß . . . . . 164 f.
Swift 524

Tacitus . 71, 156, 327, 380, 388
„Tagblatt, Neues Wiener" . 282
„Tagebuch aus Languedoc und Provence" (Moritz Hartmann) 221
Talleyrand 198
Tannhäuſer . . . . . 243 f.
„Tannhäuſer, Der neue" (Griſebach) . . . . . 240, 244 f.
„Tannhäuſer" (Wagner) . . 493
„Taſſo, Torquato" (Goethe) 214, 346, 451
Tegner 318
„Teilung der Erde, Die" (Schiller) 303
„Tempelſtürmer Hocharabiens, Die" (Vincenti) . . . 509 ff.
Teniers 257
Tennyſon 572
Thackeray 56, 102
„Thalia, Rheiniſche" . . 47, 167
Thales von Milet 327
„Theaterzeitung" (Wien) . . 246
Theoderich, König . . . 17, 81
Theokrit 250
Thorwaldſen . . 320 ff., 330, 339
Thun, Leo Graf 55
Tibull 331
Tieck 90
Tiedge 487
„Tierleben der Alpen," Das (Tſchudi) 23
Tillier . . . . . 169 ff.
Timon 508
Timur 267
Todesco, Baronin . . 280, 288
Toldy, Janos . . . 322, 329
Tours, Gregor von 79
„Trilogie der Leidenſchaft" (Goethe) 126
„Trivultias, Die" 332
Trivulzio, Gian Giacomo . . 332
„Trompeter von Säckingen," Der (Scheffel) 552
Tſchudi, Friedrich von . . . 23
Turenne 69
Turgenjew . . . . . 95 ff.

Ugolino 414
Uhland 68, 147, 151, 441, 531, 537
Ulphilas 73
„Urania" (Tiedge) 487
Uß 75, 319

Varnhagen 18
Vaſari 521
„Venus von Medici" 234, 525, 527
„Venus von Milo" 536
„Verbrecher aus verlorener Ehre, Der" (Schiller) 167
Verdi, Giuſeppe 433
„Verlorene Paradies, Das" (Milton) 267
„Vier Brüder, Die" (Rank) . 396
Vincenti, Carl von . . . 509 ff.
Virgil . 285, 327, 331, 335, 553
Viſcher, Peter 324
„Vließ, Das goldene" (Grillparzer) 262
Volney, Graf 56

Voltaire 19, 94, 170, 190, 215, 222 ff., 232 f., 274, 481 f.
Voß, Johann Heinrich 116, 119, 353, 395

Wachenhusen 435
Wagner, Richard 31, 66 ff., 423, 433, 550, 552
„Wakefield, Der Pfarrer von" (Goldsmith) 457
„Waldeinsamkeit" (Heine) . 244
Waldmüller, Robert (Eduard Duboc) . . . . . 189 ff.
„Wallenstein" (Schiller) . . 268
Walter von der Vogelweide 459, 471
Weber, Karl Julius . . . 260
Weber, Karl Maria von 347, 521
Weilen, Josef Weil von 236 f., 275, 278, 298
Weiße, Christian Felix . . . 220
Weitling 388
Welfen 529
Welker 462
„Werthers, Die Leiden des jungen" (Goethe) 126, 266, 381, 420, 451 f., 462, 483
„Wespen, Berliner" 287
„Westöstlicher Divan" (Goethe) 126
Wickenburg, Albrecht Graf von 131 ff.
„Wie es euch gefällt" (Shakespeare 437
Wieland 241
„Wiener Blut" (Schlögl) 251 ff.
„Wildfeuer" (Halm) . . . 265
Wilhelm I., König von Württemberg 214
„Wilhelm Meister" (Goethe) 157, 195, 336, 420, 428, 560
„Wilhelm Tell" (Schiller) . 184, 379, 412, 415, 520
Willamow . . . . . 219 f.
Winckelmann 31, 348
„Wirtshaus an der Heerstraße, Das" (Turgenjew) . . . 103
Wittstock 412
Wodianer 288
Wolf, Ferdinand . . . . 440 ff.
Wolff, Pius Alexander . . . 113
Wolfram von Eschenbach . . 479
Wolter . . . . . 277 f.
Wullenweber 75
Wurzbach, Alfred von . . 240 ff.
Wurzbach, Konstantin von . 533

„Xenien" (Goethe, Schiller) . 274
Xenophon 331

„Yoricks empfindsame Reise" (Sterne) 169

„Zauberflöte, Die" (Mozart) 348
Zelinka 308
Ziegler 42
Zimmermann, Johann August 388
Zimmermann, Robert . . 384 ff.

Inhalt

(Der Ort und die Zeit des ersten Erscheinens ist nach den Titeln der Feuilletons in Klammern angegeben, einige waren vor der ersten Ausgabe des Buches ungedruckt.)

Seite

Vorrede des Verfassers (Oktober 1876 entstanden) . . . 3

1. Die Blumen des Zeitungsstils (teilweise abgedruckt: Der Correspondent, Wien, 24. März 1872, ganz: Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik, Berlin, Mai 1876) . 8
2. Sprache und Zeitungen (National-Zeitung, Wien, 18. März 1866, und Die Presse, Wien, 5. April 1866) . . . 18
3. Bücher-Frau-Frau (Der Correspondent, 14. Jänner 1872) . . 32
4. Biblia sacra (Der Correspondent, 21. Jänner 1872) . . . 36
5. Falsche Lichter (Die Gegenwart, Berlin, 10. Februar 1872) . 40
6. Schiller, Halm und Johannes Scherr (Der Correspondent, 25. Februar 1872) 50
7. Gespräche mit einem Grobian (Die Presse, Literaturblatt, 12. April 1868) 56
8. Der Rhapsode Jordan (ungedruckt, im März und April 1870 entstanden) 66
9. Bogumil Goltz (National-Zeitung, 25. Jänner 1866) . . . 85
10. Soll und Haben eines Naturgenies (National-Zeitung, 11. März 1866) 88
11. Turgenjew und die slawische Welt (Die Presse, Literaturblatt, 7. Juni 1866) 98
12. Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung (ungedruckt, Mai 1866 entstanden, August 1876 umgearbeitet) 110
13. Horaz, Auswahl aus seiner Lyrik (ebenso) 114
14. Le Rime di Michelangelo Buonarroti (Der Correspondent, 3. März 1872, Dezember 1873 und August 1876 umgearbeitet) 122
15. Der entfesselte Prometheus (ungedruckt, September 1876 entstanden) 131
16. Schillers und Goethes Briefwechsel (Neues Wiener Tagblatt, 13. Juni 1870) 140
17. Hermann Kurz in seinen Hauptschriften (Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik, April 1875) 146
18. Claude Tillier und sein „Onkel Benjamin" (Die Presse, 21. und 22. September 1869) 169

19. „Schloß Roncanet" (Deutsche Zeitung, Wien, 4. Juni 1874) . 180
20. Das Judenschloß (ungedruckt, September 1876 entstanden) . 201
21. Ein Alter von der Garde (Berliner Börsen-Zeitung, Beilage „Börse des Lebens", 26. März 1871) 211
22. Moritz Hartmann (Der Correspondent, 19. Mai 1872) . . 217
23. Gottfried Kellers „Sieben Legenden" (Montags-Revue, Wien, 1. und 8. Juli 1872) 222
24. Die Quellen der Kunst (Montags-Revue, 9. Dezember 1872, September 1876 umgearbeitet) 236
25. Sinnliche Poesie Montags-Revue, 30. Dezember 1872, September 1876 umgearbeitet) 240
26. Erwin (ungedruckt, September 1876 entstanden) 246
27. Friedrich Schlögls „Wiener Blut" (Die Gegenwart, 5. April 1873) 251
28. Oesterreichs Grillparzer (Neues Wiener Tagblatt, 14. Jänner 1871, und Berliner Börsen-Zeitung, Beilage, 15. Jänner 1871) 259
29. Dichter und Welt (Berliner Börsen-Zeitung, Beilage, Februar 1871) 266
30. Grillparzers Lebensmaske (Berliner Börsen-Zeitung, Beilage, 23. Jänner 1872, teilweise wieder abgedruckt: Der Wanderer, Wien, 30. Jänner 1872) 271
31. Von uns und unsern Dichtern (Der Correspondent, 28. Jänner 1872) 275
32. Wien, im Spiegel eines Sarges (Berliner Börsen-Zeitung, Beilage, 11. Februar 1872) 279
33. Ein Aphorismus zur Denkmal-Pest unserer Zeit (Die Gegenwart, 30. März 1872) 296
34. Der Reklamenwolf in der Schafhürde (Deutsche Zeitung, 24. Februar 1874) 294
35. Vom Denkmal-Bettel (Die Presse, 12. Februar 1869) . . . 303
36. Das Denkmalsetzen in der Opposition (Deutsche Zeitung, 15. und 30. November, 7. Dezember 1873) 310

Nachlese

37. Ich möchte lesen lernen (Sonntagsblätter, Wien, 9. Jänner 1848) 345
38. Ein Votum über die Literatur der Dorfgeschichten (Oesterr.-kais. priv. Wiener Zeitung, 15. und 16. Jänner 1848) . . 351
39. Friedrich Hebbel als Lyriker (Sonntagsblätter, Beilage Literaturblatt, 30. Jänner 1848) 363
40. Eine Zeitschrift für Lyriker (ditto, 20. Februar 1848) . . . 367
41. Porträt-Statuen auf Gräber! (Sonntagsblätter, Beilage Kunstblatt, 27. Februar 1848) 371
42. Gedanken über die Lyrik der Zukunft (Constitutionelle Donau-Zeitung, Wien, 17. April 1848) 376
43. Literarische Charaktere: 383
Robert Zimmermann (Sonntagsblätter, Literaturblatt, 4. Juni 1848) 384

Drärler-Manfred (dtto., 27. August 1848) 390
Leopold Kompert (dtto., 10. September 1848) 395
Ludwig von Löhner (dtto., 17. September 1848) 403
44. Liederbuch der Siebenbürger Deutſchen (dtto., 23. Juli 1848) . 409
45. Die Poeſie und die Freiheit (dtto., 30. Juli 1848) 413
46. Die künſtleriſche Konzeption im philoſophiſchen Zeitalter (Oſtdeutſche Poſt, Wien, 8. Mai 1853) 418
47. Das Illuſtrationsweſen (dtto., 3. Auguſt 1853) 424
48. Die Feuilletoniſten (Die Donau, Wien, 9. und 10. Juli 1856) 430
49. Proben portugieſiſcher und katalaniſcher Volksromanzen (Oeſterreichiſche Blätter für Literatur und Kunſt, Beilage zur Oeſterr.-kaiſ. priv. Wiener Zeitung, 28. Februar 1857) .. 440
50. Aus Kaulbachs Atelier (Der Heimgarten, München, Jänner 1865) 449
51. Die Taglieder (Auguſt 1865 entſtanden, umgearbeitet: National-Zeitung, 21. und 22. Februar 1866) 470
52. Ein unſterblicher Narr (Die Preſſe, 29. Jänner 1869) . . . 479
53. „Tiedche'n auch eine Pille" (Neues Wiener Tagblatt, 30. November 1870) 487
54. Gottfried Keller (ungedruckt, um 1870 entſtanden) 489
55. Savilia (ungedruckt, Mai 1873 entſtanden) 494
56. Gloſſe zum Wiener Zeitungsweſen (Deutſche Zeitung, 10. Mai 1873) 504
57. Die Tempelſtürmer Hocharabiens (Die Gegenwart, 30. Auguſt 1873) 509
58. Heimatloſer Humor (Auguſt 1865 entſtanden, erſte Faſſung: National-Zeitung, 11. und 12. Jänner 1866, umgearbeitet: Schleſiſche Preſſe, Breslau, 13. und 15. Februar 1876) 518
59. Stephan Milow, ein zeitgenöſſiſcher Lyriker (Die Gegenwart, 24. März 1877) 531
60. Stephan Milow, eine lyriſche Didaskalie (Februar 1877 entſtanden, April umgearbeitet, Literaturblatt, Wien, 15. Mai 1877) 538
61. Häuslicher Narren-Abend (Deutſche Zeitung, 9. Februar 1879) 549
62. Adolf Pichler (dtto., 22. und 25. Mai 1879) 556

Anhang

Nachwort des Herausgebers 575
Anmerkungen 577
Regiſter 595
Inhalt 606

Berichtigungen

Seite	31	Zeile	3	lies	statt	Winkelmann	:	Winckelmann
„	45	„	34	„	„	Carl	:	Karl
„	55	„	9	„	„	Bekr	:	Beckr
„	157	„	26	„	„	auf auf die	:	auf die
„	164	„	19	„	„	aufgehoben	:	ausgehoben
„	180	„	9	„	„	Laïs	:	Laïs
„	182	„	10	„	„	Benjaman	:	Benjamin
„	199	„	36	„	„	Heiterethei	:	Heiterethei
„	275	„	15	„	„	Matthison	:	Matthisson
„	279	„	23	„	„	Plundersweilen	:	Plundersweilern
„	285	„	33	„	„	Kieselaks	:	Kyselaks
„	294	„	2	„	„	1872	:	1874
„	310	„	27	„	„	der	:	den
„	347	„	7	„	„	Graue	:	Graun
„	352	„	26	„	„	unverläßlichsten	:	unerläßlichsten
„	356	„	13	„	„	überreichen	:	überreifen
„	366	„	1	„	„	Nacht; am	:	Nacht. Am
„	366	„	9	„	„	vierte	:	dritte
„	366	„	11	„	„	Zittern	:	zittern
„	366	„	24	„	„	blassen,	:	blassen," –
„	366	„	25	„	„	Kommt	:	„Kommt
„	399	„	25	„	„	alt Babeln	:	Alt Babele
„	406	„	18	„	„	Hohenstauffensche	:	Hohenstaufensche
„	424	„	19	„	„	G'mähl	:	G'mäl
„	435	„	1	„	„	nur	:	nun
„	438	„	11	„	„	auf	:	aus
„	439	„	3	„	„	Ein	:	Ein (gesperrt)
„	456	„	20 ff.	„	„	Friderike	:	Friederike
„	479	„	28	„	„	3.	:	29.
„	492	„	2	„	„	erscheint.	:	erscheint.)
„	521	„	22	„	„	Mandragola	:	Mandragora
„	575	„	26	„	„	Hohenwart	:	Hochwart
„	582	„	24	„	„	Telegraphen	:	Telegrafen
„	586	„	38	„	„	Telegraf	:	Telegrafen
„	587	„	42	„	„	347	:	347[1].

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolstadt.

Ferdinand Kürnberger

Der Amerika-Müde

116, 2193

Ferdinand Kürnberger

Gesammelte Werke

Herausgegeben von Otto Erich Deutsch

Vierter Band

Der Amerika-Müde

Amerikanisches Kulturbild

Dritte Auflage

M. C. M. X.
München und Leipzig
Verlegt bei Georg Müller

BIBL.
VNIVERS.
LVG.

Erſtes Buch

Erſtes Kapitel

„Amerika! Welcher Name hat einen Inhalt gleich dieſem Namen! Wer nicht Dinge der gedachten Welt nennt, kann in der wirklichen Welt nichts Höheres nennen. Das Individuum ſagt: mein beſſeres Ich, der Erdglobus ſagt: Amerika. Es iſt der Schlußfall und die große Kadenz im Konzerte der menſchlichen Vollkommenheiten. Was unmöglich in Europa, iſt möglich in Amerika; was unmöglich in Amerika, das erſt iſt unmöglich! Ich ſehe hier die höchſte geſunde Kraftentwicklung des volljährigen Menſchenkörpers; drüber hinaus liegt Konvulſion und Delirium!"

„Amerika! heilige Erſtarrung ergreift mich bei deinem Anblicke. Die Schauer der Menſchengröße wehen von deinen Ufern. Menſchengröße, wer kennt dein Gefühl in Europa? Karl der Große, Ludwig der Große, Friedrich der Große — das ſind die Menſchengrößen der alten Welt. Was ſonſt noch groß iſt neben ihnen, wird dekoriert oder hingerichtet! — O weiche zurück, Andenken Europas, vor dem blühenden Bilde dieſer jungen Erde! Sei mir gegrüßt, Morgenſtirn, Morgenantlitz, friſche, ſchwellende, aufſtrahlende Schönheit! Ein jugendlicher Menſch iſt die Freude des älteren, aber eine jugendliche Welt, — iſt es möglich, dieſen Wonnebegriff in ein ſterbliches Herz aufzunehmen? Glückliches Land! mit allen Säften unſrer Geſchichte biſt du genährt, aber wir ſind die gröbſten, du das feinſte Gefäß dieſer Säfte. Aſien die Wurzel, Europa der Stamm, Amerika Laub- und Blütenkrone — ſo gipfelt ſich das Wachstum der Menſchheit. Und die runzeligen Rinden Aſiens und Europas durchkriecht das Inſekt, auf Amerikas Wipfel wiegt ſich der freie, fröhliche Vogel! In unſern geſchichtlichen Schlupfwinkeln verpuppt ſich die graue, ſchläferige

Raupe, aus Amerikas Blütenkelchen trinkt der Schmetterling ſeine Pſyche-Unſterblichkeit!"

„Ein Mann von rieſigem Leibe kam an ein Waſſer, daran fand er ein Knäblein ſpielen. Das Knäblein ſagte: Mann trag' mich über das Waſſer, denn deine Schultern ſind ſtark. Und der Mann hob das kleine, federleichte Körperchen auf, und trug es durchs Waſſer. Aber im Tragen verwandelte ſich das Kind in eine ſchwere, gewichtige Laſt. Wie geht das zu? wunderte ſich der Mann, trag' ich doch ein ſchmales, ſchmächtiges Knäblein! Du irrſt dich, antwortete dieſes, Himmel und Erde trägſt du auf deinen Schultern. — Darf ich dieſer Legende nicht hier gedenken am Bord meines Auswandererſchiffes? Der große Chriſtoph ſind wir, die alte Weltgeſchichte; auf unſern Schultern ſtehſt du, Amerika, das wir in kleinſten Anfängen über die atlantiſche Waſſergrenze trugen; aber wundergleich überflügelt uns dein Gewicht, und wahrlich! du biſt der Heiland, der uns einſt alle erlöſen wird! Glückzu, daß du nicht zu ſterben brauchſt für uns, daß du leben wirſt, leben, und nichts als leben! Zurück ihr Tragiker, die ihr den Angſtſchweiß, die Tränen, das Blut von hingerichteten Weltideen in den goldnen Schalen eurer Verſe ſammelt; hier füllen ſich nicht eure Schalen. Nach Aſien geht, nach Europa! Dort ſpricht man den Beſten und Tugendhafteſten die Todesſtrafe zu; — hier werden ſie zu Präſidenten erwählt!" —

„Amerika iſt ein Bau, bei welchem die menſchliche Vernunft zum erſten Male das Geſetz der Schwere fand. Die Staatsgebäude der alten Welt fingen mit der Kuppel an. Der König und der Hoheprieſter wölbten vor allem das unermeßliche Dach. Dann kamen die Vaſallen, die Ritter und Krieger und ſtellten ihre Säulen darunter. Unter die Säulen ſetzte das Bürgertum ſeine Sockel. Vom Sockel abwärts endete das Gebäude. Die Sudras, die Parias, die Fellahs, die leibeigenen Bauern, — ſie waren ein verwahrloſter Untergrund. Die Baukunſt tat nichts für ihren Beſtand, ſie *erlaubte* bloß ihr natürliches Daſein. Das Fundament war *geduldet*. Trug es den ſchweren überladenen Bau, ſo tat es das Glück; trug es ihn nicht, ſo ſank er langſam mit dem zerquetſchten Volksleben in

die Erde, wie Aſiens Deſpotien, oder er riß gewaltſam in Trümmer unter den Revolutionen Europas. Weiſes Amerika, das mit dem Anfange anfing!"

„So werd' ich bewohnen ein feſtes, wohlgezimmertes Haus, ein Haus gebaut auf die erſte aller Wiſſenſchaften, auf die Wiſſenſchaft vom Volke. Marquis Poſa sans phrase iſt der Hausherr darin. Ich trete ein, und umarme ſtaunend und ſchauernd den erſchoſſenen Freund. Er lächelt. Verwundere dich nicht, Bruder, mich hier im Gedeihen zu finden. Du wußteſt ja, ich bin unſterblich. Die Königswunde hier — traumhaft fährt er ſich an die Stirne — ſiehe, ſie iſt glücklich vernarbt. Ach, es war ein beſchränktes Jahrhundert! Lächeln wir, Freund, über ſeine Irrtümer. Damals verſagte man der Humanität eine kleine Anſtellung in Holland, heute ſchwingt ſie ihr Zepter über einen Raum, den Flandern und Brabant hundertmal einnehmen könnten und mancher Acre erübrigte noch zu einem irrenärztlichen Latifundium für den Madrider Staatsrat. Nicht wahr, das Menſchentum ſchreitet doch vorwärts, und die Könige ſind — ſonderbare Schwärmer! Hier zuckt man die Achſeln über die Ausführbarkeit ihrer Träume und auf dem Kapitol zu Waſhington findet man nichts praktiſch, als unſre Ideale. — Sei mir willkommen, Freund, ſei mir willkommen!" —

Alſo wurde die Küſte von Amerika begrüßt. Ein Mann von jugendlichem Alter ſteht auf dem Vorderteil ſeines Schiffes und ſchaut mit verſchränkten Armen und begeiſtertem Blicke ſein großes Gegenüber: die neue Welt. In ſeinem Hymnus ſteht ſeine Geſtalt vor uns, kaum brauchten wir die leibliche zu betrachten. Aber auch dieſe drückt eine edle, ſchwungvolle Perſönlichkeit aus. Auf ſeine Stirn haben die Götter das Siegel des Gedankens gedrückt, ſein Mienenſpiel iſt eine Lyra, mit vollen, herztiefen Empfindungen beſaitet. Sein Wuchs, mit Winkelmann zu reden, ſein Stamm iſt fein, wir möchten ſagen artiſtiſch gebaut. Ein künſtleriſcher Wurf geht auch durch ſeine Bekleidung. Sie hat nichts zu tun mit dem entſagenden Negligé des abſtrakt Gebildeten. Sie verrät Formenſinn. Sie ſtellt eine Perſönlichkeit dar, welche über die

Identität von Gestalt und Gehalt durch ein natürliches Gefühl, durch eine angeborene Poesie belehrt ist.

Der Segler passiert die Narrows, die Meerenge zwischen Long-Island und Staten-Island. Links und rechts gezogene Hügel, Waldkronen, Wiesenteppiche, darüber verstreut, von der Hütte bis zum Palast, ein Füllhorn menschlicher Wohnungen. Im Prospekt die prächtige Bai von Newyork, sie, die sämtliche Kriegsflotten der Erde aufnehmen könnte, im Tiefgrunde die Stadt selbst. Das Masten-Gepfähl und Tau-Gestrick ihres Hafens garniert sie, aus dieser Ferne gesehen, wie das zarteste Spitzengewebe; kaum schimmert der Teint ihres weißen, holländischen Häuseranstrichs durch. Am Borde streitet man sich, ob diese Einfahrt wirklich Aehnlichkeit mit Neapel habe oder nicht. Der hohläugige Seekranke behauptet's mit freuderotem Auferstehungs-Jubel, der vielgereiste Touriſt zuckt die abgehärtete Kenner-Achsel. Dem Dritten liegt die Stadt zu eben, sie hat kein Relief. Der Vierte stellt auch Hoboken und Brooklyn in ihren Rahmen und jenes zieht den blauen Hügelkranz von New-Jersey, dieses die bewaldeten Bergwände Long-Islands mit in das Bild. Ein anderer verschiebt Berg und Wald, setzt sie hieher und dorthin und gewinnt ihnen schöpferisch einen Vesuv ab. Unser Hochwächter im Vorder-Kastell wendet sich um und spricht über das Verdeck hin: Meine Herren, wenn es heißt: Neapel sehen und sterben, so wollen wir sagen: Newyork sehen und leben! das ist Gleichartiges und Verschiedenes. Beifallszuruf folgt dem Wortspiele des Mittlers; dieser vereinsamt sich wieder und legt sein Auge betrachtungsvoll auf Land und See hinaus.

Ein grauer Gewitterdunst umduftet den schwülen Sommerhimmel. Der Seespiegel schattet ihn ab und gleicht einer dunklen, angehauchten Stahlplatte. Links auf New-Jersey, rechts über Brooklyns Waldhöhen hängen zwei dünnwallende Sprühregen herab. In der Mitte von beiden bricht im Hintergrunde die Sonne durch und spannt ein paar breite großgefächerte Strahlen über Newyork. Die Stadt schwimmt in einem milchweißen Fernenlicht, das mattgraue Wolkengehänge des Vordergrunds kontrastiert dazu mit einer schlagenden Wirkung.

Wer Neapel in dieſem Nimbus geſehen, dürfte ſich glücklich preiſen. Ein ſolches Bild mit andern abzuwägen, kennzeichnet das Gros der Menſchenaugen. Sie ſehen die Landſchaft nur als wägbare Maſſe, der beleuchtende Geiſt entgeht ihnen allzuoft. Unſer Ankömmling empfindet ihn voll. Sein Auge iſt wie von einem Zauber gefeſſelt vor dieſer Lichtwirkung. Es iſt ihm, als ſähe er in der neuen Welt ein neues, ſich ſelbſt übertreffendes Tageslicht. Und das ſinnliche Bild wie ein Symbol deutend, ruft er aus: Ja, nur Amerika hat Tag, Europa das Phosphorlicht ſeiner faulenden Stoffe! —

Inzwiſchen treibt das Fahrzeug dem Lande immer näher. Die Szenen der Bai werden reicher und bunter. Schiffe von allen Größen und Formen — im Ozean nur durchs Fernrohr geſehen, durchs Sprachrohr angeſprochen — bewundert man jetzt in der Nähe; gleich Delphinenſcharen erfüllen ſie zu Hunderten das majeſtätiſche Waſſer-Baſſin. Zwiſchen ihnen tummeln ſich kleine verwegene Ruderboote und verſchwinden in jedem Augenblicke aus dem Geſichte, ſo oft eine friſche Briſe über den Meeresſpiegel haucht. Aber immer ſind ſie wieder oben, luſtig, geſchäftig, raſtlos wie die Bienen. Es iſt auch ein Bienenvolk, das nach Honig ausſchwärmt. Die Reporters der Zeitungen ſind's, welche meilenweit den einlaufenden Schiffen entgegenkommen. Sie ſcheinen die Honneurs der neuen Welt zu machen, den Fremden ihre Dienſte anzubieten, verfolgen aber nur den Zweck, ſich ſelbſt allerlei Seeberichte und Reiſenotizen von ihnen einzuſammeln. Weniger artig verhüllen ihre Honiggier die Runners, die Clerks der Makler, der Agenten, der Gaſtwirte. Zu Ballen und Rießen bombardieren ſie das Schiff mit ihren Annoncen, entern, erſtürmen es und möchten es in die Sklaverei ihrer Firma gerne mit den geringſtmöglichen Umſtänden ſchleppen. Bei dieſer Gelegenheit geht mancher Wahn in die Brüche, daß man ſein Engliſch in beſter Ausſprache einſtudiert habe. Indes verſtändigt man ſich doch zuletzt, läßt ſich hier in ein Geſchäft ein, belegt dort eine Nummer im Gaſthaus. Auch unſerm Helden präſentiert ein geſchäftsſüchtiger Runner die Karte ſeines Hotels. Aber er bringt ſeine eigene Adreſſe mit, und dieſer Sorge enthoben, wendet

er ſich von dem Beſchwerlichen ab, denn das Einklarieren des Schiffes unterhält jetzt ſeine Aufmerkſamkeit. Er vernimmt die letzten Kommandos des Lootſen, das letzte Segel ſieht er von den Matroſen beilegen, das Schiff geht vor ſeine Hafen-Barrière. Ein leiſer Schauer durchrieſelt ihn, indem die ſchwere Ankerkette über die Winde raſſelt. Ach, nur der Reiche reiſt, gleich dem Elfen Puck „ſchweifend über Land und Meer" — aber wie viele heftet dieſe Kette bleibend an den Boden, für den ſie vielleicht ihr Letztes eingeſetzt! Da flattern ſie hin alle mit der gleichen Hoffnung, jeder mit ſeinem beſonderen Schickſale! Ein Neſt voll halbbefiederter Brut dünkt ihm das Auswandererſchiff — wer wird aufwärts dringen in den blauen, liederreichen Aether; wer wird niederſtürzen in den Buſch, in die Tatze des lauernden Wildes? Das Ankerwerfen iſt einer jener Momente, wo man die Geiſterhand deutlicher zu ſehen glaubt, die das Menſchenſchickſal webt. Auch bei der roſigſten Ausſicht flirrt Geſpenſterfurcht wie ein ſchwarzer Faden durchs Auge.

Im Getümmel des Landens, des Ausſchiffens, in einem Babel amerikaniſcher Namen und Adreſſen, die jetzt von allen Lippen durcheinander ſchwirren, verlieren wir den Freund, der zuerſt unſre Aufmerkſamkeit erregt, nicht aus dem Auge. Schlägt er doch auffallend genug ſeinen Weg ein! Während alles um ihn her den Hotels und Agenturen zuſtrömt, lenkt dieſer Ankömmling, nach einem minutenlangen Aufenthalte im Zollhauſe, ſeine Schritte auf die Battery, auf Newyorks Promenade.

Das weltberühmte Südende Newyorks, die Battery, war im Jahre 1832 noch nicht wie heute mit einem überhandnehmenden Anbau von Matroſenſchenken und Auswandererherbergen behaftet. Die vornehmſte Atmoſphäre der Manhattanſtadt wehte damals auf dieſer reizenden Landſpitze. Ihre Raſenteppiche, ihre Schattengänge von Linden und Pappeln atmeten den Geiſt einer erhabenen Idylle. Im Angeſichte der unermeßlichen Bai, am Mündungspunkte des breiten Nord- und Oſtſtromes, in einer Lage, die vielleicht mit dem „goldenen Horn" um die Palme ringen kann, genoß ſie der großartigſten Schau des Seeverkehrs und war doch nicht berührt von ihm.

Er defilierte gleichſam in Parade an ihr vorbei, zum gemeinen Dienſte ſchwenkte er rechts ab an den Kai des Oſtfluſſes, damals ſeinem wichtigen Emporium. Auf der Battery ſchlürfte Newyork nur den Duft ſeiner Seemacht.

Dieſe Avenue hat unſern Freund ſchon am Bord ſeines Schiffes bezaubert; hier wandelt er jetzt im Grün und Laubſchatten, — ein letztes intimes Stelldichein der reinen Gemütskräfte gegenüber den handelnden. An der Pforte einer Hemiſphäre, am Fußgeſtelle rieſenhafter Wirklichkeiten will er noch einmal eine Stunde der Muße feiern und ſeine ganze Innerlichkeit in ein großes Gegengewicht zuſammenfaſſen, als ſcheute er mit dem ahnungsreichen Helden der Tragödie,

daß ihn der Zufall
Blind herrſchend mit ſich führe!

Wir ſehen, der flüchtige Blick auf die Perſönlichkeit dieſes Mannes hat uns nicht getäuſcht. Ein Menſch ſteht vor uns, den nicht die gemeinſte Not beeilt, der ſein Leben nicht auf Beſtellung lebt, aber e i n Auftrag ſcheint ihm geworden: das Subjekt zu vertreten in der Welt der objektiven Aeußerlichkeiten.

Wir belauſchen ſeine Gedanken nicht mehr wie am Bord des Schiffes. Dort waren ſie ein Aufblitz der Begeiſterung, ein Halleluja, hier ſind ſie eine ſtille Meſſe der Andacht. Er iſt mehr bei ſich ſelbſt als bei der Welt; von Zeit zu Zeit fließt ein leiſer Schriftzug in ſein Taſchenbuch. Anfangs häufiger, bald aber ſparſamer und mit manch ungeduldigem Korrekturſtrich. Das macht, die Battery iſt nicht ganz ſo geräuſchlos, wie es zuerſt ſchien. Die Stadt, die hinter dieſem dünnen Vorhang von Bäumen liegt, kann ihre mächtige Nähe nicht leicht verſchweigen. Schauerlich tönt's da herein. Die induſtriellen Donner, das friedliche Kriegsgetümmel, das Jagdgeheul der Nahrungsſorgen, die ganze Symphonie eines Werktages, der für eine halbe Welt arbeitet, pflanzt ſich mit dumpfem Schwalle über die Wipfel des Parks fort. Kein Künſtler vermag das Ungeſehene lebendiger zu veranſchaulichen, als dieſe taube Maſſe unvermiſchbarer Geräuſche das Freskogemälde einer großen Stadt zeichnet. Einer Stadt, die noch an ſich ſelbſt arbeitet, und ſchon ein weltgroßes Hinterland auszuarbeiten

hat! Ein Keſſel, der zugleich braut, da er noch unterm Hammer iſt! Kein Wunder, wenn ſich das Erdbeben dieſes Bodens nicht unterbinden läßt mit der Schnur, die ein paar Alleen zieht! Die Battery iſt das Erkerſtübchen Newyorks. So weit ſie ſich ausladet in das ſchöne, blaue Meer — ſie kann dem Hauſe doch nicht entfliehen, dem ſie angehört. Und wie dieſes Haus in allen Sparren und Balken dröhnt, ſo zittern auch die Fenſter des Erkers, auf dem Brette wanken die Blumenſtöcke, und dem Großvater an der Wand fährt's ſtoßweiſe durch die Glieder, daß er manchmal zu nicken ſcheint, wie der Gouverneur zu Pferde. Da iſt das Töchterchen, das ihren Dichter leſen, der Sohn, der ſeinen Euklid ſtudieren will, auch nicht ſo ganz geborgen im Erkerſtübchen. Unſer Spaziergänger empfindet's.

In dem Lärm, der ſeine Promenade umbrandet, hat er von Zeit zu Zeit eine hellgellende Knabenſtimme unterſchieden, die mit dem robuſteſten Pathos eine Ware von unwiderſtehlicher Zugkraft auszurufen ſchien. Der jugendliche Schreier war bisher ſtets unſichtbar geblieben, denn die Battery hatte in dieſer ſpäten Vormittagsſtunde wenig Beſuch und der kleine Autochthone kannte ohne Zweifel ſeinen Markt. Endlich aber verirrte er ſich doch in die Anlage. Zeitungen waren's, die er ausrief. Er tat dies mit der ganzen Inhaltsanzeige der Tagesnummer. Der Fremde horchte hoch auf. So viel er hier zu hören bekam, waren die Völker von halb Europa in Aufſtand, einige Könige verjagt, viele Miniſter hingerichtet, die vornehmſten Börſenhäupter bankrott, mehrere Städte verſunken, und ein teufliſch-raffinierter Doppel-Gattenmord machte den unſchuldigen Schluß der Nippes-Artikelchen. Dem Europäer blieb zwiſchen Staunen und Lachen zu entſcheiden anheimgeſtellt, ob hierorts die Redaktionen ſelbſt ihre Zeitungen ſo kühn überwürzen, oder ob das Genie ihrer Kolporteurs auf eigene Verantwortung dieſen ſchwindelnden Flug nimmt. Jedenfalls aber war es landesübliche Geſchäftspraxis, denn er ſah an den Mienen der Vorübergehenden, daß ſie nichts Außerordentliches hörten. Indes wollte er Neugierde halber die Nummer erſtehen und war eben im Begriffe, den marktſchreienden

Newsboy aus der Ferne zu ſich zu winken: da änderte ſich die Sache. Der Knabe kolportierte noch eine andere Ware — eine unnennbare! Denn auf einmal ſchrie er den Titel eines Preßerzeugniſſes in die helle, friſche Luft hinaus — dem Fremden ſchoß alles Blut ins Geſicht! Erſchrocken blickte er um ſich — leider ſahen die Vorübergehenden ſo gleichgültig dazu, wie zuvor! Alſo auch landesüblich! Preßfreiheit und Preßſcheußlichkeit in unmittelbarſter Berührung! Neben dem römiſchen Triumphator ging ſo ein Sklave einher, der ſein Zerrbild und Affe war.

Aber das Aergernis wurde noch ärger. Der Junge ſchlug mit ſeinem ſchamloſen Geſchrei einen Baumgang ein, in welchem drei junge Damen von feinſtem Aeußeren an der Seite ihrer Begleiter promenierten. Dieſer Umſtand beengte indes den rückſichtsloſen Kaufmann nicht im geringſten. Vergebens erwartet unſer Zuſchauer, daß er verſtummen wird: mit nichten; er fährt aufs zwangloſeſte fort, ſein Kaufgut auszurufen. Vergebens erwartet er ſelbſt, daß die Herren der Damen einſchreiten werden: es unterbleibt; ſie ehren die Freiheit des Handels und Wandels. Entſetzlich! Nimmt man dieſen Unfug hin, wie — irgend eine Szene des Tierlebens auf der Straße? Geſchieht nichts gegen dieſe Schändlichkeit? Und ſchon begegnet man ſich von beiden Seiten, nirgend ein Nebenweg zum Ausbeugen, — und dicht vor den Stirnen der jungen Schönen erhebt der Freche von neuem ſeinen Ruf! Mit dem peinlichſten Gefühle verfolgt der junge Mann jetzt die Haltung der Mädchen. Die Armen! was können ſie tun dem ſouveränen Skandal gegenüber? Die Dame rechts blickt zur Seite und faßt eifrig einen Hafenkran ins Auge, die mittlere verbirgt ihr Antlitz ins Taſchentuch, die Dame links — ein blonder Engel, das ſeraphiſch-geſcheitelte Lockenhaupt kaum im Drittels-Profil ſichtbar — iſt es möglich, das Kind hält den Jungen an! Sie zieht ihre Börſe, ſie winkt mit einer Handbewegung ſeewärts, der Bube läuft gehorſam an den Wall der Battery, und im nächſten Augenblicke — entladet er ſein ganzes Portefeuille ins Meer. Den Zuſchauer überfliegt's wie ein Strahl. Bravo Lady, das haben Sie wohl gemacht! Zwar nicht die Welt, aber

doch Ihren Spaziergang konnten Sie reinigen von dieſem Schmutze. Es iſt geſchehen. Jetzt erſt blickt er aufmerkſamer nach der intereſſanten Spaziergängerin. Leider, da iſt auch das Drittels-Profil hin! Ein ältlicher Herr, dem Augenſcheine nach der Klaſſe der höheren Tafel-Autoritäten zuzählend, ſchnaubt in der vornehmen Freiheit eines bequem gelüfteten Sommeranzugs heran. Sein Volumen iſt das vom trojaniſchen Pferd. Mit dem Gruße eines intimen Hausfreundes ſchließt er ſich der Geſellſchaft an, d. h. bloß ſein Schatten ſaugt all ihre Körper auf. Namentlich die kleine blonde Lady verſchwindet neben ihm, wie ein Schneeglöcklein unter der Lawine. Die ganze Gruppe entfernt ſich gegen die Landſeite.

Das alles war die Szene weniger Augenblicke. Der Fremde brach auf. War es Abſicht, daß er die Richtung der drei Damen einſchlug, oder — doch, was kümmert es uns? Fragt er ſich doch im eigenen Selbſtgeſpräch: was kümmert es dich! Der die Urſchatten der Hinterwälder ſucht, ſollte ſich im Paſſieren einer Hafenſtadt — ein artiger, kleiner Charakter! Die ihre Tugend auf den Kran hing — und die andere mit dem Taſchentuch-Feigenblatt — es war vielleicht weiblicher — im niederen Stile, ja! Sie handelte im großen. Ueberhaupt ſie handelte. Doch, — was kümmert es dich! In Ohio wird es eines deiner Gedichte. — Gedichte!

Ach, ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt —

Ich glaube es Ihnen, Herr Geheimrat!

Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergehn —

der Teufel ſelbſt hat Ihnen das geſagt, Herr Hofrat! Wie die Herrn Brüder das Leben kannten!

Damit läßt er, oder verliert er die Geſellſchaft aus den Augen.

Auch die äußere Szene um ihn iſt jetzt verwandelt. Nur wenige Schritte haben ihn nach der Stadtſeite der Battery geführt, und ſchon zeigt die Anlage ein weſentlich ſtädtiſches Bild. Eine Reihe glänzender Cafés gruppiert ſich hier unter den Schattengängen des Parks, ſie ſchließen ſich zum voll gewundenen Kranze beſonders an der Fronte, wo die Straßen New-

yorks in den großen Halbzirkel der Auffahrt zuſammenmünden. Zwar umwittert ein Geiſt von Einſamkeit dieſe Pavillons, welche nur Sommererfriſchungen bieten, und nichts von jenen nahrhafteren Genüſſen eines amerikaniſchen Frühſtücks, deſſen Stunde eben regiert: desungeachtet fehlt es den Cafés nicht an Leben. So z. B. ſtimmt gleich im nächſtgelegenen ein Orcheſter von Schwarzen ſeine Inſtrumente, und veranlaßt unſern Gaſt ein Glas Eis zu nehmen, als Folie ſeines erſten amerikaniſchen Kunſtgenuſſes. Das Konzert beginnt. Ein ſeltſam zerhackter Rhythmus, deſſen Taktart in einigem Dunkel ſchwebt, und überdies von jedem der einzelnen Künſtler ziemlich ſelbſtändig gehandhabt wird! Aber wie wird unſerm Zuhörer, als die Melodie, ohne alle Vermittlung, plötzlich aus Dur in Moll überſpringt? Entſetzt fährt er auf, reißt dem Vorgeiger die Violine aus der Hand, und ſpielt ihm die Figur korrekt vor. Alle Anweſenden ſtaunen den Europäer an, niemand begreift die Einmiſchung eines Gentleman in das „Handwerk" der Schwarzen. Dieſe ſelbſt am wenigſten. Zwar hören ſie mit geſchmeicheltem Lächeln dem Spiele des Fremden zu, als aber die Reihe wieder an ſie kommt, ſtellt ſich an derſelben Stelle auch derſelbe Barbarismus wieder ein. Ob man hier allerorts die Ausübung der Muſik dieſen Negern überlaſſe? fragt der beſtürzte Kunſtfreund den Aufwärter. — In der Regel, mein Herr, war die Antwort, die Niggers haben mehr Talent dafür als die weißen Natives. Einige Anweſende ſahen den unausſprechlichen Geſichtsausdruck des Fremden, und er glaubt zu hören, wie ſie ſich zuflüſterten: Ein Deutſcher! Darauf nimmt einer derſelben laut das Wort und ſagt mit dem augenſcheinlichen Beſtreben einer Ehrenrettung: Nämlich, mein Herr, es iſt hier von öffentlicher Muſik die Rede. Gute Kammermuſik findet ſich wohl unter uns. — Wo, mein Herr? fragt der Ankömmling wie mit einem Hilferuf. — Bei Mr. Bennet zum Beiſpiel. — Der Fremde ſchien geneigt, über dieſem Gegenſtande länger zu verweilen, aber es blieb ihm unmöglich unter der fortwährenden Geißel des wilden Orcheſters. Im Pavillon gegenüber begann jetzt ſogar ein zweites zu ſpielen, natürlich eine andere Melodie und in einem anderen Takt und

Rhythmus. Beide Orcheſter vernahmen ſich einander vollkommen gut, das ſchien aber weder ihr, noch ihrer Zuhörer Wohlbefinden im geringſten zu beeinträchtigen. Einige Kinder, an ihrer engliſch-amerikaniſchen Mundart als reinſte Natives kennbar, liefen ſogar begierig herbei und ſtellten ſich mit intelligenteſter Raumabmeſſung zwiſchen die ſpielenden Orcheſter in die gerechte Mitte, um, wie ſie ſich zujubelten, „zwei Muſik" zu haben. Der Europäer ergriff eine wilde Flucht.

Mit der Sehnſucht eines Bräutigams dachte er einen Augenblick lang — an ſeine Violine. Sie lagert jetzt im Zollhauſe mit ſeinem anderen Gepäcke; bis er ſie in das bezogene Logis abholen läßt, widmet er ihr ein zärtliches Andenken. Ahnt er doch, welchen Wert ſie ihm jetzt haben wird! —

Aber wenn nach Novalis Architektur ſtarrgewordene Muſik iſt, ſo hat Newyork mindeſtens ſeinen ſtarren Beethoven im Broadway. Das ſollte der Unvorbereitete ſofort empfinden lernen. Er ſtand, ohne es ſelbſt zu wiſſen, am ſüdlichen Mündungspunkte dieſer Rieſenſtraße — eine geringe Wendung, und Broadway lag vor ihm aufgetan. Der Anblick erſchüttert ihn. Den Zeus aller Straßen erblickt er! Zwei Kriegsſchiffe, dünkt ihm, könnten ſich ausweichen darin; — das iſt ihre Breite! Zwei Kriegsſchiffe, dünkt ihm, könnten an beiden Enden ſich bombardieren, und ihre Kugeln erreichten ſich nicht; — das iſt ihre Länge! Vergebens ſtemmt er ſich mit Trotz gegen dieſen Eindruck des Ungeheuren. Wohl ſieht er, wie die Verhältniſſe der Häuſer — damals in Mehrzahl noch klein und unanſehnlich — das Verhältnis der Straße vergrößern. Wohl ſieht er, wie die einförmige Geradlinigkeit der Pappelallee, welche die ganze Flucht durchläuft, ein Hebel mehr iſt zur perſpektiviſchen Täuſchung. Aber wenn die erſte der Pappeln ein Turm und die letzte wie ein Grashalm erſcheinen kann — wer überwände die Täuſchungskraft einer ſolchen Perſpektive? Wahrlich, ein Volk, das in dieſen Dimenſionen denkt, hat etwas von dem Geiſte, der die neunte Symphonie ſchrieb, oder den olympiſchen Jupiter meißelte! Es hat ein Recht an das: anch' io son' pittore! Der Newsky-Proſpekt iſt ein Kaiſergedanke, eine Linie aus dem Generalſtab; der Broadway iſt ein Volksge-

danke, ein Maß nach der Krämerelle! Setzet ſie unter die Sterne, dieſe Krämerelle!

Die Seele unſers Helden, jedes Große und Neue ſchnell in ſeiner höchſten Weſenheit faſſend, huldiget ſo dem erſten Anblicke des Broadway. Im nächſten Augenblicke nimmt er es auf mit ihm. Er iſt entſchloſſen, in dieſen Strom unterzutauchen, und ſtürzt ſich mutig hinein. Und wahrlich, ein Strom iſt die Pulsader Newyorks, ohne alle Figur. Ein Miſſiſſippi zu Lande! In der Fahrſtraße hat die geſtaute Flut der Fuhrwerke kaum Zeit und Raum ſich auseinander zu wirren und individuell abzufließen. Welch ein Schwall von Wagen bedeckt hier in jedem Augenblicke jeden Quadratzoll Landes! Die Karre des Shopkeepers zerrt ihre Ballen und Fäſſer, der urmenſchlichen Schleife verwandt, niedrig am Boden dahin — das kurzbeinige Krokodil dieſes Strombettes. Delphinenleicht und luſtig tanzt die Karoſſe des Millionärs an ihr vorbei, hochgepolſtert über Shopkeepers Niveau, das vielleicht einſt das ihrige war. Plump und brutal wälzt ſich die fahrbare Völkerwanderung im Omnibus, die rieſige Walfiſchmaſchine, daher, und ſchurft, alle Flut an die Seiten drängend, ihre breitſpurige Wogenbahn. Wer iſt groß außer ihr? Der Sixpencefahrer auf der Decke dieſes Kaſtens blickt in die Karoſſe nieder, wie von der Beletage ins Kellergewölbe. Und doch iſt über dem keckbemalten, fahnenbewimmelten Omnibus noch ein höheres Weſen. Platz da! rette ſich wer kann! die Straße verdunkelt ſich, — ein langer, keuchender Pferdetrain ſchleppt ihn herauf, den alles überragenden Transportwagen. Ein Haus transportiert er — ein fertiges Backſteinhaus! Nur das Dach und der Schornſtein fehlt, wenn ſie nicht dem Ungeheuer wie in einem Strickkörbchen nachgeführt werden. — So die Straße. Gefährt jeder Größe, Form und Beſtimmung drängt ſich ſo dicht hinter einander, daß das Ganze wie ein einziger Leib, wie ein unſterblicher Heerwurm ſich ausnimmt. Die tägliche Bilanz dieſer Achſendrehungen erreicht vielleicht die Million, ihr nächſtes Produkt iſt ein unausſprechlicher Lärm. Und nun das Trottoir. Kaufhalle an Kaufhalle, Bude an Bude, jedes Haus ein Markt, jedes Wort ein Geſchäft. Hier iſt täglich Meſſe. Die amerikaniſche Ware

liebt das Dunkel nicht. Unter dem römiſchen Sommerhimmel Newyorks lagert ſie vor dem Laden im Freien. Beſonders Eßwaaren buhlen um dieſe Oeffentlichkeit. Wir ſagen: beſonders, aber ja nicht: ausſchließlich. Denn auch der Buchhändler verſchmäht es nicht, unter dem Schatten von Kartoffelbergen zu wohnen, in den Viſiergläſern optiſcher Inſtrumente ſpiegelt ſich die gerupfte Fettgans, und ſogar der Sarghändler ſtellt ſein Produkt zwiſchen Türme von Baumfrüchten aus, und verdirbt ſeinem Nachbar den Markt, deſſen Kokosnüſſe, der Ideenverbindung wegen, wie kahle Totenſchädel gleißen.

Dieſe Gütermaſſen ab- und zuzuſchleppen, zu vermehren, zu vermindern, zu muſtern und aufzukaufen, iſt beſtändig ein tauſendbeiniges Ungeheuer unterwegs, brüllend nach dem Bedürfniſſe, wähleriſch im Genuſſe, gähnend vor Ueberſättigung. Hier ſtürzt ſich der ſchwarze Taglöhner auf den faulenden Inhalt eines Fiſchbehälters, dort gleitet die Auſter im Dufte des Champagnerſchaums über die feine Zunge der Wallſtreet-Männer. Hier kauft ſich die Quaterone ein Paar baumwollene Strümpfe, und macht den nächſten Torweg zu ihrem Boudoir, worin ſie ſkrupellos den Wechſel des Neuen und Alten vornimmt, dort läßt ſich die vornehme Dame im Putzwarenlager den Wert von Fürſtentümern vor die Füße rollen und kauft zuletzt nichts. — Unſer Wanderer kämpft ritterlich mit all dieſen Elementen. Immer tiefer arbeitet er ſich den Strom hinab; aber ach! wo iſt ſein Ende? Wo nur ein Ruhepunkt? Mit jeder Seitenſtraße, die einmündet, ſchwillt noch die Flut, denn alles drängt dem Broadway zu, wenig fließt ab von ihm. Der Schwimmer weiß zuletzt nicht mehr, ſchwimmt er mit oder gegen den Schwall; wohin er ſich wendet, jede Richtung iſt ihm eine widrige. Die Kunſt des Flanierens iſt eine Lokalkunſt. Zu ſchauen und nicht zu ſchauen, ſich zu bewegen und ſtehen zu bleiben, hat eine andere Technik auf den Boulevards, auf dem Long-Acre und auf dem Broadway. Der Eingeborene kennt dieſe Kunſt, unſer Fremder wird fortgeſpült, wie ein äthiopiſches Sandkorn ins Nil-Delta. Es iſt als hätte er die ganze Erde wider ſich, Bewegliches und Unbewegliches. Ein Blick gegen Himmel bleibt oft der einzige Ruhepunkt. Ruhepunkt?

mit nichten! Denn was ſoll er zu einer Stadt ſagen, wo im dritten Geſtock der Schloſſer hämmert, wo ein Schmiedefeuer glüht in jener Dachetage, die ſonſt nur das Lämpchen des Poeten kennt? Ja, das Haus iſt hier kein Erbe auf Kind und Kindeskind; die Fabrik hat's geliefert, die Fabrik verbraucht's als vorübergehendes Werkzeug. So iſt auch der Weg zum Himmel nicht frei, Lärm oben wie unten, Hammer dröhnen und Funken ſprühen zu den Fenſtern einer Höhe heraus, in welcher der Zeiſig ſingen, von welcher ein Blatt des Blumenſtocks niederwehen ſollte.

An einer Straßenecke, in welche der Wanderer endlich einbog, ſtand ein kleines, reingekleidetes Mädchen, weinend, ein Zettelchen in der Hand. Es hatte verſchiedene Verſuche gemacht, von den Paſſanten, wie es ſchien, eine Auskunft zu erhalten, und ſtets unglückliche. Alles rannte achtlos an dem kleinen Weſen vorbei und ließ es ſtehen. Endlich zupfte es auch dieſen Ankömmling am Rockärmel, und blickte mit hellblauen Augen voll Waſſer bittend zu ihm auf. Die Kleine mußte ihr Stimmchen wiederholt anſtrengen, um ſich in dem Straßenlärm hörbar zu machen. Sie bat um den Weg in irgend eine Street nach der Common-School irgend eines Mr. Mockingbird: zugleich wies ſie ihren Zettel vor, worauf die Adreſſe ſtand. Der junge Mann wußte nun freilich nicht beſſer Beſcheid als das verirrte Kind ſelbſt. Aber augenblicklich ergriff er den Gedanken, der ſich hier darbot. Iſt es möglich, rief er ſich zu, mit ſo viel Detail des Markts ſich zu balgen, und nicht an die Volksſchule zu denken, an den einfachen geiſtigen Punkt, aus dem das Ganze begriffen wird? Common-School, das iſt das Schlagwort! Das iſt der Ort, wo der Fremde ſtets zuerſt Landeskunde ſtudieren ſoll! Komm, mein Kind! Er warf ſich mit dem Mädchen raſch in den nächſten Omnibus, und war faſt ſo glücklich wie dieſes ſelbſt über das gefundene Auskunftsmittel.

Die Fahrt begann mit einer unfreundlichen Szene. Einer der Mitfahrenden hatte ſeine Beine lang vor ſich ausgeſtreckt und eben an jene Stelle der Wagenlehne geſtemmt, welche das einſteigende Paar zu beſetzen hatte. Er ſchien indes nicht geneigt, ſeine Bequemlichkeit aufzugeben, ſondern räumte dem

kleinen Mädchen, ſeinem neuen vis-à-vis, nur ſo viel ein, daß er ihr Köpfchen zwiſchen ſeine beiden Stiefelabſätze aufnahm. Der Fremde verbat ſich dieſe Zwangloſigkeit. Jener erwiderte: Mein Herr, Sie fordern für dieſes Kind die Rechte einer Lady zu früh. Sein Ton dabei war vollkommen ruhig, faſt belehrend, wie der Mann überhaupt nicht ohne Faſſon ſchien. Aber um ſo gereizter empfand der Fremde dieſe Sittenroheit und ſcharf antwortete er: Sind Sie einer Lady zuvorkommend aus Sklaverei für ein Zeremoniell, oder aus freier Menſchlichkeit? Auf letztere werden Sie auch dieſes Kind zählen laſſen! Der Amerikaner blieb gänzlich eindrucklos bei dieſem Appell, und die Kolliſion hätte leicht ernſter werden können, wenn ein Marktweib nicht den Takt hatte, ihren Platz mit dem Kinde zu wechſeln. Vor dieſer Lady zog der Ausgeſtreckte ſeine Beine zurück. —

Nach dieſer Epiſode verlief die weitere Fahrt ruhig, und dauerte, unter einem ſteten Wechſel von aus- und einſteigenden Perſonen, verhältnismäßig kurz. Der Omnibus ſetzte unſer Paar in einer Straße ab, von welcher nichts als der Name vorhanden war, den mit großen Lettern ein prophetiſcher Pfahlanſchlag nannte. Das kleine Mädchen fand ſich aber ſofort orientiert, und lief glückſtrahlend auf den einzigen Anbau dieſer Straßenzukunft zu. Es war ein backſteinener, länglich viereckiger Kaſten, ohne Maueranwurf, mit unglaſierten Dachpfannen gedeckt. Ein Mann von derbem Leib und ſtarken Knochen, mit einem roten, prallen Geſichte, kurzgeſchornem Haupthaar, in Jacke und Hemdärmeln, aber einen franzöſiſchen Hut auf dem Kopfe, empfing unſern Ankömmling mit der Frage: Wie viel Buſhel? Der Fremde wußte dieſe Anrede nicht zu deuten. Ich dachte, Sie machten eine Beſtellung in Zwiebeln, antwortete der Stämmige. Der Fremde wechſelte zweifelnde Blicke zwiſchen dem kleinen Mädchen und dieſem Manne, und erklärte, daß er die Volksſchule des Mr. Mockingbird zu beſuchen geglaubt. — In der ſind Sie, ſagte dieſer; — ich habe vor einigen Wochen in Tran falliert, und verlor mein Vermögen. Sofort eröffnete ich eine Schule und unterrichte die Kinder meiner Nachbarn in dem, was ich weiß, und in dem, was ich nicht weiß, wozu ich

einen Hilfslehrer miete. Da mir dieſe Beſchäftigung weder den ganzen Tag noch den ganzen Beutel ausfüllt, ſo mache ich in den übrigen Stunden das fehlende Geld mit einem Zwiebelhandel. Damit ſchritt er ohne weitere Umſtände in das Innere des Hauſes. Unſer Held folgt ihm, — ein wenig zögernd und unſicher. Seine Miene drückt ziemlich unzweideutig den Grad ſeiner Erwartungen aus. Die Perſönlichkeit des ehrenwerten Mr. Mockingbird ſcheint ihm eine ausgeſprochen ſinnliche, und die Pflege von Kinderſeelen, zwiſchen Tran und Zwiebeln betrieben, dünkt ihm nicht deſſen natürlichſter Beruf. Doch folgt er.

Die Schulſtube war ein geräumiges, luftiges Zimmer, deſſen ganzer Schmuck in dem hellen Tageslichte beſtand, das reichlich einfiel. Tiſche und Bänke waren nur aus dem Roheſten gehobelt, Lack oder Firniß nirgends verſchwendet. Auf den Bänken ſaßen ſechzig bis achtzig Knaben, der Mehrzahl nach in einem Alter von neun bis zwölf Jahren. Ihr Aeußeres war reinlich gehalten, ihre Bekleidung mehr grob und formlos als defekt, eigentliche Zerlumpungen nirgends. An einem der vorhandenen Tiſche arbeitete mit einer Liniermaſchine ein junger Mann — Mr. Benthal, Hilfslehrer, ſagte Mr. Mockingbird. Der Fremde nahm mit einer leichten Verbeugung den Namen entgegen und erwiderte ihn mit ſeinem eigenen, indem er ſich als Doktor Moorfeld vorſtellte. Das kleine Mädchen war gleich bei ihrem Eintritte auf den Hilfslehrer zugeeilt; ſie brachte ihm, wie es ſchien, eine Nachricht. Dann hielt ſie ſich vertraulich an ſeine Seite, indes er ſtillvertieft fortarbeitete.

Die Schulſtube feierte eben, wenn nicht mit dem eleganten, doch mit dem hungerigen Newyork, ihre Mittagsſtunde. Dr. Moorfeld, wie wir den Fremden jetzt nennen dürfen, fand die kleinen Republikaner über großen Vorräten mitgebrachten Fleiſches und Brotes tätig. Desungeachtet ſah er ſeinen Zweck nicht nur nicht verfehlt, ſondern ſogar noch beſſer erreicht. Mr. Mockingbird hielt nämlich eine Art Brachwirtſchaft in dieſer Pauſe, eine freie Konverſation. Er ließ ſich mit ſeinen Schülern in einen Dialog ein, aus welchem der Namensaufruf verbannt war: wer einen Gedanken hatte, konnte mit Auszeich-

nung antworten, wer nicht, ohne Beſchämung ſchweigen; es war ein zwangloſes Spiel der Individualitäten, mehr Klub als Schule. Kurz, dieſe Zeit der Ernährung wurde, weil Amerika überhaupt keine Zeit verliert, zwar dem Schulzwecke gewonnen, aber ihrem eigenen nicht entzogen.

Mr. Mockingbird legte behaglich die Arme auf den Rücken und begann mit ſeinem kleinen Volke ein Wechſelſpiel von Fragen und Antworten, das eine lebendigere Ausführung etwa dieſes Umriſſes war:

Ich war wohl ein Tor, fing er an, indem er ſeine Stube auf- und abſchritt, und ſich ſcheinbar dem Zufalle überließ, ich war wohl ein Tor, daß ich mein Haus im länglichen Viereck baute. Soeben überlegt' ich mir's anders, indem ich auf der Schwelle ſtand. Wie, wenn ich's rund gebaut hätte? rund wie dieſen Hut! Was meint ihr zu dem Einfall?

Die Kinder, zweifelhaft zwiſchen Ernſt und Scherz, ſahen teils ſich, teils den Meiſter an. Sie ſchwiegen.

Jener fuhr fort: Wozu braucht man das Haus? — Ein Knabe antwortete: Zum Wohnen. — Recht; und wer wohnt in dem Hauſe? — Die Leute. — Gut, der Menſch wohnt in dem Hauſe. Der Menſch . . . hm! der Menſch iſt ſo klein und das Haus ſo groß! Braucht der Menſch alle Räume des Hauſes auf einmal, oder kann er ſich auch in einem einzelnen Raume deſſelben aufhalten? — Im Zimmer. — Richtig, einen einzelnen bewohnbaren Raum des Hauſes nennt man ein Zimmer. Alſo der Menſch wohnt eigentlich im Zimmer, nicht wahr? — Ja. — Hört, ich überlege mir die Sache. Ehrlich zu reden, ich habe Luſt, auch dem Zimmer noch was abzuſparen. Wozu brauch' ich ein ganzes Zimmer, wenn ich z. B. ſchlafe; wie? — Das iſt wahr, man hat kleine Schlafkämmerchen. — Ich rate, mir wird ſehr ſchwül drin im Sommer. Lieber möcht' ich unter dem freien Sternenhimmel ſchlafen. Das ginge doch wohl? — Wenn kein Wetter kommt, allerdings. — Seht ihr! das Schlafſtübchen brauch' ich ſo notwendig nicht. Aber was brauch' ich doch noch zum Schlafen? — Das Bett. — Da haben wir's, das Bett! Ich wohne alſo, ſo zu ſagen, nachts eigentlich im Bette? — Ja. — Ich bin ein närriſcher Kauz!

Zuvor wollt' ich mein Haus rund, anſtatt im länglichen Viereck haben, aber ich laſſe nicht ab. Ich möchte jetzt auch ein rundes Bett, ein kugelrundes Bett; was? Die ganze Schulſtube lachte. Mr. Mockingbird fuhr fort:

Eure Heiterkeit iſt euer Urteil. Ihr gebt mir zu verſtehen, ein rundes Bett wäre blanker Unſinn. Ein rundes Bett taugte nicht für die menſchliche Figur, das länglich-viereckige Bett wäre gerade recht ſo. Meint ihr das? — Ja, ja! — Meinen iſt gut, aber beweiſen iſt beſſer. Wie könnt ihr mir's beweiſen? Nun, Vance! he! du kanzelſt ja gerne; würdeſt du den Beweis wohl finden? Komm, wir wollen ihn miteinander ſuchen; zwei richten immer mehr als eins.

Der Lehrer nahm den Knaben aus der Bank und ſtellte ihn mit dem Rücken gegen die Wand. Dann fing er an, dicht an ſeinem Körper zwei ſenkrechte und quer über ſeinem Kopfe eine kürzere horizontale Linie zu ziehen. Hierauf ließ er ihn wieder abtreten, und wendete ſich gegen die übrige Schule mit den Worten:

Was für eine Figur bilden dieſe drei Linien an der Wand? — Ein Viereck. Ein längliches Viereck! — Aha! der Menſch iſt alſo, wenn man ihn nicht aufs genaueſte abzeichnet, ſondern nur grobhin, mit drei Strichen . . . was iſt da der Menſch? — Ein längliches Viereck. — O, nun weiß ich Beſcheid! Geſetzt, ich müßte unſern Freund Vance verpacken, wie eine Ware, welche Form müßte ſeine Kiſte bekommen? — Es müßte ein längliches Viereck ſein. — Richtig, dort ſteht ja das Maß an der Wand! Nun verpackt ſich aber der Menſch wirklich, und zwar nachts, wenn er ſchläft. Seine Kiſte iſt dann das Bett. Das Bett hat daher am paſſendſten . . . welche Form? — Die länglich-viereckige. — Und iſt im Grunde das Zimmer nicht eine große Kiſte, worin man Betten einpackt? Und das Haus eine große Kiſte, worin man Zimmer einpackt? Seht, um wie viel klüger ſind wir jetzt, als zuvor! Das Haus muß ein längliches Viereck ſein, des Zimmers wegen, das Zimmer des Bettes wegen, und das Bett des Menſchen wegen, weil dieſer ſelbſt, wie uns jene Figur an der Wand beweiſt, ein längliches Viereck iſt.

Die Kinder zeigten ſich ſehr intereſſiert, namentlich fiel der Knabe Vance dem Meiſter faſt ins Wort: Jetzt weiß ich auch, rief er, warum alle übrigen Möbel im Zimmer viereckig ſind; die Tiſche, die Bänke, die Bilder, die Schränke, die Koffer —

Und ſelbſt das noch, was man in Schrank und Koffer packt, die Bücher z. B., ergänzte der Meiſter. Ja, was ſoll ich ſagen! werden in die Bücher nicht wieder die Buchſtaben verpackt? Hier haſt du ein feines Stift, Vance. Zieh' um den Buchſtaben e dieſelben Striche, die ich zuvor um dich gezogen . . . was für eine Figur bilden dieſe Striche? — Ein längliches Viereck; Meiſter, Meiſter, mit dem n geht's noch leichter! — Sehr wahr, das n iſt ja der Muſterbuchſtabe. Nun bitt' ich euch! Blickt einmal auf- und abwärts auf das, was wir jetzt gelernt haben! Ein Buchſtabe und ein Haus haben die nämliche Figur und aus der nämlichen Urſache! Die Urſache ſteht dort an der Wand. Der Menſch iſt ein längliches Viereck und darnach richten ſich all ſeine Formen!

Dieſes Probeſtück machte augenſcheinlich Eindruck auf ſeinen Zeugen. Im Verlaufe desſelben hatte die Miene des fremden Doktors einen ungleich höheren Ausdruck angenommen, als womit er die Schwelle des ſchulmeiſternden Zwiebelhändlers überſchritten. Er bezeugte dem Mr. Mockingbird jetzt ſeine ganze Anerkennung.

Ja, es iſt nicht deutſche Metaphyſik, antwortete dieſer trokken. Und zu ſeiner Schule gewendet, fuhr er ſogleich wieder fort: Wer fertig iſt mit dem Eſſen und gute Luſt hat, der leſe uns auch ein Kapitel. Dabei findet ſich wohl Stoff zu weiterer Unterhaltung. Viele Schüler ſchlugen zugleich ihre Bücher auf. Der Meiſter mußte eine Wahl treffen und bezeichnete einen der erwachſeneren Knaben, dem er zurief: Hoby, lies uns den Rat an „junge Gewerbsleute". Der Aufgeforderte fing mit einer muntern, verſtändigen Stimme aus ſeinem Büchlein alſo zu leſen an:

„Bedenke, daß die Zeit Geld iſt; wer täglich zehn Schillinge durch ſeine Arbeit erwerben könnte und den halben Tag ſpazieren geht, oder auf ſeinem Zimmer faulenzt, der darf, auch wenn er nur ſechs Pence für ſein Vergnügen ausgibt, nicht

dies allein berechnen; er hat nebendem noch fünf Schilling ausgegeben, oder vielmehr weggeworfen.

„Bedenke, daß Kredit Geld iſt; läßt jemand ſein Geld, nachdem es zahlbar iſt, bei mir ſtehen, ſo ſchenkt er mir die Intereſſen, oder ſo viel als ich während dieſer Zeit damit anfangen kann. Dies beläuft ſich auf eine beträchtliche Summe, wenn ein Mann guten und großen Kredit hat und guten Gebrauch davon macht.

„Bedenke, daß Geld hinſichtlich ſeiner Fortpflanzung ſehr fruchtbarer Natur iſt. Geld kann Geld erzeugen und die Sprößlinge können noch mehr erzeugen uſw. Fünf Schillinge umgetrieben ſind ſechs, wieder umgetrieben ſieben Schilling 3 Pence uſw. bis hundert Pfd. Sterl. Je mehr davon vorhanden iſt, deſto mehr erzeugt das Geld beim Umtreiben, ſo daß der Nutzen höher und höher ſteigt. Wer ein Mutterſchwein tötet, vernichtet deſſen ganze Nachkommenſchaft bis ins tauſendfachſte Glied. Der Verſchwender, d. h. der Mörder von einem Schilling bringt ſeinen Enkel um eine Million.

„Bedenke, daß ein guter Zahlmeiſter der Herr von jedermanns Beutel iſt. Wer pünktlich zahlt, kann zu jeder Zeit alles Geld entlehnen, was ſeine Freunde gerade nicht brauchen. Dies iſt bisweilen von großem Nutzen. Neben Fleiß und Mäßigkeit trägt nichts ſo ſehr dazu bei, einen jungen Mann in der Welt vorwärts zu bringen, als Pünktlichkeit und Gerechtigkeit in ſeinem Handel. Deshalb behalte niemals erborgtes Geld eine Stunde länger, als du verſprachſt, damit nicht der Aerger darüber deines Freundes Börſe dir auf immer verſchließe.

„Die unbedeutendſten Handlungen, die dem Kredite Schaden bringen, müſſen vermieden werden. Der Schlag deines Hammers, den dein Gläubiger um fünf Uhr morgens, oder um neun Uhr abends vernimmt, ſtellt ihn auf ſechs Monate zufrieden; ſieht er dich aber am Billardtiſch oder hört er deine Stimme im Wirtshauſe, ſo läßt er dich am nächſten Morgen um die Zahlung mahnen, und fordert ſein Geld, bevor du es zur Verfügung haſt.

„Außerdem zeigt dies, daß du ein Gedächtnis für deine

Schulden haſt; es läßt dich als einen ebenſo ſorgfältigen wie ehrlichen Mann erſcheinen und das vermehrt deinen Kredit.

„Hüte dich, daß du alles, was du beſitzeſt, für dein Eigentum hältſt und demgemäß lebſt. In dieſe Täuſchung geraten viele Leute, die Kredit haben. Um dies zu verhüten, halte eine genaue Rechnung über deine Ausgaben und dein Einkommen. Gibſt du dir Mühe, namentlich erſtere genau zu verrechnen, ſo hat das eine gute Wirkung; dann entdeckſt du, wie wunderbar kleine Ausgaben zu großen Summen anſchwellen und du wirſt bemerken, was hätte geſpart werden können und was in Zukunft geſpart werden kann.

„Eine Ausgabe, auch wenn ſie noch ſo klein ſei, erlaube dir ohne Not doch nicht darum allein, weil ſie klein iſt. Bedenke folgendes: der Zinsfuß in unſerm Lande iſt ſechs Prozent, d. h. für ſechs Pfund jährlich kannſt du den Gebrauch von hundert Pfund haben, vorausgeſetzt, daß du ein Mann von bekannter Klugheit und Ehrlichkeit biſt. Wer täglich einen Groſchen nutzlos ausgibt, gibt jährlich an ſechs Pfund nutzlos aus, welches der Preis für den Gebrauch von hundert Pfund iſt. Wer einen Teil ſeiner Tageszeit zum Werte eines Groſchen verſchwendet (und das mögen nur ein paar Minuten ſein) verliert auch, einen Tag in den andern gerechnet, das Vorrecht, hundert Pfund jährlich zu gebrauchen. Wie viel alſo, nur durch dieſe Verſchwendung weniger Minuten des Tags, an Geld verloren geht, wenn ein junger Mann ein höheres Alter erreicht, — das zu betrachten laß dir aufs ernſtlichſte angelegen ſein. Es iſt in der Tat ein größerer Reichtum, als den ein Phantaſt im Lotto zu gewinnen, oder ein Schatzgräber aus der Erde zu heben hofft.“

Der Mann nimmt das Leben ein wenig peinlich, bemerkte Dr. Moorfeld, den dieſes Bruchſtück amerikaniſcher Disziplin offenbar minder anſprach, als das erſte.

Mein Herr, es iſt Benjamin Franklin, der ſo ſchreibt, antwortete Mr. Mockingbird ohne alle Erörterung.

Der Doktor hatte indes noch Genugtuung wegen des Ausfalls auf die deutſche Metaphyſik zu nehmen, deſſen eigentliche Zielſcheibe er freilich nicht kannte. Er war daher nicht ge-

neigt, dem Manne, der ihm das Gaſtrecht zuerſt verletzt zu haben ſchien, die Partie allzu aufopfernd zu überlaſſen. Und indem er nach Hut und Stock griff, verabſchiedete er ſich jetzt, zwar unter den Formen eines Gentleman, in bezug auf die Antwort des Mr. Mockingbird aber erwiderte er dieſes: Ich bin Ihnen ſehr verbunden, mein Herr, daß Sie mir den geſchätzten Namen eines Benjamin Franklin nennen. Der Mann hat jedenfalls in der Wiſſenſchaft noch mehr als in der Bank hinterlaſſen, und durch ſein eigenes Leben ein höheres Ideal aufgeſtellt, als welches in jener Schrift dem menſchlichen Trachten zugemutet wird. Dieſe Ausmünzung der menſchlichen Exiſtenz in Schillinge und Pfunde gewinnt erſt durch die Erfindung des Blitzableiters den Anſpruch auf unſre Verzeihung. Ohne ſie würden wir die Doktrine eines Mannes vor uns haben, der ſich ſo weit vergeſſen hätte, unſre Beſtimmung dahin zu definieren: Aus dem Rinde macht man Talg, aus dem Menſchen Geld. Mag ſein, daß ein unfertiges Volk eine Zeitlang auf dieſen Standpunkt ſich herabſtellen muß, ein fertiges aber ſagt: Geiſt macht man aus dem Menſchen, nicht Geld!

Der Hilfslehrer des Mr. Mockingbird, der bisher ohne aufzublicken ſich an ſeine Liniermaſchine gehalten, legte ſein Handzeug jetzt hin, und machte mit Schüchternheit, wie es ſchien, einen Verſuch, dem Fremden das Geleite zu geben. Unter der Türe ergriff er verſtohlen die Hand desſelben und flüſterte mit bewegter Stimme: Ich danke Ihnen für dieſes deutſche Wort!

Zweites Kapitel

Im Nachdenken über dieſe Szene beſtieg Moorfeld eine Mietkaleſche und fuhr jetzt der Adreſſe ſeines Newyorker Abſteigequartiers zu. Wer mochte der junge blonde Mann ſein, der mit ſeinem germaniſchen Bart, ſeiner vollen Studentenlocke, ſeiner breiten Bruſt und trutzigen Stirn ihm ſo mädchenhaft-ſchüchtern nachgeſchlichen und zugeſtammelt? Ein Eingewanderter natürlich. Einer jener deutſchen Taglöhner der Weltgeſchichte, welche auf der ganzen Erde überall am Kulturleben mitarbeiten, aber ſelten auf eigenen Namen und nie auf den ihrer Nation. Moorfeld nahm ſeinen Ausfall auf Mr. Mockingbirds Franklin längſt wieder zurück; er hätte ſich gerne unrecht gegeben, daß er mit idealiſtiſcher Einſeitigkeit gegen das erſte Stück hieſigen Volkslebens ſo vorſchnell abgeſprochen: aber da ſtiehlt ſich eine warme Hand in die ſeinige, ein kummervoller Märtyrerblick trifft ihn, und das Wort ſeiner Uebereilung beſtätigt ihm, wie es ſcheint, die Erfahrung. Ein unwillkommenes Rechthaben! Moorfeld ſuchte ſich mit Gewalt in den ſchönen Flug ſeiner Erſtlingsſtimmung wieder zurückzuwerfen. Er ergab ſich mit allen Sinnen wieder dem Ungeheuer eines Straßenlebens, das das europäiſche übertraf, wie ein Redoutenſaal einen Katrappiſtenkreuzgang. Er ſah und hörte zu ſeiner Kaleſche hinaus, er bemühte ſich neugierig zu ſein und zu erſtaunen. Umſonſt. Er bekam ſeine Stimmung nicht mehr in ſeine Willkür und durch all das flutende Lärmen um ihn her verfolgte ihn der halberſtickte Flüſterton: „Ich danke Ihnen für dieſes deutſche Wort.“

Endlich ragte eine lange Reihe von Maſtbäumen die Straße herauf, welche der Kutſcher eingeſchlagen hatte; ein blauer Waſſerſtreif dunkelte dahinter, der immer breiter und voller

wurde, Wimpel wehten, Matroſen johlten, Krane ſeufzten, und im Nu wiegte ſich das zierliche Wagengebäude auf dem platanenbeſäumten Kai des Hudſon oder Nordfluſſes, der ſich wohl an drei engliſche Meilen breit vor den überraſchten Augen des Europäers ausdehnte. Der Wagen rollte längs des Fluſſes an einer Häuſerreihe hinab, welche in ihrem bunten Nebeneinander eine äußerſt heitere Enfilade bildete: dieſes Haus trug einen lebhaften Farbenanſtrich, jenes ſtach durch ſeine hellgrünen Jalouſien hervor, ein drittes durch eine glänzend gefirnißte Palliſadenverzäunung, hinter welchen lombardiſche Pappeln eine ſteife Parade hielten, jedes machte in ſeiner Einzelheit einen Verſuch zu brillieren, der wirklich im Ganzen erreicht, wenn auch im Beſonderen faſt immer verfehlt und oft chineſiſch verfehlt war.

Vor einem dieſer Häuſer hielt der Kutſcher. Moorfeld ſprang aufgeweckt heraus, ließ den Klopfer ertönen, und wartete. Ein Neger öffnete. Aber ehe Moorfeld ihm ſeinen Namen nennen, oder ſeine Karte abgeben konnte, war der ſchwarze Hausgeiſt ſchon wieder verſchwunden, indem er ein ſolches Zeremoniell nicht zu erwarten ſchien. „Help your self," lächelte Moorfeld, und ſah ſich im Hausflur, wo man ihn ſo republikaniſch-formlos allein ſtehen ließ, auf gut Glück um. Er fand rechts ein Zimmer, deſſen Türe, wahrſcheinlich der großen Hitze wegen, halb offen ſtand. Er blickte vorſichtig hinein. Eine junge Dame von großer Schönheit ſaß darin und ſtudierte über Landkarten und Bücher eifrig hinter einem großen Comptoirtiſch. Der Fremdling glaubte ſich hier an guter Adreſſe; er öffnete unter einem beſcheidenen Klopfen auch die übrige Hälfte der Tür und ſtellte ſich der ſchönen Einſiedlerin mit all jener Artigkeit vor, womit ein Mann von Erziehung die Tochter des Hauſes unter dieſen Umſtänden anredet. Das Mädchen hörte ihn an, ohne eine Miene zu verändern, ja faſt ohne den Blick zu ihm aufzuſchlagen, worüber der junge Mann, der ſich im Beſitz eines gefallenden Aeußern wußte und vielleicht etwas verwöhnt in dieſem Punkte war, eine unwillkommene Regung empfand. Treten Sie gefälligſt ins Parlour gegenüber, antwortete die lakoniſche Venus mit einer leichten

Handbewegung; Moorfeld zog ſich zurück, nicht ohne einen ſeiner bezwingendſten Blicke in das ſchöne regungsloſe Antlitz des Mädchens zu werfen. Selbſt das offizielle Lächeln der Höflichkeit hätte ihm wohlgetan in dieſem Antlitz, aber er ſah nichts darauf als die Ruhe einer ſauber gearbeiteten Figur unter Glasſchrank. Dagegen traf ihn vor der Tür über das Treppengeländer des erſten Stockes herab ein zorniger Mädchenblick aus einem Gehänge, oder vielmehr aus einem Tauwerk von ſchlappen Locken — die Geſtalt huſchte im Nu zurück als Moorfeld zu ihrer Loreleihöhe ſeinen Blick erhob. Kopfſchüttelnd ging er auf den bezeichneten Eingang des Parlours zu.

Er klopfte, ohne Antwort zu erhalten. Er beſann ſich nicht lange, ſondern ſchloß vielmehr, daß es landesübliche Sitte ſein müſſe, geradezu zu gehen, ohne ſich an irgend eine Form zu binden, da der Mangel derſelben unmöglich die ſpezielle Ungaſtlichkeit dieſes Hauſes ſein konnte. Er trat alſo ein. Das Gefühl unter dem erſten amerikaniſchen Dache zu ſtehen, brachte jetzt eine Pauſe in all ſeine übrigen Empfindungen. Er ſah ſich im Parlour um, erfüllt und ergriffen von dem Bewußtſein, daß das Zimmer der Abdruck des Menſchen ſei.

Die Möbelformen hatten nach unſern Begriffen keinen eigentlichen Stil, wohl aber ließen ſeltſame Holzarten manch wunderliche Spielerei zu. So ſah Moorfeld ein halb Dutzend ſpindeldürre Stühle, welche mit ſo bizarrer Feinheit geſchnitzt waren, daß ſelbſt die Königin Mab, wie es ſchien, darauf hätte durchbrechen müſſen. Nur eine ungewöhnliche Holzfaſer konnte dieſe Bearbeitung erlauben, aber die ſinnliche Vorſtellung des Sitzens war ganz bedachtlos dabei verletzt. Nach demſelben Mißverhältnis zwiſchen Schein und Zweck präſentierte ſich der Sofaüberzug: er brillierte in einem orange-prächtigen Farbenmuſter, das das Auge lebhaft genug traf, aber das Muſter ſtellte nichts weniger als einen — Waldbrand vor. Moorfeld mußte mehr als lächeln, daß der Zumutung, ſich auf Feuerflammen zu ſetzen, nicht das geringſte äſthetiſche Bedenken entgegengeſtanden hatte. Auf dem Kaminſims ſtand eine Stutzuhr mit grellen und glänzenden Farben lackiert, ein paar Porzellanvaſen links und rechts zeichneten ſich gleichfalls durch

überladene Buntheit ungefähr im Geschmacke unserer Landleute aus. Im Trumeau erblickte Moorfeld eine schlecht modellierte Statuette, welche einen Mann in knappen Stiefeln und Hosen mit Zopf und Stock, dürftigen Beinen und einem Schlotterbauch vorstellte. Die Unterschrift lehrte, daß es Washington sei. Moorfeld erschrak bei dem Anblicke dieses Namens und seufzte achselzuckend: Das ist der Mann, der sie alle frei gemacht hat, und sie konnten nicht ihn einmal von ein paar häßlichen Linien frei machen! Sind politische Helden wohlfeiler als poetische? Schnell wandte er sich hinweg, um sein Auge an gelungenen Gegenständen zu entschädigen, aber er entdeckte nichts Besonders mehr. Nach einem Bücherschrank sah er sich z. B. vergebens um. Das einzige Buch, das er im Zimmer fand, war die Bibel. Sie lag mit einer seltsamen Ostentation auf dem runden Tisch, der vor dem waldbrennenden Sofa stand. Die Tapeten des Zimmers, der Fußteppich und die Vorhänge waren teilweise reiche Stoffe, aber harmonierten in ihren Farben nicht, denn jede einzelne war so schreiend, als ob sie Selbstzweck wäre, und die optische Belebung des Gemaches allein zu tragen hätte. Die leeren Wandflächen wiesen ein einziges Bild auf, ein Familienporträt, wie es schien; Moorfeld wandte aber ebenso schnell wie von dem Washington sein Auge davon. Das Gesicht war wie mit Kalk und Ziegelrot auf eine unerträglich rohe Weise gepinselt. Ein prächtiger Goldrahmen schmückte das Bild, aber das Gold stand so außer Verhältnis zur Kunst, daß es nur eine Satire auf dasselbe schien. Das war die Ausstattung des Parlours. Sie atmete den Geist einer bürgerlichen Frugalität, das aufwachende Bedürfnis des Luxus und dieser selbst wieder den krassen und heftigen Geschmack der Kindheit. „Vielleicht ein hübsches Gesicht, aber eine erfrorene Nase" murmelte das europäische Urteil unsers Freundes; dem Zimmer fehlte der gemütliche Zug, wir möchten sagen die organische Wärme der Häuslichkeit.

Während Moorfeld diese flüchtige und, wie wir sehen, nicht sehr lohnende Rundschau gehalten hatte, öffnete sich die innere Tür des Parlours und Herr Staunton, der Hausherr, trat ein. Eine lange schmächtige Figur mit enger Brust, nach vorn ab-

fallenden Schultern und dünnem Halſe präſentiert ihren amerikaniſchen Typus. Der längliche, nicht unedel geformte Kopf zeigt allen Zerfall des Herbſtes, aber allen Schein des Lenzes. Gefärbtes Haar, bepinſelte Augenbraunen, eingeſetzte Zähne, ein leicht aufgetragenes Rot auf dem glattraſierten Geſichte ſchillert aus einer gewiſſen Ferne mit einem gewiſſen Jugendglanze, natürlich zur mehreren Wehmut des genauen Betrachters. Die freie, weltmänniſche Haltung des Eintretenden, verbunden mit einer Sorte geſchäftsfreundlicher Heiterkeit iſt gleichſam der moraliſche Teil dieſer Toilettenkunſt. Ein Zug von merkantiler Selbſtſucht wird aus ſeiner obern Geſichtshälfte in der gewohnheitsmäßigen Heiterkeit der Stirn und des Auges noch ſiegreich genug hinweggelächelt, hat aber in der untern Hälfte, die überhaupt unbedeutend gedrängt und gekniffen iſt, zwiſchen dünngeſpannten Lippen und krampfhaften Mundwinkeln eine ſehr bemerkbarte Heimat. Die ganze Erſcheinung machte den Eindruck eines Mannes, der ſtets als Geſchäftsmenſch gelebt und ſtets als Gentleman ſich gefirnißt hatte.

Dieſer Herr trat ſeinem Gaſt jetzt entgegen und begrüßte ihn mit einer ſorgfältigen Herzlichkeit. Er lud ihn ein, ſich zu verbrennen, d. h. er bot ihm das Sofa an, er ſelbſt nahm ſeinen Platz auf einem von den Stühlen der Königin Mab. Hiermit eröffnete er die Unterhaltung, indem er ſich wegen ſeines ſchwarzen Dieners Jack entſchuldigte, den er ſchon vor zwei Stunden an den Landungsplatz geſchickt hätte, um ihn, den erwarteten Gaſt nämlich, abzuholen. Das Schiff, wiſſe er, ſei ſo pünktlich eingelaufen, als es ſignaliſiert war, es könne nur die Fahrläſſigkeit des Dieners ſein, der ihn verfehlt habe, er werde ihm die Genugtuung geben, den Schuldigen zu beſtrafen. Moorfeld verbat ſich dieſe Aufmerkſamkeit, und da er nicht verkannte, daß das Geſagte auch eine Anſpielung auf ſein eigenes Verſpäten ſein könne, ſo geſtand er freimütig, daß er aus dem Hafengetümmel ſich unverzüglich auf die Battery geflüchtet, und dann der Begierde nachgegeben habe, eine Promenade durch die Stadt zu machen. Der Amerikaner hörte dieſer Erklärung ſalbungsvoll zu, er erhob ſich mit einem eigentümlichen

Ausdruck ins Große und Hohe und ſagte mit einer gedehnten Feierlichkeit: Ich danke Ihnen im Namen unſerer unvergleichlichen Hauptſtadt, daß Sie bewundern die Pracht und Größe ihrer Anlage, die Tätigkeit ihrer Menſchen, den Geiſt der Freiheit und der Vernunft, der Ihnen entgegenkommt aus allen Bildern unſers öffentlichen Lebens. Haben Sie in Europa ſich an ähnlichen Schauſpielen zu erfreuen? Moorfeld der zunächſt weder von Bewunderung, noch Freude, ſondern nur von ſeiner Schauluſt geſprochen, nahm dieſe Rede ganz ſo auf, wie er durfte, und ſagte gemeſſen: Europa lebt viel von altem Gelde, Arbeit und Muße harmoniert dort wie Licht und Schatten in einem fein durchdachten Bilde. Moorfeld errötete, es fiel ihm auf, daß er in zwei Stunden bereits zweimal ſeiner Begeiſterung widerſprochen und Europa gegen Amerika bevorzugt. Herr Staunton antwortete: Sie ſind ein Kenner der Kunſt, wie ich höre; wie gefällt Ihnen dieſes Porträt hier, Herr Doktor? — Es iſt mit feſten Strichen und lebhaften Farben ausgeführt — war das Urteil des Befragten. O, es iſt ein vortreffliches Werk, rief Herr Staunton, zehn Dollars koſtet es! — Moorfeld ſagte, dieſer Preis ſcheine ihm zwar nicht ohne Verhältnis zu dem Gegenſtande, aber ohne alles Verhältnis zu denen in Europa. Er nannte hierauf die letzteren. Ich weiß, ich weiß! rief Herr Staunton mit einiger Ungeduld; aber bedenken Sie, daß man mich für einen Verſchwender hält, überhaupt ein einzelnes Bild, als ſolches, zu bezahlen. Man baut oder miet hier ſein Haus, übergibt es dem Tapezierer im Akkord zur Ausſchmückung, und deſſen Sache iſt es dann, einige Goldrahmen mit den betreffenden Malereien anzubringen. Das iſt die Sitte hier, kein Menſch hält es anders. — Kein Menſch! rief Moorfeld faſt erſchrocken und drang in den Sprecher, ob er dieſe Redensart wörtlich zu nehmen habe, oder unter günſtigen Beſchränkungen. Das Mienenſpiel des Amerikaners zeigte einen deutlichen Kampf zwiſchen zwei einander widerſprechenden Gefühlen; er ſchien einen geheimen Aerger zu empfinden gegen das, was er zu antworten hatte, und doch fiel es ihm ſchwer, etwas, das Perſonen außer ihm für auszeichnend hielten, von ſeinem Vaterlande zu verſchweigen. Zuletzt ſiegte ſein Natio-

nalstolz und er fing an, die Privat-Galerie eines Mr. Bennet auf der Battery im Lapidar-Stil zu erheben. Nach dieser Anstrengung erholte er sich aber durch die Bemerkung, daß ihm übrigens auch die gepriesene Kunst der Deutschen einigen Zweifel erregt habe, seit er z. B. von allen Seiten hören müsse, wie viele Bilder nur ein einziger Herr Düsseldorf gegenwärtig durch die Welt verbreite. Unmöglich könne ein Mann, der so viel hervorbringe, anders malen, als es die amerikanischen Tapezierer eben auch zu besorgen wüßten, wenn er nicht an Wunder glauben solle. Es scheine die Fingerfertigkeit dieses heutigen Modekünstlers dem Ruf der deutschen Solidität nicht zu entsprechen, dagegen rechne sich's ganz Amerika zur Ehre, daß der große Alston in Boston, der erste Künstler seiner Zeit, schon zehn Jahre an einem historischen Tableau male, und es noch nicht fertig habe. Moorfeld antwortete, nach dem Geiste der Extreme, dessen Ruf diesem Lande vorausgehe, und der auf den ersten Blick sich bestätige, würde er sich nicht wundern, wenn Herr Alston sein nächstes Tableau in zehn Minuten vollendete, und Amerika sich's nicht weniger zur Ehre rechnete; übrigens sei Düsseldorf nicht der Name eines Künstlers, sondern der Name einer Stadt voll Künstler.

In diesem Augenblicke meldete der schwarze Jack, es sei serviert, worauf Herr Staunton sich erhob und seinen Gast zum zweiten Frühstücke bat. Ein ersprießlicher Wechsel von dem Thema der Kunst zu einem, das der Natur näher stand! — Die beiden Herren verfügten sich in ein Zimmer des ersten Gestockes. Die Mitte desselben nahm ein mäßiggroßer Eßtisch ein, beladen mit einer übermäßigen Fülle von Gerichten, deren warm gekochte Piecen das Gemach trotz des geöffneten Fensters mit starken Dünsten erfüllten. Diesem Tische präsidierte eine Dame, oder vielmehr die Tagesnummer der Newyorker-Tribüne, denn außer den beiden weiblichen Händen, welche das riesige Zeitungsblatt vor sich hin hielten, war die Gestalt der Leserin unsichtbar. Herr Staunton stellte die Frau und den neuen Genossen des Hauses einander vor. Die Newyorker-Tribüne legte sich jetzt in die halbe Querfalte und ließ den Kopf einer Matrone sehen, welchen drei ehrwürdige Momente aus-

zeichneten: die Spuren des Weisheitsalters, der Ausdruck religiöser Befliſſenheit und eine Brille. Doktor Moorfeld und Mrs. Staunton wechſelten die üblichen Komplimente, wobei erſterer die Bemerkung machte, daß, wenn eine ſchöne Sprache durch das weibliche Organ noch ſchöner klingt, eine mißtönige dagegen, wie das Yankee-Engliſch, ebenſo ihren entgegengeſetzten Charakter durch den Frauenmund fühlbarer ausdrückt. Nach dieſer Zeremonie ſetzte man ſich zu Tiſche. — Frau Staunton fragte: wo bleibt Sarah? — Beſte, das frag' ich dich, antwortete der Gatte. Aber in demſelben Augenblick trat der Gegenſtand dieſer Erkundigung ein; es war eine lange ſchmächtige Dame von relativer Jugend und zweifelhafter Schönheit; ſie wurde dem Fremden als die Tochter des Hauſes vorgeſtellt. Moorfeld erkannte bei dieſer Gelegenheit den Irrtum ſeiner vorigen Verwechſelung und ſparte die Worte nicht, ihn eifrigſt zu entſchuldigen; als aber die Eltern nicht gleich begriffen, wovon die Rede ſei, flüchtete Sarah in die Arme ihrer Mutter und verbarg ſich an ihrem Buſen, indem ſie mit einem tiefen Gefühle von Kränkung wehklagte: Ach Mama, das Kammermädchen iſt zuvor an meiner Statt begrüßt worden! Weder Herr noch Frau Staunton ſchienen dieſes Gebärden ihres hocherwachſenen Töchterchens für übertrieben zu halten, die Mutter ſchloß vielmehr ſehr mütterlich die reife Jungfrau an ihr Herz und tröſtete ſie mit vielem Affekte. Mein Gott! ſeufzte ſie, und ſchlug ihre Augen in eine Himmelshöhe, welche weit über die Richtung der Brille hinausging, mein Gott, ſeufzte ſie, iſt es denn zu verwundern, wenn fremde Beſucher unſers Landes die weiblichen Herrſchaften von ihren Domeſtiken nicht mehr zu unterſcheiden wiſſen? Die Klaſſe der Dienenden ſtellt ſich in allem Aeußern ſo anmaßend neben uns ſelbſt, daß uns kaum eine andere Auszeichnung übrig bleibt, als das Gefühl unſerer Würde, welches uns freilich hinlänglich ſchmückt, wenngleich nicht auf den erſten Blick. Faſſen wir uns in chriſtlicher Geduld, liebes Kind! Was wollen wir tun? Auch noch ein ſchwarzes Kammermädchen nehmen? Ach, ſchon eins iſt zu viel von dieſer Raſſe! Nicht wahr, dazu entſchließen wir uns nicht, gute Sarah? Laſſen wir uns um

der Liebe Gottes willen die Ansprüche der Weißen gefallen und geben wir unserer liebenswürdigen Freundin recht, welche, wie du weißt, zu sagen pflegt: sie könne sich den Himmel nur als einen Ort voll Dienstboten denken.

Moorfeld bezeugte sich den Leiden der Damen so teilnehmend, als es mit einem leisen Zug von Ironie im Herzen möglich war, und machte namentlich auf den Umstand aufmerksam, daß er die fragliche Frauensperson über Büchern und Landkarten gefunden, d. h. in einer Beschäftigung, welche in Europa zweifellos die gebildete Haustochter bezeichnet hätte. Ach, in Europa! fiel Herr Staunton mit unbedachter Geringschätzung dazwischen; — im alten Land fühlt sich selbst der höchst Beamtete als ein Diener, bei uns möchte der niedrigste Dienst gern für ein Amt gelten. Die weiße Rasse dient überhaupt nicht hier. Darum ließ ich Ihnen ja auch durch unsern Agenten den Rat geben, sich keinen Bedienten mitzunehmen, wie es Ihre Absicht war. Er hätte Sie in den ersten Wochen verlassen. Unsre Harriet betreffend, so bereitet sie sich auf ein Schulamt vor, von dem Umstand gewinnend, daß man neuerer Zeit die Volksschulen gerne mit weiblichen Lehrkräften besetzt. Sie sahen sie in einer dieser Selbstvorbereitungs-Stunden, deren sie sich täglich ein paar ausbedungen hat. Die Sache hat ihre Unbequemlichkeiten für die weibliche Herrschaft, aber dem Mädchen kann ich ihr Streben nicht übel nehmen. Ist sie doch eine freie Amerikanerin, eine reine Native, sie will vorwärts! Moorfeld versagte dieser Mitteilung seinen Beifall nicht und fügte hinzu, er zweifle nicht, daß die Ehre Europas und Amerikas in allen Punkten einander verstehen würden. Herrn Stauntons Abfälligkeit gegen das erstere nötigte ihm die gelinde Rüge ab. Die Gesellschaft setzte sich zu Tische.

Der junge Fremde glaubte noch immer einen beleidigten Zug in Sarahs Mienen zu finden, und nahm sich die Mühe, denselben zu bannen. Er erwies dem Mädchen alle Aufmerksamkeit, sowohl die sie fordern konnte, als die ein junger geistreicher Mann freiwillig gegen ihr Geschlecht verschenkt. Er war aber nicht glücklich. Das Gefühl der Kränkung lag wie ein interessanter Tau auf dieser abgeblühten Blume und kein Son-

nenpfeil Apollos war imſtande ihn hinwegzuglühen. Er geriet endlich auf den Gedanken, daß dieſer Tau — gemalt ſei, und gab ſeine wohlmeinenden Bemühungen auf, eh' er der Verſuchung erlag, in eine feine Satire umzuſchlagen und der unbeſcheidenen Spröden für das fingierte Weh ein kleines echtes Tränchen abzupeinigen.

Bis hieher hatte Moorfeld dem Tiſche noch keine Aufmerkſamkeit geſchenkt, desungeachtet wandte er ſich jetzt an die Hausfrau und machte ihr ein Kompliment darüber. Als er ſah, daß die Phraſe eindruckslos abprallte, ſchrieb er es ſeiner Ausſprache zu und wiederholte eine der ſchönſten engliſchen Artigkeiten mit der korrekteſten Deutlichkeit. Der Eindruck erfolgte nun zwar, er war aber womöglich entgegengeſetzt. Die geſchmeichelte Hausfrau ſah in dieſem Augenblicke faſt ſo beleidigt aus, wie ihre Tochter Sarah: ſie blickte kalt und ſtolz nieder, und warf irgendein Wort hin, das Moorfeld ſeinerſeits nicht verſtand. Herr Staunton legte ſich ins Mittel, indem er halb gegen ſeine Frau, halb gegen Moorfeld gewendet, erſterer auseinanderſetzte, der ſehr verehrte Gaſt habe eine dankenswerte Meinung geäußert, welche bloß in der Vorausſetzung irrig ſei, daß eine amerikaniſche Lady ſich in der Küche beſchäftige. Unſere freie und aufgeklärte Nation, fuhr er fort, findet einen ihrer ſchönſten Vorzüge vor den übrigen Völkern der Erde in dem Bewußtſein, den Frauen eine Stellung eingeräumt zu haben, welche dieſen zarten Blumen der Menſchheit allein als die natürliche und berechtigte zukommt. Kein amerikaniſcher Bürger, der ſich nicht auf der Höhe, ſondern nur auf dem Niveau der öffentlichen Meinung ſeines Landes behaupten will uſw. — Moorfeld bedurfte nicht vieler Geduld, die langatmige Pomp-Phraſe zu Ende zu hören. Es war ihm ein Genuß höherer Schauerlichkeit, den alten kosmetiſch zuſammengehaltenen Mann über die Blumen der Menſchheit perorieren zu laſſen.

Inzwiſchen hatte er angefangen, mit mehr Bedacht ſein erſtes amerikaniſches Dejeuner zu würdigen. Als ein Fremder, der in dem Neuen zugleich das Charakteriſtiſche zu belauſchen die Neigung hat, blieb die kulinariſche Phyſiognomie der neuen

Welt nicht der letzte Gegenstand seines Interesses. Die Stimmung, womit der Gentleman seinen Beobachtungen auf diesem Gebiete nachgeht, hatte bisher etwas verschämt Humoristisches, an den Liberalismus der mittelalterlichen Hofnarren und Kirchenkomödien Erinnerndes; wenn die fortschreitende Naturwissenschaft das Geheimnis vom Stoffwechsel in den feinsten materialistischen Ausspitzungen ergriffen haben wird, so wird sich unser versteckter Ernst für diese Angelegenheit vielleicht offener ans Tageslicht wagen, ungefähr wie heute schon das Teekochen z. B. ein Obligat-Studium an den japanischen Universitäten ist.

Damals ragte aber die Küche noch wenig in die Chemie und durch diese in die Philosophie herein, unser Held wagte also erst, sich seiner Neugierde über Amerikas Tisch zu überlassen, als er die Tischgäste selbst, der Reihe nach ziemlich ungenießbar erprobt hatte.

Zuerst fiel ihm schon die amerikanische Sitte des Servierens auf. Die Tafeldeckung war hier kein europäisches Hintereinander, sondern ein Nebeneinander. Sämtliche Gerichte standen gleichzeitig auf dem Tische. Erkannte der Fremde das Handelsvolk darin, das die Zeit spart? Oder die gleichmachende Republik, die keine Rangordnung duldet? In beiden Fällen hatte der Anblick eines solchen Eßtisches etwas Fremdartiges, ja wahrhaft Ueberwältigendes, Brüskes. Die Phantasie sah all ihre Perspektiven abgeschnitten, sie wurde genötigt, das ganze Gebiet ihrer Genüsse auf einen Blick zu umfassen, statt daß die Gänge und Pausen einer europäischen Tafel, wie die Kapitel eines Romans, wie die Aufzüge eines Dramas von Spannung zu Spannung fortschreiten, und dem Gaste zwischen Hoffnung, Illusion. Ueberraschung, ja selbst Furcht und Reue das interessante Spiel seiner menschlichen Leidenschaften gestatten. Dagegen durfte der unparteiische Denker die praktische Seite dieses Gebrauches auch nicht übersehen. Hier lief der Appetit nicht Gefahr an unverstandenen Hintergedanken zu verhungern und über genialen Zukunftsvisionen das Lächeln der Göttin Gelegenheit zu versäumen: die rasche Tat, die scharfe Unmittelbarkeit Amerikas lag in diesem Ensemble.

Moorfeld musterte nun die Gerichte selbst. Schinken, Fische, Geflügel, Wildpret, Koteletts, Bratwürste, Kartoffeln, Früchte, Eier, Kaffee, Wein, Branntwein, das alles war der Apparat dieses sogenannten Frühstückes. Es war keine Auswahl der landesüblichen Küche, sondern vielmehr die Summe derselben. Alles war da. Der gebratene Speck des Hinterwäldlers dampfte neben dem feinen Puterhahn und die plebejische Brandyflasche rivalisierte keck mit dem Adelswappen: Jacquesson fils & Cie. Politisch beurteilt sah Moorfeld das Bild einer unfertigen Gesellschaft darin, in welchem die ländlichen Ansiedlerelemente mit den höheren Chorden der Stadtsitte noch chaotisch durcheinander klangen. Von allem kostend wanderte seine Zunge gleichsam mit den Rundköpfen Cromwells aus, und saß bei Mock Turtle und Champagner im Konzerte der modernsten Geldmächte. Leider war diese bunte Mannigfaltigkeit in eine traurige Einheit gebracht — es schmeckte alles gleich schlecht.

Ohne nach den Paragraphen der höheren Gourmandise zu richten, fand unser Gast schon als bloßer Naturalist das Frühstück ungenießbar. Sämtliche Gerichte waren entweder halb verbrannt oder halb roh. Es machte ihm den Eindruck, als seien sie gleichzeitig ans Feuer gestellt und nach eben der despotischen Minutenuhr ihrer Schule wieder entrissen worden, ohne jenes liebevolle Eingehen auf das zartere Spiel der Individualitäten, auf die hingebende Empfänglichkeit des Koteletts und auf den charakterfesten Widerstand des Roastbeefs. Wahrlich, es fehlte die Frauenhand in diesem fabriksmäßigen Geköche! Moorfeld zweifelte keinen Augenblick, daß nicht einmal die weibliche Dienerin, welche er ohnedies über Büchern gefunden, sondern der Hausneger selbst seine schwarze Hand in diesem traurigen Spiele gehabt. Rohe Negerrache! grollte er sich zu, nur daß die Weißen selbst nicht fein genug sind, sie zu empfinden.

In der Tat, von Feinheit war nicht die Rede hier. Die Art, wie die zarten Blumen der Menschheit, die Damen nämlich, auf heißen Maisbrotschnitten gelbe Butter zerließen und es aßen, die Art wie Herr Staunton seine weichen Eier mit der

Schale in den Mund führte und die zermalmten Schalenſplitter dann auf ein Tellerchen zurückſpülte, das alles war für den fremden Beobachter zwar ein Schauſpiel höchſter Originalität, aber auch Abſcheulichkeit. Der Europäer ließ dieſen Paſſus des amerikaniſchen Dejeuners mit großer Beſtürzung an ſich vorübergehen.

Indem unſer Held unter alſo erſchwerenden Umſtänden ſeinen Appetit zu befriedigen ſuchte, angelte er, wie er meinte, nur nach den feinſten und am leichteſten zubereiteten Fleiſchſpeiſen. Bei dieſen Verſuchen kam er aber bald dahinter, daß Fleiſch überhaupt nur ein relativer Begriff ſei. Es fragt ſich bei den verſchiedenen Nationalitäten immer, was ſie vom Tiere begehren und ſich vorſetzen. Wenn nun der Engländer die blut- und muskelreichen Teile liebt, der Franzoſe die gelatinartigen und nervenreichen, ſo warf ſich der Amerikaner vor allem auf das Fett des Tieres. Fett war hier Fleiſch. Es lag entweder offen zutage, oder das Fleiſch ſelbſt war durch ein eigentümliches Raffinement der Maſt mit dem Fettſtoff ſo imprägniert, daß ſtets dieſelbe geſchmackwidrige Identität zurückkehrte. Die ganze Tafel war gleichſam ein Tiſch für den Lichtzieher. Dieſe Talgmaſſe ſchwamm freilich in einer Beize der ſchärfſten Gewürze; Moorfeld glaubte ſogar deutlich zerſtoßenen Höllenſtein durchzuſchmecken; aber ſchmeckte es darum beſſer, daß er ſich die Würze mit Satire würzte? Zwei Verneinungen geben wenigſtens für den Geſchmack keine Bejahung.

Die Champagnerflaſchen blieben nach allen dieſen Niederlagen ſein letzter Troſt. Als aber Moorfeld ſich das erſte Glas davon ausbat — wie geſchah ihm auch jetzt? Hr. Staunton griff, als müßte es ſo ſein, nach der Branntweinbouteille und goß ihm Brandy unter den Champagner. Man verbeſſere ihn ſo, ſagte er anſtandslos. Er ſelbſt trank gleichfalls dieſe Miſchung. Moorfeld ſah die Geſchichte mit dumpfem Erſtaunen an; — das ging ihm doch über den Begriff! Nicht daß er den Gipfel der bisherigen Geſchmackswidrigkeit ſah, ſetzte ihn außer Faſſung. Die Sache ergriff ihn tiefer. Im Trinken liegt ja bei allen Völkern eine gewiſſe Symbolik, das Trinken

ſpielt im Chriſtentum ſelbſt eine Rolle und für den Kelch wurden Kriege geführt. Trinkt der Amerikaner ſeinen Champagner mit Brandy, wer garantiert hier das Genie gegen die Proſa? fragte ſich der Fremdling. Dieſe Idee unterlegte er dieſer Handlung. Es war ein Augenblick ahnungsvollen Erſchreckens, der ſich nicht näher definieren läßt.

Indes ſich der Freund dieſen dunklen Vorgefühlen noch überließ, trat ein Fremder in das Zimmer, glatt und glänzend wie Dollar, lackiert, raſiert, lächelnd und höflich, ein blank geöltes Rad aus der Maſchinerie einer großen Handlungsfirma, ein Comptoir-Gentleman, wie je einer aus brettſteifen Vatermördern guckte. Er beſchrieb Rückgrats-Kurven nach allen Seiten hin und wechſelte dann einen Fragezeichenblick zwiſchen Staunton und Moorfeld, deſſen Inhalt das Bedenken war, ob die Rückſichten der Höflichkeit oder der Vorſicht mit einer Geſchäftsſache herauszurücken erlaubten? — Soeben wird der Schiffbruch der Temperance, Kapitän Powell, von Sandy Hook ſignaliſiert, fing er an, ich fliege auf eine Minute von der Börſe weg, und bitte bei Ihren eventuellen Reflektionen darauf um prompteſte Ordre, Mr. Staunton. Dieſe Nachricht ſchien für Herrn Staunton von großer Erheblichkeit. Er war ſogleich ganzer Geſchäftsmann. Mit einer eiligen Verbeugung gegen Moorfeld entſchuldigte er die veränderte Richtung ſeiner Aufmerkſamkeit und vertiefte ſich dann in das Notizbuch des Jobbers, mit dem er anfing, Ziffern hin und her zu kritzeln und überhaupt in Schriftzeichen, Pantomimen und eingeſtreuten, kurzen Geſchäftsphraſen ſich zu verſtändigen. So fähig indes die Börſen-Hierarchie iſt, in ihrer eigentümlichen Kunſtſprache vor dem Profanen offene Geheimniſſe zu behandeln, ſo begriff Moorfeld doch den ungefähren Zuſammenhang. Zufällig wußte er nämlich von den ſogenannten Mock-Auktionen, die damals eben anfingen und ſpäter ſo berüchtigt geworden ſind. Dieſes Geſchäft gründete ſich darauf, daß die Unternehmer durch Seewaſſer beſchädigte und verdorbene Schiffsfrachten ankauften, der Ware einen künſtlichen Schein gaben und ſie mit großem Gewinn auktionsweiſe wieder losſchlugen. Von einem ſolchen Geſchäfte war hier die Rede. Herr Staun-

ton gab seine Aufträge, der Jobber notierte und in fünf Minuten war der Schiffbruch auf Sandy Hook verwertet.

Als der Börsenmann fort war, fing Mrs. Staunton, indem sie sich mit der Newyorker-Tribüne Kühlung zufächelte, langsam und gedehnt an: Sage mir, Bester, haben wir mit der Temperance nicht unsern Daniel zurückerwartet? Du hättest doch um Gerettete oder Verunglückte Erkundigung einholen sollen. — Ich dachte daran, mein Engel, sagte Hr. Staunton, aber du sahst ja, wie ihn die Börsenstunde pressierte. Später! — Moorfeld stutzte. Was für ein Daniel war das? Ein Sohn? unmöglich! Ein Handlungsdiener? Dann hätte der englische Sprachgebrauch nicht „unser" sondern „Mister" gesagt. Also doch ein Sohn? Moorfeld schwindelte. Nein, nein, es ist unmöglich! Unmöglicher wenigstens als eine Abweichung vom Sprachgebrauch.

Bestürzt, verwirrt und mehr als gesättigt, sprang Moorfeld auf von seinem ersten amerikanischen Frühstück.

Der schwarze Jack führte ihn auf sein Zimmer. Es hatte eine weite Aussicht über Fluß und Land, eine der Bedingungen, auf die er ja schon in Europa dieses Privatlogis gemietet. Aber indem er eintrat, kam auf einmal ein plötzlicher Schreck über ihn. Woher er kam, wissen wir nicht zu erklären, wenn sich der Leser nicht eigener Augenblicke dieser Art erinnert. Es gibt solche Augenblicke. Die Macht der Gewohnheit wird manchmal — auf einen Sekundenblitz — aufgehoben. Ein großes Glück, das wir gemacht, wenn wir schon lange von seinen Früchten zehren, schreit oft den ersten Freudenschrei wieder auf in uns, ein Totenfall, den wir schon lange verschmerzt, überschauert uns oft mit den ersten Schrecken der Neuigkeit, ein geliebtes Musikstück, das wir schon lange mit anhören, klingt uns in einem auserwählten Augenblicke wieder das Entzücken des ersten Anhörens zurück. Es wäre ganz vergeblich, den schrecklichen oder süßen Reiz solcher Erstlingseindrücke uns willkürlich zu reproduzieren, es ist eine unbegreifliche Inspiration, die direkt von den Göttern kommt, ein Erdbeben der Phantasie, ein Durchstoßen der Alltagskruste und Auflodern der Originalität in uns. Ein solcher Augenblick war's, der jetzt unsern

Europäer überraſchte. „Deine Fenſter ſehen auf Amerika," der Gedanke packte ihn plötzlich, als hätte er ihn nie zuvor gedacht, noch weniger ausgeführt. Ein Wunder ſchien ihm's, ein Feenwerk. Er hielt ſich den ganzen Tag über an ſein Zimmer, gleichſam als wäre er nur hier geborgen und draußen verloren. Der Neger wurde eifrigſt aufs Zollhaus geſandt und fieberhaft erwartete Moorfeld mit ſeinem Gepäcke den Anblick europäiſcher Gegenſtände. Er lag aber, ehe ſie noch anlangten, zu Bette. Das genoſſene Frühſtück hatte ſich in einer gewaltſamen Transaktion Luft gemacht. Als der Verdauungskranke abends zum Diner gerufen wurde, erbat er ſich eine Taſſe Kamillentee und ließ alle übrigen Genüſſe Amerikas auf ſich bewenden.

Drittes Kapitel

Ein prangender Morgen glänzte über die Welt. Spät aufwachend, wunderte sich Moorfeld, daß der Lärm des Hafenlebens, das unmittelbar unter seinen Fenstern lag, nicht längst ihn erweckt. Er trat ans Fenster. Ja freilich! da lag Schiff an Schiff im Hudson — alle Flaggen aufgehißt, alle Räume grabähnlich zugemauert — eine ganze Flotte des fliegenden Holländers schien vor Anker. Es herrschte heute also jenes Gespenst, das man in den puritanisch quäkerischen Landen Sonntag nennt. Die Strömung des Flusses war die einzige Bewegung in diesem Bilde der unheimlichsten Ruhe. — Der Europäer sann darüber nach, was mit einem solchen Tage der heiligen Langeweile anzufangen sei. Sein Blick fiel auf seine Koffer, welche gestern unberührt stehen geblieben. Damit war fürs erste gesorgt. Er stand auf und fing an, sie auszupacken.

Das ist eine der sinnigsten Menschenarbeiten und jedenfalls das harmloseste Sonntagsvergnügen in allen fünf Zonen auf beiden Hemisphären. Die Bagatells, welche der kurzsichtige Sterbliche „leblose Dinge" nennt, sind keineswegs so leblos, als es scheint: Stoff, Form oder Farbe spricht auf irgendeine Weise zu irgendeinem Sinne und ein Widerschein geschichtlicher Erinnerungen spielt um die geringste Einzelnheit. So gehen die Gegenstände mit einer sanften träumerischen Muße durch die Hand, ja, es bleibt überhaupt unentschieden, ob die Hand oder die Phantasie bei einer Arbeit dieser Art vorherrscht. Leuchtet dazu ein blauer geräuschloser Tag zu hellen Fenstern in die einsiedlerische Stube, so faßt sich das Ganze in eine gewisse Stimmung zusammen, welche scheinbar mit Taschenspiegeln und Rasiermessern nichts zu tun hat, aber nichtsdestoweniger da ist, und recht tief und lebendig da sein kann.

In dieser Stimmung hatte der Freund seine geliebte, wohl-

verpackte Violine vorgefunden und aus den erſten Probegriffen um die Reinheit des Tones wurde unvermerkt ein langgezogenes Spiel. Ans Fenſter gedrückt, das Auge über Fluß und Land und durch die tiefblaue Heiterkeit des Morgenhimmels ſchweifend, ſtand er da und brachte der neuen Welt das erſte Liebesopfer einer klangreichen Seele. Die heimatlichen Weiſen quollen in reicher Strömung aus dem ſchönen Inſtrumente, eine Phantaſie, die ſich an ihrer eigenen Fruchtbarkeit hinriß, reihte Blume an Blume, hing Kranz neben Kranz auf, und vor dem inneren Auge des Künſtlers ſtand vielleicht ein Freundeskreis von fernen, lieben Menſchen, wert, daß ſie eine Seele in ihren guten Stunden mitgenießend vergegenwärtigte.

Als Moorfeld eine Zeitlang ſo vor ſich hingeſpielt hatte, klopfte es. Herr Staunton trat ein und erkundigte ſich, im hochgeſteiften Vatermörder, den franzöſiſchen Hut in der Hand, um das Befinden ſeines Gaſtes. Moorfeld dankte, und wies auf ſeine Violine, das Zeichen ſeiner aufgeweckten Kräfte. Ein vorzügliches Inſtrument, ein klangreiches, melodiſches Inſtrument, rief Herr Staunton, geſchehe mir anders, als ich wünſche, wenn ich Ihr Spiel nicht mit dankbarer Freude belauſcht habe. Ich muß die Wahrheit ſagen, Herr Doktor, ein ganz köſtliches Holz! Ach, das Vergnügen der Kunſt wird mir zu ſelten zuteil, als daß ich's nicht lebhaft zu ſchätzen wüßte. In der Woche beſetzt das Geſchäft und der Klub die Tags- und Abendſtunden, und am Sonntage kann man in ſämtlichen Staaten der Union keinen muſikaliſchen Ton hören, wenn nicht glücklicherweiſe vielleicht von einem Fremden. Unſer frommes Land hält Klang und Saitenſpiel für eine Sünde am Tage des Herrn; aber ich denke wohl, meine Nachbarn ſind bereits in den Kirchen, man wird uns kein Aergernis nachſagen, Herr Doktor. Der junge Europäer legte raſch, als ob es entweiht wäre, ſein Inſtrument hin; ſein dunkles Auge ſchoß einen wilden Blick, voll von dem Genie des Zorns. Der Amerikaner nahm die Gelegenheit wahr, als er ſeine Miſſion erfüllt ſah, mit Höflichkeits-Formalitäten wieder ſeinen Rückzug zu nehmen.

Moorfeld fuhr im Aufräumen ſeiner Koffer fort, aber wir können in dieſer ausdrucksloſen Arbeit eine merkliche Veränderung des innern Ausdrucks wahrnehmen. Das harmloſe Adagio ſeines vorigen Gebärdenſpiels iſt in ein rauſchendes Allegro verwandelt; er wirft die Sachen mit einer genußloſen Haſt untereinander, ſeine Finger zucken wie elektriſch, oft unterbricht er ſich und geht mit ſtarken Schritten durch das Zimmer. Der enge Raum genügt bald ſeiner unruhigen Bewegung nicht mehr, es iſt mit dieſem häuslichen Sonntage nichts anders anzufangen, als ihn in publico anzuſehen. Er eilt fort.

Die beſte Flucht vor dem Sonntag wäre natürlich direkt in den Sonntag hinein geweſen. Schon als Sittenbeſchauer der Menſchen konnte der Fremde nichts anders, als heute die Kirchen beſuchen. Wahrſcheinlich hätte es Moorfeld auch getan — ohne Herrn Stauntons Morgenbeſuch. Dieſer aber trieb ihn begreiflich — in die Oppoſition. Andächtig zu ſein mit Andächtigen, welche „Aergernis" an einem Adagio nehmen — in Europa ſieht es jedermann ein, daß das einem Europäer nicht möglich war.

Dazu kam das Sonntagsgeläute. Wie wurde unſerm Freund, als er in Newyork läuten hörte, wie man in Europa zum Feuer „anſchlägt"? Anfangs glaubte er wirklich die ganze Stadt brenne, als das eintönige Gehämmer von allen Kirchen zu arbeiten anfing. Mit empörter Seele rannte er in die Einſamkeit. Wir wüßten auch nichts, was von dem Menſchen mehr hinwegſcheucht, als ſolch ein äußerſter Grad ſeiner Rhythmusloſigkeit. Höchſtens noch ein Diner aus Fett und Pfeffer und Champagner mit Brandy. Wahrlich, unſer Freund zieht eine ſtarke Summe ſeit geſtern. Ein Volk das nicht einmal die Inſtinkte des Gaumens und der Andacht — alſo die Grundpfeiler der ſinnlich-ſittlichen Menſchennatur — zu erfüllen weiß, das wandelt doch weitab vom europäiſchen Wege. In dieſem Augenblicke ging ihm einſtweilen Moorfeld ſelbſt aus dem Wege. Er wandelte auf der Battery, wo eben niemand wandelte. Das friſche Meer, der blaue Himmel, der weite unendliche Horizont, flammend und ſpiegelnd im Lichte

der kräftigſten Sommerſonne, ließen ihn ein paar Stunden ſo hinträumen. Notizbuch und Stift in ſeiner Hand verraten uns, daß wir ihn in Geſellſchaft guter Geiſter wiſſen. Freilich ſehen wir ihn eben ſo oft ſtreichen als ſchreiben; es ſcheint ein kleiner Familienzwiſt in dieſer Geſellſchaft zu herrſchen. Wenn es kein großer iſt — bekümmern wir uns nicht darum.

Als Moorfeld zum Dejeuner in die geſtrige Gruppe eintrat, fiel ihm „unſer Daniel" wieder mit neuer Schwere auf die Seele. Er beſchloß ſogleich die Konverſation darauf hinzuleiten. Er glaubte mit einer Artigkeit beginnen zu müſſen, und drückte dem Hauſe Staunton ſein Bedauern aus, daß er heut morgen ſeine Sabbatruhe entweiht. Er hätte ſein Violinſpiel ſogleich mit einem Spaziergang vertauſcht, als er vernommen — aber die Damen Staunton ſahen ſich in dieſem Augenblicke ſo bedenklich an, daß Moorfeld, ohne mehr zu ſagen, vielmehr das ſchon Geſagte in eine erſchrockene Erwägung zog.

Herr Staunton beſchwichtigte die dreifache Verlegenheit und ſagte mit einem liberalen Ausdruck: Die Vernünftigeren in Newyork werden nicht lange mehr einen Spaziergang für eine Profanation des Sonntags halten. Und macht es auch zurzeit noch niemand mit, namentlich während der Kirchenſtunde nicht, ſo denkt man hier doch nachſichtiger darüber als z. B. in Boſton. Ein Spaziergang, rat' ich, wird bald ein erlaubtes Sonntagsvergnügen in unſerer erleuchteten Weltſtadt ſein.

Iſt's möglich?! rief Moorfeld auf dem Gange draußen, denn er hatte bei Herrn Stauntons Worten — was hilft es, die Wahrheit zu mildern — mit einem wahren G r i m m ſeine Serviette niedergelegt. Unter dem Vorwande der geſtrigen Indigeſtion war er aufgeſtanden.

Auf dem Korridor begegnete ihm Jack, der aufwartende Neger. Der Burſche lachte ihn mit verzücktem Augenzwicken an, machte die Gebärde des Violinſpielens, zuckte tanzend mit den Fußſpitzen und ſagte kopfnickend: Sar, ſchön! ſchön! heut morgen; Banjo in Ihrer Hand ſpricht gute Sprache, Sar! Mehr aus ſeinen Gebärden als aus ſeinen Worten erriet Moorfeld die Meinung des Schwarzen. Er drückte ihm beide Hände, indem er dem drolligen Geſichte gerührt, faſt begeiſtert ins Auge

ſah. Aber wir haben eine Sünde begangen, Jack, fügte er wehmütig lächelnd hinzu, der heilige Sonntag verbietet's. Ach, was macht man mit eurem Sonntag hier! — Man geht zum Feuer, Sar, ſagte der Neger, indem er den Ausruf für eine Frage nahm und als ſolche gewiſſenhaft beantwortete. Zum Feuer, wiederholte Moorfeld verwundert, zu welchem Feuer? — Ei, antwortete Jack, die jungen Herren von den Löſchkompagnien vertreiben ſich den Sonntag mit Feuerlöſchen. Banjo iſt Sünde, aber Feuerlöſchen iſt gut Werk, nicht wahr, Sar? Nun, ſo müſſen ſie doch erſt Feuer anzünden, wenn ſie Feuer löſchen wollen, wie, Sar? Moorfeld ſah den naiven Logiker erſchrocken an. Sie ſind Brandſtifter zu ihrem Sonntagsvergnügen? rief er mit ſtarker Betonung, aber in dieſem Augenblicke erdröhnten dumpfe Glockenſchläge, die ſich zwar von dem monotonen Getön des ſogenannten Kirchengeläutes nicht unterſchieden, die der entzückte Jack aber ſogleich für ein Feuerſignal erklärte. Mit einem lauten Freudengejubel ſprang er in die Küche hinweg, fluchend auf die unzeitige Neuerung der Brandſtifterpraxis, die ſchon ſo früh anfange, und ihn nicht einmal an ſeinem Spültiſch fertig werden laſſe. Moorfeld ging wie im Traume auf die Straße hinaus.

Er fand am Kai ſchon die erſten Anfänge eines Zuſammenlaufs. „Rooſeveltſtreet in der vierten Ward!" riefen die Begegnenden einander zu. Auf Erkundigung hörte Moorfeld, daß der genannte Bezirk am Oſtfluſſe liege, alſo gerade auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt. Vergebens ſah er ſich rings nach einem Omnibus um, kein Fuhrwerk war irgendwo zu ſehen und zu hören. Er merkte, daß auch hier der Sonntag im Spiele ſei, und daß ihm als Fremden nur übrig bleibe, auf gut Glück der Richtung derjenigen zu folgen, welche denſelben Weg einzuſchlagen ſchienen. Das tat er.

Die Menge des Straßenpublikums mehrte ſich mit jedem Schritt. Der hochgeputzte Neger in weißen Handſchuhen und Manſchetten, das zarte Phantaſieſtäbchen balancierend, an ſeinem Arme die ſchwarze Schöne, die im weißen Kleide mit Roſaſchleifen ihren äthiopiſchen Teint vorteilhaft, wie ſie meint, zu heben weiß, der kurze Dandy-Frack, die ſtrahlende

Uniform, die ſchwere Samtrobe, der wallende Federhut — das alles eilte auf einen Schauplatz vorausſichtlicher Unreinlichkeit mit größtem Eifer. Dazu malte ſich auf allen Mienen, ſelbſt der elegantesten Herren und Damen, eine gewiſſe Freudigkeit, ja ſchon der Umſtand, daß ſie aus ſo weiter Ferne zu einem ſo alltäglichen Ereignis zuſammenſtrömten, war bedeutungsvoll. Kurz, Moorfeld konnte unverhohlen wahrnehmen, daß die Leute die Zwangsjacke ihrer Sonntagsfeier begierig lüfteten, daß ihnen der Brand ein wahres Volksfeſt ſei, und daß Jacks Vermutung ohne Zweifel ihre ſittenkundige Gültigkeit habe.

Unter dieſen Beobachtungen gelangte er an den Ort des Brandes. Aus der Tiefe der Straße, in deren Mitte ſeine Schritte unter dem Gedränge der Menſchen kurz und kürzer wurden, flackerte eine lichterlohe Feuerſäule von einem auffallend lauten Gepraſſel und Geknatter begleitet; es war ein Haus von Fachwerk, ein ſogenanntes Framehaus, deſſen Sparren und Balken die gefräßige Flamme zuſammenknirſchte. Die Löſchmannſchaft in ihren roten Jacken, weißen Hoſen und lackierten Hüten, kecke Geſtalten, denen die Welt zu gehören ſchien, bot in ihrer Haltung einen ſonderbaren Anblick von Wildheit und Eleganz. Vor allem machte ſich ein junger reckenhafter Burſche bemerkbar, der gleichſam der potenzierte Ausdruck ſeiner ganzen Kompagnie war, über die er auch tatſächlich das Kommando führte. In ihm ſchien der Mut Uebermut, die Wildheit Frechheit, die Eleganz Prahlerei, aber auch ein gewiſſer Grad von Männerſchönheit war ihm nicht abzuſprechen. Das ganze Unternehmen beſeelte er mit einer queckſilbernen Raſchheit; den einen riß er von der Pumpe weg, den andern verdrängte er vom Schlauch, den dritten warf er von der Leiter, ſein Eifer war allgegenwärtig — aber wer das Gebaren des Tollen nicht bloß begaffte, ſondern ihm auf ſeinen Grund ſchaute, der merkte bald, daß ſeine Begeiſterung entweder der Rumflaſche entſtammte, oder daß ſie Koketterie vor dem Pöbel war, oder daß er Händel in ſeiner eigenen Mannſchaft ſuchte: am wahrſcheinlichſten alles zugleich. Der Anblick dieſes Feuerbändigers war ganz danach angetan, als ob er ſich das Feuer

heimlich erschüfe, das er öffentlich bekämpfte. Wie er mit dem Brande umsprang, so schien alles an ihm zu sagen:

Ich darf ihn hassen, ich hab' ihn geboren!

Das Schauspiel hatte jedenfalls seinen Sinnenreiz. Wie die jungen Männer zwischen Rauch, Flamme und hochstrahlenden Fontänen im Wechsel der verschiedensten Stellungen ihre körperliche Geschicklichkeit entwickelten und den Kampf zwischen Wasser und Feuer gleichsam wie ein ritterliches Karussel betrieben, ohne jenen Sudel von Geschrei, Verwirrung und Unreinlichkeit, den der Europäer bei derartigen Gelegenheiten gewohnt ist, so ließ es gar wohl die angenehme Täuschung zu, man sähe eigentlich ein Spiel, eine Vorstellung der höheren Turnkunst. Auf einmal erscholl der Ruf: „Die Achter! die Achter!" Man sah aus einer Seitenstraße eine neue Löschkompagnie anrücken und die ganze Szene veränderte sich im Nu. Der Matador, den wir zuvor beschrieben — Howland nannten ihn die Seinigen — schwang sich in einem Satze von der Leiter, seine Kompagnie machte Front gegen jene Straße, die Zuschauer drängten sich dichter zusammen, alles deutete darauf hin, daß man diesem Zusammentreffen der beiden Kompagnien wie der eigentlichen Handlung des Dramas entgegen sah. Der Recke Howland trat vor und rief: Willkommen, meine Herren von der achten! Die prompteste Kompagnie zwischen den Polen, das ist ein Faktum! He, meine Freunde, brenne einer von euch einen Schwefelfaden an, die Herren von der achten wollen löschen. — Ich rate, Mr. Howland, Euer verehrlicher Kopf ist selbst ein brennendes Rumfäßchen; daran wäre zu löschen genug, rief der Kapitän der Verspotteten, und seine Kompagnie schrie das Schlagwort sogleich im Chorus nach. Löscht ihn! löscht ihn! löscht das brennende Spritlager von James Howland und Kompagnie! Und augenblicklich kam aus der Spritze der Achter ein Wasserstrahl dahergerauscht, und schoß mit einer solchen Heftigkeit an Howlands Kopf, daß es den mächtigen Körper fast zu Boden riß. Der Bursche gebärdete sich wie toll und kommandierte mit einer Stentorstimme: An die Pumpe! Seine Kompagnie schöpfte, zielte und schleuderte der achten eine wütende Decharge zu. Die Mannschaften beider Parteien

bombardierten ſich mit dem äußerſten Eifer aus ihren Spritzen. Ihre Waſſerſtrahlen rauſchten im Bogen bald über bald unter einander hin, bald begegneten ſie ſich im Kernſchuß und prallten gegen einander, daß der ganze Schwall ziſchend zerſpritzte, und rings im Zuſchauerkreis die koſtbaren Toiletten der Damen einnäßte, welche mit lautem Gekreiſch auseinanderſtoben und doch immer von neuem ſich zudrängten, indes die Männer mit Händen und Füßen applaudierten und hochjauchzende Zurufe erſchallen ließen, um die tollen Kämpfer noch mehr zu entflammen. Inzwiſchen ging der achten Kompagnie ihr mitgebrachter Waſſervorrat aus; ſie war nun an den Brunnen des Ortes angewieſen, welchen aber ihre Gegner im Beſitz hatten. Es galt einen Kampf darum. Entſchloſſen ſchoben ſie ihre elegante Spritze vor, entſchloſſen ſtellte ſich Howland mit den Seinigen um den Brunnen. Beide Parteien, naß wie Taucherenten, ſcheinen gleichwohl, den Schmiedekohlen gleich, nur angefeuchtet um deſto lichter zu brennen. Rot von Kampfeshitze und überfließender Begier, ihr Blut zu kühlen, loderten die Geſichter der jungen Männer unter der Traufe des Waſſers, der Augenblick, in welchem ſie handgemein aneinander rückten, verſprach eine ſtürmiſche Kataſtrophe. Da gipfelte ſich der dritte Akt des Dramas von einer andern Seite her.

Mit Fahnen und Standarten und einem lauten Hurrah! als gält's einen Triumphzug, erſchien eine neue Kompagnie auf dem Schauplatz. Bei ihrem Anblick geriet Howland in Wut. Es ſchienen ſeine ärgſten Parteifeinde zu ſein. Wie eine wilde Katze ſchwang er ſich auf die Feuerleiter und ſchrie ihnen entgegen: Was ſucht ihr da in der vierten Ward? Zündet euch ſelbſt ein Feuer an, wenn ihr eure Jungfern-Spritze einweihen wollt! Fort, fort, mit euch! Zugleich ließ ſeine Kompagnie einen Hagel von Schimpfreden über die Eindringlinge niederregnen; man entnahm aus ihrem Geſchrei, daß ſie die Spritze der andern in einem ſiegreichen Gefecht vor kurzem zertrümmert, und jene mit Fahnen, Standarten und einer neuen Paradeſpritze ihnen zum Trotz heute angerückt kamen. Selbſt die Achter ſchienen durch die Erſcheinung einer fremden Kompagnie in ihrer Ward beleidigt, und einen Augenblick lang geneigt, ihre Partei

zu wechseln. Inzwiſchen waren ſie, begünſtigt durch die neue Diverſion, Herren des Brunnens geworden, hatten ihre Spritze ſchnell gefüllt, und richteten ihren Schlauch erſt auf den hochſtehenden Howland, dann aber auch auf die Köpfe ſeiner neuen Feinde. Dieſe wiederholten dasſelbe Manöver, indem ſie Howland von der andern Seite bombardierten, und ſowohl ſeine als die achte Kompagnie mit einem langreichenden Waſſerſtrahle bedeckten. Howland, wütend wie ein angeſchoſſener Eber, zog ſeinen Revolver und knatterte blindlings nach links und rechts unter ſeine Feinde; augenblicklich protzten und platzten die Piſtoletts von allen Seiten gegen einander, jede Kompagnie ſtand gegen jede, die Kugeln flogen hin und wieder, die Waſſerbogen brauſten auf und ab, dazu regnete es von der Höhe herab Feuerbrände, da die Flamme, ſchon halb gelöſcht, während dieſes Handgemenges neu aufflackerte. Die Zuſchauer ſtoben entſetzt auseinander, hier rief eine Frauenſtimme: ich bin getroffen! dort: ich brenne; die Männer ſchrien: Watch! Watch! aber Polizei ließ ſich nirgends blicken. Zuletzt verließ auch Moorfeld die Brandſtätte und hatte — eine amerikaniſche Sonntagsfeier geſehen.

Zu Hauſe beim Diner ſagte Herr Staunton: Sie kommen vom Feuer? Nun, mein Herr, dann werden Sie bewundert haben eine der herrlichſten Inſtitutionen unſers freien und aufgeklärten Volkes. Wo, zwiſchen beiden Polen, finden Sie eine Feuerwehr wie die amerikaniſche? Unſere Spritzen ſind leicht und zweckmäßig gebaut, ihr Mechanismus iſt der vollkommenſte, der ſich denken läßt, ihr Aeußeres iſt elegant wie ein Uhrgehäuſe. Unſere Löſchmannſchaft iſt die Blüte unſerer Jugend, ein Elitenkorps, dem keine Nation der Erde etwas Aehnliches entgegenſtellen kann: auf meine Verantwortung, mein Herr, das iſt ein Faktum über allen Zweifel erhaben. Dieſe vortrefflichen Jünglinge betrachten die Feuerwehr, was ſie auch iſt, als eine Schule des männlichen Mutes, der bürgerlichen Aufopferung, als eine Ritter-Akademie, in welcher die edelſte aller Kriegswiſſenſchaften gelehrt wird: der Kampf gegen das Element. Nichts gleicht ihrer kühnen Geiſtesgegenwart, ihrer heroiſchen Entſchloſſenheit, ihrer großherzigen Verachtung der

Gefahr, ihrer Hingebung für die öffentliche Sicherheit des Lebens und des Eigentums. In Wahrheit, eine Musteranstalt unsere Löschkompagnien! Wir zeigen mit Stolz auf sie und nächst dem Unabhängigkeitsfeste ist uns kein Tag des Jahres so lieb als der 14. Juni, der Gründungstag unserer Feuerwehr in Newyork. An diesem glorreichen Tage halten sämtliche Kompagnien ihren Festaufzug durch die Stadt, Deputationen aus allen Gegenden der Union schließen sich ihnen an, Musikchöre treten vor, die Straßen sind mit Blumen bestreut, die Fenster mit Teppichen behangen, die Tücher der Damen wehen, Fahnen mit schmeichelhaften Devisen flattern; in dieser öffentlichen Huldigung einer freien Nation ernten die edlen Jünglinge den einzigen Lohn ihrer uneigennützigen Bürgertugend. Es ist ein Schauspiel, mein Herr, wert, daß man um seinetwillen allein den großen Ozean durchschifft, und selbst die nächsten Sterne, rat' ich, müßten ihre Zuschauer senden, denn die Welt hat nichts Schöneres mehr aufzuweisen, es täte mir leid, wenn's nicht wahr wäre. Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie noch rechtzeitig zu diesem erhabenen Nationalfeste eingetroffen sind, wenigstens hörte ich alle Fremde ohne Ausnahme unsern 14. Juni als den schönsten Tag ihres Lebens preisen, und ich verkehre viel mit Fremden, das darf ich behaupten. Aber was sagen Sie zu der heutigen Probe, Herr Doktor? Sie waren erstaunt — wie?

Moorfeld erwiderte: e i n ritterlicher Zug habe ihn vor allem angesprochen. In Europa sei es gebräuchlich, nur über dem Grabe eines verdienten Kriegers Gewehrsalven zu geben, höchstens erweise noch der romantische Waidmann dem letzten Röcheln eines verendenden Edelwilds diese Ehre. In Amerika aber sei es ausnehmend zart und sinnig, daß man auch das überwältigte Element mit militärischer Courtoisie behandle, und über dem gelöschten Brande, wie über einem gefallenen Helden, die Gewehre abfeuere. Ja, der Eifer für diese rühmliche Sitte ginge so weit, daß die edle Jugend dieses Erlöschen oft nicht einmal abwarte, sondern mitten im robustesten Brande Feuer gebe, und zwar auf sich selbst und das Publikum. Dieser letztere Zug habe ihm wieder heroische Bilder vor den Geist gebracht, nämlich die Fechter-

ſpiele der Römer an vornehmen Scheiterhaufen, oder auch jenes aufopferungsvolle Schlachten getreuer Waffenträger am Grabe ihres Herrn, welches bei den meiſten Kriegervölkern des Altertums geherrſcht habe. Nur ſchienen ihm die Revolvers über eine ganz geringe Diſtanz hinaus kein ſicheres Feuergeſchoß mehr, ſo daß er glaube, die morgigen Zeitungen werden bloß von Verwundungen, nicht aber von einem eigentlichen Opfertod zu berichten haben. — Herr Staunton erblaßte, als er in dieſer ganzen Lobrede von einer jener Rowdie-Schlachten hörte, welche auf dem öffentlichen Leben Amerikas mit ſo großer Schande laſten; Moorfeld fuhr aber in ſeiner ironiſchen Anerkennung fort: daß die Sonntagsruhe Amerikas durch dieſe Sonntagstätigkeit erſt ihr eigentliches Relief erhalte, habe er überhaupt mit aufrichtiger Genugtuung erfahren. Es ſtand von den ungeheuren Energien Amerikas zu erwarten, daß das zurückgepreßte Leben auf irgendeine Weiſe ſich zu entfeſſeln wiſſe, und zwar um ſo gewaltſamer, je ſtrenger es gefeſſelt ſei — ganz nach den phyſiſchen Kraftverhältniſſen von Druck und Gegendruck. Dieſes ſonntägliche Kampfſpiel der Newyorker Feuerwehr ſei ihm daher ein ſchätzbarer Kommentar geweſen zu dem Briefe Paulus an die Römer XIV. 5, da er ſchreibt: „Welcher auf die Tage hält, der tut es dem Herrn, und welcher nichts darauf hält, der tut es auch dem Herrn."

Das iſt von allen verdammten Deutſchen der verdammteſte! murmelte Herr Staunton zwiſchen ſeine eingeſetzten Zähne, als ſein Gaſt mit einem verbindlichen Gruße vom Tiſche aufgeſtanden. — —

Moorfeld aber ſaß in einer ernſthafteren Stimmung, als er eben gezeigt hatte, auf ſeinem Zimmer. Er revidierte den Plan ſeines Newyorker Aufenthaltes. Bekanntlich bringt ein Reiſender an den Ort ſeiner Beſtimmung irgendeine fertige Dispoſition mit, deren Stichhaltigkeit indes bald von den wirklichen Verhältniſſen in Frage geſtellt wird. Dies war jetzt Moorfelds Fall. Er hatte geglaubt, vor ſeiner Weiterreiſe nach dem Landesinneren in Newyork, der erſten amerikaniſchen Großſtadt, Station halten zu müſſen. Das Verſtändnis der hinterländiſchen Zuſtände, hatte er gemeint, könne er ſich dadurch ra-

ſcher und in größeren Zügen aufſchließen. Ebenſo hatte er durch Agentur ſich Quartier in einem Privathauſe beſtellt: das Kulturbild eines Volkes, nahm er an, könne ein Beobachter nirgends direkter ſtudieren, als an der Quelle aller Kultur, in der Familie. Dieſe Vorausſetzungen waren es, welche er nun noch einmal durchprüfte. Daß die Stadt notwendig die idealiſierte Phyſiognomie des Landes darſtelle, iſt vielleicht, überlegte er jetzt, bloß europäiſch gedacht; in Amerika möchte das Gegenteil walten. Ein Agrikulturland, wie es iſt, liege ſein höchſter Charakterausdruck wohl eben im Lande, und die Stadt ſei nur eine Pantomime, ein Nebenumſtand, eine Art Pſeudoplasma. In der Tat ſchien es ihm jetzt deutlicher zu werden, was er ſchon angeſichts der Feuerlöſch-Emeute dunkel zu fühlen geglaubt. Er hatte ſich der Wildheit dieſer Szene nicht rein zu erfreuen vermocht. Er hatte den geſunden, naiven Kraftdrang eines Volkes, das ſich ſo ſprichwörtlich das jugendliche nennt, in der Balgerei jener Burſche doch nicht recht durchempfunden. Er glaubte, jede deutſche Bauernſchlacht weiſe mehr robuſten Vandalismus auf; in dieſer Newyorker Jugend läge vielmehr ein gewiſſes Etwas, das gerade das Gegenteil vermeinter amerikaniſcher Urſprünglichkeit ſei: nämlich eine reflektierte, theatraliſche Frechheit, eine Emotion von matten und früh verbrauchten Kräften, die höchſtens an der Nachſicht der Polizei zu einem Strohfeuer aufpraſſelt, wie es den Europäer vorübergehend blendet. Kurz, die Ahnung beſchlich ihn, ob eine amerikaniſche Stadt, anſtatt die potenzierten, nicht vielmehr die blaſierten Elemente des Volkslebens zur Erſcheinung bringe, den oberflächlichen Schaum einer reinen und geſunden Gärung, deren Prozeß ſich auf andern Schauplätzen vollziehe. Was zweitens das Kulturbild von Herrn Stauntens Familie betraf, ſo gab ſich unſer Freund Mühe, mit größter Gewiſſenhaftigkeit darüber zu urteilen, oder beſſer eines vorzeitigen Urteils ſich zu enthalten. So fremdartig und unerquicklich zwiſchen der nationalen Arroganz des Hausherrn, der ſteifen Würde der Hausfrau und der prätentiöſen Unnahbarkeit der Tochter ihn die erſten Stunden ſeines Aufenthaltes anmuteten, ſo erlaubte ihm doch die Ehrfurcht vor allem Menſch-

lichen noch keine Voreingenommenheit gegen diese Personen. Selbst die Lebensfrage „unsers Daniel" mochte er, nach der Auslegung, deren sie zur Not fähig war, auf sich beruhen lassen. Desungeachtet glaubte er von der amerikanischen Familie so wenig wie von der amerikanischen Stadt sich versprechen zu dürfen. Auch hier ahnte er ein dem europäischen entgegengesetztes Verhältnis. In Europa betrachtet der Bürger seine Familie als den angebornen und natürlichen Beirat seiner Angelegenheiten: Europas Geschichte wird in der Familie gemacht. Anders in Amerika. Hier wehte innerhalb der vier häuslichen Wände ein so kühler Geist, daß augenblicklich erraten wurde, die eigentliche Lebenswärme der bürgerlichen Existenz entbinde sich hier auf anderem als häuslichem Schauplatze. Der Mann gehörte, wie in den alten Staaten, der Oeffentlichkeit. Dort entfaltete er die Summe seiner Eigentümlichkeit, dort zeichnete er, dort individualisierte er sich. Zu Hause war er nur ein Gattungscharakter — ein guter Ehemann. Was er den Mächten des Lebens abgelistet und abgetrotzt, das legte er wie eine ritterliche Beute seinen Ladies zu Füßen, der Gattin und Tochter. Ihnen kehrte er die Bildseite seines irdischen Webens zu; das Sausen, Schlagen, Rupfen und Treten der Webearbeit blieb ihnen abgewendet. Von dem gemütlichen deutschen Stabreim: Wohl und Weh, Freud und Leid — teilte er nur Wohl und Freud mit ihnen, die andere Hälfte des Reimes verschluckte er: er hob aber alles auf, indem er den Gegensatz aufhob. Seine weibliche Familie vergötterte er, seine männliche vergaß er. Den Sohn spülte ihm der Strom der amerikanischen Freiheit schon als Knabe hinweg, und brachte ihn nie wieder, oder vielleicht als Associé zurück, mit dem man die Dividende — nicht der väterlichen Liebe — sondern des väterlichen Geschäftes abrechnet.

Diese Betrachtungen waren es, welche Moorfeld, nicht so wohl machte, als vielmehr nicht abhalten konnte von sich. Er streckte wahrlich die Hand nicht freiwillig nach einer Erkenntnisfrucht von so herbem Geschmacke aus; aber gewisse Naturen — dichterische oder weibliche z. B. — urteilen gleichsam unwillkürlich, divinatorisch, mit der Spürkraft der Empfindung,

mit der raſchen Geſtaltungsfähigkeit der Phantaſie. Es wäre ganz vergeblich, ein ſolches Urteil zu unterdrücken, oder zu betäuben. Auch liegt keine moraliſche Nötigung dazu vor. Nur der langſame Kopf nennt es Vorurteil, der ſchnelle ſchöpferiſche darf es mit Recht ſein Urteil nennen. Was jenem die Erfahrung iſt, daß iſt dieſem die Intuition. Beide haben in der Tat zwei verſchiedene Gewiſſen. Ja, adoptiert ſelbſt der Geniale das Gewiſſen der Langſamen, und leiſtet er ihm, da es das Geſetz der Mehrheit iſt, gleichſam aus Zerſtreuung Gehorſam — er wird es nie lange tun und ſtets ſeiner eigenen Stimme vertrauen dürfen. Moorfeld konnte ihr jetzt ſchon mindeſtens nicht gänzlich mißtrauen.

Inzwiſchen lag der Sabbat auf der Stadt draußen, wie eine eiſerne Maske. Moorfeld ſtand in ſeinem Fenſter und betrachtete faſt bewundernd das große, allgemeine Nichts. Es kam ihm wie eine Art Kunſtwerk vor, dieſes Schweigen hervorzubringen. Einem Organismus, wie Newyork, eine ſolche Generalpauſe aufzulegen, ſchien ihm der höchſte mechaniſche Triumph. Vor ſeinem Fenſter flutete der Hudſon, aber die Schiffe lagen darin, wie eine Herde geſchlachteter Lämmer. Am Himmel brannte die Sonne zwecklos, und ſein weitgeſpanntes Blau zuckte und ſprühte von Licht, aber nirgends die Staffage einer einzigen Rauchſäule! Er horchte weit und breit in die Welt hinaus — kein Wagen rollte, keine Menſchenſtimme ſcholl von der Straße. Er dachte an die Lärmſzene des Brandes zurück — ein Jahrhundert ſchien ihm vergangen ſeitdem.

Er brannte ſich ſeinen mächtigen Türkenkopf an und wanderte auf und ab in der Stube. Die Szene fing an, Eindruck auf ihn zu machen. Von Zeit zu Zeit blieb er wieder am Fenſter ſtehen, und ſtarrte in die Langweile hinaus. Allmählich füllt ſich ſein Auge mit Geiſtern, ſeine Mienen ſpannen ſich und zeigen jenen Ausdruck, welcher verrät, daß die inneren Gedankenkreiſe in Fluß geraten. Ja, er hat Funken gefangen von der Langweile. Die Langweile iſt ihm zum Pathos geworden. Mit jener feinen dichteriſchen Saugader, welche jeder Erſcheinung ihren Geiſt auszuſaugen weiß, zieht er Leben aus der allgemeinen Lebloſigkeit, Ideen aus dem abſoluten Stillſtande. Das Rieſenhaupt

der Meduſe draußen verſteinert ihn nicht, *er* iſt's, der in ihre Züge die Seele wirft. Mit großen Blicken die große Leerheit durchbohrend, ſagt er ihr folgendes:

Das Univerſum ſtockt und ſtarrt,
Kein Puls des Lebens geht;
Die Welt probiert, wie die *Vernichtung*
Ihr zu Geſichte ſteht!

Ja, ja, ich ſeh' ein Leichenfeſt;
Ein zweiter Souverän
Geht hinter ſeinem leeren Sarg
Mit Sterblichkeitsgeſtöhn.

Gib acht, gib acht! du parodierſt
Nicht ungeſtraft des Todes Mächte;
Der falſche Sarg geht *vor* dir her,
Doch auf dem Fuß folgt dir der rechte!

Es ſetze ſich kein Menſch die Sphinx
Vor ſeines Lebens Pyramide —
Die ausdrucksloſe Ewigkeit
Mit ſchlaflos-totem Augenlide!

Der Nil verſumpft, der Sand dringt vor,
Ruinen ſeh' ich rings
Und Memphis, Sabbat, Pfaff und Volk
Verſchlang die graue Sphinx. —

Laßt ab! ihr nietet allzu feſt
Das Nicht-Sein an das Sein;
Malt mir ins Leben keinen Zug,
Den euch *Geſpenſter* leihn. —

Der Dichter liebt ein Volk, das kühn
Religionen überlebt;
Nicht liebt er die Religion,
Die ſitten-ſtarr ein Volk begräbt.

Wir haben uns nicht enthalten, dieſe Verſe mitzuteilen; ſie ſchienen uns beſſer, als wir's beſchreiben möchten, die eigentümliche Puritanerluft, in der ſie empfangen ſind, zu verſinnlichen. Mit ſchroffer, liebloſer Kürze berührt das Lied ſchwere Gedanken, ohne ſie auszuführen, deutet ſie an, ſpringt ab, winkt in entfernteſte Perſpektiven, ohne ſich im geringſten aufzuhalten, ob wir raſch genug das Entfernte verbinden, bekümmert ſich wenig um Verſtändnis, noch weniger um Zierde. Der Poet macht ein paar Schaufelſtiche in das campo vaccino ſeiner Gedanken, wie hören die Torſos klingen, ſehen ſie aber nicht ausgraben. Sie bleiben liegen. Es iſt ja Sonntag!

Und ſo vollbrachte der Europäer ſeinen erſten amerikaniſchen Sonntag.

Viertes Kapitel

Wiederholen wir uns im kurzen den geſtrigen Gedankengang unſers Freundes, ſo kam er zu dem Ziele: Amerika iſt im Urwald; die Großſtädte der ganzen Erde ſind einander familienähnlich. Und wie die brauſende Rieſenorgel Newyork heute von neuem ihre Werktags-Regiſter wieder ſpielen läßt, ſo winkt ihm über all dem betäubenden Stadtgewühl jetzt das Friedensbild von Wald und Prärie. Wie eine ſelige Luftſpiegelung ſchwebt ihm das Bild zu Häupten, rein und vernehmlich blickt's dem Erwachenden durch die Morgenfenſter und läßt tagsüber nicht ab, mit wonnevollem Geflüſter ſein Gemüt zu treiben und zu kräuſeln. Das iſt ja die Schönheit des genialen Menſchen vor dem beſchränkten und kleinlichen: wenn dieſer den Erfahrungen gegenüber an Wärme verliert, ſo wirft ſie jener auf neue und immer wieder auf neue Teile und unter der Schneelocke noch bricht ihm ein junges, glaubensfähiges Herz.

Moorfeld geht alſo heute lebendiger als je dem Gedanken ſeiner Anſiedlung nach. Ob wir ihn deswegen ſogleich in die Schatten der Urwälder verſchwinden ſehen — überlaſſen wir das dem ehrlichen Generallandamt. Wir werden ſehen. Begleiten wir ihn auf den Weg dahin.

Das Generallandamt iſt der Ort, wo Kongreßland verkauft wird. Käufer und Ratgeber der Käufer umſchwärmen das Gebäude zu allen Stunden des Tages; nie wird ſein Inneres von Menſchen leer, nie fehlt es den Karten, Plänen und Proſpekten, womit ſeine Hallen von oben bis unten bedeckt ſind, an gelehrten Beſchauern und ungelehrten Begaffern, nie verkennt man in der Straße des Hauſes jenes Geldwickelnde, Papier-zettelnde, Brieftaſchen aus- und einſtecken-

de Publikum, welches die Nähe großer Geschäftsresidenzen bezeichnet, in denen der Verkehrsdrang so stark ist, daß man die Reste der Zahl- und Schreibtischarbeiten weit und breit unter freiem Himmel zu Ende kramt.

Als Moorfeld in die Straße eintrat, erregte er die Aufmerksamkeit eines Herrn von feinem, fast vornehmen Aeußern, der ihn prüfend, aber nicht länger als anständig, betrachtete, dann vor ihm stehen blieb und ihn höflich anredete:

Mein Herr, Sie sind Ungar, wenn Sie meine Freiheit entschuldigen wollen?

Ihnen zu dienen, mein Herr — von deutscher Familie in Ungarn gebürtig.

Die höfliche Haltung des Fremden erwärmte sich. Und kommen in der Absicht, sich anzukaufen? fuhr er fort — in diesem Falle erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin ein österreichischer Gesandtschaftsbeamter und speziell employiert, unsern Staatsangehörigen bei Landkäufen in jenem Hause meine Dienste anzubieten. Das Vorurteil der meisten Auswanderer gegen alles, was heimatliche Behörde heißt, ist leider ein solches, daß sich die Gesandtschaften fast aufdrängen, ja ihren Charakter verleugnen müssen, wenn sie die Ihrigen vor Schaden bewahren wollen. Doch Ihnen gegenüber ist dieses Vorurteil natürlich als nicht vorhanden anzunehmen. Ihnen präsentiere ich am besten gleich meine Legitimation. Hier ist sie. Ich stehe Ihnen bei ihrem Kaufgeschäft mit Rat und Tat zur Verfügung.

Dankbar anerkannt, mein Herr; ich glaube auf Ihre Güte verzichten zu dürfen.

Es ist auch nur eine Formel in diesem Falle. Der intelligente Immigrant bedarf dessen nicht, ich weiß. Erfüllte Amtspflicht, nichts weiter. Entschuldigen Sie mich. Ihr Diener, mein Herr.

Der Fremde wandte sich zum Gehen. In demselben Augenblicke aber hielt er inne, zog seine elegante Brieftasche und überreichte Moorfelden seine Karte mit den Worten: Wenn Sie nicht pressiert sind, mein Herr, so bitte ich mir vor Ihrer Abreise das Vergnügen auf eine Flasche Tokaier aus. Wir

beide werden unſre Landsleute — denn auch ich bin Ungar — in der ganzen Union wohl ſchwerlich je zu Geſicht bekommen. Und das Andenken der Heimat —

Aus welcher Geſpanſchaft, wenn ich bitten darf, fragte Moorfeld, der ſich erſt jetzt den artigen Herren aufmerkſamer anſah.

Aus dem Zempliner Komitate, Ujhely iſt meine Geburtsſtadt, war die Antwort des Fremden. Und mit einem Seufzer, den er nur mühſam in die gemeſſenen Formen zurückpreßte, fuhr er fort: Ich wollte, ich wär' wieder dort! Ubi bene ibi patria — ganz recht — aber wo iſt's denn bene, wo iſt's denn optime, wenn nicht eben in unſerm herrlichen magyár-örszag? Ach ſäß' ich noch als Konzipiſt bei der Palatinaltafel! Sie taten unrecht, bárátom — Pardon „mein Herr," ſagt man hier — Sie taten unrecht, mein Herr, aus einem Lande wie Ungarn auszuwandern. Was können Sie beſſers dafür eintauſchen? Darf ich fragen, wo Sie Ihre Niederlaſſung projektieren?

Ohio iſt ſtark in Aufnahme, ſagte Moorfeld.

Durch den neuen Ohio-Erie-Kanal, allerdings; aber, — fluchte der Geſandtſchaftsbeamte mehr naturwüchſig als diplomatiſch, — Gott verdamm' mich, wenn ein Mann von Bildung aushält in einem Lande, das juſt in Aufnahme iſt. Ein ſolches Modeland iſt wie eine Kloake, ein wahrer Abzugsgraben. Alles Geſindel ſtrömt da zuſammen, die borniertesten Raſſe-Unterſchiede haben ihr ekelhaftes Spiel, Parteiſucht, Mord und Totſchlag ſind an der Tagesordnung. Nein, mein Herr, Sie ſind ein viel zu feiner Kulturmenſch für ſolche Schlammwirbel. Sollt' ich Ihnen raten — Sie ſehen ich falle nicht aus meinem Amte, lächelte der Sprecher — ſo ging' ich dieſem wilden Landſpekulationsſchwindel aus dem Wege, und ſuchte mir ein reſervierteres Plätzchen.

Zum Beiſpiel? fragte Moorfeld.

Die beiden Männer waren inzwiſchen, da der Beamte mechaniſch ſeine Schritte an Moorfeld anſchloß, die Straße hinabgekommen und ins Erdgeſchoß des Landamtes eingetreten. Sie ſtanden in einer Halle, welche die Vorhalle zu den verſchiedenen

Bureaus des Amtsgebäudes war, zugleich aber nach Art einer Börsenhalle den Selbstzweck eines öffentlichen Besprechungsortes zu haben schien. Dazu war sie in allen Teilen eingerichtet. Nicht nur sah man Säulen und Wände mit Plakaten von Fahrplänen und Reiserouten in allen Farben und Formaten bunt überkleidet, Situationskarten von allen Gegenden der Union, nach allen Maßstäben projektiert, vom Fußboden bis an den Plafond augenverwirrend durcheinander geklebt: auch Tische und Bänke standen zu reichlicher Bequemlichkeit überall umher und auf den Tischen deuteten Schreibzeuge, Trinkgläser und Wasserflaschen in Kühleimern den ständigen Verkehr eines großen geschäftlichen Publikums an. Dieses Publikum sah Moorfeld in den verschiedensten Trachten, Physiognomien und Nationalitäten auch ringsum die Halle erfüllen, indes ein Durcheinander aller Sprachen und Mundarten babelähnlich sein Ohr betäubte.

Er selbst bedurfte aber großer Ueberwindung, diese Schwelle zu betreten, denn der erste Blick auf den Marmorboden glitt in eine so häßliche Spucknapfpfütze, daß sich seine ganze Natur schauernd am Eingange sträubte. Nur der Gewandtheit seines Führers gelang es, ihn geschickt durch die gangbarsten Stellen dieses Speichelmeers durchzubugsieren, während Moorfeld selbst keine andre Rettung erkannte, als seine Fußspitze überhaupt nicht mit dem Auge zu verfolgen. Sein weißes Steg-Beinkleid gab er übrigens auf.

Sehen Sie dieses Terrain hier; das ganze Gebiet des untern Missouri, sagte der Fremde, indem er Moorfelden vor eine der vorhandenen Karten führte, das ist der vorzüglichste Boden für unsre Nationalität. Wir Ungarn akklimatisieren uns schwer an Land und Leute; auf diesen Prärien aber leben Sie wie auf unsern Pußten. Leute siedeln noch wenig hier und das Land — wenn zwischen beiden Polen ein Erdwinkel unserm schönen und fruchtbaren Ungarn gleicht, so ist es dieser. Die Ueppigkeit des untern Missouri spottet allem Glauben. Ganze Wälder gibt's hier, die aus dem Geschlinge eines einzigen Baumes bestehen; andern Orts fanden die Landvermesser wieder auf einem einzigen Morgen vier Arten von Walnußbäumen, drei

Arten Eichen, zwei Arten Ulmen, den virginischen Kirschbaum, den kanadischen Judasbaum, Pflaumenbäume, einen Maulbeerbaum, Eschen, Linden, Sassafrasbäume, Storarstauden, Papawbäume, den blumenreichen Kornelbaum, den Eisenholzbaum, den Häckberrybaum, Platanen, Weinstöcke, Haselstauden, Brombeeren und Holunder. Rechnen Sie zu dieser Vegetation den entsprechenden Wildreichtum, erwägen Sie die Wasservorteile vom Missouri und Mississippi und Sie werden keinem Lande der Welt den Vorzug geben. Ein nicht zu verachtendes Akzidenz sind auch die Pferde, die Sie hier umsonst haben können. Wenn diese Tiere nämlich von den Hofstellen des obern Missouri entlaufen und in ihrem Instinkte dem Wasser folgend, am untern Missouri ankommen, so sehen sie sich zwischen Missouri und Mississippi plötzlich aufgehalten und in weiterer Flucht gehemmt. Dieser Mündungswinkel ist daher stets angefüllt von jener edlen und nützlichen Tiergattung, er ist nichts als ein großer Marstall für den dortigen Farmer. Wer aber bedenkt, daß Menschenarbeit und Haustiere die höchsten Posten im Ausgabebudget eines amerikanischen Landwirts sind, der wird diesen Umstand nicht gering anschlagen. Doppelt schätzbar ist er natürlich dem Ungar, dem gebornen Reiter und Pferdefreund, und eine Prärie mit dieser herrlichen Tierstaffage kann ihm den Heimatszauber der Pußta gar nicht mehr süßer vergegenwärtigen. Das sind die kleineren, aber wichtigen und interessanten Detailzüge einer Lokalität, die kein Handbuch nennt, die aber an Ort und Stelle den Entschlüssen des Auswanderers erst eine entscheidende Richtung zu geben imstande sind. Wahrlich, die Abolitionisten verfolgen eine unverantwortliche, aber zum Glück auch unhaltbare Politik, wenn sie die Besiedelung solcher Musterländer, wie Missouri, bloß weil sie Sklavenstaaten sind, bisher systematisch zu hindern oder in Vergessenheit zu bringen gewußt haben. Natürlich ist das für den heutigen Anläufer nur eine Chance mehr. Denn wenn jene abstrakte und ungesunde Abolitionistenpolitik eines Tags in die Luft auffliegt, wozu es unter Jackson schon jetzt den Schein gewinnt, so schnellt Ihr Bodenwert in unaufhaltsamer Folge ums zehn-, hundert- und tausendfache empor und Ihre Hofstelle kann gar wohl ein

zweites Cincinnati werden, deſſen ganzes Stadtareal in ein- und demſelben Menſchenalter dreißig Dollar und zwei Million Dollar wert war. St. Louis überflügeln Sie reißend. Franzoſen und Katholiken halten ſich nirgends gegen die Konkurrenz der proteſtantiſchen Anglo-Amerikaner. Es iſt ſchade, daß wir das ſagen müſſen, aber was kümmert's uns? Wir verkaufen unſer Land an die Raſſe, wir brauchen ja nicht zu leben mit ihr! Daß wir's ein paar Jahre getan haben, dafür ſchleppen wir unſre Million nach Hauſe und das iſt doch auch etwas. Ich ſage w i r, denn auch ich habe ein kleines Kapital in Miſſouri-Land angelegt, in der Gegend von St. Charles, die nämliche, die ich Ihnen empfehle. Kommen Sie gefälligſt in mein Bureau, ich will Ihnen die topographiſchen Pläne und landamtlichen Berichterſtattungen davon vorlegen, dann ſollen Sie ſehen, von welchen Avantagen hier die Rede iſt im Vergleich zu dem armſeligen Ohio-Erie-Kanal-Puff, der übrigens größtenteils ſchon ausgebeutet und für den heutigen Spekulanten kaum noch de saison iſt.

Während der Geſandtſchaftsbeamte ſo ſprach, fingen zwei Männer in einer benachbarten Gruppe lauter zu reden an, dem Scheine nach zwar unter ſich, doch ſo, daß es Moorfeld deutlich vernehmen konnte. St. Louis hat eine hügelige Lage, ſprach einer der Männer, und iſt nur darum bewohnbar. Wer Ihnen aber St. Charles empfiehlt, den betrachten Sie als Ihren Mörder und Totſchläger. Ich will verdammt ſein, wenn das Land nicht unterm Waſſerſpiegel von Miſſouri und Miſſiſſippi liegt. Es iſt ein Loch für Regenwürmer und Ratten. Es iſt das Hauptquartier der Fieberpeſt. Pfui, pfui, fort mit St. Charles! Ich ſehe den Schimmel an den Wänden, und das Waſſer von der Decke tröpfeln, wenn ich St. Charles nennen höre. Die Blockhäuſer vom dortigen Holze haben alle den Schwamm. Mich ſchüttelt das Fieber, meine Natur gerät in Transaktion bei dem Gedanken St. Charles. Sprechen wir nicht mehr davon, mein Herr!

Wir Ungarn heißen Gascogner und Bramarbaſſe, ſagte Moorfelds Landsmann lächelnd, aber dieſe Yankees wiſſen die Hyperbel noch ganz anders zu handhaben. Haben Sie den

Burſchen gehört? Der allmächtige Schuft hat wahrſcheinlich eine Handvoll Klippen und Felſen in Agentur, und ſchwärzt ſeinem armen Opfer, das uns vielleicht belauſcht hat, das köſtlichſte Bottomland unter der Sonne nun mit des Teufels Pinſel an. Etwas fieberig iſt die Gegend, das leidet keinen Zweifel, aber was ſchadet das einem Ungar? Sind wir in Sumpf und Niederung nicht geboren? Ich ſpreche nämlich von der reinen Raſſe, denn im Gebirge ſitzen die Slowacken. Wo ſind Sie zu Hauſe, bárátom?

Ich bin von Saros-Patak im Banate, ſagte Moorfeld mit feſter Verwegenheit.

Nun dann kommen Sie, rief der Geſandtſchaftsbeamte entſchieden. Das beſiegt auch den zarteſten Zweifel. Ein Mann, deſſen Wiege von den Ueberſchwemmungen der Donau, der Theiß und der Maros zugleich beſpült war, der kann ohne Sumpfluft gar nicht gedeihen. Der findet zwiſchen Miſſouri und Miſſiſſippi nichts als Brüſte voll Muttermilch. Kommen Sie.

Moorfeld blieb ſtehen und maß den Mann, deſſen unerſchütterliche Faſſung ihm faſt imponiert hätte, mit einer Art von Bewunderung. Als aber jener ſich die freundſchaftliche Freiheit nahm, ſeinen Arm zu ergreifen, trat er gemeſſen zurück und ſagte kalt: Alles wohl erwogen, mein Herr, ſo kehre ich wieder heim nach Saros-Patak im Banat. Vielleicht hat ſich Saros-Patak inzwiſchen fünfzig Meilen nach Norden hinauf lokomoviert, und ſich eine halbe Stunde vor Ujhely hingelegt, was, wie ich höre, Ihr Geburtsort iſt. Dann ſind wir ja doch wieder Nachbarn. Mit dieſen Worten wandte er dem Betrüger den Rücken, welcher mit einem damned! zwiſchen den Zähnen ſich aus dem Staube machte. Dem unkundigen Leſer ſei aber zu wiſſen, daß Saros-Patak nicht eben bloß einen Ortsnamen, der möglicherweiſe öfter vorkommen könnte, ſondern zugleich die Lage des Ortes bezeichnet, ſo daß daher: Saros-Patak im Banate — ungefähr klang, wie: Naumburg an der Saale in Württemberg. Der Schwindler, der ſo vieles bruchſtückartig wußte und mit hoffnungskühner Frechheit darauf baute, wußte zufällig dieſes nicht.

Kaum war derſelbe hinweg, ſo wendete ſich von jenen beiden

Männern derjenige, welcher über St. Charles abgesprochen hatte, zu Moorfeld, und sagte mit der freien lächelnden Stirn eines Glückwünschenden: Da sind Sie einen der ärgsten Gauner los geworden, der je einen Galgen zu zieren verdient hat, Sir. Der Westen hat eine große Zukunft, Sir, wer möchte es leugnen, und der Mississippi wird jetzt, was vor fünfzig Jahren die Alleghanies waren — die zweite Parallele der Zivilisation gegen die Barbarei. Aber Donnerwetter, Sir, wer dürfte einen Mann von Ihrer espèce zu einem Schanzgräber machen? Das überläßt man den Backwoodmen, den Squatters. Wohlfeiles Land — ja, ja, aber nicht wahr die Baugefangenen in Ihrem Europa, Sir, die mit Hand- und Fußschellen arbeiten, bearbeiten auch wohlfeiles Land, verdammt wohlfeiles Land, keinen Penny kostet es sie, der Teufel weiß es! Nein, Sir, bleiben Sie bei Ihrem Ohio, ich rate Ihnen nichts anders, als Sie sich selbst raten. Welche Anmaßung wäre es auch, einen Gentleman Ihresgleichen für unberaten zu halten! Ohio, recht so, Ohio! mit unvergleichlichem Blick ist's gewählt. Zwischen dem rohen Westen und dem kostspieligen überfeinerten Osten die goldene Mitte! Urwald, Kultur, Wildheit, Schönheit, Luxus, Indianer, Universitäten, Einsamkeit, Meetings, Jugend, Vergangenheit und Zukunft — es gibt nichts Angenehmes und Vorteilhaftes, das in diesem glücklichen Staate nicht im reizenden Gemisch vereinigt wäre. Zwar seit dem Ohio-Erie-Kanal haben die Bodenpreise angezogen, es ist wahr, und Kongreßland steht überhaupt nicht mehr im Angebot: Sie werden aus zweiter Hand kaufen müssen. Aber ein Gentleman von Ihrer Bildung war längst in Europa unterrichtet von diesen Verhältnissen; anmaßend wär's, Ihnen was Neues damit zu sagen. Ohio-Land ist, wie Sie also wissen, in den Händen der Aktienkompagnien. Das ist kein Geheimnis. Und ebensowenig mache ich ein Hehl daraus, daß ich Agent einer solchen Kompagnie bin, und Ihnen Ohio-Land gerne verkaufen möchte. In Wahrheit, mein Herr, das will ich, und das ist's, was man einen ehrlichen Handel, eine reine Kaufmannschaft nennt; dazu braucht man keinen österreichischen Gesandten. Jener ewige Schuft baumelt noch mit seiner öster-

reichiſchen Geſandtſchaft; ich will an einer Erdbeere ſterben, wenn er nicht baumelt, Sir, aber er tut es gewiß, verlaſſen Sie ſich darauf. Ohio-Land auf ſieben bis acht Meilen vom Kanal ſteht fünf Dollar der Acre. So kann ich's Ihnen ablaſſen, mein Herr. Nicht wahr, ein hoher Preis, mein Herr? ich bin der Kaufmann, der es ſelbſt ſagt. Sehen Sie, ſolchen Handel lieb' ich. Das nenn' ich ein loyales Geſchäft. Fünf Dollar per Acre iſt teuer, mein Herr. Vom Kongreß haben wir ihn um einen gekauft. In Wahrheit, Sir, wir haben den Kongreß wie die Wölfe ausgekauft, das iſt ein Faktum. In drei Tagen war ganz Ohio vergriffen, es wär' ſchade, wenn's nicht wahr wäre. Eins zu fünf das iſt unſer Profit; — da haben Sie unſre ganze Bilanz: mögen alle Geſandtſchaften des Erdkreiſes baumeln, wenn ich nicht ſtets den geradeſten Weg für den beſten Geſchäftsweg halte. Fünf Dollar per Acre, das iſt der Kurs. In einer Woche wird er zehn und in einem Monat vielleicht fünfzig ſein. Um Cleveland und Portsmouth iſt er heute ſchon fünfzig. Dort wütet die wildeſte Hauſſe. Sie wird ſich allerdings nicht behaupten, Sir; die Baiſſe wird eintreten, wenn ſich die Spekulation auf neue Kanal- oder Eiſenbahnlinien wirft. Aber auf fünf Dollar weicht Ohio-Land in Ewigkeit nicht mehr. Das Land wird mit jedem Schaufelſtich rentabler, und die Vermehrung der Verkehrsmittel bewirkt höchſtens im einzelnen eine relative Entwertung, im ganzen dagegen eine abſolute Wertſteigerung. Das iſt klar.

Um Gottes willen auf ein Wort, Mr. Jones, die Herren verzeihen, daß ich ſtöre, aber ſo wahr ich lebe, nur eine Sekunde, Mr. Jones, ich bitte tauſendmal! —

Mit dieſen Worten und höchſt eilfertiger Gebärde wurde der Ohio-Mäkler von Moorfelds Seite weggeriſſen. Wir dürfen dringend vermuten, daß der Mann, der dieſes tat, im Einverſtändnis mit einem andern Makler ſtand, denn augenblicklich trat ein ſolches Individuum heran und bemächtigte ſich Moorfelds. Mein Herr, ſagte dieſer Ankömmling mit einer verbindlichen Gentlemanmanier, ich war ſtets ein Verehrer der europäiſchen Gelehrſamkeit. Die Art, wie Sie Sprachen, Geſchichte, Sitten- und Völkerkunde in Europa betreiben, läßt

ſicher nichts zu wünſchen, deſto mehr aber zu beneiden übrig. Ich bin überzeugt, wie Sie auf dieſem Marmorwürfel hier ſtehen, haben Sie bereits aus Europa eine Kenntnis Amerikas mitgebracht, die vielleicht manchem Senator im weißen Hauſe zu Waſhington fehlt. Ich möchte ſchwören darauf, es iſt ſo. Nur eins ſetzt mich in Erſtaunen. Ich mache nämlich in dieſer Halle die Bemerkung, daß alle Europäer, welche hier eintreten und amerikaniſches Land zu beſitzen wünſchen, von der ſeltſamen Idee ausgehen, als müßten ſie dieſes Land *kaufen*. In der Tat, mein Herr, ein Wahn, der mich höchlich überraſcht. Wird Amerikas Demokratie noch ſo verkannt in Europa, daß man unſern Boden nicht anders einnehmen zu dürfen glaubt, als indem man die Taſchen wucheriſcher und beutegieriger Land-Jobber füllt? Denn ich bitte Sie, mein Herr, was iſt der Kaufſchilling, den Sie für Ihr Grundſtück zahlen, anders als ein ungerechter, ja ſchimpflicher Leibzoll, der als Abgabe auf Ihren phyſiſchen und intellektuellen Arbeitskräften ruht, womit Sie dem Lande doch nützen? Oder ſagen Sie ſelbſt! Iſt irgendeine Logik darin, daß man unſer Land ein freies Land nennt und doch es verkauft — d. h., es nur der Ariſtokratie des Geldes öffnet? Ja, der Oſten geht der Ariſtokratie entgegen, oder vielmehr er iſt ihr mit Stiel und Stein ſchon verfallen. Aber im Weſten thront noch der reine und unverfälſchte Begriff der Demokratie! Das Land iſt ein freies Element, wie Luft und Waſſer, heißt unſer Programm; halten Sie ſich an den Weſten, mein Herr! Vom Weſten geht jene großherzige und echt republikaniſche Agitation gegen den Kongreß aus, daß er den ſchimpflichen und engherzigen Landverkauf endlich fahren laſſe, und das Land verſchenke. Vom Weſten werden jene Bills eingebracht, welche den Kongreß nach einem ſyſtematiſchen Plan zu Preisermäßigungen des Kongreßlandes drängen, und auf die gänzliche Preisaufhebung konſequent hinarbeiten. Schon hat unſre free-soiler-Politik ſolche Preisermäßigungen wiederholt durchgeſetzt, obgleich wir mit Schrecken ſehen, daß wir nur für den Aktienwucher arbeiten, der ſich des wohlfeilen Kongreßlandes bemächtigt, um es teurer als je wieder zu verkaufen. Wollte Ihnen jener ewige und allmächtige Schuft doch Ohio-Land zu

fünf Dollar anſchwindeln; der Mann iſt wahrlich eben ſo ehrlich, als jener, der Ihnen den Koffer vom Wagen abſchneidet. Hol' der Teufel alle Landſpekulanten! Wir free-soilers werden nicht ruhen, bis wir nicht Geſetze auch gegen dieſen ſchändlichen und monopoliſierenden Landverkauf durchgebracht haben; indes ſollte es doch bekannter ſein in Europa, daß wir in Arkanſas ſchon jetzt unſer Land verſchenken, zum vorleuchtenden Beiſpiel der ganzen Union, von der wir fordern, daß ſie uns nachfolge. Ja, mein Herr, Arkanſas hat durch mich die Ehre, Ihnen achtzig bis einhundertundzwanzig Acre Landes zum Geſchenk zu machen; oder um mich anſtändiger auszudrücken: Arkanſas erklärt Ihnen, daß es dem Import Ihrer Hände, Ihrer Intelligenz und Ihres Kapitals keine Grenzbarriere in Form eines Kaufſchillings entgegenſetzt. Wählen Sie nach Belieben den Ort Ihrer Niederlaſſung. Die Nähe unſrer großen Städte Smithville, Clarkville, Lewisburg, Littlerock dürfte Ihnen beſonders annehmlich und vorteilhaft ſein; aber ich empfehle Ihnen nichts, ich vermeide jeden Eingriff in Ihr eigenes Urteil, wir heißen Sie auf jeder Hufe unſers wahrhaft freien Bodens willkommen. Nur übernehmen Sie mit der Beſitzurkunde die einzige Verpflichtung, Ihren Beſitz auch wirklich anzutreten, eine ſelbſtverſtändliche Bedingung, die uns gegen den Scheinbeſitz betrügeriſcher Landſpekulanten ſchützt. Soll ich das Vergnügen haben, Ihnen einen Grundbrief ſogleich auszufertigen? Begleiten Sie mich gefälligſt in mein Bureau!

Im Augenblick bin ich zu Dienſten, mein Herr, antwortete Moorfeld, ich wünſche nur ein paar Worte mit einem Freunde zu wechſeln.

Schon lange hatte ihm nämlich über die Schultern ſeines Partners hinweg eine hagere, ſpindeldürre Jammerfigur Zeichen und Winke gegeben, welche immer dringender, immer myſtiſcher und inhaltsſchwangerer wurden, ſo daß er zuletzt einen Geiſt zu ſehen glaubte, der ihn pantomimiſch um Erlöſung beſchwor, und dem er mit dem Reiz des Komiſch-Schauerlichen folgte.

Sie wünſchen, mein Herr? redete Moorfeld den Klappermann an.

Die Pflicht der chriſtlichen Bruderliebe wünſche ich an Ihnen zu erfüllen, näſelte der Dürre mit einer ſentimentalen Quäckerſtimme und preßte ſeine kalte Totenhand in Moorfelds warme und volle, indem er zugleich ſein mißfarbiges Mausaugenpaar, ſchwül ſeufzend, gegen die Decke des Saales ſchlug. Herr, ich riskiere mein Leben, fuhr der Quäcker fort, und fing faſt zu weinen an, jener Original-Gauner aus Arkanſas, der Walfiſch aller Diebe, wird mir meuchleriſch nachſtellen, weil ich ihm ſein Opfer entreiße; aber ich kann nicht anders, ich kann nicht, Gott helfe mir, ich ſtehe in ſeiner Hand. — Moorfeld machte eine etwas ungeduldige Gebärde gegen den Betbruder, der aber hielt ihn feſt in ſeiner Froſchklaue und zog ihn an das äußerſte Ende des Saales, in eine heimliche Niſche. Aengſtlich um ſich blikkend, als fühlte er die Dolche der Mörder ſchon zwiſchen den Rippen, fing er hier zu flüſtern an: Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie mir gefolgt ſind. Es wird Sie nicht reuen. Hier ſind Sie im Hafen. Einen Schritt weiter mit jenem Seelenverkäufer und Sie waren verloren. Landverſchenker nennt ſich die Teufelsbrut, ich aber ſage Ihnen, Seelenverkäufer ſind's. Das ſage ich und das beweiſe ich. Ja, ich beweiſe es, mein Herr; hören Sie mich an, wie ich es beweiſe. Man ſchenkt Ihnen Arkanſas-Land. Gut. Man legt Ihnen Karten vor, ſchraffiert, koloriert, Wald, Prärie, Bottomland, Straßen, Flüſſe, große Städte — alles iſt darauf gezeichnet, gemalt, daß das Herzchen im Leibe lacht, und die beigebundenen Beſchreibungen leſen ſich, wie ein Roman; ſie ſind auch wie dieſe eine ebenſo vollendete Erfindung des Teufels. Gut. Sie wählen Ihre Farm in der Nähe der großen Stadt Littlerock, mit ihrem ſchiffbaren Strome, mit ihren Poſtſtraßen und Flurwegen. Gut, mein Herr. Sie kommen an. Sie finden einen Sumpf und im Sumpfe ſteht ein Täfelchen auf einer Stange mit der Inſchrift: Stadt Littlerock. Aus dem Schilfe guckt eine zweite Stange hervor, die nennt ſich: Gerichtshaus der Stadt Littlerock. Im mannshohen Farrenkraut rennen Sie gegen eine dritte Stange, die heißt: Akademie der Stadt Littlerock. Vor einer Stunde haben kämpfende Büffel einen Pfahl niedergetreten: es war die Kathedrale der Stadt Littlerock. Faſſen Sie nun den Mann,

der die Landkarte gezeichnet hat, beim Kragen! Auf fünfzig Meilen in der Runde finden Sie keine Seele. Wen Sie aber finden, der zeigt Ihnen ein ganz anderes Geſicht, als hier im Land-Office zu Newyork. Gut. Sie ſind überraſcht, enttäuſcht, aber nicht entmutigt. Sie ſtehen auf geſchenktem Lande, und das Wort hat noch immer einen Klang für den Europäer. So ſchnell wird die Form, in welcher wir unſre Begriffe gießen, nicht zerbrochen. Land hat Wert in europäiſchen Augen und wird's noch lange haben, bis Sie amerikaniſche Augen bekommen. Sie nehmen alſo ihr Land in Beſitz. Gut. Sie bauen ſich Ihren Hof, Sie ſchaffen ſich Haustiere, Sie kaufen ein paar Sklaven. O Gott, Sklaven! Gut. Sie fangen zu wirtſchaften an. Aber Ihre Produkte können nicht durch die Luft zu Markte fliegen und die Erde hat ſo wenig Straßen, als der Grund des Erie-Sees. Ihre Haustiere werden Ihnen weggeſchoſſen. Ihre Sklaven entlaufen oder werden Ihnen entführt. Sie hören zu wirtſchaften auf. Verwünſchungen auf den Lippen, den letzten Cent im Beutel wenden Sie Ihrer Wüſte den Rücken. Gut, mein Herr. Aber die Spuren Ihres Pfluges, die Ruinen Ihrer Hofſtelle ſind immer noch wahrnehmbar, und das genügt, daß jener ewige und allmächtige Schuft die Backen voll nimmt: Kulturboden mit Improvements zehn Cent per Acre! Ihr Nachfolger geht ebenfalls zugrunde, hat aber wieder ſein Kapital dreingeſteckt — einen halben Dollar per Acre. Erſt der dritte Mann brächte es zu der Möglichkeit ſich zu behaupten, da belehrt ihn ein Wink mit der Kugelbüchſe, oder mit dem Bowiemeſſer, daß auch für ihn die Zeit da ſei, ſich ſchleunigſt durch die Flucht zu expropriieren, denn das Land ſoll zum vierten Mal ausgeboten werden — einen Dollar per Acre. Einen Dollar per Acre, mein Herr; das Ziel iſt erreicht! Mit einer Reihe betrogener und ruinierter Kapitale haben ſie ihr wertloſes Land in Wert gebracht; — einen Dollar per Acre! Das iſt geſchenktes Arkanſas-Land. So macht man Kultur hinterm „blutigen Grund". So geſchieht's, mein Herr, und nicht anders; — heute verſchenkte Wüſte, morgen „lovely spots" einen Doller per Acre — die Zauberei der Gewiſſenloſigkeit! Ich rate, Herr, die Hölle braucht einen

neuen Flügelbau für die „free-soilers". Nehmen Sie ſich in acht, mein Herr, nehmen Sie ſich in acht! Wir gehen einer Zeit entgegen — das Böſe bekommt die Oberhand auf der Erde.

Dieſe letzteren Worte fühlte Moorfeld ſchon längſt in ſich ſelbſt Tatſache geworden, denn unüberwindlich war ſeine Luſt, dem frommen uneigennützigen Warner ebenſo ſchlechte Abſichten zu unterlegen, als den übrigen Herren Kollegen desſelben. Er hielt es in der Tat nicht aus, die Wendungen und Uebergänge abzuwarten, auf die ihm das Ganze angelegt ſchien, und ſo fragte er mit jener ungeduldigen Luſt am Böſen geradezu: Ach, ſehr ehrenwerter Herr, wenn Sie ſelbſt Land zu verkaufen hätten! dann wäre meiner Verlegenheit auf einmal ein Ende!

Schneller als ein Blitz zog der lamentable Tugendmann ſeine Hand aus Moorfelds Hand, fuhr ſich an die Augen, und trocknete ein paar abweſende Tränen. Ich muß fort; leider, leider, ich muß fort; ich kehre wieder zurück nach Alt-England. Sie ſollen's hören, was mich von hinnen treibt. Die Teufel! o Gott, die Teufel! Aber ich muß fort, das ſchönſte Landgut in den Staaten muß ich aufgeben! Schwarze Dammerde mit Lehmunterlage und kalkhaltig, Herr, kalkhaltig — das Chriſtentum gebeut Faſſung im Unglück — aber dieſer Kalk, Herr, und dieſe Dammerde, und dieſe Lehmunterlage — mir bricht das Herz! Wer mir noch vor einem halben Jahre geſagt hätte, ich würde dieſe Juwele aller erſchaffenen Erde zwei Dollar per Acre verkaufen wollen, da mir Reverend Daniel Gaskin aus New-Jerſey noch bei ſeiner letzten Durchreiſe zwanzig aufzudringen verſucht hat — ich bin Temperance-Man, mein Herr, ſonſt würde ich Sie auf eine Flaſche in Mr. Diſtels Bar bitten, die teufliſchen Intrigen anzuhören, die mich forttreiben von Gottes geliebteſter Erde. Hier darf ich einer ſolchen Gemütsbewegung unmöglich freien Lauf laſſen. Armer Reverend Daniel Gaskin! du ſtellſt jetzt in der Ewigkeit Vergleiche darüber an, ob meine Landſtelle oder das Paradies ſchöner iſt, ſonſt könnteſt du's heute haben, das irdiſche Paradies, zwei Dollar per Acre — doch dann wäre dir dein Ende nicht ſo leicht ge-

worden! Deinen Glauben in Ehren, würdiger Gottesmann Daniel Gaskin, aber hier hätteſt du zum erſtenmal gezweifelt, ob ein Tauſch mit meiner Hofſtelle und dem Paradieſe ein wirklicher Lohn für den Gerechten iſt. Herr, als ich an die jungfräulichen Schätze dieſes Bodens die erſte Hand anlegte, da trieb ich auf einem einzigen Acre — hören Sie mich an, mein Herr, und merken Sie wohl auf, was ich auf einem einzigen Acre an Bäumen und Sträuchen abtrieb: vier Arten von Walnußbäumen, drei Arten Eichen, zwei Arten Ulmen, den virginiſchen Kirſchbaum, den kanadiſchen Judasbaum, einen Maulbeerbaum, Pflaumenbäume, Eſchen, Linden, Saſſafrasbäume, Storarſtauden, Papawbäume, den blumenreichen Kornelbaum, den Eiſenholzbaum, den Häckberrybaum, Platanen, Weinſtöcke, Haſelſtauden und Holunder. Wo bleibt Ihre Beſinnung, mein Herr, wenn Sie einer ſolchen Fruchtbarkeit nachdenken? Sie ſchwindeln! Das alles trieb ich auf einem einzigen Acre ab; mein Herr, auf einem einzigen Acre! —

Es muß wohl ein einziger Acre geweſen ſein, denn ſeine ganze übrige Landſtelle iſt nichts als eine ſenkrechte Felſenwand, an die auch keine Raupe in die Höhe kriecht, viel weniger ein menſchlicher Pflug.

Der Mann, der ſo ſprach, ſchlenderte mit den Händen in der Hoſentaſche und einem friſchfrohen Apfelgeſichte um unſer Paar herum, indem er zu mehrerer Herzensvergnügung den „Yankee doodle" pfiff.

Der Quäcker zuckte zuſammen wie eine elektriſierte Katze. Sein Haar ſträubte ſich, ſeine grauen Glasaugen ſprühten Blitze, ſeine vorfallenden amerikaniſchen Schultern neigten ſich noch tiefer, wie der Stier zum Stoß, ſeine Fäuſte ballten ſich, ſeine Adern ſchwollen, rote Zornflecke loderten in ſeinem falben Geſichte auf — kurz das ſeufzende Lämmlein ward auf einmal zu einer Mördergeſtalt.

Das alles kümmerte den andern nicht im geringſten. Vertraulich zog er eine ſeiner Hände aus der Hoſentaſche und legte ſie der gebäumten Katze auf den Rücken, indem er zu flöten aufhörte und zu ſprechen anfing. Gemach, Kamerad, ſagte er, ſtehen wir denn hier, um einander den Handel zu verderben?

Was hätt' ich gegen deine Felſenwand, wenn ich ſie nicht ſelbſt kaufte? Ja, ja, John, ſei ruhig. Die Felſenwand iſt mein; — zweihundert Dollar — iſt's ein Geſchäft? ſchlag' ein, Junge, abgemacht! Der Quäcker, der immer zuſammenzuckte, wenn das Wort „Felſenwand" ausgeſprochen wurde, ſah gleichwohl in dem Angebot des Sprechers ſo viel Ernſt, daß er anfing verſöhnlicher auszuſehen. Dieſer fuhr fort: Siehe Junge, ich habe mir die Sache mit deiner Felſenwand überlegt. Du trödelſt nun ſchon ſo lange damit herum — den Donner auch! ſollen ſich Yankees nachſagen laſſen, ein Geſchäft geht nicht, weil's auf eine Art nicht geht? Keineswegs. Deine Felſenwand ſteht in den Kattskillbergen, nur zwei Stunden von der großen Route nach Saratoga und den Fällen: — das muß uns wuchern. Ich laſſ' ein paar Zentner Farben an die Wand ſchmieren und wend' ein paar Dollars daran, daß uns irgendein Doktor Thompſon beweiſt, es wären Malereien eines alten Kulturvolkes. Derſelbe Dr. Thompſon führt dann als Dr. Johnſon aus, daß Dr. Thompſon ein Eſel iſt, als Dr. Thompſon aber ſchlägt er den Dr. Johnſon mit einer neuen Flut von Theſen aufs Maul und die Wandmalereien des alten Kulturvolkes ſind durch „eine ebenſo gelehrte als gründliche Kontroverſe" in allen Zeitungen ſiegreich außer Zweifel geſetzt. Merkſt du, Burſche? Wir eröffnen jetzt am Fuße der Felſenwand ein Hotel, denn unſere Felſenwand wird Touriſten-Mode, und laſſen uns bei jedem Beefſteak und weichgekochten Ei unſere Wandmalereien honorieren im Namen der Künſtler des alten Kulturvolks. Was ſagt John, he? Siehe, das iſt die naturgemäße Art, eine Felſenwand zu verwerten. Aber dieſem Gentleman hier zuzumuten, mit ſeinem Pflug auf einem Ding herumzufahren, wie der Turm der Londoner Paulskirche — Freundchen, das geht nicht; das iſt zu viel verlangt von einer Felſenwand. Steck' ſie ein, deine Situationspläne, ſteck' ſie ein, ehrenwerter Sir John (denn dieſer hatte bereits angefangen, ſie vor Moorfeld auszukramen), ſteck' ſie ein, und ſag deinem Geometer, wie bedürfen nicht mehr der liebenswürdigen Zerſtreuung, womit man ſenkrechte Linien als wagrechte zeichnet. Pfui doch, ein garſtiger Handel; in Wahrheit ein abſcheulicher Handel; das verdirbt

uns die Börſe, lieber Sir John, und um alles zu ſagen, ſo iſt's ein ſehr zweideutiger Handel, Sir John, die Senkrechte für eine Wagrechte zu verhandeln, ein ſehr zweideutiger Handel, das iſt ein Faktum, Sir John. Was ich ſagen wollte, wandte er ſich an Moorfeld. Sie kaufen doch meinen Farm drüben in New-Jerſey? ich geb' ihn jetzt auf, da ich das Hotel an der Felſenwand projektiere. Sie ſehen, ich bin zwar ein „smart man", aber eine ehrliche Haut. Ich werde meinen Landsleuten ihr Geld abnehmen für die Wandmalerei des alten Kulturvolks: das iſt kein Schelmenſtreich, höchſtens ein wenig Humbug, eine Glaubensſteuer, ein Wahnzoll. Sehr aber tadl' ich meinen ehrenwerten Freund, daß er Sie, mein Herr, als einen Fremden und in einer ungleich ernſteren Sache — — o pfui, pfui; ich tadle es hart, es verdirbt das Geſchäft, wir brauchen das Vertrauen der Fremden. Merken Sie wohl, mein Herr, wir ziehen eine ſehr genaue Grenzlinie zwiſchen Humbug und Betrug; man kann der ärgſte Humbuger und der reellſte Geſchäftsmann ſein. In der Tat, Herr, Humbug und Buſineß haben gar nichts zu tun miteinander. Im Buſineß bin ich der verläßlichſte Mann, den die Newyorker Sonne beſcheint; Humbug iſt meine Erholung, meine Privatſache außerm Buſineß; Buſineß ſelbſt duldet keinen Humbug. Reines Geſchäft, reines Geſchäft, mein Herr, um Gotteswillen! reines Geſchäft. Im Humbug beſteuere ich die menſchliche Torheit; — aber im Geſchäft ſucht der Menſch ſein Bedürfnis bei mir, ſeine Leibes- und Lebens-Notwendigkeiten — auf dieſem Boden ſein Vertrauen zu täuſchen, untergrübe den Beſtand aller Staaten und Völker. Es wäre einfach barbariſch. Von Religion und Gewiſſen nicht zu reden, unklug wär's, unpolitiſch, ſelbſtmörderiſch, denn es hübe die Möglichkeit der menſchlichen Geſellſchaft auf. Und ohne menſchliche Geſellſchaft weder Humbug noch Buſineß, das iſt klar! Das ſind meine Grundſätze, Herr; Sie ſehen, ich bin weder ſchwarz noch weiß, ſondern grau meliert, aber unendlich haltbar, Sie können mir tauſend Prozent mehr vertrauen, als einem Burſchen, der ſich weiß brennt, wie Jungfernwachs. Sehen Sie ſich mein Gütchen in New-Jerſey an. Wann fahren wir hinüber, Herr? Freie Station hin und

zurück, wenn Ihnen die Farm nicht gefällt. Keine bedruckten und lithographierten Papierwiſche — gleich amtliche Ausweiſe, nichts als amtliche Ausweiſe; gleich vor das Staats-Auditoriat, Einſicht der Ernteregiſter von heuer, vom vorigen Jahr, von fünf, von zehn Jahren; alter Kulturboden, New-Jerſey, alter Kulturboden, von hundert Jahren, wenn Sie wollen —

Kurz, von aller Vergangenheit, ſagte Moorfeld, nur nicht von der Zukunft. Denn leider, mein Herr, zeigt Ihr Boden irgendeinen geheimen, angehenden Schaden, den ich zwar wedet in Landſchaftsbüchern, noch mit leiblichen Augen einſehe; aber desungeachtet iſt er da, und verdirbt Ihnen die Sicherheit Ihrer ferneren Rente. Wie kämen Sie ſonſt auf den Einfall mit der Felſenwand?

Ich rate, Sie ſind ein smartman nach Onkel Sams Herzen, lachte der Mäkler, good bye, mein Herr! Reiten Sie ſo gut, wie Sie geſattelt haben, über mich ſollen Sie nicht ſtraucheln, es täte mir leid für Sie. In Wahrheit, ein ſchmuckes Gut, das meinige, gehen Sie drin 'rum wie der Staubpinſel im Uhrwerk, Sie finden kein Stäubchen Makel dran. Denn die kanadiſche Diſtel hat ſich vorderhand nur im Nachbarfeld eingeſchlichen; der Würgengel alles Unkrauts wird bei mir erſt im nächſten Jahr aus dem Samen ſchießen. Aber dann Gnade Gott dem Käufer, denn verkauft wird das Grundſtück doch, oder ich habe nicht mehr Verſtand als ein Fingerhut. Das Grünhörnchen ſoll ſich ſchon finden, der's kauft, es täte mir leid, wenn ich bangte. Sie ſind's nicht, mein Herr, und das iſt gut für Sie; aber nicht jeder ſieht, der die Augen offen hat, und das iſt gut für mich. Good bye!

Fünftes Kapitel

Moorfeld hatte das Haus verlaſſen. Seine Intelligenz zerriß das Gewebe des niedern Humbugs, der ſich im Entree herumtrieb; ſie fühlte ſich aber nicht intelligent genug, den höheren Humbug zu parieren, der in den Amtszimmern ſelbſt ſein Hauptquartier haben mochte. Denn daß die Staatsbeamten, die Verkäufer des Kongreßlandes von Unions wegen, teils auf eigene Rechnung, teils im Solde der Aktienkompagnien ihre offizielle Stellung nicht minder zur Landſpekulation ausbeuten würden, daran zu zweifeln wäre nach allen Proben dieſes Volksgeiſtes Vermeſſenheit geweſen. Mit den höchſten Würdenträgern in der Hierarchie des Humbugs wagte unſer Fremdling aber doch keinen ſo leichten Gang. Er durfte ſich Glück wünſchen, die geringeren los zu ſein. Denn wahrlich, nicht jeder war ſo glücklich. Das Publikum, das dieſe Halle erfüllte, trug nicht durchweg Frack und Glacéhandſchuhe. Er ließ Scharen von Auswanderern hinter ſich zurück — grobe Bauernkittel mit dem Holzſchnitt ehrlicher Einfalt im Geſichte, mit dem Schweiße ſaurer Wirtſchaftsjahre in der Geldkatze, — gnad' ihnen Gott! ſelbſt ein Atheiſt hätte für ſie gebetet. Erſt in ihrem Anblicke ſchauderte Moorfeld vor der ſittlichen Luft dieſes Hauſes.

Als er hierauf durch die ſonnigen Straßen dem nächſtbeſten Café auf der Battery-Promenade zuwandelte, geſchah es unter Reflexionen, von denen wir nur den geringſten Teil wiedergeben können. Er betrachtete das Verhältnis eines Gebildeten in Europa zu Amerika und entdeckte mit Erſtaunen, daß es zunächſt gar keines war. Die deutſche Literatur über Amerika war zu Anfang der dreißiger Jahre weder an Umfang, noch an Gehalt in einem Zuſtande, der von der Wichtigkeit ihres Gegen-

ſtandes ein Bewußtſein verriet. Der Umfang blieb hinter der weitläufigen Peripherie des Beobachtungsobjektes unendlich zurück, und die Beobachtung ſelbſt war ſchlecht. Sie trug den perſönlichen Charakter der Stimmung, ſtatt den weltgeſchichtlichen der Kritik. Bücher, von einem liebenswürdigen aber unhiſtoriſchen Dilettantismus geſchrieben, ſprachen von Amerika ſo, wie man ungefähr am winterlichen Kamin von Nizza, Meran und vom Comer-See ſpricht; gleichſam als wäre das ſoziale Leiden Europas mädchenhafte Schwindſuchts-Poeſie. So ſchrieben Racknitz und Scherpf über Texas, Bromme über Florida, Duden über Miſſouri, Gerke über Illinois, andre über anderes. Noch mehr aber als durch die belletriſtiſche Ornamentik litt die Wahrheit des Gegenſtandes durch die politiſche. Der Liberalismus der Reſtaurationsperiode fand in Wort und Schrift über Amerika eines ſeiner wenigen erlaubten Ausdrucksmittel. Er benutzte es eifrig. Er feierte die Sternbanner-Republik als die praktiſche Verwirklichung ſeines geächteten Ideals. Aus dieſer Tendenz ging zwar die Wahrheit auf, aber nicht die volle Wahrheit. Er hätte es für politiſche Unklugheit, ja für Verrat gehalten, die Flecken ſeiner Sonne zu geſtehen. In dieſer filtrierten Sonnenbeleuchtung nun überkamen die Gebildeten der vorigen Generation Amerikas Bild. Wenn wir heute jene Schilderungen leſen, ſo tun wir es mit dem Hintergedanken ihrer Tendenz, wir betrachten und verſtehen ſie als Kunſtwerke der oppoſitionellen Beredſamkeit. Bedenken wir aber, daß man allen Farben und allen Farben-Nüancen dieſer lockenden Bilder damals volle objektive Wahrheit zugeſtand, daß man ſie buchſtäblich nahm und gläubig beſchwor, ſo wird uns eine Vorſtellung davon entſtehen, daß ein gebildeter Auswanderer, der aus dieſer Literatur ſich enthuſiasmiert hat, ſie dem Humbug gegenüber nun ſelbſt als Humbug empfand. In der Tat erkannte Moorfeld ſeine europäiſche Lektüre über Amerika jetzt bloß als Unterhaltungs-Lektüre und ſah die Notwendigkeit ein, die Belehrungs-Lektüre von vorn anzufangen. Er ſtellte ſich alſo die Aufgabe, das Land aus den beſten Landesquellen ſelbſt zu ſtudieren.

Ueber das Projekt ſeiner Anſiedlung beſchloß er ſodann, auf

dem Ländermarkt zu Newyork überhaupt gar nichts zu unternehmen. Zog er aus dem soeben Erlebten die Summe, so gab ihm sein eigenes Schlußvermögen zunächst folgende zwei Ratschläge an die Hand: Erstens, nur an Ort und Stelle zu kaufen; zweitens, um die Zeit der Ernte zu kaufen, da der Acker gewissermaßen für oder gegen sich selbst zeugt und der Ertrag des Jahres so allgemeines Landgespräch ist, daß der Fremde unmöglich mit einer übereinstimmenden Fiktion umsponnen werden kann.

Wir wissen nicht, ob wir es an diesem Orte ausdrücklich entschuldigen müssen, daß ein Romanheld mit leidlichem Menschenverstand zu Werke geht. Wer nach dieser Probe die prosaische Perspektive seines künftigen Verhaltens fürchtet, dem geben wir zu bedenken, daß der Verstand, selbst im besten Falle, höchstens die gesetzgebende Gewalt ist, Gemüt und Stimmung aber die ausführende. Wie groß unsre Fähigkeit, uns zu behaupten, sein mag, unsre Fähigkeit, zugrunde zu gehen, ist immer noch größer.

Bis zum Anfange der Ernte in Ohio, dem Lande seines Ansiedlungsprojektes, hatte Moorfeld noch einige Wochen zu versäumen. Er konnte inzwischen jene literarischen Ergänzungsstudien machen, die er zuvor als notwendig erkannt, und überhaupt den gelehrten Teil seines Haushalts, den er in der Isolierung des Hinterwalds nicht bestellen konnte, aus der Masse des Stoffes zusammenstellen. Dazu bedurfte er der Zeitungen und Bibliotheken Newyorks. Er entschied sich daher in der Versuchung, jene Ferien in Reiseausflügen zu genießen, oder sie an seinen städtischen Aufenthalt zu wenden, gewissenhaft fürs letztere. Er kehrte in Mr. Stauntons Haus zurück.

Denn noch sah er keine dringende Ursache vor sich, mit diesem Hause zu wechseln, zumal da er den Tag größtenteils auswärts zubrachte. Genußvoll war aber sein Aufenthalt darin nicht. Ja, wenn wir später eine Summe von Ursachen zu einer betrübnisvollen Wirkung anwachsen sehen, so dürfen wir die ersten Posten dieser Summe vielleicht schon dem Hause Staunton anrechnen, das mit seiner stillkorrosiven Langweile und Kaltherzigkeit ein energisch-empfindendes Gemüt gewiß gründ-

licher als es ihm selbst bewußt geworden ist, auf den folgenden Umschlag vorbereitet hat. Sein Verhältnis, oder vielmehr seine Verhältnislosigkeit zu diesem Hause war aber folgendes:

Mr. Josua Staunton öffnete über Tisch — und sonst sah ihn Moorfeld nicht — kaum auf eine andere Veranlassung den Mund, als um Amerikas Lob zu verkünden. Er war im Ausdrucke seiner Nationaleitelkeit ebenso kindisch übertrieben, als in der Nichtachtung fremder Nationalitäten naiv-unverschämt. Moorfeld ließ ihn das Lächerliche dieser Schwäche, wie gleich zuerst so auch fortwährend, durch die Figur der Ironie fühlen; er antwortete ironisch, wenn er überhaupt antwortete. Manchmal tat er's auch nicht. Denn was sollte er einem Mann erwidern, der sich mit vollen Backen rühmt: unser südlicher Himmel, unsre nordische Tätigkeit, Geist und Natur im Verein erhalten uns vor allen Völkern der Erde bei ewiger Jugend; Sie werden in Amerika keinen alten Mann sehen — wenn die Backen desselben Redners geschminkt, seine Zähne falsch, seine Haare gefärbt und die Rundung seiner Glieder Baumwolle ist? Eine solche Herausforderung anzunehmen, fand unser Freund nicht einmal im Scherze gentil: mitleidiges Achselzucken blieb ihm allein übrig. Und doch schien der Gentleman noch immer näher auf Stauntons, als auf Moorfelds blühender Seite zu stehen; denn jener hatte, wie er auch übertreiben mochte, ein achtunggebietendes Vaterland zu seiner Folie, diesem fehlte es. Um so sittlicher es aber ist, eine Nation als ein Ich zu vertreten, um so mehr lag Stauntons Stellung innerhalb und Moorfelds außerhalb des guten Tones, was von Natur doch umgekehrt war. Kurz, Moorfeld sollte bald empfinden, was es heißt, ohne Nationalehre, als bloßes Individuum in die Welt zu gehen. Dieses Gefühl, welches keinem deutschen Auswanderer erspart bleibt, und auf welches sich doch der Seltenste gefaßt macht, legte einen Unmut in ihn, durch den die Lichtspiele des Humors, welchen er seinen Beleidiger fühlen ließ, nicht wie Sonnenstrahlen durchbrachen, sondern wie ein werdender Blitz, der seine Jugendspiele hält.

Nicht gastlicher als Herr Staunton verschönerte ihm die Hausfrau seinen Aufenthalt. Mistreß Livia Staunton trug zur

Belebung ihres Hauſes das ausgeſucht Wenigſte bei, was ein lebendiges Weſen zu leiſten vermag. Moorfeld erblickte dieſe Dame kaum anders, als im Schaukelſtuhl mit der Newyorker-Tribüne vor ſich, oder an ihrem Bureau, die Bibeln, Kinderſtrümpfe und Seelen irgendeines geiſtlichen Hilfsvereins verbuchend. Mrs. Livia Staunton war nämlich — um ſie im vollen Rund vorzuführen — aktives Mitglied folgender Vereine: zur Verbreitung der Bibeln, zur Verteilung geiſtlicher Flugſchriften, zur Bekehrung, Ziviliſierung und Erziehung der Wilden, zur Verheiratung der Prediger, zur Verſorgung ihrer Witwen und Waiſen, zur Verkündigung, Ausbreitung, Reinigung und Bewahrung des Glaubens, für den Kirchenbau, zur Dotierung der Gemeinden, zur Aufrechterhaltung der Seminarien, zum Katechiſieren und Bekehren der Matroſen, Neger und Freudenmädchen, zur Beobachtung des Sonntags, zur Verhinderung des Schmähens und Fluchens, zur Errichtung von Sonntagsſchulen, zur Verhütung der Trunkenheit des weiblichen Geſchlechtes. Dieſe Titulatur war auf der Tür ihres Drawing-rooms unter Glas- und Goldrahmen für jeden, der die Geduld dazu hatte, zu leſen. Ein ſolches Etabliſſement von chriſtlicher Werktätigkeit gab freilich zu tun. Ihre Erholung davon ſuchte und fand aber die würdige Frau nicht in ihrer Häuslichkeit, ſondern außerhalb, wenn ſie mit Miß Sarah Sonntags im Kirchenſtuhle träumte und Sonnabends auf den Shopping ging. Dies ſind nämlich die zwei Marktgänge, auf welchen das weibliche Herz in Amerika ſeinen Bedarf an Galanterie ſich beſorgt. Daß den Newyorkerinnen der Kirchenſtuhl das iſt, was den Pariſerinnen die Loge in der großen Oper, ein Empfangſalon für den Anbeter, ein Rendezvous der weltlichen Eitelkeit, dies zu erfahren hatte Moorfeld nur eines einzigen Beſuches in einer beliebten Damenkirche bedurft. Da ſtand der Prediger zwiſchen den Blumen und Goldleiſten ſeiner zierlichen Kanzel, war ein ſcheinheilig-kokettes, lächelndes Bürſchchen, hatte gebrannte Locken, atmete Parfüms und predigte von den weiblichen Tugenden, und wie die Mütter mütterlich und die Jungfrauen jungfräulich ſein ſollen, und von der Würde der Ehe und von der Süße des Brautſtandes, und was

ein praller Leib für ein schöner Tempel Gottes und Runzeln für ein verehrungswürdiger Anblick seien, und mischte Bibelsprüche und Zitate aus Byron und Walter Scott reizend durcheinander, und die frühlebenden Fräulein und die frühverlebten Frauen Newyorks dehnten sich auf ihren Polsterstühlen, während die warme Maiensonne ihre vollen und welken Büsten beschien; sie hatten die Augen geschlossen, scheinbar der Sonne wegen, in der Tat aber um das Behagen zu verbergen, das sich darin malte, und durch die ganze Kirche ging ein wollüstiges Gähnen und ein faules Seufzen, und Moorfeld gestand sich gerne, wenn er eine Newyorker Lady wäre, so wüßte er sich keine bessere — Leibesbewegung als solch einen Gottesdienst. Er begriff ohne Umstände den Enthusiasmus des schönen Geschlechts für ihren sonntäglichen Kirchengang. — Der Shoppinggang war eine Variation über dasselbe Thema, nur daß hier Seide und Mousselin und dort die Bibel den vorgeblichen Text bildeten. Auf dem Shoppinggang flanierte der buntgefiederte Wanderschwarm von Evas Töchtern durch die Basars der Manhattan-Stadt und zwar nicht sowohl um die modistische Nachkommenschaft des paradiesischen Feigenblattes zu inspizieren, als vielmehr um die Schlange zu belauschen, welche jenem ersten Schnittwarengeschäfte den Impuls gegeben. Die Ladendiener wußten dabei nicht weniger als die Kanzeldiener den Bedürfnissen ihres Publikums entgegenzukommen und aus Sabbat und Shopping sogen die Damen Newyorks die Kraft, eine Woche lang zu Hause so langweilig zu sein, als es ihnen die Landesitte vorschrieb. Ein Fremder gab es auf, mit diesen Quellen zu konkurrieren, wenn er ihnen erst auf die Spur gekommen. Seine Huldigung wurde von der Hausfrau, welche in ihren vier Wänden mehr Götze als Weib zu sein hatte, weder erwartet noch nur zugelassen, dafür empfing er aber auch nichts von jenen Gegengeschenken, womit Frauenanmut die schöne Geselligkeit bei andern Kulturvölkern bereichert.

Nicht mehr Weiblichkeit als in der Mutter konnte Moorfeld in der Tochter entdecken. Miß Sarah Staunton begegnete dem Hausgenossen mit der pflichtschuldigen Würde einer amerikanischen Jungfrau. Freilich wissen wir nicht, ob sie diese

Würde um ihrer ſelbſt willen repräſentierte, oder des Eindrucks wegen, den ſie damit hervorzubringen meinte. Vermutlich das letztere. Und wenn ſie ihre hochgewachſene Figur, die wir artiger aber erlogener eine majeſtätiſche nennen ſollten, in das ſtolzeſte Aufrecht zu ſchwingen meinte, ſo zuckte oft plötzlich ein ſeltſamer Geiſt durch dieſen künſtlichen Strebepfeilerbau, der ſeine architektoniſchen Linien wunderlich verſchob, ihre Haltung bekam etwas Einſeitiges, Hinhorchendes, ihr trübblaues Auge fing zu lauern, zu lauſchen und zu rechnen an, ihr ganzes Weſen hatte etwas zwecklos Geheimnisvolles; ſie glich einem ſchlechten Rätſel, das teils zu dunkel, teils zu deutlich und in ſeiner ſchließlichen Auflöſung nichtig iſt. Moorfeld hatte es längſt aufgelöſt und war eben nicht der Mann, einem Mädchen die Tugend der Koketterie für ein Laſter anzurechnen; als ſie aber nach Tagen und Wochen einer anſtändigen Vertraulichkeit Moorfelds mit erhobenem Finger die Erinnerung zudrohte: Sie wiſſen, ich habe Ihnen noch zu verzeihen, Mr. Muhrfield — da erſchrak er doch über die Armut ihrer Mittel. Wenn ſie ſchon das traurigſte Genre von Koketten ſind, jene Unverſöhnlichen, die ſich ſtets zu verſöhnen haben, ſo war Sarahs Thema für dieſes Spiel bereits in der erſten Stunde ein ſo erfindungsloſes, unglückliches, daß die Fortführung desſelben gegen all ihre weiblichen Inſtinkte zeugte. Was konnte Moorfeld anders, als dieſer platten Taktloſigkeit den Rücken wenden?

Damit aber war das Haus Staunton für ihn zu Ende. Die Domeſtiken des Hauſes ſchied nämlich in Amerika ſo gut wie in Europa die ſoziale Sitte von ihm; ja ſie diktierte hier gegen den weiblichen Teil eine Zurückhaltung und gegen den männlichen, der größtenteils der ſchwarzen Farbe angehörte, ein Raſſenvorurteil, wie beides der freiſinnigere Europäer nicht kennt. Und doch lehrte ihn der erſte Blick, daß in dieſem Hauſe, wie häufig, den Dienenden mehr menſchlicher Fond innewohnen möge, als den Herrſchenden.

Harriet, das Kammermädchen, oder die „Gehilfin", wie der Sprachgebrauch ſich ausdrückte, beſaß ſchon den Vorzug einer großen weiblichen Schönheit. Das war viel für Moorfelds

Denkart, der von einer befriedigten Natur gerne auf eine harmoniſche Sittlichkeit ſchloß und im ſchlimmſten Falle nur ein Laſter kannte, die Feigheit. Feigheit aber iſt ausgeſchloſſen, wo es kein Bewußtſein von Mangel gibt, ſondern nur Beſitz und Erfüllung. In der Tat trug Harriet ihr Köpfchen ſo ſtolz wie alle Amerikanerinnen, aber wie ganz anders kleidete ſie dieſer Stolz als ihre Gebieterin Sarah, deren kleinliche Kälte ſtets den Verdacht erweckte, ſie ſei ihres lüſternen Gegenſatzes wegen da! An Harriet war alles Kraft und Sicherheit. Sie war Kaiſerin eines brillanten Augenpaares, Königin einer kühn geſchwungenen Oberlippe; wenn ſie die plaſtiſche Macht ihrer Sinnlichkeit brauchte, ſo konnte ſie durchgreifend herrſchen; aber darum glaubte man an ihren Stolz, weil er nichts tat, ſich glauben zu machen. Schon die Art, wie ſie die Fülle ihres prachtvollen Rabenhaares trug, unterſchied ſie charakteriſtiſch von Sarah. Wenn die Locke, dieſes flüſſige, wandelbare Element, das Organ übermütigen Nackenſchüttelns und kriechenden Zulächelns, matt und ratlos um Sarahs erbleichenden Frühling ſchwankte, ſo ſaßen Harriets Zöpfe, mit Trotz à la couronne geſchlungen, in ihren Nadeln, ein Bild in ſich verſammelter Charakterfeſtigkeit. Daß dieſes Mädchen nicht Dienerin blieb, begriff Moorfeld allerdings, daß ſie aber die Wahl ergriff, ihre Verſorgung lieber im Schulſtaub zu ſuchen, als in einem weiblicheren Verhältniſſe, wofür ſie doch eine wahre Perle von Beruf war, das begriff er keineswegs. Es ſchien ihm dieſer Widerſpruch ein weit tieferes und ratenswerteres Geheimnis um Harriet zu legen, als Sarah je ſich anzuſtempeln ſo eitel ſein konnte. Leider mußte er verzichten, ſie näher kennen zu lernen: ein gewechſeltes Wort mit ihr erregte ſo viel Aufſehen, ſie ſelbſt bezeigte ihm eine ſo unverſtellte Verſchloſſenheit, daß er dort aus Rückſicht und hier aus Achtung den Verſuch einer Annäherung aufgab.

Seine Bedienung lag in Jacks, des Negers, Händen. Dieſe Perſon hätte ihm freilich nichts mehr als eine Maſchine ſein dürfen, wenn er amerikaniſch korrekt dachte. Aber ſo dachte er nicht. Zwiſchen ihm und dem Wollkopf ſpann ſich manch zarter Faden. Erſtens liebte Jack ſein Violinſpiel. Zweitens war

Jack der Koch des Hauſes. Moorfeld, um nur phyſiſch zu exiſtieren, gab ihm für ſeine Perſon einen kleinen Lehrkurs in der europäiſchen Kochkunſt, und ſolch ein Verhältnis angeknüpft, dürfen wir billig zweifeln, ob Chiron ein zärtlicheres Intereſſe hatte, daß Achill ſeinen Pfeil richtig anſetzte, oder Moorfeld, daß Jacks geneigtes Gemüt die Theorie der Gollaſchbereitung aufnahm. Drittens hatte Jack einen Charakterzug von ſatiriſcher Laune in ſich, der unſern Freund zugleich ergötzte und auch ernſthafter anregte. Der Neger liebte es nämlich, auf eine eigentümliche Art mit ſeinem Identitäts-Bewußtſein von Ich und Nicht-Ich zu ſpielen: er ſetzte ſich ſein ſchwarzes Ich als Objekt, und ſchimpfte im Charakter eines weißen Subjekts drauf los. Durch Haus und Flur konnte man ihn beſtändig mit, d. h. gegen ſich hinbrummen hören: Achtung, ſchwarzer Eſel! merk auf, verdammtes Niggervieh! Kopf oben, rußige Beſtie! Platz da, Kohlenſack, und was ähnliche Artigkeiten mehr waren. Hatte er Moorfelden ein kleines Verſehen zu bekennen, z. B.: Warſt du auf der Poſt, Jack? ſo hieß die Antwort: Verzeihung, Sar, das Rabenhirn hat's vergeſſen. — Biſt du nach meinen Kleidern gegangen? Ach Gott, Sar, der Kerl hat nicht mehr Gedächtnis, als eine Flaſche voll Stiefelwichs. Moorfeld lachte anfangs über dieſe Sorte von Humor, aber eines Tages fiel es ihm plötzlich auf, was für ein Sinn darin lag. War's nicht der nämliche Sinn, in welchem er ſelbſt Herrn Staunton gegenüber ſich der Ironie bediente? Tat das der Neger nicht auch, indem er die weiße Raſſe verſpottete, durch die Selbſtverſpottung ſeiner ſchwarzen? Welch gleichartiger Inſtinkt waltete hier? Iſt die Ironie die Mutterſprache unterdrückter Nationalitäten? Und wie ward unſerem Freund, als er an Europa zurückdachte und bemerken mußte, daß eben jetzt die Ironie die herrſchende Form der europäiſchen Literatur, aber auch ein Weltſchmerz, Polenſchmerz, Judenſchmerz der herrſchende Inhalt war? War er den Uebeln, die man für Uebel nur der alten Welt hielt, nicht entronnen, und fand er in der neuen Welt etwa einen Deutſchen- und Negerſchmerz? Verhängnisvolle Fragen.

Von ſolchen Betrachtungen zerſtreuten ihn nur wenig die

Sprünge eines Kaninchens, das im Hauſe ein- und austänzelte und ſich den Genoſſen desſelben gewiſſermaßen anreihte. Dieſes Kaninchen war ein Geiſtlicher, Reverend Joe Brown. Der Mann war ein ziemlich verlebter Vierziger, trug auch die wirklich alternden Züge eines ſolchen, aber man konnte nichts Leichters und Luftigers ſehen, als wie er in Garderobe, Sitten und Manieren den grünſten Zwanziger kopierte; er ging herum wie ein wahres Geſpenſt der Jugend, ſein ausgeſchlagenes Hemdkrägelchen buhlte ſogar nicht undeutlich mit den phantaſtiſchen Lizenzen des Knabenalters, und in der Tat glich er einem Ferienſchüler, der ſich auf einem Ausfluge etwa um dreißig Jährchen verſchlafen, wie jener ehrliche Rip van Winkle, während die Nornen der Zeit ihm ihre unheimliche Taufe erteilt, die bewußten Krähen in ſeinen Augenwinkeln geſcharrt, und nichts ihm geblieben, als die ſelbſtvergnügte Geckenhaftigkeit, das Bündel zuckerner Unverſtand, das freilich keinem geraubt werden kann, der es ſäuberlich feſthält. Moorfeld konnte ſich eines bittern Lächelns nicht erwehren, wenn Reverend Brown und Mr. Staunton nebeneinander ſtanden — „das jugendliche Amerika" quand même!

Zuletzt bewohnte Herrn Stauntons Haus auch noch — ein Schatten. Dieſer Schatten war ein Mann, oder ein Greis, überhaupt ein lebendiges Etwas, von dem nichts weiter zu ſehen war, als daß es eben lebte. Der alte Mann ſaß mitten im Sommer in einem dicken, kragenreichen Karbonari-Mantel, den er genau bis an die breite Hutkrämpe heraufgezogen hatte, ſo daß es viel eher möglich war, mit dem Detail der Mondfläche, als mit den Umriſſen ſeiner Geſichtszüge bekannt zu ſein. Moorfeld hatte ſein Daſein nicht anders entdeckt, als eines ſpäten Abends am Haupttore, da ſie beide ſich aufſchließen wollten. Der Alte bedankte ſich im gebrochenen Engliſch ausnehmend fein und gewählt, als ihm Moorfeld den Vortritt ließ und huſchte dann durch das dunkle Vorhaus nach einer entlegeneren Hintertreppe. Bei einem zweiten Zuſammentreffen redete ihn Moorfeld mit einer Anſpielung auf ſein dichtes Mantelgeheimnis an: Nicht wahr, Sir, die Sommernächte ſind kalt hier Landes? — Anche gli gior-

ni*), ſeufzte der Schatten, in ſein Hinterhaus verſchwindend. Moorfeld fragte Domeſtiken nie um häusliche Verhältniſſe aus, damals konnte er aber den Neger, der ihn morgens weckte, kaum erwarten, um nach dem Alten zu fragen. Ein Ueberreſt von einem italieniſchen Opernbankerott, hatte Jack gleichgültig geantwortet. Aber Moorfeld vergaß jenes Wort nicht mehr. Es war ein ſo echter Naturlaut! Und wenn er noch manchmal das Echo in ſich hörte: „Ich danke Ihnen für dieſes deutſche Wort," ſo begleitete ihn jetzt ein zweites: „Anche gli giorni!"

Für das unerquickliche Leben in Stauntons Haus bot zuletzt die Lage desſelben einigen Troſt. Hatte doch Moorfeld ſchon in Europa dieſer Bedingung wahrgenommen, und hier mindeſtens war ihm alle Genugtuung geworden. Er erkannte es mit dankbarem Genuſſe. Wir ſehen ihn manches Stündchen in ſeinem Fenſter verrauchen oder vergeigen, das ſonſt vielleicht ein Spaziergang geworden wäre. Bei der anwachſenden Hitze der zweiten Maihälfte und dem unauslöſchlichen Staub der Newyorker Straßen lachte ihm der trockene tiefglühende Himmel des vierzigſten Breitegrades mit grenzenloſer Bequemlichkeit ins Haus herein. Unter ſeinen Fenſtern blaute der Hudſon, breit, wie der Helleſpont. Am andern Ufer, ſtromabwärts zur Linken, nagelten und hobelten Zimmerleute eine neue Stadt, Jerſey-City, in die äußerſte Landſpitze hinaus; ſtromaufwärts, zur Rechten, grünte der ſchattige Baumgürtel von Hoboken herüber, der alte Holländer-Park, Newyorks klaſſiſche Promenade. Mit ſeinem Dollond in der Hand miſchte ſich Moorfeld oft ins Menſchengedränge der breiten Ulmenalleen, und las dem ſpekulierenden Kaufmann, dem leichtſinnigen Matroſen, dem verhimmelten Quäcker und dem adoniſierten Dandy die Prätenſionen ihrer unſterblichen Seele von der Stirn. Ueber Jerſey-City und Hoboken hinaus, erhob ſich der Horizont zu ſanften Hügelſchwellen, auf welchen die Kaufleute Newyorks in weitverſtreuten Landhäuſern ſaßen und Sommerruhe hielten. Auf dieſe Eliten-Kolonie, auf dieſes Blumenbukett Fortunas

*) Auch die Tage!

richtete Moorfeld ſein Fernrohr mit beſonderem Wohlwollen. Das vis-à-vis ſo vieler Glücklichen erquickte ihn. Er wurde aus der Ferne Familienfreund ihrer aller, er war ihnen dankbar dafür, wie roſenfarbig ihr Wohlſtand einherging. Mochte er erworben ſein, wie er wollte; ein Kontor iſt noch einmal ſo tugendhaft, wenn es in der Orangerie liegt; und wer fordert auch eine beſſere Tugend vom Menſchen, als daß er lache? Lachend aber waren ſie wirklich, jene Villen und Gärten, lachend in des Wortes verwegenſter Bedeutung; nur eins mußte ihnen Moorfeld zu ihrer Ueppigkeit wünſchen — Geſchmack. Hierin glichen ſie vollſtändig Kindern, welche mit den Süßigkeiten ihres Lebens ſich Backen, Mund, Kinn und Näschen kolorierten, und ihre Verehrer in eine etwas zweideutige Verfaſſung zwiſchen Enthuſiasmus und Horreur bringen. Gärten mit grenadierſteifen Palliſadenzäunen, Raſengründe mit angeſtrichenen Holzſtatuen verziert, waren ein gewöhnlicher Anblick; Pagoden, Tempel, Kioske, Pavillons, welche vom chineſiſchen bis zum venezianiſchen, vom mauriſchen bis zum Rokokoſtil alle Bauformen der Erde verſtandlos-bunt durcheinander würfelten, und regelmäßig einen ſchreienden Lackfarbenanſtrich wie eine Bedientenlivree trugen, das war der immer wiederkehrende Anblick dieſer Luxus-Bauten. Ja, unter ſeinen Augen ſah Moorfeld eine Kolonnade entſtehen, welche in ein und derſelben Front ſämtliche fünf Säulenordnungen zugleich vereinigte! Von da an brauchte er ſeinen Dollond doch weniger häufig, und beſah ſich das kleine Narrenparadies lieber mit freiem Auge. Aus dieſer Perſpektive blieb es allerliebſt.

Aber wenn das Koſtüm eines Volkslebens mit unſerm Schönheitsgefühl im Widerſpruche ſteht, ſo iſt es immer die zarte Sache des Augenblicks, wie es uns affizieren ſoll. Eine ſcheinloſe Veranlaſſung, ein unbedeutender Zufall und die Stimmung kann ebenſo ſchnell aus dem Humor in Aergernis, ja in wahre Verzweiflung umſchlagen, der äſthetiſche Sinn ſeine Verletzung anſtatt komiſch, tragiſch auffaſſen. Zweifeln wir nicht, daß mit ſolchen Veranlaſſungen unſers Landsmanns Weg wahrhaft beſäet war. Vergeſſen wir nicht,

daß Moorfeld auf einen verdorbenen Magen gebeten wird, wenn ihn ſein Bankier zufällig zu Gaſte bittet; vergeſſen wir nicht, daß faſt in jedem öffentlichen Lokale, in das er eintritt, ſein Auge ſich krampfhaft an den Plafond klammern muß, wenn ein unbewachter Blick auf den Boden, d. h. in den Speichel von tauſend Tabakkauern ihm nicht das Gekröſe im Leibe umwenden ſoll; vergeſſen wir nicht, daß es ſolch kleine, aber unerſchöpflich durchvariierte Täglichkeiten ſind, aus welchen unſer Wohl- oder Uebelbefinden gewebt wird: und wir entſchuldigen gewiß unſern Freund, daß er mitten im Anſchauen einer großartigen Volkstümlichkeit das Große nirgends recht zu Geſicht bekommt, weil es unter tauſend widerlichen Zügen von Volksroheit begraben liegt, deren Abſtoßungskraft der Anziehungskraft faſt überall das Gegengewicht hält. Kurz, wenn gemeine Naturen mit ihrem Tun und edle mit ihrem Sein zahlen, ſo war es dem Europäer, aus deſſen Denkweiſe heraus dieſe Bemerkung geſchöpft iſt, nicht möglich, ſich für den Amerikaner zu begeiſtern, deſſen erhabenem Tun das ſchöne Sein fehlte. Vergebens ſtaunte Moorfeld auf Schritt und Tritt Werke und Einrichtungen an, denen Europa nichts Gleiches an die Seite ſetzt, ſeine Aufmerkſamkeit ermüdete bald, denn der Eindruck zerfloß ihm in die Luft, weil die Taten herrlicher waren als die Täter, und das Grandios-Menſchliche nie in der Perſonifizierung grandioſer Menſchen erſchien. Nicht die Vernunft, ſondern die Sitte des Volkes iſt der Gradmeſſer ſeiner Bildung, auch hat die Volksvernunft nirgends, die Volksſitte aber überall einen Leib. Man ladet unſern Freund z. B. ein, einer Sitzung des Newyorker Aſſiſenhofes beizuwohnen, es komme ein intereſſanter Rechtsfall heute zum Spruche, die Gewandtheit der Advokaten, die geſetzliche Haltung des Publikums, der durchdringende Verſtand der Geſchwornen — alles werde ihm ein Schauſpiel bieten, dergleichen die Welt, — uſw. Moorfeld betritt den Gerichtsſaal, den Hunderte von Perſonen hundertmal in jeder Minute mit Tabakſaft beſpeien, er ſieht im Nu ein Reſultat aus dieſen vereinten Kräften anwachſen, das alle Sinne aufs gröbſte verletzt —

wo bleibt da der geiſtige Eindruck? Wer heißt die Göttin Themis ihre Orakel zugleich aus einem Meere von Weisheit und von Speichel ſchöpfen? Oder der Ruf hat ihm Crotons Waſſerleitung als das achte Weltwunder bezeichnet, er fährt eines Tags hinaus und will bewundern. Aber unterwegs macht ſich ein kleiner zehnjähriger Souverän das Vergnügen, ſeinen Revolver in den Wagen abzufeuern, die Kugel dringt durch das Fenſter, ſtreift zuerſt eine Dame an den Kleidern, ſchlägt dann einem gegenüberſitzenden Herrn, der zufällig ein Polizeiſergeant iſt, an die ſtählerne Tabaksdoſe in der Hoſentaſche, prallt von dieſer ab, indem ſie noch etwas Fleiſch von der rechten Hand des Poliziſten mitnimmt, berührt dann leiſe die Schulter ſeiner Nachbarin und fällt zwiſchen dieſer und Moorfeld auf den Boden nieder. So nahm jener Vergnügungsſchuß des freien und aufgeklärten Bürgerſprößlings noch einen unſchädlichen Verlauf, aber er hätte ebenſo gut töten können und der Gedanke, an Crotons Waſſerleitung als Vergnügungsleiche anzukommen, war doch gewiß nicht die beſte Vorbereitung, um dieſes Wunderwerk eines freien und aufgeklärten Volkes zu würdigen. Oder unſer Freund wird aufmerkſam gemacht, ſich ja den heutigen Leader im Newyork-Herald nicht entgehen zu laſſen — er enthalte eine Skizze der politiſchen und ſozialen Entwicklung Amerikas ſeit dem letzten engliſchen Krieg — was Geiſtreicheres könne eine menſchliche Feder unmöglich zutage fördern. Moorfeld tritt in Rileys Café, eines der faſhionableſten auf dem Broadway, und ſucht vergebens das genannte Blatt. Endlich entdeckt er es unter den kotigen Stiefeln eines Gentleman, der ſeine langen Beine mitten in den Leſetiſch hineingelegt hat. Der Gentleman hebt auf Bitte des Leſers das Bein ein wenig in die Höhe, läßt's aber ſogleich auf die übrigen Zeitungen wieder zurückfallen, gleichſam als gehörte es dahin, wie ein Briefbeſchwerer. Was bedeuteten nun Amerikas Fortſchritte ſeit dem letzten engliſchen Krieg? Moorfeld dachte, es hätte ſeit dem letzten engliſchen Krieg lernen ſollen, ſeine Beine unter den Tiſch zu ſtellen.

Wir würden dieſe Anführungen ins Unendliche verviel-

fältigen müſſen, um deutlich zu machen, wie der Gemütszuſtand unſers Fremden während dieſer Tage in ein Stadium eintrat, das ſich nur ſchwer definieren läßt. Es iſt ein eigentümlicher Scheideprozeß, der alle vorhandenen Elemente des Charakters in Auflöſung ſetzt, und indem er die Formen der Neubildung zunächſt noch gar nicht erraten läßt, unerträglich genug als ein eigentlich Charakterloſes bezeichnet werden muß. Und gerade Männer, die in der Heimat Subjektivitäten und Phyſiognomien erſten Ranges waren, ſehen wir in der Fremde auf dieſe unbegreifliche Weiſe plötzlich weit unter ſich ſelbſt zurückgehen, wie uns denn z. B. die Berliner Freunde und Reiſegenoſſen Rückerts, dieſer markvollen Mannesgeſtalt, vor welcher die römiſchen Kindermädchen mit dem Angſtſchrei: „Simone Mago!“ *) die Flucht ergriffen, zum draſtiſchen Gegenſatz jener Anekdote den lächerlichen, ja eigentlich feigen Zug zum beſten geben, daß dieſer arme Zauberer ſelbſt durch ganz Italien nirgends zu vermögen geweſen, im Freien Platz zu nehmen, weil er in einer beſtändigen Scheue vor Giftſchlangen einhergewandelt. Dieſes Schrecken der Fremde, dieſes unbehagliche Bewußtſein einer tiefen Gegenſätzlichkeit zwiſchen ſich und dem Neuen, welches mit dem Worte der Schlangenfurcht gewiß nur poetiſch individualiſiert, gewiſſermaßen in einem ſcherzhaften Symbol dort angedeutet iſt, haben wir nun hier in einer verwandten Weiſe von unſerm Helden zu berichten. Moorfeld vermochte — wie nur ein paar der wahlloſeſten Beiſpiele uns gezeigt haben — nirgends zum reinen Gefühle der Größe, die ihn umgab, durchzudringen, weil zwiſchen ihn und dieſe Größe immer ein Etwas trat, das ihm die Beleuchtung derſelben trübte, profanierte, ja nicht ſelten ſogar in ihr Gegenteil verwandelte. Bis er nun zum deutlichen Bewußtſein gelangte, daß das äſthetiſche Medium es war, welches zwiſchen ihm und Amerika fehlte, glaubte er die Urſache jenes geheimen Mißverſtändniſſes einſeitig in ſich ſelbſt ſuchen zu müſſen, als ermangelte er der Organe, zu bewundern und zu genießen, was Hunderte vor ihm bewundert und genoſſen zu

*) Der Zauberer Simon!

haben meinten, oder andere mindeſtens meinen gemacht. Selbſt der phyſiologiſche Gedanke trat ihm nahe, ob veränderte Luft und Diät ihn nicht körperlich umgeſtimmt hätten; kurz wir ſehen ihn in einer Gärung, in welcher er mit der Fremde einen durchaus ungleichen und abmüdenden Kampf ringt. Noch können wir dieſen Zuſtand keinen eigentlich unglücklichen nennen, denn er iſt kein hoffnungsloſer; er weiß, es muß eine Zeit kommen, da es zwiſchen ihm und dem Lande auf irgendeine Weiſe zum Durchbruch kommt: aber bis dieſer Augenblick reif wird, liegt die Uebergangsperiode dazu mit einer Lähmung, mit einem Gefühle von Schwäche und Selbſtverlorenheit auf ihm, das ihn tief melancholiſch macht.

Oft weilt er einſiedleriſch zu Hauſe, oft ſtürzt er ſich ins Straßen- und Hafengewühl: dieſes wie jenes ohne Befriedigung. Dabei verfolgt ihn ſtets die Vorſtellung, als gebe es außer dem ſichtbaren Volksleben noch ein zweites unſichtbares, das ihm wie hinter einem Vorhange verborgen ſei und deſſen Enthüllung beſelige. Gewiß liegt's im Urwald dieſes Geheimnis von Amerikas Glück und Schönheit — aber Newyork, ein Sammelplatz von dreimalhunderttauſend Menſchen, welche Kultur treiben, ſollte nichts davon zu verraten haben? Im richtigen Winkel geſehen blitzt Tau und Schnee in ein Meer von Demanten auf, außer dieſem Winkel ſehen wir graue und gefrorene Waſſertropfen. Nur ein Ruck, eine Wendung und der Zauber wird rings um ihn auflodern. Dieſer Gedanke iſt's, der unſern Freund fortwährend neckt, nach jedem Verſuche ermüdend, zu jedem Verſuch anregend.

Er bereut jetzt, daß er die übliche Ausſteuer eines Reiſenden, Empfehlungsbriefe, in Europa verſchmäht. Im ſtolzen Inſtinkt der Originalität hatte er ſie verſchmäht und in der allerdings richtigen Annahme, ſie möchten in Newyork ebenſo nutzlos ſein als z. B. in Paris unentbehrlich, denn gewiſſe Völker ſeien im Salon, andere aber auf der Straße zu ſuchen. Nur der Umſtand, daß ſeine Ankunft ohnedies in die ſogenannte tote Saiſon fiel, konnte über jenes Verſäumnis ihn wieder beruhigen.

Was alſo von idealeren Formen des hieſigen Volkslebens

im Innern der Häuſer — und zwar ſeltener Häuſer — glänzen mochte, blieb unſerm Freunde zunächſt aus dem Sinne gerückt. Um ſo weniger verſäumte er den Beſuch der öffentlichen Kunſtanſtalten. Zwar legt der Amerikaner ſelbſt den geringeren Akzent auf dieſe Seite ſeiner Nationalgröße, indem er, wenn nicht von mangelnder Kunſtbegabung, doch von „Anfängen" redet, oder auch den „Einfluß Europas" großmütig anerkennt. Er täuſcht den Europäer nicht, überraſcht ihn aber doch zugleich mit Zügen von Originalität, welche er ſelbſt nicht geahnt hat, und welche dieſem den Beweis liefern, daß das Fremde nie ein Vorausgeſehenes iſt.

So beſuchte Moorfeld ein Ding, das ſich Newyorker Bildergalerie nannte. Er tat es mit aller Beſcheidenheit ſeiner eigenen Meinung und der der Einheimiſchen dazu. Der Galerie-Direktor z. B. war freiſinnig genug, ihm geradezu zu ſagen, er würde von Kunſtwerken erſten Ranges nur Kopien hier finden. Die Originale der beſten Italiener, die Danaen, die Leden, die Ganymede uſw. müſſe man ein für alle Male den verdammten Königen Europas überlaſſen, ſie erhöhten mit den Werken des Genies den Glanz ihrer Kronen, und veräußerten ein klaſſiſches Gemälde ſo wenig als einen Teil ihrer Souveränität. Nach dieſem Fingerzeig erwartete alſo Moorfeld Kopien. Rühren ſie von europäiſchen Künſtlern her, ſo erwartet er gute Kopien, von amerikaniſchen, ſo macht er ſich auf ein wenig Verzeichnung, Steifheit, Mangel an Vortrag u. dgl. gefaßt. Jedenfalls glaubt er vorbereitet zu ſein. Aber wie geſchieht ihm, als er nur vor Figuren geführt wird, welche der Direktor, ſein artiger Führer, eine Danae, eine Leda, einen Ganymed nennt, und von welchen er nichts zu ſehen bekommt, als Köpfe, Finger und Fußſpitzen? Die griechiſchen Schönheiten waren mit den Newyorker Ladies auf dem „Shopping"-Gang geweſen und brillierten in der gewählteſten Garderobe. Für ſolche Ueberraſchungen iſt auch der Gefaßte nicht gefaßt genug, und ſchrill reißt eine Empfindung entzwei, die ohnedies nicht überſpannt war.

Ein andermal beſuchte Moorfeld das Theater. Eine Tem-

peratur von zwanzig Grad Réaumur nach Sonnenuntergang hatte ihm bei einem Glas Eis, in einem Battery-Café, bisher jeden Gedanken an Newyorks dramatiſches Kunſtleben im Hintergrunde gehalten. Aber die Melpomene des Landes verſtand es, ihn aufzurütteln. Ein zufälliger Blick Moorfelds an eine Straßenecke brachte ihm eines Tages folgenden Theaterzettel vor Augen:

„Heute zum erſten Male: Die Abenteuer des Kapitän Ebenezer Drivvle. — Eine Auswahl der rührendſten und heiterſten Begebenheiten aus dem Bilde eines ſchickſalsvollen Menſchenlebens. (Nach einer wahren Geſchichte.) Perſonen: Kapitän Ebenezer Drivvle — Mr. Blount. Ein Heldenſpieler erſten Ranges; ein Kraftmenſch wie Simſon und Goliath, mit Erlaubnis einer hochwürdigen Geiſtlichkeit. — Benjamin Ridge, ſein Midſhipman — Mß. Dooly. Eine gefeierte Darſtellerin jugendlicher Männerrollen. Laune, Uebermut, Witz, Schalkheit, eine verwegene Grazie, die mit den Grenzen des Anſtandes ſpielt, ohne ſie zu überſchreiten, das ſind einige von den Gaben dieſer liebenswürdigen Künſtlerin, auf welche wir alte lebensfrohe Herren, die ſich gern ihrer ſchönen Roſenzeit erinnern, aufmerkſam machen. — Nathanael Sanders, erſter Steuermann — Mr. Fletcher, ein meiſterhafter Trunkenbold, ſowohl im humoriſtiſchen, als im abſchreckend-ſcheußlichen Fache. — Jonathan Hodge, Gouverneur von Neu-Schottland, aber doch ein Ehrenmann — Mr. Morſes. Bekannter Virtuos in Darſtellung einfältiger Blaunaſen, welche, richtig behandelt, ganz Güte und Großmut ſind. — Black Hamk, ein Indianerhäuptling — Mr. Murphy. Wir machen auf die eiſerne Bruſtſtimme dieſes Heldenſpielers aufmerkſam. Könnte Armeen kommandieren, wenn er ſie hätte. Sein Volk ſchmilzt aber unter den Kugeln der Kentuckyer-Büchſen zuletzt bis auf zehn Mann zuſammen. Iſt intereſſant tätowiert. — Andrew Jackſon Dewis, ein Sklavenhändler — Mr. Blackely. Ein tiefer Kenner der Nachtſeiten des menſchlichen Herzens, ein ausgezeichneter Böſewicht. Weiß beſonders gräßlich zu ſterben. — Magnolia, eine reiche Kreolin in New-Orleans, Mrs. Harriſon —

wechſelt ſiebenmal ihr Koſtüm, ſo daß am heutigen Abend junge Ladies eine ganz vorzügliche Gelegenheit haben, ihre Studien in der höheren Toilettenkunſt zu bereichern; die Darſtellerin iſt bekanntlich tonangebend hierin. — Jane Norwood (wegen ihrer bunten und überraſchenden Schickſalswechſel kann ihre Stellung im Stücke nicht näher bezeichnet werden): Mrs. Drake Harriet Store, — ein unſchuldiges, gottergebenes Mädchen, welches faſt nur in Bibelſprüchen redet. Ihre Rolle zeigt das Theater im ſchönſten Lichte einer guten Sittenſchule. — Junker Tobias Sproul: Mr. Croghan — ein Snob ohnegleichen! Der Charakter des lächerlichen und affektierten Dandy hat nie einen beſſern Darſteller gefunden. — Ein Stummer — zwei harthörige Deputierte — ein altes blindes Weib — Matroſen, — Sklaven — Sklavinnen — Indianer — Volk — mehrere auf Rattenfang dreſſierte Neufundländer — Ratten — Mörder."

Als Moorfeld dieſen Zettel las, mochte er ſich wohl, wie jeder Gebildete getan hätte, vorſtellen, daß damit ein anderes, als das Publikum ſeiner Farbe ins Auge gefaßt ſei. Das aber iſt die feine Menſchenkenntnis des Marktbudenſtils, daß er mit pfiffiger Barbarei ſcheinbar an die Aermſten im Geiſte appelliert und damit weit ſicherer in die höheren Kreiſe hinaufreicht, als er umgekehrt mit der Sprache der Kultur die niederen ergreifen würde. Moorfeld war ſofort entſchloſſen, dieſer Vorſtellung beizuwohnen, wenn er auch nichts anderes erwartete, als in ein Winkeltheater gefahren zu werden, welches Leute ſeinesgleichen höchſtens aus Ironie beſuchen. Er nannte alſo dem nächſten Stage-Kutſcher das Burton-Theater und beſtieg den Wagen. Aber er hatte ſich geirrt.

Das Fuhrwerk ſetzte ihn in der Chamber-Street hinterm „Park", d. h. im Brennpunkte der Stadt ab, und das Theatergebäude blieb in Größe und Bauform hinter keinem der erſten Schauſpielhäuſer zurück.

Um ſo beſſer, dachte der Fremde. Er wird alſo nicht unter, ſondern mindeſtens auf der Linie der Kunſt, oder deſſen, was hier dafür gilt, das Gebotene ſich bewegen finden und

nicht der Neugierde, ſondern wie immer, des Studiums wegen da ſein. Bei dieſem Bewandtnis wollen wir uns entſchließen, ſeinen Theaterbeſuch zu teilen. Folgen wir unſerm Freunde jetzt in das Innere des Hauſes.

Hier ſtrahlte ihm eine Pracht entgegen, welche zwar nicht die Eleganz ſelbſt war, aber nach amerikaniſchem Geſchmacke, ſoweit ihn Moorfeld bereits kannte, doch den Anſpruch machte, die Eleganz zu repräſentieren. Ein Blick auf das Publikum dünkte ihm ſchon befremdender. Er begriff, daß es keine Beutelſchneiderei geweſen, als ihm der Kaſſierer, da er ein Parterrebillett gefordert, einen Logenſitz für ſtandesgemäß inſinuiert hatte. Das Parterre war ein ausſchließlicher Tummelplatz der Lehrlinge, Straßenjungen und Zeitungsausträger, kurz eines halberwachſenen Publikums in Hemdärmeln und Schurzfell, ſeine Diele glich überdies einer naſſen Malerpalette, voll vom aufgeſetzten Braun des bekannten Kautabak-Extraktes.

Moorfeld nahm ſeinen Logenplatz ein. Er kam neben einen Gentleman zu ſitzen, der ihm einige Aufmerkſamkeit abnötigte. Eine prächtige Dogge dehnte und ſtreckte ſich nämlich zu den Füßen des Mannes, und krümmte ſich, nachdem ſie die bequemſte Lage aufgefunden hatte, in bekannter Hufeiſenform zuſammen, indem ſie ihre zierlich geſpitzte Schnauze gar anmutig zwiſchen den ſchlanken Hinterbeinen anbrachte. Hoho! rief der Gentleman dem Hunde zu, Sie wollen einſchlafen? dann ſtreichelte er zärtlich, faſt rückſichtsvoll den Rükken des Tieres und fuhr fort: Sehr vornehm, wenn man Kemble und Talma geſehen hat, aber wenig aufmerkſam gegen unſre Gaſtfreunde. Nicht zu erkluſiv, mein Freund, hören Sie? Verwundert betrachtete Moorfeld den Mann. Ein nicht zu verkennender Typus von oſteologiſcher Steifheit, bei vollkommen geübtem Ausdruck von Selbſtgefühl, verriet den Engländer und den Mann von Stande zugleich.

Sein Kopf war von einem merkwürdigen Bau, denn während die vorgetriebene Stirn ſich ſtark auswölbte und die Naſe ſcharf, gleich einem Widerhaken, vorſprang, traten Mund und Kinn ſo plötzlich zurück, daß die obere Geſichts-

hälfte über die untere gleichsam hinauszufallen schien. Ebenso lag sein großes rollendes Auge beinahe gänzlich außer seiner Höhle. Man glaubte in dem ganzen Kopfe das Modell eines Plastikers zu sehen, der in dem Streben, durch Ausbildung der Denkorgane Geistigkeit zu erreichen, bis zum Exzeß weit gegangen und eine so monströse Geistigkeit hervorgebracht, daß sie direkt in ihr Gegenteil umzuschlagen schien. Die Ansprache an den Hund bestätigte dieses physiognomische Urteil wahrhaft verhängnisvoll. Der Engländer begrüßte übrigens seinen ankommenden Nachbar zuvorkommender, als es sonst im Charakter seiner Nation liegt, und erwiderte den psychiatrischen Blick desselben gänzlich unbefangen. Moorfeld musterte das übrige Publikum. Die Logen des ersten und zweiten Rangs waren schwach besetzt, und fast durchgehend nur von Herren ohne Damenbegleitung. Die Galerie dagegen zeigte einen zahlreichen Damenbesuch, aber ohne Herrenbegleitung. Die Herren in den Logen beschäftigten sich damit, mittels allerlei optischer Instrumente die Damen der Galerie zu inspizieren, diese hinwieder verrieten durch kein Zeichen, daß sie die Huldigung der bewaffneten Augen unterschätzten. In dieser Gruppierung des Publikums fand Moorfeld ein gutes Teil Sittengeschichte. Wenn das Wechselverhältnis der Geschlechter an öffentlichen Orten überall eines der stärksten Schlaglichter auf das Volksleben wirft, so war dieses Theaterpublikum der beste Schlüssel zu jenem Theaterzettel. Das Theater fand sich hier nicht von der Familie besucht, mehr bedurfte es nicht, um seine Kunststufe zu erklären. Eine mit dem Schauspielhause verbundene Trinkstube, auf welche Moorfeld durch den starken Zuspruch der ab- und zugehenden Personen aufmerksam gemacht wurde, und welche die Rentabilität der ganzen Kunstanstalt nicht wenig zu erhöhen schien, tat zur Charakteristik derselben das ihrige.

Unter diesen Rekognoszierungen des Europäers fing die Musik an. Das Orchester war nicht schlecht, ein Blick darauf lehrte aber, daß es größtenteils aus deutschen Physiognomien bestand. Nun flog der Vorhang in die Höhe. Szene:

Neu-Schottland, der Gouverneur und der Sklavenhändler. Der Gouverneur, oder wie die Yankees ihre englischen Nachbarn nennen, die Blaunase, setzte durch ihre Charaktermaske den Kunststil der amerikanischen Bühne sogleich außer Zweifel. Seine Glieder bewegten sich wie die Hand- und Fußgelenke einer Puppe, die sich um hölzerne Kurbeln drehen, sein großkariertes Beinkleid saß ihm zu knapp, sein schwalbenschwänziger Frack schlotterte zu weit, dazu umgürtete ein Schal, wie eine Fenstergardine so groß, seinen Hals, obwohl die Handlung in einem Zimmer spielte. Kurz, die Charaktermaske war außerordentlich faßlich. Der Dialog begann. Der Sklavenhändler hatte die Aufgabe, diese Monstrosität von Steifheit geschmeidig zu machen. Er trat, wie er merken ließ, unter falschem Namen und Charakter auf, und hatte seine Gründe, sich im Hause des Gouverneurs einzuschmuggeln. Er legte sich aufs „Kammstreicheln". So nennt der Amerikaner seine nationale Kunst, durch Flattieren einen Zweck zu erreichen. Der Darsteller machte es nicht schlecht. Die versteckte Bosheit und die geheuchelte Freundlichkeit mischte er in der Tat mit einigen Begriffen von Kunst. Im Stücke erreichte er auch seinen Zweck, denn der Gouverneur bat ihn zum Tee, d. h. er wünschte seine Bekanntschaft fortzusetzen. In dem Monolog, der hierauf folgte, wies aber der Intrigant sogleich die Teufelsklaue. Er erklärte dem Publikum, er habe es auf die Nichte des Gouverneurs, Jane Norwood, abgesehen, deren außerordentliche Schönheit ihn auf den Gedanken gebracht, sie zu rauben und zu New-Orleans als Sklavin zu verkaufen. Glücklicherweise sei sie eine Brünette, und wenn er's pfiffig anfange, so werde er sie als angebliche Terz- oder Quaterone (denn der letzte Tropfen Negerblut ist ja noch verkäuflich, sagte er mit tendenziös erhobener Stimme) so werde er sie ohne Gefahr des Verrats teuer „an den Mann bringen", wie er mit faunischer Zweideutigkeit betonte. Aber die gelungene Mimik kam dem armen Künstler zunächst selbst teuer zu stehen. Das Parterre-Publikum der Straßenjungen überschüttete den Bösewicht mit einem Hagel von faulen Eiern. Sie schienen so unerschöpf-

liche Ladungen dieſes übelriechenden Materials mit ſich zu führen, daß der Geſtank desſelben ſich bald durchs ganze Haus verbreitete. Moorfeld bat ſeinen Nachbar, ob er dieſem Kunſtgenuß vielleicht mit einem Flacon Eau de Cologne zu Hilfe kommen könne. Der Mann reichte ſeine Tabatiere, brummte aber den Tumultuanten im Parterre kopfnickend zu: Brave Burſche! werden früh Abolitioniſten! Moorfeld begriff bei dieſem Schlagworte die ganze Demonſtration, der Schauſpieler ſelbſt aber, dem dieſelbe galt, ſchien vollkommen vertraut mit ſolchen Auftritten, ja faſt geſchmeichelt, und trat, als ihm eben ein Ei gegen die Stirne flog, und zum allgemeinen Jubel wie ein Horn daran feſtkleben blieb, mit großer Gelaſſenheit vor die Lampen, indem er das jugendliche Geſindel im Parterre anredete: Meine Herren! ich erlaube mir, Ihnen den Vorſchlag zu machen, das ſittliche Ungeheuer, welches ich darzuſtellen die Ehre habe, ſtatt mit faulen Eiern vielleicht lieber mit Pomeranzenſchalen oder andern trockenen Dingen zu bewerfen. Hören Sie gütigſt meine Gründe. Es werden gleich in den folgenden Szenen die Damen des Stückes auftreten, deren Roben auf den alſo verunreinigten Brettern einen ſchweren Stand haben dürften. Freie und aufgeklärte Bürger einer Nation, welche allen übrigen in der Hochachtung des ſchönen Geſchlechtes voranleuchtet, haben Sie ein Recht, von mir zu verlangen, daß ich Sie auf dieſe Gefahr, Damen eine Verlegenheit zu bereiten, rechtzeitig aufmerkſam mache. Meine Herren, ich tue es hiermit. — Kaum war dieſer Appell erſchollen, ſo ſtürzten ſich die Straßenjungen über das Orcheſter hinweg auf die Bühne, requirierten Beſen hinter den Kuliſſen, und fegten unter dem unermeßlichen Jubel des Hauſes die Szene ſo rein, als es der Eifer für eine große Nationalſache nur immer vermochte. Moorfeld ſah dieſes Schauſpiel im Schauſpiel nicht ohne den Reiz einer großen Neuheit. Die naive Ritterlichkeit des jungen Amerikas ergötzte ihn höchlich, aber — auf einmal klang eine Diſſonanz drein. Ein pralles, unterſetztes Kerlchen warf ſich figurmachend ſeinen Kameraden in den Weg, fuhr ihnen mit der Beſentünche über die Köpfe

und ſchrie ſie herausfordernd an: Fort da, der große Hoby duldet keine Nebenbuhler! Moorfeld fand die Knabengeſtalt bekannt; wie der Range hier in Manſchetten, Jabots und geſteiften Vatermördern als Gentleman-Karikatur ſich brüſtete, ſo glaubte er ihn ſchon andern Orts und in einem andern Aufzuge geſehen zu haben. Wirklich! Es war jener Newsboy von der Battery, der das Ohr von Damen damals mit Zoten verfolgt, und der den Roben der Damen heute reine Bahn machte. Eine große Sinnesänderung oder — ein frühreifer Heuchler!

Das Stück ſpielte weiter. Nach dem Sklavenhändler trat Benjamin Ridge, der junge Schiffskadett auf. Er erklärt ſich ſterbensverliebt in Miß Jane Norwood, und geht mit dem Plane um, ſie auf dem Schiffe ſeines Patrons, des Kapitän Drivvle, zu entführen. Das iſt aber das nämliche Schiff, deſſen ſich zur Ausführung ſeines Raubes auch der Sklavenhändler bedienen will. Der Mann und der Jüngling erraten ſich gegenſeitig in ihrem Vorhaben und ſind entzückt, daß ſie ſich nolens volens zu Helfershelfern haben werden, indem jeder ſich zutraut, den andern zu überliſten und zu prellen. Moorfeld wagte nach dieſer Expoſition die Durchführung einer beſtimmten Intrige und eine gewiſſe komiſche Seele des Stücks zu erwarten. Der angeknüpfte Faden riß aber bald wieder ab und die Seele der folgenden Szenen war der Lärm. So ſcheiterte im Anfange des zweiten Aktes der ewig betrunkene Steuermann an einem wüſten Vorgebirge, und gibt dem Kapitän Drivvle, dem Simſon und Goliath des Anſchlagzettels, Gelegenheit, ganz martialiſch zu tumultuieren. Desungeachtet ſinkt ſein Schiff, die abgerichteten Ratten treten auf und rennen verzweiflungsvoll auf dem Verdecke herum, die Neufundländer ſtürzen auf ſie, die Hunde bellen, die Ratten pfeifen, das Publikum wälzt ſich in Wonne und Hoby der Straßenjunge von der Battery ſchreit, es ſei der ſchönſte Tag ſeines Lebens. Nicht weniger dramatiſch als Ratten und Hunde benimmt ſich das Schiffsperſonal. Hilferufen, Händeringen, Auf- und Abrennen, beſtialiſches Kämpfen um die Rettungsboote — das alles wird mit

einer Wahrheit und Sinnlichkeit agiert, daß das Publikum auf ſeinen trockenen Sitzen die Greuel eines Schiffsbruches nicht mehr ſchrecklicher erleben kann. Der Sklavenhändler, ſeine Beute, Jane Norwood, im Arm, erkämpft ſich ein Rettungsboot, und droht mit ſeinem Revolver alles niederzuſchießen, was Miene machte, ihm nachzufolgen. Der Schiffskadett iſt wütend und wirft ſich um ſo eiliger in ein zweites Boot, womit er jenes zu entern ſucht. Die beiden Fahrzeuge liefern ſich gegenſeitig eine Schlacht, aber im Boot des Kadetten entſteht ſelbſt wieder ein Aufruhr darüber, daß er es den Kugeln des Sklavenhändlers ausſetzt. Unter dieſem Spektakel verlieren ſich beide aus dem Auge des Zuſchauers, während das zurückbleibende Wrack die zweite Spektakel-Violine ſpielt und vom Geheul der Hunde und Ratten erfüllt ins Waſſer ſinkt.

Natürlich retten ſich die Hauptperſonen. Kapitän Drivvle hat auf dem Lande durch die öffentlichen Blätter erfahren, daß der Gouverneur von New-Schottland für die Zurückbringung oder auch nur für eine Nachricht von ſeiner Nichte eine hohe Prämie ausſetzt. Augenblicklich macht er den kleinen Abſtecher nach Halifax, — eine neue Szene mit der Blaunaſe. Doch das iſt nur ein Intermezzo. Die Hauptaktion ruft nach New-Orleans auf den Sklavenmarkt. Der abſcheuliche Andrew Jackſon Dewis hat ſeine Beute glücklich an Ort gebracht und bezieht mit ihr die Verkaufshalle. Menſchen von allen Schattierungen erfüllen dieſelbe. Und eben wird wieder ein ſtarker Negertrupp aus den Züchtereien der Karolinen angetrieben, ſie ſingen ihr Heimatslied

I born in Suth-Carlina
Fine country ebber seen —

während ihre Banjos dazu klingen, und Jim Crow, die luſtige Perſon ihrer Volkskomödien, auf Kommando Poſſen reißt, um der Menſchenware durch Heiterkeit einen Firnis zu geben. — Treten auf: Magnolia, die reiche Kreolin, und Junker Tobias Sproul, der Geck, ihr Cicisbeo. Magnolia ſucht ein Kammermädchen zu kaufen; Junker Tobias lenkt die Aufmerkſamkeit auf Jane Norwood, indem ihn der be-

greifliche Wunſch leitet, für das Haus ſeiner ziemlich paſſierten Gönnerin etwas Schönes zu erſtehen. Die Szene könnte intereſſant werden, wie der arme Ritter die Börſe ſeiner Tyrannin zu dem größten Aufwande vermögen ſoll, ohne doch ihre geringſte Eiferſucht zu erregen. Leider hat der geprieſene Charakter-Darſteller der „Snobs" nur wenig Gelegenheit, die komiſche Situation auszubeuten, denn der Platzregen des Spektakels bricht ſogleich wieder herein. Der vorwitzige Amoroſo tritt auf, Benjamin Ridge, der Schiffskadett, dem es geglückt war, der Fährte des Sklavenhändlers zu folgen. Das Idol ſeiner Liebe erblicken, den Gegenſtand ſeines Haſſes finden und Skandal anfangen, iſt das Werk eines Augenblicks. Der Tumult wird furchtbar. Natürlich unterliegt der kleine Kadett, aber Jane Norwood hat nicht umſonſt alle Verſe der Bibel aufgeboten inmitten der großen Bedrängnis. Plötzlich erſcheint Kapitän Ebenezer Drivvle, ein furchtbarer Deus ex machina. Er kommt von Halifax. In einer Hand die vollwichtige Prämie des ſehr ehrenwerten Sir Jonathan Hodge, in der andern die Identitäts-Papiere über Jane Norwood ſchwingend, entlarvt er den Böſewicht, den ſchändlichen Sklavenhändler, d. h., er gibt dem Spektakel eine ungleich gräulichere Dimenſion als ſein ſchlankes Midſhipmänchen. Sämtliche Sklavenhändler treten auf die Seite ihres Kollegen, fürchterlich blitzen ihre Bowiemeſſer, herzzerreißend durchläuft Jane Norwood alle großen und kleinen Propheten der Bibel, die Stadtpolizei von New-Orleans tritt auf und nimmt ſeltſamerweiſe Partei *für* den Sklavenhändler, da zerſchneidet im Tumulte Benjamin Ridge die Bande aller anweſenden Sklaven, ſchenkt ihnen mit dem Rufe brandy for ever! die Freiheit und ſtürzt ſich an der Spitze dieſes friſch geſchaffenen Kontingents, das nicht wenig heult, in die Schlacht. Auch der geübteſte Theaterbeſucher kann jetzt vergeſſen, daß er vor einer Bühne ſitzt. Ein Stucker hundert Menſchen, wie Percy ſagen würde, ſind hier im Handgemenge und alles prügelt ſich *wirklich*. Es iſt ein Hochgenuß. Die Parterre-Jugend ſtrampelt vor Wonne, Hoby der Newsboy wirft ſeine Mütze gegen den

Kronleuchter, das übrige Publikum bleibt aber doch verhältnismäßig ruhiger als bei der Schiffbruchs-Szene. Es iſt zwar warm und befriedigt, der Europäer ſieht aber, daß es nichts Geringeres erwartet, und daß dieſe Monſtre-Darſtellungen des Volkslebens die gewohnten Bühnengenüſſe des Amerikaners ſind.

Der Prügel- und Walkmühlen-Prozeß endet zwar mit dem Siege der Unſchuld, aber der Sieg iſt kein vollſtändiger. Der Sklavenhändler iſt vertrieben, aber er ſchnaubt Rache. Jane Norwood iſt gerettet, aber während der Kapitän ſie ehrlich nach Hauſe führen will, gedenkt ſie ſein Schiffskadett nun erſt auf eigene Rechnung zu entführen. So wechſelt ſinnigerweiſe mit der Prügel- eine neue Intrigen-Szene. Der liebenswürdige Benjamin macht ſich nicht das geringſte Gewiſſen daraus, ſeinen Herrn der Hafen-Polizei zu verraten und ihn am Auslaufen nach Halifax zu verhindern, was ihm auch vortrefflich gelingt, da ganz New-Orleans ſklavenhändleriſch geſinnt und auf den Kapitän erbittert iſt. Dieſer hat Not, ſich mit Jane Norwood auf den Landweg durchzuſchlagen. Das eben ſucht der Kadett zu erreichen, denn der Landweg verſpricht ihm ungleich günſtigere Chancen für ſeine Jagd auf das Mädchen. Ja, ſo wenig ſkrupulös iſt der holde Jüngling in ſeinen Mitteln, daß er unterwegs nahe daran iſt, ſogar mit dem Sklavenhändler ſich wieder zu verbinden; denn, kalkuliert er, es wäre doch beſſer, daß ſie in New-Orleans verkauft würde, er könnte ſie ihrer Herrſchaft dann jedenfalls mit beſſerer Muße entführen, als ſo. Moorfeld erwartete an dieſer Stelle nichts anderes als ein neues Eier- oder vielmehr Orangenſchalen-Bombardement, aber er verzichtete ſogleich auf jedes Urteil über die ſittlichen Anſchauungen des Hauſes, denn das Publikum applaudiert vielmehr und ruft teilnehmend: a smart fellow! Alſo keine gêne einer moraliſchen Volksmeinung, nur die höhere Rückſicht auf eine ergiebige Prügelernte ſchien den Dichter geleitet zu haben, daß er die ſchmähliche Allianz nicht doch verwirklichte. Denn während Benjamin Ridge und der Sklavenhändler, der inzwiſchen durch einen Bund mit den In-

dianern mächtig geworden, in aller Gemütlichkeit ihre Kompakten beſprechen, ändert ſich die politiſche Sachlage. Die Handlung ſpielt ungefähr in dem Winkel zwiſchen Miſſiſſippi, Teneſſee und Alabama. Von Kentucky herüber paſſiert ein Zug von Anſiedlern durch, welche nach Texas auswandern, — wilde, gerüſtete Hinterwaldsgeſtalten, wobei dem lieben Benjamin das Herz im Leibe lacht. Schnell verläßt er die Partie des Sklavenhändlers, der ohnedies nicht „geſund" wäre, und ſucht das Bündnis dieſer neuen Abenteuerer für ſein Vorhaben. Nun denke man! Von einer Seite der Sklavenhändler mit Black Hamk und einem aufgewiegelten Indianer-Stamme, von der andern Benjamin Ridge mit den wilden Kentuckyern und endlich der Kapitän Drivvle, der zu ſeinem Schutze ein paar Kompagnien Alabamer Landmiliz requiriert — ſo türmen ſich drei Prügel-Gewitter zugleich am Horizonte auf: wen ſollten nicht Wonneſchauer ſchütteln? Viele der Zuſchauer ſieht man ihre Plätze verlaſſen, um im benachbarten „bar" durch ein Glas Rum ihre Nerven für den bevorſtehenden Kunſtgenuß zu ſtählen.

Der Sturm bricht los. Kentuckyer, Indianer, Alabamer — die Parteien ſind ſo geſtellt, daß alle gegen alle kämpfen. Denn nicht Kampf, ſondern Chaos ſoll es zugleich ſein. Nicht Schläge müſſen fallen, ſondern ſie müſſen auch unverſehens fallen, jeder muß doppelt angegriffen werden: wie er's erwartet und wie er's nicht erwartet. Das gibt Ueberraſchung und Schadenfreude, das belebt das allgemeine Getümmel mit einer Menge intereſſanter Detailzüge. Oder was kann wonnevoller ſein, als zu ſehen, wie der Schlagriemen gegen das Bowiemeſſer klatſcht, während die Flinte auf den Schlagriemen anlegt, und der Stahldegen rücklings die Flinte anfällt? Solche Gruppen führen ſich blitzgleich dem Zuſchauer vor, löſen ſich auf, arrangieren ſich wieder, alles reißt ſich im Wirbel einander fort, die ganze Maſſe iſt im glühenden Fluß, ein Feuer durchraſt dieſe Aktion, das gegen deutſche Theaterſchlachten abſticht, wie eine Brandrakete gegen ein fliegendes Glühwürmchen. Das Gemälde fällt frei-

lich aus dem Scheinbaren in die barste Wirklichkeit, aber wenn die dramatiſche Kunſt hier aufhört, ſo wird wenigſtens die unglaubliche Gymnaſtik bewundert, womit ſich der Menſchenknäuel wirklichen Tötungen und Verwundungen entzieht, da er gleichwohl einen wirklichen Kampf aufführt. Auch die exakteſten Theaterproben, ſcheint's, können ein ſolches Enſemble nicht herſtellen, und wie enorm wären die Koſten zahlreicher Theaterproben mit ſo zahlreichen Komparſen? Moorfeld konnte kaum das Austoben des ärgſten Lärmes erwarten, um ſich mit dieſem Bedenken an ſeinen Nachbar zu wenden. Die Bedenken, die er gegen denſelben ſelbſt hatte, mußten momentan verſtummen davor. Zu löſenswert ſchien ihm das Rätſel.

Der Engländer fuhr wie aus dem Traume empor und fragte den Frager naiv: Sind Sie dem Stücke gefolgt? Moorfeld erſtaunte. War das ariſtokratiſche Gleichgültigkeit, oder — die Zerſtreutheit eines Irren? Betreten antwortete er: daß ihm der Verfolg eines Theaterſtücks allerdings der Zweck des Theaterbeſuches ſei. Wahrſcheinlich ſind Sie ſelbſt Dichter? gab der Engländer zurück. Wir wiſſen nicht, ob wir das Erſtaunen Moorfelds in dieſem Augenblicke Bewunderung nennen dürfen, aber mit einem Ausdrucke, der ſonſt viel zuſammengeſetzter zu beſchreiben wäre, antwortete er: Ich bin nicht dramatiſcher Dichter. — Alſo doch, erwiderte der Engländer ohne Umſtände. Damit war der Dialog zu Ende. Der Engländer ſchien Moorfelds erſte Anrede vollſtändig vergeſſen zu haben. Aber vor dem Spektakel war inzwiſchen ſeine Dogge erwacht, ſie ſprang mit den Vorderfüßen gegen die Brüſtung und fing unter dem Gelächter des Hauſes laut nach der Bühne zu bellen an. Der Engländer brachte das Tier zur Ruhe — nicht wahr, das appelliert an die beſtialiſche Natur? ſagte er im Tone eines freundſchaftlichen Vorwurfes. Moorfeld ſchüttelte den Kopf. Auf einmal wandte ſich jener wieder an ihn: — Von den Komparſen ſprachen Sie? Es ſind lauter Volontäre. Die Newyorker Rowdies wirken aus Liebhaberei mit, auch kommen Wunden und Tod wohl im Ernſte dabei vor. Ich bin

nicht mehr fremd genug hier und habe dergleichen ſelbſt ſchon erlebt. — In der Tat, das war die einzig mögliche Erklärung einer ſolchen mise en scène. Mit einer ironiſchen Form dieſer Anerkennung ſagte Moorfeld, er hätte es allerdings denken ſollen, daß nur die aufopferndſte Teilnahme des Publikums ſolche Kunſtblüten zeitige. Der Engländer nickte lächelnd.

Staub, Pulverdampf, Geſchrei und Getrampel hatten endlich ausgeſpielt; das Schlachtfeld wurde leerer. Zurück blieb zuletzt nur der Sklavenhändler Andrew Jackſon Dewis. Er war in der „Affäre" tödlich getroffen worden, und hatte jetzt ſein großes Spiel. Er hatte zu ſterben. Sollte das ein Glanzpunkt in der Kunſtleiſtung des Mimen ſein, ſo war der Moment vom Dichter übel gewählt; denn nach dem Gewühl der großen Maſſen-Aktion war der Zuſchauer entweder zu aufgeregt, als daß das Spiel eines einzelnen durchſchlagen konnte oder dieſer einzelne mußte ſeiner Sache ſehr gewiß ſein.

Der Künſtler führte nun folgende Szene auf. Mit der klaffenden Todeswunde in der Bruſt, aus welcher er einen wirklichen Strom von roter Flüſſigkeit hervorrinnen ließ, dachte er vorerſt ans Sterben noch nicht. In beſtialiſcher Kampfeswut raſt er wie unſinnig auf der Bühne umher, ganz Rache gegen ſeine Mörder, ſchwingt ſeinen Schlagriemen, peitſcht, geißelt, klatſcht in die Luft, gegen die Kuliſſen, an den Boden. Fürchterliche Gießbäche von Flüchen ſchallen aus ſeinem Munde und bezeichnen eine noch kraftvolle Lunge, während das rinnende Blut überall ſeinen Schritten nachtröpfelt. Aber indem ſeine Lebensgeiſter noch unbändig ſtrotzen, fängt ſein Körper zu brechen an. Glied für Glied knickt ein, man ſieht den Tod durch ſeinen Körper laufen, wie über eine ſtufenreiche Treppe, die Ober- und Unter-Gelenke der Arme, die Ober- und Unter-Gelenke der Beine, jeder einzelne Wirbel des Rückgrates bricht zuſammen und muß dazu dienen, die Fortſchritte des Todes zu veranſchaulichen. Der Künſtler weiß ſeine oſteologiſchen Mittel mit einem Reichtume zu entfalten, der ein nur allzu ge-

naues Studium beſtaunen läßt. Der Zuſchauer verwundert ſich über die Gliederung ſeines eigenen Körpers. Dieſen zerhackten, zerknickten, zerſprungenen Leib jagt der Sterbende nichtsdeſtoweniger heulend und brüllend noch eine Zeitlang umher, und ſtößt, ſchleppt und ſchleift ihn gewaltſam in wilden Tigerſprüngen herum, während ſeine Bewegungen immer eckiger und brüchiger, von Tempo zu Tempo immer zuſammenhangloſer werden. Er ſpielt ſein Leben ab, wie ein ohrzerreißendes Drehorgelſtück, bei welchem Stift für Stift, von der Walze bricht. Und doch ſcheint er bisher ſeinen Tod nicht empfunden zu haben. Dieſer Moment tritt jetzt ein. Mitten im wildeſten Sprunge packt er ihn. Der Donner der Lippe erſtirbt, der gehobene Fuß gefriert, der geſchwungene Schlagriemen erſtarrt in der Luft, ſo ſteht er da mit ausholendem Körper, und kann nicht mehr weiter. Der Schlagriemen in der rechten Hand taumelt ſchlaff am Stiele herab, und leiſe zittert ſeine Spitze. Die linke Hand läßt von der Bruſtwunde los und fährt mit den blutigen Fingern über die Augen, gleichſam den Todesnebel hinweg zu wiſchen. Dieſe Gebärde iſt namenlos traurig. Aber der Nebel war nicht zu verwiſchen, und der Sterbende erkennt ſeinen ganzen Zuſtand. Der Gedanke: aufhören, ergreift ihn zum erſtenmal mit vollem Bewußtſein. Verzweiflungsvoll rollen ſeine Augen, klappernd ſchlagen ſeine Kinnbacken aneinander, die geballte Fauſt zittert heftiger, ſie löſt ſich auf, der Schlagriemen ſchlottert einen Augenblick darin, dann fällt er dröhnend auf die Erde herab. Die Hand ſinkt nach. Alle Glieder ſinken nach. Er ſinkt; die Hände tappen in Todesfinſternis nach einem Halt, ſie tappen und greifen ins Leere, der Körper ſtolpert taumelnd über ſich ſelbſt, — da liegt er! Er liegt zu Boden. Aber tot iſt er noch lange nicht. Nur die willkürlichen Bewegungen haben aufgehört, die konvulſiviſchen treten jetzt ein. Er fängt zu zucken an, er wälzt ſich unruhig hin und her, die Augen rollen nicht mehr, ſondern ſind blöd und groß herausgetrieben, ſeine Miene durchläuft eine Reihe der fürchterlichſten Grimaſſen und wird immer unkenntlicher. Auch die Stimme verändert ſich. Er ſpricht

noch fort und fort, ſeine heißen Lebensgeiſter kühlen ſich zu ſchwer ab, er wird ſprechen bis zum letzten Atemzug. Aber es iſt keine Sprache mehr; die Stimme hat keinen Ton, keine Klangfarbe mehr. Hohl wimmert er die Töne in ſich hinein, er blökt, er heult, er röchelt und ſtöhnt in Lauten, welche nicht mehr dieſer Welt gehören. Der fürchterliche Klang dieſer Stimme trifft von Zeit zu Zeit ſein eigenes Ohr, er erſchrickt, gibt ſich Mühe, ſich zu verbeſſern — wechſelt zwiſchen menſchlichen und tieriſchen Lauten und bezeichnet dadurch den Kampf des Bewußtſeins mit der überhandnehmenden Bewußtloſigkeit. Der letzte Ton, den er in der menſchlichen Stimmlage verſucht, mißlingt endlich gänzlich; ein raſpelnder Atem wälzt ſich durch ſeine Bruſt, ſeine Stimme kommt hervor wie zwiſchen Feilen und Kratzbürſten. Es iſt eine entſetzliche Erfindung um dieſe Sterbeſtimme. Gleichzeitig mit ſeinem Ausatmen verdunkelt ſich die Bühne. Sei es, daß es in dem Stücke ſelbſt Abend wird, oder daß das Auslöſchen eines Lebenslichtes mit dieſem ſymboliſchen Effekt gehoben werden ſoll. Doch nein, es wird ein dritter Zweck davon deutlich. Der Sterbende wälzt ſich nach dem Hintergrund. Er ſtreckt ſeinen Körper dicht an den Vorhang desſelben aus und ſcheint ſich in eine ruhige Lage zurecht zu rücken. Sein Röcheln wird nicht mehr gehört, ſein Zucken nicht mehr geſehen; die Agonie iſt aus, der Augenblick tritt ein, da ſich die Seele von dem Leibe ſcheidet. Auf einmal *erblickt man dieſe Seele!* Ja, man erblickt ſie! Vom Haupte des Sterbenden hervor taucht ein weißer durch Transparent erleuchteter Schatten, der die ungefähren Umriſſe einer menſchlichen Figur entwickelt, aber zerfedert und loſe, wie eine Dampfwolke, wie ein Nebelflor. Langſam löſt ſich dieſes Lichtbild von dem dunklen Erdenkörper ab und ſchwebt an dem Vorhang empor. Da regt ſich der Körper noch einmal. Die Hände tappen und greifen nach dem Lichtbilde aus, wie mit magnetiſchem Zuge folgt der übrige Körper nach, der ganze Leib richtet ſich auf und folgt ſeiner Seele! Er klettert an den Vorhang hinan, die Hände immer nach der entſchwebenden Seele ausfahrend, im tiefſten Gurgel-

ſchlunde ein dumpfes wimmerndes Brüllen. Aber das Lichtbild iſt nicht zu halten. Vergebens ſtreckt ſich der Körper, der angehende Leichnam, in gräßlich übernatürlicher Länge, ſein nebliger Licht-Extrakt ſteigt über ihn hinaus wie eine Rauchſäule, höher, immer höher ſteigt die Geſtalt, endlich ſteht ſie mit ihrer unterſten Fußſpitze auf dem Haupte des Sterbenden, es iſt der Moment der gänzlich vollzogenen Loslöſung. Noch macht der Leib einen galvaniſch-zuckenden Sprung nach dieſer äußerſten Fußſpitze, er erreicht ſie nicht mehr, — ein gellender Schrei — letztes Aufflackern — ein ſchwerer dröhnender Fall — der Körper ſtürzt um, — er iſt tot. —

Moorfeld fand ſich in einer der unangenehmſten Empfindungen nach dieſer Szene. Es war keine Geſchmacks-Faſer in ſeinem ganzen Leibe, die nicht unerhört beleidigt, zu Gelächter und Abſcheu entſchieden bereit war. Und doch mußte er ſich geſtehen, daß in dieſer brutalen Farce ein falſcher und mißbrauchter Funke von Genie ihm das reine Aergernis daran verkümmerte, daß die Affenfratze gewiſſe Züge von der Menſchheit entlehnt hatte, die man ſich erſt aus dem Sinn ſchlagen mußte, um die Affen-Identität nicht zu verkennen.

Inzwiſchen übertäubte der Lärm des Hauſes jede ſtillere Reflexion in ihm. Namentlich zog das Parterre ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Jungen klatſchten, als ob man ſich neue Finger, wie neue Handſchuhe anſchaffen könnte, ſie ſtrampelten gegen den Boden, daß das Fundament des Hauſes zitterte. Hoby, der Newsboy, warf endlich vor Begeiſterung ſeiner nicht mächtig, ein Münzſtück auf die Bühne, und ſchrie, mit dem Modell aller Menſchenlungen: „Noch einmal geſtorben! für einen Dime, Mr. Blackely, noch mal geſtorben," — und als der beſcheidene Künſtler dieſem Appell an ſein Genie nicht allſogleich Folge leiſtete, ſtürzte der ſeltſame Kunſtmäzen wie raſend ſeine Taſchen um, warf ein Münzſtück ums andere über die Lampen, und ſchrie dazu: „Gott verdamm' Euch, Mr. Blackely, wir ſchmeißen Euch mit Dollars tot, wenn Ihr nicht gutwillig ſterbt, Ihr allmächtiger Satan." Und zugleich hagelte es aus allen Ta-

ſchen der Straßenjungen, Lehrlinge und Newsboys eine Sprühwolke von zehn Centſtücken auf die Bretter, welche die Welt bedeuten.

Iſt's möglich! rief Moorfeld mit einer unwillkürlichen Bewunderung, dieſer Roheſte der Rohen wirft ſeine ganze Tagesrente hin, weil er die Beſtie, der er ſie opfert, für Kunſt hält. Welche Höhe müßte bei ſo viel Empfänglichkeit die Kunſt ſelbſt hier erreichen, wenn ſie den Gott ſtatt des Tieres im Menſchen entzündete!

Pardon, mein Herr! rief der Engländer bei dieſem Ausbruch, ohne eine Miene zu verziehen, es iſt hier zunächſt von einem Geldgeſchäft die Rede. Der Burſche wirft keinen Cent auf die Bretter, den er nicht doppelt zurückerhält, weil er ihn einzig in der Abſicht wirft, die Centſtücke ſeiner dupierten Kameraden damit zu ködern. Er iſt der agent provocateur ſeines Mr. Blackely, er wird von dem Mimen bezahlt, wie der maitre de la claque in Paris. Nur die Form dieſer Claque iſt amerikaniſch.

Moorfeld ſenkte ſein Haupt. Können Sie mir ſagen, mein Herr, ob Newyork etwa Liebhaberbühnen von Ruf beſitzt? begann er nach einer Pauſe.

Mr. Bennet, mein ſchätzbarer Freund, unterhielt ſonſt ein vorzügliches Haustheater — antwortete der Engländer, und fügte mit Haſt hinzu: Ich bitte mir das Vergnügen aus, Sie ihm vorzuſtellen, Sir. Er hält zwar in der saison morte auf New-Jerſey Villeggiatur, aber wir wollen hinausfahren, Sir. Ich will Sie auf New-Jerſey vorſtellen, Sir; wahrhaftig ich will es, Sir, nennen Sie mir Tag und Stunde, ich bin ganz zu Ihren Dienſten, Sir.

Moorfeld fand ſich, um die Wahrheit zu ſagen, mehr verlegen als dankbar für dieſe Güte geſtimmt. Konnte er annehmen? Die ungewöhnliche Zuvorkommenheit des Fremden — zwar war ſie nicht mehr, als folgerichtig von dem Manne, der ſchon ſeinen Hund ſo artig behandelte — aber eben dieſes letztere? — In dieſem Augenblicke hatte die Claque des Newsboys geſiegt, und Mr. Blackely erklärte ſich bereit, indem er das zugeworfene Spielhonorar mittelſt Be-

ſen einſammeln ließ, ſeine bewunderte Sterbeſzene zu wiederholen. Das war mehr, als Moorfeld an einem ſchwülen Sommerabend für wünſchenswert hielt. Er griff nach ſeinem Hute; der Engländer wiederholte ſein Anerbieten, ihn vorzuſtellen — ja, gleich morgen ihn abzuholen. Moorfeld, zwiſchen dem Wunſche, den vielgenannten Kunſtmäzen, Mr. Bennet, endlich kennen zu lernen, und dem Bedenken gegen die vorliegende Gelegenheit, beſann ſich auf einen aufſchiebenden Mittelweg, worauf die Herren ihre Karten austauſchten, ſich wechſelweiſe einladend. Mit Ueberraſchung las Moorfeld auf der Karte des Fremden den Namen: Lord Arthur Ormond. Da geſchah ein Krach durch das Haus — es war die Stimme Mr. Blackelys, der von neuem zur Todesverzweiflung anſetzte. Moorfeld ergriff die Flucht. —

Sechſtes Kapitel

Als Moorfeld unter den ſtillen Nachthimmel heraustrat, ward ihm eine freundliche Ueberraſchung. Deutſche Handwerker zogen am Hauſe vorbei und ſangen eines ihrer ſchönen Heimatslieder. Das Lied bewegte ſich, von den wohlklingenden Männerſtimmen getragen, in wenigen glücklich gruppierten Akkorden, es ſtieg wie reine Goldſtrahlen aus dem Herzen. Moorfeld ſtand und lauſchte. Es war ihm wie die Berührung einer Freundeshand, nach dem Anfall eines Straßenräubers. Nie hatte ein Lied eine glücklichere Wirkung. Wie hob ſich deutſches Maß von amerikaniſcher Kraßheit hier ſo ſonnenhell ab! Die Sänger woben ihrer Nation ein Ehrenkleid, von dem ſie ſelbſt nichts ahnten.

Moorfeld folgte ihnen durch mehrere Straßen. Es tat zu wohl, von dieſen Klangwellen ſich ſo fortſpülen zu laſſen. Und als erſt Wagengeraſſel und Menſchenverkehr aufhörte, die Muſik ſtörend zu kreuzen, genoß er um ſo behaglicher.

So wurde der Zuhörer unverſehens in eine Region verlockt, welche nicht nur wenig befahren, ſondern ſelbſt wenig betreten ſchien. Mit jeder Wendung, mit jedem Schritte nahm der Charakter der Einſamkeit überhand. Newyork zerſplitterte ſich plötzlich wie ein aufgelöſter Roſenkranz in alle Winde. Der Fremde ſtand ſozuſagen im freien Felde. Zwar ließ ſich die gradlinige Anlage der Straßen auch hier wie überall wahrnehmen, aber die lückenhafte Art, womit dieſe Linien angebaut waren, gab dem ganzen Bezirke etwas Chaotiſches trotz dem mathematiſchen Grundriſſe. Es war offenbar das jüngſte Quartier von Newyork. Die Anſiedlungen beſtanden großenteils aus Gärtnereien, wie ſie an den Rändern der Städte zu lagern pflegen, bis ſie von dem nachrük-

kenden Kulturleben weit und weiter hinausgedrängt werden. Handel- und Gewerbsleben war hier noch wenig vorhanden, die Grundstimmung des Ganzen eine vorherrschend ländliche. In regellosen Entfernungen blinzelten Laternenpfähle, hie und da guckte ein talghelles Fenster in die Dämmerung — zerstreute Lichtpunkte, welche den Wüsten-Charakter dieses Bezirkes noch sinnlicher ausdrücken halfen.

Der Chorgesang war inzwischen verstummt und die Sänger um eine Straßenecke verschwunden. Moorfeld stand plötzlich allein auf diesem unbekannten Boden. Jetzt erst wurde die Einsamkeit einsam um ihn. Er mußte sich wie ein Erwachender besinnen, ob er wirklich noch in Newyork sei. Ein Glied dieser ewig schlaflosen Stadt, das mit einbrechender Dämmerung schon Nachtruhe hielt, — es war so gar nichts Amerikanisches in dieser Szene. Doch ja, der Charakter des Unheimlichen fehlte ihr, die verdächtige Gauner- und Hochstapler-Luft. Wenn in Europas entlegenen Stadtteilen die Aermsten wohnen, so wohnen hier, wußte er, höchstens die Neuesten. Es wehte jener beklemmende Atem der Unsicherheit aus diesem Nachtbilde nicht, in das er so unversehens als Staffage gestellt war. Er sah sich daher getrost um einen Führer um, dem er es überlassen mochte, in Ermangelung einer Fahrgelegenheit, ihn auf den rechten Weg zurückzubringen. Zu diesem Ende tat er einige Schritte vorwärts gegen ein einzelnstehendes Haus mit einem Wirtsschilde, welches die Deutschen vermutlich aufgenommen hatte. Das Wirtsschild trug, wie beim Dämmer des Tages und eines roten Lämpchens überraschend zu lesen war, die Aufschrift: Gasthaus zum grünen Baum. Bei diesem Anblicke zweifelte Moorfeld keinen Augenblick, daß er sich in jenem nordöstlichen Ende der Stadt befinde, welches er, wie er sich erinnerte, Kleindeutschland hatte nennen hören. Nur an einem Punkte, wo er sich in einem Lager von Landsleuten fühlte, konnte ein deutscher Wirt es gewagt haben, diese erzdeutsche Firma zu führen. Er kannte also das unbekannte Stadtviertel jetzt wenigstens dem Namen nach.

Er trat in den grünen Baum ein. Ja, hier war Deutsch-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

land! Die Geſellſchaft deutſche Phyſiognomien, die Schenkeinrichtung deutſch, die mäßig-große, längliche Gaſtſtube von einer Durchzugswand in zwei gleiche Hälften geteilt, augenſcheinlich um der deutſchen Sonderungsſucht das beliebte „Extrazimmer" zu bieten. Und doch nahm das Publikum dieſes Lokales ebenſo augenſcheinlich eine ziemlich gleiche Glücksſtufe ein: gleicher, als manchen vielleicht lieb ſein mochte. Die meiſten der Anweſenden waren in dieſem Augenblicke mit ihrem Abendbrote beſchäftigt, welches ſie auf deutſche Art einnahmen, d. h. nach der Karte und an geſonderten Tiſchen, anſtatt daß die amerikaniſche Sitte ſelbſt zum Frühſtück und Tee Table d'hote hält. Auch ihre Mienen waren mit ganzer Andacht und Bedächtigkeit bei dem Genuſſe; hier wurde nicht amerikaniſch gejagt und geſchluckt, jeder Biſſen ging ins Bewußtſein über, man ſpeiſte im Geiſte wie in der Form deutſch. Ja, manch ernſte Stirn, manch ſprechender Blick ſchien zu verraten, wieviel dem Manne die Mahlzeit wert ſei, die er vor ſich hatte, wieviel ſeines eigenen Arbeiterwertes er darangeſetzt, ſie zu erringen. — Der Ankömmling dachte vornehmer, als daß er mit einem Geldſtück in der Hand ſich zum Herrn über die Tafelmuße eines dieſer Hungrigen aufgeworfen hätte. Mit jener Menſchenachtung, die des Gebildeten echteſtes Merkmal iſt, ſah er auf den anweſenden Nährſtand, der hier den angenehmeren Teil ſeiner Standesehre erfüllte, und wollte ihm keinerlei Abbruch tun. Vielmehr nahm er ſelbſt Platz in dem Gaſtzimmer, beſtellte ſich ein Souper gleich den übrigen und engagierte ſich im Verlaufe desſelben den benötigten Wegweiſer gelegentlich.

Da er ſich der deutſchen Sprache bediente, ſo konnte er mit Vergnügen bemerken, wie wenig ſein Eintreten den Leuten, die offenbar unter ſich ſein wollten, Zwang auferlegte. Nur im erſten Augenblicke gab ſich eine Neugierde kund, wie ſie eine ungewohnte Erſcheinung in einem Kreiſe von Bekannten wohl zu erregen imſtande iſt. Namentlich ſchien es zu intereſſieren, ob man einen Mann vor ſich habe, der auf eine verdeckte, geſchäftskluge Art vielleicht Arbeitskräfte anzuwerben bezwecke, oder das Gegenteil: ob er ſelbſt als ein an-

gehender Schicksalsgenosse der versammelten Kleindeutschen gekommen sei. Moorfeld wußte zu befriedigen, und den Geist des Fremdartigen, das um ihn lag, mit dem einheimischen schicklich auszugleichen. Es gelang ihm mit wenigen Griffen, die Unterhaltung dahin zurückzulenken, wo er sie vorgefunden zu haben glaubte. Hierauf überließ er sie wieder ihrem eigenen Gange, dem sie nach wenigen Minuten auch so unbefangen folgte, als ob nichts Neues dazwischengetreten wäre.

Die Szene des grünen Baums, wie sie dem Ankömmling in kurzem erkennbar wurde, war folgende. Der Wirt hieß „der deutsche Kaiser". Er trug eine körperliche Größe und Masse zur Schau, wie man sie nur hinter dem Vorhang einer Jahrmarktsbude zu erwarten gewohnt ist; frei und unbezahlt sie zu sehen, erhöhte den Effekt seines Anblicks. Sein breites schwäbisches Gesicht drückte übrigens jenes bescheidene Geistesmaß aus, welches den Riesen seines Schlages in der Regel innezuwohnen pflegt, auch stand er bis zum Kindermärchen unter der Autorität eines klugen stumpfnäsigen Töchterchens. Dieses Mißverhältnis zwischen scheinbarer und wirklicher Machtfülle hatte offenbar jener heitere Kopf im Auge gehabt, der mit einem besseren Instinkt des Lächerlichen als des Tragischen das bankerotte Kaiser-Ideal Deutschlands auf eine so bedeutungsvolle Persönlichkeit übertragen. Die Gäste des grünen Baums waren deutsche Handwerker und kleine Geschäftsleute; — ein Publikum von höchst gemischtem Schicksale, das aber bei allen, wie es schien, auf demselben Endpunkte angekommen war. Die Unterhaltung bewegte sich über das Thema von schlechter oder fehlender Arbeit, von trüben Aussichten oder unmittelbarer Not. Chorführer von dieser traurigen Konversation waren ein Bäcker mit sachsen-altenburgscher Mundart, ein Schneider aus dem Württembergschen, und ein pfälzischer Schreiner; dazu gesellte sich zeitweilig ein Gärtner aus der Frankfurter Gegend, welcher nach jedem Schluck Whisky den deutschen Kaiser zu einem Importversuch von Aepfelwein aufforderte, oder die Tochter desselben um „den Zweck des Daseins" befragte. Einer abwesenden Person, deren Ankunft eben erwartet wurde, ge-

dachte man unter dem Titel des „Rector magnificus", — offenbar ein Scherzname gleich dem obigen, wie überhaupt der Geiſt jenes Humors, welcher mißliche Verhältniſſe mit ihrem ironiſchen Gegenbilde aufzuheitern liebt, der Geſellſchaft des grünen Baums nicht gänzlich verſiegt zu ſein ſchien.

In dieſem Geiſte redete der Pfälzer jetzt zu einem Ecktiſch hinüber, der eben erſt bedient wurde, und offenbar von jenen Chorſängern beſetzt war, welche dem tragiſchen Kunſtgenuſſe Moorfelds ein ſo ſchönes Nachſpiel geliefert. Der Pfälzer forderte einen jener Tiſchgenoſſen auf: Henning, was bringſt du uns Gutes mit? Laß dich hören! Wir ziehen wieder Mäuler, wie gebrühte Katzen.

Der Angeredete antwortete: Iß Käſe! Käs erfreut des Menſchen Herz.

Wie auf ein Signal erhoben alle Tiſche ein Gelächter. Es war erſichtlich: der Menſch, der das geſprochen, war die luſtige Perſon dieſes Kreiſes. Er gehörte zu jener Sorte von Geſellſchaftstalenten, welche, ſie mögen tun oder laſſen, was ſie wollen, ein für alle Male den Kredit der komiſchen Kraft für ſich haben. Gewöhnlich werden Spaßmacher dieſes Genres ſchon durch ihre Perſönlichkeit unterſtützt. Henning, der Schriftſetzer, war eine lange, hagre Figur, ſchlotternd und ſcheinbar abgeſpannt bis zum Schatten eines Menſchen. Was er ſprach, trug er mit äußerſter Gleichgültigkeit vor, und in einem ſo hohlen Baſſe, wie ihn etwa Menſchen annehmen, welche am Nikolaus-Abend den Kindern Geſpenſter vormachen. Seit ſeiner Geburt, wie er ſagte „im letzten Stadium der Schwindſucht" begriffen, hatte er von dieſer vielleicht wirklich jenes dumpfe Timbre ſeiner Stimme, ſowie den hohläugigen groß-ſtarrenden Blick, mit deſſen fürchterlichem Rollen er nicht die geringſte ſeiner komiſchen Wirkungen erzielte. Kurz, Herr Henning war einer jener beliebten Geſellſchafter, welche alles um ſich her lauſchen ſehen, ſowie ſie den Mund öffnen, deren Anblick allein ſchon erheitert, deren Wort regelmäßig einen Chorus dankbaren Gelächters nach ſich zieht, ohne Unterſchied, ob es mehr oder weniger witzig geraten iſt, ja ob es nur immer verſtanden wird, oder nicht.

Eine ſolche Szene ſah Moorfeld jetzt ſpielen, ungefähr in folgender Weiſe.

Dem Schriftſetzer wurde ſein Abendeſſen gebracht, Beefſteak mit Kartoffeln. Bedächtig wendete er das Beefſteak um und um und ſah es mit einem langen, vorwurfsvollen Blicke an. Dann ſagte er ruhig: das Beefſteak ſeh' ich wohl, aber das Fleiſch nicht.

Gelächter.

Der Pfälzer rieb ſich vergnügt die Hände. Er freute ſich auf den Sprudel der Unterhaltung, die er herankommen ſah, und die Sache in Schwung zu bringen, hetzte er an dem Wirte: Haben Sie's gehört, Herr Häberle?

Der monſtröſe Wirt ſpielte mit den Fingern in ſeinem Schwarzwälder Hoſenträger und lächelte geduldig. Der Pfälzer wendete ſeine erwartungsvollen Blicke wieder auf den Schriftſetzer zurück. Dieſer griff nunmehr zu Meſſer und Gabel und fing an, ſeine Portion in Stücke zu ſchneiden. Dazu brummte er: Das iſt ein Beefſteak wie ein Ohrläppchen ſo groß.

Gelächter.

Was ſagen Sie, Herr Häberle? bohrte der pfälziſche Schreiner.

Aber der ehrliche Schwabe ſchmunzelte nur, wie einer, der es gewohnt iſt, Zielſcheibe zu ſein, und nie daran denkt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Henning ſagte: Laß ihn gehen, den grünen Baumwirt. Er iſt ja noch ärger als unſer Schiffsreeder. Da hatten wir doch täglich zwölf Lot Fleiſch auf den Kopf, die Maus nicht mitgerechnet, die ich einſt aus dem Suppenkeſſel ſchöpfte. Sie war ganz ausgewachſen.

Gelächter.

Aber des Wirtes Töchterlein nahm ſich der väterlichen Ehre jetzt an und fragte ſpitz: Wiſſen Sie auch, Herr Henning, was die Lendenſtücke heute koſteten?

Henning antwortete gelaſſen: Je teurer die Sachen ſind, deſto wohlfeiler muß ſie der Wirt geben können. Das iſt ſein Profit.

Gelächter.

Dann fuhr er fort: Weil mein Magen eben falſche Toilette macht, geben Sie mir zu dieſem Schönpfläſterchen von einem Beefſteak auch ein Flakon Bier.

Gelächter.

Und mit gänzlicher Abſpannung ſetzte er hinzu: Das heißt leben! Wollte Gott, ich wäre die Seeſchlange, ſo würd' ich doch e i n mal ausgeſtopft, nach meinem Tode wenigſtens. Aber unſer deutſcher Kaiſer, der Mehrer des Reichs, gibt mich auf, wie die Rheingrenze. Zum Skelett bin ich ausgedorrt unter ſeiner Regierung. Die Würmer ſterben am Hungertyphus, die ſich einſt an mich machen; Gott verdamm' mich! man wird mich in Schmalz backen müſſen, wenn ich ordentlich aufgeſpeiſt werden ſoll.

Schallendes Gelächter.

Unter dieſem Stoßſeufzer verſchlang der arme Phthiſiker ſein Beefſteak mit dem ganzen Heißhunger ſeiner Konſtitution. Dazu rollten ſeine Augen mit einem höchſt grimmigen Ausdrucke, nur ſeine Zunge ſchwieg. Letzterer Umſtand ſchien der Geſellſchaft indes gar nicht gemütlich. Der pfälziſche Schreiner ſuchte wieder Gelegenheit. Nach einer Pauſe fing er an:

Was ſeh' ich, Henning, du trägſt ja noch einmal ein gewaſchenes Hemd? Und deine chriſtliche Miſtreß Waſchfrau, Mitglied von einem Schock Bibelgeſellſchaften, Konventikeln und Miſſionen, hat dir doch den Dienſt gekündet. War's nicht ſo?

Der Schriftſetzer nickte.

Sie wollte dir, ſagte ſie, diesmal nicht aus dem Zimmer gehen, wenn nicht der letzte Cent bezahlt würde? Verſtand ich dich recht ſo?

Der Schriftſetzer nickte.

Ei, das müſſen wir hören! Wie lief die Geſchichte ab? Wie kamſt du zu dem Hemde? Wie kam Frau Appendage oder Affentiſch um ihre Six-Pence? Wie iſt dir's gelungen, den frommen Klauen des Waſchbären zu entrinnen?

Der Schriftſetzer würgte ſo viel ſeines Mundvorrats hin-

unter, daß er zur Not die Eßwerkzeuge als Sprachwerkzeuge frei bekam, und brummte im tiefſten Baſſe: Inſpiration!

Der Schreiner machte eine aufmerkſame aber fragende Miene. Der Schriftſetzer illuſtrierte ſeine Worte, indem er ſtumm mit der Gabel an die Stirne deutete, und dem Schreiner mit einem Blick voll weltbezwingender Genialität ins Geſicht ſtarrte.

Der Burſche fühlte ſich ordentlich imponiert und ſagte mit einigen Ehrfurchtsſchauern: Um Gottes willen ſtelle dein Licht nicht unter den Scheffel! Laß uns von deinem Genie profitieren! Wir alle leiden ja an unſrer Frau Affentiſch; was hat Kleindeutſchland dem amerikaniſchen Yankee-Tricke entgegenzuſetzen, wenn nicht ſeinen alten ehrlichen Mutterwitz?

Warum man doch Mutterwitz ſagt? fragte der deutſche Kaiſer, dem dieſer Gegenſtand freilich ſehr fraglich war.

Warum ſagt man denn Blaſewitz? antwortete Henning mit ruhiger Würde. Das Gelächter, das dieſer Belehrung folgte, brachte indes den Schreiner von ſeinem Thema nicht ab. Er fuhr fort, das Abenteuer des Schriftſetzers mit ſeiner Waſchfrau zu urgieren. Dieſer wiſchte ſich endlich mit der Serviette den Mund, um welchen in der Tat ein goldnes Lächeln ſpielte. Dann fragte er gegen das Wirtstöchterchen hin: Haben Sie ein zartes Gehör, Fräulein Veronika?

Wägerli, es mag mir ein ſchön' Späßle ſein! antwortete das Schwabenmädchen.

Praktiſch war's wenigſtens, verſetzte Henning. Und ohne auf die weibliche Zuhörerin weiter zu achten, die ja keineswegs abgelehnt hatte, ſprach er mit ſeiner ſaloppen, phlegmatiſchen Manier: „Männerkeuſchheit" iſt ein ſchönes Gedicht von Gottfried Auguſt Bürger. Aber Gottfried Auguſt Bürger hat in Göttingen waſchen laſſen, nicht in Amerika, wo das Dutzend Wäſcheſtücke einen Dollar koſtet, ohne Ausnahme: ſind's Taſchentücher oder Bettücher. Sonſt hätte der Herr Profeſſor wahrſcheinlich meine Keuſchheit beſungen, ſtatt ſeine Männerkeuſchheit: es wäre ſeinem Kennerauge

nicht entgangen, um wieviel ſie der Unſterblichkeit würdiger iſt. Ich prahle nicht; die Geſchichte war nämlich ſo: Heut morgen ſtand mir die Stunde bevor, wo mir die Frau Appendage ohne Geld nicht aus dem Zimmer gehen wollte, wie mir angedroht war. Dieſem Schickſale gegenüber erfand ich folgende einfache Vorrichtung. Ich blieb liegen. Nicht, daß ich etwa für krank gelten wollte, pfui der Heuchelei! aber ich blieb eben liegen. Punktum. Ich heuchle nicht, im Gegenteile; ich bin immer ein unverblümter Kerl geweſen, und an dieſem Morgen war ich's erſt recht. Alſo blieb ich liegen. Das erfindungsreiche Haupt tief ins Kiſſen gewühlt, die Decke ſittiglich bis an das Kinn gezogen, erwartete ich ruhig das Weib des Gewäſches. Es klopft. Herein! Nun müßt ihr wiſſen, eine echte amerikaniſche Lady wäre gleich an der Türe in Ohnmacht gefallen über den Anblick eines Mannsbildes im Bette. Aber meine Frau Appendage, Mitglied von ſoundſoviel Religions- und Sittlichkeits-Kompagnien, trat herzhaft ein. Das verriet ſchon ihre unerſchütterliche Entſchloſſenheit, ſich diesmal Geld auszufechten. Sie warf ſich aufs chriſtliche Mitleid, und ſtellte ſich, als ob ſie mich für unpäßlich hielte: ſo kam ſie um die weibliche Sittſamkeit herum. Ich dachte mir: Warte, du falſches Stück Katzenvieh, du findeſt doch noch einen Klügern. Alſo: Guten Morgen, Herr Henning. — Guten Morgen, Frau Appendage. — Ei, du mein ſüßes Gottchen, fehlt Ihnen etwas? Wollen Sie in die Apotheke geſchickt haben? — Danke, danke, es geht wohl. — Nun deſto beſſer; hier bring' ich die Wäſche. — Schön, legen Sie's dorthin. — Wie, mein werter Herr Henning, das Hinlegen allein kann mir nichts helfen! Sie wiſſen doch, daß ich heute Geld haben muß? — H a b e n ſollen Sie allerdings was, aber Geduld, das iſt viel chriſtlicher als Geld. — Sie gottloſer Spötter! Ich kenne die Moral und lerne ſie noch von ganz andern Geiſtern, als Sie mir ſind. Sie ſollen mir ſagen, was chriſtlich iſt! Zahlen iſt heute chriſtlich. Ich will Geld haben! — Da ſchlagen unſre Herzen vollkommen einig, Frau Appendage, denn auch ich will Geld haben; ich hab's aber nicht. — Das kümmert mich wenig;

kurz, ich gehe heute nicht aus dem Zimmer, bis ich nicht auf den letzten Cent bezahlt bin. — In diesem Augenblicke stand ich auf, sie zu bezahlen. — Wer lacht da? Honny soit qui mal y pense! sagt die Königin Elisabeth eine Szene zuvor, als sie den Mortimer zum Giftmorde dingt, und ihm eine Nacht verspricht. Das war ein Weibsbild. Wenn unsereiner so wär'! Aber nein; im Gegenteile, ich war nie unschuldiger als heut morgen, da ich aufstand, meine Frau Appendage zu bezahlen. Auf Ehre, ich zeigte mich ihr wie ein neugebornes Kind, so unschuldig, will ich sagen. Ihr hättet's sehen sollen, wie hübsch dem langen Henning das Kleid der Unschuld zu Gesichte stand. Wenigstens passend sind solche Kleider, sie machen kein Fältchen, ich versichere euch. Aber meine Frau Appendage — Herr Jeses, so soll ich kreischen hören! Gott weiß, was sie hatte; konnte ich ahnen, daß ihr die helle pure Kinderunschuld so ein Dorn im Auge war? Krisch, krasch, krusch! kreischt sie auf, als ob ein ganzes Nest von Kibitzen zerstöbe, und zur Türe war sie hinaus, wie ein Kreisel. Durchs Schlüsselloch rief ich ihr nach: Ei, Frau Appendage, Sie wollten mir ja nicht aus dem Zimmer gehen, das heißt wohl springen wollten Sie draus? Wie Sie meinen, Frau Appendage, ganz nach Ihrem Belieben. Drauf ruf' ich meinen Kammerdiener, laß mir Toilette machen — et sic me serfafit Apollo!

Nach diesem Vortrage brach ein Sturm von Beifall und Heiterkeit los. Die ganze Gaststube erhob sich mit imposantem Tumulte. Alle Arme fuhren mit ihren Gläsern empor, Mann für Mann, Tisch für Tisch stieß an, und wie auf ein Zeichen erscholl's im Chorus: Unser Bruder Henning, der soll leben! Dazwischen sprang der Pfälzer, kirschrot vor Begeisterung, in die Mitte und fing mit bombenähnlicher Betonung der ersten Note zu singen an: Feierlich schalle der Jubelgesang! Auf einmal schrie eine Stimme: Einen Kranz! einen Kranz! eine Bürgerkrone für den Retter Kleindeutschlands! Der Vorschlag zündete augenblicklich; die Gesellschaft ruhte nicht, bis des deutschen Kaisers Bronele einen Strohkranz aus der Küche geholt hatte. Der pfälzische

Schreiner ergriff ihn, und um Fallſtaffs Wort zu betätigen: ich bin nicht nur ſelbſt witzig, ſondern auch Urſache, daß andere Witz haben, — ſchickte er ſich an, die Krönung des witzigen Schriftſetzers mit einer witzigen Anſprache vorzunehmen. Er ſprang auf einen Stuhl, hielt pathetiſch den Kranz über Hennings Haupt und ſprach: Meine Herren! ich fühle die Ohnmacht in mir, eine Rede zu halten. Und da der Menſch die moraliſche Verpflichtung hat, jedes Talent, das ihm verſagt iſt, zu gebrauchen, ſo werden Sie mir Ihr gütiges Mißfallen nicht entziehen, wenn ich meinen Rednermangel hiermit glänzen laſſe. — Aber ſchon ſtockte er. Der Kreis fing bereits an, ihn auszulachen, als er ſich wieder ſammelte und fortfuhr: Ruhig! Das war nur eine Kunſtpauſe. Eine Kunſtpauſe, die ſich ſtets dann am geeignetſten einſtellt, wenn die Gedanken eine Naturpauſe machen. Zum Teufel auch mit allen Gedanken! Wozu braucht der Menſch Gedanken? In der Tat, wir brauchen nur einen Gedanken hier! Dieſen einen Gedanken — wären wir darauf vorbereitet, wir ließen ihn ausgeſchnitten in geöltem Papiertransparent über dem ſinnreichen Haupte unſers Gefeierten leuchten. So leuchte er denn mit Flammenſchrift in unſern Herzen und mit Flammenzunge ſei er ausgeſprochen der große, weltgeſchichtliche Gedanke:

Gott verläßt keinen Deutſchen!

Henning brummte unter ſeinem Strohkranze: Das ſag' ich auch! Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß ich noch gehängt werde. Und ſogleich fiel der Chorus ein: Unſer Bruder Henning der ſoll hängen! Aber . . . Feierlich ſchalle der Jubelgeſang! —

In dieſem Augenblicke tat ſich die Türe auf, und alles begrüßte — den Rector magnificus. Der Eintretende mochte Szenen, wie ſie die Gaſtſtube mit ihrem ſtrohgekrönten Mittelpunkte jetzt darſtellte, ſchon gewohnt ſein, denn ohne ſich umzuſehen, durchſchritt er einfach grüßend die Stube und begab ſich ſogleich ins Extrazimmer. Alles drängte ihm nach mit dem Rufe: In die erſte Kajüte! auf, in die erſte Kajüte! Der deutſche Kaiſer kam mit einer Flaſche Bier gemächlich

hintendrein. — Moorfeld beſann ſich auf die Geſtalt des Rector magnificus. Sie ſchien ihm ſo bekannt, daß er über den Mangel ſeines Gedächtniſſes faſt erſchrak, wenn nicht das fremdartige Bunterlei ſeines hieſigen Aufenthaltes die Verwirrung genügend erklärte. Als aber der Rector magnificus ſeine Stimme hören ließ, da löſte ſich ihm der Zweifel. Es war dieſelbe Stimme, die ihm in Mr. Mockingbirds Schule zugeflüſtert hatte: Ich danke Ihnen für dieſes deutſche Wort. Es war der Hilfslehrer Benthal.

Für Moorfeld gewann die Szene jetzt ein neues Intereſſe. Es war offenbar: der Angekommene nahm ſeinen Platz nicht wie jeder andere Gaſt in dieſer Geſellſchaft ein. Seine Miſſion ſchien eine beſondere hier. Und da das innere Zimmer von dem äußeren nur durch eine vorhangloſe Glaswand getrennt war, ſo bedurfte Moorfeld nicht langen Abwartens, um in ſeinem bequem ſituierten Winkel, dicht an eben dieſer Wand, Augen- und Ohrenzeuge deſſen zu werden, was Benthals Ankunft in dieſen Räumen für Zwecke hatte. Wenigſtens überſah er auf den erſten Blick, daß der heitere Geiſt, der ſich ſoeben ausgelaſſen, eine ſchnelle Wendung zum Ernſte nahm: es gab auf einmal geſetzte Mienen, bedächtige Aufmerkſamkeit. Benthal nahm ein Tiſchchen ein, welches über das Niveau der übrigen Gaſttiſche durch eine kleine Eſtrade erhöht ſchien, er zog ein Notizbuch aus ſeiner Taſche, blätterte darin und breitete verſchiedene Papiere, Schnitzel, Adreßkarten uſw. vor ſich aus. Er begann:

Was mich wundert, das iſt, daß unter uns Deutſchen, wie einſt unter den Juden, nicht längſt ſich die Sage von einem Meſſias gebildet. So oft ich dieſe Bezirke betrete, — und ich betrete ſie gern, denn man liebt das Vaterland in zwölf Quadratſchuhen noch eben ſo ſehr, als in zwölftauſend Quadratmeilen, — ſo oft ich dieſe Schauplätze deutſcher Leiden und Kränkungen beſuche, geſchieht es nicht ohne das Geleite irgendeines beſchämenden Gedankens. Heut fiel mir der Name Kleindeutſchland aufs Herz. Kleindeutſchland! Als die Griechen Italien anpflanzten, nannten ſie es Großgriechenland; die Engländer haben ihr New-Hampſhire,

New-Jerſey, New-Caledonien, die Holländer ein Neu-Holland, die Franzoſen ein Neu-Orleans gegründet; nur Deutſche vermochten es, an ihr Vaterland den Begriff klein zu knüpfen: ſie ertragen, ſie wählen den Namen eines Kleindeutſchland! Wie wir uns hier verſammelt ſehen, würde ich ſofort die Tilgung dieſes Nennwortes beantragen; aber leider! das Schmerzliche unſrer Umſtände iſt, daß es paßt. Was hilft es, einem toten Stück Erde die Schmach abzunehmen, die dem Lebendigen bleibt? Von uns geht der Name auf dieſen Boden über. Wir ſind die Kleinen und Kleinlichen hier. Wir erröten nicht, ein leeres und niedriges Daſein auf dieſer Sandſtätte hinzuſchleppen, und glauben, alles getan zu haben, wenn wir den Namen unſers edeln Vaterlandes mit unſerer bleichwangigen Exiſtenz ins Spiel bringen. An einer Lüge wärmen wir uns, und indem wir den gemütlichen Traum feſthalten, in Deutſchland zu ſein, kommen wir bloß nicht dazu, in Amerika uns einzuwurzeln, es ſei denn in ſeinen Hoſpitälern und in ſeiner Verachtung. Meine Herren! ich beeile mich, Ihre Verzeihung nachzuſuchen, daß ich dem Schamgefühle, womit ich hierhergekommen, dieſes ſtarke Echo erlaube. Seien Sie überzeugt, nur Ihr Schickſal iſt's, das mich demütigt, Ihr Anblick erhebt und begeiſtert mich. Es gibt nichts Herrlicheres auf Erden als Deutſche. In Ihrer Mitte denke ich mich, wie in einem Märchenkreis von verzauberten Fürſtenſöhnen. Königlich iſt Ihr Erbe und Großtaten werden Sie ausführen, wenn nur erſt die Entzauberung gelingt. Aber indem ich weiß, daß der Talisman dazu zwiſchen Himmel und Erde nirgends ſonſt wo liegt, als in Ihrer eigenen Bruſt, werden Sie einen ſtarken und eindringlichen Ruf dahin nicht mit Ihrem Mißfallen beſtrafen. Dieſen Ruf wollte ich vorausſchicken, denn er iſt der wahre Kugelſpruch unſrer Lage. Was ich von Daten und Notizen die Woche über eintreibe, liegt zuletzt nur wie ein Häufchen Aſche vor uns; alles kommt auf den Geiſteshauch an, der die Funken drin anbläſt. Ihr Mut, Ihr Wille, Ihre tapfere Entſchloſſenheit iſt alles, dieſe Papierſchnitzel nichts. Ein deutſcher Profeſſor, der ein deutſcher

Charakter war, pflegte ſeine Studioſen zu begrüßen: Guten Morgen, Henker, Büttel, Gerichtsdiener, Richter, Staatsſekretäre, Miniſter, Kanzler! denn das alles werden Sie machen aus ſich, je nachdem Sie Ihr Kollegium hören. Meine Herren, ich denke wir ſtimmen dem alten Taubmann bei; und ſo wollen wir zu unſrer Tagesordnung übergehen.

Er ſichtete ſeine Papiere zurecht und fuhr fort: Ich habe in Erfahrung gebracht, daß in den Kupferminen am obern See Bergleute geſucht werden. Eine Geſellſchaft hier in Newyork ſchließt die Engagements ab und befördert gegen Vorauslage der Koſten an den Beſtimmungsort. Anmeldungen Murray-Street No. 218. Ich dachte an Sie, Herr Merbach.

Der Aufgeforderte antwortete langſam und unſchlüſſig: Ja — aber — in Freiberg baut man auf Silber, Herr Rektor. Ich weiß nicht —

Kupfer oder Silber, in euern Neugroſchen läuft's auf eins hinaus, warf der Schriftſetzer dazwiſchen.

Benthal erwiderte: Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Merbach, ein amerikaniſcher Kohlengräber aus Pennſylvanien baut in ein paar Wochen auf alles mögliche. Er fragt nicht: biſt du fähig? er greift zu und denkt: du wirſt fähig. Aber freilich, wenn Sie dieſe Beſcheidenheit ins Aufnahmebureau mitbringen, ſo koſtet ſie Dollars. Man engagiert Sie nach der Höhe oder Niedrigkeit Ihres Selbſtgefühls. Entdecken Sie dann an Ort und Stelle, daß Ihre deutſche Sinnigkeit viel gewandter ſich ins Fremdartige findet, als Sie ſich zugetraut, ſo ſteigern Sie zu ſpät. Im tiefſten Hinterland, abgeſchnitten von aller Welt, ohne Reiſegeld, ſind Sie in den Händen des Geſchäfts zu jedem Preis.

Der Sachſe antwortete: Aufſchneiden kann ich nicht, aber in meinem Fach ſoll mich keiner klein bringen.

Benthal fuhr fort: Die Reiſe nach Albany koſtet drei Dollars. Auf dem Eriekanal etwa fünf bis ſechs. Von Buffalo nach Chicago, tauſend engliſche Meilen, zahlt man nicht mehr als dreißig Dollars. Alles mit Verpflegung. Ich empfehle Ihnen, dieſe Preiſe zu merken, ſonſt berechnet man Ihnen

mehr. Auch werden Sie im Kontrakt ſich ausdrücklich Kajütenpaſſagier nennen laſſen, ſonſt bringt man Ihnen die Kajüte in Abzug und verwendet Sie auf der Fahrt zu Schiffsdienſten.

Eine Stimme unterbrach dieſe Anweiſung mit den Worten: Er mag tun, was er will, betrogen wird er doch.

Benthal blickte auf und rief mit Verwunderung: Ei, Herr Sallmann, wie kommen denn Sie wieder hieher? Es war der Bäcker aus Altenburg, einer der früheren Geſprächsführer bei Moorfelds Eintritt. Sallmann war eine ſtattliche Perſönlichkeit. Eine wahre Bürgermeiſterfigur. Alles an ihm hatte beſſere Tage geſehen. Er ſchien ein Stück ſo recht aus der Mitte geſchnitten eines deutſchen Gemeinweſens, einer ehrbaren Häuslichkeit. Die Trümmer des gebrochenen Selbſtgefühls waren kläglich anzuſehen auf dieſer vollen, faſt herriſchen Geſtalt. Er ſaß da, in düſtrer, grimmiger Reſignation, und mit einer Stimme voll Bitterkeit antwortete er: Wie ich hieher komme? das will ich Ihnen ſagen. Ich höre, Sie kennen das liebe Amerika; wohlan, merken Sie ſich auch dieſes Stückchen dazu. Ich hatte mein Metier, wie Sie wiſſen, mit einem kleinen Backofen in Miete angefangen, und da mir fürs erſte die Kundſchaft fehlte, ſo trug ich auf eigenem Rücken mein Erzeugnis hauſieren. Das war mir freilich nicht geſungen, als ich in Altenburg ebenſo die Adreſſe für unſern braven Moosbach herumtrug, der jetzt im Königſtein fault. Aber in Gottes Namen! Keine Arbeit iſt hier geſchänd't und Frau und Kind wollen nachkommen ſo eher, ſo beſſer: da greift man aus. Ich hatte mich alſo auf ein paar hundert Dollars gebracht, auf einmal ereignet ſich's, daß ich das Kapital anlegen kann im großen Stil, wie ich mein Geſchäft gewohnt bin. Mein Nachbar will abreiſen, und verkauft mir ſeine namhafte Kundſchaft. Er läßt mit drei oder vier Bread-Drivers austragen, indes ich allein mein Transportgaul bin. Wir waren des Handels bald eins. Als er das Geld hatte, machte er eine Spazierfahrt auf drei Tage, kommt zurück, ſagt, er habe ſich anders beſonnen, und arbeite weiter in ſeiner Kundſchaft. Mein Geld jedoch verwei-

gert er mir mit frecher Lache. Natürlich werde ich klagbar. Aber wie im Schlaraffenland der Dümmſte und Faulſte König iſt, ſo ſcheint das Recht hier eine Prämie des lumpigſten Lumpen. Denn was ſagt die Jury? Der Mann hat allerdings ſeine Verpflichtung erfüllt; er iſt abgereiſt. Gegen ſeine Rückkehr ſtand aber nirgends eine Verwehrung in meinem Kontrakt, dagegen könne ich denn auch nicht einſchreiten. Pfui! meinem Jungen ſteckt' ich eine Ohrfeige, wenn er mit ſolchen Diebskniffen mir unters Geſicht trät' — aber we are in a free country! So judizieren ſie im Lande der Freiheit!

Dieſe Mitteilung des Mannes erregte unter den Uebrigen eine Art dumpfes Entſetzen, welches weit über den Anteil an dem Einzelſchickſal hinaus ging. Es war, als fühlte jeder ſeine perſönliche Sicherheit bedroht auf einem Boden, wo ſolche Gefahren möglich waren. Benthal ließ dieſe Regungen eines aufgeſchreckten Inſtinktes ſich ausſprechen, eh' er ſelbſt wieder das Wort nahm.

Ihr Unglück, Herr Sallmann, geht mir nah', ſagte er, aber verzweifeln Sie darum am Lande der Freiheit nicht. Es iſt die wahre und wirkliche Freiheit, glauben Sie, die ſich im Buchſtaben ſo leicht nicht einfangen läßt. Der Buchſtabe muß aufs Bündigſte und Beſtimmteſte geſtellt ſein, denn mit der Auslegung kommt ſchon die Willkür. So hat die Legislatur von Newyork kürzlich das Neun-Kegelſpiel verboten. Gehen Sie aber auf den Broadway in Gothic-Hall, zweiten Stock, ſo finden Sie dort nicht weniger als fünf Kegelbahnen nebeneinander. Wird ein verbotenes Spiel hier geſpielt? Beileibe nicht; die Partie hat bloß einen Kegel mehr bekommen. Man ſpielt ein Zehn-Kegelſpiel jetzt.

Das ſei, wie's ſei, ſeufzte der Bäcker, und ſtützte ſeinen Kopf in beide Hände; ruiniert bin ich doch! Adieu Weib und Kind, ſchlagt euch den Vater aus dem Sinn!

Benthal biß die Lippen und ſah mit dem Blicke des ſchmerzlichen Mitleids auf den armen Verzagenden. Er ſchien einen Augenblick zu überlegen, dann ſagte er entſchloſſen: Hören Sie mich an, Herr Sallmann, was mir da einfällt. Ein ku-

rioſes Mittel, aber es iſt amerikaniſch. Wir laſſen Ihr Abenteuer als Pamphlet drucken und machen den Kerl determiniert ſchlecht. Natürlich ſcherzhaft, witzig, mit der beſten Miene zum böſen Spiel. In das Pamphlet wickeln Sie Ihre Semmeln und Brote, und verſchenken ſie Stück für Stück an die Kunden, die Sie gekauft haben. Geht auch der letzte Dollar dabei drauf, — meinen Kopf zum Pfande! die Kunden treten zu Ihnen über. Wagnis und Skandal liebt der Yankee. Sind Sie auf gut amerikaniſch betrogen, ſo ſoll uns derſelbe Landesgeiſt auch zur Revanche herhalten. Man muß überall das Mittel beim Uebel ſuchen.

Der Schriftſetzer fügte hinzu: Und ich gehe beim Austragen neben Ihnen her und lache für einen halben Dollar per Tag. So haben Sie ſchon den erſten Lacher auf Ihrer Seite.

Damit war ein heiterer Ton angeſchlagen, worauf Benthal ſeine Tagesordnung fortſetzte. Herr Carrey, Inhaber der großen Kupferfabrik, Chatham-Straße No. 9, hat ſich gelegentlich der Präſidentenwahl mit einem Teil ſeiner Arbeiter entzweit, welche gegen ihn ſtimmten. Er entläßt ſie und erſetzt ſie durch neue. Ich notierte mir das für Sie, Herr Bertling.

Eine Stimme in Thüringer Mundart antwortete: ne, ich hab's verred't. Die Kerls verdienen keinen Deutſchen. Wenn mein Vorſpann aus Deutſchland eintrifft, eröffne ich mein eignes Geſchäft.

Sie warten aber ſchon lange auf dieſen Vorſpann, bemerkte der Frankfurter Gärtner; und wer ſich inzwiſchen ein Talerchen verdiente, wie? 's wäre beſſer als in Finger geſchnitten; nichts für ungut.

Iſt's meine Schuld, fragte der Kupferſchmied, daß es bei Ludlow in Brooklyn nur drei Tage dauerte? Was ein gelernter Meiſter iſt und ſoll ſich unter das Volk ſtellen — Menſchen von neunerlei Handwerk, die alle Sättel reiten, kein Teufel weiß, was für einen Profeſſioniſten man eigentlich vor ſich hat bei ſo einem Yankee, ein wahrer Rattenkönig von Handwerken, — probieren Sie das, meine Herren: lieber Fuchsprellen, werden Sie ſagen. Wie ſie die Branntwein-

blaſen hier machen, iſt die Konſtruktion ſo, daß man die einzelnen Teile nicht auseinanderlegen und reinigen kann; notwendig wird dabei das Produkt unreinen Geſchmacks, und der Deſtillateur hat noch eine zweite Arbeit mit'm Abziehen. An ſo einer Blaſe bekam ich mein erſtes Stück; da dacht' ich hollah! jetzt zeigſt du den Meiſter, und ſchlage die Sache vor nach deiner Art, nämlich mit den Schwarz'ſchen Apparaten. Was meinen Sie, daß ich Dank dafür hatte? Ausgegrunzt wurd' ich noch. Eingeſtanden, daß mein Engliſch nicht fir war und meine Zeichnung nicht eben korrekt; was ſchadet's? ein Deutſcher merkt doch auf und faßt, was man ihm beibringt. Aber dieſe langbeinigen Rothaare ſind wie ungeleckte Bären. Da iſt kein Sinn und Begriff drin. Was hilft der Kuh die Muskate? heißt's da. Wir ſchrien uns die Ohren taub wie beim babyloniſchen Turm und fuhren uns vor den Augen herum wie in der ägyptiſchen Finſternis; ſie ſpuckten mir ihre Tabaksknülle ein paar tauſendmal vor die Füße, das war all ihre Kunſt. Garſtig bekomplimentierten wir uns auseinander.

Danken Sie Gott, rief Benthal, Sie haben ſich ein Kapital gerettet. Wie in aller Welt wandelt Sie die Großmut an, Herr Bertling, daß Sie den Schwarzſchen Brennapparat ſo ohne weiteres zum beſten geben? Werden Sie nicht ſelbſt Ihr Hauptgeſchäft damit machen, wenn Ihr Vorſpann, wie Sie ſagen, anlangt? O Deutſchland, wann wirſt du aufhören, die Welt auszuſtatten, und anfangen, an dich ſelbſt zu denken! Anſtatt die eigenen Kunſtgriffe für ſich zu behalten und fremde dazu zu lernen, machen Sie's umgekehrt; den Schwarzſchen Apparat geben Sie hintan und tauſchen nichts ein dafür von der hieſigen Technik. Herrn Ludlow auf Brooklyn kenne ich nicht, wie ich mir überhaupt in drei Tagen nichts Amerikaniſches kennen zu lernen getraue, aber laſſen Sie die Fabrik Carrey ja nicht ungeſehen als Fachmann. Sehen Sie ſich die großen Arbeiten für die ſüdlichen Zuckerſiedereien an, das kommt uns in Deutſchland doch nicht vor. Was ſag' ich? Betrachten Sie den nächſtbeſten amerikaniſchen Nagel! Er hat an ſeinen vier Ecken

feine ſcharfe Widerhaken, die ihn unausreißbar mit dem Holze verbinden, iſt auch gegoſſen, nicht geſchmiedet. Ich wollte, es läge auf allen deutſchen Agenturen nur ein einziger ſolcher Nagel auf, daß wir bis ins Kleinſte ein Bild davon bekämen, wie verſchieden von uns hier fabriziert wird. Mancher deutſche Profeſſioniſt wäre dann weniger raſch, auf ſeine Profeſſion auszuwandern.

Der Rector magnificus hat recht, ſagt ein Berliner Maſchinenbauer; ich kam herüber in der Meinung, wenigſtens Werkführer oder Faktor zu werden mit meinen Kenntniſſen. Es iſt mir auch nicht bange, daß ich's in einigen Jahren bin, für den Anfang aber muß ich froh ſein, auf halben Sold einen halben Lehrling zu machen. Es ſind ganz andere Konſtruktionen hier. Es iſt ein Unterſchied, wie Feuerſteinſchloß und Perkuſſionsſchloß; jeder Stift wird hier anders gehandhabt.

Und manches Metier kommt gar nicht an, ſetzte ein Hanauer Goldarbeiter hinzu. Ich fragte um Arbeit herum. — Sind Sie ein Uhrmacher? hieß es überall. Ich bitt' einen: Goldarbeiter und Uhrmacher! Ob im Schmuckfache gar nicht gearbeitet wird? fragt' ich weiter. — Wenig, das kommt von Paris und London. Vergebens verdolmetſche ich den Leuten, daß wir Hanauer es nach Paris und London ſchicken, — wer glaubt es einem? Und ſo arbeite ich jetzt auf Probe in einem Geſchäft, — ums Waſſer! rief der Hanauer mit Zorn und Mißmut.

So verhält es ſich, ſagte Benthal, nur eines verſchweigen Sie, meine Herren. Eine raſche Kenntnis des Engliſchen, eine raſche Umwandlung in die Nationalformen des „sham" würde Sie als Maſchinenbauer wie als Schmuckarbeiter ganz anders akkreditieren. Sie müßten kein deutſches Wort mehr hören. Indes rechte ich freilich nicht mit Ihrem vaterländiſchen Gemüte, wenn es ſich auch „beim Waſſer" noch wohler befindet in — K l e i n deutſchland!

Der Sprecher hielt ſich einen Augenblick lang über ſeinen Papieren auf, um dieſe Worte gehörig nachwirken zu laſſen. Das betroffene Schweigen der beiden Vorredner bewies

auch, daß er dieſen Zweck, momentan mindeſtens, erreichte.

Hierauf fuhr er fort: Für Sie, Herr Poll, habe ich die Nachricht, daß in einer Apotheke auf dem Bowery eine Stelle offen iſt. Sie trägt freilich nur fünf Dollar monatlich bei freiem Board; aber wie Ihnen die Verhältniſſe bekannt ſind —

Der Angeredete — ein munterer Lockenkopf in den letzten Faden eines ſtudentiſchen Samtrocks — rief mit erſchrockener Stimme: Bei freiem Board? wie ſchade! Pardon, Herr Rector magnificus, aber auf eine Kondition mit Beköſtigung muß ich verzichten. Ich habe keinen Magen für dieſes naſſe glitſchige Brot, für dieſes ewige Schweinefleiſch, für dieſe trocknen, ausgekochten Braten, für dieſe Talg- und Tran-Meere von öligen Saucen, für dieſe ſchlechten Gemüſe, für dieſe alten Hülſenfrüchte, für dieſe Fuder von Pfeffer, Salz und Gewürzen, die ein Aufputz ſein ſollen für alles, aber bloß Gaumen, Zunge und Zahnfleiſch zerfreſſen, für dieſes abſcheuliche Tiſchgetränk von gewärmtem und gewäſſertem Brandy, für dieſe —

Es iſt wahr, unterbrach ihn Benthal, man muß ſich die hieſige Küche erſt anerziehen. Ich z. B. aß nur einmal in der Woche amerikaniſch, dann zweimal, dreimal u. ſ. f. bis ich mich vom grünen Baum entwöhnt hatte. Man fällt auf Liſten, wie Demoſthenes, vorausgeſetzt, man hat auch von ſeinem Willensernſte etwas.

Der Lockige antwortete mit einer Art komiſcher Tragik: Gewiſſe Dinge liegen außer unſrer Selbſtbeſtimmung, Herr Rektor. Deutſch zu hungern, wird mir leichter, als amerikaniſch zu eſſen. Auf Ehre!

Benthal zuckte die Achſeln und ſagte: Zufällig habe ich noch etwas an der Hand für Sie. Es kam mir ein Brief zu Geſichte, ein deutſcher Arzt in einer Shaker-Gemeinde bei Pittsburg freut ſich darin über den Aufſchwung ſeiner Praxis, und da er bisher die Arzeneien größtenteils ſelbſt bereitete, wie es bei Aerzten kleiner Landſtädte hier Brauch iſt, ſo würde er dieſes Geſchäft jetzt gerne einem Kollaborator überlaſſen. Notabene, er wünſcht ausdrücklich einen Deutſchen

dafür. Vielleicht führt er denn auch noch deutſche Küche. Genug, ich notierte mir's gleichfalls für Sie, Herr Poll.

Dankſchuldigſt anerkannt, erwiderte der Gelockte, aber mit einem langen Geſichte und bedächtigem Griff in ſeine Rocktaſche, fragte er gedehnt: Bei Pittsburg, Herr Rektor, ſagten Sie ſo?

In der Gegend von Pittsburg, ja!

Der Apotheker hatte eine Druckſchrift aus der zerriſſenen Rocktaſche zutage gewickelt und ſchlug jetzt mit der Hand, daß es klatſchte, in das entfaltete Papier. Richtig! Pittsburg, im Mai, da ſteht es! oh ich Schlemihl! rief er beſtürzt.

Alles blickte auf ihn und ſeine Papiere, umdrängte ihn nnd forſchte.

Das iſt ja im Narrenland! dieſes Pittsburg, brach Poll mit erhobener Stimme los. Und die Gruppe voll geſpannter, neugieriger Geſichter anredend, fuhr er fort: Stellen Sie ſich vor, meine Herren, ich promeniere heute am Nordfluß, weiß Gott, woran ich dachte, da kommt ein Bengel mit einem Austräger-Portefeuille auf mich zu, und ſchenkt mir dieſes Traktätlein. Man kennt die Ware, die ſich einem ſo auf den Straßen an den Hals wirft; indes, ich denke: du übſt dich im Engliſchen, und müßig wie ich bin, las ich den bedruckten Lumpen. Aber da hört doch alles auf. Ich überſetze nicht ſo fließend, Sie bemühen ſich wohl, Herr Rektor!

Benthal empfing das Blatt, überflog die erſte Seite und fragte gleichgültig: Hm! der Verein will das neue Jeruſalem aufbauen und beſchreibt den Tempel wie eine Art Blockhaus. Was weiter?

Die zweite Seite, wenn ich bitten darf, wo er das Koſtüm der Gläubigen vorſchreibt.

Benthal wendete um und las vom Blatte weg deutſch:

Das Kleid, welches vollkommen dem Innern des heiligen Menſchen und ſeiner reinſten Umgebung entſpricht, ſoll beſchaffen ſein, wie folgt: die Hoſen dürfen nicht zu weit und nicht zu eng ſein, — die Unterhoſen verbinde man ſo mit den Hoſen, daß ſie frei darin hängen und mit denſelben angezogen werden. Jeder wählt ſich die Farbe ſeiner Kleidung

nach der Art des Schmutzes seiner Arbeit; zu den Zeiten aber, wo man keine schmutzende Beschäftigung hat, soll man tragen Hosen von glänzendem Hellgelb, einen schneeweißen Rock und einen glänzend gelben oder goldenen Gürtel. Ein goldener Hut, von glänzend hellgelber Farbe ist der beste. Er soll da, wo er am Kopfe anliegt, kleine Luftlöcher haben, welche durch lose Einfassung mit den edelsten Perlen und Steinen, so edel als man sie kaufen kann, verdeckt werden sollen. Die weiblichen Personen, welche von Natur lange Haupthaare tragen, sollen diese zu dem einzig richtigen Zwecke derselben, ihren Hals damit zu erwärmen, benützen, und sie auf passende Weise gebunden, um den Hals herumwinden. Die männlichen Personen, denen zur Beihilfe ihrer kürzeren Haupthaare auch Bärte gegeben sind, sollen diese nicht hinwegrasieren, denn der Bart ist ein Hauptbestandteil des männlichen Körpers nach Gottes allmächtigem Willen, und durch wiederholtes Abrasieren desselben verwachsen die Wurzeln dermaßen, daß sie das Gesicht sehr verderben, und es kann auch das Abschneiden des Bartes nur von sehr naturwidrigen Folgen sein. Die im Amte stehenden Lehrer und Aeltesten des Volkes sollen auf weißen Pferden reiten, denn die Pflichten ihres Amtes machen sie zur unmittelbarsten Umsicht im hellen Geiste aller Erkentnisse verbindlich; weshalb sich dieses Amt hierbei auch durch die Helle äußern muß. Die Richter sollen auf Pferden von lebhafter braunroter Farbe reiten; denn aus ihrem Amte soll der Eifer einer feurigen Energie sprechen. Die Kassenverwalter sollen auf schwarzen Pferden reiten, so wie die unmittelbarste Aeußerung ihres Amtes sich mit den Bedürfnissen beschäftigt, welche gleich einer Schattenseite des Lebens sich verändern und verschwinden. — Die Bewohner unsrer heiligen Stadt mögen nicht heiraten; denn welcher edle Christ wird bezweifeln, daß Gott vermag, dem Abraham Kinder aus Steinen zu erwecken."

Hier legte Benthal die Flugschrift lächelnd aus der Hand, und das schallende Gelächter der ganzen Gaststube begleitete ihren Abgang. — Sie haben gut lachen, meine Herren, sagte

Poll, ſelbſt lachend, aber ich armer Schächer! Dort riskiere ich den Magen und hier das Gehirn. Adieu, — „Pittsburg im Mai!" Sie ſehen, Herr Rektor, ich muß leider noch einmal verzichten.

O ſchade! hieß es, ich möcht' ihn ſehen im gelblackierten Hut —

Und im ſchneeweißen Rock —

Und wie er Kinder aus Staincher zieht, ſagte der Frankfurter Gärtner.

Das Gelächter fing von neuem an.

Machen wir all unſre Tollhäuſer auf, rief der Bäcker aus Altenburg; wenn in Amerika die Narren frei herumlaufen, warum ſperrt man ſie ein in Europa?

Meine Herren, ſagte Benthal, es iſt uns Deutſchen mit Recht eine Erquickung, daß wir an ſolchen Zerrbildern unſre eigne Kultur fühlen lernen. Dieſer plumpe Prophet hier will geiſtige Tendenzen verfolgen und verwickelt ſich dabei in Unter- und Oberhoſen! Das iſt echt amerikaniſch. Freilich iſt er zugleich auch praktiſch wie ein Amerikaner. Was z. B. das Hängen-laſſen der Unter- in den Oberhoſen betrifft, ſo ſteht wohl niemand unter uns, der als Lehrling oder Geſelle in ungeheizten Kammern ſchlief und dieſes Dogma nicht am Abend befolgt hätte zur großen Fördernis ſeiner Morgentoilette. Hierin ſind wir wohl naturwüchſige Gläubige des neuen Jeruſalems. Auch die Wahl unſrer Farben zugunſten der ſchmutzenden Berufsarbeiten, wie er ſagt, iſt, wenn nicht appetitlich, doch nützlich erinnert. Dabei läßt ſich zugleich einſehen, warum unſere Böſewichter von Präſidenten, unſre Kieſelherzen von Finanziers, kurz das ganze feine, alſo laſterhafte Europa mit Vorliebe Schwarz trägt. Es iſt die offizielle Farbe des neuen Jeruſalems für ſehr ſchmutzige Beſchäftigungen.

Ein donnerndes Bravo der Auswanderer krönte dieſen radikalen Scherz.

Benthal fuhr fort: Gemach, meine Herren! Fremde Narrheit belachen iſt der Zucker des Lebens, heilſame Nutzanwendung davon das Salz. Was wollen Sie? dieſer Pro-

phet da, wie Sie ſehen, hat ganz gute Verſtandesmaximen; komiſch wird er nur dadurch, daß er den Verſtand in die falſche Beleuchtung der Religiöſität ſtellt. Aber macht es der deutſche Nationalismus anders? Den gemeinen Verſtand ſchiebt er an die Stelle der alten wundertätigen Heiligtümer, und iſt ſo naiv, die alte religiöſe Begeiſterung für denſelben in Anſpruch zu nehmen. Und nun das Bart-Dogma! Iſt es nicht eine von den acht Seligkeiten des „Vater Jahn" und haben wir — wenigſtens bis zur Juli-Revolution, — „Vater Jahn" nicht mit Andacht ſeine Borſten-Religion predigen laſſen? Ach, meine Herren, die Narrenleine iſt gleich der Linie des Aequators, ſie läuft um die ganze Erde herum. Daß alſo ein Geſcheiter in Kleindeutſchland verhungern ſoll, weil um Pittsburg herum Narren ſitzen, das ſcheint mir eine Logik, die vielmehr eine Verwandtſchaft als einen Gegenſatz mit den Pittsburgern beurkunden dürfte.

Bei dieſer Pointe hatte der Lockige ſeinerſeits eine kleine, freundſchaftliche Lache zu beſtehen; aber die Zärtlichkeit für ſein Gehirn war damit niedergeſchlagen. Er zauderte nun nicht mehr, das Offert anzunehmen. Die Geſellſchaft unterhielt ſich noch eine Weile damit, ihn als Mitglied des neuen Jeruſalems zu parodieren, während Benthal den ernſteren Wink anbrachte, ſeiner Landsleute zu gedenken, wenn er ſelbſt reüſſierte, — was die Spötter doch auch wieder gerne hörten.

Benthal fuhr hierauf in ſeinen Mitteilungen fort: Die hieſigen Verhältniſſe des Tuchmachergewerks — iſt Herr Sorau n[illegible] hier? — leider! er verſäumt nichts; ſeine Profeſſion iſt gleich Null hier: das gröbſte Fabrikat ausgenommen, iſt alles Import.

Er glaubte ſich auf die Teppichweberei einzuſchießen, ſagte der Bäcker Sallmann, den Abweſenden vertretend; wir hörten zu Hauſe, daß der Teppich hier allgemeine Mode ſei, — bis in die Bauernhütte herab.

Benthal antwortete: Das hat ſeine Richtigkeit, wie wir ſehen; nur webt ſich der Farmer von ſelbſterzeugter Wolle ſeine Hausteppiche ſelbſt in den müßigen Wintertagen. Was

aber die feinere ſtädtiſche Ware betrifft, ſo engagiert man an den großen powerlooms oder Dampfwebſtühlen ausſchließlich Leute vom Fach, die gut eingearbeitet ſind, nicht Praktikanten. Ueberdies verſteht Herr Sorau kein Wort engliſch. Sagen Sie ihm alſo, es iſt ein Glückſpiel wie Pharao, wenn er länger auf Verdienſt in ſeinem Metier wartet.

Was ſoll er machen? fragte Sallmann achſelzuckend.

Zigarren, antwortete Benthal hingeworfen.

Damit ſind wir abgefahren, rief augenblicklich eine gute Anzahl von Stimmen.

Ich will Ihnen auch erzählen, wie es zuging, antwortete Benthal. Sie nahmen die nächſtbeſte Zeitung zur Hand, und ſuchten und fanden darin Annoncen, nach welchen, wie es hieß, „unter den ſolideſten Bedingungen" Lehrlinge angenommen wurden. Iſt es ſo?

Ja! ja!

Die Bedingungen waren: vier Wochen Lehrzeit und zehn bis ſechzehn Dollar Lehrgeld bei eigener Beköſtigung. Waren das Ihre Bedingungen?

Ja! ja!

Sie gingen auf dieſelben ein. Nach der erſten Woche waren Sie fähig, die ordinärſte Penny-Zigarre zu fertigen. Dabei blieb's aber auch die drei folgenden Wochen. Ihr ſogenannter Meiſter verharrte bei der Penny-Sorte. Sie aber kannten als Neulinge weder den geringen Tabak, noch den geringen Preis, Sie kannten die ſchlechte Rentabilität dieſer Sorte nicht, wußten alſo auch nicht, was das ganze Manöver mit Ihnen zu bedeuten hatte. Es bedeutete aber dieſes: Ihr ſogenannter Meiſter hatte auf drei Wochen einen Arbeiter, den er nicht bezahlte, von dem er umgekehrt bezahlt wurde. Als Sie dann ſelbſtändig zu arbeiten anfingen, merkten Sie erſt, auf welch geringer Stufe Ihrer Ausbildung Sie ſtanden. Die Penny-Sorte hatte zwar Ihrem ſogenannten Meiſter rentiert, der ja Lohn ſparte und Lohn empfing; Sie dagegen verdienten nicht das Salz dabei. Für die feinere Arbeit, die beſſer bezahlt wird, hätten Sie einer neuen Lehr-

zeit bedurft. Dazu fehlte aber jetzt: Mut, Geduld, Geld! So gaben Sie das Zigarrenmachen auf. Iſt es ſo?

Ja! ja! war die einſtimmige Antwort der Obigen.

Benthal fuhr fort: Ich habe mich ſpeziell über dieſe Verhältniſſe belehren laſſen, weil ich annehmen muß, daß viele von Ihnen davon fortwährend werden Gebrauch machen wollen. Ich bedauere nur, daß Sie die Beute von Betrügern geworden ſind, eh' ich das Vergnügen hatte, Sie zu beſuchen. Die Richtſchnur, ſich vor zukünftigem Schaden zu bewahren, iſt im weſentlichen dieſe: der Lehrling akkordiert ein Lehrgeld von zehn Dollar auf unbeſtimmte Zeit, d. h. bis er die Fabrikation ſämtlicher Zigarren-Sorten gut und tüchtig gelernt hat. Zugleich läßt er ſich jedes ſelbſtgefertigte, brauchbare Stück Zigarre bezahlen, und zwar zu dem üblichen Preis. Das iſt das einzig reelle Verfahren. Meiſter, welche andere Bedingungen ſtellen, ſind Schwindler; Sie finden aber auch auf dieſe noch der Ehrlichen genug. Ich notierte mir eine Reihe derſelben zu Ihrem beliebigen Gebrauch.

Benthal gab eine Anzahl von Zetteln hintan zur großen Befriedigung vieler, welche mit Eifer darnach griffen. Nur hin und wieder ſah man eine Hand unſchlüſſig zucken — unſchlüſſig zwiſchen dem Drange der Not und einem ſehr bemerkbaren bürgerlichen Meiſterſtolz, der noch ſchnell zu überrechnen ſchien, ob ſeine Kaſſe vorhalten würde, auch ohne dieſes dargebotene Auskunftsmittel. Hin und wieder hörte man aber auch den halb unterdrückten Seufzer eines Armen, der traurig die verteilten Adreſſen an ſich vorübergehen ließ, weil ſeine Umſtände bereits ſo ſchlimm waren, daß ſie ihm einen Aufwand von zehn Dollar Lehrgeld nicht mehr erlaubten. Perſonen dieſer beiden Farben waren es, welche den Rektor jetzt mit Fragen anlagen, was ihm Entſcheidendes über ihre betreffenden Berufszweige etwa bekannt geworden. Benthal beſchied ſie, ſo gut er's vermochte, ermangelnden Falls machte er ſich Noten und verſprach möglichſte Auskunft für das nächſtemal. Daneben gab es aber auch welche, die ſich ſelbſt weder in dieſe noch in jene der bezeichneten

Schickſalskategorien zu rangieren wußten, und offenbar noch keinerlei Mittel zwiſchen ſich und der neuen Welt gefunden hatten. So z. B. geſtand der Schneider aus Württemberg unverhohlen, daß er ſich in totaler Konfuſion über ſein Geſchäft befinde. Agenten, Briefe von Auswanderern, kurz alles hätte zu Hauſe übereingeſtimmt, nichts ſei ſicherer und lohnender hier als die Schneiderei. Nun laufe er aber wochenlang ohne einen Stich in Newyork herum. Auch Landsleute am Hafen hätten ihm jede Hoffnung —

Nichts von den Landsleuten am Hafen! fiel Benthal lebhaft dazwiſchen, die Raſſe kennen wir! Das ſind aller Welt Landsleute. Schotte, Holländer, Deutſcher, Franzoſe, — jeder iſt ihr Bruder, jeden duzen ſie in ſeiner Mutterſprache und verderben ihn ohne eine Spur von Gewiſſen. Wer ihnen traut, hat immer den ſchlechteſten Stand hier, ſein Gewerbe iſt immer das elendſte, es ſei, was es ſei. Bis auf die letzte Ader ſaugen ſie ihm den Mut aus der Seele und füllen ſie dafür mit Whisky-Begeiſterung und Arrak-Moral. Sie ſchleppen ihn von Schenke zu Schenke, halten ihn frei, vermitteln ihm alles und jedes, laſſen ihm keinen ſelbſtändigen Schritt zu, nur durch ihre Brille darf der „Landsmann" die neue Welt ſehen. Endlich haben ſie ihn für jeden Preis, ſchleppen den „glücklich Placierten" in ſeine Sklaverei, und wenn es je möglich iſt, einen Menſchen lebendigen Leibs zu vierteilen, ſo iſt ein ſolches Opfer gevierteilt. Ein Viertel bekommt der Zubringer, ein Viertel der Herbergswirt, ein Viertel der Arbeitgeber und nur das letzte Viertel ſeines Verdienſts er, der Arbeiter ſelbſt. Davon mag er vegetieren, bis ihm der letzte geſunde Tropfen ausgepreßt iſt, bis er hingeht, Lump mit den Lumpen, und den neuen Landsmann verdirbt, wie er ſelbſt verderbt wurde. Wahrlich, vergebens jubelt der arme Auswanderer, der Peſt und dem Ekel des Zwiſchendecks zu entfliehen: ſowie er den Fuß ans Land ſetzt, verwandelt ſich ihm das Schiffsungeziefer in Loafers, Runners und Rowdies, und Fleiſch und das Mark in den Knochen verſchwindet unter den Freßzangen dieſer Brut. Ich beſchwöre Sie, meine Herren, würdigen Sie dieſe

Hafen-Landsmannſchaft Ihres Umganges nicht! Von dem Augenblicke an, als ich das Treiben dort kennen lernte, hielt ich es für meine heilige Pflicht, mein Glas Bier in Ihrer Mitte zu trinken, um das Wenige, aber mindeſtens Wahre und Wohlgemeinte Ihnen mitzuteilen, was meine Zeit mir von hieſiger Ortskunde einzuſammeln erlaubt.

Eine Stimme rief aus der Mitte der übrigen: Iſt ſtets dankbar anerkannt worden, Herr Rektor, und wir alle wünſchen, Sie machten uns endlich die Freude, und ließen ſich eine regelmäßige Gratifikation für Ihre Bemühungen gefallen. Es wäre nicht mehr als in der Ordnung.

Benthal antwortete hurtig: Ich bitte das ruhen zu laſſen, ich habe es ebenſo oft gewünſcht. Sie wiſſen, daß ich kein Verdienſt daraus mache, im grünen Baum einzukehren und mich mit Ihnen zu unterhalten, ob von Wind und Wetter oder von Geſchäften: 's iſt immer Zeitvertreib. Das müßte noch ganz andere Maßſtäbe annehmen, wenn es des Lohnes wert ſein ſollte. Ein Berichterſtatter müßte ſeinen Beruf daraus machen, — was ſag' ich, einer? Ein ganzes Komitee wäre nicht zu viel. Wahrſcheinlich erleben wir auch die Gründung eines ſolchen; es müſſen erſt ein paar tauſend unſers Volks zugrunde gehen in den Händen der Hafenauskünftler. Das iſt auch in der Ordnung! — Und abſpringend von dem patriotiſchen Sarkasmus fuhr er fort: Ihr Gewerbe, Herr Eckerlein, hat goldenen Boden in Newyork, ſeien Sie ganz ruhig darüber. Die Sache iſt einfach die: Sie haben die ſogenannte „gute Zeit" ungefähr um Oſtern herum auf der See zugebracht; nicht wahr? Herbſt und Frühling iſt aber auch hier die gute Zeit für die Schneider, und Winter und Sommer die ſchlechte. Indes iſt auch die ſchlechte keineswegs brotlos in Newyork. Es florieren da die ſogenannten South-Shops, die großen Kleiderfabriken, welche ganze Schiffsladungen ihrer Ware nach dem Süden abſetzen. Sie können denken, wie für die Schafhirten Virginiens, oder für die Neger der Reis- und Zuckerplantagen genäht wird. So bekommen Sie denn auch für ein Beinkleid fünfundzwanzig Cent, eine Näherin gar nur achtzehn,

während in der eleganten Newyorker Saiſon der Lohn ein, ſogar anderthalb Dollar iſt. Dieſe Lohnerſparnis macht natürlich den enormen Vorteil der South-Shops aus, während der Schneider ſelbſt doch auch wieder Vorteil davon hat: den Vorteil einer ſtets offenen Verſorgungsanſtalt in ſeinen ſchlimmſten Tagen. Ich rate Ihnen alſo, Herr Eckerlein, nehmen Sie bis zum Herbſt mit ſo einem South-Shop verlieb.

Der Württemberger antwortete: Ei, Herr Rektor, ich frug ſchon herum bei einigen, aber man ſchlug mir überall fires Engagement vor, und da bat ich mir doch Bedenkzeit aus.

Benthal lächelte: Die Nackers! wie ſie nur ein deutſches Geſicht ſehen, verſuchen ſie gleich die Prellerei. Fires Engagement in einem South-Shop! Ein teures Linſengericht in einer hungrigen Stunde! Ueberhaupt, meine Herren, betrachten Sie das ſo ziemlich als Regel: wer Ihnen gar zu prompt feſten Kontrakt anbietet, der ſpekuliert auf Ihre Landesunkenntnis, auf Ihre augenblickliche Not, und will Sie zum weißen Sklaven machen. Nein, Herr Eckerlein, nichts von ſolchen Engagements! Fahren Sie nur fort in den South-Shops Arbeit zu ſuchen; aber laſſen Sie ſich merken, daß Sie die Verhältniſſe kennen, daß Sie noch Subſiſtenzmittel haben, ziehen Sie ein patentes Röckchen an, auch wenn's geborgt wäre, — und man wird Sie gerne annehmen, ohne daß Sie dem Teufel für die magre Saiſon Ihre fette verſchreiben. Probieren Sie's nur ſo.

Mir ſcheint, ich bin in dem gleichen Falle mit Herrn Eckerlein, hörte man die ſchwere Stimme eines Weſtfalen, die zu der ſchwäbiſchen Mundart des Württembergers ſo markig kontraſtierte, daß alles faſt erſchrocken aufblickte.

Sie ſind? fragte Benthal.

In Deutſchland war ich Tapezierer, antwortete der Weſtfale, was ich hier bin, weiß Gott, ich nicht. Mein Bruder, der als Zimmermaler im biſchöflichen Schloſſe zu Münſter Brot hatte, wurde abgedankt, weil er ſich die Proteſtantin nicht ausreden ließ, da man ihm ein katholiſch' Küchenmädchen zugedacht hatte. Indem er ſich nun wegen der Aus-

wanderung erkundigte, hieß es einſtimmig: für Zimmermaler wär's nichts, man hätte nur Tapeten drüben. Hollah, dacht' ich, denn ich ſtand ſchon zuvor ſprungfertig, der Eimer, der nicht Waſſer hält, mißt doch Hafer; das iſt eine Hacke auf deinen Stiel. Ich geh' alſo voraus auf meine Profeſſion, da ſie die beſſere iſt, und ſollte mich umtun, wie der zu Hauſe nachzubugſieren wäre: aber was find' ich? wollte Gott, ich ſäh' ſelbſt wieder die Lippe fließen, ſtatt North- und Eaſt-River! Die Tapezierer, oder wie man's hier heißt, die Paperhangers, haben nur drei Monat' im Jahre: April, Mai, Juni; — das war juſt die Zeit meiner Ueberfahrt. Ich mußte alſo friſchweg neun Monate warten — Bagatell! in neun Monaten wird ſonſt zwei aus eins; ich aber wurde Null. Daß dich der Schwed'! dacht' ich, ſollte denn die Papierleimerei das ganze Geſchäft hier ſein? Matratzen haben Sie doch! So frag' ich nach Polſtererarbeit. Die macht der Möbelſchreiner, hieß es. Auch nicht übel! Ich geh' nun zum Möbelſchreiner. Ob ich anſtreichen und malen könnte! Mich trifft der Donner! Anſtreichen und malen! ich mal' euch was! Am Ende fragt das Beeſt, ob der Tapezierer ein Glockengießer iſt! Aber ſo geht's hier; Herr Bertling hat recht, wahre Rattenkönige von Handwerk findet man hier. Das eine Fach iſt oft auseinandergeſchlagen, daß man die Scherben in zehnerlei andern Branchen ſuchen muß, und umgekehrt mengſeln ſie Handwerker zuſammen — es iſt toll! Ich möcht' hier in keiner Bataille bleſſiert werden: ein Yankee-Chirurg iſt imſtande und ſetzt mir den Fußknöchel ins Schulterblatt.

Geht mir's anders? hub ein Glaſer an; aber Benthal unterbrach ihn: Mit Erlaubnis, Herr Thalhofer iſt nicht zu Ende.

Der Weſtfale fuhr fort: Was meinen Sie nun, Herr Rektor, ſoll ich meinen letzten Penny in die Zigarrenmacher-Schule tragen?

Iſt es der letzte? fragte Benthal.

Der allerletzte; und wenn der deutſche Kaiſer ſein Pöſtchen einforderte —

Das ſind freilich keine Umſtände für einen Lehrkurſus, erwiderte Benthal; mit Schulden anzufangen iſt überall verdrießlich, doppelt in Auswandererslage, wo vielmehr ſtets ein paar Dollar Reiſegeld übrig ſein ſollten für den Fall eines Unterkommens im Innern. Ich will Ihnen dieſes ſagen: In Williamsburg weiß ich zwei deutſche Doktoren, welche Pappſchachteln machen; ihr Abſatz iſt bereits ſo gut, daß auch ein dritter Arbeit fände. Fahren Sie einmal hinüber. Der Tapezierer ſagte bedenklich: Aber, Herr Rektor, werden ſich die Doktoren einen ſimplen Handwerksmann auch gefallen laſſen?

Benthal ſchrieb ihm die Adreſſe auf und hielt den Einwand kaum der Mühe wert, mit Gemurmel darauf zu antworten: Ich hoffe, die Herren haben begriffen, daß ſie in Newyork ſind, und nicht in Schilda; — worauf er ſogleich fortfuhr: Was wollten Sie ſagen, Herr Loßbert?

Der Glaſer antwortete: Neues gar nichts, Herr Rektor, gar nichts. Ich bin eben dran, wie wir Deutſchen alle. Der Goldarbeiter ſoll Uhrmacher ſein, der Tuchmacher Teppichdampfweber, der Tapezierer Möbelſchreiner, der Möbelſchreiner Anſtreicher — nur was der Glaſer hier ſein ſoll, konnt' ich noch nicht loskriegen. Aber daß er nichts iſt, ſoviel weiß ich bereits. Auch ich tappe im Finſtern herum nach einem Zipfel meines Handwerks und kann ihn nirgends erwiſchen.

Suchen Sie ihn beim Bautiſchler, antwortete Benthal.

Aber wenn auch dem Bautiſchler Arbeit fehlt? fragte der pfälziſche Schreiner.

So hat ſie der Zimmermann, war Benthals Antwort.

Und wenn der Zimmermann feiert? erhob ſich ein tiefbrauner Kopf mit dem länglich-ſcharfen Profil des Oberfranken.

Was! der Zimmermann feiert? rief Benthal; hier, wo jede Sommerſtunde ein Haus ausbrütet, jeder Tag der Geburtstag einer Straße iſt? Nicht möglich!

Dann lüg' ich, ſagte der Franke kurz.

Benthal hielt einen Augenblick inne, hierauf erwiderte er: Sie mögen recht haben. Newyork liegt an der Front von

Amerika, es hat den ſtärkſten Anprall der Einwanderung auszuhalten. Ich gebe die Lokalkonkurrenz zu. Aber, iſt Newyork die Union? Wo bleibt das weltgroße Hinterland? Gibt's nicht für tauſende von Ackern jahraus, jahrein Fenzen zu machen, iſt Pennſylvanien nicht bedeckt mit Sägemühlen, die alles beſchäftigen, was ſeine Holzart führt?

Reiſegeld! rief der Zimmermann, und das Wort traf in ſeiner baren Beſtimmtheit ſo ſchlagend die einfache Situation vieler andern, daß man es augenblicklich nachhallen hörte: Reiſegeld! ja, Reiſegeld!

Reiſegeld iſt immer zu haben, antwortete Benthal; wer es ſo entſchieden ſucht, wie ich es hier äußern höre, der findet es am Hafenkrahn, bei den Eiſenbahnen, beim Kanalgraben, im Arſenal auf Brooklyn, mit der Handkarre, mit der Schaufel — wo und wie Sie wollen! Ich wüßte keine Sorte öffentlicher Arbeiten, welche nicht Taglöhner beſchäftigte, ſoviel ſich deren melden.

Das Wort Taglöhner machte einen aufregenden Eindruck auf die deutſchen Handwerker. Einige fuhren wild durcheinander, andere ſcharrten mit den Füßen, manche ſchrien laut auf und ſchickten ſich zum Weinen an bei der Nennung eines Wortes, das ohne alle Illuſion eine deſperate Lage bezeichnete. Ein Schmerzensausruf nach Deutſchland erſchell, und einer nahm dem andern das Wort der Rückkehr vom Munde.

Benthal ließ all dieſe Aeußerungen eine Zeitlang ruhig gewähren, dann ergriff er wieder das Wort und ſagte, als ob es nichts Beſonderes wäre: Was die Rückkehr nach Deutſchland betrifft, ſo habe ich eine Notiz darüber, welche von den Schiffsreedern, wie es ſcheint, in tiefſtes Dunkel gehüllt wird, denn es wäre ſonſt befremdend, daß ſie nicht allgemeiner benutzt wird. Es beſteht nämlich ein Geſetz, welches jeden Schiffseigentümer verpflichtet, den Auswanderer, der binnen Jahr und Tag keinen Erwerb hier gefunden, an den Hafenplatz, von dem er gekommen, wieder zurückzuführen, und zwar unentgeltlich. Diejenigen nun, welche im äußerſten Falle —

Hier wurden die Worte des Sprechers unhörbar, denn die ganze Verſammlung war wie elektriſiert bei dieſer Mitteilung. Alles ſprang von den Stühlen auf, als ſollte es ſtehenden Fußes nach Deutſchland zurückgehen. Der Zuſtand jedes einzelnen ſchien mit einem Male kopfüber geſtürzt, jede Sachlage in ihr Gegenteil verwandelt, jeder gefaßte Entſchluß unhaltbar, und nur der eine Gedanke lebensfähig: Rückkehr nach Deutſchland. Wie ein ausfliegender Bienenſchwarm entſtand plötzlich eine äußerſt lebhafte, ja tumultuariſche Debatte in der Gaſtſtube, und ihr Inhalt war — wenn in dem allgemeinen Durcheinander überhaupt ſich ein Inhalt verfolgen ließ — daß jeder dem andern zu beweiſen ſuchte, ſein Erwerb ſei unzulänglich, war es nie anders, und werde es nie anders ſein; kurz, er ſei im vollſten Rechte, jenes Geſetz zu ſeinen Gunſten in Anſpruch zu nehmen. Dazwiſchen wurde mit glühenden Farben das Leben in Deutſchland geſchildert, es ſtellte ſich ſonnenklar heraus, daß man zu Hauſe das Beſte verlaſſen und das Schlimmſte dafür eingetauſcht, man könne nicht ſchnell genug den Fehler gut machen; ja, die hitzigſten Köpfe ließen ſogar den Vorwurf hören, daß Benthal dieſe Nachricht all ſeinen übrigen nicht gleich vorausgeſchickt, ſie ſei ja mehr wert, als das ganze Amerika.

Benthal verſuchte ein paarmal zu Worte zu kommen, aber vergebens: er wurde der Aufregung nicht mächtig. Mit ſchwülem Aufatmen griff er ſich an die Stirne, tat einen Zug aus ſeinem Glaſe, und ſah über das ordnungsloſe Element dahin, mit einem Blicke, der halb dem verachtenden, halb dem erbarmenden Mitleid angehörte. Endlich gewann das Erbarmen die Oberhand, er ſprang auf und griff mit folgender Anſprache mutig an ſein Steuer.

Meine Herren, rief er, da Sie ſämtlich nach Deutſchland zurückkehren, ſo erlauben Sie mir ein Wort des Abſchiedes, denn wir ſehen uns in dieſem Falle wahrſcheinlich zum letzten Male heute. Nach dieſen Worten wiederholte er einen Zug aus ſeinem Glaſe, aber wenn je eine Kunſtpauſe wirkte, ſo tat es dieſe. Es wurde plötzlich ſtille, man ſah ſich mit

langen Gesichtern an, einige fingen zu lachen an. Diesen Moment ergriff Benthal, er setzte sein Glas ab, und lächelte mit. Dann fuhr er fort: Ich muß notwendig lächeln, wenn ich mir vorstelle, wie Sie selbst nach fünf oder zehn Jahren an diesen Augenblick zurückdenken werden. Sie führen dann Ihre großen Firmen auf dem Bowery, haben Häuser oder ganze Straßen gebaut, befahren durch Ihre Aktien den obern See oder den merikanischen Meerbusen, sind Schul- und Kirchenvorstände, Stadträte, vielleicht Deputierte und Gouverneure geworden, — denn das ist die Karriere des Deutschen: mit der Träne im Auge fängt er an, und mit der Million endet er. Seiner weinerlichen und verschlissenen Gestalt läuft heute der Straßenjunge nach mit dem Spottrufe: „ein Dutchman!" und nach zehn Jahren komplimentiert sich derselbe Straßenjunge mit einer Kandidatenliste durch Ihren Klub, und spricht: „Die Deutschen sind die besten Bürger Amerikas. Wir empfehlen Ihrer einsichtsvollen und patriotischen Wahl — usw." Tun Sie mir den Gefallen, meine Herren, denken Sie an den grünen Baum zurück und an den Rector magnificus, der Ihnen das wörtlich so vorhergesagt hat. Ist es möglich, werden Sie ausrufen, wußten wir nicht selbst, daß aller Anfang schwer ist, und braucht uns jemand den gemeinsten aller Gemeinplätze in Erinnerung zu bringen? Ja, es ist natürlich, so verkehrt es auch zu sein scheint: Reiten und Schwimmen lernen Tausende von selbst, aber Gehen und Stehen lernt jeder Mensch unter Anleitung.

Möchten Sie das Glück, wovon ich spreche, in Tagen und Stunden erreichen! wer wünschte es aufrichtiger als ich? Aber wie schnell ist auch eine Handvoll J a h r e herum! Der Lehrling sieht sich als Geselle, der Soldat als ausgedient, der Gefangene in der Freiheit — Jahre sind kurz, wenn das Ziel feststeht, das dahinter liegt; ohne dieses wird auch ein Tag zur unerträglichen Last. G l a u b e n Sie an Ihr Glück und es wird sich erfüllen. Was macht den Yankee groß? Daß er keinen Moment zu fixieren, sondern jeden zu überbieten strebt. Anders der Deutsche. Er liebt das Beharren, alles, auch das Schlechteste, wird ihm zum Ruhepunkte. Fragen

Sie ſich ſelbſt, wie Sie dahin kamen, dieſes kleindeutſche Kartenhaus feſtzuhalten? Ihre anfängliche Abſicht war es nicht. Man wollte nur vorläufig beiſammen bleiben, bis jeder ſeinen Weg gefunden hätte, aber dieſes „vorläufig" wurde zur Gewohnheit. Man fand zwar ſeinen Weg nicht, aber doch einen winzig ſchmalen Pfad, und der Deutſche iſt ja genügſam. Auf dieſem Pfad geht's nun dahin mit zerriſſenen Kleidern und wunden Füßen: wer ſein trocken Brot verdient, hör ſchon zu ſtreben auf, ja er teilt noch mit dem andern, der es nicht verdient, und der nun gleichfalls zu ſtreben aufhört im gewohnheitsmäßigen Genuſſe dieſer Penſion. „Bruder, ich verlaſſ' dich nicht", heißt es; aber es ſollte heißen: „Bruder, wir verlaſſen uns ſelbſt alle beide."

Das geht uns an, murmelte der Schriftſetzer dem Frankfurter Gärtner zu.

Benthal faßte die beiden ins Auge, ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er: Ich nenne keinen Namen, aber ich verleugne auch nicht, wer ſich ſelbſt nennt. Allerdings, das geht Sie an, meine Herren. Herr Henning, metteur-en-page, abſolvierter Gymnaſiaſt, ein Mann, der nötigenfalls irgendeinen halblateiniſchen Humbuger von ſeinem Katheder jagen könnte, zieht den Ruhm der Beſcheidenheit allen übrigen Erdengütern vor. Er findet ſein Geſchäft überfüllt am hieſigen Platze, feiert, und hat die Selbſtverleugnung — Waſſereimer zu ſchöpfen in dankbarer Erwiderung der Verdienſte, welche Herr Birk die Großmut hat, ſich um Herrn Henning zu erwerben. Nun iſt zwar Ziehbrunnenarbeit nicht die heilſamſte Leibesübung für einen Menſchen, welcher im letzten Stadium der Phthisis pulmonalis geboren zu ſein den Anſpruch macht, auch wird die Nützlichkeit dieſer Beſchäftigung nach einigen der heißeſten Sommerwochen zu Ende gegangen ſein: indes beſcheide ich mich gerne, vorwitziger zu ſein, als mir ziemt. Der Deutſche iſt ja ſo unendlich reich an Hilfsmitteln — ſicher iſt das, was nach dem Ziehbrunnen kommt, noch immer origineller als meine dürftige Phantaſie. Hat ſich doch ein deutſcher Offizier dem Glöckner an der Trinitatis-Kirche als Aushelfer für die Vergünſtigung aſſoziiert, daß

er die Sperlinge auf dem Trinitatis-Turm ſchießen darf. Von dieſen Sperlingen lebt er!

Der Schriftſetzer brummte: Was kann denn er dafür, daß auf dem Trinitatisturm nicht Truthühner niſten!

Herr Birk ſelbſt — fuhr Benthal fort — kam aus der Frankfurter Gemarkung, aus der Hochſchule des deutſchen Gemüſebaus und wird mit Schrecken inne, daß die Gemüſeſchüſſel keine Rolle ſpielt zwiſchen den Fleiſchbergen der hieſigen Tafel. Mit Not findet Herr Birk noch ein Stückchen Sand, das ihm einer der wenigen und ſchlechten Gärtner hier in einen höchſt pfiffigen Pacht gibt — ſo lange natürlich, bis der Grund verbeſſert und die Frankfurter Gartenkunſt vom Yankee abgemerkt iſt. Herr Birk hat ſich nicht mit Unrecht die Frage eigen gemacht, was der Zweck dieſes Daſeins ſei? Desungeachtet hat Herr Birk ausgeſorgt auf dieſem Sandparadieſe — es liegt ja in Kleindeutſchland! Freilich hat Herr Birk gehört, daß in Cincinnati eine gewinnreiche Blumenkultur floriert, daß ferner Cincinnati ein Hauptſitz der Deutſchen iſt, und alſo ohne Zweifel auch guten Gemüſekonſum hat: aber — hier bedrängt uns eine andere Verlegenheit — Reiſegeld! Das iſt der Punkt, „der Unglück läßt zu hohen Jahren kommen", wie Hamlet ſagt. Zwar trete ich mit dem Rat hervor, Reiſegeld im nächſtbeſten Taglohn zu verdienen — das heißt jedoch die große Alarmkanone abprotzen! Der deutſche Handwerksſtolz iſt empört bei dem Gedanken des Taglöhners, das deutſche Handwerk fürchtet an ſeiner Ehre zu freveln, wenn es Steine klopft oder die Schiffswinde dreht.

Meine Herren! wir alle hatten einen Hügel, von dem unſre Eltern, Geſchwiſter und Freunde zum letzten Male ihre Taſchentücher ſchwenkten; auch wir knüpften die unſrigen an die Wanderſtöcke, das wehmutsvolle Geflatter ging hin und her, wir glaubten nicht, daß es ein Ende nehmen könne. Als es aber doch zu Ende war, da rafften wir uns mannhaft empor und nun hieß es tapfer: Deutſchland ade! Wir verſprachen uns, als neue Menſchen die neue Welt zu betreten. Wie, meine Herren, halten wir ſo Wort? Wehen die verweinten Taſchentücher noch einmal? Wo bleibt der herzhafte Ab-

ſchiedsruf: Deutſchland ade? Ha, ſind wir Auswanderer, die nicht ausgewandert ſind? Das verhüte Gott, meine Herren, denn dann wären wir die unglücklichſte Baſtard-Gattung von allen Gattungen des Tierreichs.

Verſtehen Sie mich recht, meine Herren. Sie haben keinen jener falſchen Propheten vor ſich, welche den perfiden Gemeinplatz ausbreiten, der Deutſche müſſe ſich möglichſt ſchnell yankeeſieren, um ſein Glück zu machen. Nichts weniger. Ich beſchwöre Sie ſogar: ſchärfen und ſchleifen Sie alle Spitzen Ihrer Nationalität wie ein chirurgiſches Beſteck, und zerfleiſchen Sie jeden damit, der Ihnen zu nahe tritt. Ihren deutſchen Tiefſinn ſtemmen Sie entgegen der routinierten Flachheit, Ihr deutſches Gemüt der höflichen Herzenskälte, Ihre deutſche Religion dem trocknen Sektenkram, Ihr deutſches Perſönlichkeitsgefühl dem herdemäßigen Parteitreiben, Ihr deutſches Gewiſſen dem Humbug und Yankee-Trick, Ihre deutſche Sprache dem Mißlaut und der Gedankenarmut, Ihr deutſches Weinglas der Mäßigkeitsheuchelei, Ihre deutſche Sonntagsluſt dem Sonntagsmuckertum Amerikas. Das alles halten Sie feſt; und hätten Sie bei Neufundland oder zu Sandy Hook bis zum letzten Faden Schiffbruch gelitten, Ihre deutſche Sitte müßten Sie doch gerettet haben, oder ich wünſchte, Sie wären mit zugrunde gegangen. Aber eins werfen Sie über Bord, wie die ausgediente Matratze eines Zwiſchendeckbettes — die deutſche Handwerks-Pedanterie. Sie könnten den Amerikanern ebenſogut Ihre Fleißzettel aus der Schule vorzeigen, als daß Sie verſeſſen ſind auf das Handwerk, worin Sie Ihr „Meiſterſtück" gemacht. Die europäiſche Zunft war nur eine Schule des Handwerks; die Schule iſt durchgemacht und nun fallen die Zünfte in Europa ſelbſt, um wieviel mehr in Amerika. Wiſſen Sie, was hier Ihr Handwerk iſt? Jedes Werk Ihrer Hand. Die Sache hat hier ihren urſprünglichen Wortbegriff. Finden Sie Ihr Handwerk im gewohnten europäiſchen Stile hier — gut; wo nicht, ergreifen Sie das verwandte und vom verwandten wieder das verwandte, und durchlaufen Sie den ganzen Kreis wie eine Windroſe, bis Sie den Punkt gefunden haben, auf

dem ſchön Wetter wird. So kommt der Amerikaner fort; das nennt er „ſein Leben machen". Nur kein Leben auf halbe Diät! Ueberlaſſen Sie das den Kranken und Alten. Hier iſt man jung und geſund und verwandelt ſich zehnmal des Tags, unternimmt alles und verzweifelt an nichts. Das erſte Laſter in Amerika iſt die Zufriedenheit. Beharren Sie in keinem Zuſtande, der Sie nicht g a n z befriedigt. Hüten Sie ſich überhaupt vor dem deutſchen Triebe des Beharrens. Warum erſchreckte Sie das Wort Taglöhner ſo außerordentlich? Weil Sie es mit deutſchem Ohre hörten, weil Sie ſich unwillkürlich ein Beharren in der Tagelöhnerei dachten. Behüte der Himmel! Taglöhnern Sie ein paar Wochen, bis einige Dollars erſpart ſind zu der nächſtbeſten Unternehmung, ſparen Sie bei dieſer ein größeres Sümmchen zu einer noch vorteilhafteren Geſchäftsart und fahren Sie ſo fort in dieſem Staffelbau, es wird ſchneller gehen, als Sie denken. Vielleicht ebenſo ſchnell, als ob Sie nach Deutſchland zurückkehrten und ſich in die alten ausgefahrenen Geleiſe wieder einkarreten. Abgeſehen, daß Ihre Anſprüche auf jene geſetzliche Retourfahrt lange nicht ſo liquid ſein dürften, als Sie ſich vorzuſtellen ſcheinen. Wer aber ein wirkliches Recht daran hat, der mache es geltend — zum Scheine wenigſtens — denn der Erfolg wird dieſer ſein: der Schiffsmakler wird verſuchen, Ihnen ein paar Dollars Abſtandsgeld zu bieten, die nehmen Sie an, nachdem Sie ſo viel als möglich geſteigert haben, und nun haben Sie Reiſegeld! Gehen Sie damit nach Pennſylvanien oder Ohio und ich will „damned dutch" ſein, wenn Sie dort die Arbeit nicht finden, die Ihnen hier verſagt. Das iſt der Gebrauch, den Sie von jener Mitteilung machen können. Ich wollte, Sie hätten dieſelbe, anſtatt teutoniſchen Rückwärts-Chorus anzuſtimmen, gleich ſelbſt in dieſem Sinne aufgefaßt; es wäre ein hübſches Zeichen geweſen, daß Sie vom amerikaniſchen Geiſte bereits ein paar Tropfen Taufwaſſer empfangen. —

Und nun, meine Herren, laſſen Sie mich noch einmal Abſchied nehmen. Nächſte Woche finde ich vielleicht manchen von Ihnen nicht mehr hier, aber nicht weil er nach Deutſch-

land zurückkehrte, ſondern weil er nach Taglohn aus iſt — wenn ich mir's ſchmeicheln darf. Wer es immer ſei, der ſich zu dieſem Anfang entſchließen wird — er ſei beglückwünſcht! Und wer es nicht tut, der ſtöre mindeſtens den andern nicht. Der Amerikaner achtet jede Arbeit, denn keine iſt ihm ein Dienſt. Diener und Dienſtherr ſpeiſen an demſelben Tiſche und jeder ſpuckt genau in dieſelbe Diſtanz vor ſich aus — ein äußerer Gradmeſſer ihres inneren Selbſtgefühls. Nur der Deutſche iſt's, der ſeinen Landsmann mißachtet, oder der ſich ſelbſt erniedrigt und verknechtet fühlt, und kaum zum Tageslicht aufzublicken wagt, wenn ihn jemand mit der Schaufel in der Hand betritt, der ihn mit der Feder hinterm Ohr gekannt hat. Fluch dieſem Unſinn! Fluch dieſer Handwerksehre, welche Menſchenſchande iſt! Ich ſpeiſte einſt, meine Herren, bei einem Bankier in Deutſchland. Es war mitten im Januar und wir hatten friſche Erdbeeren und Pfirſiche zum Deſſert. Aber draußen auf der Galerie weinte das kleine Töchterchen des Hauſes, und fragte mich im Vorbeigehen, ob ich ihr keine Brotrindchen zuſtecken könnte. Nach drei Tagen war der Bankier tot und ſeine Leute begruben ihn ſchnell, damit die Giftflecke an der Leiche nicht zum Vorſchein kämen. Das war deutſche Handwerksehre! — Mein Mr. Mockingbird hat mit einer Viertelmillion in Tran falliert, und ſtreift ſich luſtig die Hemdärmel auf, um rechts ein Buſhel Zwiebel zu meſſen, und links ein Rudel Schulrangen zu Paaren zu treiben — der Anfang zu einer neuen Viertelmillion. Und ich, der Rector magnificus, wie Sie ſagen, helfe ihm Zwiebel meſſen und Schulkinder kämmen, da ich doch jede Profeſſorenſtelle am Harvard-College verſehen könnte, — nur daß ich ſie noch nicht habe. Das iſt amerikaniſche Handwerksehre! Nichts iſt ſo gering hier, womit man nicht anfängt, aber nichts ſo hoch, womit man nicht enden wollte. Der Deutſche macht's umgekehrt. Es ekelt ihm vor der ſeichten Stelle, wo Fröſche laichen, er wagt ſich aber auch nicht hinaus, wo Silberflotten ſegeln. Er kennt kein Fortſchreiten von einem zum andern, ſondern ein hübſches Beharren in der Mitte. Meine Herren, das taugt nichts, und wär' es nicht ſchon ſo ſpät, ich würd'

es eine Million Mal wiederholen: es taugt nichts! Dieſe freie Beweglichkeit, dieſe entſchloſſene Tatkraft, dieſe vollkommene Herrſchaft über ſich in allem äußern Handeln müſſen Sie von Amerika lernen. Fürchten Sie deshalb nicht gleich, im Yankeetum aufgehen zu müſſen. Sie können dem Yankee tauſend deutſche Tugenden dafür zurückgeben, und ihn ebenſogut in unſerm Volkstum aufgehen laſſen. Das iſt ja der Plan, den die Vorſehung mit der deutſchen Einwanderung nach Amerika im Schilde führt. Die zwei reichſten Völker der Erde ſollen ihr Kapital auf e i n e n Satz einlegen, ein Produkt ſoll entſtehen, welches der beſte Jahrgang im Weinberge der Menſchheit wird. Der Amerikaner hält ſeine Hand über Meer und Erde, jede Muskel an ihm iſt ein Königreich wert — er iſt der Gott der Materie. Dafür hat er ſich auch das Geiſtige vom Halſe geſchafft und Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion in einer blechernen Formelbüchſe getrocknet zum haſtigſten Verzehr mittelſt einer Kanne Teewaſſer. Der Deutſche kommt aus dem Lande der Waldvögel, der Dichter, der Univerſitäten, der Dome — er iſt ſelbſt ein lebendiger Dom, ein immerwährender Gottesdienſt der Begeiſterung. Aber er blieb auch unvollendet, dieſer Dom, die Erde ließ ihn im Stiche, weil er ihr gradeswegs gegen Himmel davonlief. Wohlan, der rührige Yankee iſt ganz der Mann dazu, dieſen himmliſchen Stummel auszumauern. Laſſen Sie ſeine Winden und Hebel ſpielen an ſich, aber während er nur „Maſchinenarbeit in Akkord" zu machen glaubt, ſchlage das Wunderweben des Doms zu den farbigen Spitzbogenfenſtern heraus, und Orgelton und Glokkenklang und flammende Kerzen und beſeeltes Bildwerk werfe den Zunder eines höheren Lebens in ſein Herz, daß er vom Gerüſt herabkomme, ausgebaut in ſeinem Innern, wie Sie im Aeußern. — Ja, meine Herren, halten Sie Ihre Nationalität feſt: Sie ſind es dem Lande ſchuldig; aber fügen Sie ihr vom Yankeetum das brauchbarſte Stück ein: Sie ſind es ſich ſelbſt ſchuldig. — Gute Nacht, meine Herren, ich empfehle mich Ihnen. —

Kleindeutſchland ſaß noch lange um ſeine Lichter herum, als Benthal mit einem raſchen Verſchwinden zur Türe hin-

aus war. Vor der Türe aber fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter und eine klangvolle Männerſtimme ſprach: Ich danke Ihnen für dieſe deutſche — T a t!

Siebentes Kapitel

Benthal wendete ſich dem Sprecher dieſer Worte zu, und erkannte denſelben ſchneller, als es zuvor umgekehrt der Fall geweſen. Freudig erſtaunt lüftete er den Hut, womit er ſich eben bedeckt hatte, und erwiderte Worte wie dieſe oder ähnliche: Herr Doktor, die Ehre, Sie wiederzuſehen, iſt mir eine unſchätzbare. Moorfeld antwortete lebhaft: Nicht ſo, mein Beſter! Laſſen wir dieſe Sprache, wenn's beliebt. Die Höflichkeit kommt mir vor wie die Mönchsſchrift auf alten Pergamenten: ſie erbaut, ſolang nichts Beſſers da iſt, aber man beſeitigt ſie, wenn ein guter Dichter unter ihr entdeckt wird. — Ich wette, Sie ſind ſelbſt Dichter, erwiderte Benthal auf dieſes Bild. Moorfeld lächelte ſchalkhaft: Um Verzeihung! keine Wette ohne Gegenwette; aber eine ſolche wünſchte ich nicht.

Die beiden jungen Männer nahmen ſich unter den Arm. Benthal behielt ſeinen Hut in der Hand, trocknete ſich die Stirn und lüftete der geringen Nachtkühle ein paar Knöpfchen. Moorfeld ſagte: Klopſtock meint, die Unſterblichkeit iſt des Schweißes der Edlen wert, ich möchte gerechter ſein und es umkehren: der Schweiß der Edlen iſt der Unſterblichkeit wert. Aber leider, daß der edelſte Schweiß juſt am wenigſten auf die Nachwelt kommt! Darum bewundere ich immer von neuem Männer wie Sie, welche die entſagende Größe haben, das Beſte an das Vergänglichſte zu ſetzen.

An das Vergänglichſte! wiederholte Benthal; — freilich! aber wer weiß denn, was vergänglich iſt? Bis dieſes Wiſſen kommt, handelt man im *Glauben* an dauernde Erfolge. Das kann unter Umſtänden ſehr lange währen. Der Glaube iſt dann das eigentlich Unſterbliche an der Sache.

Recht ſo! recht ſo! rief Moorfeld mit Wärme, der Glaube! der iſt überhaupt alles! Er iſt die größte Heldentat des Menſchen. Ich werde nicht müde, das zu behaupten. Der Glaube iſt der Vater der Menſchheit; die Skepſis iſt eine alte unfruchtbare Jungfer.

Benthal warf einen beſorgten Blick auf ſeinen Begleiter. Moorfeld bemerkte es und fuhr lachend fort: Seien Sie ganz ruhig, Beſter. Ich bin weder Jeſuit, noch Kapuziner, noch Konſiſtorialrat. Von jenem Glauben iſt ja hier nicht die Rede. Oder vielmehr von ihm nicht allein. Glaube iſt Selbſtgefühl. Ich frage keinen Tiſchler, was er glaubt: er glaubt an ſeinen Hobel. Ach, Europa wimmelt von Tiſchlern, die nicht mehr an ihren Hobel glauben! Darum ergriff ich Ihre Hand, weil ich Sie ſo impoſant glauben ſah.

Benthal antwortete: Ach wohl! ich glaube wie jener Jude, der in Rom Chriſt wurde, der ſchlechten Chriſten wegen. So glaube ich hier an unſer Volkstum. Wenn ich dem zerfahrenen Leben der Deutſchen zuſehe, und wie eifrig ſie ſich ihren eigenen Untergang angelegen ſein laſſen, ſo möchte ich mir oft mit Glüheiſen meine deutſche Haut vom Leibe brennen. Es iſt ein Schauſpiel zum Raſendwerden. Wenn ich aber erſtaune, daß ihnen ihre Selbſtzerſtörung doch nicht gelingt, daß ſie immer wieder lebendig vom Boden aufſtehen, auf dem ſie tot hingeſunken; wenn ich die hieſigen Nativiſten betrachte, wie ſie im Beſitze des mächtigſten Staatslebens der Erde Bollwerk um Bollwerk auftürmen gegen dieſe armen verlorenen Söhne; wie ſie in ihrer Preſſe die raffinierteſten Gifte deſtillieren, um uns zum Teufel zu befördern; wie ſie mit offenen Judenverfolgungen in unſre Quartiere einfallen; wie unſre Fehler ihnen winzig dünken müſſen, weil ſie nur Herſchel-Teleſkope in Gebrauch nehmen, wenn davon die Rede iſt; kurz, wie die eitelſte Nation der Welt ihr Fröſteln und Beben nicht los wird vor einem Menſchenhaufen, der noch gar keine Nation iſt; wenn ich mitten unter dieſen Wahrnehmungen täglich aufſtehe und mich niederlege: ſo härtet ſich mir, wie im zehnfachen Feuer, die Ueberzeugung: es gibt nur einen Gott, und die Deutſchen ſind ſein auser-

wählteſ Volk! Für dieſen Glauben könnte ich dann ebenſogut ſpießen und braten laſſen, wie Torquemada für den ſeinigen.

Moorfeld ſagte: Und Ihre Ketzer, glaube ich, wären noch etwas ſtraffälliger. Ich hörte hier von ſchändlichen Proben des Humbugs. Kaum glaubt' ich ſie, wenn ich perſönlich nicht auch ſchon Erfahrungen über dieſe Galeeren-Moral hätte.

Eigentlich betrügt der reine Amerikaner nicht um der Beute willen, antwortete Benthal; kein Volk iſt weniger habſüchtig und leichter geneigt, das erworbene Privatvermögen zu wohltätigen und nützlichen Zwecken der Oeffentlichkeit wieder zurückzugeben. Seine Liſten und Tücken ſind's, die den Yankee nicht ruhen laſſen, auch wenn er wollte. Er kann nicht leben ohne das Gefühl der Ueberlegenheit über andere. Dieſen Kitzel befriedigt er im Guten wie im Schlimmen. Seine Beute iſt nicht ſowohl ein Raub, als vielmehr ein Preis; denn ſtillſchweigend beſteht im ganzen Volke eine beſtändige Wette, wer es dem andern an Kniffen zuvortut. Tropf, paß auf! iſt die allgemeine Loſung. Sie betrügen nicht, ſie gewinnen nur die Preiſe ihrer ewigen Nationalwette. Sie ſind mehr Schelme als Schufte. Freilich hat auch der gemeine, echte Betrug um ſo leichteres Spiel unter dieſem Schutze der öffentlichen Meinung. Und wieder iſt der böſeſte Betrug der Verzeihung gewiß, wenn er gegen den Deutſchen geübt wird. Den Deutſchen herunterzubringen, iſt gleichſam Nationalſache. Viel verzeihen ſich die Amerikaner einander, was nirgends ſonſt durchginge; aber — leider darf ich es ſagen! alles verzeihen ſie ſich dem Deutſchen gegenüber. Es iſt ein Deutſcher! hat ihnen ungefähr die Bedeutung, wie den alten Spaniern: es iſt ein Moriske! Hier fehlt jede Grenze. Vor kurzem wurde in Newyork ein deutſcher Familienvater erſchlagen. Ein Amerikaner tat's, mit dem der Deutſche Wortwechſel hatte; aber die brutalen Seevölker wechſeln überhaupt nicht Worte, wie der denkende Deutſche: ſie antworten mit Hieb und Stich. Der Mörder wird vor Gericht gezogen. Zufällig ſteht ſein Name in der Klage-

ſchrift nicht ganz korrekt, der Beklagte ſieht es, und wendet dem Gerichtshof mürriſch den Rücken. Warum man ihn ſeine Zeit verſäumen laſſe, fragt er den Anwalt, hier ſei eine Perſon mit einem Doppel-m zitiert, was gehe das ihn an? er ſchreibe ſich mit einem einfachen. Vor dem engliſchen Geſetzbuche war das ein vollgültiges Argument. Der Beklagte wird freigeſprochen. Eine neue Anklageſchrift mit korrektem Namen iſt nicht mehr zuläſſig, denn niemand kann desſelben Vergehens wegen zweimal belangt werden. So geht der Mörder ungekränkt ſeinen Geſchäften nach, alle Welt kennt ihn als ſolchen — aber was ſchadet das? Er hat ja nur einen Deutſchen umgebracht! und in ſeinem Schul- und Kirchenvorſtand bleibt er das reſpektable Mitglied, als hätte er ein Schwein von Cincinnati geſchlachtet.

Entſetzlich! rief Moorfeld; Sie haben dieſe Geſchichte im beſten Henkerſtil erzählt: kurz und kalt, wie ein Fallbeil. Ich träume heute davon, vorausgeſetzt, daß ſie mich ſchlafen läßt. Und nach einer Pauſe fuhr er fort: Sagen Sie, zu welcher Schönheit blickt man hier auf, wenn die Erde ihre wüſteſten Fratzengeſichter ſchneidet?

O weh, rief Benthal, Schönheit und Amerika! Aber Sie antworten ſich ſelbſt. Blicken Sie immerhin a u f, droben wohnt überall die Schönheit, drunten nie. Der Schwindelnde macht's ja nicht anders: aufwärts ſieht er, nicht abwärts, um ſich zu halten. Darum haben ſie auch die Sterne zu ihrem Banner gemacht. Sie errieten's inſtinktmäßig, ihre Erde hat weniger Schönheit, ihr Sternenhimmel wird dringender geſucht, als irgend ſonſtwo. Ja, faſſen wir's feſt ins Auge: nicht was dieſes Volk i ſt, ſondern was es b e d e u t e t! Es bedeutet Höheres als Griechen und Römer, es bedeutet die W e l t f r e i h e i t! Von einem andern Sterne geſehen iſt nicht Rom, nicht Athen der lichteſte Punkt unſeres Planeten — Waſhington iſt's. Amerikas Schönheit iſt Amerikas I d e e!

Das ſagt' ich mir auch, als ich herfuhr, antwortete Moorfeld, aber ich komme hinter den Fehler meiner Definition. Die Schönheit iſt nicht eine Idee, ſie iſt eine ſinnliche Form.

Die Idee wird nur vom abſtrakten Geiſte erfaßt; das iſt eine Mühe, kein Genuß. Wie exiſtiert hier das Herz?

Das Herz exiſtiert nicht in Amerika, war Benthals Antwort.

Das iſt ja nicht möglich! Wovon leben denn die Weiber?

Vom Putz und von der Bibel.

Leider, Sie ſcheinen recht zu haben. Aber Sie — wovon leben Sie ſelbſt.

Von meiner Pauline.

Gott ſegne ſie! Es muß ein herrliches Mädchen ſein, das Sie bei ſoviel Heldenkraft erhält. Ich bitte, erzählen Sie mir von ihr.

Es war einmal ein ſchönes Mädchen. Ich habe erzählt.

Klaſſiſcher Lazedämonier! Kleindeutſchland hat Ihnen dieſen Stil angewöhnt? Ein wahrer Palliſaden-Stil. Schroff, ſtarr, Männer dahinter! Indes der Frühling frägt nichts nach Palliſaden. Brauchen Sie zur Freundin einen Freund? Sie haben ſich ihn heute erworben. Dann aber — Herz um Herz! Gilt's?

Benthal antwortete: Es hat gegolten, in jenem erſten Augenblicke ſchon, als Sie in Mr. Mockingbirds Schule eintraten. Ihre ganze Erſcheinung war mir ein Freimaurerzeichen, das ich zu beantworten dürſtete. Ich bin ſtolz darauf, daß Sie das, was ich in Kleindeutſchland zu wirken verſuche, für meine Antwort halten wollen. Aber von Paulinen wollten Sie hören. Sie iſt, wie Sie leicht ſchließen werden, keine Amerikanerin, ſie iſt eine Deutſche. Auf dem Auswandererſchiffe wurde ich bekannt mit ihr. Und da es mir ſchwer werden dürfte, von einer ſo verſchloſſenen, nur in Taten ſich äußernden Natur Ihnen ein Bild zu entwerfen, ſo will ich lieber das Geſchichtchen dieſer Bekanntſchaft ſelbſt erzählen.

Sie finden den dankbarſten Zuhörer, antwortete Moorfeld.

Benthal fuhr fort:

Meine Geſchichte ſpielt auf dem Verdecke des Kauffahrers, der mich von Havre nach Newyork bringt. Da zähle ich

die Schritte auf und nieder, und ſehe in das viele Waſſer hinaus. Möven, Delphine, fliegende Fiſche und das übrige Etcetera der See iſt die einfache Ausſtattung der Szene. Bei heiterem Wetter kriechen aus Kajüte und Zwiſchendeck nacheinander all die wohlbekannten Geſichter hervor, die man täglich mit ſtiller Freundlichkeit, mit reſignierter Geduld grüßt, indem ſich jeder inwendig denkt: Ich wollte, ich ſähe einmal was anderes. Unter den Paſſagieren der Kajüte wandelt dann mit ihrem ſtillen, ſittigen Frauenſchritt eine ältere Dame — unendlich ruhig, unendlich mild: wie ein Sabbat unter den Wochentagen. Spuren der feinſten Schönheit ihres Geſchlechts verklären noch die zarten, blaſſen Züge der Matrone. Aber ſie führt ihr einſtiges Selbſt lebendig an der Seite in einem jungen Mädchen von etwa achtzehn Jahren, welches ſeinerſeits wieder ein Schweſterchen von fünf Jahren an der Hand führt. Beide Töchter ſind das reinſte Ebenbild der Mutter. Das ältere Mädchen hat braunes, ſchlichtgeſcheiteltes Haar, ein tiefes braunes Auge unter dämmerungsvollen Wimpern, ein edles Oval des Geſichts und in ihrer ganzen Erſcheinung einen ſo ergreifenden Ernſt, daß mir, ſo oft ich ſie einherwandeln ſah, immer dieſelbe Vorſtellung zurückkehrte: ich ſähe ein Mädchen zur Konfirmation gehen. Man kann die weibliche Modeſtie in keiner andern Perſonifikation denken. Ich ſage abſichtlich M o d e ſt i e, und nicht Beſcheidenheit: das Wort mit ſeinen zwei breiten Diphthongen klänge ganz unmaleriſch für dieſen Charakterausdruck. Modeſtie muß es heißen.

Wie artiſtiſch empfunden! rief Moorfeld mit der Freude des Kenners, ſagen Sie noch, daß Ihnen ein Bild ſchwer wird, ohne geſchichtlichen Grund! Ein rein dichteriſcher Zug, eine Nüance voll Plaſtik!

Ich bin kein Dichter, ſagte Benthal mit einer gewiſſen Genauigkeit der Definition, ich habe nicht die Imaginationskraft, zu ſchaffen, höchſtens, das Geſchaffene zu empfinden. Aber Moorfelds Sympathie war in ihrem Kern getroffen, Benthal ſelbſt hätte es nicht mehr ändern können. In Kleindeutſchland hatte ihn Moorfeld achten gelernt, wie

ein Mann den Mann achtet, dieſer Zug befriedigte das Beſondere in ihm, das Eigene. Er drückte unwillkürlich Benthals Arm brüderlicher an ſich; dieſer fuhr fort: Die Matrone verkürzte ſich von Zeit zu Zeit die Langweile der Seefahrt mit Lektüre. Eines Tags ſah ich ſie mit einem alten Zeitungsblatt in der Hand an mir vorübergehen. Wie wurde mir, als ich nach dem Kopfe des Blattes ſchielend, eine liberale Pfälzer Zeitung erkannte, an welcher ich unter dem bewegteſten Wechſel von Privat- und öffentlichen Geſchicken ein Hauptmitarbeiter geweſen! Mein Blick mochte lebhafter, als er ſollte, meinen Rapport mit dieſem Stück Papier ausgedrückt haben, denn die Dame reichte mir es, zwar nicht als Neuigkeit, wie ſie ſich entſchuldigte, aber ſolch kräftiges Stammholz halte ſich lange, ſagte ſie, man ſchnitze ſich jetzt erſt mit gehöriger Andacht Reliquien daraus. Sie fügte dann zum Lobe des leitenden Artikels noch mehreres bei, aber ich unterbrach ſie mit den Worten: Madame, ein gewiſſes Gefühl ſagt mir, daß ich Sie nicht fortfahren laſſen ſoll, ohne Sie aufmerkſam zu machen, daß hier von keinem Abweſenden die Rede iſt. Der Verfaſſer dieſes Artikels hat die Ehre, ſich für Ihre Güte perſönlich zu bedanken. Die Ueberraſchung der Frauen war groß. Natürlich lag für mich die Aufforderung vor, von meiner Geſchichte ſo viel mitzuteilen, als ſchicklich war, die erregte Neugierde von Damen zu befriedigen. Ich erzählte das Drama des Hambacher Feſtes. Meine Beteiligung daran verſtand ſich von ſelbſt. Meine Flucht durch Frankreich und Einſchiffung in Havre war eine Folge jenes Mißlingens. So ſtand ich am Bord des Auswandererſchiffes. Als Gegengeſchenk erhielt ich nun auch von den Verhältniſſen der drei weiblichen Paſſagiere einen Abriß. Die Matrone war Witwe eines preußiſchen Beamten aus der Schule Steins. Die Verationen der politiſchen Gegenſtrömung haben ihn aus der Aktivität gedrängt, vielleicht ſelbſt ſeinen raſcheren Tod mit verſchuldet. Die nächſte Verwandtſchaft ſchien dem jenſeitigen Lager ſo rückſichtslos anzugehören, daß es die verwaiſte Familie bis ins Innerſte ihres Privatlebens empfand. Die Matrone berührte

den Punkt der Vermögensverhältniſſe mit keiner Silbe dabei; doch hielt ich's für wahrſcheinlich, daß ſie namentlich auch hier viele Kränkungen erlitten und empfindliche Opfer gebracht. Mein Anerbieten, die Töchter im Engliſchen vorzubereiten, wurde mit ausweichendem Danke beantwortet; ich glaubte zu bemerken, daß es nach einem Geſetze entſagendſter Oekonomie geſchah. Leider verbot mir eben dieſer Umſtand die Anſpruchsloſigkeit meines Offertes ſo weit zu betonen, daß ich die Urſache jenes Verzichtes zu erraten ſchien. Das Vertrauen der Matrone war überhaupt nicht leicht zu beanſpruchen. In der angeborenen Fähigkeit ihres Geſchlechtes, mit dem ſchicklichſten Mute jene bebende Blumenſcheu zu verbinden, welche ſchon vor der Berührung ſich ſchließt, war ſie wohl einzig. Was ſagen Sie dazu, wenn der Hauptgrund ihrer Auswanderung der Gedanke war, daß die Heilighaltung des Weibes in Amerika ihren Waiſen einen beſſeren Schutz verſpreche, als in Europa? Iſt es nicht großartig, eine ganze Nation zur Hüterin ſeiner Hausſitte zu machen? — Indes — eine Art Bekanntſchaft war immer eingeleitet, und wir begegneten uns jetzt nicht mehr auf dem Verdecke, ohne daß ſich irgendein Geſpräch anknüpfte. Eines Tages war von der Wortkargheit der Schiffsleute die Rede; ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit, wie eigentümlich mir's mit dem Kapitän ergehe: ich könne von ihm nur die geographiſche Breite erfahren, nie die Länge, unter welcher wir ſegelten. Meine Fragen nach der Länge ſeien ihm ſtets verdrießlich, aber ſein Stillſchweigen darüber mir noch verdrießlicher. Ich vergaß nämlich nicht, den Damen zu bemerken, daß nach den Längengraden der eigentliche Fortſchritt der Fahrt angezeigt werde. Bald darauf kam ich aufs Verdeck und fand Paulinen allein oben, was wohl zuweilen, aber nur auf Augenblicke vorkam. Ich hatte bereits aus der Ferne gegrüßt und wollte näher treten, da ging juſt der Kapitän an ihr vorbei. Er grüßte und blieb ſtehen, ſie ſchien ihn mit irgendeiner Anſprache feſtgehalten zu haben. Es entſpann ſich eine Konverſation, von welcher etwa folgendes in meine Nähe herüberſcholl. Werden wir dieſen

heitern Himmel behalten, Herr Kapitän? — Es iſt wahrſcheinlich, mein Fräulein. — Was war das für ein Fiſch, den Ihre Leute geſtern harpunierten? — Ein junger Hai, white shark heißt die Art. — Die Matroſen ſchienen ſehr erfreut; iſt das Tier ſo koſtbar? — Doch nicht, mein Fräulein, aber kleinere Fiſche einer andern Gattung begleiten ihn, und halten ſich wohl auch in ſeinem Rachen auf; die haben prächtige Farben, und ſchmecken wie die beſten Forellen. — Die Tierwelt des Meeres ſcheint nicht weniger intereſſant als auf dem Feſtlande und noch viel reicher. Schade, daß man ſie nicht in ſo beſtimmten geographiſchen Grenzen überblicken und behalten kann, wie etwa die Regionen der Gemſe oder des Renntiers. — Das möchte ich in vielen Fällen doch ſagen. Wir kennen ſo ziemlich die Landſchaften und Provinzen, um den Ausdruck zu gebrauchen, in welchen jede Gattung vorkommt. — Das ſagt viel! Ich glaube, Sie ſind auf Ihrem Ozean zu Hauſe, wie wir in unſern vier Wänden? — Das geſchmeichelte Lächeln des Kapitäns machte einen breiten Riß durch ſein muskulöſes Geſicht. — Paulinen aber hörte ich fortfahren: In welcher Länge z. B. ſegeln wir jetzt, Herr Kapitän? Der Seemann riß die Augen auf, und maß das junge Mädchen mit einem verblüfften Geſicht. Er blickte auf dem Verdecke umher, gleichſam als ſuchte er die Quelle dieſer gelehrten Frage irgendwo außer der Fragenden. Zuletzt ſagte er zögernd: Sie meinen doch von Ferro gezählt? — Ja, ſtotterte das Mädchen verwirrt, und wurde über und über rot. — Der Kapitän murrte ihr eine Antwort zu, die ich nicht mehr vernehmen konnte, und zog ſich dann ziemlich brummig zurück. — Wir ſegeln im vierzehnten weſtlicher Länge von Ferro, berichtete mir hierauf Pauline, indem wir einander entgegengingen. Ich empfing das Wort, wie man eine ſüße verbotene Frucht empfängt. Ich ergriff ihre Hand, küßte ſie, und behielt ſie noch in der meinigen, als ich ſie ſchon längſt geküßt hatte. Wir ſegeln im vierzehnten weſtlicher Länge von Ferro, wiederholte ich, — und klang mir das Wort nicht wie der ſeelenvollſte Vers eines Dichters? Sie ſehen, ſelbſt die

Mathematik ist nicht trocken, wenn — wenn es anders sein soll! So wurde ich mit Paulinen bekannt, schloß Benthal mit einer veränderten Stimme; — ich lehrte sie von da an Englisch, und sie lehrt mich: Amerika ertragen, wo möglich — es besiegen!

Moorfeld ergriff die Hand des Erzählers, und drückte sie lebhaft: Ich danke Ihnen mit meinem ganzen Herzen für Ihr bereitwilliges Vertrauen! Noch liegt Kleindeutschland nicht weit hinter uns, aber um wie viel näher sind Sie mir wieder gerückt! Wird einem doch erst recht wohl am Menschen, wenn man ihn lieben sieht!

Ich wenigstens, antwortete Benthal, erkenne meinen günstigsten Stern darin. Vielleicht säß' ich selbst unter der verirrten Herde Kleindeutschlands, schleppte in einem empfindsamen Tränensack das Hambacher Andenken herum, und schliche als ein müßiger Schatten durch die Jahre der Kraft. Mein Glück hat mich bewahrt davor. Es zeigte mir schon im Ozean, wofür ich am Ufer ringen sollte. In jener Wüste von Ekel, Langweile, körperlichem und geistigem Siechtum, welche eine Unmasse von Auswandererkräften schon vorweg aufzehrt, und welche man eine Zwischendecks-Seefahrt nennt, — in diesen mattesten Jammertagen eines menschlichen Erdenwallens legte es seine Lunte an mich, und entzündete meine brennendsten Energien. Ein Glück nenne ich das, denn es ist das einzige, das den Namen Glück verdient. Nicht mit einem großen Lotterietreffer die menschlichen Kräfte zu pensionieren, sondern sie im rechten Augenblicke mit einem Ziele heißer Begehrung aufzuregen, das ist das Glück!

Moorfeld erwiderte: Im Namen der europäischen Poesie müßte ich eigentlich Einsprache tun gegen diese Auffassung der Liebe. Sie erscheint wie ein Nützlichkeitsprinzip, wie eine dynamische Kraft nach Ihren Worten. Aber freilich sprechen Sie nicht von d e r Liebe, sondern von e i n e r Liebe. Uns lyrischen Luxusmenschen ist Liebe nicht Preis und Ziel eines Kampfes, sondern in sich selbst Kampf, ja, der Siedepunkt jenes Kampfes, welchen G e i s t und N a t u r (denn das sind ja M a n n und W e i b) in ihrer ewigen Gegensätz-

lichkeit miteinander auszukämpfen haben. Das iſt eine heiße Bataille. Es iſt etwas Dämoniſches um die Liebe; was ſag' ich, geradezu Feindliches, auf gegenſeitige Vernichtung Ausgehendes; aber darin liegt eben der Genuß; das iſt die berühmte Süßigkeit der Liebe, daß ſie eine Extremität bezeichnet, eine Affäre, wo's um den Hals geht. So verſteh' ich von Europa her die Liebe, wo man ſeine Kräfte hat, um den Himmel zu ſtürmen, und die Hölle zu verdienen. Hier, wo es gilt, die Erde in Beſitz zu nehmen, iſt's freilich was anderes. Hier gibt's außerhalb Kampf genug; hier ſind allerdings Sie im Rechte, wenn Sie die Weiblichkeit als etwas Fertiges empfinden, als reine einfache Beſeligung.

Ich nehme Ihren poetiſchen Proteſt doch nicht ungern zu Protokoll, antwortete Benthal. Ach, ſo wohltuend iſt die Erſcheinung hier, die Sie lyriſcher Luxusmenſch nennen! Ueberhaupt macht der Europäer in Amerika den vornehmen Eindruck eines Grand-Seigneurs. Da iſt ſo viel Ueberfluß, ſo viel Unnötiges, Unfruchtbares! Seine ganze moraliſche Landſchaft iſt wie eine Parkanlage; ein Sperling findet kein Kirſchchen darin, aber ein Torquato Taſſo die Stanzen des befreiten Jeruſalems.

Bravo, rief Moorfeld, einen Lorbeerkranz für dieſes Wort! Ich glaube, Sie werden vollſtändig die Aufgabe löſen, die Sie unſern Landsleuten dort proklamiert haben: deutſcher Geiſt, amerikaniſcher Arm!

Ich möchte es verſuchen, ſagte Benthal. Ja, laſſen Sie mich's machen wie der Ruderer: — das Ufer, dem er zuſteuert, hat er im Rücken, wovon er abſtößt, im Angeſicht. Laſſen Sie mich in Amerika anlanden, das Auge geheftet auf Europa und ſeine beſten Vertreter. Er drückte ſeinem Begleiter die Hand.

Was mich betrifft, antwortete Moorfeld, ſo bin ich faſt in gleicher Lage, nur umgekehrt. Wir müſſen notwendig miteinander gehen.

Unſere neuen Freunde waren während dieſes Geſpräches wieder in der Nähe des Theaters, von welchem Moorfeld ausgegangen, angelangt; ſie ſtanden nämlich in dem Square

an der City-Hall, welcher der Park heißt. In dieſem Mittelpunkte Newyorks, von welchem nach Norden und Süden die große Schlagader der Stadt, der Broadway, auslief, fand ſich Moorfeld vollſtändig orientiert. Er dankte für das fernere Geleite Benthals, deſſen Weg gegen den Oſtfluß zu, ſo wie ſein eigener weſtlich an den Hudſon hinab, alſo in direkter Entgegenſetzung auseinanderging. Die jungen Männer verabſchiedeten ſich hier und tauſchten ihre Adreſſen gegeneinander aus zum Unterpfande fortzuſetzender Freundſchaft. Benthal gab die ſeinige mit den Worten ab:

Es iſt die Wohnung der Frau von Milden, meiner Schwiegermutter in spe, die ich Ihnen hier mitteile. Ich pflege meine freien Stunden dort zuzubringen, und wenn Sie es nicht verſchmähen, der vierte in einem Bunde zu ſein, der ſich einander nicht kreuzigt und erdolcht, ſondern bloß eine Partie Whiſt ſpielt, ſo iſt Ihnen das Lorettohäuschen meiner Frauen, das ich ſonſt niemandem öffnete, mit aller Beſcheidenheit aufgetan. Gewiſſermaßen ſind Sie ohnedies ſchon eingeführt dort, denn Ihr Beſuch in Mr. Mockingbirds Schule war mir eine zu wohltuende, für Amerika zu ſeltene Erſcheinung, als daß ich ihn nicht auch unter meinen Frauen gefeiert hätte. Ja, und ſind Sie nicht der Ritter unſrer kleinen Malvine geworden, der Sie ſo freundlich aus der Not halfen, als ſie auf einem Botengang zu mir ſich verirrte, und von halb Newyork in Stich gelaſſen wurde? Unſer Haus wird ſich freuen, Ihnen zu danken, es war ein Ereignis in der kleinen Idylle! Das Kind fand ſeinen Weg ſonſt ſpielend zu Mr. Mockingbird, er iſt auch kurz genug; aber damals war das arme Schneckchen ein Opfer der Politik geworden; es lief einem Straßenaufzug der Clay-Partei und ſeinen Fahnen und Standarten nach, da trieb es im Umſehen mitten in Newyork, wie eine Bachforelle im Ozean. Die kleinſte der Damen Milden iſt nicht wenig liebenswürdig, wenn ſie von Ihnen ſpricht — was ſollen die großen dabei tun? Am Ende ſind's doch die Kinder, welche den Ton angeben!

Ich liebe die Kinder, ſagte Moorfeld; in der ganzen weiten Welt ſind ſie's allein, zu denen ein uneigennütziges Ver-

hältnis möglich ist. Die Natur unterwirft man der Kunst, die Kunst eifersüchtelt mit der Natur — wir mögen uns stellen, wie wir wollen: unser Leben ist Neid und Verzweiflung. Das Kind allein ist weder tote, objektive Natur, noch bewußte und überbewußte Menschheit: es hat zwischen beiden den rechten Moment, diesen Moment lieb' ich. Neben dem Gespenst, das den Menschen draußen abstößt und dem Gespenst, das ihn innen zerfleischt, steht es in der Mitte, — ein anziehendes und versöhnendes Gespenstchen. — Verlassen Sie sich darauf, ich werde meine kleine Eroberung nicht vergessen. — Mit diesen Worten händigte Moorfeld auch seine Karte aus.

Die jungen Männer hatten sich eben getrennt, als Benthal, eh' er die empfangene Karte einsteckte, beim Lampenschein einen Blick darauf warf. Er rief den Hinweggehenden sogleich zurück und stellte ihm die Karte mit den Worten zurück: Um Verzeihung; ich habe hier keinen Dr. Moorfeld, sondern einen Herrn von —

Moorfeld ergriff hastig das dargereichte Blättchen und errötete. Eine Verwechslung mit irgendeiner fremden Karte, sagte Benthal. — Sie irren, antwortete Moorfeld, oder scheinen zu irren. Es war mein eigener Name in Europa. Nach diesem Geständnis folgte eine Pause zwischen beiden Männern. Von Benthals Bescheidenheit war nicht zu erwarten, daß er um Aufklärung bitten würde, obwohl ihn allerdings eine gewisse Empfindlichkeit anwandeln mochte — nicht über dieses Inkognito, als vielmehr über die ungenierte Weise, womit es sich eingestand. — Moorfeld nahm endlich gegen Benthal das Wort: Sagen Sie, wie ward Ihnen zumute, als Ihr Name zum ersten Male von amerikanischen Lippen ausgesprochen wurde? Vielleicht wie einem Badenden, dem seine Kleider gestohlen sind. Es war ein heilloses Gefühl, wie? In Europa unter bekannten Verhältnissen bezeichnete Ihr Name einen gewissen Wert, wie die Ziffer auf einem Münzstücke: hier waren Sie eine Ziffer ohne das Münzstück — Sie hätten ebensogut No. 20 heißen können. Ist es so?

Ich kann Sie vollkommen verstehen, antwortete Benthal.

Die alte ſoziale und ideelle Bedeutung hat man am andern Ufer abgelegt, und doch bringt man noch den Träger derſelben, den Namen, herüber. Da iſt's nun ganz eigen, den Namen zu hören und zu wiſſen, daß dabei nicht mehr gedacht wird, was ſonſt gedacht wurde.

Sehen Sie! So trag' ich denn lieber einen angenommenen Namen für Amerika. Man kann ein und denſelben Namen nicht zugleich unter Cottas Preſſe und in den Mund eines Waterclerks legen, der ihn mit ſeinem Kautabak ausſpuckt. Das geht nicht.

Benthal antwortete: Sie ſprechen von Cottas Preſſe und ich muß mit Bedauern ahnen, daß Sie mir kein bleibender Freundesbeſitz ſind. Sie gehören alſo nicht, wie ich, mit Ihrer ganzen Zukunft dem Lande an? Sie treiben's mit dem Schweden nur zum Schein?

Ich treib' es mit dem Schweden nur zum Schein! wiederholte Moorfeld mit einer Nachbetonung, welche eine Einkehr in ſein innerſtes Selbſtbewußtſein verriet. Ein ſonderbares Wort! Wie eigentümlich ſchickſalsvoll klingt es mir! Sie ſtellen mich mit dem Gemordeten von Eger zuſammen?

Benthal erſchrak faſt über den Eindruck, den er ſo zufällig auf Moorfeld gemacht hatte, und nahm wieder das Wort zu Ausbeugungen, aber dieſer fiel ihm raſch in die Rede: Nein, nein, Sie haben nicht weniger als der Pappenheimer das Recht, Ihre Frage zu ſtellen, wie es Ihnen einfällt. Hingegen die Antwort darauf! Das iſt's, was mich ſo wunderlich hier berührt. Die gleiche Polarität mit dem Manne, der zwiſchen Küraſſieren und Sternen die ideale und reale Welt in ſich verbinden will. Steh' ich nicht ebenſo zwiſchen Europa und Amerika? Iſt mir's beſtimmt, in Prag eine Königskrone, in Eger eine Todeswunde zu holen? Ja, ahn' ich denn nur, in welcher der beiden Welten mein Prag, mein Eger liegt? So habe ich in Ihrem Zitat eine jener Stimmen gehört, welche ſcheinbar von menſchlichen Sprachwerkzeugen kommen, aber es ſind keine Menſchenſtimmen. Sie faßte mich tiefer.

In dieſem Augenblicke kam auf dem Giebel von Aſtor-

houſe ein roter feuriger Rand zum Vorſchein, — es war der abnehmende Mond, der in dieſer ſpäten Nachtſtunde aufging. Benthal ſtreckte die Hand aus und rief: Sehen Sie, da kommt unſer Landsmann! Der Mond iſt ein geborener Deutſcher. Dacht' ich's doch! wo zwei Deutſche beiſammen ſind, kann er nicht ausbleiben. Iſt das nicht ein Zeichen, daß wir verweilen ſollen? Der Park bekommt jetzt erſt ſeine rechte Magie und das marmorene Stadthaus dort mit ſeinen ſchlechten Verhältniſſen die beabſichtigte Nobleſſe. Der Marmor iſt überhaupt nur ein Stein für die Mondbeleuchtung. Und die Gedanken, die Sie da anregten — ſetzte er hinzu — die ſind erſt recht geſchaffen fürs Mondlicht! Wollen wir ſie nicht fortſpinnen? Ich werde dringender, ſeit ich weiß, daß ich Sie verlieren kann. Bitte, ſprechen Sie von ſich ſelbſt, wenn ich ſo viel eintauſchen darf für ein Geſpräch von Paulinen.

Pfui! rief Moorfeld, man ſollte die Geliebte ſelbſt nicht im Scherze nachſetzen. Von ihr zu hören, machte uns beiden Freude; aber mein Verhältnis zu Europa und Amerika? Freilich iſt's auch eine Dame, es iſt eine Sphinx! Die ſagt mir nicht, in welchen Längen ich ſegle — ſie gibt mir ſelbſt Fragen und Rätſel auf. Schlimm, wenn ich ſie nicht löſe, und ſchlimm, wenn ich ſie löſe — ein König Oedipus! Doch Sie haben recht. Profitieren wir von dem ſpäten Mondbeſuch, es plaudert ſich ganz hübſch zwiſchen Mond und fahrendem Poeten, es klingt ſo en famille! Gebt dem Dämmer, was des Dämmers iſt!

Die beiden Freunde faßten ſich von neuem unter dem Arm und gingen in den Lindenalleen des Parks auf und nieder. Moorfeld begann: Als ich vor einigen Jahren anfing, meinen Dichterberuf zu fühlen, überkam mich eine unermeßliche Unruhe. Ich ſah um mich her und fand, daß unſre geſamte poetiſche Literatur das nicht ausdrückte, was ſie ausdrücken wollte und ſollte.

Benthal machte eine überraſchte Gebärde.

Das fand ich, wiederholte Moorfeld. Ich fand mich in einen Hexenſabbat geworfen, in einen Maskenball, die gan-

ze Poeſie kam mir vor, wie eine verabredete Vermummung, eine Verräterei, eine Verſchwörung, und auf mich war's gemünzt. Ich fühlte einen ſtarken und eigenen Inhalt in mir, und die Masken huſchten in antiken und romantiſchen Lügengewändern um mich her, und wie das munkelte, ziſchelte, flüſterte, ſo ward mir nicht anders, als ſie wollten mich verleiten, zuzuhorchen, damit ich meine eigene Stimme überhörte. Es war ein unnennbares Gefühl. Ich bin verlegen, es Ihnen ganz deutlich zu machen. Denken Sie ſich einen Muſiker, der mitten in einem rauſchenden Konzert einen eigenen Einfall bekommt. Von dem Augenblicke an ſpielt ihm das Orcheſter in gräulichen Disharmonien. Mit größter Anſtrengung hält er den eigenen Gedanken feſt, es gelingt nicht, die äußeren Sinne überwältigen ihn, der Gedanke ſinkt, er geht unter, ſchon vernimmt er ihn nicht mehr, da ergreift ihn die Angſt, er ſpringt auf, rennt was er kann aus dem Bereich des Orcheſters — und zu glücklich, wenn nicht der Nachklang noch fortfährt, ihm ſeine innere Stimme zu verwirren! Das ungefähr war mein poetiſcher Erſtlingszuſtand. Ich machte eiligſt eine Skizze von meiner Melodie, warf ſie in Cottas Briefſchalter und rannte auf und davon nach Amerika. In der Stille des Hinterwalds will ich ſehen, ob ich die Skizze ausführe. — Moorfeld fuhr fort: Ich ſagte zuvor: unſre ganze Poeſie drückte nicht aus, was ſie ſollte und wollte: das befremdete Sie. Ich bin Ihnen, wie es ſcheint, eine Erklärung darüber ſchuldig?

Es intereſſiert mich, ſie zu hören, antwortete Benthal.

Ich meine es ſo, ſagte Moorfeld: die ganze Literaturgeſchichte zerfällt mir in zwei Perioden; die eine zähle ich von Homer bis Racine, die zweite von Racine bis in unbekannte Zeiten. Dieſe Perioden mögen Ihnen wunderlich dünken; in der erſten ſtehen z. B. die großen Gegenſätze von antik und romantiſch, chriſtlich und heidniſch unberückſichtigt nebeneinander, — aber ich finde ein Merkmal der Gleichartigkeit für ſie: den Ausdruck des nationalen Inhalts. Homer ſingt ſeine Griechen, Cervantes ſeine Spanier, Camoens ſeine Portugieſen, Shakeſpeare ſeine Engländer, bis herauf zu Ra-

eine, welcher seine Franzosen singt. Das ist das einheitliche Moment dieser Periode — die Poesie der Nationalität. Nach Racine folgt eine andere Periode — die Poesie der Individualität. Recht schlagend für diese Einteilung mag ich zwei Engländer nennen — Shakespeare und Byron. Was wäre Shakespeare außer England, was Byron in England geworden? Nichts. Jener hatte die Nationalität, dieser die Individualität zu singen. Ihre Poesie ist in der Wurzel verschiedener, als die von Virgil und Tasso. Sie repräsentieren die alte und neue Zeit meines Begriffes. — In Deutschland hatten wir vor dem dreißigjährigen Krieg eine Nationalitätspoesie, aber sie wurde vergessen; desto ungestümer brach die Individualitäts-Periode an: — das war die Sturm- und Drang-Periode. Man hat von einem Abschluß dieser Periode durch Schiller und Goethe gesprochen. Aber Sie sehen wohl, wie lächerlich das ist. Haben wir denn bis auf diese heutige Stunde schon einen andern Inhalt gewonnen als den der Sturm- und Drang-Periode — unser armes drangvolles Ich? Oder ist dieses Ich so versöhnt, in seinen tierisch-göttlich-menschlichen Widersprüchen so harmonisch gelöst, der Glaube so stark, das Wissen so weit, die Erde so himmlisch geworden, daß uns der Zustand von Sturm und Drang nicht länger mehr zukäme? Ich dächte! Als ob Faust nicht ein dissonierendes Fragment wäre! Als ob Wilhelm Meister nicht dadurch um die Pistole herumkäme, daß die gesamte Weiblichkeit weniger preziös vor ihm tut, als vor Werthers armen lechzenden Sinnen! Eigentlich hätte er sich aus entgegengesetzten Gründen erschießen müssen. Das Problem der erfüllten Sinnlichkeit und Sittlichkeit ist auch in ihm nicht gelöst, denn Mignon stirbt und ist eine Abnormität. Kurz, das Weimarer Ministerial-Reskript, mit seiner griechischen Kontrasignatur, war eben eine Regierungsmaßregel, wie die meisten andern: sie drang nicht ins Volk, sie war ein Willkürakt des Einzelnen. Und als die Olympier mit ihrer erkünstelten Griechen-Harmonie schon längst Ruhe und Ordnung gestiftet zu haben glaubten, — siehe, da schlägt uns das unterdrückte Feuer auf einmal in

einem engliſchen Lord zutage und wir hören das alte mark-zerreißende Pan-Geſchrei aus Werthers brünſtigſten Tagen. Nichts iſt abgeſchloſſen, ſeit Werther gar nichts; höchſtens die Lotten heißen anders. Die Freiheit und die Notwendigkeit, das ſubjektive Recht und die objektive Pflicht kämpfen miteinander nach wie vor. Unſre Religion, unſer Staat, oder der Weimarer reflektiertes Griechentum haben die Ausgleichungsformel noch nicht gefunden.

Die Weimarer haben die Sturm- und Drang-Periode nicht abgeſchloſſen, ſondern bloß unterbrochen und verwirrt. Als ſie von Werther und Karl Moor abfielen, fielen ſie vom ganzen modernen Weltalter ab. Sie legten den Inhalt der Poeſie aus der Individualität wieder in die Nationalität zurück; allerdings griffen ſie nach der ſchönſten Nationalität — nach der griechiſchen. Aber es war immer eine willkürliche Wahl und andere konnten anders wählen. Das taten denn auch die Romantiker. Sie führten die Poeſie in die indiſche, ſkandinaviſche, germaniſche, romaniſche, überhaupt in ſämtliche Nationalitäten der Welt. Natürlich behauptet das Herz ſein Recht und ſelbſt Münchhauſen wird manchmal die Wahrheit ſagen. So verriet ſich im nationalen Koſtüm gelegentlich das individuelle Herz. Aber ſonderbar! bei ſolchen Gelegenheiten lachte man ſich entweder ſelbſt oder gegenſeitig einander aus: es war, als ob man ſich die Löwenhaut verſchoben hätte und das Eſelsohr durchgucken ließe. Andere erkannten dann in dieſer kleinen Zerſtreuung wieder einen neuen Toilettenneffekt, wie der junge Heine, und gingen auf abſichtliche Verſchiebungen und Entblößungen aus, um jenes ironiſche Gelächter häufiger zu erregen. Wieder andere wären dagegen am liebſten in ihrer natürlichen Stürmer- und Drängerhaut einhergegangen, aber die Mode war ſtärker als ihre Courage, ſie entſtellten ſich wie Hölderlin mit einer griechiſchen, oder wie Heinrich von Kleiſt mit einer romantiſchen Fremdartigkeit und verdarben die wahre Diſſonanz mit einer falſchen. So wurde überall der Lüge kein Ende. In dieſem Zuſtande fand ich unſre poetiſche Literatur, als ich zum

Bewußtſein derſelben erwachte, und darum ſagte ich: ſie drückte nicht aus, was ſie wollte und ſollte.

Ich floh. Sollte ich meinen Beruf erfüllen: eine moderne Individualität rein auszudrücken — ſo mußte ich das manierierte Deutſchland fliehen, wie Byron das verrottete England. Warum ich eben nach Amerika floh, das allein bliebe mir zu erklären noch übrig.

Es iſt hier von den ernſteſten Intereſſen der Menſchheit die Rede. Sie dulden keine Frivolität, keine Uebereilung. Man erſchießt ſich nicht, weil es hübſch knallt und ein wenig Lärm macht. Lotte kommt darum kein einzigmal weniger in die Wochen, es macht keinen bleibenden Eindruck. Unſterblich wird man nicht damit. Unſterblich iſt nur das Leben, nicht der Tod. Das erkannten Schiller und Goethe, als ſie die Partei des Todes verließen, und ſich fürs Leben erklärten. Ihr ewiges Verdienſt bleibt es, daß ſie mit Ernſt und Würde nach dem ſuchten, was wir heute Weltordnung nennen. Die Beſchränktheit ihres Zeitalters bleibt es, daß ſie die Weltordnung nur im Reiche des Gedankens zu finden vermochten, daß ſie auf eine abſolute Trennung von Kunſt und Leben antrugen, und die Wirklichkeit preisgaben zugunſten „des ſchönen Scheins“. Aber wenn wir ihren F u n d nicht annehmen dürfen, ſo müſſen wir doch von ihnen lernen zu ſ u ch e n. Dieſe Pflicht bleibt uns. Und wer möchte verkennen, wie ſie ſehr uns heute erleichtert iſt, wie das Gebiet unſers Suchens heute ein viel weiteres geworden? Wenn die Lenze, die Hölderlins, die Stürmer und Dränger alten Stils am Leben verzweifelten, ſo war es das Leben ihres Schildas mit der Torſperre um acht, mit dem barſchen Bürgermeiſter und dem ſüßlichen Stadtpfarrer. Darin gingen ſie auf und unter, oder ſie fanden im nächſten Schöppenſtedt der Neuheit höchſtens ſo viel, daß der Kirchturm rechts ſtand, ſtatt links, und daß der Mühlbach nicht Schleien hatte, ſondern Gründlinge. Das Deutſchland, in welchem Werthers Piſtolenſchuß fiel, oder Karl Moor Räuber warb, — und das Deutſchland von heute ſind doch verſchiedene Weltordnungen. Es lehrt uns, daß der Unterſchied von Ideal und Leben kein ſtehender iſt,

ſondern ein wandelbarer. Wir ſind dem Ideale näher gekommen. Das iſt eine große Entdeckung, ein wichtiger Fortſchritt ſeit Schillers und Goethes Jugendtagen. Darum — und nicht weil ſie griechiſch gelogen haben, — ſind uns ihre Jugenderzeſſe nicht mehr ſo leichthin erlaubt. Man muß nicht in das erlogene Reich der Schatten flüchten, man kann dem Ideale auf Erden näher kommen. Dieſe Wahrheit zeichnet den Stürmern und Drängern von heute ihre neue Bahn vor. Sie wandern. Der Poet wird künftig Touriſt ſein. Er ſucht das Ideal auf Erden, oder vielmehr er lernt die Realität gründlicher kennen, eh' er ſie verdammt und zum Recht der Verzweiflung greift. — Byron ging nach Griechenland, ich nach Amerika. Er beſuchte ein abſterbendes Volk, ich ein aufblühendes. Ich glaube, den beſſern Weg gewählt zu haben. Mag der große glänzende Lord ein beneidenswerteres Aufſehen erregen als ich, der kleine ungariſche nemes-ember; eins habe ich vor ihm voraus: ein tieferes Gewiſſen. Es iſt mir nicht um eine vorübergehende Emotion, um eine nationale Rage zu tun, die nach dem Friedensſchluß zuſammenfällt wie ein luftleerer Schlauch. Nicht wie die Menſchheit ihre Freiheit erkämpft, ſondern wie ſie ihre Freiheit täglich, ſtündlich, in Haus, Kirche und Schule gebraucht — das muß mir die Menſchheit auf ihrem Gipfel zeigen. Darum ging ich nach Amerika. Hier ſind die größten Maßſtäbe, die weiteſten Perſpektiven, hier iſt das Leben eine Wahrheit, und die Toten werden alle begraben, nicht bloß teilweiſe, wie in Europa. Hier iſt die Werkſtätte des Ideals. Soll ich unſern Nationaliſten glauben, daß die Menſchheit die Gottheit iſt — hier mußte ſich's zeigen, wo mit jeder Erfindung, mit jeder neuentdeckten Naturkraft Gottheit entbunden wird; ſoll ich unſern Liberalen glauben, daß der Vernunftſtaat im allgemeinen Stimmrecht liegt, und die geſchichtliche Gewohnheit ein Fluch iſt — hier mußt' ich's erfahren, wo ich Geſetze ſehe, die der Millionär und der Schuhputzer des Millionärs gemeinſam gemacht haben. Hierher bracht' ich den Prozeß zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, die Entſcheidung über Leben und Tod in letzter Inſtanz.

Hier iſt die höchſte Appellation in göttlichen und menſchlichen Dingen. Mißlingt auch auf dieſem Boden der Sühneverſuch unſrer widerſpruchsvollen Geiſt-Stoff-Ehe, muß ich mich ſcheiden von Menſchheit, Gottheit, Glaube und Liebe, und behält der teufliſche Geiſt der Verneinung recht — wohlan, dann komm' ich zurück nach Europa, „und bin geſcheiter als alle die Laffen", die die Welt zertrümmern, weil ihr Röschen heiratet. Dann hab' ich mir meine Piſtole, meinen Wahnſinn verdient wie ein Mann, nicht wie ein Knabe. —

Hier ließ Moorfeld Benthals Arm los, und verabſchiedete ſich raſch. Bitten Sie mir morgen abend eine Taſſe Tee bei Ihren Frauen aus, rief er im Weggehen zurück, ſeinen Beſuch ſo nahe rückend gleichſam zur Entſchuldigung für dieſe heftige Trennung. Gute Nacht, Freund; damit verſchwand er in der Richtung gegen das Poſt-Office hinab. Benthals Schritte hörte er aber nicht ſich entfernen; der Freund muß noch lange geſtanden und ihm nachgeſehen haben.

* * *

Moorfelds Lebensgeiſter vermochten keineswegs die Ruhe zu ſuchen, als er in dieſer ſpäten Nachtſtunde ſein Zimmer erreicht hatte. Er lag noch lange im Fenſter. Auf New-Jerſey drüben flimmerte eine Villa in Illumination; der Bewohner mochte irgendein Familienfeſt feiern. Wie ein Buſch voll Johanniswürmchen ſah das Glück des reichen Mannes auf dieſe Entfernung aus. Ringsherum lag große, ernſthafte Nacht; die Baumanlage von Hoboken war eine majeſtätiſche Schattenmaſſe. Der Hudſon rauſchte, in der Finſternis doppelt breit, unter den Kielen der Schiffe hin, welche mit einer melancholiſchen Wachtlaterne an Bord ſchlaftrunken in ihren Piers vor Anker lagen. Man hörte in der Nachtſtille das Plätſchern der Wellen an ihren Flanken. Zuweilen durchſchnitt auch ein Kahn die dunkelpolierte Waſſerfläche, lautlos, mit umwundenen Rudern, ſei's, daß er das nachtſchleichende Verbrechen trug oder die nie

ruhende Themis, deſſen Verfolgerin. Unten im Süden, wo der Strom in die Bai übergeht, ſtand der Mond und umſäumte mit ſeinem vollen Glanze den Meereshorizont. Am äußerſten Rande der Sehweite fand das Auge einen Ruhepunkt dort; ein dunkler Körper, anzuſehen wie Harniſch und Gewaffen einer Heldentrophäe, lag großartig vereinſamt mitten im Meeresſpiegel. Es war das Fort Gibſon auf dem kleinen Eilande Ellis.

In dieſe Nachtſzene träumte Moorfeld hinaus, aber ſein Inneres war abgezogen von ihr. Die Bilder des heutigen Abends gingen an ſeiner Seele vorüber. Ein toller Menſchenhaufe mit Ratten und Hunden durchwirkt ſteht als dramatiſche Kunſtgenoſſenſchaft vor ihm — wie verblaßt iſt dieſes übergrelle Bild ſchon! Der ſeltſame Engländer mit ſeiner Dogge, — Hoby, der Straßenjunge — ach, und mit dieſem ein lichtes, lockendes Andenken — blaſt es hinweg wie ein Goldblättchen jenes Mädchenbild von der Battery! Kleindeutſchland breitet ſich aus in ſeiner Stimmung. Dieſe Urne voll Nieten rauſcht verhängnisvoll an ſein Ohr. Unheimlich und doch wohltuend ſtellt ſich dies Schickſalsgemälde vor ihn. Er ſieht eine Reihe von Menſchen, welche zugrunde gehen ohne moraliſche Schuld, bloß an der Unmöglichkeit der Tat. Er fühlt lebendiger als je, wie günſtig das Los des Sterblichen ſei, deſſen innerer und äußerer Zenſus ihm erlauben, ſich ſelbſt zu vertreten, der in jedem Augenblicke an der Urne ſeines Schickſals das Votum einer ganzen und vollen Freiheit abgeben darf. Er freut ſich des Gedankens an ſeine Anſiedlung; was Menſchen ſo ſelten ſchätzen, ſchätzt er jetzt hoch, nämlich das Glück, daß überhaupt etwas möglich ſei.

Und nun Benthal! Der junge Mann iſt ein Stück deutſche Arbeitskraft, das nicht unterzugehen verdient. Und doch — wer ſchützt ihn auf die Länge davor? Wenn Moorfeld mit weniger Poeſie und mehr Wirklichkeitsſinn die ſonderbare Stellung dieſes Propheten zu Kleindeutſchland abwog, ſo mußte er ſich fragen: was iſt wahrſcheinlicher? daß der geſunde Eine die kränkliche Mehrheit bewältige, oder daß

die Schwachen nach und nach den Starken ſich einverleiben werden? Schien es doch jetzt ſchon, daß Benthals Adhäſion an Kleindeutſchland eigentlich auf einer verhängnisvollen Verwandtſchaft der Extreme beruhe! Es lag etwas Nervöſes, Ekſtatiſches in der Spannkraft dieſes wackeren Ringers, das nicht bloß aufgeregte Manneskraft verriet, ſondern zugleich einen gewiſſen weiblichen Zug des Charakters, ein reizbar-ungeduldiges, ſchmerzhaft-ſehnſüchtiges Element, von welchem die Erweichung und Zerſetzung dieſes tüchtigen Kernes ausgehen konnte, wenn ihm nicht rechtzeitig Genugtuung ward. Und wer bürgte dafür, daß der junge Mann ſeine tätigen und ſtrebenden Kräfte nicht erſchöpfte, eh' er ſein Ziel erreichte und dann um ſo unaufhaltſamer die Beute der weiblichen Seite ſeiner Natur wurde?

Wie, wenn Moorfeld dieſem Retter auf dem Schauplatze ſeiner Taten begegnet wäre, um ihn ſelbſt wieder zu retten?

Es liegt etwas Herzerhebendes in dem Gedanken, auf eine Exiſtenz außer uns beſtimmend wirken zu können! Ja, der ſogenannte egoiſtiſche Menſch datiert eigentlich erſt von da an ſein Glück, wo es ihm möglich wird, einem Mitgeſchöpf die Richtung zum Glücke zu geben. In neuen Perſpektiven erblickt Moorfeld jetzt ſeine Anſiedlung im Urwald. Welchen Sinn gewinnt ihm dieſes Projekt! Sollte es nicht berufen ſein, der Ausgangspunkt einer Exiſtenz zu werden, die, einmal in ihrer Wurzel befeſtigt, gar nicht abſehen ließ, in welchen Radien der Palmenfächer ihrer Triebkraft ſich ausſpannen wird? Können denn überhaupt die neuen Freunde ſich je wieder trennen? Benthal, die poſitive, handelnde Natur mit ihrer tiefen Andacht für das Ideale, Moorfeld, der Idealiſt, mit ſeinem tiefen Bedürfnis, ſich realiſtiſch zu erfüllen, — begegnen ſich dieſe zwei Charaktere nicht gewiſſermaßen typiſch, und iſt nicht die ganze Menſchheit hergeſtellt, wenn ſich dieſe Individuen ergänzen? Welche Wirkungen laſſen ſich hoffen aus den Anfängen eines ſo naturgemäßen Bundes! Wahrlich, es wäre auf dieſem Boden nicht das erſtemal, daß zwei junge ſtrebende Männer Väter einer

Stadt geworden ſind. Moorfeld brauchte nicht einmal Dichter zu ſein, um ſo weit zu phantaſieren.

Romulus und Remus! — Unternehme es, wer ſich ſtolz genug dazu fühlt, die Nachtgedanken unſers Freundes zu Ende zu denken! — Solche Momente ſind ſelbſt für die Poeſie zu groß. Die Poeſie iſt die Kunſt des „ſchönen Scheins", hier iſt von ſchöner Wirklichkeit die Rede. Die Poeſie iſt die Sprache des Wunſches, hier winkt Beſitz. Wir können von dieſer Stunde kein Gedicht unſers Freundes überliefern. Er dichtet nicht. Der Dichter beſingt die Geliebte: am Brautabend verſtummen die Hymnen.

Moorfeld fühlt ſich am Vorabend eines Unternehmens, das kein deutſcher Dichter je vor ihm begonnen: kein deutſcher Vers iſt vorbereitet, ſich zum Ausdruck eines ſolchen Inhalts zu erheben. Aber Newyork und die Rolle des Beſchauenden reizt ihn nicht länger. Sein Gedicht iſt: daß er unverzüglich zu reiſen beſchließt.

In dieſem Augenblick erloſch die beleuchtete Villa auf New-Jerſey, welche bisher der Augenpunkt unſers nächtlichen Träumers geweſen.

Moorfeld ſtutzte.

Dann aber blickte er am Himmel aus, ob nicht das Licht des Morgenrots anbräche. — —

Am Tage fand ihn Jack — das Bett unberührt — im Fauteuil eingeſchlafen.

Achtes Kapitel

Moorfeld behielt von der Trunkenheit seiner gestrigen Nacht-Phantasien am ernüchternden Tageslichte noch so viel Bewußtsein, daß er sich heute mindestens vornahm, den neuen Freund über sein Projekt auszuholen. Denn das sagte er sich nach dem Ausglühen jenes dichterisch angeschürten Traumzustandes, daß es noch sehr die Frage sei, ob Benthal seine Stellung in Newyork überhaupt so hoffnungsdürftig, wie er selbst, betrachte, und die Stadt mit dem Urwald auch willig werde vertauschen wollen. Enthielt sich Moorfeld aller Ueberredung und versprach er gewissenhaft, wie es solche Fälle heischen, eher zu wenig als zu viel, so erstaunte er jetzt, daß er dem werten Genossen eigentlich nicht mehr zu bieten hatte, als etwa einen freien Platz im Schiffe; Gunst oder Ungunst der Fahrt blieb immer noch das Wagnis des andern. Freilich hielt er sich vor, daß ein tüchtiger Mann größere Unterstützungsmittel sich kaum bieten ließe, und daß das Selbstgefühl des Tatkräftigen nicht mehr verlange, als der Grieche in seinem Δός μοι ποῦ στῶ *), oder Archimedes in jenem Punkt außer der Erde, von welchem er seinen Hebel an diese zu setzen versprach. Aber solch einen Punkt hatte Benthal in seiner Lehrstelle zur Not eben auch, es blieb also immer seine Geschmackssache, ob er von einem Hinterwälder-Blockhaus oder von Mr. Mockingbirds Volksschule aus seine Hebel würde ansetzen wollen. Diese Ueberzeugungen schlugen unsern Freund ziemlich darnieder. Er hatte sich den Gedanken an Benthals Genossenschaft so rasch und feurig eigen gemacht, daß dieser Gedanke, wie ein Gerüst nach dem Brillantfeuerwerk, heute noch fest stand, wenn auch

*) Gib mir, worauf ich fuße.

ohne die magiſche Verklärung von geſtern. Viel eher erwartete das Gerüſt die Wiederholung des Feuerwerks als das Schickſal, abgetragen zu werden.

Bei dieſer Stimmung ſah Moorfeld mit Uegeduld der Stunde ſeines geſtern angekündigten Abendbeſuches entgegen. Endlich brach ſie an. Auf Flügeln eilte er fort. Doch, wir wollen ihm, wie er es im Geiſte längſt ſelbſt tat, in Perſon voraneilen und uns um einige Augenblicke den Vortritt vor ihm herausnehmen.

Im letzten Tagesdämmern finden wir uns in einer der einſamſten Straßen Newyorks — und außer dem Broadway und Bowery können ſie ſehr einſam ſein, dieſe weiten Straßen Newyorks — wir finden uns in einer der Nebenſtraßen des Winkels von Bowery und Grandſtreet vor einem kleinen niedlichen Framehauſe von drei Fenſtern Front. Es iſt hellgelb angeſtrichen, hat grasgrüne Jalouſien und ein paar Akazienbäumchen vorm Eingang. Der gewöhnlich holländiſch-amerikaniſche Aufputz. Wir treten durch ein paar das Baſement überbauende Stufen ins Parterre. Nach hieſiger Sitte würden wir hier das Parlour finden. Aber in den Glücksverhältniſſen der deutſchen Mieterin iſt weder von Parlour noch von Drawing-room die Rede. Im Parterre wohnt die Hauseigentümerin ſelbſt, die penſionierte Witwe eines Seeoffiziers, der im letzten engliſchen Kriege gefallen. Wir beſteigen demnach das Geſtock. Dieſes iſt Frau v. Mildens Wohnung. Zwei kleine Zimmer und ein Kabinett bilden den beſcheidenen Haushalt, welchen Benthal ſein „Lorettohäuschen" nennt. Mit dem Geiſterrechte, einzutreten ohne anzuklopfen, und zu lauſchen ohne erröten zu dürfen, ſtehen wir jetzt im erſten dieſer Gemächer. Da es kein Bett enthält, würde es der Pariſer einen Salon nennen; bilden wir uns alſo ein, wir ſtehen im Salon der Frau v. Milden. Es iſt eine ſchweigſame Viſite, die wir da machen. Eine ſummende Teemaſchine erfüllt die vier Wände mit ihrer myſtiſchen Sordinen-Muſik; ſonſt regt ſich kein Laut darin. Ueberblicken wir die Gruppe, die, „um des Lichts geſellige Flamme" verſammelt, den runden Tiſch inne hat, und von einer

Milchlampe, unter der Blende ihres Lichtſchirms, beleuchtet wird. Es iſt eine Gruppe von drei Frauenköpfen, welche auf den erſten Blick die Gleichheit des Familienzugs erkennen läßt. Es iſt Frau v. Milden mit ihren beiden Töchtern. Die Gruppe befindet ſich in dem Zuſtande jener vollkommenſten Ruhe, in welcher der Künſtler ſein Modell zu beſchauen liebt. Frau v. Milden heftet ihr Auge auf eine feinere weibliche Arbeit, eine von denen, welche den Geſichtsausdruck denkend beleben, aber doch die Sicherheit des Gelingens nicht beunruhigen. Ein zartes, ſinniges Antlitz. Ein mädchenhafter Schmelz liegt auf dieſen Zügen, eine nervöſe Geiſtigkeit, welche es vor dem gemeinen Altern ewig bewahren wird. Die Spuren der Jahre ſind in ihren Mienen zwar zu leſen, aber nicht in jener groben Runenſchrift der ſogenannten Erfahrung, ſondern nur in dem geübteren Ausdruck einer angeborenen weiblichen Intuitionskraft. Ihr gegenüber erblicken wir Pauline, die ältere Tochter. Im Anſchauen dieſes Mädchens glauben wir erſt die Jugendlichkeit der Mutter zu verſtehen. Es iſt die gereiftere Milde, von welcher die Matrone verſchönt wird, man fühlt, die Mutter kennt den Umgang der Grazien, ſie kann lächeln, ſie nimmt das Menſchliche menſchlich. Der Tochter bezweifeln wir das. Es iſt ein ergreifender Anblick dieſes Mädchen. Die volle Strenge der Jungfräulichkeit. Ihr ganzes Bild iſt in Ernſt getaucht. Vor ihr ſteht der dampfende Teekomfort, ſie hält eine Art veſtaliſche Flammenwacht daran. Eine nicht zu bezwingende Innigkeit liegt in dem Blicke, womit ſie — der Spiritusflamme zuſchaut. Man erſchrickt faſt über ſo viel feierlichen Ausdruck inmitten der Alltäglichkeit, man ſieht eine Seele, die kein Hauckleid zu tragen weiß. Benthal nannte ſie die verkörperte Modeſtie; der Charakter liegt in dem Worte, aber das Wort iſt noch ſeine Grenze nicht. Zwiſchen der Mutter und Paulinen bücken wir uns etwas tiefer zu dem dritten Frauenbild oder -bildchen herab, und blicken der kleinen Malvine in ihr friſchfrohes, ſinnliches Kinderauge. Ihr petulantes Geſichtchen iſt zu einem kräftigen Nachdenken angeſpannt, ſie hat ein engliſches Leſebuch vor und mag nicht we-

nig ſtudieren. Auch dieſe Trägerin der leichteſten Blutwellen ſtört alſo die allgemeine Stille unſerer Gruppe nicht. Frau v. Milden mit dem kleinen Mädchen nimmt die eine Hälfte des Tiſches auf einem ſchmalen Kanapee ein; neben ihrer Schweſter an der untern Seite hat Pauline Platz, an der oberen neben Frau v. Milden ſteht ein leerer Stuhl mit Manuſkripten und einem Schreibzeug davor. Indem wir uns um den Inhaber desſelben umſehen, entdecken wir die Umriſſe eines jungen Mannes, der reglos am Fenſter verweilt, halb von der zurückgeſchlagenen Gardine, ganz aber von dem großen kreisrunden Schatten verborgen, womit der Lampenſchirm die Mitte des Zimmers verdunkelt. Es iſt Benthal.

Die Ruhe, in welcher wir dieſe Geſtalt verharren ſehen, iſt es wahrſcheinlich, welche auf die tiefe Stille im Zimmer zurückwirkt. Man wird ihn nicht ſtören wollen.

Draußen aber am abendlichen Himmel hallt ein Gewitter.

Benthal hat das halbe Fenſter geöffnet (das amerikaniſche Fenſter iſt nur halb zu öffnen) und ſcheint in die Szenerie am Himmel vertieft. Pauline ſucht ihn von Zeit zu Zeit mit einem Blicke jener zärtlichen Inſpiration, worin ſich nur die bräutliche Angehörigkeit zweier Perſonen ausſprechen kann.

Der Donner hallt näher, Blitze begleiten ihn, und raſch, wie Amerikas Wetter ſich entladen, rauſcht ein Platzregen nach. Die Luft iſt ſtill, aber wie ſie vom Waſſerſtrom jetzt durchſchnitten wird, fangen die Fenſtergardinen lebhaft zu wehen an.

Erkälten Sie ſich nicht, Theodor, ſpricht Frau v. Milden bei dieſem Ausbruch zu dem Träumer am Fenſter hin. Es iſt das erſte Wort, welches ein langes Schweigen unterbricht.

Benthal ſchließt das Fenſter, d. h. nach der hieſigen Konſtruktion, er ſchiebt es zu, den Frauen zugewendet aber antwortet er: Mama, wir hatten an der Nokolbank wohl andere Gelegenheit uns zu erkälten!

Seitdem iſt mir's eben gründlich verleidet, was man romantiſch „den Aufruhr der Elemente" nennt, ſpricht Frau v. Milden zurück.

Ich bewundere auch nicht den Aufruhr bei ſolchen Szenen, ſondern die Ruhe, antwortete Benthal. Ich halte mir vor, daß auch die höchſten Winde und Wolken, von den fünfzehn Meilen unſrer Lufthöhe nur in den zwei unterſten ihr Spiel treiben, und daß das heftigſte Meer unter einer Tiefe von zehn Klaftern unbewegt liegt. So dünn ſind die Platten, zwiſchen welchen wir unſre Eindrücke empfangen — und der Erdenwurm ſpricht von einer „empörten Schöpfung"!

Wenn Frauenumgang bildend den Exzentrizitäten der Männer ſteuert, ſo war's einer jener leiſen, aber ſichern Frauengriffe ans Steuer, als Frau v. Milden mit einer unſchuldigen Stimme jetzt fragte: W i e meinen Sie, Theodor? Sie ſtrafte das Verſchrobene, indem ſie es nur zur Erklärung ſeiner ſelbſt aufforderte.

Aber Pauline hob einen bittenden Blick zur Mutter auf und ſagte: Laß, Mama, wie ſollte die Welt nicht klein werden, wenn es das Leben iſt!

Benthal wandte ſich raſch um. Er ſah das Mädchen verſtimmt an. Pauline erſchrak. In Benthals Blick erſt ward ihr's bewußt, daß ſie die harmloſe Berührung der Mutter mit einer viel empfindlicheren pariert — und doch hatte ſie nichts getan, als ihr tiefſtes Verſtändnis für ein mitgefühltes Lebensweh ausgeſprochen.

Frau v. Milden ſchien das Mißliche von Paulinens Wort zu empfinden und redete Benthal ablenkend an: Wollen wir die Geſchichte von Pennſylvanien für heute nicht in den Schrank ſchließen?

Demütig ſagte Pauline: Oder laß mich ſchreiben und diktiere du. Du konzipierſt fließender, wenn der Kopf allein arbeitet.

Das läßt ſich hören, antwortete Frau v. Milden. Unſer Baron — auf einen Blick Benthals verbeſſerte ſie ſich — unſer Doktor Moorfeld, wollte ich ſagen, kommt bei dieſem Wetter ohnedies nicht mehr.

Mama! rief die kleine Malvine halb trotzend, halb bittend.

Du bildeſt dir doch nicht ein, wies die Mutter das Kind zurecht, daß man in ſolchen Wolkenbrüchen Viſiten macht?

Oder biſt du ſo ſelbſtſüchtig, dir zu wünſchen, was andern Menſchen Beſchwerde macht?

Aber der Doktor kommt doch, antwortete das Mädchen vergnügt, ohne einen Zug von Eigenſinn.

In dieſem Augenblicke geſchah ein betäubender Donnerkrach, ein jäher Windſtoß riß in das Zimmer herein, denn die Türe war aufgegangen und Moorfeld ſtand im Zimmer.

Die Wirkung dieſes Zuſammentreffens war ſo ſchlagend, und Malvine jubelte ſo trunken, daß Frau v. Milden nicht umhin konnte, den vorausgegangenen Augenblick von Prophetie zu erzählen.

Moorfeld nahm das kleine Mädchen beim Kopf und küßte es lebhaft.

Die Herzhaftigkeit, womit das Kind es litt, glaubte die Mutter mit einer üblichen Neckerei rügen zu müſſen. Sie ſagte: Nun wirſt du aber auch einen ſo ſchwarzen Ungarbart bekommen, wie der Herr Doktor.

Ach! replizierte die Kleine, da hätte Pauline ſchon längſt einen blonden Ungarbart bekommen, ſo groß!

Die Wirkung dieſes naiven Kinderwortes und der vierfach variierte Ausdruck von der Verlegenheit der Erwachſenen wäre nicht wohl wiederzugeben, wenn nicht in demſelben Augenblicke ein vernünftiger Donnerſchlag der Familie die willkommene Veranlaſſung geboten hätte, zu erſchrecken und zu überhören. Frau v. Milden ergriff überdies das Wort, und bewunderte Moorfelds Ausgang bei dieſem Wetter.

Ich gehe oder fahre in ſolchem Wetter am liebſten aus, antwortete Moorfeld, ich kenne kein größeres Vergnügen als eine Platzregen-Promenade durch die eleganten Paſſagen einer Stadt. Wie wunderſchön das herabklatſcht in die lakkierte und friſierte Puppenſchachtel! Nennen Sie's nicht Schadenfreude. Es iſt ein äſthetiſcher Eindruck. Es iſt komiſch und pathetiſch zugleich. Ja, es iſt der einzige Fall, wo vom Erhabenen zum Lächerlichen gar kein Schritt iſt. Auch leide ich ja mit. Aber im Geiſte bin ich dann gar nicht auf der Erde, ſondern droben. Wie ſympathiſiere ich mit dem grauen Ungeheuer in ſeiner Vogelperſpektive! Das kam

über Land und Meer dahergerauſcht, ſcheuchte den Bären hier, brach die Zeder dort, plötzlich hängt es auf ein Stückchen Boden herab, wo der Pelz zur Peliſſe wird, die Zeder zum Glockenturm, die Wildhöhle zur City-Hall — ein goldenes, zuckernes Ding, Stadt genannt, unter Glasſturz zu ſtellen. Und nun die Fluten, die Blitze, die Orkane da drein! das erquickt! Da weiß man doch, wer noch das große Wort im Hauſe führt, die Glacéhandſchuhmacher oder die Natur?

Sie hatten eine heitere Ueberfahrt? fragte Frau v. Milden.

Ja, das iſt ein anderes, rief Moorfeld, indem er ſich augenblicklich in dieſe Frage fand und ernſthaft ward; wenn Sie einen Seeſturm erlebt haben, dann verzichte ich darauf, Sie für Sturmpoeſie zu begeiſtern. Gott weiß es, woher die Dichter ihre prächtigen Seeſtürme haben, wahrſcheinlich aus ſonnigen Garten-Veranden, aus Kajüten nimmermehr. Herumzukollern wie eine Kugel im Roulett, auf dem Boden, an der Decke, in allen Ecken, Schwindel im Kopf, das jüngſte Gericht im Magen, die Luken voll Seewaſſer, ſämtliche Paſſagiere ſprudelnde Fontänen — hinweg davon, auch im entfernteſten Andenken! wir wollen dieſer appetitlichen Teekanne ihren Beruf nicht ſauer machen!

Auf dieſes Signal ſetzte ſich die Geſellſchaft zu Tiſche. Moorfeld konnte bald ſehen, daß ſeine lebhafte unmittelbare Natur gefiel. Die Unterhaltung nahm einen friſchen Gang, Wirt und Gaſt fanden ſich ſchnell und angenehm ineinander.

Im Fluſſe des liebenswürdigſten Beiſammenſeins hatte natürlich Moorfelds Frage an Benthal der günſtigen Gelegenheit zu harren. Dieſes diplomatiſche Apropos ſpannte ihn keineswegs unangenehm, nur war er nicht geduldig genug, es lange auszuhalten. Er ſuchte bald nach einem Anknüpfungspunkte. Beim Niederſetzen der kleinen Teegeſellſchaft war eine Mappe mit Manuſkripten vom Tiſche entfernt worden. Moorfeld erinnerte ſich an den Bäcker Sallmann aus Kleindeutſchland, und bat ſich dringend aus, das Pamphlet zu hören, welches Benthal demſelben verſprochen, wenn es dort vielleicht eben unterm Ambos liege. Aber die

Mappe enthielt es nicht mehr. Benthal hatte es bereits geſchrieben und in die Druckerei geſchickt. Es beſchäftige ihn ein anderer Aufſatz, erklärte er auf Moorfelds Bewunderung dieſer raſchen Tätigkeit, und wie er dieſen ebenfalls gerne ſchon druckreif ſähe, ſo treibe eines das andere. Moorfeld erſtreckte ſeine Bitte natürlich auch auf Mitteilung dieſes zweiten Artikels. Benthal machte Einwände und ließ ſich lebhafter nötigen, bis er die Lektüre nach dem Tee zuſagte.

Der Name Kleindeutſchland, der jetzt genannt worden war, gab Moorfelden die Gelegenheit, die er ſuchte. Er bewegte ſich ein paar Augenblicke um dieſes Thema, und wie im Vorbeigehen bat er dann den Rector magnificus, ob er ihm ein paar tüchtige deutſche Arme verſchaffen könne — einen Zimmermann und einige Ackerleute; er denke nämlich ernſtlich daran, demnächſt ſeine Anſiedlung in Ohio zu begründen. Bei dieſer vorläufigen Ankündigung hielt er inne, und erwartete den nächſten Eindruck derſelben.

Der Eindruck war ein bedeutender. Zwar erwiderte Benthal das Geſchäftsmäßige von Moorfelds Frage mit der rückſichtsvollen Faſſung, die ihn nicht leicht verließ: er werde ſich, ſagte er, die Sache angelegen ſein laſſen, er hoffe jedenfalls die gewünſchten Arbeitskräfte zu gewinnen; dann aber, — und er bedurfte einer Pauſe, um überhaupt weiter zu ſprechen, — ſetzte er hinzu, dieſe Mitteilung überraſchte ihn lebendig. Kaum erinnere er ſich noch, daß das Wort Urwald flüchtig geſtern genannt worden ſei und mehr bildlich als eigentlich, wie es geſchienen, es klinge ihm heute neu, und er habe gewaltige Ehrfurcht vor Moorfelds Gewiſſenhaftigkeit, der ein Land, um es zu ſtudieren, gleich kaufe. Er ſagte dieſe Worte mit immer wachſender Bewegung, die Frauen blickten ihn an und blickten dann ſich ſelbſt an. Auch ihnen, ſah man, gab das Gehörte zu denken.

Frau v. Milden tat — was in ſolchen Momenten das Taktvollſte iſt — ſie ſprach die Bewegung, die vorhanden war, freimütig aus. Mit der richtigen Miſchung von Gelaſſenheit und Anteil in ihrer Stimme ſagte ſie zu Moorfeld: Sie beabſichtigen eine Anſiedlung, Herr Doktor? Ich glaube

es gern, daß es Herr Benthal überhört hat, er wird es ungerne gehört haben. Wenn man ſich im menſchlichen Umgang nur an eine Art Aſtronomie gewöhnen könnte! die Menſchen wie Sterne zu nehmen; — ſie kommen und gehen am Horizont und man hätte das freie Intereſſe der Wiſſenſchaft an ihnen. Aber das Gemüt will alles gleich feſthalten und in Eigentum verwandeln: das iſt freilich ungezogen. Ich fürchte, Herr Benthal wird Ihnen eine kleine Ungezogenheit dieſer Art abzubitten haben.

Jetzt war Moorfelds Augenblick da. Gnädige Frau, ſagte er, ſeine Spannung unter einem Scherz verbergend, daß wir beide, Herr Benthal und ich, nur nicht jenen zwei Bettlern gleichen, welche ſich im Dunkeln wechſelſeitig um Almoſen angeſprochen haben! Für Herrn Benthal ſetze ich hinzu: sans comparaison! für mich aber nicht. Ich fühle mich nämlich gerade jetzt einen rechten und ſtandesmäßigen Bettler, daß ich nicht einen virginiſchen Grundbeſitz kaufen kann, ſondern höchſtens ein paar tauſend Acres. In jenem Falle würde ich zu meinem Sterne ſagen: wollen Sie mein Intendant ſein? in dieſem darf ich höchſtens ſagen: wollen Sie mein Mit-Bauer ſein? und, hier liegt der Bettler. Desungeachtet bin ich nicht blöde genug, es nicht wirklich zu ſagen, wenn ich erſt hoffen darf, daß es mir verziehen wird. Alſo: Herr Benthal, wollen Sie — w a s ſein? was, weiß ich ſelbſt nicht. Sie wiſſen das beſſer als ich. Sie haben es geſtern ſo ſchön geſagt, daß man in Amerika nur eins und ein einziges iſt — ein Mann! Wohlan, will es dieſer Mann ſtatt mit Mr. Mockingbird mit mir und meinem Urwald verſuchen? — Der Bettler hält Ihnen ſeinen Hut hin. Meine Hand, wenn Sie das Gold Ihrer Fähigkeiten dreinlegen wollen, ſteht Ihnen ſtets offen.

Diesmal blickten die Frauen nicht mehr auf, und ſelbſt Benthal ſagte mit niedergeſchlagenem Auge: Es läßt Ihnen wohl, Herr Doktor, mit lachendem Munde Geſchichte zu machen. Was Sie da ſprechen, iſt ſo wichtig, daß Proſaiker nicht ermangeln würden, es wirklich wichtig zu traktieren. Aber der höhere Menſch, welcher weiß, daß wir nur b e g i n -

nen können, und daß unermeßliche Schickſale weiter führen, was ſich aller Vorausſicht entzieht, der hat recht, wenn er ſeine Saatkörner auswirft, wie Bonbons im römiſchen Karneval. Ihre Worte ſind das Signal zu einer neuen Richtung meines Lebens. Sie ſind ein Wendepunkt in einer oder mehreren Biographien. Daß die Wendung eine glückliche iſt — wer möchte vor dem Gegenbild von Mr. Mokkingbirds Volksſchule daran zweifeln? Der Zweifel liegt hier anderswo. Ich ſehe in Ihren Worten allerdings den Hut, den Sie mir hinhalten. Aber — ſoll ich was hineinwerfen, oder — ſoll ich was herausholen? Das iſt die Frage hier. Es iſt eine Ehren-Frage. Reizend verwirrt, nehmen ſich ſolche Fragen denn doch auch proſaiſch gelöſt nicht ſchlecht aus.

Moorfeld verbiß ſein Lächeln, er wußte wohl, was er für einen Charakter vor ſich hatte, und war gefaßt darauf, daß ihm ein bißchen Metaphern-Spiel nicht ſo leicht durchgehen würde. Mit ganz verändertem Tone ſagte er daher: Der Mann, der in Hambach nicht gefragt hat, ob er in einem Kerker verfaulen wird, ſollte in Ohio nicht fragen, ob er emporblühen wird. Mißverſtehen Sie mich nicht. Ich mute Ihnen nicht zu, die Ehre Ihres Unglücks an den nächſtbeſten hergelaufenen Freund zu verkaufen. Was Sie der Nation geopfert haben, darf Ihnen nur die Nation vergüten, und ich habe kein Mandat von Deutſchland. Es iſt nicht der Rede wert, was ich Ihnen biete. Ein paar Kornähren zur Nahrung, ein paar Schafe zur Kleidung und ringsherum ſtarre Wildnis, das iſt kein Lebensglück. Halten Sie es dafür, ſo ſetzt dieſes Dafürhalten Ihr Verdienſt, nicht das meinige. Sie denken dabei an ihre große Produktionskraft, welche die rohe Vorbedingung des Lebens erſt in Lebensglück verwandeln muß. Und wahrlich, an dieſe Kraft dachte ich auch bei meinem Anerbieten. Ich bin der Krämer, der einem Shakeſpeare ein Buch Papier überreicht mit den Worten: hier, mein Herr, haben Sie die Unſterblichkeit, — ſie tut ſechs Pfennige. Der Wert meines Materials und der Wert Ihrer Arbeit liegt lächerlich weit auseinander. Ja,

ob ich Ihnen selbst diese sechs Pfennige schenke, ist noch die Frage. Ich schenke sie aber nicht, sondern ich lege sie auf furchtbaren Wucher. Sie wissen besser als ich, daß ein Mensch hier viel, ein Grundstück wenig Preis hat. Um einen Kopf mehr gedacht, um eine Hand mehr gerührt auf meiner Farm, erhöht ihre Rente. Ich treibe Agiotage mit meiner Gastfreundschaft. Kurz, es ist hier von einem Kompagnie-Geschäfte die Rede; ich schieße das Geld dazu her und Sie ein Kapital, das Geldes wert ist. Ich bin Poet und ein schlechter Wirtschafter. Eine Strophe kann mich am Erntetag gründlicher beschäftigen als die ganze Ernte. Ein paar Kälber verkauf' ich vielleicht zum günstigsten Preis nicht, weil mir die Zeichnung ihrer Haut gefällt. Fragen Sie nicht, ob ein solcher Wirt die praktische Vernunft zu Gaste bitten darf. Mein Einfall, Grund zu besitzen, konnte überhaupt nur auf der Hoffnung ruhen, daß das Glück seine Ausführung übernimmt. Besitzer von Gütern zu sein, ist ein Talent, so gut, als Besitzer von Ideen zu sein. Mir fehlt jenes Talent. Will ich Grund besitzen, so ist es m e i n Vorteil, den Vorteil anderer daran zu knüpfen. Ich muß mich mit meiner Erde durch Prokuration vermählen lassen.

Moorfeld hatte sich in eine Ueberzeugung gesprochen, die ihn des Sieges gewiß machte. Jetzt zog er sich wohlweislich auf sein Ziel, gleichsam wie auf eine Rückzugslinie, zurück, und sagte mit jener Mäßigung, die der Abschluß einer Sache ist: Ich gebe Ihnen gerne zu, daß Sie für den Augenblick noch kein klares Bild von dem Verhältnisse haben. Ich verlange daher auch Ihr klares unumwundenes Wort nicht. Es genügt mir schon, daß wir uns in der Vorfrage orientiert haben. Auch ist meine Stimme nicht die einzige Potenz für Ihre Entschließung. Mit aller Ehrfurcht erkenne ich höhere Potenzen. Der nächste Stand der Dinge bleibt daher, wie er ist. S i e behalten Mr. Mockingbirds Schule; i ch gehe meinem Projekte nach auf eigene Hand und Gefahr. Ich reise nach Ohio. Ich sehe mich um, ich wähle, ich kaufe. Ich mache aus meinen Gedanken eine fertige Tatsache. Diese fertige Tatsache lege ich Ihnen vor, Sie wer-

den Ihr Verhältnis zu ihr dann ſelbſt finden. Sind wir aber ſoweit — ein Wort für alle, liebſter Herr, Sie laſſen mich nicht ſitzen! Sie bleiben ſelbſt nicht ſitzen in Kleindeutſchland! Sie bringen mir die Beſten Ihres Volkes mit und den erſten rücken ſpätere nach und den wenigen mehrere und eine Stadt zimmern wir uns auf, darin ſind Sie Pastor primarius, Rector magnificus, Redacteur en chef, Kaufmann en gros und en détail, kurz, was ein Amerikaner in einer jungen Anſiedlung iſt: eine indiſche Gottheit mit hundert Händen und Füßen. Ich aber verkaufe meine Acres um das Hundertfache und werde Millionär. Mit dieſer paſſiven Rolle begnüge ich mich neben Ihrer aktiven. Darauf ziel' ich; daß ich es nur geſtehe! ein freiwilliges Geſtändnis iſt immer ein mildernder Umſtand. Das ſind meine Tendenzen. Freilich ſollt' ich ſie nicht am Teetiſch enthüllen. Eine „Loretto-Kapelle" iſt keine Börſe. Was werden unſre verehrungswürdigen Damen denken! Ein Dichter iſt angemeldet und ein Landſpekulant kommt. Welch ein Abfall von geſtern und heute! Sehen Sie, ſo ſchnell entartet die europäiſche Raſſe in Amerika. Es iſt Zeit, daß ich abbreche und von ganzem Herzen um Verzeihung bitte.

Damit erledigte Moorfeld ſeinen Antrag fürs erſte. Und wie nach ſolchem Thema nicht wohl ein leichterer Ton wieder anzuſchlagen war, ſo erinnerte er ſich jetzt rechtzeitig an Benthals zuvor verſprochenen Aufſatz. Er zweifelte nicht, daß derſelbe jenes Element enthalten werde, deſſen die Situation jetzt bedurfte: irgendein gedankenreiches Etwas, fähig, die Stimmung, ohne ihr Zwang anzutun, an ein neues Intereſſe zu feſſeln. Er wiederholte daher ſeine Bitte. Aber Benthal war jetzt noch zurückhaltender, als er ſich gleich zuerſt gezeigt hatte. Man ſah ihm eine große Verlegenheit an. Er ſuchte Ausflüchte, er behauptete, kein Augenblick ließe ſich ungünſtiger, als der gegenwärtige wählen, die Lektüre ſei ganz und gar nicht an ihrem Platze jetzt. Auf Moorfelds Befremden verriet er endlich ſoviel: es ſei in jenem Schriftchen von Amerika etwas heterodox geſprochen; eine günſtigere Meinung müſſe ſich notwendig davon verletzt fühlen;

eine ſolche Diſſonanz getraue er ſich aber nicht zu verantworten, am wenigſten in gegenwärtigem Augenblicke.

Moorfeld hörte dieſe Erklärung überraſcht, faſt betreten an. Er antwortete: Ich würde mich ſehr mangelhaft ausgedrückt haben, Herr Benthal, wenn ich eine Vorliebe, oder ein Vorurteil für Amerika an den Tag gelegt hätte. Man hält es für ein Land der menſchlichen Vollkommenheiten in Europa und darum macht' ich mich auf, es kennen zu lernen. Das iſt alles. Ich will es mir anſehen, wie ein Pferd, das ich kaufe. Daß ich die Neigung hätte, absichtliche Täuſchungen darüber feſtzuhalten, ſollte ich, wie mir dünkt, mit keinem Worte verraten haben. Es wäre auch entfernt nicht der Fall. Abgeſehen, daß der Einzelne, bei der freundlichſten Abſicht mich zu ſchonen, den Andrang einer allgemeinen Enttäuſchung doch nicht abwehren könnte von mir. Was Sie eine günſtige Meinung nennen, hatte ich über Amerikas Stadtleben eigentlich nie, und meinen Glauben an die Urwalds-Poeſie möchte ich eben auch nicht zu abſtrakt kultivieren; ein wenig Bilderdienſt wird ihn ſtets unterſtützen müſſen; warb ich doch ſoeben um einen lieben Heiligen für meine Waldkapelle! Nein, leſen Sie immer, ich bin wohl der Mann zu hören. Glauben Sie überhaupt nicht, daß die Poeſie noch Täuſchungen liebt. Die moderne Poeſie iſt ſkeptiſch. Eine Negation iſt uns lieber als ein Wahn.

Eine Negation iſt uns lieber als ein Wahn! wiederholte Benthal — ja, dann darf ich leſen, rief er beſtimmt, faſt freudig. Seine Haltung veränderte ſich augenblicklich. Hatte ſie ſoeben noch jene ergebene, rückſichtsvolle Schüchternheit, die Moorfeld bei Mr. Mockingbird an ihm gefunden, ſo zeigte ſie jetzt den mannhaften Aufblitz, die entſchiedene unerbittliche Sicherheit, in der ihn Kleindeutſchland kannte. Der Mann, von äußeren Lebenslagen in den Schatten geſtellt, ging immer im vollſten Lichte, wo er auf dem Boden von Ueberzeugungen ſtand. Im Selbſterrungenen fühlte er ſich.

Er holte ſeine Manuſkripten-Mappe. Moorfeld rückte

zurecht. Frau v. Milden nahm wieder ihre Arbeit vor; die Mädchen räumten den Teetiſch ab. Die Kleine machte ihre Sache flink und zierlich. Sie bot in ihrer Tätigkeit ein Schauſpiel voll ſchicklicher Angewöhnungen; alles war Applikatur an ihr. Dabei hatte ſie nichts von jenen Uebergeſchäftigen, die wir die Koketten der Häuslichkeit nennen möchten. Sie huſchte hin und wider mit einer dezenten, faſt dürften wir ſagen, vornehmen Geräuſchloſigkeit. Moorfeld beobachtete ſie innig vergnügt. Nicht Malvine, Möve muß ſie heißen, ſagte er, als er ihr eine Zeitlang ſo zugeſehen. Das Kind reichte ihm die Hand und lächelte ihn freundlich an. Sie ſchien zu glauben, er habe ſie mit einem großen Ehrentitel beſchenkt.

Benthal hatte inzwiſchen einige Oktavblätter von feinem Poſtpapier aus ſeiner Mappe geholt und leitete jetzt ſeine Lektüre mit folgenden Worten ein: Eine der erſten Zeitungen Newyorks machte unlängſt mit einem Leitartikel Aufſehen, welcher die politiſche und ſoziale Entwicklung Amerikas ſeit dem letzten Kriege behandelte. Der Haufe fand ſich von ſeinem Sklaven, den er die freie Preſſe nennt, ſo maßlos darin geſchmeichelt, daß der wirklich freie Mann unwillkürlich in Oppoſition dagegen geriet. Ich will nun eben nicht ſagen, daß dies m e i n Fall war, aber ich fühlte doch mein Recht, die Sache auf meine Weiſe anzuſchauen. Genug, die Gelegenheit war mir ein Antrieb, einiges von dem niederzuſchreiben, was ich dem Lobredner mündlich entgegnet hätte; da ich aber gern Zwecke vor Augen habe, ſo ſchrieb ich gleich auf Poſtpapier, und werde nun den Artikel, der die hieſige Lynch-Zenſur doch nicht paſſieren würde, vielleicht an Cotta für die Augsburger Allgemeine ſchicken. Ich würde es als eine Art Sühne betrachten für unſre politiſch-liberalen Schönfärbereien von weiland. Meine Hambacher Kollegen werden freilich wieder einmal Verrat wittern, aber — amicus Plato uſw.

Moorfeld nickte ſchweigend vor ſich hin. Er ſaß ſtill und in ſich gekehrt. Benthal begann:

„Zur Beurteilung des Beſtandes der nordamerikaniſchen Geſellſchaft.

Als ich vom Havrer Landungsplatze meinen Gang durch Newyork antrat, war die erſte Neuigkeit, die mich anzog, ein rieſiges Plakat an der Ecke der Greenwich- und Liberty-Street. Ein Verein, „the Workies" genannt, lud zu einer Generalverſammlung ein. Was ſind das für Leute? fragte ich zwei Bürger, welche vorübergingen. Tollhäusler! ſagte der eine, ein Deutſcher; Lichtzieher, die Präſidenten werden wollen, lächelte giftig der andere, ein Amerikaner. Ich aber pflanzte mich auf und ſtudierte nun ſelbſt das jener Einladung beigefügte Programm der Workies.

Das Programm beſtand aus Forderungen einer ſozialiſtiſchen Arbeiter-Organiſation. Die Sprache war ohne Schwung und prophetiſche Salbung, ohne das Koſtüm des europäiſchen Ikarismus, ſie war klar und einfach wie eine Möglichkeit. Und doch war es nichts Geringeres als eine jener Schuldforderungen der Beſitzloſen an die Beſitzenden, welche mit dem Bankerott beantwortet werden. Sie klang aber viel eher wie eine fürſtliche Kabinettsordre, welche Degradation verhängt. Sie ſprach wie ein trockener Machtgebrauch, wie eine ſimple Pflichtübung. Es wurde mir ſehr leicht, mich zu belehren.

Was ſind die Workies?

Die Workies ſind eine Verbindung von Arbeitern. Sie ſind nicht nur in Newyork, ſondern in allen größeren Städten verbreitet. Sie verfügen über eine gut redigierte Preſſe und über Straßenecken, ſoviel ſie deren begehren. Kein Hausbeſitzer wagt, ihre Plakate zu beleidigen.

Was fordern die Workies?

Die Workies fordern ſtreng genommen nur eins: Gleiche und allgemeine Erziehung. Es iſt falſch, ſagen ſie, wenn man behauptet, wir hätten keine privilegierte Ariſtokratie im Lande. Wir haben vielmehr die gehäſſigſte Sorte derſelben, die Ariſtokratie der Kenntniſſe. Wir nennen ſie die gehäſſigſte, weil ſie vor unſern Augen täglich und ſtündlich

wird und nicht im mildernden Dämmer der Geſchichte geworden iſt. Jedes Kind, welches zur Schule geht, begründet ſich eine Herrſchaft über dasjenige, welches zur Fabrik geht. Der Arbeiter iſt von der Gelegenheit höheren Unterrichts abgeſchnitten, d. h. er iſt von den höheren Staatsämtern ausgeſchloſſen. Die Staatsämter werden in der Tat unter eine kleine Klaſſe der Geſellſchaft verteilt; diejenigen dagegen, welche die Kraft des Landes ausmachen, gelangen nie zur Ausſicht, aus den Regierten unter die Regenten einzutreten. Das iſt eine Unvollkommenheit. Dieſe Unvollkommenheit muß abgeſtellt werden, erklären die Workies, wenn die Freiheit eines Amerikaners mehr als ein eitler Schall ſein ſoll. Sie erklären feierlichſt, nicht eher ruhen zu wollen, als bis jeder Bürger in der Union denſelben Grad der Bildung erlange, wie ſein Mitbürger. Eh' aber die Workies von dieſem Programm die obere Grenze erreichen, begnügen ſie ſich (und das iſt das Bedenkliche an der Sache) mit der untern Grenze. Bis ſie in höhere Bildungsregionen aufſteigen, ziehen ſie die Gebildeten zu ſich herab, wie ſich denn ſchon mehr als eine Legislatur genötigt geſehen hat, Vermächtniſſe ihrer freien Bürger umzuſtoßen und Fonds, für Univerſitäten beſtimmt, niederen Schulen zuzuwenden. Sagen die Workies doch ausdrücklich, und wir zweifeln, ob es bloß in der Blume gemeint iſt, es verrate eine ſchlechte Volkswirtſchaft, wenn die einen ſich in Champagner baden, indes die andern ſchändliches Waſſer trinken. Das öffentliche Vermögen müſſe offenbar ſo verteilt ſein, daß jeder Brandy haben könne. So umſchreibt ſich die Theorie von „demſelben Bildungsgrad" in der Praxis. Derſelbe Bildungsgrad wird, das iſt klar, durch Degradation ebenſo gut erreicht, wie durch Avancement.

Dieſe Logik haben denn auch die Reichen bewunderungswürdig ſchnell begriffen. Sie kommen den Workies durch ihren Zynismus entgegen. Zwar wählen ſie Lichtzieher noch nicht ins Repräſentantenhaus, aber Repräſentanten haben ſich doch ſchon beohrfeigt und angeſpien wie Lichtzieher. Das iſt immer auch anzuerkennen. Und als Prä-

ſident Jefferſon am Abende ſeines Lebens gefragt wurde, welche Staatsbeamten ein erfahrener Politiker für die tauglichſten halten würde, antwortete er: ſolche, die ſich nicht betrinken. So hört man auch in den alten Staaten bejahrte Notabilitäten darüber klagen, daß ſie nur noch von den engliſchen Traditionen zehren und das Grab der Bildung ſich täglich erweitere. Zur Kolonialzeit hätten ärmere Bürger mehr Kultur beſeſſen, als jetzt die reichſten. Der Fremde geht noch weiter. Nicht nur der Abgang der Bildung iſt's, ſondern geradezu die Verachtung derſelben, ihre offene Proſtituierung, die ihn hier ſo ſchneidend verletzt.

Moorfeld blickte auf.

Hat nun der Einwanderer — fuhr die Lektüre fort — zum erſten Gruß ein ſolches Workies-Plakat geleſen, ſo iſt das denkende Weſen in ihm aufgefordert und er reflektiert den Zuſtänden des Landes weiter nach. Die Tatſache eines amerikaniſchen Sozialismus iſt ſo zerſtörend in das Gewebe ſeiner Roſenträume gefahren, daß er jetzt erſt mit wachen Augen um ſich blickt. Und wie an dem Sommerhimmel New-Orleans ein Gewitter von allen Seiten zugleich aufſteigt, ſo ſchwärzt ſich ihm jetzt der Horizont der Union an mehr als einer Stelle von drohenden Zukunfts-Geſichten. Aber noch kann er die Workies ſelbſt nicht vergeſſen. Iſt's auch nur ein Proletariat, das Präſident werden und nicht bloß ſatt werden will, ſo weiß er wohl: der Notſchrei Lears um ſeine hundert Ritter und der ſchleſiſche Notſchrei nach einem Mißjahre ſind beide ein Notſchrei. Die Not, die welterſchütternde, treibt hier wie dort, und wer heute noch den Luxus bedarf, bedarf morgen ſchon das Bedürfnis. In der Tat: um dieſes Heute und Morgen bewegt ſich Europas und Amerikas ganze Differenzialrechnung vom Glücke. Darum wird man ſich hüten, die Workies gering anzuſchlagen. Man wird ſich hüten, zu wähnen, es ſei hier von einer jener unzähligen Parteien im Staate die Rede, welche ſich in Gottes Namen gegeneinander reiben, und „im feurigen Bewegen ihre Kräfte kundtun" mögen. Gewiſſen Organismen wohnt die Prädeſtination der Alleinherrſchaft inne. Die Bauern in

Latium waren nicht ein kriegerischer Volksschlag neben andern Völkern Italiens; sie wußten es gleich von vornherein nicht anders, als daß sie die Welt erobern würden. Die verachtete Sekte der Nazarener fühlte sich nicht etwa kollegialisch neben der Sekte der Sadduzäer, Pharisäer und Essäer: sie nannte als ihren Beruf — „hinzugehen in alle Welt". So die Workies. Ihre Anfänge sind die geringsten, denn Amerika ist überwiegend mehr ein Ackerbau- als ein Industriestaat; ihre Zukunft dagegen ist die größte, denn der erste Blick auf die Oberfläche des amerikanischen Bodens zeigt uns einen so ungeheuren zutage liegenden Schatz von Kohlen und Eisen, ein so vortreffliches System von Meer-, See- und Fluß-Bahnen, daß wir dem Lande wie an der Stirne seinen Beruf lesen: der erste Industriestaat der Welt zu werden. Bedenken wir dazu, daß die hiesige Bevölkerung in rascheren Proportionen als irgend auf der Erde zunimmt, bedenken wir ferner, daß der Geist nicht nur des heutigen Gouvernements, sondern die Nationaleitelkeit des ganzen Volkes nach der verhängnisvollen Ehre einer großen Industrie wahrhaft dürstet und das Unglaublichste leistet, um eine solche rasch möglichst emporzukünsteln: so werden wir nicht daran zweifeln, daß dieser unendlich mit sich selbst multiplizierte Kankrin sein Ideal bald und gründlich erreichen wird. Ja, auch Amerika geht den Zuständen entgegen, in welchen Millionen Existenzen von der Nachfrage um ein einziges Fabrikat abhängen; auch hier wird diese Nachfrage einem beständigen Schwanken unterworfen sein und das Pendel Reichtum und Ueberfluß auf die eine, Not und Verzweiflung auf die andre Seite beständig umherschnellen. Die Veränderungen der Mode, die Ueberführungen der Märkte, auswärtige Kriege mit ihren Absatzstockungen und Bankrotten, tausend Ursachen werden auch hier beständig unterwegs sein, große Menschenmassen ihres Unterhalts zu berauben und dem Hunger zu überliefern. Diese Hungernden aber werden — Souveräne sein! Wenn der europäische Besitz, ich will nicht sagen in der Waffenmacht, sondern in den Rechtsbegriffen der Besitzlosen selbst, eine Bürgschaft seiner Unantastbarkeit genießt und im

ganzen genommen sich des Gehorsams erfreut, so wird der amerikanische Besitz nicht berechtigt, sondern nur geduldet sein, und die Duldung wird ihm versagt werden, sooft sie Opfer erheischt. Der ganze Gesellschaftskontrakt zwischen Besitz und Arbeit wird in Amerika so lauten, daß die Arbeit mit dem Besitze zwar den Vorteil, nicht aber den Nachteil trägt; den letzten wird sie vielmehr mit der vollen Wucht eines agrarischen Spoliations-Systems der Gegenpartei aufladen. Ob solche Kontrakte aber unter wahrhaft Freien eingegangen zu werden pflegen, und ob sie den Bestand, das Glück und den Flor der seltsam situierten Teilhaber verbürgen, das werden praktische Rechtsgelehrte besser als ich zu beantworten wissen. Die Geschichte wenigstens hat keine Beispiele davon. Das Schauspiel der Workies-Regierung wird beispiellos sein. Die Kämpfe der Gracchen errötten davor und flüchten ins Genre der Idylle.

Im gegenwärtigen Augenblicke sind die Vereinigten Staaten vor revolutionären Erschütterungen vielleicht sicherer als irgendein Staat in der Welt. Sonderbarerweise schreibt der Amerikaner aber dieses Glück nicht dem Umstande zu, daß der größte Teil der Nation vorläufig noch Eigentum besitzt, sondern er hält es für eine Wirkung seiner „unverbesserlichen Konstitution" und bedenkt nicht, daß diese Konstitution eben nur für eine agrarische Bevölkerung mit Eigentum berechnet ist. Was „unsre unverbesserliche Konstitution" — „das unüberwindliche Bollwerk unserer Freiheit" — aber leisten soll, wenn der Hunger im Repräsentantenhause und der Bankrott im Senate sitzen wird, das verlangte mich den Geistern der Zukunft abzulauschen. Unter den Menschen habe ich mich vergebens umgetan, die wunderwirkende Kraft der amerikanischen Konstitution kennen zu lernen. Ich konnte nur sehen, daß sie ein Ding sei, welches allen wohlgefällt; bestrebt' ich mich aber, hinter die Ursache dieses Wohlgefallens zu kommen, so merkt' ich wohl, daß meine Bestrebung eitel Pedanterie war, denn der Liebenswürdigkeit muß man keinen Grund abfragen. Solch eine grundlose Liebenswürdigkeit ist die amerikanische Konstitution. Die Liebhaber

derſelben definieren ſie, wie Liebhabern billig, auf die konfuſeſte Weiſe. Fragt man den Präſidenten der Vereinigten Staaten, worin das Weſen der Regierung beſtehe, welche er mit ſo viel Ehre für ſich und mit ſo großen Vorteilen für ſein Vaterland verwaltet, ſo wird General Jackſon antworten, ſie ſei ein Gouvernement der Konſolidation, mit voller Macht begleitet, ihre Beſchlüſſe in allen Diſtrikten der Union durchzuſetzen. Fragt man den Vizepräſidenten, ſo wird er das Gegenteil antworten: das Gouvernement ſei nur konföderativ und rückſichtlich ſeiner Beſchlüſſe von der freien Einwilligung der Einzeln-Staaten abhängig. Fragt man Mr. Clay oder Mr. Webſter, worin das Geheimnis ihrer großen âme incomprise, der Konſtitution beſtehe, ſo werden ſie wahrſcheinlich das Privilegium, den Handel des Landes nach Gutdünken zu beſteuern und aus den Zolleinkünften Straßen und Schulen zu bauen, dafür anſehen wollen. Man richte dieſelbe Frage an General Hayne und Mr. van Buren und ſie werden behaupten, dieſes Gewaltſyſtem nach der einen und Protektionsſyſtem nach der andern Seite hin ſei eine Doktrine der beleidigendſten Tendenz und gehe aus einer nicht zu duldenden Auslegung der Konſtitution hervor. Dennoch ſtimmen alle überein, daß dieſe Konſtitution das höchſte, deutlichſte und fehlerfreiſte Werk aller menſchlichen Geſetzgebungen ſei. Solche Mißverſtändniſſe müſſen ſich offenbar ſchwer rächen. Nicht nur, daß die Konſtitution unter dieſen Umſtänden kein Bollwerk gegen Anarchie iſt, ſo ſcheint ſie weit eher noch ein Samen- und Treibhaus derſelben. Und hier berühren wir eine andere Seite. Es wird gar nicht des ſozialen Gärungsſtoffes bedürfen, um das, was ſich heute Union nennt, aufzulöſen; politiſche Ereigniſſe können den Zerfall ſchon früher herbeiführen. In der Tat vergeht kein Jahrzehnt, daß nicht irgendeine politiſche Kriſis die Vitalität der Union auf eine harte Probe ſtellt. Zur Zeit der Hartforder Konvention war Onkel Sam nahe daran, den Geiſt aufzugeben; vor anderthalb Jahren litt er entſetzlich am Carolina-Fieber. Und iſt von letzterem Krankenbette nicht das tödliche Gift der Nullifikationslehre im

Leibe zurückgeblieben? Kann man von einer Bundes-Einheit ſprechen, wo jedes einzelne Bundesglied ſich das Recht zuſchreibt, die Beſchlüſſe des Ganzen für ſeinen eigenen Teil unbefolgt zu laſſen? Und kann man von der Vortrefflichkeit — was ſag' ich? — nur von der notdürftigſten Zulänglichkeit einer Konſtitution ſprechen, wenn die übrigen Bundesglieder dem renitenten, oder wie es hier heißt, dem nullifizierenden Mitglied die Pflicht des Gehorſams aus dem Wortlaut dieſer Konſtitution keineswegs klar und unzweifelhaft nachzuweiſen vermögen? Wären die Vereinigten Staaten eine gleichartigere Maſſe, ſo könnte man dieſe Lockerheit ihres Zuſammenhangs noch ruhiger anſehen; man tröſtete ſich, daß die Notwendigkeit ſelbſt die Stelle des geſchriebenen Buchſtabens ſuppliert. Dieſe Notwendigkeit aber war höchſtens in den dreizehn Staaten vorhanden; in den heutigen ſechsundzwanzig dürfte ſie wenig mehr zu entdecken und bald wird ſie gänzlich verſchwunden ſein. Die ungleichartige Maſſe wächſt täglich über die gleichartige hinaus, was einſt Organismus war, iſt jetzt oder demnächſt nur noch Aggregat, zuſammengehalten von der Einbildung, die durch die alten Traditionen noch genährt wird, aber verflüchtigt von dem Augenblicke an, wo die Intereſſen ſtärker ſein werden als die Einbildung. Dieſe Betrachtung wird diejenigen aus einem ſüßen Traume wecken, welchen es das Herz erhebt, ſooft das Sternenbanner mit einem neuen Sterne ſich beſtickt. Denn was ſie für Machtzuwachs halten, erſcheint jetzt als Beförderung des Zerfalls. Aber ſie mögen ſich's ſelbſt ſagen! Welche Verwandtſchaft iſt zwiſchen dem Franzoſen in New-Orleans und dem Puritaner in Boſton? zwiſchen dem Palmenlande Florida und den Eisblöcken in Maine und Vermont? Ja! ſchon die geographiſche Ausdehnung der Union proteſtiert gegen die Zuſammengehörigkeit ihrer Bundesglieder. Wer wird auf die Dauer Deputierte von Archangel nach Madrid ſchicken? Und wenn die Union, wie es ihr Projekt iſt, erſt den ſtillen Ozean erreicht haben wird — was dann? Dann mag ſie den Regierungsſitz von Waſhington ſelbſt an die zentralſte Stelle, nach irgendeinem

bisher noch namenlosen Sumpf in Nebraska verlegen, sie wird eine Rotation um diesen Mittelpunkt, sie wird eine Zentripetalkraft von Maine und Kalifornien doch nicht erkünsteln können. Die Meridiane haben auch ein Wort dreinzureden. Man sage nicht, Petersburg und London müssen ebenso riesige Dimensionen ihrer Regierungsgebiete bezwingen. Rußland zentralisiert durch den Despotismus und den Schnee, England kolonisiert für den Abfall. Und wahrlich, Amerika geht diesen beiden Schicksalen zugleich entgegen. Mit dem Abfall bedrohen sich Nord und Süd schon jetzt, ist das stille Meer erreicht, so werden sich auch Ost und West damit bedrohen. Der Despotismus wird gleichfalls seine Entrepreneurs finden.

Diese letztere Behauptung könnte die kühnste, und in bezug auf ein so großes menschliches Ideal, wie Amerikas Freiheit, wahrhaft unsittlich scheinen. In der Tat wäre sie zu unverantwortlich, als Räsonnement, man wird sie schon als Tatsache gelten lassen müssen. Die Anfänge dieser Tatsache aber sind da. Denn wenn wir die Ungleichartigkeit der amerikanischen Bestandteile nicht nur im allgemeinen betrachten, sondern, was für Republiken ein so zarter Punkt ist, sie speziell als Ungleichartigkeit der Machtverhältnisse aufs einzelne anwenden, so finden wir die Tatsache, daß drei große westliche Staaten: Newyork, Pennsylvanien und Virginien, in Besitz einer Macht sind, wodurch sie in Wahrheit an der Spitze der Sternenbanner-Republik stehen, allen republikanischen Gleichheitstiteln ihrer Geschwister zum Trotz. Diese Macht ist freilich kein konstitutionelles Vorrecht, aber sie ist das natürliche Vorrecht des Reichtums, der Intelligenz, der politischen Erfahrung, kurz, materielle und moralische Macht. So sind jene Staaten ein Triumvirat, das die Angelegenheiten der Republik nur mit einem höflicher betonten: Roma locuta est*) entscheidet, sie sind ein politisches Rund für sich, das nötigenfalls nicht mit dem Uebrigen zu folgen braucht, wohl aber folgt das Uebrige ihm. Was fehlt da noch zum Begriffe der Oberherrschaft oder des Despotis-

*) Rom hat gesprochen.

mus? Wie groß iſt der Unterſchied, ob der Deſpot ein einzelner oder eine Provinz ſei, ob ſeine Autorität mit friedlicher Inſtinktmäßigkeit anerkannt, oder unter härterer Nötigung erduldet wird? Das Fehlende aber *kann*, und was höchſt wahrſcheinlich iſt, es *wird* im Laufe der Zeiten auch noch hinzutreten. Denn wenn die ſoziale Revolution oder der politiſche Zerfall, wovon wir geſprochen, unter einer Reihe von Bürgerkriegen nun vor ſich gehen wird, ſo werden die Generale dieſer Bürgerkriege wohl nicht ſämtlich Männer von Waſhingtons Tugend oder Mittelmäßigkeit ſein. Militärdiktatur war immer der Steigbügel zur Monarchie und wie die genannten Staaten die beſitzreichſten ſind, diejenigen, die am meiſten zu verlieren haben, ſo wird ihr ſtärkeres Intereſſe für den Frieden ſie auch am eheſten geneigt machen, abzuſchließen und unter irgendeiner Form, ich ſage unter *irgendeiner* ihr wichtiges Güterleben in Sicherheit zu bringen. Vielleicht, daß ſogar ſchon die erſte Panik über den Bruch der Union, über die Entzauberung ihres allmächtigen Talismans ſie zur Beute des Uſurpators macht. Derſelbe wird ja ohnedies als Republikaner anfangen; er wird hier Protektor, dort Konſul, am dritten Orte Präſident heißen, er wird hier raſcher, dort langſamer an ſeiner Krone ſchmieden, überall aber wird ſie fertig werden."

Hier legte Benthal ſein Manuſkript nieder und ſagte: An dieſem Punkte bin ich einſtweilen zu Ende mit meiner Lektüre, wenngleich nicht mit dem Aufſatze ſelbſt. Ich werde im folgenden noch der Sklavenverhältniſſe gedenken, die ich bei den Schlagwörtern Carolina-Fieber und Nullifikation im Konterte noch zur Seite liegen ließ. Es gebührte dieſem Thema eine eigene Ausführung. Es iſt in doppelter Beziehung verhängnisvoll für den Staat der Union, nämlich erſtens als religiös-humaniſtiſche Frage, wobei der Norden die Bekämpfung des Südens als Gewiſſensſache führt; dann aber auch als national-ökonomiſche, wobei Sklaven- und Nicht-Sklavenſtaaten dadurch feindlich zuſammentreffen, daß jene für den Freihandel, dieſe aber für den Zolltarif intereſſiert ſind. Ohne das Sallmannſche Pamphlet hätte ich dieſe

Schlußſtelle wahrſcheinlich heute noch ausgeführt; entſchuldigen Sie nun, daß Sie ein Bruchſtück gehört haben.

Bei Gott, ein Bruchſtück! rief Moorfeld unter der Laſt des Gehörten — Alles geht ja hier in die Brüche!

Bei dieſem Worte wendete ſich Pauline an Benthal: Haſt du nicht etwas zu ſtreng geurteilt? fragte ſie beſcheiden. Moorfeld fühlte die ganze Aufmerkſamkeit dieſer Frage für ſich. Er vergalt der Fragenden mit einem dankbaren Blicke. Aber des Mädchens Auge war niedergeſchlagen, ſie konnte ſeinen Blick nicht geſehen haben. Desungeachtet errötete ſie.

Benthal ſagte zu Moorfeld: Nun, richten Sie den Richter! Wie paſſieren mir meine Negationen?

Aber Moorfeld fuhr in ſeiner Ergriffenheit fort: Und mich wollten Sie geſchont haben! Herr, wie ſpannt ſich Ihnen ſelbſt noch eine Ader für das Land, über welches Sie ſo ſchreiben konnten?

Weil handeln immer mehr wert iſt als ſchreiben, antwortete Benthal, und in dieſem Lande darf ich handeln.

Dämon von einem Manne! Aber ich begreife Sie doch nicht. Wie ſagten Sie geſtern? „Amerikas Schönheit iſt Amerikas Idee" — „Waſhington bedeutet höheres als Rom nud Athen, es iſt das Kapitol der Weltfreiheit." — Und das alles durften Sie ſagen mit dieſem Manuſkript im Pulte?

Wir bemerken wohl, antwortete Benthal, es iſt hier nicht von der nächſten, ſondern von der fernen Zukunft Amerikas die Rede. Für unſre Zeiten bleibt die Sternenbanner-Republik das Kleinod der Welt. Amerika iſt die Baumſchule, in welcher die Freiheitsbäume Europas gezogen werden; Amerika iſt die große Ziſterne, welche die Erde grün erhält in den Hundstagen des Abſolutismus. Dieſen Beruf habe ich im Auge, wenn ich ſpreche wie geſtern. Von Amerikas Gegenwart kann ich nicht groß genug denken. Seh' ich aber dunkler in Amerikas Zukunft, ſo benimmt mir das nicht die Spannung meiner Adern, wie Sie ſagen, denn in dieſer Zukunft erblicke ich wieder eine andere Größe — unſre, die deutſche Größe. Das nämlich iſt meine Ueberzeugung und mein Wiſſen, wie ich von den Fingern meiner Hand, wie

ich von den Haaren meines Hauptes weiß: dieſes Amerika geht nicht zugrunde, bis Deutſchland ſeine Stuart-Periode durchgekämpft, bis es ſeine Revolutionen, hinter welchen ſeine Einheit und Freiheit liegt, vollendet hat. Wie England ein Gefäß des äußerſten Elends war, als es die Beſiegten und Geächteten ſeiner Bürgerkriege an dieſes Geſtade warf, ſo kämpft Deutſchland dieſelbe Geſchichtsperiode heute durch, ſo werden deutſche Auswanderer jetzt Amerika erfüllen und ſich über die angelſächſiſchen herlagern als eine ſekundäre über die primäre Schichte. Unſer neunzehntes Jahrhundert iſt das ſiebzehnte der Engländer. Deutſchland zeugt von heute an keine andere Generationen mehr, als Hambacher Jugend. Die erſte, vielleicht auch die zweite wird unterliegen, aber die dritte, längſtens die vierte wird uns jenen Zuſtand erkämpft haben, den in England das Haus Oranien bedeutete. Und wahrlich, ſo lange kann ich warten. So lange ſoll deutſches Volkstum in dem Leben, das ich vererbe, lebendig bleiben. Oder wie? Was die deutſchen Bauern Pennſylvaniens in tiefſter Bewußtloſigkeit gewußt haben: deutſches Leben ein Jahrhundert lang feſtzuhalten, ſo feſtzuhalten, daß heute noch ganze Gemeinden von ihnen kein engliſches Wort verſtehen, das ſollte ich mit dem begeiſterten Bewußtſein deutſcher Art und Bildung weniger weit tragend zu überliefern vermögen? Ich fürchte es nicht. Nein, ich werde ausdauern, Deutſcher im Yankeetum, und der Sturz, den ich dieſem Miſchvolke bevorſtehen ſehe, kann mich ſo wenig bekümmern, als uns das Los einer Ziege kümmert, die einen Jupiter groß geſäugt hat. Mag's dann hereinbrechen, wie dieſe Blätter zu prophezeien wagen, wir werden in den Bürgerkriegen der Union nicht zugrunde gehen. Deutſchland wird ſeine Flotte ſchicken, und ſeine deutſche Provinz Pennſylvanien ſich zu ſchützen wiſſen. Was ſag' ich: Pennſylvanien? Ganz Nord-Amerika wird deutſch werden, denn unſre Einwandrung ſtützt ſich dann auf ein mächtiges Mutterland, ſo wie ſich Yankee-Engliſch auf Alt-England ſtützte. Aber was ſag' ich ganz Nord-Amerika? Die ganze Welt wird deutſch werden, denn mit Deutſchlands Aufgang

wird England untergehen, wie Holland vor England unterging, und sämtliche englische Kolonien werden dann dem Deutschtume zufallen, wie die Franzosen in Kanada, die Spanier in Florida, die Holländer auf dem Kap und die Portugiesen in Indien den Engländern gewichen sind; die Wachposten der Kultur werden auf dem ganzen Erdenrund abgelöst und mit deutscher Mannschaft bezogen werden. Deutschland erwacht, und kein Volk der Welt behauptet seinen alten Rang, denn alle leben vom deutschen Schlafe und verderben mit deutschem Auferstehen.

Und ich heiß' ein Dichter! rief Moorfeld, als Benthals letztes Wort in diesem Ergusse verhallt war. Er trat ans Fenster und sah nach dem Himmel, der mit all seinen Sternen auf ihn zurückblickte. Das Gewitter war fort.

In der Stube aber umfing die Gesellschaft jene tiefere Einigkeit jetzt, welche mit Wortumtausch nicht mehr gefördert werden kann. Moorfeld war voll von Benthals Charakterbild, das wie ein scharfer Abdruck in heißem Wachs von ihm empfangen wurde, die Frauen konnten nie aufgehört haben, den neuen Urwalds-Gedanken, der ja unmittelbar sie selbst anging, stillbildend weiter zu denken, Benthal endlich, um einen Freund reicher, einer Braut näher, auf zwei Seiten, wie durch eine plötzliche Flankenbewegung, zugleich siegesglücklich, mußte am strömendsten bewegt sein. Alle fühlten einen Geist der Zusammengehörigkeit über sich verbreitet, der sich jetzt noch nicht aussprechen ließ, der aber nicht duldete, daß anderes ausgesprochen würde. Man konnte sich nicht mehr als Gesellschaft behandeln, man fühlte sich als Gemeinde.

Bei dieser Stimmung trennte man sich für heute. Benthal ging nach Hause und Moorfeld begleitete ihn. Es gefiel unsrem Freunde, daß Benthal und Pauline beim Abschied sich küßten, und nicht prüde genug dachten, die bräutliche Gewohnheit jeden Tages vor dem fremden Besuch aufzugeben.

Die jungen Männer aber setzten sich nach ihrer Tasse Tee noch zu einer guten Flasche in Railroad-House. Wir blei-

ben nicht zweifelhaft über den Zweck dieſer Einkehr, denn als ſie an der Einmündung der Centre-Street in den Park ſich verabſchieden, hören wir die Worte hin und zurück: gute Nacht, Bruder!

Neuntes Kapitel

In tiefen Gedanken wandelte Moorfeld tags darauf durch die Wallſtreet, als ein Tilbury vor ihm anhielt und ein Kopf, ganz Stirn und Naſe, wie ein Luft-Meteor in ſeine Träume hereinfiel. Guten Tag, Herr Doktor, ſoeben fahre ich zu Mr. Bennet; darf ich Ihnen die Hälfte meines Wagens anbieten? ich werde das Vergnügen haben, Sie vorzuſtellen. — Es war Moorfelds Logen-Nachbar von vorgeſtern, der ſeltſame Lord Ormond.

Moorfeld erinnerte ſich kaum noch des Begegniſſes; — Kleindeutſchland, Benthal, der Urwalds-Traum, ins unmittelbarſte Stadium der Tat tretend, das alles erfüllte wie eine Welt für ſich die achtundvierzig Stunden ſeit der Vorſtellung des „Kapitän Ebenezer Drivvle". Auch lehnte er dankend ab, er ſei auf einem Geſchäftsgang zu ſeinem Bankier begriffen.

Aber der Lord war nicht irre zu machen. Er ſprang aus dem Wagen, den er ſelbſt kutſchiert hatte, warf die Zügel dem Bedienten zu und nahm Moorfeld unter den Arm, indem er ihm auseinanderſetzte, wie notwendig er ihn heute vorſtellen müſſe.

Der Mann hat wirklich einen Sparren, dachte Moorfeld bei ſich; wäre der Engländer nicht jüngeren Alters geweſen, ſo hätte er faſt geglaubt, mit dem nämlichen Sonderlings-Exemplar zu tun zu haben, welches, nach Graf de la Gardes Memoiren, auf dem Wiener Kongreß durch ſeine Sucht, vorzuſtellen und vorgeſtellt zu werden, eine Art Berühmtheit erlangte und dem Prinzen Ligny zu einem ſeiner unzähligen Bonmots Veranlaſſung wurde. Wenn ſich Moorfeld ihm doch überließ, ſo geſchah es nur, weil die Gelegen-

heit in der Tat keinen Aufſchub geſtattete. Der Engländer teilte nämlich mit, die Familie Bennet ſtünde auf dem Punkte nach Saratoga in die Bäder zu gehen, und eben heute ſei letzter Empfang in der Stadt, nachdem im Landhauſe drüben auf New-Jerſey die große Abſchieds-Soiree vorgeſtern ſtattgehabt. Das alſo war die beleuchtete Villa geweſen, welche ihm vorgeſtern in Stunden unausſprechlicher Phantaſien vor Augen geruht! Zu jenem Wonnetraum ſeiner amerikaniſchen Zukunft hatte dem Dichter der Freund der Dichter wie zu einer Brautnacht die Fackel vorgetragen! Von dieſer Aſſonanz des Zufalls fühlte ſich Moorfeld ſeltſam angeklungen. Eine ganz neue Luftſtrömung ging durch ſein Gemüt und änderte auf einmal das innere Wetter. In der Tat entſchied ihn dieſer Umſtand. Er ergriff den dargebotenen Gedanken erſt jetzt mit voller Lebendigkeit, wie einen freudigen, eignen Entſchluß. Er zog dem Namen Bennet gleichſam mit klingendem Spiel entgegen. Er folgte dem Engländer.

Unterwegs ließ ihn aber ein Zufall bedenklicher Art ſeine raſche Fügſamkeit faſt wieder bereuen. Lord Ormond hatte ſeine Dogge bei ſich, an die er ſchon im Theater ſo verwunderliche Anſprachen gehalten. Auf dem Hannover-Square begab es ſich nun, daß das edle Tier Geſellſchaft fand und nachdem es mit ſeinem intelligenten Näschen eine ſorgfältige Wappenprobe an dem neuen Standesgenoſſen gehalten, zu der Ueberzeugung gelangte, daß es die Würde ſeines Stammbaumes bei dieſem Rendezvous nicht im geringſten kompromittiere. Man ſah alſo eine Verbindung eingehen, welche den Freunden und Verwandten beider Parteien gewiß eine ehrenvolle gedeucht hätte, anders aber dem eigenſinnigen Briten. Er rief ſeinen Hund zurück, faßte ihn ſanft beim Ohr und ſah ihm mit einem wehmütigen Blick Aug' in Auge. Iſt das Ihre Aufführung, Omar? Erröten Sie nicht? Wie oft habe ich Ihr rückſichtsloſes Betragen gegen Perſonen des anderen Geſchlechts verabſcheut! Empfinden Sie nicht das Unanſtändige Ihrer Galanterien? Sehen Sie mich an, Omar! Können Sie dieſen Blick über ſich ergehen laſſen,

ohne eine beſſere Regung zu fühlen? Leichtſinniger! Sie werden meine Geduld noch erſchöpfen. — Der Hund hörte dieſe zweckloſen Reden mit der ganzen Faſſung eines unbefangenen Naturweſens, Moorfeld aber erſchrak lebhaft darüber. Er ſchielte mit ſcheuem Blicke ſeitwärts nach den Leuten, welche anfingen ſtehen zu bleiben, und indem ihm der Reſler, der von der Tollheit ſeines Begleiters auf ihn ſelbſt zurückfallen mußte, nichts weniger als gleichgiltig war, ſagte er zu dieſem auf franzöſiſch: Laſſen Sie uns gehen, Sir, dieſes Volk ſcheint mir wenig imſtande, den Humor Alt-Englands zu würdigen. Der Lord ignorierte die Begaffer mit der Sorgloſigkeit des vornehmen Mannes, zu Moorfeld aber ſagte er im Weitergehen: Pardon, Sir, ich möchte es nicht für Humor gehalten wiſſen, was ich mit dem jungen Omar ſpreche; mir gilt es den Ernſt. Wie denken Sie von der Perfektibilität der Tierſeele, Sir? Ich weiß nicht, ob Sie dieſes Philoſophem Ihres ſpeziellen Intereſſes zu würdigen pflegen, was mich betrifft, ſo tue ich es. Und um mein Bekenntnis über dieſen Gegenſtand abzulegen, ſo geſtehe ich gerne, daß mir eine nicht zu umgehende Konſequenz darin zu liegen ſcheint, von der Bildungsfähigkeit der menſchlichen Seele auf die des Tieres zu ſchließen. Denn wo, dürfen wir fragen, liegt die Grenzlinie zwiſchen der einen und der andern? In Wahrheit, man hat ſie bisher noch nicht feſtſtellen können; oder, um mich genauer auszudrücken, man hat eine Tatſache der Erfahrung, die nur nach einer Seite galt, irrtümlich für beide gelten laſſen. Man ſchließt von der Tatſache, daß die Tierſeele bisher nicht in dem Zuſtande der menſchlichen Kultur erblickt worden iſt, auch auf die Unmöglichkeit, daß ſie dieſen Zuſtand erreichen könne; aber man bedenkt nicht, daß man umgekehrt oft genug Menſchen im Zuſtande völliger Tierheit vorgefunden hat, ohne daß es indes verſucht worden wäre, auch in dieſem Falle die Perfektibilität zu leugnen. Darin liegt eine Inkonſequenz. Dieſe Inkonſequenz nun ſehen Sie mich in der Behandlung meines Omars aufheben, indem ich rückſchließend alſo denke: Iſt es möglich, daß ein Tier, welches der Jäger bald für eine Wild-

katze geschossen hätte, nachträglich noch ein Mensch wird, bloß darum weil man es zum Menschen erzieht: warum soll, darf oder muß ich nicht vielmehr von dem Tiere, das wir hier vor Augen haben, gleichfalls erwarten, daß es durch Erziehung erzogen werden kann? Man zeige mir die Lücke in diesem Syllogismus. Nein, mein Herr! kann die Menschheit zur Tierheit verwildern, so kann die Tierheit zur Menschheit veredelt werden: dieser Satz muß notwendig gelten, wenn von Logik überhaupt die Rede sein soll. Aber gewisse Entscheidungen werden statt durch die Logik, durch unsern Egoismus gefaßt. Dahin gehört unsre ganze Behandlung des Tierlebens. Wir regieren die Tierwelt nicht loyal-konstitutionell, sondern mittels lettres de cachet. Weil der Stoff des Tieres uns zum Verbrauche dient, so hütet sich unser Eigennutz, den Geist des Tieres in seinen verfassungsmäßigen Rechten anzuerkennen. Sie sehen wohl, es ist hier von Gewalt, nicht von Vernunft die Rede. Nehmen wir z. B. diese Union hier. Sie bedient sich einer unzähligen Menge von Menschenkörpern stofflich, indem sie die schwarzen Sklaven ganz so verbraucht, wie man ein Haustier verbraucht. Der Nigger ist Tier. Sie erweitert das Tierreich mit einer neuen Spezies. Umgekehrt wird die große britische Nation durch das glorreiche Beispiel der Sklaven-Emanzipation eine Tier-Spezies, um mich so auszudrücken, in die menschliche Gattung avancieren lassen. Da haben Sie die Wandelbarkeit der Grenzlinie, wovon ich zuvor sprach. Aber lassen wir das beiseite. Fleischesser mögen sagen, es ist Notwendigkeit, den Tiergeist zu ignorieren, um den Tierstoff zu verbrauchen, Sklavenhalter mögen sagen, es ist Interesse, die Nigger-Perfektibilität zu leugnen, um die Nigger-Haustier-Arbeit nutzbar zu machen: meinem Hunde gegenüber fallen diese Rücksichten weg. Ich will weder sein Fleisch verzehren, noch seine Arbeitskraft benützen, ich habe keinen Grund, das intellektuelle Wesen in ihm aufzuopfern. Der Jesuit Pater Bougeant hindert mich wenigstens nicht, indem er die Tierseele für eine Teufelsseele erkannt wissen will. Es liegt auf der Hand, daß sein System

nur der Verſuch einer Vermittlung zwiſchen dem Mißbrauch des Tierſtoffes und der Anerkennung des Tiergeiſtes iſt. Wir nehmen Akt von der philoſophiſchen Seite ſeines Bekenntniſſes und laſſen die theologiſche auf ſich beruhen. Ich behandle alſo meinen Omar als Geiſt. Ich ignoriere ſeine niedere Natur und wirke auf ſeine höhere. Ich wecke ſeine ſchlummernde und gebundene Sittlichkeit. Ich begegne ihm mit Achtung und werde dadurch ſeine Selbſtachtung anregen. Kurz, ich verfahre mit ihm, wie man mit jenem Wilde verfährt, welches Wurzeln gräbt, Gras ißt, Vögel und Ratten jagt, unartikulierte Laute ausſtößt, behaarten und zottigen Leibes iſt, und welches man doch nicht im Stalle, ſondern im Boudoir erzieht, weil es nach Familien-Erinnerungen und Kirchenbüchern ſich als eine Baroneſſe ausweiſt. Sie werden ſagen, dem Tier fehlt die Sprache. Dieſer eine Mangel ſtehe ſeiner Perfektibilität entſcheidend im Wege. Aber fehlt die Sprache den Taubſtummen nicht auch? In der Tat, Sir, ſobald ich meinen Omar nur ſo weit gebracht habe, daß das Perſönlichkeitsgefühl in ihm wach iſt, ſo will ich es auch mit der Zeichenſprache verſuchen. Man hat zu Boſton ein vortreffliches Taubſtummen-Inſtitut. Omar ſoll hin, denn ich zweifle nicht, daß der Direktor ein vorurteilsfreier Mann ſein wird.

Hier ſchwieg der Engländer. Moorfeld hatte dieſe ganze Demonſtration mit jener Bewunderung angehört, die ihr nicht wohl zu verſagen war. Er ſann im ſtillen darauf, wie er ſich der Einführung durch einen Mann entziehen könne, der nach dieſer Probe offenbar die bête noire der Salons ſein mußte. Aber ſchon hatte unſer Paar Whitehall-Street quer durchſtrichen und das Schmuckkäſtchen Newyorks, die Battery, tat ihre Pracht und Herrlichkeit auf. Die olympiſche Luft, die durch dieſe Park-Anlagen, durch dieſe Palaſt-Enfiladen voll geſchäftsloſer Ruhe und vornehmer Verſchloſſenheit wehte, goß alsbald ihren berauſchenden Duft um die dichteriſchen Sinne unſers Freundes. Hier iſt Mr. Bennet, ſagte der Lord auf ein Haus deutend, das ſchönſte des ganzen Quartiers, eine wahre Blume von Bauſchönheit. Moor-

feld erſchrak mächtig, wie kopfhängeriſch-trüb er ſonſt hier promeniert haben müßte, daß ihm dieſe Perle nicht längſt in die Augen geleuchtet. Eine Begierde, eine Art leidenſchaftliche Genußſucht hier einzutreten, ergriff ihn ſogleich, die ihm über alles andere hinweghalf. Er dachte von dem Engländer jetzt mit einer gewiſſen Liberalität, ſeine vorigen Bedenken ſchienen ihm kleinlich, er beurteilte ihn auf einer Höhe, wo ſelbſt der Narr berechtigt iſt und die Tollheit nur für Sport gilt. Zu ſolch geiſtiger Vornehmheit erhob ihn der Anblick eines Gebäudes! Das Haus hatte aber wirklich ſeinesgleichen nicht in allem Glanz ſeiner Umgebung. Es ſtand da, wie ein Menſch, der nichts Gemeines denkt unter Menſchen, die ihre Gemeinheit mit Gold bedecken. Seine Verhältniſſe waren einfach, ſeine Ornamente ſchicklich, jede Linie mit dem Takte des Genies getroffen. Das Auge lief auf und ab daran und empfand nichts Störendes, nur Harmonie und höchſte Idealität der Formen. Moorfeld fragte nach dem Baumeiſter — es war freilich eine Kopie des Palazzo Pandolfini-Nencini in Florenz und die geborene Kunſtſchönheit hatte den Plan dazu gemacht — Rafael.

Ein Reflex der untergehenden Sonne warf ein charakteriſtiſches Schlaglicht über das Haus und die Ulmenpartie vor demſelben und adelte den Anblick noch mehr. Moorfeld pries die gute Stunde, da er gekommen; ſein Gefühl für dieſen Beſuch wurde immer voller, immer ahnungsreicher. So ſtieg er die geſchliffenen Granitſtufen der Freitreppe hinan, der Lord zog die Klingel, ein Neger in weißen Glacéhandſchuhen öffnete. Wie befindet ſich der junge Herr? rief derſelbe ſogleich die Dogge an, die ihm wedelnd entgegenſprang. Er iſt Eurer Geſellſchaft überlaſſen, ich hoffe ſie iſt eine gute, ſagte der Lord, worauf der Neger ſich ernſthaft verbeugte. Aber Moorfeld hatte keine Zeit mehr, dieſen Eintritt ſich zu Herzen zu nehmen. Jetzt galt ihm's, von dem Hauſe, deſſen Aeußeres Rafael war, das Innere in ſich aufzunehmen, das Bennet war. Er ſtand im Veſtibül. Der Eindruck war ein vollkommener. Marmorboden, Marmorwände, Marmortreppen mit vergoldetem Bronzegeländer uſw. verſtand

ſich von ſelbſt. Worauf es hier ankam, war das Wie? Moorfeld hatte manch reichornamentiertes Vorhaus geſehen, reicher als dieſes. Im Hauſe ſeines Bankiers hüteten zwei marmorene Sphinxen den Eingang; ohne Frage ein prächtiges Ornament, aber die Sphinxen trugen blau und rot gemalte Schabracken. Andere Veſtibûls waren mit Gold- und Lackfarben im Arabeskenſtil ausgemalt, aber leider hatte man auch die Pracht gemalter Fenſtergläſer über dem Haustore nicht miſſen wollen und niemand fühlte, daß die einfallenden Buntlichter mit den inwendigen Malereien einen optiſch-gräßlichen Krieg führten. Mr. Bennets Veſtibûl dagegen war einfach und nichts als dieſes. Das Tageslicht transparierte durch milchweiße mattgeſchliffene Spiegelſcheiben, die Marmorwände waren glatt und flach, durch Niſchen, Kannelierungen, Pilaſtern und Büſten nicht unterbrochen; das Vorhaus wußte, was es zu ſein hatte, ein Vorhaus. Nur *eine* Zierde beſaß es, aber eine klaſſiſche; in der Mitte ſtand auf römiſchem Sockel — ein *Apollino*. Selig blickte die Schönheit des nackten Gottes dem Eintretenden entgegen, Prüderie hatte den Anblick in keinem ſeiner Teile beleidigt. Moorfeld faßte den höchſten Begriff von dem Hausherrn.

Der dienſttuende Neger meldete die Gäſte und öffnete die Flügeltüren des Parlours. Mit höherem Herzſchlage trat Moorfeld über dieſe Schwelle. Es war das erſtemal in Newyork, daß ihm die menſchliche Fähigkeit der Pietät wieder in Uebung gebracht wurde.

Das Gemach, in welchem er jetzt ſtand, war ein Füllhorn von Reichtum und Kunſt. Der Fuß verſank in den Blumen und Blättern eines koſtbaren Brüſſeler Teppichs. Das Auge taumelte an den Wänden von Goldrahmen zu Goldrahmen durch einen Himmel italieniſcher Schönheitswunder. In Ottomanen, Fauteuils, Bergeren und Taburetts ſtrahlten die Meiſterwerke franzöſiſcher Ebeniſten und Tapezierer umher, von der Decke hingen zwei ſchwere, goldene Kronleuchter. Ein prächtiger Goldſpiegel über dem Kamin und auf dem Geſimſe des letztern eine Kopie der Danneckerſchen Ari-

adne in Alabaſter ſchmückten den wirtlichen Mittelpunkt des Salons. Das Tageslicht fiel durch gelbſeidene Gardinen ein, welche in reichen Falten, von lanzenförmigen Haltern getragen, an den Boden herabfloſſen. Vor den Fenſtern blühte in einer Art Glashaus ein kleines Schiras von ſeltenen Pflanzen und Blumen, dazwiſchen hingen vergoldete Käfige mit Kanarienvögeln, ein noch ſeltenerer Luxus dieſes vogelſangloſen Landes. Im Wandpfeiler zwiſchen den zwei mittlern Fenſtern ſtand die Statue einer Diana unter einem Laubwerk von Efeu. Die beiden oberen Ecken des Gemaches nahmen zwei Scagliola-Tiſche ein, bedeckt mit Nippes und Büchern in Prachteinbänden. Der Farben-Grundton des ganzen Gemaches klang unter dem Reichtum dieſer Ausſtattung eben nicht übermächtig durch, die Tapeten ſchienen bronzefarbige Seide mit Golddruck.

Dies war das raſche Totalbild des Saales, welchen Moorfeld im erſten Augenblicke nur flüchtig muſtern konnte. Die Perſon des Hausherrn ſtand vor den Eintretenden.

Der Engländer präſentierte ſeinen Begleiter mit dem Air eines Habitués: Doktor Muhrfield, ein literary gentleman aus Deutſchland, Kunſtkenner und —

Selbſt Künſtler, ergänzte Mr. Bennet in eben jenem Charakter von Bequemlichkeit. Ich ſetze das voraus, Mylord, bei meinen verehrten Gäſten aus Deutſchland. In Deutſchland entſpringt der Geſchmack an den Künſten aus der angeborenen Fähigkeit, ſie auszuüben. Ein wunderbares Land, dieſes Deutſchland. Ich war in Wien in ein Kolleg eingeführt — ein Eſtaminet, das unſern iriſchen Brandyſtuben nicht unähnlich ſah — aber da hieß es: dieſer Herr hat die Ahnfrau gedichtet und jener Gentleman die Totenkränze und ein dritter den öſterreichiſchen Dialekt auf den Parnaß erhoben und die Spitze von allen war ein kleiner unanſehnlicher — Shopkeeper hätte ich bald geſagt, aber man nannte ihn Beethoven! In Stuttgart zog ich mein Wagenfenſter auf, als ich durch die Friedrichsſtraße fuhr, aber im nämlichen Augenblick rief auch ſchon mein Begleiter: Sehen Sie da, ſoeben tritt Uhland aus jenem Hauſe. Mit dem erſten Luft-

zug hatten wir einen Dichter erſten Rangs geſchnappt. In Weimar erwartet man nichts anders als eine Peerage von Genies; neben dem ehrwürdigen Goethe, den ich noch zu ſehen das Glück hatte, verſchwinden dort Namen, die bei uns nicht Planeten, ſondern Sonnen eines eigenen Planetenſyſtems wären. Fährt man von Weimar über Leipzig und Dresden nach Berlin — ein Gebiet beiläufig wie eine Baumwollenplantage, oder das Jagdgebiet eines einzigen Indianers, — ſo lernt man auf dieſer Spanne deutſcher Erde mehr Verdienſt für Kunſt und Wiſſenſchaft kennen, als in den fünf Zonen der übrigen Erde zuſammen. In Berlin könnte man bequem ein Bataillon formieren aus Männern, welche jeder den Marſchallsſtab eines klaſſiſchen Werkes in ihrer Patronentaſche tragen. Ich ſage klaſſiſch, Mylord, und unterſcheide ausdrücklich von modiſch. Ich heiße Sie beſtens willkommen, Herr Doktor!

Dieſer Empfang war mehr, als Moorfeld erwartet hatte. Sein Auftreten im Hauſe Bennet war ihm durch die Einführung des abenteuerlichen Engländers alſo nicht nur nicht verdorben — wovon er freilich nicht ſchon im erſten Augenblicke Symptome fürchten durfte — ſondern die Zuvorkommenheit des Wirtes übertraf nach der entgegengeſetzten Seite noch das Maß des Gewöhnlichen. War's möglich, daß Deutſchland in Amerika ſo gehuldigt wurde? Freilich huldigte der Amerikaner eigentlich ſich ſelbſt, wie überhaupt ſeine ganze Empfangsrede nach europäiſchen Begriffen von gutem Tone zu lang und wortreich war. Aber Moorfeld kannte bereits den transatlantiſchen Stil und die Perſönlichkeit Mr. Bennets rechtfertigte denſelben vollends. Mr. Bennet war eine mittelgroße Figur von ſchlanker Beweglichkeit, raſchen Gebärden, reizbarem Mienenſpiel, um den Mund etwas humoriſtiſcher Lebemann, im Blick geiſtreich, ſcharf, raſtlos, wie auf beſtändigem Bienenflug der Gedanken, in ſeiner Haltung freier und entwickelter, als es dem Amerikaner ſchon ſeine phyſiſche Bruſtbildung zuläßt: das ganze Charakterbild ſchien überhaupt mehr franzöſiſche, als angelſächſiſche Raſſe; Moorfeld urteilte, daß mindeſtens das galliſche Blut Irlands in

Mr. Bennets Adern fließe. Er hatte ihn während seiner Rede wie vor einem Flintenlauf visiert, aber auch Bennet vertiefte sich in Moorfelds halbwilden, urmenschlichen Blick mit einer Art von Bezauberung. Die beiden Männer fühlten, daß sie sich gegenseitig am höchsten Maße maßen. In jedem regte sich das Eigenste beim Anblick des andern. Sie standen einen Augenblick lang wie im Duell, und indem sie wechselweise die Macht ausübten, ihr Persönlichkeitsgefühl auf die Spitze zu treiben, erkannten sie schnell den gemeinsamen Familienzug des Genies in sich. Ihr vis-à-vis befriedigte, denn es versprach.

Mr. Bennet bat sich die Ehre aus, seinen neuen Gast der Hausfrau vorzustellen, was dieser dankbar annahm. Die drei Herren verfügten sich in die Etage und durchschritten eine Reihe von Zimmern, wobei sich der Wirt mit dem Gaste im gelegentlichen Gespräche vor manchem Kunstgegenstand aufhielt, indes der Lord mit dem Gewohnheitsrechte des Hausfreundes seinen Weg ins Drawing-room allein fortsetzte. Diesen Umstand benutzte Moorfeld, sich über sein Verhältnis oder Nicht-Verhältnis zu dem bedenklichen Mann so weit zu erklären, als es die Rücksicht gegen Bennet und die Rücksicht für sich selbst in die Möglichkeit legte. Bennet seinerseits befand sich in dem nämlichen Falle, daher eine Verständigung wie von selbst erfolgte. Ein Original! lächelte Mr. Bennet, ein Doppel-sportman, bei dem sich Mensch und Tier wohl befinden. Die Tiere erzieht er zu Menschen und die Menschen bringt er einander näher. Letzteres hat ihm soeben meinen Dank erworben; wir wollen Sr. Lordschaft darum mit Anerkennung gedenken. Ich sage, Sr. Lordschaft, und darin liegt meine Erkenntlichkeit schon. Denn eigentlich ist er ein jüngerer Sohn seines Hauses und ein noch jüngerer Sohn der Fortuna, welche seinen Maßstab am grünen Tisch einst so verjüngte, daß es Se. Herrlichkeit seitdem vorzog, in unsrer Mushroom-Aristokratie der erste, statt im Londoner Westend der zweite oder zweihundertste zu sein. Nun, er ist willkommen! Sind wir doch alle ein Volk von Flüchtlingen hier; die politischen Flüchtlinge des Pharao dürfen

auch nicht fehlen. Damit war der Gegenstand, so viel hier nötig, abgefertigt; das Saitenspiel der Göttin Medisance sollte vorerst nicht weiter ausklingen über dieses dankbare Thema. Moorfelds Aufmerksamkeit war bei den Kunstsammlungen Bennets. Er machte auch gar kein Hehl daraus, daß er wie ein Wilder, oder wie ein neugieriges Kind diese Säle durchschreite, er genieße wieder das erste jugendliche Gefühl seiner Gesundheit hier; in Newyork lähme der Schlag eine ganze Menschheitsseite, und wirklich sei die Stadt so unbefangen, das Haus Bennet ungefähr wie die Adresse eines berühmten Arztes zu nennen. Die Bevölkerung sei stolz darauf, aber ohne das Gefühl, ähnliche Ehren erwerben zu sollen, jeder Einzelne bezahle seine ästhetische Schuld höchst sorglos mit einer Anweisung auf Mr. Bennet. Und doch gab es eine Zeit, antwortete Bennet, indem das geschmeichelte Lächeln seines Antlitzes schnell dem Ernste, ja einem gewissen Zug von Kummer wich, doch gab es eine Zeit, wo die Sache ganz anders lag. Ich habe eine seltsame Position zu meinen Mitbürgern. Sie lieben mich und meine Richtung eigentlich nicht, aber sie schmeichelt ihrem Nationalstolze. Einen guten Ruck zur Versöhnung würde ich vielleicht tun, wenn ich meine Sammlungen geradezu Bennets Museum oder noch besser amerikanisches Museum taufte. In der Tat haben mir Wohlmeinende diesen Schritt wiederholt geraten. Als ob die Kabinettstücke eines Privatmanns zu solchem Titel berechtigt wären! Aber dergleichen bedenkt man hier wenig. Wenn's nur klingt. Und dann bekenn' ich aufrichtig, daß mich die Aussicht disgustiert, einem gewissen Spektakel-Humbug zu verfallen, den ich von diesen Räumen nicht abhalten könnte, wenn ich ihnen einen öffentlichen Charakter verliehe. Kurz, ich kann mich zu dieser Avance nicht entschließen. Auch denk' ich der dringendsten Nötigung überhoben zu sein. Die eigentlichen Kämpfe sind bestanden.

Moorfeld ahnte in letzterem Worte, was gleich im Entree dieses Hauses zum lebhaftesten Gefühle kommt, und versagte seinem Wirte die Anerkennung nicht, es laut auszusprechen. Er bewunderte vor allem Bennets M u t, seine Kunstpflege

ſo rein durchgeführt zu haben, daß er auch dem höchſten aber zarteſten Stoffe der Kunſt, den Darſtellungen des Nackten, nicht aus dem Wege gegangen ſei, ein Mut, der den flüchtigſten Kenner der hieſigen Sitten noch mehr überraſche, als das Vorhandenſein dieſer Kunſtpflege ſelbſt. Und ich bin ein Mann, der drei Töchter hat! antwortete Bennet, gedenken wir dieſes Umſtandes nicht zuletzt, mein Herr. Jede Verdammungsthesis wider mich fand ihren Vorder-, Mittel- und Schlußſatz in meinem eigenen Hauſe. Ja, mein Herr, General Jackſon hat viel Mut bei New-Orleans bewieſen, gegen die Bank noch mehr, aber gegen die Prüderie i ch den meiſten. Und doch macht mich niemand zum Präſidenten dafür, ich bin froh, daß ich das Leben davontrage, das n a c k t e Leben! ſcherzte der aufgeweckte Mann mit einem wohlangebrachten Sinnſpiele. Er fuhr ſich mit einem echt franzöſiſchen Wurf durch den Buſch ſeiner Stirnhaare, wobei der Solitär an ſeiner Hand, gleich einem Stern aus Wolken blitzte, und ſagte, wie im Andenken großer Erinnerungen: Zweimal ſpielt' ich va banque mit meinem Leben, zweimal warf ich den Würfel eines kühnen Entſchluſſes über meine bürgerliche Exiſtenz. Das erſtemal war's eine Handelsunternehmung. Ich befrachtete mit einem kleinen oder auch großen Kapital — denn es war mein ganzes väterliches Erbe — ein Schiff nach der Habanna in Seide. Ich war vierzehn Jahre, mein Steuermann ſiebenzehn. Wir hatten einen luckigen Eindecker, der kaum noch See hielt, dazu Gegenwind aus Südweſt, und um ſchneller reich zu werden, ſparte ich auch noch die Aſſekuranz. Kurz, ein kompletter Knabenſtreich. In Europa hätte man uns mit der Rute nach Hauſe gejagt, hier ſtanden die Leute am Ufer und wetteten um den Punkt, wo wir ſcheitern mußten. By Jasus! am Cap Hatteras! ſchrie der eine; Good damn! ſie kommen nicht über Shandy-Hook, fluchte der andre; 'pon honour! im Florida-Golfſtrom gehen ſie auf den Grund, beteuerte der dritte. Ich hatte eine gute Ladung Kognak im Kopf, und dieſe Wetten machten mich vollends des Teufels. Beim Old Nick! ſchrie ich außer mir, nun wett' ich auch, i ch!

Jungens, wenn ihr die grüne Erbſenſuppe ſchlucken müßt, verſchwor ich mich meinem Steuermann-Buben und ſeinen vier Matroſen — denn das war unſere ganze Bemannung — wenn's euer Leben gilt, ſo halt' ich mit, ich jage mir ein Lot Blei in den Kopf. Dabei rief ich Umſtehende, Fremde und Freunde zu Zeugen an, und nur ein alter Geiſtlicher verhinderte mich, den Notar zu rufen. Enfin, die Buben lavierten ſich durch, auf halber Fahrt ſchlug der Wind um, wir hatten den Konkurrenz-Vorſprung, und machten enormen Gewinn. Das aber iſt gewiß, kam's anders, ſo war ich Mann genug, mein Wort zu halten. Raten Sie nun, was ich jener Wagetat an die Seite ſetze? die Tat, als ich zwanzig Jahre ſpäter — den Walzer hier einführte. Ja, Herr, das war mein zweites va banque! Man hatte bis dahin nur langweilig-ſittſame Quadrillen und Ekoſſaiſen gekannt; daß man im Tanze die Taille eines Weibes berühren könne, ging über all unſre Vorſtellungen. War ja noch vor meiner grande route ein Pariſer Ballett nach Newyork herüber gekommen — es iſt ſchlechterdings mit Worten nicht wiederzugeben, welches Aufſehen ſeine Vorſtellungen erregten. Ich war bei der erſten zugegen. Schon der bloße Anblick der kurzen Ballettröcke brachte eine Bewegung im Hauſe hervor, die dem Ausbruch eines Volksaufſtandes nicht unähnlich war. Als aber die erſte Pirouette gemacht wurde, beſagte Röcke rundum flogen und die Beine eine horizontale Richtung nahmen — da ſchrien die weiblichen Zuſchauerinnen laut auf, und die nicht auf eigenen Füßen hinausſtürzten, die wurden ohnmächtig fortgetragen. Die Männer aber erhoben ein Gelächter — kein wohlgefälliges, bewahre, ein ſatyriſches, ein Hohngelächter, nur lächerlich ſchien ihnen dieſe Kunſt; die Sprache der Grazien verſtanden ſie nicht darin, in ganz Newyork war keine Ahnung darüber aufzutreiben. So ſah das Land aus, in welches ich bei meiner Rückkehr von Europa den Walzer verpflanzen wollte. Laſſen Sie mich ſagen, mein Herr, neue Städte gründen iſt etwas, aber neue Sitten gründen mehr. Noch habe ich die Geige im Glasſchrank ſtehen, womit der deutſche Tanzmeiſter

meinen Töchtern den Senfſamenwalzer einſtudierte, — Gott weiß es, ich vergeſſe dieſe Klänge nie wieder. Der Ballabend brach an. Meine Töchter konnten damals noch für unmündig gelten, meine Frau ließ ich aufs Land gehen, — ich wollte die Verantwortung allein tragen. So ging ich in die Schlacht. Die Quadrillen und Ekoſſaiſen ſchickt' ich natürlich voran. Als aber das Orcheſter den erſten Bogenſtrich vom Senfſamenwalzer machte, als ich meine Cöleſte an die Hand nahm, in die Mitte des Saales trat, und nun anfing unſern freien und aufgeklärten Bürgern das böſe Beiſpiel eines Walzers zu geben — ſehen Sie, Sir, da lief mein unverſicherter Eindecker von neuem gegen den Wind aus. Meine bürgerliche Exiſtenz ſtand zum zweiten Male auf dem Spiele. Mit dem Angſtſchweiß auf der Stirne erwartete ich die Wirkung. Mein Gott, ich durfte nicht lange warten! Da war die Miß Arabella Comonach, früher Fabriksmädchen in Lowell, jetzt eine Fregatte von Würde und Anſtand, die fiel in eine pomphafte Ohnmacht und ſchrie um ein Riechfläſchchen. Da war die Miß Lydia Hundington, die Frau des Hauptpaſtors an der Trinity-Church, die ſchoß wie eine Brandrakete zum Saale hinaus, und grollte mir wütend zu, ſie glaube in Singſang zu ſein, d. h. im Zuchthaus. Da war aber auch der Kolonel Burr — erinnern Sie ſich gefälligſt an dieſen großen, jetzt verſchollenen Namen. Sie wiſſen, dieſer Satan war nahe daran, König von Amerika zu werden. Seine Verſchwörung, — ein unſterbliches Meiſterwerk von menſchlicher Weisheit und Frechheit, mißglückte zwar, aber ſo ſtark war der Anhang dieſes Catilina, daß kein Gerichtshof ihn zu verurteilen wagte, aus Furcht vor ſeinen Dolchen. Entlaſſen mit einem „Nichtſchuldig", aber geſcheucht und gemieden von aller Welt, lebte er ſeitdem vereinſamt in Newyork, mein Salon allein war's, der dieſer unheimlichen Exiſtenz noch offen ſtand. Ich verehrte das Genie in ihm; ich hatte Herz für ſein Familienunglück. Denn ſeine Tochter iſt heutigen Tags noch nicht wiedergefunden, da ſie ſich in der flagranteſten Kriſis der Verſchwörung auf eine Landreiſe von tauſend Meilen aufgemacht hatte, um

ſich mit ihrem verfolgten Vater zu vereinigen. Kein Menſch weiß, was aus ihr geworden; eine Beute der Räuber, der wilden Tiere und der Novellendichter verſchwand ſie in unſern ungeheuren Wildniſſen. Nun, dieſer Kolonel Burr kommt auf mich zu, — es war das letztemal, daß ich dieſen kleinen muskulöſen Raubvogelkörper, dieſen Alligatorenblick, dieſe Jupiterſtirn ſah, und mit der Haltung, womit er in ſeinen beſten Tagen die Menſchen wie Wachs bewältigte, ſagt er mir unter die Augen: Wenn meine Tochter in dieſem Augenblick ſo herumgeſchleift würde, ſo möchte ich ſie lieber tot wiſſen. Ich wollte Amerika beherrſchen, aber nicht zerrütten, Mr. Bennet. Ich danke von heut' an für Ihre Gaſtfreundſchaft. — Wenn Sie ein graues Haar auf meinem leidlich ſchwarzen Kopf finden, ſo bekam ich's jene Nacht. Kolonel Burr, der ſich gegen einen Walzer empört! Lange wälzt' ich mich ſchlaflos auf meinem Lager, und ſann darüber nach, wo der Grenzſtein der menſchlichen Natur ſtehe. War ich wirklich der Felddieb, der ihn verrückt hatte, und morgen vor ganz Amerika die Stäupe dafür bekommen ſollte? Es war eine Hölle, das zu fragen und die Antwort darauf abzuwarten wie ein wehrloſes Schlachtopfer. Gegen Morgen endlich hatt' ich einen geſcheiten Einfall. Ich ſprang auf, nahm hundert Dollar, wickelte ſie in ein Papier und adreſſierte ſie an eine unſrer erſten Redaktionen, daß ſie das Tagesereignis freundlich beſpreche. Darauf wurde ich ruhiger und ſchlief ein paar Stunden in den hohen Tag hinein. Als ich aufwachte lag die gedruckte Zeitung ſchon auf meinem Toilettentiſch. Meine Apologie ſtrahlte heller darin als die friſche Morgenſonne. Der Mob machte Chorus dazu, und ich war gerettet. Das iſt die Geſchichte des erſten Walzers in Amerika.

„We are in a free country!" murmelte Moorfeld erſchüttert.

Bennet, dem das Wort „frei" ans Ohr klang, bezog es anders und jubelte auf: Es lebe die freie Preſſe! ja, ja, mein Herr, das iſt die Perle unſers aufgeklärten und glücklichen Landes. Die Knechtung der Preſſe iſt ein vortreff-

liches Mittel der Freiheit; denn das Publikum bildet ſich in dieſem Falle ſein eigenes Urteil; aber die freie Preſſe iſt ein köſtliches Werkzeug der Tyrannei, — der Mob vertraut ihr und betet ihr blind nach. Das Mittel mit dem Walzer ſchlug mir noch öfter an. Ich muß immer ein ſardoniſches Lächeln bekämpfen, wenn mich die Leute fragen, was meine Apollino, meine Ariadne und dgl. gekoſtet hat. Ich weiß wohl, wem ich dieſe göttlichen Nacktheiten am teuerſten bezahlt habe. Es lebe die freie Preſſe!

Moorfeld zuckte zuſammen. Er ſtierte mit einem toten Blicke vor ſich hin. Was haben Sie? fragte Bennet, Anlage zur Melancholie? Hang, die Sachen von ihrer ſchwarzen Seite zu nehmen? Auf, in Frauengeſellſchaft! Meine arme Frau! Sie muß ſchon ſeit einer Stunde auf die Perfektibilität der Tierſeele ſchwören. Kommen Sie, ich will ihr eine ſchöne Menſchenſeele vorſtellen!

Wenn die Artigkeit des Herrn Bennet nicht ein angeborener, liebenswürdiger Hang zur Galanterie war, ſo konnte ſie Moorfeld jetzt in einem neuen Lichte ſehen. Es ſchien ihm nicht unmöglich, daß Herr Bennet ſeinen fremden Gäſten darum ſoviel Aufmerkſamkeit, ja, Devotion erzeige, um den Ruf ſeines Salons auch in Europa auszubreiten. Eine Rückwirkung davon auf ſein eigenes Vaterland mochte dem amerikaniſchen Kunſtmäzen, nach dem was Moorfeld gehört, in der Tat weder gleichgültig noch ſelbſt entbehrlich dünken. Und Moorfeld geſtand ſich, daß auch er — Tendenzverſe dichten könne.

Er trat jetzt an der Seite ſeines Wirtes in das Drawingroom, deſſen offenſtehende Flügeltüren ſchon auf die Entfernung mehrerer Zimmer das Innere dieſes Boudoirs ins Auge fallen ließen. Moorfeld glaubte in einen Blumenkelch zu blicken. Decke, Plafond, Wände, Möbel, Teppiche, Tapeten — das ganze Gemach ſchmolz in ein einziges Laubwerk, in eine große Blätter-Arabeske zuſammen. Nichts war Bedürfnis hier, alles Ornament, nichts Kante und Ecke, alles Wellenlinie, nichts Stein und Holz, alles eine lockere Blütenſchneedecke, Auflöſung in Faſer, Falte, Flocke, Spitze,

ein Sommernachtstraum aus Seide und Flor, eine Phantasie, ein Duft. Die Pracht hatte sich hier verflüchtigt, als scheute sie, durch irdische Schwere zur Last zu fallen, nirgends drückte die Erinnerung an Goldgehalt oder Karatgewicht, der Besucher konnte inmitten eines unschätzbaren Wertes glauben, alles sei mit größter Leichtigkeit da, quelle aus sich selbst wie eine Schaumperle auf. Die alabasterne Orchislampe an der Decke schien noch das einzige Stück von Masse hier; wie sie den schweren, goldenen Kronleuchtern im Parlour kontrastierte, so ungefähr verglich sich dieser Empfangssalon der Hausfrau dem des Hausherrn. Wenn wir sagen, Moorfeld trat in dieses Gemach ein, wie Faust den Himmelsatem der weiblichen Temperatur im ärmlichen Bürgerstübchen trinkt, so sagen wir zu wenig. Anders und höher noch atmet dieser Geist doch, wenn im Boudoir der Millionäre die Flammen unendlichen Reichtums aus allen Fugen schlagen und der Taubenflügel der weiblichen Bescheidenheit tuschend und dämpfend das Ganze zur Ruhe niederfächelt.

Die Bewohnerin dieses reizenden Aufenthaltes war eine kleine zarte Dame — eine Vignette von einem Frauenbild. Tiefe Blässe bedeckte ihr Antlitz, nicht jene Blässe der Amerikanerinnen, die einer immerwährenden Dyspepsie entspringt, es war eine echtere Aetherfarbe. Stille und Sinnigkeit lag um sie her, und der Ausdruck des allgemeinen Frauenloses, Geduld und Duldung. Wie sie im einfachen grauseidenen Kleide, die feine Hand im rosa Glacéhandschuh, den zarten Fuß im gestickten Atlaspantoffel, den Nacken von einem schmalen Spitzenkragen umrändelt, ohne Gold und Juwelen da saß, und von dem weitgeschlungenen Schaukelstuhl fast nur den kleinsten Raum einnahm, so war es ein Anblick, als ob das weiche Glück zwar nicht wie eine Bürde auf ihr ruhte, aber wie jener Flaum, womit man das Leben eines Entschlafenen erprobt, und der sich nicht regt. Nicht bescheiden, — ergeben in ihren Stand schien dieses milde, ruhige Frauenbild.

Herr Bennet machte die Vorstellung Moorfelds französisch; Mistreß Bennet antwortet in derselben Sprache und

mit einem Akzente, womit man nur die Mutterſprache ſpricht. Moorfeld konnte ſie ohne Frage für eine Pariſerin nehmen. Es ſchien ihm dieſe Wahl nicht der unbedeutendſte Charakterzug für Bennets Geiſtesrichtung — ob er auch ahnen durfte: für das gedämpfte Lebensgefühl der verpflanzten Seine-Blume?

Mrs. Bennet ſprach von den Schönheiten des Rheins und der deutſchen Literatur. Moorfeld antwortete mit Paris und Frankreich. Seine Lobesäußerungen wurden mit Dank erwidert, aber das Thema nicht fortgeſetzt. Moorfeld ging auf Saratoga über. Mrs. Bennet ſagte: ſie hoffe viel für das Vergnügen ihrer Kinder von dieſem Ausfluge. Die Formalität ſchlang dann noch einige andere Fragen und Antworten in ein loſes Bukett zuſammen, das man ſich gegenſeitig überreichte, und als ſich Moorfeld wieder erhob, erfüllte ſich dieſes Bild auch im eigentlichen Sinne; die Hausfrau reichte dem Gaſte aus einer Blumenvaſe ein feines Sträußchen von Vanille-Blüten. Es ſchien damit eine ſtändige Sitte beobachtet, denn ſelbſt der Engländer, der Habitué des Hauſes, hielt, wie Moorfeld ſehen konnte, eine ſolche Gabe zwiſchen den Fingern.

Den ſich Entfernenden ſchloß ſich auch die Perſon des Letztgenannten jetzt wieder an. Die drei Herren traten jetzt in eine andere Enfilade von Zimmern über, als durch die ſie gekommen, in die Geſellſchaftsſäle. Hier waren die Gardinen bereits niedergelaſſen, die Kronleuchter angezündet, und alles für den Empfang der abendlichen Gäſte in Verfaſſung. Aber Moorfeld tat ſeinem Wirte die Bitte, bezw. Abbitte, er möge ihm erlauben, flugs nach Hauſe zu fahren und Toilette zu machen, er habe ſich dieſes Umſtandes verhängnisvoller Weiſe keinen Augenblick früher als im Boudoir der Hausfrau zu erinnern vermocht, dort aber zu ſeiner großen Verlegenheit. Herr Bennet lachte und ſprach von poetiſchen Charakterzügen; er erſuchte übrigens ſeinen Gaſt zu bleiben, er ſei ja nur auf einen Rout gekommen. Es iſt dieſes eine Geſellſchaftsform, erklärte er auf Moorfelds freimütige Aeußerung, ſie nicht zu kennen, welche vor einigen

Jahren von England ausgegangen iſt, und in Newyork ſich ſchnell eingebürgert hat. Sie empfiehlt ſich See- und Handelsvölkern durch ein gewiſſes demokratiſches Negligé, wie ſich etwa ein bequemer Surtout empfiehlt, der für jede Geſtalt paßt, aber freilich keine hervortreten läßt. Man könnte den Rout faſt den Klub nennen, ins Privathaus verlegt. Seine wahre Form iſt eigentlich die Formloſigkeit. Der Engländer ſetzte hinzu, ſeines Wiſſens ſeien im Weſtend und Downingſtreet die erſten Routs in der ſogenannten Reſtaurations-Periode gehalten worden, in jener Zeit der politiſchen Aufregung, wo der Ernſt des Tagesgeſprächs angefangen habe, der Handhabung der Frauen zu entwachſen, und die Behandlung von Fragen, welche faſt lauter Lebensfragen waren, den leichteren Konverſationston unmöglich zu machen. Der Rout ſei ganz eigentlich ein Männer-Konvent. Es iſt ſeltſam, reflektierte der Engländer weiter, daß hier in Amerika, wo der Kultus der Frauen ſo hoch wie in keinem Lande der Welt getrieben wird, der Einfluß der Frauen auf die öffentlichen Formen außer allem Verhältnis gering, ja eine Tonangebung des weiblichen Elements im Grunde gar nicht vorhanden iſt. Der Typus aller Geſelligkeit iſt hier ein ſchroff männlicher; der Rout herrſchte ſchon längſt in Amerika, eh' ihm England den Namen lieh. Um Bennets Lippen ſpielte ein pikantes Lächeln bei dieſer Bemerkung, nach einer Pauſe nahm er das Wort. Sie ſprechen von der Abweſenheit der Frauen aus unſern geſelligen Zirkeln, ſagte er — meine Herren, ich will Ihnen ein Geſchichtchen erzählen. Es war bei einer der glänzendſten Matinees des vorigen Präſidenten in Waſhington und Mädchen und Frauen die wünſchenswerteſte Menge anweſend. Sie waren da mit ihren Herren Brüdern, Vettern, Ehegatten, Senatoren, Offizieren, Staatsbeamten aller Grade und Würden. Den Reiz der Geſellſchaft erhöhte ein Indianer-Häuptling, eine rothäutige Majeſtät aus dem Weſten, ein wild-maleriſcher Kriegsgott. Er war auch der Abgott manch ſchönen Augenpaars, das die Salonfähigkeit dieſes romantiſchen Mitmenſchen gewiß nicht bezweifelte. All men are equal! Der

Präſident führte ſeine Gäſte in den Sälen herum und ließ ſie die Sehenswürdigkeiten ſeines Hauſes in Augenſchein nehmen. Der ſtolze, ſchwarze Blick des Indianers verfolgte alles mit lebhaftem Anteil; jeder Zigarren-Aſchbecher, jedes Feuerzeug-Etui intereſſierte ihn. Endlich ging's in den Bildersaal. Hier zeigte ihm der Präſident die Porträts unſerer politiſchen Größen, unſerer Land- und Seeheroen, Abbildungen unſerer merkwürdigſten Bau-Denkmäler, unſerer ſchönſten Fregatten. Unverhofft machten dieſe Bildwerke den geringeren Eindruck auf unſern Naturſohn. Nun, Krieger, ſagte der Präſident ihn bei der Hand faſſend, was denkſt du davon? — Bruder, antwortete der Häuptling, — dieſe groß ſind, ſie leben und atmen und ganz gegenwärtig ſein; dieſe großen Gemälde, ich ſage dir, ſehr wirklich groß ſind; aber ich habe noch beſſer. Und dabei drehte er ſich um, bückte ſich, zog ſeinen Mantel über den Kopf, und ſagte, indem er mit der flachen Hand ſich auf die beiden Schenkel klatſchte: Schau, Bruder, hier tätowiert iſt Alligator, und hier Waſchbär; ſind das nicht prächtig Bild? — Es wird mich im letzten Stündchen noch erheitern, was im Bildersaale das ſelbſt für ein Bild gab: die kreiſchenden Weiber, die lachenden Männer, die Verlegenheit des Präſidenten, die Stellung des Indianers! Ich möchte das Bild gemalt haben, es iſt ein Symbol. Es iſt das einzig richtige Bild von der amerikaniſchen Geſellſchaft, obgleich Genre, ein wahres Hiſtorienbild! Aber Sie ſehen wohl, meine Herren, wie nahe uns noch die Wildnis liegt, wie das vorherrſchende Koſtüm unſrer Zirkel noch die Inexpreſſibles ſein müſſen, nicht die Roben. Denn wo Frauen unſicher ſind, ſind ſie nicht. — Bennet fuhr fort: Wie lange nur iſt es her, daß ich und einige Gleichgeſinnte den Anfang machten, die Meldung der Hausbeſucher einzuführen? Noch vor wenigen Jahren konnte man zu den erſten Partien geladen, nichts als ein Oellämpchen im Vorhauſe antreffen, häufig auch das nicht, noch weniger einen Concierge, kurz nichts. Es geſchah öfter als einmal, daß man auf gut Glück nach dem Salon tappte und in ein Gemach geriet, wofür man ſeine Glacéhandſchuhe

nicht angezogen. Mir ſelbſt widerfuhr es einſt. Und doch, wie übel nahm man mir meine Neuerung! Denn kein Luxus iſt den Amerikanern zu luxuriös, aber jede Form zu formell. Ach ja, ſie ſind ſchwer zu disziplinieren außer dem Schiffe!

Moorfeld hatte während dieſer Konverſation — die Herren ſtanden im äußerſten Ende eines Eckzimmers und blickten von einer Art Erkerbalkon auf die noch tageslichte Straße hinab — ſeine Aufmerkſamkeit zu teilen gehabt zwiſchen drolligem Hören und drolligem Sehen. Sein Auge war auf der Straße. Ein wunderliches Schauſpiel zog es hinaus. Ein Rudel junger Schweine, wie Menſchen gekleidet, ſchlumperte das Trottoir herab, eine abſurde Sammlung von Jünglingen, zu kenntlich für die Maskerade, zu unkenntlich als Wirklichkeitsweſen, Kerle, die eine Garderobe trugen und eine Toilette gemacht hatten, welche phantaſtiſch ſein ſollte, aber nach einem Stile es war, als ob ſich die Göttin Phantaſie an irgendeinem Mondkalbe verſehen hätte, da ſie die Stutzerwitze dieſer Erbärmlichen gebar. Der eine trug ſchlotternde Pumphoſen mit ſchuhgroßen Karrees, das Beinkleid des andern war eng und knapp wie Trikot. Dem einen hing die Weſte über den Bauch herab, dem andern endete ſie auf der Herzgrube, dieſer balancierte ein Spazierſtöckchen kurz und dünn wie eine Stricknadel, jener ſchleppte einen Prügel wie eine Herkuleskeule. Die Krawatte des Dritten war ein Zwirnsfaden, die des Vierten eine mäßige Gartenmauer. Der Fünfte hatte ſeinen Kopf durch einen Pfannkuchen geſteckt, ſo flach war ſein Hut, der Sechſte trug eine Kopfbedeckung von der halben Höhe ſeiner ganzen Perſon. Was ſonſt Rock oder Frack heißt, war am Leibe dieſer Dandies ein Stück tollgewordenes Segeltuch, das den Fiebertraum träumte, nach allen Winden zugleich zu hängen und die widerſprechendſten Formen, die es je angenommen, in einen einzigen Moment zu vereinigen. Dazu hatten die Wichte einen Gang wie Känguruhs, ein Mittelding zwiſchen Rutſchen und Stolpern, indem ſie entweder, weil ſie es für Faſhion hielten, oder aus wirklicher Markloſigkeit, bei jedem

Schritt in die Knie brachen und die Unterbeine liederlich nachſchleiften. Moorfeld ſah dieſem Zuge mit einer Art Faſſungsloſigkeit zu; er hatte im Straßenleben Newyorks ein ſolches Enſemble von Karikaturen noch nicht geſehen. Aber wie ward ihm, als das Geſindel an Mr. Bennets Haus die Klingel zog! Unwillkürlich blickte er den Hausherrn an; Herr Bennet ſenkte mit einiger Verlegenheit ſein Auge, dann aber ſagte er achſelzuckend: Die Armen! Wo ſollten ſie ſich beſſern lernen, wenn ich ihnen auch noch mein Haus verſchlöſſe! — Moorfeld fand dieſe Antwort groß. Die doppelte Liberalität gegen ſich ſelbſt und gegen die andern, denen er noch Beſſerungsfähigkeit zuſchrieb, ſchien ihn den Nagel einer noblen Geſinnung auf den Kopf zu treffen. Uebrigens, ſetzte Bennet hinzu, iſt ihr ärgerliches Aeußeres das Aergſte an ihnen. In der Geſellſchaft ſind ſie die unſchädlichſten Haſenfüße, die man ſich wünſchen kann. Es iſt nie erhört worden, daß ein Dandy on short allowance — denn das iſt ihr Kunſtname — die Sitte des Salons freventlich durchbrochen hätte. Ihre ganze Selbſtändigkeit liegt in der Affenfratze ihres Anzugs, ihr innerer Affe muckſt nicht in der Welt des guten Tons. Sie ſollten ſehen, wie lammsfromm ſie unter Damen ſind, wie ſie das Pfötchen reichen, wenn meine Frau oder Töchter von ihrem Daſein Notiz nehmen. Und das geſchieht zuweilen. Denn die Weiber haben bei aller Verachtung für unmännliche Männer doch auch eine Art Gutherzigkeit gegen den armen Narren, der ſo unglücklich iſt, ihre Verachtung zu verdienen. Sie entdecken mit ihrem mikroſkopiſchen Blick ſein geringſtes Verdienſt, ſie ſagen ſelbſt der Null, daß ſie eine Kompoſition aus Wellenlinien iſt. So haben meine Frauen auch dieſen Jünglingen ihr Gutes abgelauſcht. Der eine weiß z. B. wo man die hübſcheſten Hemdknöpfchen kauft, der andere will ein Putzpulver erfinden, gelbes Elfenbein wieder weiß zu machen, der Dritte beſitzt eine Nagelfeile, womit er den plattеſten Nagel konver feilt. Beſonders meine Jüngſte, Cöleſte iſt es, die ſolche parfaits dans le petit, sublimes en bijoux, grands inventeurs de riens ich ſage nicht zu ſchätzen, aber doch zu er-

ziehen weiß. Das Mädchen lebt in einem Babel von Bagatells, ſie umgibt ſich ſtets mit dem Ueberflüſſigſten, das superflu, chose très-nécessaire iſt eigens für ſie geſagt. Die Sachen ſelbſt ſind ihr unendlich gleichgültig, die Wahl reizt ſie, das Arrangement, eine Art ſchöpferiſcher Geiſt, der ſie treibt. Wenn etwas bildend für dieſe Burſchen ſein kann, ſo iſt es ſie. Von der Auswahl eines netten Hemdknöpfchens bis zur Würdigung eines Raffaelſchen Gemäldes kann ich mir ſehr wohl eine Stufenleiter denken. Heute ſchickt man den Galopin nach Hemdknöpfchen aus, morgen läßt man ihn ein hübſches Muſter für durchbrochene Strumpfzwickel auftreiben, übermorgen ſchon eins für Fußſchemel oder Lichtſchirme, ſo wird das Hämmelchen in die bildende Kunſt eingeführt. Auch delirieren die Kerls nicht immer ſo in ihrer Garderobe. Wie wir ſie heute ſehen, läßt's keinen Schluß zu auf morgen, es iſt ihnen nicht habituell. Schon im nächſten Salon können ſie ſo wohlgekleidet eintreten, wie andere Vernunftweſen. Sie ſind eben die Schaumperlen einer Geldariſtokratie, die in der Gärung begriffen iſt. Der Reichtum hat ſeine Flegeljahre jetzt in Amerika. Er iſt in einem Stadium der Abgeſchmacktheit begriffen, aber es iſt nur ein Stadium. Denn Geld wird immer zu Geiſt. Das iſt mein Wahlſpruch. Völker, die Geld ohne Geiſt hatten, wie Phönizier, Babylonier uſw., ſind heute doch nicht mehr möglich. Die Bildung iſt kosmopolitiſch geworden.

Moorfeld ließ ſich dieſe Apologie gar wohl gefallen. Der geiſtreiche Mann hatte ſeinen Verdruß über jene mêlée wie weggehaucht. Mr. Bennet befeſtigte ſich immer mehr in der Meinung, die ihm Moorfeld entgegengebracht.

Inzwiſchen hatte ſich die jeunesse dorée durch die Geſellſchaftsſäle — auch den letzten — verbreitet und betrug ſich ziemlich ſäuberlich. Moorfeld entdeckte ſogar, daß ſie erröten könne. Denn als einer der Bengel ihn durch ſein Kneif-Lorgnon etwas ungezogen anſtarrte, ſteckte Moorfeld ſein eignes Lorgnon vor und fixierte ihn ebenſo. Da errötete der Junge, ließ ſein Lorgnon fallen und ging. Moorfeld und Bennet lächelten ſich zu.

Nach und nach fand ſich zahlreichere Geſellſchaft ein. Im Laufe einer Stunde war ſchon ſo viel „Welt" da, daß die Dandies on short allowance ſich erträglich genug darin verloren. Zwar blieb das Publikum noch immer gemiſcht, wie Moorfeld im Kommen und Gehen dieſer Menſchen überhaupt einen erſtaunlichen Grad von republikaniſcher Sittenfreiheit wahrnahm; auch bedauerte Mr. Bennet wiederholt, daß er Moorfelden nicht vorgeſtern auf New-Jerſey bei ſich geſehen, die Elite der Geſellſchaft wohne jetzt draußen, und der heutige Rout ſei mehr eine Förmlichkeit gegen die Stadt, gewiſſermaßen eine Beobachtung der demokratiſchen dehors; doch zweifle er nicht, es werde ſich noch immer eine kleine Geiſtesgemeinde fürs Eſtaminet zuſammenfinden, an die halte man ſich dann und laſſe den Mob laufen.

In der Tat erſchienen bald darauf einige von den Häuptern, auf welchen ein dem Europäer mehr oder minder bekannter Name ruhte. Die erſte dieſer Geſtalten war ein Mann von majeſtätiſcher Hoch-Statur, ſtark gewölbter Bruſt und noch ausgebildeterem Abdominal-Syſtem, das plaſtiſch-viereckige Haupt bis an den Scheitel kahl, im Nacken aber mit einer derben Fülle herabfallender Locken beſchwert, was ein ſeltſamer Anblick war und einen Ausdruck von unzerbrechlicher Manneskraft gab. Das Erhabene war vorherrſchend in dieſem Bilde, wenngleich nicht alleinherrſchend, denn ſeine Augen waren klein und die etwas hervortretende Unterlippe, ſowie das weiche ſchwellende Kinn verrieten, daß der Mann den gutſchmeckenden Dingen dieſer Welt nicht allzu ungerecht begegnete. Es war Doktor Channing, der erſte Proſaiſt Amerikas, nach der Stimme des Landes — Amerikas Cato! wie Mr. Bennet Moorfelden zuflüſterte, die öffentliche Vorſtellung mit einer geheimen ergänzend.

Dieſem Mann auf dem Fuße folgte ſein direkteſtes Gegenſtück. Es war ein hageres, faſt gebrechliches Männchen, deſſen graue Augen ſchüchtern wie die eines Schulmädchens blickten, indes ſein kleines fleiſchloſes Köpfchen auf die Seite neigte, als ob es ihm durch zuviel Lernen beſchwert wäre. Er war nicht alt, ſah aber aus, als ob er nie eine Jugend

gehabt hätte und die Knabenjahre wie ein notwendiges Uebel ſo ſchnell als möglich paſſiert wäre. Mr. Bennet begrüßte ihn mit tiefer Hochachtung und ſtellte ihn als Doktor Griswold vor, Bibliothekar an der neu errichteten Univerſität in Newyork, der fleißigſte Gelehrte des Landes, ein Mann, der eine ganze Akademie wert iſt, ſetzte er Moorfelden in obiger Weiſe hinzu.

Auch der vormalige Präſident Monroe erſchien. Eine ſchwache abgemagerte Geſtalt, gebeugt von Alter, oder altmachenden Gemütsſtimmungen. Moorfeld ſah in ein mildes, aber glanzloſes Auge, auf eine breite und gut begrenzte, aber platte Stirn, es verdroß ihn überhaupt, daß der ganze Charakterausdruck des Mannes, der den edelſten der Indianerſtämme um ſein Land betrogen, nicht einmal von geiſtiger Ueberlegenheit oder energiſchen Leidenſchaften zeugte. Moorfeld haßte ihn noch von ſeinen glühendſten Studentenjahren her, in welche die Unterdrückung der Georgia-Creeks gefallen, und unſer Freund, den wir nur nicht „Jüngling" nennen, um ein pathetiſches Wort nicht abzunützen, hatte jene Jahre nicht ſo weit hinter ſich, daß ihm der Anblick dieſes Mannes nicht immer noch eine lebhafte Mißſtimmung verurſacht hätte. Nur der Umſtand, daß Monroe, wie er hörte, jetzt in Armut lebe, und von den Beſtechungen, die in jenem diplomatiſchen Räuberroman geſpielt, nicht perſönlich gewonnen habe, milderte zum Teil ſeine Empfindungen.

Noch ſtand Moorfeld über dieſes Thema mit Mr. Bennet im Geſpräche, als durch die Säle eine ehrerbietige Bewegung ging, von denjenigen ausgehend, welche die Perſon des jetzt Eintretenden kannten, und um ſo ſpannungsvoller fortgepflanzt auf die, welche ſie nicht kannten. Man machte dem Ankömmling links und rechts Platz und doch begleitete ihn von allen Seiten das Gedränge eines natürlichen Wohlwollens. Mr. Livingſtone, Amerikas erſter Juriſt, ſagte Herr Bennet. Verfaſſer des klaſſiſchen Carolina-Strafkoder? fragte Moorfeld — von welchem ich Ihnen eine Geſchichte erzählen will, eine Geſchichte in zwei Worten, ſetzte Bennet hinzu. Das Manuſkript dieſes Koder ging

abends um zehn Uhr bei einer Feuersbrunst seines Hauses in Flammen auf. Morgens um sieben Uhr saß Livingstone in einem andern Hause vor einem andern Buch Papier und begann es von neuem. Das ist nicht von einem Gelehrten erzählt, sondern von einem Enthusiasten, werden Sie sagen. Ich widerspreche nicht. Livingstone ist Dichter in seinem Berufe!

Wirklich war Mr. Livingstone eine außerordentlich gewinnende Persönlichkeit. Seine Gesichtszüge konnten keineswegs fein heißen, aber eine Herzenswärme lag darin, die alles, was selbst Herz und Menschlichkeit hatte, gefangen nahm. Seine Statur war über Mittelgröße, seine Manieren die des vollendeten Gentlemans. Das Gepräge einer natürlichen Zartheit und Harmonie des Gefühls adelte sie, seine Sitte war Sittlichkeit.

Diese Personen wurden alsbald die Mittelpunkte von Gruppen, in welchen sich das eigentliche Leben des Routs kristallisierte. Zwar wurde Moorfeld, der literary gentleman, noch immer einer Anzahl von Anwesenden vorgestellt, welche ein großer, zum Teil weltbewegender Name in Handel und Industrie ebenbürtig neben die geistigen Koryphäen der Gesellschaft stellte. Es verdroß ihn aber bald, daß er Kaufleute, Fabrikanten und Schiffsreeder als Oberste, Kolonels, Kapitäns usw. durch alle Grade der Kasernen-Hierarchie zu salutieren hatte. Ein Land, das in seinem ganzen Begriff das Friedensreich der modernen Bürgerlichkeit bedeutet, mit soviel Vorliebe im Epauletten-Reflex sich bespiegeln zu sehen, war dem Europäer, dem zu Hause schon sein „Soldatenspielen" kulturwidrig dünkt, eine der widerwärtigsten Schwächen des amerikanischen Volkscharakters. Er dankte Gott, daß Mr. Bennet selbst seine Musen und Grazien nicht nach irgendeinem imaginären Korporalstock dirigierte. Wie entlegen und eigentümlich waren die Momente, die hier zur vollen Würdigung eines Mannes beitrugen!

Vom andringenden Strome der Gäste war in den letzten Augenblicken der Hausherr Moorfelds vorherrschendem Besitze entführt worden, und bis sie zu stillerem Begegnis sich

wieder zuſammenfanden, gefiel ſich unſer Freund, auf eigene Hand aus den Wellen der Geſellſchaft zu ſchöpfen. Den bedeutendſten Perſonen aufs rückſichtsvollſte vorgeſtellt, war ihm der Charakter des Fremden benommen; er hatte den Vorteil, in die einzelnen Gruppen einzutreten und ſie zu verlaſſen nach freier Wahl und Bequemlichkeit. So konnte er wie in einem lebendigen Inder die amerikaniſchen Zuſtände durchblättern: dort ſtand ein Kapitel Bankweſen, hier Schutzzoll und Freihandel, in dieſem Trinkzimmer zechte die Sklavenfrage, in jenem die Indianer-Expropriation, in der Niſche rechts zupfte die neue Univerſität an den Gardinenquaſten im eifrigen Vortrag über die literariſchen Landeszuſtände, in der Niſche links kritiſierte ein Börſenſyndikus, d. h. ein Oberſtleutnant die Bankrotte vom Jahre dreißig und ſtellte das Prognoſtikon der nächſten Kalamität.

Das war nun ein Amerika, nicht aus papierenen Quarterly Reviews, noch aus dem Tabakskot öffentlicher Sittenroheit zu ſtudieren, ſondern im Goldrahmen eines kunſtſinnigen Salons, unter den Blumen des Landes. Dieſe Gedankenflora durchſchwärmend, mußte ſich's zeigen, ob Moorfeld auf einem jener optiſchen Punkte hier ſtand, wo ihm das Grau und Kalt des amerikaniſchen Reifſchauers zu ſchönem Farbenſpiel aufloderte — ein Punkt, der ſeinen Ahnungen in all dieſen Tagen gläubiger oder verzagender vorgeſchwebt. Wie er hier ſtand, fühlte er, ſtand er auf einem Gipfel; — haben die Götter einen heiteren Tag geſchenkt, oder liegt ein Nebel auf der vielverheißenden Ausſicht? Moorfeld war ganz Empfänglichkeit.

Die Rolle des unbeteiligten Beobachters blieb ihm aber nicht ganz ſo frei überlaſſen, als es in ſeinem Wunſche und in der Freiheit des Routs ſelbſt gelegen hätte. Er war heute der einzige Fremde aus Europa, der in Mr. Bennets Salon eingeführt war, es wurde ihm dadurch eine Aufmerkſamkeit zuteil, deren Vorteile er lieber entbehrt hätte. Auch war dieſe Aufmerkſamkeit ſelbſt nicht ganz von der wohltuenden Art; der Mangel an Frauen verurſachte, daß ſie nicht eigentlich als zarter Perſönlichkeitsſinn, ſon-

dern vielmehr als ſachliches Intereſſe für Europa gegen ihn ſich kund gab, wenigſtens glaubte unſer Freund, dem wir ein feines Gefühl für dieſe Unterſcheidung wohl zutrauen dürfen, etwas Aehnliches durchzuempfinden. Wenn es bekannt iſt, daß der Amerikaner keine Frage beantwortet, ohne eine Gegenfrage zu tun, ſo kam Moorfeld überhaupt zunächſt weniger zum Empfangen als zum Geben; die Neugierde forderte ihren Tribut, obgleich in der geglättetſten Form. So fiel es ihm auch auf, daß die Männer, deren Namen und Bedeutung wir zuvor genannt, nicht ganz jene ſtillbewußte Zurückhaltung beobachteten, womit in Europa der Mann von Verdienſt ſich bekleidet; ſie wußten im Gegenteil vortrefflich die Attitude zu finden, die ſie ihren Mitbürgern im vollen Rund darſtellte. Ebenſo nahm ſich Moorfeld vor, ſcharf darüber zu beobachten, ob die Artigkeit, die ihm mit einer wahren Farbenpracht von allen Seiten entgegengetragen wurde, wirklich vom echteſten Stempel des Bontons ſei, oder eine gewiſſe tendenziöſe Befliſſenheit gegen den „literary gentleman" durchblicken ließ, der ohne Zweifel über ſeine Reiſe ein Buch ſchreiben würde. Kurz, unſer Freund, der es nachdrücklich betont hat, nicht auf „abſichtliche Täuſchungen" nach Amerika gegangen zu ſein, verwahrte ſich auf dieſem Boden, der ein Boden des idealiſierten „shams" ſein konnte, außerordentlich ſorgfältig dagegen, roſiger zu ſehen, als er ſollte. Dürfen wir fragen, ob es mit der geheimen Luſt geſchieht, ſchwarz zu ſehen?

Zuerſt finden wir unſern Gaſt in der Geſellſchaft des Mr. Livingſtone, des Kriminalgeſetzgebers von Louiſiana, dem Moorfeld für die Abſchaffung der Todesſtrafe in dieſem Staate ſeine ganze Pietät ausdrückt. Er ſpricht von den Hoffnungen der europäiſchen Reformers über dieſen Punkt, oder vielmehr von dem Stand der Frage, da die „Hoffnung" noch weitaus die Minorität der europäiſchen Gewiſſen habe. Moorfeld findet es frappant, daß Livingſtone die Todesſtrafe eine — Präventivjuſtiz nennt. Denn, da der Mord durch ſeine Verdoppelung nicht ſittlicher wird, ſagt der Rechtsphiloſoph, ſo könne von einer Sühne des verletzten Sitten-

geſetzes durch eine Hinrichtung nicht wohl die Rede ſein. Man habe daher die Talions-Theorie mehr und mehr aufgegeben, oder tue es noch täglich, dafür ſpreche man deſto überzeugter von einem Rechte der Notwehr, welches durch die Todesſtrafe ausgeübt würde. Die Geſellſchaft müſſe ſich ſchützen gegen den Feind der Geſellſchaft. Nun wird ſich aber die Geſellſchaft gegen das geſchehene Verbrechen kaum noch ſchützen können, ſondern nur gegen das künftig zu wiederholende. Das heißt alſo man ſpielt dem böſen Prinzip ein Prävenire durch Hinwegnehmung des Lebens. Allerdings die ſicherſte Präventivhaft iſt das Grab. Moorfeld ſprach die Vermutung aus, ob Mr. Livingſtone den erſten Keim ſeines großherzigen Syſtems nicht in dem Beſtreben gefunden habe, zunächſt das Leben der Sklaven ihren Herren gegenüber zu ſichern. Der herrliche Mann antwortete lächelnd: Verzeihung, mein Herr, man tötet ein nützliches Haustier nicht leicht. Die Todesſtrafe beſtand zwar in Louiſiana wie ſie in andern Sklavenſtaaten noch jetzt beſteht; aber die Praxis bringt ſie faſt gar nicht zur Anwendung gegen den Sklaven. Das Tribunal findet in den meiſten Fällen eine ausbeugende Interpretation des tödlichen Paragraphen. Ein Virginier, in deſſen unmittelbarer Nähe die Unterhaltung gepflogen wurde, wendete ſich gegen Moorfeld, und ſagte mit würdevoller Einfachheit: Ich darf mir vielleicht erlauben hinzuzuſetzen, wie das Los unſerer Sklaven überhaupt ein menſchliches, und beſſerer Vorſtellungen würdiges iſt, als unſre Gegner verbreiten zu können das traurige Glück haben. Es entgeht uns nämlich an dieſem Punkte nicht, daß die öffentliche Meinung Europas über die Sklaverei faſt allein das Produkt des Nordens iſt, der ſeit allen Zeiten durch die Literatur, durch die Einwanderung, durch den Fremdenbeſuch weitaus inniger mit der alten Welt zuſammenhing, als wir Südländer. In Wahrheit, wir ſtehen dieſen Einflüſſen gegenüber eigentlich unvertreten in Europa da. Wir handeln mit Europa nicht wie der Norden, unſre Zeitungen gehen nicht dahin, Gäſte kommen uns nicht daher, oder in der Regel hat doch der Reiſende früher

den Norden beſucht und betritt den Süden mit den Inſpirationen unſrer glücklicheren Brüder. Vielleicht halten Sie es unter dieſen Prämiſſen für einen verzeihlichen Eigennutz, mein Herr, wenn ich Sie geradezu einlade, von virginiſchem Gaſtrecht nach Ihrer Möglichkeit Gebrauch zu machen. — Der Pflanzer nannte County und Hof nebſt ſeinem Namen — es war der altariſtokratiſche der Mortons — und Moorfeld glaubte nur mit der Mitteilung ſeines unaufſchiebbaren Vorhabens die edle Zuvorkommenheit dieſes Anerbietens ablehnen zu dürfen. Doch ſetzte er mit der Feſtigkeit, womit er ſeinen inneren Widerſpruch bisher nie unter ein äußeres Schweigen gebeugt, offen hinzu, daß auch das liberalſte Gaſtrecht mit dem illiberalſten aller Prinzipien ihn nicht ausſöhnen würde.

Der Virginier ſchüttelte leiſe das Haupt und antwortete mild lächelnd, als ob von den angenehmſten Dingen der Welt die Rede wäre: Ich zweifle, mein Herr, daß Sie Ihr Herz dem Zauber dieſes illiberalen Prinzips verſchließen würden. Sie würden unſre Neger wohnen ſehen in geſunden und freundlichen Hütten, gekleidet nach Bedürfnis, genährt mit Freigebigkeit, wie ihre vollen und kräftigen Glieder bewieſen. Sie würden ſehen ein Volk von zufriedenen Familien, das ſein Leben zwiſchen zweckmäßiger Tätigkeit und freier Erholung ſo nützlich-angenehm hinbringt, wie wir nur immer menſchliche Zuſtände, wenn nicht im goldenen Zeitalter, welches abſoluter Müßiggang geweſen ſein ſoll, doch im ſilbernen, will ich ſagen, uns dichteriſch ausmalen mögen. Sie würden bei ihnen Arbeit mit Geſang, Fleiß mit Muße, Anſtrengung mit Genuß, die ernſte Handlung ihres Lebens mit der ſcherzhaften ihrer Volks-Komödien naturgemäß wechſeln ſehen. Sie würden überall die wünſchenswerteſte Herrſchaft der Vernunft erblicken. In der Tat, die Vernunft des Negers iſt ſein Herr. Sie ſteht verkörpert außer ihm, und das iſt das Ganze des Unterſchieds zwiſchen Freien und Sklaven. Wie der Dichter mit der glücklichen Kunſt des Kontraſtes das empfindende und das denkende Weſen in uns oft in zwei getrennten Perſonifikationen darſtellt — Ihr Goethe liebte das —

ſo ſtellen wir den Carlos, den Antonio, den Mephiſto, wenn Sie wollen, und unſre Sklaven das inſtinktivere Weſen des Clavigo, des Taſſo, des Fauſt dar. Aber nicht die Vernunft allein, auch die Liebe laſſen wir ihr göttliches Amt erfüllen in unſrer Obergewalt über den ſchwarzen Bruder. Wir betrachten unſre Neger als Glieder unſrer Familie; ihre Kinder ſind die Geſpielen unſrer Kinder, wir nehmen wechſelſeitigen Anteil an den freudigen und traurigen Ereigniſſen, womit das Schickſal in der Kolonnade des Herrn wie in dem log cabin des Sklaven einkehrt. Wir haben unſern Negern Schulen errichtet, Spitäler und Verſorgungshäuſer, wir unterrichten ſie im Chriſtentume. Kurz, Sie erblickten in unſern Sklaven einen glücklichen und zufriedenen Bauernſtand, und würden lächelnd inne, wie ſeltſam-kindiſch das Spiel iſt, das die Menſchen mit Worten treiben. Was noch von Reſten alter, romantiſcher Schauer in Ihnen zurückbliebe, verſchwände vollends, wenn Sie, da ich jetzt nur von der ſchwarzen Raſſe ſprach, Ihren Blick auf die weiße Raſſe eines Sklavenſtaates richteten. Bei uns erfüllt die weiße Raſſe den Sinn des allgemeinen Geſetzes, daß die Mehrheit für die Minderheit arbeitet, durch wirkliche Kultur und nicht bloß durch äußerlich-ſcheinbare. Die Arbeit unſrer Sklaven gewährt uns die Muße, den höheren Funktionen der Menſchheit obzuliegen. Wir lieben Künſte und Wiſſenſchaften, pflegen die Literatur, verfeinern die geſellige Sitte, bilden uns für den Staat und die ſchwere Erfüllung unſrer patriotiſchen Pflichten. Wir liefern dem Kongreß die hervorragendſten Mitglieder, der Republik die beſten Präſidenten, Waſhington ſelbſt war ein Sklavenhalter. Von all dieſen Vorzügen iſt im „freien" Norden nicht die Rede. Der Fabriksarbeiter lebt tatſächlich ſchlechter als unſer wohlverpflegter und ſorgenfreier Sklave, der Fabriksherr ſelbſt aber kommt über den Unruhen ſeines bürgerlichen Erwerbes und als unfreies Glied in der Kette eines Kredit- und Konkurrenzſyſtems, das ihn willenlos fortreißt, ebenſowenig zur Veredlung ſeines menſchlichen, noch weniger zur Ausbildung ſeines großen ſtaatsbürgerlichen Daſeins. Wenn Amerika ſeine Freiheit verlieren

kann, ſo wird die erſte Gefahr von dort ausgehen, bei uns werden die unerſchöpflichen Hilfsmittel eines wahrhaft republikaniſchen Patriotismus ſein. Ja, ohne alle Paradorie dürfen wir behaupten, die Sklavenſtaaten ſind die beſten Stützen unſrer Freiheit.

Quantum periculum immineret, si servi nostri numerare nos coepissent!*) ſagte Moorfeld mit tiefer, ernſthafter Betonung. Ob Senekas Wort, fuhr er fort, nur vom römiſchen und nicht naturgemäß und notwendig von jedem Sklavenſtaate der Erde gilt, mögen die Götter in der praktiſchen Beantwortung ebenſo auf ſich beruhen laſſen, wie ich in der theoretiſchen. Ich geſtehe gerne, daß ich über dieſen Gegenſtand — Kundigeren das Wort laſſe.

Mr. Livingſtone nahm den Wink auf und antwortete zwiſchen Moorfeld und dem Virginier: Da die Virginier nach den Geſetzen der Vernunft und der Liebe ihre Sklaven behandeln, ſo muß es ihnen außerordentlich unangenehm ſein, überhaupt noch Sklavenhalter zu heißen. Wäre es nicht beſſer, ſie erklärten ihre Sklaverei demnach für aufgehoben? Tatſächlich änderte ja dieſer Großmutsakt nichts, denn die Sklaven, die ſich heute ſo glücklich fühlen, würden ſich wohl hüten, das beſtehende Verhältnis zu löſen. Löſeten ſie's aber doch — nun, dann hätten ſie ſich eben n i ch t glücklich gefühlt. Und das iſt der einfache und immer wiederkehrende Syllogismus, wenn vom Glücke der Sklaven die Rede iſt. Laßt es auf ihre Wahl ankommen! — In der Tat, Herr General, in dieſen Tagen, da uns zu jeder Stunde die Nachricht werden kann, das engliſche Parlament hat die Emanzipationsakte erlaſſen, fühlt die Union ein tödliches Herzklopfen, und wir ſind aufgeregter als je, unſer Herrenrecht über unſre Sklaven uns ſelbſt und andern recht unzerſtörbar einzureden. Als ob das Gift im Magen durch die Einbildung, es ſei Honig, auch nur eine Sekunde lang in ſeinen tödlichen Wirkungen innehielte! Von ganzem Herzen beglückwünſche ich Mortonhall, daß es dieſen Honigtraum zu träumen vermag; daß es ihn zu

*) Welche Gefahr drohte uns, wenn unſere Sklaven uns zu zählen anfingen!

träumen verdient, bezeuge ich dem edlen Beſitzer desſelben mit größtem Vergnügen. Aber der ganze übrige Süden lebt in einem fürchterlichen Wachen! Aus allen Regionen zwiſchen dem Red-River und Potomac werde ich ſtündlich mit Briefen überhäuft, in welchen die Sklavenbeglücker mit jenem Angſtſchweiß auf der Stirne, den die Verurteilten der Geſchichte an ſchwülen Vorabenden ſchwitzen, mich um Rat in ihren Geſetzgebungen beſtürmen. Wie ſeltſam! Sie meinen, ich könne Geſetze erfinden, nach welchem eine Perſon zugleich als Sache zu behandeln, eine Macht zugleich als Recht auszuüben iſt; dieſen Widerſpruch zu löſen ſchwebt ihnen als eine Kunſt vor, und ſollte ihnen doch als eine Unmöglichkeit einleuchten. Ebenſogut könnte der Räuber von mir Geſetze verlangen, die ſeinen Raub, den Erwerb einer Gewalttat, garantieren. In der Tat haben auch die Räuber Geſetze unter ſich, die ſie mehr oder weniger gut beobachten; nur ſchade, daß ſie von uns andern gleichmäßig gehängt werden. Die Unglücklichen! ſie wollen gerecht ſein, und merken nicht, daß ſie es nicht können! Aus einer ungerechten Prämiſſe wollen ſie gerechte Konſequenzen ziehen! Es iſt nicht wahr, daß ihr eure Sklaven ſo gut behandelt wie eure Haustiere. Ein unaufhörlicher Argwohn, eine Eiferſucht, die durch nichts zu beſchwichtigen iſt, leitet das Betragen des Herrn gegen den Sklaven. Die Intereſſen beider liegen in einem ewigen Kampfe, und nie und nimmer, auch bei ſeinem beſten Willen nicht, kann der Herr den Sklaven in dem Lichte erblikken wie ſeinen Eſel oder ſein Pferd. Denn das Tier iſt ihm ſicher, der Sklave mitnichten; ohne Sicherheit aber kein Vertrauen, und ohne Vertrauen keine Behandlung, die eine gute heißen könnte. Könnt ihr den Sklaven aber nicht einmal als Haustieren gerecht werden — und das wäre doch euer geringſtes! — wie mögt ihr euch überreden, ihnen als Menſchen gerecht zu werden? Ihr unterrichtet ſie? aber die fünfundzwanzig Buchſtaben des Negers werden ſogleich ein Kriegsheer gegen euch, denn er lieſt die Reden eines Wilberforce und Canning damit, und wird euch erwürgen. Ihr erzieht ſie zu Chriſten? Aber der Schwarze wird über den Weißen her-

fallen, und — auf St. Domingo iſt es geſchehen — mit Rachegeſchrei euch anklagen: die Weißen haben den Heiland ermordet! Wahrlich ſie brauchen nur die Gattung für die Art zu nehmen, — ein ſehr gebräuchlicher Tropus! — ſo ſind ihre Maſſakers mindeſtens ebenſo gerecht, als die Judenverfolgungen unſrer mittelalterlichen Chriſten: denn die Juden waren doch unzweifelhaft Weiße und nicht Schwarze! Seht, ſo unverſöhnlich iſt ein Verhältnis von Sklaven und Herren, daß ſelbſt die alles verſöhnende Bildung den Abgrund nicht ſchließt, ihr mögt hineinwerfen, was ihr wollt. Nein, ein unſittliches Prinzip iſt nicht ſittlich zu handhaben. Zu verbeſſern iſt nicht, was nur aufzuheben iſt. Der Modus der Aufhebung kann allein hier Gegenſtand des vernünftigen Nachdenkens ſein, oder ſagen wir beſſer: des ernſtlichen Beſtrebens. Leider verabſcheuen meine Konſulenten im Süden die Aufhebung in all ihren Modalitäten. Was habe ich nicht verſucht, Ganzes und Halbes! Ich habe das mild-menſchliche Sklavenweſen Aſiens und Afrikas ſtudiert, und von dort her mindeſtens die erträglichſten Formen des Sklavenbeſitzes entlehnen gewollt. Denn ſo troſtlos liegt leider die Sache, daß Amerikaner, die erakteſten Chriſten der Welt, von Mohammedanern lernen könnten! Ich habe das Beiſpiel aufgeſtellt: auf dem Sklavenſtande hafte im Orient keine Schande. Der Mohammedaner hat nicht Raſſenhaß; die ſchmähliche Sophiſtik, den Negern die volle Menſchheit abzuſprechen, womit ſich Chriſten befleckt haben, iſt den Ungläubigen nie in den Sinn gekommen. Der Mohammedaner hat keinen Code noir; die Verbrechen der Sklaven werden von ihm mit einer ſehr richtigen Würdigung ihrer bürgerlichen Unzurechnungsfähigkeit in allen Fällen nur mit der Hälfte der Strafen belegt, welche das gleiche Verbrechen des freien Mannes träfe. Wir Chriſten machen es bekanntlich umgekehrt. Ebenſo habe ich angeraten, gleich den Mohammedanern, die Sklaven vom Herrn erben, ja ſie in die Familie heiraten zu laſſen; welch letzteren Gebrauch chriſtliche Sklavenhalter leider in gleichfalls umgekehrter Tendenz, und zwar dergeſtalt pflegen, daß der Herr, oder ſein Sohn mit der Sklavin Kinder erzeugt, um aus Her-

renblut Sklavenkapital zu münzen, ſtatt entgegengeſetzt. Gebet es auf, habe ich gepredigt, eure Verhältniſſe zu den Schwarzen als das von Herren zu Sklaven zu betrachten; betrachtet es beſſer als ein Nebeneinander zweier Nationen: ihr wäret die ſiegende, jene die beſiegte Nation. Wohlan, vermiſcht euch, riet ich, Sieger und Beſiegte, zu einer neuen Nationalität, wie ſich die Normannen mit den Sachſen zur engliſchen vermiſcht haben. Von eurem Blute tragen ſie ja doch längſt ſchon in ſich, und von eurer Intelligenz ebenfalls; phyſiſch wie geiſtig ſtehen eure Niggers den afrikaniſchen Bozals, was ihr auch ſagen mögt, bereits ferne. Sie ſind Bürger eures Bodens, erkennt es an und euer Uebel iſt geheilt. Aber ſie wollen nicht. — Andere zeigten ſich beſſer geſinnt, riefen aber ratlos: Wohin mit unſeren Freigelaſſenen? Gerne wären wir bereit, unſer überflüſſiges Kapital an ſich ſelbſt zu verſchenken, aber wohin damit? Liberia hat ſich als ein Puppenſpiel erwieſen, die weißen Staaten wehren und erſchweren den Eintritt von Niggers auf jede denkbare Weiſe — wie abolitionieren wir das Uebel? Und in der Verlegenheit wiſſen ſie ſich nicht andern Rat, als das Uebel fort und fort einander ſich zuzuwälzen, jeden neu der Union zuwachſenden Staat mit allen böſen Künſten der Partei-Politik für den Fluch ihres Sklavenſyſtems zu werben, wie kürzlich wieder Miſſouri, und atmen hoch auf, wenn die Geißel eine Sekunde lang ruht, bloß darum, weil ein neuer Riemen hineingeflochten wird. Denen ſchrieb ich: iſt's möglich, daß wir bei dem guten Willen für Liberia nicht längſt ſchon einen näher liegenden Gedanken gefunden haben? Räumen wir unſern Niggers ein Territorium in der Union ein! Machen wir ſie zu einem Stern unſers Sternenbanners, gönnen wir ihnen ihr eigenes Staatsleben in einem unſrer eignen Staaten. Ein Liberia jenſeits des Ozeans hat ſich als unpraktiſch ausgewieſen, ein Liberia jenſeits des Miſſiſſippi wird praktiſch ſein. Aber ſie wollen wieder nicht. Sie wollen nichts. Sie wollen nichts, was ſie können, ſie können nichts, was ſie wollen. So läßt man den Ernſt des Augenblicks herankommen, man zittert der engliſchen Abſtimmung entgegen, man erkennt die

Solidarität der Sklavenſache in ihrer ganzen fürchterlichen Wahrheit, und doch ſcheut man die Solidarität mit der Klugheit und dem Mute der engliſchen Emanzipations-Politik. Unſer Sprichwort ſagt: die Engländer prügeln die ganze Welt, aber die Amerikaner prügeln die Engländer. Wollte Gott, wir täten's den Engländern auch diesmal nicht zuvor, ſondern nur nach, und nur zur Hälfte nach. Das erſtemal, daß wir uns hier auf einer Lüge ertappen laſſen, kann uns verderben für immer. In Wahrheit, meine Korreſpondenten im Süden ſind darauf gefaßt, daß mit der erſten Nachricht von der Freiheit der engliſchen Sklaven der Sklavenaufſtand in Amerika ausbrechen wird. Entſetzliches Angſtgeſtöhn liegt in meinem Pulte. Alle die weißen Hände, die heute noch an mich ſchreiben, haben das Vorgefühl, ſie können binnen Jahr und Tag von der Erde verſchwunden ſein. Ja, meine Herren, die größere Hälfte der Union, durch Sklavenarbeit ein Paradies, kann ſchauderhafte Sklavenarbeit bald in eine ausgebrannte Wüſte, in einen Leichenanger voll gebleichter Gebeine verwandelt haben! — We are in a free country! bebte es unwillkürlich von Moorfelds Lippen; der Virginier aber ſagte blaß lächelnd: er vertraue der göttlichen Vorſehung. Mr. Livingſtone ſchwieg.

Die beängſtigende Pauſe unterbrach der barocke Lord Ormond, der wie die luſtige Perſon nach der Tragödie ſich jetzt zu unſrer Gruppe fand. Er mußte dem Geſpräche aus der Nähe gefolgt ſein, denn er redete Mr. Livingſtone an: Erlauben Sie, mein Herr, daß ich auf meinem Standpunkte Ihrer Philoſophie mich anſchließe. Sie haben die Bemerkung ausgeſprochen, daß die amerikaniſchen Nigger um vieles höher ſtünden als ihre afrikaniſchen Stammgenoſſen. Dieſe Bemerkung iſt ſo fruchtbar an Folgerungen, daß ſie noch weit über Ihr gegenwärtiges Ziel hinausführt. Sie haben die Perfektibilität der Negerraſſe ausgeſprochen; — bei dem Worte „Perfektibilität" wußte Moorfeld ſogleich, wohin der edle Lord ziele. Er ſah ſich nach einem paſſenden Rückzuge um, der Engländer aber nahm ihn freundlich bei der Hand und hielt ihn feſt. Moorfeld ſeufzte. Der Engländer fuhr

fort: — und doch iſt dieſe Perfektibilität ſeit dem Anbeginn der Schöpfung in Afrika latent geblieben. Wäre ſie in Amerika nicht zum Vorſcheine gekommen, man hätte ſie ganz und gar geleugnet. Das iſt wichtig. Denn nun werden wir mit Recht weiter gehen und fragen dürfen: Hat ſich der Bozal durch den Umgang mit einer gebildeten Raſſe veredelt, müßte ſich eine Art von erſchaffenen Weſen, die zunächſt unter den Bozals ſtünden, im Verkehre mit dieſen nicht gleichfalls vermenſchlichen? Ja, dürfen wir dieſe Frage auf jeder nächſt tieferen Stufe der beſeelten Schöpfung nicht ſtets von neuem wiederholen? Gewiß dürfen wir das. Damit iſt aber eine Kontinuität der intellektuellen Welt gewonnen, welche die unlogiſchen Grenzen zwiſchen Menſch und Tier aufhebt. Sie ſprechen von der Emanzipation der Neger, — ich ſpreche von der Emanzipation der Tiere ſelbſt. Ich wünſchte nichts ſo ſehr — denn noch iſt es nicht allen Menſchen verliehen, einen Syllogismus wie eine Tatſache auf ſich wirken zu laſſen, — ich wünſchte nichts ſo ſehr, als daß es neueren Entdeckungsreiſenden gelingen möchte, den Gorilla-Affen wieder aufzufinden, deſſen Gattung der karthagieniſche Seeforſcher Hanno geſehen hat und deſſen Menſchenähnlichkeit in dem „Periplus" ſo merkwürdig beſchrieben iſt. Hätten wir dieſen Gorilla-Halbmenſchen, dieſen einen ausgebrochenen Zahn in dem Uhrwerke der lebendigen Schöpfung, ſo würden wir wohl für immer aufhören, die Natur in eine tieriſche und menſchliche zu zerreißen, d. h. wir würden anfangen, das Tier zum Menſchen zu erziehen. Bis dahin, meine Herren, — und ſo demonſtrierte der britiſche Philoſoph weiter. Wir wiederholen im Salon nicht mehr, was wir ſchon auf dem Wege dahin zu bewundern Gelegenheit hatten. Zu bedauern fand es Moorfeld nur, daß es ſich auch hier wiederholte. Nach der tiefernſten Stimmung, welche der vorige Gegenſtand aufgeregt, war dieſe Farce doch recht unpaſſend an ihrem Platze. Sie wirkte nicht komiſch, ſie war nur widerwärtig.

Noch mehr.

Eine Bewegung im Saale erweckte Moorfelds Aufmerk-

ſamkeit. Drei Damen hatten einen Gang durch die Geſellſchaftszimmer gemacht — ihr Bild traf Moorfelds Auge nur noch wie ein Streiflicht. Die mittlere der drei Frauen war Mrs. Bennet, die Hausfrau; aber Moorfeld verwunderte ſich, daß auch eine der beiden andern, ein blonder Mädchenkopf, ihm nicht unbekannt ſchien. Wie ein Strahl blitzte es auf in ihm, wie aus einem Traume fuhr er empor, er riß ſich von dem Engländer los, er ſtaunte, er drängte der Erſcheinung nach, welche mit den reizenden Bewegungen eines jugendlichen Körpers am Arme der älteren Dame und unter dem Andrang allſeitiger Huldigungen ſich durch die Wogen der Geſellſchaft wand. Er kam zu ſpät. Der Engländer hatte im Eifer ſeiner Diſſertation ihn wie mit Greifſcheren feſtgehalten. Ja, zu ſeinem Verdruſſe glaubte Moorfeld ſogar zu bemerken, daß das Blondköpfchen die Zuhörergruppe des verrückten Lords mit einem fein-ſatiriſchen Lächeln auf den Lippen vorübergewandelt.

Das Ganze war das Werk eines Augenblicks.

Dieſe Epiſode riß unſern Freund aus allem Zuſammenhang mit dem Rout. Er ſtand eine Weile lang in jener tiefſten Vereinſamung, welche mit Unrecht Geiſtesabweſenheit heißt. Sein Geiſt war von der Außenwelt abweſend, wie es ein Taucher von der Erde iſt. Er verſenkte ſich in ein Element, worin keine Geſellſchaft möglich iſt. Die Damen verſchwanden mehr und mehr in die Tiefe der Säle hinab und Moorfelds Auge folgte noch immer, gleichſam wie man einen Gegenſtand oft in perſpektiviſcher Entfernung betrachtet und hofft, ſeines Bildes ſich deutlicher zu verſichern, als in der Nähe.

In dieſem Zuſtande fand ihn Mr. Bennet. So in Gedanken, Sir? Nicht wahr, man kann recht ſich ſelbſt leben auf einem Rout? Aber was höre ich! General Morton aus Virginien ſagt mir ſoeben, Sie beabſichtigten demnächſt eine Anſiedlungsreiſe an den Ohio? Iſt es an dem? Im Schreck darüber ließ ich den Biſchof Parton ſtehen, der mich juſt zum Vertrauten ſeiner Kirchenbedürfniſſe gemacht hat, und dem ich doch artig ſein muß, denn der Zelot hat Einfluß

und ich erwarte jeden Augenblick eine Ladung Gipsabgüsse — nach dem Museo Borbonico!

Es war Moorfeld eigentümlich zumute, jetzt an sein Urwaldsprojekt erinnert zu werden. Er erschrak fast.

Bennet fuhr in seiner affablen Manier fort: Freilich gratuliere ich uns anderseits wieder, daß Sie ein Bürger unsrer Staaten werden wollen. Und dürfte ich dreinreden, so würde ich erinnern, daß unser Hudson hier auch ein angenehmes Flüßchen ist. Seine Naturschönheiten —

Ich halte die Wintersaison vielleicht in Newyork, antwortete Moorfeld. Das Wort war gesprochen, er wußte nicht wie. Doch fühlte er sein brennendes Erröten darüber.

Tant mieux! tant mieux! jubelte Mr. Bennet. Moorfeld hörte ihn und mußte sich zusammennehmen, ihn auch zu sehen. Sein Auge war wie gebannt. Und doch waren die Damen in der Reihe der Säle längst nicht mehr sichtbar, nur die Bewegung der Gesellschaft kräuselte noch, wie Furchen die der Schwan zieht, den Verschwundenen nach.

Ich bin gekommen, fuhr Bennet fort, Sie um Ihre Gesellschaft in den Teepavillon zu bitten. Wir wollen unsern Tee nehmen, wenn es Ihnen gefällig ist. Mr. Livingstone wird von unsrer Partie sein und noch einige andre Gentlemens meiner engeren Bekanntschaft.

Sollte Moorfeld seine augenblickliche Stimmung opfern, so tat er's noch am liebsten in Bennets Gesellschaft. Er folgte.

Der Hausherr führte seinen Gast die Konversationssäle, Spielzimmer und Trinkstuben entlang an das äußerste Ende der Appartements. Dort lud sich ein niedlich verstecktes Plauderkabinett erkerartig auf eine Terrasse aus, welche mit einer Fülle tropischer Gewächse besetzt war. Das Kabinett bildete eine Art Glaspavillon, seine Form war die des Achteckes. Ein runder, in diesem Augenblicke reich garnierter Teetisch nahm die Mitte des Gemaches ein; den übrigen Raum erfüllten breite Diwans, niedrige Fauteuils, sogar einige Schaukelstühle, zum Beweis, daß das reizende Reduit, außer seiner Bestimmung als Estaminet, auch schöneren Besuches gewürdigt wurde. Die acht Ecken des Gemaches verzierten

Blumen- und Fruchtkörbe aus japaniſchem Bambusrohr auf vergoldeten Poſtamenten. Das Licht fiel von oben durch eine Konſtruktion von Spiegelgläſern ein, welche aber ein Netz von Schlingpflanzen ſo anmutig überkleidete, daß vom ganzen Apparat nichts zu ſehen war, als ſeine Leiſtung ſelbſt, eine milde, dämmerige Mondeshelle. Die Gardinen der Fenſter waren niedergelaſſen mit Ausnahme eines einzigen. Dieſes zeigte im Vordergrunde eine charaktriſtiſche Laubmaſſe vom Batterypark, darüber ein ritterliches Stück Mauerwerk vom Caſtle Garden, im Hintergrunde das Meer. Vor- und Mittelgrund lagen in tiefer Nacht, das Meer warf von ſeiner fernen Höhe das letzte purpurne Abendlicht herein. Der offene Fenſterraum kontraſtierte zu den Gardinenfarben, die ihn rechts und links einrahmten, und zu der eigentümlichen Beleuchtung des Kabinetts ſo täuſchend, daß der Eintretende im erſten Augenblicke keine natürliche Ausſicht, ſondern ein bezauberndes Landſchaftsbild, durch irgendeinen optiſchen Effekt erzeugt, vor ſich zu haben wähnte. Moorfeld ſchickte aus vollſter Seele dem Meere ſeinen Gruß hinaus.

Den Eingang des Kabinetts bildete nach gewöhnlichem Brauch engliſcher Trinkſtuben ein Vorhang. Dieſer Vorhang war halb zurückgeſchlagen, ſo daß ein Teil des hier beſchriebenen Inneren den Ankömmlingen ſchon aus einer gewiſſen Diſtanz bemerkbar wurde. Moorfeld erkannte von den anweſenden Gäſten Dr. Channing, Dr. Griswold und Mr. Livingſtone. Er erblickte aber noch drei oder vier andere Herren an der Tafelrunde, welche ihm unbekannt waren. Herr Bennet erklärte ſie ihm folgenderweiſe: Rechts neben Dr. Channing ſitzt Oberſt Gault, Direktor der Militärakademie in Weſtpoint. Ein ſehr gelehrter Militär, der aber möglicherweiſe den ganzen Abend den Mund nicht öffnen wird, wenn wir nicht zufällig von Mathematik ſprechen. Auf der andern Seite erblicken wir Mr. Wood mit Schwager und Schwiegerſohn. Die drei Herren ſind die Firma einer patentierten Licht- und Seifenfabrik; ſie zogen es aber, wie wir ſehen, heute vor, in ihren glänzenden Uniformen zu erſcheinen. Die beiden jüngern tragen weißes Beinkleid, blauen Frack und

Lederzeug von rotem Maroquin. Es ist die Uniform der Kaufleute von den Freiwilligen-Kompagnien unsrer Miliz. Mr. Wood, der ältere, ist Major eines Freiwilligen-Schützenbataillons und trägt die theatralische Uniform der Bergschotten. Das Kostüm ist durch W. Scotts Romane fashionabel geworden. Diese Schwäche ausgenommen, sind es vernünftige Leute, die keine Partie verunzieren; sie besitzen vielmehr einen gewissen Verfeinerungstrieb, womit sie, wie ich mich ausdrücken möchte, ungefähr auf der Grenze von Böotien und Attika zu stehen kommen. Ohne selbst Juwelen zu sein, gleichen sie jenen Folien etwa, welche der Joailleur unter seine Juwelen legt, um ihren Glanz zu erhöhen. Sie sind als anregende und sekundierende Elemente verwendbar. Dabei besitzen sie die seltenste Eigenschaft eines Amerikaners: Autoritätsglauben. Bemerken Sie gefälligst, Dr. Channing, unser Cato, hält wieder einen seiner catonischen Vorträge. Er macht soeben unser Volk schlecht. Der Mann hat ein eigenes Talent dafür. Er seziert uns so deliziös, wie man eine Trüffelpastete zerschneidet. Und sehen Sie, die Herren Dekorationsoffiziere sitzen dabei und beobachten eine bewaffnete Neutralität. Das ist viel für einen Amerikaner.

In der Tat war es so. Die imposante Gestalt Dr. Channings saß, wie ein heraldisches Brustbild, hinter einem Eisaufsatz, welcher eine Fruchtpyramide bildete, bestehend aus künstlich geformten Trauben, Granatäpfeln, Ananasorangen, Zitronen, Mandeln und ähnlichen Fruchtformen. Das Hauptstück dieser Pyramide war eine Melone, gefüllt mit zusammengefrorenem Champagnerschaum. Indem Dr. Channing die Rinde dieser Eismelone anschnitt, redete er unter einem Duftstrom der köstlichsten Aromen ohne Barmherzigkeit auf die Herren Woods ein, welche mit gesenkten Häuptern zuhörten und in der köstlichen Süße des Augenblicks den Kontrast des Herben geduldig mit hinunterschluckten. Die Herren mußten ihre amerikanischen Institutionen gepriesen haben; denn Moorfeld hörte in dem Augenblick, den wir beschreiben, von Channings Rede noch folgendes:

In einer Hinsicht haben unsre Institutionen uns alle ge-

täuſcht. Sie haben nicht jene Veredelung des Charakters bewirkt, welche die köſtlichſte und in Wahrheit die einzig weſentliche Segnung der Freiheit iſt. Unſre Fortſchritte des Gedeihens ſind in der Tat ein Weltwunder geworden, aber dieſes Gedeihen hat auch viel dazu beigetragen, dem veredelnden Einfluß freier Inſtitutionen entgegenzuarbeiten. Beſondere Umſtände der Zeit und unſrer Lage haben einen Strom von Wohlſtand über uns ausgeſchüttet und die menſchliche Natur iſt nicht ſtark genug geweſen, dem Anfalle einer ſo ſchweren Verſuchung zu widerſtehen. Tugend iſt teurer geworden als Freiheit. Die Regierung wird mehr als ein Mittel zur Bereicherung des Landes als zur Sicherung der Einzelnen betrachtet. Wir ſind mit dem Gewinne als mit unſerm höchſten Gute eine Ehe eingegangen und niemanden darf es wundern, daß aus dieſer Ehe die gemeinſten Leidenſchaften entſproſſen ſind, welche alle beſſern moraliſchen Stützen unſers Gemeinweſens entfeſtigen, während ſelbſtiſche Berechnung, Neigung nach äußerm Schein, Verſchwendung, unruhige, neidiſche und niedere Begierden, wilder Schwindelgeiſt und tolle Spekulationswut die Stelle dafür einnehmen. In Wahrheit, es geht ein Geiſt der Zügelloſigkeit und der Verwilderung durch unſer Land, der, wenn er nicht unterdrückt wird, der gegenwärtigen Geſtaltung der bürgerlichen Geſellſchaft die Auflöſung droht. Selbſt in den älteren Staaten der Puritaner nehmen Pöbelhaufen die Regierung in ihre Hand und eine verworfene Zeitung findet es leicht, die Menge zur Gewalttätigkeit anzureizen. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die überhand nehmenden Beiſpiele unſrer Volksjuſtiz, denen nicht das dunkelſte Rechtsgefühl, ſondern bloßer Hang zur Ausſchweifung zugrunde liegt, uns als ein Volk hinſtellen, welches von den erſten Grundſätzen der Freiheit keinen Begriff hat.

Der weiche ſchwellende Mund, der dieſe Strafrede gehalten, erquickte ſich hierauf mit der beſagten Eismelonenſchnitte. Die Milizoffiziere dagegen erquickten ſich gar nicht. Es war ein eigentümliches Schauſpiel, unter welchen Gefühlen dieſe glänzenden Herren in ihren koketten Uniformen da-

ſaßen, und keines Einfalls, keiner Erwiderung fähig waren, um deretwillen ſie den Mund hätten öffnen können.

Die Niederlage, ſah man, war vollſtändig auf ihrer Seite.

Endlich erhob doch Mr. Wood, der Bergſchotte, ſeinen Blick von dem ſilberplattierten Korkpfropfen, mit dem er bisher gedankenlos geſpielt, und ſagte kleinlaut:

Aber unſre Erziehung, Doktor, unſre Schulen!

Und ſogleich ſtimmten Schwiegerſohn und Schwager des Herrn Wood mit ſichtlich erleichterten Herzen ein:

Ja, ja, unſre Schulen! das iſt's. Welche Nation der Welt tut ſoviel für ſie wie wir? Unſre Schulen mehren ſich täglich, und mit ihnen wächſt ſtündlich die Hoffnung —

Unſre Schulen mehren ſich täglich, antwortete Doktor Channing gelaſſen, aber mehrt ſich der Geiſt, den unſre Schulen zu überliefern haben? W i e wird der junge Amerikaner erzogen? fragen wir uns vor allem das, meine Herren. Der Geiſt unſrer Pädagogik iſt nicht der, Menſchen zu bilden, ſondern Rechenmaſchinen zu machen. Der Amerikaner ſoll baldmöglichſt ein Dollar erzeugender Automat werden, das allein iſt's, wofür die Schule zu ſorgen hat. Für ſein warmes, aufquellendes Menſchenherz kümmert ſich kein gemieteter Lehrer, der ja ſelbſt nur Dollars erzeugt aus dem menſchlichen Rohſtoff ſeines Schülers. Eine zartere Vorſorge findet der Amerikaner eigentlich nur in ſeiner früheſten Kindheit; da aber allerdings mehr als bei jedem andern Volke. Die Mühe und Sorgfalt, die auf die Wartung und Ausſchmückung unſrer Kinder verwendet wird, iſt in der Tat groß genug, den reichſten Mann arm zu machen, wenn ihm der Himmel der Nachkommen viele beſchert. Die weichlichſte Pflege entkräftet frühzeitig den Körper, die Fütterung mit ſüßen und ſtarkgewürzten Sachen verdirbt den natürlichen Geſchmack, die Stubenerziehung und Verhätſchelung erſtickt den derben Kern der Geſundheit. Freilich ſind unſre Kinder dafür wahre Modells von Engeln, und ich gebe gern zu, es ſei kein holderer Anblick in der Welt als ein amerikaniſches Baby. Trauriger Ruhm, daß wir die ſchönſten Puppen erziehen, zu unſchönen Menſchen. Denn kaum vermag nun das Kleine

Händchen und Füßchen zu regen, ſo läßt man dieſen zarten Spiegel der Volksſouveränität bereits nach Herzensluſt ſchalten und walten. Wo ſich Trotz, Mutwillen, Starrſinn und Hang zur Widerſetzlichkeit kund gibt, wird ſie mit Freude begrüßt, als ein Zeichen künftiger Mannestüchtigkeit. Die Kinder üben vollkommene Ueberlegenheit gegen ihre Eltern. In die erſte Schule kommen ſie ſchon als unbeugſame Republikaner-Gamins, und die Luſt, nach ihren Einfällen ihre Kraft zu verſuchen, wächſt mit jedem Tage. Sie lernen bereits nach ihrem Tadler mit Piſtolen ſchieſſen, und ſchieben das erſte Primchen Kautabak in den verſchlemmten Süßmund. Auch betrinken ſie ſich. Mit dem zwölften Jahre wird der Knabe in die höhere Schule geſchickt, er denkt aber wenig mehr an Schulen, ſondern an Dinge, welche die Natur ſonſt nur auf die Gedankenbahn bringt, wenn der Bart keimt. Sein Griechiſch und Latein, ſeine Phyſik und Mathematik und endlich jene banauſiſche Miſchung von Denk- und Naturgeſetzen, Sittenlehren und Geſchichtsanekdoten, welche man Philoſophie nennt — das alles nimmt ihm nur vier, oft nur zwei Jahre weg. Von einer tieferen klaſſiſchen Bildung, welche dem Jüngling die geiſtigen Beſitztümer der Menſchheit alter und neuer Zeit übermittelte, welche ebenmäßig ſeine Seele ausbildete und ihm ein für alle Male die Gerechtigkeit und die Schönheit, ſtatt die Nützlichkeit zum Lebensprinzip machte — von einer ſolchen Bildung iſt in unſern Schulen nicht die Rede. Es wird ſchnell und oberflächlich viel gelernt, der Unterricht in der Weltgeſchichte fällt ſo gut wie gänzlich weg. Kann der Knabe nur die Aeußerlichkeit, die Handgriffe einer Sprache oder Wiſſenſchaft zur Schau tragen, ſo iſt man ſehr zufrieden. Bei den öffentlichen Prüfungen ein Stück her zu überſetzen, darauf allein ſteuert man los; gerade ſo wie der Muſiklehrer am beſten fährt, der, ſtatt das Verſtändnis eines mehrſtimmigen Tonſatzes zu lehren, viele neue und melodiſche Muſikſtückchen einfingern läßt. So werden die Klaſſen durchlaufen, die Zeugniſſe darüber in die Taſche geſteckt, die Schule iſt abgetan. Der junge Mann, denn Mann iſt er nunmehr, und hätte er auch das ſechzehnte

Jahr nicht zurückgelegt — der junge Mann ſchlendert hierauf eine gute Weile frei und müßig umher und nennt das, die Welt kennen lernen. Dieſe Welt ſind die Promenaden, die Auſternkeller, die Kegelbahnen, die Theater, die Matroſenkneipen und — die dritte Avenue! Aeußerſt zufrieden mit ſich ſelbſt, ſieht man ihn durch die Straßen ſtolzieren, den Mantel maleriſch, nämlich für Karikaturmaler, um die Schultern geworfen, den langen nackten Hals über den niedrigen Hemdkragen emporſtreckend, das ſchnell verknöcherte Haupt in einer Takelage von zottigen Locken. Die ganze Welt ſteht ihm offen, er iſt Bürger des freieſten Volkes der Erde. Die Weichheit und Keuſchheit, die Begeiſterung des erſten Jünglingsalters liegt ſchon lang hinter ihm, oder beſſer, er hat ſie nie gekannt. Jetzt ſteht ſein einziger Ehrgeiz darnach, der Welt zu zeigen, was er für ein Mann iſt. Zu dieſem Ende wird er Mitglied einer Feuerlöſchkompagnie, lieſt die Zeitungen, entſcheidet ſich für eine Partei, und ſpricht klein von großen Verdienſten. Aber das alles greift ihn fürchterlich an. Er muß bereits ſeine erſte Geſundheitsreiſe machen. Gewiß, er muß nach dem Süden, oder nach den Rocky-Mountains, oder nach Baden-Baden, nach Nizza, nach Vauxhall. Ohne die letzte Suppe mit der Familie zu eſſen, ohne den letzten väterlichen Gruß, aber mit deſto mehr väterlichen Wechſeln ſitzt er eines Morgens auf der Eiſenbahn, im Schiffe, und durchſtöbert die Erde, ſoweit der letzte Cent reicht. Man könnte dies Schwärmen dichteriſch nennen, wäre nur etwas Gemüt dabei, etwas Luſt oder Qual. Aber er langweilt ſich, genießt gähnend, und im Kontraſt mit der Fremde beſchleicht ihn dann doch ein gewiſſes Bewußtſein ſeiner Scheinbildung. Das alles macht ihm das Reiſen unbehaglich. Zu Hauſe aber ſagt er, die Sehnſucht nach unſerm freien und aufgeklärten Lande habe ihn heimwärts getrieben, denn alles übrige wäre ja doch nur Bettel. Jetzt iſt er zwanzig Jahre alt und beginnt ſeine Bekehrung. Er überzeugt ſich, daß er zu dem sham ſeiner Studien, zu dem sham ſeiner Reiſebildung, zu dem sham eines weitgereiſten smartmans zu guter Letzt auch den sham des Chriſtentums nötig

habe, um unter ſeinen Mitbürgern zu reüſſieren. In dieſer Stimmung trifft ihn der Prediger, der Freund ſeiner Mutter. Er redet auf den jungen Mann ein, er zeigt ihm, wieviel Geld das tolle Leben koſtet, wie wohlfeil dagegen das Abonnement eines Kirchenſtuhls ſei. Er empfiehlt ihm das Sakrament der Ehe — natürlich mit einem reichen Mädchen. Er ſtellt ihm die Ausgaben für die dritte Avenue und die Einkünfte aus dem Vermögen einer „reſpektablen" Frau ſo faßlich gegeneinander, daß Zahlen, welche alles beweiſen, in dieſem Falle auch die Tugend beweiſen. Zuweilen kommt es aber auch vor, daß die Bekehrung länger auf ſich warten läßt. Dann iſt die gewöhnliche Kriſis eine heftige Szene zwiſchen Vater und Sohn. Der letztere verläßt noch einmal das Haus und jahrelang hört und ſieht man nichts von ihm. Fragt man den Papa, wo John ſei, ſo heißt es: John iſt gegangen, er wollte nicht gut tun, er wird eines Tags wohl wieder kommen — und im ſtillen ſetzt er hinzu: als Millionär.

Und ſo kommt er auch! randalierte Mr. Bennet im ſcherzhaften Charakter eines Yankee-Boys, indem er mit ſeinem Gaſte jetzt vortrat — hören Sie, Doktor, die Million iſt ſehr gut! Aus Geld wird Geiſt, kein armes Volk bringt's zur Kultur. Es lebe die Million!

Die Tiſchgeſellſchaft blickte auf. Jubelnd begrüßte man den Hausherrn. Jubelnd applaudierte man ſeinem Impromptu zu, alle Gläſer erhoben ſich, und im bacchanaliſchen Chor ſcholl es von Mund zu Mund: Es lebe die Million! Man ſah es den vergnügten Geſichtern der armen Milizoffiziere an, wie unendlich froh ſie über dieſe glückliche Ausbeugung waren.

Bennet und Moorfeld nahmen ihre Plätze ein. Moorfeld fand es nicht ohne Reiz, daß in einem amerikaniſchen Salon Reden gehalten werden konnten, wie er zuvor von Mr. Livingſtone und jetzt aus Dr. Channings Munde gehört. Dieſe Strafoden ſchienen ihm ein weit beſſeres Zeugnis für Amerikas Kraft und Geſundheit, als ſeines Herrn Stauntons Bauſch- und Bogen-Patriotismus. Er ſah in Bennets Salon einen jener Zentralpunkte, in welchem die wahrhaft vor-

wärtstreibenden und idealisierenden Kräfte einer Nation pulsieren. Nicht plattes Selbstlob, sondern der aristokratische Ton der Absprechung, der Voltaireanismus, die Kritik, die Satire — horazische wie juvenalische — verrichten dieses Amt. Man erweitert die Volkssitte, indem man sie negiert; der Spott ist produktiv und der Tadel wird zum Verdienst in solchen Zirkeln, man beleidigt das Volksleben nicht, man nützt ihm. Man bricht das Herkommen, man macht Zukunft.

So war es der Yankee selbst, der sich zum lustigen Verbrauche dieses Kreises hergeben mußte. Der Ton, den Dr. Channing angeschlagen, klang fort, nur seit dem Eintritt Bennets und Moorfelds in minder tragischer Weise. Der heitere Schaumwein von der Marne moussierte, die Temperatur der Anekdotenblüte entwickelte sich. Man beutete das originelle Volkstum Onkel Sams in zahllosen Charakterzügen aus: von vielen derselben erkannte Moorfeld wohl, daß sie zu jenen gestempelten gehörten, dergleichen jede Nation als stehende Symbole ihres Begriffes aufzuweisen hat. Andere aber waren unmittelbare, rein persönliche Erlebnisse. Mr. Bennet erzählte z. B., er habe in Rom eine Partie alter kostbarer Italiener verpackt, als über dieser Arbeit ein Yankee aus Connecticut ins Bureau des Spediteurs trat. Ei, ei, Mister, rief er sogleich, ich rate, Ihr werdet da ein dickes Stück Geld Eingangszoll bezahlen; Oelgemälde bezahlen doch Zoll, das wißt Ihr. Aber was tut's? Ofenschirme bezahlen doch keinen. Nun, Mister, ich wäre meines Vaters schlechtester Sohn, rate ich, wenn ich nicht eine Auflösung aus Kalk oder Leim nähme, und den ganzen Krickelkrackel damit übertünchte. Verdammt seien meine Augen, ich importierte das Zeug wahrhaftig unter Ofenschirm-Deklaration; an Ort und Stelle ließe sich der Anstrich wieder ablösen. Das tät' ich, oder ich will nicht mehr weiß spucken, Mister. Und in der Tat begriff der smart-man aus Connecticut nicht, was mich abhielt, seinen vortrefflichen Rat zu befolgen.

Von der naiven Roheit des amerikanischen Kunstgefühls

erzählte Moorfeld, der dieſe Seite nicht ſtärker berühren mochte, als er ſonſt wohl gekonnt, jenen artigen Zug aus der erſten Stunde ſeines Landens, da er ein Kinder-Träubchen in die Mitte zweier ſpielender Neger-Orcheſter ſich ſtellen ſah, weil ſie „zwei Muſik" hören wollten.

Der gelehrte Doktor Griswold ließ den ſtets verehrten Ton ſeiner dünnen Kinderſtimme hören und ſagte: Von dieſem Thema können wir nicht ſprechen, ohne des unſterblichen Faktums zu gedenken, daß eine ganze Nation ein Spottlied auf ſich ſelbſt in Text und Muſik verkennt und es zu ihrer Nationalhymne macht. In einem ſatiriſchen Schlagworte, Parteinamen u. dgl. ſich ſelbſt zu ironiſieren, iſt bekanntlich ein hiſtoriſcher Lieblingszug der Völker: aber Satire und Ironie gar nicht zu merken, das konnte nur unſerm Bruder Jonathan paſſieren. Ich ſpreche von dem Urſprung des Yankee-Doodle. Sie wiſſen, meine Herren, wie lange uns dieſer Urſprung apokryphiſch war, und heute noch weiß man im größeren Publikum nicht, welcher der vielen Verſionen darüber man die hiſtoriſche Echtheit zuſprechen ſoll. Authentiſch aber iſt folgende Verſion: Im Anfange des Jahres 1755 verſammelten ſich die Kolonialtruppen von Neu-England bei Albany, um mit den Truppen des Mutterlandes unter General Johnſton gegen die Franzoſen in Crownpoint zu marſchieren. Die Amerikaner bildeten den linken Flügel, die Europäer den rechten der britiſchen Streitmacht. Von der altengliſchen Truppe berichtet die Chronika nichts, wohl aber von der unſrigen. Der Aufzug der amerikaniſchen Milizen ſoll nämlich ſo lächerlich geweſen ſein, wie das Korps jener wahrhaft Unſterblichen unter Sir John Falſtaff. Einige waren in langen Röcken erſchienen, andere in kurzen, wieder andere in gar keinen. Einige trugen ihre Haare kurz geſchoren, nach Art der Rundköpfe Cromwells, andere ſtolzierten in gravitätiſchen Puderperücken à la Louis-quatorze. Ihre Uniformen imitierten alle Farben des Regenbogens, ihre Bewaffnung ſpielte mitunter ins Nachtwächterliche. Von ihrer Feldmuſik war das neueſte Stück zweihundert Jahre alt. Letzteren Umſtand benützten die engliſchen

Offiziere, die ſchon längſt darauf geſonnen, für das Ridikül einer ſolchen Kameradſchaft mit einem luſtigen Streich ſich zu entſchädigen. Dieſer ganzen Pyramus- und Thisbe-Truppe, ſagten ſie, fehlt nichts, als daß ein Tonſetzer, ſo wie ſie leibt und lebt, ſie in Muſik ſetzte. Die Kerls müßten offenbar nach einem travеſtierten Feldmarſch marſchieren, der ihre militäriſche Lächerlichkeit auch muſikaliſch ausdrückte. Geſagt, getan. Die Engländer hatten einen Spaßvogel unter ſich, einen gewiſſen Dr. Shekbourg. Dieſer erinnerte ſich einer Schweinetreiber-Melodie, die er einſt von einem Hannoveraner gehört hatte, welcher ſie von einer weſtfäliſchen Bauernhochzeit herübergebracht. (Unſre Nationalhymne iſt alſo deutſch, ſchaltete der Doktor verbindlich gegen Moorfeld ein.) Dieſer Dr. Shekbourg, fuhr er fort, war ein Stück von einem Komponiſten, daneben Dilettant in der Poeterei, vor allem aber, wie es ſcheint, ein Genie in der basse-comique. Er ſchrieb alſo ſeine Dudelſack-Melodie al marchia nieder, verſchnörkelte ſie und dichtete einen ſpaßhaften Text dazu — d. h. ſpaßhaft, wie man es vor hundert Jahren war. Satiriſche Stupfer mit Zaunpfählen. Als ein Humoriſt von Takt verſäumte er aber auch den eingeſtreuten Ernſt nicht. So ſcheinen namentlich die zwei Verſe im Refrain:

Yankee, wahr' die Käſte dein —
Kehr' dich nicht an Droh'n und Schrei'n —

unſere Vorfahren dergeſtalt ſatisfaziert zu haben, daß ſie darüber den burlesken Ton des ganzen Liedes, beſonders aber den katzbuckelnden Bedientenſtil in der fortwährenden Wiederholung des Wortes Sir, Sir, nicht im mindeſten krumm nahmen. Die Chronik ſagt, das Offizierkorps ſoll ſich halb tot gelacht haben, als Dr. Shekbourg ſein Machwerk zum erſtenmal produzierte. Natürlich kam alles auf die mimiſche Selbſtbeherrſchung an, womit dieſer ſeinen Bären aufzubinden verſtand. Und nun ſeh' ich den närriſchen Kauz von den Schuhſchnallen bis zur Stutzperücke mit ſeiner Habichtsnaſe und ſeinen kleinen klugen Augen hinter der großen Brille leibhaftig vor mir, wie er gravitätiſch in unſer Lager hinüberſchreitet und die Yankees mit der ernſthafteſten Miene

von der Welt verſichert, ihre Brüder am jenſeitigen Flügel hätten ſich ihre veraltete Feldmuſik zu Herzen genommen. Er bringe da ein neues, feines Feldſtückchen, habe auch neue liebliche Verſe dazu, das alles ſei fine, very fine. Sie möchten ſich nur bedienen, die Engländer gäben es gern. Ihr großer Händel verſorge ſie überflüſſig mit ſo galanten Sachen, — dies ſei freilich eins der galanteſten. In Wahrheit, der alte, luſtige Herr muß ſeine Sache gut gemacht haben, denn unſre Jugend tanzt nun für ewig nach ſeinem Dudelſack. Der Pfiff war vollkommen geglückt.

Unſer Teezirkel erbaute ſich, ſo harmlos, als ſie erzählt war, an dieſer Entſtehung von Amerikas Nationalhymne. Nur die Milizoffiziere lächelten etwas ſäuerlich dazu, eingedenk, daß ſie den Vollgenuß ihrer ſtrahlenden Uniformen ſelbſt nur unter den ſüßen Klängen des Yankee-Doodle feierten, wenn ſie nämlich zweimal des Jahres, am 14. Juni, dem Gründungstage der Newyorker Feuerwehr, und am 4. Juli, dem Unabhängigkeitsfeſte der Union, in voller Parade ihre Aufzüge hielten. Mr. Wood, der hochſchottiſche Seifenſieder, der nie ermangelte, den Direktor der Kriegsſchule zu Weſt-Point, Herr Kollege zu titulieren, ſtrengte darum ſchleunigſt ſeinen Witz an, das Thema des amerikaniſchen Kunſtgefühls mit einem dankbareren zu überbieten. Er erzählte Anekdoten aus dem Gebiete jener Nationaleigenſchaft, die der Amerikaner „smart“ nennt und worin ſeine ſtärkſte Seite liegt. Von der Kunſt, dem Geſetz eine wächſerne Naſe zu drehen, wollte er ſelbſt folgende zwei Beiſpiele erlebt haben. In Connecticut, wo am Sonntag das Reiſen verboten iſt, fuhr ich mit einem Eingebornen am Sonntag ſpazieren. Mitten auf der Landſtraße wurde die Equipage von einem Konſtabler angehalten. Der Konſtabler hielt uns das Geſetz vor, und forderte uns auf, ſofort mit ihm umzukehren. Gott bewahre, mein Freund, rief der Mann aus Connecticut ohne Anſtand, wenn es bei uns Geſetz iſt, am Sonntage nicht zu fahren, was ich leider nicht wußte, ſo kann dem Geſetze nicht prompt genug Folge geleiſtet werden. Ich darf die Pferde jetzt keinen Huf mehr aufheben laſſen, weder vor-

noch rückwärts. Es bleibt uns nichts anders übrig, als auf diesem Punkt hier stehen zu bleiben und den Montag abzuwarten. Das ist klar. Nicht wahr, Herr Major, Sie bringen unsern heiligen Institutionen dieses Opfer. Mit Vergnügen, sagte ich. Der Konstabler machte ein langes Gesicht und zog ab. Als wir ihn aus den Augen verloren hatten, fuhren wir weiter. — Ein andermal begegne ich meinem alten Freund, dem lustigen Kapitän Tim Auspice, auf der Straße von Newburyport nach Salem in Massachusetts. Der gute Alte hatte längst „beigelegt" und rauchte seine Friedenspfeife im sicheren Port, damals aber trabte er einen wahren Bräutigamstrab mit seinem hartmäuligen Cyrus; ich denke, es gilt irgendeine kapitale Wette. Wo hinaus, flotte Seele? ruf' ich ganz erstaunt über den närrischen Ritt, ich rate, Ihr habt des Orts hier herum eine halbe Million aufzuheben? Nicht doch, lieber Major, ich will bloß die hübschen Mädchen in Salem küssen. Gut, dann reiten wir miteinander, sag' ich lachend. Das sollt' Euch übel bekommen, ich denke, Ihr seid noch ein wenig zu jung dazu, Herr Major. Ich will verdammt sein, wenn man nicht schon einen bessern Scherz von Euch hörte, sagt' ich empfindlich, denn das werd' ich bald. Gut, dann seid Ihr verdammt, lieber Major, denn ich rate, es ist mein bester Scherz, den ich da vorhabe. Was meint Ihr? Ich lese auf meine alten Tage allerlei alten Schnack durcheinander, unter anderen auch die Geschichten und Rechtsgewohnheiten unsrer Neuenglandstaaten hier. Nun haben die Narren zu Salem heutigentags noch ein Gesetz, lieber Major, ein puritanisches Gesetz, das lautet buchstäblich wie folgt: Wenn ein junger Mann ein Mädchen ohne Zustimmung ihrer Eltern anzureden wagt, oder wohl gar es küßt, so soll er das erstemal um fünf Pfund, das zweitemal um das Doppelte bestraft, und das drittemal eingesperrt werden. Wie gefällt Euch der Spaß? Nicht wahr, das ist „schlechte Medizin", wie ein Indianer sagen würde. Ihr seht aber wohl, daß ein alter Nigger, wie ich, nirgends ungestrafter küssen kann, als in Salem. Denn das Gesetz sagt nur: wenn ein junger Mann — und die Jury

möcht' ich wohl ſehen, die mir beweiſt, daß ich ein junger Mann bin. In Wahrheit, Sir, ich werde denen zu Salem einen hübſchen Eſel bohren, rat' ich. Darauf allein reit' ich jetzt aus. Hi, Cyrus, hi! Good evening, Sir! Und ſo ritt der alte Schelm von dannen.

Mr. Livingſtone ſagte: Was der Amerikaner mit dem Worte „smart" bezeichnet, ſcheint in unſerer Luft ſelbſt zu liegen, nicht bloß in unſrer Raſſe; denn smart kann der Nigger ſo gut ſein als der Weiße. Natürlich wird bei dieſem mehr oder minder die gentlemänniſche Form, der Takt des Maßes und der Schicklichkeit fehlen, und der Charakter des Grotesken oder Burlesken dafür an die Stelle treten. Solch ein burlesker smart-man war jener Neger Scipio, ein freier und ſtimmberechtigter Bürger der Union, ſeines Berufes aber Dienſtmann im Hauſe des berühmten Girard zu Philadelphia. Das Geſchichtchen, von dem ich ſpreche, trug ſich bei Gelegenheit der letzten Präſidentenwahl zu. Girard hielt natürlich, wie alle großen Finanziers, zur ſchwarzen Kokarde, der Neger Scipio war für Jackſon. Girards Charakter iſt bekannt. Er konnte großherzig wie ein Lord und mesquin wie ein Holländer ſein, und letzteres war er ſicher, wenn ihm irgend etwas gegen ſeinen eigenſinnigen Gascogner-Kopf ging. Er ſchämte ſich dann der kleinlichſten Trakaſſerien nicht, ſich an ſeinem Widerſacher auszulaſſen. So ärgerte ihn die politiſche Gegnerſchaft ſeines Hausnegers. Er war feſt entſchloſſen, den General Jackſon um die Stimme dieſes einen Mannes zu bringen. Am Wahltage erſann er ſich alle möglichen Arbeiten, um den armen Nigger ſo zu beſchäftigen, daß es ihm unmöglich ſein ſollte, ſeinen Stimmzettel abzugeben. Scipio ließ ſich alles gefallen. Zuletzt, als ſchon der Tag zu Ende ging, und die Wahlurne nur noch eine halbe Stunde offen ſtand, beordert ihn Girard auch noch aufs Dach hinauf, er möge den ſchadhaften Schieferziegeln nachſehen. Scipio tat auch das. Schon war der intrigante Franzoſe ſeines Sieges gewiß. Solch blödes Nigger-Vieh iſt doch für Dollar-Klang ein willenloſes Werkzeug, dachte der goldgewaltige Eigentümer von zwanzig Schiffen; — und

das will Staatsbürger ſein! Scipio revidiert indes ſeine Dachziegel. Auf einmal nimmt er die Miene an, als erblickte er vom Dachfirſt herab einen Kameraden auf der Straße und ruft mit überlauter Stimme herab: Lauf, lauf, Tom, du ſtimmſt doch für Jackſon, mein Goldjunge? Dann tu mir den Gefallen und nimm deine Beine über die Achſeln, und lauf was du kannſt! Ein Schuft, der nicht für Jackſon ſtimmt! Jackſon for ever! fort mit dem Schwein! und ſo randaliert er im Nu die Straße voll Leute zuſammen. Ruft mir den ſchwarzen Halunken herunter! ſtürzt der Franzoſe in ſein Bureau, die verdammte Plattnaſe verführt mir ganz Philadelphia. Und als er ſeinen Hausmann vor ſich hat — hier iſt dein Lohn, ich brauche keinen Spektakelmacher in meinem Hauſe, mach' daß du fortkommſt. — Nicht alſo, Miſter, antwortet Scipio ruhig, wenn ich abgedankt ſein wollte, ſo hätt' ich Euch offen Widerſtand geleiſtet. Denkt Ihr denn, ich merkte den ganzen Tag über nicht, wo Ihr hinaus wolltet? Nun aber hat die Geſchichte Aufſehen gemacht — Euer eigenes Dach war meine Kanzel — das Volk weiß, um was es ſich handelt, und wenn ich wegen Jackſon von Eurer Schwelle gejagt werde, ſo zündet es Euch das Haus an, verbrennt Eure Magazine und Schiffe, denn Ihr wißt wohl, daß das Gros der Bevölkerung überall für den alten Hickorry iſt. Ich rate, Miſter, Ihr laßt mich im Dienſte. Du biſt mein Mann, ſagte Girard, du bleibſt und rückſt vor, Leute von ſolchem Charakter lieb' ich in meinem Geſchäfte. Und Scipio lief ſchnell noch aufs Stadthaus, und gab ſeinen Wahlzettel ab. Ob nun der Franzoſe bloß ſtaatsklug oder aus einer wirklich edlen Regung dieſen Ton anſchlug, bleibt bei der Doppelnatur jenes merkwürdigen Mannes ungewiß; gewiß aber iſt, daß ein armer Neger diesmal ſmarter war, als der ſmarteſte Kaufmann der Union.

Unter ſolchen und ähnlichen Erzählungen waren die Zungen trocken geworden, und als Mr. Bennet die Gläſer von neuem füllte, hatte Mr. Wood den Einfall, einen Toaſt auf die bevorſtehende Saratoga-Badereiſe auszubringen. Bei dieſer Gelegenheit nahm Dr. Channing wieder das Wort. Ein ſati-

riſches Lächeln ſpielte um ſeine vollen, üppigen Lippen, und wie in Mr. Livingſtones Anekdote zuvor Stephan Girard, der großmütigſte Privatmann der Welt, ein Mann, der der Stadt Philadelphia ſechzig Millionen Dollars zum Geſchenke gemacht, dem Witze und dem patriotiſchen Gewiſſen eines armen Negers nachſtehen gemußt, ſo lag es ganz in der attiſchen Liberalität dieſes Kreiſes, daß jetzt der Hausherr ſelbſt von der Laune ſeiner Gäſte nicht unberührt bleiben ſollte. Denn Dr. Channing, von dem Toaſte Gelegenheit zu einem ſeiner ſatiriſchen Streifzüge nehmend, erwiderte denſelben zwar in der gebührenden Haltung, entwarf aber gleich hinterdrein folgendes Bild von der Saratoga-Saiſon: Ich ziehe mich mit Vorliebe nach Saratoga zurück, ſagte er, wenn ich von Geſchäften ausruhen will. Man ruht nirgends gründlicher aus als dort. Wie Bären einen Winterſchlaf halten, ſo iſt Saratoga gleichſam die gemeinſame Höhle, in welcher freie und aufgeklärte Bürger einer Art Sommer-Erſtarrung genießen — man erlaube das paradore Wort. Der Saratogabrunnen ſchien mir von jeher das, was die Alten ihre Lethe nannten. Es iſt wirklich der Hoch- und Fein-Gehalt jener Langweile dort, welche Fremde in unſrer ſonſtigen Geſelligkeit mitunter entdeckt haben wollen — zumal an Sonntagen. Saratoga iſt eine Welt voll Sonntagen. Eigentlich iſt von Welt nicht wohl die Rede mehr in Saratoga; das Wort iſt viel zu körperlich, Saratoga fängt erſt an, wo die Welt aufhört. Saratoga iſt eine Null, die Umgrenzung eines leeren Raumes mit einer Linie. Wir ſind auch hierin vorzüglicher als andere Völker, welche ihre Bäder mit den lockendſten Anreizungen zur Sünde ausſtatten. In Saratoga ſündigt man nicht. Das Leben iſt dort ſo rein von Flecken, wie ein Menſch, dem man die Haut abgezogen hat, von Sommerſproſſen. Man trinkt morgens ſeinen Brunnen und macht eine Promenade. Die Gäſte, welche natürlich alle verdauungskrank ſind, unterhalten ſich dabei ſtets von ihrem Magen und nie von ihrem Herzen. Das iſt eine moraliſche Konverſation; denn das Herz iſt verderbter als der verdorbenſte Magen, wie fromme Leute behaupten, in

deren Munde dieſer Satz ſeine vollſte Glaubwürdigkeit hat. Zu Mittag ſpeiſet die ganze Geſellſchaft in einem langen, ſchmalen Saal mit einer niederen Decke, der, wie ich mich erinnere, mir den Eindruck eines Sarges gemacht hat. Die Gäſte unterhalten ſich über Tiſche von ihren Verdauungsbeſchwerden, was eine heilſame Reaktion auf ihren Appetit ausübt, wobei dem Laſter Fraß und Völlerei ein Damm geſetzt wird. Iſt abgeſpeiſt, ſo lehnen ſich die Herren über die Balkons und rauchen eine Zigarre, die Damen ſitzen in ihren Geſellſchaftszimmern, leſen, ſtricken Filet, oder quälen ein verſtimmtes Piano mit falſchgegriffenen Noten. Abends iſt in dieſem oder jenem Hotel vielleicht Ball; junge Herren, die in irgendeinem Quäker-Seminar Tanzſtunden bezahlt haben, riskieren eine Ekoſſaiſe, welcher man nicht leicht anmerkt, wieviel Honorar-Marken in ihr ſtecken. Die Tänzerin unterhält gewöhnlich den Tänzer von ihren Verdauungsbeſchwerden. Sie lenkt dadurch auf eine keuſche Weiſe ſeine Phantaſie von den Bahnen der Sünde zwar räumlich nur wenig, im übrigen aber deſto gründlicher ab. Ich habe in Saratoga oft den Gedanken gehabt, eine Zeitung für Unverdaulichkeit herauszugeben. Bei der ungemeinen Popularität dieſes Themas, welches in Saratoga von der Elite unſerer Bevölkerung repräſentiert wird (die Stadt iſt ein wahrer Kongreßort, ein zweites Waſhington dafür), könnte ich mich zu der erſten Macht des Landes dadurch emporſchwingen. Ich bitte die Herren um Diskretion, denn vielleicht ſetze ich mir wirklich noch die Krone der Dyspepſie auf dieſes Haupt. Inzwiſchen bin ich mit der Tagesordnung unſres reizenden Badeaufenthaltes zu Ende. Zuweilen verabredet man aber wohl auch eine Vergnügungsfahrt nach einem kleinen See, der wenige Stunden in der Nähe liegt. Dort ſteht die ganze Geſellſchaft auf einem plattbehauenen Steine am Uferrand, wirft ihre Angeln aus und hat Geduld. Uebereingekommenermaßen nennt man das ein Vergnügen. Ein Vergnügen mag es wohl ſein, aber eines jener beſcheidenen, von welchen Goethe ſagt, daß ſie von Leiden kaum zu unterſcheiden. Freilich ereignet ſich's faſt in jeder Saiſon einmal, daß eine junge

Lady aus dem Institute wirklich ein Schneiderlein fängt. Dieser Fisch wird dann mit großem Jubel aufgenommen, bloß weil er lebendig ist. Es ist ein Ereignis, das nicht ohne erschütternden Einfluß auf das Gleichgewicht der Alltagsstimmung bleibt. Die Geister beginnen wilder zu schwärmen. Die junge Lady, die sich überzeugt hat, daß nicht bloß in Bilderbüchern, sondern in der Natur selbst Fische vorkommen, wächst auf einmal über ihren See hinaus. Sie phantasiert vom Erie und von den „Fällen". Der Einfall zündet, und an diesem Punkte ist es, wo wir das fashionable Saratoga aus unsern Augen verlieren. Eh' wir es uns versehen, ist die ganze Gesellschaft am Niagara. Sie ist fort, unaufhaltsam fort. Man brauchte den Gedanken nur anzuregen, um ihn auszuführen. Denn der Yankee liebt die erhabene Natur und hat einen angebornen poetischen Sinn für sie. Er macht weite Reisen und läßt sich seine geliebten Dollars nicht reuen, um einen Wasserfall, oder einen Löwen zu sehen. Freilich würde es seinen Genuß wunderbar erhöhen, wenn der Wasserfall zugleich eine Mühle triebe und der Löwe einen Bratspieß drehte.

Mr. Bennet stimmte dem Spötter lachend bei. Sein Geschmack sei Saratoga nicht, aber jeder rechtgläubige Yankee müsse einmal in Saratoga, wie jeder Mohammedaner in Mekka gewesen sein. Und in der Tat freuten sich seine drei Ladies auf das Schneiderlein im See mindestens ebenso sehr, als er, Doktor Channing, auf seine Unverdaulichkeitszeitung. Man scherzte noch weiter über dieses Thema, bis Bennet die Gläser von neuem füllte, da er es dann nicht anders als passend fand, nach Mr. Woods Toast auf Saratoga, einen Toast auf das Ohio-Projekt seines verehrten Gastes, Doktor Moorfeld, auszubringen. Die Amerikaner hörten von Moorfelds Vorhaben, wie dieser sogleich bemerken konnte, mit geschmeicheltem Selbstgefühle. Ein Europäer, der weder aus Not, noch aus Spekulation, sondern — wie es hier lauten mußte, was wir nur in stiller Mondnacht einem stillen Deutschen gegenüber sinniger gehört haben, — aus Liebhaberei in den Schatten ihres Sternbanners sich begab: eine solche Erschei-

nung war ihnen offenbar sehr wohltuend. Es verbreitete sich jene Temperatur behaglicher Eitelkeit im Kreise, ohne die der verfeinerte Mensch nicht leben mag, und die ihn um so komfortabler im Inneren durchwärmt, je mäßiger sie durch die vornehme Kühle des äußeren Anstandes ausstrahlt. Das süße Schlürfen in Negationen ging in ein positiveres Nationalgefühl über; die Heiterkeit des Tones blieb zwar, aber sie nüancierte aus dem Humoristischen ins Pathetische. Man machte dem Gentleman-Urwäldler die Avance, seine Phantasie auf den Schauplatz seines künftigen Wirkens zu führen. Man verlegte die Unterhaltung in die Geschichte der ersten Ansiedlungen Amerikas. Das heroische Zeitalter des Landes wurde der Stoff des Gespräches. Homerische Helden tauchten aus dem Champagnerschaum empor und blutige Skalpe und bluttriefende Tomahawks erfüllten den eleganten Teepavillon. Jene härtesten Männergestalten schritten im Geiste vorüber, die im Kampfe mit dem schlachtgierigen Indianer, im Kampfe mit Panther und Alligator, im Kampfe mit einer tausendjährigen Waldwurzelung den Boden für eine Handvoll Mais eroberten, den das Füllhorn der Kultur jetzt mit Perlen und Juwelen bedeckte. Da stürzte der Schlachtengel Whalley, der wunderbare Einsiedler von Hartford, sich zwischen die mordheulenden Indianer und das unbeschützte Christenhäuflein im Gotteshause; da wurden Michael Fink und Johann Wetzel die Märtyrer für Pennsylvaniens Anbau; da brachen Daniel Boone und Simon Kenton, der Diomedes und Odysseus Amerikas, in die pfadlosen Wildnisse Kentuckys vor und Städte erblühten aus ihren Fußspuren. Endlos reihte sich die Iliade der Taten und Abenteuer im Munde der kundigen Patrioten, staunend überblickte der Zuhörer mehr als ein Privatleben, das die Geschichte eines Landes war. So wuchs das Pathos der Unterhaltung aus markvollem Schafte in die Höhe und Breite, weihevoller saß die Gesellschaft da, wie unter dem Baldachin ihres Götterolymps, und als Doktor Channing mit der klangvollsten Bruststimme, die Moorfeld in Amerika gehört, jetzt in die Saiten des modernen Dichterfürsten griff, und

aus Byrons Don Juan jene ſieben Stanzen rezitierte, welche Daniel Boones ſchlicht urmenſchliches Kraftleben feiern: da waren Schwungfedern ausgeſpannt, auf welchen wohl Gemüter ſich wiegen mochten, die zur Größe ſich genießend, nicht aber erzeugend verhalten.

Anders Moorfeld. Für ihn ging dieſe Wendung über die Freiheit der Konverſation hinaus. Das Spiel der Rede rührte an den vollſten, brennendſten Ernſt ſeines Lebens. Er ſaß da, wie ein Menſch, der ſich perſönlich getroffen fühlt. Eine flammende Röte durchloderte ſein Antlitz, es war ihm zumute, als müßte er dieſen Glaskäfig direkt durchſtoßen und auffliegen den Winken ewiger Geiſter nach. — Er fühlte ſich tief und ſchmerzlich vereinſamt. Das Sympoſion des Teepavillons hatte ſich ſelbſt aufgehoben. Mit einem Ruck ſeines Fauteuils wendete er ſich der Ausſicht nach dem Meere zu. Aber der violettne Abendſchimmer darauf war erloſchen, das magiſche Bild von zuvor nicht mehr vorhanden. Kein äußeres Symbol kam der Sehnſucht ſeines Innern entgegen. Er ſtand auf und verließ unter irgendeinem Vorwande den Pavillon. Er machte einen Gang durch die Geſellſchaftsſäle. Uebervollen Herzens warf er ſich in die Einſamkeit des dichteſten Gewühles.

All ſeine Kräfte trieben im Sturme. Es war eine jener Lunten an ihn gelegt, welche unmittelbar zum Handeln auffordern. Daniel Boone und Lord Byron! Und ein Name, der an die Möglichkeit glaubt, zwei ſolche Namen in ſich zu vereinigen! Und dieſer Name namenlos auf einem nichtswollenden Newyorker Rout!

Wie ein Löwe der Wüſte ſtreifte er durch die prunkvollen Appartements — die Kronleuchter brannten ihm matt — die Luft war ſchwül und entnervend — ſeine innere Staffage brandete und blitzte. Die Poeſie in ihm lechzte nach Tätigkeit. Glücklich pries er den ſüdlichen Improviſator, der in jedem Momente aus der Menge heraustritt, Markt, Wieſe, Meerſtrand zu ſeinem nie verſagenden Schauplatz hat und ein Volk um ſich her, das die Begeiſterung verſteht, wo ſie auftritt. Die Geſellſchaft ſollte den Pathos entweder nie

zu erregen wiſſen, oder in ihren Formen phantaſievoll genug ſein, ihm Raum zu geben.

In dieſem Augenblicke feſſelte eine Gruppe ſeine Aufmerkſamkeit, welche auch von der trunkenſten Verinnerlichung nicht leicht überſehen worden wäre. Im Fond des nächſten Salons erblickte er die Schar jener toll koſtümierten Stutzer wieder, der Dandies on short allowance, wie ſie Bennet genannt hatte, denen er außer dem Momente ihrer Ankunft nicht weiter begegnet war. Sie ſtanden auf einen Haufen gedrängt, wie Kaninchen, nach dem Volksglauben, um ein Licht ſich verſammeln, und das Licht war — ein blonder Mädchenſcheitel — ein Antlitz —.

Moorfeld ſah und ſah wieder.

Da kam Lord Ormond ihm in den Weg. Er ſah Moorfelds beobachtende Stellung, und indem er der Richtung ſeiner Blicke folgte, redete er ihn an:

Gut, daß ich Sie finde, Sir. Ich werde Sie jener Dame dort vorſtellen müſſen. Ich habe es leider verſäumt, als Miſtreß Bennet mit ihren Töchtern zuvor dem Rout die Honneurs gemacht, d. h. nach hieſiger Sitte die Appartements einmal hin- und zurückpaſſiert. Aber wir behandelten eben, ich erinnere mich, das wichtige Thema der Tieremanzipation, ich hoffe darum auf Ihre Entſchuldigung. Die beiden ältern Schweſtern haben ſich inzwiſchen zurückgezogen, — ich werde mich bei denſelben verantworten. Erweiſen Sie mir die Ehre, Sie der jüngſten Tochter des Hauſes, Miß Cöleſte, jetzt zu präſentieren. Der Moment iſt günſtig, Sie werden die Cour des Winkels verbeſſern.

Die Cour des Winkels? fragte Moorfeld — was iſt das? mir iſt Name und Sache dieſes Ausdrucks gänzlich fremd; ich muß um Erklärung bitten.

Ihnen zu dienen, Sir. Die Cour des Winkels iſt eine amerikaniſche Form von Salongalanterie. Ein Kreis von Herren umringt eine Dame und ſucht ſie im Geſpräche allmählich nach einer Ecke des Saales zu drängen. Natürlich wird das Geſpräch angenehm, feſſelnd, intereſſant ſein müſſen. Und zwar ſowohl von Seite der Herren, als der Dame ſelbſt. Iſt

die Dame unzufrieden, ſo wird ſie mit einer leichten Wendung den Kreis durchbrechen; ſind es die Herren, ſo wird ſich ihr Ring allmählich auflöſen. Gelingt die Cour des Winkels aber, d. h. wird die Dame der Ecke glücklich zugeführt, ſo heißt ſie „die Dame des Winkels“. Sie iſt dann die Königin des Abends. Wir ſehen, dieſe Art Huldigung ſpielt ein wenig auf der Grenzlinie der Equivoque. Der Grundgedanke iſt frivol genug, die Ausführung aber ein Spielraum für Geiſt und Grazie. Man ſollte die Erfindung für franzöſiſch halten, daß ſie amerikaniſch iſt, leuchtet in der Tat nicht recht ein. Jene Dandies aber — Snobs ſollte ich ſagen — haben vollends keinen Begriff ihrer Aufgabe. Wie ſie das arme Mädchen umdrängen! Sie erſticken ſie faſt in dieſer Sommerſchwüle. An ihrer Stelle hätte ich den Kreis längſt durchbrochen. Aber ſie weiß ſich nicht zu helfen. Sie iſt noch halb Kind. Hält auch nichts von der Perfektibilität der Tierſeele. Aber kommen Sie, Sir!

Da blieb keine Wahl. Die Poeſie des Augenblicks hatte jetzt ihre Muſe. Dort ſtand ſie verkörpert. Sie ſtand auf dem Scheidewege von Saratoga nach Ohio. Moorfeld erkannte die Göttin Gelegenheit und verzieh ihr die kapriziöſe Wahl ihres Sendlings. Er nahm den Arm des Engländers an.

Die Herren promenierten die beiden Säle hinab, im Vorbeigehen an der Gruppe winkte der Engländer mit dem vertraulichen Gruß des Hausfreundes dem jungen Mädchen zu und ſagte mit einer Handbewegung gegen Moorfeld: Doktor Muhrfield, a literary gentleman aus Deutſchland.

Die langen Hälſe der Snobs drehten ſich auf ihren Wirbeln herum, den Vorgeſtellten neugierig muſternd. Das ſatiriſche Lächeln, das ſie bei der Annäherung des Lords gezeigt, verſchwand ſofort wieder beim Anblicke Moorfelds. Es machte dem Ausdruck eines gewiſſen Verdruſſes Platz, einem undefinierbaren Mienenſpiel von Einfalt und Naſeweisheit, welches verriet, daß ſie zwar zu dumm waren, ein höheres Genie als ſich ſelbſt zu erkennen und zu fürchten, aber doch auch zu feig, ſich ganz behaglich und ſicher dabei zu fühlen.

Jedenfalls wies ſich dem Ankömmling eine Galerie von übelwollenden Geſichtern. Moorfeld ließ ſich das nicht anfechten. Sein Auge feierte den Anblick Cöleſtens. Es war zum erſten Male, daß er ihr in Front gegenüberſtand. Damals hatte er ſie aus einer gewiſſen Ferne und nur flüchtig geſehen; auch trug ſie an jenem Morgen einen Peignoir und eine Coiffure von kleinen Ringellöckchen; heute war ſie à l'enfant friſiert, und das glatte Leibchen ihrer eleganten Robe von indiſchem Muſſelin hob ihre feine Taille ebenſo edel hervor, als jener Morgenüberwurf ſie dem Blicke verhüllt hatte. Kurz, die äußere Erſcheinung bot zwei ganz verſchiedene Bilder, und Moorfeld erſchrak faſt, wie treu er das eine feſtgehalten. Auch die Geſichtszüge des Mädchens ſchienen nicht geeignet, der Imagination ſich ſcharf einzuprägen; da ſie Blondine war, ſo fiel der Begriff einer „markierten" oder „ausdrucksvollen" Schönheit von ſelbſt weg. Fänden wir es nicht tadelnswert, das Lebendige durch ſeine eigene Nachahmung zu definieren, ſo würden wir mit dem ſchlechten, aber viel gebrauchten Behelf, unſer Kunſtmittel einer andern Kunſt zu entlehnen, uns etwa ſo ausdrücken: nicht die Zeichnung, ſondern das Kolorit war das Bezaubernde ihres Kopfes, ſie war kein Buonarotti, ſondern ein Guido Reni. Die Roſe der Geſundheit war zu dem zarten Roſa der Mandelblüte auf ihren Wangen verfeinert, der Strahl ihres Auges leuchtete weich und mild wie Mondesſtrahl und hatte etwas Ueberwachtes, einen Dämmer ſüßer Müdigkeit, welchen die fatigierteſte Ariſtokratin dem kleinen verwöhnten Bürgerkinde Newyorks beneidet hätte. Es ſchien ungefährlich, in dieſes Auge zu ſehen. Es atmete einen Ausdruck von Ruhe, welche capuaniſch ſicher machte. Der Beſchauer vertiefte ſich darin mit vollkommenſter Freiheit; aus dem Arſenal der Mädchenwaffen zuckte ihm keines der wohlbekannten Geſchoſſe entgegen. Aber eine ſchwüle Atmoſphäre, ein narkotiſcher Duftnimbus zitterte mit magiſchen Schwingungen um den ganzen Horizont dieſes Mädchens und überwand alle Seelenkräfte. Die Ruhe ihres Anblicks war orientaliſche Ruhe. Die Phantaſie fühlte ſich vor ihrem Bilde wie in

ihrer Urheimat und all ihre Kulturfrüchte wuchsen wild in diesem Klima. Das war das Fesselnde, das Unvergeßliche auch ihres flüchtigsten Anschauens.

Das Mädchen erwiderte die Vorstellung Moorfelds mit einer der üblichen Redensarten, woran sie die Frage reihte: Sie kommen aus dem alten Lande, Sir? Wie gefällt Ihnen Newyork? Die junge Amerikanerin tat diese Frage — deutsch.

Moorfeld antwortete sogleich mit einer Anspielung auf diesen Umstand: die Stadt wendet viele Kunst daran, auf ihre Weise schön zu sein; aber es sind doch nur die schönen Schöpfungen der Natur, welche uns überall heimisch ansprechen.

Cöleste schlug das Auge nieder und gab sich Mühe, ein geschmeicheltes Lächeln zu verbergen. Auch unterdrückte sie den Eindruck dieser Antwort sogleich mit der neuen Frage: Kommen Sie unmittelbar aus Deutschland, Sir?

Die Snobs vermerkten mit großem Mißvergnügen die Absicht ihrer Huldin, den Ankömmling im Gespräche festzuhalten. Sie gaben diese Seelenregung durch ein unartiges Scharren mit den Füßen zu erkennen, indem sie demselben einen Platz in ihrer Mitte einräumten. Der Engländer hatte den Takt, sich zu entfernen.

Moorfeld aber war nicht gestimmt, konventionell zu antworten. Er benutzte das Terrain der Poesie, das ihm das Gegenüber dieses reizenden Mädchens bot, und ließ den dithyrambischen Flutungen seiner Begeisterung jetzt freien Lauf.

Ich komme zunächst von Kuba, Miß, antwortete er ohne Anstand.

Von Kuba? rief Cöleste mit einem Anflug von Schwärmerei — ah, wie herrlich! Da haben Sie die Perle der Welt gesehen!

Ich gehe seitdem wie mit einem Gefolge unsichtbarer Genien. Die Bilder, die Schatten dieses Paradieses sind eine selige Begleitung auf jedem meiner Schritte. Noch umwölben mich — doch ich bin egoistisch. Warum soll sich dieser

Saal nicht in einen Salon de verdure verwandeln, der die Königin der Antillen uns vergegenwärtigt? Kann die Phantasie diesen Zauber vollbringen, dann umwölben uns die Laubdome großblättriger Bignonien und Pisangs, hoher luftiger Kassien, stolzer und mächtiger Latanen, deren Blätter, an langen Schaften gerollt, einer grün glänzenden Sonne gleichen; es umschattet uns der dunkle, majestätische Lebensbaum, und sein prächtiger Kontrast, der helle, glänzend belaubte Kampfer; die Magnolie, die ihre breiten Rosen hoch trägt, das ganze Gebüsch beherrscht und keine Nebenbuhlerin als die Riesenpalme hat, welche mit leichter Grazie ihre grünen Fächer in den Lüften schaukelt, der Wollbaum, bewaffnet mit ritterlichen Stacheln, der weithin die dicken Aeste verbreitet und seine gefingerten Blätter in bewegliche Massen gruppiert; weißstämmige, großgeblätterte Kekropien werfen ihr phantastisch durchbrochenes Gitterwerk zwischen uns und das Himmelsblau und ein Heer von namenlosen Waldkoryphäen erdrückt uns in seinen bilderreichen Korallenarmen. Ein Volk von buntgefiederten Papageien schwirrt über uns hin, läßt sich schreiend auf Blütengipfeln nieder und pickt in saftige Granaten. Durch undurchdringliche, tausendfarbige Schmarotzerpflanzen, Konvolven und andere Waldparasiten ziehen sich Schnüre blattloser milchiger Lianen, die mit spiralförmigen Stengeln bald von stolzwogenden Gipfeln fallen, bald freischwebende Girlanden bilden, welche von unsichtbaren Feenhänden getragen scheinen. Die Buffi des südlichen Tiertheaters, die Affen, springen humoristisch von Zweig zu Zweig, schüchtern flieht die Gazelle in tieferes Gebüsch, schmelzend erhebt die Nachtigal aus traumhaftem Walddunkel ihre Liebesklagen, während die hellen Töne der Zikaden durch ihre Monotonie die Seele in süße Melancholie versenken. Myriaden glänzender Käfer durchschwirren die Luft und blicken gleich Edelsteinen aus herrlichen Blumen. Unschädliche Schlangen wetteifern an Glanz mit den Farben des Regenbogens, und schaukeln sich gleich Lianen von den Gipfeln der Bäume. Pfeilschnell durchschwirrt der Kolibri, der kleine Liebesgott der Blumen, sein

immer blühendes Serail. Von Bewegung ein Vogel, von Pracht und Feuer ſeiner Farben ein fliegender Smaragd oder Rubin, nennen wir ſeine Familien ein Potoſi in der Luft. Dieſes Paradies umflutet uns Tag und Nacht mit Duftwellen, welche gleich Weihrauchwolken gegen den Himmel wallen, daß der kühnſte Luftſchiffer die Grenze ihres würzigen Bezirkes nicht erreichte. Die kleine chineſiſche Thuja und die königliche Magnolia vermiſchen nachbarlich ihr Aroma. Die zarte Vanilleblüte, der ſüßatmende Orangenhain, Auen von honigreichen Paullinien und die würzigen Blumenbüſchel unzähliger Palmenarten unterhalten eine Ebbe und Flut von Wohlgerüchen. Waſſerfälle, die ſich unaufhörlich ihr eigenes Grab wühlen, kontraſtieren mit natürlichen Springbrunnen, die ihren Giſcht fröhlich gegen Himmel ſpritzen und wetteifern im Aushauch erquickender Kühle. Dort ſchlummert ein Wieſengrund ſanft in eines Stromes traulicher Umarmung. Koloquinthen kriechen vom Fuße der Tulpenbäume bis zu ihren Gipfeln empor und bilden hundert Grotten, Tore und Dächer; ſie ranken von Zweig zu Zweig über Bäche und Flüſſe hinweg, und hängen Blumenbrücken zwiſchen den dichtbewachſenen Ufern auf. Mimoſenbäume folgen den Windungen mäandriſcher Flußränder und umſäumen ſie maleriſch mit Doppelkolonnaden: der Abend ſinkt nieder auf ſie; ſie falten ſchlaftrunken ihre Blätter zuſammen. Seine Blätter ſchließt in den abendroten Flußwellen der Lotos, die heilige Blume, die das Leben bedeutet, das keuſche Myſterium der Weiblichkeit. Von den hohen Stämmen der Zedern hängt weißbärtiges Moos herab, — der Wanderer hält es für eine Geiſtererſcheinung in Dämmerlüften, aber das Nachtgeſpenſt hat keine Schrecken hier; denn jeder Lebendige fühlt, dieſer Boden müſſe noch den abgeſchiedenen Geiſt feſthalten, wie er den genießenden Sinnenmenſchen beglückt hat.

Moorfeld hatte im Fluſſe dieſer Schilderung Cöleſten ununterbrochen ins Auge geſehen und ein leiſer, lächelnder Zug ſagte das übrige. Das Mädchen erriet bald, daß Moorfeld aus dieſem Auge heraus und nicht aus einer Reiſeerinnerung

dichtete, daß ſie ſelbſt das Motiv dieſer Arabesken, daß ſie ſelbſt Kuba ſei.

Gleichzeitig hatte Moorfeld einige jener bedeutungsvollen vorſchreitenden Bewegungen verſucht, aus welchen Cöleſte erkannte, daß der Fremde mit der „Cour des Winkels" bekannt ſei. Sie gab unvermerkt dieſen Bewegungen nach.

Das alles war ſtummes Spiel. Das Mädchen erwiderte die Beſchreibung von Kuba aber auch mit einigen Dankesworten. Die Dandies on short allowance gebärdeten ſich dabei wie Vergiftete. Einer derſelben (er mochte den Gedanken irgendwo geleſen haben) antwortete ohne weiteres: Pah, was mach' ich mir aus den Tropen! Es iſt weltbekannt, die Tropen haben noch keinen großen Mann geboren.

Aber wenig große Männer gab's, die nach den Tropen ſich nicht geſehnt hätten, antwortete Cöleſte, das Mädchen, das der halbtolle Engländer für ein Halbkind ausgegeben.

Moorfeld machte die Gebärde eines Suchenden und erwiderte augenblicklich: War mir's doch ſoeben, Sie hätten einen Juwel verloren, Miß.

Zur Antwort trat Cöleſte zurück, gleichſam wie man einem Suchenden Platz macht, aber es war eine Bewegung gegen den W i n k e l!

Unſer Freund geſtand ſich bald, daß dieſe „Cour des Winkels" eine höchſt liebenswürdige Nationalſitte ſei und die Telegraphie des Unausſprechlichen im Schoße der Konvenienz recht anmutig und glücklich bereichere.

Cöleſte indes fuhr fort: Wenn ich raten darf, Sir, ſo haben Sie gewiß auch den hohen Norden beſucht? Bitte, erzählen Sie uns etwas Freundliches von dem Eismeer.

Etwas Freundliches von dem Eismeer! Moorfeld berichtigte ſein Urteil ſofort dahin, daß die Dame des Winkels ihren Pfad doch auch ein wenig epinöſe machen könne, vorausgeſetzt, daß ſie die Kaprice geſchickt zu handhaben wiſſe. Er blickte der kleinen Verſucherin ins Auge, das ſo unſchuldig ſah, als ob es ſich nicht fern ſeiner Schelmerei bewußt wäre. Aber auch er blieb ſicher, die Phantaſie war ihm be-

reit. Mit freudiger Rüſtigkeit, wie ein Vogel die taubenetzte Schwinge ſchüttelnd zur Sonne auffliegt, griff er ins Füllhorn der Inſpiration. Er antwortete:

Sie haben richtig geraten, teure Miß. Auch der eisſtarrende Norden hat meine Reiſeluſt in ſeinen ſtrengen Bann zu zaubern gewußt. Aber wahrlich, es erlebt ſich nichts Freundliches dort. Wo der Eskimo ſich und ſeine Lampe aus ein und derſelben widerlichen Tranquelle nährt; wo der überwinternde Europäer ſeine Hand wie einen Handſchuh verliert und vor Hunger ſeinen Handſchuh verſpeiſt, wie eine delikate Bärenklaue: dort iſt die Erde nicht freundlich. Höchſtens könnte ich das Nordlicht beſchreiben; aber ſeit Lord Byron ſich ein Nordlicht in Verſen nannte, hat die faſhionable Welt dieſe hehre Naturerſcheinung hinlänglich ſtudiert. — Moorfeld genoß den Triumph, daß die Snobs um ihn her bereits triumphierend und auch Cöleſte zweifelnd, wenn nicht enttäuſcht blickte. Aber eben das wollte er. Er machte eine kleine „Kunſtpauſe" und fuhr dann mit einem leichten Selbſtbelächeln dieſer Koketterie fort: Zu glücklich preiſe ich mich daher, daß mich desungeachtet das Eismeer mit einem Bilde beſchenkt hat, welches mir ewig als der ſchönſte Augenblick meines Lebens vorleuchten wird. Es war in der Baffinsbai. Wir lagen an einem Eisberge vor Anker, rings um uns her große, gewaltige Eismaſſen, funkelnd und farbenſpielend unter den Strahlen der Mittagsſonne. Das Wetter war ruhig, der Himmel blau und klar. Ein Teil der Mannſchaft war ans Land gegangen, um Eier von wilden Seevögeln zu ſammeln, welche an den einſamen Felſen und Abgründen der Baffinsbai niſten. Die übrige Schiffsbeſatzung, ermüdet von den Anſtrengungen des vorhergegangenen Tages, hatte ſich der Ruhe in die Arme geworfen. Ich ging allein auf dem Verdecke auf und ab, die ganze Natur um mich her feierte ein tiefes, erhabenes Schweigen. Da bemerkte ich in der offenen See einen ungeheuren Eisberg, der in der Mitte durchbrochen war, ſo daß er eine Art Tunnel bildete. Ich konnte mich nicht erinnern, gehört oder geleſen zu haben, daß ein Reiſender in den arktiſchen Regionen et-

was Aehnliches gesehen hätte. Die Neuheit der Sache reizte mich, ich beschloß die Fahrt durch diesen Eistunnel. Bald fand ich auch zwei Matrosen, die bereit waren, mich zu begleiten. Das kleine Boot wurde ausgesetzt, die Entdeckungsreise angetreten. Wir näherten uns dem Koloß und erkannten, daß in der Höhle Wasser genug war, dem Boote die Durchfahrt zu gestatten. So wagten wir denn das Abenteuer. Wir ruderten langsam und schweigend in die Pforten des Eisberges hinein. Es war ein feierlicher Augenblick. Ich durfte mir sagen, daß ich jetzt sah, was kein Mensch vor mir gesehen, und nach mir kaum wieder einer sehen wird. Denken Sie sich einen ungeheuren Bogengang, breit, hoch, kühn gespannt und so regelmäßig gebildet, als ob er vom geschicktesten Baumeister ausgeführt wäre, an allen Stellen so glatt und eben, wie es nur der sorgfältigst polierte Alabaster sein kann, denken Sie sich das Ganze als eine halb durchsichtige Masse von der wunderbarsten, schönsten Opalfarbe — kurz einen Broadway aus Kristallglas gegossen, und die Phantasie wird eine schwache Vorstellung jener Tempelhalle haben, der schönsten, welche je die Natur an irgendeinem Punkte der Erde sich selbst errichtet. Es war ein kühler, bläulicher Dämmerschein, zu durchsichtig für die Nacht, zu gedämpft für den Tag, ein weicher Perlenglanz, ein filtrierter Mond, ein klarer, duftig lasierter Mittelschatten, der sich wie Balsam auf das Auge legte. Ein wonnevolles Licht! Es berührte den Sehnerv so geisterhaft, so z ü ch t i g, möchte ich sagen, daß sich alle Sinne in Ruhegefühl tauchten, und doch war der Zustand Begeisterung und das ganze Dasein eine selige Aufregung.

Cöleste ließ die langen seidenen Wimpern über ihr schönes Mondauge fallen. Moorfeld hielt inne, als ertrüge er den Verlust dieser dichterischen Quelle nicht, oder besänne sich, wie weit er überhaupt, ohne die Allegorie zu nahe zu legen, von seinem Zauberlichte sprechen dürfte.

Nach einer Pause fuhr er fort: Als wir ungefähr in die Mitte unsers Tunnels vorgedrungen waren, änderte sich auf einmal die Szene. Eine überirdische Helle verbreitete sich in

der Grotte. Verwundert blickten wir auf, und ſiehe! die ganze Kuppel des Eisgewölbes entlang regnete es Sonnenſtrahlen herein. An einer Stelle ſchoſſen ſie in dünnen Goldfäden, an einer andern in breiten Feuergarben nieder, hier fielen ſie in ſtumpfen, dort in ſpitzen Winkeln, hier direkt, dort gebrochen ein — wir ruderten unter einem Kreuzfeuer von prismatiſchen Raketen. Wo das Licht unmittelbar den Spiegel der Eiswände traf, loderten ſie auf wie geſchmolzenes Gold und Silber; Partien, die in Schatten lagen, kontraſtierten mit einem tiefkräftigen Dunkelblau voll Ernſt und Majeſtät dazwiſchen, und der Uebergang von der blendendſten Strahlung zum vollſten Schatten belebte den Bogengang mit einer Szenerie von Schein und Widerſchein, von Licht- und Farbenſpielen, die ſich mit jedem Ruderſchlag bilderreich auflöſte und bilderreicher zuſammenſetzte. Wir trieben in einem unermeßlichen Kaleidoſkop. Unſre Sinne umſpannten die Pracht dieſes Schauſpiels nicht mehr. Der Sinnenmenſch war tot, die Erde verſchwand vor mir, ich war ein ſeliger Geiſt, die Pforten des Paradieſes ſchienen mir aufgetan. Welch ein verklärender Wechſel! Die Eisgrotte, eben noch ein kühler, dämmeriger Knoſpenkelch, ſchlummerte traumblöden Zauberſchlaf — ein Strahl von oben traf ſie — und die Undine hatte ihre S e e l e empfangen!

Das Auge des Mädchens blitzte auf. Es begegneten ſich ſprechende Blicke. Eine Pauſe — Moorfeld fuhr fort:

Einige Sekunden lang berauſchte dieſe Szene uns völlig. Allmählich kehrte der Gebrauch der äußeren Sinne wieder zurück. Und jetzt geſchah uns ſonderbar. Wir bemerkten, daß das Meer um uns her in einen Wellenſchlag geriet. Auch die Wände des Eisberges ſchienen außer der Ortsveränderung unſeres Bootes einer ihnen eigentümlichen Bewegung zu folgen. Der Eisberg ruhte nicht, er ſchwamm. Gleichzeitig zeigte ſich's, daß die Lichtzugänge ins Berginnere ſich abwechſelnd ſchloſſen und öffneten und zwar in ziemlich raſcher Folge des einen wie des andern. Bei dieſer Beobachtung wurde uns überhaupt der Grund dieſes Lichtzufluſſes klar. Wir entdeckten, daß der Eisblock in ſeiner ganzen Breite von

einem Ende zum andern — zerborſten war! Dieſer Riß war es, der zu Häupten uns den Himmel öffnete, indem er zu Füßen uns den Todesabgrund legte. Der ſchwimmende Eiskoloß konnte in jedem Augenblick in ſich zuſammenſtürzen. Mit angehaltenem Atem flüſterte ich dieſe Entdeckung meinen beiden Gefährten zu. Sie nickten mir ſtumm zurück und die Bläſſe ihrer Mienen zeigte, daß ſie unſern Zuſtand bereits kannten. Unſre Lage war fürchterlich. Wir ſahen vor und hinter uns, überall ſchien der Ausweg eine gleich lange Bahn von Gefahr. Wir lauſchten mit wirbelnden Sinnen, in welcher Richtung die Meeresſtrömung treibe; aber die Wellen taumelten unregelmäßig durcheinander. Endlich legten wir inſtinktmäßig die Ruder ein, jeder von uns empfahl im ſtillen ſeine Seele, und pfeilſchnell ſchoſſen wir die Eiswände dahin. Glücklich gelangten wir unter den freien Himmel hinaus. Ein donnerndes Hurra der Matroſen begrüßte ihn. Noch hatten wir unſer Schiff nicht erreicht, da krachte die mürbe Eismaſſe zuſammen, regte das Meer weit und breit auf und erfüllte es mit ihren Trümmern. Traurig ſah ich ſie treiben. Sie hatten mir einen Hochpunkt des Lebens geſchenkt, und leicht vergaß ich, daß ſie bald das Leben ſelbſt dafür gefordert. Aber gibt ſich die Schönheit überhaupt wohl für geringeren Preis? — Das, verehrteſte Miß, iſt es, was ich „Freundliches aus dem Eismeere" berichten kann.

Das junge Mädchen war mit regſamſter Phantaſie dieſer Erzählung gefolgt. Sie hatte zuletzt vergeſſen, daß ſie Dichtung höre, ſie hatte der „Cour des Winkels" vergeſſen, und wie ſie ihre Anerkennung innerhalb dieſer Sitte ausdrücken könne. Gefeſſelt ſtand ſie an ihrem Platz, und erhob ihr Auge zaudernd, faſt furchtſam jetzt wieder zu Moorfeld, indem ſich ihr Mund zu irgendeiner Erwiderung öffnete. Aber nicht ihr Wort ſollte Moorfeld vernehmen. Die Gemeinheit begehrte auch ihres Rechtes. Moorfeld ſollte erinnert werden, in welcher Umgebung er ſtand, und daß er die Höhe dieſes Augenblicks nur der Niedrigkeit abkämpfen könne. Derſelbe Menſch, welcher zuvor geſprochen, trat jetzt wieder als Wortführer ſeines Cötus auf und ſagte raſch, in der deutlichen

Abſicht, jedem andern Eindrucke zuvorzukommen: Wahrhaftig, Sir, Sie haben ſchöne Reiſen gemacht, das iſt ein Faktum. Reiſen, will mich bedünken, iſt überhaupt das Beſte, wozu ein Gentleman ſeine Mittel und ſeine Muße verwenden kann. Es hilft entweder große Lebensweisheit erwerben, oder mindeſtens — eine große Leere ausfüllen.

Sehr wahr, Sir, antwortete Moorfeld gemeſſen, aber leider ſehe ich viele zu Hauſe bleiben, welche namentlich in letzterer Beziehung das dringendſte Motiv hätten, auf Reiſen zu gehen.

Moorfeld begleitete dieſe Zurechtweiſung mit einem entſprechenden Blicke. Sein Widerſacher war eine echte Rowdy-Geſtalt. Er handhabte eine Baguette, lang und dünn wie eine Makkaroni, und fuchtelte höchſt ſittſam gegen ſein grotesk chiniertes Beinkleid damit. Alle Faſſung aber benahm es, zu ſehen, daß der Menſch in zweierlei Schuhen ging: der eine lief in eine Spitze zu, der andere war breit abgehackt. Moorfeld erfuhr bei einer ſpätern Gelegenheit, daß es ihm eine ſtarke Wette gegolten, in ſolchem Fußzeug Bennets Salon zu beſuchen. Uebrigens genoß er vor ſeinen Kameraden die Auszeichnung einer ſchönen und tüchtigen Männerfigur, die ihre Verballhornierung in forcierter Frechheit und Albernheit doppelt bedauern ließ.

Der Rowdy antwortete: Wir Amerikaner kommen weniger zum Reiſen als irgendein Volk der Welt. Denn erſtens haben wir zu viel zu tun, und zweitens reiſt ſich's nur als Garçon leicht; der Amerikaner aber heiratet früh, und das iſt jedenfalls das Beſte, was er tun kann.

Allerdings, die Ehe beſſert, ſagte Moorfeld.

Was wollen Sie damit ſagen, Sir? Bedarf unſre Jugend in Ihren Augen der Beſſerung?

Ich hoffe nicht, daß ihr die Fähigkeit dazu abgeht. Beruhigen Sie ſich übrigens. Die Frage geht zur Hälfte auch die Frauen an. Und ich geſtehe Ihnen gern, ich kenne Amerikas Frauen wenig.

Darf ich mir ein Urteil erlauben, Sir, ſo ſind Sie überhaupt ein Verächter des Geſchlechts?

Ich bedauere, daß Sie einen ſo barbariſchen Einfall ein Urteil nennen. Woraus ſchöpfen Sie dieſes ſogenannte Urteil?

Aus Ihren Reiſen, Sir. Wo die Phantaſie auf ſo großartige Bilderjagden auszieht, dort iſt das Herz ſchwer zu feſſeln. Sie haben zwiſchen Tropen und Pol viel Schönes geſehen, Sir, aber wir ſind zu Hauſe geblieben, Sir, und ſehen Sie, Sir, wir haben der Schönheit doch voller und unmittelbarer ins Auge geſchaut.

Wir brauchen kaum zu bemerken, in welcher Haltung Cöleſten gegenüber dieſe Worte geſprochen waren. Der Sprecher bemühte ſich offenbar, ſein Geſpräch ſo beziehungsvoll als möglich zu wenden. Aber Moorfeld hatte kein Intereſſe ihn hier zu ſtören, ſondern nur zu überbieten. Er antwortete:

Was Sie an Ihrem Platze Holdes und Vortreffliches bewundern, das geſtehe ich Ihnen von ganzem Herzen zu, Sir. Ich ſagte es ja: ich kenne Amerikas Frauen wenig. Und ſehen Sie, Sir, daß ich ſelbſt jetzt an dieſem Platze ſtehe, das ſpricht nur *für* das Prinzip der Reiſen: wie wäre ich ſonſt hergekommen? Weiber erfüllen freilich die ganze Welt; aber die ganze Welt will auch durchwandert ſein, um *das Weib* zu finden, das Idealweib, die Blüte und den Hochbegriff ihres Geſchlechts.

Cöleſte blickte fragend auf. Es war faſt ein kindlicher Zug von dem Mädchen, daß ſie naiv zweifelte, ob ſolch ein hohes Wort für ſie geſprochen. Moorfelds Auge aber mußte ſie hinlänglich orientiert haben, denn ſie ſchlug das ihre nieder und — gewährte als „Dame des Winkels" Raum zwiſchen ſich und Moorfeld, den dieſer ſogleich einnahm.

Der Rowdy warf ſich in Fechterpoſitur.

Nun, bei Gott, rief er emphatiſch, ſo möchte ich mein Vaterland nicht hintanſetzen! Sie werfen auf die Frauen Ihres Vaterlandes ein Licht, Sir —

Erlauben Sie, Sir. Das Wort Vaterland hat einen vollgehaltigen Begriff in der Politik. Der Amerikaner denkt ſich ein lebensvolles, reichgegliedertes Gewebe von Parteiungen, Standpunkten, Intereſſen und Vorteilen darunter, — vielleicht denkt er ſich auch Mädchenblick und Händedruck dar-

unter. Es steht ihm das ganz frei. Ich aber bitte jeden, mich aus dem Spiele zu lassen, der so geistreich ist, eine so große und rein menschliche Sache unter einem beschränkten Horizont zu betrachten: diese Beschränkung heiße nun Vaterland oder wie immer.

Cöleste sah den Dandy mit jenem Auge an, welches sagt: was willst du darauf antworten? Zugleich näherte sie sich wieder dem „Winkel".

Der Nebenbuhler knirschte. Aber er schien entschlossen, die Partie nicht aufzugeben. Das Idealweib! sagte er achselzuckend. Man muß das Weib auch mit seinen Schwächen lieben können.

Ich gebe Ihnen noch mehr zu, antwortete Moorfeld, nicht nur mit, sondern wegen seiner Schwächen! In den idealen Zügen der Weiblichkeit dürften die Schwächen wahrlich nicht fehlen. Nur müssen es auch wieder gewählte Schwächen sein.

Das ist unverständlich, sagte der andere.

Verzeihung, Mr. Howland, das finde ich nicht, wendete Cöleste ein. — Bei dem Namen Howland erkannte Moorfeld auf einmal seinen Mann. Er sah jenen Rowdy-Elegant wieder, den er zuerst als Kommandant eines Löschbataillons sein ritterliches aber kokettes Wesen treiben gesehen. Er verwunderte sich nicht wenig, daß man solchen Straßenhelden auf dem Parkett des Salons begegnen könne.

Howland antwortete kurz, fast rauh: Nun wohl, es ist nicht unverständlich. Sie haben recht. Ich brauche auch nur jene Geschöpfe zu sehen, die wir hier deutsche oder vielmehr hessische Mädchen heißen, so verstehe ich sehr wohl, was Sie gewählte Schwächen nennen. Es ist eine Argumentation durchs Gegenteil.

Mich dünkt, um nicht pöbelhaft zu sprechen, spreche man überhaupt von dem Pöbel keiner Nation, sagte Moorfeld nachdrücklich. Cöleste aber trat begütigend dazwischen: In der Tat, meine Herren, wir können hier unmöglich eine Gelegenheit zu Mißverständnissen haben. Der Ruf der deutschen Mädchen erfüllt ja die Welt. Ihr weiblicher Charak-

ter iſt anerkannt der liebenswürdigſte, ja er wird oft für den muſtergültigen ſelbſt gehalten. Haben wir nicht Deutſch gelernt, um jener Uhlandſchen Königstöchter, um jener Goetheſchen Gretchens und Klärchens willen, die in der ſchlichten Tiefe, in der ſüßen Innigkeit, in der duftigſten Zartheit und gewagteſten Kraft ihrer Empfindung als reizende Typen des Geſchlechtes, ja als der weibliche Genius überhaupt uns erſchienen ſind? Warum wollten wir dieſe Wahrheit leugnen, Mr. Howland?

Der leichte Seufzer, womit das ſchöne Kind Newyorks dieſes Wort begleitete, ſchien unſerm Freunde nicht ohne einen Anflug graziöſer Koketterie. Er hätte das weibliche Herz ſehr mißverſtanden, wenn er dieſe Anerkennung nicht mit einer leichten Schattierung von Mediſance erwidert hätte. Er antwortete:

Sie überzeugen mich aufs angenehmſte, verehrte Miß, daß der Schönheitsadel aller Nationen mit Leichtigkeit an ſeinen gemeinſamen Familienzügen ſich erkennt. Sie nennen glänzende Dichternamen als Träger des deutſchen Frauenruhms und umgehen es mit Zartſinn, daß nur die eigene Vortrefflichkeit das Verhältnis des Vortrefflichen vermittelt, und daß der goldenſte Dichtermund ohne ſympathiſche Herzen ſo ſtumm wäre, als ſpräche er in einem Luftballon jenſeits der Grenze, wo die Atmoſphäre den Schall nicht mehr fortpflanzt. Aber ich muß mich verteidigen. Nicht aus Widerſpruchsluſt, ſondern nur, damit die Imputation, welche dieſer ehrenwerte Gentleman ausſprach, nicht mehr Wahrſcheinlichkeit gewinne, als ihr gebührt, erlaube ich mir doch zu bemerken, daß der deutſche Frauencharakter weit entfernt iſt, auf der Höhe jenes Abſchluſſes zu ſtehen, welcher den, der auch andere Länder Menſchen kennen lernen will, als einen Verächter des vaterländiſchen Ideals erſcheinen ließe. Das poetiſche Deutſchland iſt nicht das wirkliche. Die Dichter ſagen die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Der ſchöne grüne Jungfrauenkranz könnte immer noch ſchöner und grüner ſein. Es liegt viel Mehltau darauf. Empfindung iſt häufig Sentimentalität, d. h. Empfindung ohne Gegenſtand, oder ohne

großen Gegenstand; vermeinte Sinnigkeit bedeutet oft die Abwesenheit der Sinne, und jene kühle, nur deutschen Mädchen eigentümliche Schwermut, welche aus dem dunklen Bewußtsein geistiger Kraftlosigkeit kommt; durch den Blumenflor aller weiblichen Tugenden schleicht sich die Prüderie und pinselt die schönsten Rosen mit Zinnober an, gleichsam um mit Pferdekraft zu erröten. Es ist viel Schwächliches, viel Abgestandenes in dem blaßblonden Geschlechte Thusneldas. Man hat in Deutschland, oder überhaupt in der alten Welt, einen Niederschlag des langen geschichtlichen Lebens, welchen man Philisterei nennt, und wovon Amerika gottlob keinen Begriff hat. Ich bin verlegen, Miß, wie ich Ihnen diesen Begriff definieren soll, denn Philisterei ist nicht sowohl ein Uebel, als vielmehr der Inbegriff aller Uebel. Philisterei ist Beschränktheit des Geistes und Herzens. Sie entsteht aus der Pflege des Hergebrachten, aus der Pflege der unveränderlichen Gewohnheit. Eine solche Pflege entwickelt stark den Detailsinn, Detailsinn aber ist nur bis zu einer gewissen Grenze gut. Innerhalb dieser Grenze macht man seine Sachen sauber, appetitlich, hat viel Empfindung fürs Formelle, einen gewissen Kunstsinn, ist in Freundschaft und Liebe ein Bienenkorb voll fleißiger Aufmerksamkeiten. Innerhalb. Drüber hinaus aber wird's schauerlich. Da hat dann der Sinn fürs Detail so überhandgenommen, daß er höckerhaft auf alle edleren Organe drückt, und Herz, Phantasie, Enthusiasmus, rasche Entschlüsse, kühne Ideen, feurige Hingebung, das alles muß elend zugrunde gehen. Detailsinn verschlingt in seiner Ueber- und Mißbildung den ganzen Menschen, der Mensch wird kleinlich. Diese Kleinlichkeit ist es, welche Philisterei heißt. Und ich bin leider das Geständnis schuldig: Philister und Philisterinnen sind im Hause der heiligen Germania ein sehr zahlreiches Genre.

Cöleste trat, wie verwundert, einen Schritt zurück. Es war aber nur eine Bewegung gegen den Winkel. Moorfelds Entgegnung war aufgenommen, wie er ahnte. Er fuhr fort:

Sie selbst nannten zuvor Klärchen, verehrteste Miß. Aber die Spuren der Philisterin entdecken wir auch in ihr. Wie

ſie ihren aufgeputzten Helden abtätſchelt, ſeinen Samt und ſeine Ordenskette anſtaunt, das hat mir nie gefallen. Das iſt philiſterhaft. Das Mädchen, das ein Bube ſein will, um ihrem Auserwählten die Fahne vorzutragen, mußte ihn überhaupt nicht als Ritter vom goldenen Vließ, ſie mußte ihn im Reiterkollett ſehen wollen, das er in der Schlacht von Gravelingen trug. So gefällſt du mir am beſten! Aber ſolche Züge zeichnen den Charakter der deutſchen Mädchen. Nur daß ſie nicht die Brüſſeler Bürger haranguieren und Gift nehmen, ſondern zu Hauſe ihre vier Wände haranguieren und den Brakenburg nehmen.

Klärchens Entzücken über das goldene Vließ ſcheint mir ſo ſchlimm nicht, ſagte Cöleſte, indem ſie mit einiger Verlegenheit die Augen niederſchlug. Wir erinnern uns, daß ſie ſelbſt, nach den Worten ihres Vaters, in einem „Babel von Bagatells" lebte.

Schlimm! antwortete Moorfeld, was könnte das köſtliche Mädchen ſchlimm kleiden? Ihre weibliche Größe macht vielmehr dieſen Kontraſt des Minütiöſen notwendig. Schlimm wird das Kleinliche erſt, wenn die Größe dazu fehlt, oder noch beſſer, wenn das Kleinliche ſelbſt wieder zu einer Art Ungeheuerlichkeit ausartet. Schlimm war gewiß jene Herzogin von Buckingham. Der Herzog, ihr Gemahl, hatte in einem der Bürgerkriege Englands das politiſche Verbrechen begangen, ſich beſiegen zu laſſen, und wurde zum Tode verurteilt. Er beſtieg das Schafott. Schon ſchwang der Nachrichter das Schwert über ſein Haupt, da erſcheint ein Bote von Mylady. Mylady läßt ihrem Manne ſagen — es wäre doch ſchade, wenn ſeine diamantenen Hemdknöpfchen ein Erbe des Henkers würden; er möge nicht vergeſſen, ſie im letzten Augenblicke abzulöſen und umgehend zurückzuſchicken.

Welch ein Rabencharakter! rief Cöleſte.

Und doch war das gute Weib, fuhr Moorfeld fort, vielleicht kein Monſtrum von Herzloſigkeit, ſondern nur von Kleinlichkeit. Sie war gewohnt, ihre Sachen in Ordnung zu halten. Sie war ein Krüppel des Detailſinns. Sie war eine Philiſterin.

Cöleſte blickte nachdenklich, faſt in ſich gekehrt. Sie ſah ihre Vorliebe für Bijouterientand offenbar in einem neuen Lichte; ſie war in dieſem Augenblicke zum erſten Male über die harmloſe Mädchenliebhaberei zur Reflexion gebracht.

Mr. Howland, dem der häusliche Charakter des jungen Mädchens natürlich bekannter war als unſerm Fremden, der nur in flüchtiger Konverſation davon gehört, wußte dieſem Anflug von Beſtürzung auch beſſer auf den Grund zu blicken, und glaubte davon gewinnen zu können. Jetzt, dachte er, ſei der Augenblick gekommen, den läſtigen Gaſt aus dem Felde zu ſchlagen. Er ergriff die Gelegenheit, ſich um das beunruhigte Kind verdient zu machen und die Ausfälle auf den Nebenbuhler zu erneuern. Mit einer Siegesgewißheit, die bereits Schadenfreude ſelbſt war, nahm er das Wort:

Ihr Urteil drückt auf das zarte und leicht verletzliche Geſchlecht mit einer Laſt, ſagte er zu Moorfeld gewendet, die ich faſt grauſam nennen möchte. Sie verbinden, Sie ziehen Schlüſſe, Sie kombinieren Charakterzüge der unſchuldigſten und gravierendſten Art mit einer ſo drakoniſchen Logik, daß Sie den Charakter des Weiblichen eigentlich aufheben zu wollen ſcheinen. Wenigſtens ſehe ich nicht, wie vor der Methode Ihres Urteilens zwiſchen dem Liebenswürdigen und dem Abſcheulichen noch eine Unterſcheidung beſtehen ſoll, wenn die leichteſte Nüance eine Art Hängebrücke abgibt, auf welcher der kecke Fuß des Konſequenz-Kundigen ſchwindelfrei hin und wieder hüpft. Was Sie Detailſinn oder Sinn des Kleinlichen nennen, wurde mir übrigens dankenswert klar in Ihrer Ausführung; ſo klar, daß mir zumute war, ich ſähe dieſen minütiöſen Sinn gleichſam vor meinen Augen ſtehen. Und nicht nur jenem Geſchlechte —

Mr. Howland dachte nicht anders, als er würde die Dame des Winkels mit dieſem Plädoyer der klaſſiſchen Ecke anzunähern imſtande ſein. Nur ein Schritt war noch zu tun. Aber Cöleſte gewährte ihm dieſen Schritt nicht. Sie ſtand vielmehr und erwartete mit unverhohlener Spannung Moorfelds Antwort.

Moorfeld unterbrach ſeinen Gegner in dem Augenblicke,

als jener eine direkte Injurie ausgesprochen hatte und noch fortzuführen im Begriffe war. Er unterbrach ihn im Tone eines ruhigen, obgleich ernsten Verweises.

Halten Sie ein, mein Herr, sagte er. Wenn Sie für Frauen sprechen, so engagieren Sie Ihr Gespräch so, daß Sie Frauen nicht erschrecken. Sie haben herausfordernd gesprochen und wollte ich herausfordernd antworten, so würden wir eine Dame verscheuchen, die wir zu fesseln wünschen. Also nichts mehr von diesem Genre, wenn ich bitten darf. Und mehr gegen Cöleste gewendet, fuhr er fort: Es ist wahr, ich schließe von kleinen Zügen oft auf den ganzen Charakter. Diese Mikrologie mag ihr Grausames haben, wenn der Schluß ungünstig ausfällt. Ich gebe das zu. Ich sehe aber nicht ein, warum ich den Baum nur am Stamm und nicht auch in seinen zartesten Ausspitzungen erkennen sollte. Und ist es ein edler Baum, so erkenne ich seinen Adel ebenso leicht an. So hat es einst mein günstigstes Vorurteil erregt — aber ich will mir erlauben, den kleinen Zug zu erzählen. Ich promenierte vor nicht langer Zeit hier auf der Battery. In einiger Entfernung von mir gingen drei junge Ladies in eleganten Morgentoiletten die Laubgänge entlang. Sie waren ohne männliche Begleitung — sei's, daß ihre Equipage am Eingang des Parks hielt, oder daß ihr Haus selbst in der Nähe lag, was das wahrscheinlichste war, denn sie gehörten, wie ich sehen konnte, jener Gesellschaftssphäre an, welche auf der Battery ihre Residenz hat. Diesen Damen kam ein Newsboy entgegen, welcher seine Zeitung ausrief. Der Junge handelte aber gleichzeitig noch mit einer andern Literatur und diese rief er ebenso unverhohlen aus. Ich traute meinem Ohre nicht. Dicht vor den Mädchen erhob er seine Stimme zu einem obszönen Proklam, daß mir zumute war, eine moralische Pulvermine fliege vor ihnen auf. Die armen Kinder konnten weder vor, noch zurück, noch seitwärts; der freche Knabe lief ihnen geradezu in den Weg; sie mußten hören wohl oder übel. Sie hörten auch. Die eine begrub ihr Gesicht ins batistene Taschentuch, die andere wandte das Köpfchen seitwärts, als

wäre ſie eben geiſtesabweſend, die Dritte aber ſah ich ſtille ſtehen. Sie hielt den Jungen an, nahm ihre Perlbörſe zur Hand, winkte, und im nächſten Augenblicke flog das obſzöne Portefeuille über den Batterywall ins Meer. Sehen Sie, ſagte Moorfeld, indem er ſeine Stimme mit einem eigentümlichen Timbre ausklingen ließ, dieſer Zug gefiel mir. Den Buben zu ignorieren, ſich zu ſtellen, als verſtände man ihn überhaupt nicht, war freilich auch mädchenhaft, ſogar mädchenhafter, aber in jenem Philiſterſinne, von dem ich zuvor ſprach. Es hatte faſt etwas Komiſches, etwas vom Vogel Strauß, wenn er ſeinen Kopf in den Sand ſteckt. Die Dritte fühlte das und trat mit einer edlen Freimütigkeit aus der kleinlichen Modeſtie heraus, um nach einer größeren zu handeln. Das Unſittliche war freilich in der Welt, das konnte ſie nicht hindern; aber ſie ließ es nicht vorübergehen an ſich. Der Moment, da es an ſie herankam, war auch ſein letzter. Eine Berührung ihrer reinen Hand und es verſchwand. Das war äſthetiſch. Es lag eine ſo ſchöne Harmonie in dieſem Zuge, — man nenne ihn ſcheinlos, wie man will, aber ich ſchäme mich nicht zu geſtehen, ich würde nach dieſem Zuge jener Dame für ewig eine gewiſſe Genialität ihrer Weiblichkeit zutrauen.

Cöleſte ſtand da in tiefe Purpurglut getaucht. Sie ſtand da in einem Momente ihrer höchſten Mädchen-Schönheit. Freude, Scham, Stolz, der tiefſte Kern ihres weiblichen Bewußtſeins geſchmeichelt, wie es die Galanterie der Alltäglichkeit auch bei geräuſchvollerer Oſtentation nimmermehr in ihren Mitteln hat — der ganze Nimbus ihres Geſchlechtes umſpielte das reizende Mädchen. Sie wagte nicht zu Moorfeld das Auge zu erheben. Er hatte ſie erkannt — der Ton ſeiner Stimme, der ganze Akzent ſeines Vortrages verriet ihr's. Und wenn ſie jetzt den letzten Schritt nach dem Winkel zurücktat, ſo geſchah es kaum noch im konventionellen Sinne, — es war der natürliche Ausdruck des Augenblicks; ſie bebte zurück wie eine Venus verſchämt vor ihrer eigenen Schönheit flüchtete.

Die „Cour des Winkels" war jetzt zu Ende. Aber die

Snobs waren wütend. Mr. Howland ſann auf eine neue Tücke, ſeinem Nebenbuhler beizukommen. Und iſoliert wie er ſich ſah, fing er zu deklamieren an:

Ich ſteh' auf hohem Berg allein —

auf einmal blickte Cöleſte auf zu ihm. Der Dandy kopierte jetzt ganz Moorfelds Attitüde von zuvor. Er warf ſich in ein Air von Begeiſterung, welches das Vorgeben durchſchimmern ließ, den dichteriſchen Ausdruck allegoriſch zu gebrauchen, er heftete ſeinen Blick ſchwärmeriſch auf Cöleſten und deklamierte aus ihrem Auge heraus:

Ich ſteh' auf hohem Berg allein
In meinem Schmerz und denke dein;
Ein Brünnlein rinnt zu meinem Fuß
Und liſpelt leis: ich muß, ich muß
Ins grüne Tal hinab von hier,
Dort grüß' ich heimlich ſie von dir!

O Brünnlein, Brünnlein hell und klar,
Gleichſt meinen Tränen ganz und gar:
Es weint der Berg dich ſtumm und ſtill,
Weil noch ſein Lenz nicht kommen will;
O rieſle, rieſle fort ins Tal
Und ſag' ihr das viel tauſendmal.

Das Gedicht heißt „Des Schäfers Botſchaft" wandte er ſich gegen Moorfeld, — wie gefällt es Ihnen, Herr Doktor?

Ich begreife zunächſt nicht, wie es hieher gehört, antwortete Moorfeld, erzürnt über die forcierte Störung.

Mit Erlaubnis, Sir, ein gutes Gedicht gehört überall hin.

Ein gutes!

Wie, Sir, iſt das Gedicht ſchlecht?

Ganz außerordentlich, Sir!

Hätte Moorfeld bei ſeiner eigenen inneren Fülle jetzt einen Blick haben können für den verſteckten Geiſt dieſes Augenblicks, ſo hätte es ihm auffallen müſſen, daß ſich eine eigentümliche Verlegenheit in Cöleſtens Antlitz malte, während Mr. Howland mit einer fauniſchen Schadenfreude ſich die Lippe biß.

Ihre Gründe, Sir! Ihre Gründe! rief der Snob mit einem ungewöhnlichen Eifer.

Gründe! ſagte Moorfeld wegwerfend, mein Gott, ja! ſie ſind wohlfeiler als Brombeeren hier.

Nun, Sir?

Moorfeld antwortete mit einer Gelaſſenheit, die nur die Bändigung ſeiner inneren Aufregung war:

Betrachten wir, um einer amerikaniſchen Anſchauungsweiſe entgegenzukommen, das Gedicht zunächſt nur unter der Kategorie der Zweckmäßigkeit. Das Gedicht iſt eine Adreſſe. Es adreſſiert ſich an die Geliebte. Wie, denken Sie ſich nun, erreicht dieſe Adreſſe ihren Zweck? Der Kern des Gedichtes iſt der Vergleich eines weinenden Liebhabers mit einem weinenden Berg. Ein Liebhaber und ein Berg! Der Dichter hat auch nicht den leiſeſten poetiſchen Inſtinkt für die Nebenbegriffe eines Bildes, ſonſt würde er ſich nicht ſelbſt zum Falſtaff machen. Er tut es aber, und ſo iſt der Zweck ſeiner Adreſſe verfehlt. Die Schäferin ſoll doch nicht einen Falſtaff lieben? Dies iſt der Nebenbegriff des Bildes; nun aber das Bild ſelbſt. Iſt das Quellrieſeln eines Berges ein zweckmäßiges Bild für das Weinen eines Liebhabers? Warum ſoll der Berg weinen? „Weil noch ſein Lenz nicht kommen will"? Aber der Berg hat ſeit tauſend und mehr Jahren die Erfahrung gemacht, daß der Lenz regelmäßig kommt. Weinen denn *wir*, wenn einmal ein Frühling ſchlecht gerät? Und der Berg hat ungleich mehr Zeit zu verſäumen. Sie merken alſo, der Gedanke des Gedichts iſt Unſinn. Und dieſer Unſinn ſoll der Geliebten *vieltauſendmal* geſagt werden! Ich danke ſchön. Es liegt auf der Hand, warum der Dichter ungeliebt iſt. Das Mädchen will von dem langweiligen Kauz nichts wiſſen. Er kann lange ſingen! Er wird keinen Eindruck machen. Er ſingt — ich wiederhole es, um Sie mit allen höheren Diſtinktionen zu verſchonen — er ſingt nicht zweckmäßig.

Howland hatte Mühe, den wilden Freudenglanz ſeines Auges zu verbergen. Cöleſte ſagte ſchüchtern, faſt bittend: Es iſt ja nur erotiſche Poeſie!

Moorfeld glaubte, das Mädchen ſtehe für Howland ein, und wollte ihm mit weiblichem Takte aus der Klemme helfen. Aber ſelbſt wenn er dem Gegner dieſe Gunſt hätte gönnen wollen — und es wäre in dieſem Augenblicke nicht gemeine Selbſtverleugnung geweſen — er durfte die Intereſſen der Poeſie nicht preisgeben. Er freute ſich vielmehr, daß Cöleſte ſelbſt an dem Stoffe teilnahm; es gab ihm Gelegenheit, ſich mit jener Wärme des Moments zu äußern, die er vor dem andern nur mühſam zurückdrängte.

Voll Eifer antwortete er: Warum, teuerſte Miß, ſoll erotiſche Poeſie zur Trivialität verdammt ſein? Doch nicht, weil ſie den Frauen geweiht iſt? Aber in der Tat, das iſt die Urſache. Die erotiſchen Dichter begehen alle einen Fehler. Sie glauben, die Geliebte nicht genug feiern zu können, und vergeſſen ſich ſelbſt. Sie raffinieren auf den forcierteſten Ausdruck der Liebe, der Zärtlichkeit, der Ergebenheit, ſie leiſten das Möglichſte und Unmöglichſte, um Herz zu zeigen, und tun nichts, um Charakter zu zeigen. Das iſt das Grundübel. Sie opfern alle das männliche Element dem weiblichen. So geſchieht's, daß keine Kunſtgattung mehr Witz aufbraucht, ihre Ausdrucksmittel ſtets zu erneuern und zu verſtärken, und keine rettungsloſer der einen und ewigen Ohnmacht verfemt iſt, als die erotiſche Poeſie. Eine paradoxe Forderung: den Frauen zu huldigen und ſich ſelbſt dabei zu bedenken, warf Howland ein.

Als ob den Frauen gedient wäre mit Männern ohne Selbſtgefühl! antwortete Moorfeld. Der erotiſche Dichter gewöhnlichen Schlags ſcheint es aber faſt zu glauben. Er plagt ſich aufs ausgeſuchteſte, die Leidenſchaft zu malen, und vergißt darüber, die Kraft anzudeuten, die von dieſer Leidenſchaft beſiegt worden iſt. Das iſt's, was ich ſeinen Grundfehler nenne. Denn die Frauen wollen Männer erobert, nicht Strohhalme geknickt haben.

Howland entgegnete aufreizend: Ich finde es ſeltſam, Sir, welche Mühe Sie aufwenden, ein gutes Gedicht, das Sie herabſetzen wollen, nach einem Ideale zu meſſen, das nie exiſtiert hat und nie exiſtieren wird. Beiſpiele, Sir, Beiſpiele!

Endlich haben Sie recht, rief Moorfeld lebhaft. Beiſpiele! Dabei allein kann uns wohl werden! Ich diene mit größtem Vergnügen. Nur die Poeſie ſelbſt kann die Poeſie erklären.

Howland ſah mit finſterſter Miene, wie wenig Verlegenheit er ſeinem Rivalen bereitete, vielmehr wie glücklich er ihn gemacht zu haben ſchien. Moorfeld war plötzlich verwandelt, aus Ton und Haltung verſchwand alle Bitterkeit der Polemik, man ſah, ein Geiſt der Freude und Befriedigung kehrte in ihm ein, der Wohllaut einer ſchönen, reingeſtimmten Empfindung zog durch ſeine Seele. Mit dieſem Ausdruck ſprach er folgende Strophen:

Hinter dem Walde
Steht ein Hüttchen
Eng und nieder
Mitten im Flieder.

Aus dem Fenſter
Lang' ich das Dach,
Neh' ich den Finger
Unten im Bach.

Eine Rebe
Faßte das Ganze
Schlangenwindig
In ihrem Kranze. —

Ach, wie kam es,
Daß dieſer Zoll
Die Welt des Mannes
Bedeuten ſoll?

Höher am Hügel
Liegt ein Stein,
Oft ſitz' ich droben
Im Abendſchein —

Die rote Erde
Rings um mich her,
Täler und Hügel,
Ufer und Meer:

O wie entzückt' es
Mir ſonſt die Bruſt!
Wie wogt' und drängte
Tatenluſt

Hinüber, hinüber,
Hinaus, hinaus,
Und nirgend die Heimat,
Die Welt mein Haus —

Das iſt nun alles,
Nun alles dahin!
Das enge Häuschen
Das bannt meinen Sinn!

Nicht ſpreitete drin ſich
Der kleinſte Baum:
O Leben, o Jugend,
Dir gibt es Raum! —

Was ſoll ich wünſchen?
Daß es ſo bliebe?
Daß es einſt ende?
O Liebe! Liebe!

An dieſer Stelle würde ein anderer Liebhaber vielleicht zu ſeufzen erſt anfangen, ſagte Moorfeld; — der unſrige braucht es nicht. Die Empfindung an ſich zu halten, iſt unter allen Umſtänden ausdrucksvoller, als ſie auszudrücken. Hier der Schauplatz der Weiblichkeit — das enge niedrige Hüttchen, — dort der Schauplatz der Mannhaftigkeit, — die weite tätige Welt — und das Hüttchen Siegerin in dieſem Kontraſte. Das ſagt genug. Aber Sie ſehen, eben dieſes Kontraſtes bedurft' es.

Hören Sie weiter, fuhr Moorfeld fort. Von dem Geiſte der Poeſie hingeriſſen, aufgeregt in ſeiner tiefſten Klangfähigkeit, war ihm Howland kaum noch etwas anderes als ein blindes, ja günſtiges Zufallsſpiel, das ihm erlaubte, an erwünſchteſter Stelle das Hochgefühl dieſer Stunde auszuſtrömen. Er rezitierte folgendes Gedicht:

Erſt baute der Mann die Hütte, den Herd,
Und fühlte nur ſich und das Seine;
Sein Weib, ſein Kind war ihm alles wert,
Sie umſchloſſen die ganze Gemeine.
Da ſtand vor den Laren im häuslichen Flur
Die älteſte Gruppe der Natur.

Dann erwachte das mächtige Stammgefühl,
Dem Gleichen verband ſich ein Gleicher,
Hetärien ſtürzen ins Kampfgewühl,
Es belebte die Erde ſich reicher:
Das verwandte Blut, zur Menge geſellt,
Umſcharte das patriarchaliſche Zelt.

Und die Stämme vereinten zum Volke ſich,
Und ergoſſen ſich durch die Geſchichte;
Die Fehden ruhten, der Hader wich,
Und die Einheit drängte zum Lichte;
Ein Herz, eine Sprache, ein geiſtiges Band,
Ein teures, ein heiliges Vaterland!

Doch die Menſchheit wuchs und der Geiſt gebar
Die großen, die letzten Gedanken;
Das Volk und das Land, wie geliebt es war,
Er zerbrach ſie wie dürftige Schranken,
Er umſpannte die Welt, er umarmte das All
Und erſtürmte der Endlichkeit äußerſten Wall! —

Der Ring iſt geſchloſſen, der Kreis iſt erfüllt,
Und zum Anfang ſterbet das Ende.
Des Denkers Haupt in Ihern gehüllt,
Wie er Welten zum Heile verbände:
Er ſinnet und ſinnt in die Ferne hinaus
Und ſinnet das Glück des Lebens nicht aus!

Es erfreuet ihn nicht der begeiſterte Kiel
Und die ſchönen, geſchriebenen Träume,
Es bevölkert kein luftiges Schattenſpiel
Des Hauſes einſame Räume;
Der Freund der Menſchheit, der Bürger der Welt,
Er weinet, daß ihm das Nächſte fehlt!

Und der ſtolze Geiſt, er kehret zurück
Zu der Menſchheit älteſtem Triebe,
Das erſte ſucht er, das ſüßeſte Glück
In des Weibes Schönheit und Liebe;
Die Hütte wird ihm, der häusliche Herd,
Die Stimme des Herzens das Höchſte wert!

Wohlan denn, ſo klag' es und ſag' es nur:
Dies Herz, es leidet und liebet!
Mit ihm iſt ja ewig die Macht der Natur,
Und alles andere zerſtiebet.
Es ſinget der Menſchlichkeit ſterbender Schwan,
Wenn des Weibes vergißt der vergeiſtigte Mann!

Hier iſt der Liebe, ſagte Moorfeld, nichts geringeres als die ganze Menſchheitsgeſchichte entgegengeſetzt. Familie — Stamm — Volk — Kosmopolitismus — vier Weltalter überwindet ſie und ſetzt ſich als ihr Letztes, wie ſie ihr Erſtes war. So verſtärkt ſich das Gefühl durch die Macht der Idee. Was hilft es, den Profeſſor zum Schäfer zu verkleiden, und im Zeitalter der Reflexion das Haferrohr des Naturlauts zu blaſen? Viel beſſer, man geſteht dieſe Reflexion tapfer ein, holt aber eben aus ihr die tiefere und tiefſte Begründung des Naturlauts. Iſt das geſchehen, dann darf der Liebende wieder weinen wie das erſte einfachſte Menſchenkind, und wahrlich, er weint dann erſchütternder, als der Berg weint, „weil noch ſein Lenz nicht kommen will". Tränen, die über Gedanken rieſeln, das ſind Tränen! die ſind des Weibes wert!

Howland antwortete auf dieſe Demonſtration mit einem gänzlichen Abſpringen von derſelben: Wahrhaftig, Sir, ſagte er, ich finde es wenig paßlich, in Amerika ein amerikaniſches Gedicht herabzuwürdigen!

Jetzt erkannte Moorfeld die deutliche Abſicht dieſes Menſchen, einen Eklat herbeizuführen. Hatte er ſo lange ihm Rede geſtanden, ſo geſchah es aus Achtung vor Ort und Umgebung; dieſe Achtung gebot endlich die entgegengeſetzte Behandlung. Moorfeld wandte ihm ſchweigend den Rücken.

Aber Howland drang heftig in ihn: Was ſagen Sie, Sir?

Mit dem Aufwande seiner letzten Geduld antwortete Moorfeld: Die amerikanische Lyrik teilt gegenwärtig das Schicksal aller Nachahmer; sie kopiert die schlechten Seiten ihres europäischen Originals. Wir dürfen hoffen, dieses Stadium wird vorübergehen.

Wie, Sir, also sind Sie ein für allemal entschlossen, unsern Dichter en chien zu behandeln? Ich sage Ihnen aber, eine Lady hat diese Verse gemacht; werden Sie jetzt Ihr Urteil mildern, Sir?

Moorfeld, dem der Ausdruck „Verse machen" allein schon ein Greuel war, antwortete kalt: Das ist für die Kritik ein Adiaphoron.

God damn, Sir! Miß Cöleste Bennet hat diese Verse gemacht; wie nun?

Der Dandy hatte seinen Zweck erreicht. Die Sitte ist nur für den Sittlichen und das Gesetz für den Gesetzlichen da. Wie ein Vandale eine kostbare Vase zerschlägt, so war der glänzende Augenblick jetzt in Trümmer geschlagen. Cöleste erlag unter einer Wucht von Scham, Zorn und Betrübnis; das Weinen trat ihr nahe. Howland, ihr Beleidiger, brüstete sich als ihr Ritter, Moorfeld, der ihr Blumen der zartesten Huldigung gereicht, wurde als ihr Beleidiger angegriffen, — alle Schönheitslinien liefen verwirrt durcheinander, die Roheit war Meisterin der Situation.

Cöleste flüchtete aus dem Kreise. Howland nahm sich dabei heraus, sie an der Hand zu fassen, und seine Frechheit zu krönen, wandte er sich an Moorfeld mit den Worten:

Mein Herr, ich fordere im Namen dieser Dame Genugtuung von Ihnen.

Der Herr Doktor wird sie ihr geben, erscholl eine Stimme über Howlands Achsel.

Moorfeld wandte sich um und sah mit Verwunderung, daß sich der größte Teil der Gesellschaft als Zeuge dieser Szene eingefunden hatte. Der Saal war fast vollgedrängt von Menschen. Herr Bennet und der Kreis seines Teepavillons standen unter den Vordersten.

Herr Bennet trat zwischen Moorfeld und Howland vor.

Der Herr Doktor, ſagte er zu Howland, werden die Saiſon an dem Ohio zubringen, indes ich ſelbſt nach Saratoga gehe. Wir beide ſtehen auf dem Punkt der Abreiſe. Aber den Winter, wie ich höre, wird unſer verehrter Gaſt Newyork zum Aufenthalte wählen, und dann — wandte er ſich an Moorfeld — darf ich Sie vielleicht bitten, Sir, ohne dem Berufe Ihrer Privatmuſe ſonſt nahe zu treten, die äſthetiſche Ausbildung meiner Tochter im Fache der ſchönen Redekünſte vollenden zu helfen. Miß Cöleſte, wie Sie hörten, verſucht ſich in der Poeſie, und wie Sie gleichfalls hörten, ſind dieſe Verſuche noch derart, daß daran allerdings g e n u g z u t u n übrig bleibt. Das iſt die G e n u g t u u n g, von welcher Mr. Howland ſprach; laſſen Sie mich meine Bitte mit ſeiner vereinigen, daß Sie dieſe Genugtuung zuſagen wollen.

Wer zu beſchreiben unternommen hat, ſollte von dem Ausdrucke: eine Sache ſei nicht zu beſchreiben, nur den ſparſamſten Gebrauch machen; an dieſem Orte aber müſſen wir bitten, den Ausdruck uns zu geſtatten. Es iſt ſchwer zu beſchreiben, welche Wendung dieſe Dazwiſchenkunft Bennets der ganzen Situation wie auf einen Zauberſchlag mitteilte. Moorfeld ſah ſich plötzlich an einem ſeiner flüchtigſten Worte gebunden, und unter anſpruchloſem Namen von einem Verhältnis ergriffen, daß er eher ein Orakel als eine Menſchenſtimme zu hören glaubte, — Cöleſte war überraſcht, verwirrt, verlegen, beſtürzt, erfreut, fliegende Farben wechſelten widerſpruchsvoll auf ihrem Antlitze, und das leichtverletzliche Mädchenherz ſchien vor allem nur eins zu empfinden: den Gewaltakt des Zufalls, — der Rowdy Howland ſtand da, blaß und zitternd vor Aufregung; Wut, Scham, Neid, ein Heer von giftigen Leidenſchaften durchjagte ſeine ausdrucksvollen Züge, — Mr. Bennet ſelbſt, die verkörperte Salonſitte dieſes Augenblicks, konnte ein leichtes Wanken ſeiner Stimme nicht ganz verbergen, und der Sturm, den ſein Zauberſtab ſo plötzlich erſtickt, pulſierte unter ruhiger Oberfläche in ſeinem Innern. Und wie die feineren Formen der Geſellſchaft dem Ueberraſchenden als ſolchem keinen Ausdruck geſtatten, ſo war es ein ſeltſamer, ja humoriſtiſcher Kontraſt, daß jeder der Beteiligten

dieſe ungewöhnliche Bewegung in den Umgangsformeln des alltäglichen Kurſes abfinden mußte. Moorfeld ſprach von ſeiner „Bereitwilligkeit", Cöleſte ſtotterte von ihrem „Vergnügen", Mr. Bennet von ſeiner „Freude" und ſelbſt Howland von einem „kleinen Mißverſtändniſſe".

Man ſei im Zirkel dieſes Salons, ſagte er, ſo ſehr gewohnt, die Kunſtübungen der Miſſes als bekannt vorauszuſetzen, und namentlich „Des Schäfers Botſchaft" als eine Zelebrität unter den Freunden des Hauſes zu betrachten, daß der ausnahmsweiſe Fall mit einem Fremden ihn zu einer Uebereilung verleitet. Dazu erklärte der Engländer, deſſen abnormer Geſichtsvorſprung im Kreiſe dieſer Gruppe jetzt auch bemerkt wurde, daß er das Verſehen auf ſich nähme, den neu eingeführten Gaſt über dieſe Punkte im Dunkel gelaſſen zu haben. Ein dringendes Motiv habe ſeine Aufmerkſamkeit unterwegs auf das Thema der Tier-Perfektibilität gelenkt.

Das alles mochte nun gelten, ſoviel es wert war. Genug, die Roheit und die Narrheit hatten ihre Miſſion hier erfüllt. Ihrer bedurfte es, um den Abend zu enden, wie er endete.

Das ſagte ſich Moorfeld, indem der beleidigende Mißklang dieſer Szene ſeine Seele verließ und ein Strom von goldenen Harmonien darüber herfloß.

Den weiteren Verlauf dieſes Abends übergehen wir.

Es war ſchon tief in der Nacht, als Moorfeld unter den dunklen Bäumen der Battery das Haus hinter ſich zurückließ, dem ein Rafael die Formen gegeben. Er ſollte jetzt Geiſt hineintragen. Er ſollte dem Mädchen, das ihm ein Adelswappen ihres Geſchlechtes war, lehrend und bildend zur Seite ſtehen, ſollte in der ſchönſten Gruppe zu ihr ſtehen, die in der ſinnlich-geiſtigen Welt denkbar iſt, weil ſie die reinſte und fließendſte Bewegung geſtattet, Sinn und Geiſt in vollwirkendem Wechſelverhältnis zu erfüllen.

Auf dem ſpäten Nachhauſeweg ging der abnehmende Mond über ihm auf. Romulus und Remus! hatte ihm Moorfeld vorgeſtern zugerufen — gewiſſe menſchliche Verhältniſſe haben für ewig ihre Symbole — Abälard und Heloiſe! rief er heute.

Zweites Buch

Erſtes Kapitel

Wir begleiten unſern Helden jetzt auf ſeiner Reiſe nach Ohio. Er ſchied aus Newyork in einer Stimmung, die dem Bleiben eigentlich günſtiger als dem Reiſen war. Unter andern Umſtänden hätte er ſich wahrſcheinlich dem Zuge nach Saratoga angeſchloſſen. Ueberhaupt konnte der Plan ſeines ganzen Aufenthaltes durch den Abend bei Bennet in eine neue Frage geſtellt ſein. So hatte Dr. Griswold — gleichſam in Konkurrenz mit Bennet — ſpäter noch zu verſtehen gegeben, es ſei eigentlich wünſchenswert, daß an der Univerſität ſelbſt die Lehrkanzel für Literatur und Aeſthetik mit europäiſcher Kunſtbildung beſetzt werde, und es hätte unſern Freund nur ein Wort gekoſtet, die öffentliche Stellung, die ihm dieſer Wink zudachte, anzunehmen. Sein Zweck, Amerikas Leben und Treiben kennen zu lernen, ſtand durch eine ſolche Beteiligung an der Menſchenkultur mindeſtens ebenſogut zu erreichen, als durch die an der Bodenkultur. Kurz, Moorfeld hätte an jenem Abend Stadt gegen Urwald, Newyork gegen Ohio in ſeiner Wahl vielleicht umgetauſcht, wenn — die Freiheit dieſer Wahl noch bei ihm geſtanden hätte. Aber vierundzwanzig Stunden zuvor hatte er ſich, wie wir wiſſen, zugunſten Benthals gebunden. Und er bereute dieſen Schritt nicht. War es ihm ſchon ſorgenswert erſchienen, einen Charakter wie Benthal ſo bald wie möglich auf ein Feld der Tat zu verpflanzen, ſo wurde er in dem Gedanken noch unendlich beſtärkt, als er Benthals Braut, Pauline geſehen hatte. Dieſes dunkle, ſinnige Mädchenbild hatte er an jenem Abend mit einer ſeltſamen Regung ſich gegenübergeſehen. Er bangte für ſie. Sie erweckte ihm die Vorſtellung, daß ſie als Hausfrau in einer großen Stadt an dem verfehlteſten und

unglücklichſten Platz ihres Lebens ſtehe. Der ganze Himmel Newyorks, dachte er, müßte über ihrem Haupte voll Damokles-Schwertern hängen. Ahnungen treiben oft mehr, als Ueberzeugungen, und Moorfeld fühlte ſich getrieben, das Los Paulinens wie einer Schweſter zu bedenken. Dies ſcheue, ſchüchterne Mädchenleben dem gefräßigen Egoismus der Welt zu entrücken, ſchwebte ihm bald als ein natürlicher Beruf ſeiner Anſiedlung vor. „Jungfräulicher Boden", wie es der Sprachgebrauch nennt, war allein der Boden des Gedeihens. Ganz von ſelbſt verband ſich ihr Bild mit dem Bilde einer ſtilldämmerigen Urwaldsbucht. Schien ſie doch gleichſam ein verkörperter Waldſchatten! —

So reiſte denn Moorfeld. Er ſieht jetzt Amerika außer Newyork. Vom Hudſon an den Ohio zieht er eine neue Linie Landes- und Volksſchau in das Buch, das ihm Newyork aufgetan. Aber es wird uns nicht überraſchen, wenn Ton und Stimmung auch in dieſer Reihe von Bildern wenig erfreulich ſein ſollte. Er tritt aus dem Hauſe Bennets in der glücklichſten Herzenswärme, die den jungen, lebhaft fühlenden Mann ergreifen kann. Aber dieſer Aufſchwung kommt nicht ſeiner Reiſe zugute. Nach der Natur der menſchlichen Seele dürfen wir vielmehr das Gegenteil annehmen. Der Kontraſt iſt groß; die Wirklichkeit, die vor dem Muſen- und Grazien-Tempel auf der Battery lagert, wird dem Heraustretenden mit ihren ſchärfſten, nüchternſten Lichtern ins Auge fallen. Ihre Kälte wird kalt, ihre Häßlichkeit häßlich ſein; er wird das Gemeine ſchneidender als je empfinden. Mit dieſer Vorausſicht wird es rätlich ſein, Moorfelds Reiſetagebuch aufzuſchlagen. Die roſigen Zukunftsträume, welche die Kataſtrophe von Bennets Rout in ſeiner Seele entzündet, dürfen wir nicht darin ſuchen; — ſie bilden die duftige Fernſicht ſeiner inneren Landſchaft. Was wir im Vordergrunde ſehen, wird ſo ſchroff, hart, trocken gefärbt ſein, wie es leibt und lebt, und wie ein leidenſchaftlich bewegtes Gemüt, deſſen Abſtoßungskraft wahrhaftig nicht gebrochen iſt, bald ſatiriſch, bald ironiſch, bald tragiſch, ſtets aber mit der ganzen Fülle des unmittelbaren Eindrucks es auffaßt.

Darum zogen wir's auch vor, unſern Helden ſeinen Reiſeerlebniſſen gegenüber ſich ſelbſt vertreten zu laſſen, indem wir ſein Tagebuch mitteilen. Es iſt in Briefform an Benthal geſchrieben, alſo in der unbefangenſten, die wir wünſchen mögen. Mit Saratoga hingegen wird vorläufig noch kein Briefwechſel gepflogen, und zwar aus gutem Grunde. Moorfelds Stellung zu Cöleſte lag im Gebiete der reinen Ahnung, ſie gehörte den Göttern des Schweigens. Dieſe Anfänge waren zu anfänglich, als daß das geſchriebene Wort ſie ausbilden konnte, zumal den Schicklichkeitsgeſetzen einer amerikaniſchen Lady gegenüber. Moorfeld fühlte, der Briefſtil könne hinter das vielleicht ſtillſchweigend Vorhandene nur zurückgehen, nicht aber es weiterführen. Er war alſo klug genug, ein Korreſpondenzverſprechen, das Höflichkeit ohne Zweifel gewechſelt, eben nicht wörtlich zu nehmen.

Mit Benthal aber reiſte er gleichſam wie mit einem geiſtigen Wandergeſellen. Reiſt er doch faſt nur *für* ihn, ein natürlicher Zug ſeines Gemütes iſt's, daß er *mit* ihm reiſt. Alles, was der Tag Neues, Charakteriſtiſches, Eindrucksvolles bringt, erlebt er zugleich in der unſichtbaren Geſellſchaft Benthals, und indem er es aufſchreibt, nimmt es von ſelbſt die Adreſſe dieſes Freundes an. Die äußere Briefform dabei iſt Nebenſache, Ort und Tag gleichgültig, nur daß ſich ein Wanderzug durch Pennſylvanien gleichſam unwillkürlich um die drei Hauptſtädte Pennſylvaniens: Philadelphia, Harrisburg, Pittsburg gruppiert und entweder *in* oder *dahin* der äußerliche Anhaltspunkt des Datums wird. Dieſe Ortsangaben fehlen nicht. —

Das ſchien uns in Kürze die notwendigſte Verſtändigung, die wir den nachfolgenden Blättern vorauszuſchicken hatten. Mögen wir uns geſtimmt finden, ihnen mit Anteil und Aufmerkſamkeit zu folgen.

* *
*

Moorfelds Reisetagebuch von Newyork nach Ohio.

Nach Philadelphia. — Die Lokomotive braust durch New-Jersey. Das Land ist flach und bietet dem Auge wenig Beschäftigung. So weit von den Alleghanen und so nahe am Meere erwarte ich es nicht anders. Dagegen fliegen prächtige Wälder vorüber, die mich auf so altem Kulturboden überraschen. Der Urwald, scheint's, liegt noch überall näher, als man glaubt. Aber der Anblick der Bäume setzt mich in Verwirrung. Ich kenne sie nicht. Die europäischen Bäume haben es fast alle gemacht wie ich: sie sind pseudonym in Amerika da. Als Europäer geben sie sich sehr selten; namentlich die Eichen sind verstockte Geheimniskrämer; sie kommen unter allen möglichen Formen vor, nur nicht unter der, die wir an ihr kennen. Ich muß es meinen Nachbarn oft auf Treue glauben, daß irgendein prächtiger, aber mir völlig fremder Baum eine Eiche sei. Am besten ist noch die Kastanie kennbar; ich sehe sie sehr häufig und immer als guten europäischen Bekannten; nur ist sie groß und stolz hier, etwa wie sie in Serbien oder in Italien prangt. Bekannt heimeln auch solche Bäume an, die man aus europäischen Parks bereits als Amerikaner kennt; — z. B. Lyriodendron tulipifera mit seinem feinen, zierlich ausgeschnittenen Laub, der hier ziemlich gemein ist. Kurz, der hiesige Baumschlag gibt im ersten Augenblick genug zu schauen, er hält die Imagination in beständiger Aufregung. Nur soll mich's wundern, ob er auch das Gemüt zu fesseln weiß. Fremde Bäume sind eigentlich schauerlich. Wenn sie nicht Kindheitssprache mit uns reden, so bleiben sie unverständlich wie Gespenster. Indes hat mich der Anblick großer Waldfluren doch wieder ganz eigentümlich gepackt. Ich brenne vor Begierde, diesem Naturleben näher zu treten.

Nach Philadelphia. — Ja, dieses Volk ist groß! Ein Freiheitsgeist, dessen Bewußtsein keinen Augenblick unterdrückt werden kann, durchdringt es in allen Klassen und Schichten; überall siehst du den Menschen als Mensch. Mein

Mr. Staunton hat ein wahres Wort durch ſeine falſchen Zähne geſprochen, als er ſagte: „Im alten Lande fühlt ſich ſelbſt der höchſt Beamtete als ein Diener; bei uns möchte der niedrigſte Dienſt gern für ein Amt gelten.“ Auf halber Fahrt zwiſchen Newyork und Philadelphia erſchien ein Gentleman in unſerm Wagen, der mit einer Haltung, die einem Staatsrat Ehre gemacht hätte, diplomatiſch kühl und höflich von Paſſagier zu Paſſagier wandelte, jedem irgendeine intime, gewichtige Depeſche zuflüſterte, worauf er mit einer graziöſen Handbewegung in ſeine Buſentaſche (Bruſttaſche klingt zu gemein) ſeinen lauſchigen Fuß weiter ſetzte. Bald kam auch die Reihe an mich. „Es wird Ihnen gefällig ſein, mein Herr, die Fahrtare zu entrichten.“ Und dabei ſtand der Mann vor mir — „ein Kavalier wie andere Kavaliere.“ Da ich unvorbereitet war und ihn etwas länger aufhielt, als meine Mitreiſenden, fragte er inzwiſchen meinen Nachbar, was die neueſte Rede des Hrn. Clay „gemacht habe“ und ob er der Meinung ſei, daß General Jackſon den Bundesgerichtsſpruch für die Cherokees vollziehen werde. Folgte eine kleine, ſtaatsmänniſche Unterhaltung, indes ich mein Kleingeld zählte. Ich geſtehe, die Szene war mir neu. Ich muſterte mir den Gentleman-Kondukteur noch mit manchem Blicke; ich konnte aber nicht das geringſte Abzeichen an ihm entdecken. Zuletzt war ich „grün“ genug, mein Befremden gegen meinen Nachbar merken zu laſſen. Mein Nachbar war ein langer, hagerer Mann, aber meine Frage blähte ihn auf wie eine friſche Briſe ein ſchlappes Segel. Er ſtreckte Arme und Beine aus wie ein Bachkrebs, der an einer ſchwierigen Stelle ans Ufer klettert, ſpuckte weit von ſich, zog ſeinen Vatermörder in die Höhe und ſagte „mit Sonnenſchein in der Bruſt“: Ich rate, Miſter, ein Kondukteur iſt kein Hund, das iſt ein Faktum; wozu ein Abzeichen? Sollen Bürger im Dienſte ihrer Mitbürger mit Halsbändern herumlaufen und ſich zeichnen laſſen wie eine Galloway-Kuh, als wären ſie die Haustiere der Nation und nicht freie und ſelbſtändige Männer, die unter ihresgleichen wandeln? Verdammter Unſinn wär's! Wir ſind ein Volk von Souveränen. Was wir voneinander zu wiſſen

brauchen, das iſt: wie wir politiſch geſinnt ſind; darum tragen wir die Abzeichen unſrer Partei. Was wir aber nicht zu wiſſen brauchen und was in guter Geſellſchaft überhaupt keiner vom andern fragt, das iſt: wovon er lebt; darum tragen wir keine Abzeichen unſeres Gewerbes — der Kondukteur ſo wenig als der Präſident. So iſt es, mein Herr, es wär' ſchade, wenn's anders wäre, das iſt ein Faktum. Reiſen Sie durch die ganze Union, und Sie werden keinen einzigen Offizianten in irgendeiner Branche finden, der ein Abzeichen trüge. Nicht am Zeichen erkennen Sie ihn, ſondern an der Sache ſelbſt, einfach daran, daß er Sie bedient und höflich bedient. Im übrigen iſt er Gentleman wie Sie. In Wahrheit, mein Herr, alles was im hundertſten Gliede mit der Livree verwandt iſt, das haſſen wir mit jenem heilſamen Inſtinkte der Gleichheit, welcher die unzerſtörbare Grundlage der Republik iſt. Ein freier und aufgeklärter Bürger der Union duldet kein Abzeichen an ſeinem Leibe. All men are equal! Wir ſind eine Nation von Souveränen. Es täte mir leid, wenn's nicht ſo wäre. — Klingt das nicht prächtig? Schade nur, daß das Schöne einen ſo kurzen Moment hat! Denn kaum waren wir eine Meile weiter gefahren, als an der nächſten Station ein Kondukteur ſeine Streife durch den Wagen machte und uns die Fahrtare nach Philadelphia abforderte. Wir ſtaunten nicht wenig. Der Mann trug ditto kein Abzeichen, aber ſeine Legitimation, die wir ihm abfragten, war in Ordnung, und ſo blieb nichts anders übrig, als die Börſe zum zweiten Male zu ziehen. Das iſt die Lehre von der Toilette dieſer Republik. Bürgermilizen prangen in höchſt überflüſſigen Uniformen, und Kondukteure perhorreszieren höchſt notwendige Abzeichen. — „Wir ſind eine Nation von Souveränen"; das iſt freilich die Wahrheit: aber auch von Beutelſchneidern, — das iſt die ganze Wahrheit.

Philadelphia. — Ja, in der zweiten Hauptſtadt Amerikas angekommen. Wie ſie mir gefällt? Lieber Bruder! Nimm einen Weſtenſtoff, der bekanntlich ein viereckiger Fleck iſt, laß das Muſter ſelbſt wieder quadrilliert ſein, und

denke Dir, Du ſiehſt Philadelphia. Die ganze Stadt iſt ein großes Quadrat, und wie ſich ſämtliche Straßen im rechten Winkel ſchneiden, ſo beſteht ſie aus lauter kleinen Quadraten. Ich komme mir in Philadelphia vor wie das Tier „von einem böſen Geiſt — nicht im Kreis, ſondern im Viereck herum geführt". Ich gehe ſtundenlang in der Stadt herum und bemerke nicht, daß ich von der Stelle komme. Jede Straße wiederholt die vorhergehende, jedes Karree von Häuſern iſt wie ein Feld im Schachbrett allen übrigen gleich. Berlin und Mannheim ſind mit wahrhaft orientaliſcher Phantaſie gebaut gegen die ſtockſteife Einförmigkeit von Philadelphia. Die Häuſer, die Bäume, die Geſichter könnten aus einer Schneidemaſchine herausgefallen ſein, ſo fabriksmäßig uniform iſt alles einander. Ja, auch die Geſichter. Hinter jeder Fenſtergardine ſteht genau die nämliche dünnſpitze Fuchsnaſe, blinzelt das nämliche mißfarbige Augenpaar, das mit einem Blick in den Himmel und mit dem andern in die Dollarkiſte ſchielt, und das von dem blauen und gelben Reflex des Himmels und des Dollars einen verflucht grünlichen Farbenton annimmt, den wir mit einem eigenen Kunſtausdruck Quäker-Augen-Grün nennen müſſen. In der Tat, dieſe Fuchsnaſen und Katzenaugen ſind die phyſiognomiſchen Grundzüge der Bruderſtadt. Dabei herrſcht für ein ſo großes Straßenleben eine widernatürliche Stille und Sauberkeit hier. Die Stadt ſoll 300 000 Einwohner haben — und ſind ſie alle lebendig? fragt' ich unwillkürlich, als ich's zum erſtenmal hörte. Die guten Quäker bilden ſich freilich ein, ihre Reſidenz habe ein ariſtokratiſches Air; zugeſtanden meinethalben; man glaubt nämlich eines jener hocharistokratiſchen Skelette vor ſich zu haben, denen allerdings kein ſterblicher Schweißtropfen mehr an die Haut tritt, aus dem einfachen Grunde, weil ſie überhaupt nicht mehr lebendig funktionieren und ihre ganze Diät auf einen Hühnerflügel und eine Morriſonſche Pille reduziert iſt. So laufen auch hier jene Schweine nicht herum, welchen man in den Nebenſtraßen Newyorks begegnet; dafür begegnen Dir auffallend viele Pfarrer hier, was noch ärger iſt. So ein Quäker-Pfarrer, der in Vater

Penns Bruderliebe macht, iſt vollends unbeſchreiblich. Da wandelt er einher in ſeinem langſchößigen orfordfarbigen Rock, den Kopf in einen ſteifen Kragen eingekeilt, einen Hut mit niedriger Krone und breiter Krämpe auf den mausgrauen Haaren, ſilberne Schnallen an den blankgewichſten Schuhen, und im Geſichte, das eine Miſchfarbe von Talg und welken Herbſtblättern hat, ein altgebackenes ſchimmeliges Lächeln, eine unausſprechlich-erlogene Miſchung der ſchärfſten egoiſtiſchen Gifte mit ſüßlichen Ingredienzen — nein, dieſes Lächeln iſt nicht zu kopieren, ich wiederhole es noch einmal. Im mildeſten Falle gleicht es einem Topf voll verdorbener Kompotte, in welchem die Zuckergärung mißlungen iſt, in der Regel aber iſt es bösartiger. Wahrlich, der wunderliche Girard wußte, was er tat, als er mit fürſtlicher Munfizenz ſein Girard-College, die größte Privatſtiftung der Welt, gründete, aber die teſtamentariſche Beſtimmung hinzufügte, daß kein Geiſtlicher, von was immer für einer Glaubensſekte, die Schwelle ſeiner Anſtalt betreten dürfe. In Europa, wo man herrſchende Kirchen hat, lebt der Geiſtliche, namentlich der katholiſche, im Korporationsgefühl einer gefeſtigten und angeſehenen Stellung mit einer gewiſſen Naivität, die ihn zum bequemen, häufig zum liebenswürdigen Geſellſchafter macht; hier, wo die Kirche als ſolche nichts gilt, wo geiſtliche Gemeinden ſich bilden und auflöſen wie Teekränzchens, wo es leichter iſt, eine Wieſe voll Heuſchrecken zu hüten, als eine religiöſe Geſellſchaft zuſammenzuhalten, hier kommt alles nicht auf die kirchliche Autorität, ſondern auf die Autorität der Perſönlichkeit an; infolgedeſſen hat ſich unter den hieſigen Pfaffen ein Phariſäertum ausgebildet, an deſſen Ekelhaftigkeit eine europäiſche Vorſtellung ſchwer hinreicht. Philadelphia ſcheint nun die wahre Zionsburg der geiſtlichen Heuchelei. Ich glaub' es dem alten Girard, der ein munterer Franzoſe war, herzlich gern, daß er ſich dieſe Raſſe vom Leibe halten wollte, vom lebendigen wie vom toten. Die Quäker duzen ſich noch wie zu Vater Penns Zeiten und alle Welt nennt ſich einander „Freund". Das verbreitet nun einen Geruch in Philadelphia, als ob alle Leichen ſeit Vater Penn

unbeerdigt herumlägen. Wahrlich, man muß den geſtorbenen Geiſt begraben, wie den geſtorbenen Körper. Unſre Regierungen tun ganz wohl, wenn ſie die Bildung jener Sekten nicht dulden wollen, welche ſcheinbar auf das reine und unſchuldige Urchriſtentum zurückgehen. Eine infame Lüge iſt's, den patriarchaliſchen Kleingemeindengeiſt im modernen Induſtrie- und Intereſſeleben etablieren zu wollen. So ein Quäker-„Freund" klingt mir immer, wie das „Sei gegrüßt, Rabbi". Die Kerls ſehen auch ganz darnach aus wie Judas und Kaiphas auf der Seelenwanderung begriffen. Was ſag' ich? Die jüdiſchen Phariſäer kreuzigten von Chriſtus nur den Leib, aber das Evangelium ließen ſie laufen. Die hieſigen vergöſſen kein Blut, bewahre! aber ſie verurteilten ihren „Freund" Chriſtus auf lebenslänglich zu ihrer vermaledeiten Schweigehaft und das Evangelium ſelbſt wäre gemordet. Die Schweigehaft iſt eine echt pennſylvaniſche Erfindung. Man muß dieſe frommen ſäuberlichen Straßen mit ihrem heimtückiſchen Stillſchweigen, dieſen Virtuoſenſitz der Langeweile und Scheinheiligkeit kennen lernen, um zu begreifen, wie hier und nirgend anders jenes Henkertum in Glacéhandſchuhen, jene teufliſche Bruderliebetortur erfunden werden konnte, welche das pennſylvaniſche Syſtem heißt.

Philadelphia. — Als ein gewiſſenhafter Reiſender beſucht' ich es auch, — das State penetentiary, mein' ich, das hochberühmte Original des pennſylvaniſchen Syſtems. Ja freilich iſt's ein Wunder des menſchlichen Scharfſinns. Ein einziger Wächter überſieht fünfhundert Zellen! Der Kerl ſitzt wie eine Spinne in ihrem Sacke, von ihm ſpannt ſich der ganze grauenvolle Fächerbau des Gefängniſſes aus, kein Zellenfenſter blickt in das andere und er in ſie alle! Ebenſo predigt Sonntags der Prediger aus dieſem Mittelpunkte den Sträflingen das Wort Gottes; an ihre Eiſentüren geklammert, ſtrecken ſich fünfhundert bleiche Köpfe nach ihm vor, eine ganze Volksverſammlung! und jeder Einzelne iſt einſam und keiner bekommt den andern zu Geſichte. Das heiß' ich Netze flechten! Das Haus verwahrt gegenwärtig dreihundert

Gefangene. Nur dreißig davon ſind Deutſche. Und ſelbſt dieſe büßen größtenteils wegen Pferdediebſtahl, ein Vergehen, das in Amerika ſehr ſchwer wiegt, aber in Ungarn ſehr leicht. Ei Miklós, warum ſo traurig, fragt' ich in meinem Geburtsorte einſt einen Czikós. Ein Schlingel hat mir mein Pferd von der Herde geſtohlen, antwortete der Roßhirt. Dann zeig's den Gerichten an, erwiderte ich. Wo ſind Gerichte? Stuhlrichter liegt beſoffen auf der Hochzeit von János Iranyi, Vizegeſpan iſt gefahren auf Jagd — Nun was willſt du machen? — Bassama! ſtehl' ich mir anders Pferd, ſagte der offenherzige Naturſohn, ein Kerl, dem ich mein letztes Hemd vertraut hätte, aber das Pferd hat er mit höchſter Wahrſcheinlichkeit wirklich geſtohlen. Kurz, es iſt ein ungeheurer moraliſcher Unterſchied, ob ich jemandem Geld aus der Kiſte nehme, oder Geldeswert vom freien Felde weg in Geſtalt eines freien Naturgeſchöpfes. Das ſcheint aber der Yankee, der nicht empfinden, ſondern nur rechnen kann, nicht zu unterſcheiden und unſre armen Deutſchen, die von Schiffsmaklern, Agenten, Land-Jobbern uſw. vielleicht zehnfach ärger geplündert worden, verzweifeln nun, weil ſie ſich vier notwendige Beine von fremder Weide holten, in den grauenvollen Pennſylvaniazellen. Ich ſage, ſie *verzweifeln*, und das iſt wahrlich keine ſentimentale Unterſtellung. Die ſtatiſtiſchen Schneiderellen, die überall das Maß nehmen, haben ſich eingebildet, es auch hier nehmen zu können, und glücklich herausdividiert, daß nur zwei Prozent Selbſtmorde oder Wahnſinn im Pennſylvaniagefängnis vorkommen. Wohlverſtanden: im Gefängnis, wieviel aber *draußen* als *Nachwirkung* einer Pennſylvaniahaft, ſo weit reicht die Schneiderelle nicht mehr. — Mein Beſuch in dieſem Marterhauſe traf auf einen Deutſchen aus Rheinbayern, ein junger Mann nicht ohne Bildung. Auch ſeine Geſichtszüge mußten glücklich geweſen ſein, ließen aber ihr Einſt kaum noch erraten. Das Geſicht war offenbar länger geworden, eine aſchfahle Bläſſe bedeckte es durch und durch, ſein Blick ſtierte gläſern. Und doch war er noch nicht zwei Jahre hier, denn ſeine erſte Frage war, wie der Sturm auf Warſchau ausgefallen? Das Bevorſtehen

desſelben hatte er noch „draußen" geleſen. Wie weh ward mir zu antworten! Ich ſprach dafür von Börne und von der Rührigkeit der republikaniſchen Partei in Paris, um nur etwas zu ſagen. Er hörte mir mit einem ſtillblöden Lächeln zu, ſchien aber von dem Inhalte nicht ſo bewegt, wie ich meinte; er weidete ſich offenbar am bloßen Klang der deutſchen Sprache. Auf dem Tiſche ſah ich ein Buch liegen. Es war die Bibel. Das ganze Ameublement einer Pennſylvaniazelle beſteht nämlich bloß aus vier Stücken: Tiſch, Stuhl, Bettſtelle, Bibel. Ich fragte den Gefangenen, ob auch andere Lektüre geſtattet würde? Er verneinte es. Ob ihm die Bibel hinlänglich Gedanken gäbe? Er ſtreckte ſeine Hand nach dem Plafond aus und ſagte: In dieſer Ecke, mein Herr, denke ich darüber nach, wie der Geiſt des zwanzigſten Kapitels vom zweiten Buch Moſis mit der katholiſchen Prieſterlehre ſich in Einklang bringen laſſe. Ich ließ mich, da ich nicht ſtark in der Bibel bin, auf dieſes Problem nicht ein und fragte ihn bloß, ob er dazu die Stubenecke bedürfe? Allerdings, mein Herr, war ſeine Antwort, ich lebe nur von drei oder vier Phantaſien hier und die wohnen in den Zellenecken. Wiſſen Sie das nicht? Er ſah ganz unbefangen dazu aus. Mir ward ſeltſam zumute. Wer wohnt denn in der zweiten Ecke? fragte ich. In dieſer Ecke ſehe ich die ſechstauſend Sklaven kreuzigen, die nach dem Aufruhr des Spartakus gefangen wurden. Die ganze Straße zwiſchen Rom und Capua gab's eine Allee von Kreuzen und zwar eine Doppelallee. Darunter promenierten die römiſchen Damen und Herren und genoſſen des Schattens, — ſo lange bis der Duft nicht kam. —Ich ſtarrte den Menſchen an. — Und in der dritten? — Der Sträfling antwortete: Ich war in Kentucky einſt in der üblen Lage, einen Sklavenaufſeherdienſt nehmen zu müſſen. Da unterhielt ſich mein Herr einmal mit einer jungen Negerin damit, daß er aus einer gewiſſen Entfernung mit einem Bowiemeſſer nach ihrem nackten Leibe warf. So oft er ſie getroffen, mußte ſie das Meſſer eigenhändig aus der Wunde ziehen, es ihm zurückbringen, ihm die Hand küſſen und ſich von neuem aufſtellen. Das ganze Spiel dauerte ſo lange, bis

ſie hinſank. Voll Abſcheu verließ ich das Ungeheuer; in dieſer dritten Ecke aber kam die Szene wieder zum Vorſchein und — leider muß ich's geſtehen — mit einer Art von Genuß. Ach, mein Herr, was ſind die Freuden des Einſamen! — Ich war außer mir. Und in der vierten? hatte ich kaum noch den Mut zu fragen. In dieſe Ecke blicke ich nie! flüſterte der Unglückliche abgewendet; ſeine Stimme klang hohl und ein Schauder überflog ihn.

Mich auch. Ich bekam eine entſetzliche Anwandlung in dieſem Augenblicke. Es iſt ein gewöhnliches Phantaſieſpiel von mir, daß ich mir einen blonden, lächelnden Kindskopf ins zitternde Greiſenalter überſetze; umgekehrt kann ich kein blutleeres Runzelgeſicht anſehen, ohne mir ſein vollwangiges Jugendbild herauszuſtudieren. In demſelben Sinne tret' ich manchmal vor den Spiegel, um den Menſchen darin zu erblicken, der ich ſelbſt nach zwanzig oder dreißig Jahren ſein werde. Ein ſolcher Phantaſieſpuk war's, der mir jetzt begegnete. Blitzſchnell verwechſelten ſich die Perſonen und ich ſtand an ſeiner Stelle. Hu! fort von hier. Eine Schaudertränе trat mir ins Auge. Ich machte, daß ich aus dem Hauſe kam.

Nun ſage mir! In Europa gibt's Zenſoren, welche die Gedanken morden, in Amerika Strafhäuſer, welche den Menſchen an ſeine Gedanken ausliefern. Was iſt der größere Jammer? Ich glaube das Letztere. Streicht, Zenſoren! ſtreicht! Phantaſie iſt ein Bruthaus des Wahnſinns! Verſchlinge der Abgrund das pennſylvaniſche Syſtem!

Philadelphia. — Schinderhannes war ſehr borniert, ſein Weſen am Rhein zu treiben. Er hätte Direktor einer amerikaniſchen Bank ſein müſſen. Wir leſen die Zeitungen über Amerika viel zu flüchtig in Europa. Sonſt würden wir nicht von Vereinigten Staaten, ſondern einfach von Raubſtaaten reden. Ich war geſtern, um mir das Zellengefängnis aus dem Sinne zu ſchlagen, noch in einer hieſigen „Wistar-Partie". Mein Wirt, oder vielmehr mein „Freund" hatte mich daſelbſt eingeführt, wahrſcheinlich zur Entſchädi-

gung, daß er mir die Baltimore-Ducks, eine delikate Entengattung, um die Hälfte teurer als in Newyork anrechnete, da ſie doch in Philadelphia um die Hälfte billiger ſein könnten. (Ich ſpeiſe nämlich ſtandhaft nach der Karte.) Die Wistar-Partien ſollen die hieſigen Elite-Soireen ſein und der Philadelphier läßt ſich merken, daß ein Reiſender, der von Newyork kommt, Augen und Mund aufſperren muß über ſeine beſſere Bildung. Aber die Amerikaner haben nun einmal Unglück mit mir. Ich kann ſie nirgends in ihrer rechten gloire ſehen. Die Wistar-Partie vollends war ein Rendezvous, wie geſagt, mit dem Schinderhannes. Freilich fand ich die parfümierteſte Geſellſchaft dort, Menſchen, die, wenn es auf ihr Havannablatt und auf ihren East-India-Madeira allein ankäme, die Creme der Geſellſchaft wären; als aber beſagter East-India-Madeira meine freien und aufgeklärten Bürger etwas unfrei und trübe zu machen begann, da wagte ſich der Schinderhannes in Lebensgröße aus ſeinem Schlupfwinkel. Die Geld-Frommen von Philadelphia ſind noch ganz außer ſich über die Zerſtörung ihres Tempels, der ſchönen marmornen Nationalbank am Schuylkill, die der gottloſe Nabbuchodonoſor, General Jackſon, geſchloſſen hat. Ach, es ließ ſich ſo hübſch Bruderliebe darin machen! Die Herren Aktionärs hatten bereits drei Viertel des Nationalvermögens in der Taſche, und nur noch ein weniges, ſo ſackten ſie auch das letzte Viertel ein. Da wählte das Land im gemeinen Inſtinkt ſeiner Selbſterhaltung den alten Eiſenfreſſer von New-Orleans, der nun auch ein Papierfreſſer wurde, und um die nobleren Inſtinkte war's geſchehen. Die Dollar-Heiligen zu Philadelphia mußten ſich begnügen, East-India-Madeira bloß zu trinken, nicht auch zu baden darin: iſt das nicht zuviel des Märtyrertums? Darob Heulen und Zähneklappern in Iſrael und Taufe diverſer Hunde auf den Namen Jackſon.

In der Tat, einer der gläubigſten Papier-Prieſter meiner Wistar-Partie ſtand, als die Diskuſſion dieſes Gegenſtandes ſchon den Siedepunkt erreicht hatte, mit der fanatiſchen Prophezeiung auf: Jackſon würde am Galgen oder im Gefängniſſe ſterben, die Bank der Vereinigten Staaten aber auſer-

ſtehen und alle menſchlichen Inſtitutionen der Welt überdauern. Ein Kerl, der ſich Biſchof nannte, weiß Gott von was für einer Winkelkirche, bekämpfte heftig einen engliſchen Baronet, der die Vorteile und Nachteile des Papiergeldes mit Ruhe auseinanderſetzte, aber vom elenden Widerſpruch ſeines Gegners gereizt, zuletzt ſich gleichfalls erhitzte und auch die Vorteile mit dem ſchwärzeſten Räſonnement verfinſterte. Es iſt hier nicht mehr von Geld und Papier die Rede, es iſt die Rede von Catilina und Cicero, rief er mit erhobener Stimme. Die Bank war Catilina, General Jackſon Cicero. Um die Verfaſſung war's geſchehen, der Staat war umgeſtürzt, wenn die Bank beſtehen blieb. Oder ſollen wir Fremde, meine Herren, nicht ſo weit unterrichtet ſein über Ihre inneren Zuſtände, daß wir nicht wüßten, wie die Bank zu einer Macht herangewachſen war, welche dem Catilinariſchen oder Robespierreſchen Terrorismus nichts nachgab? Der Schrecken herrſchte in Ihrer Republik, der Schrecken des Kredits! Wohin das Lächeln der Bank ſtrahlte, da wucherte ein papiernes Zauberleben von Glück und Ueberfluß empor, wo der Blitz ihres Zornes niederfiel, erſtarrte Handel und Induſtrie zu Nordpols-Winterſchlaf. Ganze Städte und Provinzen hielt ſie in Abhängigkeit und Gehorſam gegen ſich; was ſag' ich, die ganze Union lag ihr zu Füßen, denn dreihundertunddreißig über das Land verteilte Schwindelbanken buhlten um die Gunſt ihrer Notenannahme zu Philadelphia; Philadelphia herrſchte wie der Großkhan der goldenen Horde über ein Heer von Satrapen, Vaſallen, Unter-Deſpoten und Subaltern-Tyrannen. Was war dieſer Macht gegenüber die Verfaſſung? Die Bank zu Philadelphia war die Verfaſſung! ſie wählte, ſie machte Präſidenten, Senatoren und Deputierte, ſie handhabte Legislative und Exekutive, ſie war Papſt, Cäſar, Omniarch! Die Gefahren Ihrer Freiheit — Neider! Neider! Neider! ſchrie der Biſchof oder vielmehr das Faß Madeira in ihm mit einer Wut, als wäre er vom Beelzebub beſeſſen, — man bedroht gern unſere Zukunft, wenn man den Flor unſrer Gegenwart nicht leugnen kann. Ob in einem Wahlflecken das Gewiſſen oder die Guinee voliert, iſt ein Ding, das dies- und

jenſeits des Ozeans beſſer aus dem Lichte bleibt. Was kümmert uns der ſpäte Verlauf einer Inſtitution, die uns täglich und ſtündlich mit Wohltaten überhäuft? Laſſen wir die politiſche Seite hier aus dem Spiele, Sir, und halten wir uns an die ſoziale, Sir! Iſt das Papier nicht die Quelle unſres Wohlſtands, unſrer Macht, unſrer Nationalgröße geworden? Wer hat unſre Städte gebaut, unſre Kanäle und Straßen gebahnt, unſre Häfen mit Flotten gefüllt, unſre Wälder und Prärien mit Menſchen bevölkert; wer führt den Pflug, das Steuerruder, die Bergmannshacke, das Schwert und die Lunte, wenn nicht das Papier? Laſſen Sie uns mit Metall wirtſchaften und der Indianer ſkalpiert uns heute noch am Delaware, ſtatt daß er hinterm Miſſiſſippi uns um Gnade bittet. Die Banknotenpreſſe macht uns zum erſten Volk der Welt; die Bank ſtürzen heißt den Staat ſtürzen. War das Privilegium unſrer Nationalbank nicht abgelaufen im Jahre elf und haben ihre eifrigſten Gegner nach fünf Jahren nicht ſelbſt auf ihre Wiederherſtellung gedrungen, weil uns der Krieg mit England inzwiſchen gelehrt hatte, daß ohne Papier kein ziviliſierter Staat ſelbſterhaltungsfähig iſt? Wie, Sir? leugnen Sie das, Sir? Als Engländer gewiß, aber als Vernunftweſen nicht. Und wenn der borniertеſte Schuft unter der Sonne, General Jackſon, geſtern ſein Veto einlegte, — glauben Sie nicht, Sir, daß mein geehrter Vorredner recht hat: der Kerl baumelt eher am Galgen, als daß morgen die Bank nicht von neuem erneuert wird? Was ſagen Sie, Sir? Eine triumphierende Beifallsſalve belohnte den brüllenden Logiker. Die Erinnerung an den letzten engliſchen Krieg, den die Union bekanntlich ſiegreich geführt, ſchien eine zu glückliche und beißende Argumentation, als daß der arme Baronet nicht überwältigt ſein mußte. Aber das Gegenteil. Gerade dieſe Anſpielung pflanzte er ſelbſt auf ſein Bajonett. Und wie dem Manne eine kräftige Bruſtſtimme zu Gebote ſtand, die durch ein Bataillon engbrüſtiger und näſelnder Yankeeſtimmen ſchlug, ſo klang es wie eine Gerichtspoſaune, als er anfing, ſeinen Widerſpruch aufzubauen. Ganz recht, meine Herren, rief er, daß Sie der letzte engliſche Krieg den Vorteil, oder

beſſer, das Bedürfnis des Papiergeldes fühlen lehrte; auch wir haben den Napoleon mit Papiergeld beſiegt. Der Krieg, der die ſittlichen Güter einer Nation verteidigen ſoll, entzieht derſelben in allen Fällen ein mehr oder minder großes Quantum materieller Güter, Kapitalien genannt, und gibt ſie der Zerſtörung preis, um jene höheren Güter zu retten. Die Kapitalien müſſen auf dem Altar des Vaterlandes verbrannt werden, wie irgendein Brandopfer; es wird alſo Zündſtoff notwendig ſein, ſie in Brand zu ſetzen. Dieſer Zündſtoff iſt das Papier. Das Papier verwandelt die Nationalopfer von Kapitalien in Aſche, freilich ohne daß die Opfernden ſelbſt es wiſſen, oder geduldig wollen. Genug, wenn bei der menſchlichen Schwäche des Egoismus ein Opfer fürs Ganze nicht anders zu erhalten iſt, als indem man es verhüllt, und mit einem momentanen, erlogenen Wert erſetzt. Als die karthaginienſiſchen Frauen aus ihren Kopfhaaren Bogenſehnen flechten ließen, als die polniſchen Großen die ſilbernen Särge ihrer Ahnen in die Münze ſchickten, leiſteten ſie das Opfer bewußt, der Staat brauchte ihnen nicht Papierwerte dafür vorzuſpiegeln. Aber das ſind Ausnahmsfälle der Begeiſterung, der Verzweiflung, wenn Sie wollen, und in der Regel wird der Krieg von denen, die er verteidigt, die Mittel ihrer Verteidigung nicht anders erhalten können, als indem er ſie ihnen ſcheinbar vergütet, bis ſie den wirklichen Verluſt kennen lernen, da ſie dann freilich betrogen, aber auch gerettet ſind. Dies der Krieg. Aber herrſcht in dieſem Lande beſtändig Krieg? Leben Sie in einem Krieg mit ſich ſelbſt, meine Herren? Bei Gott, ſo iſt es. Sie führen einen Krieg der Reichen gegen die Armen, nein, nicht einmal das! denn in Michigan weiß ich eine Bank, deren ganzes Vermögen in den Metallplatten beſteht, womit ſie ihre Noten druckt, und in Miſſouri weiß ich eine andere, deren Barfond ein einziger Dollar iſt! Michigan und Miſſouri ſind aufſtrebende Staaten, Staateneier, wie ſie hierlandes vor der Hälfte der Brutzeit die Schale ſprengen, es koſte was es wolle. Und wahrlich eine Metallplatte zum Banknotenpreſſen koſtet blutwenig. Iſt erſt der Strom der Anſiedler da,

jene unglücklichen Helotenſchwärme von deutſchen und iriſchen Einwanderern, die mit einem zerriſſenen Zeltwagen, einem Pferdegerippe, zwei harten Männerfäuſten und ſechs hungernden Familienmägen auf tauſend Meilen von der Kultur wegagentiert worden ſind, was bleibt ihnen anders übrig, als zu arbeiten für alles, was man ihnen als Geld anzubieten die Laune hat? zu arbeiten für eine Handvoll jener Lumpen, deren ſie ſelbſt ihren Wagen voll beſitzen, nur daß dieſe noch nicht die Papiermühle paſſiert? So zahlen Sie auf dem Lande, ſo zahlen Sie in den Städten, und indem die papierne Lüge von Hand zu Hand geht, können Tauſende von Auswanderern ihr Glück in die Heimat berichten, bis jene zum Worte kommen, an welchen die Exekution des Bankbruchs vollzogen wird. Leider gelangen nur Bankbrüche erſten Rangs zu einiger Oeffentlichkeit, alſo daß der Ruf der Proſperität und Kalamität in den Vereinigten Staaten fortwährend ein unrichtiger iſt. Ich aber, meine Herren, ich habe den Falliſſements Ihrer Banken ſeit dem Jahr 1811 nachgerechnet und gefunden, daß Sie bis heute, alſo innerhalb einer Generation, für zweihundert Millionen Dollars falliert haben. Schlage ich einen Taglohn durchſchnittlich zu 1½ Dollar an, ſo haben Sie einer einzigen Generation Ihrer Mitbürger 150 Millionen Arbeitstage geſtohlen! Damit läßt ſich was ausrichten! Das tut Ihnen allerdings keine Nation der Erde gleich. Von dem Geheimnis Ihrer Fortſchritte iſt das der Schlüſſel. Aber ſehen Sie bei einer ſolchen Lage der Dinge von der politiſchen Seite Ihres Bankweſens nicht länger mehr ab zugunſten der ſozialen Seite. Wahrlich noch ſchwärzer wird letztere dabei. Geſtehen Sie, daß Sie mit einer ſolchen Summe von Robottagen Ihre arbeitende Klaſſe ärger mitnehmen, als die Spartaner ihre Heloten, oder die polniſchen Magnaten ihre leibeignen Bauern.

So oder mindeſtens ähnlich durfte ein Engländer in der Fremde reden. Was für eine herrliche Sache iſt's um einen großen nationalen Rang! Wie blaß ſtand ich als Deutſcher daneben!

Aber ſein Räſonnement tat mir in der Seele wohl. Ich weiß nun, was ich den Amerikanern zu antworten habe, wenn ſie mir ihre Nationalgröße vorprahlen. Ich werde ſagen: hätte Falſtaff ſeinen Sekt bezahlt, ſo wäre er nicht ſo dick geworden, und ein Falſtaff iſt noch kein Rieſe! Der hieſige Materialismus braucht mir nun ebenſowenig zu imponieren, als es der Idealismus gleich anfangs nicht tat. So werde ich Schritt für Schritt freier.

Nach Harrisburg. — Pennſylvanien heißt „der Garten der Union". Soviel ich ſehen kann, verdient es dieſen Namen. Wohin man blickt, iſt der Geſichtskreis voll von Bildern des Wohlſtandes und der Zufriedenheit. Farm an Farm reiht ſich unabſehbar über die hügelige Bodenfläche eines Landes, dem es nirgends an Wald, Waſſer, Weide und, wie es ſcheint, an Fruchtbarkeit gebricht. Jede Farm liegt in der Mitte des Ihren — für das Auge ein volles Rund. Das Haus umgibt der Blumen- und Obſtgarten, lange Feldbreiten von Mais und Weizen ſchließen ſich an, grasreiche Wieſengründe folgen, und das Ganze begrenzt gewöhnlich irgendein Halbzirkel von Wald, deſſen Nähe der Farmer gerne ſucht. Wie die Flüſſe ſchweifen, die Täler ziehen, ſanfte Abhänge, bewaldet oder bebaut, ſich durch die Ebene miſchen, zerſtreute Bauernhöfe nach Oſt und Weſt ihre Fronten ins Land kehren, ſo gibt es auf jedem Hügel von ein paar Ellen Höhe eine freundliche, anmutige Umſchau. Kurz das Land iſt nicht eben maleriſch, aber heiter, behaglich.

Nach Harrisburg. — Im Poſtwagen iſt der Menſch faſt auf der ganzen Erde unliebenswürdig, der reiſende Yankee aber iſt ein Ungeheuer. Ich erlebte heute eine Probe davon, die auch einen Holländer toll gemacht hätte. Ich fuhr im Stagewagen nach Reading, oder vielmehr in der Richtung dahin. Meine Reiſegefährten waren: erſtens, ein Kaufmann aus Sunbury, zugleich Schuldiſtriktsvorſteher, Milizleutnant, Geſchworener, Straßenbaukommiſſär, Bibelverbreiter, Sträflingsbeſſerer und Temperance-Ausſchuß-Mitglied. Zweitens, ein Indian-Trader, einer aus dem Or-

den jener ſpekulativen Induſtrie-Ritter, welche zur Zeit, wenn die expropriierten Indianerſtämme ihre Renten für abgetretene Ländereien ausbezahlt bekommen, mit nichtsnutzigem Hauſiererkram, hölzernen Muskatnüſſen, hörnernen Feuerſteinen, ſchlechtem Branntwein u. dgl. den fernen Weſten bereiſen und ſich das Blutgeld wieder heim holen. Drittens, die blaſſe, grämliche Frau eines Philadelphier-Advokaten, welche viel über Unverdaulichkeit klagte und ein noch bläſſeres Kind auf dem Schoße hielt, ein Würmlein — Gott verzeih's — wie eine Made. Nun höre, wie mir's zwiſchen dieſen drei Menſchen erging. Der Indian-Trader hatte mir gleich beim Einſteigen ſeinen dickbenagelten Stiefelabſatz in die Herzgrube gedrückt und mir das Herz faſt abgedrückt. Als er dann ſaß, legte er ſeine zwei langen Beine wie Greifſcheren auseinander und zwar auf meine Schultern. Dagegen durfte ich eigentlich nichts einwenden, denn das Recht der Beinausſtreckung gehört in jeder Lage des Körpers zu den wichtigſten Privilegien des Yankee. Bloß auf dem Wege des friedlichen Vertrages erſchlich ich mir ſo viel, daß er die Beine nach Art eines Viadukts über meinen Kopf ſpannte, und ſich's gefallen ließ, da ihnen die Unterlage meiner Schultern entzogen war, daß ich ſie mit meinem Taſchentuche oben an die Wagendecke knüpfte. Der Kaufmann von Sunbury, der uns ſo eifrig von ſeiner bürgerlichen Vielſeitigkeit unterhielt, war im Laufe dieſer Anſtrengung eingeſchlafen, und erkor mich zu ſeiner Matratze, indem er ſein ganzes Gewicht ſo über meinen Körper herlegte, daß ich darunter verſchwand und gleichſam vernichtet war. Mit dem Manne ließ ſich noch weniger paziſzieren. Ich nahm alſo zur Liſt meine Zuflucht. Ich ſtahl mich mit meiner eingeklemmten Hand in meine Taſchen, was mir nach vielen ſchmerzhaften Ertorſionen gelang. Nun ſucht' ich alles Spitzige darin zuſammen, Federmeſſer, Zigarrenſpitzen, Haarkamm, und bemühte mich, dieſen Gegenſtänden eine ſolche Aufſtellung zu geben, daß ſie als Stacheln die Rippen meines Alps von mir abhalten ſollten. Kaum aber freute ich mich meiner kleinlichen Erfolge hierin, als ſich das blaſſe Schoß-

kind meiner unverdaulichen Nachbarin übergab, und zwar auf mein rechtes Bein. Entsetzt fuhr ich auf, aber die Lady hieß mich ruhig sein, denn ihr Baby wäre eigentlich nicht krank, sagte sie, es komme nur vom schwachen Magen. — Wie gefällt dir dieses ganze Kulturbildchen? Möchte sich doch die Erde ein ganz klein wenig spalten und dies liebenswürdige Volk sanft in ihr Zentralfeuer hinabgleiten lassen. Ich rate, dort wär's gut aufgehoben.

Nach Harrisburg. — Auf der Eisenbahn geplündert, im Stagewagen zerquetscht und bespien, wollt' ich es mit dem Dampfschiff versuchen. Ich wanderte ein paar Meilen zu Fuß dem Tale des Susquehanna zu und bestieg in Lancaster das Boot. Schlechtere Reisegesellschaft hat wohl selten ein Wanderer gefunden, als ich, Unglücklicher, bei dieser Fahrt. Es umgab mich eine Genre von Menschen, das gar nicht zu charakterisieren ist, denn alles fehlte ihnen, um Menschen zu sein, und alles besaßen sie, was zur Bestialität gehört. Ihre Moralität und ihre Sitten waren gleich abscheulich. Eine kalte, dickhäutige Selbstsucht, eine Nichtachtung jedes gesellschaftlichen Anstandes prägte sich so sehr in ihren Zügen, Worten und Handlungen aus, daß ich unmöglich den Wunsch unterdrücken konnte, das Register ihrer Untugenden möchte noch mit einer einzigen vermehrt sein, — mit der Scheinheiligkeit. Diese konnte man ihnen aber nicht vorwerfen. Das Gespräch in der Kajüte strotzte von den frevelhaftesten Gemeinheiten, die aber ohne alle Wärme des Temperamentes, mit einer wahrhaft teufelsartigen Ruhe und Kaltblütigkeit sich äußerten. Letzter Umstand macht die hiesige Gemeinheit besonders empörend. Den Kerls ist nicht etwa wohl, wie den bekannten fünfhundert Säuen, sie sind als Zotenreißer so trocken wie als anständige Menschen. Es ist nicht der geringste Humor in ihren Ausschweifungen. Ein presbyterianischer Geistlicher war an Bord, seine Gegenwart tat aber keinen Augenblick Einhalt. Kurz, ich litt bis zur Verzweiflung unter dieser Reisegesellschaft. Da ich merkte, daß der Geistliche kein Landeskind, sondern ein Schottlän-

der ſei, ſo fing ich an, mein Herz gegen ihn zu erleichtern; er antwortete aber mit ziemlichem Phlegma: Das wird man bald gewohnt auf Reiſen; außer dem Zwang ihrer häuslichen Verhältniſſe ſind ſie ſo. Da ſteht der Verſtand ſtill! Der freie Amerikaner außer dem Zwang ſeiner häuslichen Verhältniſſe! Und doch hält er durch die ganze Union dieſen Zwang aufrecht, und kanoniſiert die häusliche Langweile unter dem Namen temper, was man für unüberſetzbar hält, was aber ganz einfach Muckertum heißt! — Als ich morgens Toilette machte, zirkulierte für die ganze Schiffsgeſellſchaft ein einziges Handtuch; ebenſo hing ein allgemeiner Kamm ſamt Haarbürſte an einem Nagel. Jedermann bediente ſich unbedenklich dieſer Gegenſtände der Reihe nach. Ich hätte gerne gefragt, ob nicht auch eine General-Zahnbürſte da ſei, aber ich glaube, dieſes Muſtervolk braucht überhaupt keine Zahnbürſte. Was mich betrifft, ſo proteſtierte ich feierlich gegen das Gleichheits-Handtuch und verlangte mein eignes. Da fing der ſouveräne Schweineſtall eine Rebellion gegen mich an und ſelbſt der Kapitän verſicherte mich mit der empfindlichſten Miene, daß mein Begehren auf jedem amerikaniſchen Schiffe Aufſehen erregen würde. All men are equal! Heißt das ſo viel als: all hogs are equal? Welch eine erlogene Kultur! Zu Hauſe wandeln ſie bis zum Kohlenträger herab auf Teppichen und im Schiff hat die ganze Bande ein Handtuch! Meinethalben. Ich nähere mich mit jedem Schritt meinem Urwalde, ſehe aber nichts anders übrig, als mir ein Reitpferd zu kaufen, ich wüßte ſonſt nicht, wie ich fort käme. Körper an Körper mit dem Amerikaner zu reiſen, iſt weder zu Waſſer noch zu Lande möglich, ſo viel belehrt bin ich nun. Gott, was es heißt, ein Volk en détail kennen lernen!

Harrisburg. — Wie neugeboren bin ich aus dem verruchten Schiff ans Land geſtiegen. Der niedrige Waſſerſtand hat die heilloſe Fahrt noch mehr verzögert. Aber das Flußbett war ihm eine große Verſchönerung ſchuldig. Meilenweit war der Susquehanna überſäet von Felstrümmern

voll wilden Formenſpiels. Bald ragten ſie wie Ruinen römiſcher Triumphbogen aus dem Waſſer, bald glaubte man Löwen, Sphinxe, Greife und ſonſt ſolch heraldiſches Wildbret zu ſchauen; kurz, die Phantaſie war ſchöpferiſch angeregt. Es iſt gar herrlich, wenn ſo ein Felſenbett niederen Waſſerſtand hat. Da zeigt der Strom doch ein ander' Geſicht, als ſeine platte, geduldige Oberfläche, die nur Schiffsgüter expediert. Man ſieht ihm ins Herz, man ſieht ſeine innere poetiſche Werkſtätte und mit welcher Muskelkraft er feilt, ſägt, hämmert und bohrt, um aus den Urwaldsblöcken ſeine Gedanken zu formen, — rohe, zyklopiſche Rieſengedanken! Ueberhaupt hat die Gegend von Harrisburg einen heldenhaften Charakter. Das Tal des Susquehanna, auf der öſtlichen Flußſeite beſonders, zeigt ſchöne, markige Felſenpartien. Die knorrigen Steineichen darauf glaubt man ordentlich knattern zu hören, wie die Hitze ihr altes Holz ſprengt. Hoch über ihnen ſchweift der Geier und kreiſcht ſeinen rauhen Geſang von Hunger und Liebe, daß einem das Herz im Leibe lacht. Wer das Auge hätte, womit ſo ein Racker unterm vierzigſten Breitengrad in die Mittagsſonne ſchaut!

Harrisburg. — Es fängt an, mir ernſtlich bange zu werden, welchen Weg die Kulturgeſchichte Amerikas einſchlagen wird. Von den Tauſenden und Tauſenden, die jährlich als Neuſiedler in ungebahnten Wildniſſen ſich niederlaſſen, erwartet man, wie billig, nichts anders als die erſte roheſte Arbeit. Pioniere der Kultur heißen ſie, die Kultur ſelbſt ſoll ihnen erſt nachrücken. Von dieſer nachzurückenden Kultur wird man aber wieder die großen See- und Handelsſtädte abziehen müſſen, deren Leben Taumel iſt — Taumel des Geſchäfts und Taumel des Genuſſes. Nun dächte man, läge die Kultur in der Mitte; ſie läge in jenen glücklich ſituierten Städten, die, gleich entfernt von der Roheit des Hinterwäldlers und von der Verderbnis der Seehafen-Ariſtokratie, Beſitzer eines ruhig arbeitenden Kapitals ſind, das den bürgerlichen Atmungsprozeß in normalen, geſunden Schwingungen vollzieht. Mit dieſer Erwartung betrat ich Harrisburg. Har-

risburg iſt in jeder Hinſicht ein reinerer Sitz des amerikaniſchen Deutſchtums als Philadelphia. Unſere Kinder ſollen nicht engliſche Affen werden, ſagten die deutſchen Anſiedler Pennſylvaniens, welche mit einem Grundſtock guter proteſtantiſcher Bildung herüberkamen, deutſche Schulen anlegten, deutſche Lehrer und Paſtoren mitbrachten und ſie noch lange, oft mit großer Aufopferung, aus Deutſchland, namentlich aus Halle, der damaligen Metropole deutſch-theologiſcher Gelehrſamkeit, verſchrieben. Wohlan, die Söhne und Enkel dieſer Rektoren, dieſer Paſtoren, dieſer Offiziere aus Waſhingtons Armee, dieſer braven, bildungsfähigen Pennſylvania-Bauern bilden den Grundſtock der hieſigen Bevölkerung. Ihr altes Vater-Erbe hat ſeitdem zehn- und hundertfachen Bodenwert erreicht, das Bauerngut rentiert längſt als Rittergut, oder es iſt vorteilhaft verkauft — kurz, dieſe ganze Geſellſchaftsklaſſe iſt aus dem bäuerlichen in den bürgerlichen Rang vorgerückt: ſie iſt der Stadtkern von Harrisburg. Aber wie ſieht ſie aus, dieſe deutſch-amerikaniſche „Gentry", die es mindeſtens ſein könnte in ſo gutem Sinne wie die engliſche? Ihr Wohlſtand iſt gewachſen, ihre Bildung nicht. Sie hat zu ſtreben aufgehört, genau auf jener Stufe, wo die Not und der Kampf um die Exiſtenz aufgehört hat. Ich habe Häuſer von Reichtum und geſellſchaftlichem Rang betreten, aber ihre Bibliotheken waren nicht hinaus über den hundertjährigen Kalender, Doktor Fauſts Höllenzwang, Theophraſtus Paracelſus, Jakob Böhme und Burkard Waldis. Das neueſte deutſche Buch, das ich in Harrisburg fand, waren Gellerts Fabeln. Von den beſſern deutſchen Charakterzügen pflegen ſie nur noch den Hang für Gartenkunſt; von der anglo-amerikaniſchen Raſſe haben ſie den Sport für Pferde angenommen, die aber bei allzu reichlicher Fütterung mehr dick als ſchön werden. Das iſt alles. Eine ſanfte, unſchuldige Ehe der National-*Liebhabereien*, kein Durchdringen des National-*Geiſtes* mit großen, produktiven Reſultaten, keine Kreuzung des Beſten und Edelſten von deutſch und amerikaniſch zu einem neuen Menſchheits-Adel, wir *wir* es als möglich — träumten!

Dieſe Miſchung von Nationalitäten, eher zu einem Zerrbilde als zu einem Ideale, finde ich wie in einem Spiegel in dem Sprach-Kauderwelſch des Pennſylvania-Deutſch abkonterfeit. Es wird einem ach und weh, an einem lebendigen Organismus eine ſo fortſchreitende Verödung — möchte ich als Arzt ſagen — zu beobachten. Ein Fiſcher z. B. ſpricht: Below werden die Fiſche umgepackt, inspected und dann wieder vereingepackt again. — Ein Tiſchler erklärt: Wenn Sie ein loghouse bauen wollen und dasſelbe inwendig geplasterd und von außen geclapboardet wird, ſo koſtet es ſiebenhundert Dollars. — In einem hieſigen deutſchen (?) Blatte fand ich folgende Blüette; ich bemerke aber, daß die Sprache darin noch lange nicht die verdorbenſte iſt.

1. Sechs Monate nach der Hochzeit.

Well, liebe Härriett, willſtu heut abend auf den Ball gehen? Du weißt, wir ſind höflich eingeladen worden. — Juſt wie du ſagſt, William, du weißt, ich wünſche nichts zu tun, als was dir Vergnügen macht. — Well, denn Härriett, ſuppos wir gehen, das iſt, wenn du perfektly willens biſt; nau, ſag' aber nicht ja, juſt weil ich ſo ſage; denn du weißt, wo du biſt, da fühle ich vollkommen glücklich. — Ei, lieber William, ich weiß, daß du auf dem Ball Vergnügen haben würdeſt, und wo du vergnügt biſt, da habe ich auch, of cours. Was für 'nen Dreß ſoll ich antun, William? meinen weißen Gaun oder den groben mit pink Trimmings, oder den ſchwarzen Merino, oder den weißen Sätin? Du weißt beſſer, was mir gut ſteht. — Liebe Härriett, du biſt ſchön in jedem Dreß. Nau, nimm heut abend deine eigene Wahl. Ich denke aber, dein weißer Sätin Dreß ſteht dir ausnehmend ſchön. — Nun ſieh, William, ich wußte, daß du juſt meine Gedanken haben würdeſt. O wie glücklich werden wir heut abend ſein!

2. Sechs Jahre nach der Hochzeit.

Härriett, reich mir 'mal die Zuckerbohl, du haſt mir juſt einen Teelöffel voll in meinen Tee getan. — Well, William

Schnuck, du juhſt wahrhaft Zucker genug in deinen Tee, um ein Bärrel Eſſig ſüß zu machen. Hier Tſchanni, witt du die Finger aus der Schüſſel tun? Suſen, ſei ſtill! was die kleine Sau net kreiſcht; wahrhaftig 's iſt genug, um eins närriſch zu machen. Witt du ſtill ſein! Da! da! (ſie ſchlägt) du kleiner Satan! — Ei, Härriett, was hat denn das Kind getan? Du biſt wahrhaftig zu ſchnell. — Ich wollt', Miſter Schnuck, du tätſt deine eigne Büßnes meinten; du bekümmerſt dir allsfort, um was dir nichts angeht. — Wäll, Härriett, ich möchte wiſſen, wer ein beſſeres Recht hat als ich? Du zankſt und maulſt ja auch immerwährend. — Däddi, Tſchanni zerreißt Eure Zeitung zu Stücken. — Tſchanni, komm her. Wie kannſt du dich unterſtehen, meine Zeitung zu zerreißen? Da, du Räskel! wie ſchmeckt das? Und nau pack dich ins Neſt. — Ei William, du Böſewicht, wie kannſt du mein Kind ſo unvernünftig ſchlagen? Komm her, Tſchanni, armes Kind! hat's weh getut? never min; da, da nimm ein Stück Zucker; ſo, das is'n ſchmär Bübchen. — Härriett, ich will dir ſagen, du verdirbſt die Kinder ganz und gar. Du weißt, ich mittle mich niemals drein, wenn du ein Kind beſtrafſt. Es iſt erſtaunlich, was ein Weibsmenſch niemals recht tun kann. — Nie recht tun? Wahrhaftig, Miſter Schnuck, wenn niemand hier im Hauſe recht täte als du, ſo wundere ich, was am Ende aus uns werden ſollte. — Härriett, du ſprichſt wie ein Narr, ich will's nicht länger ſtänden. Du biſt anfangens ſo ſchnappiſch und beißig, wie 'ne Bſchidog, und wenn noch irgendeine Eheſcheidung im Land zu haben iſt, will ich ſie haben. — Hallo, was das Männchen ſo wütig iſt! Well, gute Nacht, Miſter Schnuck, träume nichts Böſes. —

Kannſt du dir in dieſer Sprache einen Dichter denken? Eine Nationalität aber, die keiner Dichter fähig iſt, gleicht einem Baum, der keine Blüten treibt. Sie iſt abgeſtorben. Das iſt der Fall mit dem Pennſylvania-Deutſchtum.

Nimm mir dieſen Brief nicht übel, lieber Bruder. Sein ganzer Inhalt zeugt gegen dein Ideal. Aber nicht wahr, wir ſind nach W a h r h e i t ausgegangen?

Harrisburg. — Mein Pferd iſt gekauft. Ich bin mit meinem Entſchluſſe vortrefflich zufrieden. Das Reiten hat etwas Aufheiterndes, Idealiſches, Dramatiſches, — es iſt die ſchönſte Szene zwiſchen Menſch und Natur. Mein Brauner iſt ein leichter und kräftiger Traber, echtes Raſſepferd, nur die Schule fehlt etwas; der Amerikaner iſt nicht der beſte Zureiter. Aber es iſt jung und ich werde es noch erziehen. Dann wollen wir in Huf und Gehirn manch ſchönen Rhythmus miteinander tanzen. Warum ſoll ich nicht eine eigene Gangart erfinden: die lyriſche? Pegaſus hat ſie gehabt, aber ſie iſt ſeitdem vergeſſen worden; die Flügel ſind nur ein Symbol davon, ich will den Begriff ſelbſt wiederherſtellen. Apropos! die Art, wie das Tier zum Kaufe ſtand, iſt originell genug. Es war einer jener charakteriſtiſchen Yankeepuffs, welche das hieſige Volkstum ſo weltbekannt kennzeichnen. In dem Harrisburger Advertiſer las ich die Annonce: „Ein Pferd zu verkaufen gegen die Inſertionsgebühr. Bei Mr. Bradley, Waſhington Square." Ein Pferd gegen die Inſertionsgebühr! Mein erſter Gedanke war: dieſer Mr. Bradley ſei ſelbſt ein Puff; exiſtierte er aber, ſo verdiente er ſich jedenfalls einen Beſuch. Und ſiehe! er exiſtierte wirklich. Mr. Bradly in Waſhington Square war ein munterer alter Fuchs mit grauem Kopf, zwei hellen Aeuglein und einer glühroten Naſe. Sein Tier koſtete hundert Dollars. Darüber läßt ſich ſprechen, ſagt' ich, für ein Reitpferd iſt's ein Preis; aber für eine Inſertionsgebühr? wie geht das zu, Miſter, he? Sehr einfach, Miſter, ſagte der alte Schelm; kündige ich das Pferd mit ſeiner ganzen Beſchreibung an, ſo brauch' ich die halbe Spalte und es kommt doch niemand, die Sache iſt zu gewöhnlich. Dieſe Annonce dagegen ſpart mir Geld und zieht brav. Steht mir der Käufer einmal im Hauſe, ſo läßt ſich ſchon eher ein Geſchäft machen; die Hauptſache iſt, daß er hereinkommt. — Sehr wahr, Miſter; aber der Zeitverluſt von ſeiten des Publikums? Wißt Ihr auch, daß man Euch verklagen könnte auf den Wortlaut der Annonce und wahrſcheinlich recht behielte in dieſem Lande, wo Zeit Geld iſt? — Gar nicht, Miſter; ich würde in dieſem Falle ein Redaktionszeug-

nis vorlegen und beweiſen, daß ich wirklich 100 Dollars Inſertionsgebühr bezahlt; welcher Gerichtshof der Union kann dem Redakteur ſeine Preiſe vorſchreiben? — Iſt das nicht echt yankeeſch? In der Tat wurden wir bald des Handels eins; es handelt ſich wunderleicht mit dem Amerikaner, wenn er Menſchen vor ſich hat, die ſeinen Kram verſtehen. Und meine gute ungariſche Pferdekennerſchaft ließ ſich kein X für ein U machen. Das Tierchen iſt übrigens wirklich preiswürdig, heißt auch Cäſar, wie in dieſem bombaſtiſchen Lande überhaupt alle Pferde entweder Cyrus oder Cäſar heißen. Wäre der Fall ſeltner, ſo würd' ich vielleicht abergläubiſch ſein und ſagen: Nun reiſ' ich mit Cäſars Glück! Indes wollen wir ſehen.

Nach Pittsburg. — Mein Weg geht jetzt durch die Region der Alleghanen. Leider halten ſie nicht, was ſie bei Harrisburg zu verſprechen ſchienen. Dort ſchlitzte der Susquehanna das Gebirge bis auf ſein innerſtes Knochengerippe auf und zeigte Fels und Geſtein. Das ſehe ich nun ſchon lange nicht mehr. Fels und Geſtein iſt überpolſtert mit dem philiſtröſen Alluvialboden, — und dieſe Polſter heißen die Alleghanen. Nirgends hat ſie der Vulkanismus kräftig gehoben und zerriſſen, er begnügte ſich mit einer leichten Verbiegung und Verſchiebung der neptuniſchen Tafelſchichten, und nichts kann eintöniger ſein, als die parallele Regelmäßigkeit dieſer Gebirgszüge. Ihr Material iſt ein Gemengſel von Trapp und Granit, metamorphoſiertem Gneis- und Glimmerſchiefer; der wilde Phantaſt Melaphyr oder Augitporphyr, Trachit oder Dolomit ſpielt keine ſeiner hochromantiſchen Rollen hier. *„Ein unentwickeltes Bergſyſtem" nennt die* Wiſſenſchaft ſolch mürbes Paſtetengebäcke, — genug, das Genre iſt langweilig, es heiße, wie es will. Die Amerikaner ſehen es freilich vom Nützlichkeitsſtandpunkte an und ſind außerordentlich zufrieden damit. Eine ſolche Bodenfiguration erleichtere den Verkehr, ſei der Kanaliſierung günſtig, ja, ſie rühmen ſich, Waſſerſcheiden zu haben, über welche bei Ueberſchwemmungen ein Kahn ſchon natürlicherweiſe hinwegkom-

me! Gut für die Oekonomie des Volks, aber gewiß ſchlimm für die Entwicklung ſeiner höheren Anlagen. In der Tat wird mir im Anblick dieſer Alleghanen die proſaiſche Sinnesrichtung Bruder Jonathans ein gutes Stück klarer. Genauer hingeſehen, kommt aber auch ſein Materialismus zu kurz dabei. Denn ſeine Gebirge, indem ſie nur Hoch-Plateaus ſind, bieten dem Wind und Wetter viel breitere Flächen, ermangeln der „geſchützten Lagen", und Höhen ſind hier rauh, in welchen bei uns noch Rebe und Kaſtanie blühte. Unermeßliche Strecken fallen ſo für den Anbau aus; bedenkt man aber dazu, daß auch die fruchtbaren Flußtäler, als Bruthäuſer des Fiebers, in ſtarken Abzug zu bringen, ſo wird Amerika überhaupt viel kleiner, als die Götzendiener der Quadratmeilen gewöhnlich ausrechnen. — Ich ſprach von Wind und Wetter, die ſind gleichfalls proſaiſch in den Alleghanen. Geſtern erlebt' ich ein Gewitter, das war ſo zahm, daß es mir faſt aus der Hand fraß. Alles, was ein Gewitter in europäiſchen Mittelgebirgen gleicher Höhen an Effekten der Optik und Akuſtik leiſtet, fehlt hier. Engpäſſe, Schluchten, Abgründe, reichgegliederte Bergwandungen, Zacken, Spitze, Kante — nichts dieſer Art wirkt hier auf die atmoſphäriſche Landſchaft zurück. Ueberraſchende Lichtwechſel, kühne Wolkenbildungen, ſtarke Donner, phantaſtiſche Echos gehören nicht zum Heerbann des Alleghany-Gewitters. Der Himmel iſt ſo arm wie die Erde. Droben geiſtlos, drunten formlos — ſo reiſe ich durch dieſes „unentwickelte Bergſyſtem".

Nach Pittsburg. — Auch die heutige Strecke war arm an Naturſchönheiten. Manch freundliche Anſicht — aber man wird das Freundliche doch endlich müde, wenn es ewig das Nämliche bleibt. Es fehlt gar zu ſehr an Abwechſlung. Die amerikaniſche Landſchaft gleicht jenen Weibern, welche eben nichts zu ſein wiſſen als Geſchlecht. Da iſt ein gewiſſes Inventar von natürlichen Mitteln; wirken ſie — gut; wenn nicht — nicht. Aber Holz und Waſſer iſt noch nicht Wald und Fluß. Ueberall fehlt der Natur Sinn für ſchöne Gruppierung; ſie weiß nicht zu überraſchen, nicht zu zürnen, nicht

zu verſöhnen; was Licht und Schatten, was die Macht der Nuance ſei — nichts weiß ſie, nichts. Jener Ober-Chineſe, der den Ausdruck erfunden hat „Vorratskammern der Natur", verdient Entſchuldigung; was ich von dem Lande hier ſehe, hätt' ich ihn ſelbſt erfunden. So und ſo viel Zentner Braunkohle, Eiſenſtein, Gips, Mergel, das iſt hier die Natur. Ob dieſe „Bodenſchätze" (auch ein verfluchtes Wort!) mit einer maleriſchen Oberfläche das Auge erfreuen, dafür iſt nirgends geſorgt. Auch von „Kulturlandſchaft" iſt eigentlich nur unter deutſchen Händen die Rede. Amerikaniſche Kultur entſtellt das Land eher, als daß ſie es verſchönert. Der Amerikaner iſt nicht Bauer, nur Freibeuter. Er ſetzt ſeinen Fuß auf die Erde, haut, ſticht, ſengt und brennt in ſie hinein, und verläßt ſie dann wieder. Er hat kein Gemütsverhältnis zum Boden, auf dem er ſitzt. Sein Haus liegt da wie ein viereckiger Kaſten, der vom Möbel-Transportwagen herabgefallen iſt. Es blickt dich an, ſo kalt, ſo nüchtern, ohne Horizont, ohne Perſpektive. Kein Blumengarten, kein Baumſchatten umgibt es mit traulichem Gehege. Die Felder ſind ein wüſter Anblick, kaum aus dem Gröbſten gearbeitet, haſtig, oberflächlich, denn die Arbeit iſt teuer, das Land wohlfeil, man preßt's eilig aus, verkauft und verläßt es dann. Die Zickzack-Zäune, die ſog. Virginia-Fenzen vollenden den widerwärtigen Anblick. Es iſt geradezu eine Marter für das Auge, einen weiten Landſtrich zu ſehen, angefüllt mit dieſer Unzahl gebrochener und geknickter Linien, — die „freie Natur" in lauter Dreiecke ausgeneſtelt. Und wie die einzelne Farm, ſo die Gruppe. Ihr Nebeneinander gibt ſo wenig ein harmoniſches Bild, als zuſammengefloſſene Kleckſe ein Gemälde geben. Ein Dorf ſuchſt du vergebens hier. Iſt das Blockhaus-Stadium überwunden, ſo baut ſich das Neſt aus Stein oder Fachwerk auf, übertüncht ſich mit ſchreienden Lackfarben und nennt ſich Stadt. Die Kaffern heißen dann Ladies und Gentlemen, ihre ABC-Schule Univerſität, ihr Gemeindehaus City-Hall, ſie führen Eau de Cologne, abonnieren ein Pariſer Moden-Journal und auf den Karten findeſt du die ganze Hühnerſteige unter dem Namen Athen, Rom, Troja, Karthago,

Syrakus, Petersburg, Nanking. Oft kommt die ganze Stadt auf dem Transportwagen, noch glänzend vom Hobel her, und stellt sich auf wie aus der Puppenschachtel. Fällt dir vor solch einem lackierten Ding irgendein bemooster Dorf-Knorren in Franken oder Schwaben ein, so vergehen dir alle Sinne. Es sind gar zu scharfe, schneidende Lichter in diesem Lande.

Nach Pittsburg. Müde und hungrig erreichte ich gestern abend ein einzelnes Haus an der Straße, ein sogenanntes Privat-Entertainment, das sich aber doch mit seiner Aufschrift auf einer Schindel, welche an einem Pfahl steckte, ein County-Hotel nannte. Ich resignierte auf ein sumptuoses Souper in dieser Taverne und nahm mit zufriedenem Herzen, was da war — eine Tasse schlechten Tee zu ein paar Eiern und gebratenen Speck. Indem ich an diese Tafelgenüsse aber Hand anlege, fährt ein Gespenst aus einer dunkeln Stubenecke auf, ein alter gelber Knochen, ein Mensch wie eine Leiche und donnert mich an: Halten Sie ein, mein Herr! Die sündige Kreatur soll nicht Speis und Trank genießen, ohne ihm, dem Geber aller Gaben, zu danken. Ich starrte den Klappermann an wie einen Verrückten, diagnostizierte auf Gehirnvertrocknung und glaubte deshalb ihm sein Attentat verzeihen zu müssen. Ruhig setzte ich mich an mein Gericht. In diesem Augenblicke aber riß mir die Wirtin so Tasse als Schüssel vom Munde weg und rief: Wenn Sie der Aufforderung unsers frommen und ehrwürdigen Reverend nicht Folge leisten, mein Herr, so habe ich für Gottesleugner kein Brot unter meinem Dache; dazu ist mir das Heil meiner Seele zu lieb. Was war zu machen? Ich selbst hätte hungern können, aber meinem Gaul zuliebe betete ich. — We are in a free country! Mit diesem Zucker schluckt man solche Pillen hinunter.

Nach Pittsburg. — Gewitzigt von gestern abend, dirigierte ich mich heute in ein Städtchen, dem ein frequenteres Hotel zuzutrauen war, als daß es die Andachtsübungen seiner Gäste überwachen sollte. In der Tat war

es ſo frequent, daß ich's von oben bis unten beſetzt fand, als ich ziemlich ſpät vortrabte und den ſchläfrigen Steward heraustochte. Er ſchleppte mich ein halb Dutzend Etagen unters Dach hinauf und warf meinen Leichnam in eine enge niedere Bodenluke wie in die Wolfsſchlucht. Ich fiel faſt um, als ſich beim Eintreten ein Schwaden ſchwüler Stickluft mir auf die Lunge legte, auch glaubt' ich's raſcheln zu hören. Desungeachtet behauptete der Aufwärter, es ſei der einzige freie Raum im Hauſe. Unter dieſen Umſtänden hieß ich ihn das nötigſte Bettzeug mitnehmen, ich wolle mich lieber auf irgendeinem Balkon oder Vorhaus, oder wie es ſonſt käme, einrichten. Indem wir darüber deliberierten, gingen wir im erſten Stock an einem allerliebſten niedlichen Zimmer vorüber, das offenſtand und unbewohnt war. Hier iſt's ja frei, bedeutete ich dem Hausknecht. Das iſt das parlour of the Ladies, ſagte er gleichgültig und ging weiter. Ich ſtarrte ihn an, wie geſtern den Reverend. Wie? ein müder Reiſender ſoll um Mitternacht auf ein Zimmer verzichten, weil am Tage darin die Weiber plaudern? Augenblicklich warf ich meine Betten hinein und hieß den Burſchen mir zum Auskleiden leuchten. Aber Sir, es iſt das parlour of the Ladies! blökte der Golem und hatte faſt Luſt, mich am Arme fortzuziehen. Ich ſchleuderte ihn aber ſehr unſanft auf den Gang hinaus — ich war wie ein angeſchoſſener Eber. Geſtern kein Nachteſſen, heute kein Bett — der Teufel hole dieſe Volksſitten. Ich zog mir die Stiefeln aus. Der Oelgötze auf dem Gang glotzte mich an, wie einen, der die Welt aus ihren Angeln hebt, und brummte: Was wird Miſter und Miſtreß dazu ſagen; ich muß es melden. Meld' es dem Peter Bell! rief ich, aber wer mir heraufkommt und mir die Nachtruhe ſtört, dem jag' ich eine Kugel durch den Kopf. Damit wies ich ihm die Mündung meiner Piſtolen, warf die Tür ins Schloß und war für diesmal zu Hauſe. Es ließ ſich niemand mehr blicken. Ich erleichtere mein Herz, indem ich noch dieſe Zeilen an dich ſchreibe und mir den hübſchen Kanarienkäfig mit dem Behagen eines Eroberers durchmuſtere. Ginge die Reiſe nicht

so langsam, ich müßte längst in Ohio sein. Aber die Tage sind heiß und ich mache Kreuz- und Querzüge in allen Richtungen von der Straße ab. Will mich indes doch sputen, denn du siehst wohl, wie wenig behaglich ich reise. Im Urwald sind wir eine Welt für uns und wollen auf zwanzig Meilen ein Beispiel sein. Ja, allmählich geht der Umschlag in mir vor, ich halte nicht mehr zu diesem Lande, um Muster zu sehen, sondern um Muster zu geben. Diese Freien müssen durch uns Verknechtete ein wenig freier werden. Gute Nacht, Bruder.

Nach Pittsburg. — Lieber Bruder! Ich habe dir heute eine schmutzige Novelle zu erzählen, die ich zuletzt mit meinen Tränen wusch. Ja, es ist mir verhängt, ich soll dieses Landes nicht froh werden. Ich spreche von meiner Nachtherberge. Wollte mich heute einmal in ein Privathaus zu Gaste bitten, an einen traulichen deutschen Familienherd. Denn eine deutsche Farm war's, die abends vor mir lag, — man kennt solche Hofstellen schon meilenweit. Der Garten, der sich sanft um einen schwellenden Hügel wand, strotzte von köstlichem Edelobst — das zieht nur der Deutsche. Feld und Hof umkränzten grüne lebendige Hecken und nicht jene abscheulichen Fenzenzäune des amerikanischen Stils — es sind nur deutsche Zäune. Und wie die Furchen des Ackers, die Bewässerungsrinnen der Wiesen gezogen waren, der Schwung und Schluß in dem ganzen Feld- und Waldwuchs umher, das alles verriet die Hand, die die Natur nicht beraubt, sondern sinnig pflegt, die deutsche Hand, die das Genie hat, ihre Erde so zu zieren, wie der Franzose seinen Menschen. Es war nach längerer Zeit wieder die erste deutsche Farm, die mir begegnete — der Gedanke, hier Einkehr zu halten, tat mir in der Seele wohl. Meines Wegs zog ein junger Mensch von wohlgefälligem Aeußern. Er saß ritterlich in seinem Sattel, handhabte volle prächtige Glieder und sah mit einem warmen, fast schwärmerischen Blick in die Welt hinaus; mich überraschte seine Jünglingsschönheit. So, dacht' ich, müßten die Coopers

und Irwings ausſehen, ein gewöhnlicher Amerikaner iſt ſelten ſchön; ſoll er der Sohn jenes Hauſes ſein, ſo ſei mein Eingang geſegnet.

Letzteres äußerte ich denn auch, indem ich das Geſpräch anknüpfte.

Der Sohn dieſes Hauſes?! rief er ſchnell und mit Abſcheu, Gott bewahre mich davor!

Wieſo? fragt' ich betreten, iſt der Beſitzer dieſes Landgutes ein ſchlechter unmoraliſcher Menſch?

Nein, war die Antwort.

Dann iſt ſein ganzes Verbrechen wohl nur, daß er ein Deutſcher iſt? erwiderte ich nicht ohne Gereiztheit.

Ja, er iſt ein Deutſcher! beſtätigte der Jüngling, aber mit einem unnachahmlichen Zug von Verachtung; auch gebrauchte er nicht das Wort German, ſondern Dutchman.

Mir wallte das Blut, und nur ein Blick in ſein ſchönes Auge begütigte mich wieder ſo weit, daß ich dem Verächter mit Mäßigung ſeine Gründe abfragen konnte.

Der Jüngling war mir willfährig, obwohl ich zu bemerken glaubte, daß es mit Widerwillen gegen das, was er zu ſprechen hatte, geſchah. Er zog die Zügel an, ließ ſein Tier kurzen Schritt gehen und erzählte mir folgendes:

In Philadelphia war einſt eine Schiffsladung von deutſchen Paupers gelandet, unter andern eine Familie, die aus Mann, Frau, zwei Knaben und einem Mädchen beſtand. Sie wurden auf zeitweilige Dienſtbarkeit verſteigert, wie es zur Schadloshaltung des Kapitäns in Fällen der mangelnden Bezahlung für die Ueberfahrt gebräuchlich iſt. Mein Vater erſtand den Mann, Martin oder Merten, wie er ſich ausſprach, Mr. Howth, ein Nachbar von uns, die Frau mit dem Mädchen; die Knaben wurden an einen dritten Ort vergantet. So ging die Familie in drei Bruchſtücke auseinander, ſie zeigte übrigens keinerlei Leidweſen darüber, namentlich der Mann nicht. — Als mein Vater den deutſchen Mann auf ſeinem Wagen mit nach Hauſe nahm (ich war als junges Kind mit dabei, erinnere mich aber ſehr wohl daran), da huckte dieſer einen ge-

waltigen Bündel von Lumpen auf ſeinen Rücken auf, ein Ding, das einen entſetzlichen Geſtank verbreitete. Mein Vater befahl ihm ſofort das Zeug an ſein Weib zu überlaſſen, oder noch beſſer, es in den Delaware zu werfen. Der Mann bat aber ſo dringend, ſo untertänig, ſeine Habe, wie er den Schmutz nannte, behalten zu dürfen, daß es ihm endlich erlaubt wurde, aber unter der Bedingung, hinten beim Neger damit Platz zu nehmen. Kein Weißer des hieſigen Volks hätte ſich das gefallen laſſen, der Deutſche aber nahm es hocherfreut an.

Als wir zu Hauſe ankamen, wies ihm mein Vater eine unſrer verlaſſenen Negerhütten an, wie ſie aus der Sklavenzeit Pennſylvaniens noch auf den Höfen ſtanden, ſeitdem aber unbewohnt und unbenützt geblieben waren. In dieſer verlaſſenen Hütte nun deponierte Martin jenen ſchmutzigen Bündel, und bald diente dasſelbe ſtatt eines Vorhängeſchloſſes, denn Geſtank und Ekel trieb auf zwanzig Schritte Diſtanz jeden Menſchen aus dem Umkreis; zum Hineintreten war außer Martin ſelbſt einer der Unſrigen nie zu bewegen. Inzwiſchen vermehrte der Deutſche dieſen Schatz noch täglich mit allen Lumpen, die er habhaft werden konnte; zerfetzte Kleider, abgelegte Hoſen, vernützte Strümpfe, das alles ſammelte er wie toll zuſammen und hinterlegte es in ſeiner Depoſitenbank. Sonſt waren wir mit dem Manne ganz gut zufrieden, er arbeitete fleißig und umſichtig, verſtand die Landwirtſchaft vortrefflich, und wo ſie vom deutſchen Stile abwich, zeigte er ſich ganz beſonders aufmerkſam, die Urſache davon zu begreifen und zu lernen, was zu lernen war. Dabei erlaubten ihm ſeine Begriffe von häuslicher Oekonomie kein einziges Mal, ſich vom Hauſe zu entfernen, obwohl ihm mein Vater wiederholt die Freiheit einräumte, ſein Weib zu beſuchen. Wozu die Schuhe zerreißen? war immer ſeine Antwort; und als die Frau mit dem Töchterchen in fünf Jahren einmal zu ihm kam, ließ er ſie hart an, daß ſie die Schuhe nicht ſpare. Auch ſeine beiden Knaben beſuchten ihn einſt, die waren barfuß hergelaufen und kamen ſchon gnädiger weg; nur fragte er ſie, ob ſie un-

terwegs hübſch gebettelt? Trotz alledem wollten wir den Menſchen nehmen, wie er war, und der Vater hatte ſich ſo ſehr an Martin gewöhnt, daß er beſchloß, nach Ablauf ſeiner Dienſtzeit ihm ein fünfzig Acres zu verlehnen ſamt einem Häuschen, das zu derſelben Zeit leer werden ſollte. Als nun dieſe Zeit bis auf acht Tage heranrückte, kam Martin eines Morgens zu meinem Vater und redete ihn an: Squire, wollen Sie mir wohl erlauben, morgen hinüber auf die Auktion nach Bedford zu gehen? — Auf die Auktion nach Bedford, Martin? was wollt Ihr auf einer Auktion? erwiderte mein Vater; es werden, ſoviel ich aus den Zeitungen erſehe, zwei Sheriff sales über zwei Farmen morgen abgehalten, davon jede dreihundert Acres Landes und Wohn- und Wirtſchaftsgebäude hat, die wenigſtens auf fünftauſend Dollars geſchätzt werden. Die wolltet Ihr doch nicht erſtehen? — Ja, wenn's auf den Willen ankäme! Indes habe ich ſo lange meine Schuhe geſpart und diesmal kommt mir es juſt in den Schuß. — Nun ſo geht, erwiderte mein Vater; nehmt den alten Rappen und hier iſt ein Dollar als Zehrungsgeld für Euch und das Tier; aber daß Ihr nachts wieder zu Hauſe ſeid! Wirklich war Martin pünktlich auf die Nacht zurück, hatte aber ſeinen Dollar geſpart und mit dem Pferd nichts als ein paar Pfund Brot genoſſen, die er vom Hauſe mitgenommen. Das Tier fiel nämlich mit ſolchem Heißhunger über den Hafer ſeiner heimatlichen Krippe her, daß ihm ſeine Diät nur allzu ſprechend abgemerkt wurde. Ich war mit meiner ſcharfen Kinder-Aufmerkſamkeit bei der Fütterung zugegen und verſtand mich darauf, denn das Pferdeweſen war ſeit dem frühſten Knabenalter meine Leidenſchaft. — Am folgenden Morgen ſprach Mr. Gordon, der damalige Sheriff, bei uns vor und gratulierte dem Papa von wegen des guten Kaufes, den er mit Hawkes Farm getan. Ich habe Hawkes Farm gekauft? hörte ich den Vater verwundert ausrufen; welcher Müßiggänger trägt ſolch unnütze Reden durch die Grafſchaft? Der Sheriff ſchüttelte den Kopf und zog ſtatt aller Antwort das Auktionsprotokoll aus

der Tasche, in das mein Vater sogleich neugierige Blicke tat. Wen erblickte er als Käufer der Farm? Niemand sonst als unsern deutschen Knecht Martin. Wir trauten unsern Sinnen nicht. Der Mann wurde augenblicklich gerufen und zur Rede gestellt. Verzeihung, Squire, sagte er unbefangen, ich habe die Farm gleichsam stillschweigend auf Ihren Namen gekauft, da ich als Redemtionist noch nicht mein eigner Herr bin, sondern erst nach acht Tagen es werde. Unser ganzes Haus starrte den Menschen sprachlos an. Aber wie in aller Welt, Ihr verdammter Narr, wollt Ihr denn die Farm bezahlen, mein Name ist ja noch nicht meine Kassa! Da lächelte der Kerl verschmitzt in sich hinein und stolperte nach seiner Hütte, wo er den bewußten Sack mit seinen stinkenden Lumpen auf den Fußboden auszuschütten begann. Wir waren ihm gefolgt und sahen seinem Treiben mit verhaltener Nase durch die Türe zu. Es war ein Sack, der wohl an die hundert Pfund wiegen mochte, aber wie gesagt, lauter Abfälle von allen möglichen Verbrauchsgegenständen enthielt: durchgeschwitzte Hemden und Strümpfe, Fetzen von Flanellleibchen, Hosen und Pferdedecken, dazwischen Stücke von altem Eisen, zerbrochene Hufeisen, Nägel, Zinn, Blei, Kupfer — alles dies fiel aus dem Sacke. Nachdem er ihn gänzlich geleert, kehrte er ihn um und hielt ihn über einen Trog, indem er mit einem Taschenmesser nun auch die Nähte des Sackes, der um und um geflickt war, aufzutrennen begann. Und siehe da! es fiel ein Louisdor heraus und noch einer und wieder einer, und ein vierter, fünfter, sechster und das ging so fort, bis der ganze Sack nur noch ein löcheriges Gerippe ohne Zusammenhang war. Dann war aber auch die Summe voll und Hawkes Farm in blankem baren Gelde bezahlt bis auf den letzten Dime. Sehen Sie, das ist meine Schatzkammer, sprach der Langverschwiegene bei dieser Enthüllung; nicht wahr, es ist eine so schöne Schatzkammer, als die Bank der Vereinigten Staaten nur sein kann. Ja, ja, staunen Sie nur! Hätte ich gleich bei meiner Ankunft im Lande etwas gekauft, so wäre ich sicherlich betrogen worden, oder durch eigene Unkenntnis

zugrunde gegangen. Gegenteils hatte ich die Ueberfahrt und die Erfahrung umſonſt, gab den edlen Herren Amerikanern kein Lehrgeld, ſondern wendete es ſo, daß ſie mir noch draufzahlten. Ja, ja, ſind verdammt pfiffig, die Herren Amerikaner, aber ein Deutſcher kann's auch ſein. Und dazu lachte der Lump mit einer Selbſtzufriedenheit — verdammt ſeien meine Augen, wenn wir nicht alle ſchauderten! Dieſer totale Begriffsmangel von menſchlicher Ehre und Würde, dieſes hündiſche Wegwerfen ſeiner ſelbſt, dieſe fünfjährige Niedertracht einer freiwilligen Sklaverei mit Weib und Kind um einer lumpigen Handvoll Dollars willen, und die Meinung dazu, das alles wäre nur weltklug, weltklug im amerikaniſchen Sinne — wir waren außer Faſſung, bei dieſer Art, ſich mit dem niedrigſten Knechtsſinn in das freieſte Land der Erde einzuſchleichen. Warum ich nicht der Sohn jenes Hauſes ſein wollte, mein Herr! Wohlan, jenes Haus iſt's, wovon ich dieſes Geſchichtchen erzählte. Es iſt Hawkes, oder wie es jetzt heißt, Martins Farm. Die Buben ſind indes aufgewachſen, gleich mir, und können die höchſten Staatswürden erreichen, die unſere freie und herrliche Verfaſſung allen Bürgern dieſes Landes zugänglich macht; aber noch einmal: Gott behüte mich, aus dieſem Blute entſproſſen, Gott behüte mich, der Sohn dieſes Hauſes zu ſein!

So erzählte der Jüngling. Dichteriſch wie ſeine ſchöne Perſönlichkeit mich anſprach, wünſchte ich nichts mehr, als ich hätte aus ſeinem Munde eine D i ch t u n g vernommen! Aber leider! jedes Härchen iſt deutſch an dem alten Martin; das Porträt iſt vernichtend wahr. Und wenn ich nun künftig die ſchmucken Muſter-Höfe der Pennſylvania-Deutſchen vorüberreite, ſo werde ich den ſtinkenden Sack im Hintergrund riechen — und auch um dieſe Freude iſt's getan!

Der ſchöne Jüngling bot mir Herberge in ſeinem eigenen Hauſe — es war mir nicht möglich, Beſiegter, in die Pforten des Siegers einzuziehen. Aber auch von Martins Farm lenkt' ich mein Pferd weg. Ich führte es ſachte ab in ein Gehölz, bettete mich dieſe Nacht ins Gras und weinte

über die Nation, welcher alles verliehen iſt, nur eines nicht: der alleinſeligmachende Nationalſtolz.

Später ging der Mond auf, es war das erſtemal, daß er mich kalt ließ. Armer Proletarier, dacht' ich, was kann man Elenderes ſein, als ein Trabant dieſer Erde!

Nach Pittsburg. — Heute fiel mir das Herz wie nie. Ich ſah den erſten Hinterwalds-Anbau. Grauſenhaft! Ich finde kein Wort, das Unverſöhnliche eines ſolchen Anblicks für das europäiſche Gefühl zu beſchreiben. Iſt's denn möglich? Was man längſt geleſen hat — muß man's mit leiblichen Augen ſehen, um es doch noch anders zu finden, als es die Einbildungskraft im Leſen ſich dachte? So leſen wir: der Hinterwäldler brennt den Urwald nieder, den er in Ackerland verwandeln will, und denken nichts weiter dabei. Wir ſtellen uns vor, die Bäume fallen in Aſche zuſammen und auf dieſem Aſchendünger, den wir vielleicht noch mit der Egge hübſch ausebnen, erhebt ſich das glatte wallende Kornfeld. Wie erſchrak ich! Ich bieg' um eine Waldecke und vor mir liegt ſo ein ausgebranntes Waldfeld. Aber die Bäume ſind nicht niedergebrannt, ſondern nur angebrannt; ſie ſtehen noch da mit ihren ganzen rieſenlangen Stämmen, ja mit ihren Zweigen und Ausſprüngen: aber das alles verkohlt! ſchwarz von oben bis unten! Nun denke dir ſo einen Wald von rußigen Stummeln; wie ſich das abhebt vom ſamtenen Himmelsblau, vom goldnen Korn dazwiſchen! Dieſe Millionen ſchwarzer Ruten und Spieße aus dem blonden Aehrenfeld aufſtarrend, in den veilchenblauen Himmelsatlas hineinfahrend! Du biſt im Augenblick wie vor die Stirne geſchlagen. Der Zügel war mir entfallen, der Puls glaub' ich, ſtand mir ſtill, ſo ſtarrte ich mir dieſes Bild an — das erſte Bild von der Hinterwaldspoeſie! Pennſylvanien, das alte Kulturland, geht zu Ende, und dieſes Schauſpiel werde ich nun öfter haben. Freilich wird ſich Aug' und Gefühl dann abſtumpfen dagegen — aber — ja, was ich ſagen wollte? Aug' und Gefühl

dann abſtumpfen! Das iſt's. Auf dieſes eine läuft alles hinaus. Aug' und Gefühl abſtumpfen! Leb wohl, Bruder!

Nach Pittsburg. — Ich ritt unter der heißeſten Mittagsſonne über eine menſchenleere Prärie. Ich war dem Verſchmachten nahe. Meiner Karte nach ſollten zwar einige menſchliche Wohnſitze nicht fern ſein — Connesville, oder Smithfield, oder Union — aber möglich, daß ſie auch nur auf der Karte exiſtierten, möglich, daß ich mich verirrt — kurz, ich ritt über eine unabſehbare Grasebene, und nichts war da, gar nichts. Die Luft glühte wie in einem Hochofen. Kein Vogel, kein Schmetterling, kein Tierlaut weit und breit; was nicht Salamander war, ſchien tot zu ſein. Nur Eidechſen ſchwänzelten zwiſchen den verbrannten Grasriſpen hin und wieder, die aus den geborſtenen Erdritzen hervorkamen, um im tiefſten Moos vielleicht ein verſpätetes Tautröpfchen zu lecken. Ich und mein Pferd litten martervoll. Die Zunge hing dem armen Tier weit aus dem Halſe, und doch konnte ich ihm meine Laſt nicht erſparen, denn auf dem heißen Boden, gepeitſcht von dem glühenden Steppengeſtrüpp, war kein menſchliches Fortkommen. Ich teilte mit dem Tier redlich den Reſt meiner Bouillontafeln und Schokolade, aber zuletzt half alles nichts mehr, was uns allein nottat, war ein Trunk Waſſer. Meiner Meinung nach ritten wir auf ziemliche Nähe dem Monongahela entgegen, und ich war ſehr beunruhigt, daß das Pferd die Witterung des Waſſers nicht hatte. Aber es regte ſich auch kein Lüftchen. Endlich merkte mein Auge in der gradlinigen Fläche eine kleine Erhebung. Der Boden formte ſich zu einem jener platten Hügel, die man hier Bluffs nennt, und die, wo ſie die Prärie unterbrechen, gewöhnlich einer menſchlichen Wirtſchaft zur Anlehne dienen. Und wirklich war es ſo. Als ich dem langgeſtreckten langweiligen Hügelding näher kam, lag denn ſo ein viereckiger Farmkaſten glücklich vor mir. Aber um das Haus herum regte ſich nicht die geringſte menſchliche Spur; die Tür ſtand ſperrangelweit offen. Die ganze Avenue war nichts weniger als wirtlich. Desunge-

achtet ſprang ich mit beiden Füßen aus den Steigbügeln und war mit einem Satz im Innern der Hütte. In demſelben Augenblick erhob ſich eine Stimme darin: Um Gottes willen, einen Trunk Waſſer! Es war eine Frau, welche angekleidet auf dem Bette lag und offenbar nur einen menſchlichen Fußtritt erwartet hatte, um ſo zu flehen. Die Frau hatte das Fieber. Matt ſchlug ſie die Augen auf, ich las darin, daß i ch der Mann nicht war, den ſie erwartet, aber Ueberraſchung, Beſtürzung las ich nicht darin. Es war die tiefe hohle Gleichgültigkeit der reſignierten Verzweiflung. Ohne mich zu beſinnen, ergriff ich den Waſſerkrug, der bis zum letzten Tropfen geleert war. Die Frau beſchrieb mir mit ſchwacher Stimme die Richtung zu der nahen Quelle und warf ſich nach dieſer Anſtrengung wieder hin, wie einer, der ein gutes Teſtament gemacht hat. Cäſar, der den Waſſerkrug ſah, trabte inſtinktmäßig mit mir, und ſeinen Nüſtern mehr als dem todesmatten Gemurmel der Frau verdankt' ich das direkte Auffinden der Waſſerquelle. Wir labten uns ſo eilig als möglich, das Tier ließ ich an dem weidigen Plätzchen, mit dem Krug eilte ich an den Mund der Fieberkranken zurück. Die arme Leidende leerte ihn ſofort wieder zur Hälfte. Sie ſchlug die Augen auf, die einſt ein ſchönes Veilchenpaar waren, ihre Züge verrieten Jugend und weibliche Reize, aber alles hoffnungslos zerſtört von Fieber und Seelenleiden. Wir fingen zu ſprechen an. Sie war die Tochter eines Marburger Profeſſors; ihr Mann, wie ich hörte, der blühendſte und geiſtvollſte Studioſus, der im Hauſe ihres Vaters Zutritt gehabt. Demagogenhetzen vertrieben ihn. Ich ſprach von dem Aufopferungsmut, womit ſie ſein Schickſal geteilt. Ein ſchmerzliches Lächeln überflog das Antlitz der Dulderin. Verzeihung, mein Herr, ich war ja Miß Temple von Templetown und unſere Tees gratulierten mir lebhaft zu der Luſtpartie. Alſo Cooperſche Roman-Ideale! Welcher Unſtern ſie in dieſe waſſerloſe Steppe verſchlagen? Das traurige Lächeln wiederholte ſich wieder. Als uns der Landagent hierherführte, waren wir umrauſcht von Waſſerkräften. Dort floß der Monongahela und

hier ein Nebenfluß von ihm. Der eine iſt ausgetrocknet, Sie müſſen über ſein ſpurloſes Bett geritten ſein. Der andere iſt nur bei Hochwaſſer hier, ſonſt auf drei Meilen entfernt. — Da haſt du das Ganze der deutſchen Auswanderung. Zur Hälfte betrügt man ſich ſelbſt, zur Hälfte wird man betrogen; Reſultat: ganzer Ruin! Die wenigen Worte hatten das arme Weib wieder ſo erſchöpft, daß ſie ſeufzend aufs Lager zurückſank. Sie trank fortwährend Waſſer, aber immer mit weniger Labnis. Der Mann war nach Milch aus, d. h. es mußte ihm gelingen, ſeiner Milchkuh habhaft zu werden, da das Vieh halbwild hier im Freien weidet. Ich konnte es nicht über mich bringen, die Aermſte einſam zu laſſen, obwohl ſie es wahrſcheinlich tagelang iſt. Ich ſuchte mir die Zeit zu vertreiben. Einen meiner erſten Blicke in der Hütte hatte ein Bücherregal auf ſich gezogen; das muſterte ich jetzt. Ich fand eine ſchöne juriſtiſche Literatur aufgeſtellt, dazwiſchen deutſche und engliſche Klaſſiker, Chateaubriands Natchez, Dudens Miſſouri und ähnliche Phantaſiewerke über Amerika. Alles von dickem Staub überzogen. An der Wand hing eine Flöte, deren Mundloch das Kunſtwerk einer Spinne ausfüllte. Die Tinte im Tintenfaß war vertrocknet und hatte ſich in dürre Kruſten geſpalten. Neben dieſen Betrachtungen griff ich wieder zum Krug und ging hinaus, ihn von neuem zu füllen. Ich entdeckte jetzt einen Pfad, deſſen Steigung verhältnismäßig merklich war und der eine Art Ausſicht verſprach. Ich machte ein paar hundert Schritte darauf vorwärts und überſah bald das Terrain. Der Bluff war eine Erderhebung wie etwa der Kreuzberg bei Berlin oder das Laaer-Wäldchen bei Wien, oder der Röderberg bei Frankfurt: von mehreren Seiten vollkommene und wie es ſchien ſterile Ebene, nach einer aber hügeliger Abhang, wo die Quellwaſſer abſickern mochten; in dieſer Richtung war auch Feldanbau und etwas Wald. Ein Mann kam von dort herauf, — es war der Mann! Ich erkannte ihn am Milcheimer, den er bei ſich hatte, und der leider! leer war. Die Kuh würde nun vor Abend nicht zu Hofe kommen, ſagte er. Wir maßen uns

übrigens mit unerquicklichen Blicken. Er mich mit Mißtrauen und einer ſtörriſchen Menſchenſcheu, ich ihn mit einem Ausdruck von Mitleid und Enttäuſchung, der vielleicht nicht ganz ſchmeichelhaft war. „Der blühendſte und geiſtvollſte Studioſus" war ein gelbes Gerippe, den das Fieber durch und durch entfleiſcht hatte, phyſiſch und moraliſch aufgezehrt. Ich ſprach von Europa, er war ſtill; ich ſprach von Amerika, er war ſtumm; ich ſprach von den Wiſſenſchaften, er ſchwieg; ich ſprach von der Landwirtſchaft, er antwortete nicht. Ich glaubte endlich ſein Herz beſſer zu treffen und ſprach mit menſchlichem und ärztlichem Anteil von der Krankheit ſeiner Frau zu ihm; er unterbrach mich trocken: Das Fieber müſſen wir alle durchmachen; — Sie werden auch nicht verſchont bleiben, ſetzte er hinzu und ſein Blick fiel mit einem Ausdruck von Neid auf meine Geſtalt. Mein Anerbieten, womit ich ihm dienen könne, nahm er übrigens ohne Umſtände an; ich möge ihm von Pittsburg ein paar Pfund Pulver und Schrot ſchicken, er verſchieße leider viel und treffe wenig, die Hand zittere ihm noch. An letztere Bemerkung ſuchte ich wieder teilnehmend anzuknüpfen, er ließ ſich aber außer dem Nützlichkeitspunkt in nichts weiter ein, und war ſtumm wie zuvor. Ich fühlte, wie ich ihm zur Laſt fiel, und nur um der Frau Lebewohl zu ſagen, begleitete ich ihn bis an die Hütte zurück. Die Frau war aber eingeſchlummert. Ich brauchte mit meinem Abzuge entſetzlich wenig Umſtände zu machen. Ich ſchied aus dieſer Farm, wie man ſich mit gebildeten Aegyptern begrüßt, — wenn ſie Mumien ſind und in den Hypogäen liegen.

Das iſt das Land, in welchem niemand zugrunde geht, wenn er arbeiten kann! Richtig, gewiß; denn von den Zugrundegegangenen braucht man bloß zu ſagen, ſie konnten nicht arbeiten. Vom Fieber braucht man nichts zu ſagen. O, Herr, ſchick uns alle Jahre eine Peſt, und nimm dafür eins unſrer Vorurteile von uns. — Amerika iſt ein Vorurteil.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Pittsburg. — Endlich bin ich hier angekommen. Pittsburg iſt mit Philadelphia und Harrisburg die dritte Hauptſtadt Pennſylvaniens. Sie gefällt mir ſo wenig wie die beiden andern. Philadelphia, ein aalglattes Quäkerneſt, Harrisburg, eine Motte und Runzel aus dem vorigen Jahrhundert, Pittsburg brauch ich nicht weiter anzuſchwärzen, es iſt ſchon ſo ſchwarz genug. Pittsburg iſt eigentlich keine Stadt, ſondern eine große bituminöſe Steinkohle, welche jahraus, jahrein entſetzlich dampft und ſtinkt, die Luft verpeſtet und die Geldbeutel füllt. Letzteres entſchädigt denn in bekannter Weiſe den Yankee für alles andere. Die große und volkreiche Stadt hat keine einzige Promenade, auf der man den Kohlenruß ein wenig von ſich ſchütteln könnte, was doch ſo ſehr Bedürfnis iſt. Dieſe Gartenloſigkeit ſcheint überhaupt ein Grundzug amerikaniſcher Städte, ſelbſt Newyork verdankt ſein Hoboken den Holländern. Ich werde mich in dieſem Rauch- und Schmauchſchlot auch nicht länger verweilen, als nötig iſt, um verſchiedenes ein- und nachzukaufen, dann geht's an den Ufern des Ohio weiter. Der Ohio entſteht hier; die Vereinigung des Alleghany und Monongahela bilden ihn. Der Alleghany iſt klar und hell, der Monongahela trüb und ſchlammig — nehm' ich den Ohio für ein Bild meiner Anſiedlung, oder vielmehr des menſchlichen Lebens überhaupt? Eine Miſchung des Heitern und Trüben, des Lichten und Dunklen, welches die ewigen Gegenſätze unſrer Schickſale ſind? Wie Gott will! Ich entziehe mich dieſer Miſchung nicht, liebe ſie aber freilich am meiſten in dem, was wir bei uns „eine Melange" nennen, da nämlich das lichte Element fette Sahne, das dunkle kräftiger Mokka-Kaffee iſt. Solche Schickſalstaſſen ſchlürfe ich gerne. Dazu eine brave Pfeife echt Türkiſchen, einen guten Freund, dem man ein gutes Gedicht vorlieſt, und muß es ſein, irgendein „ſüßes Schnäbelchen" für die ſchwächſte Seite des menſchlichen Herzens, — sufficit! Gott, was man beſcheiden iſt! und doch handeln ſie einen noch herab. und das Leben wird dem Mindeſtfordernden zugeſchlagen.

Meine Sachen, die ich nach Pittsburg adreſſiert hatte,

ſind angekommen; ich packte vor allem meine Violine aus und ſpielte mir ſteiriſche Ländler vor. Gott weiß, es iſt auch höchſte Zeit, daß ich mir ein bißchen Humor ans Bein zeche; ſoeben laufe ich dieſe Blätter durch, die von hier an dich abgehen ſollen, und erſchrecke über das Grau in Grau. Wahrlich, es iſt ſehr praktiſch von mir, einem Kompagnon, den ich mir nachlocken will, eine ſolche Reiſebeſchreibung zu liefern! Wäreſt du nicht der große, heroiſche Benthal, ſo würf' ich das ganze Geſchreibſel in einen Kohlenſchlot, wie ſie mir zu Dutzenden in das Fenſter hereinſtarren. Aber ich ſehe dich ſchon, wie du dieſe Blätter ruhig beiſeite legſt: — nun gut; das iſt Amerika, und d a s bin i c h!

Recht auch; man muß dieſem Lande Trotz bieten. Leider! ein Poet trotzt nicht, er zertrümmert. In der Tat, es wird mir täglich und ſtündlich klarer: ohne dich iſt meine Anſiedlung eine Unmöglichkeit. Ich ſpüre einen Vernichtungstrieb in mir, der einem Koloniſten ſchlecht zu Geſichte ſteht. Mein Gehirn iſt wie ein Neſt von unausgebrüteten Blitzen; es kommt mir oft vor, als müßt' ich Unglück anrichten oder unglücklich werden, wie's keine Zunge nennt. Wie ein Orpheus mit klingenden Saiten die Hölle zu zähmen — dieſes Schlags iſt meine Poeſie nicht. Die Orpheus-Sage iſt der Ausdruck der höchſten und mir wahrhaft unbegreiflichen Milde des griechiſchen Geiſtes. I c h hätte das infernaliſche Geſindel zum Kampfe fordern müſſen; ich glaube überhaupt: Kampfluſt iſt meine Sangesluſt; ich bin ein metriſcher Huſar. Das Pack, das einem die Blume des Lebens geſtohlen hat, das höhere idealiſche Selbſt, mit wohllautenden Akkorden noch anzuleiern, das erfordert eine große Stärke — in der S c h w ä c h e! Darum biſt du ſo ein Prachtmenſch, weil dich dein Herrgott aus einem Zeug geſchnitten hat, das ich für den beſten menſchlichen Stoff halte. Du wirſt dich mit den Höllenhunden nicht auf die Menſur ſtellen, du wirſt ihnen aber auch kein Adagio in die haarigen Ohren träufeln: du hätteſt deine Eurydike überhaupt nicht mehr auf die Erde zurückgeführt. Nein, du hätteſt es unternommen, die Hölle ſelbſt wohnlich für ſie einzurichten,

du würdeſt die Hölle urbar gemacht haben. Und ich glaube, es wäre dir gelungen.

Ich kann dir nicht ſagen, mein lieber Rector magnificus, wie ich mich freue auf deinen Amtsantritt im Urwald. Es muß eine Luſt ſein, einen Mann, wie dich, ſich rühren zu ſehen. Ich glaube, die Alten hatten recht, wenn ſie die Landſchaft vernachläſſigten über den kräftigen und anmutigen Menſchen darin. Und das taten ſie doch mit griechiſchen Landſchaften, was täten ſie erſt mit amerikaniſchen! Höchſtens ließen ſie den Menſchen auch daraus weg. Mein Wirt hier hat ein Söhnchen von wunderlieblicher Knabenſchönheit; ich lächelte ihn freundlich an, faßte ihn ſanft unterm Kinn und ſtreichelte ihm die reizenden Goldlöckchen aus der koſtbaren Antonius-Stirn. Das achtjährige Bübchen ſchnitt aber ein beleidigtes Geſicht dazu, und ſah mich ſo pedantiſch-altklug an, daß ich's in ſeinem Innern deutlich ſprechen hörte: Darüber ſind wir hinaus, du deutſcher Narr, du ſchmeicheltest mir weit beſſer, wenn du mir das erſte Priemchen Kautabak in den Mund ſchöbſt. Es iſt gräßlich, ein Volk, von dem man nicht einmal die Kinder lieben kann! — Deß ſattl' ich mein Gäulchen noch einmal ſo eifrig, und will nun in Ohio das Plätzchen aufſtöbern, wo weder das Fieber noch die Langeweile graſſiert, wo es einem ſo recht bergesfriſch und waldheimlich und waſſerkühl zumute wird, daß ich mit gutem Gewiſſen ſagen darf: liebe Deutſche, kommt zu mir, deutſche Feen haben das für euch geſchaffen! denn ich hoffe, die Feen ſind auch ein wenig emigriert wie die Menſchen.

Hol's der Teufel! Indem ich ſchreibe, wälzt mir der nächſte Schlot eine Rauchſäule durchs offene Fenſter, daß Herculanum und Pompeji dran erſticken könnten. Und ſchließ' ich das Fenſter, ſo erſtick' ich wieder. Ich ſchließe demnach dieſes Briefpaket, es bleibt nichts anders übrig. Adieu! ich hoffe, vom Ohio ſoll alles beſſer klingen. La belle rivière nannten die Franzoſen den Ohio, und die Franzoſen wiſſen, was ſchön iſt. Aber warum behaupteten ſie ihn nicht? Geht's uns mit allem Schönen ſo? Du haſt recht: der Menſch kann nur beginnen!

Zweites Kapitel

Daß unſer Held vierundzwanzig Stunden nach dieſem Briefe ſeinen Grundbeſitz erworben haben würde, ahnte ihm in jenem Augenblicke nicht im mindeſten noch. Der wichtigſte Moment, der eigentliche Ziel- und Mittelpunkt ſeiner amerikaniſchen Reiſe überraſchte ihn ſo — wie die flüchtigſte Epiſode eines Wandertags, ja, faſt wie ein Stein des Anſtoßes am Wege. Wir könnten das Ereignis wieder aus ſeinen Briefen erzählen, haben aber Grund, es diesmal nicht zu tun. Denn da es unmittelbar ein Akt der Großmut war, und unſer Freund edel genug dachte, dieſes Umſtands mit keiner Silbe zu erwähnen, ſo würde der Briefton nicht nur zur Wiedergabe der eigentlichen Gemütsfärbung nicht beitragen, ſondern die geſchichtliche Tatſache ſelbſt weſentlich entformen.

Moorfeld ritt alſo von Pittsburg die ſchönen Ufer des Ohio hinab. Als er die Grenze Pennſylvaniens bei Beaver erreichte, las er in einem Lokalblatte dieſer Stadt, daß in einem benachbarten Orte, der aber ſchon dem Staate Ohio angehörte und ſich ſehr großartig Neu-Liſſabon nannte, eine Landauktion oder ſogenannte Sheriff sale abgehalten würde. Um ſich eine ſolche Szene „einſtweilen", wie er dachte, mit anzuſehen, wandte er nun in Beaver vom Flußtale des Ohio ſein Pferd ab und begab ſich landeinwärts auf die Straße nach New-Lisbon. Bald verſchwanden die Höhen des Ohio mit ihren laubreichen Eichwaldungen hinter ſeinem Rücken und das Land fing an, in niedrig geſtreckten Hügelwellen ſich abzuflachen. An die Stelle des Eichwuchſes traten Weiden, Pappeln und Zypreſſen, welche einen Sumpfboden bewaldeten, der vielleicht fruchtbar, vielleicht

auch ungeſund war. Dazwiſchen lagen wie Inſeln und Halbinſeln dürre Sandſtriche, die ihre ſterile Natur in traurig-eintönigen Fichtenwaldungen ausdrückten. Die Gegend war einſam und nichts verriet die Nähe einer Stadt. Im halbgelichteten Walddunkel erblickte der Reiſende hin und wieder einen aufgeſchichteten Haufen von Baumſtücken, welcher im Innern hohl war und eine menſchliche Hütte vorſtellte. Gluckte ein Huhn, oder grunzte ein Schwein an ſolchen Grabeseinöden, ſo wurde der Lokalton ſchon ſehr warm dadurch. Aber plötzlich fingen dieſe Blockhäuſer an einer Stelle, wo ſie etwas dichter ſtanden, an, ſich Liſſabon zu nennen. Es war eine Ueberraſchung der traurigſten Art, als ſich Moorfeld nach einer Paſſage durch einen hochſtämmigen Fichtenſtrich auf einmal im Angeſichte dieſer ſogenannten Stadt befand. Die Sonne verbreitete ihr Licht über eine elende Wüſte von dürrem Gras, trübſeligen Weiden und ſchmutzigen Hütten, deren Anblick eher einer Kolonie von Selbſtmördern glich, welche bloß zwiſchen dem Strick und dieſer Exiſtenz gewählt hatten. Die Vegetation war weit und breit herum mulſterig, übelriechend und von jenem eklen Grün, wie es etwa die faule Pflanzendecke auf ſtehenden Waſſern zeigt. Die Fußtapfen der Pferdehufe oder die Wagenſpuren in dem ſchwammigen Boden ſtanden von Pilzen voll, ja Moorfeld konnte Schwämme und Pilze noch reichlich an den Wohnhäuſern ſehen, wo ſie aus den Ritzen der Wände wie Herenkorallen in ganzen Schnüren und Ketten hervorquollen. Es war ein ſchauderhafter Fleck Erde: weder Wald, noch Sumpf, noch Heide, das Ganze ſchien wie ein ungeſunder Magen, der Eſſig und Kalomel getrunken, und den Anblick ſeiner inneren Szenerie an die Sonne gewendet hat. Solche Stellen konnte im praktiſchen Amerika nur der Humbug beſiedeln. Der erſte Anbauer hat ſein Land durch Agentur, vielleicht ſchon in Europa, gekauft, und war er nicht in der Lage, den Verluſt zu tragen, indem er es wieder aufgab, ſo konnte er nur vom raſcheſten Menſchenzuwachs Verbeſſerung hoffen. Er verführte alſo andere, welche in der gleichen Lage wieder andere verführten; ſo ver-

wandelte ſich der krankhafte Landſtrich in einen Stadtbauplatz und auf ſeiner Oberfläche ſchwebt jetzt eine Anzahl von Menſchen eine Zeitlang zwiſchen Tod und Leben, bis es ſich bleibend entſcheidet, ob der Ausfluß des Bodens oder der Einfluß des Menſchen die Oberhand davonträgt. Siegt der Menſch, ſo wird mit Poſaunenſtößen die wunderbare Kulturkraft des Amerikaners durch die Welt verkündigt; ſiegt das Naturgift, ſo begräbt eine Handvoll von Humbugern im tiefſten Stillſchweigen ſeine Leichen, während der Ueberreſt im tiefſten Stillſchweigen abzieht, — Gras wächſt über die Stätte und ihrer wird nicht mehr gedacht.

Dies waren Moorfelds Betrachtungen, als er den häßlichen Ort langſam durchritt. Er gelangte auf einen freien Platz in der Mitte desſelben und fand einiges Leben hier. Eine hölzerne Bude, welche ſich City-Hall nannte, aber viel mehr einem Wagenſchuppen glich, war von oben bis unten mit ellenlangen Plakaten von Buntpapier beklebt, während Fahnen und Standarten in allen Farben auf langen Stangen in der Luft flatterten; er ſah den Schauplatz der Landauktion. Dieſem Hauſe gegenüber ſtand ein gotiſches Unding, die Kathedrale von Neu-Liſſabon. An jedem andern Orte hätte das barbariſche Machwerk die Sinne beleidigt, in der Umgebung der elendeſten und ſchmutzigſten Hütten aber machte es immer noch Staat. Der Raum zwiſchen dieſen beiden öffentlichen Gebäuden, welcher je nach Umſtänden eine Pfütze oder eine Staubwüſte war, in beiden Geſtalten aber der Square von Neu-Liſſabon hieß, diente jetzt einer Menge von Zeltwagen, Marktbuden und ſonſtiger fahrender Zigeunerhabe zum Standorte; es war das Feldlager von Zuzüglern, welche die Landauktion aus näherer oder fernerer Umgebung herbeigelockt hatte. Ein ſpekulierender Irländer hatte dieſe Gelegenheit benutzt, Geſchäfte in ein paar Fäſſern Fuſel zu machen, welchen er von ſeinem Karren herab für mint julep ausrief; ein fliegender Buchhändler neben ihm verkaufte den Himmel in beliebiger Auswahl, nämlich Traktätlein aller möglichen Glaubensbekenntniſſe. Das gläubige und ungläubige Publikum traktierte ſich

aber mit mehr Vorliebe in einer Trinkſtube, auf welche Moorfeld erſt aufmerkſam wurde, als er ſich überhaupt um Publikum umſah und verhältnismäßig wenig am Platze fand. Er entdeckte bei dieſer Gelegenheit noch ein drittes öffentliches Gebäude, nämlich ein Groceryſhop mit einem Wirtshaus verbunden, und zwar dicht am gotiſchen Dome, dem es zur Seite ſtand, wie ein Miniſtrant ſeinem Prieſter. Der Kramladen mochte einſt beſſer in die Augen gefallen ſein, als nämlich die Farben der kolorierten Lithographien an ſeinem Schaufenſter noch greller erglänzten. Moorfeld muſterte dieſe Lithographien und fand bunt nebeneinander den Alpenübergang Napoleons, Mrs. Siddons als Lady Macbeth, das Rennpferd Eclipſe, einen Fauſtkampf zwiſchen John Bull und Bruder Jonathan, die Rückkehr des Geliebten, Rotjacke im indianiſchen Koſtüm, Edmund Kean als König Lear, die Schlacht bei Bunkershill, eine Newyorker Regatta, General Waſhington, Lord Nelſon, das Fegefeuer u. a. Ueber all dieſe Blätter hatte ſich eine Unzahl von Fliegen verbreitet mit überreichlicher Hinterlaſſung ihrer wohlbekannten Spuren. Die Spelunke erreichte daher durch ihr Schaufenſter ſo ziemlich das Gegenteil der beabſichtigten Anziehungskraft; da überdies die Trinkſtube nebenan Rauchwolken des ſchlechteſten Tabaks, vermiſcht mit den Peſtdünſten abſcheulicher Getränkeſorten, durch alle Fugen und Ritzen ausſchwitzte, ſo fand ſich Moorfeld wenig eingeladen, das wirtliche Dach dieſes Hauſes zu beſchreiten. Nur ſein Pferd ſtellte er hier ein; ſeine Perſon, die, wie er aus hinlänglicher Erfahrung wußte, ſelbſt unter dem widerlichſten Pöbelhaufen in keiner öffentlichen Herberge auf irgendeine Sonderung dringen durfte, rettete er wieder ins ſogenannte Freie. Er kaute für all ſein Nahrungsbedürfnis ein Stückchen Bouillontafel, deren er in Pittsburg einen neuen Vorrat eingekauft. Irgendein nettes Privathäuschen zu entdecken, wo er an einem leidlich menſchlichen Tiſch ſich zu Gaſte bitten könnte, ohne das „Hotel von New-Lisbon" zu frondieren, darauf verzweifelte er in dieſer Kaffernſtadt.

Inzwiſchen ertönte ein greller Trompetentuſch von einer

Dachluke des Schuppens, d. h. vom Balkon der City-Hall. Das brachte einige Bewegung auf dem Marktplatz hervor. Unter den Dächern der Zeltwagen streckten ſich lange Amerikaner-Beine hervor, die dort ihre Mittagsruhe gehalten hatten, aus der Trinkſtube des Groceryſhops kamen die Gäſte gruppenweiſe über den Square daher geſtolpert, der fliegende Buchhändler ſchloß ſeine Mappen und der Irländer trank ſeinen mint julep ſelber. Alles drängte ſich durch die unbehauenen Türpfoſten des Stadthauſes. Moorfeld folgte. Er ſtand in einem Stalle, den die Väter der Stadt vielleicht ihren Sitzungsſaal nannten, aber der Fußboden dieſes Saales war die rauhe unbedielte Erde, die Fenſterlöcher hatten keine Fenſter, was zwar einen dankenswerten Luftzug gegen die Hitze bewirkte, aber auch einer Unzahl von läſtigen Mükken die Paſſage frei gab, die Decke endlich war ſo niedrig, daß die Beleuchtung, obſchon ſie ungetrübter als durch das reinſte Kriſtallglas einfiel, doch etwas Düſteres und Kellerartiges hatte. Das Ameublement beſtand in einem Tiſch und einigen Stühlen für die Auktionsbeamten nebſt zwei langen Bänken für das Publikum, welche an den beiden Längenſeiten des oblongen Quadrats hinliefen. Das Publikum nahm dieſelben teilweiſe ein, teils ſtand es umher oder ging auf und ab. Es waren meiſt Hinterwäldler, die in Kitteln von ſelbſtgewebtem Zwilch oder Kaliko, den groben Strohhut auf dem Kopfe und ein Priemchen Tabak zwiſchen ſchlechten Zähnen, herumlungerten. Dieſer Aufzug war aber auch alles Ländliche an ihnen; Moorfeld bemühte ſich vergebens, gewiſſe allgemein gültige bäuerliche Grundtöne in ihrem Weſen herauszufinden. Kein einziger ſah zufrieden, glücklich oder — ehrlich aus. Ihre Leiber waren vom Fieber abgemagert, welk und ſchlotterig, ihre gefurchten Geſichter bleich und von Luft und Sonne mehr übermalt als geſund gebräunt, ihre hohlen Augen gingen unruhig umher, voll Liſt und Verſchlagenheit und wie von allſeitigen Sorgen umlagert. Es war eine traurige Heerſchau für unſern Europäer. Sind das die Bürger eines freien und glücklichen Landes? fragte er ſich unwillkürlich. Zwiſchen dieſen Geſtalten bewegten ſich

noch einige Exemplare aus einer andern Schichte der Gesellschaft; diese waren mehr oder minder städtisch gekleidet, trugen goldene Uhren und affektierten eine gewisse gentlemanlike Haltung. Moorfeld erkannte sie aber mühelos als Subjekte von gemeinem Charakter und Gewerbe, sie machten ihm ungefähr den Eindruck von verkommenen Advokaten, oder durchgegangenen Handlungskommis, kurz von Industrierittern auf allen Gäulen. Indem unser Freund das Treiben dieser Leute schärfer beobachtete, merkte er bald, daß sich ihre Tendenzen gemeinschaftlich an einem Manne begegneten, den sie wie Flammen einen festen Körper umzüngelten; wenigstens schien ihre Rolle die angreifende und die des andern die passive oder selbst die abwehrende. Der ganze Anblick erinnerte ihn auffallend an seine eigene Stellung weiland im Generallandamt zu Newyork. Diese Aehnlichkeit vermehrte noch das Interesse seiner Beobachtung, das übrigens das Bild jenes einzelnen Mannes schon durch sich selbst zu erregen geeignet war. Derselbe war unverkennbar ein Deutscher, stand in den mittleren Mannesjahren und trug die tiefsten Spuren einer schweren kummervollen Lebenslast zur Schau. Sein Wesen schien das eines ehrlichen, ja selbst noblen Charakters, die eiserne Hinterwaldsarbeit hatte sein Aeußeres verknechtet, sein Inneres machte noch eine Art von Figur. Er kontrastierte ebenso fremdartig als vorteilhaft zu den Physiognomien um ihn her, denen die Wolfs- und Luchsnatur eines schlauen und raubgierigen Materialismus grell aufgeprägt war. Er machte neben ihnen mehr den Eindruck eines ausgedienten braven Soldaten, der den Pflug ergriffen, oder eines kleines Landedelmanns, der sein Feld bestellt, als eines Landproletariers, der es ist mit der ganzen Verkommenheit seines sittlichen und geistigen Zustandes. — Sein momentaner Zustand erweckte im steigenden Grade Sympathie. Er befand sich jenen Industrierittern gegenüber offenbar in einer schwierigen, vielleicht selbst verzweifelten Lage. Moorfeld vergaß alles Uebrige um sich, indem er den Fortgang dieser Szene verfolgte. Sie hatte ihren Anfang genommen damit, daß einer der Industrieritter gesprächweise

zu dem Manne trat, und ihm, wie es ſchien, im Vorbeigehen ein Offert machte, das er mit der Miene eines Gönners, ſonſt aber mit großer Gleichgültigkeit behandelte, gleichſam als wäre hier von einem Vorteile die Rede, den nur der andere allein genöſſe, während er ſelbſt kein Intereſſe dabei habe. Der Deutſche hatte ihn angehört, einige Gegenfragen gemacht und dann, wie von einer Notwendigkeit überzeugt, die ſich nicht ändern läßt, ſeine Brieftaſche gezogen, aus der er langſam und bedächtig eine Banknote hervorholte, die der andere leicht und ungedankt in ſeine Weſtentaſche ſchob. Hierauf trat ein zweiter der uhrenkettenbehängten Gentlemen zu dem Manne. Es wiederholte ſich von erſterer Seite mit geringen, von letzterer aber mit bedeutſameren Variationen dasſelbe Spiel. Es war dem Deutſchen, wie man ſehen konnte, eine ſehr ernſthafte Sache, auch von dieſer Perſon in Anſpruch genommen zu ſein. Seine Miene verdunkelte ſich, ſeine Stirnfalten wurden tiefer, ſeine Augenbrauen zogen ſich in die Höhe, einer ſeiner Füße trat unwillkürlich zurück, die ganze Stellung drückte den Schrecken aus, womit man ſich gegen ein unvorhergeſehenes Phänomen in Poſitur ſetzt und einen Augenblick ſtutzt, ob man ſich ihr unterwerfen muß, oder entziehen kann. Der Deutſche machte eine Gebärde, mit der er offenbar auf den Mann wies, welcher ſoeben von ihm gegangen: der Induſtrieritter dagegen wendete kaum den Kopf, zuckte die Achſeln und ſagte mit einer wegwerfenden Handbewegung: pah! Der Deutſche war unentſchloſſen, ratlos. Er warf einen verſtörten Blick auf ſeinen Gegner, maß ihn von oben bis unten und ſchien die ganze Kraft ſeiner Menſchenkenntnis zuſammenzuraffen, um denſelben zu durchſchauen. Dieſer wandte ſich ſtolz zum Gehen. Der Deutſche ſchüttelte den Kopf, ſeufzte und folgte jenem, indem ihm zu bangen ſchien, die Verhandlung abzubrechen. So wandelten die beiden in kurzen Schritten auf einem ſchmalen Bodenſtreifen eine Zeitlang auf und ab und ſetzten ſich ernſtlich auseinander. Das Ende war, daß der eine wieder ſeine Brieftaſche zog und dem andern eine Banknote daraus reichte, von der er ſich mit ſichtlicher Aufopfe-

rung trennte. Hierauf trat er an ein Fenster oder vielmehr in eine der leeren Fensterhöhlen und erholte sich mit ein paar Atemzügen frischer Luft von seinem Kummer. Aber er stand nicht lange so. Zwei Schächer nahmen ihn in die Mitte, indem sie links und rechts an seine Seite traten. Dritte und vierte Wiederholung der nämlichen Pantomime. Nur schienen sich die Rollen diesmal umzukehren. Der Deutsche stellte sich kalt, gelassen, gleichgültig und versuchte es, die zwei neuen Quälgeister über seinen eigentlichen Zustand, auf den sie spekulieren mochten, irre zu führen. Der Versuch blieb aber vergebens. Sei es, daß sie sein Benehmen in den beiden vorigen Fällen allzu genau beobachtet, oder überhaupt untrüglich gut orientiert waren: genug sie hatten sich bald fest in den Mann gehackt, der zwischen ihnen jetzt ein so tragisches Bild bot, wie Laokoon zwischen den Schlangen. Er litt, er duldete. Seine Mimik war ganz Schmerz, aber düsterer, hoffnungsloser Schmerz, der nur ein Unterliegen vor Augen hat, kein Ueberwinden. Er kämpft, weil er noch die Kraft dazu fühlt, — Schritt für Schritt diese Kraft aufzubrauchen, kann der einzige Preis des Kampfes sein. So sah man ihn mit seinen beiden Tyrannen handeln und unterhandeln, Vorstellungen machen, schroff und entgegenkommend, nachdrücklich und gelinde sein, man sah die ganze Arbeit eines Menschen, der alles versucht, einen billigen Frieden zu erlangen, und weiß, daß alles umsonst sein wird. Seine Partner standen und ließen ihn gewähren, wie man einen Menschen etwa höflichkeitshalber anhört. Wie dringend er die Aktion belebte, sie waren tot und ließen ihn Schläge ins Wasser tun. Ein kaltes Achselzucken, ein Schnippchen mit dem Finger, ein Ruck auf dem Absatz, ein stummes Getändel mit der Uhrkette, mitunter ein spitzer Mund, als pfiffen sie geistesabwesend ein Liedchen — das war ihre ganze Antwort. Es war die Rhetorik von Granitherzen. Endlich ergab sich der andere in sein Schicksal. Er zog seine Brieftasche und händigte ihnen zwei Banknoten aus. Dann setzte er sich auf die Bank hin und begrub den Kopf in seine beiden Hände, welche er auf die Knie stützte. Wenn ein Maler

eine Manneszähne malen wollte, ohne sie sehen zu lassen, so würde er diese Stellung wählen — sagte sich Moorfeld.

Jetzt trat durch einen untern Eingang des „Saales" der Sheriff mit zwei Clercs ein. Er stellte sich hinter seinen Tisch und gab mit einem Hammer das Zeichen des Anfangs. Die anwesenden Waldfäuste erhoben sich vorwurfsvoll über sein langes Ausbleiben. Der Sheriff bat die „Herren" sehr artig um Verzeihung, worauf sich das souveräne Volk zufrieden gab. In diesem Augenblicke näherte sich ein fünfter Industrieritter dem Mann auf der Bank. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und mußte ihn mit einem Worte aufgescheucht haben, das genau die Tendenz der vier andern ausdrückte, denn der Mann zuckte, wie von einem elektrischen Schlage getroffen zusammen, und starrte den Fünften an, gleichsam als begriffe er nicht, wie es möglich sei, daß sich nach all seinen Opfern die alte Zumutung von neuem vor sein Auge hinpflanzen könne. Indem Moorfeld sein so erhobenes Gesicht betrachtete, ergriffen ihn die rührenden Züge des inneren Menschen darin. Der Kopf kam ihm schöner vor als zuvor, gleichsam als hätte der Schmerz inzwischen Zeit gefunden, sich über sein ganzes Ich auszugießen und es zu einem reinen Modell des Seelenleidens zu idealisieren. Desto abscheulicher stach die Physiognomie des Fünften neben ihm ab. Der Mann war ungefähr ein naher Sechziger, sein Schädel eine schwere und unförmliche Masse, seine Züge grob geschnitten, das Gesicht aufgetrieben, wulstig, voll Warzen und beulenartiger Unebenheiten, welche durch die Ideenverbindung mit Krankheitsursachen noch zurückstoßender wurden; er hatte eine niedrige Stirn, eine platte Nase, einen dicken brutalen Mund und hervorragende Backenknochen. Seine Augen waren klein, grau und von einem bösen Blick; zottige Augenbrauen hingen darüber in finstern, schweren Buschen herab und vollendeten den Ausdruck eines ungeselligen, harten, rachsüchtigen Charakters. Dieser Wehrwolf stellte sich jetzt dem vielgebeugten Manne entgegen und wiederholte, wie man sah, das Manöver der vier Vorhergegangenen. Der Deutsche stand da, sein Haupt auf die Brust gesunken, die

eine Hand im Barte, die andere ſchlaff niederhangend, den Blick auf dem Boden. Er war auf einem Punkte angelangt, wo er verzweifelte. Nur einmal ſah man ihn eine leichte Frage tun, gleichſam verſuchsweiſe, wie über einen Gegenſtand, den man aufgibt. Der Häßliche antwortete, — der Deutſche maß ihn mit einem langen, ſtummen Blick, dann wendete er ſich um, holte ſeinen Wanderſtock von der Wand und ſchritt ohne weiteres dem Ausgange zu. Nahe an der Türe wurde ſein Gang langſamer, noch einmal blickte er in das Auktionszimmer zurück, wie auf eine Poſition, die man mit ſchweren Opfern erkauft und ſchwer wie das Leben ſelbſt verläßt, ein Seufzer unendlichen Wehs entwand ſich ſeiner Bruſt, er fiel mehr hinaus, als er ging.

Um Gottes willen, was geht hier vor? rief Moorfeld, den Mann zurückhaltend.

Ein Schickſal! antwortete dieſer tonlos.

Erklären Sie ſich, mein Herr, ich bitte!

Es iſt entſchieden! Ich ſoll nicht leben. Auch der letzte Faden reißt. Laſſen Sie mich.

Es gelang Moorfeld erſt nach einigen Minuten, andere als ſolche und ähnliche Antworten zu erhalten, welche den Glauben an ein düſtres, alles vereitelndes Fatum atmeten. Der Deutſche entzog ſich mehr ſeiner Teilnahme, als er ihr entgegenkam; er ſchien eine jener wackern Naturen, welche ihre Kraft lange zuſammenhalten, aber gebrochen auch vollſtändig brechen. Dieſen Verluſt ſeiner männlichen Faſſung fühlte er auch mit Scham; er ſtrebte hinweg und nicht leicht war es, ihn feſtzuhalten. Selbſt die deutſche Anrede, womit Moorfeld gleich vorweg ihn zu gewinnen gedacht, verfehlte jedes Zaubers auf ihn. Ich bin in allen Zungen betrogen worden, ſagte der Unglückliche. Moorfeld ſchleppte ihn endlich mit Gewalt in eine einſame Ecke und forderte ſein Vertrauen wie die Erfüllung einer Menſchenpflicht.

Das Unglück muß ſich erzählen, ſagte der andere, es iſt wahr; jeder Weinende iſt dem Konzertſaal ein Andante ſchuldig. Wohlan, mein Herr, ich war deutſcher Offizier, mein Name iſt von Anhorſt. Ich hatte ein Duell mit einem an-

dern Offizier, welcher die Ehre meiner Frau beleidigt hatte, weil ſie ein armes, braves Bürgermädchen war, indes er ſelbſt die Mätreſſe eines Großen und die natürliche Tochter eines andern Großen geehlichet. Der Ausgang des Duells brachte mich auf die Feſtung. Man verhalf mir zur Flucht, ich ging mit Frau und Kind nach Amerika. Aber — unterbrach ſich der Erzähler mit plötzlich veränderter Stimme — aber, mein Herr, indes ich ſo anfange, wird dort geendet mit mir. Haben Sie gehört? ſchon rief der Sheriff das Land aus, das ich mit dieſer Hornhaut auf den Händen, das ich mit dem vierfach erkauften Recht zu kaufen, mein nenne. Steht Ihnen noch mehr von meiner Geſchichte zu Dienſten?

Moorfeld gab ſich die Miene, die Bitterkeit des Tiefverſtimmten zu überhören, und ſagte mit Wärme: Allerdings, mein Herr, bitte ich darum, wenngleich nicht in dieſem Augenblicke. Gegenwärtig würde ich Ihnen Dank wiſſen, wenn Sie mir bloß die letzten Ihrer Worte zu erklären ſo freundlich wären. Das Land, worauf Sie gerechte Anſprüche haben und das Ihnen desungeachtet ſoeben entgehen ſoll — wie verhält es ſich damit?

Anhorſt, wie wir den Deutſchen jetzt nennen können, widerſtand der fortgeſetzten Freundlichkeit Moorfelds nicht länger; er fühlte ſeinen eigenen Kulturmenſchen wieder erwacht in ſich, und antwortete etwas geſelliger: Sie wiſſen, mein Herr, was ein Squatter oder Vorſiedler iſt. Er iſt ein Feſtungsſträfling im Freien. Er verrichtet die härteſten aller menſchlichen Arbeiten, denn er geht allen übrigen Arbeiten voraus. Mit Art und Flinte wirft er ſich in den Ozean der Urwälder und Prärien, und wo er die Spuren einer Büffelherde entdeckt, dort iſt ſeine Etappenſtraße; der folgt er. Eine Waldeinöde links, eine Graseinöde rechts, und in der Front vielleicht ein trüber Abfluß von einem moraſtigen See — das iſt ihm genug zur Heimat: den Winkel wählt er und fragt nichts darnach, ob er zur nächſt-größeren Stadt ungefähr ſo weit hat, wie von Baſel nach Leipzig. Er zündet das erſte menſchliche Licht an, wo ſonſt nur

der Blitz in Bäume gezündet hat, er haut sich ein paar Schock Eichen um, welche mit Friedrich von Hohenstaufen zugleich flaumbärtige Kinder waren, er stellt sich seine rohe Blockhütte auf. Er bricht den Wald und Prärieboden um, der mit zahllosen Wurzeln wie mit einem Eisendraht durchflochten ist, er rodet rastlos das ewig nachwuchernde Unkraut aus, er schützt sich endlich das halbwegs geklärte Feld gegen die wilden Tiere und gegen sein eigenes bald verwilderndes Haustier mit dem bekannten Fenzenzaun, zu welchem Ende er die gefällten Eichen jetzt in Hunderte von Scheitern aushackt. Das alles sind gräßliche Arbeiten, Herr. Der Squatter bekommt Hände davon wie ein Petrefakt — sehen Sie, s o l c h e Hände ungefähr. Der Sprecher wies seine Hände und ließ sie gegeneinanderklirren wie Schildpatt. Ich sehe nicht ab, wie das im Grabe verwesen soll, setzte er mit einem tragischen Scherze hinzu. Dann fuhr er fort: Ist nun das Hauswesen also festgenagelt in den widerspenstigen Boden, sind die Sommerfieber glücklich überstanden, kommen weder Ueberschwemmungen, Windbrüche, Waldbrände vor, geht nicht gleich die erste Ernte an der hessischen Fliege zugrunde: so — nun, so hat sich eben kein Unglück ereignet, aber der Vorsiedler ist darum noch nicht sicher in seiner Existenz. Ein Käufer erscheint, welcher das Land, das bis dahin herrenlos war, kauft. Der Vorsiedler kann dann gehen, wenn es dem Käufer beliebt. Das ist eine Katastrophe, die er früher oder später über sich ergehen lassen muß. Freilich gibt's eine Partei, die free-soolers, welche den Grundsatz aufstellt: amerikanischer Boden werde durch Arbeit, nicht durch Geld erworben. Diese Partei würde dem Vorsiedler das Land als Eigentum zusprechen. Aber ihre Politik hat noch nicht die Majorität. Bis dahin kann jeder Vorsiedler ausgekauft werden und alles, was ihm der Kongreß als jus primae occupationis zu bewilligen für gut findet, das ist das Recht des Vorkaufs. Aber selbst diese kleine Wohltat, von der Gesetzgebung gewährt, wird von den Gesetzgebern, nämlich vom Volke selbst, wieder illusorisch gemacht. Ein Beispiel davon sehen Sie an mir. Nachdem ich in verschiedenen Städten

meinen Wohlstand gegründet, aber dem großen und kleinen Krieg der Yankee-Tricks stets wieder erlegen war, gab ich den ungleichen Kampf endlich auf und vergrub meinen Ekel vor diesem Volke in diese Waldeinöde. Das Land, worauf ich mich niederließ, gehörte einem Manne, namens John Stutering, der einen notorischen Mord begangen, aber durch die Umtriebe seines Advokaten es dahin gebracht, daß er gegen tausend Dollars Kaution, wofür er eben dieses Land verpfändete, aus der Personalhaft entlassen wurde. Kaum freigegeben, ergriff er sofort die Flucht. Sein Grundstück — es war ein roher Waldboden auf Spekulation gekauft, — blieb herrenlos hinter ihm zurück. Ich siedelte mich in einem äußersten Waldeckchen davon an, so genügsam als möglich. Die Untersuchung nahm indes ihren Fortgang und stellte die Beweise gegen John Stutering vollständig her. Er war fort. Die Gerichte ziehen nun die Kaution ein und versteigern das Land. Das Wort Versteigerung ist aber in diesem wie in den meisten Versteigerungsfällen nur ein Wort. Niemand beeilt sich zu bieten, denn das unverkauft gebliebene Land ist bedeutend niedriger, oft unter einen Dollar per Acre, zu erstehen. Auf diese Gelegenheit wartet man. Aber dies ist dann auch der Fall, wo ein Vorsiedler, wenn ein solcher da ist, das Vorkaufsrecht hat. Bleibt also Stutterings „Los" bei der heutigen Versteigerung unverkauft, so bin ich der Berechtigte, zu dem herabgesetzten Preis es vor allen Mitbewerbern an mich zu bringen. Das ist die Gunst des Gesetzes.

Nun aber die Menschen! Sehen Sie mein Herr — doch, Sie haben es, wie ich höre, gesehen. Sie haben es genau verfolgt, wie diese Meute mir zusetzt. O es sind Teufel! Es ist keine Menschlichkeit in ihnen. Herr, in deinem Reich! es läßt sich am Ende noch begreifen, wenn sie mich als Geschäftsmann betrogen, da ich im gestickten Pantoffel auf Brüsseler Teppichen wandelte: — sie mochten denken: Schelm, wer weiß, woher du es hast; wir nehmen's einer vom andern. Aber der arme Settler, der mit schwielenvoller Faust das härteste Stück Brot, das von Menschen gegessen wird, aus der Erde gräbt, der nichts hat als seinen Schweiß, der

mit Pflug und Karſt niemand übervorteilen kann, wohl aber die Grundlage aller übrigen Geſchäfte und Vorteile iſt — doch ich will kurz ſein. Ich habe geſagt, die Verſteigerung iſt kaum mehr eine Form, es findet ſich nicht leicht ein Steigerer ein. Wohl! Es finden ſich aber ſchlechte nichtswürdige Menſchen ein, welche ſich für Steigerer ausgeben, um dem armen Vorſiedler ein Stück Geld abzupreſſen. Dieſe Leute haben oft keinen halben Adler in der Taſche, deſſenungeachtet treten ſie dreiſt mit der Miene auf die Auktion, als ob ſie das ausgebotene Land zu jedem, auch dem höchſten Preis kaufen würden. Es liegt für ihre Geſchäftsverbindungen wunderbar bequem, ſie werden Kardiermaſchinen, Drehmaſchinen, Marmormühlen, Lohmühlen, Kreisſägen, und Gott weiß, welche „Improviments" darauf errichten, ſie wiſſen ganz ſicher, daß ein Kanaldurchſtich, oder eine Eiſenbahnlinie durch dieſes Grundſtück projektiert iſt, und daß es demnächſt hundertfachen Wert haben wird: kurz ſie ſteigern jedenfalls. Da aber ein Vorſiedler da iſt, ſo wollen ſie freilich nicht rückſichtslos ſein. Zu ſeinen Gunſten ſtehen ſie von dem Handel ab und bitten ſich nur ein „hush-money" von etwa fünf oder zehn Dollars aus. Dieſe kleine Erkenntlichkeit dürfen ſie billig in Anſpruch nehmen. Wer wollte ſie verweigern? Es wäre ſein eigener Schaden. Der arme Settler zahlt es denn auch. So muß er ſich ſein Vorkaufsrecht kaufen, das er durch die „freien und aufgeklärten Inſtitutionen" dieſes Landes hoch-wohl-klingender Weiſe umſonſt hat. Manchmal darf er freilich das hush-money ungeſtraft verweigern. Zuweilen ſtatuiert aber auch der Scheinkäufer ein Exempel und kauft wirklich. Den Kaufſchilling bringt er durch die Hilfe ſeiner Zunftgenoſſen zuſammen. Ein ſolcher Fall wirkt dann gleich vielen. Der Settler kann nie wiſſen, was er für eine Potenz vor ſich hat. Er läßt ſich alſo, es ſchmerze, wie's wolle, gutwillig brandſchatzen.

Daß man auf jeder Landauktion, fuhr Anhorſt fort, einem ſolchen hush-money-Reiter begegnen werde, darauf kann man ſchon längſt und regelmäßig gefaßt ſein. Die Entſittlichung der Bevölkerung ſchreitet noch mehr vor als dieſe

ſelbſt. Auch ich kam auf dieſe Lisboner Auktion in keiner beſſern Erwartung. Ja, ich glaubte gefaßt zu ſein. Leider! dem gegenüber, was mich erwartete, ging mir die Faſſung aus in Börſe wie in Gemüt. Nicht ein, fünf hush-money-Wölfe nahmen mich diesmal in Empfang. Das war mir überwältigend neu! Ach, mein Herr! ich habe in den Städten viel Unglück erlebt: die Bowery-Jungen zu Newyork haben mich gewaltſam geplündert, die Quäker zu Philadelphia gaben in Geld- und Wechſelſachen falſch Zeugnis wider mich, und die erſten Häuſer in Cincinnati bankrottierten mich nieder, während ſie ſelbſt ihren pile dabei machten. In dieſer Wildnis, mit dieſer Kieſelfauſt, glaubt' ich, um den Preis alles deſſen, was das Leben ſchön macht, das Leben behaupten zu können. Umſonſt. Es geht noch einmal nicht. Viermal, wie Sie ſahen, zog ich meine Brieftaſche und fütterte die Wölfe; was ein Menſch geben kann, der entſchloſſen iſt, lieber ſämtliches Ackergerät aus Eiſen zu verkaufen und mit hölzernen Stangen und zehnfacher Anſtrengung zu arbeiten, das gab ich dieſen Unbarmherzigen dahin, um mein letztes unwirtliches Waldaſyl feſtzuhalten. Umſonſt. Viere konnt' ich befriedigen, den fünften nicht mehr. Der iſt unter den Wölfen der Wehrwolf. Sehen Sie dieſen grauen beſtialiſchen Satan mit ſeinem böſen Auge, und vertiertem Geſichte, ein Kerl, der eher einer Kreuzung von Schwein und Tiger als einem Menſchen gleicht, Mr. Wogan iſt's, einer jener unzähligen Winkeladvokaten, die wie Peſt und Finnen im Staatskörper dieſer diſſoluten Republik ſtecken, ein Herumtreiber, der alles mitnimmt, was nach Schlechtigkeit riecht, ein Ignorant, der noch nie einen ordentlichen Prozeß vor der Barre gewonnen hat, aber deſſenungeachtet von einer gewiſſen Klientenſorte geſucht wird, weil die Geſchwornen, die gegen ſein Plädoyer votieren, nicht ſelten an einem anonymen Drohbrief erkranken, und bald darauf irgendwo tot gefunden werden — dieſer Kannibale iſt's, der mir jetzt alles vereitelt, mein Recht, meine Ausſichten und meine Geldopfer, die ich beiden ſchon gebracht. Ein Menſch, der ſoeben in Mr. Clahanes Bar — ich lege einen Eid darauf ab — ſei-

nen letzten Dime in Slings vertrunken, wagt es, mir vorzuschwindeln —

In diesem Augenblick unterbrach Moorfeld seinen Mann, und fragte mit jenem Tone, der einen fertigen Entschluß ausdrückt, welcher nur noch der letzten Feile bedarf: Sie scheinen sich übrigens, mein Freund, an der hiesigen Gegend ein traurig Stück Erde zum Wohnplatz erwählt zu haben?

Die Gegend ist gut, antwortete Anhorst mit Unbefangenheit. Wenn Sie vom Ohio heraufgekommen sind, so werden Sie bemerkt haben, daß der Boden teils zu naß, teils zu trocken war; hier in Lisbon z. B. das erstere. Die Weide oder die Fichte stand da einseitig. Stuterings Waldland hingegen hat eine sehr reiche Mischung von Baumarten, was bekanntlich schon allein hinreicht, über den Wert eines Grundstücks jedes Laienauge zu orientieren. Wenn Lisbon sich ausdehnt, so wird es vor all seinen übrigen Radien der Richtung Stutering folgen müssen. Dort sind die Bodenbestandteile —

Die Unterhaltung der beiden Männer ward an dieser Stelle unterbrochen. Der Sheriff hatte die Auktion über das besprochene Grundstück eröffnet, ein Akt, auf welchen unsre zwei Freunde nicht sonderlich geachtet, da Moorfeld inzwischen auf Anhorsts Mitteilungen gehört, und dieser selbst, wie wir wissen, das ganze Steigerungsgeschäft mehr wie eine Vorarbeit, als wie den Mittelpunkt der Handlung betrachtete. Wie groß war daher Anhorsts Bestürzung, als der Sheriff das Grundstück zu tausend Dollars kaum ausgerufen hatte, und eine Stimme sogleich tausendzweihundert dagegen rief. Es war die Stimme Mr. Wogans. Fest und trotzig rief er sein Angebot und wendete sein häßliches Gesicht bedeutungsvoll auf Anhorst zurück.

Er bietet wahrhaftig! stammelte dieser erblaßt und sah mit einem schreckenseisigen Blick auf Moorfeld.

Tausendfünfhundert! rief eine zweite Stimme. Aber in seinem ganzen schicksalsreichen Leben hatte Anhorst wohl nie einen so plötzlichen Wechsel von Gemütsbewegungen erfahren, denn diese zweite Stimme war Moorfelds Stimme selbst.

Ein wallendes Freudenrot überflog die harten, zerarbeiteten Züge des Deutſchen und kaum glaubend an dieſe plötzliche Hilfe in der Not, blickte er ſeinen Retter zwiſchen Furcht und Hoffnung an. Moorfeld nahm ſich keine Zeit, den Zagenden ſeines ausdrücklichen Schutzes zu verſichern, denn Funke auf Funke ſtob's jetzt zwiſchen ihm und Wogan; er konnte nur durch Taten antworten. Tauſendſechshundert, hatte Wogan geantwortet, ſiebenhundert gab Moorfeld zurück, achthundert Wogan, neunhundert Moorfeld, neunhundertfünfzig Wogan, zweitauſend Moorfeld.

Der ganze Saal wendete ſich jetzt nach den beiden Kämpfern, während einige der erfahrenſten Landhändler das Haus verließen, überzeugt, daß jedes weitere Verweilen unnütz und die Auktion „feſt" ſei. Der Sheriff ſelbſt ſtreckte mit einiger Verwunderung ſeinen langen Hals aus den Vatermördern und es geſchah offenbar zu ſeiner eigenen Ueberraſchung, daß er John Stuterings Los nunmehr zu zweitauſend Dollars zu auktionieren fortfahren konnte. Und ſchon ſah man den Hammer in ſeiner Hand erhoben und zum Niederſchlagen bereit, als Wogan ſchnell noch ein neues Hundert dazwiſchen rief. Moorfeld überbot mit zweihundert, Wogan ſteigerte drei-, Moorfeld vier-, Wogan fünfhundert. Zweitauſendfünfhundert! rief Wogan. Jetzt hielt Moorfeld inne. Wogan ſtutzte. Unwillkürlich blickte er hin nach Moorfeld, aber nicht triumphierend, erſchrocken war der Blick. Ertappt! rief Moorfeld ſeinen Schützling anſtoßend, jetzt wollen wir ihn zappeln laſſen. — Zweitauſendfünfhundert wiederholte mit heller Stimme der Sheriff. Moorfeld ſchwieg noch einmal. Wogan blickte nicht mehr nach ihm, er mochte fühlen, daß ſein voriger Blick ihn verraten. Deſto unerbittlicher durchbohrte Moorfelds Auge den Betrüger. Dieſer ſtand da, den Kopf geſenkt und zur Seite geneigt, wie ein Menſch, der dem, was herankommen ſoll, nicht ins Auge zu ſchauen wagt. Es war eine Stellung, kleinlaut und grimmig. Zweitauſendfünfhundert! rief der Sheriff zum dritten Male. Moorfeld beharrte in ſeinem Schweigen. Er beharrte in ſeinem Blicke auf den zermalmten, elenden Ge-

ſichtsausdruck ſeines Gegners. Die Szene fing an Aufſehen zu machen. Alles blickte mit Moorfeld auf Wogan, der ſeinerſeits mit einem kriechenden Blicke von unten auf dem Niederfallen des erhobenen Hammers rat- und hilflos entgegenzitterte. Zuletzt holte ſich Moorfeld eine Zigarre aus ſeinem Etui, biß ihre Mundſpitze ab, ſchnellte ſie mit der Zunge von ſich und ſagte dazu: Dreitauſend! Es lag für Wogan etwas unendlich Verächtliches in dieſer Aktion. Er bot nicht mehr. Die Lektion, die ihm Moorfeld gegeben, verfehlte ihre Wirkung nicht. Er ſchlich ſich aus der Verſammlung. An Moorfeld vorübergehend murmelte er mit tückiſch geſenktem Haupte und einem böſen, wölfiſch-ſchielenden Seitenblick: Ich heiße Wogan. — Mir ſehr gleichgültig, erwiderte Moorfeld ſchnell und ſchwang ſeine Zigarre durch die Luft, um ihr Feuer anzufachen.

Drittes Kapitel

In ſeinen Wünſchen zeichnet der Menſch ſich ſelbſt. Wie kommt es, daß er die Zeichnung ſo ſelten lobt, wenn ſie äußerlich vor ihn hintritt — wenn der Wunſch erreicht iſt? Wie kommt es, daß ein erreichter Wunſch uns oft düſterer ſtimmt als ein verſagter? Im verſagten Wunſch haben die Götter unrecht, im erreichten wir ſelbſt! Nur an Tatſachen lernt ſich der Menſch kennen. Nur dem verkörperten Wunſche gegenüber wird uns das Urteil, das Gefühl möglich, ob dieſer das Maß unſers Innern wirklich enthielt, oder nicht. Und es iſt der gemeinere Menſch, der dieſe Frage ſich bejaht. Die Beſten und Tiefſten geben in ihren erreichten Wünſchen ſich am härteſten unrecht. Mit Schauder und Ekel wenden ſie ſich von dem endlichen Bilde ihres unendlichen Ichs, wie von einem Zerrbilde, hinweg, um in höheren, kühneren Zielen der Sehnſucht ſich würdiger zu genügen; dieſe erreicht, beleidigt ſie von neuem die kleinliche Formel für einen großen Sinn: ſo ſchreiten ſie von Unbefriedigung zu Unbefriedigung die erhabenen Pfade der Selbſtqual zu Ende, bis ſie am Markſtein der Verzweiflung oder Vergötterung das Bewußtſein erringen, daß Irdiſches und Ewiges nimmer ſich decken, daß nichts Irdiſches wünſchenswert!

Dieſen Naturzug des menſchlichen Herzens müſſen wir uns gegenwärtig halten, wenn wir begreifen wollen, mit welchen Gefühlen Moorfeld tags nach der Landauktion in Anhorſts Blockhütte erwachte. Er hatte zum erſtenmal auf dem Seinigen geruht, er ſtand zum erſten Male im Seinigen auf. Aber alles in ihm widerrief dieſe Tatſache. Das Wort „Urwald" tönte fremd und abſchreckend im Herzen. Mit An-

ſtrengung beſann er ſich jetzt auf den Ideengang, den die Entwicklung dieſes Wunſches in Europa genommen und — er fand den Faden nicht mehr. Er fühlte ſich tief unglücklich. Es war ihm, als ſei er kein moraliſches Weſen, ſondern ein Mechanismus, deſſen Beſtandteile eine fremde Hand auseinandergelegt, und er ſelbſt könne ſie nicht wieder zuſammenſetzen. Er wußte nicht, habe er in Europa geirrt, oder irre er heute. In ſeinem Gemüte war plötzlich der Grundton verſtummt, auf welchem ſein Ich und der Urwald ſonſt im Akkorde geſtimmt. Er ſah ſeinen Wunſch vor ſich nicht wie einen vertrauten, langgenährten Umgang, ſondern wie einen zweideutigen Geſellſchafter, mit dem man im Taumel Brüderſchaft gemacht, und der bei ernüchterten Sinnen in Verlegenheit ſetzt. Alles iſt Mißton hier, den angeklungenen Ton fortzuſetzen und auch von ihm abzuſpringen. Nach beiden Seiten hin fehlt die Wahrheit, — und ſo findet ſich unſer Freund heute in einem Verhältniſſe, das eigentlich eine Unmöglichkeit iſt.

Als er in früher Morgenſtunde vor die Hütte trat, fehlte wenig, daß er nach ſeinem geſattelten Pferde gerufen. Er fühlte ſich wie ein ſtädtiſcher Spaziergänger, der eine Nacht auf dem Lande zugebracht und im jungen Tagesſtrahl fröhlich davonfliegt. Warum er hier weilen ſollte, war ihm unverſtändlich. Er hatte zum erſten Male eine dumpfe Ahnung davon, was es heiße, den europäiſchen Kulturmenſchen an dieſem rauhen Boden zu befeſtigen. Er erſchrak, wie wenig ſeine Reiſe ihn vorbereitet. Sonſt war er frei und heute gebunden — das allein entſchied.

Moorfeld hatte wenig geſchlafen und ſein Auge war phyſiſch wie moraliſch überwacht, indem er die Szenerie ſeiner neuen Umgebung jetzt überblickte.

Anhorſts Blockhaus war ein ſogenanntes Log shanty und beſtand, wie alle Obdachungen dieſes primitiven Schlages, aus einer einzigen Kammer. Sie war aus Baumſtämmen aufgeführt, welche roh behauen übereinanderlagen, die Zwiſchenluken mit Moos und Lehm verſtopft oder mit dünnen Holzſpänen ausgefugt. Eine der Seitenwände zeigte den

Ausschnitt für den Kamin und dieser war aus Backsteinen erbaut. In der Nähe des Kamins stand die Bettstelle; ein Tisch und eine Bank von barbarischer Arbeit vollendeten das Ameublement. An den Wänden hingen die Werkzeuge von einem Dutzend Handwerken herum, in denen der Hinterwäldler sämtlich sein Schüler und Meister zugleich sein muß. Die Diele bestand aus geschlagenem Lehm, die Fenster waren zwei in die Längenseiten der Hütte geschnittene Löcher, statt des Glases mit Holzläden versehen. Die Hütte lehnte sich an den Wald, doch waren die Bäume auf einige Entfernung von ihr weggebrannt. Vor der Hütte lag das Feld. Es war ein wüster Fleck Erde, übersäet mit verkohlten Baumpflöcken, zwischen welchen ein paar spärliche Rausen Getreidegelb fast sich verloren. Das Ganze umgab jener häßliche Zickzackzaun — halb ironisch, wie es schien, denn erst er machte aufmerksam, daß hier überhaupt etwas einzuschließen.

Dieses traurige Gehöft lag in einem Meere von Einsamkeit. Kein Vogel pfiff, kein Haustier brüllte, wieherte oder krähte in seiner Nähe — die Haustiere staken im Walddickicht und gaben sich nicht zur ländlichen Staffage her. Es war ein trübseliges Stück Menschen-Existenz. Das Grab eines Unbegrabenen! sagte Moorfeld bei sich. Doch nahm er sich zusammen, um seine Wohltat nicht selbst zu verkürzen, indem er seine Stimmung verriet.

Bald erwachte auch Anhorst. Nach den wechselnden Aufregungen von gestern hatte ihn der Schlaf wie mit eisernen Armen umklammert. Er stand jetzt rüstig da, aber das Glück seiner neuen Schicksalswendung, ja nur die Frische eines gesunden Morgengefühls bemühte sich Moorfeld vergebens in seinen Mienen wahrzunehmen. Dieses Antlitz schien nur noch des Ausdrucke der Sorge fähig. Die Sorge war heute gewichen, aber der Glanz der Freude darum nicht aufgegangen. Der ernste Gleichmut der Alltäglichkeit herrschte darin.

Anhorst bemühte sich, seinem „Grundherren" ein erträgliches Frühstück vorzusetzen und lobte den relativen Wert einiger Kaffeebohnen, über die er verfüge. Moorfeld überreichte ihm seinen ständigen Reisevorrat von Bouillon- und Schoko-

lade-Tafeln. Bei dieſem Anblick ſah Moorfeld das erſte Lächeln auf Anhorſts Miene. „Ach, mein Herr, was ſind die Freuden des Einſamen!“ vernahm er's in ſeinem Innern. Er dachte an den Zellengefangenen in Philadelphia.

Die rauhe Blockhütte duftete bald von dem feinen Arom der Vanille. Moorfeld fing an, von Benthal zu ſprechen. Der Dritte iſt ſtets das beſte Auskunftsmittel, wo zwei ſo vollen oder fremden Herzens ſind, daß ihr Gegenüber ſtockt. Ueberdies ſtand dieſes Thema mit unter den nächſten, welche hier Boden hatten.

Anhorſt ſchien mit Vergnügen von Moorfelds Plänen zu hören, — mit mehr ſogar, als womit dieſer ſelbſt in gegenwärtiger Gemütsverfaſſung von ihnen ſprach.

Er ergriff die Gelegenheit, auch ſeinerſeits mit einem kleinen Projekte hervorzutreten. Durch Moorfelds Güte, ſagte er, habe er den Kaufſchilling für ſein Grundſtück erſpart und zur Dispoſition. Er wiſſe ihm eine vorteilhafte Beſchäftigung. Der Einfall ſei ihm ſchon geſtern im Nachhauſereiten aufgetaucht. An den oberen Seen ſtröme jetzt viel Volk zuſammen. Ueber weite Diſtrikte ergieße ſich ein Andrang von Koloniſten, die alles bedürften und nichts hätten. Eine Zufuhr von Saatkorn und Lebensmitteln dahin müſſe ungeheuer rentieren. Er hätte Luſt, ſein kleines Kapital in ſolch einem Verſuche arbeiten zu laſſen. Er würde an den Erie hinabgehen, unterwegs von den kleineren Farmern, die frühzeitig einernten, um raſch Geld zu machen, wohlfeiles Neukorn haben können, und damit einen Export nach dem Weſten wahrſcheinlich höchſt lohnend unternehmen.

Moorfeld erſtaunte über die Zähigkeit der menſchlichen Natur. Sie wagen ſich noch einmal auf die hohe See der Spekulation! rief er mit unverhohlener Bewunderung.

Mitnichten, antwortete Anhorſt ruhig. Ich verkaufe gegen Käſch an den Abnehmer, nichts weiter. Ich laſſe mich nicht auf Kommiſſionsgeſchäfte ein, ich gebe nicht Kredit.

Aber warum wollen Sie überhaupt wieder handeln? fragte Moorfeld noch immer verwundert.

Anhorſt ſah ihn groß an. Heißt es denn handeln, wenn

man alljährlich einmal eine Ernte zu Markt führt? Und was iſt meine Expedition an die Seen? Kommt es doch vor, daß Farmer dieſer Gegend ſich zur Erntezeit ein paar Hickorys ſchlagen, ein Boot zimmern, und mit der Frucht den Ohio und den Miſſiſſippi hinab nach New-Orleans fahren! Dort verkaufen ſie Ladung und Schiff zugleich und machen dann tauſend Meilen den Landweg zurück auf einem Klepper, den ſie im Süden gekauft haben und hier ebenfalls wieder losſchlagen. Das ſind amerikaniſche Marktfahrten, Herr Doktor. Ja, der Bauernſtand iſt kein Ruheſtand bei uns. Hier handelt alles, was ſein bißchen Mark noch fühlt. Schlimm genug, wen das Fieber niederknebelt; wer ſich aber rühren kann, dem iſt die Straße ſein Haus; ſein Haus nur Abſteigquartier.

Moorfeld ſchwieg. Schlagender konnte das Ungemütliche des hieſigen Landlebens nicht mehr ausgedrückt werden.

Nach dem Frühſtücke ſattelte Anhorſt ſein und Moorfelds Pferd, indem er es nicht anders zu erwarten ſchien, als daß Moorfeld ſeinen Kauf jetzt beſehen wolle. Moorfeld nahm die Partie an und verbarg, ſo gut es ihm möglich war, mit wie wenig Intereſſe er's tat.

Indes hatte Anhorſt doch wahr geſprochen, als er geſtern die Gegend von Lisbon und die hieſige außer Vergleich geſetzt. Wenn Moorfeld einen Molch- und Unkenpfuhl erwartet hatte, ſo war wenigſtens dieſe Erwartung übertroffen. Zwar als die Reiſigen ausritten, ging's nicht unmittelbar in den Waldesgrund, der vor ihnen lag: ein böſer Schwaden ſchlug aus ſeinen nächtlichen Schattentiefen, der Menſch und Tier dämoniſch anſchauerte. Aber Moorfeld wußte, das ſei eben der ungeſunde Atem Amerikas in den Früh- und Abendſtunden, die denn auch kein Amerikaner „im Freien" zubringt, namentlich in der Nähe von Neuboden nicht. Die Reiter traten ihre Urwaldpartie auf einem Umwege an und dieſer war nicht ohne Reiz. Sie faßten in einem großen Bogen den Wald von der Oſtſeite, wo die Sonne ſchon anfing, Sieger über die Dünſte zu werden. Sie ritten durch eine kleine Prärie, der man faſt die Würde einer

Boccage zusprechen konnte; der Grund war malerisch mit Baumgruppen bestanden und ein Bach durchschnitt ihn in mäandrigen Krümmungen. Moorfeld lobte das Parkartige dieses Anblicks, während Anhorst ihn auf die Pflanzendecke des Bodens aufmerksam machte, wo das Timotheusgras, der Wiesenfuchsschwanz, der Lolch, das Schwingel- und Knäuelgras überall hervorstehe, und den Boden wie von selbst zur schönsten Kulturwiese stempele. Hierauf schloß sich der Ritt dem Laufe des Baches an. Der Bach war ein trübes, lebloses Wasser, wenn es nicht etwa für Belebung galt, daß Anhorst mitteilte, vor dreißig Jahren soll er von Bibern gewimmelt haben. Sein durchweichtes Ufer war von üppigem, aber rauhem Grase bewachsen, zwischen welchem hie und da wilder Reis seine zierlich gefiederten Rispen emporstreckte. Später umsäumte ihn ein Gestrüpp von Zedern, Zypressen, Thujas und sonstigem Sumpfholz, welches bald so dicht wurde, daß es das schmale Rinnsal wild überwucherte, ja stellenweise gänzlich zuwölbte.

Anhorst sagte bei diesem Anblicke, er sei schon im Begriffe gewesen, dieses Dickicht niederzubrennen, denn das Wasser habe hier einiges Gefäll, was es unterhalb nicht mehr habe, und hier seien die Punkte, wo sich „Improvements" anbringen ließen. Moorfeld sagte nichts.

So ritten sie in den Urwald. Die Morgensonne stand hinter ihnen und warf ihre langgestreckten Schatten auf die angeleuchteten Baumstämme voraus, indes sie die schweren Walddünste in gefiederten Nebeln vor sich her trieb, und den Wanderern reine Luft machte. Der Gang durch ein Waldinneres war unserm Helden kein neuer mehr, und hatte ihn nie europäisch-waldfroh angemutet. Auch heute tat er's nicht. Die amerikanische Waldphysiognomie hatte für Moorfelds Auge etwas Hohles, Starres, Gitterhaftes, da fast überall das Unterholz fehlt, also neben dem Gewordenen das Werdende. Dasselbe Bild wiederholte sich hier. Die ganze Vegetation schien ihm fertig wie ein Drahtgeflecht, die Idee des freien Hineinrankens eisern ausschließend. Dabei mangelte dem Walde aber doch auch der Ausdruck der ruhi-

gen Größe und Erhabenheit. Die Baumarten ſtanden charakterlos in unendlicher Buntheit durcheinander. Nicht nur die Zonen der Koniferen und Laubbäume vermiſchten ſich auf jeder Zollbreite — Fichten, Föhren, Tannen, Zedern, Taxus und Lärchenbäume mit Ulmen, Pappeln, Eſchen, Erlen und Birken: ſelbſt polariſche und tropiſche Waldbilder fielen auf dieſen Boden herein, der, zwiſchen Kanada und Virginien in der Mitte liegend, nicht umſonſt Türhüter der Extreme zu ſein ſchien. Moorfeld ſah die Kiefern und Wacholderbäume des froſtigen Nordens neben der orientaliſch-rieſigen Sykomore, neben dem prachtvollen Tulpenbaum, der Myrte und dem Lorbeer. Die Eichenarten blieben ihm nicht minder fremdartig als ſonſt; nur Anhorſt wies ihn mit Sicherheit durch dieſes Labyrinth und zeigte ſich als ein gründlicher Kenner — denn die Schwarzeiche, ſagte er, liefere dem amerikaniſchen Farmer gute Dachſchindel, die Roteiche vorzügliche Schweinemaſt und die Weißeiche ſei in allen Geſtalten nützlich, da ſie als Schößling elaſtiſches Reifenholz, im mittleren Alter Korbflechteſpäne und ausgewachſen die beſten Balken zu Blockhaus und Fenzriegeln gebe, auch ſei ihr Laub ein brauchbares Viehfutter.

Unſerm Freunde ſchnürte aber inzwiſchen ein anderer Charakterzug des amerikaniſchen Waldes das Herz zuſammen: die eigentümliche Sang- und Duftloſigkeit. Kein Vogelton belebte das Holz, kein würziger Hauch durchatmete es. Er ritt wie durch ein Schaugericht.

Selbſt von Wild fand Moorfeld nichts, als ein zahlreiches Volk grauer Eichhörnchen, das ſich auf den luftigen Aeſten der Walnußbäume wiegte und in den dickſchaligen Früchten derſelben, die kaum der Reife entgegengingen, ſeine Nußknackerkünſte hören ließ. Die Jagd auf dieſes „fruchtbare Ungeziefer", wie Anhorſt ſich ausdrückte, gehöre zu den ärgſten Tribulationen des Farmers, er müſſe jedes Körnchen ſeines Feldes mit Pulverkorn gegen die Brut verteidigen. Die vermeinte Jagdluſt werde eine wahre Jagdqual im Urwalde. Moorfeld ſchwieg dazu.

Nach einem Ritt von einer kleinen engliſchen Meile, den

das Paar zwar unbehindert, doch im Schritt durch den freiwüchsigen Baumschlag zurückgelegt, veränderte sich die Szene. Der Boden stieg aus dem Ebenen mit einem sanften Schwung empor und auch Unterholz stellte sich ein. Zwischen den hohen Baumpfeilern drängte sich allerlei Busch- und Strauchwuchs ins Leben, üppige Schling-, Kletter- und Hängepflanzen halsten sich in die Höhe und bald war der ganze Waldraum von der Wurzeltiefe bis zu der obersten Schaftspitze der alles überragenden Weymouthtanne vollständig und wie es schien undurchdringlich ausgefüllt. Die Wanderer standen wie vor einer Mauer aus Laubwerk. Nur einzelne Breschen dieser Mauer erlaubten ein weitres Vordringen; man ließ die Pferde bald hintereinander gehen, bald trennte man sich gänzlich und schlug sich auf eigene Hand durch, indem jeder durch Zuruf sich des andern versicherte und hin und wieder über die Auffindung des gangbarsten Pfades korrespondiert wurde. Hier wurde es Moorfeld zum erstenmal wohler. Gibt's Panther oder Schlangen hier? rief er nicht ohne den Reiz des Romantischen und legte Hand an seine Büchse. Nichts als unermeßliche Dollars gibt's, antwortete Anhorst zurück; — das alles wartet nur aufs Niederprasseln; wir gehen über den kostbarsten Alluvialboden; reines Bottom-Land!

Utilitarier! schalt Moorfeld für sich.

Nach einer zweiten englischen Meile erreichte man die Platte des Hügels, zu dem der undulierende Boden bisher emporgeführt hatte. Moorfeld und Anhorst fanden sich kurz nacheinander auf dem Plateau ein. Sie stiegen vom Pferde und rasteten aus.

Die Stelle war schön im Sinne der Wildnis. Einsam, öd, tiefstill, umgeben von der breiten Einförmigkeit des Waldes, welchen sie nirgend dominierte, vielmehr fiel er allseits über sie herein und deckte sie zu, wie ein Geheimnis.

Das Strauchwerk überwucherte die Höhe des Hügels noch so dicht wie den Abhang, doch standen die starken schweren Stammholzbäume hier etwas spärlicher. Dagegen lagen viele Stämme am Boden umgestürzt, verwitternd, zerbrök-

keind und neue Schößlinge treibend, — alles wüſt durcheinander. Das Ganze ſchien die Stätte eines verjährten Windbruches.

Nach der Natur ſolcher Stätten, welche der Schauplatz einer zeugungsreichen Pflanzenverwitterung ſind, war die Waldſtelle wahrhaft erſtickt von einem prachtvollen Blumenwuchs.

Moorfeld ließ ſich auf einen Baumſtamm nieder und betrachtete das Spiel eines Kolibris, der wie berauſcht dieſe Flora durchtaumelte und ſeine zierliche Erſcheinung als eine willkommene Epiſode der tiefen Einſamkeit ſpendete. Anhorſt aber muſterte die Ahornbäume, welche den ſtillen Bezirk umgrenzten, und führte bald Klage darüber, daß ſie gleichfalls zu alt zur Zuckergewinnung ſeien; er habe den Wald ſchon viel durchforſcht nach jüngeren Exemplaren, aber überall vergebens. Moorfeld lud ihn ein, ſich neben ihn zu ſetzen und zeigte ihm das reizende Vöglein, das der Gegenſtand ſeines ſchöneren Intereſſes war. Der Kolibri hatte ſich dicht in Moorfelds Nähe an eine flammrote Magnolie gefeſſelt, und vertiefte ſich mit der ganzen Süßigkeit einer ſelbſtvergeſſenen Liebe in ſein trunkenes Koſen und Naſchen. Vollkommen reglos hing es an dem Blumenkelch, ſein prächtiges Körperchen ruhig zur Schau geboten. Der kleine Amor hatte kaum die Leibesfülle einer Hummel, aber der Schönheit war's Raum genug, darauf ihre Wunder zu tun. Sein Gefieder ſtrahlte vom reinſten Juwelenglanz, ſmaragdgrün und opalblau ſpielten Leib und Flügel an der Sonne, ſeine kleine Kehle war ein Rubin von Farbe und Feuer. Schade, daß wir nicht ein wenig Vogeldunſt bei uns haben! ſagte Anhorſt und ſetzte hinzu: Ob ſich mit den Tierchen nicht überhaupt ein Geſchäft machen ließe? Im Mai kommen ſie in ganzen Schwärmen vom Süden nach den Seen durch. Freilich die Amerikaner halten nichts auf Naturalienſammlungen — aber nach Deutſchland könnte man ſie verſchicken; — was ſagen Sie, Herr Doktor?

Moorfeld ſah in das braune, zerfurchte Antlitz des deutſchen Mannes und ſah lange hinein. Wie lange ſind Sie ſchon in Amerika? fragte er ihn.

Fünfzehn Jahre, antwortete Anhorſt.

Fünfzehn Jahre! — das iſt freilich eine lange Zeit! Er ſchüttelte die Magnolia mit dem Fuße, daß der Kolibri pfeilſchnell davonflog.

Hierauf folgte eine Pauſe des Schweigens zwiſchen den beiden. Zwei Männer, welche der Zufall an einem menſchlichen Berührungspunkt zuſammengeführt, dachten zum erſtenmal, wie man ſah, darüber nach, ob ſie deren mehrere haben könnten. Moorfeld fühlte das Bedürfnis deſſen, was man in der Sprache der Empfindſamen Herzensergießung nennt. Wenn es für einen Menſchen einnimmt, daß man ihm eine Wohltat erweiſt, ſo mußte Moorfeld dieſe Teilnahme für Anhorſt haben. Ihm zuliebe hatte er ohne alle Wahl ſich auf eine Scholle gekauft, die er mit ſorgfältigſter Wahl kaufen wollte, und das Bruchteil, das Anhorſt davon inne hatte, ihm ohne weiteres geſchenkt. Anhorſt war rettungsbedürftig wie ein Ertrinkender geweſen, und Moorfeld hatte ihn gerettet. Aber bei dem Bande der rohen Not kann ein feineres Gemüt nicht ſtehen bleiben. Er durfte wünſchen, daß Anhorſt jetzt von ſeinem Eigenen — Innern etwas herausgebe. Seit geſtern war es noch nicht geſchehen. Dieſer Augenblick aber war einem innigeren Austauſch günſtig. Er forderte von ſelbſt dazu auf.

Moorfeld zog den fremden Mann treuherzig an ſeine Seite und ſagte: Und wie ging es Ihnen in dieſen fünfzehn Jahren? Laſſen Sie mich hören, wie das Menſchenleben auf den Pfaden, auf welchen Sie es durchwandelten, ausgeſehen hat.

In den Zügen des Deutſchen malte ſich's faſt wie Schamgefühl bei dieſer Aufforderung. Und wie das germaniſche Auge immer trotzig blickt, wenn das Gefühl an ſich ſelbſt erinnert wird und ſich zugleich ehrt und verbirgt bei dieſer Erinnerung, ſo ſah das blaue Auge des abgehärteten Mannes jetzt mit einem gewiſſen Barbarismus drein, der im Aeußern Trotz ſchien, im Innern aber keuſche Selbſtbewahrung war.

Mit dieſem Ausdruck antwortete Anhorſt: Sie haben mir

gestern Gutes getan; ich könnte es heute kaum vermeiden, mich so zu schildern, als ob ich's recht sehr wert wäre. Das geht nicht. Aber mein Tagebuch steht Ihnen zu Diensten. Drin stehen Gott und dieser Bursche hier etwas unparteiischer nebeneinander.

Soeben hab' ich's gelesen, sagte Moorfeld, und drückte dem Manne die Hand. Seine Gefühlsanwandlung war vorüber. Er stand auf und ging weiter mit ihm. Zwischen den beiden Männern war von der Vergangenheit weder in Schrift noch in Wort je wieder die Rede.

Viertes Kapitel

Wir werden nicht erwartet haben, daß die Stimmung, in welcher Moorfeld den ersten Blockhaus-Morgen erblickt, und die wir zu Anfang des Vorigen zu berichten hatten, die bleibende seines neuen Lebens geworden. Wir haben sie gewiß nur als eine Krisis erkannt, welche den Wechsel der Gewohnheiten mit Naturnotwendigkeit begleitet. Diese Krisis ging um so rascher vorüber, je heftiger sie sich eingestellt. Es ist am dritten Tage und wir finden Moorfelds Gemüt wieder im Gleichgewichte. Die Schauder der Fremde haben sich gemildert, die Liebe zum Eigentum ist erwacht. Moorfeld fing an, seinem Boden entgegenzukommen. Lag er auch nicht im schönen Ohio- oder Miami-Tale oder am waldreichen Gestade des majestätischen Erie-Sees, so hätte eine reizvollere Außenseite leicht auch als ein Werkzeug der Landspekulation dienen können, um mancherlei innere Schäden damit zu vergolden, wogegen die umsichtigste Auswahl zuweilen nicht schützt. Moorfelds blinder Griff aber — alles in allem — war kein verfehlter. Erst indem er sein Land mit eigenen Augen sah, indem er das Geschäft des Ankaufes ratifizierte und die betreffenden Dokumente eines näheren als flüchtigen Zuschauerblicks würdigte, ging ihm der Begriff des Geschehenen in einem befriedigenden Bilde auf. John Stuterings sogenanntes „Los" war ein Komplex von zwei „Sektionen", d. h. eine Bodenfläche von tausendachthundertzwanzig Acres. Das ungefähr war eine der größten Realitäten, welche zu dem gleichen Preis erreichbar. Dieser Boden bestand, wenn nicht aus einer romantischen, doch nützlichen Mischung von Wald und Prärie und war, wie

Baum- und Graswuchs zeigte, im Ganzen betrachtet, vortrefflich. So kam es, daß Kenner — unparteiiſche, oder vielmehr eiferſüchtige — den Erwerb des neuen Gentleman-Farmers leicht auf den doppelten und dreifachen Wert ſchätzten, wozu beſonders politiſche Köpfe noch den Umſtand rechneten, daß in dieſer Gegend der Ohioſtrom ſich auf die geringſte Entfernung dem Erie-See nähere, ein Kanal-Durchſtich über kurz oder lang ſeine Unternehmer finden und die Bodenpreiſe wohl auf das Zehnfache bringen könne. Mochten nun ſolche Konjekturen wert ſein, ſo viel ſie wollten, und auch hier die allgemeine Sitte wirken, daß, wenn ein Kauf erſt realiſiert iſt, alles umher von den beneidenswerten, aber verſäumten Vorteilen desſelben genug ſpricht: genug, Moorfeld hatte wenigſtens keinen Mißgriff getan. Die Raſchheit ſeines Herzens war nicht zugleich ökonomiſche Uebereilung.

Dieſe Raſchheit des Herzens lieh dem Ankaufe Moorfelds übrigens doch auch einigen Wert. Und konnten wir gleich nicht ſo prompt, als Moraliſten vielleicht erwarteten, mit dem Geſtändnis herausrücken, daß „das Bewußtſein einer guten Tat" ihn für ſein Grundſtück mit jener Selbſtverliebtheit eingenommen, welche gewiſſe Menſchen als „Lohn der Tugend" in Kurs bringen möchten: ſo fing dieſes Bewußtſein doch an, freundlich n a ch zuwirken, nachdem die Abſtoßungskraft des erſten Eindrucks der Natur ihren Tribut gezollt. Moorfeld hatte die Genugtuung, das, was noch L i e b h a b e r e i an ſeinem Unternehmen geweſen, die Auswahl der landſchaftlichen Lage, einem reinen realen Bedürfnis geopfert zu haben. Damit war das letzte Moment des G e f ü h l i g e n von ſeinem Unternehmen abgeſtreift, damit erſt war es ganz T a t. Und da vor Geiſtern ſeines Rangs die Tat überhaupt gut iſt, ſo fühlte er dieſe gute Tat jetzt, wenn nicht mit der Süßigkeit des Tugendphiliſters, doch wie einen friſchen ſtählernen Luftſtrom, der all ſeine Nerven ausheiterte. Er war im Fahrwaſſer der Unternehmungsluſt.

Zwar die eigentlichen Geſchäfte der Beſitzergreifung, die Pläne und Arbeiten der Koloniſation, konnten jetzt noch nicht beginnen; Anhorſt machte ſeine Marktfahrt und Benthal war

noch nicht da. Moorfeld fand ſich vorläufig auf Ferien geſetzt. Aber als ein guter Wirt, der zum Ernſte ſeines Haushalts entſchloſſen iſt, wollte er dieſe Ferien nicht ungenützt verpaſſen. Was einem Manne, der zu exiſtieren gedenkt, außer ſeinem eigenen Schwerpunkte das Wichtigſte ſein muß, das iſt ſeine Umgebung. Moorfeld verlegte ſich zum Erſtlings-Anfang auf die Kenntnis ſeiner Nachbarſchaft.

Der nächſte Nachbar war ihm Anhorſt ſelbſt. Mit dieſem Manne ging es ihm ſonderbar. Wir haben bei Gelegenheit der Landauktion bemerkt, daß ſein erſter Anblick ihm einen faſt chevalereſken Eindruck gemacht. Moorfeld verwunderte ſich, daß dieſer Eindruck nicht wiederkommen wollte. Er vergaß, daß das ausgefieberte, dollarhungrige Volk der Yankee-Bauern damals ſein vorteilhafter und daß er ſelbſt jetzt ſein verdunkelnder Kontraſt ſei. Was von Anhorſt auf der Oberfläche ſeines Lebens zu erblicken, das war und blieb der Nützlichkeitsmenſch. In den erſten Tagen und Stunden zwar hatte Moorfeld alle Urſache, ſich dazu Glück zu wünſchen. Anhorſt aſſiſtierte ihm bei dem Abſchluſſe ſeines Kaufes und dem ganzen Notariatsgeſchäfte auf dem Landamte zu Lisbon, er ritt mit ihm auf die Hofſtellen der Nachbarn und machte ihn mit den Kommunalangelegenheiten des County bekannt, er half ihm die vorteilhafteſte Lage zum Neubau einer Farm wählen und ſtellte ihm den ganzen Schatz ſeiner praktiſchen Erfahrungen zur Verfügung, worauf es in Moorfelds gänzlich neuer und fremdartiger Lage ſo weſentlich ankam. Er legte ſelbſt wieder Hand an Art und Säge und hatte im Nu ſein Log shanty um eine Kammer erweitert, da Moorfeld bis zur Anlegung einer größeren Hofſtelle vorläufig bei Anhorſt wohnen blieb. Kurz, er ſorgte für ihn wie ein älterer Bruder für den jüngern, ja, um ein weichlicheres Bild nicht zu ſcheuen, wie eine Mutter für ihr Kind. Aber das alles tat er, nicht weil es freundlich, ſondern weil es — zweckmäßig war. Er tat es, wie die Alpenroſe blüht oder die Erdbeere reift, auch an Orten, wo kein Menſch ihrer genießt. Moorfeld fühlte ſich kaum Gegenſtand davon. Denn ein andermal konnte Moorfeld mit

ihm einen Ritt machen, vertieft in die warme, begeisterte Ausführung irgendeines Lieblingsgedankens — ihn treulich anzuhören wäre nur der allergewöhnlichste Gemütsinstinkt gewesen. Aber Anhorst war imstande, mitten in solchen Ergießungen den nächstbesten Begegnenden anzureden: was das Bushel Weizen in Cleveland mache, und ob es wahr sei, daß Mr. Yonatts Durham-Kuh zu Petersburg ebensogut milche als Mr. Berrys Ayrshire-Kuh zu Neu-Alexander. Daß man aus freundschaftlicher Aufmerksamkeit die ökonomische auch einmal opfern könne, schien nicht in der Begriffssphäre dieses streng geschulten Mannes zu liegen. Moorfeld achtete ihn deswegen nicht geringer. Er fühlte, daß jede Empfindlichkeit hier eine krankhafte wäre, und unterschied sehr gewissenhaft, wo seine Bildungsaristokratie berechtigt sei und wo nicht. Aber freilich konnte er nicht umhin, — wenn nicht zwischen sich und Anhorst, — doch zwischen Europa und Amerika bei solchen Gelegenheiten Vergleiche zu machen und sich zu fragen: warum hat dieses Land den Ruf, daß es sich leichter und freier darin leben läßt, als in der alten Welt, wo der Bauer nicht den hundertsten Teil jener Anstelligkeit bedarf wie der amerikanische Farmer. Und er bedachte bei diesem Vergleiche, wie charakteristisch er sich selbst in den beiderseitigen Redensarten ausdrücke, denn der Amerikaner sagt „sein L e b e n machen"; der Europäer aber „sein G l ü c k machen".

Ueber seine Blockhütte hinaus wies die ökonomische Magnetnadel vor allem andern nach New-Lisbon. Dort war der Pol für den Landverkehr seines „Townships". Das soziale Terrain dieser Stadt nahm somit den nächsten Rang unter den Gegenständen seines Interesses in Anspruch.

Leider lag dieses Element in bodenlosester Trübheit. Die Zustände von New-Lisbon gehörten zu jenen sittlichen Erscheinungen, welche man nach Jahren nicht durchschauen lernt, aber auf den ersten Augenblick errät. Zweideutig ist der rechte Ausdruck für das K o s t ü m solcher Mysterien.

So liefen z. B. alle Fäden, denen Moorfeld nach einer greiflichen Autorität zu New-Lisbon nachging, in dem Kram-

laden des daſigen Storekeepers, Mr. Clahane, zuſammen, und gruppierten ſich um Fäſſer voll Schmierſeife, Butter, Schweineſchmalz, Whisky, Sirup, Zucker, Kaffee, Mehl, um Haufen von Stiefeln und Schuhen, Röcken und Beinkleidern, Mützen, Umſchlagtüchern, Sätteln, Zäumen, Eiſen- und Blechwaren, und — um eine ſchmutzig abgegriffene Brieftaſche. Dieſe Brieftaſche war der eigentliche Dämon des Orts. Sie war der Sitz jener geheimnisvollen Kraft, welche in Afrika Fetiſch, in Amerika Humbug heißt. Was ſie enthielt wußte niemand. Sie enthielt eine lebendige Spinne. Das Netz dieſer Spinne war nichts weniger als New-Lisbon ſelbſt, die Grundfäden dieſes Netzes waren vielleicht angeknüpft in Newyork, in Baltimore, in Philadelphia, — wer weiß es? wer hat der Organiſation der amerikaniſchen Landjobberei je auf den Grund geblickt? Wer kann ſagen, daß Mr. Clahane von der geheimen Polizei der Landſpekulation war und halb Lisbon die Bangefangenen, die er auf die Feſtung gebracht? Man müßte dieſe Brieftaſche eingeſehen haben. Daß eine Stadt auf ſo ungeſundem Platze nicht mit rechten Dingen zugehe, hatte Moorfeld allerdings ſchon bei ihrem erſten Anblicke herausgefühlt. Das zweite Rätſel blieb nur noch, wie es zuging, daß ſie überhaupt im Uebel verharrte und nicht weiter wanderte. Dieſes Rätſel lag ſchon in einem durchſichtigeren Helldunkel. Natürlich führte es ſich ebenfalls wieder auf Mr. Clahane zurück. Mr. Clahane war Storekeeper, d. h. er verſah ſeine ländlichen Mitbürger mit den Produkten der Induſtrie und nahm an Zahlungs Statt ihre Naturprodukte dafür. Da fügte es nun ein merkwürdiges Schickſal, daß die Natur ſtets im Rückſtande blieb gegen die Warenwerte des Mr. Clahane. Der hieſigen Natur mochte das allerdings nicht ſchwer fallen. Wer ſich aber vom Schuldbuche des Storekeepers losgemacht, der brachte es wenigſtens zu keinem Barerſparnis, um den rebelliſchen Gedanken des Auszuges zu faſſen. Konnte aber Mr. Clahane durchaus nicht umhin, auch einmal ein bares Stück Geld herauszugeben, ſo zahlte er entweder in Banknoten irgendeiner brüchigen Bank, oder er ſpekulierte auf irgend-

eine ſchwache Seite ſeines von der Paſſiva zur Aktiva abgefallenen Kunden, und Tauſend gegen Eins war zu wetten, daß in den nächſten Tagen hier ein Stallion aus Kentucky, dort ein Uhrenhändler aus Connecticut herbeigeſchneit kam, und in einem feurigen Vollblutpferd, oder einer buntlackierten Stutzuhr das fatale Bar-Geld, der Hebel der Unabhängigkeit, wieder hinwegmanövriert wurde.

Nächſt dieſem Würdigen war es ein Hochwürdiger und ein Ehrwürdiger, welche ſich in die Herrſchaft New-Lisbons teilten. Die Bevölkerung von mehreren hundert Seelen beſtand nämlich aus zwei Konfeſſionen: Katholiken und Methodiſten. Der „Pater" der erſten und der „Reverend" der zweiten trübten nun weiterhin die trüben Verhältniſſe dieſer Stadtſchaft. Die Herren bekämpften ſich — wir würden ſagen auf Leben und Tod, wenn die Redensart nicht zu europäiſch wäre. Aber der Amerikaner bekämpft ſich nur auf Leben allein. Die beiden Pfaffen gingen nicht auf ihre gegenſeitige Vernichtung, ſondern Ueberbietung und Steigerung aus. So hatte der katholiſche ſein Gotteshaus erſt kürzlich in einem Stile aufgebaut, der es zum dominierendſten Gebäude von New-Lisbon machte. Die „Kathedrale" war freilich nur aus Schindeln und Latten zuſammengenagelt, aber ihre gotiſche Form imponierte höchlich, und ihr Umfang hätte hundert Lisboner Gemeinden aufnehmen können. Nebenbei, aber ganz im Vertrauen, wollen wir verraten, daß Mr. Clahane das Geld dazu vorgeſchoſſen. Ließ ſich doch nun in den Zeitungen aller Seehäfen von dem „Dombau" zu New-Lisbon trompeten! ließen ſich doch die Abbildungen von New-Lisbon jetzt mit der prächtigen Anſicht der Kathedrale bereichern! und ob dieſe ſpaniſche Fliege von Quadern oder Brettern war, lief für die Landjobberei auf eins hinaus. Die Lithographie verſtummte für beides, daß aber der Zeichner mit einer ſchätzbaren Plumpheit und Härte ſeiner Striche viel näher dem Stein- als Holzcharakter kommen würde, ſtand von ſeiner amerikaniſchen Kunſtſinnigkeit ganz von ſelbſt zu erwarten. Dieſer Dom-Humbug war erſt im laufenden Sommer in Szene geſetzt worden, und der methodiſtiſche

Humbuger rüſtete ſich nun gleich umgehend darauf zu antworten. Er wollte nach der Ernte einen Waldgottesdienſt, ein ſogenanntes Campmeeting, vom Stapel laſſen. Zu ſolchen Monſtre-Andachten ſtrömen die Konfeſſionellen auf hundert und mehr Meilen im Umkreis zuſammen und gelingt es, einen Gaſtprediger von Ruf dafür heranzuziehen, ſo hat der Ortsregiſſeur mit dieſem Kaſſenſtück oft einen bleibenden Sieg errungen. Nebenbei, aber ganz im Vertrauen, wollen wir verraten, daß gleichfalls Mr. Clahane es war, welcher dem Reverend zuerſt dieſen glücklichen Gedanken ſouffliert hatte. Bei einem ſolchen Volksauflauf mußte nämlich nicht nur der methodiſtiſche Himmel, ſondern auch der irdiſche Storekeeper ſeinen „Pile" machen; das war klar.

Daß Moorfeld nun zu dieſen Ortsautoritäten kein Verhältnis haben könne, ſtand ſo ziemlich in der erſten Stunde feſt. Die beiden Pfaffen verketzerten ihn gleichzeitig. Der Methodiſt haßte ihn als einen „Papiſten" und der Katholik verſchrie ihn gar als „Atheiſten", weil Moorfeld als neu ankommender „Sohn der Kirche" verſäumt hatte, ihn zum Tee auf ſeine Farm zu bitten, was des Paters erſter Gedanke, aber Moorfelds allerletzter war.

Auch von Mr. Clahane, ſagte Anhorſt, haben wir wenig Gutes zu erwarten. Meine Marktfahrt an die Seen wird ihm als Konkurrenz erſcheinen, denn er hat im Produktenhandel ſein Schäfchen ſonſt ziemlich allein geſchoren. Gut, wir werden Feinde haben, antwortete Moorfeld.

Ueber Lisbon hinaus verengerte ſich der ſoziale Horizont jener einſamen Gegend. Die übrigen Waldnachbarn Moorfelds waren es nur ſehr relativ, denn der nächſte lag noch immer zehn Meilen fern. Wir werden nicht Urſache haben, Moorfelds Runde durch dieſelben auf jedem Schritte zu begleiten, da weder der rohe Stil dieſer kulturloſen Farmen, noch das ſtumpfe Menſchentum ihrer Inhaber ihm irgendein nennenswertes Intereſſe abnötigt. Doch wollen wir einzelne ſeiner Beſuche nicht mit Stillſchweigen übergehen.

Gleich den erſten können wir mit ſeinen eigenen Worten nach einem Briefe an Benthal erzählen. Noch war unſer

neuer Ansiedler nicht dazu gekommen, die Geschichte seines Ankaufs, die Charakteristik von New-Lisbon, von Anhorst usw. zu Papier zu bringen, als er sich eines Tages hinsetzte, und folgende Zeilen niederschrieb:

Eine kleine Liebschaft! daß mir aber Möwe ja nicht eifersüchtig wird! Anhorst war nach New-Lisbon geritten in Besorgung einiger Allotria zu seiner Marktfahrt. Ich saß in meinem Blockpalast allein, spielte Violine, konzipierte in Gedanken ein paar rückständige Briefe an Dich, welche dem gegenwärtigen vorzudatieren sind und, will's Gott, nächstens auch dran sollen. Aber noch binden sich meine Lebensgeister schwer ans Haus, ich warf Violine und Konzepte bald hinter mich, und trabte auf ein paar Meilen ins Freie hinaus. Ohne meinen Stallmeister sollt' ich's freilich bleiben lassen, meine wilde Grafschaft zu inspizieren; das Ländchen hat so wenig Weg und Steg als der blaue Himmel, oder das grüne Meer. Es ging mir auch darnach. Denn kaum hatt' ich den Platanen und den Fichten, den Eichen, Gummi- und Eisenholzbäumen usw. ihren sechstägigen Herrn und Meister in verschiedenen Fassaden gezeigt, als ich mit meinem Cäsar vollkommen im Irren trieb. Es ging wie mit einem Zauber zu, daß ich mich plötzlich in wildfremden Bezirken sah. Ich war einem Bache gefolgt, welchen ich lange für m e i n e n Bach hielt, denn es ist merkwürdig wie gleich sich hier alle Naturansichten sind. Die stille Quellrinne führte mich aber allmählich tiefer in das Geholz anstatt auf meine Boccage heraus; ich setzte ein paarmal über, je nachdem mir dieser Ufersaum oder jener wegsamer schien, und als ich endlich meinen Irrtum einsah und dem Bach entlang wieder zurückkehren wollte, schlug ich eine Nebenader desselben ein, da der Hauptarm, von jenseits gesehen, unter Schilf- und Sumpfgestrüpp fast verschwand. Dieser Abweg führte mich nun gänzlich ins Oede. Ein unermeßliches Waldlabyrinth verrammelte mir in jeder Richtung den Weg. Stamm an Stamm sah ich nirgends zehn Schritte tief, es war ein Meer von Einsamkeit. Unter diesen Umständen wäre ich froh gewesen, nicht meine, sondern nur irgendeine Farm zu errei-

chen, aber nicht die leiſeſte Hieroglyphe einer menſchlichen Nähe war rings zu entziffern. Die Merkmale, die den geſchulten Hinterwäldler auf ſeinem chaotiſchen Terrain leiten, waren mir als Neuling natürlich noch fremd, meinen gelehrten Apparat aber, Taſchenkompaß und topographiſche Karte des County, hatte ich zu Hauſe liegen laſſen. Kurz, das Abenteuer war mehr unbehaglich als romantiſch, ich kreuzte ſtundenlang hin und her, und ſchon fing ich zu ſorgen an.

Auf einmal erfreute mein Ohr die Stimme eines lebendigen Weſens und mein Auge erblickte ein kleines rotes Röckchen. Es war ein Kind, welches Hühner aus dem Walddickicht zu locken ſchien. Voll Freude rief ich das Mädchen an, welches Roß und Reiter nicht ſobald gewahr wurde, als es emſig die Flucht ergriff. Mir aber war der Fund zu koſtbar. Und mußte ich mir meine Wegweiſerin erſt erjagen, ſo bebte ich vor dem kleinen Sabinerinnenraub auch nicht zurück. Ich ſprang vom Pferde, das hier nicht gut fortkam, und verfolgte das rote Röckchen mit lieblichen Worten und langen Schritten. Letztere waren glücklicher als erſtere, denn bald ergriff ich mein kleines ſcheues Waldfräulein in der Höhlung eines kurzen und dicken Papawſtammes, wohin ſie zuletzt — für das Auge gar zierlich — ihre Zuflucht genommen. Sie ſah wirklich wie die S e e l e des Baumes aus, ſo zart und geiſtig ſtand ſie in dem rauhen Rahmen. Es war ein Bild wie im Kirchenſtil gemalt. Ihr Köpfchen kein mutwilliges Apfelrund mit klugem Stutznäschen und braunen Rehaugen — nein, ein ernſthaftes, ehrbares Oval, mit edel gezogener, nachdenklicher Naſe, großem, waſſerblauem Blicke, der Teint weiß, die Ringellocken gelb wie der Mondſchein und ein langes, ſchweres Gehänge. Kurz, ein Charakterbild echten germaniſchen Magdtums. Ich redete ſie auch ſofort deutſch an, und hatte richtig geraten. Das erſchrockene Kind zeigte Spuren von Zutrauen. Warum ſie mich geflohen, und ob ich denn wie ein Räuber ausſehe? Sie rückte etwas ſcheu zur Seite, hob bedächtig ihr blaues Auge zu mir auf und ſagte: ich ſähe aus wie ein H e r r. — Was ein Herr Schlim-

mes ſei? ich mußte es wiederholt fragen. Zaudernd antwortete ſie: Der Vater ſagt — aber mehr war ihr nicht abzugewinnen. Sie legte ihren Arm vor die Augen und ſagte: ich ſag's nicht! Ich ſchloß das keuſche Kind in meine Arme und verſucht' es auch nicht weiter, auf die reinen, kindlichen Lippen ein Schmähwort heraufzubeſchwören. Ich fragte nach ihrer Familie. Sie war das einzige Kind eines deutſchen Farmers in der Nähe, eines ausgewanderten Landmanns vom Niederrhein. Das erklärte mir freilich, was der Vater gegen die Herren hatte. Leider hat man das Landvolk gewöhnt, im ſtädtiſchen Rock die ſummariſche Quelle ſeiner Uebel zu ſehen. Desungeachtet hörte ich mit Verwunderung, daß ſie ein Bauernkind ſei. Ich faßte ſogleich den höchſten Begriff von der Mutter; — es mußte eine mütterliche Mutter ſein nach der muſterhaften Art, wie ſie das Aeußere ihres Kindes hielt. Ihr Haar war offenbar ſchlicht, und die ſchönen langen Locken nur ein Kunſtwerk der Zärtlichkeit. Ihr weißes Leibchen, ihr rotes Sergeröckchen, die Schnur von Glasperlen an ihrem Halſe — alles ſo ſchmuck, ſo inſpiriert! möchte ich ſagen. — Was ſie hier ſchaffe? Sie ſagte, ſie ſei ausgegangen, nach Eiern zu ſuchen, indes wie immer vergeblich, denn — belehrte ſie mich — die Hinkel kämen zu ihrer Zeit wohl mit einem Schwarm Küchlein aus dem Walddickicht hervor, aber die Eier ließen ſie ſich ſelten ablauern. Sie habe ſchon den ganzen Vormittag ihre Not mit dieſer Aufgabe gehabt. Das alles ſprach ſie im reinſten Hochdeutſch, indem ſie ihre Ehre darein zu ſetzen ſchien, das Platt ſorgfältig zu vermeiden, das ihr ohne Zweifel mundgerechter war. Auch bewegte ſich ihre Zunge etwas ſchwer dabei, da das Zungenband ein wenig länger als normal. Ihre Rede bekam dadurch etwas Bedächtiges, Abgemeſſenes, das ihr ungemein wohl ſtand. Es ſtimmte wunderbar zu ihrem Charakter von Ernſt und Zurückhaltung.

Das nun war meine Erlöſerin aus den Wirren dieſer Waldfahrt. Wir ließen die Eier Eier ſein und machten uns nach Annettens Heimweſen auf. Ich nahm die Kleine vor mich aufs Pferd, vnd ſie gab mir den Weg an. So ka-

men wir bald aus dem Walde. In kurzem lag Vater Ermars Hofstelle vor uns.

Der Hufschlag lockte schon von weitem die Eltern vor das Haus. Sie sahen verwundert ihr Kind zu Pferd ankommen, das zu Fuß ausgegangen war.

Ich gab kurz meine einfachen Erklärungen.

Ich kann nicht sagen, daß ich im ersten Augenblicke besonders gastlich angesehen war. Der Deutsche in Amerika hat immer etwas — Verschämtes oder Abstoßendes, wenn er auf seinem einsamen Hof überrascht wird. Und Westfäler sind schon von selbst nicht die insinuantesten Menschen.

Der Mann sah mich aus harten und scharfen Zügen, wie aus einer eisernen Maske an. Er war schlank und hoch gewachsen — eine lebendige Lanze. Seine Hakennase eine wahre heraldische Siegelprobe von Energie und Charakter, sein Blauauge treu, wie der sicherste Ankergrund. Die Mutter eine blasse, reine Frau, eine Erscheinung wie ein Stück Damast. Ganz wie ich sie gedacht. Sie war ohne Zweifel eine Honoratiorentochter ihrer einstigen Heimat. Der Vater Teutoburg, die Mutter Bielefeld, würde dieses westfälische Paar ein neumodischer Jung-Deutscher in seinem Ideen-Assonanzen-Stil charakterisieren.

Die Frau wartete das Benehmen ihres Mannes ab und der Mann mein eigenes. Beide empfingen mich eigentlich gar nicht; es mußte sich aus mir selbst zeigen, „was für ein Vogel ich sei".

Ich sprach natürlich von ihrem Kinde, der nächsten Veranlassung dieses Rendezvous, und erkundigte mich, wie es hier um die Schule stehe. Diese praktische Frage schien den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ich konnte sogleich sehen, daß man damit zufrieden war. Vor allem seufzte die Mutter lebhaft und antwortete: das sei allerdings traurig. Eine deutsche Schule bestände nicht in der Gegend und zu den Engländern schicke man seine deutschen Kinder gar zu schwer, sie lernten nur ihre eigenen Eltern verunehren.

Ich erbot mich sofort zu Annettens Lehrer.

Die Frau ſah ihren Mann an und der Mann hatte offenbar was gehört, „was ſich hören ließ". Ob ich gut lutheriſch ſei? war ſeine erſte Antwort darauf.

Doktor Luther hat auch für mich gelebt, ſagte ich, nicht ohne einige Verwirrung, und war froh, daß mir die Phraſe ſo durchging. Es geſchieht einem doch ganz eigen, wenn man mit ſeiner weitſchichtigen Aufklärung ſo knapp-poſitiven Gemütern konfrontiert iſt! Verſchiedene Stände ſind verſchiedene Jahrhunderte.

Wir verſtändigten uns. Ich habe nun eine Anſtellung im Urwalde, — ich bin Erzieher. Wahrlich, das kleine Abenteuer freut mich mehr, als es ſcheinen mag. Ich bin, wie du weißt, Kinderfreund. Freilich hat mir eine geiſtreiche Frau einſt geſagt: dann ſind Sie Menſchenfeind, und ich war wie vom Blitz gerührt, daß ſie recht hatte. Aber iſt's meine Schuld? Ich leugne es nicht, die Kinder repräſentieren mir die Menſchheit reiner als die Erwachſenen. Der mutige Knabe entartet zum ſervilen Untertan, und wie ſelten findet das Mädchen zwiſchen Prüderie und Koketterie den Begriff der Weiblichkeit. Blüten ſind Bienenkoſt, ausgewachſene Frucht oft kaum Schweinekoſt. Die Nähe dieſes Kindes ſoll mir wohl tun. Ich nehm's wie ein glückliches Unterpfand von dem Gott, der mich hierhergeführt.

Nächſt dieſer Bekanntſchaft, die unſern Freund ſo ſehr anmutet, wollen wir von ſeinen übrigen Nachbar-Beſuchen noch zwei erzählen, zwar nicht ihrer Anmut wegen, ſondern weil ſie ſonſt nicht ohne einiges Intereſſe an ihm vorübergingen. Moorfeld machte ſie beide tags nach dem hier mitgeteilten Begegnis und diesmal in Anhorſts Begleitung.

Auf dem Wege ſagte Anhorſt: die Farm, die wir zunächſt beſuchen werden, gehört einem Amerikaner, Miſter Thorne. Wir werden ihn ſelbſt nicht zu Hauſe treffen — er iſt ſeit einigen Wochen auf irgendein Buſineß abweſend. Indes lohnt es ſich doch den Gang dahin. Er hat einen Knecht, oder „Hand" wie man hier ſagt, der eigentlich ein Tiſchler und zwar ein vorzüglicher deutſcher Arbeiter iſt. Wenn Sie ſich einzumöblieren gedenken, ſo können Sie mit dem Manne

gleich Rückſprache darüber nehmen. Er iſt auf ſein Handwerk ſehr zu empfehlen.

Dann ſitzt er wohl auch nicht aus Geſchmack am Landleben hier? ſagte Moorfeld.

Gewiß nicht, antwortete Anhorſt.

Können Sie mir ſeine Geſchichte erzählen?

Geſchichte eben nicht, aber eine Anekdote daraus, den Dirty job, der ihn zunächſt hieher verſchlug. Indes, ſolche Sachen ſpielen ja täglich und ſtündlich.

Laſſen Sie immer hören, forderte Moorfeld.

Und Anhorſt erzählte, indem der Weg eine reizloſe Gegend durchmaß:

Es war drüben in Pennſylvanien im Mercer County, Stadt Mercer. Dort hatte ein Mr. Baine für einen Kaufmann, ich weiß nicht mehr welche Arbeit übernommen, einen Neubau oder Anbau ſeines Ladens, gleichviel. Mr. Baine war aber mehrerſeits beſchäftigt, und übertrug die Arbeit an Herrn Rapp, unſern deutſchen Tiſchler. Man machte einen Akkord auf 38⅜ Dollar, mit der Bedingung, daß der Bau in einer beſtimmten Zeit, ſachgerecht und zur gänzlichen Zufriedenheit des urſprünglichen Kontrahenten, des Kaufmanns, zu vollenden ſei. Das geſchah. Unſer Tiſchler plagte ſich zwanzig Tage lang unter der heißeſten Auguſtſonne, und ſtellte ſein Werk her. Als er zu Ende war, forderte er von Mr. Baine ſeine akkordmäßigen 38⅜ Dollars. Mr. Baine beanſtandet die Bezahlung, da man ja erſt das Urteil des Kaufmanns, der eben verreiſt ſei, abzuwarten habe. Der Kaufmann kommt, und unſer Rapp, der ſein Geld braucht, bittet jetzt dieſen darum. Der Kaufmann natürlich wendet ihm einfach den Rücken: er kenne ihn gar nicht, er habe nichts mit ihm zu tun. Der Tiſchler geht wieder zu Mr. Baine. Dieſer antwortet: er habe mit dem Kaufmann Rückſprache genommen, und gehört, daß die Arbeit keineswegs probehaltig ſei. Der Deutſche merkt jetzt, worauf es abgeſehen, und nachdem er erſt noch zwiſchen dem Kaufmann und Mr. Baine ein paar Wochen lang hin und wieder gelaufen, reicht er endlich ſeine Rechnung klägeriſch

ein. Zu Ende Oktober erhält er den Termin. Mr. Baine kam mit ſeinem Advokaten, der Kaufmann mit einem Komitee von „ſachverſtändigen und unparteiiſchen" Zimmerleuten. Der Deutſche kam allein. Er mochte bei ſo klarem Rechte einen Advokaten für überflüſſig halten, oder die Koſten ſchwer empfinden, genug, er vertraute ſich. Die Verhandlung beginnt. Der Advokat der Gegenpartei lieſt den Kontrakt zwiſchen Mr. Baine und Herrn Rapp vor, hierauf wird der Kaufmann vereidigt und befragt, ob er mit dem Bau zufrieden ſei? Durchaus nicht, antwortete er mit feſter Stimme. Nun werden die ſachverſtändigen Zimmerleute vereidigt und befragt, was das Reſultat ihrer Beſichtigung geweſen ſei? Sie antworteten, daß ſie den Bau in einer n i ch t ſachgerechten Art und Weiſe aufgerichtet gefunden. Der Tiſchler ſtand wie vom Donner gerührt. Die Eidesausſagen allein waren es ja, auf welchen ſeine Hoffnung geruht. Dieſe Hoffnung verſagte ihm jetzt, er ſah mit Schrekken, daß ſolch ein Prozeß auch verloren werden könne. Tränen traten dem vierzigjährigen Mann ins Auge. Aufgefordert, was er zu ſeiner Verteidigung vorzubringen habe, ſtotterte er mit mutloſer Stimme folgendes: Ich habe drei Jahre lang für den Stadtrat in Breslau gearbeitet, Fußböden gelegt, Türen, Fenſter und Geſimſe gemacht, aber nie nicht! iſt mir ein Stück zurückgegeben, oder getadelt worden. Mr. Baine hat meiner Arbeit täglich nachgeſehen, und mich oft aufgefordert, ich möchte es nicht ſo genau nehmen, auf ein paar Fugen käme es ja nicht an, den Fußboden zu hobeln verbot er mir förmlich. Zwanzig Tage habe ich unter der ſiedigſten Sommerhitze geſchafft; ich frage bei Gott und Welt, ob es erlaubt iſt, daß ſo etwas unbezahlt bleiben ſoll. Ich frage jeden ehrlichen Tiſchler, der meine Arbeit verſteht, ob 38⅜ Dollars ein übermäßiger Preis dafür iſt. Gewiß, das iſt es nicht, meine Herren! Die Nennung des Preiſes veranlaßte die Richter nun auch nach dem Kontrakt zwiſchen Mr. Baine und dem Kaufmann zu fragen. Der Verteidiger verwarf zuerſt dieſe Frage als ungehörig, gab aber zuletzt, mit Zuſtimmung ſeiner Klienten, nach. Der Kontrakt wurde ver-

leſen. Er lautete mit dem vorigen ganz gleich, nur in der Ziffer ergab ſich eine kleine Verſchiedenheit. Nicht 38⅜, ſondern 200 Dollars hatte ſich Mr. Baine von dem Kaufmann bedungen! Und der Kaufmann fügte noch hinzu, daß er dieſe Summe teils in Geld, teils in Waren dem Mr. Baine bereits bezahlt. Dieſe Mitteilung war eigentlich unbeſonnen, denn der Kaufmann bewies damit augenſcheinlich, daß ihm die Arbeit ja doch gut genug geweſen, und nicht, wie er dem Deutſchen gegenüber geſchworen: „durchaus nicht!" Aber dieſer kleine Faurpas wurde nicht mehr bemerkt, denn im ganzen Gerichtsſaal machte ſich ein Unwille laut, — ein Unwille gegen den Deutſchen. Er nämlich, nicht Mr. Baine war es, den jene Entdeckung direkt tot machte. Daß ſich ein Menſch für 38 Dollars zu einer Leiſtung hergibt, die ein anderer auf 200 ſchätzt, das war dem Amerikaner zu tief verächtlich. Der Amerikaner war wieder einmal recht groß dem ſchoflen Deutſchen gegenüber. Und ſo fällte denn der Richter, wie er auf Grund der beiden eidlichen Ausſagen wohl nicht anders konnte, zuletzt den Urteilsſpruch: daß der Deutſche ſeinen Kontrakt n i ch t erfüllt habe; doch dürfte er allerdings der Großmut des Mr. Baine zu empfehlen ſein, welcher ihm wenigſtens einen Teil der akkordierten Summe möge zukommen laſſen. Keinen Cent ſoll er haben, der verfluchte Dutchman! rief Mr. Baine, und damit war die Sache zu Ende. Der Richter machte nur noch ſeine und des Konſtablers Rechnung, die er dem Deutſchen ſchnell, denn es war Eſſenszeit, überreichte, und woran dieſer zehn Monate lang zu bezahlen hatte. Von allem entblößt, griff er vor ſechs Wochen zu, auf jener Farm ſich als Knecht zu vermieten, — ums augenblickliche Brot.

Anhorſt hatte inzwiſchen Moorfelds Pferd ins Auge gefaßt, und machte jetzt einige Bemerkungen über die inkorrekte Schule desſelben. Freimütig antwortete Moorfeld: Nicht doch, nicht doch! Wir müſſen ſolche Geſchichten künftig nur zu Fuß erzählen.

Schweigend erreichte das Paar die Farm. Man fand den Tiſchler Rapp beim Ausbeſſern des Fenzenzauns, den ein

paar mutige Bullen über Nacht eingerissen. Schon aus der Ferne hatte man ihn die schweren Pflöcke einrammen gehört. Es war ein Mann von mittlerer Statur, die Haare schon hoch in dem Scheitel ausgefallen, der Körper ein wenig gebeugt, und wie es schien, nicht mehr allzu kräftig. Sein Gesichtsausdruck war unbeholfene Arglosigkeit und ein tüchtiges, aber beschränktes Selbstvertrauen. Moorfeld fand ganz das Charakterbild aus jenem Prozesse in ihm.

Er fing ein Gespräch mit ihm an, das sich, wie es in deutscher Zunge geführt ward, zunächst auch auf deutsches Heimatsandenken bezog. Die Augen des Tischlers leuchteten wie trunken, und aus tiefster Seele brach er in den Ausruf aus: Ach, hätten wir in Deutschland Gewerbfreiheit, es wäre das erste Land in der Welt! Und die politische Freiheit Amerikas ist Euch gleichgültig? sagte Moorfeld, — indes mehr um die Begriffe des sogenannten gemeinen Mannes darüber kennen zu lernen, als in irgendeiner direkten Absicht.

Politische Freiheit, erwiderte der Tischler — wo ist sie denn? und blickte dabei um sich, wie um ein verlorenes Taschenmesser, — ich seh' nichts von. Ich war in Pittsburg, als sie im vorigen Jahr den Präsidenten wählten, — Prügeln sah ich wohl, aber keine Freiheit. Da liefen sie die eine Straße herauf mit schwarzen Kokarden und die andere Straße mit roten, und wie sie an der City-Hall zusammenstießen, ging der Tanz an. Es war ein Krawall — Riot heißen sie's — von einigen tausend Personen, und da wählten sie den Präsidenten, daß man bis in die Nacht die Pistolen hörte, und das Blut lief herum wie in einem Schlachthaus. Es sind gar unbändige Menschen hier. Wo wir Deutsche einen Wortwechsel führen, da rennen sie gleich mit Messern und Schießgewehr gegeneinander los. Immer geschossen, immer gestochen! Wie das unvernünftige Vieh! Es ist, als ob sie gar nichts im Schädel hätten, alles in der Faust. Nein, Gott weiß, ich habe einen Ekel an den großen Städten. Aber auf dem Lande sitzt die Freiheit eben auch nicht zu dick. Bäume umhauen, Fenzen machen, Blockhäuser bauen, Wild schießen,

Vieh hüten, das iſt die erſte Freiheit. Man ſieht die Leute wie Sklaven ſich rackern, wer nie in der Näh' war, hat keinen Begriff von. Dabei wohnen ſie halbe Tagereiſen auseinander, und kommen ſie zuſammen, ſo verſteht oft keiner den andern nicht, die ganze Gemeind' iſt neunerlei Volk. Das macht ſich dann irgendein verlaufener Yankee prächtig zunutze. Der tut in ſolch einer Wüſtenei einen Storeladen auf, und damit iſt er König. Vom Kleinſten bis zum Größten, alles, was der Menſch braucht, führt er in ſeinem Kram. Wer nicht fünfzig Meilen weit in die Stadt fahren oder reiten will, der findet jeden Brettnagel bei ihm, und jede Zwiebel nimmt er an Zahlungs Statt. Die ganze Gemeind' ſteht in Rechnung bei ihm, er ſpielt abſolut den Meiſter. Der hat dann die Stimmen von ſelbſt. Ich möcht's keinem raten, und ihm die Wahl verweigern. Dieſe Rackers ſind meiſtens auch Poſtmeiſter, und ſo ein Kerl iſt imſtand und hält einem die Briefe auf, wenn man ihn nicht auf den Stimmzettel ſchreibt. Ja, ja, das tun ſie. Sie ſind wie Räuber, ſie erlauben ſich alles. Einem Amerikaner iſt jedes Mittel recht. So bringen es die Leute von Amt zu Amt, die Gegend wird volkreicher, es kommen oft die beſten Köpfe heran, aber der Ladenhalter hat für ewige Zeiten das Prä. Hat er vielleicht noch einen Advokaten zum Schwager und einen Pfaffen zum Vetter, ſo fliegt er auf, wie ein Luftballon. Es iſt merkwürdig, was ſich ſo ein Flötz Ehren und Würden zu begehren traut. Dann prahlen ſie aber noch in den Zeitungen: Wieder hat es einer unſrer Mitbürger zum Gouverneur eines Staates gebracht, der früher ein Grobſchmied oder ein Schweinmetzger war, das iſt die Herrlichkeit eines freien Landes! Ach, geht mir fort. Ich wollte, wir hätten Gewerbfreiheit in Deutſchland, keinen Nagelſchnitzel gäb' ich für eure Herrlichkeiten!

Moorfeld hörte dieſe Rede mit Staunen an. Sein Blick fiel zum zweiten Male, aber mit einem ganz andern Ausdruck auf den armen Tiſchler. Er erfuhr hier von neuem, wie fähig der Deutſche ſei, objektive Verhältniſſe groß und richtig zu beurteilen, und wie wenig Mangel an Weltklug-

heit in ſeinen perſönlichen Angelegenheiten einen Schluß auf ſein übriges Denkvermögen zulaſſe. Eh' er die Farm verließ, bat er den Tiſchler, er möge es ihm wiſſen laſſen, wenn der Eigentümer der Farm ihm etwa einen längeren Dienſtkontrakt anbieten wolle. Der Tiſchler ſagte es unter frohen Ahnungen zu.

Nach dieſem Beſuche lenkte das Paar wieder dem Heimwege zu, — Moorfeld fragte im Vorbeigehen: Wer kommt morgen dran?

Wären wir gemeldet, antwortete Anhorſt, ſo könnten wir noch heute hinüber reiten; von hier ſind's nur fünf Meilen, und vom Hauſe weg fünfzehn. Aber, es wird Abend, wir kämen direkt zum Tee, und ſind nicht gemeldet.

Moorfeld blickte groß. Tee? gemeldet? Mich dünkt, wir ſind im Hinterwalde.

Wir, aber Lady Brubaker nicht, oder vielmehr Lady Morgan, wie ſie ſich nach der hieſigen Gewohnheit, europäiſche Namengrößen zu adoptieren, nennt.

Die Lady Morgan iſt wohl eine betrübte Witwe?

Doch nicht, Herr Doktor, ſie iſt die Frau eines deutſchen Narren, Michael Braubacher, der ſich aber yankeeſiert hat und nun Brubaker prononciert wird. Ein trauriges Hausweſen! und aufrichtig geſagt, ich ſelbſt ließ' es links liegen; es regt ſich die Galle, nur dran zu denken. Der Mann hat bei einem Bankrott ihrer Familie in Newyork ſein Vermögen eingebüßt, die Humbuger von Schwager und Schwiegervater treiben ſich nun in aller Welt herum, während er ſelbſt noch immer Mittel wußte, aus Deutſchland ein letztes Tauſend Taler herauszuziehen, womit er dieſe Farm hier anlegte und wenigſtens Frau und Kind redlich ernährt. Desungeachtet! Wenn Sie den Ton hören werden, der dort über Deutſch und Deutſchland herrſcht, ſo haben Sie wahrlich zu würgen daran. Das Weib ſpricht von ihrer Nationalität, als ob ſie in ihrem Newyorker Schaukelſtuhl alle Flotten der Welt kommandierte; die Nation ihres Mannes aber tritt ſie mit Füßen. Leider! der deutſche Michel duldet's. Es iſt ſo weit gekommen, daß ihn ſeine zwei Buben in ſeinem eigenen

Hauſe old dutchman ſchimpfen dürfen, und wie er nur den Mund öffnet, um von Deutſchland zu erzählen, ſo lachen ſie ihm ins Geſicht. Die „Ma" iſt alles, der „Pa" gar nichts. Mordio! Von allen dummen Streichen, die der Deutſche in Amerika macht, iſt es ſicher der dümmſte und unverzeihlichſte, eine amerikaniſche Frau zu heiraten.

Anhorſt wunderte ſich, daß während dieſer Worte auf Moorfelds Lippen ein — Lächeln entſtanden. Es ſpielte freilich ein wenig ins Diaboliſche, aber er hatte ſich auf ein zornvolles: Rechtsum! gefaßt gemacht.

Moorfeld dagegen ſagte: Reiten wir hin!

Anhorſt blickte ihn fragend an, erwiderte aber nichts. Er fühlte, er kannte ſeinen Mann noch viel zu wenig, um ſich über das, was Widerſpruch ſchien oder nicht, ein Urteil zu erlauben. Hatte er doch das Seinige getan! —

Die Wanderer trabten friſch und erreichten Braubachers Farm noch im vollen Tageslichte. Es war ein kahles Gehöft, ganz im liebloſen Yankeeſtil. Keine lebendige Feldhecke, kein Baum vor dem Hauſe, keine Blume am Fenſter, nichts, was den ſchönen Naturſinn eines Deutſchen verriet. Sie traten ein. Die Hütte war noch roh genug und durfte vielleicht nur darum nicht mehr Blockhaus heißen, weil ſie z w e i Wohnräume enthielt. Und einer davon nannte ſich auch richtig „Parlour".

Die Ankömmlinge waren ſo glücklich, Miſter und Miſtreß zu Hauſe zu treffen. Nach den erſten Begrüßungsformeln führte Anhorſt, auf einen Wink Moorfelds, den Miſter zu einer landwirtſchaftlichen Umſchau vor das Haus und Moorfeld blieb mit der Miſtreß allein. Die Hinterwäldler-Hausfrau wiegte ſich in ihrem Schaukelſtuhl und — garnierte ein Bonnet.

Moorfeld lobte das Häubchen im eleganteſten Engliſch. Er zeichnete der Lady Morgan ſogleich auf ein Pergamentblättchen ſeines Notizbuches das Muſter eines Bonnets von Madame Daſſe in Paris vor, welches kurz vor ſeiner Abreiſe nach Ohio den Ton der diesjährigen Saiſon angegeben. Der Stoff glatter Tüll, erklärte er ſeine Zeichnung, rechts eine

Bausche mit einigen Rosen, links zwei Marabouts an die Wange herabfallend, hinten eine weiße Atlasschleife. Der Fond recht tief am Scheitel zu tragen, mit einer Neigung gegen die Stirn wäre es provinziell.

Die Lady Morgan maß ihren Gast mit erstaunten Blicken. Aber Moorfeld beherrschte seine Miene vollkommen. Die Dame merkte nichts und war ehrlich genug zu seufzen, das reizende Modenbild werde sich in dieser „verdammten Wildnis" leider nicht wohl präsentieren lassen. Moorfeld seufzte mit. Er heftete sein Auge mit einem bedeutungsvollen Ausdruck auf die arme Leidende, und warf, gleichsam vom Mitgefühl abgepreßt, das Wort hin: Es könnte in kurzem sich vieles ändern in dieser Wildnis. Mr. Brubaker blickte aufmerksam. Es ist wahr, es werden neuester Zeit starke Landkäufe hier gemacht, sagte sie, zweifelhaft, was sie eigentlich zu sagen habe. Mein Ankauf ist nicht der Rede wert, antwortete Moorfeld, ohne Umstände das Wort auf sich beziehend, und mit der vornehmsten Gleichgültigkeit. Aber für eine Probe, fuhr er fort, bedurfte es einstweilen nicht mehr. — Für eine Probe? Von welcher Probe sprechen Sie, Sir? fragte Mrs. Brubaker, indem sie anfing, ganz so gespannt zu werden, wie Moorfeld beabsichtigte. Moorfeld schien zerstreut und tändelte mit dem Bonnet. Wie hübsch sich das in einem elegant dekorierten Salon, unter strahlenden Girandolen und Kandelabern, zur Tanzmusik eines guten deutschen Orchesters ausnehmen wird! phantasierte er wie im Traume vor sich hin. Die Farmersfrau machte ungeduldige Bewegungen. Ihr Geist ist bei deutschen Geigen und Flöten, mein Herr! sagte sie empfindlich, aber doch nicht ohne ahnungsvolle Aufregung. Ah, Madame, Sie sind nicht für den Urwald geboren! fuhr Moorfeld plötzlich auf und sah seine Wirtin mit jener Dreistigkeit an, die den Kavalier als Galan der Bürgersfrau auszuzeichnen pflegt. Die Newyorker Kaufmannstochter hatte darüber auch, wenn nicht ein deutliches Gefühl, doch eine dunkle Ahnung und versuchte eine Miene aus den besten Tagen ihrer Impertinenz. Aber ihre Eitelkeit war bereits erregt; sie hütete sich, mit dem merk-

würdigen Farmer-Galanthomme zu brechen. Moorfeld ſah faſt mit Augen, wie der kalte Stolz und die heiße Neugierde in ihrem Innern gegeneinander ziſchten.

Was ich da von Flöten und Geigen phantaſiere, rückte er vertraulich heraus, iſt nicht ganz ohne. Wenn Sie mich nicht verraten, Madame, ſo will ich Ihnen ein Geheimnis ausplaudern. Geheimnis eigentlich nicht. Es wird bald genug Stoff der Tagespreſſe ſein. Aber eine Dame von ſo gutem Geſchmack — das Getändel mit dem Bonnet dauerte fort — iſt im Grunde näher dabei intereſſiert als die dumme Publiziſtik, die nicht überall ſo ungalant ſein ſoll, den Vortritt zu haben. Lady Morgan horchte hoch auf. Eine Geſellſchaft deutſcher Edelleute — laſſen Sie mich das Wort nicht entgelten, Verehrteſte, es klingt barbariſch, ohne Zweifel, aber wer das Unglück hat, mit dem Adel behaftet zu ſein, leidet mindeſtens an einem unverſchuldeten Unglücke; er verdient weniger den Abſcheu als das Mitleid aufgeklärter Republikaner. Ich bin nicht republikaniſch geſinnt, ſagte Lady Morgan verlegen lächelnd. All men are equal, iſt nicht all women. Frauen ſind dem Prinzipe der Gleichheit nicht hold. — Mon Dieu! rief Moorfeld, dann hört die ſchönere Hälfte der Union auf, Republik zu ſein; und Lady Morgan mußte ſich's ſchon gefallen laſſen, eine leichte Artigkeit in einer boshaften Wendung gegen ihr vergöttertes Vaterland hinzunehmen. Moorfeld fuhr fort: Eine Geſellſchaft deutſcher Edelleute, disguſtiert von der Juli-Revolution, geriet auf den Einfall, ſich ein Reduit, eine Art Adelskolonie in Amerika zu gründen, wenn das erkrankte Jahrhundert einſt die Hahnemannſche Kur empfehlen ſollte, einer deutſchen Republik in eine amerikaniſche zu entfliehen. In der Wahl des Orts wollten wir die alten Bourgeoisſtaaten des Oſtens wie die langweiligen Wüſteneien des Weſtens gleichmäßig vermeiden und entſchieden uns zunächſt für Ohio. Doch, um die ganze Wahrheit zu ſagen, geſtehe ich allerdings, daß noch zwei Verſuche in zwei andern Staaten gemacht ſind. Mein Probekauf iſt nur einer von dreien.

Wir drei werden nun — das iſt der Plan — als gewöhn-

liche Farmer wirtſchaften, und ohne alles Aufſehen unſere Lokalverhältniſſe beobachten. Nach Jahresfriſt ſchicken wir dann unſere Berichte ein, und welcher am günſtigſten lautet, jenes Terrain wird erwählt. Bei einem Ankauf von einer halben Million Acres mochten wir einige Vorſicht nicht ganz verſchmähen. Uebrigens ſind wir nicht anſpruchsvoll. Wir achten die fremde Nationalität, der wir uns anſchließen, und fordern bloß, daß ſie uns wieder achte, das iſt unſre ganze Prätenſion. Der Chef des Unternehmens, der gefürſtete Reichsgraf von Tettau, iſt der liberalſte Ariſtokrat, der ſich denken läßt. Ein Muſter von einem liebenswürdigen Gentleman. Sie haben vielleicht den General Lafayette bei ſeinem letzten Beſuch in den Staaten geſehen? Ein ſo populärer, leutſeliger Charakter iſt der Reichsgraf. Nur nicht ſo trikolor. Der Graf legt ſeiner Geburt einen hohen Wert bei, aber er ſchätzt ſie nicht als perſönliches Privilegium, ſondern als einen Teil der Nationalehre. In der Tat, Nationalſtolz iſt vielleicht die einzige Leidenſchaft des deutſchen Reichsgrafen. Darin geht er etwas weit, ich geſtehe es. Europa iſt voll von Charakterzügen ſeines National-ſports, und er vermehrt ſie noch fortwährend. Ein paar davon werden den Mann kennzeichnen. Als vor drei Jahren in Haymarket der berühmte arabiſche Hengſt Almanſor, Vater Abdallah, Mutter Mirza, zum Verkaufe ſtand, war die ganze haute volée d'Angleterre in einer Art Aufregung. Das edle Tier ſah ſich vom Morgen bis zum Abend von der Creme der Geſellſchaft umſchwärmt: Herzöge waren ſeine Stallbedienten. Die Pairs des Landes überboten ſich in enormen Summen, die Wetter überboten ſich über den Sieg der Bieter, kurz Almanſor war der Löwe des Tags. Der Reichsgraf ging damals mit Plänen anderer Art in London um, war auch eben erſt angekommen, ich glaube, der ganze Lärm verhallte an ihm allein ſpurlos. Aber ein müßiger Reitknecht aus ſeinem Gefolge, der ſich auf eigene Hand Haymarket anſah, fand Gefallen an Almanſor, und fragte in aller Unſchuld nach dem Preis. Die anweſende Stallariſtokratie umwiehert ihn mit Gelächter. Der Stallion klopft ihm

hochgnädig auf die Schulter: Guter Freund, dieſes Pferd bezahlt ein deutſcher Kavalier nicht! Der Reitknecht läßt ſich das nicht zweimal ſagen. Er tritt vor den Grafen: Erlaucht, da draußen ſteht ein Gaul, den ein deutſcher Kavalier nicht bezahlen kann. Der Graf horcht und hört, was geſchehen. Wie ein Blitz reitet er nach Haymarket. Er ſteht vor Almanſor. Was koſtet der Araber? fragte er und zwar auf deutſch wie ſein Reitknecht. Der Stallion iſt betreten, beſinnt ſich aber, und hat die Unverſchämtheit zu antworten: Fünfzigtauſend Pfund, Sir. Der Graf zeichnet — „präſentiert das meinem Intendanten", ſagt er — zieht eine Piſtole und ſchießt das Pferd nieder. „So füttert ein deutſcher Kavalier engliſche Raben."

Moorfeld weidete ſich an dem Schuß, der der erſchrockenen Lady faſt perſönlich durch den Leib zu gehen ſchien; dann fuhr er, ſich leicht auf dem Stuhle wiegend, zu plaudern fort: In ebenſo großem Stil, aber reizender für Frauenohren war jenes Impromptü, welchem ich ſelbſt dieſen Winter in Paris beiwohnte. Unter den Feinen der Feinſte, unter den Brüsken der Brüskeſte — der Graf iſt wie ſein Boden. Zu einem Maskenballe der Herzogin von — Livadien, laſſen Sie mich ſagen, denn die enthuſiaſtiſche Philhellenin hieß in der Tat ſcherzweiſe ſo — hatte ein Kränzchen der faſhionableſten Kavaliere gewettet, wer unter ihnen in der koſtbarſten und originellſten Maske erſcheinen würde. Der Reichsgraf ſetzte zum Beſten Griechenlands zwanzigtauſend Franken, daß e r die Wette gewinnen wolle. Er erſchien aber im Habit eines — Hauſierers, trug das Tuch und die Wäſche eines ſervierenden Laden-Kommis, dazu nur noch am grünen Bande ſeinen Tabulettkaſten von Ebenholz vor ſich an der Bruſt. Mit dieſem Kaſten promenierte er ausrufend durch die Appartements — Messieurs et Mesdames, achetez, achetez, s'il vous plait! Objets de toilette, objets de fantaisie, bijoux, parfums, avancez, Messieurs et Mesdames!

Lachend und gloſſierend drängten ſich die reizenden Damen des Balls um die drollige Charaktermaske, der Graf teilte nach

links und rechts ſeine Quelquechoſerien aus, und die Ware fand um ſo ſchnelleren Abgang, als man ſie ohne Zweifel für unecht hielt. Aber, — welch ein angenehmes Staunen wogte, erſt flüſternd, dann laut und immer lauter, durch die Säle, als man die Entdeckung machte, daß der blitzende Inhalt der vielerlei Schächtelchen und Käſtchen, daß die Bonbonnieren mit Türkiſen oder Rubinen, die Ringe und Ohrringe, die damaſzierten Flakons mit ihren Steinen, die reichbeſetzten Damenuhren von Breguet, die Kolliers von Bot, mit großen Chryſoprasen geſchmückt, die maſſiven, antik gearbeiteten Armſpangen, die modernen Berliner Eiſengürtel mit Saphiren oder Amethyſten à jour gefaßt, kurz, daß der ganze Galanteriekram echt war! In Wahrheit, Madame, der Graf hat an jenem Abend einen Wert von hunderttauſend Franken verſchenkt für zwanzigtauſend Franken zugunſten Griechenlands und — für den Nachruf: Der artige deutſche Kavalier! — Wir wollen nun ſehen, ſchloß Moorfeld aufſtehend, wo wir in Amerika die Stelle finden, dies Treiben des luſtigen alten Europa möglichſt originalgetreu fortzuſetzen. Aber, bitte, Madame, verraten Sie mich nicht. Wir möchten den Zynismus der Land-Jobberei nicht vor der Zeit aufregen, und dann — kommt ja alles noch, wie geſagt, auf mein und meiner Kollegen Referat an.

In dieſem Augenblicke kam Mr. Braubacher mit Anhorſt zurück, hinter ihnen zwei ſchmalleibige Knaben mit matten Augen und bleichen Geſichtern, verzärtelte Newyorker-Sprößlinge. Einer derſelben pflanzte ſich ſogleich vor Moorfeld hin und rief: Ma, iſt das auch ein Dutchman? Aber die Ma klapſte mit eigener feiner Hand den Frager auf den Mund und zürnte ſehr ernſthaft: Unartiger! Wie oft habe ich dir geſagt: German heißt ein Deutſcher, nicht Dutchman! Dann wandte ſie ſich mit einem verzerrten Lächeln zu Moorfeld: Entſchuldigung, Sir! deutſch — dutch — es liegt den Kindern ſo im Munde. — Hat nichts zu ſagen, Madame; ich werde es an meiner Bemühung nicht fehlen laſſen, den lieben Kleinen einen regelmäßigen deutſchen Sprachunterricht zu verſchaffen. — O, ich wäre unendlich dankbar, Sir, grin-

ſte Lady Morgan überſüß. Die Kinder aber ſtaunten ihre Ma, Miſter Brubaker ſeine Miſtreß, Anhorſt ſeinen Moorfeld an, und Moorfeld griff mit einer kavaliermäßigen tour de main nach ſeinem Hut, und empfahl ſich nach allen Seiten im herzlichſten Einverſtändnis.

Unſer Paar hatte die Farm lange hinter ſich, als Anhorſt endlich eine Art verſteinertes Schweigen brach:

Darf ich mir erlauben, Sir, Ihrer — wickedness meine ganze Huldigung darzubringen?

Bitte! Ich habe der Gans bloß ein wenig Vogeldunſt geſtreut, antwortete Moorfeld. Er erzählte ſeinen Einfall. Sie hat nun ein Jahr lang Beſſerungsfriſt, ſagte er, und kommt der Reichsgraf nicht, ſo kommt vielleicht doch die Karbatſche. Ihren Mann will ich inzwiſchen auch noch ein wenig abrichten.

Anhorſt bezeigte ſich ungemein erfreut über das Gehörte. Vielleicht gefiel ihm Moorfelds Puff darum ſo ungewöhnlich, weil er nicht bloß ein müßiges Spiel des Witzes, ſondern eine praktiſche Tat mit einem beſtimmten ſittlichen Zwecke war. Unter dieſem Geſichtspunkte begriff er das Geiſtreiche leicht und lebhaft.

Es war das erſtemal, auf dem abendlichen und teilweiſe nächtlichen Nachhauſeritt, daß dieſe ſo ungleich gearteten Männer ſich beſſer als je verſtanden. Jeder ſchien bei ſich ſelbſt den andern zu widerrufen, daß er ausſchließlich Proſaiker oder ausſchließlich Schöngeiſt ſei. Dieſe Meinung tranſpirierte mit einer warmen Fuſtrahlung durch ihr Geſpräch. Anhorſts und Moorfelds Unterhaltung in dieſer Stunde war von jener Art, welche dauernde Freundſchaften zu begründen pflegt. So erreichten ſie ihren einſamen Waldwinkel.

Fünftes Kapitel

Aber jetzt war auch der Tag für Anhorsts Marktfahrt herangekommen. Allerorts begannen die Ernten, und wenn Anhorst die Chance nicht verlieren wollte, so hatte er keinen Augenblick zu verſäumen. Er brach auf. Ungern ſah Moorfeld ihn ſcheiden. Anhorſt war offenbar, wenn auch langſam, geiſtig wieder aufgelebt, Moorfeld dagegen meinte an praktiſchem Sinne ihm näher gerückt zu ſein. Es ſchien ihm wie eine Sünde gegen Natur und Kunſt zugleich, den beginnenden Fluß der Melodie jetzt mit einer Pauſe zu zerhacken. Es war unſchön, es war widerſinnig. Moorfeld hatte faſt das Gefühl, als müßte ſich hier etwas *ſtrafen*, als geſchähe den Mächten des Gemütes Gewalt durch die Mächte der Materie. Aber freilich war dieſes Gefühl unausſprechlich. Wie ſollte Moorfeld die ahnungsvolle Spürkraft des äſthetiſchen Sentiments in einen ſo rechtwinkeligen, unvermiſchten Charakter wie Anhorſt hinübertragen? Er ſchämte ſich, die alte Melodie zu variieren: Bleibe bei mir, Max! und darauf lief ſeine Regung doch wohl allein hinaus. Es war faſt rührend, wie Anhorſt am Vorabend ſeines Auszugs mit einem langen, ſtarken Mann vor das Blockhaus gerückt kam, Moorfelden verſicherte, das ſei weit und breit der zuverläſſigſte ‚Knecht", den er auftreiben gekonnt, und nun treuherzig überzeugt war, er habe ſeinen Remplaçant geſtellt! Da blieb denn unſerm Freunde nichts weiter übrig, als dem braven Geſellen glückliche Reiſe zu wünſchen und nur ſchüchtern hinzuzuſetzen, wenn er etwa in Detroit ſchon guten Abſatz fände, ſo möge er für diesmal nicht weiter ſchweifen und hübſch bald wieder heimkehren. Das verſprach Anhorſt und ging.

Moorfeld ſtand jetzt in ſeiner Waldhütte allein. Es fehlte wenig, daß die Schauer des erſten Momentes von neuem über ihn herfielen. Die nächſten Tage und Stunden brachten ihm ganz das bodenloſe Gefühl der Fremde wieder zurück. Wie flüchtiger Goldſchaum ging von den Dingen ſeiner Umgebung der Hauch der Gewohnheit hinweg, woran er noch allzu zart gehaftet. Beſtürzt wurde Moorfeld inne, daß er nicht mit einem Ruck, wie er ſchon gewähnt, Herr ſeiner Situation geworden: — nein! ſein Zuſtand war wie das Treiben in einer Meerenge, und Anprall und Widerprall extremer Stimmungen mußte noch lange hin und her zerren an ihm, bis ihm feſte Richtung gewonnen war.

Wer freilich die äußere Lage Moorfelds in dieſen Tagen betrachtete, der hätte leicht in einen Spiegel der ſeligſten Idylle zu ſchauen geglaubt. Von dem Theater-Apparat des ſogenannten „angenehmen Lebens" fehlt wenig oder nichts. Eine elegante Doppelflinte, — ein ſtattliches Reitpferd, — ein Waldrevier hinter dem Hauſe, in welchem unſer Backwood-Baron nicht nur das Jagd*recht*, ſondern — nach der pfiffigen Verſion eines modernen Junker-Anwalts — ganz eigentlich die Jagd*pflicht* hatte, denn ſein Wildſtand war vor allem reich an Eichhörnchen, welche, wie wir gehört, eine Landplage des amerikaniſchen Farmers ſind. An dieſer Jagdpflicht konnte unſer Held in Amerika hier vollauf zum Ritter werden. Daneben konnte er mit Zirkel und Winkelmaß in der Hand Baupläne entwerfen, Felder, Gärten, Häuſer und Dörfer abmeſſen, Straßen bahnen, Parks einhegen, kurz das Bewußtſein des Grundbeſitzes in tauſend hübſchen Faltenwürfen ſich umlegen und zwiſchen Projekt und Spiel angenehme Halbträume träumen. Dürſtete er nach den Wonnen dichteriſchen Schaffens — hing nicht das Abendlicht wie eine goldene Harfe dort auf dem Rieſenwipfel der Weymouthtanne, dieſer Lurlei der Pflanzenwelt, griffen nicht Morgennebel mit oſſianiſchen Geiſterarmen durch das Gezack der windungsreichen Lebenseiche, ließ nicht der Mond an weißen Birkenſtämmen ſein bleiches Silberlicht hängen, zog nicht ein myſtiſches, wehmütiges Elfengeflüſter

durch die zitternden Grasrespen der Prärie, und sprach nicht rings um ihn her die große freie Wildnis das Wort aus, das ein fühlender Mensch nur nachzusprechen braucht, um langen Reihen von Geschlechtern und Zeiten unvergeßlich zu bleiben? Ja, die Szene stand. Aber wenn die gefangene Königin ihre fühlende Kennedy auf Augenblicke beiseite setzt, um nach Wind und Wolken ihre Arme zu breiten, so eilte hier der Gesellschafter von Wind und Wolken, von Bäumen und Graswogen wieder und wieder ans Schreibpult in die Arme eines Menschen, selbst eines abwesenden, und aus dem Tiefsten heraus schrieb er an Benthal einst das Wort nieder: Ich bin nicht einsam hier, sondern nullsam! —

In der Tat, so war es geworden. Moorfeld saß in seinem Urwalde und sein liebstes Urwalds-Vergnügen war — sein Schreiben an Benthal! Es verging kein Tag, kaum eine Stunde, daß er nicht schrieb. Eine Unzahl von Blättern und Blättchen datiert aus dieser verhältnismäßig so kurzen Spanne Zeit. Wir können sie unmöglich, so wie sie liegen, mitteilen: denn wer sollte sich nicht wiederholen, wer, der so gärend und gierig in sich hineinlebt, sollte ein Gedächtnis dafür haben können, was er geschrieben, wie er's geschrieben, wie oft dieselbe Welle an die nämliche Stelle zurückrollte? Und doch lebt Moorfeld nach außen hin ein so spurloses, stillstehendes Leben jetzt, daß wir, da es einen fortlaufenden Erzählungsfaden nicht zuläßt, gerne in jene Blätter zurückgreifen werden, um Figur und Farbe dieser Tage uns bildlich zu machen. Freilich wird dazu nur die kleinste Auswahl genügen, wenige werden die Dienste aller tun, und indem wir die äußere und innere Landschaft unseres Einsiedlers nur an einzelnen Punkten beleuchten, wird Gemüt und Phantasie es nicht als Abbruch, sondern als sein Recht empfinden, die dazwischenliegenden Partien selbsttätig zu beleben.

Vor allem wollen wir denen, welche im Handeln, nicht im Empfinden Heil sehen, Bericht davon geben, daß Moorfeld nicht in „schöner Muße" allein seinen Genuß suchte. Der Notschrei des Fiebers erscholl jetzt im Lande, und unser Held

trug zwar einen adoptierten Namen, doch ſein Dr. nicht umſonſt davor. Unaufgefordert bot er Nahen und Fernen Hilfe. Leider werden wir belehrt, daß auch die Tat des Tätigen nicht Zufriedenheit gibt, wo der Boden fehlt, das Schöne ſchön zu empfangen.

Beginnen wir in ſeinen Aufzeichnungen unſre Leſe:

*

Es iſt Hochſommer, das ganze Land liegt im Fieber. Ich reite weit und breit herum und bin, wie man ſagt, nützlich. Aber ich habe keine Freude daran. Der Amerikaner verſteht den europäiſchen „Rettungsengel" nicht. Er honoriert ihn mit ſeinen Dollars, und wenn's der Engel ausſchlägt, ſo hält er ihn für einen Simpel. Oder es kommen die giftigen Kannegießer und Mediſance-Pächter, die auch bei der dünnſten Urwaldsbevölkerung in dieſem Claquen- und Cliquenlande nicht fehlen, die ſtecken die Köpfe zuſammen und munkeln: Was will der Kerl? gebt acht, der will was. Er macht Partei für die Dutchmen, er iſt ein Papiſt, er bringt die Cholera ins Land und ähnlichen Unſinn. Und dann — hab' ich am Ende doch die Arzneikunſt verlaſſen, weil ich Poet bin und der Anblick der leidenden Materie den Geiſt zu Boden drückt, ſtatt ihn zu erheben. Bin ich nach Amerika gegangen, um dunſtige Bettdecken aufzuheben und belegte Zungen zu ſehen, — dieſelben Zungen, deren geübteſte Muskelbewegung das „damn'd Dutchman" iſt? So komme ich oft abends nach Hauſe — mit einer langen Schatten-Queue von Melancholie hinter mir her, ich könnte zehn Schlemihls damit verſorgen und bin am Ende ſelbſt einer.

*

Das iſt deutlich. Aber vollends ins Zerrbild gezogen fand Moorfeld den Wert ſeines guten Willens, wenn er auf demſelben Gebiete frivolſtem und frevelhafteſtem Unwert begegnete und die Affenliebe amerikaniſcher National-Eitelkeit kein Hehl hatte, was für ein Prinzip ſie hielt und begünſtigte. Wir leſen:

Am Krankenbette Mr. Gulls, des County-Clerks zu New-

Lisbon traf ich heute mit einem wandernden Arzte zuſammen. Zur Zeit der Fieber ſind nämlich die Schüler Aeskulaps hierlandes ſtark unterwegs, indem ſie in dünn bevölkerten Strichen von Farm zu Farm, von Städtchen zu Städtchen ziehen und den geſteigerten Bedarf bei äußerſt unzureichender Lokal-Deckung durch das Syſtem der Ambulanz befriedigen. Gerechter Gott, was nennt ſich hier Arzt! Ich ſah einen Burſchen vor mir mit einem Buſineß-Geſicht, wie man ſie, die Hand in der Hoſentaſche, den Yankee-Doodle-Pfiff auf den Lippen, beim Wollballen, beim Pferdehandel, bei der Mock-Auktion, kurz in allen Branchen der Dollar-Macherei ſtereotyp findet. Ein Ausdruck von Leichtſinn und Unverſchämtheit lag auf dieſem Geſichte, der mich ſchaudern machte. Die Art, wie ſich der Menſch um den Zuſtand des Kranken erkundigte, verriet mir, daß er die mediziniſchen Kenntniſſe ungefähr ſo beſaß, wie ein Bücherverleiher die Literatur-Kenntnis. Es waren leere Repräſentations-Fragen, womit er ein Viertelſtündchen ausfüllte, um ſodann eine exorbitante Doſis China zu verordnen, welches Medikament er aus ſeiner mithabenden Apotheke in möglichſt großen Quantitäten gegen möglichſt viele Dollars zu verabfolgen, offenbar für ſeinen Hauptberuf hielt. Ich ſah dem Treiben in laienhafter Verwunderung zu. Noch hatte ich keinen Begriff von dem ganzen Umfange der Schlechtigkeit, deren Verkörperung vor mir ſtand. Beim Anblicke ſeiner Chinarinde, die überdies zu der ſchlechteſten Sorte gehörte, bemerkte ich daher, — bloß auf die Empfehlung und Ausbreitung des Guten bedacht — daß ſich Amerika, wo dieſes Medikament eine ſo große Rolle ſpiele, mehr und mehr den Gebrauch des Chinins aneignen ſollte. Es ſei freilich eine teure Arznei, aber man erſpare dem Kranken die Verdauung vieler nutzloſer Stoffe, indem man die größere Maſſe der Chinagabe auf das Volumen des eigentlich Wirkſamen reduziere, auch ſetze Chinin uns in den Stand, mit genau beſtimmbaren Gewichtsmengen auf den Körper zu wirken, während in demſelben Gewichte der Chinarinde ſehr wechſelnde Mengen des wirkſamen Stoffes vorhanden ſeien. Der Humbuger erblickte mit einiger Beſtür-

zung einen Fachmann in ſeinem Bereich, faßte ſich aber ſogleich und antwortete ſchnell: Ganz Ihrer Meinung, ganz Ihrer Meinung, Herr Kollega; nichts über Chinin, ja wohl, Chinin, — good, very good! ganz Ihrer Meinung. Aber, ſetzte er mit gedämpfter Stimme, mich an das Fenſter ziehend, hinzu — verdammter Unſinn wär's, Miſter, für mehr Geld weniger Arznei zu bieten. Die Leute wollen das Maul recht voll. Ich entzog mich kalt dieſer empörenden Vertraulichkeit und ſprach von der Würde der Therapie. Ueberdies, fuhr ich fort, — denn meine Beobachtung des Kranken hatte mir inzwiſchen ſehr deutliche diagnoſtiſche Reſultate geliefert, — überdies ſollte es ſcheinen, daß hier vor allem anderen Aderläſſe indiziert ſeien, welche bei der hohen Expanſion des Blutes, den gewaltigen kongeſtiven und entzündlichen Affektionen, ſowie der bedeutenden Hirnerregung, deren Symptome wir offenbar vor uns haben, jedenfalls der China vorauszugehen hätten, wenn anders von einer rationellen Behandlung die Rede ſein ſollte. — Gewiß, gewiß, antwortete der Aeskulap ſo raſch und heimlich wie zuvor, aber die Leute hier glauben, nur das Geben kuriere, nicht das Nehmen. Und lauter ſetzte er in einem ganz andern Tone hinzu: Ich habe über Blutentziehung meine eigenen Anſichten, mein Herr. Blut iſt der Träger der Lebenskraft, wie wir wiſſen; das Heilbeſtreben der Natur liegt vorzüglich im Blute, es äußert ſich am kräftigſten und wirkſamſten durch dieſes. Mit welchen Waffen ſollte die Natur den Krankheits-Dämon bekämpfen, wenn nicht mit dem Blute? Das Blut iſt gewiſſermaßen das ganze aktive Vermögen der Natur; um dem Bankrott, d. h. dem Tode zu entgehen, kann ſie die Paſſiva, d. h. die Krankheit nur allein aus der Blutmaſſe decken. Das iſt klar. Auch wiſſen wir ja, daß die neueren Schriftſteller unſrer Wiſſenſchaft von der Theorie der Blutentziehung mehr und mehr zurückkommen. — Mir ſtand der Verſtand ſtill. In der Verlegenheit, daß Worte nicht Haſelſtöcke ſeien, fehlte mir einen Augenblick lang das Wort. Einzig im Intereſſe des Kranken verſchonte ich ihn mit einer Szene, die er verdiente, und beſchränkte mich darauf, mit äußerſter Kälte zu antworten: Was

immer der Wert des Blutes ſei, es ſei zunächſt wert, daß der Heilkünſtler es kennen lerne. Was neuere Schriftſteller über Aderläſſe in remittierenden Fiebern ſagen, empfehle ich ihm nachzuleſen bei Shapter, bei Irvine und Burnett, bei Esmarſch in Hufelands Journal, Band ſechsundſiebenzig, Heft ſechs, Bericht über die Marſch-Epidemien zu Eiderſtädt aus den Jahren achtzehnhundertſiebenundzwanzig bis -neunundzwanzig, was hoffentlich „neu" heißen wird. Dieſe neueren Autoritäten hätten den letalen Verlauf des Fiebers nur durch Oeffnen der Adern verhindert, Burnett ſelbſt durch die der Arteria temporalis. — Der Papagei plapperte ſogleich, wie folgt: Arteria temporalis; ja, ja, ich kenne ſie wohl, die Arteria temporalis. Aber ich rate, mein Herr, die z e i t l i c h e (!!) Arterie würde bald eine e w i g e ſein, wenn ich ſie öffnete. Darum nenn' ich auch die Dinge beim rechten Namen und nicht lateiniſch. Ich verſchmähe es, mein Herr, vor Laien lateiniſche Ausdrücke zu gebrauchen, ſei's in Wörtern, oder in ganzen Phraſen; ich halte es für unpaſſend, für gelehrtes Uebernehmen. Sonſt bediene ich mich wohl auch dieſer Sprache der Wiſſenſchaft, und zwar ſo gut wie einer, aber aufrichtig geſagt — nunquam opinavi, ut lingua latinum aliquot est, quod maladum potest sanare.

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie wir noch weiter auseinander kamen, und wie ich meine Pflicht, Diebſtahl und Meuchelmord vom Hauſe des Mr. Gull abzuhalten, zu erfüllen beſtrebt war. Es gelang mir nicht einmal. Frau, Töchter und ein Sohn ließen mich nicht undeutlich merken, zu welcher Partei ſie ſtanden, denn der Ruf des Doktors Meakhead ſei ja ein weltbekannter, und man habe längſt gewünſcht, er möchte in hieſiger Gegend ſich bleibend niederlaſſen, was, wenn auch nicht ſo lukrativ für ihn, doch für die Wiſſenſchaft deſto wünſchenswerter ſei, denn bei einem ſtetigen home (eine der Miſſes errötete), könnte er mit mehr Bequemlichkeit als jetzt „Lehrlinge" annehmen und ſeine Kunſt weiter verbreiten.

Alſo dieſer Menſch wird noch „Lehrlinge" annehmen!

Nun, ich bin ja ruhig. Denn viele Dinge können einen hier verwirren und in Widerſpruch ſetzen; aber der blanke einfache Totſchlag iſt bis zur Erquickung faßlich. Und ſiehe! jetzt weiß ich auch, warum die Einwanderung nach Amerika im Plane der Vorſehung liegen muß. Ohne ſie würden die Amerikaner innerhalb einer Generation von ihren Aerzten ausgerottet ſein. Du kannſt mir dieſen Satz keck nachſchreiben, wenn Du wieder über Amerika ſchreibſt. Sogar durchſchoſſen, oder mit fetter Schrift. Ich verantworte ihn.

*

Wir finden es gewiß menſchlich, wenn Moorfeld den Beigeſchmack der Betiſe, der unter dieſen Umſtänden ſeinen ärztlichen Tugendübungen beiwohnt, nicht beſeligend genug findet, um ihn — quand même! zu ſuchen. Dieſe Art Tätigkeit war ihm verleidet. Er zieht ſich wieder dumpf auf ſich ſelbſt zurück, oder widmet die beſſeren Kräfte ſeines Herzens faſt ausſchließlich auf ſeine „Flucht nach Aegypten".

So nenne ich nämlich — ſchreibt er — die kleine weſtfäliſche Familie des Vaters Ermar. In der Tat, Annette iſt wie ein weibliches Jeſus-Kindlein, ihre Eltern entfernen ſich nicht allzuſehr von einem Joſeph- und Maria-Modell, und auf der Flucht ſind ſie auch, denn es liegt ein ſo elegiſcher, heimatsloſer Hauch über dieſem Hauſe — Du ſollteſt dieſe Luft hier atmen! Man ſieht den Deutſchen überhaupt nur in zwei Formen diesſeits des Ozeans: entweder Renegaten-Fratze, hyper-yankeeſiert, oder —

„Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hieher!"

Zeitloſe Herbſtwieſen-Blumen, auch unter dem fließendſten Sonnenſtrahl von der Ahnung durchſchauert: wir ſind der Vergänglichkeit geweiht, wir gehören nicht in die Welt! Aus dieſer Flora ſind meine Weſtfälier.

Der Mann hält an ſich, ſtockt und trotzt. Soviel ich errate, hat er ſchwere Verluſte erlitten, iſt viel betrogen worden; aber keinen Augenblick öffnet er den Mund, zu klagen darüber. Nicht den Yankees ſchreibt er's zu, ſich ſelbſt. Er

fordert ohne weiteres von ſich, er hätte als Mann den „Bubenliſten“ gewachſen ſein ſollen. Daß die Büberei ein großes ausgebildetes Syſtem, daß ſie „Induſtrie“ iſt, darüber fehlt ihm jede Anſchauung. Er ſieht nur den einzelnen Clerk, den einzelnen Mäkler. Mann gegen Mann, meint er, ſei alles gekommen. So liegt er offenbar noch gegenwärtig in den Netzen der Blutſauger, ohne es zu wiſſen, ja, ohne es wiſſen zu wollen. Seine Farm iſt hundert Acres groß, die er ſcheinbar zu einem billigen Preis überkommen. Aber nur zehn davon ſind geklärtes Land, die übrigen neunzig Waldboden. Denn das iſt einer jener unzähligen Kunſtgriffe der Land-Jobberei, eine kleine Parzelle urbaren Bodens nie apart zu verkaufen, ſondern ſtets mit einem großen Zuſchlag von Waldboden. Nach geklärten Parzellen aber geizt jedermann, da das Klären ein furchtbares, Geſundheit-erſchütterndes und bei verfehltem Erfolg oft die Exiſtenz einer ganzen Familie gefährdendes Unternehmen iſt. So hat nun Ermar von ſeinen zehn urbaren Acres nicht nur ſeinen Lebensunterhalt zu ziehen, ſondern auch die Zinſen für die neunzig übrigen Acres aufzubringen, und der übliche Zinsfuß iſt hier 12 bis 20 Prozent! Sein Kaufkontrakt aber lautet ſo, daß er Teile des Grundſtückes nicht wiederverkaufen kann, bis das Ganze bezahlt iſt, ſelbſt wenn ihm eben dazu der Erlös mehr als reichlich verhülfe. Es bleibt ihm alſo nichts übrig, als die neunzig Waldboden-Acres nach und nach abzuklären und aus ihrem Ertrag den Kaufſchilling zu tilgen, wenn er ihn als Zins nicht zehn- oder hundertfach inzwiſchen zahlen will. Das Klären geht aber ſo leicht nicht ohne fremde Beihilfe, und dieſe unterliegt gleichfalls wieder den Manövern der Landſpekulanten. Denn kaum iſt der Knecht oder vielmehr „hand“ auf ſolch eine Hofſtelle zugezogen, ſo währt es nicht lange und irgendein unſchuldiges Ding, das ein wandernder Hauſierer, Arzt, ſogar Seelſorger zu ſein ſcheint, in Wahrheit aber ein Agent der allgegenwärtigen Landſpekulation iſt, — ein ſolcher Emiſſär ſpricht dann auf dem Hofe ein, nimmt den Knecht beiſeite, was er doch für ein Tor ſei, auf dem freien Boden Amerikas in einem Dienſtverhältniſſe zu leben,

er könne sein eigener Herr sein, man wisse ihm hier und dort eine hübsche Lokation, Geld brauche er nicht, der Boden überfließe von Fruchtbarkeit, er könne schon mit den ersten Ernten den Kaufschilling herausschlagen, usw. usw. Der Unselbständige geht natürlich mit Freuden in diese Falle der Selbständigkeit, läßt sich einen geschickt geknüpften Kaufkontrakt über den Kopf netzen und ist nun kein Knecht mehr, — nämlich kein Farmersknecht, sondern ein Fronknecht der Landkapitalisten. So bestocken diese Vampyre weite Landstrecken mit sogenannten freien Grundbesitzern, die aber alle ihre gedrücktesten Leibeigenen sind. In diesem Systeme der Exploitation ist nun auch mein steinstarrer Westfale befangen. Er fühlt, daß ihm der Genuß des Lebens dabei fehlt, daß er mit eisernem Fleiß nicht von der Stelle rückt; aber er meint, er könne immer noch eiserner sein. „Da stehe der Mann vor! bete und arbeite!" sagt er, und das übrige sperrt er in sich hinein und keine Seele hat Schloß und Riegel dazu. Es ist etwas Turmhaftes um den echt deutschen Mann, um seinen Selbstbegriff, um seine Forderung an sich, und — um seine Beschränktheit! Der Mann zieht mich an in seinem Charakter; aber will ich wirken auf ihn, so kann ich's nur durch die Frau.

Ich strebe nämlich danach, die Lage dieser Familie, laß mich den knuffigen Ausdruck gebrauchen — zu entamerikanern. Zunächst handelt es sich darum, das Grundstück freizuzahlen, was eigentlich keine Aufgabe ist. Da es aber dann aus einem zehrenden erst in ein müßiges Kapital verwandelt ist, so handelt es sich ferner darum, ihm einige tüchtige und vorzüglich treue Knechte zu werben, die es ihm klären helfen. Dazu kannst Du vielleicht Hand bieten. Und endlich kommt es darauf an, ihn zu bewegen, das alles — anzunehmen. Hier liegt wahrscheinlich die unüberwindlichste Schwierigkeit. Er wird stolz genug sein, einen Vorschuß zurückzuweisen, er wird eigensinnig genug sein, Knechten, die er nicht selbst gewählt hat, zu mißtrauen, ja, den ganzen Wirtschaftsplan, den er nicht selbst erzeugt hat, kurzweg abzulehnen. Hierin hab' ich es nun mit der Frau. Sie soll

mir helfen, ihn vorzubereiten, ihn zugänglich zu machen. Die Frau ist über diese Sachen vernünftig, wie in der Regel die Frauen, nur fehlt es ihr fast gänzlich an Selbständigkeit. Auch glaube ich ihr tiefer auf der Seele Grund zu schauen und — diese Seele ist mit ihren zartesten und festesten Fasern noch in Deutschland. Sie erschrickt eigentlich vor meinem Projekte. Es tut ihr weh, mit diesem Boden sich tiefer einzulassen. Ihr Verstand möchte wohl, aber das Herz dazu fehlt.

Dieser Zug nach der Heimat ist's, was mich auch an dem Kinde, an der kleinen Annette, rührt. Natürlich, daß sie die Heimat nur unter dem Symbol des — Spielzeugs in sich trägt. Ihr Spielzeug aber waren Blumen. Sie hatte „zu Hause" ein paar Ellen Gartenland, das ihre „Grafschaft" hieß, und das, sooft sie den Eltern eine besondere Freude gemacht, um ein paar Spannen vergrößert wurde. Die Grafschaft avancierte nach und nach zum Fürstentum, Großfürstentum, Herzog- und Großherzogtum, und eben war es daran, Königreich zu werden, als „der Hof" verkauft wurde und sie ans große Wasser reisten. In diesem schnell entwickelten Staatsgebiete nun zog sie Blumen. Wenn sie darauf zu sprechen kommt, so glaubt man einen Fürsten zu hören, der seine Souveränität verloren. Ich finde sie auffallend bewandert in dem Bereiche der Botanik, das sie dabei umspannte. Sie zeigt einen fein unterscheidenden und individualisierenden Sinn für diese Seite des Naturlebens, sie scheint ihre Blumen-Stöcke und -Büsche mit einer Aufmerksamkeit, ich möchte sagen mit einer Geschwisterlichkeit gehegt zu haben, wie ich es einer kleinen Annette auch tausendmal eher glaube, als einer heiratsfähigen Sakontala. Wohlan, ihre Grafschaft kann sie freilich hier wieder haben, aber ihre Blumen nicht mehr. Die sind ihr verwandelt in fremde, duft- und gemütlose Schaustücke, die keinen Anspruch an ihre frühere Liebe haben. Als sie mir zum ersten Male dieses Leid klagte — doch nein! ich kann nicht einmal sagen, daß sie klagte; sie sprach bloß von Unterschieden, sie kontrastierte bloß, nach ihrer Art, die deutsche und die amerikanische

Flora: aber die Wahl ihrer Ausdrücke, die Mittel, ſich deutlich zu machen, Ton, Mimik, die ganze Schwingung ihres Naturgefühls gab einen ſo elegiſchen Klang, daß mich die bitterſte Wehmut dabei ergriff. „Das iſt ein Taubenkropf, hier ſteht Hartheu, dort Schafgarbe, dort Weidenröschen am Sumpfrand der Wieſe; aber ſehen Sie, wie verelendert das alles am Boden kriecht! Und wie ſie bei uns zu Hauſe in die Luft wachſen! Es iſt wie eine Schule, wo die einen in der Strafe ſtehen, die anderen haben Fleißzeichen bekommen und ſind luſtig.“ — „Haben Sie im Frühling den Goldlack geſehen? Er riecht nicht und hat auch kein Gold; er iſt bleich und garſtig — wie ein Spielzeug, von dem die kleinen Kinder die Farben abgeleckt haben.“ So ſteht ſie, wie eine Heliotrope nach der Sonne ihrer Heimat gewendet, verliert kein Wort der Sehnſucht, und iſt nichts als die Sehnſucht verkörpert. Ein Blumenkelch voll ungeweinter Tränen!

Das Kind geht vor mir herum, wie eine Monade von mir. Nicht Muskel, Nervengeiſt. Reines, paſſives Gefühl deſſen, was bei uns als Bewußtſein, als Geiſt- und Leibeskraft ſeine Wellen ſchlägt. Welch ein Zauber dieſes beſcheidene, unſchuldige Leiden! Wir beflecken mit unſerm Haß die Welt, die unſere Ideale befleckt. Dieſes Kind — laß mich den neuen Ausdruck gebrauchen — haßt platoniſch, wie man platoniſch liebt, d. h. ſie erwidert das Häßliche nicht, ſie empfindet es bloß.

Ich nenne ſie mein Schweſterchen, da ich ſie nicht meine Monade oder Pſyche nennen kann. Sie ſollte mich Bruder nennen. Das ging dem weſtfäliſchen Hartkopf erſt nicht ein, zuletzt erreichte ich doch, daß ſie mich Herr Bruder nennen darf. Die Hauptſache iſt, daß wir uns duzen. Ich kann mich von der Vignette meines eignen Ich nicht „Sie“, oder gar „Herr Doktor“ anreden laſſen.

*

Mein braver Anhorſt! Was er mir dieſen Knecht, den Schottländer Adin Ballan, mit Sorgfalt ausgeſucht hat! Und wie undankbar bin ich! Der Mann iſt fleißig, nüchtern, treu, wachſam, exemplariſch bis zur naturhiſtoriſchen Merk-

würdigkeit. Seine Tugenden gehen wie eine Uhr. Er hat keine Bedürfnisse, keine Wünsche, keine Genüsse, — man kann ihn mit nichts glücklich machen. Ein Priemchen Tabak, ein Quart Zider und geröſteter Speck — für dieſen Preis hält er die Erde aus. Das iſt heute wie morgen der Uhrſchlüſſel, womit er aufgezogen wird. Nichts drüber. Nie! Meine feinen Rumflaſchen könnten ebenſogut mit Sand gefüllt ſein. Wie oft bot ich ihm davon, in der Abſicht, ihm die Zunge zu löſen, denn er iſt zu ſeinen übrigen Tugend-Laſtern ſo geſprächig wie ein Fiſchteich. Umſonſt. Selbſt in Geſellſchaft hält er nicht mit. Unlängſt hatte ich den Tiſchler Rapp zu einer Bowle Punſch gebeten, und ihn ein paar wackre Bekannte mitnehmen laſſen. Wir waren aufgeweckt, wie das Salz der Erde; mein Ballan aber trank ſein Quart Zider, und abſolut nichts weiter. Er iſt nicht Temperance-Mann, er bildet ſich keine Krankheit ein, die Enthaltſamkeit iſt eine Art Monomanie bei ihm. Er iſt ein Mann in den mittleren Jahren, hat einen Sohn in den Kohlengruben von Newcaſtle verloren und ſeine Frau auf der Ueberfahrt. Unglück genug, um eine Anlage zur Melancholie auszubilden. Er iſt aber auch nicht melancholiſch. Möglich, daß er es war und auch dieſes Stadium ſchon überwunden hat; wenigſtens kannt' ich als Knabe einen Siebenbürger Sachſen, der im Hauſe meiner Eltern öfter von ſeinen traurigen Lebensſchickſalen erzählte, und ſtets damit ſchloß, wie gefaßt er ſei, und wie chriſtlich er überwunden habe. Ich erinnere mich deutlich, wie peinlich mir der Mann war. Daß man nach ſeinen Schickſalen anſtatt wahnſinnig oder tot zu ſein, mit Leinwand handeln könne, verwirrte und demütigte mein eigenes Menſch-Bewußtſein. Bei meinem Schotten ſpekulierte ich anfangs auf Oſſian und alte Balladen — und es war mein kraſſeſter Fehlſchuß, den ich getan. Er ſagte, in ſeiner Jugend habe er wohl zum Dudelſack geſungen. Er ſagt' es in einem Ton, als ob ohne Jugend und Dudelſack ſo wenig Schall im Menſchen, wie in einem ausgeweideten Leib. Auch meine Geige machte ihm keinen Eindruck. Es ſcheint, Muſik ſind ihm nur die ſchrillen, ſchnarrenden Klangfarben — Klarinette, Du-

delſack. Welch ein Geſellſchafter für mich! Der brave Anhorſt! Hätt' er mir einen liederlichen, aber luſtigen Irländer zugebracht, — meine Rumflaſchen würden leerer, aber meine Einſamkeit voller. Welch eine Geſellſchaft!

■

Und wenn ich nun nachts im Bette liege und aufwache und mich beſinne, ich bin in Amerika, dem Lande meiner langen, alten Sehnſucht, ſo komme ich mir vor — wie eine ägyptiſche Mumie, die unter Mehmet Ali die Augen aufſchlägt! Seit ich in den Hafen von Newyork einlief, dünkt es mir Jahrtauſende und doch — wenn ich einen tüchtigen Brocken, einen guten Schluck Lebensgefühl haben will, kann ich nur d a r a n anknüpfen, und alles Dazwiſchenliegende iſt ſo verdünnt! ſo unſättlich! Wenigſtens in der hohen Erregbarkeit einer ſchlafloſen Nacht. Ja, mitten in der Finſternis, wo ich nichts ſehe, empfinde ich die Fremde noch weit empfindlicher als am hellen, bildervollen Tage. Die feineren Sinne kommen dann ins Spiel. Denn das iſt richtig, die Nacht hat ihren Geruch, ihre Akuſtik, wie der Tag; nur ſind die Sinne dafür ſchärfer, etwa wie die eines Blinden. Wach' ich in Europa aus dem Schlafe auf: ein bellender Hund — ein Hahnſchrei — ein Flämmchen im Nachbarhauſe, — ein Poſthorn auf der Landſtraße — den klaſſiſchen Nachtwächter nicht zu vergeſſen, — das alles hat ſeine eigene, dem Gemüt feſt verwachſene Staffage. So atmen, wie bekannt, auch die Pflanzen ſtärker des Nachts, und der eigentümliche Geruch eines ganzen Landes, ja Weltteils, kann nur in der Nacht vernommen werden. Es geht ein ſchwärmeriſcher Zug durch die europäiſchen Nächte, eine zaubervolle, geiſtige Hellſeherei, — was ſind ſie denn ſonſt, die E l f e n, als dieſe ſpielenden körpergewichtsloſen Regungen? H i e r dehnt die Nacht nicht aus, ſie drückt zuſammen, iſt kalt — ſchrill — hart. In meinem Kamin bläſt ſich eine Kröte auf, in den Wandſpalten des Blockhauſes klemmt ſich eine Natter ein und pfeift in Todesangſt, — das ſind die Nachttöne, die mich hier wecken. Ich ſtiere zur Fenſter-

luke hinaus, ob die Sonne Homers ſchon komme oder die roſenfingerige Eos, und im Finſtern, ſtatt kühlender, weichwehender Lindenſchatten, glotzen mich verkohlte Baumſtrünke an. Und nebenan ſchläft mir der Schottländer, und träumt von dem erſtickten Sohn im Kohlenſchacht und von der verſenkten Leiche ſeines Weibes am Meeresgrunde, wacht auf, und — ſchweigt! Ach! ich werde Opiate nehmen müſſen. Dormi, che voi tu più!

*

Jetzt, nach der Erntezeit, wird's geſelliger. Für unſere Gegend iſt ein Campmeeting angeſagt, das allernächſt ſeinen Anfang nehmen ſoll. Auch die „Frolics" mehren ſich jetzt, d. h. Fröhlich- oder Luſtbarkeiten, namentlich in den deutſchen Bezirken. Zu einem ſolchen Frolic ritt ich vorgeſtern nach Pennſylvanien hinüber. Noch ſind mir alle Glieder zerſchlagen, — nicht nur des Leibes, der Seele noch mehr.

Der Schauplatz der ländlichen Orgie war mitten in einem der wildeſten Waldſtriche, denn Wald und Wildnis ſtarrt noch überall, und ſelbſt nach kürzeſtem Aufenthalt in Amerika kommt man bald dahinter, daß die ſogenannten alten Kulturſtaaten noch immer Einöden ſind, wogegen die rheiniſche Eifel, oder der ungariſche Bakonyerwald an wahrer Uebervölkerung leiden. Erſt hier im Hinterlande merkt man, was Newyork oder Boſton für große Lügen ſind, — ungefähr wie Petersburg und Odeſſa. Auch die Straßen, — man iſt bei mir zu Hauſe an der untern Theiß eben nicht verwöhnt in dieſem Artikel, — aber auf meinem ganzen Ritt fand ich keine einzige Wagenſpur. Wenn das keinen Schluß auf Geiſteskultur zuläßt, ſo gibt's keine Logik.

Aber freilich, Geiſt zu ſehen, war ich nicht ausgeritten. Und ich fand ihn auch nicht. Gott iſt mein Zeuge! Das Erntefeſt ging in einer Kneipe vor ſich, zu der ein Kramladen gehörte — Store mit Privat-Entertainment. Da mir unterwegs weit und breit keine Bauernfuhr aufgeſtoßen, ſo ſchloß ich, daß der Spektakel ſchon angefangen. Und ſo war es. Als ich mich dem Neſte näherte, ſchlug mir von Muſik

und Stimmen ein Lärm daraus entgegen, der nicht mehr abscheulicher sein konnte. Die Leute hier haben eine Art zu jauchzen, so barbarisch, so fremdartig, daß ein Europäer ganz außer Fassung gerät. Ich vermute, diese eigentümlichen, nicht zu definierenden Schreie sind dem Kriegsgeheul der Indianer entlehnt. Wenigstens findet man sie durch ganz Amerika; auch jene Schiffsgesellschaft, die mich auf dem Susquehanna so unvergeßlich molestierte, stieß genau die nämlichen Mißtöne aus. Es ist ein schrilles, blutrünstiges Gellen, wie von befriedigter Mordgier. Man begreift die Gemüter nicht, die den Naturlaut der Freude darin finden. An steierische Alpenjodler darf man nicht dabei denken.

Die Waldherberge schwitzte aus allen Fugen vom Andrang eines verehrungswürdigen Publikums und weit und breit standen die Equipagen umher. Ich sah bunt durcheinander Wagen und Karren, mit Pferden, Ochsen und Kühen bespannt, dazwischen Fuhrwerke, von denen sich die Schulweisheit eines Offenburger Stellmachers nichts träumen läßt. Ueber allen Ausdruck wild war aber der Anblick der Menschen. Männer, Bursche, Knaben und Frauen wimmelten, kaum unterscheidbar, in Anzügen umher, von denen sich schwer eine Vorstellung machen läßt. Ihre Röcke und Hosen, ihre Mäntel und Jacken waren aus selbstgewebtem Tuche selbst zusammengeschneidert, mit Flicken und Flecken übersäet, von Farben oder Mustern, was sag' ich, oft von der Grundform des Kleides selbst keine Spur. Kappen aus selbstpräpariertem Pelze von wilden Katzen, selbstverfertigte Schuhe aus wilden Tierhäuten, hohe Wasserstiefeln, indianische Mokassins, phrygische Mützen und Karbonari-Mäntel der jüngsten Emigration, — das alles mischte sich zu einem sinnverwirrenden Höllenbreughel untereinander. Die Gesichter blickten verwittert, verwildert, *vertiert* mitunter, und ließen mich häufig, unterstützt zumal durch die zigeunerhafte Unbestimmtheit der Kleidungsstücke, zwischen männlichen und weiblichen irren. Desto merkwürdiger scharf zeichneten sich die Nationalitäten. Der spintisierende Ame-

rikaner, der phlegmatische Deutsche, der heißköpfige Irländer wurden auf den ersten Blick herausgefunden. Ebenso bestimmt erkannte man die Neueingewanderten von den alten. Und da leugne noch einer die transatlantische Entartung der Rassen! Die geknechteten Europäer sahen wie geistige Menschen, die freien Amerikaner wie verdummte Heloten.

Ich betrat den Tanz-Salon. Es war ein langer, schmaler Kasten, rauh gedielt, vierwändig-kahl und durch nichts ausgezeichnet als durch die Art, wie das Orchester angebracht war. Das Orchester bestand aus zwei Künstlern, Onkel Tom und Onkel Jim, d. h. Negern, welche hier überall die Rolle der Dorfmusikanten spielen. Aus Raumersparnis nun hatte man dieses Götterpaar auf ihren Sesseln, wie in Vogelbauern, oben an die Wand aufgehängt, indes ihre verehrlichen Beine über den Köpfen der Tänzer baumelten. Bei diesem Anblick ergriff mich eine Art satirische Begeisterung; ich hätte für nichts in der Welt es unterlassen, auf dem Frolic jetzt mitzutanzen. Die deutschen Farmerstöchter waren gigantische Schönheiten: Rosen und Rosetten, ohne Zweifel, aber aus Stein gehauen, wie am Stephansturm oder Straßburger Münster. Ich forderte eine dieser ziegelroten Grazien auf, und tanzte — was? weiß ich bei Gott nicht! Die Aufgabe ist gar nicht so leicht, Takt und Rhythmus jener Valse americaine oder vielmehr africaine zu beschreiben, die wir zu Banjo und Pikkolo-Pfeife der zwei Neger hopsten. Doch brachte ich die Tour mit Ehren zu Ende, ein Beweis, daß ich viele Anlage zur — Barbarei habe. Ich suchte sodann meine Schöne nach schwachen Kräften zu unterhalten, und bei der Gelegenheit möglichst viel ethnographische Notizen einzuheimsen. Settchen war in Amerika geboren und verstand doch kein Wort englisch. Das machte mir anfangs deutschtümelnde Freude, die aber bald gedämpft wurde. Denn sie wußte auch von Deutschland nicht mehr, als daß es hinter einem großen Wasser liege, und Bremen die Hauptstadt davon sei. Auch wußte sie noch, daß die „Deutschländer" nicht *einen* König hätten, sondern sehr viele. Von der

Schlacht von Leipzig aber wußte ſie nichts. Den Namen Napoleon hatte ſie nie gehört. Ich ſchauderte bei mir, indem ich an Annette dachte. Ich will alles tun, das feine Kind vor ſolcher Verwilderung zu retten. — Desungeachtet war Settchen zur Schule gegangen, und zwar, wie ich mit Erſtaunen hörte, beſuchen die Farmerskinder ihre Waldſchulen bis in das Alter hinauf, wo ſie heiraten, was faſt unmittelbar von der Schule weg geſchieht. Auch für die Burſchen gilt das. Freilich währt der Schulgang nur drei bis vier Monate im Jahre und die Lehrgegenſtände ſind einzig: Bibel und amerikaniſche Geſchichte. In letzterer war Settchen genau bewandert. Den Unabhängigkeitskrieg z. B. kannte ſie ſo im Detail, als ob jedes Vorpoſtengefecht wichtiger als die Schlacht bei Leipzig geweſen wäre. Verdammte Prahlſucht dieſes Volks, das alle Geſchichte zu verachten affektiert, nur nicht ſein eigenes Geſchichtchen! Den deutſchen General Steuben dagegen kannte ſie wieder nicht. So redigiert der Yankee ſeine Schulbücher! Ich knirſchte. Settchen knirſchte auch, aber in ihre Pics, was eine Art ſchlechter Obſtkuchen iſt, die ſie mit erſtaunlichem Appetite verzehrte. Dazu trank ſie Quantitäten von Zider, daß mir nichts übrig blieb, als in ſtiller Andacht zu bewundern.

Das Depot dieſer Genüſſe war der Storeladen, der unmittelbar mit dem Tanzlokal in Verbindung ſtand. Er hatte ſich heute zu einer Art Büfett travestiert, ohne daß es indes möglich geweſen wäre, die verſchiedenen Talg- und Butterfäſſer, Tabakkiſten, Wollballen, Kohlenſäcke uſw. uſw. in eine rückſichtsvolle Entfernung zurückzudrängen. Sie wurden indes ſehr ſinnig als Tiſche und Bänke benutzt, an welchen alles ſchmauſend und zechend „umhergegoſſen" lag, was das Tanzvergnügen nicht teilte. Es waren ungemein plaſtiſche Gruppen. In der Menge fielen mir auch zwei „Gebildete" ins Auge, und ſiehe da! eine derſelben war eine mir bekannte Geſtalt. Es war der junge Apotheker Poll aus Kleindeutſchland. Er trug nicht mehr ſein fadenſcheiniges Samtröckchen, klagte auch nicht mehr über die unverdauliche ameri-

kaniſche Küche, und ſchien überhaupt ſeinen Geſchmack mit den Reizen des Hinterwaldes in Einklang geſetzt zu haben. Der andere war ſein Prinzipal, Doktor Althof, an den du ihn damals empfohlen. Dieſe zwei Stadtröcke unter den rauhen Waldjobben leuchteten mir wie freundliche Heimatsſterne. Wie armſelig belügt ſich doch der Stubenpoet, der Waldbrünnlein und Köhlerhütte über die Kultur ſetzt! In dieſem Storeladen hier ſchlug der Kontraſt ganz anders aus.

Denn als ich, da es inzwiſchen Abend geworden, mit dem Storekeeper über mein Nachtlager verhandelte, erklärte mir der Menſch, daß ein Bett für mich allein eine Forderung wäre, auf die er nicht wohl vorbereitet ſei. Er könne mir ein Bett nur mit Geſellſchaft „einiger anderer" zuſichern, aber, ſagte er naiv, „im Parterre rückten ja auch Fremde aneinander, warum nicht im Bette?" Geſtehe doch der Stubenpoet, daß unter dieſen Umſtänden die Ausſicht auf zwei gekämmte Schlafkameraden mindeſtens kein verächtliches Kulturgelüſte war.

Uebrigens beſchloſſen wir drei die Nacht zu durchwachen; der Doktor war ohnedies als Reſerve da und hatte ſeine Bandagen, Charpien und Vomitive nicht umſonſt mitgebracht. Er erwartete die Nacht über Prügel und morgen Indigeſtionen.

Wir machten etwas vom Hauſe weg eine Promenade am Waldſaum hin, und tauſchten aus, was Europäer bei ſolchem Begebnis ſich zu ſagen haben. Ich erzählte mein Renkontre mit dem Fieberdoktor nunquam opinavi und wiederholte meine Anſicht über den Untergang der amerikaniſchen Nation durch ihre Aerzte — und Apotheker, ſetzen Sie hinzu! fiel mir der Doktor ſogleich bei; — Sie wiſſen, daß der Handel mit Medikamenten nach amerikaniſchem, leider auch engliſchem Rechte frei iſt. Was nun die Aerzte übrig laſſen, vergiften die Apotheker vollends. Von pharmazeutiſchen Studien iſt bei den ſogenannten Apothekern nirgends die Rede; ſie ſind einfach Materialiſten und Drogiſten. Wie dieſe Menſchen, — entlaufene Schuljungen, verdorbene Schnei-

der usw. — ein ärztliches Rezept malträtieren, darüber könnte ich unglaubliche Details niederschreiben. Bei mir zu Gadshill begegnete es einmal — als ich den jungen Poll noch nicht hatte — daß mir so ein Drogistenschwengel willkürlich einen versus strich und mit einem andern ersetzte. Das hat Mr. Althof wohl nicht recht verstanden, sagte er weise lächelnd dazu und schüttelte sein gekräuseltes Haupt zwischen dem feinen Hemdkrägelchen. Als mir die Geschichte wieder zugebracht wurde, eilte ich nach dem Laden, ohrfeigte das Bürschchen ein dutzendmal auf und ab, zog ein paar geladene Pistolen und sagte, wenn er noch besser bedient sein wolle, so möge er vors Haus kommen. Das wirkte. Ich habe in meinen ersten fünf Monaten drei Aerzte im Duell erschossen, das heißt Humbuger, die sich für Aerzte ausgaben und meinem Ansehen zu nahe traten.

Mit Weibern sich vertragen,
Mit Männern 'rum sich schlagen —

nirgend gilt's mehr als hier. Den Ladies hofieren wie Prinzessinnen, die Männer niederschießen wie Hunde: das setzt fest in Amerika, das macht Dollars! —

Unter solchen Gesprächen kehrten wir immer wieder zum bal champêtre zurück, der sich jetzt, bei Fackelbeleuchtung, besonders effektvoll machte. Freund Poll genoß sein junges Leben mit einer heißen, schwarzäugigen Irländerin, die dem hübschen Burschen gewaltig zusetzte und wohl auch stärker armierte Festungen mit Erfolg blockiert hätte. Aller Appetit verschwand aber, als ich das Mädchen wahre Schiffsladungen von Brandy trinken sah, womit sie ihr Tänzer traktierte. Das deutsche Settchen hatte dieselben Quantitäten doch nur in Obstmost vertilgt. So lernte ich nachträglich erst noch ihre Modestie schätzen. Auch machte mich Doktor Althof aufmerksam — ich hatte ihm das Verschwinden ihrer nationalen Erinnerungen geklagt — daß die Mädchen deutscher Abstammung denn doch noch ihre Blumensträuße vor der Brust trügen; — irische und amerikanische nicht. Dieser deutsche Naturzug lebte wenigstens fort. Das gefiel mir wieder.

Da die Nächte schon länger werden, so vertrieben wir uns die Zeit — Doktor Althof und ich — gelegentlich wieder mit Tanzen. Dabei passierte es einmal, daß ein junger, baumlanger Pennsylvania-Deutscher mit einem besonderen Elan in die Höhe sprang, und auf einen Ruck die zwei Neger samt ihren Sesseln aus den Angeln hob. Der Arme stürzte mit blutendem Kopf zu Boden, die zwei Neger über ihn her, die ganze Tanzkette, die sich im Schwung nicht mehr zu halten vermochte, über die Neger, und im Nu lagen wir alle, wie die ehrsamen Lallenburger, aber nicht sehr ehrsam, in einem unentwirrbaren Knäuel durcheinander. Es wollte was sagen, bis jeder und jede aus dem verworrenen Inventar von Beinen das ihm zuständige Paar wieder herausgefunden; auch will ich gar nicht leugnen, daß manche Täuschung nicht absichtlich festgehalten wurde. Der Tanzlust tat dies kleine Intermezzo freilich wenig Eintrag. Nur meine Toilette kam übel dabei weg; namentlich hatte mir ein rüstiger Tabakkauer bei dieser Gelegenheit einen Kotillonorden an die Brust gespuckt, dessen Spuren weniger zu vertilgen waren, als die Blutflecken der Lady Macbeth. Mit dieser Dekoration und einigen ähnlichen vermied ich denn für den Rest der Nacht die „Gesellschaft". —

Am Morgen sah das Frolic nun traurig aus. Oder vielmehr abscheulich. Wie ringsherum in allen Lagen und Zuständen des menschlichen Körpers „die Bestialität sich gar herrlich kund gab", — laß mich davon schweigen. Wahrlich, verdorbene Magen bedurften keines weitern Vomitivs, als sich einander nur selbst anzusehen. So sattelte ich, um ein amerikanisches Sittenbildchen reicher, meinen Cäsar, ließ das besoffene und stinkende Arkadien hinter mir und trabte mit sehr gemischten Gefühlen wieder heimwärts.

■

Du kennst gewiß auch den Ruf der Kentuckyer, der Männer „vom blutigen Grunde"? Sie sind als die Männer par excellence berühmt, sie sind der physische Adel Nordamerikas. Diese Nimrods-Ideale in ihrer Urpracht zu

ſchauen, nahm ich mir lange ſchon einen Ausflug nach Kentucky vor. Einer Newyorker Soiree wär' ich bald einſt ſtehenden Fußes davongelaufen, ſo brannte mir Byrons effektvoll deklamierte Kentucky-Begeiſterung an den Sohlen. Wohlan, dieſen Wahn bin ich nun auch los. Einen einäugigen Kentuckyer traf ich auf meinem Pennſylvania-Frolic. Ohne was zu denken, gewiſſermaßen aus ärztlichem Inſtinkte, bracht' ich die Rede auf dieſen Defekt, und erkundigte mich um ſeine Urſache. Das hätte mir bald übel bekommen. Der Kerl nahm eine Miene an, als ob ich ihn foppte, ſo daß ich wohl merkte, dahinter ſtecke etwas. In der Tat belehrte mich Doktor Althof. Der Mann trug ſeine Niederlage von einer Borerwette zur Schau. Aber der Ausdruck iſt uneigentlich, denn die Kentuckyer boren ſich nicht wie die Engländer, ſondern die Kämpfer wetten über die Geſchicklichkeit, wer von ihnen dem andern ein Auge ausdrehen könne! Hat die Menſchenkanaille je ſolch eine Scheußlichkeit ausgedacht? Augenausdrehen ein Geſchicklichkeitsſpiel! eine Bravour der männlichen Kraftübung! Aber dieſer Zug geht durch ganz Amerika. Der friſche Stahlbrunnen der Barbarei, den man hier zu trinken meint, ſchmeckt überall verdorben. Es iſt Raffinement in der Wildheit! Bei den großſtädtiſchen Rowdies merkt' ich das ſchnell, und hier bei den Hinterwaldshelden des blutigen Grundes find' ich's nun wieder. Sich boren auf Augenausdrehen!

*

Noch ein Nachtrag von meinem Frolic. An der Grenze von Ohio und Pennſylvanien ſteht ein Poſthaus, heißt Marlington und ſcheint eine Stadt werden zu wollen. Als ich im Vorbeireiten mein Pferd hier fütterte, kam eben die Poſt von Erie an. Sie gab in Marlington ein paar Zeitungen unter Kreuzband ab, darunter auch eine deutſche, wie ich ſehen konnte. Der Poſthalter ſonderte die deutſche von den übrigen aus und warf ſie mit einem damn'd dutch! in den Entenpfuhl vor ſeinem Hauſe. So expediert man hier deutſche Blätter. —

Wir haben freilich gut ſagen, das Volk fürchtet inſtinktiv die deutſche Geiſtesüberlegenheit, von der es ſchon jetzt in allen Zweigen ſeines Nationallebens zehrt, und ſein Haß müſſe uns eigentlich ſchmeicheln; aber Menſch iſt Menſch, und es zückt einem wie Dolchesgier in den Fingern, dieſer Brut nach ihrem Rechte zu tun.

*

Heute nacht weckte mich ein Flintenſchuß und Angſtgeheul und Todesgeſchrei wie von einer menſchlichen Stimme. Ich ſtand mit Adin Ballan auf; wir zündeten Fackeln an, bewaffneten uns und ritten hinaus in die Waldnacht. Wir knallten unſere Doppelflinten ab und ſchrien dazu, um einem Hilfebedürftigen unſere Richtung, einem Mörder die Nähe von Rächern zu ſignaliſieren. Schuß und Schrei von der andern Seite aber wiederholte ſich nicht wieder, ſo daß wir ziemlich im unklaren trieben, wohin wir uns in der unermeßlichen Waldweite zu wenden. Wir ſetzten unſre Streife noch lange fort und wiederholten unaufhörlich unſre Alarmzeichen, aber nichts regte ſich mehr. Endlich kehrten wir wieder nach Hauſe zurück. Ich war begreiflich in großer Aufregung und ſchloß kein Auge mehr. Im Laufe des Tags erklärte ſich das Nachtabenteuer. Von der benachbarten Virginiergrenze hatte ſich ein entlaufener Sklave über den Ohio gerettet. Aber die Verfolger waren ihm dicht auf der Fährte und zwiſchen meinem und dem Lisboner Gebiet erreichte ihn die tödliche Kugel. Farmer von New-Lisbon fanden die Leiche im Walde. Die Lisboner behandeln die Untat wie etwas Alltägliches, von einer Fahndung auf den Mörder iſt keine Rede. Jeder Sklavenbeſitzer hat das Recht, entflohene Sklaven lebendig oder t o t wieder einbringen zu laſſen. Sie halten zu dieſem Zweck eigene Leute und — Hunde! We are in a free country!

*

Vielleicht genügt es uns an dieſen Proben. Blatt für Blatt würden wir ſo durchblättern und auch nicht ein lichter Moment, auch nicht ein reiner, ungetrübter Strahl der

Freude wäre die Ausbeute davon. Urwaldspoeſie, Jugend- und Freiheitswelt, Menſchheitsglück im Weſten, Stern einer beſſern Zukunft, immer unaufhaltſamer werden dieſe Worte zu — Wörtern, das große Diluvium der Enttäuſchung iſt nirgend mehr einzudämmen. Es wäre unter dieſen Umſtänden eine ungerechte Parteilichkeit, von einer perſönlichen Anlage zur tragiſchen Weltanſchauung zu reden. Denn erſtens iſt dieſe Anlage das Erbteil jedes tieferen Menſchen, und dann — bliebe ſie eben nur Anlage, wenn nicht die Außenwelt ſie weckte und nährte.

Zwar der idealiſtiſche Glaube an Amerika hat in der Bruſt unſers Helden längſt ausgelebt. Wir erinnern uns, daß er ſchon auf ſeiner Pennſylvania-Reiſe ſich die Umſtimmung bezeugte: „in dieſem Lande nicht Muſter zu ſehen, ſondern Muſter zu geben. Dieſe Freien", hieß es, „müſſen durch uns Verknechtete ein wenig freier werden." Allmählich aber langen wir an dem Punkte an, wo es ſich frägt, ob er auch dazu noch Luſt und Kraft übrig behält.

Anhorſt iſt fort und Benthal noch nicht da. Ein ſchlimmer Umſtand in einer Lage, die durch ſich ſelbſt ſo wenig Anziehungskraft übt! Daß aber dieſe beiden Geſchenke des Zufalls unſerm Helden ſo bald zur Notwendigkeit geworden, kann nicht gegen die Kraft und Selbſtändigkeit ſeines Charakters zeugen. Kein Menſch erträgt einen neuen Gedanken, geht einen neuen Weg ohne das Prinzip der Genoſſenſchaft. Ohne Remus kein Romulus, ohne Caſſius kein Brutus, ſelbſt kein Kolumbus ohne die Pinzons.

Was Anhorſts Rückkehr betraf, ſo entzog ſie ſich einer ſtrikten Wahrſcheinlichkeitsrechnung; einem Briefe Benthals dagegen rechnete Moorfeld ſeine Ankunft ſchon nach Stunden und Minuten zu. Zwar währt ſein Aufenthalt in Ohio noch nicht ſo nennenswert lange, keinesfalls ſo lange, als es unter ſo vielen neuen Bildern und Eindrücken, welche überdies faſt alle die Fähigkeit haben, ſich raſch wieder auszuleben, den Schein gewinnen mag. Wir zählen kaum die achte Woche der Anſiedlung Moorfelds, und ging ſeine erſte Briefſendung an Benthal von Pittsburg ein wenig früher ab, ſo

datiert das Paket, welches erſt ſeine Adreſſe enthielt, auch etwas ſpäter. Bedenken wir dazu, daß wir von einer Zeit ſprechen, in welcher das Pennſylvaniſche Eiſenbahnſyſtem zwar im Beginn, aber noch nicht am Ziele, und namentlich die großartige Alleghany-Portage-Eiſenbahn Hudſon und Ohio noch nicht mit Dampfeskraft verband, ſo wird in den Tagen, welche wir gegenwärtig darſtellen, ein Brief von Benthal zwar ankommen können, aber eben nur *können*. Moorfeld überſtürzte auch ſeine Berechnung keineswegs. Aber genug, daß eine Berechnung nie zur Beruhigung führt, vielmehr juſt an dem Punkte anfängt, wo auch die Unruhe anfängt. Wie ein Menſch, der ſich ausnahmsweiſe frühes Erwachen vornimmt, ſeinen Schlaf nicht etwa um *dieſe* Morgenſtunden kürzt, ſondern den ganzen Schlaf ſich verdirbt, weil die Seele *im Traume rechnet* und überhaupt nichts anders träumt als das Erwachen: ſo ſtört ſolch ein Rechnen den Genuß, die Perſpektive, das ganze Leben des Tages, denn ſtatt allem Gegenwärtigen ſetzt ſich ein Abweſendes, ſtatt allem Erſten ein Zweites, der ganze Vordergrund liegt in einem Schatten, aber die Ferne nicht im Lichte. Mit Benthals Brief hat Moorfeld einen Genuß, eine Freude zu erwarten, aber die Erwartung ſelbſt iſt Qual, iſt Sorge. Der trübe Horizont des Einſamen wird ſo um vieles trüber. Mit jedem Sandkorn, das verrinnt, ohne die Erfüllung zu bringen, fühlt ſich von neuem die Frage berechtigt: Iſt er krank? Sind es die Seinen? Ging dein Brief verloren? Iſt ſeine Antwort verunglückt? und ſiehe! wie erſchrak Moorfeld, als er bei letzterer Frage ſich an den Poſtmeiſter erinnerte, der die deutſche Zeitungsnummer veruntreute! Wie, wenn Benthal den Einfall gehabt, *deutſch* zu adreſſieren, der Brief einem ähnlichen Native-Fanatiker zu ähnlichem Frevel in die Hand geraten, und alles Hoffen für jetzt und für ewige Zeiten überhaupt vergebens? Alſo ein neues, geflügeltes Blättchen: engliſch zu adreſſieren, und neues Abwarten des Poſtengangs hin und zurück!

Es iſt eine beängſtigende Pauſe. Unſer europäiſcher Freund, umgeben von ſeinen Fähigkeiten, Gemütskräften,

Strebniſſen, Erwartungen und Entwürfen, macht uns in dieſen Tagen den Eindruck einer vollen offenen Szene, welche ein plötzlicher Zwiſchenfall in Stockung verſetzt. Mit reichem, breitem Wurf ſteht eine glänzende Gruppe mitten im geſpannteſten Nerv der Handlung da, — eine Feder fehlt, ſie ſtockt. Schnell verſendete Boten ſind nach prompter Ergänzung aus — wird ſie gefunden? wird ſie es nicht? Wird neues ſtrömendes Leben durch dieſe gebundenen Organe rollen? oder fällt ſchrill und raſch der Vorhang über ein Fragment? Bis es ſich entſcheidet, führt uns der Held der Szene einſtweilen ein anderes Bild vor. Er ſchaukelt ein kleines blondes Mädchen und lauſcht einer ſtammelnden Zunge auf Klagen um europäiſche Blumen!

Die „Flucht nach Aegypten", wie wir wiſſen, iſt Moorfelds einzige Erholung in dieſen Tagen. Eine gefährliche Erholung! Hier ſaugt er in milden, ſchmeichelnden Zügen die Melancholie in ſich, die ihn zu Hauſe vielleicht unerträglich, aber eben darum zum Widerſtand auffordernd, beſtürmt. Flucht nach Aegypten! Mit welchem Gefühle für das ſchmerzlichſte Ungenügen einer menſchlichen Lage hat Moorfeld nur dieſes Bild gewählt! Aber was bedürfen wir den geheimen Zug der Selbſtbeſpiegelung, der ihn an dieſes Gegenüber feſſelt, erſt deutlicher aufzudecken? Hier liegt ja volles Bewußtſein. Seine Monade, — Pſyche, — Schweſterchen, — Vignette ſeines eigenen Ich iſt ihm das Kind, dem ſich — wenn auch nur über Blumen — zu Amerika das Herz verſperrt! Was ſonſt ſucht er alſo dort, als den Genuß ſeiner Selbſtqual, das Echo ſeiner eigenen Verneinungen? Nur daß das Kind der einfachſte Ausdruck, er ſelbſt der unbändigſte für den gleichen Seelenzuſtand iſt. Es läuft, dürfen wir ahnen, ſogar ein Zug des künſtleriſchen Wohlgefallens hier durch. Das kleine Mädchen iſt ihm die naivſte Form deſſen, was auf den höheren Stufen ſeines Gedankenlebens zerklüftet und widerſpruchsvoll in unkünſtleriſcher Maßloſigkeit ſich abmüdet. Wir würden daher ein tiefes Verkennen an den Tag legen, wenn wir an dieſer Kindesfreundſchaft unſern Troſt fänden. Ja, ſie eine Davidshar-

ſe, in der Sauls-Melancholie unſers Helden. Aber hat die Harfe den Saul geheilt? So ſchmeichelt ſich in Annetten ſüß und wohlklingend der ſchwarzblütige Dämon ein, den Moorfeld ohne ſie vielleicht kräftig zurückſtieße. Sie zerteilt die Gewitterwolke, welche ſtürmen, blitzen und — reinigen ſollte, in ein weiches, nebelhaftes Geflör, das den Horizont leichter umſchleiert, aber ſchwüler am Marke ſaugt. Dieſe zarte Geſelligkeit lindert die Schmerzen des Einſamen — gewiß! nur daß mit den Schmerzen auch die Kraft zerſtreut, auch der Wille aufgelöſt wird, der vom Schmerz *frei* macht, nur daß am unſchuldigen *Mitleid* mit ſeiner kleinen Verbannten Moorfeld ſchuldig wird an ſich ſelbſt, denn er *leidet* in ungleich größerem Stile *mit*, — er leidet gelinder, aber erſchöpfend, ſchwächend bis zur Ohnmacht.

Aus dieſer Ohnmacht blitzte dann plötzlich wieder das höchſte Lebensgefühl auf. In Momenten, wo Moorfeld alles verloren zu haben ſchien, verlor er doch das eine nicht: die Erinnerung ſeiner ſelbſt. Aber ſeine Täuſchung war es dann, daß er Erinnerung zugleich für Beſitz hielt! Er verkannte die Natur ſolcher Rückſchläge, nahm als Begeiſterung, was nur Stolz, als Fülle, was nur Glaube an Erfüllung. Mit einer Gier, welche die Stelle des geſunden Enthuſiasmus vertrat, griff er dann in die Saiten und ſang — wir kennen ſein Thema. „In Ohio wird's eins deiner Gedichte!" hatte er ſich ſchon im erſten Augenblick geſagt; — hier lag ein teurer, tiefgehüteter Schatz. Nur in ſeinen beſten, überzeugteſten Dichterſtunden kann die Newyorker Battery durch ſeine Leier rauſchen.

Moorfeld griff wiederholt dieſe Melodie, aber — ſie verſagte. Mit tödlicher Verwunderung erfüllte ihn dieſer Wortbruch der Muſen. Vertrauen und Mißtrauen wechſelten ſo in gleichmäßiger Selbſttäuſchung. Wie ein plötzlicher Anflug ihm ausdauernde Kraft, ſo ſchien die verſagte Gabe des Augenblicks ihm bleibender, unwiederbringlicher Verluſt. Er glaubte an eine Abnahme ſeiner Geiſteskräfte. Seine Blätter überfloſſen von Klagen eines Unglücklichen. Die Termiten der Selbſtbeobachtung fielen ihn an, und jeder Zug wur-

de zum Zeugniſſe ſeines Verfalls. So finden wir die Klage verzeichnet, daß er jetzt einen Nachmittagsſchlummer halte, was er ſonſt nur Philiſtern überlaſſen, und was ein verhaßtes Zeichen ſeiner ausgehenden Jugend. Daß er in Ohio um zehn Breitegrade dem Aequator näher als in Deutſchland ſchlief, für dieſes Zeichen nahm er es nicht. Auch die Beobachtung zufälliger Vergeßlichkeit ſchien ihm verhängnisvoll. Geſtern — ſchrieb er — kommandierte ich meinen Schottländer nach New-Lisbon, das Buch Poſtpapier zu holen, das ich nebſt anderen Sachen in Mr. Clahanes Store eingekauft, aber in der Zerſtreuung wieder liegen gelaſſen. Der Knecht kam zurück, das Papier hätte ſich nicht gefunden, ich müſſe es haben. Die Gauner haben es Euch verleugnet, aber hättet Ihr doch um Gottes willen ein neues Buch gekauft, ich will ſoeben ſchreiben, und ſoll nun paſſen, bis Ihr noch einmal hin- und zurückreitet. So fuhr ich auf. In demſelben Augenblicke aber hielt ich inne, denn ich ſchrieb ja wirklich an Dich. Und erſt daran merkte ich, daß ich das vermißte Papier vor mir unter der Feder hatte. So ſteht's mit mir. Das iſt der Dämon der Einſamkeit. Wahrlich, die Klöſter haben nicht verdummt, ſie müſſen ſelbſt dumm geweſen ſein. — Und ein anderes Mal leſen wir: Kennſt du die Tragödie von dem elektriſchen Aal? Man hat lange die Bemerkung gemacht, wenn der elektriſche Aal von den Gewäſſern Süd-Amerikas nach England verführt wird, ſo kam er entweder tot, oder todesmatt an, kurz, ſtarb ab unterwegs. Man forſchte vielfach über dieſe Erſcheinung nach, zog Klima, Nahrung, Gewohnheiten des Tieres uſw. in Betracht und erkünſtelte ihm in allen dieſen Stücken aufs genaueſte ſeine Heimat. Umſonſt; er ſtarb ab. Endlich entdeckte man's. Holz und Eiſen der Fäſſer, worin der elektriſche Aal transportiert wurde, wirkten als Konduktoren auf ihn, und verſetzten ihn in einen ſteten Zuſtand von Erſchöpfung. In Geſchirren aus Steingut kam er wohlbehalten nach England. Sind wir Menſchen ſolche elektriſche Aale? Ich bin's. Es iſt etwas wider mich in der Natur, ein Feindſeliges, Tragiſches, das nach einem ewigen Geſetz auf mich einwirkt.

Alles zeitliche Glück hilft nichts dagegen. Ich werde im Bann eines fataliſtiſchen Elementes durch die Welt geſchleift, das mich umbringt. Ich bin in einen falſchen Raum geſtellt, oder in ein falſches Jahrhundert — was weiß ich? Nur fühlen kann ich's und in lichteren Momenten ſeh' ich's. Ja, ich ſehe das Unglück oft vor mir, wie eine Perſon. In Deutſchland hab' ich einen Freund, der ſieht Geiſter, wie Stammgäſte im Kaſino. Die Proſaiſchen zucken die Achſeln über ihn, aber die Poetiſchen haben zu keiner Zeit ſich auf den Senſualismus allein vereidigt. Nein, nicht unverhofft trifft mich mein Buttler! Ich habe Miragen von ihm, ich weiß, daß er kommen wird. Das iſt's, was mich ſo traurig macht.

So ſchwelgte Moorfeld in den Foltern ſeiner Phantaſie, und erſchöpfte den ganzen Reichtum eines Geiſtig-Reichen, ſich unglücklich zu machen. Aus der Fülle dieſer imaginären Leiden, aus dem innerſten Drang dichteriſcher Selbſtanklage entſtrömten ihm in dieſer Periode die Verſe:

Am Tage ſtehen meine Schmerzen,
Sie ſtehen nächtlich um mich her;
Ach, tönten ſie mir recht vom Herzen,
So wären ſie ſchon nimmermehr!
Doch keine Saite hält mir Spannung,
Kein Boden hält mir Reſonanz, —
In grambeladner Geiſt-Entmannung
Verwelkt mir ſo mein Dichterkranz!

Das Leben lebt nicht! — wär's zu leugnen,
Die letzten Funken facht' ich an,
Und Wunder ſollten ſich ereignen,
Wie Puck und Ariel getan.
Ich flog wie ſie — doch unterm Lumen
Des ſchlimmſten Sterns — ums Erdenrund,
Und ach, die alten Zauberblumen,
Sie ſtehn nicht mehr auf altem Grund!

Ja, die Klage um die Poeſie brachte ihm die Poeſie ſelbſt wieder zurück. Dieſe Strophen waren ſein erſtes Gedicht in Ohio. Freilich blieben ſie Fragment. Das gehaltene

Aneinanderreihen elegiſcher Gedanken und Empfindungen zweiter Ordnung ſcheint den heftigen Affekt des Dichters nicht befriedigt zu haben; ungeduldig ſpringt er ab davon, um in dem ſtrafferen Schlußgedanken alles auf einmal auszuſprechen: ſein Geiſt erkenne ſich in dem Spiegel größerer Zeiten, das Altertum hat die Fülle des Lebens erſchöpft, der Epigone iſt das Nichts! Wir finden zu jenem Fragmente nur noch die Schlußſtrophe:

Leander küßte meine Hero,
Aus meinen Bechern trank Lukull,
Mein Satanismus gor in Nero,
Mein Herz floß über in Tibull!
Heut ſchaufeln wir mit Schulvergnügen
Nach dieſes Daſeins Span und Zoll,
Freu'n uns an alten Tränenkrügen
Und — weinen ſie von neuem voll!

Sechstes Kapitel

In diesen Schmerzen der Akklimatisation wurde Moorfeld von einem Ereignisse überrascht, das den stilleren Zug seiner geistigen Gärungen grell unterbrach, und ihn schrecklich vorbereitet fand, das Unglück mit offenen Armen zu empfangen.

Die Geschichte, von der wir sprechen, findet sich in Briefform an Benthal gleich seinen übrigen Aufzeichnungen. Wir haben keine Ursache, für die Form dieser Erzählung eine andere zu wählen; mit traurigem Danke vielmehr nehmen wir das Bild hin, so wie es ist, wie es von dem schwerbeteiligten Herzen sich unmittelbar losgelöst, mit allen eigenen Zügen des Selbsterlebnisses. Keine Kunst der Darstellung soll dieses Blatt entweihen. —

Wir erinnern uns, daß die Methodistengemeinde zu Lisbon unter Vortritt ihres Predigers einen Waldgottesdienst, ein sogenanntes Campmeeting, zu veranstalten beschlossen. Die Zurüstungen zu diesem Feste lagen bisher gänzlich ab von dem Kreise unseres Interesses; sie zu verfolgen fanden wir uns ohne jede Veranlassung. Dieses Campmeeting aber ist es, welches in unserer Aufmerksamkeit jetzt plötzlich seinen unheilvollen Platz begehrt. Es rückte heran, es war da, und erst indem die Sonne seines Tages aufgeht, reißt uns das Schicksal unvorbereitet in seine Mitte.

Unvorbereitet — nach der Ordnung jedes bekannten Naturgesetzes. Aber Moorfeld spricht von einer Vorahnung, die zu merkwürdig scheint, als daß wir den schmerzlichen Bericht jenes Ereignisses nicht mit ihr selbst schon beginnen sollten.

Moorfeld erzählt:

... Tags vor dem Campmeeting hatte ich eine meiner melancholiſchen Viſionen. Es war am hellen, heißen Mittage, da ſie mir widerfuhr. Ich war frühmorgens ausgeritten, den Tiſchler Rapp zu beſuchen, der einen kleinen Fieberanfall bekommen. Ich plauderte eine gute Weile mit ihm, denn ſein Zuſtand ſchien großenteils deprimierte Gemütsſtimmung und die ganze Indikation — ein teilnehmendes Herz. Die Sonne brannte ſchon ziemlich heiß, als ich ihn verließ. Ich wollte hierauf zu Vater Ermar hinüberreiten, oder zum „Meier", wie er nach weſtfäliſchem Landesbrauch ſich gerne noch nennt. Der Weg war mir nicht ſo geläufig, als von meiner eigenen Farm aus, ich hatte mich daher bald verirrt. Die berühmte Herbſtpracht des amerikaniſchen Waldes beginnt ſchon und tat das Ihrige, mich kreuz und quer herumzunarren. Das Auge des Neulings ſchwelgt in einem Farben-Kaleidoſkop, wovon der Europäer ſchwer eine Vorſtellung hat, — das Gemüt freilich klingt wenig mit. Die ſtille geſchloſſene Ruhe eines deutſchen Herbſtwaldes iſt mir lieber. Es iſt ein raſtloſes Effekthaſchen in dieſer Fülle von unvermiſchbaren Tinten, — ſpäter ſcheint es ſich zur erklärten Muſterkarte auswachſen zu wollen. Von dem grellen Gepränge ſprang ich daher bald ab und vertiefte mich über eine Strophe, die mir ſchon ſeit Tagen zu ſchaffen macht. Inzwiſchen knuſperten in den Walnüſſen Scharen von Eichhörnchen rings um mich her: da ſchoß ich bis zum letzten Pulverkorn darein. Endlich fing stomachus an, ſeine Spieluhr klingen zu laſſen, und auch Cäſar ſchnaubte und ſchnobberte wenigſtens nach Waſſer. Ich wäre herzlich froh geweſen, ein Ziel meiner Irrfahrt zu finden. Ich ſpannte meine Aufmerkſamkeit nach allen Richtungen, umſonſt. Tiefe, unberührte Waldfremde rings, — keine Spur, kein Merkzeichen eines Menſchen. Wäre ich noch Herr eines Pulverkörnchens geweſen, ſo hätte ich's jetzt zu Notſignalen verſchoſſen; dagegen verführte mich lange Zeit eine hieſige Spechtart, der wood-cock, der mit einem menſchenähnlichen Klopfen die Bäume behackt, und deſſen Treiben ich ſelbſt für Signale hielt. So geriet ich immer tiefer ins Waldöde.

Einmal ſtand ich an einer gräßlichen Stelle. Der Boden war bedeckt mit Gerippen von Hornvieh; die Schädel der Tiere glotzten fürchterlich in allen Lagen und Richtungen aus dem verworrenen Beinhaufen. Schaudernd ſtarrte ich das Rätſel dieſes geſpenſtiſchen Bildes an, bis ich mich auf ſeine Erklärung beſann. Die Herden überwintern bekanntlich im Freien hier; aber in dieſem aus Skandinavien und Italien zuſammengebackenen Klima erfriert das Vieh oft maſſenhaft in kalten Winternächten. Der Leichenanger ſolch einer verunglückten Herde war's, der mir da aufgeſtoßen.

Krankenbeſuch — Waldſchattierung — Gedicht — Eichhörnchenjagd — Hunger — gefallenes Vieh — ich ſkizziere dieſe Szenerie, um darzutun, wie ſehr ich mit meinem Sinnenleben am Aeußerlichen beteiligt war, und nichts weniger als zur Schwärmerei aufgelegt. Zuletzt brachte mich das Geläute einer weidenden Herde wieder auf die rechte Bahn. Sie weidete zwar nach Landesart frei im Walde, aber indem ich ihren Spuren folgte, erreichte ich den Rand desſelben. Vor mir lag ein Ackerfeld, in der Ferne entdeckte ich eine Hofſtelle, doch konnte ich nicht erkennen, welche. Ich ſetzte mich auf einen der niedergebrannten Baumſtämme am Waldesſaum und ruhte aus.

Die Sonne ſtand im Zenith; es war die Panſtunde. Der Himmel glühte in einem grau-roſtigen Dunſt. Die Luft vor mir zitterte wie über einem Kalkofen. Auf dem Acker kniſterte das Stroh, als würde es langſam geröſtet. Der ſtrohene Acker war ein häßlicher Anblick. Indem man hier nur die Aehren abſichelt, das Stroh aber ſtehen läßt, ſo ſieht ſich das Beſenfeld an, als hätten Buben die ganze Ernte mutwillig geköpft und gemeuchelmordet. Später brennt man das Stroh nieder und die Aſche iſt der einzige Dünger des Feldes. Die Sonne ſchien es aber ſchon jetzt anzuzünden. Die Glühhitze leckte ſo lüſtern über das blanke Stoppelfeld, als wäre ihr die Speiſe wohlbekannt. Ich erwartete wirklich, es in jedem Augenblick aufflackern zu ſehen.

In dieſem Mittagsbrande dachte ich an die Miasmen, die er ausbrütet. Wie aus der Vogelſchau überblicke ich die

amerikaniſche Erdfläche: aus allen Flußtälern, aus allen Niederungen, Sümpfen und Neubrüchen ringt ſich das Fieber los. Wer hat dieſem Präſidenten der Sommermonate ſeine Stimme gegeben? Arme, arme Freiheit der freien Erde, er nimmt die Stimmen! Oh wie ſie matt hinſinken mit ausſeufzenden Bruſthöhlen; ihre Stimme iſt auf ewig dahin! Wer zählt die Tauſende? Ich treibe die ſchöne Spiegelfläche des Ohio hinab — was wimmert aus den Blockhäuſern des Landes Hunderte von Meilen entlang, wie aus einer langen Katakombe? „Matt, matt, lieber Herr, o einen Trunk Waſſer!" Ich folge der langen Wellenbahn des Miſſouri hinauf — was flüſtert über die dürren Grasreſpen der Prärien? „Die Ernte iſt eingetan, Herr, Väterchen auch!" Ich taumle mit den Wirbeln des Miſſiſſippi der Vergeſſenheit des ewigen Meeres zu, — auf welche Länder ſeh' ich herab! Nennt man ſie Alabama, Arkanſas, Louiſiana, Florida, — Père lachaiſe? Ein Volk von Aethiopiern ſeh' ich geſchäftig, die häufen moderne Pyramiden aus Reis, Zucker und Baumwolle zuſammen — aber wie geſchieht mir? Sind das die langlebenden Aethiopier des Herodot? Seht, wie ſie Reihen auf Reihen ſich am Boden gruppieren! Wenig Anmut iſt in dieſen ruhenden Gruppen. Jetzt kommt der Maſſa und berührt ſie mit dem Lebensſtab ſeiner Peitſche, aber das Leben bleibt aus. Er macht kleine Striche durch ſein Namensverzeichnis und geht weiter. — Auf einmal flogen von ſämtlichen Kirchen des Landes die Dächer ab und ich ſah die ſchwarzen Paſtoren auf ihren Kanzeln. Sie dankten Gott für die geſegnete Ernte. Ein Schauer überlief mich. Denn die ſchwarzen Paſtoren waren niemand anders als das verkleidete Fieber und das Fieber dankte hohnlachend für ſeine Ernte. Gott mußte ſich's gefallen laſſen. — Von den Fieber-Paſtoren kam ich auf das morgige Campmeeting. Ich wußte jetzt ganz beſtimmt, daß die Methodiſten pſeudonyme Teufel ſeien. Was ſie ſeit Wochen rüſteten und ſchürten war ein Menſchenopfer. Dieſe Sonnenglut und dieſer Religionsbrand konnten nicht anders, als eine verſengende Ehe eingehen. Es war ein Fackeltanz in einer

Pulverkammer. Das Unglück ging so deutlich vor meinen Augen vor, ich konnte sogar das Opfer nennen, wenn ich nur etwas genauer hinsah. Auf einmal sah ich es auch. Ein Kindesbild zart und leicht, stand meinem Auge gegenüber auf dem Stoppelfeld. Es war Annette. Sie lächelte und war jugendlich glücklich. Plötzlich griff sie sich an die Stirn, ein blauer Funke sprang aus ihrem Scheitel, sie schrie durchdringend auf, dann war sie weg! Ich lief in die Stoppeln um das verschwundene Körperchen aufzufinden; das heiße Stroh geißelte mich wie mit glühenden Ruten, ich rief Annette! — umsonst; nirgends eine Spur des lieben Mädchens.

In diesem Augenblicke rief die Glocke der Hofstelle das Vieh zur Maisfütterung. Ich wunderte mich, denn die Glocke war von Meiers-Farm. An welcher Seite des Waldes war ich herausgekommen, daß mir die Farm hier so ganz eine unbekannte Ansicht bot? Aber froh dieser Entdeckung rannte ich sogleich dem Gehöfte zu. Die Familie setzte sich just zu Tische, als ich eintrat. Annette hatte an einem Kleidungsstück für das Campmeeting genäht, und war über den Eifer der Arbeit ganz rot geworden. Ich nahm das liebliche Köpfchen zwischen meine Hände und sagte: Schwester, wenn du mich lieb hast, so bleibst du morgen zu Hause. Es kommt ein Gewitter und du wirst vom Blitz erschlagen. Das Kind sah mich verwundert an und der Meier murmelte mit dem bekannten Ausdruck seiner düstern Resignation: Wir haben nicht Geld genug für den Blitz. Der Blitz wird vom Geld angezogen, wie die ganze Welt.

Nach Tische regten sich alle Hände im Hause zur morgigen Waldfahrt. Ich suchte meine Stimmung zu übermannen, indem ich nach Kräften mithalf. Annette war voll Jubel. Sie freute sich auf die große Gesellschaft von Menschen, sie hoffte Mädchen ihresgleichen als Gespielinnen zu finden, sie wollte nach Blumensamen umfragen und handeln und tauschen, kurz ihr kleines Leben war im Rotglühen. Ich hörte zu mit unbezwinglicher Wehmut. Sie fragte: Herr Bruder, bist du bös? Ich zog sie an mich und sagte, indem

ich mich ganz meiner Trauer überließ: Siehe, Schweſterchen, ich bat dich, zu Hauſe zu bleiben, und du liegſt mir mit der Reiſe im Ohr. Du haſt kein Gemüt zu mir. Wenn dir morgen ein Unglück widerfährt, ſo ſage nicht, daß du unſchuldig zugrunde gehſt. Du ſollteſt ein Liebesopfer bringen können und bringſt es nicht, — das iſt deine Schuld. Mir war die Seele ſo voll, ich mußte dieſes oder Aehnliches ausſprechen, unbekümmert, ob es verſtanden wurde oder nicht. Aber das Mädchen hatte immer einen Begriff des Geſagten, ſie brach in Tränen aus, legte weinend ihren Kopf auf meinen Schoß und ſprach: Ich will ja alles, was du willſt, aber warum willſt du denn? Darauf hatt' ich freilich nichts zu antworten. So angeboren iſt den Deutſchen die Logik! Die Italienerin Mignon hätte ſich fraglos hingegeben; die Deutſche gibt ſich zwar auch hin: „ſie will alles, was ich will"; aber, fragt ſie deutſch-proteſtantiſch, „warum willſt du denn?" Warum wollte ich denn? Ich ſchalt mich ſelbſt, das arme Kind ſo zu quälen und ſagte zuletzt, gewaltſam-heiter: ich prüfte dich nur, Schweſterchen, und bin ja zufrieden mit dir; ſei wieder ruhig.

Abends ritt ich nach Hauſe und ſchlief nach der Ermüdung des heißen Tages gut und traumlos. Dies war der Vorabend des Campmeeting. Tags darauf nahm mich beim Erwachen das ganze troſtloſe Gefühl von geſtern wieder in Beſitz. Auch an meine Viſion glaubt' ich wieder, und ſo lebhaft, als ſtünde ſie noch einmal vor mir. Daß eine Stimmung, ohne äußere tatſächliche Urſachen, ſo mit uns nächtigen kann, war mir ſehr ernſthaft zu erfahren. Ich wurde nun erſt über meine Trauer traurig, griff aber zu meiner Violine und ſtrich mir die luſtigſten Sachen, die mir einfielen. Dazu tanzte ich in der Stube herum. Kurz, ich machte Oppoſition. Hierauf ging's aufs Pferd. Meinem Schottländer übergab ich die Aufſicht des Hauſes und ritt hinüber auf Meiers Farm, wo ich ſchon alles zur Abreiſe bereit fand. Ein großer Zeltwagen ſtand beſpannt, mit Vorräten und häuslichen Notwendigkeiten verſorgt. Die kleine Familie war in ihrem Sonntagsſtaat. Amerikaniſcher Sonntags-

ſtaat! Ihre guten weſtfäliſchen Stücke verbrauchten die Deutſchen zu Hauſe, um öffentlich der langweiligen Landestracht die Ehre zu geben. Um der Frauen willen tat mir dieſe Probe der deutſchen Selbſtändigkeit beſonders leid. Ihr halb-ſtädtiſcher Kleiderſchnitt drückte ſo gar nichts aus! Ein Manſchetten-Bauer iſt ein übler Anblick, aber eine Manſchetten-Bäuerin — doch freilich, Bäuerinnen ſind ſie nicht, die Myladies der Hinterwäldler! — Und der Dutchman mißhandelt ſeine Frau, wenn er ſie nicht zur Lady traveſtiert.

Ich hatte alſo, dieſem Fuhrwerk zur Seite reitend, die größte Aehnlichkeit mit Don Quixotte, indem er eine ſeiner ſonderbaren Herzoginnen begleitet. Dieſes Bild war mir willkommen und ich malte mir's weiter aus, um von der Heiterkeit desſelben zu profitieren. Mein Meier hatte unterdeſſen heiligere Gedanken. Während der Knecht (ich ſehe ab von dem hieſigen Euphemismus „hand" —), während der Knecht kutſchierte, machte der Meier Miene, das Geſangbuch aufzuſchlagen, und einen bibliſchen Pſalm anzuſtimmen. Ich geſtehe, daß mich dieſe Ausſicht wenig erquickte. Glücklicherweiſe war Annette zu lebhaft. Sie war ganz Kind. Alles kam ihr neu vor, ich mußte durchaus jedes Stämmchen und Zweiglein für ein Wunder erklären. Wie gerne tat ich's! Entrannen wir wenigſtens dem Morgenſegen, nach welchem Vater Ermar lechzte, wie nach einem guten Schluck. Was für ein prächtiges Morgenlied ſein eigenes Kind war, fühlte er nicht. Leider dauerte mein Feld- und Waldduett mit dem kleinen Mädchen nicht lange. Die Andacht ereilte uns doch. Ein Wagen mit Männern, Frauen und Kindern kam in unſern Fahrweg eingelenkt und alle überraſchten aus vollen Kehlen ihren lieben Gott mit einem Frühgeſang, wobei es mir merkwürdig blieb, daß die Pferde nicht ſcheuchten davor. Zwiſchen eine ſpielende Batterie und dieſes Geheul geſtellt, hätte ich jedenfalls bei den Kartätſchen Sicherheit geſucht. Wie wenig kann man ſich doch das höchſte Weſen nach dem menſchlichen Bilde vorſtellen, wenn ein amerikaniſcher Chor im Himmel angenehm klingt! Das ganze Volk hat keine einzige muſikaliſche Note in ſeiner

Kehle. Daß ſich dieſe Sangesluſt nun unfehlbar unſerm Wagen mitteilen würde, war ein Gedanke, der mich ſehr beunruhigte. Ich ließ dem Cäſar die Zügel und erwartete mein Schickſal. Auf einmal galoppierte es ſeitwärts zum Walde heraus, ein Kerl kam zum Vorſchein mit aufgeſtreckten Hemdärmeln und einem kupfernen Keſſel als Sonnenſchirm überm Kopf, — nie ſaß was Tolleres zu Pferde, ſelbſt den Barbier mit Mambrins Helm nicht ausgenommen. Der Burſche hatte kaum den ſingenden Wagen wahrgenommen, als er den Vorſänger mit heller Stimme anrief: He Jones, ſing' gegen den Wind, daß niemand merkt, wieviel Maisbranntwein heute ſchon den Weg deiner Nieren ging. Der Spötter war eine jener verwegenen Rowdygeſtalten, und bezog das Campmeeting offenbar als Skandalmacher und Vorer. Für dieſesmal unterblieb aber noch ein Hahnenkampf zwiſchen dem Herausforderer und dem Geforderten, wahrſcheinlich der Ladies wegen, welche bereits Zion und Israel um Gnade ankreiſchten. Der Beleidigte begnügte ſich damit, daß er zu unſerm Wagen heraüberrief: Nathanael Cutter ſpricht nur mit ſeinen Pferden die Wahrheit, mit den Menſchen nie. Nathanael aber machte ſich an uns und erzählte uns, wie jener pſalmſingende Wagenlenker, ein eifriges Mitglied der Mäßigkeitspropaganda, nichts ſo ſehr liebe als ein volles Whiskyglas, das bei gehöriger Tiefe die entſprechende Breite haben. Jüngſt ſei ihm ein artiges Abenteuer paſſiert. Der Mann unterhalte ein Groceryshop auf ſeiner Farm, das er natürlich mit einem Schilde verſehen habe: Hier werden keine Spirituoſen verkauft. Nun war es aber Nacht, das Schild nicht mehr zu leſen, oder vielleicht ſchon eingezogen, kurz, ein ſpäter Wanderer hält mit ſeinem Wagen vor dem Laden und fordert in aller Unſchuld ein Quart Whisky. Der Fromme war in einiger Verlegenheit. Er führte allerdings Whisky, aber nur für ſich ſelbſt und ſeine guten Freunde; er ſieht ſich alſo den fremden Kunden ein wenig bedächtig an. Dabei geriet aber dieſer in Verlegenheit. Er ſteckte ſich, um dem Mantel der Nacht unter die Arme zu greifen, möglichſt tief in ſeinen eigenen, und drehte

ſich mit der allergeringſten Fläche dem Inhaber des geforderten Labſals zu. Trotzdem erkannte ihn dieſer, denn der Fremde war Ehrn Joe Johnſon, der Mäßigkeitsmiſſionar des daſigen Townſhips, derſelbe, der den Farmer ſogar perſönlich affiliiert hatte. Bei ſo bewandten Umſtänden wurde das Quart Whisky mit aller Diskretion verabreicht, und ebenſo ſchweigſam genoſſen, die beiden Frommen verloren kein Wort über ihr erkanntes Inkognito und am hellen Tage im Miſſionshauſe beglückwünſchen ſie ſich als die auserwählten Kinder dieſer gottloſen Welt. — Mit dieſer Schnurre galoppierte der Spottvogel wieder von dannen, der ſingende Wagen aber hatte ſchamvoll einen Seitenweg eingeſchlagen und ließ noch lauter als zuvor ſeine Lungen arbeiten. — Der Waldweg wurde inzwiſchen immer lebhafter. Von allen Seiten kamen Farmer von ihren einſamen Hofſtellen herangefahren, hielten aber nie dauernd unſere Richtung ein, denn jeder ſchlug ſich nach eigenem Gutdünken durch den Wald — Kunſtſtraßen hat unſere Gegend noch nicht. Auf der letzten Strecke bekamen wir ein längeres Geleite. Ein Farmer ſchleifte ſeinen Reiſekaſten neben uns her — ein echtes Dollargeſicht. Ich hatte das Glück, daß er mich in ſeine beſondere Affektion nahm. Er erteilte mir über amerikaniſchen Landbau und Produktengewinn eine Fülle der nützlichſten Ratſchläge, die mir nur leider verloren gingen, denn ſie blieben ihm zwiſchen der Zunge und einem ungeheuren Tabakspriem in der Gaumenhöhle ſtecken. Dazu ſalivierte er überreichlich: mit der Uhr in der Hand zählte ich, daß er in fünf Minuten vierzigmal meinem Pferd in die Mähne ſpuckte. Desungeachtet erkannte ich gegen Nachbar Ermar ſeine ſeltene Dienſtwilligkeit bewundernd an, aber der Meier antwortete: Denken Sie, das ſpricht er fürs ſchöne Wetter? Auf den erſten Blick ſah er, daß Sie ein Lateinfarmer und trüber Laune ſeien, und indem er letztere mißratenen Wirtſchaftsverhältniſſen zuſchreibt, fürchtet er, Sie möchten Ihre Hofſtelle eingehen laſſen und fortwandern, da uns doch Zuzug, nicht Abzug willkommen ſein muß. Darum bemüht er ſich ſo kräftig um Ihre Kente. Bei dieſer Enttäuſchung ſchlug

ich vor, dem Manne aus der Nähe zu fahren, aber der Meier machte mich darauf aufmerkſam, wie er mit einem eigenen Kennerauge das beſte Niveau der ganzen Waldregion befahre. Eine blumige Stelle, mit den prächtigſten Aſtern überſät, erregte das laute Entzücken Annettes. Und mitten in dieſen Juwelenhain trieb der Farmer ſein plumpes Fuhrwerk. Ich machte ihm Vorwürfe darüber, da antwortete mir der Verwüſter folgendes: Hören Sie, mein Herr, die Lokomotive, die hinter uns nachbrauſt? In zehn Jahren iſt meine Wagenſpur eine Eiſenbahn und ich war der erſte Ingenieur, der ſie abſteckte! Was macht man mit dieſen Leuten? Sie formulieren ihre Proſa mitunter doch großartig! Dann begreift man wenigſtens den Charakter darin und für die nächſte Minute ſind ſie wieder amneſtiert!

Arme Annette! daß ich ſo ruhig all das Geſchwätz niederzuſchreiben vermag! Aber freilich — ich bin ruhig, ſehr ruhig! Geßner ſchrieb ſo ruhig nicht ſeine ſchweizeriſchen, als ich dieſe — amerikaniſche Waldidylle!

Es war wirklich idylliſch. Wir fuhren in eine tiefe geräumige Wieſenbucht wie in einen Hafen: der Wald umdämmte uns rings mit ſeinem kräftigſten Stammholz. Die hohen Laubkronen ſchliefen kapuaniſch wollüſtig in der ſamtenen Himmelsbläue, — aber wenn ſie abendlich zu rauſchen anfingen und die Wachfeuer der Verſammlung aufloderten, und ein feierlicher Bußgeſang dreinſcholl, ſo mußte — den Standpunkt in halbdeutlicher Ferne genommen — das Bild eine gewaltige Wirkung tun. Die Waldwieſe, auf der wir jetzt hielten, war bereits das Lager des Campmeeting. Auf ihrer Mitte ſahen wir die Fuhrwerke der Pilger in ein längliches Viereck zuſammengeſtellt, eine Art Wagenburg. Näher am Waldſaume waren Zelte und Laubhütten zur profanen Haushaltung aufgeſchlagen, das Innere der Wagenburg aber war das Allerheiligſte, der penn. An der Längenfronte desſelben in der Mitte ſtand aus Brettern und Baumäſten gezimmert die Tribüne des Predigers; horizontal vor dieſer liefen die Bänke der Zuhörer, ein Querſchnitt durch dieſelben bildete einen Gang, welcher die Geſchlechter trennte. Die

acht Ecken der beiden Vierecke, in welche durch diesen Querschnitt das oblonge Quadrat des penn zerlegt wurde, sah ich mit Herdstellen versehen. Das Brennmaterial lag schon jetzt darauf in Bereitschaft zum Anzünden für den Nachtgottesdienst. Noch war die Wagenburg leer; alle Hände tummelten sich, die Waldstelle erst häuslich in Besitz zu nehmen. Daß der ganze Ort übrigens ziemlich ab von dem ungesunden Lisbon lag, versteht sich unter smart mens von selbst.

Wir Neulinge sahen sonderbar drein. Da standen wir nun in der Mitte des fremden Volks — es mochten wohl einige Tausende da sein. Ich musterte mir die Versammlung, — auf den ersten Blick war's kein reiches Charakterbild. Was ich schon im einzelnen bemerkt, fand ich hier ausgedehnter bestätigt: e i n Amerikaner sieht dem andern ähnlich. Es ist ohne Uebertreibung wahr: Amerika, das größte Ackerbauland der Erde, hat keinen Bauernstand. Diese Gesichter sieht man auf unsern Börsen. Jedes drückt List und Sorge aus, ihre spitzen, pfiffigen Nasen stecken gleich Widerhaken in der Zukunft — nirgend ein bäuerliches Sattsein in der Gegenwart oder Vergangenheit. Satt ist Amerika überhaupt nicht, trotz seiner größten Fleischkonsumtion. Ich sah noch keine Korpulenz. Alles spindelt und schlottert, namentlich sind die Köpfe so dürr, wie es die edelste Rasse, mindestens bei den Pferden, bedeutet. Hier aber bedeutet es das Fieber.

Wir betrugen uns still und einsam in dem Menschenhaufen. Das Campmeeting, so manche Woche zuvor der Gegenstand unserer Unterhaltung, gab uns in dieser ersten Stunde nicht zu reden von sich. Indem wir mitten drin standen, verloren wir keine Silbe darüber. Annette machte große offene Augen zu allem, aber der Blick drückte fast Schrecken aus. Sie sah überall umher und lief nirgend hinzu. Sie entfernte sich keinen Schritt von unserer Seite. Es kam mir nicht vor, als ob sie viel nach Gespielen und Blumensamen Lust hätte.

Als die Sonne den höchsten Stand hatte, bestieg ein langer, schwarzer Reverend die Predigerkanzel, sein Clerk neben

ihm zog die Glocke. Alles ſtrömte in die Wagenburg. Ein Menſch im geiſtlichen Rock trennte am Eingange die Geſchlechter, inſofern ſie der Ordnung unkundig waren — Annette wurde faſt gewaltſam in die weibliche Abteilung gezogen. Als ſchiene ihr der Schutz einer ſchüchternen deutſchen Frau nicht genügend in dieſer Verbannung, blickte ſie angſtvoll nach uns hinüber und zeigte ſich ſehr aufgeregt. Mein dumpfes Ahnungsgefühl wurde bei dieſem Anblicke um nichts deutlicher, aber um vieles ſchwerer und drückender. Ich ſagte dem Meier (nur mit andern Worten), ſein zartes Kind ſcheine mir nicht gemacht, dieſe Feierlichkeit wochenlang auszuhalten. Er antwortete, man hätte ihm geſagt, ſpäter laſſe die ganze Zeremonie nach und in den letzten Tagen ſei es nur eine Geſchäftsbörſe der Landſchaft.

Der Prediger auf der Tribüne verkündigte den Leuten, daß er bei Gelegenheit des Mittags ſie zum Tiſchgebet verſammelt habe und mit dieſer erſten Andacht erkläre er denn das Campmeeting für eröffnet. Hierauf ſtimmte er ein Lied an, in das die Gemeinde einfiel — was ſoll ich ſagen? Wenn ich in dieſem Lande der Graßheiten noch erſtaunen könnte, ſo wäre ich aus den Wolken gefallen. Die Methodiſten ſangen ihren Bußgeſang nach der Weiſe

Mihi est propositum
In taberna mori!

Es iſt bekannt, daß das ſangesarme Volk der Yankees ſeine Kirchenlieder den weltlichen Melodien der eingewanderten Deutſchen nachbildet. Dieſe muſikaliſche Anleihe ſetzte mich aber doch außer Faſſung. Herr Ermar wurde lutheriſch rot dabei und brummte mir zu: Das Predigen wäre die Hauptſache bei den Methodiſten. Als das Lied zu Ende war, ſagte der Geiſtliche, er überlaſſe die Frommen ihrer ſtillen Betrachtung, und trat ab. Folgte die ſtille Betrachtung. Jeder Kopf ſank auf ſeinen Bruſtknochen, die Blicke ſchloſſen ſich, oder ſtarrten ſo vor ſich hin. Schwere Seufzer, dem Tone des Schnarchens nicht unähnlich, gingen durch die Verſammlung. Ueber das Ganze brannte die Mittagsſonne, — es war getreu das Bild von geſtern mittag.

Die geſenkten Köpfe, das abgeſichelte Stoppelfeld — die Seufzer, das glühheiße Gekniſter im Stroh — warum mußte ich unwillkürlich mitſeufzen? — Ich blickte nach Annetten hinüber: — ſie war an der Seite ihrer Mutter eingeſchlafen.

Die Andächtigen erhoben ſich nach und nach aus der ſtillen Betrachtung und zerſtreuten ſich durchs Waldlager zu den Verrichtungen des Mittags. Frau Ermar ſah ängſtlich um ſich; ſie fühlte offenbar die gleiche Pflicht dieſes Berufes, aber ſie gönnte auch ihrer Schlummernden die Ruhe. Wir konnten bemerken, wie verlegen ſie war, einen Entſchluß zu faſſen. Endlich weckte ſie das Mädchen, aber der Augenblick war übel gewählt. Denn eben wandelte der lange, ſchwarze Reverend den Gang hinab. Indem Annette verwirrt und erſchrocken aus dem Schlafe fuhr, erregte ſie ſeine Aufmerkſamkeit. Er blieb flüchtig vor ihr ſtehen und maß ſie mit einem finſtern Blicke. Mich überlief's. Das „böſe Auge" des Volksglaubens fiel mir ein. Wäre ich Mutter geweſen, ich hätte mein Kind bedeckt gegen dieſen Blick. Ohne ein Wort zu ſagen, wandelte er weiter, aber ich hatte das Gefühl, als wäre hier eine Entweihung vor ſich gegangen.

Der Prediger — nicht der Lisboner, ſondern ein auswärtiger Matador — war ein widerlicher Menſch. Seine gemeinen Züge ſtempelte ſinnliche Roheit. Die breite Anlage ſeiner untern Geſichtshälfte, die ſtarke Muskulatur der Eßorgane gab ihm ſogar etwas tieriſch Brutales. Sein ganzer Charakterausdruck wies keine Spur von Geiſtlichkeit auf, ſelbſt nicht von geiſtlichen Laſtern. Ich kann nicht ſagen, daß ihn das geheimnisvolle Schrecken des Fanatismus umkleidete; die gänzliche Abweſenheit jeder Gemütskraft, ſelbſt einer verirrten, war vielmehr das Schreckliche ſeines Bildes. Sein leeres blaßgraues Auge ſprach eigentlich gar nichts aus; wie bitterböſe er damit blickte, ſchien's die giftige Mißlaune eines Geſchäftsmannes, der ſich nicht ſchnell genug reich melkt an ſeiner Geſchäftskuh. Das war das Grauen ſeines Daſeins, daß er nicht da war in der Welt, die er leitete. Er machte zittern, aber nicht wie ein europäiſcher Torquemada, ſondern wie ein Tölpel, der durch ein Kunſtkabi-

nett geht. Er wird Unheil ſtiften aus platter, blinder Flegelhaftigkeit. Er wird die Spieluhr anfaſſen, wie einen Mühlſtein.

Wir gingen an unſere Feldmahlzeit. Ein eigentümliches Mißbehagen drückte unſern kleinen Kreis. Den Waldraum durchwürzte das traulichſte Parfüm unter der Sonne — Küchen- und Bratenduft: auch ein Ueberfluß von lebendigen Gliedern war da, der dran herumarbeitete. Aber das alles wollte noch keine Verſammlung werden. Jedem einzelnen fehlte das Gefühl der Zuſammengehörigkeit. Man überblickte dieſen Menſchennumerus wie einen aufgelöſten Roſenkranz, ja, wie einen bloßgelegten Kirchhof, deſſen innern Beſtand eine Ueberſchwemmung aufdeckt. Das Campmeeting ſchien ein Haufe von Schnecken, die dicht zuſammenrücken, aber ſie erwärmen ſich doch nicht. Das Ganze bleibt ſo kalt wie das Einzelne. Die Sonne zerfloß in Erbarmen und gab ſich alle Mühe einer äußern Erwärmung. Umſonſt. Wie mochte ſie ſich wundern! drüben in Neapel gelang ihr's ſo trefflich. Fünf Menſchen machen den Lärm eines Volkes dort. Hier Tauſende nicht. In welchen Verhältniſſen leben Sonne und Erde auf ein und demſelben Breitegrad? Iſt ſie dort die Geliebte und hier die Verſchmähte, die um ſo kälter macht, je heißer ſie wird? Unglückliche, wie tragiſch biſt du in deiner Unſchuld! Du brennſt herab, eine Tarantella zu zeitigen und zeitigſt das Fieber. Da waren meine Verweſungsgedanken von geſtern wieder! Wen ſoll man hier anklagen? die Sonne, die Erde, die Menſchen? Ich hätte in die Schöpfung ſchreien mögen, wie König Lear: Mach' mich nicht toll!! —

Viel Volks war in der ſtillen Betrachtung zurückgeblieben: entweder im erſten Drang ſeiner Andacht oder aus pfiffiger Konkurrenz um den Frömmigkeitsruf. Das nötigte auch die andern, ſchleunigſt nachzukommen, und ebenſo trieb es den Prediger vorwärts. Kurz, ich erlebte die Raſerei, daß ſtatt eines geſunden Mittagsſchläfchens das Meeting in der ärgſten Hitze zuſammenrannte und die Wagenburg füllte. Da gab denn der Clerk das Zeichen, der Prediger ſtieg auf die

Kanzel und der Nachmittags-Gottesdienſt fing ſchon am Mittage an.

Die Erbauung eröffnete wieder ein Gaſſenhauer-Pſalm; ich kannte zwar diesmal die Weiſe nicht, aber denke dir etwa: „O mein lieber Auguſtin" oder dergleichen, es verſchlägt nicht viel. Dem ſeelenvollen Liede folgte die Predigt. Alſo die erſte Methodiſtenpredigt! „Rede, daß ich dich ſehe!" ſagte Sokrates. Amerikas Idealismus hat ſich auf die Religion zurückgezogen: hier ſollt' ich ihn jetzt ſehen. Er fing zu reden an.

Aber ſchon nach den erſten Perioden verging mir Hören und Sehen im barſten Sinne des Wortes. Wie ſoll ich dir dieſe Predigt beſchreiben? Nichts Amerikaniſches iſt zu übertragen, du weißt es. Annähernd ein Urbild iſt in Heinrich IV. die Stelle, wo Falſtaff eine Szene am Hof zwiſchen Vater und Sohn repräſentiert. Er ſpricht im vermeintlichen Charakter eines Königs: „Es gibt ein Ding, Heinrich, wovon du oftmals gehört haſt, und das vielen in unſerm Lande unter dem Namen Pech bekannt iſt; dieſes Pech, wie alte Schriftſteller verſichern, pflegt zu beſudeln. — So idealiſiert ein Falſtaff den Satz: Wer Pech anrührt, beſchmutzt ſich! So machte es die Predigt. Und doch iſt mit dieſem Beiſpiel nur der geringſte Teil des Aergerniſſes angedeutet. Falſtaffs Grundgedanke iſt gemein; zu verderben war bloß die einfache Form daran. Hier aber war das Einfache zugleich das Erhabene; die gänzliche Ohnmacht des Methodiſten, aus ſeiner Gemeinheit ſich zu erheben, ſchändete Form und Inhalt zugleich. Der elendeſte aller Gottesknechte erſetzte dieſen geiſtigen Abgang durch phyſiſche Mittel. Nichts konnte alberner ſein als die Art, wie er einzelne Grundſilben betonte und durch eine übermäßige Länge ihre Feierlichkeit nach dem Klaftermaße dehnte. Ein halbhundert Pendelſchläge z. B. dauerte das Längenmaß der erſten Silben in holy oder glory. Solche Götterworte legte er förmlich unter Streckwalzen und quetſchte ſie zu Ewigkeitsdraht. Wenn er auf den devil zu ſprechen kam (und er ſprach von nichts anderm), ſo verſank die Streckmaſchine in einen Keller. Zu

der Dehnung kam dann eine fürchterliche Hohlheit und Tiefe des Tons — in der Wirklichkeit iſt kein Gleichnis dafür. Man muß es aus der Möglichkeit holen und ſich vorſtellen, eine ähnliche Klangfarbe gäbe es vielleicht, wenn ein Bär in das Spundloch des Heidelberger Faſſes brummte. Aus dieſem Bauchrednerbaſſe in die kreiſchendſte Fiſtel umzuſchlagen, war eins ſeiner beliebteſten Kunſtmittel. Man glaubte einen verzweifelnden Hahn zu hören, der zwiſchen Mardern und Iltiſſen um die Integrität ſeines Harems ſchreit, wenn er im ſchneidendſten Falſett auf einmal den Aufſchrei einer verdammten Seele losließ. Kurz, der Weihevolle ſchlug ſich in Gedanken, Worten und Gebärden über alle Hinderniſſe der menſchlichen Grenzen direkt zum Pavian durch.

Das war der Hirt. Und dieſem Hirten entſprach die Herde. Die Herde ſteht hier ganz ohne Allegorie da. Sie war es wirklich. Zwar in der erſten Viertelſtunde hielt die mitgebrachte Menſchenhaut noch ihre Nähte. Aber bald fing ſie zu platzen an. Zuerſt brachte die Bußpredigt eine ſonderbare, gewitterähnliche Unruhe unter den Zuhörern hervor, ein Zappeln und Trippeln von einem Bein auf das andere, ein Stöhnen, Seufzen, Wimmern und Schluchzen, gemiſcht mit einem faſt zornigen Murren, das einem Aufruhrgemurmel glich — Aufruhr gegen den Teufel. Dieſe Geräuſche erhoben ſich nach und nach zu der Höhe des Lärmes. Wie man in einem ſchwülen Raum die Kleidungsſtücke ablegt, ſo begannen die Seelen, die ins Schweißtreiben gerieten, ſich zu lüften. Man verzweifelte, man verfluchte ſich, man ſchrie laut die Namen derjenigen Laſter umher, von denen man ſich am ſchwerſten bedrückt fühlte, und forderte andere auf, das gleiche zu tun, man ſchrie dem Prediger Beifall zu, ließ ſich die kräftigſten Stellen wiederholen, brüllte ſie im Chor nach, kurz, man betäubte ſich gewaltſam. Einer Verſammlung von Tauſenden gelingt das wunderbar ſchnell. Im Nu waren die menſchlichen Stimmen verſchwunden und ein Heulen, Blöken, Bellen, Grunzen, Miauen und Schnarren hub an, als ob eine Noahsarche im Schiffbruch begriffen wäre, und

alle Tiergattungen der Erde um Hilfe ſchrien. Dazu ſtrampften die Beine, die Arme fuhren in die Luft, die Hände ſchlugen um ſich, man ſchüttelte die Leiber, ſtieß, rieb, trieb, zwickte und zwackte ſich, um der Teufelsaustreibung ſo gewiß als möglich zu werden. In dieſem Tumulte gingen endlich die Donner des Predigers unter. Nur in einzelnen langgehaltenen Pauſen ſchlug noch ſein hohler Weheruf durch, wie Glockenſignale in einer feuerlärmenden Stadt. Zuletzt verhallte auch das — der Brand war fertig, das Schüreiſen ruhte.

Ich ſtand da, von Scham übergoſſen. Die Unkeuſchheit dieſer Szene ließ mich bereuen, ein Menſch zu ſein. Darum alſo mähte der Würgengel der Ziviliſation die eingebornen Naturvölker vor ſich her, um dieſes Chriſtentum nachzupflanzen! Ich ſah unwillkürlich nach Weſten aus, als müßt' ich der Staubwolke des letzten abziehenden Indianerſtammes mich anſchließen können.

Aber hier war kein Ort zu Betrachtungen.

Auf einmal ſchoß ein Schrei neben mir auf — ich prallte zurück wie vor einer Exploſion. Jeſus komm' herab! Jeſus komm' herab! lärmte ein Knabe in meiner Nähe mit einer Lunge aus Granit. Und es genügte ihm nicht etwa der ein- und zweimalige Anruf, ſondern er wiederholte dieſe Formel fort und fort, ungefähr wie unſere Kinder ihr: Maikäfer flieg' oder: Schmetterling, buntes Ding! auf warmen Frühlingswieſen rufen. Erſtaunt fragte ich meinen Nachbar, wie es komme, daß der Mutwillige dieſen Unfug ſich erlauben dürfe und kein Erwachſener ihm wehre. Der Angeredete maß mich mit einem großen Blicke, dann hub er an: Es ſcheint, Sie ſind fremd, mein Herr. Dieſer tugendhafte Knabe lag ſchon geſtern im brünſtigen Gebete und will es mit des Allbarmherzigen göttlicher Hilfe zu einer W i e d e r b e l e b u n g bringen. Gebe der Himmel ſeinen Segen dazu! Aber die Kräfte des Leibes müſſen mit aller Tätigkeit mitwirken, wenn die gebundene Seele ihre Feſſel ſprengen ſoll. Brav arbeitet er, der Kleine! Sehen Sie, wie ihm die Halsadern ſchwellen! Wie das Geſicht ihm anläuft! Er

wird den wunderwirkenden Blutdruck aufs Gehirn früher zuſtande bringen als wir trägen Gewohnheitsſünder. Er bringt es zu einem der glänzendſten reviews, geben Sie acht. Methodiſtenprediger will er werden, der Sohn der Gnade. Wir wünſchen uns Glück dazu. Nie hatte ein Kind des neuen Landes beſſere Gaben für dieſen Beruf. Welch eine Lunge, mein Herr!

Während dieſer Worte hatte ich den Knaben nachſinnend betrachtet. Es kam mir vor, als ob dieſe Lunge ſchon öfter geglänzt hätte. Wie war ich überraſcht, ihn endlich zu erkennen — es war Hoby der Straßenjunge! — Es war derſelbe Lump, der auf der Battery Schandſchriften verkauft, der im tragiſchen Theater als Chef du succès ſpektakuliert hatte — zwei Begegniſſe, von denen ich dir erwähnt, wenn ich nicht irre. Und zum dritten Male fand ich jetzt dieſe amerikaniſche Jugendblüte in den Wäldern Ohios als Kandidaten des geiſtlichen Lehramts!

Bei dieſer Entdeckung ertrug ich die Scham meiner Anweſenheit nicht länger. Ich drängte mich ſachte nach dem Ausgange zurück, und gewann, obwohl mit einigem Aufſehen das Freie. Ich ſattelte mein Pferd und beſtieg es. Eine Stunde von hier lag die pennſylvaniſche Grenze und Gadshill, wo Doktor Althof wohnte. Dort wollte ich Aufnahme ſuchen für die kleine Annette. Denn daß ich das Kind von dem Campmeeting entfernen müſſe, verſtand ſich nach dieſer Erſtlingsprobe von ſelbſt. Den Meier nötigenfalls zu beherrſchen, war mein Recht und meine Pflicht. Um ihm Fertiges zu bieten, ſäumte ich keinen Augenblick, die Sache mit dem Doktor gleich abzumachen. Ich ritt davon und hörte, glaub' ich, ziſchen und grunzen hinter mir. Hobys Geſchrei: Jeſus, komm herab! tönte mir vor allem nach.

Aber nahe vor Gadshill begegnete mir Doktor Althof ſelbſt, mit Poll dem Apotheker. Er ritt eben auch zum Campmeeting. Ich verwunderte mich, daß ihm ſeine Praxis erlaube, ſolchen Schauſpielen nachzugehen. Er ſah mich groß an. Gerade dort iſt mein Poſten jetzt, Herr Kollege — war ſeine Antwort; — ſchöne Apoplexien, Konvulſionen, Ohn-

machten, Krämpfe, Neuralgien in allen Sorten und Muſtern, kapitale Paroxysmen — was denken Sie denn von einem Campmeeting! Dabei wies er auf ein drittes Pferd, welches mit einer Feldapotheke bepackt, hinter den beiden Reitern hertrabte. Ich ſah mir den Gaul mit einer Art von Reſpekt an; dies alſo war die Perſon, die in dieſem Konventikel das letzte Wort hatte!

Ich verſagte mir nicht, meinen Gefühlen über die Szene, von der ich ſoeben kam, freien Lauf zu laſſen.

Die Religion, ſagte der Doktor, iſt in Italien ein Ballett, in Spanien eine Verſchwörung, in Deutſchland eine philoſophiſche Liebe, in Amerika iſt ſie eine Maſchine von ſoundſoviel Pferdekraft.

Ich verwundere mich überhaupt, war meine Antwort, daß die hieſige Menſchheit nicht längſt ſich eine neue Religion gegeben. Das Chriſtentum ward der leidenden Welt verkündet, der Sehnſucht nach dem Jenſeits; hier haben wir ein Reich der Tat, eine leidenſchaftliche Befangenheit im Diesſeits, eine abſolute Unfähigkeit zur Vertiefung und Verinnerlichung. Lauter Gegenſätze zum Chriſtentum. Amerika braucht eine eigene Religion.

Ich glaube, es bekommt ſie auch noch, ſagte Althof; das Volk arbeitet an allen Punkten daran. Was bedeuten dieſe Hunderte von Sekten, die täglich entſtehen und vergehen, anders, als das Suchen nach einer nationalen Form der Religion?

Der Apotheker lächelte ſchalkhaft. Ich ſah ihn befremdet an, da hier zunächſt kein Anlaß zur Heiterkeit gegeben war; der Doktor bemerkte beides und gab mir mit der beſten Miene folgende Erklärung: Herr Poll denkt an meine geweſene Braut, jetzige Prophetin im Killanytal. Wohlan, wenn Sie geneigt ſind, ein Pröbchen von amerikaniſcher Religionsmache zu hören — die Geſchichte iſt dieſe: Ich hatte meine Mina aus Deutſchland mitgenommen, in der Abſicht, unſere Ehe zu vollziehen, ſobald mein Wirkungskreis ein geſicherter würde. In der Dauer dieſer Wartezeit verſchwand mir auf

einmal das Mädchen. Niemand wußte, wohin? Sie hatte mir zwar Zeilen zurückgelaſſen von entweder freiwilliger oder unfreiwilliger Myſtik des Stils; genug, ich konnte alles drin leſen, ich las aber, da ich überhaupt kein weibliches Motiv einer ſolchen Flucht kenne, gar nichts darin. Ich zählte das Mädchen zu jenen Entarteten, die den ungeheuren Uebergang von der alten zur neuen Welt moraliſch nicht beſtehen, und vergaß ſie. Die Kleine hatte ſich aber, in aller Stille gereift an der hieſigen Humbugluft, folgendes Plänchen ausgedacht: Sie lief nach Philadelphia und nahm Kondition in einer Modewarenhandlung. Da ſie in ihren neuen Verhältniſſen nur Deutſch ſprach, ſo war die unterſte Stelle, die ſchlechteſte Gage und eine demgemäße Behandlung ihr Los. Dieſes Los ſchien ihr ſehr nahe zu gehen. Nach reicherer Sprachkenntnis ſah man ſie das heftigſte Verlangen tragen. Sie ließ ſich berechnen, was engliſche und franzöſiſche Lektionen koſten möchten. Sie ſparte mit peinlicher Entſagung, verzweifelte an der Unzulänglichkeit ihrer Mittel, raffte ſich wieder auf, erlahmte von neuem, man ſah ſie ſtundenlang ihr Unglück beweinen, ſie rief die Kraft der Religion zu Hilfe, warf ſich in die Arme der Konventikeln und Miſſionen, ja ihre Lippen fingen oft mitten im Verkaufsladen zu beten an. Da rauſcht eines Tags ein glänzendes Bukett von Ariſtokraten des „alten Landes" in ihren Baſar. Herren und Damen, Kinder und Bediente bezaubern ihr Ohr mit der Muſik der heiß erſehnten Sprachen. Die arme deutſche Magd lauſcht wie auf das Säuſeln der Gottheit. Ihr Herz ſchwillt, ſie vergißt ſich, ſtatt zu ſervieren, fängt ſie zu beten an. Die Direktrice begegnet ihr ſtreng, ſie bricht in einen Tränenſtrom aus. Die Direktrice weiſt ſie voll Zorn und Verlegenheit fort, da wird das Maß der überreizten Seele voll. Ekſtatiſch fällt ſie auf die Knie, ringt die Hände, und fleht in dem impoſanten, ſinnlos-erhabenen Schwall ihrer Miſſionsmyſtiker den Himmel um ſeinen Beiſtand an. Das Wunder geſchieht. Verklärt ſpringt ſie auf. Sieg leuchtet ihr ſeheriſches Auge, ſie öffnet den Mund, die Sprache der Staël und der Martineau ſprudelt wie eine Kaskade über

die gottbegnadeten Lippen. Der Salon erſtarrt. In einer Minute hat Fama ihre Lauffeuer angezündet, das Volk ſperrt die Straße, ſelig wer zuerſt die neuen Sprachlaute der neuen Prophetin vernimmt; Kranke laſſen ſich ihre Hände auflegen, der Saum ihrer Kleider wird geküßt. — In einem Tale Pennſylvaniens, wohin ſie der Einladung eines Gläubigen folgte, iſt ſie jetzt Prophetin. Sie bewohnt einen Palaſt und fährt mit Vieren und zählt ihre Gemeinde nach Tauſenden. Aus dieſem Glanze heraus — denn wunderbar iſt das Frauenherz — hat ſie mir wieder ihre Hand angeboten; zum Danke für ſoviel Treue gelobt' ich ihr auf ewig jenes Mädchenpenſionat zu verſchweigen, in welchem ſie Franzöſiſch und Engliſch gelernt. Haben Sie aber Luſt, einen Kopf voll Tiefſinn und Vernunft zu riskieren, ſo gehen Sie in das Killanytal und zweifeln Sie an dem Pfingſtwunder der Miß Mina. Der Yankee ſchlägt ſich für ſie, wie nur ein Menſch für das Göttliche kämpft. Die witzige Ladenmamſell iſt ein Teil des amerikaniſchen Logos geworden.

Ich antwortete: Wo die Menſchheit in ſo verzerrten Zügen auftritt wie hier, da bleibt nichts anders übrig, als ſie zu begreifen. Denn nur holde Rätſel läßt man ſich gefallen, ärgerliche muß man wenigſtens auflöſen, um ſie erträglich zu machen. Ich kann die Möglichkeit dieſes plumpen Wunderglaubens einſehen. Das Volk hat nun einmal keine Vergangenheit. Warum ſollte es vergangene Wunder haben? Es will gegenwärtige! Es iſt zu praktiſch, zu ungeduldig, um nicht ſelbſt zu leiſten, was andere Menſchen, was andere Zeiten auch geleiſtet haben. Seine einzige Geiſtesnahrung, die Bibel, ſtellt ihm ein auserwähltes Volk mit ſeinen Propheten auf. Man denke ſich dabei die Gärung in einer amerikaniſchen Bruſt! Bekanntlich iſt Bruder Jonathan ſich ſelbſt das auserwählteſte aller Völker. Der liebe Gott ſollte mit Juden umgegangen ſein und mit Amerikanern nicht umgehen wollen? Konkurrenz! Wahrlich, das Wort darf uns nicht zu profan ſein, es iſt auch hier das wahre Schlagwort der Sache.

Ich möchte ſagen, der Amerikaner verhält ſich zur Bibel,

wie Don Quirotte zu ſeinen Ritterbüchern — sans comparaison! — warf Poll jovialiſch hin.

Sehr richtig! ſagt' ich mit lebhafter Zuſtimmung. Don Quirotte fühlt ſein eigenſtes Weſen ſich erklärt und enträtſelt im Unſchaun ſeiner romantiſchen Vorbilder. So ſind auch dem Amerikaner die bibliſchen Wunder ganz aus der Seele geſprochen. Geht er doch allenthalben darauf aus, die Natur zu überwinden, und wo wäre ſie gründlicher überwunden als im Wunder? Meine Herren, ſehen wir genauer hin, es herrſcht die natürlichſte Wahlverwandtſchaft zwiſchen den neuamerikaniſchen und altjüdiſchen Humbugern!

Sollte der künftige Islam dieſes Weltteils nicht überhaupt H u m b u g heißen? fragte der Doktor.

Wenigſtens, antwortete ich, iſt dieſer Ausdruck der erſchöpfendſte für den amerikaniſchen Nationalgeiſt; und um den Nationalgeiſt handelt es ſich ja in der neuen Religion, von ihm ſind wir ja ausgegangen. Das iſt's, was die kleinen Sekten-Humbuger reüſſieren läßt: daß ſie dieſen e i n e n Nerv glücklich berühren. Es frägt ſich dabei gar nicht, wie überall, um die Authentizität ihrer Wunder; ihr Wunder iſt, die Eigentümlichkeit des Volksgeiſtes zu erraten. Nicht die Wahrheit iſt glaubwürdig, ſondern dasjenige Märchen, das den Märchengeſchmack am beſten errät. Tritt nun nach dieſen kleinen Humbugern ein Groß-Humbuger auf, der nicht einen, ſondern alle Nerven zugleich berührt, die ganze Klaviatur der Volksgefühle auf einmal ſpielt, ſo iſt die neue Religion fertig, die Sekten münden in ſie wie die Nebenflüſſe in den Miſſiſſippi. Sie haben das Wort „Islam", fuhr ich fort, glücklich gebraucht. Der Islam iſt eine Redaktion der Bibel und des Evangeliums in arabiſchen Formen, geſtützt auf die Ueberlieferungen des Volks und die Perſönlichkeit des Propheten. Das ungefähr iſt's, worauf es hier ankommt. Bibel und Evangelium werden auch dem amerikaniſchen Mohammed die Grundlage liefern: weſentlich wird aber immer die Umdichtung in amerikaniſche Formen, die Befriedigung des koloſſalen amerikaniſchen Nationalpathos

dabei ſein. Und in dieſem Sinne werden wir die hieſige Zukunftsreligion ohne alle Frivolität Humbug nennen dürfen. Sie wird eine Religion des Unternehmungsgeiſtes, der Eroberung, eine Religion go ahead ſein. Sie wird das: liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt, ſo lange nationaliſieren, bis ein help your selp! daraus wird. Kurz, ſie wird national ſein. Dieſes Moment darf keiner Religion fehlen, vielmehr iſt es der innerſte Kern und das tiefſte Bedürfnis einer jeden. Die Römer und Griechen hatten kein Nationalgefühl mehr und die Germanen hatten's noch nicht, als ſie ihre heutige Religion annahmen. Hier ſtehen die Sachen anders. Es iſt eigentlich die größte Anomalie, daß das Volk nur die Stempelakte und nicht auch die Religion des Mutterlandes abwarf. In ſeinen Verhältniſſen kann es gar nichts brauchen von Europa. Der Grund iſt einzig, daß man Religionen nicht ſo ſchnell macht wie Konſtitutionen, obwohl man auch dieſe mitunter zu ſchnell macht. Aber eben darum ſteht der Islam Amerikas noch bevor.

Bis dahin, ſagte der Doktor, müſſen wir freilich methodiſtiſche Tobſucht und puritaniſche Starrſucht für unſer liebes altes Chriſtentum gelten laſſen. Unſereiner ſteht ſich am beſten dabei. Man wird ordentlich Doktor der Medizin und Theologie zugleich bei dieſen chriſtlichen Suchten.

So unterhielten wir uns, indem wir über dieſes Stück amerikaniſche Erde ritten. Unſere Zungen lechzten, unſere Pferde ſuchten ohne alle Anleitung den kurzen Schatten am Wegſaum. Wir waren froh, das Waldlager zu erreichen. Das Geſchrei: Jeſus komm herab! ertönte noch immer. Faſt zwei Stunden war ich abweſend geweſen.

Als wir unſere Pferde abgezäumt hatten und in die Wagenburg eintraten, fand ich vieles verändert. Die ganze Menſchenwoge lag nicht mehr breit über den vorhandenen Raum ausgegoſſen, ſondern zugeſpitzt wie zur Springflut; alles kulminierte in einem dichtgedrängten Kreis. Der Kreis war inwendig hohl; drinnen erſcholl jetzt die Stimme: Jeſus komm herab! aber die umgebende Menge verhielt ſich ſchweigend. Hoby, der Straßenjunge, war zum Mittelpunkte der

Andacht geworden. — Ich merke, er ſitzt auf dem „Angſtſtuhl", ſagte Doktor Althoff — bitte, Poll, reichen Sie mir das Beſteck, wenn ich etwa eine Ader ſchlagen müßte. Erſchrocken machte ich Fragen, aber Althof antwortete: Wir werden ſehen, mein Herr. Er und der ſtudentiſche Poll betrugen ſich auf einmal knapp und gemeſſen. Unter den Amerikanern nahmen ſie ihre amerikaniſche Miene vor.

Wir drängten uns aus der Peripherie des Menſchenknäuels mutig ins Zentrum durch. Die Szene hier war folgende. Hoby ſaß in der Tat auf einem niedern Stuhl, nach der vorigen Aeußerung, dem A n g ſt ſt u h l. Der Prediger und ſein Gehilfe ſtanden ihm links und rechts zur Seite und hielten, oder vielmehr rüttelten und ſchüttelten ihn wie ein Sieb, um ſeine wundertätigen Zirkulationen zu befördern. Er lag oder ſtreckte ſich in ihren Armen, und tat, zwiſchen den Ausrufungen an Jeſu, ſeine Wiederbelebungsbeichte. Ich habe geſtohlen — Jeſus komm herab! ich war unzüchtig — Jeſus komm herab! — ich entweihte den Sabbat — Jeſus komm herab! uſw. So oft er eine Sünde nannte, ſtieß er heftig mit dem Bein, gleichſam unter Fußtritten ſie verabſchiedend; bei der Formel: Jeſus komm herab! fuhr er dagegen mit der Hand in die Luft, wie Macbeth, der nach dem Dolche haſcht. Dieſe Gebärden löſten ſich faſt kanoniſchregelmäßig einander ab: es ſah aus wie Maſchinenarbeit, wie Drahtpuppenbewegung. Ein ähnliches Manöver wiederholte er mit der Stimme. Das Bekenntnis einer Sünde ſtöhnte er dumpf und röchelnd wie ein Sterbender, den Refrain: Jeſus komm herab! ſtieß er gellend heraus wie im aufſchreienden Schmerzgefühl. Dabei atmete ſein heiſerer, offen ſtehender Schlund kurz und lechzend, ſeine Augen rollten wild, ſein Geſicht war aufgedunſen, verdummt und verquollen, Schweiß und Schaum bedeckte es reichlich. Die Umſtehenden blickten mit groſſer Andacht auf dieſes Bild des Abſcheus.

Ich wendete geekelt das Auge davon. Wäre es möglich geweſen, das dichte Gedränge von Menſchen zu durchpirſchen wie ein Walddickicht, ſo hätte ich ſogleich die Familie Ermar

aufgesucht. Ich brannte vor Ungeduld, mich zu überzeugen, daß ihre deutsche Natur entweder selbst schon abgeschreckt sei, oder mindestens meine Sorge für Annette gutheiße. Zufällig standen sie mir näher, als ich ahnte. Indem ich den Kreis überblickte, sah ich Vater, Mutter und Kind an einem mir entgegengesetzten Punkte des Zirkels in den vordersten Reihen stehen. Annette hielt sich ihr Taschentuch vor die Augen, weil ihr die Sonne grell ins Gesicht schien, oder um sich vor dem barbarischen Schauspiele der Wiederbelebung zu schützen. Ich mochte gerne das letztere glauben. Die Mutter stand etwas zurück, ich sah nur ihre vorgestreckten Hände auf Annettens Schultern ruhen. Ich suchte mich zu nähern. Ich rückte sachte aber beständig von meinem Platz dem ihrigen zu. Von Zeit zu Zeit gab ich Winke meines Daseins. Endlich wurde ich bemerkt. Annette fuhr bei meinem Anblick freudevoll auf, sie sprang aus der Reihe und rief mir voll Selbstvergessenheit zu: Ach, Herr Bruder, laß uns gehn! Ich erschrak nicht wenig. Fern, wie ich noch war, gab ich ihr ein Zeichen der Beschwichtigung. Aber das Unglück packte sie schnell. Der schwarze Prediger warf sich ihr entgegen und donnerte sie an: Halt, junge Sünderin, wohin? Warum willst du fort? Steh' und verantworte dich: Bist du für Gott oder für den Teufel? Annette bebte zusammen. Sie wurde brennend rot, schlug das Auge nieder, zitterte heftig und antwortete wie ein erschrockenes Kind: mit Tränen. Das sinnloseste aller Tiere hielt diese Stummheit für Verstocktheit. Schreib' sie in das Buch des Teufels! brüllte der Pfaff seinem Schreiber zu. Da fuhr sich das Mädchen an die Stirne, ein durchdringender Schrei, ein Riß durch alle Gesichtsmuskeln, sie stürzte zu Boden.

Man sagte mir, ich habe wie eine Tigerkatze an der Kehle des Methodisten gehangen, und zwei Parteien haben mich wechselweise beschützt und geprügelt.

Ich kam wieder zur Besinnung; Annette nicht mehr. Der Schlag hat ihr Gehirn gelähmt; sie deliriert.

Man will das unglückliche Kind in das Irrenhaus zu Columbus bringen. Das Irrenhaus zu Columbus hat eine

Fassade von Säulen und Pilastern, eine prächtige Marmorbekleidung und ist, wie alle Narren- und Zuchthäuser dieses Landes, das schönste Gebäude seiner Stadt. Wenn dich der Direktor darin herumführt, so wird er sein respektvollstes Nationalgesicht vorlegen, und in seinem langweiligen Englisch feierlich perorieren: Dieses Haus ist errichtet worden und ausgestattet von den Beiträgen großmütiger Bürger des Staates Ohio zum Heile derjenigen unserer leidenden Mitchristen, welchen der göttliche Ratschluß die Gesundheit des Geistes entbehren läßt. Es enthält dreihundert Wohnungen, Betsäle, Lesesäle, Badesalons und einen Garten von fünfzig Acre Landes. Es wird ärztlich geleitet von dem sehr ehrenwerten Herrn Doktor Jehadiah Bykbookbeaker, die Kosten seines jährlichen Unterhalts betragen die Summe von hunderttausend Dollars. Die Einrichtungen und Zustände der Anstalt sind solche, welche den Fortschritten der Wissenschaft, der Blüte des Staates Ohio, dem Ruhme unsrer großen und erleuchteten Nation in allen Teilen entsprechen. Unsre Wohltätigkeitsanstalten sind der Stolz unsers Landes.

Aber wie sie sich füllen, sagte er nicht.

Siebentes Kapitel

Dieſer Brief war der letzte, den Moorfeld aus Ohio an Benthal ſchrieb. Die ſcheinbare Ruhe und Mäßigung, womit er die unglückliche Begebenheit erzählt, war vielleicht ſchon in dem Augenblicke, da er's tat, entweder nur die Ohnmacht des Betäubten, oder das mühſamſte Produkt der Reflexion, womit er — ein Mann vor einem Mann — ſich zuſammennahm. Anders ſah ihn ſeine nächſte Umgebung. Der Ausbruch der Wut, von welchem er in knappeſter Gemeſſenheit Erwähnung macht, daß er ihn unmittelbar gegen den Urheber des Unglücks gerichtet, flutete ungezähmt auch über die feſteren Dämme der geſelligen Ordnung und Verträglichkeit. Zunächſt zerfiel er mit Doktor Althof. Was er in ſeinem Briefe ſo ruhig ausſpricht: „Man will das unglückliche Kind in das Irrenhaus zu Columbus bringen", bekämpfte er in der Wirklichkeit mit dem heftigſten Widerſpruch. Er wolle ſie nun und nimmermehr „unter den Fäuſten der Yankees" wiſſen, ſchwor er ununterbrochen, wie er überhaupt alle Heilvorſchläge des Doktors, welche die gewöhnliche Praxis in Lähmungsfällen befolgt, leidenſchaftlich verwarf. Er ſchalt den Doktor einen „kraſſen Somatiker", wollte das Kind mit Adagios auf der Violine heilen, wollte ihr friſche Blumen aus Deutſchland kommen laſſen und malte einen „Heilplan der Liebe" aus, der vielleicht eine ſchönere Eingebung der Poeſie als der Wiſſenſchaft war. Ganz außer ſich geriet er aber, als Vater Ermar ſelbſt, ohne von dem ärztlichen Streite einen Begriff zu haben, nur dem natürlichen Inſtinkte des Verſtandes folgend, die Partei des Beſonnenen gegen den Exzentriſchen ergriff und ſeine Kranke der ausſchließlichen Behandlung des Doktor Althof anheim-

ſtellte. So vergingen die erſten Stunden und Tage im Hauſe des Doktor Althof zu Gadshill, dem unmittelbaren Schauplatze nach jener traurigen Kataſtrophe, unter einem fortwährenden Sturme von Aufregungen, die alles verwirrten, Meinungskämpfen, die niemanden belehrten, Sorgen, die ſich ſelbſt im Wege ſtanden, Tätigkeiten, die ohne Frucht blieben, und Moorfeld war nahe daran, das zweite Opfer zu werden. In ſeinen brennendſten Energien ohne Nutzen und Einfluß, von dem eigenen Triebe der Selbſterhaltung dunkel gemahnt, daß ſein erſchüttertes Nervenleben die Gefahr nur teilen, nicht aufheben könne, ergab er ſich zuletzt in den Gedanken, einen Menſchenkreis zu verlaſſen, in welchem das ungeſtümſte Herz das unfruchtbarſte war. Er nahm dem Doktor Althof ſein Manneswort ab, vor ſeiner Zurückkunft Annetten nicht nach Columbus zu ſchicken, dann ritt er aus, um von dem ſchweren Unglücksſchlage zunächſt ſich ſelbſt zu erholen.

An ſein Haus konnte er nicht denken. Die öde Waldhütte, des Schottländers dumpfe Geſellſchaft waren doppelt unheimlich in dieſen Augenblicken. Ebenſo war ihm die geſellige Nähe anderer Menſchenwohnungen verleidet. Die Natur in ihrer wilden Schönheit und Unſchuld, die unberührten Reize verſchwiegener Einſamkeiten hatten vielleicht allein das Wort, — eines jener einfachen, ewigen Worte hier auszuſprechen, an denen das Menſchenherz zu allen Zeiten geſundet. Moorfeld folgte dieſem Zuge.

Er dachte an die Schönheit der „Seen". Erie — Huron — Michigan — Saginaw — Makinaw — St. Clair — St. Marie — das waren die Namen, welche damals von den Tauperlen ſehnſüchtiger Einbildungskraft glänzten. Jene wunderbaren Binnenmeere, mit ihren durchſichtigen, kriſtallhellen Gewäſſern, mit ihren undurchforſchten Labyrinthen friedensſeliger Eilande, mit ihrem dichtbelaubten Kranze länderbedeckender Wälder, jene duftigen Grenzbezirke der Menſchheit, an welchen der ſeltene Reiſende damals ankam, wie Alexander an den Toren des Paradieſes, — ihre Kunde erſcholl in den Regionen der Ziviliſation mit einem

Zauberklange, den das Gemüt tief in ſich aufnahm, in die Wünſche und Träume der inneren Welt leiſe mitklingen ließ, den frecheren Geräuſchen der zudringlichen Gegenwart vielleicht unterordnete, aber brach der rechte Augenblick an, dann ſtieg das trotzverheißende Bild dieſer engelreinen Erde hinreißend vor dem inneren Auge empor und alle Stimmen des qualbeladenen Herzens riefen laut: Auf nach den Seen!

Wir vergeſſen nämlich nicht: Zwiſchen uns und unſrer Geſchichte liegt eine Generation. Wenn die Phraſe von dem „Belecken der Kultur" ſchon in den meiſten Fällen eine übereilte iſt, da von den ungeheuren Formen von Meer und Land die einzelnen Umformungen durch Menſchenarbeit in der Regel doch infuſoriſcher erſcheinen, als der Schöpfungs-König ſich ſchmeichelt, ſo lag vor dreiundzwanzig Jahren die Region der nordamerikaniſchen Süßwaſſerſeen in der Tat noch in dem zauberiſchen Kindheitsdämmer einer halbmythiſchen Geographie. Zwar wehte die Rauchflagge des Steamers ſchon in jenen Urweltsregionen, aber dieſe fruchtbare Gattung von Seeungeheuern hatte ihr Geſchlecht noch nicht zu der Ausbreitung von heute gebracht. Noch war die einſame Welle dieſer Gewäſſer des indianiſchen Ruders gewohnter als der wühlenden Dampfmaſchine, noch ſtand der Eichwald in ungelichteten Reihen um die heimatliche Seebucht, der heute in allen Schiffsgeſtalten die Meere der Welt durchfurcht, noch hielt der Bär ſeinen ruhigen Winterſchlaf in Höhlen, wo heute Bijouterieläden ſtrahlen und im gasflammenden Leſekabinett die Zeitungen von London und Paris aufliegen.

Dahin nun richtete Moorfeld nach der Verblutung des erſten, wildeſten Schmerzes ſeine ſtillen Wege. Im Augenblicke des Abſchieds blieb ihm mit Doktor Althof noch ein harter Kampf zu beſtehen. Der vorſichtige Mann beſtand darauf, Moorfeld ſollte, wie er ſich ſchonend ausdrückte, einen — Diener mitnehmen. Der Arzt erriet aber den Arzt und kalt-beleidigt gab Moorfeld die Antwort: Kann unbegleitet zur Hölle gehn! Auch ſeinen Abſchied von Annetten ſuchte Doktor Althof um jeden Preis hintanzuhalten. Ein

Schlaganfall hatte ſich noch tags zuvor wiederholt und das Kind einen entſetzlichen Schritt weiter in ſeiner Krankheit geführt. Die Geſichtszüge waren von der Lähmung bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, die Zunge kaum noch eines tierähnlichen Stammelns fähig, die Irre des Geiſtes vergröberter, finſtrer. Es war ein peinlicher Augenblick, als Moorfeld den letzten Kuß auf die „entgeiſterte Stirne" zu drücken begehrte. Der Doktor, der Vater, die Mutter ſelbſt ſtellten ſich mit Bitten und Tränen davor. Je gereizter Moorfeld ſeinen Willen behauptete, deſto gefährlicher ſchien es, ihn zu erfüllen. Zuletzt bewältigt aber die Menſchen nichts ſo ſehr als die Leidenſchaft, wo ſie in ihrem Berufe iſt, und das Nachgeben mußte gewagt werden. Man führte ihn vor das Bild der Unglücklichen. Alles bangte einem entſetzlichen Ausbruche entgegen, als Moorfeld mit offenen Armen auf die gräßlich Verlorene zuſchritt. Aber er blieb ruhig. Stillſinnend hielt er das Kind vor ſich hin, und vertiefte ſich in ſein Anſchauen. Nach einer langen Pauſe rief er aus:

Warum nannt' ich dich auch Schweſter! Dann legte er ſeine Hand auf ihren Scheitel und ſprach: Sei geſegnet, mein Kind! Der Gott der Menſchenopfer hat dein Schickſal erlaubt. Das reine Weib und die Schuld dieſer Welt haben eine alte, myſtiſche Gegenſeitigkeit. Edle Jungfrauen ſeh' ich den Ungeheuern des Altertums opfern, und noch dem Kreuze bringt die Jungfrau blutigen Tribut. Es mußte ſo ſein! Dieſem Lande fängt ſein zweites Zeitalter an. Als Leiber mit Leibern hier rangen, riß die Rothaut den Skalp vom Haupte der Weißen; heut' rollen Geiſterſchlachten über dieſen Boden und die Wilden ſkalpieren Geiſter. Zu groß iſt, was hier beginnt, es muß barbariſch beginnen. Die Sieger von Teutoburg, die zweimal Rom überwunden, ſollen deutſches Geiſtesbanner auf Waſhingtons Kapitol pflanzen. Die neue Welt iſt ihnen gegeben, wie die alte. Voran, deutſche Jungfrau, heilige, weihe! Du leideſt für dein Volk; du biſt Deutſchland! armes, frommes, mißhandeltes Kind. Mit deinem Unglück iſt dieſer Boden deutſch geworden; — könnte der Geiſt denn ſiegen, wenn er nicht zertreten wird? Wir

haben, liebes Kind, eine große Schuld in dieſes Land eingeführt: wir ſind unſchuldig! Wir ſind wahrhaftig unter den Lügnern, wir ſind aufopfernd unter den Selbſtlingen, wir ſind zart unter den Ungeſchlachten, wir ſind keuſch unter den Frechen, wir ſind tiefſinnig unter den Stumpfen, wir ſind fromm unter den Heuchlern, wir haben Herzen unter Ziffern, wir ſind Menſchen unter Beſtien! Ob wir ſiegen werden; — wer darf zweifeln, wenn Kolumbus nicht der Vater der Atheiſten ſein ſoll? Aber bis dahin, werden ſie uns erwürgen. Viel ſchönes Leben wird untergehen. Sie haben ſcharfe Meſſer und volle Kanonen, die weißen Delawaren und Mohikaner. Sie haben uns das Zauberwort der Kultur nachgeſtammelt, aber unrein, daß ſie nicht gute, nur verderbte Geiſter zitieren können. Und ſie kommen, ſie kommen die hölliſchen Scharen! Beelzebub-Reverend voran! Auf Teufel, auf, das Schlachtmeſſer bloß! Hier liegen wir; deutſche Häupter liegen da, morgen deine Könige, heute noch deine Knechte! Schnell! ſchnell! greif' zu, innre Stirnhäute ſind zu gewinnen; reiße, zerre, — ſie zucken, ſie bluten, — ha, da raucht ihr Gehirn! Da raucht es! es iſt getan! klatſchet, Teufel: der Deutſche iſt wahnſinnig und Yankee iſt ein kluger Mann! — Moorfeld ſtürzte mit gellendem Lachen hinaus, ſchwang ſich aufs Pferd, und riß in die Straße hinein, eh' ein Arm zu ſeiner Rettung ſich erheben konnte. Wir haben ihn zum letztenmal geſehen! ſagte Doktor Althof einſilbig hinter ihm.

Die gewöhnliche Prophezeiung des Verſtandesmenſchen gegenüber dem Gefühlsmenſchen. Leider, er verſteht das Fatum ſchlecht genug! Denn längſt würde ihn die Erfahrung gelehrt haben, daß eben er ſelbſt es iſt, der Verſtandesmenſch, der regelrechte, geordnete Geiſt, der vollwangige, behagliche Lebekünſtler, der von jeher die raſcheſten Blitze des Verhängniſſes angezogen hat. Auf luſtiger Hochzeitsreiſe, beim ſchmackhaften Lieblingsgericht, über wohlabgezählten Summen und ſchön ausgerundeten Kodizillen packt ihn die Raubtatze des Todes und brüllt ihm ins Ohr: ein Ungeheures iſt in der Welt, ein Racheſchrei gegen alles Leben, dein Daſein

nur der sekundenlange Fall eines Fallbeils! Menschen wie Moorfeld dagegen sind vorherbestimmt, nur in langen, langsamen Zügen den tragischen Schicksalsbecher zu trinken. Von der Lebendigkeit ihres Gefühls, von der Reizbarkeit ihrer Phantasie, von der Bahnlosigkeit ihres Geistes, von der raschen Verbrauchskraft all ihrer menschlichen Mittel erwartet die Welt fortwährend irgendein direktes, wundergleiches Verderben, das neu und plötzlich mit ihnen ende. Mitnichten; sie wandeln sicher, wie Somnambulen, ihre gefährliche Bahn. Die Poesie des Schicksals geht den Poeten aus dem Wege. Ja; die dämonische Nachtluft dieser Welt dringt ihnen zu allen Poren ans Herz, ihr Horizont ist voll den Schattenbildern der Furien, welche die Schaubühne der Erde umkreisen; sie wittern den Hauch des Todes, dem alles Leben geweiht ist, mit einer verhängnisvollen Nervenschärfe: ihre Poesie selbst ist nichts als das Schnauben, Sträuben, Bäumen und Fliehen des edlen Rosses, das den sprungfertigen Tiger in seinem Bereiche spürt: aber wie lange zaudert der Sprung! wie lange ist der Weg, den die Sensitiven der Lebens-Tragik auf der entsetzlichen Kante ihrer stets geschärften Selbstqual zurücklegen, bis dann der Tod, der endliche, persönliche Tod, irgendeinmal ein vergessenes, blödsinniges Greisesauge bricht, und die Welt wieder erinnert wird, das war einer jener Kometen, dessen erstes Erscheinen schon ihm und ihr den vernichtenden Zusammenstoß zu bedeuten schien! —

Nein! nicht hier und nicht heute endet die Bahn unsers Helden; seine Uhr hatte noch länger zu laufen. —

Moorfeld ritt bis zur Erschöpfung. Wohl nannte er das Reiten einst die schönste Ehe zwischen dem Menschen und der Naturkraft. Pferd und Reiter wirken aufeinander sympathetisch zurück. Moorfelds Raserei war mit Blitzesverständnis in das Tier gefahren, die Ohnmacht des Tieres gab ihm hierauf Ruhe und Sanftmut. Sein verstörtes Auge gewann wieder Blicke für die Außenwelt.

Die Gegend, die Moorfeld durchritt, zeigte größtenteils einen öden, unbestimmten Charakter. In den früheren Grenz-

kriegen mit den Indianern waren zwiſchen dem Erie und Ohio große Waldſtrecken niedergebrannt worden, um den Eingebornen das Jagdgebiet zu verderben. Der jüngere Waldanflug hatte nirgend noch die Kraft und Fülle des alten, geſchloſſenen Urwalds erreicht; hätte die Sonne nicht ſo erſtickend heiß gebrannt, ſo konnte der Wanderer häufig glauben, durch die Regionen des Buſchholzes im hohen Norden zu reiſen. Die verwüſteten Bodenblößen, einer langen Austrocknung preisgegeben, fingen nur langſam an, unter dem Schutz des Nachwuchſes Feuchtigkeit und Humus wieder zu ſammeln. Oft lagen ſie als nackte Wüſtenſtriche da, nicht Wald, nicht Prärie, ja und nicht einmal Heide mit dem äſthetiſchen Charakter der Heide-Tinten und -Linien. Hin und wieder ſtand eine flache, formlos begrenzte Sumpflache auf dieſen Steppen, wahrſcheinlich die entartete Nachkommenſchaft früherer Quellen und Bäche, welche des Waldſchattens, ihrer natürlichen Leiter, beraubt, das urſprüngliche Rinnſal verloren. Jetzt irrten ſie heimatlos über die veränderte Erde, verſchwanden auf ſandigem Boden, ſtanden auf fettem und tonigem als Moräſte. In dieſen Einöden ſcheuchte Moorfelds Ritt nur ſelten ein wildes Truthuhn, oder ein verirrtes virginiſches Rebhuhn auf; aber Schwärme von Raben befleckten den klarblauen Herbſthimmel, oder ein Aasgeier kreiſchte hoch über Schußweite. In Buſch und Geſtrüpp raſcheite zuweilen eine Ratte — Weidwild, überall ſeltener als man den Europäer glauben macht, war hier gänzlich ausgerottet. So ließ ſich auch von den Waldſängern einzig die Spottdroſſel hören, welche das Ohr unſers Wanderers bald mit dem kräftigen Zungenſchlag des Finken, bald mit den weichen Kehllauten eines zärtlichen Sproſſers äffte, in den Sprachen aller Vögel redete und das Gemüt keines einzigen ausdrückte, bis ſie zuletzt als ſtilloſe Manieriſtin gründlich ärgerte.

Von Menſchenwohnungen fand Moorfeld nur den ſpärlichen Anflug deſſen, was ſich heute — hall, oder — city in dieſer Gegend nennt. Es waren rohe, eintönige Blockhütten von ſtets wiederholter Form, die ſo ermüdend durch jede Ein-

zelheit lief, daß ſich Moorfeld mit grauester Ueberzeugtheit eines Glaſers erinnerte, welcher ihm einſt gerühmt, „jedes Fenſterglas paſſe in jeden Fenſterrahmen der Union". Ein paarmal überraſchten ihn auch Gruppen von eleganten Frame- oder Bretterhäuſern, welche mit hellgelbem Anſtrich, roten Dächern und grünen Jalouſien keck an ein ſumpfiges Fuhrwerksgeleiſe wie an die ſchönſte Poſtſtraße ſich hinſtellten, und irgendeinen Balkon, Portikus, oder eine kaktusgeſchmückte Veranda mit der Koketterie eines nur zu naheliegenden Bildes ausluden. Das waren Häuſer von Humbugern, welche als Lockvögel der Landſpekulation vor den unerfahrenen Augen der Einwanderer „Farmerglück" zu ſpielen hatten. Ihre „lovely spots" ſtanden entweder ſelbſt zum Kaufe, oder das käufliche Land war ſo geſchickt zwiſchen ſie einparzelliert, daß der Käufer nicht umhin konnte, künſtliche geſchraubte Preiſe dafür zu zahlen. In einer dieſer bemalten Oſtereiſchalen hielt Moorfeld ſeine Mittagseinkehr. Der Wirt, der ihn für eine Beute halten mochte, belagerte ihn mit lauernden Geſprächen. Unwillig blickte ihm Moorfeld auf den Grund, und legte in raſchen, kurzen Antworten ſeine Sacheinſichten zutage. Da ſprang der Yankee ab, und gefiel ſich hierauf den Frommen zu ſpielen. Er erkundigte ſich eifrig nach dem Campmeeting. Moorfeld ließ ſein Pferd abfüttern und ritt ungeſättigt von dannen.

Er überließ ſich planlos der Irre. Die beſuchtere Straße nach Erie, der Stadt, hatte er abſichtlich vermieden, ſein Weg ging in die einſamſten Richtungen.

Erſt als der Abend niederſank, am Horizont dichtere Waldmaſſen in finſterer Geſchloſſenheit zuſammenrückten und die Rieſenſchatten der Weymouthtanne wie Landzungen der Nacht tief in das ſonnige Mattgold des wieſenflachen Vordergrundes einſchnitten, dachte Moorfeld zum zweiten Male an ſeine Einkehr. Indem er den Zirkel der Gegend nach Spuren menſchlicher Nähe durchflog, tönten ihm aus dem nahen Waldgrund Axtſchläge entgegen. Moorfeld folgte ihnen. Er fand einen Mann im Schurzfell und baumwollenen Hemde, welches bis an den Gürtel eingeſtreift war, beim

Holzfällen. Sein Körper leuchtete kupferrot vom Widerſchein der untergehenden Sonne. Doch nein; Moorfeld erkannte dieſe Röte bald als die natürliche Hautfarbe des Mannes. Der Holzſchläger war ein Indianer.

Zum erſtenmal ſeit er Amerikas Boden betreten, hatte Moorfeld den Anblick der roten Raſſe. Der Indianer gehörte offenbar der Ziviliſation an. Sein Weſen unterſchied ſich in nichts von dem arbeitgewohnten Proletarier. Spuren kriegeriſcher Wildheit leuchteten nicht daraus vor. Seine Züge waren die eines alternden, ſorgenvollen Menſchen, ſeine ſchwarzen Augen lagen hohl, und wenn ſie nicht eben mit „der Gedankensbläſſe" blickten, ſo war es doch ein — chriſtlicher Leidensblick.

Moorfeld hielt ſein Tier an, und fragte nach der Lage der nächſten Farm. Der Indianer maß ihn mit argwöhniſchen Blicken, indem er für alle Fälle ſeine Art an ſich faßte. Moorfeld durchſchaute die Lage des Mannes. Aus der kurzen Erfahrung ſeines Grundbeſitzes wußte er, daß der Beſitz ausgedehnter Waldſtrecken von den Nichtbeſitzenden kaum als ein Recht, ja faſt wie eine Verſündigung an dem Naturrechte betrachtet, und Jagd und Holzſchlag auf ſogenanntem fremden Boden dieſer Anſchauung gemäß überall ausgeübt wurde. Moorfeld war kein Gegner dieſer Rechtsbegriffe. In Amerika, wo das Holz mehr Laſt als Revenue iſt, wo durch die Landſpekulation aufgekaufte Waldmaſſen überall herrenlos liegen und ſogar oft nicht anders als mit den Noten einer Schwindelbank bezahlt ſind: kann der größere Waldfrevel leicht beim Monopol des Beſitzers ſelbſt zu ſein ſcheinen. Desungeachtet handhabten viele Beſitzer den Schutz ihrer Wälder unerbittlich, mehr mit dem Inſtinkte der Grauſamkeit als der Gerechtigkeit, und der Indianer fürchtete ſeinem ganzen Benehmen nach Verrat.

Moorfeld ſah daher ein, daß er zuerſt um das Vertrauen des roten Mannes werben müſſe. Er bot dem Arbeitsmüden ſeine Feldflaſche an, überzeugt, den kürzeſten Weg zu ſeinem Zweck damit einzuſchlagen. Aber der Indianer ſtieß die Flaſche mit Abſcheu zurück. Moorfeld ſtaunte. Seid Ihr Tem-

peranceman? fragte er verwundert. Der Indianer griff fester an seine Art, gleichsam als sei es gut, das was er sage, in wehrhafter Verfassung zu sagen, dann stieß er mit Ingrimm die Worte aus: Wollte Gott, nur der rote Mann wäre es und der weißen Männer kein einziger. Was habt ihr Mäßigkeitvereine und führt dem roten Mann das Evangelium nie anders als in Begleitung des Whisky-Barrels zu? Moorfeld wurde aufmerksam. Er antwortete vor allem, daß er nicht dem Volke der Amerikaner angehöre. Die Züge des Indianers milderten sich. Moorfeld fuhr fort und lobte das tiefe Gefühl des Indianers für das Nationalunglück der roten Rasse. Der Indianer, auf sein Beil gelehnt, hörte mit einer traurigen Resignation zu. Es ist nicht das, sagte er kopfschüttelnd. Es ist nicht das. Der rote Mann muß untergehen. Ich sehe den Beschluß des Himmels ein, und ob dieser Beschluß mit Pulver oder mit Branntwein vollzogen wird, kann mir gleichgültig sein. Ich habe es öfter als einmal gesehen, Sir, wie der weiße Mann im Nanking schmunzelnd dabeistand, wenn ein Haufe halbnackter Indianer nach der Wirkung seines Branntweinfasses sich mordgierig in die Schlachtmesser rannte; ich habe es gesehen, wie der feine Staatsmann aus Washington lächelte, wenn betrunkene Häuptlinge ihren Pfeil, ihren Waschbär, ihre Schildkröte, oder was sonst ihren Namenszug bedeutete, besinnungslos unter einen Staatsvertrag malten, der Tausende von heldenmütigen Kriegern und Jägern in die Verbannung trieb; ich habe es gesehen, wie der Indian Trader sich die Hände rieb, wenn er die Jahresrente eines ausgekauften Indianerstamms, wie sie blank von Washington kam, im Branntweinhandel an sich riß und habe es gesehen, wie für den Genuß des Augenblicks Hunderte von armen Rothäuten den Winter darauf verhungerten. Ich habe den Branntweinkrieg in allen Gestalten gesehen, Sir, und habe es fühllos gesehen, wie man das Unvermeidliche sieht. Aber eins habe ich nicht fühllos gesehen. Von diesem Tage an trank ich kein gebranntes Wasser mehr. Es war vor zwei Jahren. Der Kongreß schickte eine Kommission zur Schlichtung von Grenzstreitigkeiten an

die obern Seen; ich ging im Solde einer Bibelgesellschaft mit. Der Ort der Staatsverhandlung war in der Nähe von Fort Howard zwischen Greenbay und dem Winnebagosee. Dort wurde das Beratungsfeuer angezündet. Die Ufer des Forflusses wimmelten von Indianern. An dreitausend waren gekommen im Gefolge ihrer Häuptlinge. Die Menomenies, die Winnebagoes, die Stockbridges, die Oneidas, die Chippeways, die Brothertons und noch viele andere, bekehrte und wilde, Oſt- und Weſtvölker ſah man vertreten. Vor allen herrlich ſchritten die Männer und Frauen der ſtolzen Winnebagoes. Sie trugen die ſchönſten Waffen, den ſchönſten Schmuck, hatten die beſten Kanoes, die ſtattlichſten Zelte. An einem ſtrahlenreichen Morgen, als über der ſtillen Fläche des Forflusſes die Nebel zu wallen und ſich zu brechen anfingen, betrat ich zuerſt ihr weitverſtreutes Zeltlager. Hier erblickt' ich die Tochter eines Häuptlings, ein junges, ſchönes, reichgekleidetes Mädchen. Sie ſchritt einher mit dem ganzen Stolze jungfräulicher Reinheit und Anmut. Eine natürliche Heiterkeit ſtrahlte aus ihrem Auge, jede ihrer Bewegungen war reizend und würdevoll. Sie glich einer Blume im Glanze des erſten Morgentaus. Nach drei Tagen führte mich mein Dienſt wieder zu den Winnebagoes. Ich begegnete demſelben Mädchen. Sie ſaß in einſamer Entfernung von dem väterlichen Zelte am Ufer des Forflusſes. Ihr Haar war los, ihr Schmuck, ihre koſtbaren Kleider verſchwunden, ein Tuch hing über ihre Schultern und bedeckte notdürftig ihren Körper. Ihr ganzes Aeußere war ein Bild von verlorener Selbſtachtung. Geiſt und Adel hatten ihr Antlitz verlaſſen, ihr Auge ſtierte tot in die Wellen des Fluſſes. Beſtürzt fragte ich. Ach, ſie war zu unſchuldig, ihr Unglück zu verheimlichen. Ein weißer Mann hatte ihr Feuerwaſſer gegeben und ſie entehrt. Als ich dieſes hörte, warf ich meine Bibeln in den Forfluß, kehrte zurück, und gewinne mein armes Leben mit dieſer Art.

So ſprach der Indianer. Moorfeld aber fragte nicht mehr nach der nächſten Farm; er übernachtete in dem Reiſigzelte des roten Mannes.

Wie erwachte er morgens! Verdroſſen, nicht leidenſchaftlich ſchleppte er dieſen Tag ſich weiter. Sein Reiſetrieb war gedämpft, der Schmelz jener duftigen Waldregionen dahin. Hätte er nicht Anhorſt in Detroit zu finden, oder zu erwarten gehofft, ſo ſtand er ganz ziellos jetzt auf ſeinen wilden Irrwegen. Dieſer eine Zug bewegte ihn noch vorwärts.

Die Landſchaft war heute angenehmer, die Luft dagegen gänzlich verſtimmt.

Gegen Mittag verfinſterte ſich der Horizont. Vom Norden brach ein heftiger Sturm ins Land, überflügelte den Himmel im Nu mit einer Beduinenarmee von kaltgrauen Haufwolken. Wildbrüllend wälzte der gigantiſche Schwarm ſich übers Firmament und auf der Erde verrannte ſich Schatten in Schatten. Die Temperatur ſank empfindlich; ſchneller wechſelt auf einer Schaubühne die Szene nicht, als an dieſem Tage der Perſonenwechſel von Sommer und Herbſt vorzugehen ſchien. Moorfeld ſuchte jetzt notgedrungen den Schutz der Wälder, deren Einſamkeit und dunkleres Kolorit er ſonſt nur geſucht. Sie ſtanden ſtreckenweiſe wieder ſo unwüchſig heute, daß unter ihren Gewölben, wie in Kaſematten einer natürlichen Feſtung, dem ſtärkſten Bombardement eines Wetters zu trotzen möglich war.

Ein ſolches erwartete Moorfeld. Aber der Ausbruch war kein Sommergewitter mit Blitz und Donner und dem raſchen Abpraſſeln eines Stromregens. Moorfeld ritt manche Stunde zu, bis er erkannte, daß nicht die letzte Wut des Sirius, ſondern die erſte der Aequinoktialſtürme über ihn ausgebrochen. Der Regen begann zwar, aber in unruhigen, zerflatterten Zwiſchenpauſen; das wüſte Getriebe der Haufwolken ballte ſich regellos in verſchiedener Dichtigkeit, Temperatur und Lufthöhe, eine Wolke regnete in die andere, und die froſtſchauernden Windſtöße riſſen ſie ebenſooft auseinander, als ſie im nächſten Nu, wie mit Keulen der Treibjagd, den naſſen Pferch zuſammenhetzten.

Die Nacht fiel an dieſem Abend früher herein, als es Geſetz der Jahreszeit. Moorfeld erkannte an der Harzluft und

an den verworrenen Figuren der Bäume, daß es ein Wald von Nadelholz war, in welchem ſie mit plötzlich verzehrendem Dunkel ihn überraſchte. Er ſtieg vom Pferde, ſchlug Feuer, hieb ſich einen Fichtenzweig ab, und leuchtete ſeinen unergründlichen Wegen. Sein Tier war vor Angſt und Anſtrengung gebadet in Schweiß, von ſeinen Weichen wirbelte Dampf auf. Moorfeld führte es am Zaune neben ſich her. Aber ſeltſamerweiſe zeigte es einen begierigen Trieb nach vorwärts, es warf den Kopf hoch an den Hals zurück, ſchnob mit weiten Nüſtern ſehnſüchtig in die Luft und ſetzte ſich wiederholt in einen Trab, dem Moorfeld zu Fuße nicht folgen konnte. Er ſchloß, daß das Tier irgendeine Waſſerſtelle wittere. So beſtieg er es wieder und überließ es ſeinem Inſtinkte. Das Pferd griff ſogleich mit munterem Gewieher aus. Der Wald war ſo frei, wie raſiert, von Unterholz; das Tier trabte lebhafter, als ſeit Stunden. Raſch flogen die Stämme der Bäume an Moorfelds Fackel vorüber, die Beleuchtung ſchnitt ein Bild um das andere aus der allgemeinen Finſternis heraus, um es ebenſo ſchnell wieder verſchwinden zu machen. Droben aber verſchränkte ſich alles zu einer dichten undurchdringlichen Schattenmaſſe, durch welche Sturm und Regen dumpfbrauſend heulte; zuweilen fand ein gebrochener Aſt im Herabfallen bis auf den Boden des Waldes ſeinen Weg und verriet den Wurzeln und Stämmen der Bäume, in welchem Schlachtgewühl ihre Spitzen trieben.

Nach einem Ritt von ungefähr einer engliſchen Meile glaubte Moorfeld eine veränderte Luft zu atmen. Auf einmal ſah er durch die Bäume des Waldes ſeinen Boden wanken und ſchwanken, ein flüſſig gewordener Horizont rannte auf und ab vor ſeinen Augen, auf eine tiefgraue Ferne hinaus erblickte er nichts als einen Taumel zerbrochener Linien, die in blitzſchnellen Veränderungen übereinander herſtürzten und mit Wind und Wolken vermiſcht in rhythmuſloſen Ziſchlauten ſiedeten und ſurrten, daß Aug' und Ohr vor dem ſinnloſen Wunder erſtarrten. Moorfeld hielt die Fackel hoch, blickte, ſtaunte, kombinierte wie im Traume und erkannte

endlich das Bild einer großen sturmbewegten Flut. Er stand am Eriesee.

Es war ein Bild wie zur Verzweiflung gemacht. Oben eine Decke grauer und formlos zerfließender, unten ein Chaos schwarzer und starrer Schatten, dort die Wolken-, hier die Waldlandschaft einrätselnd; dazwischen eine wilde Jagd von Wellen und Wogen, in raumloser Finsternis unendlich für die Sinne wie für die Ahnung, und darüberher ein reißender Sturm, der über den See mit einem hohen und zischenden, über den Wald mit einem tiefen und brüllenden Ton fuhr und so die ungefähre Grenze von Wasser und Erde aus dem gröbsten Naturlaut heraus verkündete. Moorfeld stand und erlabte sich in einem langen bewundernden Blicke an dieser Unterwelts-Szene.

Er hörte sein Pferd unter sich in tiefen Zügen schlürfen, leuchtete hinab und sah eine Wasserlache, welche die Brandung des Sees landeinwärts ausgegossen. Es war gewiß, daß das Ufer in mehr oder minderer Tiefe ringsher eine gefährliche, wenn nicht unmögliche Passage bot.

Moorfeld stieg zum zweiten Male vom Pferde und dachte an einen Rückzug in das Waldinnere. Es galt, das Standquartier dieser Nacht auszuwählen.

Da geschah ihm, als trüg' ihm der Sturm Gesangstöne zu.

Moorfeld horchte hoch auf. Die Entdeckung war zu ansprechend, wenn sie sich bestätigen sollte. Eine neue Windeswelle leitete den Schall deutlicher. Es war ohne Zweifel, es sang jemand in der Nähe.

Moorfeld ließ einen hellen Jagdruf erschallen, aber er hatte den Wind gegen sich. Er kehrte sein Auge mit Anstrengung in die Finsternis, ob er nicht die Begleiterin menschlicher Kultur, eine Lichtflamme, entdecken könne, aber gleichfalls vergebens. Er mußte sich darauf beschränken, sein Pferd vorsichtig der Richtung der Töne entgegenzuführen, dem Zufall anheimgestellt, daß sie vielleicht wieder aufhörten und ihre Spur ihm entzogen.

Glücklicherweise geschah dies nicht. Der Gesang erhob sich vielmehr immer vernehmlicher. Es war ein marschartig-

ger Rhythmus und eine leichte, leichtſinnige Vaudeville-Melodie nach altem Zuſchnitt. Moorfeld konnte ſich bald darauf verlegen, die Textworte ſelbſt herauszuhören. Buvons — buvons — klang es einige Male, — dann brüllte ein breiter Sturmdonner dazwiſchen, daß der Wald krachte, Cäſars erhitzte Haut ſchaudernd zuſammenfuhr und Moorfeld aus dem See heraus den ſpritzenden Giſcht im Geſichte ſpürte. Das ſchien aber den nächtlichen Sänger wenig zu genieren. Denn bald darauf hatte ſein fröhliches Herz mit le vin bon zu tun und der nächſte Windſtoß war noch galanter, er kam avec ma Lison.

Als Moorfeld erſt die Sprache herausgehört, war es ihm um ſo leichter zu folgen. Ein gut gelaunter Franzoſe, wahrſcheinlich ein „heureux Canadien", vom nördlichen Ufer herübergekommen, trieb ſich in der Nähe. Wahrlich, der Sänger konnte auch nur Franzoſe oder Irländer ſein. Ein Amerikaner hätte nicht geſungen. In dieſer einſamen, melancholiſchen Lage vielleicht kaum ein Deutſcher.

Moorfeld tappte ſich am Leitſeile dieſer Vokal-Produktion Schritt für Schritt näher. Der ſyllabiſch-rezitierende Stil des franzöſiſchen Geſanges ließ ihn bald jedes einzelne Wort vernehmen, wozu noch beitrug, daß die akzentuierten Silben durch ihren regelmäßigen Fall auf die guten Taktteile ungemein markiert hervortraten, was auch dem Chanſon, trotz ſeiner Schäferlichkeit, ſeinen galliſchen, ſturmſchrittartigen Geiſt verlieh.

Der Sänger nahm zu einer neuen Strophe ſeinen Aufſchwung.

Belle Iris, de tous vos amants
Faites une différence —

forderte er pathetiſch,

Je ne suis pas le plus charmant

gab er aufrichtig zu;

Mais je suis le plus tendre

behauptete er.

Si j'étais seul auprès de vous —

ein witziger Windstoß machte hier wieder eine Pause, worauf Moorfeld nur noch

— — les moments les plus doux

hörte, welche der arme Schelm sich davon versprach.

Moorfeld fürchtete mit poetischer Kennerschaft, daß diese schönsten Momente auch billig die letzten und das Lied damit an seiner Pointe angelangt sei. Er erhob daher von neuem seine Stimme, in der Voraussicht, den Leitton jetzt einzubüßen. Aber sein kritischer Blick hatte ihn diesmal getäuscht. Der unverwüstliche Chansonnier fuhr fort:

Allons donc nous y promener.
Sous ces sombres feuillages —

eine direkte Satire zu der Promenade unsers Wanderers —

Nous entendrons le rossignol chanter —

diesmal mußte selbst Moorfeld lächeln. Rossignol und diese Szene!

In demselben Augenblicke verschränkte sich der Wald so dicht vor seinem Fuße, daß er sich genötigt sah, auf einem ziemlichen Umweg auszubeugen. Bevor er es tat, rief er zum drittenmal die singende Stimme an, und Cäsar begleitete ihn mit einem kräftigen Gewieher.

Dieses Doppelsignal weckte den Sänger endlich aus seinen Träumen. Q'est-ce que cela? un chevalier avec son cheval? Soyez les bien-venus mes bons camerades!

Je vous rends bonne grace, Monsieur! mais dites-moi s'il vous plait ...

Je comprend, je comprend! Je serai votre guide. Le passage est horrible. Restez, s'il vous plait. Je serai directement à votre service. Tenez place, Monsieur. C'est votre flambeau, qui me dirige.

„Ah! rendes-moi mon cour,
Maman me le demande."
„„Il est à vous, si vous pouvez le reprendre.
Il est confondu dans le mien
Je ne saurais lequel est le tien.""

Der Sturm pfiff, der See brandete, die Waldwipfel brau-

sten, die Nacht lag undurchdringlich auf jeder Fußbreite Weges und durch diesen Tartarus fang sich dieser Amor, als wäre Cerberus nur ein Wachtelhündchen seiner Iris!

Werden wir heute unseren armen Irrenden bei diesem Franzosen besser betten, als gestern bei dem Indianer?

Moorfeld hörte Baumäste knattern, Büsche rauschen, Fußschritte schreiten, springen, im Sumpfwasser quitschen und mit einem bon soir, Monsieur! traten die Umrisse eines Menschen aus der Waldfinsternis.

Die Kienfackel beleuchtete den beiden Begegnenden ihr tête-à-tête.

Was für ein anderes Bild hatte sich Moorfeld von dem Schäfer der schönen Iris gemacht!

Es war ein Mann von mittlerem, ja späterem Lebensalter, seine Stirne gefurcht, wir möchten sagen *gekerbt*, sein Teint tief dunkelbraun, sei's von der Sonne und Luft, oder von einem starken Zusatz indianischen Blutes, — kurz der ganze Kopf hart und erzfarbig wie eine Büste aus Bronze. Sein Auge, klein und schwarz, blickte fast hohl und nichts weniger als sorglos; seine stark hervortretenden Backenknochen, gleichfalls der indianischen Abstammung verdächtig, verliehen ihm sogar etwas Abschreckendes; nur um Kinn und Mund spielte ein Abglanz des feinen, sinnlichen Frankreichs. Seine Tracht war äußerst roh und wild; er trug ein Hemd von Hirschleder, mit ebensolchen Beinkleidern, beide Stücke durch lange Abnutzung fast unkenntlich, die Füße standen in indianischen Mokassins, um die Schultern hing ein gräulicher Mantel von Büffelhaut. Als er Moorfelden die Hand zum Gruß reichte, glaubte dieser, er habe ihm einen Kieselstein in die seinige gelegt.

Nun will ich Sie in meinen Pavillon führen, sagte der Halbwilde, und Moorfeld empfand erst jetzt die ganze Heiterkeit des Kontrastes der belle France mit dem sauvage du Canada.

Was der Franzose seinen Pavillon nannte, war eine Erderhebung, die sich wie eine natürliche Terrasse in den See auslud, gekrönt mit einem Hain von prachtvollen Ulmen.

Die Stelle bildete eine kleine Landzunge, aber die Erosion des Sees hatte beide Seiten derselben in tiefen Einschnitten versumpft, den Sumpf jedoch mit einer trügerischen Vegetation von Erlen-, Weiden-, Berberitzen- und Thuja-Gestrüpp so reichlich überwuchert, daß der Reisende, der etwa einen festen Weg durch diese Au-Striche suchte, unfehlbar darin zugrunde ging. Der Franzose führte Roß und Reiter den einzig praktikablen Zugang, einen kiesigen Pfad, der sanft aufwärts führte und nach einer kurzen Strecke die Spitze der Landzunge erreichte. Diese Spitze war fast ein Vorgebirge.

Der Platz war ungemein wirtlich. Der Wald hatte hier, wo er unmittelbar in den See abstürzte, gleichsam seine trotzigste Kraft zusammengerafft und auf die Landzungenterrasse eine Fülle seines stolzesten Holzes geworfen. Man stand wie in einer Kammer. Der Franzose hatte den Ausdruck Pavillon kaum scherzweise gebraucht. Er führte seinen Gast, man konnte sagen, in ein geheiztes Kabinett; denn in einem Winkel von drei dicht nebeneinanderstehenden Ulmen sah Moorfeld ein Feuer lodern, welches eine behagliche Wärme verbreitete. Die Zwischenräume der drei Bäume waren mit Reisig vollgeschichtet, und auf diese Weise eine vollkommen windfeste Wand hergestellt. Auf der andern Seite des Feuers dagegen schloß ein um die Baumstämme gepflöcktes Segeltuch den Raum ein, indes am Boden ein Teppich aus Büffelhaut ausgespannt lag, hinter welchem ein Erdaufwurf dem darauf Sitzenden sybaritisch zur Rücklehne diente. Das Dach bildeten die zusammengedrängten Ulmenkronen fest und dicht wie ein Gewölbe. In ihren obersten Spitzen hörte man den Sturm rauschen, im See drunten klatschten die brandenden Wellen, — in der Mitte von beiden dieser Raum voll Sicherheit war wie ein Ding des Zaubers.

Für die Höhe der Zivilisation hat der Rückblick auf ihre Anfänge unter allen Umständen etwas wohltuend Ergreifendes. Dieser Sänger in diesem Foyer war ein Rendezvous, das unserm Repräsentanten der europäischen Kultur mächtig und freundlich in die Seele griff. Er fühlte es zum ersten

Male seit seinem zweitägigen Ritt wie einen Moment des Friedens in sich.

In dieser Stimmung ließ sich Moorfeld an die gastliche Herdstelle nieder. Monsieur, wir werden soupieren wilden Reis in Wasser gekocht, ein paar Wasserschnepfen und eine Ente. Brot wollen wir für schädlich erklären. Zider-Bordeaux von Charlotteville in Ober-Kanada wird uns diese Kürbisbouteille liefern. Charlotteville ist meine Heimat, Monsieur. Dort drüben liegt es. Wagh! eine Lokation mitten unter Engländern, die Gott verdammen möge. Hätt' ich nicht ein paar gute Freunde in New-Orleans, die ich Winters über besuche pour avoir quelque conversation, ich möchte mehr Waschbär sein als Mensch. Wagh!

Der Kanadier hing einen kleinen Kessel mit Reis über sein Feuer, steckte sein genanntes Geflügel an ein paar Bratspieße und reichte Moorfelden die Kürbisflasche.

Die ganze Szene war unserm Helden so neu, so sehr im Geiste dessen, was sich wohl sonst die europäische Poesie unter dem „romantischen Westen" denkt, daß Moorfeld aus seinem dumpfen, selbstertötenden Brüten mehr und mehr zu erwachen anfing. Und konnte er gleich sein krampfhaft zusammengeschnürtes Herz nicht frei und fröhlich als Gastgeschenk bieten, so erinnerte er sich doch, daß zur Unterhaltung auffordern auch unterhalten heiße. Wie schwer aber hätte ihm diese Aufgabe werden sollen bei einem Manne, der von Kanada nach New-Orleans reist pour avoir quelque conversation?

Er begann sich's an der Feuerstelle bequem zu machen. Bitte, stellt mich auch Frau und Kind vor! scherzte er dazu. Der Franzose aber schien dieses Kompliment über seine glückliche Nachahmung von Häuslichkeit zu verkennen, denn er schlug ein Schnippchen und antwortete fast mürrisch: Wagh! Familienleben, schönes Leben! Ich bin Amateur von dem Familienleben — anderer Leute! Ich liebe es außerordentlich. Aber zu Hause will ich frei sein. Wagh! Familie ist Silber, Freiheit ist Gold!

Und plaudernd fuhr er fort: Als ich vor mehreren Jahren

für die Nordweſt Biberjagd trieb, da beſaß ich zwei Weiber, wie es im Weſten der Trapper Brauch. Ah, Monſieur, Schöneres hat die Welt nicht geſehen! Die eine, Juanita, hatte ich aus einer Miſſion in Kalifornien entführt; aus ihren ſchwarzen Augen brannte es wie der Blitz einer Doppelflinte, aber das dunkle ſpaniſche Feuerblut ihrer Wangen verriet, daß ſie ebenſo berufen, Wunden zu heilen, als zu ſchlagen. Ihr weißes Chemiſettchen war im Beſitz von Geheimniſſen, die einen König glücklich gemacht hätten, ihr kurzes rotes Sergeröckchen ſchloß ſich an einen bunten mit Glasperlen verzierten Gürtel um Hüften — das war ein wonneveller Anblick. Als ich ſie von ihrer verdammten Stampfmühle auf meinen Sattel hob und rief — ah, Juanita, du biſt zu beſſern Dingen geboren, als ewig Korn zu ſtampfen und Tortillas zu backen — parbleu! da wußt' ich, was ich in Armen hielt. Wenn mir die Engländer und die Yankees — Gott verdamme ſie! — in Bentsfort nicht um die Wette zehn der ſchönſten Pferde und Maultiere für ſie geboten, ſo will ich ein toter Biber ſein; die merikaniſchen Fettlappen aber klimperten mir mit Dublonen und Dolchen vor die Ohren, daß ich mehr als einem mein Meſſer bis zum Greenriver in den Leib jagen mußte, um mir Ruhe zu ſchaffen. Die zweite war eine Yuta-Indianerin, hieß Chil-cho-the, das ſchwankende Rohr. Ihre Schilfrohrtaille bildete zu der Fülle der Spanierin den reizendſten Gegenſatz, ſie war noch ein ganz junger Schößling. Ich hatte ſie nach Kriegsrecht im Kampf mit den Indianern erbeutet, und brauchte ihr nur die verdammten Ockerfarben, das abſcheuliche fanfaron der Wilden, aus dem Geſichte zu reiben, um zu ſehen, was für eine Perle ich gefiſcht. Sie war gehorſam wie ein zahmes Kaninchen und in Künſten geſchickt wie eine Spinne. Sie verſtand die zierlichſten Mokaſſins, die dauerndſten Teppiche zu flechten, ſie machte aus Glasperlen und den gefärbten Nadeln des Stachelſchweins fanfaron, das uns im Handel mit Indianerſtämmen allerorts zuſtatten kam, und niemand wußte zähes Büffelfleiſch ſo weich zu klopfen, wie ſie; Sie mögen das glauben wie Geſchriebenes, Monſieur! Enfin,

von einer Nacht auf die andere fort waren meine Squaws beide. Als wir über das Gebirge durch das Bayou Solade nach dem Platte gingen, verlor ich bei einem nächtlichen Ueberfall der verdammten Schlangenindianer meine Pferde, meine Maultiere, meine Biberpelze, meine Weiber, alles. Nichts behielt ich als meine doppelläufige Flinte. Bon! Ein Schuft, der sich nicht seine Ehre gibt. Und wenn ich gestehen müßte, daß ich aus dieser Flinte an diesem Tage einen schlechtern Schuß getan, als an jedem andern, daß mir das Auge trüber ins Visierglas guckte, oder die Hand nur ein Zehntels Haar zitterte, so wollt' ich vor die Hunde kommen. Wagh! Was ein rechter Philosoph ist, der sieht die Dinge, die er hat, von ihrer guten, und Dinge, die er verliert, von ihrer schlimmen Seite. Und meine Juanita war doch ein verdammt übermütiges Ding, und meine Chil-cho-the nur ein willenloses Schaf. Wagh! Weiber sind gut, aber die Freiheit ist besser!

Das klingt wild, mein Freund, antwortete Moorfeld, und experimentierend, wie weit der Leichtsinn oder das Selbstvertrauen dieser Naturſöhne gehe, fügte er hinzu: Fürchtet Ihr nicht die Tage des Alters? wenn eine liebevolle Hand nicht mehr Luxus, sondern Bedürfnis ist?

Wagh! sagte der Kanadier sich schüttelnd, haben Sie schon einen alten Franzosen gesehen? So wenig als einen jungen Engländer! Alt? qu'est-ce que cela? Ein Franzose wird nicht alt!

Eine charakteristische Antwort! Ein Sittenforscher könnte sich wohl an ihr genügen lassen.

Und damit war zugleich auch das Thema für eine ausreichende Abendunterhaltung gefunden. Der Kanadier hatte an eine Zeit seines Lebens erinnert, wo er „Trapper" gewesen. Moorfeld brauchte ihn nur zu Erzählungen aus dieser bewegten Sphäre zu ermuntern, und er unterhielt seinen freundlichen Wirt ganz auf seine eigenen Kosten, während er selbst die passive Rolle, die so sehr zu seinem Gemüte stimmte, ohne Zwang innehaben konnte. Der Kanadier ließ sich nicht nötigen. Im dämmerungsvollen Schein seines

Herdfeuers und bei einer ziemlich unverkürzten Mitgift franzöſiſcher Selbſteingenommenheit hatte er wenig Blick für den Seelenzuſtand ſeines Gaſtes. Auch fragte er nicht: woher? und wohin? Eine Reiſeerſcheinung wie Moorfeld bot einem Manne wie ihm nichts Merkwürdiges. So überließ er ſich ganz ſeinen eigenen Merkwürdigkeiten. Wahrlich, er war ein unerſchöpflicher Erzähler! Nach Stoff und Neigung. Der Himmel ſtürmte, der See ziſchte, die Schnepfen brieten, der Reis kochte, der Kanadier ſah fleißig zur Küche, man ſpeiſte, trank dazu, und hatte abgeſpeiſt, und der Fluß ſeiner Rede ſchwebte wie ein ewiges Element über all dieſen endlichen Dingen. Leider können wir uns nicht darauf einlaſſen, unſern Anteil an dieſer Konverſation zu fordern. Welche Epiſode dürften wir herausheben, ohne Parteilichkeit gegen die übrigen? Und welcher Raum dieſer Blätter wäre geräumig genug, das Ganze zu geben? Wo begänne und wo endete der groß und wild gezeichnete Karton eines amerikaniſchen Trapperlebens? Jede Stunde darin iſt ein Bild für einen Michelangelo, jeder Tag ein Epos von Abenteuern, Kämpfen, Gefahren, Heldentaten, Untaten. Wenn der Trapper von St. Louis oder Independence aufbricht mit ſeinen Pferden und Maultieren, ſeinen Zeltwagen, ſeiner ungeheuren „Rifle" ſamt ſeinen Vorräten an Pulver und Blei, — ſo hat er das Uhrblatt der Ziviliſation hinter ſich zertrümmert, ſein Tag iſt nicht mehr Sonnen-, ſondern Kometenbahn. Ueberſprungen iſt der ſchützende, nivellierende Damm des *Geſetzes*, er wirft ſich in den Ozean der ewig originellen, ewig erfinderiſchen, ewig vernichtenden und im Guten und Schlimmen ewig ſich ſelbſt gehorchenden *Not*. Aus dieſem Ozean tauchen dann alle jene Schwärme von Ungeheuern wieder auf, die der Menſch ſeit Theſeus und Herkules, ſeit Thyeſt und Atreus von der Erde gebannt glaubte. Friſche Schrecken und friſche Freuden ſchöpft er aus einer jugendlichen Urweltenatur, — die Freuden kurz und ausſchweifend, wie eine Hochzeit der Lapithen und Zentauren, die Schrecken anhaltend, mit einem feſten, mannherzigen, unter uns nicht mehr leſerlichen Mute. Sein oſtenſibles Ziel

iſt: Biber zu fangen, im Grunde geht er aber ohne es ſelbſt zu wiſſen, nur jenem Urruf nach Freiheit nach, welcher in keiner menſchlichen Bruſt je verſtummt, und wenn er ſich den Grenzen eines Landes nähert, worin auf einer Quadratmeile ſechs Ackerbauer ſitzen, ſo klagt er über den „verengten Raum.

Dieſen Freiheitstrieb faßte Moorfeld auch als den eigentlichen Kern all jener überwuchernden Begebenheitspoeſie. Pſychologiſch merkwürdiger als die ganze Romantik des Trapperlebens wurde ihm daher bald die Frage: wie ein Trapper aufhören könne, ein Trapper zu ſein? Seine äußere Aufmerkſamkeit war lang ſchon geſättigt, vielleicht überſättigt, als er ſich's nicht verſagen mochte, noch dieſe Frage zu tun.

Es fehlte wenig, daß ſie der Kanadier faſt übel nahm. Parbleu! antwortete er, ich war kein vite-poche-Mann, das mögen Sie glauben. Auch mein Kamerad ſtand ſeinen Mann, der gute Au Reſte, das hat er hundertmal bewieſen. Der arme Teufel kam freilich mit einem verflucht gebrochenen Herzen, wie ſie's nennen, in unſere Geſellſchaft; die Bourgeois in Cincinnati hatten ihn abſcheulich ausgerieben und Weib und Kind war ihm darüber untergegangen, — er hatte Unglück haufenweis! Sein Anſchluß an die Trapper war eine Sache mehr der Deſperation als der Erholung, er wollte unter ein indianiſch' Meſſer, das war klar wie eine Biberfährte. Enfin, ſolche Dünſte verdunſten nach dem erſten Schluck Büffelblut in der Prärie und Au Reſte war bald ein Kerl, dem zwiſchen Platte und Arkanſas keiner das Viſierglas von der Flinte ſchlug — ich freſſe mich ſelbſt, wenn ich lüge! Ich muß plädieren für den armen Gaul, denn ich hatte mich ſo attachiert an ihn, daß ich mit ihm zugleich das Trapperleben ließ, und ſoll mir niemand ſagen, er war ein Bleichgeſicht, wie die andern Kornknacker; ich mache Fleiſch aus dem Kerl, der das behauptet. Urteilen Sie ſelbſt, mein Herr. Im Sommer war er zu uns gekommen und gleich im Spätherbſt paſſierte folgendes Abenteuer.

Wir kaſchten, von einer größern Schar abgeſchnitten, zu

fünf Mann vor einem Haufen Sioux-Indianer, welche in übermächtiger Anzahl uns auf den Ferſen waren. Wir entrannen glücklich und erreichten an einem ſtürmiſchen Abend in der Nähe des Hochgebirgtales, welches man den ſtillen Park nennt, eine wilde Schlucht. — Es war das felſige Bett eines ausgetrockneten Bergſtroms. Schroff und ſteil ſtiegen die Uferwände von allen Seiten aus dem Creek auf, und gewährten ſelbſt dem flüchtigen Dickhorn, welches zuweilen hoch über uns in die gräuliche Steinſpalte niederlugte, kaum einen Platz zum Fußen. Dazu verrammelten Fichtenſtämme, die der Sturm oben abgeriſſen und in die Tiefe geſtürzt, beſtändig den Weg, und Felsblöcke, welche das Flußbett beinahe ausfüllten, hinderten noch mehr am Vordringen. So krochen wir unter unſäglichen Beſchwerden in das Berginnere und Mann und Pferd war öfter als einmal in Gefahr unterzugehen. — Gegen Abend gelangten wir endlich an einen Punkt, wo die Schlucht ſich zu einer kleinen abſchüſſigen Prärie von einigen hundert Schritten erweiterte, deren Zugang ein Dickicht von Zwergfichten und Zedern wie ein Vorhang verbarg. Hier beſchloſſen wir das Nachtlager aufzuſchlagen. Nie waren Trapper vor Indianern beſſer gekaſcht: wir hielten uns alle überzeugt, kein menſchlicher Fuß habe je vor uns dieſe Stelle betreten, oder nur je zu betreten verſucht. — Wie groß war daher unſer Erſtaunen, als wir hinter dem Dickicht ein Pferd ſtehen ſahen! Einſam und unbeweglich ſtand es in der Mitte der Prärie — wie das Bruchſtück einer Reiterſtatue! Es war ein alter ergrauter Muſtang, oder indianiſcher Pony, mit geſtutzten Ohren, von der Kälte zuſammengekrümmt, vom hohen Alter aufs Aeußerſte herabgekracht, und hungrige Maultiere hatten weiland ſeinen Schweif ausgerauft. Parbleu, es war ein pitoyabler Anblick! Die Knochen drangen dem Tiere durch die ſteife Haut, es hatte ſeine Beine unter ſich eingezogen, ſein müder Kopf und ausgeſtreckter Hals hingen gleichgültig herab, und ſchienen ein Uebergewicht zu bilden, das der ſchwankende Körper kaum mehr zu tragen vermochte! Das verglaſte und eingeſunkene Auge, die heraushängende, ſchaumbedeckte Zunge,

die keuchende Flanke und der zuckende Schweif — alles verriet, daß die Laufbahn dieſes Tieres zu Ende, und Schnee- und Hagelgeſtöber und der durchdringende Herbſtſturm machten kaum noch einen Eindruck auf ſeinen unempfindlichen Körper. Ah, ein erbärmlicher Anblick! — Wir hatten aber einen von uns, der das Tier in all ſeiner Dekadenz auf den erſten Blick erkannte. Hört ihr's, rief er, das iſt das berühmte nez-percé-Pferd des berühmten Bill Williams, des älteſten, tapferſten und ſchlaueſten Gebirgsjägers, der Krone aller Trappers! Man hat lange nichts gehört von dem alten Gaul, gebt acht, er muß in der Nähe ſein. Und ſo war es! Als wir das Fichten- und Zederngebüſch ſorgfältig zu durchſuchen anfingen, ſtießen wir auf ein altes Lager, von welchem die geſchwärzten Ueberreſte einer Feuerſtelle aus dem frühen Herbſtſchnee hervorragten. Hier ſaß die Leiche des alten Williams. Sie ſaß mit untergeſchlagenen Beinen, den Rücken an einen Fichtenſtamm gelehnt, den Kopf tief auf die Bruſt hängend und mit Schnee bedeckt. Sein bekannter Jagdrock von Elenleder hing ſteif um ſeine Glieder, welche der Nachtfroſt ſteif wie Glas gemacht hatte, ſeine Büchſe, ſeine Munition, ſeine Biberfelle und Fallen lagen unverletzt um ihn her, ſein Körper zeigte neben den vernarbten, keine friſche blutgeronnene Wunde. Er hatte die Laufbahn eines Trappers unbeſiegt zu Ende gemeſſen, er war eines natürlichen Todes — verhungert! — Ah, dacht' ich, das iſt kein Anblick für einen Anfänger. Au Reſte wird zurückſchrecken. Aber Au Reſte erſchrak nicht. Wir gaben dem Pferd einen mitleidigen Schuß, machten ein großes Grab, wozu der aufgehende Mond uns leuchtete, legten Roß und Reiter hinein, und Au Reſte half ſo unverzagt, wie jeder andere und nach getaner Arbeit ſagte er: wagh! — Ha, Monſieur! ob mein braver Kamerad ein feſtes Herz hatte! Denſelben Winter, fuhr der Kanadier fort, wär' es uns auf ein Haar ſelbſt ſo paſſiert, wie dem alten Bill Williams. Ich ſpreche von Au Reſte und mir. Denn wir zwei waren von den Fünfen allein übrig geblieben. Einer hatte ſich verirrt, zwei waren am nächtlichen Wachtfeuer hungernd und frierend eingeſchla-

ſen, und ein Indianerknabe, der ſie beſchlich, hatte ſie mit Pfeilen getötet wie Sperlinge. Wir beide alſo, Au Reſte und ich —

Moorfeld ſah wohl, daß dieſer Geiſt voll Erinnerungen eine einfache Frage nicht anders als durch eine Reihe von Abenteuern zu beantworten imſtande war. Sein geſpannter Geiſt und ſein erſchöpfter Körper lagen bereits in einem bedenklichen Konflikt, den die ruhende Lage und die behagliche Feuerwärme mit jeder Minute mehr zugunſten des letztern entſchied. Unumwunden: es fielen ihm die Augen zu. Indes rezitierte der Improviſator im ſchlimmſten Falle noch, während Moorfeld ſchon ſchlief, und er hatte dann doch die Genugtuung, daß ſich ſein Wirt gut unterhalte, wenngleich die einzige Frage, die er ſelbſt mit wirklichem Intereſſe geſtellt, leer ausging. So ſtreckte er ſich auf ſein Büffellager hin und überließ ſich zwiſchen den Forderungen der Natur und der Kunſt, ihn wach zu erhalten, ganz der Neutralität.

Au Reſte und ich, erzählte alſo der Trapper, hatten uns vergebens bemüht, einen Paß über das Gebirge auszukundſchaften und in eine Region mit Wild und Weide zu gelangen. Der Winter war ungewöhnlich früh und rauh angebrochen; Froſt, Hunger und Erſchöpfung überraſchten uns, eh' wir's dachten. Von unſern Pferden war eins gefallen, das andere ſchlachteten wir ſelbſt und verzehrten es: ein weiteres Vordringen war damit aufgegeben. Ueberdies wurde Au Reſte krank um dieſe Zeit, eine Kugel hatte ihn kürzlich an der Ferſe verwundet und war noch nicht ausgezogen. Durch das Gehen und die übermäßige Kälte verſchlimmerte ſich die Wunde, nahm ein häßliches Ausſehen an, und machte ihn bald unfähig zu jeder anhaltenden Bewegung. So ſahen wir uns genötigt, in die Tiefſchlucht des Creeks wieder zurückzukehren, auf die kleine verſteckte Prärie, wo wir den alten Bill Williams begraben. Hier mußten wir uns entſchließen zu überwintern. Wir bauten uns eine kleine Hütte, Au Reſte wurde auf ein Lager von Fichtenzweigen gebettet, mein Geſchäft ſollte es ſein, auf Jagd auszugehen und für Fleiſch zu ſorgen. Mon Dieu, eine Büffelfährte, die viel-

leicht mehrere Monate alt war, war alles, was ich von Wildspuren in vielen Tagen entdeckte! Der Hunger ſetzte uns gräßlich zu. Es kam eine Zeit, da wir in drei Tagen nichts zu eſſen hatten, als ein Stück Parflêche, welches die Rückſeite von Au Reſtes Kugeltaſche bildete: das weichten wir im Waſſer des Creeks ein und verzehrten es gierig. Am vierten Tag kroch ich wieder zur Jagd aus, aber ich konnte mich kaum ſchleppen, konnte kaum die Büchſe heben, und aufrichtig, ich machte mich fort, um draußen vor der Hütte zu verhungern und nicht vor den Augen meines Kameraden. — Da rief mich Au Reſte an. Er hatte meinen Zuſtand wohl gemerkt. Mit ſterbender Stimme hieß er mich ſetzen und redete mich alſo an: Höre, Junge, ſagte er, es iſt dieſem alten Gaul, als ob er untergehen müßte und zwar in kurzem. Ihr aber ſeid mir in Kräften um eine Kopflänge noch voraus, und wenn Ihr Fleiſch fändet, ſo würdet Ihr bald wieder herumkommen. Nun, Junge, ich werde, wie geſagt, ehe viele Stunden vergehen, fort ſein, und wenn Ihr kein Fleiſch findet, wird es Euch nicht beſſer werden. Ich ſelbſt eſſe nie Aasfleiſch und würde von keinem verlangen, daß er's tun ſoll, aber gehörig geſchlachtetes Fleiſch iſt immer eßbar. Stecht mir alſo Euer Meſſer in den Leib, ſolange dieſer Leichnam noch Puls macht. Ihr werdet mich freilich dürr und zäh genug finden, aber vielleicht ſitzt um die Nieren noch etwas und — ein Schelm gibt mehr, als er hat! — Langt zu. — Oho, ſagt' ich, Ihr ſeid ein guter Kamerad, aber ich bin noch kein Nigger. Und damit macht' ich, daß ich aus der Hütte kam, denn ich fing an weich zu werden, wie eine Squaw. Eh bien, was erblickt' ich, als ich vor die Hütte trat? Ich dachte, es müßte eine Mirage ſein! Ein Büffel lag mitten auf der Prärie im Schnee! das Tier war freilich unſer eigenes Konterfei. Es lag in den letzten Zügen des Hungertodes. Es wiegte ſeinen ſchweren Kopf ohnmächtig von einer Seite auf die andere, während große mit Blut vermiſchte Schaumflocken aus ſeinem Maule auf den langen zottigen Bart herabhingen, und ſeine ſtieren, blutunterlaufenen Augen wütend auf zwei Wölfe ſchielten, welche auf ihren Hin-

tervierteln in der Nähe ſaßen und mit lechzendem Rachen das Ausatmen des alten Patriarchen erwarteten. Bei dieſem Anblick ſtand ich wie verſteinert. Mein erſter Gedanke war die Furcht, daß ſich der Büffel doch noch aufraffen und weitermarſchieren möchte: — ſo langſam es geſchehen wäre, ich hätte ihm nicht zu folgen vermocht. Dann war es wirklich — eine Mirage! Ah, wie nahm ich mich zuſammen! Wie klopfte mir das Herz, als ich heranſchlich, als ich den Hahn aufzog, als ich anlegte! Von dieſem Schuſſe hing mein und meines Bruders Leben ab. Endlich fühlte ich meine Hand feſt, der Schuß krachte, — ich ſah hin. Der Büffel ſchüttelte ſein ſtruppig verworrenes Kopfhaar, warf den Schädel wild hin und her, dann ſtreckte er konvulſiviſch ſeine Glieder, legte ſich auf die Seite und war tot. Grâce à Dieu! Ich atmete auf. Au Reſte, der in der Hütte den Schuß gehört hatte, kam jetzt auf allen Vieren heraus. Hurrah, Fleiſch! rief er mit matter Stimme und ſank vor Freuden in Ohnmacht. Ich ließ ihn liegen und machte mich hurtig an die Arznei, die allein hier helfen konnte. Erſt wies ich den Wölfen noch meine Flinte, die ohne Verzug Reißaus nahmen, dann ging ich dran, den Büffel auszuweiden. Ein ſchweres Stück Arbeit! Ich ſchnitt vor allem einen Teil der Leber aus, tauchte ſie in die Gallenblaſe, und ſchlug es meinem Patienten ums Geſicht. Wußt' ich's doch! das wirkte, trotz Riechſalz und Vinaigrette. Au Reſte ſchlug die Augen auf und fing zu eſſen an. Von dem Tage an erholten wir uns Schritt für Schritt, es beſuchten den Winter noch mehrere Büffel die Talſchlucht, früher als ſonſt brach auch diesmal der Frühling an, — wir waren gerettet. Aber, dacht' ich, Au Reſte wird ſich dieſe Paſſage gemerkt haben. Die erſte Pflanzung, die wir zu Geſichte bekommen, werd' ich's zu hören haben: Junge, wir wollen wieder Kornknacker werden! Pardon, mon brave! Es kam ihm nicht in den Sinn. Au Reſte trappte fort mit mir, und trappte in ſeinem erſten Jahre, wie ein anderer in ſeinem dreißigſten. Ah, Monſieur, ſagen Sie, ob mein Kamerad ein homme du coeur war!

Nun ſollen Sie hören, was dieſes Herz wendete, fuhr der Kanadier fort, und wir dürfen vielleicht das Konzept des wilden Erzählers anerkennen, der den begonnenen Faden doch nicht verloren. Wir wollten den hierauf folgenden Sommer nach Kalifornien aufbrechen, um uns Pferde und Maultiere aus der Miſſion San Fernando zu holen, derſelben, woher ich früher meine Gattin Juanita geholt. Wir hatten uns einer größeren Trappergeſellſchaft angeſchloſſen und alles ging gut. Die Prärien waren dunkel von Büffelherden, die Creeks wimmelten von Bibern, täglich wurden ſiegreiche Gefechte mit den Indianern beſtanden, wir behingen uns um und um mit Skalps, erbeuteten Weiber und lebten en Seigneur. Da geſchah's mit dem Teufel, daß wir eines Tags gegen den Führer des Zugs uns einbildeten, eine kürzere Route, als die er ſelbſt vorſchlug, einſchlagen zu können; Kürze aber war nötig, denn wir betraten eben das Land der Gräber-Indianer, was ein heilloſes Geſindel iſt, und in ſeiner feigen, tückiſchen Kriegsweiſe viel gefährlicher als die mutigſten Stämme. Wir konnten uns nicht einigen und trennten uns zu Vieren von der größeren Kompagnie, der wir nach längſtens drei Tagen, wie wir behaupteten, an einer Station unter befreundeten Stämmen vorausgekommen ſein wollten. Das war mein letzter Zug. Wir waren wie geſagt zu Vieren: Au-Reſte und ich, ein Kanadier namens Sublette und ein merikaniſcher Spanier, der aber kein Fettlappen war, wie die übrigen Männer ſeiner Nation. Außerdem führten wir drei gefangene Squaws mit uns. Wir nahmen unſern Weg, welchen wir abzuſchneiden gedachten, durch eine Wüſte, die von Wild und Waſſer völlig entblößt war und nichts als den Anblick einer öden, ſandigen Fläche mit einer dünnen Bedeckung von Zwergfichten und Zedergeſtrüpp bot. Indes erwarteten wir ſchon am Abend desſelben Tags einen kleinen Creek unter Kirſch- und Kottonbäumen und morgen meinten wir wieder in die Region des fetten Büffelgraſes zu kommen. Der Tag ging zu Ende, aber weit und breit zeigte ſich von einer Waſſerſtelle keine Spur. Wir mußten unſer Lager aufſchlagen, ohne die Pferde tränken zu

können, indes wir ſelbſt vor Trocknis faſt verſchmachteten und in jeder Stunde der Nacht aus dem erbärmlichen Schlafe fuhren. Nur die Ueberzeugung, den Creek deſto gewiſſer morgen zu erreichen, hielt uns bei Mute. Indes ſtürzten ſchon tags darauf drei von unſern Tieren, und eins ſchleppte ſich ſo erſchöpft, daß wir es töteten und ſein Blut tranken. Den Creek aber erreichten wir auch heute nicht. Beim Anbruch des dritten Tages lagen abermals drei von unſern Tieren an den Pfählen, woran ſie angepflöckt, tot. Wir beſaßen jetzt nur noch eines und zwar in einem marſchunfähigen Zuſtande. Wir ſchlachteten es, tranken ſein Blut und machten es zu Fleiſch, denn zu der gräßlichen Trocknis hatte ſich nunmehr auch wütender Hunger eingeſtellt, und die Wüſte war ebenſo leer von Wild als von Waſſer. Das Tier verſchwand unter uns ſieben faſt auf eine Mahlzeit, den Reſt aber verloren wir nachts bei einer Ueberrumplung oder vielmehr bei Beſchleichung der elenden Gräberindianer, welche uns das Fleiſch mit wölfiſcher Gier ſtahlen, da das miſerable Volk keine andere Nahrung als getrocknete Ameiſen gewohnt iſt. Leider ging uns bei dieſer Attacke auch unſer Gefährte Sublette unter. Wir ſechs ſchleppten uns nun gänzlich unberitten weiter. Es half uns nichts, daß wir längſt unſeres Irrtums inne wurden, wir hatten bei einem Rückzug bereits ebenſo viel zu verlieren und vorwärts leuchtete uns doch die Hoffnung. So krochen wir von neuem zwei lange, ewige Tage durch. Der Hunger packte uns wieder ſo wütend an, als zuvor, der Durſt aber war martervoll über allen Ausdruck. Die Lippen wurden uns glühend und aufgeſchwollen, unſre Augen unterliefen mit Blut, ein ſchwindelndes Unwohlſein befiel uns in gewiſſen, von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Pauſen. Mit dem Ausdrucke der Verzweiflung ſtierten wir alle nach Rettung in die Wüſte hinaus. Da ließ der Spanier das Wort hören: Fleiſch und Blut iſt uns vielleicht näher, als wir denken; — es klang aber nicht nach Troſt, ſondern nach Entſetzen in ſeiner Stimme. Wir verſtanden ihn wohl. Wir ließen das Wort fallen und ſchleppten uns ſchweigend weiter. Die drei Indianerinnen aber folgten uns in erge-

benem Stumpfſinn. Von Zeit zu Zeit bückten ſie ſich, um einen Käfer am Wege zu fangen, welchen ſie gierig verſchluckten. — Am vierten Tage teilten wir einander mit, daß wir wölfiſch ſahen. Unſere Geſichter waren verdummt und verquollen und keiner ſah mehr ſich ſelbſt ähnlich. Wir ſchlugen Rat. Der Untergang lag uns dicht zu Füßen, es galt, etwas zu tun, ſolange noch die letzten Funken unſerer Kräfte flimmerten. Wir beſchloſſen alſo, uns zu trennen und anſtatt in einer einzigen in drei verſchiedenen Richtungen nach Wild- oder Waſſerſpuren auszugehen. Die Indianerinnen ſollten zurückbleiben und eine große Rauchſäule anzünden, die uns den Punkt der Wiedervereinigung bezeichnete. Das geſchah. Au Reſte und ich, wir jagten vergebens. Als wir aber beim letzten Tageslicht nach dem Rauchzeichen zurückkrochen, duftete uns ſchon von ferne Bratengeruch entgegen. Wir fanden den Spanier an einer Herdſtelle, er war glücklicher geweſen als wir, und hatte, wie er ſagte, eine Antilope geſchoſſen. Wie fielen wir her über das Fleiſch! So haben Menſchen, ſeit die Welt ſteht, nicht geſchmauſt. Erſt als die wütendſte Gier geſtillt war, fiel es uns auf, daß eine unſrer Gefangenen fehlte. Sie habe ſich verlaufen, ſagte der Spanier. Wir ſahen ihn an, und indem ich gleichzeitig einen Streifen Fleiſch in den Kürbis voll Blut tauchte, warf ich die Bemerkung hin, daß der Geſchmack der Antilope eigentlich wenig zu ſpüren, wenn man bedächtiger eſſe. Da wurde der Spanier wild, riß ſeinen Mantel von einem Dinge weg, das ſeitwärts hinter einem magern Dornbuſch lag und ſchrie: Valga me Dios! Fleiſch iſt Fleiſch; ſeid ihr ſatt oder nicht? Unter dem Mantel lag der Kopf und der blutende Körperreſt des fehlenden Indianermädchens. — Da war es, mein Herr, aber auch nicht früher als da, wo Au Reſte ausrief: Auf der nächſten Straße kehr' ich zu den Kornknackern zurück. Er hat Wort gehalten. So, mein Herr, hörten wir auf, Trapper zu ſein.

Mit Recht! rief Moorfeld aus, der ſchreckensſtarr nur die einfachſte Antwort für ſoviel Entſetzen hatte.

Es folgte eine längere Pauſe zwiſchen unſern Gaſtfreun-

den. Moorfelds Lebensgeiſter waren gewaltſam wieder ermuntert. Vor allem rege war ſein Intereſſe für Au Reſte. Der Mann, der ſich bei lebendigem Leibe ſeinem Freunde zur Nahrung geboten, und doch vor der gleichen Nahrung mit unbefleckter Menſchlichkeit zurückgeſchreckt, — er war in einem Petrefakt von Barbarei ein ſo unſchätzbarer, tiefliegender Juwel des Menſchengemütes, daß ihn Moorfeld lebhafter ergriff, als die Schattengeſtalt einer flüchtigen Abendunterhaltung.

Und was iſt aus Au Reſte geworden? war daher ſeine erſte Frage, als er von dem Eindruck des gehörten Greuels ſich erholt.

Ah, le pauvre diable! ſeufzte der Kanadier, mehr für ſich als zur Antwort.

Erreichte er noch die Bezirke der Ziviliſation? ging er zugrunde? ſtarb er? wie?

Monsieur, ce sont des choses bien — bien — ah, fort damit! Was wäre das Leben ohne Wein und Geſang!

Rien jamais si jolie qu' Adèle
Qui, grâce à Lucas —

Trinken wir aus! Primaſorte, mein Zider; ſpüren ihn bis in die Fußſpitze! Wir müſſen luſtig ſein, quand même!

Wie, mein Herr, ehrt man ſo das Andenken der Braven? Was iſt aus Au Reſte geworden?

Mon Dieu — wenn es ſein ſoll — Sie ſchlafen auf ſeinem Grabhügel.

Moorfeld ſprang auf.

Auf ſeinem Grabhügel?

Ja, hier unten liegt er und kommt nicht wieder herauf. Freut es mich doch, daß ihn die Yankees — Gott verdamme ſie! — nicht eingeſcharrt haben. Sie haben ihm das Leben leid genug gemacht. Ruhe ſeiner Seele! Ich danke Gott, daß ich wenigſtens berufen war, ihm den letzten Dienſt zu erweiſen.

Mann? Was ging hier vor? Auf welchem Boden ſteh' ich? Bei Gott, ſprechen Sie!

Nun ja doch — ja! Ich will Ihre curiosité pour des

événements funestes befriedigen. Aber behalten Sie Platz, Monsieur. Glauben Sie, man schläft auf einem Grabhügel wie in jedem andern Fauteuil. Wenn wir im Westen einen Trapper begruben, — und keine Woche verging ohne das —

Auf einem frischen Grabe! Sie litten Schiffbruch auf dem stürmischen See, und er blieb das Opfer?

Pardon, der Sturm war sehr gut; — steifer Strich aus Nord, mein Kanoe flog wie eine Schwalbe! Ja, freilich litt er Schiffbruch; aber nicht mit mir — ah, je comprends; Sie denken, wir fuhren ensemble von Kanada herüber? Keineswegs, mein Herr, zwei Trapper bleiben unter den Bourgeois nie beisammen, die besten Freunde nicht. Mon Dieu, was sind Trapper in den Städten? Wachsstumpen in des Küsters Lade. Meidet einer den andern. Nein, ich wußte in Wahrheit nicht, was aus Au Reste geworden. Wir hatten uns getrennt als gute Freunde und Brüder, aber wir hatten uns getrennt. Erst heute, erst hier sah ich ihn nach fünf Jahren zum ersten- und letztenmal wieder. Hier landete ich, dort zog ich mein Kanoe ins Dickicht, wo ich es, von New-Orleans retour, regelmäßig wiederzufinden pflege, und so war alles gut für diesmal, dacht' ich. Stehenden Fußes sollte es nun weiter gehen nach dem Ohio. Ein paar hundert Schritte von hier kenn' ich eine der besten Waldpassagen, dahinab marschierte ich längs dem Seeufer. Nun, was soll ich finden unterwegs dieser détour? Eine Leiche am Strande. Und wer soll diese Leiche sein? Mein alter Gaul, Au Reste, der arme brave Narr! Zwar Leiche war er noch nicht. Der See hatte ihn besinnungslos ans Ufer geworfen, und was solch eine blinde, dumme Welle vermag, das war hier geschehen. Sie hatte ihn anstatt ins weiche Gras, gegen einen verdammten alten Eichknorren geschnellt, der in der lieben weiten Welt just auch dort seinen einfältigen Stamm vorhangen ließ. Das Gehirn war erschüttert, wie es ein Büffelschädel vielleicht eben noch verknust hätte, aber hier war's genug zum letzten Datum. Wagh! Sturzwellen und Eichkloben verstehen sich schlecht auf gute Manieren; hätt' ich nur den verdammten Yankee vor meiner Rifle, den Hund

von einem Kapitän! Das Schiff konnte ſich noch ganz gut retten. Es war von Detroit nach Stadt Erie in Ladung und hatte das Unglück, heut' nacht im Nebel gegen einen Propellor zu ſtoßen, welcher in der entgegengeſetzten Richtung kam. Die zwei Waſchbären von Kapitäns fuhren beide mit ihrer vollen Maſchinenkraft trotz Nacht und Nebel; Au Reſtes ſeiner hatte überdies noch verſäumt, die Warnungsglocke anſchlagen zu laſſen. 'Sind Niggers, dieſe Yankees, ſchwören Sie drauf, Monſieur. Eh bien, ſie ſtießen zuſammen. Beide im vollen Gange, wie ich ſage. Der Chok kann nicht ſanft geweſen ſein. Nun ſollen Sie ſagen, ob die Yankees verdammte Seehunde ſind. Unmittelbar nach dem Zuſammenſtoß ſetzte der Propellor ſeinen Weg fort, ohne ſich um den Zuſtand des andern Dampfers nur im mindeſten zu kümmern. Dieſer aber bekümmert ſich auch um ſich ſelbſt nicht. Der Kapitän läßt dem Leck kaum nachſehen, ſchlägt ihn gering an, und will, ſo wie er iſt, Stadt Erie noch erreichen. Go ahead! ſagen dieſe Niggers, und der Menſch gilt nichts, die Ware alles unter der verdammten Deviſe. Enfin, das Schiff ſinkt, als es beizulegen ſchon zu ſpät war, im Nu ſind die Lichter aus, Maſchinen-Heizung gelöſcht, und — ein Schelm will ich ſein, wenn ich ein Wort nur verſtanden, was Au Reſte noch weiter röchelte. Nehmt dieſe Brieftaſche, alter Gaul, ſchrie er mit ſeinem letzten Funken, und merkt auf den Namen, Freund Leichtfuß: ſie ſoll für Doktor Moorfeld bei New-Lisbon, der hat ein Recht daran.

Moorfeld ſah das Geſicht einer Meduſe.

Anhorſt! ſchrie er außer ſich.

C'est juste! Das war ſein Name. Mon Dieu, un nome très difficile; die Yankees verhunzten ihn, Gott verdamme ſie; und ich prononcierte Anoreſt — Oreſt und zuletzt Au Reſte, denn wahrlich er war arrivé au reste, als er zu den Trappers kam. Aber kannten Sie ihn, Monſieur?

Achtes Kapitel

Eine finstere Herbstnacht bedeckt Himmel und Erde. Der Wind braust kalt und schneidend über Wald und Prärie. Nasse Wolken sprengen stoßweise Regenschauer nieder, — harte, körnige Tropfen, die schon den Eisgedanken denken. Rasselnd fahren sie durch das Gelaub der Bäume und streifen Strich um Strich Hekatomben von Blättern ab. Die Erde schauert ins innerste Mark hinein. Es dröhnt ihr wie Trommelwirbel im Ohr, — das Martialgesetz des Winters hört sie verkünden. Horch, wie entsetzte Tierlaute durch die hohle Finsternis dringen! Das Volk der Wildhöhlen kreischt angstzerrissen den Gott des irregewordenen Lebens an. Eine Eule raschelt mit schwerem Flügel durchs Dickicht — ein scharfer Schrei — da sank noch ein Opfer der Lokal-Tyrannei, eh' der Winter sie alle, alle gebieterisch anherrscht: Schlafet und sterbet!

Hufetrab schallt durch die Nacht, erhitztes, abgehetztes Schnauben und Schnaufen, — es ist ein Pferd mit seinem Reiter. Sie haben einen langen Gang getan. Das Pferd ist wund geritten, mit Schweiß und Schaum bedeckt, die Beine hoch hinauf von Sand starrend, Schweif und Mähne von tausend Dornen zerrauft. Der städtisch-elegante Reiter teilt das verwüstete Aussehen seines Tieres. Ein Wild achtet seines Felles mehr, als hier ein Mensch einer menschlichen Bedeckung geachtet. Der feine Anzug ist zerzaust, zerrissen, beschmutzt, jedes Stück in Unordnung, von Wind und Regennässe, Waldesgedorn und nacktem Erdlager gestaltlos, formlos. Das Antlitz des Reiters ist bleich, entstellt, überwacht, die Gesichtsmuskeln abgespannt wie die eines Hinzurichtenden,

aber das Auge darüber ſchneidig, blitzfunkelnd, wie ein Henkerbeil.

Der Reiter iſt Moorfeld.

Wir erzählen ſeine, ſeit dem Nachtlager am Eriſee durchlebten Stunden durch — Schweigen. Dieſe Oreſtie ſei der Phantaſie des Leſers überlaſſen! Genug, daß den Furien, die ihn jagten, kein Weg zu unwegſam, kein Dickicht zu dicht, kein Dorn zu dornig, keine Nacht zu nächtlich war, ſie fegten dies Herz über den herzloſen Boden Amerikas wie ein dürres Baumblatt im Winde. Aber es war kein dürres Baumblatt, es lebte und blutete, und blutend ſchleifte es ſich von dem methodiſtiſchen Campmeeting, von Gadshill, von Anhorſts Grabhügel jetzt ſeiner verlaſſenen Hütte zu.

Es war ſpäte Nachtſtunde, als Moorfeld ſein ödes Heimweſen wieder erreichte.

Wie ein abgetakeltes Wrack trieb Roß und Reiter in den nachtbedeckten Hafen. Kein Salutierſchuß der Freundſchaft empfängt den Heimkehrenden freudig oder ehrenvoll; als ſchliche er ſich in einen Piratenhafen, iſt's traurig-ſtumm bei ſeiner Annäherung. Ach, er liegt ja im Grabe, der Mann, für den Moorfeld Dank und Freundſchaft hier ausgeſäet! Hinter jenen Blockwänden lungert teilnahmslos ein Mietling.

Aber das Blockhaus iſt erleuchtet und zwar ungewöhnlich, wie es ſcheint. Noch mehr, lärmende Zecherſtimmen hallen daraus durch die Waldnacht.

Moorfeld ſtaunt.

Seltſames Beiſpiel von Dienertreue! Der trübſinnige Schottländer kennt alſo doch die Freuden des Trinkgelages; nur — hinter dem Rücken des Herrn! Oder iſt ihm ein Schwarm wilder, ungebetener Gäſte ins Haus gefallen, ein Schlag von Backwood-Rowdies, die er anders nicht los wird? Das war Moorfelds beſſerer Gedanke.

In dieſem Augenblicke ſtürzte Cäſar über ein paar querliegende Baumſtämme. Moorfeld fiel und ſah im Finſtern den Boden rings bedeckt von friſch geſchlagenem Stammholz. Es war wie eine Art Barrikade.

Halloh! Ballan heraus! rief Moorfeld mit hellem Waldruf.

Niemand antwortete.

Hört, Ballan, hört! Heraus mit dem Licht!

Das Blockhaus rührte ſich nicht.

Ungeduldig raffte ſich Moorfeld, ſo gut es gehen wollte, auf und half auch ſeinem Pferde auf die Beine. Er führte es vorſichtig am Zaume nach ſich gegen die Hütte, deren Türe er mit einem Fußtritte aufſtieß.

Aber jetzt war auch Empfang da.

Ein Mann trat ihm unter der Tür entgegen und leuchtete ihm mit einer Kienfackel ins Antlitz.

Moorfeld prallte zurück. Das war Adin Ballan der Schottländer nicht, dieſes Geſicht war — Wogan!

Halloh, was ſoll's? Was wollt Ihr vor meinem Hauſe? polterte der barſche, häßliche Mann.

Moorfeld blickte unwillkürlich um ſich, ob er den Ort nicht verfehlt, aber kein Irrtum waltete. Welch neue Ungeheuerlichkeit das! Hölle! rief er, iſt ein Toller hier eingebrochen; wo iſt Ballan?

In allen Winden; was kümmert's mich! laßt mir mein Haus in Frieden!

Teufel! Herr, packt Euch ins Tollhaus; Piſtolen ſpaßen nicht. Wo iſt Ballan, mein Diener?

Wogan trat zurück und machte Miene, die Türe zuzuwerfen.

Moorfeld riß eine Piſtole aus dem Gürtel und feuerte. Das Hausrecht gegen die koloſſalſte aller Frechheiten zu verteidigen, hätten wir ſelbſt, um ein Gleiches zu tun, vielleicht nicht erſt des Zuſtandes bedurft, worin dieſe Frechheit ihn antraf.

James! Dick! Bill! Charles! Heda, ſchüttet Zündkraut auf! Knallt ihn nieder! Schmeißt ihn tot! Und im Nu ſtand der Eingang gedrängt von einem Halbdutzend wilder, betrunkener Galgengeſichter.

Moorfeld zog eine zweite Piſtole. Da geſchah ein Schlag gegen ſeine Hand und die Waffe fiel zu Boden. Ein hölliſches Gewieher umwieherte ihn, das Geſindel packte ihn von allen Seiten. Moorfeld riß ein Jagdmeſſer aus der Scheide

und stürzte blind auf den Schwarm. Dieser stob augenblicks auseinander. Moorfeld fiel im Schwung seines Stoßes zu Boden und sein Messer rannte tief in die ungedielte Erde. Die Meute johlte unbändig über den gelungenen Raufer-Kunstgriff.

Na, Jungens, laßt's gut sein, fing jetzt eine Stimme mit irischem Akzent zu lallen an. Verklagt den Burschen of trespass vi et armis und setzt ihn für diesmal an die Luft. Man ist doch Friedensrichter sozusagen, und für Blutvergießen verantwortlich, sozusagen. Ich rate, Misters, es wär' ein verdammtes Akzident, wenn ein Friedensrichter und ein Bündel Geschworene Selbsthilfe genommen. Wofür sind die Gesetze unsrer freien und aufgeklärten Verfassung da? Was will der Kerl eigentlich? Nachtlager? O pfui, Mister, wer wird mit Pistolen in der Hand Gastfreundschaft fordern? Aber die arme Maus steht nicht mehr fest in ihren Schuhen. Gebt ihm ein Glas steifen Grog, Jungens, Hitze muß Hitze vertreiben; ich rate, das wird ihm gut tun, wie der Nachtigall die Kreuzspinne.

Moorfeld packte den Mann, der so sprach, an, und rief: Ihr seid Friedensrichter? Nun denn im Namen Eures Amtes! Wißt Ihr, auf welchem Boden Ihr steht? Wißt Ihr, an welchem Verbrechen Ihr mitschuldig seid? Ich überblicke, was hier vorgegangen ist. Man hat meinen Diener verjagt und sich in den gewaltsamen Besitz meines Hauses gesetzt. Ihr seid von einem Räuber bewirtet und Mitschuldiger Eures Räubers. Geht! Taumelt Euer frevelhaftes Gelage zu Ende und erwachet morgen unter dem Schwert des Gesetzes.

So sprechend, schleuderte Moorfeld den Betrunkenen hin, warf sich aufs Pferd und sprengte davon. Wald und Finsternis verschlang ihn. Das Ganze war die Szene eines Augenblicks. —

Wenn Menschen durch Untertauchen ins Wasser sich den Genuß eines schwungvollen Glockengeläutes verschaffen, andere durch starke Narkosen, oder durch künstliches Erhängen, oder durch was immer für eine Hervorbringung von momentanem Blutdruck aufs Gehirn sich eine plötzliche Traum-

welt an die Stelle der realen Wirklichkeit ſetzen, ſo müſſen wir an die Abnormität ſolcher Augenblicke erinnern, wenn wir von Moorfelds Zuſtand jetzt ſprechen ſollen. Das Abenteuer dieſer Minute war ſo herausgeriſſen aus dem Zuſammenhange alles deſſen, was ein Heimkehrender an ſeiner Schwelle erwartet, es war ſo unerhört, ja ſo wahrhaft unmöglich, daß es faſt einzig nur im Charakter des Abſurden auf Moorfeld wirkte. Moorfeld hatte die ganze Zeit über an die Perſon Wogans nicht wieder gedacht. Und dachte er ja an ſie, ſo verſah er ſich eines böſen, feindſeligen Streiches zu ihr: — dieſer aber war ein dummer! Es blieb ihm unbegreiflich, was ein Feind, der zu ſchaden oder auch nur zu kränken denkt, Planmäßiges ausgeführt hat, wenn er ſich dem Geſetze gegenüber in eine völlig offene, ungedeckte Lage begibt, ſich einer ſchweren Strafe ſchuldig macht, und nichts erreicht hat dafür, was einer logiſchen Bosheit ein entſprechender Erſatz ſcheinen könnte. Denn daß der rechtmäßige Herr eines Hauſes eine Nacht außer ſeinem Hauſe zubringt, ſollte das ein lange vorbereiteter Racheakt, ſollte das ein Genuß ſein, der das Strafurteil einer unrechtmäßigen Beſitzergreifung mittels gewalttätigen Einbruchs aufwäge?

So war nach der Betäubung des erſten Augenblicks Moorfelds Eindruck von dieſem Erlebniſſe eigentlich kein anderer, als der einer ſchlechtbefriedigten — Verwunderung. Noch nie war eine Beleidigung ſinnloſer angelegt, noch nie eine Genugtuung gewiſſer.

In dieſer Zuverſicht ſtand Moorfeld tags darauf vor dem Kantonsrichter in New-Lisbon, und forderte nach einem kurzen Referate der nächtlichen Begebenheit einen Konſtabler, der ihn in den Beſitz ſeines Hauſes zurück- und den unbefugten Eindringling in Haft daraus wegführte.

Kaum aber hatte Moorfeld ſein Begehren vorgebracht, als Mr. Wogan ſelbſt vor dem Richter erſchien. Er behauptete eine große Kaltblütigkeit bei Moorfelds Anblick.

Zu dem Friedensrichter gewendet, ſagte er, er komme, um das Ortsgericht zur Uebernahme eines Depoſitums aufzufor-

dern. Es ſtünden ihm die Fahrniſſe im Wege, welche der vorige „Inhaber" von John Stuterings Los in ſeinem log shanty zurückgelaſſen. Seine Rechtstitel erſtreckten ſich nur auf das Immobiliar, die bewegliche Habe anzutaſten oder zu benutzen, getraue er ſich nicht zu verantworten. Uebrigens beläſtige ſie ihn nachgerade, da er endlich daran denke, ſich mit einer eigenen Einrichtung zu verſehen, ja vielleicht breche er überhaupt die vorgefundene Blockhütte ab und fange einen größeren Bau an; — kurz, er wolle dieſen Nachlaß auf eine legale Art los ſein. Mit großem Gleichmute fügte er hinzu, er ſehe zwar in dieſem Augenblicke die Perſon des Eigentümers jener Möbel ſelbſt vor ſich, er nehme aber Anſtand, deren Uebernahme von ihm zu begehren, da derſelbe vorausſichtlich und demnächſt eine Haft werde anzutreten haben, indem er ſoeben of trepass vi et armis ihn anzuklagen im Begriffe ſtehe.

Moorfeld traute ſeinen Ohren nicht. Er glaubte in Wogan eine Art Automat zu hören, welcher zwar eingerichtet iſt, artikulierte Laute hervorzubringen, aber aufs Geratewohl, ohne Sinn und logiſche Ordnung. Und da der Menſch, ſelbſt, wo ihm der Verſtand gänzlich ſtille ſteht, ſeiner Natur nach doch noch Gedanken erzeugt, ſo war Moorfelds einziger Gedanke: der Mann iſt verrückt.

In dieſem Sinne antwortete er auch. Er ſagte, er ziehe ſeine Klage auf widerrechtliche Beſitzergreifung mittels Einbruchs zwar nicht zurück, aber er ſuſpendiere ſie ſo lange, bis die gerichtsärztliche Expertiſe über die Imputationsfähigkeit des Angeklagten entſchieden. Für jetzt wünſche er unter Gerichtsgeleit in ſeine Wohnung zurückzukehren, und ſei es ja möglich, dem geiſteskranken Uebeltäter hier einen lichten Gedankenmoment abzugewinnen, ſo möge er vor allem inquiriert werden, was aus Adin Ballan, dem Schottländer, geworden.

Ein Yankee macht nicht leicht ein verblüfftes Geſicht, es wäre denn in ſupernaturaliſtiſchen Dingen. Aber ſelbſt dann affektiert er ſtatt der verblüfften bloß eine verächtliche Miene.

Der Friedensrichter von New-Lisbon behauptete in dieſer widerſpruchsvollen Lage ſeine vollkommenſte Faſſung. Ja,

ſo groß war dieſe Faſſung, daß er während des Vortrages der beiden Parteien keinen Augenblick aufhörte, zu nieten und zu ſchweißen, denn wir dürfen nicht vergeſſen zu bemerken, daß Moorfeld den ehrenwerten Mr. Cartwright bei der Ausbeſſerung eines Pittsburger Packwagens angetroffen, welcher einer durchreiſenden Auswandererfamilie aus Pennſylvanien auf der ſchlechten Lisboner Straße in Brüche gegangen, und welchen der barmherzige Ortsrichter ſoeben zur Kur vorhatte, da dieſer Würdige, ſeines Zeichens ein Schmied, aus überfließender Menſchen- und Dollarliebe mitunter auch gerne noch zu ſeinem vorigen Handwerk griff.

Der Richter antwortete daher unter Hammerſchlägen und dem Ziſchen glühender Stifte gegen Moorfeld gewendet: Stehe gleich zu Dienſten, Miſter. Erlauben Sie nur, daß ich das Eiſen ſchmiede, da es warm iſt. Haben ja auch noch Zeit zu verſäumen. Geht ſo raſch nicht, wie Sie denken, Miſter. Vertreiben da einen Mann, der in einem Hauſe ſitzt und befinden ſich ſelber außer dem Hauſe. Wird ſo leicht nicht gehen, Miſter. Unter welchem Titel lokomovieren Sie Mr. Wogan von ſeiner Feuerſtelle, wenn ich fragen darf?

Bei dieſer Frage hätte Moorfeld gerne den Richter ſelbſt für verrückt erklärt. Seine Stellung gemahnte ihn nachgerade an die Situationen jener parodiſtiſchen Romane, in welchen der geſunde Menſchenverſtand die negative Rolle ſpielt, und irgendein allegoriſcher Narrenſpuk von Pflanzen, Tieren oder gefabelten Weſen den Unſinn als poſitive Weltordnung treibt. Er ſtand einen Augenblick und beſann ſich, ob er mit ſolchen Menſchen ſich weiter befaſſen wolle. Im Ernſte gewiß nicht. Nur indem er der Vorſtellung folgte, ſie als „Clowns" eines Schauſpiels vor ſich zu haben, nur indem er ſich erinnerte, er ſei nach Amerika gekommen, um zu experimentieren, zu erfahren, kennen zu lernen, entſchloß er ſich, den Gang dieſer Szene einzuhalten, ſo lang bis ſein Ekel größer als ſeine Wißbegier ſein würde. Dieſer Ideengang ging voraus, als er auf Mr. Cartwrights Frage: unter welchem Titel lokomovieren Sie Mr. Wogan von ſeiner Feuerſtelle? endlich antwortete.

Er antwortete einfach durch Vorweiſung ſeines Kaufbriefes.

Der Richter warf einen flüchtigen Blick auf das Papier, indem er einen kleinen Blasbalg an ſein Kohlenbecken ſetzte und ſagte phlegmatiſch: Hm, ein beſchriebenes Blatt! Ich rate, Mr. Wogan hat deren mehrere. Von was für einer Sorte, wenn ich bitten darf, iſt dieſe Schrift?

Es iſt ein Kaufbrief!

Ein Kaufbrief, hm! das iſt ſo übel nicht. Und wenn dieſer Kaufbrief mit dem Grundbuche ſtimmt, — allerdings; dann hätte eine Klage auf Reſtitution vielleicht Ausſicht.

Wirklich? fragte Moorfeld mit einer ironiſchen Heiterkeit.

Noch einen Augenblick, Miſter, bat der Friedensrichter, dem der Packwagen ſehr am Herzen lag; — noch einen Augenblick, dann gehen wir hinüber auf die Cityhall und kollationieren —

Daß ich nicht wüßte! unterbrach Moorfeld die Zumutung, in Geſellſchaft Wogans und des Schmieds über die Straße zu gehen.

Der Schmied hörte dieſe Weigerung offenbar mit Vergnügen und hämmerte noch einmal ſo eifrig auf ſeinen Wagen ein. Gut, er mag kommen, ſagte er. Heda, Tom! Lauf hinüber: Mr. Gull, wenn es ihm gefällig iſt, möge mit dem Grundbuche ſich bei mir einfinden.

Moorfeld hörte dieſen Befehl mit Erſtaunen. Aber freilich erinnerte er ſich zugleich, in einem Reiſewerke über Amerika einſt geleſen zu haben, daß dem Reiſenden ein ſehr achtungswerter Staatsſekretär die auf Pergament geſchriebene Stiftungsurkunde eines großen Unionſtaates vorgezeigt habe, welche wie ein gewöhnlicher auf die Poſt gegebener Brief zuſammengelegt, in den Falten abgeſchabt und in den Ecken durchlöchert war. Auf die Bemerkung des Reiſenden, daß man ſolche Dokumente in Folio zwiſchen Papp und andern Tafeln aufbewahre, habe der Staatsſekretär dieſes Verfahren zwar ſehr ſchön gefunden, aber desungeachtet ſeine Urkunde höchſt kaltblütig wieder in die alten Falten eingebrochen. So ſchien es denn ein Seitenſtück dieſes Verfahrens, ein Grund-

buch ohne weiters aus der Regiſtratur zu reißen und damit über jede beliebige Straße zu laufen.

Tom, ein ſchwarzer Hausdiener, war inzwiſchen fortgelaufen, der Richter fuhr fort, ſeine glänzenden Schmiedekünſte an dem alten Packwagen zu erſchöpfen.

Mr. Wogan hatte die Unverſchämtheit, dem Richter Parteilichkeit vorzuwerfen, daß er bisher nur Moorfelds Sache berückſichtigt, ſeine eigene Klage of trepass vi et armis aber durchaus ignoriert.

Eure Zeugen? fragte der Richter.

Mr. James Pettigraw, Advokat von New-Lisbon, Mr. Richard Luke, Farmer im County und Leutnant bei der Landmiliz, Mr. William Clisby, ein Holzhändler aus Virginien, Mr. Charles Adoir, ein Pferdehändler vom Süden, Mr. Phelim O'Brien, Friedensrichter von Ravenna —

Was? der Phelim war auch dabei? fiel der Richter lebhaft dazwiſchen. Ei, Mr. Wogan, dann ſeid ihr ja alle, nehmt mir's nicht übel — voll geweſen. Ja, ja, ich rate, ihr ſeid tüchtig im Lee gelegen. Den Teufel auch, der Phelim! Wo mein ehrenwerter Kollege von Ravenna einfährt, dort ſchwimmt man im Grog bis an die Ohren, — lehrt mich den Irländer kennen! Nein, Wogan, Betrunkene ſind keine Zeugen, das iſt ein Faktum. Vi et armis! ach geht mir doch! Wo ſeid Ihr denn verletzt? Wo tut's Euch denn weh? und der Schmied-Richter ſpie mit großer Selbſtüberzeugung einen ganzen Mund voll Rauchtabakextrakt in ſeine Kohlen, die laut aufziſchten.

Moorfeld ſah mit Verwunderung, daß er am Ende noch die Freiſinnigkeit dieſes Juſtizbeamten anerkennen müſſe. Freilich indem er ſeine Leute näher beobachtete — ſtieg ihm der Verdacht auf, es verdrieße den ehrlichen Mann eigentlich, daß er nicht ſelbſt mit von dem beſagten Gelage geweſen. Natürlich fand es Moorfeld unter ſeiner Würde, von ſolch einer Nachſicht zu profitieren und die Tat ſeines gerechten Zorns zu verſchweigen. Aber Mr. Cartwright hämmerte wieder auf ſein Wagenrad ſo vulkaniſch los, daß die zwei zugeſtandenen Piſtolenſchüſſe abſichtlich, wie es ſchien,

übertönt wurden. Mr. Wogan wendete kein Wort dagegen ein. Er ſtand da, ſeine wulſtigen Lippen in die Zähne gekniffen, ſeine Schultern hoch an den häßlichen Schädel gezogen, und ſchien Kraft und Erwartung wie zu einem Hauptſchlag zuſammenzudrängen.

Dieſer Augenblick kam jetzt. Man ſah Mr. Gull, den County Clerk, über den „Square" von New-Lisbon heranſchreiten, Tom, der Neger, trug ihm das Grundbuch nach. Mr. Cartwright warf ſchnell noch einen prüfenden Blick auf den Pittsburger Patienten und ſchien von der Rekonvaleszenz desſelben ſo weit überzeugt, daß er es wagen mochte, den Gegenſtand ſeiner zärtlichen Sorge endlich zu verlaſſen. Er hatte nämlich den Takt, die drei Herren jetzt in ſeine Amtsſtube zu bitten, da der bisherige Schauplatz unter freiem Himmel geweſen.

Man trat ein.

Mr. Gull, der County Clerk, war dieſelbe Perſon, an deſſen Krankenlager Moorfeld das von ihm beſchriebene Zuſammentreffen mit dem reiſenden „Doktor" gehabt. Der Mann grüßte unſern Helden mit einer Artigkeit darüber, der es nicht an Herzlichkeit fehlte. Er habe von ſeinem Bette aus die Kontroverſe wohl begriffen, ſogar mit einer Klarheit und Leichtigkeit, die ihn ſelbſt verwundere. Es ſei ihm eine ausgemachte Sache, daß der Doktor Mackhead ein Ignorant und Moorfeld ſein Meiſter. Ein Kind habe ja das beurteilen können. Auch habe er ſofort ein paar Aderläſſe genommen und er ſei überzeugt, daß er dieſer Kur allein ſein Leben verdanke. Wogan blies wie ein erſtickendes Schwein ſeinen Grimm von ſich und ſchnauzte barſch: Zur Sache, wenn's beliebt.

Die Gegeneinanderſtellung des Kaufbriefes und des Grundbuches war das Werk eines Augenblicks, der Befund vollkommen richtig.

Moorfeld hielt den Gegenſtand hiermit für erledigt. Er forderte jetzt Rechenſchaft wegen Adin Ballin.

Wogan ließ ſich mit mürriſcher Kürze und Gleichgültigkeit zu der Ausſage herbei: er habe dem Schottländer ſein

Recht auf John Stuterings Grundstück deutlich gemacht, soweit es dem Rechtsunkundigen begreiflich gewesen, habe ihn ferner auf die Mittel aufmerksam gemacht, mit welchen er dieses Recht gegen einen unbesonnenen Widerstand in Vollzug setzen könne, und ihn dadurch gütlich vermocht, den Platz zu räumen, indem er ihn zugleich zu einer andern Dienststelle nach Whelling empfohlen, wohin derselbe auch abgegangen.

Moorfeld wiederholte sofort mit nachdrücklicher Betonung: Sie haben ihn auf die Mittel aufmerksam gemacht, Ihr angebliches Recht gegen seinen Widerstand in Vollzug zu setzen; — d. h. Sie haben ihn unter Androhung von überlegener Gewalt von dem Posten seiner Pflicht vertrieben. Nehmen Sie das zu Protokoll, meine Herren. Die weitere Glaubwürdigkeit dieser Aussage wird eine sofort in Whelling anzustellende Requisition lehren. Moorfeld ließ die Schritte dazu unter seinen Augen verfügen.

Erst nachdem er diese Obliegenheit gegen seinen Diener erfüllt, verlangte er jetzt die Verantwortung über Wogans Verbrechen des Einbruchs.

Wogan holte eine geräumige Brieftasche hervor, aus welcher er eine Unmasse von Schriftstücken, gleich dem Inhalt eines trojanischen Pferdes, ausschüttete. Er begleitete diese Entfaltung seiner Papierschätze mit folgender Erklärung:

Ich werde die Rechtmäßigkeit meiner Ansprüche an John Stuterings Los aus einer Reihe von Dokumenten beweisen, wovon jedes für sich und alle zusammen mich als unzweifelhaften Eigentümer des genannten Grundstückes legitimieren sollen. Mit diesen Papieren in der Hand hätte ich jeden vorfindlichen Inhaber jener Realität ohne weiteres außer Besitz zu setzen die Befugnis gehabt; ich fand aber das Land nicht besessen, es lag herrenlos da, ein Mensch nistete darin, dem jedes Erfordernis fehlte, dasselbe rechtlich zu behaupten oder zu verteidigen, ja dem ich nicht einmal zu glauben brauchte, daß er der Diener eines angeblichen Besitzers derselben Landstelle sei, kurz den ich als Fremdling und Eindringling zu präsumieren das Recht hatte, was ich denn auch getan.

Moorfeld wendete ſich an den Richter und ſagte: Haben Sie die Güte, dieſen Poſſenreißer an den Ernſt einer gerichtlichen Verantwortung zu erinnern. Mich dünkt, ich höre einen Menſchen, welcher jede Ehefrau im Lande, deren Gatte verreiſt, als Witwe präſumiert, und je nach Befund in Anſpruch nimmt. Ich liebe den Scherz, aber ich wähle mir meine Geſellſchaft dazu. Ich räume jenem Menſchen das Recht nicht ein, mich zu unterhalten!

Die beiden Gerichtsperſonen ſahen ſich auf eine Art an, welche verriet, daß ihnen die ſophiſtiſche Sprache Wogans offenbar weniger neu war, als der hohe Ton des Europäers. Aber doch lag in Moorfelds Haltung ein Etwas, deſſen Macht nicht unempfunden auf ſie wirkte. Mr. Gull ſagte daher kurz zu Wogan hinüber: Erklären Sie Ihre Papiere.

Wogan begann:

Sie wiſſen, meine Herren, daß John Stutering auf die Ausſagen zweier Hauptzeugen hin, eines Mr. Samuel Flint, Farmer im Beaver-County im Staate Pennſylvanien, und eines Mr. Vane, Storekeeper in Cleveland am Eriſee, für ſchuldig befunden und verurteilt wurde. Hier lege ich Papiere vor, welche das Zeugnis dieſer Zeugen geſetzlich aufheben. Mr. Samuel Flint hat ſeine Ausſage unter dem göttlichen Einfluſſe einer Wiederbelebung auf dem Campmeeting der Methodiſtengemeinde zu New-Lisbon feierlich widerrufen, worauf er eines ſeligen Todes verblichen. Sie werden die Akte des Widerrufes von drei Aelteſten, zwei circuit riders, und dem ehrwürdigen Reverend Jeremias Windowſhutter, Methodiſtenprediger dahier, unter Obſervanz aller legalen Formen ausgefertigt finden. Hier iſt ſie. Was die Ausſage des zweiten Kapitalzeugen, Mr. James Vane, betrifft, ſo lege ich hier ein Zertifikat ſeiner Ortsbehörden vor, aus welchen erſichtlich, daß beſagter Mr. James Vane als Sergeant bei der Landesmiliz in der Schlacht bei Bunkershill den rechten Arm verloren. Mr. Vane hat alſo mit den Fingern der l i n k e n Hand geſchworen. Nun habe ich nach ſorgfältigſter Durchſicht der Prozeßakten des John Stutering nirgends finden können, daß der Gerichtshof den

Zeugen Vane von der gesetzlich gebotenen Form der Aufhebung der rechten Hand ausdrücklich entbunden hätte. Das Zeugnis des Mr. Vane ist also unter einer ungültigen Form, d. h. im rechtlichen Sinne gar nicht abgelegt worden. Eine Wiederholung seiner Eidesaussage ist aber unstatthaft, da in einem Prozesse auf Leben und Tod kein Zeugnis eines Zeugen zweimal abgefordert werden kann. John Stutering kehrt demnach vollkommen rechtlich rehabilitiert in den Besitz seines Grundstückes zurück und hat der Gerichtshof dasselbe eingezogen und veräußert, so ist hier von einem Prozesse des Käufers mit dem Gerichtshofe die Rede, der John Stutering in keiner Weise berühren kann. Der Käufer hat sich an den Gerichtshof zu halten, und ein Attentat auf John Stuterings Eigentum, wie es heute nacht versucht worden, fällt in die Kategorie der strafbaren Handlungen.

Ich lege nunmehr eine Zessionsurkunde, beziehungsweise einen Kaufbrief vor, womit ich erweise, daß John Stuterings Los inzwischen auf mich übergegangen, und zwar unter allen gesetzlichen Formen und Observanzen.

Wenn die geringe Summe in Verwunderung setzen sollte, womit ich das Eigentumsrecht von John Stuterings Landlos erworben, so bin ich ferner zu erklären bereit, daß dieses Eigentumsrecht selbst ein zweifelhaftes, ein anzufechtendes, ein ungewisses. John Stutering hat von den Erben eines Majors Solon Robinson in Connecticut gekauft, welcher die Landstelle im Jahre 1784 durch Ankauf von den Eingeborenen an sich gebracht haben will. Es war aber damals schon das Gesetz erlassen und in Gültigkeit getreten, daß zur Vermeidung aller Grenzstreitigkeiten, welche den Bestand der jüngeren Kolonien aufs äußerste zu verwirren angefangen, künftig kein Privatmann durch Abtretung von den Indianern Land erwerben könne. Der Major hat dieses Gesetz verletzt und scheint überdies zur Zeit des westlichen Vorbehalts mit seinem ungesetzlichen Eigentum furtim durchgeschlichen zu sein, anstatt es dem öffentlichen Grundbesitze Connecticuts anzuschließen, als dieser gegen eine Entschädigung von einer Million zweimalhunderttausend Dollars an die Föderalre-

gierung abgetreten wurde, eine Summe, aus welcher der Major gleichfalls ſeine Entſchädigung zu fordern gehabt hätte, wenn er ſich der Abtretung nicht illegaler Weiſe entzogen. Die Erben des Majors waren daher nicht rechtliche Eigentümer dieſes Grundſtückes, ſondern beſaßen höchſtens einen Anſpruch auf die für dasſelbe entfallende Ablöſungsquote, vorausgeſetzt, daß ihnen eine ſolche überhaupt zugeſprochen wurde, da eine Erwerbung durch Privatvertrag mit den Eingeborenen, wie bemerkt, ſchon vor dem Jahre 1784 ein ungeſetzlicher Rechtstitel des Beſitzes. Gleichzeitig finde ich weiter, daß weder der Major noch ſeine Erben das Landlos ſchuldenfrei beſeſſen, wie ich aus vorliegender Reihe von legaliſierten Vidimierungen nach älteren Grund- und Hypothekenbüchern in Connecticut darzutun in der Lage bin. Einige dieſer Inſätze habe ich bereits auch käuflich an mich gebracht, über die Ablöſung anderer ſtehe ich noch in Unterhandlung. Bei näherer Unterſuchung begegnete mir ferner ein gleichfalls zu beachtender Rechtstitel, welcher auf einer der beiden Sektionen des Landloſes aus früheren Zeiten haftet. Nach dem alten pennſylvaniſchen common law erwarb es nämlich Rechtstitel auf ein Land, wenn ein Anſiedler drei Nächte nacheinander ſein Herdfeuer darauf angezündet. Mr. Chauncez Gulbert in Pittsburg vermag nun, wie ich in dieſen Papieren vorlege, den Nachweis zu führen, daß ihm unter jenem Titel des jus primae occupationis für die Sektion Numero fünf von John Stuterings Landlos ſchon aus dem Jahre 1778 zuſteht. Ich habe dem Mr. Chauncez Gulbert dieſen Anſpruch gleich den übrigen abgekauft; hier iſt die Urkunde darüber. In einer ganz beſonders verwickelten Rechtslage befindet ſich aber die Sektion ſechs des beſprochenen Grundſtückes. Ich werde aus dieſem Faszikel von Kontrakten, Zeſſionen, Pfandbriefen, vidimierten Kodizillen —

Nicht nötig, Miſter — unterbrach Moorfeld — ich zweifle nicht, daß halb Amerika John Stuterings Los beſitzt, und daß Sie das alles abgelöſt. Aber ich bin nicht gekommen, um mir eine Indigeſtion an Advokatenkünſten zu holen, deren

Vorkoſt nicht beſonders gewählt und glücklich iſt, wenn der Effekt nicht in der Steigerung der Gänge liegen ſollte. Genug, daß ich Ihre Abſicht erkenne, mich durch ein shingled over, wie ſie's nennen, zu dekontenancieren, und daß ich den geringſten Begriff faſſen darf von dem Publikum, in deſſen Schule Ihre Erfindungsgabe im ganzen genommen ſo herzlich roh geblieben iſt, — ich ſag' es mit aller Anerkennung Ihres ſonſtig guten Willens. Nicht mit Ihnen habe ich es zu tun. Ich fahre fort, Sie als Partei, unter aller Schätzung zu betrachten. Ich frage Sie vielmehr, mein Herr, — wandte ſich Moorfeld an den Friedensrichter — ob Sie als Ortspolizei verpflichtet ſind, mir jetzt mein Haus aufzuſchließen, und als Untergericht meine Klage gegen dieſen Verbrecher zur geeigneten Weiterbeförderung entgegenzunehmen?

Das letztere ohne Zweifel, antwortete Mr. Cartwright nach einer Pauſe, aber eine eigenmächtige Reſtition, wie Sie von mir fordern, Sir — er vertauſchte doch nachgerade das Miſter mit Sir, — ich könnte nicht ſagen, — ich weiß nicht, Sir — die Sache hat eben den Prozeßweg zu gehen.

Das verſteht ſich von ſelbſt; nur daß ich nicht geſonnen bin, den Prozeß unter freiem Himmel abzuwarten.

Der Friedensrichter zuckte die Achſeln.

Moorfeld warf einen erſtaunten Blick auf Mr. Gull. Aber auch dieſer Beamte ſah ernſter, als es Moorfeld begreifen konnte.

Sie nehmen die Sache in der Tat leichter — erlauben Sie die Bemerkung — als ſie uns andern erſcheinen will.

Mein Herr! rief Moorfeld groß, ſoll ich denn zweifeln müſſen, daß in dieſem Lande die Anfänge und Ausgangspunkte aller menſchlichen Geſittung fehlen? Hier mein Kaufbrief, dort Ihr Grundbuch — Sie erkennen mich als Eigentümer und mein Eigentum ſoll mir verſchloſſen bleiben?

Ach, mein Herr, ein Kaufbrief hat hierlandes weniger zu bedeuten, als irgendwo zwiſchen den Polen. Und Sie ſehen wohl, was Mr. Wogan Ihnen an Rechtstiteln entgegenſetzt. A dirty job! in Wahrheit: aber iſt nur ein Zehntel davon

„gesund" — es tut mir wirklich leid, Sir! aber ich weiß nicht, was dann das Schicksal Ihres Eigentums sein wird. Sie hätten wahrscheinlich auf eigenes Risiko gekauft.

Von einer Behörde?

Von einer Behörde, Sir. Was kümmern sich unsre Behörden um Rechtstiteln? Sie überliefern, wie sie überkommen. Bei uns gilt der Grundsatz: Caveat emtor! *)

Moorfeld stand erstarrt. In Wogans Zügen verkroch sich ein tückisches Hohnlachen. Nach einer Pause kurzer Ueberlegung sagte Moorfeld: Wohl! Das hat auf den Ausgang dieses Prozesses Bezug. Ich mag's erwarten. Und eine Stimme sagt mir, daß auch nicht das Zehntel von jenem dirty job gesund ist. Kaum werde ich einen Livingstone auffordern dürfen, die Truggewebe eines Wogan zu zerreißen. Aber —

Bei dem Namen: Livingstone blickte Wogan überrascht und erblaßte. Er murmelte etwas von einem „billigen Vergleiche", zu dem er sich bereit finden lasse.

Aber — fuhr Moorfeld fort, ohne ihn eines Blicks zu würdigen — unter allen Umständen kehrt meine Forderung zurück, mir mein Haus aufzuschließen. Wenn ich's erlebe, daß ein amerikanisches Gericht den Raub nachträglich heiligt, so soll mich das Urteil einer Mehrheit von Flibustiern so gehorsam finden, wie jede Mehrheit. Das Gut sei sein. Jetzt, wo es noch nicht sein ist, ersuche ich Sie indes, diese Szene zu enden. Handeln Sie Ihres Amts. Ich wünsche, unter der Autorität Ihres Gerichts nach Hause zu kehren.

Mr. Gull antwortete in einem sanften, aber bestimmten Tone: In Wahrheit, Sir, auch das macht sich nicht, wie Sie denken. Ihr Gegner sitzt in dem Hause, Sie stehen außer dem Hause. Das ist der faktische Tatbestand hier. Und bis zu einem Urteilsspruch, der diesen Tatbestand ändert, dürfte kein Sheriff in Amerika die Verantwortung auf sich laden, ihn einseitig aufzuheben. Mr. Wogan präsentiert sich uns im Besitze, der Besitz aber ist prima facie ein Beweis des Rechts.

*) Käufer, nimm dich in acht!

Moorfeld war ſprachlos. Er hatte gehört, aber das Wort irrte unverſtanden am äußeren Ohre umher: es vermiſchte ſich nicht ſinnvoll mit der Beſinnung. Beamte dieſer Republik, rief er aus, verſteh' ich Sie recht? Ein Räuber bricht nachts in mein Haus und morgens ſtellt Ihr Amerikas Themis als Schutzwache an ſein Haus?

Und die Beamten der Republik ſahen ernſt und bejahten.

Der Menſch iſt noch ungeboren, den der Anblick des Geſetzes nicht überwältigte. Dem Unnatürlichſten iſt es natürlich, dem Ehrfurchtsloſeſten eine Majeſtät, und ſelbſt dem Gotteslengner ein Gott. — Betäubt verließ Moorfeld das Haus. Ueber all ſeinen Seelenqualen war es ihm möglich geblieben, mit Ruhe und Würde dieſer Stunde zu ſtehen; — jetzt brach er zuſammen. Mit dem Reſt ſeiner Beſinnung eilte er hinweg, ſeine Beſinnungsloſigkeit zu verbergen.

* * *

Dies war das Ende von Moorfelds Aufenthalt in Ohio. Noch verweilte er, die Recherchen über Adin Ballan abzuwarten, der zwar in Whelling gefunden wurde, aber in dem elendeſten Zuſtande. Für die arme Annette warf er eine Rente aus, um die Benutzung einer öffentlichen Heilanſtalt für immer entbehrlich zu machen. Zuletzt erwirkte er gegen Wogan ein vorläufiges writ de ne exeas, wodurch er dieſe Beute ſeines gerechten Zornes — nach einem annäherungsweiſen Begriffe — unter polizeilicher Aufſicht ſtellte und ſich der Haftung für deſſen Perſon verſicherte. Dann eilte er nach Newyork, lechzend, der mißhandelten Gerechtigkeit einen Ritter des Rechts aufzurufen.

Drittes Buch

Erſtes Kapitel

Von der Landſeite des Philadelphia-Bahnhofs bietet Newyork keine Avenüe wie von der Seeſeite ſeines Hafens. Von New-Lisbon zurück bot ſie auch keine, wie von Europa heran! Im Aeußern und Innern verglich Moorfeld ſeine zweite Ankunft mit ſeiner erſten, und — der Vergleich war traurig genug.

Desungeachtet konnte er ſich eines gewiſſen Heimatsgefühls nicht erwehren, wenigſtens im erſten Augenblicke nicht. Dieſe Straßen — dieſe Kirchentürme, — dieſes Menſchengewühl — um wieviel näher ſtand es dem Europäer, als die blöde, glotzende Einſamkeit und Barbarei des Urwaldes! Schon das Wehen der Seeluft, die Nähe des Ozeans, — wie lockend! wie beflügelnd! Iſt das Meer nicht der Nachbar aller Menſchen, die Pforte aller Länder? Dieſe Welle hat den Dom von Rouen zurückgeſpiegelt, dort liegen die Länder Homers, Shakeſpeares, Petrarcas! Und ein Stück Leinwand trägt hinüber leichter als vogelleicht, denn ſelbſt die Möve ruht aus auf ihr! Wahrlich, jede Seeſtadt iſt die Heimat jedes Menſchen!

Leiſe und angenehm ſpielen dieſe Empfindungen in Moorfelds Seele: — ſie ſind ihr ahnungsreicher Hintergrund, indes die ſtrengen Sorgen des Tages in den vorderſten Reihen einherdröhnen. Es war bei einbrechender Abenddämmerung, als er mit dem Philadelphia-Bahnzug in Newyork ankam. Er ſtieg in dem nächſten Boardinghouſe am Bahnhofe ab, und eilte ſogleich, Benthal zu ſehen. Zwar erlaubte ihm die ſpäte Tageszeit nicht mehr, bei Frau v. Milden vorzuſprechen, doch erinnerte ſich Moorfeld an Kleindeutſchland. Die vorgerückte Stunde, ſonſt zu jedem Beſuch unpaſſend, eignete

ſich eben zu dieſem. Dort konnte er den einzigen Verſuch, Benthal zu finden, noch heute machen. Das tat er. Glücklicherweiſe fand er in ſeinem Notizbuch die Adreſſe jenes abgelegenen Stadtwinkels vor, wohin er ſich ſonſt wohl ſchwerlich zurechtgefunden hätte. So warf er ſich in die nächſte Mietkutſche und flog dahin.

Das Gaſthaus zum grünen Baum ſtand jetzt in einer Straße, das vor drei Monaten faſt noch auf freiem Felde geſtanden. Im Innern aber war es ſo ziemlich beim alten geblieben. Herr Häberle, „der deutſche Kaiſer", war noch immer ein rundes Bild von leiblichem Gedeihen bei geiſtigen Vakanzen; Bronele, ſein flinkes Töchterlein, oder vielmehr ſeine Vormünderin, führte noch immer ſchnippiſch und gutmütig das Reichsregiment nach ſtabilen Satzungen und Maximen, die anweſenden Gäſte waren noch immer deutſche Zungen und deutſche Geſichter, welche behaglich bei ihrem Schoppen ſaßen, nicht wie der haſtige Yankee ſtehend an der Bar tranken, und ſo meinte Moorfeld, die Perſon des Rector magnificus könne gar nicht fehlen, wie ihn um und um alles ſo hübſch gewohnheitstreu anheimelte. Erblicken aber konnte er ſie noch nicht.

Ueberhaupt bemerkte Moorfeld bei einiger Aufmerkſamkeit doch mehr Veränderung in der Phyſiognomie der Trinkſtube, als es auf den erſten Blick ſcheinen mochte. Das Lokal war beſuchter, was er teils der ſpäteren Jahreszeit, teils dem vermehrten Anbau zuſchrieb. Das Publikum ſelbſt war gemiſchter: die Gäſte ſchienen nicht mehr ausſchließlich der einen Klaſſe von arbeitſuchenden Handwerkern anzugehören, noch verriet ihr Beiſammenſein jenes familienhafte Gemeingefühl, jene Brüderlichkeit des Bedrängniſſes, was dem Hauſe damals ein ſo eigentümliches Gepräge verliehen. Moorfeld erblickte zufriedene Geſichter, welche offenbar mit ihrer Subſiſtenz im Reinen waren, dann wieder verdutzte, rekrutenhafte, welche vielleicht Auswanderern angehörten, die erſt während ſeiner Abweſenheit angekommen. Daß er ſelbſt von dem ſchwäbiſchen Wirt und ſeiner Tochter nicht wiedererkannt wurde, brauchen wir kaum hinzuzufügen.

Indem Moorfeld ſich letzteren näherte, um über die Perſon, die er ſuchte, Nachfrage zu tun, hielt er plötzlich inne. Es ſchlug ihm wie eine wohlbekannte Stimme ans Ohr — er brauchte ſich nicht lange zu beſinnen, — es war die hohle Baßſtimme Herrn Hennings, des Schriftſetzers. Sie kam aus dem ſogenannten „Extrazimmer". Dahin ſchienen ſich die Intimen des alten Kleindeutſchland für diesmal zurückgezogen zu haben.

Herr Henning ſprach lebhaft, mit Feuer. Auch ſein Aeußeres umſpielte ein gewiſſer Glanz, es lag wie ein erhöhter Moment, wie ein Goldſtaub von „guten Tagen" auf ihm. Er war ſorgfältig raſiert, ſein Stirnhaar genial in die Höhe geworfen, ſeine Backen von einer leichten Röte angehaucht, und ein feiner, blütenweißer Hemdkragen, der in Erinnerung ſeiner ſchweren Kämpfe mit der Waſchfrau wie eine wahre Siegesflagge prangte, lag breit über einem, wie es ſchien, ſeidenen Halstuche. Er war in einer aufgeweckten angenehmnervöſen Stimmung, ganz herausgetreten aus dem phlegmatiſch-ſchlotterigen Charakter früherer Tage. Bald hätte Moorfeld an eine wirkliche Glückswendung bei dieſem Anblicke geglaubt, wenn nicht die jugendlich-ſtrahlende, faſt kokette Laune des Schriftſetzers im Grunde ebenſoviel ſchalkhafte Selbſtironie durchzog, als früher ſeine ſcheinbare Abſpannung und Todesahnung der phthisis pulmonalis. Auch ſprach er laut genug, daß Moorfeld durch die dünne Glaswand jedes ſeiner Worte vernehmen konnte, und dieſe ließen allerdings keinen Zweifel über ſeine Glücksumſtände zu, denn eben ſie waren das Thema ſeiner Unterhaltung.

Ich bin Vorſtand eines Vereins zur Verbreitung guter und nützlicher Volksſchriften — rühmte Herr Henning von ſich; — der Verein liegt freilich noch in der Wiege, wenn ſich anders behaupten läßt, daß ich, der lange Henning, ein Wiegenkind ſei; denn die Wahrheit zu geſtehen: ich ſelbſt bin das einzige Mitglied meines Vereins. Das ſchadet aber nichts. Mein Verein wirkt nichtsdeſtoweniger ſegensreich, das heißt ſegensreich für mich und das iſt doch wohl die unerläßlichſte Probe jedes gemeinnützigen Unternehmens. Hört mich an.

Seit wir uns das letztemal nicht gesehen, haben einige von meinen sieben magern Kühen ihr Embonpoint wesentlich verbessert. Ich habe eine Fütterungsmethode erfunden, — doch nein! nicht ich; der Zufall, der Vater aller merkwürdigen Entdeckungen, hat's getan. Man muß sich auch nicht mehr Vaterschaften, als nötig, zuschreiben. Nachdem Frau Appendage mit mir umgegangen war, wie ihr es wißt, — Gott, es ist kein Gemüt unter diesen Amerikanern! — beschloß ich, meine Kundschaft den Deutschen zuzuwenden. Dieser patriotische Zug belohnte sich. Zwar war auch meine neue Leibwäscherin, Frau Scheuderlein, so herzlos, mir Geld abzufordern — diese Gier nach dem Mammon liegt überhaupt schon in der Luft, wie es hier scheint; aber — die Sache aberte sich doch. Ich hatte, als sie mir die erste Wäsche brachte, just eine Anweisung auf zweitausend Dollars an die Gebrüder Sweet u. Comp. in der Wall-Street einzukassieren, was sich freilich nicht so leicht machte, denn ich lag gleichzeitig an einem verstauchten Fuß darnieder, den ich mir tags zuvor bei dem berühmten Longisland-Wettrennen geholt, indem ich einen schrecklichen Sturz vom Pferde mit angesehen. Die Verrenkung schmerzte außerordentlich, ich konnte das Bein nicht rühren, es ging mir erbärmlich.

Natürlich ließ sich das Inkasso eines so bedeutenden Schecks wie meine zweitausend Dollars keiner fremden Hand anvertrauen, und doch forderte Frau Scheuderlein ihr Geld, just wie es Frau Appendage auch getan — es war, als ob sich die zwei Weiber verabredet hätten. Mißmutig über diese Entartung der deutschen Rasse warf ich ihr ein Buch an den Kopf: sie sollte damit auf den Bowery gehen zu Heiman Levi, der kaufe antiquarische Bücher. Ich gestehe gern: ich dachte nichts bei diesem Puff, — nichts, als nur eben sie los zu werden. Aber nun lernt den Fond des deutschen Charakters kennen. Nach einer Stunde kommt Frau Scheuderlein zurück: sie hätte auf dem ganzen Bowery keinen Heiman Levi gefunden, sie hätte aber in das Buch „a bisle ingeguckt", und es wäre eine schöne Geschichte. Da hört ihr's! Ein schlichtes Weib aus dem Volke, die verschämte, aber reinliche

Armut — Kennerin der deutſchen Literatur! empfängliches Gemüt für die äſthetiſchen Schönheiten unſerer Geiſtesblüten! Ich wäre ein Barbar geweſen, hätte mich dieſer Moment nicht erleuchtet. Jetzt erkannt' ich meine Miſſion. Hier mußte was geſchehen. So viel geſunde und tüchtige Elemente unſres Volkslebens ſollten nicht in Zerſplitterung und geiſtiger Nahrungsloſigkeit untergehen. Ich gründete meinen Verein zur Verbreitung guter und nützlicher Volksſchriften. Ich beſaß noch die deutſche „Männerbibliothek" mit Claurens ſämtlichen Werken, Schlenkerts hiſtoriſche Romane, zwölf Teile vom Pantheon, zwei Jahrgänge Mitternachtsblatt für gebildete Stände, zwei Jahrgänge vom Geſellſchafter, Fouqués Zauberring, Philippine von Geldern, die Grafen von Hohenberg, Caſanovas Memoiren und hatte überhaupt eine ganze Kiſte mit Büchern mit nach Amerika gebracht, ſowohl aus angeborenem Intereſſe für die ſchöne Literatur, als auch um, in Ermangelung anderer Fahrniſſe, meinem Schiffsreeder das kontraktliche Paſſagier-Freigut nicht zu ſchenken. Dieſe Schätze machte ich jetzt flüſſig. Ich ernannte meine Kiſte zur Volksbibliothek und mich ſelbſt zum Vorſtand eines Vereins, der ſich die patriotiſche Aufgabe ſetzte, jene ehrwürdigen Denkmäler des deutſchen Geiſtes der weiteſten Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Ein ſchwieriges Amt! ein aufopferungsvoller Beruf! Als ein Mann, der im letzten Stadium der Phthisis pulmonalis begriffen iſt, ſchleppe ich, ſoweit die deutſche Zunge reicht, in Newyork und Brooklyn jetzt meine Bücher herum; keine Manſarde iſt mir zu ſteil, keine Kellertreppe zu abſchüſſig, Herr Henning, der Büchermann, verbreitet Aufklärung. So treib' ich es jetzt. Schwer laſtet der Volksdienſt auf ſeinen Auserwählten, aber Deutſchland iſt dankbar und meine Kiſte iſt tief, — ich ſehe einer ſorgenfreien Zukunft entgegen. Ich werde heiraten. —

Unſer Bruder Henning, der ſoll leben! erſcholl es im Chorus, — die Stimme des pfälziſchen Schreiners gab den Grundton dazu an.

Merci! bedankte ſich der Schriftſetzer mit geſchmeichelter

Eitelkeit und lächelte liebenswürdig nach allen Seiten. Aber, fuhr er fort, nun gebt mir auch zu leben! Ihr ſeid mir Kerls! Ihr hört von meiner Leihbibliothek und abonniert nicht. Für euch beſonders hätt' ich rare Sachen. Da ſind z. B. Thümmels Reiſen in das mittägige Frankreich — die acht Bände liegen mir ſchwer am Herzen! Das iſt Kaviar fürs Volk. Der Plebs will nur ſpannende Handlung, Entführungen und Mordtaten, und der Thümmel iſt ihnen viel zu geiſtreich. Das wäre ein Deſſert für meine engeren Freunde. Ein Cent per Tag, ohne Einſatz, der Band mit Titelkupfer, — und welche Kupfer! Das Aushängeſchild der holländiſchen Wirtin —

In dieſem Augenblicke ſervierte Bronele einige Gläſer Bier im Extrazimmer. Als ſie den Rücken wandte, ſah ihr der Schriftſetzer kenneriſch nach, und brummte mit einem bedeutſam ſpannenden Kopfnicken: das wäre kein übles Aushängſchild der holländiſchen Wirtin! Seine Stimme ging hierauf in ein gedämpftes Flüſtern über, die Köpfe rückten zuſammen um ihn, und alles verriet, daß er das bekannte Myſterium von dem phyſiognomiſchen Quiproquo der holländiſchen Wirtin zum beſten gab. Ein wieherndes Gelächter folgte hierauf.

Das war denn Kleindeutſchland, wie es leibte und lebte! Die alte Not — die alte Gemütlichkeit — Moorfeld ließ ſich an dieſer Skizze genügen und verlor keine Zeit mit ihr. Ihm handelte es ſich um das Haupt dieſer Glieder. Mit klopfendem Herzen fragte er jetzt, ob Herr Benthal heute noch zu erwarten, eine bangere Eventualität in dieſer Frage umgehend. Herr Häberle, der Wirt, ließ ſeine Finger in ſeinem breiten Schwarzwälder Hoſenträger ſpielen und beſann ſich auf den Namen. Der Rector magnificus? antwortete er nach einer langen geiſtigen Operation; hierauf rief er ſein Töchterchen herbei, damit ſie ihn im Reden ſubſtituiere. Bronele gab mit einem geläufigen Zünglein den Beſcheid, der Rector magnificus ſei ſchon lange nicht mehr dageweſen, die Abende wären überhaupt nicht regelmäßig gehalten worden, es hätte dieſen Sommer gar zu arg das Fieber gewirt-

ſchaftet; ganze Häuſer ſeien ausgeſtorben, ganze Bezirke abgeſperrt geweſen, die „Hohen" hätten zwar [illegible]lakate anſchlagen laſſen, daß die Krankheit nicht anſteckend ſei, aber die Leute hätten ſie wieder herabgeriſſen und [illegible]s ſei auseinandergegangen, nirgends gab's Geſellſchaft. In Fife Point, wo die „Jauner" hauſten, ſtürben noch jetzt Leute, und die Doktoren hätten geſagt, bis nicht der erſte Froſt käme, würde es wohl gehen, wie im Jahre neunzehn und einundzwanzig. Sie, Gott ſei Dank, wären geſund geblieben und die Leute ſeien rechte Narren, die ſich nicht zu eſſen und trinken getrauten und den grünen Baum leer ſtehen ließen. Dazu lächelte das friſche Schwabenmädchen ſo naiv-kokett aus ihren ſchelmiſchen Roſengrübchen, daß ſich die Torheit, den grünen Baum zu meiden, wohl einſehen ließ. Herr Häberle aber ſtand hinter dem Zahltiſch und hörte mit ſchmunzelnder Bewunderung dem Konzept ſeines Töchterchens zu.

Dieſe Auskünfte klangen nichts weniger als beruhigend. Und weiter war nichts zu erhalten. Denn der Rector magnificus, hieß es, laſſe nicht viel von ſich wiſſen; wenn er komme, ſo ſei er eben da, ſein Logis hingegen ſei ein Geheimnis, niemand könne ihn beſuchen, wahrſcheinlich wolle er „den Schwarm" nicht nach ſich ziehen. Der Herr ſei gar kurz und proper mit den Leuten.

Indes das Mädchen noch redete, tat ſich die Türe auf, und Moorfeld, der ſie fortwährend im Auge behalten, glaubte ſchon an der Art, wie ſie in der Angel geſchwungen wurde, etwas erwarten zu dürfen. Allerdings war's eine ungewöhnlichere Erſcheinung, die da eintrat, aber Benthal war's nicht. Es waren drei bis vier junge Amerikaner von auffallendem Aeußern, Burſche jenes eleganteren Rowdy- und Loafer-Schlags, wie ſie Moorfeld als Dandies on short allowance etwa auf Bennets Rout geſehen. Die Schwengel traten mit einer unerträglichen Parodie des Anſtandes in die überraſchte Gaſtſtube, warfen ſtolz und wichtig ihre Augen umher, und ſchritten, indem ſie ſich im Gehen gegeneinander verweilten, im nachläſſigſten Promenierſchritt nach dem Schenktiſch hinab. Der deutſche Kaiſer erblaßte bei ihrem

Anblicke und murmelte zitternd: Gott, da ſind ſie ſchon wieder! Die anweſenden Gäſte wendeten ſämtlich ihre Köpfe nach ihnen.

Aus dem Zötus trat ein Sprecher vor, ein Menſch, der unmittelbar die Luſt erregte, ihn zu ohrfeigen. Es war ein Bürſchchen mit einem merkwürdig mädchenhaften Geſichte, wenn anders ein ſchmales, knöchernes Köpfchen, von zerbrechlicher, nicht zarter Form, und einem Ausdruck von Fadheit, der auf die Speicheldrüſen wirkte, mädchenhaft genannt werden dürfte. Er knickte auf ein paar Beinchen einher, die eher gemacht ſchienen, eine Strickmaſche aufzufaſſen, als einen menſchlichen Leib zu tragen; bei ſeinem Anblicke mußte ſich jedermann ſagen, dieſes Inſekt würde, allein, vor einem Haſen davonlaufen. Hier aber ſpreizte er ſich in dem feigen Bewußtſein einer Genoſſenſchaft, welche ihrerſeits wieder mit einem Ausdruck von Hochachtung auf ihn blickte, wie ſie etwa einem Mutterſöhnchen zuteil wird, das im ſechzehnten Jahre eine halbe Million durchgebracht, und vielleicht Mittel, wenn auch nicht Nerven genug hat, noch eine zweite durchzubringen.

Der deutſche Kaiſer zupfte Moorfeld am Rockärmel und flüſterte flehentlich: Bleiben Sie hier! bleiben Sie hier! Verwundert fragte Moorfeld: Haben Sie zu fürchten von dieſen Laffen? und iſt doch die halbe Stube voll Leute? — Ach Gott, Sie tragen einen Schnurrbart, — haben ſo ſchwarze grimmige Augen, — Sie ſind ganz ein anderer Menſch! ſtotterte der Kaiſer in Seelenangſt. Die Loafers waren inzwiſchen dicht an den Schenktiſch getreten und jenes Knabengeſicht, das ſich als Sprecher gerierte, hatte ſein fahles Köpfchen auf dem langen ſpindeldürren Hals bereits in die Höhe geworfen, und mit allen Zügen einer unwiderſtehlichen Frechheit bereits den Mund geöffnet, als ſein Blick auf Moorfeld fiel. Er ſtutzte, maß den Fremdling mißtrauiſch von oben bis unten und blickte zweifelhaft auf ſeine Kameraden zurück. Dann wendete er ſich an den Wirt, indem ſeine ganze Haltung verriet, daß er ſein mitgebrachtes Konzept einigermaßen abänderte, und fragte mit einem dünnen Stimmchen, das

aus ariſtokratiſcher Affektation äußerſt leidenſchaftslos klang: Haben Sie ſich entſchloſſen, die Order der Kompagnie zu erfüllen? — Nein! rief Bronele ſtatt ihres Vaters und ſtampfte trotzig mit dem Fuße. Der Bube warf ſeine ausgelöſchten Augen auf das wackere Schwabenmädchen, und gab ſich offenbar die ohnmächtige Mühe, eine Begierde zu empfinden. Es iſt gut, ſagte er ſanft, wir werden ein Glas Mintjuleb nehmen. Die Loafers ſchwenkten hierauf von der Schenkbude ab, wobei ſie Mann für Mann ihre verdächtigen Blicke auf Moorfeld wiederholten, dann ſetzten ſie ſich ſtill an einen Tiſch. Bleiben Sie hier! bat der deutſche Kaiſer noch einmal.

Moorfeld begriff von alledem nichts. Mechaniſch nahm er den Loafers gegenüber Platz, welche fortfuhren, ihn zu fixieren. Er ſaß auf Nadeln. Seine Gedanken waren bei Benthal. Was er gehört oder nicht gehört, erfüllte ihn mit einem dumpfen, unbeſtimmten Kummer. Die Bruſt war ihm zum Zerſpringen voll von Unglücksgedanken. Die Loafers ziſchelten indes beratend hin und her, während ſie mit ihren Schnitzmeſſern eifrig die Stühle unter ſich bearbeiteten. Einmal hörte ſie Moorfeld im ſchlechten Franzöſiſch ſagen: Der Gaul ſieht verflucht widermäulig, und was die Hauptſache iſt, ſo ein Kerl wird einer ganzen Schafherde zum Anführer — wobei ſie verächtlich auf die friedſamen Deutſchen um ſich wieſen. Hierauf zog einer von ihnen ſeinen Revolver und fing bedeutſam damit zu ſpielen an, indem er verſtohlen, aber ſcharf nach Moorfeld hinüberſchielte. Moorfeld zog ein paar Sackpiſtolen — ſchon längſt ſeine ſtändigen Begleiter in Amerika — und begehrte von des Wirtes Bronele ein ledernes Läppchen, um ſie zu putzen. Er beſchäftigte ſich anſcheinend ſehr harmlos damit. Die Loafers blickten einander an, nickten ſich zu, dann ſtanden ſie auf und gingen ſittſam zur Tür hinaus.

Der deutſche Kaiſer fühlte ſich ſehr glücklich über die abgewendete Gefahr. Er liebkoſte Moorfelds Piſtolen faſt wie lebendige Weſen. Bronele dagegen erzählte ihm: Dieſe „Herrenbuben" ſeien nun ſchon zum drittenmal da, und es

wäre ſchändlich! Das hätte ſie in Deutſchland wiſſen ſollen! Vorige Woche wäre die Geſchichte paſſiert, da ging ein Mädchen, dem man von eheher eine üble Aufführung nachredet, über den Bowery. Einer ihrer vorigen Bekannten begegnete ihr und wurde dreiſt. Das Mädchen aber war längſt wieder auf guten Wegen, hatte ein ehrliches Verhältnis mit einem deutſchen Maurer, der ſie heiraten wollte, dann ſollt's nach Cincinnati gehen, weit weg von Newyork, wo auch gute Arbeit auf die Maurerei iſt. Das Mädchen erwehrte ſich darum ihres Verfolgers, und da alles nichts helfen wollte, flüchtete ſie in einen deutſchen Bierkeller auf den Bowery. Der Strolch verfolgte ſie auch in den Keller, bekam Streit mit den Deutſchen und erſtach einen. Das ſei aber noch nicht alles. Jetzt komm's erſt. Die Amerikaner — man könnte ſich's nicht einbilden! — ſchrien Zeter über den deutſchen Wirt, weil er die Frechheit gehabt, den Mörder verhaften zu laſſen! Und da wäre ein Geſindel beiſammen, es nenne ſich Feuerlöſchkompagnie und der Mörder ſei ihr ſauberer Hauptmann. Dieſe Kompagnie habe es durch ſpitzbübiſche Advokaten dahin gebracht, daß derſelbige Hauptmann auf Kaution wieder herauskommen könnte. Sie hätten Geld genug, die nichtsnutzigen Buben, aber zu Schimpf und Schand unſers Volks wollten ſie die Kaution von den deutſchen Wirten zuſammenbringen. Die ſollten Buße tun. Sie ſtrichen jetzt durch ganz Newyork und legten jedem Wirt eine Steuer auf. Der Vater ſollte zehn Dollars zahlen. Aber ſie wolle Fußſchläge haben, wenn er nur einen Cent gebe. Sie dulde den Unfug nicht. Sie gebe nichts.

Die anweſenden Gäſte waren mehr oder weniger vertraut mit dieſer Tagsbegebenheit und tauſchten ihrerſeits aus, was ſie von neueren Gerüchten und Stadtgeſprächen darüber wußten. Das Gaſtzimmer geriet in eine lebhafte Unterhaltung. Moorfeld verzichtete unter dieſen Umſtänden darauf, das Geſpräch auf Benthal noch einmal zurückzuführen. Es ließ ſich noch manche Wendung erdenken, um aus einem Examen der Umſtände zufällig oder ſchlußweiſe an ein feſteres Wiſſen zu gelangen, aber er fühlte wohl, wie dieſe Rowdiegeſchichte

die Berechtigung einer ganzen Aufmerkſamkeit für Kleindeutſchland hatte, wenn ſie gleich, nach ſeinen eigenen Erlebniſſen und vor ſeinen gegenwärtigen Sorgen, nur ein dumpfes Echo in ihm haben konnte.

Erſt zu Hauſe trat ihm der Fall von einer eigentümlichen Seite wieder näher. Indem er ſich von einer vorgefundenen Nummer des „Sun" einen Anzünder riß, um möglicherweiſe in einer kräftigen Pfeife Unruhe und Ungeduld zu narkotiſieren, blieb ſein Auge an einer jener Phraſen heften, welche oft unwillkürlich zum Weiterleſen einladen. Er las. Der Artikel behandelte eben jenes Ereignis. Er tat es zunächſt in polemiſcher Form gegen den „Newyorker Herald", denn auch dieſes „Akzident" war in die Sphäre des politiſchen Parteitreibens gezogen, wie überhaupt alles in dieſem Lande. Im weiteren Verlaufe dieſes Artikels hieß es nun: Was man bei dieſer Gelegenheit über den Charakter des Mädchens und ihres deutſchen Bräutigams angemerkt hat, möchten wir nicht gern als das Urteil der öffentlichen Meinung hingeſtellt wiſſen. Der Ausdruck, „daß nur ein Deutſcher gut genug ſein könne, die Abfälle amerikaniſcher Proſtitution vom Boden aufzuleſen", hat uns ſchmerzlich überraſcht. Wenn wir unſern ehrenwerten Kollegen im jenſeitigen Lager nicht geradezu der abſichtlichen Verleumdung zeihen wollen, ſo können wir ihn doch von einer befremdlichen Unkenntnis in der Völker- und Sittenkunde nicht freiſprechen. Weiß der „Newyorker Herald" nicht, daß die Deutſchen über Proſtitution ein für alle Male anders denken als wir, ja daß einige ihrer verehrteſten Dichter ſie kurzweg idealiſiert haben? Wir geſtehen gern, daß wir dieſen Nationalzug der Deutſchen nicht begreifen, aber wir trauen uns nicht den Erweis zu führen, daß die Deutſchen deswegen unſittlicher ſeien als wir. Zahlen hindern uns daran. Wir haben Tabellen der deutſchen und amerikaniſchen Laſterſtatiſtik vor uns, und — erkläre es wer will! — die deutſchen Sitten ſind beſſer als die deutſchen Grundſätze. Laſſen wir übrigens die Deutſchen. Sprechen wir von der traurigen Urſache dieſes Skandals, von unſerer unglücklichen Mitbürgerin. Wahrlich es iſt ſehr gentleman-

like, eine Schande, die wir nicht entſchuldigen zu können glauben, mit der Etikette: „Abfall amerikaniſcher Proſtitution“ geſchwind in ein fremdes Nationaleigentum zu verwandeln! Ei, behalten wir ſie doch, aber wenden wir unſer bißchen Witz daran, ſie immer noch zu entſchuldigen! Mißlingt der Verſuch, ſo war er mindeſtens chriſtlich, denn das Neue Teſtament will den Tod des Sünders nicht. Man wird uns hier nicht vorwerfen, daß wir Dinge ans Licht ziehen, denen das Dunkel wohltätiger wäre. Die Sache hat eine Publizität erlangt, bei welcher es geradezu lächerlich iſt, das Blindekuhſpiel halber Worte, myſtiſcher Phraſen und zimperlicher Unwiſſenheit zu ſpielen. Leider, wir haben die ſchmerzliche Freiheit alles zu ſagen, denn alles iſt bekannt. Nun! Ein Mädchen, aus einer der erſten Familien, ein Ideal von Schönheit, ein Muſter von Sittſamkeit, ein Inbegriff aller weiblichen Tugenden, verſchwindet plötzlich aus dem väterlichen Hauſe und — affiliiert ſich einem Nymphenchor der dritten Avenüe. Nemo repente turpissimus! Was iſt das Mittelglied zwiſchen zwei ſo unermeßlichen Extremitäten? Ein abonnierter Kirchenſtuhl! Der Prediger ihres Kirchſpiels iſt ein ſogenannter Damenprediger, einer jener geiſtlichen Glücksritter, welche den Fuhrmannsgrundſatz im Munde führen, wer die Vorderräder eines Wagens in Bewegung ſetzt, dem folgen die Hinterräder von ſelbſt, d. h., welche ſich in ihrer Gemeinde dadurch feſtſetzen, daß ſie auf die weiblichen Mitglieder derſelben ſpekulieren. Dieſe Damenprediger ſind das Unzüchtigſte, was die Welt kennt. Sie malen den chriſtlichen Himmel in einem Stile, wogegen Mohammeds Paradies zum Nonnenkloſter wird; ſie halten ſich in unſrer ehrwürdigen Bibel zumeiſt an gewiſſen Stellen auf, wie Wildſchweine an Sümpfen und Moräſten; ſie leſen aus ihrem ſchwarzſamtnen Buche mit ſilbernem Kreuzbeſchlag Romane heraus und Romane hinein, die einen Faublas ſchamrot machen könnten. Ihre Art, die Gemeinde zu „kammſtreicheln“ gleicht einer bekannten Art von Forellenfiſchfang. Die sport-mens verſtehen uns. Wie alſo? Wenn ein raſches, lebhaftes Mädchen, bis ins Blut gepeitſcht von

den Stacheln einer Rhetorik, welche an der Grenzlinie des Polizeikoder gerade noch vorbeilaviert, aber die zarten Grenzen der Phantaſie aufs wildeſte durcheinander wirrt, wenn die Verführte ſolcher Sonntagserbauungen, ſagen wir, unaufhaltſam den lockenden Bildern ihrer Phantaſie zuflattert und zu Aſche brennt: dann ſtehen wir phariſäiſch vor der Schnuppe und rufen: Warum h a ſt du dieſe Phantaſie! Seit wann ſind wir Idealiſten? Seit wann nehmen wir die Menſchen nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie ſein ſollen? Daß ein Mädchen Phantaſie hat, können wir nicht ändern; daß ein Prediger aber den Schwerpunkt ſeiner Exiſtenz in dieſe Phantaſie lege, das können wir ſicherlich ändern. Man beſolde die Prediger von Staats wegen, anſtatt ſie auf die Freiwilligkeit der Gemeinde anzuweiſen, und Faune werden ſich wieder in chriſtliche Kanzelredner verwandeln. Kurz, man überzeuge ſich endlich von der Fehlerhaftigkeit des Volontary-Syſtems, das wir ſtets ebenſo eifrig bekämpft haben, als es unſer politiſcher Gegner befürwortete. Das, wenn wir moraliſieren wollen, iſt die einzige geſunde Moral, die wir als praktiſche Amerikaner aus dieſem Aergernis ziehen können. Doch, es iſt hier noch von andern Aergerniſſen die Rede. Die Verirrte z. B. kehrt aus den Armen des Laſters zurück, und bekennt jetzt, zum Entſetzen der Welt, nicht das Laſter ſelbſt habe ſie zum Rückſchritt getrieben, ſondern das habe ſie mit Schauder und Ekel, ja mit zerrüttender Verzweiflung erfüllt, daß die gefeiertſten Tugendſpiegel Newyorks in hellen Haufen die Beſucher ihres Hauſes geweſen! Das iſt freilich ungalant von einer Dame, welche die Galanterie zu ihrer Spezialität gemacht. Desungeachtet finden wir den gellenden Aufſchrei über dieſe Denunziation ſehr bedenklich. Wer nicht direkt unter ihr zu leiden hat — und das Redaktionsbureau des „Newyorker Herald" hat's hoffentlich nicht — der lege ſeinen Stein getroſt wieder hin. Daß eine entdeckte Schande zur Hölle der allgemeinen Verachtung nicht anders fahren will, als eine Welt von Mitſündern nach ſich ziehend, iſt zwar tragiſch, aber berechtigt. Weiter erhebt ſich gegen dieſe Miß B** der Vorwurf, daß ſie nach ihrer Bekehrung

ſich an einem entgegengeſetzten Ende unſerer großen Reichsſtadt unter fremden Namen in ein achtbares Haus als Magd eingeſchlichen und dadurch die Heiligkeit eines reinen Familienlebens „gemeuchelmordet". Wer iſt noch ſicher, heißt es, ſein Tiſchgebet ohne Frevel zu beten, wenn die Proſtitution ihm ſerviert hat? Wir geſtehen, dieſe Vorſtellung hat etwas unverſöhnlich Beleidigendes. Aber, wenn Gott die Sünde duldet in der Welt, ſo muß er ſie doch in irgend beſtimmten Verhältniſſe dulden, und welche beſcheidenere Stellung könnte die Sünde ſich auswählen, als die einer bußfertigen Magd? Das Haus St** gibt übrigens zu, das Mädchen habe ſich einer muſterhaften Aufführung befliſſen, habe unter anderem nicht am Familientiſch, wie es doch Recht und Sitte unſerer weiblichen Domeſtiken, ſondern abgeſondert geſpeiſt, — eine vorgebliche „Grille", in welcher Miß B** allen Zartſinn verriet, der ihr in ihrer Lage überhaupt möglich war.

Moorfeld hielt plötzlich inne. An dieſer Stelle blitzte eine Ahnung in ihm auf. Er erinnerte ſich an das Kammermädchen Betty bei weiland Staunton. Der Zug, welcher hier angegeben war: abgeſonderter Tiſch von der Herrnfamilie, wies zuerſt mit Beſonderheit auf ſie. Augenblicks überlas er von neuem, und nun fiel aus jeder Zeile Licht in ſein Auge. Auch die Vorbereitungsſtudien zu einer Schulſtelle fanden ſich beſprochen. Moorfeld ließ das Blatt aus den Händen ſinken und ſtarrte. Welch eine Entdeckung! welch ein Sittenbild! welch ein Erſtlingsgruß Newyorks an den Zurückkehrenden!

Er ſank verworren in ſich zuſammen. Ein ſpäter, unruhiger Schlaf jagte ihn durch ein Chaos von Träumen. Benthal und das Fieber drangen aus allen Fugen dazwiſchen vor. Eine neblige Morgenſonne erhob ſich über ſein Lager und rief ihn in ein wüſtes Tagesbewußtſein. Er warf den „Sun" ins Kamin, machte verſtört Toilette und ſtand — nachdem er noch einen Umweg über die Battery genommen, um ſeinen Namen in Bennets Viſitenbuch zu ſchreiben, — zur üblichen Beſuchsſtunde in Frau v. Mildens Zimmer.

Zweites Kapitel

Nun, mein Kind, wie nimmſt du dich? Kennſt du den Herrn Baron — den Herrn Doktor, wollt' ich ſagen, nicht mehr?

Die kleine Malwine drückte ſich ſcheu in den Winkel von Wand und Sofa und ſchüttelte den Kopf.

Iſt das nicht derſelbe Herr, welcher die Güte gehabt, dich nach Mr. Mockingbirds Schule zu fahren und welcher uns einſt einen freundlichen Beſuch zum Tee geſchenkt?

Das Mädchen blickte aufmerkſam auf.

Moorfeld faßte die Kleine unters Kinn: wahrhaftig, meine Möwe hat mich vergeſſen?

Die „Möwe" wirkte. Malwine machte ſchnell eine entgegenkommende Bewegung, rief aber unwillkürlich dazu: Ach, Sie ſehen ſo blaß!

Wirſt du? zürnte Frau v. Milden, indes Moorfeld einen erſchrockenen Blick nach dem Spiegel warf. Sie hat recht, ſagte er ſeufzend, damals kam ich auch von Europa und heute nur — von Ohio! —

Frau v. Milden aber lenkte ab, indem ſie ihrem Gaſte mit der Frage entgegenkam: Ich werde vermuten dürfen, daß ich die Ehre Ihres Beſuchs Herrn Benthal verdanke? Ich bin bereit, Beſtellungen an ihn nach Kräften zu beſorgen.

Er lebt alſo?! rief, oder vielmehr jauchzte Moorfeld auf.

Die Hausfrau blickte verwundert: Ging zu irgendeiner Zeit ein Gerücht ſeines Todes?

Moorfeld ſchüttet ſein ganzes Herz über ſeinen geſtrigen Beſuch in Kleindeutſchland aus.

Frau v. Milden ſieht mit einem faſt mütterlichen Blicke in

das verstörte Antlitz des armen Leidenden. Sie „ist glücklich", sagt sie, so „lebhaft empfundene Sorgen" verscheuchen zu können.

Moorfeld atmet leichter. So müssen doch nicht alle Schreckensträume in Erfüllung gehen!

Indem sich aber sein Antlitz jetzt aufheitert, vermißt er den gleichgestimmten Ton bei Frau v. Milden. Er hat in seiner Freude ein scharfes Auge dafür, daß diese Freude nicht geteilt wird. Er glaubt zu fühlen, die Frau atmet nicht die reine Atmosphäre, die sie selbst über ihn verbreitet hat. Es fehlt etwas zwischen ihm und ihr, gleichsam ein Medium, eine Voraussetzung. Selbst ihre Züge, bedünkt es ihm bald, haben seit drei Monaten vieles gelitten. Er wollte das Wort, das ihm Malwinens Kindes-Naivität entgegengetragen, leicht wieder zurückgeben können. —

Die Hausfrau nimmt mit ihrem Gaste Platz. Sie richtet Fragen höflicher Teilnahme über seinen Ohio-Ausflug an Moorfeld. Unser Freund antwortet in demselben Tone. Er erzählt vor allem die Geschichte seines ärgerlichen oder wunderlichen Prozesses mit dem Räuber Wogan, indem er annimmt, daß er mit diesem Bericht eigentlich vor Mitinteressenten trete. Frau v. Milden bezeugt dem Ereignisse schuldigen Anteil, — aber auch nur *schuldigen*, glaubt Moorfeld zu sehen. Er findet keinen Zug, womit die Frau ein persönliches Interesse daran verriete, und auch die feinste Selbstbeherrschung, meint er, müßte in solch einem Falle einen Moment von Durchsichtigkeit haben. Frau v. Milden indes bleibt augenscheinlich außer Partei dabei. Sie geht ebenso unbefangen zu andern Miteilungen über. Moorfeld antwortete fortwährend, wie einer, der sich wiederholt, denn stillschweigend bezieht er sich auf seine Briefe. Frau v. Milden dagegen sieht sich bei dieser Art zu antworten oft zu Ergänzungsfragen genötigt. Diese Unterhaltung währte gar nicht lange, als Moorfeld erkannte, daß sie schlechterdings auf einer Lücke beruhe. Er spricht endlich direkt von seinem Reise-Tagebuch, und daß er nicht anders als der Meinung lebe, Benthal habe es in seinem „Lorettohäuschen" mitgeteilt. Die

Hausfrau ſtutzt. Sie blickt verlegen. Mit dieſem Worte iſt ein Punkt erreicht, auf welchem es nicht mehr möglich blieb, reſerviert zu ſein. Die Dame faßte ſich indes, ſo gut es gehen will, und antwortet gelaſſen: Ich bedauere, daß uns Herr Benthal dieſes Vergnügen nicht gemacht hat. Er war viel beſchäftigt. — Er iſt ein Verräter! ſchrie Moorfeld auf einmal wie von einem Dämon inſpiriert. Als das Wort geſprochen war, blickte er ſelbſt erſchrocken dazu. Es lag ein Gedanke darin, den nicht er denken konnte; ein fremdes Weſen in ihm hatte gedacht.

Aber es war geſprochen, es war gedacht. Die Förmlichkeit der konventionellen Haltung war durchbrochen, Frau v. Milden verwandelte ſich ſichtlich. Sie zeigte das leidende, troſtbedürftige Weib. Es ziemt uns Frauen nicht, ſagte ſie in einem Tone wehmütiger Weichheit, unſre Ausdrücke über Männer ſo entſchieden zu wählen, wie dieſe es ſelbſt dürfen. Ich möchte Ihr Wort nicht wiederholen, Herr Doktor. Um Ihrer ſelbſt willen nicht. Sie waren ſein Freund, ich weiß es. Sie haben gebaut auf ihn, feſt, unerſchütterlich. Wie hielten wir deswegen auf Sie! So müſſen Männer Freunde werden, ſagten wir oft. Ein Blick, ein Griff — und es iſt der rechte! Denn im alltäglichen Umgang nehmen wir meiſt für Freundſchaft was nur Gewohnheit iſt, und ein ſo und ſo oft wiederholtes Sehen der Außenſeite gibt gedankenloſen Kredit fürs Innere. Sie wurden Freunde von innen heraus, nicht von außen hinein. Wir fanden unſre Bürgſchaft in Ihnen. Wie hätten wir ſchwache Frauen nicht gläubig ſein ſollen, wo ein Mann den Mann ſo raſch überzeugte? Ja, er war zum Vertrauen geſchaffen; er war ein Charakter. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Theodor war brav — bis zur Stunde, von der wir alle ſprachen: Führe uns nicht in Verſuchung!

Moorfeld ſaß da, — der letzte Blutstropfen aus ſeinem Geſichte gewichen. Alſo doch! ſtammelte es dumpf in ihm.

Trag' dieſes Buch zu Miſtreß Norbert, hieß Frau v. Milden ihr Töchterchen, indem ſie das Kind damit entfernte.

Malwine ging. Moorfeld ſah ihr nach, und als ſie die Tü-

re geſchloſſen, ſagte er zur Mutter gewendet: Geſchloſſener Hofraum! Die Exekution kann beginnen. In Philadelphia richtet man ſo: ein tête-à-tête nur zwiſchen Henker und Delinquenten. Ich bitte, ſprechen Sie, gnädige Frau.

Könnt' ich uns beiden dieſe Stunde erſparen! ſeufzte die edle Frau, deren Züge der Schmerz ebenſo zu verſchönen ſchien, als Moorfeld wild, ja, gräßlich blickte. Und gleichſam als klängen ihr Moorfelds Worte jetzt erſt ans Ohr, ſagte ſie ſanft: Ich richte niemanden. Auch iſt er noch nicht gerichtet. Ach, ich erzähle ja nichts als ein paar veränderte Aeußerlichkeiten! Urteilen Sie ſelbſt, ob ſie ein Schickſal ſind.

Moorfeld ſtarrte vor ſich hin.

Frau v. Milden begann: Es war am Tage Ihrer Abreiſe, Herr Doktor. Die letzten Stunden, wenn ich nicht irre, brachten ein wiederholtes Hin- und Wiedergehen zwiſchen Ihnen und Theodor, wie es ſolche Gelegenheiten pflegen. Einmal kam Theodor zu ſpät. Herr Staunton, der zwiſchen Tür und Angel ihn empfing, kündigte ihm an, Sie wären ſoeben abgereiſt. Das ſind aber auch Entfernungen! rief Theodor erhitzt und beſtürzt, wie flog ich zurück von der Crotonſchen Waſſerleitung! Und ſtehenden Fußes wandte er ſich, um Sie noch einzuholen. Herr Staunton hielt ihn auf: Wie, mein Herr, Sie haben unſern Croton-Aquädukt geſehen? Sie ſtaunen, wie? ein echt römiſches Bauwerk, wie? — Verdammt römiſch! rief Theodor unwillig über die zudringliche Eitelkeit, — ich glaube in der Tat, die Amerikaner kennen ſo wenig als die alten Römer das hydroſtatiſche Geſetz, nach welchem das Waſſer in Röhren, die untereinander verbunden ſind, überall auf denſelben Höhepunkt ſteigt. Koloſſale Verſchwendung dieſer Aquädukt! in Europa richten wir's wohlfeiler. Herr Staunton horchte mit offenem Munde. Sie ſind Ingenieur? war der halb geiſtesabweſende Ausdruck ſeiner Ueberraſchung. — Ingenieur, Phyſiker, Chemiker, Techniker, was Sie wollen! — Wie hoch tarieren Sie ein Jahresengagement in all dieſen Branchen? — Sechstauſend Dollars! warf Theodor hin, um den Läſtigen zu brüskieren. Aber Herr Staunton

fuhr mit beiden Händen nach den ſeinigen und rief: Topp, Sie ſind mein Mann! Hätten Sie zweitauſend geſagt, — adieu! Soviel Selbſtvertrauen erwirbt Beachtung. Kommen Sie in mein Parlour. — Das alles war das Werk einer Sekunde.

Theodor folgte wie im Traume. Herr Staunton hieß ihn auf ein feuerflammendes Kanapee niederſetzen, indes er ſelbſt mit großen Schritten das Zimmer durchmaß. Er fing eine weitausholende pathetiſche Rede von der Größe und Herrlichkeit ſeines Vaterlandes an. Er ſchien es darauf abzuſehen, den jungen Mann zu betäuben, zu berauſchen. Er ſtreckte ſich zu einer Art höherem Weſen vor ihm aus. Er pries ihn glücklich, daß die Erde Newyorks ihn trage. Der Winkel am Hudſon und an der Manhattanbai ſei auf dem ganzen Globus der auserwählteſte Sitz für Menſchenkultur. Wer es hier zu nichts bringe, der läſtere den ſechſten Schöpfungstag, er ſteige von der Höhe ſeiner Gattung herab zum Tiere und zur Pflanze. Faſſen Sie dieſen gottbegnadeten Punkt unſers Planeten näher ins Auge! rief ꝛc mit ausgeſtreckten Händen. Denken Sie ſich z. B.: Afrika ſei ein wohlbevölkertes, ziviliſiertes Land, die Spanier ſeien ein tätiges, aufgeklärtes Volk, mit einem hohen Sinn für Handelsverkehr, und nehmen Sie dann an, daß Gibraltar nicht nur der vorzüglichſte, bequemſte und geſündeſte Hafen der Welt, ſondern auch durch ſeine Lage den Vorrang im Handel von Europa zu behaupten berufen ſei. Entfernen Sie alle bedeutenderen Nebenbuhlerinnen, welche durch Zufall oder Betriebſamkeit in den übrigen Teilen Europas entſtanden, kurz geben Sie Gibraltar unter den erſten Handelsſtätten unſrer Halbkugel die erſte Stelle. Denken Sie ſich hierauf das mittelländiſche Meer mit ſeinen Fortſetzungen als einen bloßen Strom, der in unmittelbarer Verbindung mit großen Seen ſteht, an deren Ufern Menſchen von gleicher Erziehung, gleichen Anſichten und Bedürfniſſen wohnen, welche dieſelben Staatsmaximen befolgen und unter denſelben allgemeinen Geſetzen ſtehen, nennen Sie dieſes Gibraltar endlich Newyork, und ich überlaſſe es Ihrer eigenen Einbildungskraft,

was für ein Schauplatz menſchlicher Tätigkeit und Machtentwicklung dieſer unſchätzbare Fleck Erde ſein kann und ſein muß.

Ja! rief er aus, indem er vor einer Karte Amerikas ſtehen blieb, vor dieſem Bilde muß jedes menſchliche Knie ſich beugen. Welch ein Anblick! Dieſes Profil, dieſe Gliederung, dieſer wunderbare Zuſammenhang der fähigſten Organe — welch ein Göttergebilde! Das iſt ein Leib, wie die Schöpfung des Prometheus! Aber nicht das Feuer fehlt ihm — beim Himmel, das haben wir ſelbſt! — bloß der Ausarbeitung ſeines Geäders ſind wir die letzte Hand ſchuldig. Dieſer Hudſon, dieſer Miſſiſſippi, dieſer Ohio und Miſſouri, dieſe Seen und dieſer Golf — er beſchrieb mit der Hand ſchwungvolle Linien — welcher Landkörper der Erde hat ähnliche Venen und Arterien aufzuweiſen? Alles iſt da, bloß in den Kapillargefäßen bleibt uns noch eine letzte Feile. Ein paar hundert Eiſenbahnen und Kanäle ſind wir dieſem Lande ſchuldig!

Hierauf folgte eine weitere Liturgie über den großartigen Tätigkeitstrieb der amerikaniſchen Nation, über die ſtaunenswerten Unternehmungen, die auf allen Punkten des Landes, wie ebenſo viele Jupiters, gerüſtete Minerven erzeugten, — der Mann verwandelte ohne weiters ſein Amerika in einen Olymp von Göttern, indem er dürftige Schulerinnerungen am rechten Orte mit Pomp paradieren ließ. Den Schluß machte ein Engagement für eine der reichſten und mächtigſten Eiſenbahnkompagnien Nordamerikas. Den gänzlichen Schluß bildete der kleine Nachſatz, Herr Benthal könne gelegentlich der Traſſierungen wohl auch in montaniſtiſcher, hydrographiſcher, chemiſch-agrariſcher, überhaupt in nationalökonomiſcher Beziehung die Landſchaften ein wenig explorieren und nebenher ſeine Berichte und Zeichnungen darüber der Kompagnie einſenden. Auf letzteres Offert antwortete Theodor mit großer Kaltblütigkeit: Alſo von einem Doppelgeſchäfte iſt hier die Rede! Unſre Eiſenbahnkompagnie iſt zugleich eine Geſellſchaft für Landhandel. Eine glückliche Kombination, die einen ungeheuren Gewinn abwerfen

muß! Indes modifiziert das unſre Abrede ein wenig, Herr Staunton. Soll ich die Seele ſolch eines zweilebigen Körpers ſein, wie es den Schein hat, ſo wären ſechstauſend Dollars ein wahres Almoſen für dieſe Stellung. Ich würde in dieſem Falle eine Tantieme an dem Geſchäfte ſelbſt beanſpruchen. Herr Staunton traute ſeinen Ohren nicht. Er hatte den ſchlichten, blonden Deutſchen ſo geſchickt überraſcht, wie er meinte, und nun mußte er dieſe Geiſtesgegenwart finden! Aber der Eindruck war ein bezaubernder. Herr Staunton ſtrahlte; er fiel mit offenen Armen über Theodor her und rief: Sie ſind ein smart man! Sie ſind wert ein Amerikaner zu ſein! Aber nun genug, Freundchen! Laſſen Sie's gut ſein. Ueberlaſſen Sie ſich mir und Sie ſollen es nicht bereuen. Wir können den Baum nicht auf einen Schlag fällen, ſeien Sie indes verſichert: dem Genie bewilligt der Amerikaner alles, alles! Sie ſollen nicht zu kurz kommen.

Das, fuhr Frau v. Milden fort, war der Inhalt eines Erguſſes, womit Theodor ſprudelnd und glühend am ſelben Abend uns überraſchte. Er riß unſere Lebensgeiſter mit hin, wir vernahmen wiederholt das glückliche Ereignis aus ſeinem Munde. Sie hören, ich behielt ſeine Worte, wie ich aus dem Mädchenpenſionat noch manche Memorieraufgabe behalten. Wir waren begeiſtert mit ihm.

Frau v. Milden hielt inne. Sie kämpfte einen Augenblick mit dem Schmerze, den ihr die Natur dieſer Mitteilungen aufzuregen ſchien, bis ſie mit unbewegter Stimme fortzufahren vermochte:

Seit jenem Abend aber kam alles anders. Theodor verwandelte ſich raſch, im Fluge. Die feſte, männliche Beſcheidenheit, womit er ſonſt unſer Los, wie eine Würde, ertrug, machte einer wilden, haſtigen Emotionsſucht Platz. Er erlaubte ſich, unſern einfachen Tee mit allerlei Genüſſen zu garnieren, die höchſtens ein Kind naſchen, eine angehende Hausfrau aber nicht wirtſchaften lehrten. Daneben fing er an, einzelne Abende ausfallen zu laſſen, — ſeine neuen Klubverbindungen mit den Männern des Kommerzes und der Indu-

ſtrie zögen ihn nach außen. Wir glaubten es gerne. Erſchien er dann, ſo trat er ein wie ein Gott, kramte glänzende Geſchenke aus, und wurde empfindlich, ſelbſt verletzend, wenn ſie ihm nur die Bewunderung meiner Kleinen, von Paulinen aber ein tiefſinniges Kopfſchütteln, von mir eine mütterliche Ermahnung eintrugen. Allmählich fing er auch an, ſein Aeußeres umzuformen. Erſt verſchwand ſein ſchöner, blonder Vollbart, dann kamen Vatermörder, dann dieſes und jenes, nach und nach die ganze Tranſkription in den ſteifen, unkleidſamen Komptoir- und Börſenmenſchen. Als Pauline ihr Leidweſen um die liebe, vaterländiſche Tracht bezeigte, antwortete Theodor: ſie ſcheine auch nur zum „Leidweſen" geſchaffen, ſeine Freuden teile ſie wenig.

Uebrigens ſtanden dieſe Freuden ſelbſt noch hinter manchem Meilenſtein. Wovon Theodor depenſierte, das ſcheint nur ein glänzendes, oder vielmehr lockendes Handgeld geweſen zu ſein. Der Abſchluß des eigentlichen Engagements ließ auf ſich warten. Es iſt das ein dunkler, labyrinthiſcher Handel, den eine Frau ſchwer durchdringt, wohl auch nicht durchdringen will. Ich habe mich nie in die Karten gemiſcht. Wenn es indes erlaubt iſt, aus Gerüchten, Winken, Andeutungen und dergleichen Halbheiten ein Urteil zu bilden, ſo dürfte auf Herrn Stauntons Charakter und bürgerliche Stellung ein Schein von Zweideutigkeit fallen. Dieſer Herr, wie man ſagen will, hat ſich von verſchiedenen Geſchäften mit wiederholten Bankrotten zurückgezogen, was freilich in Amerika anders als bei uns beurteilt werden mag. Das hieſige Kreditſyſtem und der volkstümliche Geiſt des kühnen Wagens mögen dafür Maßſtäbe haben, welche nicht die unſrigen ſind; ich will darüber nicht abſprechen. Auch will ich nicht entſcheiden, ob er den Verſuch, ein faſhionables Boardinghouſe erſt im kleinen, dann im großartigeren Stile zu halten, direkt zu dem Zwecke unternommen hat, um reichere Auswanderer, welche er in Europa ſelbſt ſchon anzuködern wußte, den Händen einer myſtiſch-organiſierten Landſpekulation zu überantworten. Unzweifelhaft dürfte nur ſein, daß er in ſeinem Geſchäfte mit Theodor wirklich oder auch wirklich *nur* als

Makler einer großen hinter ihm ſtehenden Aktiengeſellſchaft handelte. Er ſcheint aber außer den Zwecken dieſer Geſellſchaft noch gewiſſe ihm allein eigene verfolgt zu haben; wenigſtens leuchtete aus all ſeinen verworrenen Manövern der eine Grundgedanke durch: Theodor in ſeiner Hand zu behalten. Er brachte den jungen Mann nie unmittelbar in Verbindung mit den Leitern der Geſellſchaft, er ließ ſein Engagement ſelbſt eine Reihe von verſchiedenen Chancen durchlaufen, heute ſtreckte ein unermeßliches Kapital ſichtlich und greiflich ſeine goldgefüllte Hand nach Theodor aus und morgen war alles wieder ſo ſchattenhaft, ſo entlegen, daß die Hoffnung auf immer Abſchied zu nehmen ſchien. Ich kann dieſe Vorgänge unmöglich beſtimmter ſchildern, als ſie mir ſelbſt erſchienen, und Sie ſehen wohl, ihr Licht war trübe genug. Herr Staunton bediente ſich ohne Zweifel gegen Theodor des Vorgebens, und wer ſagt mir, ob und wieweit dieſer es nicht gegen uns getan? Augenſcheinlich aber war es allerdings, daß Theodor ſelbſt zwiſchen Hoffnung und Täuſchung unendlich herumgetrieben wurde, daß er Tantalusqualen litt, daß man ihn wie einen Schweißhund an der Leine gehen ließ, daß ein unerbitterlicher Rechner es darauf abgeſehen hatte, ihn durch und durch moraliſch mürbe zu machen, ehe er den vorhabenden Zwecken zugeführt wurde. All ſeine Leidenſchaften waren aufgeregt und keine einzige befriedigt; es griff wirklich ſeinen Körper an; er ſah oft recht elend aus.

In ſolch einem Augenblick fragte ihn Pauline einmal: ob er ſchon Briefe aus den Urwäldern Ohios habe? Ich verſtand dieſe Frage wohl und auch Theodor hat die Erinnerung an das ſtille Naturleben mitten aus ſeinen ſtädtiſchen Geſchäftsfoltern heraus keineswegs mißverſtanden. Desungeachtet gab er ihr als Antwort zurück: Frägſt du des Urwalds, oder des Doktors wegen ſo? Sie hören es! Das geſchah in meiner Gegenwart. Pauline erblaßte, ſtand auf, ging in das Nebenzimmer und weinte den ganzen Abend darin. Auch ich geriet außer Faſſung diesmal. Ich bin ſonſt geneigt, manche Ungezogenheit, manche Laune dem Geſchlechte nachzuſehen,

das, wenn es nicht das ſtarke, doch gewiß das freie iſt: aber dieſe niedrige Bosheit empörte mich. Ich ließ dem Menſchen eine ernſthafte Rüge angedeihen. Es iſt wahr, das Mädchen iſt eine etwas ſchwere Natur, ſie artet viel ihrem Vater nach. Es mochte nicht ganz gewählt ſein, daß ſie einem Manne, der mit vollen Segeln dem high life zuzufliegen meint, zu verſtehen gibt, ſie ſehe die rauhe Farmersart lieber in ſeiner Fauſt. Es iſt wahr, ſie hat die ganze Wendung ſeines Geſchicks mehr mit einem ſtillen ahnungsvollen Grauen, als mit lachendem Mitgenuß angeſehen. Aber wenn ſie keinen Begriff davon hat, daß das Weib, unbeſchadet ſeiner tiefen und wahren Empfindungen ſcheinen muß: ſo kannte Theodor längſt ihr Naturell, und hat ſie, eben ſo wie ſie iſt, gewählt, geſchätzt, vergöttert. Sie iſt unverfälſcht wie die Elemente! war ſein Lieblingsausdruck. Und er hatte recht damit. Das Mädchen iſt eine ſtrenge, geradlinige Weiblichkeit. Sie iſt wie eine Fackel, ſie flammt in jeder Richtung nach oben. Theodors Wort, überall ſonſt ein eiferſüchtelnder Scherz, war hier eine freche Entheiligung. Auch erkannte er ſein Unrecht und tat mir reuige Abbitte. Aber ſolche Aeußerungen kehrten öfter, es ſchien ſeine Abſicht, Zwietracht zu ſäen. Er beträgt ſich fortwährend herriſch, launenhaft, nachläſſig, oder noch ärger gnädig und prahleriſch und meint mit irgendeinem goldenen Gehängſel ganze Reihen von Kränkungen gut zu machen. Auch bleibt er wiederholt weg. Eben jetzt haben wir ihn länger als je, eine volle Woche lang, nicht geſehen. Er iſt aber weder verreiſt, noch geſtorben, denn andere Leute haben ihn geſehen. —

Das iſt Benthal von heute, — ſchloß Frau v. Milden aufſtehend. Als Moorfeld ſprechen wollte, fiel ihm die ſenſible Frau raſch ins Wort: Ich bitte, ſagen Sie mir nichts zum Troſte. Ich danke vorweg für Ihre gute Meinung. Ich weiß, was ich zu denken habe. Ich weiß, daß Sie einen Verſuch machen werden, das Schwungrad, das ihn ergriffen hat, aufzuhalten. Das werden Sie tun, aber verſprechen können Sie nichts. Dann reichte ſie Moorfeld die Hand zum Abſchiede und ſagte mit einer ſchmerzlichen Heiterkeit:

Doch, beſter Herr! Eins können Sie mir verſprechen: Vor ihr wollen wir feſt bleiben. Wenn Sie Pauline irgendwie ſehen ſollten, verraten Sie nichts! Ich zeige dem Mädchen die heiterſte Miene, und noch, denk' ich, ahnt ſie die Möglichkeit ihres Unglücks nicht. Ach, ſie hat keine Vorſtellung von der ſchlechten Seite des menſchlichen Herzens!

Auf dieſes Verſprechen reichte Moorfeld ſeine Hand. Sie zitterte heftig in Frau v. Mildens Hand. Nur mit einem ſtummen Blick vermochte er ſein unausſprechliches Inneres auszudrücken.

Trunken von Schmerz wankte er zur Türe hinaus.

Als er am Fuß der Treppe angelangt war, öffnete ſich die Türe des Baſements, wo die Eigentümerin des Hauſes wohnte. Pauline trat zu der Türe heraus. Sie hatte eine Arzneiſchale in der Hand. Als ſie Moorfeld anſichtig wurde, ſchrak ſie heftig zuſammen. Der volle Gegenſatz zwiſchen einſt und jetzt überwältigte ſie bei dieſem Anblicke. Sie ſank mit einem gebrochenen Schmerzensruf an ihm nieder. Moorfeld eilte ſchnell, ſie zu ſtützen. Die Berührung eines fremden Arms ſchien allein ſchon mächtig, das züchtige Mädchen aus ihrer Ohnmacht aufzurütteln. Sie entwand ſich den Armen Moorfelds, ſtützte ſich halb lehnend gegen das Treppengeländer und hauchte ihm die Worte zu: Ich bitte, ſchonen Sie meine Mutter. Noch tragen ihre Ahnungen nicht ſo weit, wie die meinigen. Ich nehme mich übermenſchlich zuſammen.

Menſchen! Menſchen! rief Moorfeld mit einem zerriſſenen Blick zum Himmel, weint, wenn ihr weinen müßt, miteinander, denn ſoeben ſagte mir Frau v. Milden dasſelbe!

Mit wilder Haſt ſtürzte er zum Hauſe hinaus.

Drittes Kapitel

Es war keine Perſon, es war eine — Rede, die jetzt durch Newyorks Straßentumult fuhr, als ſich Moorfeld in ſeinen Wagen geworfen. Unaufhaltſam ſtrömten ihm die Gedanken zu, unter deren Wucht Benthal erliegen mußte. Sein Zorn loderte als dichteriſche Begeiſterung auf, — und nie hatte Begeiſterung mit ſolcher Fruchtbarkeit ihn überſchüttet, wie in dieſer Stunde. Alles gab ſie ihm ein, was Herz und Gehirn fähig iſt, er war alles, was ein Menſch ſein kann, — er war ganz ſein Gegenſtand. Wohin ſein Auge fiel, jeder Anblick des Straßenlebens wurde von der Gärung ſeines Inneren aufgenommen und verbraucht. Dieſer Abbruch eines alten Hauſes, jener Aufbau eines neuen, dieſes Schaufenſter, jenes Aushängeſchild, die Konſulatsflagge, der Matroſenhut, das Negerantlitz, die ſchlagende Turmuhr — kein Bild führten ihm ſeine Sinne zu, das nicht in ein poetiſches Bild, in ein tiefſinniges Gleichnis ſich verwandelte, — ganz Newyork gab ſich der Moral zum Schmucke her.

So erreichte Moorfeld ſein Boardinghouſe. Er ſchickte zu Staunton und ließ anfragen, wann und wo Benthal zu ſprechen. Seinen Namen nannte er nicht, wie er ſeine Perſon nicht zeigte. Er wollte dem traurigſten Fall einer Verleugnung vorbeugen.

Es war die Börſenſtunde, in welcher dieſe Anfrage geſchah, und Hr. Staunton nicht zu Hauſe. Im Laufe des Nachmittags ſendete Moorfeld noch einmal hin, da kam der Lohnbediente zurück mit dem Namen der Straße und des Klubhauſes, in welchem Mr. Benthal von acht Uhr abends an zu finden.

Moorfeld brachte den Reſt des Tages auf ſeinem Zimmer zu. Er ordnete ſeine Gedanken und gebot ſeinen Leidenſchaften. Er ſtellte ſich im Geiſte, erfindungsreicher als im erſten Augenblick, die mancherlei Möglichkeiten und Geſtalten vor, in welchen dieſer Fall ſich ihm zeigen könne, und bereitete ſich auf all ſeine denkbaren Seiten vor. Er wunderte ſich ſelbſt, wie raſch er ihn als Tatſache ergreifen konnte. Denn mitten in ſeinem Gedankenſtrom kamen dann wieder Momente, wo all ſein Denken plötzlich ſtill ſtand, wo die ganze ſchreckensſtarre Neuheit in ihm aufſchrie: Das war mit Benthal möglich?! —

Der Tag ſank, die Straßenlichter brannten, der wälzende Lärm des Volksgewühls löſte ſich in ſeine einfacheren Elemente auf, die ab- und zurollenden Fuhrwerke zum Philadelphia-Bahnhof verhallten mit ihrem letzten Getöſe, als Moorfeld den Wagen holen ließ, der ihn ſeinem verhängnisvollen Ziele entgegenbringen ſollte. Es war ein weiter Weg zurückzulegen. Moorfeld hatte ſeine Aufmerkſamkeit nichts weniger als auf die Außenwelt gerichtet; aber er fuhr nicht lange, ſo fiel ihm manches auf, das in der Phyſiognomie eines ſtädtiſchen Straßenlebens zu dieſer Stunde eben nicht alltäglich iſt. Er ſah im dämmerungsvollen Laternenlicht Arbeiterzüge von ihrem Tagewerk heimkehrend, mit einer gewiſſen Haſt und Unruhe durch die Straßen eilen, welche von der Kälte, die in den Bewegungen der Amerikaner ſich ſonſt kund gibt, wunderlich abſtach. Aus hohlem Straßendunkel hörte er hie und da einen jener gellenden Rufe anſtimmen, welche nach ſeinem Dafürhalten dem indianiſchen Kriegsgeheul entlehnt: in gewiſſen Abſtänden gab es dann Antwort darauf, wie eine Signalkette. An einſamen Orten wimmelte es plötzlich von Menſchen, welche nach allen Richtungen auseinanderſtrömten; anderswo lief alles auf einen Punkt zuſammen, und ſchloß ſich im Nu zu geheimnisvollen Kreiſen und Gruppen.

Eine dieſer Gruppen ſtand endlich an einer Seitenſtraße, welche Moorfeld zu ſchneiden hatte, ſo dicht, daß eine Stimme den Kutſcher ohne weiteres anrief: Um in die Centre-

Street! Der Kutſcher machte Vorſtellungen, aber es war ein Schwarm von Rowdies, welcher dieſe Paſſage ſperrte, gegen den ſich nicht aufkommen ließ. Durch ſeine Ueberzahl und das Dunkel der Nacht ermutigt, fühlte ſich der Haufe im ſouveränſten Beſitze des Platzes. Es waren, was Moorfeld beim Lampenſcheine ſehen konnte, wohlgekleidete, aber ſtark bewaffnete Banden, und faſt wie die Stimme der Würde klang es, womit dieſe Straßenmacht dem Kutſcher die drohendſten Befehle entgegenſchleuderte. Der arme Neger (denn ein ſolcher war er) erbat ſich endlich von Moorfeld die Erlaubnis, umkehren zu dürfen, obwohl, wie er ſagte, das Klubhaus nur noch hundert Schritte weit drüben liege. Moorfeld ſprang aus dem Wagen, als er dieſes hörte, und ſchritt zu Fuß hinüber. Der leere Wagen kehrte um.

Kaum hatte Moorfeld das Gedränge der Rowdies durchbrochen und ſeinen Weg in die Tiefe der bezeichneten Straße eingeſchlagen, als er einige Schritte vor ſich einen Menſchen in Ohnmacht ſinken ſah. Die Geſtalt hatte ſich erſt gegen die Mauer eines Hauſes gelehnt, und war dann längs derſelben langſam zu Boden geglitten. Raſch eilte Moorfeld hinzu. Hat Ihnen das wilde Volk Gewalttätigkeiten zugefügt? fragte er den Verunglückten, indem er ihn aufhob. Der Mann ſchüttelte, ohne aufzublicken, ſchwach und zitternd den Kopf vor ſich hin. Aber in demſelben Augenblicke glaubte Moorfeld die Geſtalt zu erkennen. Schon der faltenreiche Mantel mit den vielen kurzen übereinanderliegenden Kragen gehörte in das Inventar ſeiner Erinnerungen. „Anche gli giorni!" war das Schlagwort dieſer Erinnerungen. Ohne ſich zu beſinnen, redete er den Alten an: Se non m'inganno, Signore, é la sua lingua materna, in cui la saluto? Der Fremde zuckte zuſammen. Ah, non é Americano, Signore, ſeufzte er aufatmend, — per grazia di Dio, un bichiere di vino! *) Moorfeld erſchrak. So war der alte

*) Wenn ich nicht irre, mein Herr, ſo iſt es Ihre Muttersprache, in welcher ich Sie begrüße?

Ah, Sie ſind kein Amerikaner, mein Herr, — um Gotteswillen, ein Glas Wein!

Mann aus Hunger und Durſt hier zuſammengebrochen? Seine Bitte ließ keinen Zweifel darüber.

Moorfeld warf ſeine Blicke ſchnell nach einem Gaſthofe umher und entdeckte wenigſtens, womit Newyork damals ſchon überſäet war, die illuminierte Aufſchrift einer Kellerwirtſchaft in der Nähe. Er führte oder trug den Verſchmachtenden dahin.

Die Taverne fand ſich unangenehmerweiſe von einem ſtark ab- und zugehenden Publikum jener Rowdies beſetzt, welche vorn an der Straßenecke ihr Standquartier aufgeſchlagen. Moorfeld zeigte Gold und forderte ein ruhiges Zimmer mit der beſten Flaſche Wein. Man übergab ihm eine Stube des Hinterhauſes, und brachte Wein, der, mindeſtens ſeiner Etikette nach, Oſt-India-Madeira war.

Bei der Eile, die Moorfeld für die Beſtimmung dieſes Abends hatte, konnte er nicht daran denken, ſeinem unerwarteten Gaſte die Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu erfüllen. Einzig die Pflicht als Arzt und Menſch gebot augenblickliche Erfüllung hier.

Moorfeld erlaubte ſich die nötigſten Fragen um das körperliche Befinden des Unglücklichen. Der Alte antwortete nicht. Er ſtarrte ſtill vor ſich hin. Er drückte ſich in die Ecke des Kanapees und zog feſt ſeinen Mantel an ſich. Moorfeld, auf eine ſcharfe Beobachtung durch das Auge, wie ſo häufig in ſolchen Fällen, faſt ausſchließlich beſchränkt, folgte der geringſten dieſer Bewegungen mit Aufmerkſamkeit. Die Züge des Greiſes zeigten den Ausdruck tiefer Erſchöpfung und langwieriger Seelenleiden. Eigentliche Krankheitsſymptome konnte Moorfeld nicht darin erforſchen. Sein Kopf war von zarten und edlen Formen, das Auge glanzvoll, entſchieden geiſtig. Die ſchön gebleichte Stirne ſtrahlte vom blendendſten Weiß, der Mund, der übrigens auch nicht einen Zahn nachwies, ſchien gegen die greiſenhafte Erſchlaffung der Muskel, welche die Mundwinkel abwärts zieht, ziemlich ſtandhaft geblieben. Man ſah die lange Uebung des wohlredenden Italieners, den Abglanz witziger Scherze und feiner Tafelge-

nüſſe darauf. Wenigſtens glaubte Moorfeld, indem die phyſiognomiſchen Transponierkünſte ſeiner Phantaſie zu ſpielen anfingen, aus dieſer Greiſenmaske die Jugend eines eleganten Lebemannes zu dechiffrieren, und wir dürfen es ſehr dahingeſtellt laſſen, ob ſein ſtudienhafter Blick mehr mit poetiſchem oder pathologiſchem Tiefſinn in die Züge des alten Mannes hineinträumte.

Moorfeld ſchenkte zwei Gläſer voll. Der Alte wickelte eine ſeiner Hände aus dem Mantel, und ſtreckte ſie zitternd nach dem Weine aus. Moorfeld gab ſich die Miene, ihm das Glas in die Hand zu drücken, wobei er die Gelegenheit benützte, ſeinen Puls zu fühlen. Er war herabgeſtimmt, aber gleichmäßig. Beruhigter ſtieß Moorfeld an mit dem Alten. Dieſer aber führte das Glas nicht zum Munde. Er hielt es nachdenklich vor ſich hin. Er lächelte das dunkle Rotbraun mit einer Art kindiſcher Freude an. Die Idee, Wein in der Hand zu halten, ſchien ihm ein Genuß, den er durch Befriedigung nicht ſogleich aufheben wollte. So ließ er das Glas gegen das Licht funkeln und ſah immer darauf. Sein Blick wurde zuletzt wie geiſtesabweſend, er verſank, wie es ſchien, in ein Meer alter Erinnerungen. Moorfeld ſtand ſeitwärts und betrachtete den Greis ebenſo ergriffen, wie dieſer ſein Labſal. Das währte eine geraume Weile. Hierauf gab der Alte dem Glas eine leichte Schwenkung und murmelte faſt feierlich: Evviva Vienna! Damit leerte er es.

Moorfeld hatte den Toaſt belauſcht. Er erſtaunte. Ha, mein Herr, Ihre Erinnerungen knüpfen ſich an Wien! rief er aufwallend von Heimatsgefühl. Er ſtreckte dem Greiſe beide Arme entgegen. Es waren die zehn ſchönſten Jahre meines Lebens! antwortete dieſer traumverſunken. — O, wie bedauere ich die Schickſale, die dieſes Glück Ihnen geraubt. Sie müſſen trauriger Art geweſen ſein! — Zwei Todesfälle waren es, Signor. Den 20. Februar 1790 ſtarb Kaiſer Joſeph, der wärmſte Freund und Beſchützer der Künſte, und den 5. Dezember 1791 Amade Mozart, der Kaiſer ſeiner Kunſt ſelbſt. Was ſollte da i ch noch in Wien! — Moorfeld ſah den Alten groß an. Wer iſt es, der mit mir ſpricht? rief er in höchſter Span-

nung. — Wenig, antwortete der Greis, und kauerte ſich tiefer in ſeinen Mantel zuſammen, — ich heiße Da Ponte.

Da Ponte! rief Moorfeld außer ſich: Caſtis und Metaſtaſios Rival, verſchmachtend am Strande der Manhattan! Er ſtand vor dem alten Manne wie vor der Reliquie eines Heiligen. Unausſprechlich war ſeine Bewegung. Der Gedanke, mit ſeinem Blick auf einem Haupte zu ruhen, das in Mozarts brüderlichem Schoß gelegen, ergriff ihn betäubend. Staunen und Ehrfurcht hielt ihn wie mit Bezauberung vor dem Bilde des alten Mannes gefeſſelt. Er bedurfte einiger Minuten, um ſich zu faſſen. Dann trat er vor den Greis und ſprach mit einer faſt ritterlichen Courtoiſie: Herr Abbé, ich bitte Sie, den Tribut meiner begeiſtertſten Hochachtung anzunehmen. Soweit die Erde Kultur hat, iſt jeder einzelne Menſch Ihnen Dank ſchuldig. Wie tief mich das Unglück erſchüttert, das dieſer unwirtliche Boden Ihnen zu bereiten ſcheint, ſo muß ich den Zufall ſegnen, der es *meine* Hand ſein ließ, welche in dieſer Stunde die Ihrige ergreifen durfte. Keinem Amerikaner hätte ich die Ehre gegönnt, die Hand zu berühren, aus welcher Mozart das Gedicht ſeines Don Juan empfangen. Ganz füllt mich die Vorſtellung aus, was dieſe Hand der Welt geleiſtet hat. Iſt doch Muſik die einzige Kunſt, in der wir mit einer ſelbſtändigen Kultur dem Altertum gegenübertreten, in der wir unſre Laokoone, unſere Iliaden ohne Vorbild erſchaffen! Iſt doch Don Juan die höchſte Blüte dieſer muſikaliſchen Kunſt, die ſüßeſte und gewaltigſte Botſchaft des modernen Menſchenherzens! Und daß dieſer Ehrenkranz der neueren Kunſt vor allem aus *Ihren* Verſen herauslaubte, bei Gott, das hat kein Zufall gefügt! Ich habe Ihr Drama giocoso: Don Giovanni, ossia il dissoluto punito ſtets bewundert. Es iſt ſchwierig, vielleicht unmöglich, ein muſikaliſches Drama zu ſchreiben. Die Muſik bedarf der Leidenſchaften und Affekte; das Drama *motiviert* Leidenſchaften und Affekte. Motivierung iſt eine Verſtandesoperation; dieſe widerſtrebt der Muſik. Eine Handlung voll *wirklicher* Leidenſchaften, welche auf dem *kürzeſten* Wege ſich motivieren: das iſt das Ideal eines muſi-

kaliſchen Dramas. Ihr Don Giovanni hat dieſes Ideal wie unter einer Konſtellation aller günſtigen Sterne erreicht. Nur einmal, ſeit für Muſik gedichtet wird, trat ſolch eine Gruppe zu ſolchen Wirkungen zuſammen! Das ganze Buch iſt muſikaliſches Vollblut. Ich ſehe allerlei Perſonen in ihrem Singſpiele auftreten, hohe und niedere. Die niederen, Leporello, Maſetto, Zerline, ſind muſikaliſch durch ſich ſelbſt. Sie ſitzen an der Quelle der Muſik, im Volke, und dem Volke wird nicht der höchſte, ſondern aller Affekt zum Liede. Dieſe Menſchen ſind ſangbar ohne weiteres. Dann aber ſtellen Sie auch vornehme und gebildete Perſonen in Ihr Gedicht, welche eine ungeheure Kluft von der Leidenſchaft trennt. Sollen erzogene Menſchen nicht Gemeinplätze ſingen, ſo iſt kaum abzuſehen, wie ſie der Quelle des Geſanges, der Aufregung, auf kürzeſtem Wege nahe zu bringen. Wir haben ein deutſches Drama: Torquato Taſſo genannt, und dieſes kann, wie in einem Spiegel, uns zeigen, welch weitläufiger und künſtlicher Operationen es bedarf, daß ein Hofkavalier den Degen zieht, und daß ein anderer Hofkavalier eine Prinzeſſin umarmt—das heißt, daß die Sitte zur Leidenſchaft vordringe. Und nun fliegt der Vorhang Ihres Dramas auf! Und nun ſehe ich einen Don Juan, einen modernen Giganten, welcher ſeine Sinnenkraft über die Weltordnung ſetzt, — eine Donna Elvira, welche ein ewiges Herz gegen die endliche Zeit zu verteidigen unternimmt, — einen Gouverneur, welcher im Leben zur Rettung für ſein Heiligſtes aufgefordert wird, nach dem Tode im Namen des Allerheiligſten ſelber zur Rettung einer unſterblichen Seele auffordert, — eine Donna Anna, welche von ein und demſelben Schickſale zugleich auf den höchſten Gipfel und in den tiefſten Abgrund des weiblichen Bewußtſeins geſchleudert wird, — einen Don Ottavio, welcher in einer Welt, die aus ihren Fugen iſt, um ſo berechtigter jenes einfache Naturgeſetz ſingen darf, durch das ſie ewig ſich neu ergänzt: ich ſehe Geſtalten, welche Sie aus dem Banne der konventionellen Menſchheit, der ſie angehören, mit dem glücklichſten Wurf in die volle muſikaliſche Strömung ſchleudern. Sie treten auf in den außerordentlich-

ſten und verſtändlichſten Zuſtänden, klar einfach, unmittelbar, ihre eigene Erklärung, wie das Daſein ſelbſt. Ihr erſter Schritt auf die Bühne ſchon iſt die höchſte pathetiſche Szene; und wahrlich nur aus ſolch einem Eingang kann ſolch ein Finale herauswachſen! Welch ein Ozean an Umfang und Tiefe dieſes Finale! Zwei rächende Bräutigame, drei beleidigte Frauen, ein Mord im Hintergrunde, Champagner und Ballett im Vordergrunde, Blitz und Donner im Zenith, und mitten in dieſem Aufruhr ein verwilderter Gott, eine geſträubte Löwenmähne, gepackt von der Rache, packend im Sinnenfieber der Liebe! Solang eine Bühne ſteht, wird die kunſtbegnadete Menſchheit anbetend vor dieſem Finale liegen, und wenn wir nicht begreifen können, daß Mozart ein Menſch war, ſo wird Da Ponte in dieſem Myſterium als Mittler verehrt werden müſſen!

So ſprach Moorfeld, hingeriſſen von ſeiner dichteriſchen Begeiſterung. Der alte Mann, auf deſſen gebleichtem Scheitel der Name Da Ponte ruhte, horchte aus der Ausdrucksweiſe eines vorgeſchrittenen Ideenlebens nur ſo viel heraus, daß das erſte Don-Juan-Finale gelobt wurde. Er ſchien zufrieden mit dieſer Anerkennung und beſtätigte ſie mit folgenden Worten: Ja wohl will ein Finale gearbeitet ſein! Sie ſagen es recht, Signor! Ein Finale iſt eine Art Komödie, oder ein kleines Drama in ſich ſelbſt; es muß mit der übrigen Oper eng verbunden ſein, und doch erfordert es einen neuen Eingang und ein neues Intereſſe. Im Finale muß das Talent des Kapellmeiſters, die Kunſt und Kraft der Sänger hauptſächlich hervortreten, es muß als Glanzpunkt der Oper den größten Effekt hervorbringen. Die Rezitative ſind ganz davon ausgeſchloſſen, man ſingt alles, und jede Art des Geſanges muß darin entwickelt werden. Das Adagio und Allegro, das Andante, das Amabile, das Armonioſo, das Strepitoſo, das Arciſtonpitoſo und das Fortiſſimo, womit ſich in der Regel das Finale ſchließt, und was man die Chieſa oder Stretta nennt: — ich weiß nicht, ob man es ſo benennt, weil darin die ganze Kraft des Dramas ſich zuſammenzieht, oder weil es allgemein das arme Gehirn des Poeten, der es zu ſchreiben

hat, nicht ein-, ſondern tauſendmal in die Enge treibt. In einem Finale müſſen nach theatraliſchem Brauch alle Sänger auf der Bühne erſcheinen und wären ihrer noch ſo viele, um einzeln, zu zweien, zu drei, zu ſechs, zu zehn und zu ſechzig Arien, Duette, Terzette, Sextette und große Chöre zu ſingen. Sollte der Inhalt des Dramas das nicht erlauben, ſo iſt es Aufgabe des Dichters, ſich einen Weg zu ſuchen, auf dem er es bewerkſtelligen kann, ohne gegen die geſunde Vernunft oder die ariſtoteliſchen Vorſchriften allzu gröblich ſich zu verſündigen. Gewiß, es iſt eine große Sache, ein gutes Finale zu ſchreiben.

Dieſe Sprache eines altmodiſchen Jahrhunderts ſtach nicht ohne Reiz für Moorfeld von ſeiner eigenen ab. Der Grundton der ſchlichten Wirklichkeit, der aus ihr klang, ermangelte nicht, ſeine Begeiſterung ſelbſt zu ergreifen, die er dem ehrwürdigen Haupte des Dichters jetzt in der vertraulicheren Färbung einer jugendlichen Zärtlichkeit für das Alter entgegenbrachte.

Und nun, ſprechen Sie, Herr Abbé, fragte er, wie war es möglich, daß ich das Schickſal in ſo ſchwerer Schuld gegen Sie finden konnte? Sprechen Sie, wie hat dieſes unſelige Land an Ihnen gefrevelt?

Da Ponte ſchüttelte nach einer Pauſe das Haupt. Er zog einen ſeiner oberſten Mantelkragen über Kopf und Stirne und machte ſich eine Art Lichtſchirm daraus, gleichſam als ſtörte der ihn bedeckende Lampenſchimmer ſeine Gedankenbildung, wie er den Nerv ſeines Auges beläſtigen mochte. Aus dieſem Dunkel heraus ſprach er:

Warum ich in einem Lande nicht gedieh, das für die Kunſt ſo viele Mittel und wohl auch guten Willen hat, — ich wüßte äußere Widerwärtigkeiten vielleicht kaum zu nennen, Signor. Aber einen Zug will ich Ihnen erzählen, von welchem Sie ſelbſt ſagen ſollen, ob ich ex ungue leonem daran erkennen und für immer zurückſchrecken durfte. Es war in einer der beſſeren Soireen hieſiger Stadt, wo ich als neu eingeführter Fremdling von einer jungen Miß die Arie Vedrai carino ſingen hörte. Ha, dachte ich, hier iſt dein Krug am rechten

Brunnen, Newyork empfängt dich vortrefflich. Indes trug das arme Mädchen die Arie ſo über alle Maßen ſchleppend und ſeelenlos vor, daß man mit leichter Mühe mich überredet hätte, der berühmte Epimenides, der neun Jahre geſchlafen haben ſoll, ſei von keinem andern als dieſem Liede eingeſungen worden. Ich vermochte natürlich nicht, an mich zu halten. Ich ſchmuggelte mich auf eine gute Art ans Klavier, wo ein Bukett von jungen Damen und Herren wie ein Neſt bunter Papageien umherſaß und ſich nach allen Regeln des bon ton langweilte. Ich miſchte mich ins Geſpräch und brachte es wirklich dahin, daß ich die junge Sängerin begleiten durfte. Gleich nach den erſten Akkorden verlor ſie den Takt. Sie wußte ſich in die Art, wie ich deklamierte, durchaus nicht zu finden. Meine verehrungswürdige Lady, wendete ich mich nun zur Erklärung meines Vortrags an ſie — die bezaubernde Aiſance, womit Sie dieſe Noten ſingen, macht mich außerordentlich begierig die erſte Arie der Zerlina: Batti, batti, o bel Masetto von Ihnen zu hören. Dort müßte ſie von ganz unvergleichlicher Wirkung ſein. Dort nämlich geht Zerlina damit um, allerlei überflüſſige Skrupel ihres Bräutigams einzuſingen, einzulullen, wenn Sie wollen; ihr Geſang muß ſich wie lindes Oel, wie Mondlicht auf die Nerven legen. In der erſten Arie, ſprech' ich. In dieſer zweiten dagegen herrſcht jener Charakter nur teilweiſe, teilweiſe nicht. Beruhigen will ſie freilich auch diesmal wieder, aber ſie ſelbſt iſt nicht mehr ruhig. Sie nimmt ihren Bräutigam jetzt offenbar ernſthaft, der früher nahezu ihr Dupe war, die Stunden erfüllter Liebesſehnſucht rücken unaufhaltſam näher, das Abenteuer mit Don Giovanni ſelbſt, obwohl in der Spitze gebrochen, muß ihre Phantaſie lebhaft ergriffen haben: — ſo webt durch dieſes ganze Vedrai carino eine Luft des Brautgemachs, möcht' ich ſagen, und das: sentillo battere ſteht nicht umſonſt da. Man muß das Herz wirklich ſchlagen hören darin. In meinem Kunſteifer merkt' ich nicht, daß ſämtliche Ladies ſich die Taſchentücher vor die Augen hielten. Ein junger Affe aber, der ſich den Muſiklehrer des Hauſes nannte, übernahm es, meine Anſicht „shoking" zu finden. Ich

ſuchte vergebens ein Fünkchen geſundes Gefühl in ihm anzublaſen, und da er fortfuhr, mich durch den abſurdeſten Widerſpruch aufs Aeußerſte zu treiben, ſo rief ich zuletzt: Mein Herr, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſelbſt der Dichter dieſer Verſe bin, daß Mozart ſelbſt ſeine Muſik dazu für die glücklichſte Inſpiration der Liebe erklärt hat, ſo habe ich vielleicht einige Autorität für mich. In dieſem Augenblick aber ſchritt der Hausherr auf mich zu, ein gelblederner Herr in ſchwarzem Frack, an dem nichts Lebendiges war als die rote Nelke, die er im Knopfloch trug, der näſelte mich an: Mein Herr, es kümmert uns blutwenig, womit Sie und Ihr Mozart ſich in Europa Ihr Brot verdient. Daraus fließt kein Geſetz für uns in Amerika, die Kunſt anders zu treiben, als es uns beliebt. — „Sie und Ihr Mozart Ihr Brot verdient!" — Hören Sie es, Signor? Von dieſem Worte war mein Nerv für immer durchſchnitten. Ich trug noch ein anſehnliches Faſzikel Empfehlungsbriefe bei mir, aber ich fühlte keinen Halt mehr daran. Denn was in einem fremden Lande Mut und Vertrauen, ſich geltend zu machen, gibt, das ſind nicht einzelne Fäden, es iſt der öffentliche Geiſt des Ganzen. Mich ſchauerte die ſcharfe Luft dieſes Landes. Ich gab es auf, in Amerika als Künſtler einen Beruf zu ſuchen.

Und freilich, in jedem andern Beruf mußten Sie unglücklich ſein! ſagte Moorfeld mit dem überzeugteſten Blick auf den fein organiſierten Italiener.

Ich wurde Kaufmann, antwortete Da Ponte. Die Muſen drehten Pfefferdüten und maßen Schnittwaren ab. Ich kann nicht ſagen, daß ſie es ungeſchickt taten. Ich proſperierte im kleinen, und verſuchte mich bald in größeren Unternehmungen. Auch da ging alles herrlich und im ſchönſten Flor, ſolang ich — Kredit gab. Dann aber ſtürmten Bankrotte auf mich ein — ah, laſſen Sie mich ſchweigen, Signor. Amerikaniſche Bankrotte ſind ein eigenes Genre. Ich werde meine Memorabilien ſchreiben. Genug, ich kam an den Bettelſtab und meine Debitoren bauten ſich Häuſer. Von einem derſelben, Herrn Staunton, erreicht' ich's mit Mühe, daß er mich von der Straße unter ſein Dach aufnahm, und die Sa-

che müßte eigentlich umgekehrt ſtehen. Ich habe eine liquide Forderung von fünftauſend Dollars an ihn. Freilich nicht an ihn, ſondern an eine ſeiner geweſenen Firmen, und kein Kaufmann und kein Advokat der Welt weiß geſchickter ſeine Firma von ſeiner Perſon zu trennen, als ein Amerikaner. Ja, ja, mein Herr, ich werde mein Leben beſchreiben. Die Welt wird um nichts beſſer, aber um manches klüger daraus werden. Der Europäer mag ſich vorſehen mit dieſen Menſchen.

Moorfeld hatte inzwiſchen ein Souper beſtellt, aber Da Ponte dankte lebhaft für ſeine Aufmerkſamkeit. Er pflege abends nichts zu genießen. Nur ein Glas Wein ſei ihm zuvor Bedürfnis geweſen, eine Ohnmacht, ein plötzlicher Schwindel habe ihn angewandelt; „denn ach, mein Herr, es iſt eine harte Arbeit, im zweiundſiebenzigſten Jahre auf Gönnerſchaften auszugehen!“ Alles, was er annehmen wollte, war ein Wagen.

So führte der Dichter Moorfeld den Dichter der alten kaiſerlichen Wiener Oper jetzt in ſein dürftiges Aſyl zurück. Er behielt ſich vor, den unglücklichen Greis demnächſt wiederzuſehen: heute überließ er ihn ſeiner Ruhe und ſich ſelbſt — ſeinen Reflexionen. —

Wo waren ſie jetzt, die ſchönen Reden, die glänzenden Gedanken, die fruchtbaren, hinreißenden, überzeugenden Ideen, die Moorfeld zum Entſatze Benthals tagsüber in ſo kampffertige Schlachtordnung aufgeſtellt? Und doch ſollte, mußte dieſer Gang noch geſchehen, — ſtumm, mit zurückgepreßten Tränen, zitterten zwei edle Frauen jeder Sekunde ſeines Erfolges entgegen! Mühſam ſammelte Moorfeld ſeine Lebensgeiſter — ach, da lag alles auseinander, wüſt, zerſtückt, ſinnlos! Der freie Zug, der zuckende Nerv, die unwiderſtehliche Strömung — kalt, lahm, tot war das alles jetzt! Aber er m u ß t e!

So fuhr er nach dem Klubhauſe zurück.

Die lange Fenſterreihe des Hauſes flammte lichterloh in die Nacht hinaus. Jüngling im Feuerofen, werd' ich dich retten können? ſeufzte Moorfeld ſchwerbeladenen Herzens, indem er die Treppen hinanſtieg.

Ein Steward führte ihn durch eine glitzernde, etwas grell ausgeschmückte Zeile von Sälen. Im Anblicke der Gesellschaft, die Moorfeld durchschritt, jener glattrasierten, gantierten und toupierten Herings- und Tran-Dynasten, die als flüsternde, vornehm-kühle Gentlemen mit einer Bildung, die vom heutigen Dollar datiert, der morgen wieder verbankrottiert sein kann, ihre in Eis gestellten, gespenstisch-jugendlichen Gestalten oder vielmehr Etiketten gegenseitig sich hier präsentierten: im Anblick dieser bleizuckernen Welt des Egoismus fühlte Moorfeld seine ganze Streitlust wieder erwacht. So trat er vor einen Menschen im schwarzen Frack und weißer Krawatte und mit einem Lächeln à la hausse auf der blankrasierten Lippe, den ihm der Steward als Mister Benthal vorstellte. Moorfeld hätte ihn kaum noch erkannt. Aber Benthal erkannte i h n um so schneller. All seine Züge gingen in Freudigkeit auf. Mit dem Ton seiner alten Stimme und seines alten Herzens begrüßte er den wiederkehrenden Freund. Vor allem eine Entschuldigung, Verehrtester, für mein Schweigen auf Ihr Reisejournal, redete er Moorfeld an. Sie denken wohl, wieviel ich darauf zu antworten hatte, und ich war so okkupiert! Aber Sie wissen schon, Sie waren bei Frau v. Milden, nicht wahr? Gott! dort war ich nun auch schon nicht — lassen Sie mich zählen; — mit Schaudern bring' ich's heraus, — ja, sieben Tage sind es! sieben Tage! Wie man in die Schulden gerät! Wer mir das noch vor kurzem gesagt hätte! Freilich hat mich mein liebes Lorettohäuschen neuerer Zeit nicht immer so liebenswürdig behandelt, wie ich's aus bessern Tagen, — ach, es waren bessere Tage! — gewohnt bin. Ich weiß nicht, was die Frauen haben, ihr Ton ist manchmal ein so fremdartiger! es scheint ordentlich, als ob sie einen unüberwindlichen Stolz vor einem reichen Manne hätten. Und es ist doch nicht meine Schuld, wenn ich mit meinem bißchen Wissen endlich auch einen Treffer ziehe. Aber vielleicht liegt's an mir selbst. Der Mensch beobachtet sich vortrefflich, wenn er allein ist; wie ich mit den Frauen umgegangen bin, darüber habe ich wahrhaftig kein Urteil. Möglich, daß ich nicht ganz korrekt war; mein Gott! eine sol-

che Veränderung der äußeren Lage darf wohl auch inwendig manches verſchieben — aber nein! nein! was ſag' ich: inwendig? Ein wenig Kopf verlieren, ein wenig ſtrudeln und wirbeln im Betragen, das hat ja mit dem Herzen nichts zu tun. Ach, in ſolchen Lagen iſt ein Freund wie Sie ein wahrer Segen! Sie kommen jetzt wie vom Himmel geſchickt. Wenn man ſich hier und dort mißverſteht, hier und dort zu ſtolz oder zu empfindlich iſt, es einzugeſtehen, wenn unzeitiger Trotz, ſelbſtgebildete Leiden, wenn der ewig rege Kitzel der Verliebten: ſich unglücklich zu fühlen, kleine Zwiſte zu raſchem und unheilbarem Bruche auszuklüften droht: da iſt der treue, ſtetige Charakter eines Mittlers in ſeinem ſchönſten und dankenswerteſten Berufe. Ich bitte, übernehmen Sie ihn gleich, dieſen Beruf. Entſchuldigen Sie mich bei den Frauen, ehe ich ſelbſt wieder erſcheine. Ich ſetze nämlich voraus, verehrteſter Freund, daß Sie ſelbſt wenigſtens ganz und voll mit meiner neuen Richtung einverſtanden ſind. Von den Frauen bin ich das leider nicht gewiß. Ich will eben nicht ſagen, daß ſie Murmelquellen- und Strohdach-Schwärmerinnen wären; nein! Frau von Milden denkt viel zu vernünftig für ein ſolches Genre von Poeſie. Aber zuletzt iſt ſie doch nur Frau, und Frauen ſind für das Mittlere, Bürgerliche. Was ans Ungeheure, ans Million-Große geht, das ſcheint ihnen wieder ſo unpraktiſch und ſchwindelhaft wie die Murmelquelle. Mit Ihnen iſt's anders, das bin ich überzeugt. Ja, Ihr Reiſejournal ſelbſt iſt's, auf das ich mich berufen darf. Was Sie über die Verrottung der Deutſchen in Pennſylvanien geſagt haben, glauben Sie, das wird man ewig zu ſagen haben. Von der Idee ſind wir wohl beide zurückgekommen, das Deutſchtum auf den Pflug zu gründen. Sie ſehen, wie's geht damit. Tauſende von Bauern, Tauſende von Handwerkern können wir ins Land werfen, und ſie werden immer eine Seitenſtellung einnehmen. Ein einziger Bankdirektor, ein einziger Großhandlungs-Chef aus unſerem Volke iſt ein ſtärkerer Keil unſerer Macht als Maſſen von nützlichen, aber verachteten Heloten. Nicht Herings-Schwärme ſind die Gebieter des Meeres: der Leviathan iſt's. O dieſe Yankees! Wir müſſen

ſie in ihrer höchſten, heiligſten Zitadelle beſchleichen: in ihrer Börſe. Dort, wo das Fett und Mark der Nationen ausgekocht wird, dort müſſen wir mitkochen. Ein Quadratfuß an dieſem Herde iſt mehr wert, als eine halbe Million Acres in Miſſouri. Ja, ſo Gott will — ich ſinne manches! Ich will dieſe Yankees — ein Cäſar in der Wallſtreet — aber kommen Sie — ich mache ſchon wieder Aufſehen. Noch trauen Sie mir nicht ganz — Inſtinkt mindeſtens hat das Vieh, wenngleich nicht Vernunft. —

Das war nun einer jener häufigen Fälle! So glaubt ein Menſch wohlausgerüſtet ins Geſpräch mit einem anderen zu gehen, hat alles vorausgenommen, was vorauszunehmen war, und im Momente betritt ihn doch das Neue, Unvorhergeſehene, und mit Ueberraſchung entdeckt er das Allernatürlichſte: daß ein Einziges ſich nie wahrhaft als ein Zweites zu ſetzen vermag. Vor d i e ſ e m Benthal errötete Moorfeld bei ſich, wie raſch ihn die Verwandtſchaft zwiſchen Dichter und Frauen in die nervöſe Furcht des Lorettohäuschens mit hingeriſſen. Er verplauderte noch eine Weile mit dem alten Wiedergefundenen, den er immer mehr von neuem erkannte, wenn auch in kühneren Linien und weiterem Zirkel, gleichſam das Ideal ſeiner ſelbſt. Es war ein Geſprächsgang im höchſten Stile, und Moorfeld mochte ſelbſt die freundſchaftliche Schmollis-Buße des vergeſſenen Du auf eine Stunde vertagen, die mehr vertraulich als geſchwungen war.

Tief befriedigt kehrte er nach Hauſe.

Des andern Tages war unſer junger Europäer ſicher der unruhigſte Gaſt, der in ſeinem Boardinghouſe an der Tafel des zweiten Frühſtücks oder ſogenannten „Lunch" ſaß. Nach Aufhebung des Lunch ſchlug die legitime Stunde der Morgenviſiten. Der Wagen nach Frau v. Mildens Wohnung war ſchon früher beſtellt. Hundertmal zog Moorfeld die Uhr, mit ungeduldigen Blicken ſah er dem Meſſer des ſchwarzen Vorſchneiders zu, der die verſchiedenen Rumpſteaks, Koteletts uſw. in all jene unzähligen Atome zerfällte, in welchen ſie den Gäſten dargereicht wurden. Da öffnete ſich die Türe und ein Menſch, deſſen Aeußeres wie gewöhnlich durch nichts ſeine

Funktion bezeichnete, überreichte den Damen des Hauſes, einem jungfräulichen Schweſternpaar von myſtiſchen Jahren, welches der Tafel präſidierte, eine Karte. An einer hämiſchen Bemerkung, welche die herbſtlichen Fräuleins ſich zuflüſterten, bemerkte Moorfeld, daß es eine Verlobungskarte war. Hat die auch noch einen Mann bekommen! klang der chriſtliche Spott der welken Lippen, indes die dürren Finger mit äußerſter Geringſchätzung die Karte von ſich ſchnellten. Das Blatt flog Moorfeld faſt in den Teller. Unwillkürlich fiel ihm die Schrift ins Auge. Er las:

Mr. Theodor Benthal
Engineer and Surveyor
with
Mss. Sarah Staunton.

Viertes Kapitel

Moorfeld flog auf ſein Zimmer, lud ſeine Piſtolen, warf ſich in einen Wagen und eilte nach Stauntons Haus. Er hatte bei dieſem Ereignis vor allem den Mißbrauch ſeiner Perſon zu rächen, welcher Benthal einen Auftrag an die Damen Milden gegeben, in dem Augenblicke, da ſeine Verlobungskarten mit Miß Sarah gedruckt waren. Aber er fand Stauntons Haus verſchloſſen, die Jalouſien niedergelaſſen und nur Jack, der Neger, war da, welcher zu verkünden hatte, daß ſeine Herrſchaft heute morgen eine Reiſe angetreten. Er zog von dem alt-anhänglichen Diener noch weitere Erkundigungen ein und gelangte zu der Ueberzeugung, daß er ſein Opfer aufgeben müſſe. Es war die öffentliche Meinung der Stadt ſelbſt, welche dem Hauſe Staunton, wegen des Ereigniſſes mit ſeinem Kammermädchen, dieſen zeitweiligen Rückzug auferlegte. Aber geſchickt hatte das Haus ſeine Ehrfurcht vor den Dehors mit dem Rückzuge des Schwiegerſohnes kombiniert, der bei ſeinem raſchen, praktiſchen Auffaſſungstalente ſeit geſtern abend wohl wußte, was ihm bevorſtand. Dies war die Einſicht der Sachlage, welche Moorfeld in wenigen Augenblicken davontrug.

Er kehrte nach Hauſe zurück. Er fing an, einen Brief an Frau v. Milden aufzuſetzen. Aber bald fühlte er, daß ſeine Hand keiner geraden Linie fähig war. Noch minder waren es ſeine Gedanken. Er warf ſich hin und ließ ſich zermalmen. Ein dumpfes Feuer breitete ſich aus in ihm, in welchem alles ſtill und geſtaltlos zuſammenbrannte. Er wunderte ſich, daß der Philadelphia-Bahnhof ſtand, daß Wagen raſſelten, daß Glocken im Hauſe ſchallten, daß er auf den Treppen den Yankee Doodle pfeifen und mit der Baguette an Pantalons

ſchlagen hörte. Die Welt kam ihm wie ein Bilderbogen vor; er hatte das Gefühl, als ſei alles um ihn her nur gemalt. Bei dieſer fürchterlichen Zerſtörtheit im Innern marterte ihn die äußere Geſundheit ſeiner Sinne, die desungeachtet fortfuhren, ihm Vorſtellungen und Bewußtſein zu vermitteln, ganz unerträglich. Ein Fieber-Delirium wäre ihm Wohltat geweſen.

In dieſem Zuſtande traf ihn der Aufwärter, der ihm ein Billett abzugeben hatte. Es war eine Einladung vom Hauſe Bennet zum Tee.

Mit den gemiſchteſten Gefühlen empfing Moorfeld dieſes Blatt. Sein erſter Schritt war vor den Spiegel. Leider! er ſah alles darin, was ſeit dem Campmeeting in Ohio bis zu dieſer Stunde auf ihn eingeſtürmt. Und hätte er ſelbſt ſich darüber täuſchen mögen: noch ſcholl ihm das unverfälſchte Kindeswort Malvinens im Ohre: Ach, Sie ſehen ſo blaß! Dieſes Wort für einen Gang zu Bennet galt ihm, was alten Staaten ihre politiſchen Orakel.

Was war zu tun? Sich zu entſchuldigen und das Haus ſeiner Sehnſucht ſo lange zu meiden, bis die Zeit über ihre eigenen Verwüſtungen ihr Grün und ihre Roſen wieder geſchlungen? Aber das, was „die Zeit" heißt, dieſe jugendliche Huldgöttin alles Lebens, dieſe herrliche Kraft des Vergebens und Vergeſſens, — ſtand ſie nicht mit den vollſten Fruchtkörben ihres Labſals an Bennets ſchönem Hausaltare ſelbſt? Stand ſie außer ihm, in trüber, ſelbſtquäleriſcher Muße, im verzehrenden Hinbrüten, im bodenloſen Betrachten und Durchdenken deſſen, was ohne Boden iſt, weil der Gute und Gebildete Roheit und Egoismus im letzten Augenblicke ſo wenig begreift, wie im erſten? Moorfeld wog ſeinen Entſchluß hin und her. Er trat wiederholt vor den Spiegel. Alſo, ein Kranker, ſollte er dieſes Heiligtum betreten, ein Bedürftiger, Elender, ſtatt ein Mitteilender, Reicher? In einer Entſtellung, die jedes Kind verſcheucht, ſollte er ſich zeigen, wo alles in ihm brannte, ſeine beſte, glänzendſte Geſtalt dem Auge zu bieten?

Aber indem Moorfeld noch zu ſchwanken ſchien, durch-

drang Licht und Wärme ſchon alle Räume ſeiner Phantaſie. Die Szenerie des Abends fing unwiderſtehlich in ihm zu leben an. Es wogte von Flammen, Bildern, Geſtalten, Glanz, Fülle und Wohllaut um ihn her, Sinne und Seele waren nicht mehr ſein, er dachte nichts anderes mehr, als was in Verbindung mit jenem idealiſchen Schauplatze ſtand. Noch hatte er keinen Entſchluß gefaßt, aber die Stimmung ſelbſt war ſein Entſchluß.

In dieſer Stimmung entraffte er ſich der dumpfen Leidensöde ſeines Zimmers und ſuchte die „friſche Luft". Die Luft war mehr als friſch, ſie war rauh. Seit jenem zweiten Tagesritt an den Eriesee lag der Sommer, wie von einer ſcharfen Klinge geköpft, als plötzliche Winterleiche da. Unſer Europäer hatte zu erfahren, daß Amerika den Uebergang der Jahreszeiten gleich mancher anderen Schönheit entbehre.

Er warf ſich in ein Segelboot und fuhr ſcharf dem ſchneidenden Nordwind entgegen. Ja, die froſtige Klarheit des Hudſon erregte ihm die ſchauerliche Begierde zu baden. Er fuhr den letzten Newyorker Bauten aus den Augen und tat es. Nach einem zweiſtündigen Ausflug ließ er das Boot wieder wenden, das mit dem Winde ſtromabwärts in einer Viertelſtunde zurückflog. Den Reſt des Tages brachte er unter den Händen des Friſeurs, am Toilettetiſch, vor dem Kleiderſchrank zu. Er wollte mindeſtens vorbereitet ſein, wenn bis zum Abend ſein Entſchluß reif wäre, ihn auch ausführen zu können. Wußte er nicht, daß all dieſe Vorbereitungen ſelbſt nichts waren, als die Frucht der entſchiedenſten Reife? Und ſo ſtand ſein träger Stundenzeiger kaum auf ſieben Uhr, als er mit Mut, Luſt, Jugend, Stolz und Vertrauen ſich in den Wagen warf, — mit dem Stolze, daß der geiſtig überlegene Menſch ſich ſelbſt Erſatz ſei für einen ungünſtigen Moment ſeiner Aeußerlichkeit, mit dem Vertrauen, ja mit der Zuverſicht, daß er endlich, endlich hier einen Gang mache, der ihm die erſte und letzte Genugtuung in Amerika biete.

Waren das Schneeflocken, die ein barbariſcher Nordoſt gegen ſein Wagenfenſter peitſchte? waren es Feuerſignale, die

von dem Turm der City-Hall tönten und die Stadt zu ſchauerlichem Tumulte aufregten? Liefen die Menſchen zu dem Brande, fegte ſie der raſſelnde Hagelſturm ſo herbſt-wild durch die Straßen? Der Kutſcher hieb auf die Pferde ein, der Wagen jagte wie auf einer verzweifelten Flucht, — Moorfeld ſah und hörte nur mit vorübereilenden Sinnen: es war ein unheimliches Stück Straßenleben, dem er auf dieſer Fahrt zur Staffage diente.

Endlich hielt der Wagen unter den ſturmzerzauſten Pappeln und Platanen des Parks auf der Battery.

Die hellbeleuchtete Reihe von Bennets Fenſtern warf irrende Lichter auf die Bäume, welche mit ihren triefenden Wipfeln unruhig hin und her wogten. Moorfeld dachte bei dieſem Bilde an ſeinen Fackelritt in der Waldnacht am Erieſee.

Haſtig ſprang er aus dem Wagen, gegen alles Weh ſeiner Erinnerungen in dieſes Haus, wie in einen delphiniſchen Hain, zu flüchten.

Er fand an der Auffahrt noch mehrere Equipagen vor und trat mit mehreren Gäſten zugleich jetzt durch die weitgeöffnete Vorhalle. Zwei Neger in Livree ſtanden rechts und links am Eingange, welche ſich die Namen der Ankommenden ausbaten, um ſie mit einer, nicht ſtets korrekten Ausſprache ins Parlour vorauszurufen.

Als Moorfeld ſeinen Namen nannte, öffneten ihm die Neger nicht das Parlour, ſondern einer derſelben bat im Namen der Miſtreß Bennet, ihm ins Drawing-Room zu folgen.

Moorfeld überließ ſich ihm.

Er dachte unterwegs über die Ausbildung des republikaniſchen Geiſtes in Amerika nach. Der neue Gebrauch der Livree in der Newyorker haute Finance ſchmiegte ſich jedenfalls als eine pikante Illuſtration um die Deviſe: all men are equal; ja, und hatte er nicht an einer der Equipagen, die vor dem Hauſe hielten, im Halbdunkel des Lampenſcheines deutlich ein Wappen erblickt?

Indes führte ihn der Neger durch jene Reihe von Appartements, welche die Kunſtſammlungen des Hauſes enthielten,

der den Geſellſchaftsſälen entgegenliegenden Seite zu nach dem Empfangzimmer der Hausfrau.

Moorfeld trat in das Gemach, welches eine Milchlampe unter blaßrotem Lichtſchirm mild erleuchtete. Miſtreß Bennet verweilte ganz allein in demſelben. Sie erhob ſich bei Moorfelds Anmeldung aus einem Schaukelſtuhl und trat ihm mit einer Blume in der Hand nicht ohne Bewegung, wie es ſchien, entgegen.

Ich habe Sie bemüht, Herr Doktor, ſagte ſie, indem ſie ihm die Blume überreichte, um Sie mit einer Veränderung in unſerem Familienleben au fait zu ſetzen, von welcher es Mr. Bennet lieb ſein wird, wenn er ſie, im vis-à-vis mit Ihnen, ſchon als eine Vorausſetzung behandeln kann. Sie hatten die Aufopferung, in einem etwas — charakteriſtiſchen Augenblicke den Dehors unſerer Partien einen großen Dienſt zu leiſten, indem Sie mit dem Verſprechen, die äſthetiſchen Studien meiner jüngſten Tochter zu leiten, einem peinlichen Eklat die Spitze brachen. Mr. Bennet hätte vielleicht unſeren Vorteil ſo ſehr geliebt, das Impromptü jenes Augenblicks wörtlich zu nehmen; ja, Sie ſelbſt hätten vielleicht die Güte gehabt, demſelben eine gewiſſe Verbindlichkeit beizulegen. Ich darf Sie in dieſem Falle, Herr Doktor, indem ich Sie unſeres herzlichſten Dankes verſichere, von dieſer Verbindlichkeit frei ſprechen. Miß Cöleſte hat inzwiſchen aufgehört, der väterlichen Gewalt zu unterſtehen. Sie iſt Braut mit Sir Edmund Ormond, Esquire.

Moorfeld unterdrückte einen lauten Aufſchrei.

Aber auch Mrs. Bennet ſchien ihrer Mitteilung nicht froh geworden zu ſein. Mit einem leichten „darf ich bitten" machte ſie Miene, den Arm ihres Gaſtes zu nehmen, mehr gepreßt, von dieſem Gegenſtande weg-, als beeilt, in die Geſellſchaft hinzukommen.

Moorfeld ſtand reglos. Er war keiner Beſinnung fähig. Er bedurfte einer furchtbaren Kraftanſtrengung, bis er die Unmöglichkeit, überhaupt zu ſprechen, beſiegt hatte. Nach einer Pauſe antwortete er: Madame, erlauben Sie mir, zu bleiben. Ihr Haus iſt heute, wie ich ahnen muß, nicht in

den großen Geſellſchaftsſälen, es iſt hier in dieſem ſtillen Raume. Und für mich, der ich ein Fremder bin, wird es bald weder dort noch hier mehr ſein. Was ich gehört habe, gilt in der Regel für ein frohes Ereignis; wie ich's gehört habe, ſcheint es eine Ausnahme von der Regel. Dieſer Zweifel martert mich. Ich nehme den innigſten Anteil an Ihrem Hauſe. O, geben Sie mir die Genugtuung, Madame, ehe wir uns in jene Säle verlieren, wo Glück und Unglück die gleichen Züge tragen, geben Sie mir die Genugtuung, daß Sie mir ein glückliches — ein Ereignis, das Sie glücklich macht, mitgeteilt haben!

Verzeihung, mein Herr, ich kann unmöglich geben, was ich ſelbſt entbehre.

Jetzt ergriff Moorfeld den zarten Arm der Dame, aber er führte ſie an ihren Schaukelſtuhl zurück. Sie haben mir viel zu ſagen, Madame, ſtammelte er; Sie ſollen es ſagen! Ein Menſchenherz für ein Mutterherz!

Dieſe Art poetiſcher Diktatur mußte etwas haben, das gefiel; auch war Miſtreß Bennet Pariſerin genug, den Umgangsformen eine gemütvollere Freiheit zu bewilligen, als es eine Amerikanerin getan hätte. Sie nahm ihren Platz ein und bat Moorfeld mit einer Handbewegung, das gleiche zu tun.

Ich bin ſchwach genug, Ihre Teilnahme anzunehmen, ſagte die edle Frau mit einem Ausdruck des müdeſten Schmerzes. Aber nicht wahr, die Unglücklichen dürfen miteinander zwangloſer umgehen! Und ach, wir ſind unglücklich, mein Herr, wir ſind es, wie wenige Familien dieſer Stadt! Es wird mir von Jahr zu Jahr ſchwerer, den Troſt des Mitleids zu entbehren, den teilnehmende Freunde uns entgegenbringen. Mr. Bennet mag mir's verzeihen! Wir laſſen uns ja willig zertreten, wird es uns doch erlaubt ſein, uns zu krümmen!

Moorfeld war wie vom Blitze gerührt. Mr. Bennet —? das Wort erſtarb ihm auf den Lippen.

Ja, Mr. Bennet! Mr. Bennet! wiederholte die Hausfrau mit Affekt. Es wird dem Mann, deſſen glorreicher

Ehrgeiz es iſt, zu den Mediceern ſeiner Nation zu zählen, es wird ihm in Ihrer Meinung nicht ſchaden, wenn Sie ihn in ſeinem Hauſe, der Schattenſeite ſo vieler ausgezeichneter Männer, kennen lernen. Ich kann nicht anders! Es iſt mir Troſt, es iſt mir Lebensbedürfnis, den Schmerzenslaut meiner Schmerzen hören zu laſſen. Ich reiße in dieſem Augenblick mit Verzweiflung mein Kind von meinem Herzen, und muß mir Glück wünſchen laſſen zu meiner Verzweiflung! Ha, ich ſollte nicht ein, nicht ein Herz den Vertrauten meiner Muttergefühle nennen dürfen? O, mein Herr, der Himmel hat Sie mir in dieſer Stunde geſchenkt! Helfen Sie mir weinen um das liebenswürdige Kind! Sechzehn unerfahrene, unſchuldige Jahre und — un mariage de déspération! Die Unglückliche! Das Genie des geiſtreichſten Vaters treibt ſie in die Arme eines — imbecile! Muß ich meine Cöleſte opfern für den Beweis, wie alle Gegenſätze ſich ihren eigenen Fluch erzeugen? Leider, ich muß es!

Ich werde Ihnen nichts Neues zu ſagen haben, fuhr Miſtreß Bennet ruhiger fort. Sie kennen den Enthuſiasmus meines Mannes für die ſchönen Künſte. Er möchte ſeinem Vaterlande ein Auguſtus, ein Perikles werden. Ich glaube es aufrichtig, daß er es könnte. Ja, ich glaube an ihn. Hätte er die Kräfte einer Nation zur Verfügung, er arbeitete mit dem Werkzeug, das er bedarf. Er wäre glücklich und der Kunſtadel der ganzen Erde mit ihm. Leider ſind wir kein Reich, wir ſind nur ein Haus. Das iſt unſer Unglück. In weiten Entfernungen würde er erwärmen und beleben, im engen Familienraume verzehrt und tötet er. Er iſt ein Jupiter und wir ſind — die Aſche der Semele!

Moorfeld ſtöhnte unter Bergeslaſten.

Ja, die Künſte haben keine Freiſtätte hier, eine Werkſtätte ſollen ſie haben. Ein Bennet will erſchaffen, was er genießt. Und ſo war es meinen Kindern ſchon in der Wiege diktiert: du maleſt, du dichteſt, du modellierſt, du muſizierſt! Die Natur hatte nur das Recht, die Steuern zu bewilligen, die ihr Bennet auferlegte, ſie durfte Ja ſagen, aber nicht Nein.

Und wahrlich, ſie ſagte nicht nein! Die Kinder dieſes Vaters hatten wirkliche, angeborene Talente. Aber gibt es Mittel, das Talent ſich ſelbſt verhaßt zu machen, ſo gebrauchte ſie Bennet. Die Art, wie er die Talente weckte, — was ſag' ich, „wecken"? So weckt nicht das Morgenlied der Lerche, ſpielende Batterien wecken ſo. Er donnerte die armen Kleinen ſchon aus ihrem zarteſten Kindheitsſchlafe empor. Auf zur Arbeit! war das erſte Wort ſeiner Vaterlippe. Daß ſie in drei Sprachen zugleich erzogen werden, rechne ich noch für nichts, die Natur leiſtet wirklich Außerordentliches hierin. Daß ſie den Freuden ihrer Spiele, den geringſten Erholungen und Genüſſen ihres Alters entſagen mußten, daß ihre Kinderſtube ein Gedränge von Lehrern und Büchern erfüllte, zwiſchen welchem das flüchtigſte Lächeln einer Mußeſtunde erdrückt wurde, daß ihnen die friſche Luft, die Nahrung, die Ruhe des nächtlichen Lagers entzogen wurde, „weil die Götter den Sterblichen nur alles für Arbeit verkaufen", — das iſt ſchon etwas, mein Herr! cela commence à compter! Aber was ſoll ich ſagen, was ſoll ich als Frau ſagen, wenn dieſe dämoniſche Begeiſterung ſelbſt das Opfer der Schicklichkeit, des Anſtandes, des weiblichen Schamgefühls nicht für zu groß hält, um es ohne weiteres zu fordern? Jenny, meine Aelteſte, modelliert. Die Diana im Trumeau unſers Parlours iſt von ihr. Aber nicht Dilettantin ſoll ſie bleiben, ſie ſoll wetteifern mit Künſtlern, welchen das Studium der Antike, welchen der Anblick der unmittelbaren Natur zu Gebote ſteht. Und wir leben in Puritaner-Staaten, mein Herr! O, laſſen Sie mich ſchweigen! Von welchen Stürmen, von welchem Tränenmeere rede ich da! Papa, ſie werden mit Steinen nach mir werfen! jammerte das verzweifelnde Mädchen. Laß ſie werfen, mein Kind, aber die letzten Steine werden Edelſteine ſein! antwortete der Papa.

Ja, das iſt ein griechiſcher Gott, in einen Yankee gefahren! rief Mrs. Bennet mit Bitterkeit und Bewunderung zugleich. Jede Ader voll Poeſie — aber dieſe Gewalttätigkeit gegen das Leben, dieſe Nichtachtung der Natur, dieſer grauſame,

unerbittliche Vertilgungstrieb gegen alles, was frei wachſen, was ſein eigener Zweck auf ſeiner eigenen Bodenſpanne ſein will, — das iſt Kulturtrieb in amerikaniſchem Stil! Abſolute Unfähigkeit zu ſchonen und zu lieben — neunziggradiger Egoismus! Und doch — dieſes Ich, welch ein ſchönes, herrliches iſt es! Er macht unglücklich, nur weil er die Welt für unglücklich hält, die nicht ſeines Sinnes iſt. Auch war ich weit entfernt, und war es lange, mich ſelbſt und meine Kinder für berechtigt zu halten neben ihm. Es iſt was Ueberzeugendes, Hinreißendes in ſeinem Temperament, etwas Faszinierendes, das in Tat und Willen den Widerſtand irre macht. Man fühlt ſich beſchämt von ſolcher Größe, man glaubt immer von neuem, daß ſie möglich iſt. Erſt als ich die bleichen Wangen, die erloſchenen Augen, die ſchleichenden Pulſe, die kränkelnde Zartheit und Durchſichtigkeit von den jugendlichen Geſtalten meiner armen Kleinen mit keinem Vorwand hinwegleugnen, mit keiner Geduld zu Ende warten konnte, fing ich an, die Erſtlingseinwürfe meiner Mutterangſt zu ſtammeln. Ah, Bennet belehrte mich eines Beſſeren! „Das iſt die Flamme des Genies, welche die Materie aufzehrt; man muß ihr Luft ſchaffen!" und nun kamen Bücher zu den Büchern, und Lehrer zu den Lehrern, und Aufgaben zu den Arbeiten, und Luft wurde geſchafft, daß uns der Atem ſtockte!

Das iſt unſer Familienleben, mein Herr. In Unterwerfung zugrunde zu gehen, oder uns zu retten — durch Rebellion, dieſe traurige Wahl bleibt uns allein. Die Kinder nähern ſich dem einen oder dem andern, je nach der Verſchiedenheit ihrer Inklinationen. Mein Sohn Edgar empörte ſich zuerſt. Als ein Knabe von elf Jahren lief er in die Kriegsſchule nach Weſt-Point, und keine Macht der Welt wäre imſtande geweſen, ihn zurückzuführen. Dort ſtudiert er nun, — mein mütterliches Auge entbehrt ſeinen Anblick. Erſt ſeit kurzem ſehen wir uns öfter; lange hießen meine Beſuche Konſpiration! Der Meißel, der ihm beſtimmt war, ging auf Jenny, meine zweite Tochter über. Die duldet, ſoweit ſich dulden läßt. Charakterfeſter wieder iſt mein viertes Kind,

Cöleſte. Ihre Spezialität iſt die Poeſie. Die Entſcheidung dafür datiert von einem Zufalle. Wir erwarteten den Papa von ſeiner zweiten europäiſchen Reiſe zurück, es war im Jahre zweiundzwanzig. Cöleſtine ſtand im ſiebenten Jahre. Ma, ſagte ſie, ich will den Pa mit einem Gedichte empfangen. In der Tat ſchrieb das Kind in dieſem Alter ein paar franzöſiſche Strophen, an denen ich wenig oder nichts zu korrigieren fand. Bennet aber kam direkt von Genua, von der poetiſchen Hofhaltung Lord Byrons. In welchem Zuſtand ſeiner Imagination, mögen Sie ſelbſt denken. So trat ihm nun ein kleines, ſtammelndes Kind an der Schwelle ſeines Hauſes entgegen, mit einem Orangeblütenzweig in der Hand, mit dem Wohllaut ſelbſtgedichteter Verſe auf den Lippen — verhängnisvoller Eindruck! Wer dieſes Kind nicht für den erſten Genius ſeiner Zeit hielt, der verlor ſeinen Anſpruch auf Bildung. Bennet war außer ſich. Auf, auf, Bücher! Lehrer! Studierlampen! welche Vaterpflichten ſind hier zu erfüllen! Schlaf, Spiel, Erholung, — gemeine Einreden! Der verſteht den Genius ſchlecht, der nicht weiß, daß er an ſich ſelbſt ſich erholt. Es gibt nur e i n e Erholung von der Arbeit, — die Arbeit!

Nun iſt aber Cöleſte eigen geartet. Die ganze Wucht der väterlichen Erziehungstyrannei drückte auf ſie überwiegend, und doch war ſie es zugleich, die am wenigſten klagte. Sie hatte Ehrgeiz. Was immer ihr auferlegt wurde, ſie verrichtete es nicht nur, ſie tat noch drüber. Sie rivaliſierte gleichſam mit ihrem Vater. Die Tränen traten mir oft ins Auge, das Mädchen zu ſehen. Statt mit dem Rot der Geſundheit, mit der feinen geiſtigen Glut des Wetteifers auf den Wangen ſaß ſie da, überbot ihre Aufgabe, überbot ſich ſelbſt und brannte vor Begierde zu überraſchen. Nicht der Vater, der Gentleman nur allein, hätte ſeinen Degen ſenken müſſen vor der Galanterie ſeines Kindes. Leider! Bennet war nicht zu überraſchen. Seine Anſprüche wuchſen mit der Befriedigung, und das arme Kind erarbeitete ſich nur Mißhandlungen. Da wandte ſich ihr Herz. Mit dem Stolze des beleidigten Adels trat ſie in ſich zurück. Ihre Stimmung wurde eine gereizte,

feindſelige. Sie ließ alle Forderungen über ſich ergehen und ſchärfte ſich trotzig die Lippen dazu. Sie machte nicht den Eindruck einer leidenden Natur, ſondern einer, die ihren Tag abwartet. Bennet verſtand ſie nicht. Er hielt den Himmel für ruhig und glaubte, *er* ſei der Donnerer darauf, nicht *ſie*, der kleine reſervierte Trotzkopf.

In dieſer Verfaſſung waren die Gemüter, als der Tag von Saratoga anbrach. Ich hoffte von der veränderten Hausordnung, von dem heiteren Naturgenuß, von dem ganzen Schwung dieſer Ferien einen heilſamen, mildernden Einfluß. Das Gegenteil kam. Wir waren direkt in die Löwenhöhle getreten. Die Saiſon von Saratoga war eine der glänzendſten: man ſah, daß die Pairskammer Karls X. und die Fürſten der polniſchen Nation Nomaden geworden. Bennet begrüßte von ſeinen drei europäiſchen Reiſen her viele alte Bekanntſchaften und machte noch mehr neue. Die Albumsblätter wanderten im lebhafteſten Austauſch hin und wieder. Kein Tag verging, daß nicht mehrere Unſterblichkeiten zu ſtiften waren. Denn ſo faßte es Bennet auf. Welch eine Gelegenheit! Europas Pforten waren dem Dichterruhm ſeiner Tochter geöffnet. Die haute volée aller Länder gab ſich zur Kolportage ihrer Verſe her. Wen dieſe Gelegenheit nicht begeiſterte, das war ein Kretin, kein Menſch! Bennets Forderungen kannten keine Grenzen mehr! Er hatte alles Bewußtſein verloren, was menſchlich zu leiſten. *Sechsmal* zerriß er Cöleſten ein Albumsblatt für einen griechiſchen Palikarenhäuptling. Welche bassesse in Form und Gedanken! Das muß anders tönen, meine Gute! Dieſes Volk iſt an die Solitäre eines Byron gewöhnt, und Apoll ſelbſt nennt es ſeinen Landsmann. Er vergaß ſich ſo weit, daß er ſie einſperrte und ihr die Nahrung entzog, bis ſie ſo klaſſiſch geworden, wie es ihm vorſchwebte. „Singvögel und Jagdhunde muß man kurz halten!“ Sie ſehen, es eilte zum Ende.

Und juſt an dieſem Tage kam der Pudel Omar mit ſeinem Verehrer, Lord Ormond, an. Der edle Herr war inzwiſchen zwar nicht wirklich Lord geworden, aber er hatte einen Seitenverwandten aus der Gentry beerbt und konnte wieder ſtandes-

gemäß in England auftreten. Er verabſchiedete ſich von uns. Bei dieſer Gelegenheit beobachtete er es als eine Form der Höflichkeit, meiner Tochter die Hand zu bieten. Racheglühend, ich muß das Wort betonen, mein Herr, r a c h e g l ü h e n d nahm Cöleſte an. Augenblicklich ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb — an Mr. Bennet ihre Verlobungskarte! Es iſt dieſer Gebrauch kein ſeltener zwiſchen Kindern und Eltern in Amerika — leider! kam er jetzt auch in meiner Familie vor! H o h n l a c h e n d ſtürzte der Vater vor ſeine Tochter. Gut gemacht, Lady, gut gemacht! Und das ſoll Bennets Blut ſein! — Es iſt's, Sir! Eine Bennet iſt lieber die Herrin eines Narren, als die Sklavin eines Genies! Bennet erblaßte. Es ahnte ihm zum erſten Male, daß ſein Kind ein Charakter. — So, mein Herr, iſt Miß Cöleſte Braut geworden.

In dieſem Augenblicke fiel ein Schuß auf der Straße.

Werther! rief Moorfeld emporfahrend.

Es iſt ſeit geſtern und heute ein wenig unruhig in der Stadt, ein Riot ſcheint im Anzuge, ſagte Mrs. Bennet mit tiefer Gleichgültigkeit.

Moorfeld kam zu ſich. Glücklicherweiſe — wußte er — klingt Werther zumeiſt Worther im Engliſchen; das gräßliche Streiflicht über ſein Inneres konnte unzündend abgeblitzt ſein.

Er kehrte an ſeinen Platz zurück.

Die gebeugte Frau war mit ihrer Mitteilung zu Ende. Mühſam nahm Moorfeld das Wort: Ich muß mich mäßigen, Madame, mein Mitgefühl Ihnen auszuſprechen. Sie haben mir gezeigt, was an dem Fluche unſerer Poeſie der Anteil der Frauen iſt; könnte es Ihnen zum Troſte gereichen, ſo würde ich Sie auffordern zu einem Rückſchluß auf uns ſelbſt. Sie würden Schuld und Strafe, dünkt mir, in einer ſchauerlichen Harmonie finden. Doch nichts davon! Tragen Sie den Widerſchein eines Unglücks als ein ganzes und volles Unglück, ich will nichts verkürzen daran. Nur noch meinen Dank für Ihre Schonung. Daß ich in dieſe Verhältniſſe als ein verkörperter Nero über Ihre Schwelle trat, daß die Ausſicht auf einen Winterkurſus mit dem Kritiker von „Schäfers Bot-

ſchaft" das Maß füllen mußte ſchon vor Saratoga — Sie haben es mir, verehrteſte Frau —

Verzeihung, Herr Doktor, unterbrach Miſtreß Bennet. Ihr Auge ruhte mit jener Anerkennung auf Moorfelds Geſtalt, wie nur die Franzöſin, im Beſitze ſouveräner und berechtigter Geſchmacksherrſchaft, blicken darf. Allerdings konnte Ihre Erſcheinung nicht ungezählt bleiben in unſerm Hauſe. Aber gefürchtet wurde ſie nicht. Das Gegenteil iſt wahr. Cöleſte, die ſich zuweilen in Paradorien gefällt, ſagte gradezu: Ich vertraue dieſem Europäer, er wird Poet genug ſein, gegen die Poeſie mich zu ſchützen.

Moorfeld ſchrak zuſammen. Er überblickte den ganzen Wert dieſes Mädchens. Wo hatte ſie den höchſten Begriff der Poeſie gefunden: Eigentümlichkeiten zu verehren, nicht umzubilden, wenn nicht in ihrer eigenen herrlichen Seele?

Und doch!

Und doch, fuhr Mrs. Bennet fort, für uns gibt es keine Hoffnung! *Auf* meinen Mann iſt nicht anders zu wirken, als *mit* ihm. Keine Oppoſition iſt einflußloſer als gegen Mr. Bennet. Wir werden einen Freund gewinnen, ſagten Doktor Channing und Doktor Griswold, das heißt: wir werden einen Mann mehr haben auf unſerm Rückzuge. Leider iſt es ſo. Wir haben unſern Freunden nur eine verlorne Sache zu bieten. Neue Opfer den alten hinzuzufügen, wäre nach unſern Erfahrungen grauſam geweſen. Wir können uns nicht helfen, — mindeſtens nicht anders, ach! als es Cöleſte getan.

Während Mrs. Bennet noch ſprach, öffnete ſich leiſe die Tür des Drawingrooms. Cöleſte ſelbſt war es. Als ſie Beſuch ſah, trat ſie ſogleich wieder zurück, aber ſchon hatte ihr halb ſichtbares Bild zwiſchen Tür und Angel Moorfelds Auge geſtreift. Moorfeld ſprang auf und ging dem Mädchen entgegen. Er nahm ſie bei der Hand mit den Worten: Wir ſprachen von Ihnen, teuerſte Miß; ſchenken Sie uns einen Augenblick Ihre Nähe. Ich habe Ihnen meinen Glückwünſch zu Füßen zu legen. Sie werden, wie ich höre, in die große Welt eintreten. Auf dieſem Wege werden Sie einen großen Schatz

finden, — das Bewußtſein, was für ein unermeßlicher Beſitz es iſt, ſich ſelbſt zu haben! Sie werden inne werden, daß die Welt, in welcher jeder ſein eigener Mittelpunkt zu ſein glaubt, nichts ſo naturgemäß ſucht, als ſich um den Hof einer edlen und ſchönen Selbſtändigkeit zu gruppieren. Dieſes Glück zu finden, erwartet Sie unter allen Umſtänden und dazu bringe ich Ihnen meine aufrichtigſten Wünſche.

Ein tiefes, kraftgebändigtes Beben klang durch Moorfelds Stimme, als er dieſe Worte ſprach. Cöleſte ſelbſt vermochte nicht anders zu antworten, als mit ſtummer Gebärde.

Indem ſie jetzt tiefer ins Licht vortrat, rief Mrs. Bennet bei ihrem Anblick: Aber welche Toilette, mein Kind? Das junge Mädchen trug ein ſchwarzes Atlaskleid mit einem Schmucke von Coque-Perlen. Es kontraſtierte mit einer magiſchen Wirkung zu der ſtillen, marmornen Bläſſe ihres Antlitzes. War es eine Kaprice, ſo war es auch — eine Wahl.

Cöleſte hatte inzwiſchen die Faſſung errungen, Moorfeld anzureden. Sie ſprach ohne aufzublicken: Meine Mutter wird Ihnen geſagt haben, Herr Doktor, wie ſehr es mich gefreut hätte, dieſen Winter einen Teil meines Bildungsweges mit Ihnen zurückzulegen. Meine — plötzliche Reiſe nach Europa bringt mich um dieſen Gewinn. Darf ich Sie jetzt bitten, mir ein Zeichen mitzugeben, das ich als Denkmal — ſelbſt einer vereitelten Hoffnung noch wert halten werde? Darf ich mir erlauben, Herr Doktor, Ihnen mein Gedenkbuch vorzulegen?

Indem Moorfeld den Klang dieſer Stimme wieder hörte, ſchauerte ſein ganzes Inneres zuſammen. Mit Mühe ſtotterte er eine übliche Formel der Bejahung. Cöleſte holte das Buch. Moorfeld rückte an den Tiſch und verſuchte zu ſchreiben. Aber ſeine Hand zitterte heftig. Er ſetzte wiederholt an, — es gelang nicht.

Ich bitte, mit dem Blatte nach Zeit und Muße zu verfügen — ſagte Cöleſte — wir reiſen wahrſcheinlich erſt in vierzehn Tagen.

Verzeihung, Miß, ich ſchon morgen, war Moorfelds Antwort.

Cöleſte blickte erſchrocken-fragend auf.

Moorfeld war nicht imſtande, ihren Blick zu ertragen. Er ſtand auf und machte einige Schritte durchs Zimmer. Der Moment wäre nicht zu bewältigen geweſen — da fiel Moorfelds Blick auf eine Violine im unterſten Fach des Glasſchrankes. Es mochte jene monumentale Violine ſein, welche Mr. Bennet zum Andenken an den erſten amerikaniſchen Walzer aufbewahrte. Wie der Blitz auf ſeinen Ableiter, ſo ſtürzte Moorfeld auf das Inſtrument. Er tat ein paar Probegriffe, dann fing er zu phantaſieren an. Die Geige hatte einen weiten großartigen Ton; der Spieler empfand ſogleich ihren ganzen Geiſt. Er begann einen breiten heroiſchen Satz, ſchwebend, wie ausgebreitete Adlerflügel, hoch in der Höhe. Er zog Töne von hinreißender Beredſamkeit, es war Schmerz darin, aber der Schmerz eines Demoſthenes um die ſchönſte Weltrepublik. Nicht lange deklamierte er ſo. Dieſer erſte, volle Trunk der muſikaliſchen Seele getan, ſchöpfte ſie gieriger, wilder. Bald hackten ſich kurze, ſcharfſchnäblige Triolen in die breite Prometheus-Bruſt des Eingangsſatzes ein, und die ehrbar-ſchöne Weltordnung der Antike zerfetzte romantiſches Galgen- und Zwielichts-Gevögel. Auf einmal war der Jammer entſchieden; in einem humoriſtiſch-verzweifelten Tremolo ſprang's wie ein Pudel, — ein wohlbekannter Pudel! — in die vier Saiten und apportierte dem olympiſchen Griechenland bulgariſches Zigeunergeſindel. Schneller jagt Aprilſchnee ſich mit Aprilſonne nicht, als Glucks Stil in eine Fantaſie nach dem Rakoczy-Marſch umſprang. Als Cöleſte dieſe Rhythmen hörte, bedeckte ſie ihr Antlitz mit beiden Händen und ſank kniend in den Schoß ihrer Mutter. Der ſpornklirrende Kriegsgeſang jagte über ſie hin, unaufhaltſam. Zaum- und zügellos flog's haidewild dahin: Schlachtluſt, Abſchiedsweinen. Ein Narbengeſicht in Tränen! In dieſen Klängen atmete Moorfeld Heimatsluft. Schenkenluſtige Tänze wirbelten, türkiſche Krummſäbel und ungariſche Pallaſche klirrten, man ſah das Schlachtfeld der Völker, das Schlachtfeld der Herzen, denn immer und immer weinte es in jenen herzzerreißenden Molltönen dazwi-

ſchen und am Horizont des Kriegsgetümmels ſtand verlaſſene Liebe! So trieb's Moorfeld, bis der letzte Tropfen Herzblut herausgeſchüttet war, dann warf er die Geige wild hin und rief nach der Türe ſtürzend: „Auch das iſt ein Andenken!"

Nein, ſo dürfen Sie nicht von uns! rief Cöleſte aufſpringend, außer ſich. Sie hielt Moorfeld zurück. Der weibliche Genius des Beruhigens flehte um einen Sonnenblick in ſeinem Auge. Dringend faßte ſie Moorfelds Arm — ſo dürfen Sie nicht von uns! das darf Ihr letztes Wort nicht ſein!

Es iſt's nicht! antwortete Moorfeld, — ich werde den Frauenherzen noch manches Souvenir ſchreiben! Verfolgen Sie den Dichternamen Nikolaus —

Seine Stimme brach, — ein Blick, — ein Händedruck — er ſtürmte hinweg.

Fünftes Kapitel

So erwachte Moorfeld zu ſeinem letzten Morgen in Amerika. Tags nach dieſem Abend fuhr er mit der erſten Geſchäftsſtunde an den Hafen, entſchloſſen, jede Gelegenheit nach jedem europäiſchen Seeplatz anzunehmen, einzig bedingend, daß die Anker noch heute gelichtet wurden. Er fand ein Dampfboot, deſſen Abfahrt auf zehn Uhr feſtgeſetzt war. Natürlich waren die Plätze beſetzt, aber ein junger franzöſiſcher Arzt, der in Amerika eine Studienreiſe gemacht, hatte die Artigkeit, ihm ſeinen erſten Kajütenplatz zu verkaufen. Das Dampfboot hieß — Niego.

Die Stadt Newyork feierte der Einſchiffung Moorfelds ein wildes Abſchiedsfeſt. Wie die Fugen der Alltagsordnung ſchon ſeit zwei Tagen oder vielmehr Abenden in ein verdächtiges Schwanken und Krachen geraten, haben wir mitten aus dem erſchütterungsvollen Eigenleben Moorfelds heraus im Fluge bemerkt. Aber bei ſeinem heutigen Erwachen fand er die Pulvermine in voller Exploſion. Schon auf der Fahrt nach dem Hafen zeigte die Stadt ein entſetzliches Antlitz. Arbeiter, welche in ihre Fabriken zogen, ſtanden überall in beſtürzten Gruppen umher, Kaufläden blieben verſchloſſen, und ſtierten, wie von einem böſen Traum befangen, mit den Vorhängſchlöſſern der Nacht in den hellen Tag hinein, die belebteſten Paſſagen waren unverhältnismäßig öde, oder was ſich von Menſchen und Wagen bewegte, ſchien wieder in rückgängiger Bewegung vom Tagesgeſchäft begriffen — alles trug die Miene der Angſt und Verwirrung. Moorfeld, in ſeinem gräßlichen Seelenkrampf keines äußeren Eindruckes fähig, fuhr durch dieſe Szene, ohne ſie zu bemerken, bemerkte ſie, ohne zu fühlen und zu denken. Erſt am Hafen drang ſich

das öffentliche Zittern unwillkürlich ſeinem Intereſſe auf. Ueberall begegnete er bangen Geſichtern. Ueberall wurde er befragt, was er von den Ereigniſſen der Nacht wiſſe, überall liefen Menſchen hin und wider, welche ihrerſeits Gerüchte darüber ausbreiteten. Seltſam, wie eine große Stadt von den Lebensvorgängen in ihren Extremitäten ſo unzuverläſſig und ſo ſpät eine beſtimmte Empfindung im Zentrum ihrer Nervengefäße erlangen kann! Im Hafen wußte man wenig oder nichts von dem, was Schreckliches in den nördlichen Ausläufen Newyorks vorgefallen. Im allgemeinen verlautete nur von einer großen Feuersbrunſt. Aber niemand wußte zu ſagen, was verbrannt, wie weit der Brand um ſich gegriffen, ob man überhaupt löſchen *wollte*, und eine Furcht, die alles Blut von den Wangen trieb, rieſelte durch die Adern der Bevölkerung, daß ſie auf dem Krater geheimnisvoller Verbrechen, gräßlicher Verſchwörungen ſtehe, daß ein unbekanntes Verderben über ihrem Haupte ſchwebe, von welchem niemand eine beſtimmte Vorſtellung hatte, welches anzudeuten, allein ſchon für Mitſchuld galt, welches aber durch ſtokkendes, zähneklapperndes Schweigen eben am fürchterlichſten vergrößert wurde.

Als Moorfeld vom Hafenplatze wieder zurückfuhr, ſollte es ſein letztes Geſchäft ſein, ſich den Prozeß um ſein Landlos vom Halſe zu ſchaffen. Er lenkte nach dem Hotel ſeiner Geſandtſchaft, um unter den erforderlichen Rechtsformen ſeine Vollmachten auszuſtellen und dann den widerlichen Handel auf ewig zu ignorieren. Ein blutiges Abenteuer begegnete ihm auf dieſem Wege. Ein Menſch ſtürzte dem Broadway herab, gehetzt von einer Meute Rowdies, welche Revolvers nach ihm abfeuerten, abgefeuerte Revolvers nach ihm warfen und ihm mit dem Geſchrei: Schlagt ihn tot, ſchlagt ihn tot! ein deutſcher Mordbrenner! wie eine Bande entfeſſelter Höllengeiſter zuſetzten. Moorfeld ſchrie ſeinem Kutſcher augenblicklich die Weiſung zu, zwiſchen Verfolger und Verfolgten quer in den Weg zu fahren, aber der Zuruf war offenbar eine Interjektion der Verzweiflung, und hätte ſie direkt der Vernichtung ausgeſetzt. Auch beugte der Kutſcher gerade entgegengeſetzt

aus, und im Nu war die wilde Jagd aus den Augen. Schauerlich tönte es aus der Ferne zurück: Schlagt ihn tot! ein deutscher Mordbrenner!

Eine entsetzliche Ahnung stieg in Moorfeld auf. Er dachte an die Szene, der er vor zwei Tagen in Kleindeutschland beigewohnt. Es blieb kein Zweifel übrig; hier war ein Riot gegen die Deutschen ausgebrochen.

Ohne Besinnen befahl er dem Kutscher, in das nördliche Stadtquartier zu fahren. Der Kutscher weigerte sich. Nach langem Wortwechsel entschloß sich Moorfeld, auszusteigen und die unermeßliche Strecke zu Fuß auf sich zu nehmen, dem Zufall überlassend, ob ihm unterwegs ein willigerer Kutscher aufstoßen würde.

Aber kaum hatte er einige hundert Schritte zurückgelegt, als ihm wiederholt Menschen entgegen kamen, welche mit hastigen Schritten und erschrockenen Mienen ihm die Worte zuriefen: Kehren Sie um, Sir, die Stadt ist heute in schlimmen Händen! Und je weiter er vordrang, desto sprechender bestätigte alles diese Warnung. Er fand hier einen Revolver, dort einen Schlagriemen, hier eine grimmig zertretene Alarmtrommel, dort Blutspuren auf seinem Wege.

So erreichte er City-Hall. Welch ein Schauspiel! Das Stadthaus, der Sitz der Ordnung und Gewalt, der Thron der bürgerlichen Majestät, der Herzmuskel, von welchem Gesetzeskraft und Ansehen, wie das Blut, bis in die fernsten Aeste des öffentlichen Gemeinwesens ausströmen sollte: das Stadthaus fand er wie einen hilflosen Hirsch, an dem die Meute der Hunde mit tödlichen Bissen hängt. Tausende von Rowdies belagerten das Haus. Sie staken teils in den eleganten Uniformen der Löschkompagnien, teils waren sie anständig, ja fein in Zivil gekleidet — ein fürchterliches Gesindel, das mit seinem Wohlstande nicht den brutalen Tiertrieb, sondern die raffinierte, teuflische Bosheit verrät. All diese Banden waren mehr oder minder betrunken, zerfetzt, besudelt, der Park selbst von den vielen Feuerspritzen in einen Sumpf verwandelt, in welchem sich die Herren des Platzes mit johlender Wollust wälzten. Geschrei, Flüche und Pistolenge-

knall erfüllte die Luft, vermengt mit dem Rufe: Heraus die Deutſchen! die deutſchen Mordbrenner heraus! welches mit einer ſo kannibaliſchen Mordgier gebrüllt wurde, als ſollte der Marmor des Stadthauſes, wie Jerichos Mauern, davor in Trümmern ſpringen.

An dieſer Stelle hatte Moorfeld zugleich das Ziel ſeines Vordringens erreicht. Nach jeder nördlichen Richtung hin fand er die Straße geſperrt. Die Fortſetzung des Broadways, die Centre-Street, die Chatam-Street, keine Ausmündung war zugänglich. Tief in all dieſe Straßen hinein lagerten die Banden der Rowdies, trieben ſich Geſtalten von Ruß, Blut und Brandy in wilde Tiere verwandelt, polternd, heulend, und im Beſitz aller möglichen Waffen zu jedem Verbrechen aufgelegt, umher. Sie ſperrten den Brand ab, wie ſie ſagten, d. h. ſie ließen ihrem Wüten in Kleindeutſchland keine Intervention zu.

Moorfeld mußte ſeine Verſuche, an jenen Schauplatz des Unglücks durchzudringen, der Reihe nach aufgeben. Bei dieſer verhängnisvollen Unmöglichkeit blieb ihm nichts übrig, als der ſchwache Troſt, daß die Inſaſſen des grünen Baums vielleicht eben im Stadthauſe ſelbſt ein momentanes Aſyl gefunden. Das Geſchrei nach dem Blute der Deutſchen, das wolfsgierig zu allen Fenſtern hineinheulte, ſchien dieſe Vermutung zu erlauben. Freilich blieb es dann zweifelhaft, wie lange dieſer Schutz ausreichen und ob die anarchiſchen Rotten nicht zum Sturm ſelbſt vorſchreiten würden. Wie frech ihre Diktatur das obrigkeitliche Anſehen mit Füßen trat, davon ſah Moorfeld mit eigenen Augen eine Probe. Als das Mordgeſchrei nach den Deutſchen den wildeſten Grad erreicht hatte, trat der Major von Newyork mit einigen Aldermens auf den Balkon. Meine Herren, harunguierte er die Aufrührer, wir ſind ſoeben mit dem Verhöre der geflüchteten Deutſchen beſchäftigt, und machen Sie darauf aufmerkſam, daß Ihre Ungeduld um prompte Juſtiz nur geeignet iſt, das Werk der Juſtiz aufzuhalten. Ich verſichere Sie übrigens als Gentleman, daß eine exakte Gerechtigkeit gehandhabt werden ſoll. Sie mögen ſich, meine Herren, über dieſen Punkt vollkommen be-

ruhigen. Bis dahin empfehle ich die Stadt Ihrem Schutz und hoffe zu der Loyalität freier und aufgeklärter Bürger, daß Sie einer so billigen und gesetzlichen Aufforderung Folge leisten werden. — Moorfeld traute seinen Ohren nicht, als er in diesen Worten Newyork in die Diskretion von Meuterern stellen hörte. Wo bleibt die Polizei? die Stadtmiliz? fragte er staunend einen wohlgekleideten Bürger neben sich. Ich rate, Miſter, wir tun wohl, das Wort Polizei und Stadtmiliz heute nicht auszusprechen, antwortete dieser erschrocken und rückte von Moorfelds Seite. Die Rowdies aber waren von der Anrede des Majors noch so wenig befriedigt, daß sie mit einer Feuerspritze vorfuhren und unter betäubendem Gebrüll einen Wasserstrahl auf das Haupt der Stadtobrigkeit schleuderten.

Moorfeld kehrte wieder um. Unvermögend, dem Brennpunkte dieser Frevel einen Zugang abzugewinnen, noch mehr, irgendeine nützliche Tat zu tun, mußte er sich darauf beschränken, in Europa aus Zeitungsnachrichten zu erfahren, wie der Lavastrom dieses Tages noch seinen verderblichen Lauf genommen. Er hatte jetzt keinen Augenblick zu verlieren, sein Geschäft im Gesandtschaftshotel abzumachen. Als Moorfeld dieses Gebäude erreichte, sah er die Fenster des Basements von kriegerischen Gestalten erfüllt, welche Gewehr im Arm, auf alle Fälle gerüstet dastanden. Es war ein braves Häuflein deutscher Newyorker Bürger, welche zum Schutz ihrer Landsleute, die ohne Unterschied der provinziellen Abstammung in das Gesandtschaftshotel der ersten deutschen Großmacht geflüchtet, sich in unerschrockener Bürgerwehrpflicht eingefunden. Sie sagten, sie hätten schon vor Tags eine Lokomotive nach Philadelphia requiriert, um den Zuzug der dortigen deutschen Schützenkompagnie, die jetzt in jedem Augenblick eintreffen werde. Dann möge der Tanz wohl aus einer anderen Tonart gehen. Es habe nicht viel auf sich mit diesen Burschen. Strohfeuer sei's, üppige Büberei, das Gesindel hüte sich wohl, deutsches Pulver zu riechen. Diese Sprache war ein Lichtblick in dem Pfuhl so vieler Abscheulichkeit. Und daß sie nicht übertrieb, bewies die Tat. Kein Rowdy ließ sich blicken in dem weiten Umkreis des Hotels,

und doch belief ſich die ganze Beſatzung desſelben kaum auf dreißig Mann.

Moorfeld fand alle Räume des Hauſes von flüchtigen Deutſchen beſetzt. Es war der bunteſte Wirrwarr, der ſich denken ließ. Männer, Frauen, Kinder, Herrſchaften und Domeſtiken, alle Stufen der bürgerlichen Rang- und Glücksſkala, alle Anzüge der Nacht und des Tags, Koſtbares und Gemeines, im Moment der Flucht ſinnlos übereinander geworfen, was jeder an ſeinem eigenen Leibe retten zu können glaubte, trieb ſich im ſchauerlichen Koſtümball durch das angſterfüllte Gebäude. Dazwiſchen lag ein Jahrmarktskram von geretteten Fahrniſſen auf jedem Schritt und Tritt im Wege; man ſah Betten, Töpfe, Waſchkörbe, Stutzuhren, Porzellangeſchirr, Bücher, Schüreiſen, allerlei Handwerkszeug, Nützliches und Entbehrliches, Wertvolles und Lächerliches ohne Wahl zuſammengeſchleppt. In dieſem Wirrnis war das Geſchrei der Kinder zu hören, die ihre tägliche Hausordnung vermißten, der Mütter, welche die Bedürfniſſe ihrer Kinder unter Jammer und Zeter zu improviſieren ſuchten, die Fluch- und Zornausbrüche der Männer, welche, ſcheinbar oder wirklich, ſich nach wahrhafter Verfaſſung ſehnten, wohl auch ein oder das andere Waffenſtück mit ſich führten, da dann dem einen die Munition, dem andern die Büchſe fehlte, dieſe Patrone nicht zu jener Flinte paßte, und mit vielen Worten wenig erzielt wurde.

In dieſem Bienenſchwarm begegnete Moorfeld denn auch dem Wirte von Kleindeutſchland mit Vronele, ſeiner Tochter. Der deutſche Kaiſer war kaum mehr zu erkennen. Totenbläſſe bedeckte ſein vollwangiges Antlitz, er zitterte am ganzen Leibe wie Eſpenlaub. Sein erſtes Wort, als er Moorfeld erblickte, war, daß er mit überſtürzter Zunge die Frage ſtammelte: Kommt Polizei? kommt Polizei? Moorfeld antwortete: We are in a free country!

Vronele hielt ſich wackerer. Sie war vor vielen um ſich her allein einer vernünftigen und unerſchrockenen Rede Meiſterin. Die Herrenbuben haben uns ausgebrannt und ſagen öffentlich, wir ſelbſt hätten's getan, das iſt Evangelium und

Epiſtel an dieſer Sache, ſagte ſie. Da ſie uns nicht verſimpeln und klein kriegen konnten — Sie ſahen's ja ſelbſt, Herr Doktor — ſo kamen ſie uns ſo. Sie legten das Feuer bei uns und bei einigen Nachbarn, dann waren ſie aber — hurrah! von allen Seiten mit ihren Spritzen da, wie das wilde Heer. Wups hatten ſie einen deutſchen Maurer beim Flügel und ſchrien drauf los: Den hätten ſie beim Brandſtiften ertappt. In einer Minute baumelte der arme Menſch an der Dachrinne. Das war aber meertief erlogen und hat freilich Schein und Art vor den Leuten — die Maurer wollten Arbeit haben, ſagen ſie, und wollten ſich auch rächen für den erſtochenen Maurer vom Bowery. Es iſt ſchon recht! Beim Verhör wird alles herauskommen. Es gibt noch Leute, Gott ſei Dank! die auch zu reden wiſſen von dieſer Nacht. Die Spitzbuben genierten ſich ſo wenig, daß ſie mit hellflammigen Bränden herumliefen; hier löſchten ſie, dort zündeten ſie und ſchrien immer dazwiſchen: Tod den deutſchen Mordbrennern! die Schinderhunde! und glaubten uns alle auszutilgen, daß kein einziger übrig bleiben wird, der eine Zung' rühren kann! Da müßt' Newyork nicht gebaut ſein, daß neun Katzen keine Maus fangen! Jetzt haben ſie vielleicht zugeſtopft und gnade Gott, wer ſeine Beine nicht beizeiten über die Achſeln nahm! Jetzt iſt die richtige Mördergrub' los da droben. Aber es muß einen zahlenden Tag geben! Wär' ich nur ein Mann! Ich wüßt' mir was Beſſeres, als da vorn im Geſindezimmer zu ſtehen, Gewehr im Arm, wie auf einem Nürnberger Bilderbogen! Aber unſer ganzes Haus will ich verſchmerzen, wenn nur die Philadelphier kommen! Selbe Schützen ſind die richtigen noch aus dem Freiheitskrieg her, was die ganze Welt weiß. Das iſt der Dank jetzt! Engländer und Heſſen haben ſie aus dem Land getrieben, — ich begreif' gar nicht, warum die Yankees allein die Herren im Lande ſpielen wollen. — Aus dieſer weittragenden Reflexion wandte ſich das Mädchen dann wieder an die nächſte Gegenwart, indem ſie ſich nach einer jungen Frau umkehrte, die in einem Winkel des überfüllten Hauſes auf einer Treppenſtufe ſaß und Ströme von Tränen in ihren Schoß niederfließen ließ.

Laßt's gut ſein, lieb' Fraule, tröſtete ſie mit einer naiven Herzlichkeit, Eure Bäckle blieben doch ſchön, verderbt ſie Euch mit dem abſcheulichen Kummerwaſſer nicht. Es wird Euch kein Menſch darum Schlechtes nachſagen. Gewiß nicht. Wär' ſo ein Haderlump an Euch gekommen wie an mich, Ihr hättet ihn wägerle überwältigt. Guck, was für ein Hutzelmännchen um die Macht mit mir rang! Das war ein Kerl wie aus Mehl und Waſſer gebacken, ſein Geſicht ſah aus wie ein Reſtchen Schmierſeife. Es iſt merkwürdig, daß ſich ſolche Buben noch fühlen. Aber der wird denken an eine Schwabenhand! Ich fuhr ihm mit einem groben Kamm über den Kopf. Ich ohrfeigte ihn in die tiefſte Schand' hinunter.

So fand Moorfeld die Reſidenz ſeines Geſandten. Daß er ſeine Angelegenheit im Flug, oder vielmehr gar nicht austrug, brauchen wir bei dieſer fürchterlichen Geſtalt der Umſtände kaum zu erwähnen. Ein ziemlich jugendlicher Sekretär empfing ihn, mit welchem ſich Moorfeld nicht einmal zuerſt über ſeine Sache, ſondern über das öffentliche Unglück des Tages unterhielt. Die jungen Männer blickten ſich bald in ihre Parteiverwandtſchaft, und ohne Umſtände berichtete der Sekretär die Abweſenheit ſeines Chefs mit folgenden Worten: Se. Exzellenz ſind auf dem Stadthauſe. Wir proteſtieren, wir machen verantwortlich und tun, was wir vermögen, das heißt, nichts. Wer ſollte auch imſtande ſein, ohne Kriegsflotte einem Seevolk zu imponieren?! — Seinen Prozeß führte Moorfeld ſpäter von Europa aus durch den Hof- und Gerichtsadvokaten B * *, den ihm der Sekretär der Newyorker Legation mit tiefer Hochachtung empfahl. Dieſer ausgezeichnete Juriſt führte ihn zu einem Ende, welches der Ungunſt der Umſtände die möglichſt günſtige Seite abgewann. —

An da Ponte dachte Moorfeld zu ſpät. Vor den unaufhörlichen Schlägen der letzten Stunden war das Schattenbild dieſes Unglücklichen in ſeiner zernichteten Seele zurückgetreten. Indem wir dieſen Bericht ſchreiben, wird dem Andenken Metaſtaſios in Wien ein Denkmal geſetzt. Der Dichter des Don Juan ſtarb in Newyork in einem Hoſpitale.

Wir begleiten nun unſern Helden auf ſeinem letzten Gange

in Amerika. Er eilt von dem Geſandtſchaftshotel in der Whitehallſtreet nach der Stateſtreet, ſchneidet die Nordſeite der Battery und lenkt nach einer kurzen Strecke in der Waſhingtonſtreet der Weſtſtreet zu, dem Landungsplatz der Bremer, Hamburger und Havrer Schiffe. Als er über die Battery ging, bot ihm ein grauſiger Anblick den letzten Abſchiedsgruß. Schon aus der Ferne ſah er an einem Baume des Parks die langgeſtreckte Geſtalt eines Menſchen hängen. Er vermutete, jener Unglückliche ſei's, den er zuvor über den Broadway herab verfolgen geſehen. Als er näher kam, erkannte er in der Leiche eine Geſtalt aus Kleindeutſchland. Es war der Schriftſetzer Henning. —

Im Geleite aller Furien erreichte Moorfeld den Landungsplatz. Endlich ſchaukelt ihn die Jolle, die ihn an Bord des Riego bringt. Endlich beſteigt er die Bretter, die in einem andern Sinne die Welt bedeuten, denn ſie führen gleich dem Ideale erlöſend von Zone zu Zone, und nur durch die Schifffahrt lernt die Menſchheit ihr eigenes Ich kennen. Die öffentliche Unordnung hatte die Einſchiffung vieler Paſſagiere verſpätet und auch Moorfeld ließ noch vom Schiffe aus ſein Reiſegut abholen. Alle übrigen Vorgänge waren für ihn die Phantasmagorie eines Traumes. Er hörte die Paſſagiere in den mannigfachſten Sprachen, Anſichten und Parteinahmen die Schandtat dieſes Tages beſprechen, er hörte das Praſſeln des Stadttumults aus der Ferne, und unterſchied namentlich einen Augenblick, in welchem ein ſtarkes, heftiges Gewehrfeuer lauter als je aufloderte, was ohne Zweifel die Ankunft der Philadelphia-Schützen bedeutete: er ſah und hörte und — ſehnte ſich nach der alles verſchlingenden Betäubung der Seekrankheit. Nach einer dumpf durchharrten Stunde fing die Maſchine zu arbeiten an, das Boot ſetzte ſich in Bewegung — hinaus ging's. Mit jeder Achſenumdrehung des Rades verlor die Stadtanſicht Newyorks an Beſtimmtheit der Umriſſe. Die Luft war grau und nebelſchwer und tauchte ſchlammfarbig, wie in die H e f e eines Lethe, das verſchwindende Stadtbild ein. Zuletzt blieb nur noch die Rauchſäule von Kleindeutſchland übrig, die von der bleiernen Luft nach

unten und in die Breite gedrückt, als ein trüber, häßlicher Klecks zwiſchen Himmel und Erde hing. Es war in der Nähe der Narrows, wo ein ankommendes Auswandererſchiff am Riego vorbeidampfte. Das dichtgedrängte Verdeck erblickte dieſe Rauchſpur des eingeäſcherten Kleindeutſchlands, hundert Hände wieſen ſich's einander als das erſte Zeichen Newyorks und aus hundert deutſchen Kehlen donnerte der Jubelruf in die Luft:

„Vivat das freie Amerika!"

Anhang

Nachwort des Herausgebers

„Es war endlich einmal an der Zeit, Front zu machen gegen jene Schiffsmakler- und Agentur-Literatur, die für jeden Bankrott und Prozeß, jede Verschuldung und moralische Versumpfung als Universalmedizin die Auswanderung verordnete und am Ende ihrer Romane, Novellen und Dramen auch regelmäßig applizierte".

So sprach eine der begeisterten Stimmen, die 1856 den „Amerika-Müden", das „amerikanische Kulturbild" Ferdinand Kürnbergers, begrüßten.*) Ein Tendenzroman war dieses Werk, das, mit den Waffen seiner Zeit ausgerüstet, zu einem unerhört raschen Siege schritt. Mit einem Kampfruf, mit einer Negation bezeichnender Weise, hat Kürnberger damals das deutsche Publikum erobert; und dieser Fanfarenton lag den deutschen Lesern bis vor kurzem noch so in den Ohren, daß sie die feineren Dinge, die ihnen der Dichter später zu sagen hatte, leicht überhörten. Freilich wirkte bei diesem Nachhall jener pikante Unterton mit, den Kürnberger sich von seinem schlauen Verleger abringen ließ. „Der Amerika-Müde" ist ja auch ein Schlüsselroman, und Nikolaus Lenau war zum pseudonymen Helden wie geschaffen. Dennoch bleibt es bedauerlich, daß sich die Literaturgeschichte fast ausnahmslos mit den Quellen des Romans und mit seiner Stichhaltigkeit auf Lenau befaßt hat, seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung aber kaum einigermaßen gerecht geworden ist.**) Kürnberger selbst soll gegen diese Verkennung seiner Absicht zeugen.

Der Amerikawahn hatte schon lange vor 1850 auf ganze Generationen der alten Welt, besonders aber auf die Deutschen hypnotisierend gewirkt,

---

*) Abendblatt der „Neuen Münchener Zeitung", 7. und 8. April 1856 (Kritik des Romans von Gr., d. i. Julius Grosse). Vgl. ferner Abendblatt der „Pest-Ofner Zeitung", 1856 (näheres unbekannt); „Novellen-Zeitung", Leipzig 1856, Nr. 13 (von R. Gisecke); „Österreichische Blätter für Literatur und Kunst", Beilage zur „Wiener Zeitung", 15. März 1856 (von H. Koenig). Alle vier Kritiken unter den Zeitungsausschnitten Wurzbachs in der Wiener Stadtbibliothek.

**) Vgl. besonders: „Ein Vermächtnis Lenaus an die Deutschen" von E. Below, „Die Grenzboten", 1893, LII. 139 ff. — „Amerika-Müde. Lenau und Kürnberger" von Eduard Castle, „Grillparzer-Jahrbuch", 1902, XII. 15 ff. — „Ferdinand Kürnbergers Roman ‚Der Amerika-Müde', dessen Quellen und Verhältnis zu Lenaus Amerikareise" von George A. Mulfinger, „German American Annals", Juni und Juli 1903, New Series, I. 315 ff. und 385 ff.

wie die lockende Verheißung eines fernen Wunderlandes, an das man desto leichter glauben mochte, je weniger seine Erfüllungen bemerkt und bewiesen werden konnten. Bereits im 17. Jahrhundert zogen ganze Scharen deutscher Bauern über das große Wasser hinüber, wo sie Erlösung von allem Steuerdruck, von jedem Gewissenszwang erhoffen durften. In Frankreich pries dann Rousseau jenes gelobte Land der Menschenrechte; 1785 brachte sie Lafayette förmlich herüber, und Chateaubriand, der 1791 wie später Gerstäcker selbst nach Nordamerika gegangen war, ließ wenigstens die Phantasie seiner Leser in den üppigen Urwäldern und an den Ufern der riesigen Ströme schwelgen. „Die Thränen, die einst Paul und Virginie geflossen, wurden jetzt Atala und Chactas geweint". Etwas später bot Cooper, der geborene Nordamerikaner, in seinen Romanen das Idealbild von der Freiheit, der idyllischen Ruhe und der Glückseligkeit des Farmers, von den Abenteuern und den Gefahren des ungebundenen Trappers.

Auch in Österreich erstand damals dem jungfräulichen Boden des amerikanischen Freistaates, dem sich die enttäuschten Hoffnungen von der ersten französischen Revolution zuwandten, ein begeisternder Lobpreiser. Sealsfield, der als Karl Postl in Mähren geboren worden und 1823 aus dem Orden der Kreuzherren nach Amerika entflohen war, ist dort wirklich zum Pflanzer geworden. Wenn er auch bald wieder nach Europa zurückkehrte und nur noch kurze Reisen nach Amerika unternahm, so blieb er mit seinem „transatlantischen Kauderwelsch" doch ein Wahlbürger der Vereinigten Staaten. Und in seinen sorglos komponierten, aber großartig erfaßten Schilderungen war er ein wirksamer Verkünder des „Zahmen Xenions" von Goethe: „Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, der alte" (1831). „Ganz Europa ist ihm ein alter lebensmüder Philister; und nach Westen zieht die Weltgeschichte. Dort in Amerika blüht ein neues Geschlecht auf, das keine verfallenen Schlösser kennt und keine Basalte, wie schon Goethe gerufen hatte: mächtig, wild, eigenwillig wie der ungeheure Urwald, in dem jeder Baum eine riesige Einzelpersönlichkeit ist, frei von der beengenden Moral der alten Welt, ‚Übermenschen' in jedem Zug. Er schwelgt in dem Anblick, er begeistert sich an der zügellosen Kraft der Menschen, wie sein Auge trunken auf der ungebändigten Fülle der Vegetation ruht. Er kostet ihnen mit wahrer Wollust die stärksten Empfindungen nach: Haß, Wut, Ehrgeiz, Fanatismus, wie das Alltagsleben Europas (immer im Sinne Sealsfields gesprochen) sie gar nicht mehr kennt."*)

Der Stimmung, die in dem Schlagwort „europamüde" liegt, hat niemand stärkeren Ausdruck gegeben als Sealsfield. Aber das Wort ist älter als seine Romane. Heine hat es, soviel man weiß, zuerst in den „Englischen Fragmenten" verwendet, die 1828 für die „Neuen allgemeinen politischen Annalen" (Band 26, 27) geschrieben und später den „Reisebildern" einverleibt wurden. Das XII. Kapitel („Wellington") erzählt von einem Besuche an Bord eines Ostindienfahrers, der eben aus Bengalen angelangt war, im Hafen von London. „Es war ein riesenhaftes Schiff und zahlreich bemannt mit Hindostanern. . . . Des

*) R. M. Meyer, „Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert", 4. Aufl., Berlin 1910, I. 117f.

dumpfen abendländiſchen Weſens ſo ziemlich überdrüſſig, ſo recht europamüde, wie ich mich damals fühlte, war mir dieſes Stück Morgenland, das ſich jetzt heiter und bunt vor meinen Augen bewegte, eine erquickliche Labung." Das Wort war alſo zunächſt gegen Oſten gedreht. Erſt durch den Roman „Die Europa-Müden"*) – ein frühes Werk des fruchtbaren ſozialen Tendenzſchriftſtellers Ernſt Willkomm aus der jungdeutſchen Schule – erhielt es 1838 ſeine allgemeine Geltung für Amerikaluſtige. In dieſem „modernen Lebensbilde" reflektiert der Autor mit einem Ernſte, der oft das Lächerliche ſtreift, über die extremſten Forderungen des Jungen Deutſchlands, redet von mißverſtandener Ziviliſation, verkannter Glaubenslehre und boshaft verdrehten Menſchenrechten und ſchafft Geſtalten, die zum Teil reine Karikaturen verſtändiger Menſchen ſind, überſpannte Phantaſten mit einem übertriebenen Peſſimismus, die alles Heil für die Zukunft Europas von Amerika erhoffen. In einer Nachſchrift ſagt Willkomm ſelbſt darüber: „Ich habe ein Bild großer Lebensſchmerzen, kein Kunſtwerk ſchreiben wollen".**) Im ſelben Jahre 1838 wird das Wort auch von Karl Immermann in ſeinem „Münchhauſen" zitiert (Schriften, Düſſeldorf, J. E. Schwab, VIII. Band, Erſter Teil, S. 18 und 22). „Liebe Seele, wo wäre ich nicht geweſen!" antwortet der Freiherr lächelnd einem gläubigen Fräulein. „Ich war vor einigen Jahren Europamüde, warum? weiß ich ſelbſt nicht, denn es hatte mir Niemand etwas zu Leide getan, aber ich war Europamüde, wie man gegen Eilf Uhr Abends Schlafmüde wird. Beſchloß alſo zu reiſen, ſo weit weg, wie möglich." Und im Verlaufe ſeines abenteuerlichen Berichtes ſagt er noch: „Ich war bald Afrikamüde, wie ich Europamüde geweſen war, beſchloß daher nach Amerika zu reiſen". Heine ſelbſt wendet das Wort noch wiederholt an. In ſeinem Vorwort zu A. Weills „Sittengemälden aus dem elſäſſiſchem Volksleben" (1847), wo er auch von den „ſehr intereſſanten, ſehr pikanten und ſehr tumultuariſchen Aufſätzen" des Autors ſpricht, der darin „für die große Sache unſerer Gegenwart aufs löblich tollſte Partei ergreift", heißt es von Weill: „Hier iſt er ganz der zerriſſene, europamüde Sohn der Bewegung. Im „Romancero" (1846 bis 1851) kommt das Wort dann zweimal hintereinander vor. In „Vitzliputzli" (I. „Romancero") wird zunächſt bei der Erwähnung von „Chriſtoval Kolumbus" geſagt:

„Dankbar huldigt ihm die Menſchheit,
Die nicht bloß europamüde,
Sondern Afrikas und Aſiens
Endlich gleichfalls müde worden – –"

Und im „Ex-Nachtwächter" läßt Heine den eingeroſteten Franz Dingelſtedt, der einſt jene „kosmopolitiſchen" Lieder geſungen hatte, auf eine Ermunterung unwirſch antworten:

„Meine langen Fortſchrittsbeine
Sind europamüde jetzt."

*) Zwei Teile. Leipzig 1838, Wunders Verlagsmagazin.

**) Vgl. die Würdigung Willkomms von Max Mendheim in der „Allgemeinen Deutſchen Biographie", XLIII. 287 ff.

Im Jahre 1848 bekam das Wort noch eine besondere politische Bedeutung. Als Kürnberger dann – wovon noch zu reden sein wird – das beliebte Klischee des idealen Lebens in Amerika zerstörte, wählte er für seinen Kampfruf die ironische Antithese jenes geflügelten Wortes und nannte seinen Roman „Der Amerika-Müde". Daß übrigens Sealsfield, der Begründer des realistischen erotischen Romans, Kürnberger nicht nur zum Widerspruch gereizt, sondern ihn positiv beeinflußt hat, beweist zur Genüge ein „Plagiat", das ihm der Sealsfieldforscher Faust nachgewiesen hat.*) Die Geschichte von dem deutschen Auswanderer Martin im ersten Kapitel des zweiten Buches (S. 325 bis 329) ist fast buchstäblich aus dem 1835 entstandenen Fragment Sealsfields „Morton oder die große Tour" entlehnt.

Aber Sealsfield ist mit seinen bedeutendsten Schülern – Balduin Möllhausen, Fried. A. Strubberg (Pseud. Armand), Otto Ruppius, die alle selbst in Amerika waren – doch nicht entscheidend für die Richtung des großen Auswandererstromes gewesen, der von tausend Kräften in Deutschland nach dem Westen getrieben wurde. Früher einmal war es nur eine stille Sehnsucht der Dichter, übers Meer zu ziehen; Klinger, Wagner, Heinse, Schiller, A. W. Schlegel und Platen träumten davon. Jetzt aber ließen sie, wenn es ihnen selbst versagt war, wenigstens ihre Romanhelden hinüberziehen. Eichendorff machte mit seinem Leontin in „Ahnung und Gegenwart" (1810 bis 1811) den Anfang: „weil die Jungfrau Europa, die so hochherzig mit ihren ausgebreiteten Armen dastand, als wolle sie die ganze Welt umspannen, die alten, sinnreichen, frommen, schönen Sitten abgelegt hatte und eine Metze geworden ist, weil sie frei mit dem gesunden Menschenverstande, dem Unglauben, Gewalt und Verrat buhlt und ihr Herz dabei eingeschrumpft ist". Dann folgen dem großen Zuge die politischen Flüchtlinge der Literatur und des wirklichen Lebens, die experimentierenden Sozialreformer und Projektenmacher. Goethe selbst läßt 1829 einen Teil der Genossen seiner „Wanderjahre" sich rüsten, ihre Ideale in der neuen Welt zu verwirklichen. Aber nicht nur die Dichter und die Kinder träumen vom Auswandern und vom Staatengründen. Allerorts und aus allen Ständen bilden sich Auswanderergesellschaften, die von gewissenlosen Agenten angespornt werden. Zwei Zahlen sprechen deutlich von diesem gefährlichen Zug nach dem Westen: in den Dreißigerjahren wanderten 15 000 Deutsche nach Amerika aus, im folgenden Jahrzehnt (1831 bis 1840) waren es 150 000!**)

Unbewußt arbeitete den zweifelhaften Triebkräften dieser Bewegung das Junge Deutschland, vor allen Börne***) und Heine in die Hände,

---

*) „Charles Sealsfield (Carl Postl), der Dichter beider Hemisphären. Sein Leben und seine Werke." Von Albert B. Faust, Ph. D. Associate Professor of German, Wesleyan University Middletown, Conn. Weimar, Emil Felber, 1897, S. 105 ff. – „Charles Sealsfield's Place in Literature", „Americana Germanica", 1897, I. 12.

**) Vgl. Friedrich Kapp, „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika", Leipzig 1868.

***) Vgl. Börnes „Fragmente und Aphorismen", 134 und 259, „Kritiken" Nr. IV., „Pariser Briefe" Nr. 66, 82, 97 und 159.

wenn ſie, betört durch die phantaſtiſchen Reiſebeſchreibungen des Bonner Arztes Duden*) und anderer, zur Auswanderung ermunterten in das Land, wo ſie den einzig fruchtbaren Boden für die Demokratie glaubten, wohin ſie entfliehen wollten, wenn ganz Europa zu einem Kerker würde. Es war nicht nur Mode, ſondern geradezu Parteiſache, in Amerika alles vortrefflich zu finden und dort allein die Zukunft der Menſchheit zu ſuchen. In dieſem Sinne ſtellte auch Anaſtaſius Grün in ſeiner zykliſchen Dichtung „Schutt" (1835) Amerika und Italien, Zukunft und Vergangenheit einander gegenüber. So hat noch 1850 Ludwig Feuerbach in ſeiner Abhandlung „Die Naturwiſſenſchaft und die Revolution" den Naturforſcher ſehnſuchtsvoll ſeine Blicke über die blau-weißen und ſchwarz-weißen Schlagbäume der deutſchen Politik hinüber in die freien Urwälder Amerikas werfen und das Heil in der Demokratie ſehen laſſen.**) Illuſtre Touriſten, wie zunächſt der Herzog Bernhard von Weimar (1825 bis 1829) und Prinz Maximilian von Wied (1832 bis 1834), machten für Amerika Reklame. Kurz das ganze Deutſchland der 30er und 40er Jahre widerhallte von Goethes Stoßſeufzer, der doch halb ironiſch gemeint war.

Die Enttäuſchung konnte nicht ausbleiben. Der Bankrott der Amerikomanie***) war unvermeidlich. Merkwürdiger Weiſe kündet ſich der Rückſchlag ſchon vorzeitig in Wien an, wenn auch nur auf den ſpottluſtigen Brettern des Leopoldſtädter Theaters und mit dem unausgeſprochenen Refrain: „'s gibt nur a Kaiſerſtadt!" In den Jahren 1826 bis 1830 wurde dort Bäuerles Feenſpiel „Glück in Wien oder Armidens Zaubergürtel" mit Raimund als Tiſchler Badian gegeben, das ſich ſchon gegen die Sucht kehrt, nach Amerika auszuwandern.****) Die eigentliche Reaktion ſetzt aber erſt Ende der 30er Jahre in gewiſſen Kreiſen Deutſchlands ein. Heine, der Amerika gelegentlich wohl noch aus „Metiers-pflicht", d. h. als liberaler Publiziſt, öffentlich lobt (vgl. das „Präludium" zu „Vitzliputzli", ſpricht jetzt, da er dieſes „gottverfluchte Land", das er einſt liebte, erkennt, von der „amerikaniſchen Lebensmonotonie", von dem „ungeheuren Freiheitsgefängnis" oder dem „großen Freiheitsſtall, der bewohnt von Gleichheits-Flegeln". („Jetzt wohin?" im „Ro-

*) Gottfried Duden, „Bericht über eine Reiſe nach den weſtlichen Staaten Nordamerikas und einen mehrjährigen Aufenthalt am Miſſouri in den Jahren 1824, 1825, 1826 und 1827, in Bezug auf Auswanderung und Übervölkerung". Elberfeld 1829 u. ö.

**) Karl Grün, Ludwig Feuerbach in ſeinem Briefwechſel und Nachlaß, 2 Bde., Leipzig und Heidelberg, 1874, II. 73 ff.

***) Das Wort findet ſich zum erſten Male im Titel des Buches „Lafayette und die Amerikomanie", in dem der reaktionäre Baron von Eckſtein zugleich gegen die Reſte der erſten franzöſiſchen Republik ankämpfte.

****) Der betrügeriſche Balwin iſt mit ſeinem Neffen, mit dem Gärtner Stinger und dem Tiſchler Badian aus Öſterreich nach Amerika ausgewandert, wo er ſich als Pflanzer niederläßt. Durch einen Zaubergürtel wird die Handlung nach Wien verlegt und dort finden die Enttäuſchten ihr Glück.

mancero" II.) Ein anderer Wortführer, der Weſtfale Hermann Kriege, bricht unmittelbar vor ſeinem beklagenswerten Ende in den Seufzer aus: „Das Volk, wie ich es gedacht, exiſtiert nicht."

Viele ſchmerzliche Erfahrungen einzelner Auswanderer wie Lenaus und ganzer deutſcher Vereine in Amerika, viele mißglückte Koloniſationsverſuche waren nötig, damit jene Phantaſtereien in ihrer Wirkung abgeſchwächt wurden. Ein Merſeburger Anonymus hatte ſchon 1834 ſeine „Zwei erſten Jahre in der neuen Welt zur Warnung für Auswanderungsluſtige" geſchildert. Und Duden ſelbſt, dem vor dem koloſſalen Erfolge ſeines Buches bange geworden ſein mochte, gab 1837 in Bonn eine „Selbſtanklage wegen ſeines amerikaniſchen Reiſeberichts zur Warnung vor fernerem leichtſinnigen Auswandern" heraus.

Der Mangel aller romantiſchen und künſtleriſchen Motive und allen Kunſtgefühls, der 1832 Lenau in Amerika ſo ſehr ernüchtert hat und den noch Hubert Herkomer und ſeine gebildeten Eltern zu Anfang der 50er Jahre in ihrer neuen Heimat ſo ſchmerzlich empfanden,*) er wurde auch von Charles Dickens bemerkt. In ſeinen „American Notes for General Circulation" (1842) und in „The Life and Adventures of Martin Chuzzlewit" (1843/44) klagte er darüber. Zufällig war es gerade dieſes letztere Werk, das Johann Neſtroy bald darauf zu abfälligen Äußerungen über die Amerikaſucht veranlaßte. Er hat 1848, als Amerika der Sammelpunkt und die Zuflucht der revolutionären Flüchtlinge Europas wurde, Dickens Roman in der Poſſe „Die Anverwandten" oberflächlich und ohne rechten Erfolg dramatiſiert. Sein Held Viktor wollte in wenigen Wochen drüben ſein Glück machen, um die geliebte Marie heimführen zu können, kommt aber völlig ruiniert aus Amerika zurück. Sein heimtückiſcher Widerſacher Edelſchein begrüßt ihn als „draſtiſche Kolumbusparodie" und meint: „Landſtreicher kommen gemeiniglich nachhauſe, wenn ſie auf ihren Marodeurzügen nichts erſchnappen".**) Auch dieſe Wiener Reaktion, die Kürnberger am 21. Mai 1848 miterlebt haben kann, iſt vielleicht nicht unbedeutſam.

Bezeichnender für den politiſchen Katzenjammer in Deutſchland war es aber, daß auf die „farbenglühenden Naturſchilderungen Sealsfields", auf die „abenteuerluſtigen Urwaldecho Gerſtäckers" — noch 1855 erſchienen ſeine ſechs Bände „Nach Amerika" —, auf die „fadenſcheinige Auswanderer-Sentimentalität und verſchliſſene Indianerromantik Freiligraths" ein wiſſenſchaftliches und ein belletriſtiſches Werk folgen konnten, die alle bisherigen Vorſtellungen von Amerika gründlich berichtigten. Jenes waren die „Atlantiſchen Studien von Deutſchen in Amerika" (8 Bände, Göttingen, G. H. Wigand, 1853 ff.), die zum größten Teil von Friedrich Kapp ſtammen. Dieſes war ein „amerikaniſches Kulturbild" von Ferdinand Kürnberger: „Der Amerika-Müde".

Der Roman erſchien Ende 1855 als 8. Band (II. Serie, 1. und 2. Band) der „Deutſchen Bibliothek", einer „Sammlung auserleſener Original-

---

*) „Bei Herkomer" von Baronin v. Zedlitz. „Deutſche Revue", Juli 1895, S. 27.

**) Neſtroys geſammelte Werke, Stuttgart 1890, IV. 278.

Romane"*) bei Meidinger Sohn & Cie. in Frankfurt am Main (8°, 504 S.). Obwohl der Verlag bald darauf Bankrott machte und Kürnbergers Roman mit anderen Stücken der Liquidationsmasse in einer Titelauflage (als 2. Band der „Belletristischen Hausbibliothek"**) weiter verkauft wurde, scheint die ganze Auflage von 10 000 Exemplaren doch in wenigen Jahren abgesetzt worden zu sein. Für die damaligen Verhältnisse war das ein ungeheurer Erfolg. Der Verleger Meidinger wollte mit diesem Roman, wie er sich ausdrückte, die Scharte auswetzen, die Scheffels kurz vorher erschienener „Ekkehard" seinem Unternehmen beigebracht hatte. Der Dichter des „Amerika-Müden" aber redete ihm das mit bescheidenen Worten aus. „Der Name Kürnberger", sagte er, „dürfte längst vergessen sein und auch auf den alten Namen Meidinger wird sich in Deutschland kaum Jemand mehr erinnern, wenn Scheffels ‚Ekkehard' noch als echtes Volksbuch gelten wird." Tatsächlich erlebte Scheffels Buch, das Meidinger für 15 Jahre um 1200 fl. angekauft hatte, bis zu des Dichters Tod 80 Auflagen und hat heute die 100. schon überschritten. Kürnbergers Werk aber, das anfangs so erfolgreich war und seinen Namen wirklich volkstümlich machte, geriet später in Vergessenheit und wurde erst 1889, zehn Jahre nach seinem Tode, von V. A. Schembera wieder bei Philipp Reclam jun. (Universal-Bibliothek Nr. 2611 bis 2615) aufgelegt. In jener zweiten Auflage wurden ebenso wie in dieser dritten nur wenige Korrekturen angebracht, die Kürnberger in zwei Handexemplare seines Buches eingetragen hatte.***)

Über die Entstehungsgeschichte des Romanes ist einiges Wesentliche zu sagen. Kürnberger, der im November 1848, 27 Jahre alt, seine Vaterstadt Wien verlassen mußte, brachte die beiden folgenden Jahre in Dresden, Hamburg und Bremen zu. „Aber die süddeutsche Natur", sagt er in seiner fragmentarischen Selbstbiographie, „folgte ihren Magneten und erst in Frankfurt a. M. blieb ich längere Zeit wohnen. Hier war es auch, wo mein Name bekannt zu werden anfing."

Wie sich aus Briefen Kürnbergers an einen seiner Brüder ergibt, war er vom Frühjahr 1854 etwa bis zum Herbst 1855 mit dem „Amerika-Müden" beschäftigt. Gleichzeitig mühte er sich an seinem Lieblingswerke, dem Drama „Firdusi", das erst 1865 beendet wurde. Kürnberger, der von seinem Verleger in monatlichen Raten voraus bezahlt wurde, empfand die Arbeit am Roman als eine Pflicht und versprach sich deshalb auch nichts Rechtes von seiner Wirkung. Aber er mußte sich Unterhalt verschaffen, was mit Zeitungskorrespondenzen doch nicht recht glücken mochte,

*) In dieser von Otto Müller herausgegebenen Sammlung (1854 bis 1857) erschienen im ganzen 12 Bände, darunter zwei Romane von Willkomm, „Afraja" von Theodor Mügge, „Der Dunkelgraf" von Ludwig Bechstein, „Der Sonnenwirt" von Hermann Kurz (vgl. Kürnbergers „Literarische Herzenssachen") und „Ekkehard" von J. V. Scheffel.

**) 1857 bis 1858 erschienen, umfaßt 7 Bände der ersten Sammlung in Titelauflagen.

***) Das von Schembera benützte Exemplar ist verschollen. Daher konnte seine Korrektur nur bedingungsweise beibehalten werden.

und wollte seine alten biedern Eltern noch rechtzeitig an einem Erfolge teilhaben lassen.*) Zu Kürnbergers Schmerz starb sein alter Vater mitten während der Arbeit am „Amerika-Müden". Nur seine Mutter, derentwegen er 1856 nach Wien zurückkehrte, erlebte noch den ersten Ruhm ihres Sohnes.

Es wird erzählt, daß Kürnberger in Hamburg, wo sich viele Flüchtlinge aus Österreich nach Amerika einschifften, die erste Anregung zu seinem Stoffe erfahren habe. Dafür aber ließ sich ebensowenig ein Beleg finden wie für die ganz plausible Überlieferung, daß Kürnberger während der Konzeption seines Romanes gar nicht an Lenau gedacht habe und daß ihn erst Karl Meidinger dazu veranlaßt habe, in seinen Stoff Züge des österreichischen Lyrikers zu weben, dessen tragisches Geschick damals noch in allen deutschen Herzen nachwirkte.

Dagegen hat sich jetzt mit Sicherheit ergeben, daß Kürnberger bemüht war, authentisches Material über Lenaus Aufenthalt in Amerika herbeizuschaffen, daß er es aber dann mit einer wahrhaft dichterischen Geste links liegen ließ. Aus dem Nachlaß von Anton Schurz, dem Schwager und Biographen Lenaus, hat sich nämlich folgender Brief vorgefunden, den Kürnberger bald nach dem Beginn seiner Romanarbeit an Schurz geschrieben haben dürfte:

„Frankfurt a. M., den 25. Juni 1854.

Verehrtester Herr!

Umstände, deren Handhabung nicht in meiner Freiheit lag, haben mich verhindert, auf Ihr schätzbares, durch die Güte des Hrn. Dr. L. A. Frankl mir übermitteltes Schreiben in Betreff Lenaus sogleich umgehend Ihnen meinen verbindlichen Dank auszusprechen.

Ihre gütigst mitgeteilten Notizen über den fraglichen Gegenstand hatten den Wert für mich, daß ich aus denselben sogleich und auf kürzestem Wege die Überzeugung schöpfte, die Idee vollständig aufgeben zu müssen, den hier vorliegenden, realgeschichtlichen Stoff für meine Dichtung zu benützen. Die Intention dieser Dichtung geht nämlich in erster Linie darauf aus, die Verunglückung meines Auswanderers der amerikanischen Lebenspraxis zur Last zu schreiben. Das ist Hauptsache. Nun erhellt aber aus dem Exposé, das durch Ihre Güte mir vorliegt, daß der Ruin von Lisbon durch zwei Umstände bedinget ward: 1stens, durch den Verrat eines deutschen Landsmannes;**) 2tens durch den Zufall, der den Diener Huber im Augenblick der rettenden Tat umkommen ließ. Beide Motive sind demnach für den Zweck meiner Dichtung nicht nur unfruchtbar, sondern würden ihn geradeswegs aufheben. Es ist nach dieser Belehrung die Aufgabe an mich gestellt, von der tatsächlichen Wirklichkeit hier gänzlich zu abstrahieren und mich auf den Weg der freien, selbständigen Erfindung zu begeben.

---

*) Das 1852 vollendete Drama „Catilina" erschien auch erst Ende 1854 bei Hofmann & Campe in Hamburg.

**) Ludwig Häberle, der württembergische Pächter auf Lenaus Farm.

Indem ich Ihnen, verehrteſter Herr, meinen Dank für Ihre gütige Mitteilung aufs wärmſte wiederhole, laſſen Sie mich der Genugtuung leben, daß Sie meine geringen Dienſte bei keiner Gelegenheit verſchmähen werden, welche mich in die angenehme Lage bringen könnte, Ihnen dieſelben mit irgend einer Ausſicht auf Erfolg zur Verfügung zu ſtellen.

Ich zeichne mich mit beſonderer Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenſter

Ferdinand Kürnberger."

Der Wert dieſes Dokumentes, das manche Hypotheſen umwirft, liegt vor allem darin, daß die Abſicht Kürnbergers, einen Tendenzroman gegen Amerika zu ſchreiben, klar wird. Dagegen ſollte der Schlüſſelheld wirklich nur den pikanten Beigeſchmack hergeben, er ſollte als ein verſteckter Köder wirken, wenn der plakathafte Titel nicht überall einſchlug. Kürnberger arbeitete damals in einer guten Sache mit etwas groben Mitteln, woran vielleicht der Verleger ſchuld war. Aber er ließ ſich durch nichts verleiten, einen hiſtoriſchen Roman zu liefern. Ludwig Auguſt Frankl, ſein Wiener Freund,*) und Anton Schurz, der ihm bereitwillig entgegenkam, hätten Kürnberger mit allem erreichbaren Material verſehen können. Aber er ſchrieb es ſelbſt einmal nieder: „Ich habe nie das Talent beſeſſen, die Wirklichkeit in Dichtung umzuwandeln. Was ich dichte, muß denn auch buchſtäblich gedichtet, das heißt erfunden und frei erfunden ſein". Schillers Worte mögen ihm vorgeſchwebt haben:

Was ſich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Und ſo paraphraſierte er Lenaus Erlebniſſe in Amerika völlig frei, wie er es für ſeine Zwecke brauchen konnte.

Es iſt an dieſer Stelle doch geboten, von dem Aufenthalte Lenaus in Amerika zu ſprechen, obgleich Kürnberger den ganzen Sachverhalt nicht kennen konnte und ſich auch an die Daten, die ihm zur Verfügung ſtanden, nicht feſt gehalten hat.

Im März 1832 faßte Lenau den Entſchluß, nach Amerika zu reiſen, wo er ſich ſozuſagen von Europa erholen wollte. Überſchwenglich hat er das Paradies der Freiheit — er dachte zuallerletzt dabei an die politiſche Freiheit — ſeinen Freunden in Briefen ausgemalt. Noch ſtürmiſcher aber offenbart ſich die freiheitsdurſtige und urwaldstrunkene Seele Lenaus am Schluſſe des Polenliedes „Der Maskenball", das kurz vor ſeiner langſam vorbereiteten Abreiſe entſtand:

Seid willkommen mir, Matroſen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
Friſch hinaus ins Meerestoſen
Durch die flutbeſchäumten Riffe!

*) Vgl. den „Briefwechſel zwiſchen Anaſtaſius Grün und L. A. Frankl", herausgegeben von Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart. Berlin, 1897, Concordia, S. 48 f.

Ha! ſchon ſeh' ich Möven ziehn,
Wetterwolken ſeh' ich jagen.
Und die Stürme hör' ich ſchlagen.
Süße Heimat, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradieſen
Nehmen wir den raſchen Zug,
Wo in heil'gen Waldverließen
Kein Tyrann ſich Throne ſchlug.
Weihend mich mit ſtillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandeln will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brauſend um die keuſche Nacht
Ihre Rieſenarme ſchlingen,
Wo Leuchtkäfer, Myriaden,
Um die Schlingenblumen fliegen,
Die ſich an die Bäume ſchmiegen,
Auf des Blühens dunklen Pfaden
Leuchten ſie in Duftgewinden,
Lehren ſie den Wipfel finden —
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den erſehnten Schlummer,
Will vom Schickſal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte ſterben.
Und der Antwort will ich lauſchen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubtiers wildem Schreien
Und im Niagararauſchen.

Am 27. Juli 1832 ſchiffte ſich Lenau in Amſterdam ein. Erſt am 8. Oktober landete er in Baltimore und begab ſich über das Badeſtädtchen Bedford nach Pittsburg, wo er am 18. eintraf. Über die Harmoniſtenkolonie Economy gelangte er dann am 26. Oktober nach New-Lisbon, wo er im Länderamt für 500 Pfund 400 Morgen Kongreßland erſtand. Das Grundſtück lag in Crawford County, unweit der heutigen Stadt Bucyrus. Den Herbſt und den erſten Winter verbrachte Lenau in Economy, da er die amtliche Erledigung ſeines Kaufes abwarten mußte. Zu Weihnachten 1832 endlich ſuchte er auf einem wilden Ritt ſein Landſtück auf.*) Bevor er es wieder verließ, verpachtete er ſeine Farm auf acht Jahre an den Zimmermeiſter Ludwig Häberle aus Laufen in Württemberg, der mit ihm übergefahren war und den er als den rechtſchaffenſten, tüchtigſten Mann rühmte, den er jemals aus derlei Ständen kennen gelernt hätte (Brief Lenaus vor ſeiner Heimkehr an

*) Die Gedichte „Der Urwald" und „Das Blockhaus" ſind damals angeregt worden.

Schurz). Anfang Februar 1833 reiste Lenau über Pittsburg nach Economy zurück und Anfang März war er wieder in New-Lisbon. Am 15. März besuchte er den Niagara. Dann ging's über den Eriekanal von Buffalo über Albany und Hudson abwärts nach New-York. Dort traf Lenau Mitte April ein. Schon zwei Wochen später, Ende April oder Anfang Mai, verließ er die neue Welt und Ende Juni 1833 landete Lenau in Bremen. So war er, furchtbar enttäuscht, schon nach elf Monaten heimgekehrt, da er doch ursprünglich fünf Jahre für Amerika verwenden wollte.

Um seine Farm kümmerte sich Lenau auch später wenig, sonst hätte er daran ein hübsches Stück Geld verdient. Da aber sein Pächter nach 1½ Jahren durchgegangen war und Lenau 1840 und 1841 die fälligen Taxen nicht bezahlte, verlor er jeden rechtlichen Anspruch darauf. Der Diener Philipp Huber, der wirklich ein „kreuzbraver" Kerl war, hatte nach Lenaus Abreise in Wheeling, West-Virginia, Beschäftigung als Kohlengräber und als Steinmaurer gefunden. Nachdem Häberle die Farm im Stich gelassen hatte, bat Huber seinen einstigen Herrn in einem Briefe, sie ihm doch in Pacht zu geben. Lenau verschleppte die Angelegenheit. Inzwischen drang ein Fremder in die Farm ein und weigerte sich, sie zu verlassen, bevor man ihm nicht eine Vollmacht vom Eigentümer oder vom Gericht vorgelegt hätte. Am 3. Juni 1840 aber wurde Huber durch einen herabfallenden Stein getötet. Wenige Tage darauf traf Lenaus Vollmacht ein. Der ganze Besitz ging dann durch seine Sorglosigkeit endgültig verloren. Die Ländereien wurden feilgeboten und um den Taxenausstand (23 Dollars 68 Cents) verkauft. Zwei Schweizer, Joseph Jung und dessen Schwager Georg Gärtner, übernahmen die Farm und bewirtschafteten sie mit gutem Erfolge. Erst 1846, als Lenau bereits erkrankt war, glückte es, auf Grund einer Vollmacht und durch Vermittlung amerikanischer Geschäftsfreunde, aus dem schon völlig aufgegebenen Besitztum noch eine Abfindungssumme von 1000 Dollars zu retten.*)

---

*) Über Lenau in Amerika vgl.: Klauprecht, „Nikolaus Lenau als Pionier Ohios" im „Deutschen Pionier", Cincinnati 1875, VII. 348ff. (Klauprecht benützt den „Amerika-Müden" als historische Quelle!) — Körner, „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten 1818 bis 1848", Cincinnati 1880. — Knortz, „Die Kolonie der Rappisten in Pennsylvanien und neue Mitteilungen über Lenaus Aufenthalt unter den Rappisten", Vortrag, Leipzig 1892. — Derselbe, „Aus der transatlantischen Gesellschaft". — Göbel, „Amerika in der deutschen Dichtung" (bis 1832) in den „Forschungen zur deutschen Philologie", Festgabe für R. Hildebrandt, Leipzig 1894, S. 102 ff. (Fischart, Klopstock, Herder, Klinger, Seume, Schubart, Schiller, Platen, Lenau, Goethe.) — Minor, Göttingische gelehrte Anzeigen, 1896, S. 662 ff. — Mulfinger, „Lenau in Amerika" in „Americana Germanica", 1897, I. Bd., 2. Heft, S. 7 ff. und 3. Heft, S. 1 ff. — Baker, „Lenau and young Germany in America", Dissertation, Baltimore 1897. — Cronau, „Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika", Berlin 1909.

Der traurige Ausgang dieſer geſchäftlichen Angelegenheit fügte ſich abſchließend in den niederſchmetternden Geſamteindruck, den Lenau von Amerika mitgebracht hatte. In den Yankees hatte er kraſſe Materialiſten erkannt. Von der vielgerühmten Landſchaft Amerikas hatte nur der Urwald in Ohio, das Hudſontal und der Niagara Eindruck auf ihn gemacht. Die ſubjektive Färbung ſeiner furchtbaren Enttäuſchung, die ungerechte Verallgemeinerung, gegen die ſich die Amerikaner mit einigem Rechte wehrten, gipfelt darin, daß Lenau in ſeiner trüben Stimmung das Fehlen der Singvögel in Amerika ſymboliſch nahm, während ſie doch nur wie bei uns im Herbſt nach dem Süden gezogen waren.

In einem Briefe an Emilie Reinbeck vom 5. März 1833, den Kürnberger gekannt haben dürfte, ſpiegelt ſich der ganze Jammer des amerikamüden Lenau wieder: „Ich habe hier noch keinen mutigen Hund geſehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenſchaftlichen Menſchen. Die Natur iſt hier entſetzlich matt. Hier gibt es, wie Sie wiſſen, keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie ſo wohl ums Herz, oder ſo weh, daß ſie ſingen müßte. Sie hat kein Gemüt und keine Phantaſie, und kann darum ihren Geſchöpfen auch nichts dergleichen geben. Es iſt was recht Trauriges, dieſe ausgebrannten Menſchen zu ſehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Beſonders haben die eingewanderten Deutſchen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn ſie einige Jahre hier geweſen, hat ſich alles Feuer, das ſie aus der Heimat herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen ſie ſelbſt. ‚In Deutſchland war ich ein ganz anderer Kerl', ſagte Einer, ‚da würde ich Jeden hinter die Ohren geſchlagen haben, der mir das geboten hätte' etc. Die ſchlimmſte Frucht der üblen Verhältniſſe in Deutſchland iſt nach meiner Überzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menſchen herüber, und den letzten himmliſchen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen ſie hin für ein Stück Brod! Anfangs dünket ihnen das fremde (furchtbarfremde!) Land unerträglich und ſie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald iſt dieſes Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus — hinaus — ſonſt verlier' ich das meinige auch noch. Hier ſind tückiſche Lüfte, ſchleichender Tod."

Poetiſch hat ſich dieſe Stimmung am ſchönſten in Lenaus Gedicht „Der Urwald" verdichtet („Reiſeblätter" II., zum erſtenmal 1836 erſchienen):

„Es iſt ein Land voll träumeriſchem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tauſend Bildern feſt;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei deſſen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager ſprang,
Und ihr Panier durch alle Stürme ſchwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher ſie begraben!"

Lenaus Geſtalt allein, ganz unabhängig von ſeinen amerikaniſchen Erlebniſſen, reizte ſchon zu dichteriſcher Behandlung. Und bald nach Lenaus Heimkehr veröffentlichte Ferdinand Freiligrath ſeine Lieder aus dem unvollendeten Zyklus „Der ausgewanderte Dichter", die 1836 im „Morgenblatt" und im „Rheiniſchen Odeon", dann 1838 geſammelt in ſeinen „Gedichten" erſchienen. Freiligrath ſingt darin von einem Dichter, der ſich, die Freiheit ſuchend, aus der Kultur in die Wildnis — scilicet nach Amerika — begibt, zu den Indianern, aber dort an Heimweh ſtirbt. Weniger überzeugend iſt die Erinnerung an Lenau bei Freiligraths „Audubon", auch eines von ſeinen frühen Gedichten, in dem der Urwaldkultus auffällt.*) Freiligrath ſelbſt ſammelte erſt in den Jahren 1837 bis 1839, als er in Amſterdam weilte, amerikaniſche Eindrücke von heimgekehrten Auswanderern, darin vielleicht unſerem Kürnberger in Hamburg ähnlich.

Bald nach Freiligrath beſchäftigte ſich Auerbach mit Lenau, den er zum Helden eines Romans machen wollte. Er ſchalt Lenau oft, daß er ſeine amerikaniſchen Erlebniſſe nicht epiſch verwertet habe. Und auf einem Erinnerungsblatt**) erzählt Auerbach von ſeinem eigenen unausgeführten Plan: „Lenau kannte das ſchwäbiſche Bauerntum ziemlich genau. War er ja in Gemeinſchaft mit ſchwäbiſchen Bauern nach Amerika ausgewandert. Ich beſchäftigte mich damals (um 1844) mit dem Entwurfe eines Romans „Die Auswanderer" und Lenau verſprach mir, eine ausführliche Schilderung ſeiner Fahrten und Abenteuer, wogegen ich ihm verſprach, ihn ſelber zu einer Figur des Romans zu machen, als weitere Ausführung von Freiligraths ausgewandertem Dichter und zugleich als ein Stück modernen Arions, der den Bauern auf dem Schiffe zauberiſch Geige ſpielt und bei ihnen zur Mythe wird, die ſich in den Urwäldern fortpflanzt und vererbt. Lenau gefiel ſich ſehr in der Rolle und malte ſich als Mythe manchmal ſpaßhaft aus, wobei er ſeine Geſtalt und ſeine Manieren ſeltſam ausſtaffierte. Wir hatten viel Lachen und Kurzweil von dieſen Phantaſieſpielen". Die Erinnerung an Lenau ſcheint tatſächlich unter den württembergiſchen Bauern in Florida und Texas lange angehalten zu haben.

Viel ſpäter gab Louiſe Zehnder-Weil in der lebensvollen Erzählung „Geläutert"***) unter dem Pſeudonym „Bärbele" einige halbhiſtoriſche Mitteilungen über Lenaus Aufenthalt in Amerika. Sie erzählt von ihren eigenen Erlebniſſen bei den Rappiſten in Economy, wo ſie im Hauſe eines Herrn Becker, des Leiters der Kolonie, wohnte, und von deſſen Schweſter Katherine, die dem Dichter naheſtand, einiges über Lenau erfuhr.

Kürnberger aber verſtand es, „Dichtung und Wahrheit aus Lenaus

*) Vgl. „Freiligrath in Amerika" von M. D. Learned, „Americana Germanica", 1897, I. 54 ff.

**) „Der letzte Sommer Lenaus. Erinnerung und Betrachtung" von Berthold Auerbach. „Deutſches Muſeum", Leipzig 1851, 1. Heft.

***) Zuerſt als „Eine Erzählung für das deutſche Volk. Mit einem Vorwort von Louiſe Pichler" (München 1889) erſchienen; dann in zweiter Auflage mit dem Untertitel „Freuden und Leiden eines Schwabenmädchens in Amerika. Eine Geſchichte vom Auswandern" (Stuttgart 1891).

Amerikareise"*) in einer angenehmen Mischung zu bieten, soweit ihm das für seinen eigentlichen Zweck taugen konnte. Von Wien aus ließ er sich, wie gesagt, einige Daten durch Frankl und Schurz besorgen. Anderes dürfte ihm der Verleger Meidinger in Frankfurt vermittelt haben. Wenigstens scheint sich eine mißverstandene Überlieferung auf Versuche in dieser Richtung zu beziehen. Mulfinger zitiert einen an ihn gerichteten Brief von Frau Rosa Behrends, der Tante von Lenaus Braut Marie, die ihm am 25. Januar 1895 aus Brüssel mitteilt: es sei absolut kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß Kürnberger in Frankfurt aus dem Nachlasse des Dichters irgendwelches Material über Amerika erhalten habe. „Otto Müller", heißt es aber, „trug sich mit der Absicht, einen Roman über Lenau zu schreiben, und bat mich, Maria einzuladen, damit er sie kennen lerne. Ich tat es auch; allein Maria bat dringend, die Sache ruhen zu lassen." Da Otto Müller nun der literarische Herausgeber der „Deutschen Bibliothek" war, in der Kürnbergers „Amerika-Müder" erschien, so dürfte da in der Erinnerung der Zweck verwischt worden sein. Jedenfalls blieb er unerreicht.

Dagegen standen Kürnberger, wenn er sie benützen wollte, auch mehrere gedruckte Quellen über Lenau in Amerika zur Verfügung. „Lenau in Schwaben" von Emma Niendorf (Frau v. Sukow in Stuttgart) war schon 1853 in Leipzig erschienen. Im selben Jahre kamen „Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund, mit Erinnerungen an den Verstorbenen von Carl Mayer" in Stuttgart heraus. 1854 folgten L. A. Frankls Beiträge „Zur Biographie Nikolaus Lenaus" (Wien, 2. vermehrte Auflage 1885). Im Oktober 1854 schrieb Anastasius Grün das Vorwort zu seiner Lenau-Ausgabe (Stuttgart 1855), die auch wertvolle „Lebensgeschichtliche Umrisse" enthält. War vielleicht diese Quelle für Kürnberger noch nicht zugänglich, so kann man — ganz abgesehen von dem oben zitierten Brief — nach mehreren Details des Romanes einen Einfluß bei der folgenden annehmen: „Lenaus Leben, größtenteils aus des Dichters eigenen Briefen, von seinem Schwestermanne Anton X. Schurz" (Stuttgart und Augsburg 1855), dessen Vorwort vom Mai 1854 datiert ist.

Wie weit Kürnberger Einzelheiten aus Lenaus Leben und besonders aus seinem amerikanischen Abenteuer für den Helden des Romanes Moorfeld verwendet hat, soll hier nicht weiter untersucht werden. Andere haben sich bereits um solche Feststellungen und Vermutungen bemüht, die zum Genusse des Romanes und zu seiner Würdigung vielleicht entbehrlich sind. Was an Lenaus Namen, seine Gestalt, seine Herkunft, seinen Beruf, seine Liebhabereien und an sein Schicksal erinnert, wird der Leser leicht selbst herausfinden. Einige wichtige Konsonanzen und Dissonanzen bei Lenau und Moorfeld werden in den Anmerkungen betont.

Interessant und wichtig für die Lenau-Frage ist nur die Art, wie Kürnberger Moorfelds Sehnsucht nach Amerika und seine Enttäuschung drüben den Empfindungen Lenaus ähnlich werden läßt. Moorfeld hält Asien für die Wurzel, Europa für den Stamm, Amerika für die

*) Vgl. Max Koch in der Vorrede zu seiner Lenau-Ausgabe (Kürschners National-Literatur), Bd. I. S. XXIV.

Laub- und Blütenkrone im Wachstum der Menschheit (S. 3). Er erklärt dann seinem Benthal ausführlich, warum er nach Amerika geflohen sei: „Nicht wie die Menschheit ihre Freiheit erkämpft, sondern wie sie ihre Freiheit täglich, stündlich, in Haus, Kirche und Schule gebraucht — das muß mir die Menschheit auf ihrem Gipfel zeigen. Darum ging ich nach Amerika.... Hier ist die Werkstätte des Ideals" (S. 170 ff.). Bald aber ringt er sich die Erkenntnis ab: „Amerika ist ein Vorurteil" (S. 334). Mit beißender Ironie wird die Devise „We are in a free country!" immer wiederholt, bis sie dem Helden schrill in den Ohren klingt und ihn ein „Vivat" auf das freie Amerika als ein mißtönender Jubelruf nach Europa begleitet. Schließlich werden ihm „die Worte Urwaldspoesie, Jugend- und Freiheitswelt, Menschheitsglück im Westen, Stern einer besseren Zukunft immer unaufhaltsamer zu Wörtern, das große Diluvium der Enttäuschung ist nirgends mehr einzudämmen. Es wäre unter diesen Umständen eine ungerechte Parteilichkeit, von einer persönlichen Anlage zur tragischen Weltanschauung zu reden. Denn erstens ist diese Anlage das Erbteil jedes tieferen Menschen, und dann — bliebe sie eben nur Anlage, wenn nicht die Außenwelt sie weckte und nährte" (S. 415 f.). Damit hat Kürnberger selbst jenen Einwänden begegnet, die es ihm als frivole Ungerechtigkeit auslegten, daß er die neue Welt in dem trüben Subjektivismus Moorfeld-Lenaus sich spiegeln läßt. Wenn übrigens der Held des Romanes im Deutschtum — trotz seiner bedrängten Lage — den Hort der Menschheitsidee für ihre Weiterentwicklung in der Zukunft der Welt sieht: so hat diese Zuversicht seines Dichters in dem größten Deutsch-Amerikaner, in Carl Schurz bald ihre Berechtigung erwiesen. Freilich hat der Boden Amerikas einstweilen viel von seiner Jungfräulichkeit verloren, manches europäische Übel wuchert dort üppiger als in der Heimat, und die bürgerliche Demokratie, auf die auch Carl Schurz noch baute, hat schon manchen aristokratischen Trieb angesetzt.

Die Schilderung des amerikanischen Lebens, die Beschreibung New-Yorks, der Verhältnisse und Eigentümlichkeiten der Amerikaner sind Kürnberger so trefflich gelungen, daß er oft und oft gefragt wurde, wie lange er in Amerika gewesen sei. Niemand wollte ihm glauben, daß er nie über Meer gekommen war.*) Ähnlich verblüffend hat später die Schilderung der Campagna mit Rom und dem römischen Leben in seinem nachgelassenen Roman „Das Schloß der Frevel" gewirkt, da Kürnberger doch die Apenninen nur von ferne gegrüßt hatte. Diese Begabung seiner Phantasie müßte ihn allein schon unter die schöpferischen Dichter einreihen. Er ist mit Tacitus, der so Germanien, mit Schiller, der die Alpen, mit Jean Paul, der die Reize der Isola Bella aus der Ferne geschildert hat, in guter Gesellschaft. Heine spricht im Vorwort zur ersten Auflage seiner „Englischen Fragmente" (1830) über dieses dichterische Phänomen: „Obgleich England von deutschen Novellendichtern oft geschildert wird, so ist doch Willibald Alexis der einzige, der die dortigen Lokalitäten und Kostüme mit treuen Farben und Umrissen zu geben wußte. Ich glaube, er ist nicht einmal im Lande gewesen und er

*) Vgl. Anton Schlossar in der „Allgemeinen deutschen Biographie", Leipzig 1883, Bd. XVII.

kennt deſſen Phyſiognomie nur durch jene wunderſame Intuition, die einem Poeten die Anſchauung der Wirklichkeit entbehrlich macht. So ſchrieb ich ſelbſt vor elf Jahren den ‚William Ratcliff', worauf ich hier umſo mehr zurückweiſen möchte, da nicht bloß eine treue Schilderung Englands, ſondern auch die Keime meiner ſpäteren Betrachtungen über dieſes Land, das ich damals noch nie geſehen, darin enthalten ſind." Und als ob ſich Kürnberger dieſer Begabung ſtolz bewußt geweſen wäre, ließ er ſeinen Helden vor Céleſte Bennet in der „Cour des Winkels" (S. 264 ff.) eine Schilderung der phantaſtiſchen Tropenwelt und des Eismeeres wagen.

Natürlich hat Kürnberger, der die Bedachtſamkeit als ſeine Signatur pries, genaue Quellenſtudien über das Land gemacht. Mulfinger hat in ſeiner mühſamen Unterſuchung die Hauptquellen ausfindig gemacht: „Reiſe Sr. Hoheit des Herzogs Bernhardt zu Sachſen-Weimar-Eiſenach durch Nord-Amerika in den Jahren 1824 bis 1826", herausgegeben von Heinrich Luden (W. Hoffmann, Weimar 1828); Friedrich von Raumer, „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika" (F. A. Brockhaus, Leipzig 1845); Charles Sealsfield, Werke (J. B. Metzler, Stuttgart 1846), namentlich „Morton oder die große Tour", „Nathan, der Squatter Regulator" und „Das Kajütenbuch"; Dr. Moritz Wagner und Dr. Karl Scherzer — zwei Wiener Autoren — „Reiſen in Nord-Amerika in den Jahren 1852 bis 1853" (Arnold, Leipzig 1853); Gottfried Duden, „Bericht über eine Reiſe nach den weſtlichen Staaten Nord-Amerikas" (Weber, Bonn 1829); „Briefe aus den Vereinigten Staaten" von einem Ungenannten (J. J. Weber, Leipzig 1853). Durch ein handſchriftliches Quellenverzeichnis aus Kürnbergers Frühzeit wird es wahrſcheinlich, daß er auch die „Transatlantiſchen Federzeichnungen" von Eduard Pelz (1. Band, Fröbel, Rudolſtadt 1853) für den Roman benützt hat; das konnte bisher nicht nachgeprüft werden. Ueber ſeine Quellen ſpricht Kürnberger im Roman (S. 76 f. und 333) nur gelegentlich in wegwerfender Weiſe, was ihm einen nicht ganz unberechtigten Tadel von Seite Mulfingers eingetragen hat.

Die literariſche Einſchätzung des „Amerika-Müden" iſt heute noch ſchwankend. R. M. Meyer (a. a. O., II. 68 ff.) ſagt, daß dem Dichter damit „ein Geſamtbild von großer Anſchaulichkeit gelungen" ſei, „wenngleich der Yankee mit zu ſchroffer Härte gezeichnet und der deutſche Idealiſt konventionell geblieben iſt". Caſtle, der dem Romane wohl am eheſten gerecht geworden iſt, meint (a. a. O.), daß dieſes Buch, das ſo beherzt wieder einen von den Oelgötzen des Liberalismus ſtürzte, „dadurch den Geſundungsprozeß des deutſchen Volksgeiſtes ebenſo beförderte wie das gleichzeitig erſchienene ‚Soll und Haben' von Freytag. Leiſtete dieſer poſitive Arbeit, indem er das deutſche Volk da ſuchte, wo es in ſeiner Tüchtigkeit zu finden iſt, ſo hat Kürnberger nicht minder verdienſtlich negativ gewirkt, indem er dem deutſchen Volk zeigte, wo es ſeine Tüchtigkeit nicht bewähren könne, nämlich in der Vereinzelung im Ausland". Jedenfalls muß die Schärfe des politiſchen Denkens bei dem Wiener Oktober-Flüchtling auffallen, der ſchon ſeinen großen Weg gefunden hatte und ſich damals bereits ſeiner „Siegelringe" würdig erwies, aber auch ſeines „Fidufi" und ſeines „Schloß der Frevel".

„Der Amerika-Müde", ſchrieb Kürnberger im Jahre 1873, „hat nur

allzu viel Gedankenfülle; ich habe lange gebraucht, um die höchste Kunstweisheit zu lernen: nicht mehr Gedanken zu haben, als der Stoff hat! Bald ist der Stoff hundertblätterig wie eine Zentifolie, bald aber ist er einfach wie ein Fruchtkern und verlangt nichts, als reinlich herausgeschält zu werden." Das Sprühfeuer der Gedanken hatte Kürnberger von den Jungdeutschen übernommen, leider auch manche Kapricen und Stilblüten, die uns die Lektüre des Romanes erschweren. Da heißt es z. B.: „Gestern erlebt' ich ein Gewitter, das war so zahm, daß es mir fast aus der Hand fraß" (S. 320). Und sonderbarer Weise hatte Kürnberger schon frühzeitig ein feines Gefühl für solche „exempla absurda". Eines davon hat er in einem Merkbüchlein angestrichen, in das er vor 1848 Lesefrüchte aus Lenau und Geibel eintrug:

„Und die Glock' an ihrem Halse klang
Für die Kräuter sanftes Sterbgeläute."
(Lenau.)

Sein kritischer Sinn war eben schon in seiner Jugend stärker als sein dichterisches Vermögen. Er hatte Lenau kritisch schon überwunden, bevor er ihn poetisch verherrlichte. Ein Xenion vom Jahre 1841 beweist es:

An Lenau.
(Nach Schiller.)

Ja, vergänglich ist alles: ich weiß, doch siehe, das eben
Wollt' ich vergessen und kam, ach, wie gereut's mich, zu Dir.

Dieses immerhin selbständige Urteil Kürnbergers aus einer Zeit, da er sich fast ausschließlich mit Lyrik befaßte, scheint späterhin gehörig modifiziert worden zu sein. Der reife Kürnberger wußte Lenau zu schätzen und ihm gerecht zu werden. Mit einigem Rechte durfte 1856 noch Gisecke (a. a. O.) den „Amerika-Müden" das „einzige Denkmal des unglücklichen Dichters" nennen. Derselbe zeitgenössische Kritiker hat übrigens damals den Wunsch ausgesprochen, Kürnberger möge noch einen ersten und einen dritten Band zu diesem Torso einer Lenau-Biographie fügen, und so die Geschehnisse des „Amerika-Müden" genetisch begründen und folgerichtig ausklingen lassen.

Kürnberger trug sich später tatsächlich mit dem Gedanken, den Roman umzuarbeiten. Im Jahre 1878 forderte ihn der Berliner Verleger Otto Janke, mit dem er durch die „Deutsche Revue" in Verbindung stand, auch zur Mitarbeit an der „Roman-Zeitung" auf, und fragte an, ob nicht der „Amerika-Müde" etwa „einige zeitgemäße Aenderungen erfahren, so daß man an eine neue Auflage denken könnte". Kürnberger erbat sich am 11. März 1878 ein Angebot auf eine zweite Auflage:

„Das Wort ‚Auflage' aber klingt zu wenig dignitär in unserm Falle. Wir können den Mund etwas voller nehmen und zwar mit allem Rechte. Eine zweite Auflage heißt nach deutscher Praxis und für die deutsche Vorstellung von den Exemplaren ein zweites Tausend. Meidinger aber hat vom A.-M. 10000 Exemplare abgezogen und abgesetzt, was also 10 Auflagen repräsentiert, d. h. mehr als ‚Soll und Haben'! Das ungefähr würde ich in einer (neu zu schreibenden) Vorrede zu verstehen geben, und indem ich mich in diesem Sinne erklärte, warum wir es verschmähen dürfen ‚Auflage' zu sagen, und lieber den Ausdruck wählen:

Neue durchgesehene Ausgabe — wäre zugleich mit guter Manier und innerer Berechtigung die Popularität und das Prestige des Buches von neuem ins Licht gesetzt.

„Bei dieser ‚neuen durchgesehenen Ausgabe' würde sich aber die Durchsicht kein anderes Ziel setzen, als die vielen Druckfehler auszumerzen, welche das Buch leider entstellen, sodann etwa im Texte hie und da Kürzungen anzubringen, denn ich glaube mich dunkel zu erinnern (ich las es nicht mehr, seit ich die Korrekturbogen las), daß es zu viel Gedankenballast hat und die deutsche Reflexion in üppigen Formen wuchert. ‚Zeitgemäße Aenderungen' dagegen würden das Buch ins tiefste Mark verletzen und um seinen ganzen Wert bringen. Der A.-M. hat just darum Glück gemacht, weil er ein Ausdruck seiner Zeitstimmung war; ein voller und tiefer Atemzug in der Atmosphäre der ersten 50er Jahre, in der Aera des Reaktions- und Auswanderungsfiebers. Warum das Kind der 50er Jahre in das Kleid der 70er Jahre umkleiden? Warum? Man könnte ebenso gut Varnhagens Tagebücher oder seinen Briefwechsel mit Humboldt in ‚zeitgemäßen Aenderungen' auflegen! Gott bewahre! Der Wert des A.-M. ist, daß er einer Zeit gemäß war, er kann nicht auch einer andern Zeit gemäß sein. So wie er ist, ist er eine geschichtliche Erscheinung, ein politisch-literar-historisches Dokument, und daß er einen Erfolg hatte, der mich selbst überrascht hat, liegt gewiß nur in diesem Umstande zumeist.

„Auch das ließe sich in der Vorrede betonen und ausführen, und Ihre Aeußerung — die mir gleichsam eine Stimme aus dem Publikum repräsentiert — beweist mir, wie sehr ich es soll. Ich habe soeben schon die Grundlinie dazu gezeichnet, und wenn ich sie mit Ranke'schem Duktus ausführe, die geschichtliche Bedeutung des Buches mit Takt und Bescheidenheit, aber innerhalb dieses vornehmen Rahmens nur umso nachdrücklicher motiviere, so werde ich mit dieser Vorrede Wirksameres getan haben, als den Text selbst umändern, an den das Publikum ein Recht hat und an den es gewöhnt ist. — Eine solche Vorrede aber bin ich zu schreiben erbötig."

Leider scheiterte dieser Plan. Die Vorrede blieb ungeschrieben und die stilistischen Verbesserungen unausgeführt. Aber als ein so interessantes kulturhistorisches Dokument darf der „Amerika-Müde" in Kürnbergers Lebenswerk nicht fehlen.

Wien, im Frühling 1910.

Otto Erich Deutsch.

Anmerkungen

(Die größeren Zahlen bezeichnen die Seite, die kleineren die Zeile.)

19 [24] Daß der Name Moorfeld von Lenaus Adelsprädikat „Streh-lenau" abgeleitet sei, wie Below a. a. O. annimmt, ist unwahrscheinlich.

56 Below hat a. a. O. bereits darauf hingewiesen, daß die letzte Strophe dieses Gedichtes sich dem Gedanken nach mit den Schlußversen des Lenauschen „Cisteron", des ersten Gedichtes im „Clara Hebert"-Zyklus, berühret:

„Zu beklagen ist die Menschheit,
Will ein Priester ihr gebieten,
Statt den Himmel ihr zu geben,
Raubt er ihr die Erdenblüten".

Zufälligerweise findet sich diese Strophe wirklich in dem erwähnten Merkbüchlein Kürnbergers (vgl. S. 587).

116 [12] Daß der Wirt vom grünen Baum den Namen des ungetreuen Pächters auf Lenaus Farm trägt, ist natürlich Zufall.

158 [25] Lenau hat um Neujahr 1833 Kunde von dem Hambacher Fest und dem Frankfurter Attentat erhalten. Er mißbilligte beides und war mit den Folgeerscheinungen im Deutschen Bundesrat sehr unzufrieden.

165 [9] Lenaus erste Gedichtsammlung erschien im Herbst 1832 bei Cotta in Stuttgart.

176 [19] Kürnberger begeht hier eine sonderbare Tautologie.

210 [20] Grillparzer, Zedlitz, Raimund.

252 [10] Lenau behielt die gespreizte, lächerliche Musik des Yankee-Doodle im Gedächtnis. Er pfiff sie gerne spöttisch, indem er dabei die amerikanische Militärkapelle nachäffte, und konnte die Melodie noch in seinen getrübten Tagen niederschreiben.

284 Below und Mulfinger gaben schon a. a. O. zu, daß dieses Gedicht und das folgende in Stimmung und Stil durchaus an Lenausche Weise erinnern. Das erste stammt aus Kürnbergers Jugendzeit. Er erwähnt in der Selbstbiographie von 1864 seine ersten Gedichte aus den Jahren 1835 bis 1842, dreißig kalligraphierte Hefte voll, die er selbst in zwei ausgewählten Serien sichtete und sich Anfang 1855 nach Frankfurt senden ließ. „Einzelnes", meinte er noch 1864, „ist der Erhaltung und Auswahl wert. So z. B. das Gedicht: ‚Hinter dem Walde steht ein Hüttchen', das ich später in den ‚Amerika-Müden' einlegte und mit Recht als ein Muster erklärte". Das Gedicht ist tatsächlich in einer der beiden handschriftlichen Sammlungen, und zwar in der 1843

Neue durchgesehene Ausgabe — wäre zugleich mit guter Manier und innerer Berechtigung die Popularität und das Prestige des Buches von neuem ins Licht gesetzt.

„Bei dieser ‚neuen durchgesehenen Ausgabe' würde sich aber die Durchsicht kein anderes Ziel setzen, als die vielen Druckfehler auszumerzen, welche das Buch leider entstellen, sodann etwa im Texte hie und da Kürzungen anzubringen, denn ich glaube mich dunkel zu erinnern (ich las es nicht mehr, seit ich die Korrekturbogen las), daß es zu viel Gedankenballast hat und die deutsche Reflexion in üppigen Formen wuchert. ‚Zeitgemäße Aenderungen' dagegen würden das Buch ins tiefste Mark verletzen und um seinen ganzen Wert bringen. Der A.-M. hat just darum Glück gemacht, weil er ein Ausdruck seiner Zeitstimmung war; ein voller und tiefer Atemzug in der Atmosphäre der ersten 50er Jahre, in der Aera des Reaktions- und Auswanderungsfiebers. Warum das Kind der 50er Jahre in das Kleid der 70er Jahre umkleiden? Warum? Man könnte ebenso gut Varnhagens Tagebücher oder seinen Briefwechsel mit Humboldt in ‚zeitgemäßen Änderungen' auflegen! Gott bewahre! Der Wert des A.-M. ist, daß er einer Zeit gemäß war, er kann nicht auch einer andern Zeit gemäß sein. So wie er ist, ist er eine geschichtliche Erscheinung, ein politisch-literar-historisches Dokument, und daß er einen Erfolg hatte, der mich selbst überrascht hat, liegt gewiß nur in diesem Umstande zumeist.

„Auch das ließe sich in der Vorrede betonen und ausführen, und Ihre Aeußerung — die mir gleichsam eine Stimme aus dem Publikum repräsentiert — beweist mir, wie sehr ich es soll. Ich habe soeben schon die Grundlinie dazu gezeichnet, und wenn ich sie mit Ranke'schem Duktus ausführe, die geschichtliche Bedeutung des Buches mit Takt und Bescheidenheit, aber innerhalb dieses vornehmen Rahmens nur umso nachdrücklicher motiviere, so werde ich mit dieser Vorrede Wirksameres getan haben, als den Text selbst umändern, an den das Publikum ein Recht hat und an den es gewöhnt ist. — Eine solche Vorrede aber bin ich zu schreiben erbötig."

Leider scheiterte dieser Plan. Die Vorrede blieb ungeschrieben und die stilistischen Verbesserungen unausgeführt. Aber als ein so interessantes kulturhistorisches Dokument darf der „Amerika-Müde" in Kürnbergers Lebenswerk nicht fehlen.

Wien, im Frühling 1910.

Otto Erich Deutsch.

Anmerkungen

(Die größeren Zahlen bezeichnen die Seite, die kleineren die Zeile.)

19 [24] Daß der Name Moorfeld von Lenaus Adelsprädikat „Strehlenau" abgeleitet ſei, wie Below a. a. O. annimmt, iſt unwahrſcheinlich.

56 Below hat a. a. O. bereits darauf hingewieſen, daß die letzte Strophe dieſes Gedichtes ſich dem Gedanken nach mit den Schlußverſen des Lenauſchen „Ciſteron", des erſten Gedichtes im „Clara Hebert"-Zyklus, berührt:

„Zu beklagen iſt die Menſchheit,
Will ein Prieſter ihr gebieten,
Statt den Himmel ihr zu geben,
Raubt er ihr die Erdenblüten".

Zufälligerweiſe findet ſich dieſe Strophe wirklich in dem erwähnten Merkbüchlein Kürnbergers (vgl. S. 587).

116 [12] Daß der Wirt vom grünen Baum den Namen des ungetreuen Pächters auf Lenaus Farm trägt, iſt natürlich Zufall.

158 [25] Lenau hat um Neujahr 1833 Kunde von dem Hambacher Feſt und dem Frankfurter Attentat erhalten. Er mißbilligte beides und war mit den Folgeerſcheinungen im Deutſchen Bundesrat ſehr unzufrieden.

165 [9] Lenaus erſte Gedichtſammlung erſchien im Herbſt 1832 bei Cotta in Stuttgart.

176 [19] Kürnberger begeht hier eine ſonderbare Tautologie.

210 [20] Grillparzer, Zedlitz, Raimund.

252 [10] Lenau behielt die geſpreizte, lächerliche Muſik des Yankee-Doodle im Gedächtnis. Er pfiff ſie gerne ſpöttiſch, indem er dabei die amerikaniſche Militärkapelle nachäffte, und konnte die Melodie noch in ſeinen getrübten Tagen niederſchreiben.

284 Below und Mulfinger gaben ſchon a. a. O. zu, daß dieſes Gedicht und das folgende in Stimmung und Stil durchaus an Lenauſche Weiſe erinnern. Das erſte ſtammt aus Kürnbergers Jugendzeit. Er erwähnt in der Selbſtbiographie von 1864 ſeine erſten Gedichte aus den Jahren 1835 bis 1842, dreißig kalligraphierte Hefte voll, die er ſelbſt in zwei ausgewählten Serien ſichtete und ſich Anfang 1855 nach Frankfurt ſenden ließ. „Einzelnes", meinte er noch 1864, „iſt der Erhaltung und Auswahl wert. So z. B. das Gedicht: ‚Hinter dem Walde ſteht ein Hüttchen', das ich ſpäter in den ‚Amerika-Müden' einlegte und mit Recht als ein Muſter erklärte". Das Gedicht iſt tatſächlich in einer der beiden handſchriftlichen Sammlungen, und zwar in der 1843

(„omissis delendis, correctis corrigendis") zensurierten, unter dem Titel „Wehmut" enthalten. Die Abweichungen sind gering.

289 [18] Kürnberger verfällt bei diesem Erstlingswerke seiner Prosa immer wieder in den Fehler solcher Entschuldigung und betont ihn hier naiver Weise noch besonders.

293 [14] Lenau hatte die Absicht, in Philadelphia Vorlesungen über Pathologie und Physiologie zu halten.

296 Dieses Tagebuch hat Below und andere in dem Irrtum bestärkt, Lenau habe Kürnberger Mitteilungen über seine amerikanischen Erlebnisse gemacht oder Kürnberger habe wirklich ein Tagebuch Lenaus benützt.

316 [6] Auch Lenau trug sich mit der Absicht, seine medizinischen Studien als Choleraarzt zu verwerten. Vgl. 395 [1].

420 [8] Anspielung auf Justinus Kerner.

420 Von diesem Gedichte sagt Mulsinger, es sei ganz in der Lenauschen Schmerzensstimmung abgefaßt.

452 [29] Der Ritt Moorfelds durch den Urwald Ohios erinnert stark an Lenaus tolle Fahrt, die ihn zu dem Gedichte „Der Urwald" angeregt hat.

531 [3] Es ist eine besonders feine Pointe, daß hier dem Dichter des „Don-Juan"-Fragmentes der Librettist des Mozartischen „Don Juan" und der „Hochzeit des Figaro" in den Weg tritt, als ein Schicksalsbote, der den freien Künstler durch seinen eigenen Fall vor Amerika warnt.

537 [6] Die „Memorie di Lorenzo da Ponte da Ceneda" (4 Bde.) waren bereits 1823 bis 1828 in New-York erschienen; eine zweite Auflage (3 Bde.) kam schon 1829 heraus. Die erste deutsche Uebersetzung (6 Bde.) erschien 1847 im „Belletristischen Ausland" bei Franckh in Stuttgart.

556 [27] Der Rákóczy-Marsch und die steirischen Ländler (336 [9]) gehörten zu den Lieblingsstücken Lenaus. Der Überlieferung nach soll er in Pittsburg bei Herrn v. Bonnhorst österreichische und besonders steirische Weisen auf seiner Violine vorgetragen haben.

565 [27] Kürnberger spielt hier vielleicht auf Lenaus Kurator, den späteren Minister Alexander Bach an.

565 [35] Das Denkmal für Metastasio wurde nach langen Vorbereitungen am 26. November 1855 in der Wiener Michaelerkirche enthüllt.

Druckfehler

Seite	60	Zeile	13	lies	statt magyár-örszag: magyar-ország
„	60	„	14	lies	statt bárátom: barátom
„	64	„	9	lies	statt bárátom: barátom
„	183	„	24	lies	statt überraſchte: überraſche
„	185	„	30	lies	statt ihre: Ihre
„	199	„	25	lies	statt fernen: ferneren
„	208	„	2	lies	statt müßte: mußte
„	216	„	19	lies	statt Miß: Miſtreß
„	218	„	6	lies	statt meine: mein
„	219	„	15	lies	statt Millionäre: Millionärin
„	227	„	8	lies	statt Rafaelſchen: Raffaelſchen
„	296	„	5	lies	Alleghanen: Alleghanies
„	319	„	15	und 21 lies	statt Alleghanen: Alleghanies
„	520	„	3	und 15 lies	statt Alleghanen: Alleghanies
„	556	„	27	lies	statt Rakoczy: Rákóczy
„	573	„	32	lies	statt Bewegung.: Bewegung.“

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolſtadt.

Ferdinand Kürnberger

Das Schloß der Frevel
Löwenblut

Ferdinand Kürnberger

Gesammelte Werke

Herausgegeben von Otto Erich Deutsch

Fünfter Band

Das Schloß der Frevel

Roman

Dritte Auflage

Löwenblut

Novelle

Vierte Auflage

M. C. M. X. I. V.
München und Leipzig
Verlegt bei Georg Müller

1918 B 506

Vorrede
zum „Schloß der Frevel"

Einen meiner liebſten und begabteſten Studienfreunde hatte der Zufall auf den unfruchtbarſten Schauplatz aller menſchlichen Fähigkeiten verbannt — zwiſchen die Strohdächer eines wallachiſchen Dorfes, zwiſchen die Sanddünen, Waſſerweiher und Kornfelder eines ſteppenähnlichen Horizonts, kurz nach Kálló Semjén auf die Debrecziner Heide. Ein längſt beabſichtigter Gaſtbeſuch ließ ſich endlich ausführen und ich half dem lieben Einſiedler, ein Jährchen ſeiner unbefriedigten Einſamkeit ertragen. Ich ſelbſt ertrug es, indem ich den vorliegenden Roman ſchrieb, — wohl zum erſten und letzten Male, daß an jenem Orte deutſche Schriftkunſt ausgeübt wurde. Es war aber das Jahr von 1862 auf 63.

Kurz zuvor waren die Po-Schlachten geſchlagen und der Zug nach Neapel ausgeführt worden. Das Königreich Italien fing ſich zu bilden an, — im Grunde ein Ereignis von bloß lokaler Bedeutung, räumlich entlegen und politiſch nicht wichtiger, als etwa die Bildung Spaniens aus der Mauren- und Gotenhälfte. Aber quer durch Italien liegt der Kirchenſtaat, und ſooft Italien die Frage ſeiner Einheit aufwirft, — was es ſeit 800 Jahren tat, — wird es die Frage der weltlichen Papſtherrſchaft. Und wer könnte nicht Papſt werden? Der Theorie nach jeder zum Prieſter geweihte Katholik. So erhebt ſich das iſolierte Hausintereſſe einer ſüdlichen Halbinſel zum Rang einer Weltfrage und zu einem Intereſſe des Erdkreiſes. Denn im Schiffe St. Petri ſind dies- und jenſeits des Ozeans alle Paläſte und Hütten der katholiſchen Glaubensbekenner die Kajüten dieſes Schiffes. In jeder Wiege von Chile und Peru könnte der Kronprinz von Mittel-Italien liegen; jeder Bettler in Münſter und Paderborn, jeder Schafhirte in Irland und Polen könnte ausrufen: Weiß ich, ob es nicht die Krone meines Sohnes iſt, die jetzt an der Tiber verloren geht?!

Und doch fallen Kronen kaum anders, als wie das Geweih des edlen Hirſches fällt, abgeſtoßen von andern, ſchon nachdrängenden und ſich verjüngenden Keimkronen. Wer das Königreich einer alten Idee verliert, der frage ſich, ob er nicht ſchon König von einer neuen

Idee geworden, und denke größer von einem Menſchenhaupt, auf welches die Ewigkeit Kronen um Kronen ſetzt.

Aber ach, juſt die Zeiten, die es am meiſten brauchten, machen am wenigſten dieſe Reflexion. Im Kampfgetümmel der Ideen ſtellt jeder nur ſeinen Mann — indem er ihn einbeinig ſtellt. Einſeitigſte Parteilichkeit iſt erlauchteſte Prinzipientreue. Und was wäre parteiiſcher als eine Flintenkugel? Sie glaubt immer, den Todeswürdigen zu treffen, — die hinſchießende ſowohl als die herſchießende. Sie iſt das Ideal der Prinzipientreue! Auch die Preſſe, das ſcheinbare Organ der friedlichen Verſtändigung, ſchreit ſelbſt wieder kriegeriſch in die Kriegsſcharen hinein, ähnlich dem Weibergeſchrei der Wagenburg, welches den kämpfenden Männern Blut und Seele erhitzte. Das Blei verleugnet ſeine Natur nicht; das Letternblei iſt auch nur eine redende Flintenkugel. Sie ſchießt hinüber und herüber, apodiktiſch überzeugt, daß auf jeder Seite der Todeswürdige ſteht. Die liberale Preſſe findet nicht das mindeſte Lebensrecht am „alten Schutt", und der alte Schutt, der das Lebensrecht eines vortrefflichen Humus hätte, verflucht das Pflanzengrün, das er widerwillig trägt und nährt, als ſeinen todeswürdigſten Räuber. Alles iſt todeswürdig! Wo bleibt der Lebenswürdige?

Natürlich in der Poeſie allein. Sie iſt die Mutter Niobe, welche, wenn die klirrenden Todespfeile ſchwirren, vorbeugenden Schoßes das Leben ſchützt. Der Parteiung iſt alles todeswürdig, der Poeſie iſt alles lebenswürdig.

Weil ich alles Leben ehre,
Scheuen mich die Geiſter nicht.

ſagt ſie im Munde ihres Beſten.

Wenigſtens war es ſo. Denn eine Wandlung erfuhr leider auch das. Die politiſche Preſſe hat fortwährend und mit Erfolg am Beruf der poetiſchen gerüttelt. Mit einer natürlichen Anziehungs- und Ausdehnungskraft, mit einem höchſt lebendigen Intereſſe, alle verwandten Machtmittel ſich ſelbſt dienſtbar zu machen, wußte die politiſche Preſſe die poetiſche ſo lange und ſo befliſſen zu überreden, daß ſie eine gemeinſame Sache hätten, — die Tendenz, — bis die Poeſie, verführt und bezwungen von den Sirenentönen, die da lauteten: „Geiſt der Zeit", — „Stimme des Volkes", — „Pulsſchlag des Jahrhunderts", ihre himmliſche Schönheit den Umarmungen Kalibans auslieferte, d. h. dem Bedürfniſſe, ſie, deren ganzer Begriff

im Begriff des Bedürfnisloſen liegt. Die Zweckfreie wurde zweckvoll, wurde Tendenz-Poeſie. Wurde es ſo vollſtändig, daß ſie ſchon längſt, z. B. noch kürzlich im Munde Gutzkows, dieſer Charakterwandlung ſich geradezu rühmen durfte.

Tendenz!

Wer hätte ſie nicht? Man kann ſo wenig über die Tendenz, wie über ſeinen Schatten hinaus. Ohne Tendenz ſein, hieße apathiſch fühlen und ziellos handeln.

Es fragt ſich nur, wie man die Tendenz hat.

Die Tendenz, welche ſich die Poeſie vom Journalismus einimpfen ließ, der bekanntlich auf Maſſenbeherrſchung ausgeht, paßt ſich denn auch den Maſſen an, iſt grob, hart, ſelbſtiſch und ſinnlich wie dieſe.

Anders die Tendenz, welche die Poeſie aus ſich ſelbſt hat, denn haben wird und muß ſie ja eine, da tendenzlos, wie geſagt, fühllos und ziellos ſein hieße, was doch die Poeſie am wenigſten iſt.

Wir haben in der Literatur zwei ſchöne Beiſpiele, welche dieſen Unterſchied um ſo anſchaulicher machen, da ihre Tendenz juſt parallel geht. „Nathan der Weiſe“ und „Uriel Acoſta“ verfolgen beide die Tendenz des religiöſen Liberalismus.

In „Uriel Acoſta“ hat das Alte und der Glaube ſchlankweg unrecht, iſt gehäſſig, tyranniſch, barbariſch. Das Neue und die Forſchung aber iſt Opfer, Märtyrer, Ideal, hat allein recht. Schwarz und Weiß, Nacht und Licht, — das verſtehen die Maſſen. Es iſt in der Poeſie die rein politiſche Tendenz. Es iſt der Liberalismus der Partei.

„Nathan der Weiſe“ verlangt auch das Recht des Liberalismus, gibt es aber zugleich! Do ut des. Er geht mit gutem Beiſpiele voran. Er lehrt Duldung, indem er ſelbſt duldet. Das iſt den Maſſen zu vornehm, zu uneigennützig. Auch herrſcht man nicht damit, aber man verträgt ſich, man ehrt alles Leben. Und das iſt die Tendenz der Poeſie. Es iſt der Liberalismus der Gerechtigkeit.

Dieſe Tendenz und dieſer Liberalismus war es nun auch, womit ich in der Stille meines Heidedorfs die Geſchicke Roms und der Welt auf meine Weiſe begleitete. Der Ausdruck davon iſt das 9te Kapitel dieſes Buches. Friſch gedruckt, hätte das Buch damals ein Zeitroman geheißen; aber ich hatte keine Eile. Gerne gab ich meinem Hange nach, Manuſkripte im Laufe vieler Jahre wiederholt abzuſchreiben, um für den Druck ihre Perfektibilität von Stufe zu Stufe zu ſteigern. Die kalendariſche Zeit mochte vergehen, die

geiſtige Zeitſtrömung flutet fort. Es fehlt ja viel, daß die großen Geſchichtstage Italiens ſich ſchon ausgelebt hätten. Ein halbes Menſchenalter nach den Po-Kämpfen folgte der Kulturkampf und wohl das andere halbe wird noch ſein Abſchluß koſten. Was kann denn abſchließen? Machtfragen entſcheiden höchſtens die Form, in welche die Geiſter ſich einleben ſollen; die innere und ſchließliche Entſcheidung aber iſt erſt *das Gleichgewicht der Geiſter*. Wohlan; dieſem Gleichgewicht mit der Ruhe platoniſcher Gaſtmähler das Für und Wider zuzuwägen, wie es das 9te Kapitel tut, iſt nicht Amtes der Tagespreſſe, welche vielmehr die ſtraffſten Antitheſen anzuſpannen liebt, aber ihrer ganzen Natur nach zur Syntheſe gar nicht gelangen darf. Die Zeitung kann nur Partei ſein.

Und doch beſinnt ſich in Zeiten, welche tiefer pflügen, — der Pflug, der ins Papſttum einſchnitt, war ſogar einer der tiefſten, — in ſolchen Sturm-, Sturz- und Geburtszeiten beſinnt ſich die Menſchheit, daß ſie eben nicht Partei und die Parteiung nicht der letzte und höchſte Ausdruck ihrer ethiſchen Einheit. Für dieſe herzdurchfurchten Zeiten hat dann die Menſchheit noch *ein* Organ übrig, und zwar ihr beſtes, die Poeſie. In ſchöner Freiheit von der Tendenz und im ſchönen Mitgefühl mit ihr, kann die Poeſie juſt das Zeitgemäßeſte tun, indem ſie den Tag den Tagblättern überläßt und die Zeit an die Ewigkeit knüpft. Wer verſtünde denn z. B. die unmittelbarſte Gegenwart Italiens wirklich, wenn nicht aus Prozeſſen, welche zu andern Zeiten und in andern Ländern anders verlaufen und deren Reſultate lautredend genug zu deuten ſind? Der Sieg der Hohenſtaufen, deren tragiſcher Kampf der erhabenſte Inhalt des Mittelalters, hätte Europa vielleicht verbyzantinert, wie der Sieg Juſtinians, d. h. die geiſtliche Freiheit in der weltlichen Staatsgewalt ausgelöſcht. Nicht vielleicht, ſondern gewiß hat aber auch das Papſttum Geiſt und Freiheit zu Tode getroffen, wo ihm, wie in Spanien, das Gegenteil gelang, nämlich die Aufſaugung des Staates durch die Kirche. So fielen von den drei ſüdlichen Halbinſeln Europas zwei aus der Kultur Europas hinaus und ſchnellten, die ſpaniſche faſt nach Afrika und die byzantiniſche nach Aſien weg, gleichſam wie zwei von dem welfiſchen und ghibelliniſchen Übergewicht einſeitig überladene Wagſchalen. Erſt Italien in der Mitte darf, wie das ruhende Züngelein, heute ein Gleichgewicht darſtellen und ſeinen europäiſchen Rang wieder einnehmen, weil es, die heftigſte Parteikrankheit mit noch zäherer Geſundheit überwindend, Papſttum und Kaiſertum gleichmäßig neutraliſierte und endlich ſich ſelbſt fand. Der Gegenſatz aber,

der in 1000jähriger Vergangenheit Welf und Waiblingen hieß und in 1000jähriger Zukunft wohl noch oft die Parole wechselt (auch „Karlisten" und „Christinos" ist einer seiner Namenswechsel), er hat geschichtlich zwar viele Namen, aber philosophisch nur einen: Vernunft und Glaube. So formuliert, ist er ewig und der Poesie ein ewiger Stoff der Betrachtung. Diese Betrachtung konnte der Tag sehr wohl angeregt haben und sie gibt sich ihm auch reichlich wieder zurück, denn wie sollte z. B. der „Kulturkampf" in einem besseren Spiegel und zu exakterer Selbstkenntnis sich beschauen können, als zwischen jenen Polen der ganzen Geisteskultur, von deren Achsendrehung er ein Moment ist? Der Politiker kann sich demnach mitten im Tagesinteresse fühlen und tendenzlos nur um so vollkommener, als ihm den Stoff seiner Parteinahme just ein Kollegium der Unparteilichkeit am besten zurechtlegt; der Ethische aber, der politisch nicht mitstimmt oder es längst schon getan hat, genießt wohl diese Methode der Unparteilichkeit um ihrer selbst willen und als das ihm angenehmste und wahlverwandteste Schauspiel. Sieht er doch den Streitfall nicht mehr im Hader des Tages liegen; er heißt nicht: Papst und König, nicht einmal: Gewinn und Verlust, sondern mit aufgehobenem Gegensatze: Umbildungsprozeß vom Glauben zum Wissen. Vernunft und Glaube also mögen sich friedlich über ihr Verhältnis verständigen. Sie werden miteinander sprechen — nicht wie der Sieger zum Besiegten, am wenigsten wie der Schadenfrohe zum Beschädigten, sondern wie zwei dynamische Kräfte, welche zu äußern Erscheinungen einen innern Grund suchen. Sie suchen verträglichgemeinsam, und was sie finden, wird denn auch ein gemeinsames Gut sein: die Wahrheit. Kein Parteigut, nicht Recht und Unrecht, sondern die Wahrheit und an ihrer Quelle, dem Gewissen.

So wenig der politische Liberalismus sichtbar würde ohne Parteiname, wird der poetische umgekehrt und einzig am sichtbarsten durch die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit. Daß sich im Medium der Tendenz beide miteinander verwechseln und vermischen konnten, ist geradezu unbegreiflich. Wer dürfte z. B. ein volleres Maß von Deutlichkeit verlangen, ob es ein Liberaler war oder nicht, der den Jesuiten dieses Romans gezeichnet hat? Und doch!

Um einen Jesuiten zu zeichnen, ist nichts so unerläßlich, als zunächst — einen Menschen zu zeichnen. Wie oft beruft man sich auf den Satz: Homo sum, humani nil a me alienum puto, — aber was steckt nicht alles in diesem „humani"! Die ganze Komposition des divini und diabolici! Ich bin ein Mensch und nichts Mensch-

liches iſt mir fremd, d. h. nichts Himmliſches und Hölliſches. Und nun meint der tendenziöſe Liberalismus, den Menſchen, der ein Jeſuit iſt, am beſten — als Unmenſchen zu zeichnen! Als Hölliſchen, der dem Himmliſchen fremd! Allerdings wird durch ein ſolches Zerrbild der Eindruck des Haſſenswerten am ſtärkſten erreicht und die naive Maſſe kann luſtig darauf los haſſen, weil ſie naiv genug auf die Schlechtigkeit der Geſellſchaft von der Schlechtigkeit einzelner Mitglieder ſchließt. Der gebildete Leſer aber begeht dieſen Trugſchluß ſo wenig, daß er juſt umgekehrt ſchließt: je haßwürdiger ein Menſchenſcheuſal, deſto gewiſſer iſt er's durch eigene Charakteranlage und nicht durch Schuld einer Inſtitution. Soll die letztere wirklich ans Kreuz genagelt werden, ſo dient dazu nicht ein verderbter Menſch, ſondern eine ihrer verderblichen Wirkungen — vielleicht auf den beſten und edelſten der Menſchen! Erziehung, Kloſter, Zölibat, ein einziges ihrer Motive genügt, um, wie der flüchtigſte Inſektenſtich, die koſtbarſte Frucht zu vergiften! Dieſe mag blühen und ſchwellen, ſich runden und röten, durch Lenzſchönheit und Sommerreife der Ehre des Herbſtes zuwachſen, und nicht ihr, ſondern dem Wurm in ihr gelte dann das ſchmerzliche Mißgefühl, wenn ſie an feiner Tafel, im ſilbernen Fruchtkorb, von edlen Gäſten als die Krone des ganzen Jahres begrüßt, — ihre Kernfäule bloßlegen muß! Es bedarf wahrlich keiner haarſträubenden Schwarzmalerei und raffiniert geſuchter Motiven-Erfindung: Der Inſektenſtich fliegt ja zu jeder Zeit und mit allgegenwärtigem Giftſtachel im Bereich der römiſchen Kirche herum. Es iſt jener wahnſinnig freche und anmaßliche Spiritualismus, welcher, um die Menſchen zu beherrſchen, die Schwäche der Menſchen überwunden zu haben affektiert und von der beleidigten Natur dann gezwungen wird, ihrem Senſualismus den ſchuldigen Tribut in Kriſen zu zahlen, welche der Tod ſind! Dieſes ethiſche Bruchverhältnis ſchreckt aber von ſelbſt und auch ohne ſchreckliche Menſchen. Aus dieſem Grunde ſchlägt die Poeſie den entgegengeſetzten Weg ein. Nicht ein entſetzlicher Menſch braucht uns ein fluchwürdiges Prinzip zu verkörpern; ein entſetzliches Prinzip iſt ſeines Fluches gewiß, indem es einen hochgefürſteten, einen herzgewinnend liebenswürdigen, einen Menſchen, dem nichts Himmliſches fremd iſt, der Hölle überantwortet! In ſolcher Wendung muß die Methode des poetiſchen Liberalismus die Tendenz des politiſchen nur noch zielgewiſſer erreichen, — äſthetiſcher ohnedies, denn der vornehme Leſer geht mit einem wohlgebildeten, ihm ähnlichen Menſchen um und nicht mit Schablonen und Karikaturen; er wird mit Haß und Abſcheu verſchont und erfährt bloß die

Kunſtwirkungen von Furcht und Mitleid, jene reineren und reinigenden Affekte, welche in unſrer Ära dem Romane vielleicht noch erreichbarer als einem Bühnenſpiel, deſſen peinliche Formenenge die unerbittlich nämliche bleibt, da doch der moderne Lebensmechanismus immer komplizierter und vorausſetzungsvoller geworden. —

Und ſo könnte ich meinen Leſer, der meine Intentionen und Standpunkte nun kennt, vertrauensvoll ſcheiden laſſen, aber er läßt mich noch nicht ſcheiden. Er hat zuvor Worte gehört wie Spiritualismus und Senſualismus, Worte, welche die Zähler und Nenner des ganzen Weltbruches ſind, und vorſichtig fragt er mich jetzt: Heißt Senſualismus nicht Sinnlichkeit? Und ach, was heißt das nicht alles! Ich denke an meine Töchter. Kommt in dem Romane nichts Unſittliches vor?

Die ſchwere Menge, glücklicher Vater von Töchtern! Aber da iſt Rat zu ſchaffen. Kaufe dir das Buch für dich ſelbſt und lies es allein. Deine Mittel erlauben dir das. Das alte dumpfe Elend hat ja aufgehört. Du biſt nicht mehr klein und zerriſſen, ſondern groß und ganz, biſt ein Herr in Europa, haſt zwei Länder und fünf Milliarden heimgebracht — Stoff genug zum Gentleman, der den Kleinbürger endlich ausziehen kann. Auch haſt du ihn ausgezogen. Es hat mir mächtig imponiert, wie nobel du dein Geld millionenweiſe auf die Straße geworfen — für eine Makulatur, auf welcher außer dem Worte „Aktie" gar nichts Lesbares ſtand. In meinem Buche ſteht mehr und es koſtet weniger. Alſo kaufe es dir zu deiner aparten Männerlektüre. Muß denn alles gleich die ganze Familie ſatt machen? Und kann ich wie ein Taſchenſpieler aus derſelben Flaſche für den Vater Rum und für die Tochter Buttermilch ſchenken? Warum ſoll juſt das Buch für alle gekauft ſein? Kaufſt du deine Beinkleider und deine Zigarren für alle? Alſo, laß deine Töchter in die Gartenlaube gehen, du aber geh in dein Eſtaminet und rauche und lies dazu was männlich iſt!

Übrigens — was ſind Töchter? Seit wir eine Frauenfrage haben (etwas, worauf die Natur allerdings längſt ſchon geantwortet), darf ich vor lauter Fragen-Fortſchritt auch fragen: Was ſind Töchter? Eine Tochter iſt vielleicht — ein Profeſſor der Volksſchule, ein Doktor der Medizin, ein Poſtbeamter, ein Handlungsreiſender. Ja, ... auch ein Handlungsreiſender! Soeben liegt mir das neueſte Zeitungsblatt vor, worin ich folgendes leſe: „Meldungen aus Süddeutſchland zufolge hat ein renommiertes Geſchäftshaus dem agilen Geſchlechte der Commis voyageurs durch die Anſtellung weiblicher Reiſender

erfolgreich Konkurrenz gemacht." Die Redaktion findet kein Arges daran, ſondern bemerkt harmlos dazu: „Es klingt auch durchaus nicht ſo unwahrſcheinlich, daß die Geſchäftsanträge eines hübſchen Mädchens weit eher Beachtung finden, als die eines unangenehmen, platten Schwätzers."

Dieſe Gloſſe iſt mir die Hauptſache. Denn die „Meldung" möchte unwahr ſein, ſo gloſſiert aber, wird ſie moraliſch wahr. Es iſt ja recht, meint die Redaktion. Und eine Redaktion, die nicht etwa Sozialiſten-Fuſel iſt, ſondern ein ehrſames, faſt ſpießbürgerliches Provinzblatt einer Bauernprovinz! Nur findet der Satiriker dabei nicht wenig zu belächeln, wie dieſen Fortſchrittsgeiſtern noch immer der alte Adam im Nacken ſitzt. „Hübſche Mädchen!" Ganz unwillkürlich denken ſie an den alten weiblichen Beruf, an das Gefallen, da der moderne doch das männliche Nützen ſein ſoll! Aber nun male man ſich dieſe modernſte Errungenſchaft aus! Das ſüddeutſche Geſchäftshaus wird mit ſeinem findigen Beiſpiel bald auch ein oſtdeutſches, weſtdeutſches, norddeutſches, mitteldeutſches werden, das ganze honette Bürgertum ſchickt „hübſche" Verkäuferinnen aus und ihre Geſchäftsanträge, die ſo wenig platt und unangenehm ſind, finden Gehör, ſoweit die deutſche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder ſingt! Ei, dann mögen ſie nur gleich auch dieſen Roman kolportieren! Er mag enthalten, was er will, er wird noch immer zurückbleiben hinter den Sittlichkeits-Fortſchritten unſrer Frauen-Fragen. Bis dahin aber hat einem Manne des Goetheſchen Programmes:

Frei will ich ſein im Denken und im Dichten,
Im Handeln ſchränkt genug die Welt mich ein,

dieſe Welt am wenigſten dreinzureden, die ſich auch im Handeln nicht mehr einſchränkt. Denn wie man bemerkt hat, daß es im Modenlande Frankreich die meiſten altmodiſch gekleideten Leute gibt: ſie können am leichteſten von der Mode loslaſſen, weil ſie ſie immer an der Urquelle zur Hand haben, — ſo gehabt ſich mein Roman um ſo ſittlich-freier, um ſo ſicherer er ſeines Zuſammenhanges mit den Intereſſen der wahren Sittlichkeit iſt.

Was mich ſo innerlich frei macht von der Geſetzgebung meiner zeitgenöſſiſchen Sittlichkeit, das ſind die Widerſprüche ihrer Extreme. Lykurgs Geſetz durfte die Spartaner bis aufs Blut geißeln und ſie ſind jauchzend drauf eingegangen, denn es trat ganz und bruchlos vor ſie hin. Mir wollen Brüche und Widerſprüche Geſetz geben. Die Vermännlichung der Weiber iſt ja nur die Hälfte des modernen Fort-

ſchritts. Die andere Hälfte iſt wieder das Gegenteil davon. Eine Prüderie, eine Angſt und ein Aſthma der Prüderie, welche, wie es ſcheint, in der Gefühlswelt wieder hereinbringen ſoll, was in der Erwerbswelt zu veräußern und preiszugeben der Fortſchritt heißt. Und freilich iſt dieſe Erſcheinung ſo unlogiſch nicht, denn je höher die Brandung ſich aufbäumt, deſto tiefer muß ſie auch zurückſinken. Jenes heißt Emanzipation, dieſes Prüderie und beide Extreme bedeuten, daß ein Gleichgewicht, daß ein Niveau verloren gegangen. Als das Niveau noch ſpiegelglatt in aller Ruhe und Unſchuld dalag, da ſehe man, wie wenig die Sittlichkeit der Prüderei bedurfte! Man durchblättere z. B. — um es literariſch zu ſehen — ein paar Jahrgänge des Merkur! Wielands Merkur war lange die angeſehenſte Zeitſchrift Deutſchlands, geſchrieben von dem gebildetſten, geleſen von dem anſtändigſten Publikum. Man laſſe ſie nun von den heutigen Töchtern leſen! Wie viele Zeilen würde der Familienvater ſtreichen, wie manche Blätter verkleben! Was will man mehr? Mir ſelbſt wurde einſt das Wort „Hebamme" geſtrichen. Und nicht etwa in einem equivoquen Zuſammenhange, ſondern in einer Philemon und Baucis-Idylle, und im unſchuldigſten, ja ehrenvollſten Sinne. Von einer würdigen Matrone, ihrem praktiſchen Blick und tätigen Menſchenſinne ſprechend, ſagte ich: Ihr Horizont ging zeitlebens hinaus — über den nächſten Markt, wo ſie ihr Grünzeug kaufte, über die nächſte Gaſſe, wo ihre Hebamme wohnte. Man ſieht, es war bildweiſe das nämliche, was die modernen Frauen ſelbſt ſo vorwurfsvoll ausſprechen: Sind wir nur dazu da, um Suppen zu kochen und Kinder zu gebären?! Aber die Redaktion, — und es war nicht einmal ein Familienblatt, ſondern ein politiſches, das bloß auch eine belletriſtiſche Beilage hatte, — die Redaktion ließ mich ſagen: wo ihr Dienſtboten-Bureau war, anſtatt: wo ihre Hebamme wohnte. Unſre Frauen und Jungfrauen dürfen alſo nicht 'mal mehr wiſſen, daß es Hebammen gibt! Und doch führt ihnen ihre Mädchenſchule immer mehr Wiſſen zu, — auch „Bau des menſchlichen Körpers", alſo Anatomie, Phyſiologie, Geſundheits- und Krankenlehre, kurz, von allem etwas, ſeit der ſinnreiche Junker John Stuart Mill die Entdeckung gemacht hat, daß das ſtarke Geſchlecht nur durch ſeine Schulen ſtark ſei, daher das ſchwache bloß unſre Schulen brauche zum eritis sicut Deus-Fortſchritt. Aber aus dieſer gottvollen Allwiſſerſchule entlaſſen, darf es hierauf durch Belletriſten von einer Hebamme nichts wiſſen!!

Das iſt denn ein Zerfall von Natur und Sittlichkeit, wobei die

letztere nichts gewinnt, jene aber alles verliert. Eine so naturlose Ethik ist nicht regierungsfähig. Ihre Schändung des Menschentums, das sie verleugnet, das sie abzuschaffen Miene macht, ist eine anarchische Revolution und treibt alle wahrhaft konservativen Geister in die Gegenrevolution der Erhaltung und Wiederherstellung. Das Mildeste, was zu sagen ist, bleibt: Sie hat die Führung der Geister verloren, der Schriftsteller erhält die verkehrteste Richtung, also gar keine von ihr. Er tritt in die Freiheit des Naturstandes wieder zurück und erhält seine Richtung von dem großen Gesetzgeber aller gesetzlosen Zustände, — von der Stimme des eigenen Gewissens.

Das Gewissen in der Kunst aber ist die Empfindung der Kunstgesetze. Diese sind wieder die Proportion der Kunstzwecke und der Kunstmittel. Die großen sittlichen Interessen, die ich in diesem Romane zu verwalten hatte, mußten nun notwendig, wie sie die Reinheit der Kunstzwecke sicherten, dieselbe Sicherheit der Anwendung der Kunstmittel mitteilen. Diese Proportion von Mittel und Zweck sittlich oder ästhetisch zu verkennen, wäre schon darum unmöglich, weil sie auch dem flachsten Auge wenigstens technisch verständlich wird. Daß dem ritterlichen Don Quichotte ein plebejischer Sancho Pansa die Folie gibt; daß die königliche Morgensonne Heinrichs in den Weindünsten Falstaffs vergrößerter und purpurner aufsteigt; solche Kontraste pflegt man schon als technischen Kunstgriff zu begreifen, auch wo der tiefere Begriff des inneren Kunstgesetzes fehlt. Sobald daher in unserm Romane ein Sarastro wie der Marchese Santafiore sich zeigt, ist schon nach allen Regeln der Kunst auch sein Papageno vorauszusehen, sein Gegenbild Zuppa. Ja diesmal um so gewisser und fatalistisch notwendiger, je verzehrender die Schmelzhitze und das Läuterungsfeuer des Prozesses, in welchem Idealismus und Naturalismus hier ganz anders hineingetrieben werden als dort, wo der spanische Ritter, der englische Prinz, der ägyptische König zu ihrem Kunstzwecke nichts brauchen, als eine bloß äußerliche Kontrastierung. Das Gewicht dieses Umstandes, den ich in einer Vorrede mehr andeuten als ausführen kann, wurde mir noch durch ein anderes verstärkt, nämlich die Rücksicht auf den Schauplatz. Unsre Handlung spielt in Italien, in Rom, also dort, wo seit Urzeiten alles Menschentum wie eine tropische Riesenpflanze aufgewachsen, wo die Wirklichkeit in Kontraste auseinanderfährt, die des kühnsten Dichtens noch spotten, und typenbildend bald Menschen schafft, die unter die Götter versetzt oder heiliggesprochen wurden, bald Menschen naivster Menschenlosigkeit . . .

Das Schloß der Frevel

Roman

Erſtes Kapitel

Es war einer der dichteſten Nebel der „nebelreichen Lombardie", wie Platen ſie ſchilt. Er verfinſterte das Land dies- und jenſeits des Ticino: dort die Lombardei, hier die Lomelina. Ein Brite hätte in ihm ſeinen Londoner Nebel wiedererkannt und wahrſcheinlich geſagt, es war „luftförmiger Kot".

In dieſem Nebel war die Nacht angebrochen. Eine Nacht, ſo undurchdringlich für menſchliche Sehnerven, wie Stein und Mörtel. Ein Fiſch, welcher eingefroren im Eiſe ſteckt, war nicht beſſer um den Gebrauch ſeiner Floſſen gebracht, als in dieſer Luft ein Wanderer um den Gebrauch ſeiner Augen. Das Element, vollſtändig um ſeinen Charakter betrogen, hörte auf, durchſichtig und faſt auch flüſſig zu ſein.

Unſer Held, ein junger Mann, welchen wir Balm nennen wollen, befand ſich in einer kritiſchen Lage. Nacht und Nebel hatten ihn auf freiem Felde überraſcht, aber das freie Feld war jetzt ſo gut, wie ein verhängter Vogelbauer. Er trieb gänzlich im Irren. Die ausgetretenen Frühlingswaſſer hatten ihn ſchon am Tage genötigt, manchen Umweg zu nehmen; was Wunder, daß die Umwege Irrwege geworden, ſobald er aufgehört hatte, zu ſehen, zu kombinieren, ſeine Karte zu befragen. Und hätten ſich alle Bäume in Leuchttürme verwandelt, alle Rohrdommeln, Kiebitze und Taucherenten des ſumpfigen Schilflandes verabredete Signale ſtatt wüſtes Geſchrei von ſich gegeben; ſein Stand wäre noch ſchwer genug geweſen in den Waſſern eines überſchwemmten unbekannten Landes, worin ihm der Kurs fremder war als einem Nautiker auf der Neufundlandsbank. Längſt hatte daher ſeine menſchliche Weisheit abgedankt zugunſten des tieriſchen Inſtinkts; ſein Pferd verfügte ſo frei über die Zügel, als ob

Trenſe und Kandare niemals erfunden geweſen. Aber es half wenig. Das Pferd war todmüde und Inſtinkt iſt am Ende auch nicht Allwiſſenheit. Er glaubte ſich bloß verlaſſen zu dürfen, daß Mann und Roß nicht plötzlich in die bodenloſen Moräſte des Ticino hinabſänken, deſſen tückiſche Nähe er beſtändig an ſeiner rechten Seite fürchtete. Wenn er nun Waſſer unter ſeinen Füßen aufrauſchen hörte, ſo ging es vielleicht über ein überſchwemmtes Reisfeld, oder wenn das Tier mit kurzem Schritt und prüfenden Hufen bis an die Kruppe in ein Waſſer eintauchte, wo es kläglich den Leib breit machte und ſich ſchwimmbereit hielt, ſo ſetzte es wahrſcheinlich über einen der vielen Bewäſſerungsgräben, welche das kanaliſierte Land in allen Richtungen labyrinthiſch durchſchnitten. Das wußte er ungefähr; wohin es aber ſonſt mit ihm wollte, welches Ziel ſeinem Pferde vorſchwebte und ob überhaupt eines, blieb ihm ein tiefes Geheimnis. Er folgte blindlings ſeinem Tiere. Das Stadium der Furcht, der Anſtrengung, der Aufregung hatte er längſt hinter ſich; ſeine Lebensgeiſter, wie geſagt, hatten reſigniert zugunſten der animaliſchen Hellſeherei und er wartete nun mit leidender Geduld ab, ob dieſer Thronwechſel, glücklicher als mancher andere, eine gründlich verfahrene Situation ins rechte Geleiſe brächte.

Was an ihm war, ſo tat er nur eins: er horchte ſcharf auf. Es entging ihm nicht, wenn eine Nachtſchwalbe in der Nähe ein Schneckchen zerknuſperte, oder ein Reiher mit knarrendem Schrei einen Nebenbuhler in die Flucht trieb, oder eine Schildkröte im Sumpf ihren ſtillen Pfiff vor ſich hinziſchte. Er hielt es für ein Miauen einer Hauskatze, ja für die Töne eines kleinen Wiegenbewohners, wenn ein Käuzlein im Rohr ſeine weinerliche Kinderſtimme hören ließ, und er rief herzhaft ſein Qui vive? wenn die Nachtluft durch eine Weide oder eine Zypreſſe ſtrich, an der er dicht vorbeiritt, ohne ſie ſehen zu können. Ein paarmal erblickte er eine Gruppe dieſer Bäume als einen ſchwarzen, maſſiven Fleck im Nebelgrau; jach fuhr es ihm in die Zügel, denn er hielt es für ein ſtarkes Kaſtell und ritt kühn darauflos. Aber der Fleck löſte ſich

auf als das, was er war; er ſchämte ſich vor ſeinem Pferde und überließ ihm die Zügel williger als je.

Der junge Mann erdreiſtete ſich mehr und mehr des Gedankens, die Nacht unter offenem Himmel zu kampieren. Ein naſſes Lager, gewiß! Die Luft naß, der Boden näſſer, — aber was war zu tun? Sein Pferd wird endlich ſtille halten, oder in die Knie brechen und nicht mehr aufſtehen. Und liegen nicht Tauſende jetzt in ihren naſſen, ungeſunden Biwaks, und waren es nicht Millionen, die je ſo lagen, und auch nur Leiber von Fleiſch und Blut, warmblütige Geſchöpfe wie er, mitnichten Amphibien? Verzeih mir, Agathe! ruft der junge Mann, und ſendet einen brünſtigen Gruß über die Alpen. Er hat ihr ſo heilig verſprechen müſſen, ſich zu ſchonen. Schöne, wohlgemeinte Leibeigenſchaft der Liebe! Wer rebelliert nicht gegen dich? Verzeih mir, Agathe; aber — was ein Mann ſich zutrauen darf, das tut er wie jeder andere. Ein naſſes Nachtlager iſt noch nicht der Tod eines Mannes. So dachte unſer junger Deutſcher und nahm ſich vor, ſein ganzes Augenmerk nur noch auf ſchützende Hecken und möglichſt trockene Böſchungswälle der eingekoppelten Felder zu richten.

Endlich machte das Pferd eine Bewegung, welche ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Es reckte den Kopf, wieherte, ſetzte den Fuß hoch und ſtreckte den Leib zu einem faſt galoppierenden Trab aus. Wie freundlich klopfte es Balm! Was für dankbare Worte gab er dem Tiere! Gewiß, das kluge Tier witterte mehr als Menſchen, — es witterte Pferde!

Und ſo war es. Nicht lange ritt Balm dieſen belebteren Trab, ſo dunkelte wieder ein ſchwarzer Fleck im Nebel, aber im Nebel gab's einen trüben roten Funken, wie glimmend im naſſen Schwamm; — immerhin war's ein Lichtſchein. Jetzt antwortete ſeinem wiehernden Pferde ein anderes, der ſchattige Fleck wurde größer, — eine Wendung, und der Hufſchlag klang von einer Straße.

Halt, wer da? tönte im gebrochenen Deutſch der Anruf einer Vedette. Gut Freund! Balm ſtellte ſein Pferd, Bewaffnete traten aus dem Dunkel hervor, welchen ſich der Fremde überantwortete. Er ſtieg vom Pferde, führte es am

Zügel, und verlangte von den Bewaffneten, welchen er folgte, vor ihren Wachkommandanten geführt zu werden.

Es ging auf ein Gebäude zu, welches, im Nebel vergrößert, eine Riesenburg schien, überragt von ungeheuren Türmen, wenn es nicht etwa Zypressen waren. Es aus dem Gröbsten zu sehen und schon ins Innere hineinzugehen, war fast eins. Es ging in einen tiefen steinernen Torweg, in welchem, von Soldaten umlagert, ein großes Feuer brannte. Balm ließ sich von der halbbarbarischen Truppe anstieren — mit aller Naivität neugieriger Naturkinder, mit Geierblicken, welche gescheit aber unwissend, dreist aber schüchtern zugleich, in den Ankömmling hineinluchsten, ob es ein Gefangener, ein Spion, oder — eine vornehme Herrschaft?

Im nächsten Augenblick stand er in einer niedrigen, düster gewölbten Halle des Erdgeschosses, angefüllt mit Uniformen, Tabaksqualm und qualmenden Lichtern. Das Gemach bot den ganzen, schwer zu beschreibenden Anblick von Schmutz, Eleganz, Mangel und Unordnung, womit sich „das Offiziersquartier auf dem Marsche" kennzeichnet. Der junge Mann war viel zu müde und viel zu vertraut mit solchen Szenen, um sich neugierig umzusehen; er beeilte sich vielmehr, die jetzt nötige Formalität rasch abzutun. Er wies sich als den Berichterstatter einer großen deutschen Zeitung aus, übergab seine Legitimationen, deklarierte kurz und bündig sein Woher und Wohin und langte bald bei dem Wunsche an, daß er in dem Hause, wohin ihn der Zufall und Irrweg geführt, ein gastliches Nachtquartier finden möge, welches ihm und seinem Tiere aufs dringendste nötig.

Der Offizier, welcher den Fremden in Empfang genommen, ließ die letzten Worte zu Boden fallen. Er schien den Zivilisten mit Mißtrauen zu betrachten und war doch behutsam genug, es nicht merken zu lassen, um sich keine Blöße zu geben. Der gute Mann hatte keine Idee davon, ob die Zeitung, deren Berichterstatter vor ihm stand, seiner Regierung gute, üble oder gar keine Dienste leiste, und geriet in Verlegenheit darüber. Ueberhaupt schien ihm das Preßwesen fremd zu sein, vielleicht selbst fatal. Seine Haltung war da-

her kühl, gemeſſen, und als er die Papiere zurückgab, ſo tat er es im knappen Geſchäftsſtil, indem er hinzufügte, was ſeine Verpflegung betreffe, ſo möge er mit dem Kaſtellan Rückſprache nehmen, es gehöre nicht in ſein Reſſort.

Balm, welcher gedenken mochte, wie kordial er in ähnlichen Fällen von Offizieren intelligenterer Truppen aufgenommen worden, war zu ſtolz, um Worte zu ſeiner Empfehlung zu verlieren. Er verließ ſich auf ſein Glück und ſeine Börſe, indem er ſich kurz entſchloß, mit dem Kaſtellan es aufzunehmen. So wendete er ſich zum Gehen und ließ ſich von einer Ordonnanz die Wohnung Signor Cencios weiſen, wie der Kaſtellan dieſes Gehöftes hieß.

Es war nicht leicht, dieſe Perſon zu finden. Der Ordonnanzmann, welchen ein Trinkgeld liebenswürdig gemacht, fragte einen Kameraden, dieſer rief einen dritten, alle wußten es und alle wußten es nicht. Cencio, wie ſich zeigte, hatte im ganzen Hauſe zu tun. Er ſei beim Major, beim Wachtmeiſter, beim Leutnant, in den Stallungen, im Keller, beim Oberleutnant, im erſten Stock, im letzten, in der Wachſtube, im Hinterhaus, beim Teufel und ſeiner Großmutter. Das war nach und nach die Antwort der teilweiſe ſchlaftrunkenen Soldaten. Endlich begegnete man in einem Korridor einem Manne mit einer Laterne und einem Schlüſſelbund in den Händen. Das iſt er, ſagte die Ordonnanz, und war froh, loszukommen.

Es war ein alter oder gealterter Mann von kleiner Statur und markanten, leidenſchaftlichen Zügen. Balm fing ſeine Unterhaltung an, die aber ſofort wieder zu Ende war. Bei Gott und allen Heiligen, unmöglich! ſchwor Signor Cencio kurz und beſtimmt. Keine Maus mehr unterzubringen! Das ganze Haus überfüllt mit Soldaten!

Balm nannte den Preis, den er zahlen wolle. Er erſchrak, daß der gehoffte Zauber ausblieb. Der Italiener, anſtatt wie verwandelt zu ſein, ſtand da, ſchroff, wie eine Alpenzinke, zu der auch keine Gemſe eine Spur von Zugang findet.

Balm beſann ſich. Seine Empfindlichkeit ließ es nicht zu, ſich noch einmal an den Truppenchef um ſeine Gaſtfreund-

ſchaft zu wenden. Er verwarf den Gedanken daran augenblicklich. Cencio ſeinerſeits wendete ſich mit einem: Verzeihung, mein Herr! zum geſchäftigen Weitergehen.

Balm hielt ihn feſt. Er fixierte bei dem trüben Schein der Laterne die Phyſiognomie ſeines Mannes, um zu erraten, ob ihm mit Geld, Einſchüchterung oder Höflichkeit am beſten beizukommen. Es war ſchwer zu entſcheiden. Er hatte ein Geſicht vor ſich, voll Schlauheit, Heimlichkeit, Liſt, Trotz, Energie, Schlaffheit und Gier, ein Fuchs- und Rabengeſicht, ein Diebs- und Rouégeſicht, vom Alter verwiſcht und markiert zugleich, ähnlich einer alten Kupferſtichplatte, welche ſtark abgenützt, aber betrügeriſch aufgekratzt. Von Gemütlichkeit keine Spur, eher ein gewiſſer Ausdruck von Urbanität, welcher auf Erziehung oder wenigſtens auf Umgang mit Erzogenen ſchließen ließ.

Und ehe der Deutſche noch einig mit ſich, wie dieſer Teig zu kneten, tat er es ſchon mit beiden Händen.

Er betonte mit Nachdruck, daß er jede Bequemlichkeit für ſich und ſein Pferd mit Gold aufwägen werde, wobei er wirklich Gold ſehen ließ, was der Alte mit einem geſchickten Ruck ſeiner Laterne beleuchtete. Er ließ nicht undeutlich merken, daß er ſich mitten unter ſeiner Partei fühle, daß dieſes Haus eigentlich heute in Deutſchland läge und daß italieniſche Hausbeſitzer im Laufe des Kriegs noch froh ſein würden, wenn ihre Gemächer, ſtatt mit Kolbenſtößen, mit Gold aufgemacht würden, wofern ſie nicht etwa gar das Blut ihrer ungaſtlichen Hausherrn zu trinken bekämen. Er freue ſich, einen Mann vor ſich zu haben, mit dem man offenbar zarter umgehen könne und mit Vernunft und Höflichkeit ausreiche. Er hoffe, noch eine gute Flaſche Wein mit ihm auszuſtechen, bei der ſich la Spada d'Italia, Tedeschi und Italianissimi, wie es Leuten von Welt ziemt, kordial ignorieren laſſe.

In dieſer Rede war alles: Geld, Höflichkeit, Drohung. Auch glaubte Balm wirklich zu ſehen, daß er Eindruck gemacht. Der Kaſtellan überlegte. Nach einer Weile fragte er, warum Balm ſich nicht an die Offiziere wende, welche

ja maitres de logis ſeien. Offenbar ſuchte er herauszubekommen, welchen Rückhalt der Fremde am Militär habe, um ſein Betragen danach einzurichten.

Balm erriet ihn und antwortete dreiſt, er habe die Einladungen der Offiziere ausgeſchlagen, er bedürfe der Ruhe. Jene würden wahrſcheinlich bei Wein und Karten einen Teil der Nacht durchwachen, er aber ſei müde und wünſche, möglichſt gut zu ſchlafen. Auch habe er die Gewohnheit, jeden Abend ſein Tagebuch zu redigieren, und darum ſchon allein ziehe er vor, ſich ungeſtört abzuſondern.

Die letzten Worte verwandelten den Italiener, der ſchon nachgiebig ausgeſehen, wieder zur ſchroffſten Alpenzinke. Mit einer Entſchloſſenheit, deren Härte und Tiefe ungeheucheltſter Ernſt war, ſchlug er ihm augenblicklich ſein Nachtlager ab. Balm ſuchte vergebens zu erraten, worin er gefehlt habe. Er brauchte all ſeine Angriffswaffen, welche Menſchenkenntnis und Weltumgang ihm lieferten, um dem zähen Italiener nur die kurze Erklärung abzupreſſen, ein Nachtlager mit Licht könne er um alle Schätze der Lorettokapelle nicht hergeben.

Es koſtete unſern Landsmann nun weitere Künſte, aus der unwilligen Seele des Alten den Grund davon herauszuwinden. Dieſe Operation war außerordentlich ſchwierig. Der Italiener druckſte und würgte wie an einem Geheimniſſe und ſah dabei ganz ſo ehrlich aus, wie ein Lügner, der etwas Wahres empfindet, das er mit einer Lüge nicht augenblicklich zu decken weiß. Endlich fuhr er barſch und faſt zornig heraus: Was hilft es, wenn ich Euch geſtehe, daß ich noch einen Saal frei habe, einen Saal, welchen ich dem ganzen Kommando, das mir am Halſe liegt, hartnäckig zu verſchweigen gewagt und in welchem Pulver lagert, mehr als genug, um die halbe Lomelina in die Luft zu ſprengen? Natürlich! Wo ſollte es ſonſt liegen? Im Keller ſteht Waſſer, wie in einer Braupfanne. Ich unglücklicher Mann! mußt' ich das auch noch ausſchwatzen? Ihr werdet nun Eure goldene Priſe da verdoppeln, verdreifachen, werdet mich quälen, bedrohen und ich armer Tor werde gutmütig genug ſein, Euch nachzugeben,

um an Eurer Zigarre oder Lichtſchnuppe zu meinem Herrn und Heiland zum Himmel zu fliegen.

Balm ſenkte ſeine Frankſtücke in die Hand des Alten und ſagte ungemein ruhig: Ihr irrt Euch, Herr. Ich werde dieſe Priſe weder verdoppeln, noch verdreifachen, weil ſie beides ſchon iſt für das, was ich brauche: ein Viertel Hafer, eine Matratze zum Ausſtrecken und eine Flaſche Wein für den Durſt, da mir der Hunger die Müdigkeit vertrieben hat. Aber mit der anderen Hand gab er ſeine Zigarrentaſche und ſein Feueretui ab, worauf er unwiderſtehlich heiſchte: Und nun ſperrt mir den Pulverturm auf! Mein junges Leben iſt mir ſo lieb, als jedem Invaliden ſein altes.

Ich bereue, was ich geſagt habe! ſeufzte Cencio. Ich werde kein Auge ſchließen. Laßt Euch was ſagen, Herr; ſchlaft in meinem eigenen Zimmer. — Die Franken hatte er übrigens eingeſteckt.

Ihr hört ja, daß ich Ruhe brauche, antwortete der junge Deutſche. Wie ſollt' ich bei Euch ſchlafen, den die Soldaten beſtändig überlaufen und aufwecken können? Damit kneipte er den Alten am Arme, um führend von ihm geführt zu werden. Auch die Piſtolen werde ich Euch übergeben, ſetzte er hinzu, — ſobald wir an Ort und Stelle ſind.

Dem Kaſtellan zwickerte es nervenzuckend im Geſichte. Balm ſchleppte ihn mit, das Pferd zu verſorgen, und erſt als er es freſſen ſah, begehrte er Wein und Nachtlager für ſich.

Der Preis ſeiner Standhaftigkeit war endlich erreicht. Mit der Weinflaſche unterm Arm führte ihn der Alte vor eine Tür, die ihm ſehr abgelegen ſchien, und drehte den Schlüſſel im roſtigen Schloſſe.

Ich wäre des Todes, flüſterte er, wenn die Kerls, die mir in allen Zimmern herumſchnarchen, eine Ahnung hätten, daß ich ihnen das beſte verheimlicht und obendrein von wegen Pulvervorräten. Haltet Euch ruhig, Herr, ich beſchwöre Euch! Wir armen, unbewaffneten Leute müßten gegens Militär zuſammenhalten.

Ich werde ſchlafen wie ein Sack, lachte Balm. Aber werdet Ihr endlich fertig? Das knarrt ja wie alter, verdammter

Roſt, der ſeit Jahren ſich eingefreſſen! Wenn Ihr das Pulver, wie Ihr ſagt, weil der Keller überſchwemmt iſt, heraufgeſchafft, ſo muß das erſt kürzlich geweſen ſein, und Euer Schloß geht ſo hart, als ob es, ich weiß nicht, wie lang ſchon, kein Schlüſſel berührt hätte.

Der Alte murmelte grinſend einen Fluch zu dieſer Bemerkung und machte eine übermenſchliche Anſtrengung, wodurch das Schloß endlich aufſprang. Im gleichen Momente aber, wie er den ächzenden Torflügel öffnete, blies er das Licht der Laterne aus, indem er ausrief: Hu, welch ein Luftzug! Ein Funken, und wir fliegen mit Haut und Haar alle stelle!

Balm konnte von einem Luftzug nichts ſpüren.

Der Alte zog ſeinen Gaſt trippelnd und taſtend in einem finſtern Raum nach ſich. Ich führe Euch an eine Ottomane, flüſterte er, indem er ihm Hände und Körper richtete. Habt Ihr ſie?

Gott ſei Dank, ja! Und der junge Mann warf ſich ſofort auf den Pfühl. Nun die Weinflaſche her und — gute Nacht.

Noch eins, flüſterte Cencio. Ich hoffe, Ihr ſchlaft nicht lange. Ihr ſeid jung, vier oder fünf Stunden können Euch wieder zu Kräften bringen. Ich erwarte mit grauendem Morgen unſere Herrſchaft ſamt ſtarkem Gefolge. Dann brauchen wir ſelbſt dieſen Raum. Macht Euch gefaßt, daß ich Euch vor Tage noch wecke.

Hol' dich der Henker, hätte Balm mit Luſt geantwortet. Indes brummte er bloß: Schon gut! und hörte mit Vergnügen, wie der Alte ſich endlich entfernte und die Tür hinter ſich abſchloß.

Balm war allein.

Er überließ ſich jetzt ganz der Wolluſt der Müdigkeit. Wer ſchuldenfreier Beſitzer von jugendlichen Gliedern iſt, empfindet in der Ohnmacht ſelbſt einen Genuß; er ahnt ſchon die Kraft, die ihm zurückkehren wird als Reaktion gegen dieſe Ohnmacht, und juſt an ihr mißt er den Grad ſeiner unendlichen Geſundheit.

Eine Flaſche Wein und eine Ottomane! Was für ein Königreich hat er ſich erobert!

Er dachte zurück an ſeine Irrfahrt, an die deſperate Möglichkeit, wie er jetzt im Nebel auf einer durchnäßten Grasnarbe biwakieren könnte. Biſt du zufrieden, Agathe? lächelte er in die Seele hinein, und dehnte ſich „ekſtatiſch faul", wie Goethe ſo maleriſch ſagt. Sollſt leben, Kind! und die entkorkte Flaſche wurde in üppigen Zügen leer.

Es war ihm gar zu wohl. Faſt mit ironiſcher Luſtigkeit fing er zu prüfen an, ob ſeine im Finſtern erweiterten Pupillen die grauſigen Pulverfäſſer ſchon zu ſchauen vermöchten. Wo biſt du, mein feuriges Liebchen? Hu, mit Schwefel und Salpeter in einem Zimmer zu ſchlafen! Wer in dein Herz den Feuerbrand würfe, ſchwarze Schöne! So ſcherzte Balm, wie Kinder im Spielen einſchlafen — und die ſchlaftrunkenen Lebensgeiſter taumelten luſtig aus dem Bewußtſein hinaus.

Denn wenn er Türen auf- und zumachen, Schritte hin und wieder gehen, Soldaten ſich anrufen und ähnliche Geräuſche hörte, wovon das fremde nächtliche Haus keinen Augenblick ruhig blieb, ſo fiel das nicht mehr in ſein Bewußtſein; es lieferte höchſtens Fäden für ſeine Traumgeſpinſte. Wer könnte ſie verfolgen? Wer könnte nachzeichnen, welche Deſſins daraus gewebt wurden? Das Knarren jener Türangeln gibt vielleicht einen Rhythmus an, der zum ſchönſten Motiv einer Lieblingsmelodie wird, und der Träumende wiegt ſich in Himmelsmuſik; das Wer da? der Schildwache verwandelt ſich in die Stimme eines längſt verſtorbenen Schulmeiſters, der den kleinen Balm um ſeine Lektion ängſtigt; oder ein Soldat, der lüſtern nach einem Weinkrug ſchleicht, wird zum Bilde der zärtlichen Braut, und mit Wonneſchauern hört er das liebe, verſchämte Füßchen ſeinem Lager ſich nahen. Will's nicht kommen? Wie heiß er atmet!

Aber träumt das Auge wie das Ohr? Welches Schauſpiel geht ihm da auf? Ein Lichtſchein erhellt plötzlich den Saal. Woher das Licht? wer da? qui vive? wer bringt Flammen ans Pulver? Ha, von außen dringt's ein! Durch die

Schalter der mangelhaft ſchließenden Jalouſien brechen gedämpfte Glutſtreifen. Ein Dorf brennt, oder ein Röhricht.

Unheimlich flackern die ſpielenden Lichter im Dunkeln. Wie neugierig wäre er, einen Raum, der ihm ſo unzugänglich geweſen, nun heller zu ſehen! So nahe iſt das Licht, ſo kokett neckt es ſich mit der Finſternis, — züngelt hier, — dämmert da, — aber ein Huſch! und ſchwarzer Schatten iſt alles. Schwarze, tiefe Nacht! Nur oben, will's ihm ſcheinen, am Plafond und hoch an den Wänden fahren die Streiflichter länger und häufiger hin und her.

Und da oben fängt es zu leben an. Welch üppiges Gaukelſpiel! Schöne, weibliche Glieder blitzen in der Dämmerung auf, wie ſchwellende Früchte im dunklen Laubſchatten winken. Weiße göttliche Nacken drängen ſich vor, Brüſte wie Alabaſter-Vaſen leuchten auf und verſchwinden im Dunkeln; blendende Arme ringen im Finſtern, wie der Taucher in der Ballade mit der verſchlingenden Flut. Jetzt lächelt ein Mädchenkopf zu ihm nieder; blitzſchnell iſt er verſchwunden und vielleicht nie wieder trifft das Flackerlicht den nämlichen Punkt; aber ſiehe, gleich daneben ſchaukelt ſich ein zartes, rundliches Knie in ſeinen roſigen Grübchen. Und dort, welch dreiſter lockender Reiz! Eine ſchwungvolle Hüfte iſt's, aus der Finſternis bacchantiſch ins Licht ſpringend. Mehr und immer mehr des Schönen! Ein Schoß, dem die Hand der Mediceiſchen Venus fehlt, — Beine voll Luſt und Leben wie blühende Ranken durcheinander geſchlungen —

Unſer Schläfer ſtarrt wie bezaubert. Das zerſtückte, halbverſtandene Schauſpiel peitſcht wie mit Neſſeln ſeine Neugierde. Er ſpringt auf, um Fenſter und Jalouſien zu öffnen und mit einem vollen Lichtſtrom ſich klarzumachen, welch aphrodiaſtiſcher Wirbel um dieſe Wände kreiſt.

Die hohen Fenſter ſcheinen vernietet. Er rüttelt vergebens. Mit Pein muß er den Feuerſchein am Himmel durch die Luken der Jalouſien anſehen, mit einer Pein ohnegleichen den geheimnisvollen Spuk ſeines Zimmers. Seine Augen ſprühen von Licht, ſein Blut iſt Zunder, ſeine Seele Strahl; es iſt ihm, als dürfte er nur wollen, um zu ſehen. Aber die Fin-

sternis bleibt unüberwindlich. Wie zum Hohn lecken die Flammenzünglein an den Wänden umher, bald steigt bald sinkt die Lohe, und alles ist nur Moment — Täuschung — Ahnung. Endlich verlischt der Feuerschein gänzlich, und starr und blind wie zuvor umgibt ihn die Nacht.

Er glaubt zu ersticken. Als hätten die Tropen ihre Glut und die Rosengärten von Schiras ihren Duft auf den Raum dieses Zimmers verdichtet, so schwül und betäubend atmet er diese Luft. Wie im Fieber wirft er sich auf sein Lager zurück und denkt an die Frist, bis ihm der Morgen Licht bringen wird, wie an ein Jahrhundert. Auf einmal fällt ihm ein, daß Cencio noch vor Morgen ihn abholen kann. Diese Möglichkeit hat er sich offengehalten. Die Herrschaft mit großem Gefolge werde erwartet. Balm stutzt. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Hier ist ein Fingerzeig zu einem Geheimnis. An diesem Zug hat der schlaue Alte sich selbst verraten. Gewiß, er hat etwas zu verheimlichen, aber etwas anderes als Pulver. Und kaum hat Balm diesen Gedanken gefaßt, so erkennt er sofort den Schlüssel der ganzen Lage in ihm. Der auffallende Widerstand des Alten, das Unwahrscheinliche und Widerspruchsvolle daran, alle Einzelheiten seiner Unterhandlung mit ihm treten in einem neuen und richtigen Lichte vor seinen Geist. Diesem Raum sind Geheimnisse anvertraut, aber andere als Kohle, Schwefel und Salpeter! Das letztere hat Cencio erst hinzugelogen. Nur so erklärt sich sein ganzes Betragen.

Wir würden irren, wenn wir uns vorstellten, daß diese Schlüsse eine klare und geordnete Gedankenreihe waren. Der übermüdete Mann dachte sie halb und halb träumte er sie. Mitten im Denken fielen ihm die Augen zu, dann sah er durch die Vergrößerungsgläser des Traumes seine Gedanken als Zerrbilder, bis eins davon durch seine eigene Ungeheuerlichkeit ihn erschreckte und aufweckte; hierauf dachte er vernunftgemäß weiter und fiel von neuem in Träume. Dieses Spiel wiederholte sich in unglaublich kurzen Intervallen und marterte ihn bis zur Verzweiflung. Er ließ seine Ankeruhr schlagen und erschrak, daß sie noch Mitternacht schlug. Das gab

noch lange keine Erlöſung! Seine Ottomane wurde ihm zur Folterbank. Er entſagte dem Schlaf, gab die Nacht für verloren. Es gab nur ein Heil für ihn, — L i ch t!

Er griff nach ſeinem Feuerzeug. Er iſt beſtürzt, es nirgends zu finden. Er muß es verloren haben. Indem er nachſinnt, wo? fällt ihm ein, daß er es dem Kaſtellan ausgeliefert hat. Er erſchrickt, daß er dieſen Umſtand vergeſſen konnte. Wie muß das unruhige, aufgeregte Halbträumen ſein Gehirn verwirrt haben!

Aber der Mangel macht ihn raſend. Es iſt ihm, als müßte er mit einem rieſigen Lärm das Haus aufregen, und er begreift nicht, warum er's nicht tut. Er ſinnt auf tauſend Surrogate, um Licht zu machen; er erwägt, ob man aus Kupfer, Silber, Gold, Funken ſchlagen könne, und im Beſinnen beſinnt er ſich, wie ſinnlos das alles iſt. Aber indem er um und um ſich durchſucht, ob ihm nicht Gegenſtände in die Hände fielen, die mit der Feuerungskunſt zuſammenhängen, entdeckt er in einer ſeiner Weſtentaſchen — ein Schwefelhölzchen! Ein bares, blankes Schwefelhölzchen! Er befühlt es, und ſiehe, das Phosphorköpfchen iſt noch unverletzt! Wie groß iſt ſein Glück!

Jetzt eine Kerze! Aber dieſe Sorge iſt ſchon geringer. Er hat eine Nummer der Times bei ſich und macht ſich Flambeaus daraus.

Nun das Reibhölzchen angeſtrichen! Es iſt ein großer Augenblick. Mitten in ſeiner Aufregung weiß er, daß er ſich mäßigen muß. Heftige Striche ſprengen den Phosphor ab. Lieber ein gelinder und mit Ruhe fortſchreitender Druck! Gut. Ans Werk!

Der erſte Strich verſagt. Auch der zweite und dritte tut's. Erſt der vierte fängt Feuer. Es kniſtert, es raucht. Der Funke ſprüht und — erliſcht nicht wieder. Das Hölzchen brennt. Er hat Licht. Er zündet die Papierfackel an, ſein Kerker iſt hell.

Auch nicht ein einziges Pulverkorn liegt im Saale. Aber die Wände! Und wenn er tauſend Augen hätte, er hätte nicht genug. Er leuchtet ſich an den Wänden herum, —

in welch einen Wirbel ſchaut er! Ein Schwindel erfaßt ihn. Wie Räder drehn ſich die Wände um ihn, wie Meereswellen ſchwanken ſie vor ſeinen Augen. Sein Auge taumelt, flirrt, löſt ſich auf in Schauen und Staunen. Wohl, das ſind Geheimniſſe!

Auf einmal ſtarrt er wie feſtgebannt. Er tritt näher, er leuchtet genauer, — träumt er? raſt er? Er leuchtet und ſchaut, er ſchaut, daß alle Nerven ſtieben, — heiliger Gott, keine Wahrheit iſt wahrer! Er ſchreit auf, er taumelt zurück, er ſtürzt — nicht zu Boden, ſondern in die Arme des Kaſtellans. Der umkrallt ihn wie eine Katze, ſtößt einen Dolch gegen ſein Herz und kreiſcht: Wer das geſehen, muß ſterben!

Das Notizbuch in der Bruſt fing den Stoß auf. Balm war gerettet. Jetzt packt er ſeinerſeits den Mörder, reißt ihn zu Boden, knebelt ihm Kehle und Hände zuſammen. Der Alte ſtöhnt, — das Papierlicht iſt zertreten, verloſchen.

Ihr ſeht, ich bin wehrhaft, — wenn ich mich wehren *will*, ſagte Balm, aber ich will nicht. Wer das geſehen, muß ſterben! Stoßt zu, aber ſtoßt beſſer. — Der Lebensinſtinkt eines Angefallenen, der erſte, überraſchte Moment war vorbei, — er gab ihm den Dolch zurück.

In dieſem Augenblicke hörte man Schritte auf dem Gange. Der Alte zuckte zuſammen. Die Angſt ſtörte ſeine ganze Auffaſſung von Balms Worten, die ihm völlig verloren waren. Er vergegenwärtigte ſich nur ſeine Gefahr. Hier ein junger, ſtarker Mann, auf den ihm ein Mordanfall mißlungen, dort die Nähe von Soldaten, die nicht alle ſchliefen, die herumwandelten, die Wand an Wand gegenwärtig waren. Angſt und Feigheit hatten im Nu ſeine ganze Lage verwandelt. Balm fühlte ſich an den Knien umfaßt und ſpürte den Atem des Alten, der ihm aufgeregt zuraunte: Es war ein Scherz, Signor, nichts als ein Scherz. Verdammt will ich ſein mit all meinen Eltern und Voreltern, wenn es kein Scherz war. Ein Schreckſchuß, durchaus nur ein Schreckſchuß! Ich ſchröpfe Maroni mit dieſer

Klinge. Beim Heil meiner armen Seele, das Meſſerchen hätte Euch ſo wenig geſchadet, wie ein Bienenſtich. Gebt mir Euer Ehrenwort, von dieſen Geheimniſſen nichts zu verraten, und es iſt mir ſo lieb, als wäret Ihr tot. Ganz ſo lieb, Herr, bei meiner Seelen Seligkeit! Seht, ich bin Hüter dieſer Geheimniſſe, bin dafür angeſtellt, beeidet, bezahlt, verantwortlich und beargwohnt. Tot und kalt, rein tot wäre ich von dem Augenblicke an, wo ich einem menſchlichen Auge zeigte, was die Eurigen geſehen haben. Glaubt mir, es war ein Scherz. Ich bin immer auf der Hut, ein Spion kommt mir über den Hals, ein Emiſſär von meinem Patron, der mich auf die Probe ſtellt. Da muß ich ſo tun. Aber gebt mir Euer Ehrenwort, — o ich verfluchter welſcher Tölpel hätte ja wiſſen können, daß ein deutſches Ehrenwort beſſere Sicherheit gibt, als meine dummen albernen Dolchfaren! Verzeiht, Herr, verzeiht. Gewohnheit, — will ſagen böſes Beiſpiel, — o verfluchtes Banditenland! ich bin ein ehrlicher Mann. Dienſteifer, nichts als Dienſteifer! Aber die Sache iſt gut. Ihr ſchweigt, Ihr gebt mir Euer Ehrenwort, daß Ihr ſchweigt, und alles iſt richtig. Wir wollen einander nicht unglücklich machen.

Balms fürchterlicher Seelenzuſtand verſchlang all ſeine Sinne. Wir könnten nicht ſagen, ob nur *ein* Wort von dieſem Geſchwätze ſeine Lebensgeiſter berührt!

Cencio! rief eine fluchende Stimme auf dem Gange. Wo ſteckt denn der alte Mäuſerich?

Der Alte ſchrak auf. Ich muß fort. Alſo unſer Geſchäft iſt gemacht. Ihr ſchweigt, Signor?

Ich bin ein Grab, ſtöhnte Balm beſinnungslos.

So iſt's recht. Will ſagen, in gewiſſem Betrachte. Im weiteren Sinne. Ein Grab in der Blume. Im übrigen wünſch' ich Euch Leben und Geſundheit, denn aufrichtig, mein Schröpfmeſſerchen da hätt' Euch kein Haar gekrümmt. Es ſollte nur eine Verwarnung ſein, ein mnemotechniſches Hilfsmittel für die Zukunft. Nichts weiter. Es war nicht böſe gemeint.

Aber von Balm war nichts mehr zu fürchten. Er hatte

kaum Gefühl seiner Gegenwart genug, um sein Pferd zu fordern, und der Kastellan beeilte sich, es satteln zu lassen und es dem Gaste, den er so herzensfroh scheiden sah, eigenhändig und mit ausgezeichneter Artigkeit vorzuführen.

Balm bestieg es und ritt — nicht unglücklich, sondern wie die Person des Unglücks selbst, wie ein nächtlicher Thanatos in die gespenstischen Nebel hinaus. —

Zweites Kapitel

„P. T. Es ist ein Ereignis eingetreten und ich habe Ueberzeugungen gewonnen, welche es mir unmöglich machen, mich fernerhin als Agathens Bräutigam zu betrachten. Zu Ihrer eigenen Schonung verschweige ich Ihnen die näheren Angaben. Eben deshalb widerrate ich Ihnen auch, mein Eheversprechen gerichtlich geltend zu machen, weil mich das in den grausamen Zwang versetzen würde, einen Schleier zu lüften, welcher zwar keine Tugend, aber vielleicht noch immer den Schein derselben deckt und schützt. Was könnten Ihnen auch Gerichte zusprechen, was ich nicht freiwillig und reichlicher zu leisten mich bereit erklärte! Moralisches ist unwiederbringlich verloren, materielle Opfer aber bedürfen gerichtlicher Schritte nicht. Ich bringe sie in jeder Größe, welche Sie als der natürliche Vertreter Ihrer Tochter zu beanspruchen für gut finden werden. Der Vertrauensmann, dessen Adresse ich beilege, soll sich hiermit für bevollmächtigt halten, die Lösung des Eheversprechens von meiner Seite mit jeder Ersatzforderung von der Ihrigen im Wege des gütlichen Privatvergleiches ganz nach Ihren eigenen Diktaten zu ordnen.

Nachschrift. — Agathens Briefe samt Bildnis sende ich beiliegend zurück. Meinerseits verlange ich nichts zurück und erkläre die verabredete Mailänder poste-restante-Adresse hiermit für erloschen. — Justus Balm."

Diese Zeilen waren die letzten, welche Balm noch mit

Bewußtſein ſchrieb. Sein Abkommen mit der Redaktion, deren Berichterſtatter er war, diktierte er ſchon auf ſeinem Krankenlager zu Mailand und raſch umnachteten ihn die Delirien eines heftigen Nervenfiebers.

Der Arzt verwunderte ſich, daß das Sumpffieber, worauf er ihn behandelte, und das ihm durchaus die naſſe Lomelina, wie er meinte, zugezogen habe, all ſeinen erprobten Verordnungen ſich hartnäckig widerſetzte. Erſt als ein deutſcher Journaliſt, welcher den kranken Landsmann beſuchte, dem Italiener die Worte überſetzte, welche Balm in ſeinen Fieberphantaſien ſtammelte, ließ ſich der Doktor herbei, den Grund der Krankheit woanders zu ſuchen, als in den Lomelina-Sümpfen, und indem er ſeine Behandlung änderte, bekam die Natur, der er nicht mehr widerſtrebte, endlich freie Hand, den jungen, lebensfähigen Mann aus eigenen Mitteln zu retten. Balm genas und Doktor Bacchiaccia — hatte eine glänzende Kur gemacht!

Er empfahl dem Rekonvaleſzenten ſtatt der Mailänder eine reinere Luft, z. B. am Comoſee. Der Rat war gut, aber Balm befolgte ihn nicht. Er war an einem Punkte getroffen, wo die Einſamkeit raſend macht, wo die Selbſteinkehr Gift wird, wo die Natur zerſtört und aufreibt, was nicht ſo kalt und gelaſſen iſt, wie ſie ſelbſt; wo nur eins die Lebensluſt reizt — Zerſtreuung.

Er ſehnte ſich nach Italien. Oberitalien war es ihm noch nicht. Er gab der alten Geographie recht, welche Italien am Rubikon enden ließ und drüber hinaus nur Gallien ſah, wenngleich ein ziſalpiniſches Gallien. Am Schauplatze des Kriegs war ihm der Krieg faſt unverſtändlich geworden. Wozu brauchen die Italiener Gallia cisalpina zu einem italieniſchen Vaterlande? Seltſam! faſt alle patriotiſchen Bewegungen Italiens gehen von dem altrömiſchen Ideale der Republik aus, aber die römiſche Republik kannte kein Italien jenſeits des Apennins. Als er dieſe Meinungen niederſchrieb, nannten ihn die Italiener — ſchwarz-gelb. Er blieb bei ſeiner Anſicht. Mußten nicht auch Kongreß-Polen und Kongreß-Griechenland Anteile

entbehren, welche viel echter und historischer polnisch und griechisch sind, als Ligurer und Veneter sich einbilden dürfen, Italiener zu sein? Warum verwarf Oesterreich die Idee eines Kongresses? Hätte ihm der Kongreß seine oberitalienischen Provinzen abgesprochen, um sie dem alt-italischen Apennin-Italien zuzusprechen? Hat denn die Diplomatie dem Kongreß-Polen Teile zugesprochen wie Podolien, Volhinien, die Ukraine, Galizien, Posen, Ost- und Westpreußen mit Danzig und Königsberg? Oder hat die Diplomatie dem Kongreß-Griechenland Teile zugesprochen wie Candia, Cypern, die jonischen Inseln oder wohl Byzanz? Was hätte Oesterreich von einem Kongresse zu fürchten gehabt? Warum setzte es in blinder Tollheit seinen italienischen Besitz aufs Schwert, anstatt daß der Kongreß im schlimmsten Falle diesen Besitz nur in ein staatsrechtliches Verhältnis zu einem italienischen Bundesstaate gebracht, dafür aber neu sanktioniert und unter die Garantie aller Kongreßmächte gestellt hätte? Als er so schrieb, nannten ihn die Oesterreicher — einen Emissär Palmerstons.

So war daher seine Politik schon früher isoliert und weder mit Feind noch Freund in Akkord; in Como aber, mitten auf dem Kriegsschauplatz, hätte er sie unter fortwährenden Reibungen zu vertreten gehabt, und wie abgestorben war er ihr jetzt, wie fürchterlich gleichgültig gähnte sie ihn an! Noch einmal ein Grund, das oberitalienische Como, das auf der Heerstraße der Debatten lag, zu meiden und sich in das Innere Italiens, in die großen Umgebungen und neutralen Verhältnisse der päpstlichen Ruinenstadt Rom zu sehnen.

Balm ging nach Rom.

Er war fremd in der ewigen Stadt. Er wußte sich keine Freunde dort, er brachte keine Empfehlungen mit. Es kümmerte ihn nicht. In seiner Stimmung sucht man zwar Menschen, aber nur als Haufen; man will allein sein, aber im Gewühl.

Dieser Zweck war vollständig zu erreichen auf dem römischen Korso, oder in den Künstlerkneipen am Monte Pincio, oder im Trastevere unter dem zerlumpten Gesindel vom ech-

testen Blut der altrömischen Götterschönheit. Wir würden schwer irren, dächten wir, Balm verschloß seine Augen vor diesen Schönheiten. Ach, das ist ja das Unglück eines verlorenen Ideals: das Niveau, auf das es herabgefallen, wird das unsrer eigenen Denkungsart; wir fallen mit. Glücklich, solange das Unglück noch schmerzt! schlimmer, wenn seine Wunde heilt: im Laufe dieser Heilarbeit haben wir uns nach und nach — zu ihm erniedrigt! Einheit ist so sehr das Gesetz der Natur, daß die geistige so wenig wie die leibliche einen Pfahl im Fleische ertragen kann. B l e i b t der Pfahl und ist er nicht auszustoßen, so wird er eingesaugt; das Fleisch ändert sich nach ihm. Nicht dort geschah Unrecht, sagt jetzt die Denkungsart, sondern bei dir, d a ß du so dachtest! Verbessere dich! Götter möchten weinen über dieses „verbessere dich", das sich verschlechtert! Aber der Mensch, kunstvoller als die Götter selbst zu allen Schöpfungen des Widerspruchs, der Mensch — bessert sich wirklich. Liebe! das war das Unrecht, sagt die verlorene Liebe. Das Weib ist nicht ein Ideenwesen und ein idealisches Individuum; es ist ein Naturelement, und Schuld und Unschuld sind das Unrecht d e i n e r Begriffe. Wie auf die Meeresfläche der Regen herabfällt, — nicht jener Regentropfen ist für diesen Meerestropfen, sondern jeder für jeden, so ist der Mann für das Weib: nicht Herz für Herz, sondern Element für Element. Gattung, G a t t u n g sind wir, das merke dir endlich, grausam bestrafter Individualitäts-Hochmut!

Das ist die philosophische Rouérie, in der der unglücklich Liebende mit seinem Unglück „sich aussöhnt", das heißt, mit dem Gemeinen sich aussöhnt. Und wie — flüstert es aus den wärmeren und weicheren Regionen in diese eisige Kopfarbeit hinein — und wie, wenn dir in dem elementaren weiblichen Haufen doch noch . . . ein Herz begegnete, denn möglich ist es ja, wenngleich nicht wahrscheinlich. Möglich ist es ja, wenngleich dein tapferer stählerner Kopf nicht darauf rechnet, sich schämen würde, darauf zu rechnen; aber — möglich ist es immerhin! Und diese sentimentale Rouérie wird dann erst der gefährlichste Don Juan! Den ersteren könnte doch von

Zeit zu Zeit die Scham überkommen, daß er fortfährt zu wünschen, wo er aufgehört hat zu achten, daß er aus dem Staube aufhebt, was vom Himmel in den Staub gestürzt; der zweite spiegelt sich vor, daß er immer noch Wege wandelt, die aus dem Staube zurückführen können; er vergoldet sich seine Wege, er adelt sich seine Denkungsart. Kein Scheidekünstler kann scheiden, was Wahres und Falsches in dieser Mischung, moralische Koketterie oder innerer Zusammenhang und wirkliche Gegenseitigkeit.

Kurz, Balm fing „zu leben" an. Er mußte sich „beschäftigen". Nennt es Herz — nennt es Sinne — fort mit den Namen, — die Sache her!

Solange er Rekonvaleszent war, hielt ihn nur eins zurück, die Eitelkeit. Er sah blaß und leidend, auch wollte er den Nachwuchs seiner Haare abwarten, denn das Todesfieber hatte ihn buchstäblich beim Schopfe gepackt.

Aber düftelnde deutsche Umständlichkeit gedeiht nicht auf römischem Boden. Dieser Boden will alles Leben lebendig, das kranke wie das gesunde, das schüchterne wie das dreiste.

Jedermann weiß, man braucht in Italien nicht zu suchen, um zu finden. Auf Straßen und Wegen, in Kneipen und Kirchen ist der Vermittler der weltlichen Freuden zur Hand, — der nicht einmal immer ein weltliches Kleid zu tragen braucht. Balm sah sich bald von seinem „mezzano" — Kuppler, sagt der grobe Deutsche — wie von seinem Schatten begleitet.

Der Mann hatte ein dorniges Amt. Balm wollte deutsch lieben. Noch war er unverdorben genug, um die Ehe zu schonen und vermählte Frauen zu achten. Das band dem „Freunde" gewaltig die Hände, denn just die Vermählte war nach seiner Landessitte die Befreite und Freigewordene, welche in der Ehe nicht eine Pflicht, sondern ein Recht sah, das Recht, sich und andern zu erlauben, was verboten gewesen. Als aber Balm auch von dem Mädchenrevier das ganze ungeheure Gebiet ausschloß, in welchem das schöne Wild selbst als Jäger auftritt, da wäre dem Welschen schier der Verstand stille gestanden, wenn dieses Phänomen in

Welſchland ſo leicht wie in Deutſchland vor ſich ginge. Die Folge war indes bloß, daß unſer Landsmann in der niedlich rupfenden Kralle des Römers von ſeinen Goldfederchen nur um einige mehr zurückzulaſſen brauchte; im übrigen ließ die Stadt, die ſchon Jugurtha käuflich gefunden, ihrer zweitauſendjährigen Praxis nicht nachſagen, daß ihr irgendein bezahlter Auftrag nicht ausführbar geweſen.

Balm hatte ſein Liebchen.

Es war ein drolliges Geſchöpf. Als er ſie zum erſten Male beſuchte, ging ſie um ihn im Kreiſe herum, als ob ſie ihn kaufen wollte wie ein Roßkamm, und ſagte unbefangen: Gott ſei Dank, man kann Euch lieben! Sie hieß Domenica und war eine wilde, üppige Diſtel, feurig, trotzig und gutherzig. Ihr angenehmer Wuchs, ihr bräunliches Geſicht mit heißen, aber launenhaften Augen, ihr ſchwarzes Haar, das eine heitere Stirn und einen vollen Nacken umwogte, ihre ebenmäßigen Glieder voll derber runder Geſundheit, bei raſchen und faſt ſprunghaften Bewegungen, das alles gab ihrer Perſon etwas Auffallendes und Einladendes. Ihren Geliebten hatte kürzlich ein unglücklicher Meſſerſtich auf die Galeere gebracht, ein Unfall, den ſie in einer Oſterie unter Freundinnen erzählte und mit dem Schwure verband, künftig nur Fremde zu lieben. Einer von dem Chore der — Dienſtfertigen hatte das aufgeſchnappt und ſich ſofort in ihre Verhältniſſe eingedrängt. Ihr Vater war ein Herrendiener geweſen, ein Bruder war Soldat, eine Schweſter verheiratet und Domenica allein bei der Mutter. Dieſe, eine Freundin von Kirchen und Prieſtern, ſchien bei ihrem langweiligen und, wie auf der Hand lag, erfolgloſen Ehrenhüteramte nach und nach mürbe geworden, und Domenica, leichtſinnig und launenhaft, dabei voll Lebensluſt und Freiheitstrieb, ganz dazu geſchaffen, ſtatt zu den Madonnen, wohin ihre Mutter lief, zu den Magdalenen ſich zu geſellen.

Das war das Spielzeug, womit ſich Balm die Martergedanken an ſein angebetetes deutſches Mädchen vertreiben wollte, das noch vor kurzem ſein ganzes Herz ausgefüllt.

Die Stunden, die er dieſem Spielzeuge nicht widmete,

ſchwärmte er durch die Straßen und Gärten. Vor Galerien, Muſeen und ihren Kunſtwerken, deren Gegenſtand ſo häufig das Nacktſchöne iſt, bezeugte er einen Widerwillen, der an einem gebildeten Deutſchen vielleicht zum erſten Male da war. Um ſich nicht ewig darüber verantworten zu müſſen, vermied er überhaupt die Geſellſchaft der Gebildeten und zechte lieber mit Bauern, Soldaten und luſtigen Mönchen in den verſchiedenen ſchöngelegenen Oſterien. Kam der deutſche Hang des Alleinſeins über ihn, ſo fand er Lieblingsplätze genug, wohin er ihm nachgehen konnte.

Das Koloſſeum war ihm ein ſolcher Lieblingsplatz. Als er es zum erſten Male ſah, legten ſich ihm dieſe Mauern wie Bande um ſeinen Geiſt. Er ſtand unter der Bogenhalle des Eingangs und zauderte abſichtlich, weiterzugehen. Die koloſſale Steinmaſſe lag da, im klarſten, flüſſigſten Himmelsblau. Zu allen Toren, Oeffnungen, Mauerſpalten und Bogenwölbungen perlte das ſchöne Licht herein und umſchnitt jeden Umriß mit Kraft und Genauigkeit. Das heiße Sonnenlicht, auf den uralten Quadern ſpielend, ließ ihre Naturfarben grünlich, bläulich, violett, in allerlei zarten Tönen ſchillern, was hie und da ein Anflug von Schimmel oder eine ſickernde Feuchtigkeit noch verſchönernder markierte. Er nahm bald dieſe, bald jene Wendung und ſah ſich das ſteingraue Altertum an, wie einen ſchönen greiſigen Bart, der ſich ſcheinbar in einer grauen Einfärbigkeit darſtellt, aber gegen die Sonne in jedem Haare und Härchen das Farbenſpiel einer kontraſtierenden Mannigfaltigkeit zeigt. Ein ſtarker Schlagſchatten durchſchnitt das großartige Rund in zwei Teile: in der Blendung der Sonne ſchien der beſchattete Teil tief und ſchwarz wie ein Krater; aber ließ das Auge den feurigen, allſeits ſpiegelnden Reflexlichtern nur eine Minute Zeit zu ihrer Wirkung, ſo zerfloß er in ein mildes duftiges Braun und vom Schatten blieb faſt nichts mehr übrig, als der Hauch einer Kühle, welchen die glühende Stirn, oder die Phantaſie in ihr, zu empfinden glaubte. In Licht und Schatten aber herrſchte ein Schweigen, welches die Seele angenehm ſchaudern machte, indem ſie ſich vorſtellte, daß es eine Stille — im größten

Theater der Welt war. Um ſo lieber lauſchte das nordiſche Ohr den Stimmen der Singvögel, dieſen ſeltenen Gäſten Italiens, welche hier in allen Ritzen und Spalten des alten Gemäuers zu Hunderten brüteten. In jedem andern Hofe hätten dieſe vielen ſingenden Zungen faſt einen Lärm erzeugt; hier aber ſchien es, als ſollten ſie nur die Größe des Raums bewundern laſſen, worin ſie ſich wie ein Windharfengeſäuſel, wie ein ſchwankender Traum verloren. Noch beſcheidener waren die Bienen zu hören, welche ihr Element, Blumen und Honig, auch im Koloſſeum zu finden wußten und das grüne, hie und da ſproſſende Mauergebüſch in wühlenden Kreiſen umſchwärmten, ihren emſigen Sammelfleiß mit einem Summen begleitend, wie mit dem ſtillen Beifallsgemurmel eines guten Gewiſſens.

Wie ſeine Heimat fand Balm die ſüße nordiſche Melancholie in dieſer Ruine und viele Stunden verträumte er hier. In den erſten Tagen wäre er am liebſten der Einſiedler geweſen, der in einem der vielen Bogengewölbe mit ſeiner Zelle ſich angebaut hatte.

Bald aber erweiterte er die Grenzen ſeiner phantaſtiſchen Streifereien.

Eines Tages ſchlenderte er die Tiber entlang an Ausſprüngen von Felſen und alten Mauern vorbei, indem er den angenehmen Weg verfolgte, der nach dem Monte Teſtaccio führte. Als er das Tor von St. Paul erreicht hatte, erblickte er in der Nähe desſelben eine kleine Pyramide, deren Backſteingemäuer mit weißen Platten von Marmor belegt war, welche bloß durch einen dunkleren ſilbergrauen Ton ein Alter verrieten, das ſie im Norden längſt durch Schutt und Verwitterung erzählt hätten. Eine Zypreſſe ſtand an ihrer rechten Seite und warf ihre ſchwarzgrünen Schatten auf das alte Denkmal. Balm erkannte die Pyramide des Ceſtius. Er wußte, daß er hier nun auch den proteſtantiſchen Friedhof zu ſuchen habe, oder vielmehr d i e, denn ſchon ſind deren zwei. Kaum hätte er gewagt, was er fand für einen Ort der Verweſung zu halten. Er fand Gärten, angepflanzt mit Zypreſſen und Lorbeeren, Myrten- und Roſenhecken, kurz

Baum- und Blumengärten, in deren Grünen und Blühen kein Mensch an abgelaufene Lebensuhren dachte. Gut stimmte zu dieser schönen Stille des Orts die nahe Aussicht auf Rom, auf die Peterskirche und auf den Janiculus, der eine sanft geschwungene Linie gehügelter Vordergründe mit einem schroffen Absturz zur Tiber, wie eine fließende Melodie mit einem pikanten Kadenzensprung, abschloß. Balm nahm sich vor, seine Spaziergänge recht oft nach diesen Friedhöfen zu lenken.

Die Villa Borgheſe, dieſer große Gemeinplatz aller Gaffer und Begafften, dieſes Stelldichein von ganz Rom und in Rom von halb Europa, dieſe klaſſiſche Läſterſchule aller Zungen der Welt, dieſe Berühmtheit erſten Ranges, beſuchte er faſt zuletzt mit Selbſtüberwindung, denn das allgemeine Pfauenradſchlagen, der gehenden, reitenden und kutſchierenden Faſhion, deſſen Brennpunkt dieſer größte und ſchönſte der römiſchen Parks iſt, ſagte ihm höchſtens in Stimmungen zu, wo er ſich zu ſatiriſchen und diaboliſchen Selbſtunterhaltungen aufgelegt fühlte. In anderen Momenten ſuchte er von der ganzen Villa Borgheſe nichts als jene einſame Seite, welche am Hügelrand eines Wieſentales den nördlichen Spaziergängen auf dem Monte Pincio gegenüberliegt und wo noch vor kurzem ein kleines unſterbliches Häuschen geſtanden — Raffaels Landhaus.

An dieſem Orte war es, wo Balm eine intereſſante Bekanntſchaft machte.

Als er zum erſten Male in dieſem Himmelchen ausruhte, — nicht lange nach ſeiner Ankunft in Rom, — gingen zwei Spaziergänger an ihm vorüber, welche er nicht beachtet hätte, wäre nicht das Gegenteil von ihrer Seite der Fall geweſen. Einer von ihnen, ein ältlicher Herr mit gebleichtem Haare und zartem, ſchneeweißem Teint, ließ nämlich im Vorübergehen ſeinen Blick auf ihn gleiten. Sogleich ſonderte er ſich von ſeinem Begleiter ab und trat an Balm heran. Er ſagte:

Sie ſehen leidend, mein Herr; fehlt Ihnen etwas?

Balm hatte vertieft dageſeſſen und war einer Anrede nicht

gewärtig. Er hob ſein Auge auf, maß den Mann und antwortete: Ich danke Ihnen, mein Herr, aber wenn ich litte, ſo würde ich mich ſchwerlich entſchließen, im Publikum davon zu ſprechen.

Alſo leiden Sie doch, ſcheint's.

Was könnte Sie veranlaſſen, Intereſſe daran zu nehmen?

Das fragen Sie am Sitze des Chriſtentums?

Balms Züge verdunkelten ſich. Warum nennen Sie die Menſchlichkeit Chriſtentum? Spräche der Ausdruck des Leidens nicht auch zum Herzen eines Hindu oder Mauren?

Gewiß, auch Heiden haben Menſchlichkeit. Aber *pflichtmäßige* Menſchlichkeit hat das Chriſtentum allein.

Das iſt ein Prädikat, das an der Hauptſache wohl nicht viel ändert.

Ich bitte um Verzeihung. Sie ſind vielleicht Künſtler, wenn ich vermuten darf. Aber würden Sie ſagen, es ändert nichts an der Kunſt, ob man ſie ausübt mit dem Prädikate eines Naturaliſten oder Stiliſten? Der Heide iſt gleichſam Naturaliſt in der Menſchlichkeit. Vielleicht ein liebenswürdiger, ein geiſtreicher Naturaliſt. Aber im Chriſtentum iſt die Menſchlichkeit *Stil*.

Das läßt ſich hören! murmelte Balm unwillkürlich.

Der alte Herr ſah ihn freundlich an. Mit einer Art, die nicht mehr väterlicher ſein konnte, ſagte er: Beſuchen Sie mich, wenn Sie Zeit und Luſt dazu haben. — Er gab ihm ſeine Karte, grüßte, und ſetzte ſeinen Weg mit ſeinem Gefährten fort.

Balm ſah ihm lange nach.

Tags zuvor hatte er ſich bei Domenica eingeführt!

Unſer Held war raſcher Eindrücke fähig. Er dachte, ob er es auch heute noch täte? Er mußte unwillkürlich vergleichen zwiſchen den Wegen, welche ein troſtbedürftiges Herz einſchlagen kann, und war beſchämt über den ſeinigen. Ob dieſer Mann ihm nicht mehr bieten könnte, als den negativen Zeitvertreib: vergeſſen, zerſtreuen? Iſt Philoſophie, Kunſt, Religion, iſt eine Welt voll Geiſt und Gedanken, die dem Gebildeten offen ſteht, iſt der Umgang mit Männern, welche den

Idealen von Jahrtauſenden nachſtudiert, welche durch Schule, Alter und Schickſal ſelbſt wieder den Rang eines bildenden Ideals erreicht haben . . .

Hier unterbrach ſich Balm. Er ſchlug ſich hohnlachend vor die Stirn. Ins Narrenhaus, die Ideale! Es gibt keine, ich hab' es geſchworen! Wenn es nicht einmal möglich iſt, das paſſive Ideal einer Mädchenunſchuld zu erleben . . . Nein, nein! Was iſt der Menſch? ein Schuft. Recht hat Platen!

Und er ging hin zu einem Souper mit Domenica.

Desungeachtet brach er am folgenden Morgen eine Lanze für den alten Herrn.

Ein junger Engländer, ſein Tiſchnachbar, warnte ihn nämlich, er möge ſich vor Proſelytenmachern in acht nehmen. Er ſei noch nicht lange in Rom und ſchon hätten ſich Pfaffen an ihn gedrängt, wie man geſtern in der Villa Borgheſe bemerkt haben wollte.

Da antwortete Balm, empfindlich über Bevormundung und Spionierei, trotzig und kalt: Ich danke Ihnen, mein Herr. Auch ich will bemerkt haben und zwar mit Verdruß, daß aus dem Hafen von London Jahr für Jahr ganze Schiffsladungen von Miſſionären und Bibeln abgehen, um die nackten unſchuldigen Völker eines ſchöneren Himmels zu der kälteſten und herzloſeſten Sorte von Chriſtentum zu bekehren, zu einem Chriſtentum für geldſtolze, Sovereign-zahlende, Kirchenſtuhlabonnierende Gentlemen, zu einem Chriſtentum der Phariſäer, der Reichen und Praſſer, der Käufer und Verkäufer im Tempel. Wie eine Nation, welche die Bekehrung im koloſſalſten Fabrikſtil betreibe, die teilnehmende Anſprache eines einzelnen Katholiken als Bekehrungsſucht denunzieren könne, hätte jener Chriſtus, nach welchem ſie ſich beide Chriſten nennten, wahrſcheinlich Mücken ſeihen und Elefanten verſchlucken genannt.

Auf dieſe Antwort antwortete der Engländer wieder und der Streit der jungen Männer erhitzte ſich.

Noch warm von dieſer Unterhaltung ging Balm ſogleich hin, ſeinen barmherzigen Samariter aufzuſuchen, was er ſonſt ſpäter, vielleicht gar nicht getan hätte.

Marcheſe Santafiore nannte ſich der alte Herr. Er wohnte hinter dem Hofe des Bramante im Vatikan. Als Balm ſich melden ließ, empfing ihn ein Diener in Schwarz, welcher ihn zu warten bat, bis der Herr Marcheſe von ſeiner Hausandacht, die bald zu Ende ſei, aus der Kapelle zurückkomme.

Balm blieb. Er ſah ſich im Warten das Empfangzimmer an.

Es war mit Statuetten, Büſten, Gemälden ehrwürdigreizend ausgeſchmückt. Auf den erſten Blick glaubte er Antiken zu ſehen und war überraſcht, wenn hier eine Zeusbüſte Salvator Mundi, dort ein Venuskopf Beata Maria Virgo hieß. Dem deutſchen Proteſtanten war es neu, das heidniſche Schönheitsideal im Bilderdienſt der katholiſchen Frömmigkeit zu ſehen. Jenſeits der Alpen meint die gangbare Bildung mit dem Namen „Raffael" alles geſagt zu haben, was ſie von der Verſchmelzung der Antike mit dem Chriſtentume weiß; hier ahnte Balm, daß die Wurzeln davon tiefer reichten und daß er eine Erſcheinung ſehe, über welche er noch nicht nachgedacht. In dieſem einfachen Kabinette ging ihm Rom zum erſtenmal ins Gewiſſen und er fing dunkel zu erraten an, daß er ſich in eine Welt begeben, in welcher man nicht trotzen und ſchmollen, genießen und ablehnen könne nach grillenhaftem Belieben, ſondern wo ein denkender Menſch, welcher dieſen Anſpruch behaupten will, ſich noch mehr ſchuldig ſei, als ſich zu „zerſtreuen".

In dieſer Stimmung traf ihn der Marcheſe. Er hätte ihn kaum in einer beſſeren treffen können.

Soeben kam der alte Herr vom Gebete heraus. Sein „sia benvenuto" klang ſo melodiſch, ſein weiches Auge grüßte ſo ſchön, ſein bleiches Geſicht lag in ſo edlen freundlichen Falten, — Balm betrachtete ſich jetzt erſt mit Muße die Erſcheinung dieſes Mannes, die ihn geſtern überraſcht und nur flüchtig geſtreift hatte. Der Totaleindruck — es iſt wahr — wäre für jeden andern Mann ein wenig zu weiblich geweſen; aber Balm ſagte ſich längſt, daß er am Marcheſe Santafiore einen Geiſtlichen oder wenigſtens einen Affiliierten vor ſich

habe und als priesterliches Charakterbild war der alte Herr faſt ein Ideal!

Balm, welcher in der Debatte mit dem Engländer einen jener Fälle erlebt hatte, daß einander ſich Widerſprechende im ſtillen voneinander annehmen, beſchloß, den gordiſchen Knoten, den ihm der Engländer geknüpft hatte, ſogleich zu durchhauen. Mit der Verſtellung des Humors, in welchem ſich ſeine aushorchende Abſicht verbarg, fing er die Unterhaltung an.

Sie ſehen, Herr Marcheſe, ſagte er, Ihre geſtrige Freundlichkeit iſt auf einen guten Boden gefallen. Sie hätten einen glücklichen Anfang gemacht, wenn Sie Ihren Vorteil etwa verfolgen und einen Ketzer bekehren wollten.

Aber der Marcheſe ſagte mit einem naiven Erſtaunen: Bekehren? Von Ihrem evangeliſchen Glaubensbekenntnis? Das Evangelium glaube ich auch. Nein, mein Freund, man ſoll einen Menſchen nur von ſeinen Sünden bekehren, nicht von ſeinem Glauben.

Balm war frappiert. Aber er faßte ſich und beſann ſich weltklug auf das „fistula dulce canit". Keck führte er ſeine Sonde noch tiefer, indem er antwortete: Einen Menſchen von ſeinen Sünden bekehren, nicht von ſeinem Glauben. Ein ſchönes Wort, Herr Marcheſe, vielleicht zu ſchön! Wie alſo? Scheint es doch, Sie würden mich faſt tadeln, wenn ich ſelbſt etwa Luſt bekäme, in Rom katholiſch zu werden?

Das iſt ein anderer Fall, antwortete der Marcheſe. Und dann — ich weiß nicht! Vielleicht würde ich ſagen, laſſen Sie Ihre Kinder katholiſch werden, aber beten Sie ſelbſt, wie Ihre Mutter gebetet hat.

Jetzt erſtaunte Balm nachhaltiger. Entweder er fand an dieſem Römer ſeinen Meiſter in der Verſtellungskunſt, oder er hatte wirklich einen Mann vor ſich, der ſich von dem gemeinen Haufen der Klerikalen aufs vornehmſte unterſchied.

Jedenfalls gab er es für heute auf, das Geſpräch als ein Verſteckensſpiel zu führen. Es intereſſierte ihn an und für ſich. Er wiederholte: Beten Sie, wie Ihre Mutter gebetet hat. Dieſes Wort iſt ſo ſchön wie das vorige, aber mir fällt doch

ein Widerſpruch dazu ein. Der Fortſchritt liegt bei den Männern, nicht bei den Frauen. Wo wären wir, wenn wir, ſtatt vorwärtszuſchreiten, in die Fußtapfen unſerer Mütter zurückſchritten? Ja, das Chriſtentum ſelbſt wäre nicht da, dieſer Fortſchritt gegen das Heidentum, wenn die erſten Chriſten gebetet hätten, wie ihre heidniſchen Mütter.

Darum iſt es ja meine Meinung, — ſoll und muß ein Glauben ſich ändern, — für die eigene Perſon beim alten zu bleiben, aber im neuen die Kinder zu erziehen. Beten Sie, wie Ihre Mutter gebetet hat; aber von Ihrer Mutter zu Ihrem Kinde, alſo von der Großmutter zum Enkel, dieſer moderierte und langſame Uebergang iſt ſchon naturgemäßer.

Ich denke mir das beinahe unmöglich. Wenn ich einen Irrtum ablegen, wenn ich einer beſſeren Wahrheit Zeugnis geben will, warum ſoll ich beides erſt in meinem Kinde? Müßte der Eifer ...

Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche. Sie ſprechen von Irrtum und Wahrheit. Das ſind Worte, die ich in der Religion nicht kenne.

Balm ſah den Marcheſe groß an.

Ich merke wohl, ſagte dieſer, welche Unterſcheidung zwiſchen uns liegt. Sie denken ſich die Religion als Ueberzeugung; ich aber glaube, die Religion iſt Sitte.

Balm überſann dieſen Ausſpruch. Iſt ſie nicht beides?

Sehr wahr. Sie iſt beides: Ueberzeugung und Sitte. Nun ruht die Ueberzeugung im Verſtande, die Sitte im Herzen. Da denke ich nun, in einem Streitfalle beider ſollte der Verſtand die zweite, das Herz die erſte Stimme haben. Ein Menſch ſollte ſo zu ſich ſprechen: Liebe Mutter, ich bin zwar klüger als du, aber ich bin nicht ſo klug — um dir wehe zu tun. Ich will meine Klugheit auf meine Kinder vererben; dir ſelbſt aber will ich ein gutes Kind bleiben und wandeln in deiner Lehre und in deinem Beiſpiele. Ich will beten, wie deine Einfalt mich unterwieſen hat.

Balm, welcher wohl wußte, was die modernſten Heißſporne darauf antworten würden, war begierig, an dieſem Scheidewege ſich's entſcheiden zu ſehen, ob er einen Katho-

liken der alten oder der neuen Schule vor ſich habe. Er antwortete im Sinne der Neufanatiker: Hier auf Erden iſt Liebe, ſelbſt Mutter- und Kindesliebe ein ſchöner menſchlicher Wahn. Wie aber, wenn Gott es anders betrachtete? Wenn er unter den Poſaunen des Jüngſten Gerichts mir zudonnerte: Hebe dich hinweg, fauler Knecht! Du haſt meine Wahrheit erkannt und haſt die erkannte Wahrheit aus Schwäche zum ſterblichen Weibe wiſſentlich an dir vorübergehen laſſen! Wie dann?

Mit einem ſokratiſchen Lächeln, das nicht mehr anmutiger ſein konnte, antwortete der alte Herr: In dieſem Falle würde ich zunächſt Silbenſtecher werden. Ich würde dem lieben Gott antworten: du ſprichſt: meine erkannte Wahrheit! Wieſo, deine Wahrheit? So gut wird's einem auf Erden nicht, daß man deine Wahrheit zu hören bekäme. Man hört nur die Wahrheit deiner Gottesgelehrten, aber die iſt vom Apoſtel Paulus bis zum Profeſſor Paulus in Heidelberg vielhundertmal eine andere geweſen. Was Wunder, daß ich deine Wahrheit deinen Gottesgelehrten überlaſſe und ſchlecht und recht zu dir bete, wie meine Mutter gebetet hat! Schwäche zum ſterblichen Weibe nennſt du das? Geh doch, das kann dein Ernſt nicht ſein! Haſt du doch ſelbſt ein ſterbliches Weib deiner göttlichen Empfängnis gewürdigt, ich meine die Jungfrau Maria, verwitwete Zimmermannsfrau und gegenwärtige Himmelskönigin, — was auch eine deiner erkannten Wahrheiten iſt! Und was die Schwäche betrifft, — lieber Gott, du könnteſt Gott danken, wenn uns die Religion nur allen zur Schwäche würde! Es wäre ihre größte Stärke. Das was für weltliche Dinge eine Schwäche oder ein Faible heißt, das heißt für geiſtliche und göttliche Gegenſtände Pietät, und nun wüßte ich nicht, was die Religion Beſſeres ſein könnte, als Pietät. Etwa „dogmatiſche Ueberzeugung", alias Rechthaberei, Eigenſinn, Gelehrtendünkel und Schulwitz? Leider Gottes, daß die Kirchen dieſen Gang genommen haben und nehmen! Jede Kirche befände ſich beſſer, wenn ihre Angehörigen, anſtatt die Streitluſt des Witzes, die Schwäche des

Herzens für ſie hätten — die Pietät. Aber ſiehe da, das Wort „Pietät" bedeutet urſprünglich Eltern- und Kindesliebe. Da wären wir alſo, wovon wir ausgegangen. Bete, wie deine Mutter gebetet hat! Der erſte Katholik, der ſich die Meſſe abgewöhnen konnte und Pſalmen ſang, iſt nicht mein Mann; aber der erſte Hugenott, der ſich das fromme Choralſingen ſeiner Mutter abgewöhnen konnte und in die Meſſe ging, iſt wieder nicht mein Mann. Glaubensänderungen ſoll man ſich zweimal beſchlafen. Eine Generation reicht nicht aus dafür. Von der Großmutter zum Enkel, das geht eher. Ich mag keine Konvertiten.

Balm bedauerte, daß an dieſem Punkte des Geſpräches ein Beſuch gemeldet wurde, ſo daß er ſeinen eigenen abzukürzen für anſtändig halten mußte. Der Marcheſe verabſchiedete ihn ohne einen Zug von fataler pfäffiſcher Süßlichkeit, aber nur um ſo echter und inniger in dem ſchlichten Ausdruck von Wohlwollen und Menſchenliebe. Als er um Balms Adreßkarte bat, hätte es dieſer wie eine Ziererei empfunden, ihm „die Bemühung" eines Gegenbeſuches zu erſparen und dieſe „Ehre" abzulehnen. Das waren Töne, die nicht hierher paßten.

Balm ging. Er ging auf einem einſamen Spaziergang und unterhielt ſich noch lange damit, die Eindrücke dieſes Beſuches zu überdenken und nachzugenießen.

Heute fehlte ihm die Stimmung, mit ſeinem römiſchen Liebchen zu ſoupieren.

Drittes Kapitel

Kommt der Berg nicht zu Mohammed, ſo kommt Mohammed zum Berge. Eine junge Römerin iſt nicht geſonnen, zu ſitzen und zu warten, bis der Zeus der Liebe als Wolke oder als Sonnenſchein zu ihr ſich herabläßt. Sie macht ſich ſelbſt ihr Wetter.

Am folgenden Morgen hatte Balm die Ueberraſchung, Domenica bei ſich eintreten zu ſehen.

Er hatte ſie nicht berufen, ſie kam ungeladen, und wie ſie ein ſo vertrauliches Gleichheitsrecht ſich herausnahm, ſo frappierte ihn dieſe naive Dreiſtigkeit. Uebelnehmen konnte er ſie aber doch nicht. Das Mädchen war reizend. Er ſah ſie zum erſten Male außer dem Hauſe und im Viſitenanzug, und ſie hatte ſich allerliebſt zu kleiden gewußt. Ohne die Pariſer Moden der höheren Stände zu affektieren, hatte ſie ſchlaue Koketterie genug, ein römiſches Volksmädchen zu bleiben, und befand ſich vortrefflich in der Tracht der Campagna, deren Motive ſie in zarten Nuancen wie eine Künſtlerin idealiſierte. Welcher Mann von Sinn und Auge gewinnt nicht Hochachtung vor einer weiblichen Perſon, die mit Geſchmack ſich anzuziehen weiß? Sie trägt ihren Verſtand gleichſam am Leibe! Dazu trat ſie mit einer gewiſſen Schüchternheit ein, als wäre ſie ſich ihrer gewagten Erdreiſtung bewußt, was der ungezogenen Wildheit ihres Weſens eigentümlich vornehm und faſt rührend zu Geſichte ſtand. Kurz, der geſtrenge Germane vergaß ſchleunigſt ſein angetaſtetes Hausrecht und die Ungleichheit der Partie; im Gegenteile, er wuchs beinahe in ſeiner Selbſtachtung, daß das Mädchen, zu dem er „herabgeſtiegen", eine ſo gute Figur mache. Er empfing ſie mit offenen Armen und lachenden Augen.

Und ehe er ſich's verſah, komponierte er ſelbſt eine Entſchuldigung, anſtatt die ihrige zuzulaſſen, und bat ihr ſein geſtriges Ausbleiben ab. Er drang mit großer Verliebtheit in ſie, etwas zu wählen, das er ihr als Genugtuung anbieten könne. Sie ſagte, es ſei heute eine Tombola in der Villa, ob er ihr ein paar Loſe dazu kaufen wolle. Ein beſcheidener Wunſch!

Im Laufe dieſer Schäferſtunde pochte es an ſeine Tür. Das Paar hielt ſich ſtille, aber Domenica ſprach mit einem eiferſüchtig fragenden Blicke. Balm, der ſich unſchuldig wußte, ergötzte ſich an dem berühmten italieniſchen Dolchesblick, den er zum erſten Male im Original ſah.

Der Beſuch wendete ſich an die Türe gegenüber zu Balms Hauswirtin. Domenica atmete auf, als ſie eine Männerſtimme ihre Karte abgeben hörte. Jetzt aber ſtutzte Balm. Es war der Marcheſe Santafiore.

Eine ernſte Mahnung! Und doch; er hatte ſchnell gelernt, dieſe Kontraſte zu bemeiſtern. Ebbene, dachte er ſich: im Arme dein ſinnliches Liebchen, auf dem Korridor draußen der Spiritualismus — es reimt ſich alles zuſammen! Rom bietet dir, was römiſch iſt.

Ein wahrer Triumph war ihm ſein heutiger Mittagstiſch. Er erzählte ſeinem Tiſchnachbar, dem Engländer, daß er den Marcheſe Santafiore juſt als einen Gegner und erklärten Feind der Proſelytenmacherei kennen gelernt. Man ſoll einen Menſchen nur von Sünden, nicht von einem Glauben bekehren; beten Sie, wie Ihre Mutter gebetet hat; ich mag keine Konvertiten; ſogar ſeine gemütliche Neckerei mit dem Mariendogma; — nichts ſchenkte er dem Engländer. Er führte ihn großartig ab.

In der Tat hörte der junge Mann beſchämt und einſilbig zu. Er ließ alles über ſich ergehen. Als ſich Balms Uebermut endlich erſchöpft hatte, ſagte der Engländer beſcheiden: Darf ich Ihnen ein Geſchichtchen erzählen? Und er begann: Als ich vom väterlichen Gute zum erſten Male nach London kam, war ich ein wohlerzogenes, wohlgehütetes Mutterkind. Ich wohnte bei meinem Onkel, ſah nur gute Geſellſchaft, ging nur mit dem feinſtgeſiebten Mehle der Jugend- und Tugendmuſter um. Die Bekanntſchaft, die ich auf eigene Hand machte, war an dem einzigen Orte, wo ich dazu Gelegenheit hatte, in der britiſchen Bibliothek. Mein Platznachbar war ein ſtiller, fleißiger Menſch, mit dem ich zuweilen über Bücher und gelehrte Sachen ein flüſterndes Wort wechſelte. Wir gingen ein paarmal gleichzeitig fort, begleiteten uns und fanden Geſchmack aneinander. Ich habe all mein Lebtag kein ſo prüdes Jüngferchen in Hoſen geſehen, als Mr. Chely, meinen Bibliotheksfreund.

Ich geſtehe, ich hätte gern meinen Wildhafer geſäet, wie wir Engländer ſagen, und ein erfahrener Freund, der mich

ein bißchen verführt hätte, wäre mir lieber gewesen. Aber daran war bei Mr. Chely gar nicht zu denken. Wenn ich schüchtern zu zirpen anfing — vom Café de la régence, oder vom Kasino in Windmillstreet, oder gar vom Regents-Park, Dinge, die ich leider nur aus Zeitungen oder Romanen kannte, so sprach er von der Abtei meines väterlichen Gutes, von Forellenbächen und Norfolkfichten. Ihn, als Städter, interessierte das Land; ich, als Landjunker, hätte gern einen Wegweiser zu den verbotenen Reizen der Stadt gehabt. So begegneten sich unsere Neigungen nie. Machten wir einmal einen Ausflug zu zweien, so schleppte er mich irgendwohin „ins Grüne" und stillte meinen Appetit, dessen Leibfarbe er nicht erriet, mit Vegetabilien.

Eines Tages fuhren wir unter warmen, dunstigen Regenwolken nach Hamptoncourt, denn, sagte Mr. Chely, die Natur ist in allen Beleuchtungen schön, wir profitieren sicher einen „Regenbogen" und ein „Abendrot". Inzwischen fing es ganz tüchtig zu regnen an und es blieb uns nichts übrig, als in einer Kneipe am Wege das Wetter abzuwarten. Aber der Regen hielt an. Wir langweilten uns ... Mr. Chely fragte den Wirt, ob ein Schachspiel da wäre. Der Wirt verneinte. Er hätte nichts als eine Karte. Das taugt uns nicht, sagte Chely. Ich habe seit fünf Jahren keine Karte berührt und auch damals spielte ich nur aus Not, um einem kränklichen Pfarrer, von dem ich Bücher brauchte, die Zeit zu vertreiben. Dieser Herr spielt wahrscheinlich gar nicht. Ich sagte, ich hätte mit meinen Geschwistern Cribbage gespielt. Nun gut, so spielen wir Cribbage, antwortete er. Wir setzten uns hin und spielten das Altweiberspiel.

Wir waren nicht lange allein. Bald erschien eine Gesellschaft von Herren und Damen, lachend und lustig über den Unfall, denn der Regen hatte auch sie ereilt. Sie baten uns, an dem Spiele teilnehmen zu dürfen, und so spielten wir abwechselnd untereinander. Ich verlor zwanzig Pfund. Die Herren boten mir Revanche an und luden mich in ihre Familien in London ein. In diesen sogenannten Familien fand ich nun vollauf die schlechte Gesellschaft, nach der ich

mich ſchon ſo lange geſehnt hatte. Die jungen Damen der Familien verſtanden meine Sehnſucht nach Regents-Park, während mir die Herren der Familien ſo gut Revanche gaben, daß ich nach und nach zweitauſend Pfund zahlte und mit noch viel mehr beſtändig im Rückſtande war. Ich erſchwindelte mir vom Hauſe das Doppelte und Dreifache meines bisherigen Taſchengeldes, ließ mir koſtbare Bücher, Karten, Bildwerke, Inſtrumente für Aſtronomie und Phyſik anſchaffen, welche ich im ſtillen wieder verkaufte, hatte faſt jede Woche, wie ich vorgab, meine Uhr, meine Hemdknöpfchen von Diamanten, meine diamantene Buſennadel, kurz, jeden nur erdenklichen Wertgegenſtand verloren, verlor Börſen, Briefta ſchen und Geldbriefe. Mit einem Worte, ich wurde „der Londoner verlorene Sohn". Meinen jüngferlichen Freund Chely ſah ich jetzt nicht mehr, denn unter dem Vorwande, in die Bibliothek zu gehen, ging ich in die „Familien". Zu meinem Glücke ſah ich ihn endlich nach mehreren Monaten wieder, nämlich — auf der Anklagebank vor den Aſſiſen. Ich ſelbſt war ihm als Zeuge gegenübergeſtellt worden und die Zeugen zählten nach Hunderten. Denn mein Geſchichtchen endet mit einem Monſterprozeß, welcher einer Gauner- und Falſchſpielerbande gemacht wurde, und Mr. Chely war einer der raffinierteſten ihrer Koſaken. In dieſem Augenblicke iſt er mit einem Sträußchen meiner ſchönſten „Familien"-Damen — in der Botany-Bai.

Und die Moral dieſer Geſchichte? fragte Balm verwirrt und ziemlich überflüſſig.

Daß es eine Menge Zielpunkte gibt, welchen man, wie die Ruderer — mit dem Rücken zuſtrebt. Man könnte es auch in der Sprache der Photographen „negative Aufnahmen" nennen. Hätte mein Mr. Chely mich direkt in die ſchlechten Häuſer geſchleppt, ſo hatte er von meiner guten Erziehung zu fürchten, daß ſie mich bald genug abſchreckten. Aber er führte mich „ins Grüne" und in die „Familien".

Und die Nutzanwendung davon bezieht ſich auf meinen Marcheſe Santafiore?

Das sage ich nicht, aber — ein Wunder wäre es nicht, wenn Rom endlich gelernt hätte: anders fängt man Mortaras, anders hysterische Weiber und anders mannhafte Protestanten. Der feinste Kosak fängt — mit den Reizen seines Umgangs, mit seiner Persönlichkeit.

Balm biß die Lippen. Jetzt war das Still- und Bescheidensein wieder an ihm. Hm! sagte er dann, Sie gestehen wenigstens, dieses Verfahren müßte sehr langsam, sehr vorsichtig sein, und dabei hätte man immer den Vorteil eines liebenswürdigen und sympathischen Gesellschafters. Bis er meine Seele bekäme, genösse ich früher die seinige; er zahlte mir einen gewissen Kaufpreis für einen ungewissen Kauf.

Das mußte freilich wahr sein. Und so schüttelten sich die jungen Männer echt englisch die Hand und hatten ihren dining-Disput, der ihnen bereits anfing, Bedürfnis zu werden, für diesmal wieder beendet.

Balm aber verlangte es ja nicht besser, als gar nicht zu Atem zu kommen und aus einer Stimmung in die andere geworfen zu werden. Und schon war die Stunde der Tombola da und fort ging's wieder zu neuen Bildern und Eindrücken, zu einer echt römischen Original-Volksszene.

Halb Rom wogte nach der Villa Borghese. Dort nämlich wurde die Tombola abgehalten. Der Schauplatz dieser Schicksals-Komödie war ein ungeheurer ovaler Rasenplatz, eingefaßt von einer breiten Rennbahn, auf welcher zum Schlusse der Lotteriefeier ein Wettrennen zu erwarten stand. Die Rennbahn war gegen die Mitte des Rasenplatzes durch eine Tarushecke von halber Mannshöhe abgegrenzt. An der entgegengesetzten Seite zogen sich rings um dieses Rasenoval amphitheatralisch Steinmassen als Sitz- und Stehplätze bis zu der Höhe eines zweistöckigen Hauses. Gegen die Nähe der Tombola verwandelten sich diese Freiplätze in geputzte Tribünen für Zuschauer von Rang oder bezahlende Fremde, und die Tombola selbst erhob sich in der inneren Mitte des Amphitheaters als ein mit Teppichen rot ausgeschlagenes Gerüst, auf welchem das Glücksrad, die Nummertafeln, der Waisen-

knabe und die Direktoren der Lotterie vom ganzen Volke gesehen wurden.

Als Balm mit Domenica und ihrer Mutter ankam, waren die Zuschauerreihen des Zirkus schon von einer ansehnlichen Volksmenge erfüllt. Männer und Frauen, Soldaten und Mönche, Fischer, Landleute, ehrsame Stadtbürger, Elegants und Bettler, alle Farbenstifte des römischen Mosaikgemäldes hatte der große Künstler, Natur und Zufall, bereits mit dem prächtigsten Effekt aneinandergereiht. Das Volk schien die Tombola als ein Sonntagsfest zu betrachten. Die Frauen namentlich prangten in ihrem glänzendsten Putze. Spangen und Gürtel, Kämme, Haarnadeln, Stirnbänder und Ohrgehänge, massiver Metallschmuck auf Kleidern, Köpfen, Nacken, Ringe im Ueberfluß an allen Fingern — und alles war echt! Man glaubte wirklich die Matronen der Männer zu sehen, welche eine Welt zu verprassen hatten. Unser Nordländer sah es mit Staunen, kein falsches Schmuckstück bis in die untersten Klassen hinab! keine Imitation weder von Silber und Gold, noch Perlen und Edelsteinen! Und mit welcher Sorglosigkeit das alles getragen wurde! Niemand hütete sich, nahm sich in acht, war mit Gedanken des Verlierens oder des Stehlens bei seinem Schatz; — als sei jeder ein König und hielte auch seinen Nachbar für einen.

Ei sehe da, Signora Fulvia, der Himmel gebe Euch einen guten Tag. Euch und Donna Domenica! Herauf zu uns, wir haben Platz. Kommt Weiberchen, kommt, ihr habt die Augen des Glücks. Wunder, was für schöne Sterne man am hellen Tage sieht! — Balm sah den rundlichen Bürger, der so sprach und etwa ein Nachbar Bäcker oder Wurstmacher sein mochte, mit Anerkennung an, was diesem sogleich schmeichelte, denn er fühlte, daß es seiner Galanterie galt, deren er sich manchmal mit Glück befliß. Und so fuhr er fort: Eccellenza inglese, Ihr begnügt Euch mit einem schlechten Platz unter uns, aber er wird besser, wenn I h r drauf steht. Kommt nur, Ihr seid willkommen! Und Mutter Fulvia, ihre Seidenrobe ein wenig hebend, schritt mit einem Anstande, den ihr Balm nicht zugetraut hätte, die Stufen der Schaubühne hinan. Un-

ſer Freund war Aug und Ohr für das liebenswürdige, ſüdlich-polierte Volk. Aber er vergaß, daß man ſolche Eindrücke hier nicht verſchluckt, ſondern alles gleich dramatiſch veräußerlicht. Dieſe ganze republikaniſche Oeffentlichkeit, wovon ſich deutſche Republikaner nichts träumen laſſen, verſchüchterte ihn, indem ſie ihm imponierte, und reflektierend, ſtatt tapfer mithandelnd, ſekundierte er nicht, wie er ſollte, ſeinen beiden Damen, welche mit Grüßen und Gegengrüßen nach allen Seiten hin arbeiteten.

Es half nichts, der nordiſche Gaſt mußte ſich erziehen laſſen. Seid nicht ſo ernſthaft, flüſterte Mutter Fulvia ihrem Führer zu; macht Euch bekannt, Signor, macht Euch bekannt. Wir ſind unter lauter Nachbarsleuten. Die ganze Via d'Omfale ſteht da. Und mit einem guten Beiſpiel vorangehend, warf ſie ihre munteren, lachenden Augen unterhaltungsſüchtig im Kreiſe herum.

Auch fand ſie ihre Beute ſofort. Seid geſegnet, Bruder Jammertal, rief ſie über ein paar hundert Köpfe einem Franziskaner zu. Wie geht's Euch? rückt näher zu uns!

Warum heißt er Bruder Jammertal? fragte Balm, um zu fragen.

Ah, der närriſche Burſche! Er predigt 's ganze Jahr vom irdiſchen Jammertal. Hängt ihm eins an, Signor, reibt Euch an ihm; Ihr ſeid ein Gelehrter, Ihr verſteht's. Bohrt ihn an, ſtecht ihm den Narren!

Balm, der nicht hier geweſen wäre, wenn nicht, ſich mitzutummeln, hatte ſein Rekrutenfieber im Augenblick überwunden und tat, wie Frau Fulvia wünſchte. Mit lauter Stimme rief er dem Franziskaner zu: He, Bruder Jammertal, ich höre Gutes von Euch, es freut mich, Eure Bekanntſchaft zu machen. Wir müſſen ein paar Flaſchen miteinander leeren. Ihr müßt ein Bruder Freudental werden.

Als ob leere Flaſchen eine Freude wären, reſpondierte Bruder Jammertal in ſeinem Charakter.

Balm fuhr fort: In dieſem Falle wollen wir uns noch andere gute Dinge beilegen. Ich muß Euch durchaus bekehren. Was Jammertal! Hätte der liebe Gott Auſtern und

Mädchen erschaffen, wenn die Welt ein Jammertal sein sollte?

Der Mönch antwortete: Das eben ist ja der Jammer, daß man Austern und Mädchen niemals genug hat!

Das kindische Volk belohnte diese Worte mit einem unmäßigen Beifall. Halbwüchsige Knaben warfen ihre Mützen in die Luft, Mädchen rissen Blumen aus ihren Sträußern und bewarfen den munteren Franziskaner und wer nichts tun konnte, schrie ein Bravo und ein Evviva, als ob ein Held seinen Einzug halte. Und doch konnte Balm bemerken, daß das Volk nicht jubelte, weil es einen guten Einfall etwa wie eine Seltenheit bewunderte, sondern weil es eben lustig sein wollte. Denn im nächsten Augenblicke war der Franziskaner wieder vergessen und Scherz und Lachen sprühte an anderen Punkten auf.

So vertrieb sich das Volk die Zeit bis zum Anfang der Tombola. Dieser feierliche Augenblick war endlich da. Ein handfester Kerl mit nackten Armen riß im Schwunge das Glücksrad herum, welches blitzend im Sonnenschein die gespannten Augen der Tausende blendete. Ein paar Wirbel, dann stand das Rad still. Phantastisch geputzt, trat jetzt der Waisenknabe vor. Affektvolle Weiber schrien ihm zu, er möge gut ziehen. Madonna, gib ihm eine glückliche Hand! Engel Gottes, segnet das unschuldige Kind! Und die verhängnisvolle Handlung beginnt.

Der Knabe zieht die erste Nummer, übergibt sie dem Aufseher, dieser den Direktoren, diese dem Ausrufer. Ein schmetternder Trompetenstoß macht das ewig lärmende Volk schweigen. Der Herold erhebt seine Stimme und ruft laut: Diece! Zugleich erscheint die Zahl auf vier Nummertafeln, welche nach vier Seiten hin errichtet sind, und zuletzt im kolossalsten Format allein auf einer Drehscheibe.

Alle Köpfe senken sich auf ihre Lotteriezettel und jeder sucht eifrig die gezogene Zahl darauf. Wer sie findet, notiert sie mit einem Nadelstich. Jeder Zettel enthält fünfzehn Zahlen in drei Reihen. Der ganze Zettel zuerst ausgefüllt, gewinnt den Haupttreffer; eine Reihe oder die beiden ersten,

Nebentreffer. Der Haupttreffer beträgt diesmal tausend Franken.

Die drei Billette, welche Balm seinem Liebchen gekauft hat, sind zwischen ihm, der Mutter und Domenica verteilt. Wirklich findet das Mädchen auf ihrem Billett die Zahl: 10. Alles gratuliert sogleich dem hübschen Kinde; der erste Schritt zum Haupttreffer ist getan.

Was würdest du machen, wenn du die tausend Franken gewännest? fragte sie Balm.

Das Mädchen besann sich. Bei Gottes Barmherzigkeit, ich glaube, ich würde versuchen, den armen Beppo von der Galeere loszukaufen.

Bravo! Und ihn heiraten?

Natürlich.

Du bist ein gutes Kind. Aber was fingest du dann mit mir an?

Wahrlich, wir müßten vorsichtig sein; der Mensch sticht zu wie eine Biene!

In einem Atem Treue und Untreue! Unberechenbare Naturen! murmelte Balm.

Als fünf Nummern gezogen waren, wurde dem lachlustigen Volke ein schadenfrohes Intermezzo. Ein Bäuerlein im drolligsten Aufputz stieß einen Freudenschrei aus, kugelte sich von seinem Stehplatz herab und lief wie besessen der Tombola zu. Pfeifen und Zischen verfolgte den Mann, der zuerst seine Reihe ausgefüllt, d. h. den übrigen diese Chance entrissen hatte. Aber welch ein Hochgenuß! Das Bäuerlein hatte falsch notiert; die Wachen, denen er den Zettel weist, korrigieren den Irrtum und schicken ihn zurück. Höllisch war der Lärm, der jetzt losbrach. Unendliches Gelächter erschüttert das ganze Amphitheater. Fort, Feldhamster! verschwinde, Kuhschwanz! tönt es von allen Seiten; die Menge lacht, pocht, zischt, johlt, kurz, übt grausame Volksjustiz an dem Majestätsfrevler, der es gewagt, den Wünschen und Hoffnungen des ganzen souveränen Hauses ein Prävenire zu spielen.

Domenica zürnte: Es wäre auch des Teufels Gerechtigkeit

geweſen, wenn ein Fremder uns Römern den erſten Gewinn weggeſchnappt hätte.

Von dem römiſch gekleideten Landmann hörte Balm das mit Verwunderung. Ein Fremder? fragte er; woher iſt der Bauer?

Domenica antwortete wegwerfend: Aus der Gegend von Velletri, vier Stunden von Rom.

Vier Stunden von Rom und den Römern ein Fremder! Balm merkte ſich dieſe Studie zur „Italia unita".

Aehnliche Szenen, wiewohl im geringeren Maße, kamen noch öfter vor, denn das leichtſinnige und aufgeregte Volk notierte ſehr mangelhaft. In Balms Umgebung dagegen nahm das Schwätzen, Lachen, Schäkern, Spaß- und Gloſſenmachen kein Ende. Jede Kleinigkeit, jedes Nichts alarmierte. Der eine wird ausgelacht, denn er hat noch nichts notiert; der andere wird auch ausgelacht, denn er notiert ſehr viel, aber zur Ausfüllung einer Reihe fehlt ihm beſtändig noch eine Zahl. Parteien bilden ſich und wetten, was ſie ſchon von den Engländern gelernt haben, dafür und dagegen, ob ſie herauskommen wird. Bei jeder neuen Ziehung brauſt's durch die Gruppe wie ein Sturm, welcher durch Baumblätter fährt und alles erſchüttert. Jeder macht in Furcht oder Hoffnung den möglichſten Lärm. Jeder Affekt wird Wort, jedes Wort Geſchrei und Geſtikulation. Domenica hat ſchon die meiſten Nummern ihres Billetts beſetzt und ſchreit in kindiſcher Freude auf, ſooft ihr eine neue Zahl gezogen wird. Aber vergebens erwartet Balm die Aufregung, das Herzklopfen, das Blaß- und Rotwerden, die funkelnden und gierigen Blicke, kurz die dämoniſche Seelenangſt des Spielteufels, welche, wachſend mit der Nähe der Kataſtrophe, den ganzen Menſchen beherrſcht und entſtellt. Keine Spur davon! Sie begrüßt jede Glücksnummer mit einem Freudenſchrei und kümmert ſich nicht um die Nieten. Sie ſchneidet den Leuten Geſichter, welche aus Neckerei gegen ſie wetten, ſie trumpft links und rechts ab, wer ſie bei Nieten zum Zorn reizen will; kurz ſie amüſiert ſich. Sie ſpielt zum Vergnügen, aber nicht zum Mißvergnügen.

Auch merkte Balm längſt nur mit halben Sinnen auf die Dinge um ihn her. Seine Gedanken kreiſten wie ein Raubvogel über der Szene. Die Tombola war ihm zu einem neuen und ganz anderen Abenteuer geworden.

Es hatte ſich folgendes zugetragen.

In einiger Entfernung von ihm war er ſeiner Hauswirte anſichtig geworden. Artigkeitshalber ging er hin und wechſelte ein paar Worte mit ihnen. Als er wieder zurückkam, ſah er ein Frauenzimmer neben Domenica ſtehen und hörte ſie die Worte ſagen: Wer iſt dein kranker Liebhaber? Domenica ſtieß ſie an, denn ſie merkte, daß ihnen Balm ſoeben zur Seite ſtand. Jene trat zurück und Balm nahm ſeinen Platz wieder ein.

Er und das Frauenzimmer maßen ſich aus der Diſtanz. Seine Blicke waren ſicher und feſt; er hatte in wenigen Tagen ſein ganzes Vertrauen gewonnen. Er war überzeugt, daß er Teilnahme einflöße. Vielleicht war er ſogar intereſſant. Warum nicht? War doch ſeine Krankheit Seelenleiden geweſen; das mußte ſich anders ausdrücken als gemeiner, irdiſcher Jammer. Vielleicht hat ihn ſein Nervenfieber idealiſiert.

Wer iſt dein kranker Liebhaber? Das klang freilich wie Spott, aber offenbar wie Spott der Eiferſucht und des Neides. Nicht wie Spott auf den Kranken. Nach dieſem erkundigte man ſich. Man ſchmeichelte ihm!

Das war der Ausdruck von Balms Blicken auf die Donna. Was war der ihrige?

Was die Spitze eines Pfeils für den Pfeil, das war dem jungen Weibe dort der Kopf und das Auge im Kopf. Schlank, ſchmächtig, man möchte faſt ſagen, gefiedert wie ein Pfeil ſpitzte ſich der Schaft ihres Leibes von ſeinen Flanken zu ſeinen Schultern empor, und auf den Schultern vibrierte ein Schlangenköpfchen, das man mit einer Art von Bezauberung anſehen mußte. Wenn ſo mancher Alltagsrumpf rein überflüſſig mit einem kopfloſen Kopf abſchließt, in welchem zu ihrer eigenen Verlegenheit zwei Augen ſtecken, wie zwei Leuchter ohne Kerzen und zwei Kerzen

ohne Licht, ſo war der Leib jenes Weibes in ſeinem zartbenervten und doch nicht mageren Wuchſe gleichſam ſelbſt ſchon eine dunklere Seele, die im Sitz der Seele, in Geſicht und Auge endlich lichterloh herausloderte. Ihr Auge hatte wenig Weiß und war faſt ganz Stern, — das Licht darin ſcharf wie eine Lanzette! Was ſie damit blickte, war der potenzierteſte Ausdruck eines Menſchenblickes. Blickte ſie fragend, ſo fühlte man gleich die Daumſchrauben einer peinlichen Frage; blickte ſie glühend, ſo war es nicht, wie Sonnenglut am Himmel, ſondern wie Sonnenglut in einem Brennglas; blickte ſie gleichgültig, ſo war es Tod und ihre Augenwimpern fielen wie ein Bahrtuch über den Toten herab. Ihre Mundwinkel und alle Geſichtsmuskeln akkompagnierten den Blicken, wie eine Brut von Schlangen den Bewegungen ihrer Mutter folgt. Man ſah Nerven, welche Geſichter hatten, faſt jeder Nerv gab ein einzelnes Bild.

Nie hatte Balm ein Weib geſehen, welches ſo deutlich fühlen machte, daß das Geſchlechtsverhältnis eigentlich ein feindliches, ein Verhältnis von Kampf und gegenſeitigem Ueberwinden. Im „zärtlichen" Verhältniſſe heiraten ſich Mann und Weib wie Prinz und Prinzeſſin zweier feindlicher Reiche, um Frieden zu ſtiften und ſich gegenſeitig zu mediatiſieren; ein Verhältnis mit jenem Weibe mußte etwa demjenigen gleichen, wie es in England die zwei berühmteſten Ringkämpfer haben könnten, welche danach lechzen, daß *einer* von ihnen als der berühmteſte übrigbleibe. In dieſer Intention ſind ſie einander ein intimes Bedürfnis, ſchließen alle übrigen als ſchal und geſchmacklos aus, ſuchen ſich auf jedem Anger des Landes ihr lebelang mit wechſelſeitigen Herausforderungen auf, halten in treuer feſter Feindſchaft zuſammen und ſind ein Muſter von anhänglicher Verfolgung, womit ſie voneinander nicht ablaſſen können.

Wie ein Fechter umklammerte Balm das Weib mit ſeinen Blicken und bot ihr ſeinen Kampf an.

War ſie allein da? Wer war ihr Begleiter?

Er brauchte nicht lange zu ſuchen. Ein junger geputzter

Mann guckte mit ihr in das gleiche Lotteriebillett, tändelte mit ihrer Hand, ſpielte mit den Ringen daran, korrigierte an ihrem Putz, an ihren Haarnadeln und Flechten, lachte und ſchwatzte mit ihr, kurz, unterhielt ſie.

Wer iſt das Mädchen? konnte ſich Balm nicht enthalten, Domenica zu fragen. Sie ſieht ſo ſtark nach dir her, ſetzte er ſchnell hinzu, um ihrer Eiferſucht keinen Verdacht zu erregen.

Damerata, antwortete ſie verdrießlich.

Ah, deine verheiratete Schweſter?

Ja.

Ich will mich hängen laſſen, dachte Balm, wenn das Kinder eines Vaters ſind. Man konnte nichts Ungleicheres ſehen.

Sie hat einen ſchönen Mann, fuhr er fort.

Er iſt ihr Pretaccio, ſagte Domenica unbefangen.

Ihr „Prieſterchen" hieß in dem Stammlande des katholiſchen Zölibats ſo viel als ihr Liebhaber.

Ein fataler Umſtand! Dem Liebhaber ſind die verheirateten Frauen treu. Neidiſch betrachtete Balm die Dublette.

Es war ein Minente, wie man in Rom, — oder Majo, in Sevilla, geſagt hätte, als dieſe Orte noch unmoderniſiert ihr altnationales Figuralleben hervorbrachten. Im Deutſchen hieße es ungefähr Stutzer, aber nicht allzu richtig. Denn wenn bei den formverachtenden Nordländern der Nebenbegriff der kultivierten Form dem Stutzer wie ein Makel und Vorwurf anhaftet, ſo legt der Süden, der die Form liebt und ehrt, ſeine Zuſtimmung und ſeinen Beifall in das Wort, denn Minente, das abgekürzte Eminente, heißt einer, der ſich auszeichnet. Aber wie die Wurzel jeder Auszeichnung nur allzugern im klaſſiſchen Altertum geſucht wird, mit dem ſich der Römer in ſtolzer Kontinuität träumen möchte, ſo kommt es, daß der Minente noch den weiteren Nebenbegriff des Raſſenadels hat, des echteſten Römerbluts der Fabier und Julier. Natürlich hat das Volk Takt genug, daß ſich zum Minente keine unanſehnliche Erſcheinung aufwerfen kann, ſondern nur eine Figur, welche wirklich —

Figur macht. Der Minente iſt ein junger hübſcher Burſche, mittlerer Größe, ſchlank und muskelkräftig, von blaſſem oder braungelbem Teint, mit großen ſchwarzen Augen und glänzend ſchwarzem Haar, das er um beide Ohren zierlich und ſorgfältig in Locken dreht. Er geht in Kniehoſen, Schuhen und weißen Strümpfen einher, kokettiert mit Knie, Schenkel und Waden und nicht ohne Aufmunterung. Seine Bruſt bedeckt eine kurze Jacke, welche er ſtets offen trägt, um die feine weiße Wäſche und das buntſeidene, in zierliche Knoten geſchlungene Halstuch zu zeigen. Um die Hüften trägt er eine Schärpe, und darin verſteckt ein Stilett, auf dem Kopf einen grauen niedrigen Hut von breiter Krämpe und ſtumpfer Kappe. Seine Heimat iſt Trastevere, ſein Beruf Liebe, Frauendienſt, kurz das Cicisbeat. Heute, wo die höheren Stände franzöſiſch ſind und die Nationalität trotz ihrer neueſten Galvaniſierungen als abgetragenes Kleid den unteren überlaſſen bleibt, iſt der Minente kaum noch eine Vorſtadtfigur und das Ideal der Damen zweiten oder dritten Rangs.

Dieſer Liebhaber gereichte daher Balm wieder zu einigem Troſt und er empfand als moderner Foreſtiere ſeinen entſchiedenſten Vorteil über ihn. Wenigſtens war er entſchloſſen, dieſe Empfindung zur Schau zu ſtellen. Er maß den Burſchen mit der ganzen Morgue eines überlegenen Bewußtſeins und wechſelte zwiſchen ihm und ſeiner Liebhaberin fragende Blicke.

Damerata ſah ihn an wie ein Stein. Kein Nerv ihres Auges zuckte.

Balm ertrug es eine Weile, dann zuckte er die Achſeln und ſah mit Geringſchätzung weg. Er fing an, mit Domenica zu kokettieren.

Auf einmal aber ſchoß er mitten aus dieſer Beſchäftigung wieder einen Blick auf ſie. Der Ueberfall war gelungen. Sie hatte ihn fortwährend angeſehen — ſinnend, ſtudierend.

Ein Lächeln umſpielte ſeine Lippen. Sie ärgerte ſich, ſie verbat ſich's mit einem gereizten Blicke.

Balm trotzte ihr. Er ſah ſie an mit Stolz und Gelaſſenheit.

Sie wütete. Sie ſteinigte ihn faſt mit Blicken. Balm ſah

ihr ruhig zu. Er ſtand in dem Aufruhr wie einer, der ſcharf geladen hat und aus Mitleid und Kraftgefühl nicht ſchießt. Sie ſuchte es ihm gleichzutun und es gelang ihr ein paar Sekunden lang. Balm nickte ihr lobend zu, als ſei er mit ſeiner Schülerin zufrieden. Sie war erſtaunt über dieſe Frechheit und jagte ihre Blicke wie Sturmkolonnen gegen ihn auf. Balm lächelte ſie an, als würden ihm von Kindeshändchen Bart und Haare zerzauſt. Dieſe ironiſche Bonhomie ließ er nach und nach in wirkliche Zärtlichkeit übergehen. Er gab ihr den ſüßeſten Schmelz eines blauen, deutſchen Auges zu koſten. Wie fromm, wie innig klang das! Sie war überraſcht, entzückt und fiel darüber her, wie Kinder über Zucker. Mehr, mehr von dieſem Naſchwerk! praſſelte es durch ihre Blicke, wie Feuer, das in brennbare Stoffe fällt. Jetzt wollte Balm reinen Tiſch machen. Er ſah mit einem milden Vorwurf auf den Minente. Ah pah, der! antwortete ihr Auge. Sie tat, als koſte ſie den Burſchen, aber tat es ironiſch, zauſte ihm das Haar, gab ihm einen gelinden Rippenſtoß wie einen Fußtritt, und ſah Balm dabei an. Balm nickte zufrieden. Der Burſche aber lachte vergnügt und ahnte nicht — daß er in dieſem Augenblicke einem Nebenbuhler geopfert worden! —

Tombola! kreiſchte auf einmal ein Freudenſchrei auf. Wer ſo ſchrie, war niemand anders als — Domenica. Soeben war ihre fünfzehnte Nummer gezogen worden. Sie hatte den Haupttreffer gemacht.

Was für eine Schule des Lebens und des Charakters iſt doch die Oeffentlichkeit! Wie ganz anders, wenn in Deutſchland die ſtille Rechenſtube es iſt, wo die Ziehungsliſte eingeſehen, der Glückstreffer ausbezahlt wird! Du haſt gewonnen auf Koſten von Tauſenden, aber wo ſind ſie? auf dem Papier! Hier ſtehen zehntauſend getäuſchte Menſchen leibhaftig vor dir! Und jeder eine iſt verzehnfacht von ſeiner Aufregung und Leidenſchaft. Der hat ſchon dreizehn, der vierzehn Nummern notiert, das Luftſchloß ſeiner heißblütigen Hoffnungen ſteht faſt ſchon unter Dach, da notiert ein Glückskind fünfzehn, ſchreit: Tombola! und der ganze Bau ſtürzt zuſammen! Flüche, Verwünſchungen, Vorwürfe, und wenn der Italiener auch

nicht so gemein schimpft wie der Nordländer, — ein Eseltreiber kann auch unartig sein! Inzwischen wird es auf allen Plätzen des tausendköpfigen Amphitheaters gesehen, oder wenigstens gehört, wer eigentlich gewonnen hat, — es ist eine junge hübsche Römerin, — und nun gibt's Evvivas, Glückwünsche, Huldigungen, Scherzreden, und — die Galanterie kann auch in Italien derb sein! Wie Domenica jetzt den weiten Raum bis zum Zahltisch der Tombola zu durchschreiten hatte, — ein deutsches Mädchen wäre auf jedem Schritt in die Erde gesunken! Aber Domenica mit ihrer Nereidenbegleitung von Mutter, Liebhaber, Schwester und Liebhaber der Schwester schwamm wie eine Meeresgöttin durch das brausende Volksmeer und Sturm und Wogen brachten sie nicht aus der Fassung. Und um ihre Person war doch das Meer ein undurchdringlicher Seetang von Teilnahmsbezeugungen. Und wer sie nicht umdrängen konnte, der mußte in das Gedränge wenigstens etwas hineinschreien. Ich wollte, sie hätte mich mitgenommen! schrie der eine; — ich bin nur froh, daß es kein altes Weib ist, tröstete sich der zweite; — wer ist der blonde Nebentreffer an ihrer Seite? rief der dritte den vierten an, — natürlich, alles laut und über viele Köpfe hinweg! Dem guten Deutschen verging Hören und Sehen in diesem Aufruhr, aber desto mehr bewunderte er, wie seine Weiberchen sich zurechtfanden. Mutter Fulvia hatte Augen und Ohren für Hunderte zugleich. Diesem Kapuziner versprach sie ein Faß Wein, jenem Franziskaner einen Zentner Wachskerzen, der Nachbarin links sagte sie eine Hose für ihren Buben zu, und den Saufaus rechts hieß sie zum Teufel gehen. So kam sie Schritt für Schritt vorwärts und erledigte die Wünsche des Volks wie eine regierende Königin. Als aber am Zahltische die blanken Goldstücke funkelten, war die sinnliche Menge kaum zu bändigen. Lärm und Gedränge erreichten einen frenetischen Höhepunkt. Die Gendarmen bekamen zu tun.

Diesen Augenblick benützte Balm, um Dameraten zuzuflüstern: Signora, wie kann man Euch ungestört sehen? — Augenblicklich nannte sie ihm Ort und Zeit, so daß sie die Frage

in guter Vorbereitung und mit völliger Gewißheit erwartet zu haben schien. Der Minente, der dicht daneben stand, hing mit bezauberten Sinnen am Zahltisch und seinem Golde und stieß ein „Iddio!" ums andere aus.

Erst als Balm die leidenschaftliche Spielhitze des Volkes gesehen, begriff er, warum die Tombola mit einem Wettrennen endigte. Es war gleichsam das Nietenblatt für die Nichtgewinner und sollte das sinnliche Volk zerstreuen, beruhigen, auf andere Gedanken und Bilder ablenken. Natürlich gelang dieser Zweck so gut wie alles, was hier auf die Sinne berechnet ist. Gleich die ersten Luftsprünge, womit die Clowns in der Rennbahn erschienen, fanden ein Volk von Kindern, das alles vergessen, was es eine Minute zuvor gewünscht und geflucht hatte und dem sich jetzt ein neuer Spielhimmel aufgetan. Aber selbst Balm wurde aufmerksam, als nach der Entrada der Clowns eine Kunstreiterin von außerordentlicher Schönheit hereinsprengte und ein Solo ritt. Der Minente, als ein echter Trastevere-Vorstadt-Enthusiast, brach in laute Bewunderung aus. Damerata stieß ihn zornig an, blickte aber dabei auf Balm — mit einem Blick voll schlagendstem Ausdruck. Das ist ein Kind, schien sie zu sagen, aber wehe dir, wenn du sie auch bewunderst!

Verdrießlich sagte auch Domenica fast in dem nämlichen Augenblicke: Gehen wir! Blitzschnell und ohne Verabredung empfanden die beiden Schwestern das gleiche in bezug ihrer Liebhaber und der schönen Kunstreiterin. In solchen Fällen ist der Pantoffel zwar hart, muß aber respektiert werden.

Nach der Entfernung einiger Schritte brach ein Jubelruf aus, daß alles sich umwendete, was Balm mit Begierde ergriff, um sich noch einmal den verpönten Anblick zu gönnen. Das feurige Mädchen hatte im fliegenden Galopp ihr Barettchen vom Kopfe verloren, — sei's aus Zufall oder aus schelmischer Koketterie, denn sie fing es mit einer so entzückenden Bewegung von Verve und Grazie wieder auf, daß es wohl auch zu ihren Kunststücken gehören konnte. Es war ein schöner Anblick, wie sie von den befreiten Locken bacchantisch umflattert wurde, wie sie mit blitzgleichem Griff, im Sattel

ſich zurückwerfend, das Käppchen erhaſchte, und im Begriff, es aufzuſetzen, nicht vergaß, es dankend und lächelnd gegen das Volk zu ſchwingen. Ein Augenblick, aber wahrlich ein ſehenswerter!

Balm wendete dieſem Bildchen den Rücken — mit jenem Zug von Melancholie im Herzen, welcher den Nordländer immer beſchleicht, wenn er die Schönheit geſehen hat. Aber er tröſtete ſich, daß er — eine Kunſtreiterin geſehen. Dich ſeh' ich wieder! dachte er.

So ging man fort. An ſeinem Arme Domenica, maß er mit dringendem Kennerblick den koſtbaren Wuchs Dameratas, aber beide ignorierten ſich mit verſtändnisinniger Gleichgültigkeit. —

Viertes Kapitel

Die jetzt folgende Geſchichte iſt um ſo weniger zu erzählen, je mehr ſie gelebt wurde. Balm genießt. Er hat ſich verdoppelt. Er hat eine zweite Liebhaberin engagiert oder vielmehr zwei erſte. Jede ſpielt das Rollenfach der anderen und muß in dem Wahne erhalten werden, das Repertoire beherrſche ſie ganz und allein. Wir wünſchen dem Direktor Kraft und Ausdauer zu ſeinem Unternehmen. Es iſt ein Stück deutſcher Herrſchaft in Italien, das die ganze Tüchtigkeit der germaniſchen Raſſe herausfordert.

Es iſt nebenbei auch ein ziemlich verwickeltes Intrigenſtück. Er muß alles auseinanderhalten, was ſich ſo nahe mit ihm berührt. Zwar weiß Damerata, daß ſie eine Rivalin hat, ſie weiß, daß ſie die zweite iſt. Dagegen will ſie zur erſten vorrücken. Sie will ihre Schweſter verdrängen. Balm ſoll ſie aufgeben. Balm, welcher nicht Luſt dazu hat, macht ihr dieſe Hoffnung nicht, aber er benimmt ſie ihr auch nicht. Domenica dagegen dürfte von ſeinem neuen Verhältnis zu Damerata nicht die leiſeſte Ahnung haben. Endlich der Cicisbeo Dameratas darf wieder nichts von ihm wiſ-

ſen. Kurz, es iſt eine Situation, wo Balm zwiſchen dem weiblichen Dolch und dem männlichen Stilett mit Grazie balanciert. Er fordert nun freilich auch die Entlaſſung des Minente, aber es iſt ihm nicht Ernſt damit. Er will nur Dameratas Bedingung mit einer Gegenbedingung im Schach halten, denn er weiß, ſie wird auf den Minente ſo wenig verzichten, wie er auf Domenica. Er muß daher fleißig ſpionieren, wann und wie lang der Minente bei ihr war, welche Spaziergänge ſie miteinander machen und wohin, mit einem Worte, mit welch unveränderter Stärke ihr altes Verhältnis ſich fortſetzt. Er weiß aber, daß ſie das nämliche tut über ſeinen Umgang mit Domenica, worüber ſie ſtets auf dem laufenden bleibt. Ihre Spürkünſte alſo muß er vereiteln, aber mit den ſeinigen ſuperieur bleiben. Welch eine Wachſamkeit über tauſend Kleinigkeiten! Welch ſorgenvolles Nichts, welch unaufhörliches Schürzen und Löſen von Knoten! Wahrlich, wenn es ihm um Zerſtreuung zu tun war, um eine Gedanken-Scheuche, die nichts anderem Raum läßt, er hat ſie jetzt vollauf!

Und ſprechen wir von dem Manne Dameratas zuletzt? Er müßte ja der Fünfte in einem Bunde ſein, wovon jedes das andere ausſchließt, müßte Balms verwickelte und intrigenreiche Lage mit einem weiteren Faktor multiplizieren.

Aber ſeltſam! juſt dieſer Faktor fehlte. Signor Valori war — ein Begriff. Balm ſah und hörte nichts von dieſem Manne. Er iſt in Civitavecchia Schiffskapitän, ſagte Damerata, er kommt ſelten nach Rom.

Aber warum lebte ſie denn ſelbſt in Rom und nicht in der Seeſtadt? Weil ſie ihre Verwandten hier hatte!

Balm ſchüttelte den Kopf. Dieſer ganze Mann, dieſer unſichtbare Signor Valori — iſt eine Anſtandsfiktion, dachte er bei ſich. Aber es kümmerte ihn wenig. War es doch nicht die Reſpektabilität, die er unter den Reizen Dameratas ſuchte!

Bedenklicher klang es ſchon, daß er einſt zwei Nachbarinnen über Dameratas Schmuck ſchmälen hörte, wobei die Worte fielen, ſo könne nur ein Falſchmünzer ſein Püppchen ausſtatten.

Ein Falſchmünzer! Das hätte freilich noch mehr als die Reſpektabilität verletzt. Das war ein Verbrecher, und wenn er entdeckt wurde, ſo brachte es außer ihm ſein ganzes Haus, den ganzen Verkehr und Umgang des Hauſes in Gefahr. Immerhin wert, darüber nachzudenken! Balm mußte ſich wenigſtens ſagen, daß die Umſtände nicht übel dazu gepaßt hätten. Der unſichtbare Ehemann war dann nicht auf dem Meere und in der Hafenſtadt abweſend, ſondern in Kellern und Höhlen, und daß er ſelten nach Rom kam, hieß wohl, er vermeide das Tageslicht und die ehrlichen Leute. Was aber den Schmuck des Püppchens betraf, ſo trug der Minente nicht dazu bei, der nicht in der Lage war, zu geben, vielleicht noch eher zu empfangen; andere Anbeter aber — das wußte Balm längſt ſchon genau — hatte Damerata nicht mehr.

Balm nahm ſich alſo vor, dem Klatſch der Nachbarinnen auf den Grund zu kommen. Komiſcherweiſe trat hier der Fall ein, daß nicht der Ehemann dem Nebenbuhler nachſpürte, ſondern der Nebenbuhler dem Ehemann.

Und wie ein Irrlicht neckte ihn hin und her huſchend der Gegenſtand ſeiner Neugierde. Eines Tages ſah er ein Medaillon bei Domenica, auf welchem ſie vielleicht um vier bis fünf Jahre jünger, aber außerordentlich ſchön und charakteriſtiſch porträtiert war. Es war ein Juwel!

Voll Intereſſe dafür fragte Balm: Wer malte dieſes Porträt?

Mein Schwager, war die Antwort.

Ah, Signor Valori; iſt er ein Maler?

Er malt auch, ſagte ſie ausweichend. Sie war verlegen und blieb ſo einſilbig über den Schwager, wie ihre Schweſter über den Mann.

Ein Schiffskapitän, ein Falſchmünzer, ein Maler!

Ein Maler könnte freilich ſein Studio außer dem Hauſe haben, und dieſer Umſtand paßte dann wieder auf den ewig Unſichtbaren. Aber auch nur dieſer eine. Denn er käme doch regelmäßig nach Hauſe, und warum verleugnete man zuletzt den Maler und machte einen Schiffskapitän aus ihm? Leider ſtimmte es aber auch zum Falſchmünzer nicht übel, daß ein

Mann, welcher mit Stechen und Gravieren umgehen könne, wohl auch des Pinsels mächtig und überhaupt ein Stück Künstler sei, ja vielleicht ein großer Künstler und jenes nur aus Mißbrauch dieses.

Endlich machte sich Balm selbst noch eine vierte Lesart. Eines Tages fiel ihm ein, die Ehe könne ja auch eine geschiedene, oder, da katholische Scheidung nicht möglich, wenigstens eine getrennte sein. Und wäre sie's z. B. durch die Schuld der Frau, so hätte diese Grund genug, die Wahrheit zu verdunkeln.

Es fragte sich nun, ob das durch den Charakter Dameratas wahrscheinlich sei. Die Antwort darauf war nicht leicht, denn Damerata war ein schwieriges und ganz eigentümliches Rätsel.

Die Natur hatte ihr den schönsten Körper geschenkt, dessen das weibliche Modell fähig ist, und Damerata kannte und pflegte den Schatz. Dazu besaß sie keine einzige, irgend merkliche Unart, welche die Annehmlichkeit ihrer Person beeinträchtigt hätte. Und doch! Sie war von einer dämonischen Kälte — wollte sich Balm sagen, er fand aber bald, daß auch das noch zu gut gesagt wäre und anders gesagt werden müsse. Er sagte sich's endlich so: Ich habe nie ein Weib gesehen, welches vom ganzen Geiste ihres Geschlechtes — so geistesabwesend gewesen wäre. Alles was die Natur in einem Weibe denkt, das denkt sie für ihre Person nicht, sondern etwas völlig anderes. Ihr Dichten und Trachten ist nicht weiblich, nicht einmal unweiblich, sondern — außerweiblich.

Balm hätte nicht mit so bestimmter, fast schneidender Schärfe dieses Charakterbild aufgefaßt, wenn sie nicht selbst durch den auffallendsten Widerspruch ihres Betragens, welches von einem Extrem schroff und unvermittelt ins andere übersprang, sein Studium fast gewaltsam herausgefordert hätte. Denn nur das scheinbar Einfache ist schwer zu verstehen, Gegensätze aber illustrieren einer den andern sich selbst und Widersprüche schärfen das Urteil. Wenigstens reizen sie zum Nachdenken, und wie viel ist damit schon gewonnen!

Folgende Umwandlung erlebte Balm in der kürzesten Frist seiner Bekanntschaft mit Damerata!

Die Koketterie des Augenromans bei der Tombola, die raſch bewilligte Gelegenheit, ihre Bekanntſchaft zu machen, ergab, wie es ſchien, ein nicht mißzuverſtehendes Charakterbild von ihr. Sie ſchien ein begehrliches, genußſüchtiges Weib, eine erklärte Liebhaberin des männlichen Geſchlechtes, erobernd und erbeutend, was zu erjagen war.

Der Anfang widerſprach dieſem Eindrucke nicht. Als Italienerin kannte ſie am Manne nur eins: die Sinnlichkeit. Das Verhältnis zwiſchen Liebhaber und Frauen war ihr ein Verhältnis, — wie zwiſchen Spatzen und Kirſchen! Eine einfache Auffaſſung und ihre ganze Kunſt war darauf eingerichtet! Natürlich auch eine einfache Kunſt, aber ſie hatte darin, wie etwa ein Mongolenkhan in der Strategie, eine barbariſche Großheit. Ihre Ergebung war prompt und vollſtändig. Man konnte ſie in Beſitz nehmen wie ein folgſames und willenloſes Kind. Keine von jenen Koketterien, womit Frauen ſich belagern laſſen und ihre Gunſt gleichſam von Fort zu Fort als den großen Kampfpreis um das letzte Reduit in der Defenſive halten! Im Gegenteil. Sie ergab ſich faſt angriffsweiſe. Sie ergab ſich nicht wie ein gebendes, ſondern wie ein nehmendes Weſen. Nie haben Abruzzen-Räuber abgeſchnittene Koffer ſo ruhig und ſicher aufgeſchnitten und ausgeleert, als Damerata überzeugt war, daß der Mann, dem ſie ſich ergeben, ihr Beſitz, ihre Beute, ihre Sache ſei, daß er ſeinen Willen in den ihrigen, wie Kleingeld in große Münze, umgewechſelt habe. Deshalb verſchwand auch ſchnell und faſt augenblicklich die Täuſchung, daß ihr die Sinnlichkeit verliebter Selbſtzweck, und daß ſie mit ihren hohen körperlichen Reizen das Glück, ſei's auch nur das Sinnenglück, eines Mannes machen könne. Allzu ernüchternd und erkältend ging das Gefühl ihres Egoismus von ihr aus.

Die Rechnung des Egoismus betrog ſie nun bei unſerm deutſchen Landsmann. Sie machte eine Erfahrung mit ihm, die ihr neu zu ſein ſchien. Er war doch nur ein Mann, er bekannte ſeine ſinnliche Natur aufs unverhohlenſte; aber er hatte ein Bewußtſein von ihr, eine Herrſchaft über ſie, ja eine Ironie gegen ſie, daß es ebenſogut möglich geweſen wäre, ihn

durch die Sinnlichkeit zum Sklaven zu machen, wie einen Adler — mit einem Mückenköder zu fangen. Der weibliche Mongolenkhan und seine wildgeniale Kriegskunst wurde an diesem Manne zuschanden — wie Pfeil und Bogen an Schrapnellgeschossen. Das wenige, was Balm tat, um in bezug anderer Damen, wie Domenica oder die Kunstreiterin, ihre Eifersucht zu schonen, erkannte und durchschaute sie als ein weniges, und das wenige war ihr ein Nichts. Sie empfand, daß er seine moralische Freiheit behielt, und legte nicht den mindesten Wert darauf, ob er es ihr mit einem Takt von Galanterie mehr oder minder verberge. Den Schein zu retten, galt vor der Art, wie sie es aufnahm, als eine völlig verlorene, ja kleinliche und verächtliche Mühe, und Balm fühlte das augenblicklich heraus. An diesem Punkte nun, — und nach wenigen Tagen war Klarheit über diesen Punkt, — hielt Balm, aller menschlichen Voraussicht nach, das Verhältnis wieder für gelöst. Sie fühlte, daß sie ihn sinnlich nicht unterjochen könne, und er fühlte, daß sie ihn nicht bloß sinnlich besitzen wolle, wie etwa den Minente, daß er ihre Erwartungen täusche, ihre Opfer umsonst annehme, und nun war er gefaßt auf ihren Verdruß, oder, italienisch zu sprechen, auf ihre weibliche Wut darüber.

Er erfuhr aber das Gegenteil. Wenn in den ersten Tagen dieses Verhältnisses die Naivität, womit sie ihn aufzusaugen meinte, eine zynische Großheit hatte, so war es noch großartiger, wie ruhig und gelassen sie diesen Anspruch fallen ließ und nun gar nichts zu wollen schien.

So grell war dieser Umschlag, so rätselhaft blieb das Erwartetste aus und trat das Unerwartetste ein, daß dieses zweite Stadium auch einen harmloseren Kopf stutzig gemacht hätte.

Balm prüfte sie. Er wählte das Motiv der Eifersucht dazu. Er sprach eines Tags von Donna Selina, so hieß die Kunstreiterin, und diesmal absichtlich in einem Tone, als ob es ihm unmöglich sei, sie zu vergessen.

Mit großem Gleichmut sagte Damerata: die dürfte schwer zu erlangen sein. Man sagt, sie ist die Geliebte eines Für-

ſten. Möglich, daß ſie das ſelbſt nur ausſtreut, um ihren Preis damit zu bezeichnen, aber dieſer Preis wird dann jedenfalls hoch ſein. Willſt du übrigens, daß ich mich über ihre Verhältniſſe genauer erkundige?

Balm traute ſeinen Ohren nicht. Noch vor wenigen Tagen war ſie eiferſüchtig auf alle Welt, auf den Schatten an der Wand, wie wir in Deutſchland ſagen würden. Er ſtand vor einem handgreiflichen Syſtemwechſel.

So wenig eiferſüchtig biſt du? ſchwebte ihm ſchon auf der Zunge; aber er verſchluckte die banale Frage, weil er ſich noch rechtzeitig beſann, daß höchſtens mit einer banalen Heuchelei darauf geantwortet würde. Er beſchloß, ſie vorſichtiger auszuholen.

Eines Tages führte es der Zufall, daß von einer Frau die Rede war, welche ihre Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo weit trieb, daß ſie ſelbſt ſeine Liebſchaften unterſtützte.

Dieſe Gelegenheit ergriff Balm. Ein unbegreifliches Geſchlecht ſeid ihr Weiber, warf er hin und abſichtlich nicht mehr, — um ihr die Frage noch offen zu halten.

Damerata ſeufzte wie ein Menſch, der viele Geduld braucht. Nichts iſt unbegreiflicher als das Mannsvolk ſelbſt, ſagte ſie.

Wieſo? fragte Balm.

Damerata antwortete: Wie macht man's euch recht? Plagt man euch mit Eiferſucht, ſo wird man euch läſtig und langweilig; gönnt und verſchafft man euch eure verbotenen Früchte, ſo nennt ihr's auch wieder unbegreiflich. Warum unbegreiflich? Ein Weib macht ja fremde Reize zu ihren eigenen und vermehrt das Gefallen an ſich, wenn ſie durch andere gefällt. Und welches Ziel hat denn ein Weib ſonſt, als dem Manne zu gefallen?

Balm hatte recht gehört! Er wußte genug.

Sie verfolgte alſo das Ziel, Balm zu gefallen — um jeden Preis und unter allen Umſtänden. Im Vertrauen auf ihre Reize und auf die männliche Schwäche hatte ſie dieſen Erfolg der Sinnlichkeit erwartet und ſich getäuſcht. Ihr Geiſt, ſo roh und ungebildet er war, verlor aber nicht ſeine

Faſſung, ſondern arbeitete ſich von dem ungebärdigen deutſchen Pferde, das ihn abgeworfen, ohne Bruch und Quetſchung hervor und beſchloß, es beſſer reiten zu lernen. Sie unternahm es nun, ſeine Schwächen in ihren verborgenen Schlupfwinkeln zu ſuchen, ſeinen Geiſt zu ſtudieren und ſeinen Geiſt zu unterjochen.

Aber zu welchem Zwecke? war jetzt die Frage. Es ſchien nicht eben zum Zwecke der gemeinſten Ausbeutung, denn beſonders eigennützig oder geſchenkeſüchtig war Damerata ſo wenig, wie ihre Schweſter Domenica. Beide Schweſtern nahmen mit italieniſcher Genügſamkeit mäßige Geſchenke auf eine Art, welche ungeheuchelt zeigte, daß ſie weniger die Gabe als den Geber beſitzen wollten. Und doch — wie verſchieden war dieſe Art! Domenica, ein Kind des Augenblicks, raſch, feurig, leichtſinnig und gutartig, wollte ihn beſitzen wie einen Liebhaber; Damerata, ein Arſenal von anonymen Leidenſchaften und labyrinthiſchen Abſichten, ſchien ihn beſitzen zu wollen — wie ein Zauberer ſeinen dienſtbaren Geiſt! Wer errät all ſeine Zwecke?

Von dieſer Frau nun hätte es Balm zur Not ſchon begriffen, daß ſie Grund zu einer ehelichen Entfremdung ſein könne. Ein kalter Himmel und doch voll gewitteriſcher Unſicherheit iſt gewiß ein unwirtliches Wetter. Wer liebt es, zugleich zu fröſteln und den Blitzſtrahl zu fürchten?

Einſtweilen liebte es Balm. Fühlte er ſich doch einen ganz andern Mann, als der italieniſche Gatte es ſein mochte, — er ſei, wer er ſei. Jeder Deutſche zitiert Geiſter und ſpielt den Fauſt und liebt Geheimniſſe und verkehrt mit Dämonen. Balm wünſchte nichts anderes. Seine moraliſche Freiheit hätte es vielleicht bedroht, in den Händen einer Zauberin zu ſein, welche die feurige Sinnlichkeit Domenicas mit einem pikanten Geiſt, oder die maleriſchen Reize Dameratas mit einer ſeeliſchen Poeſie verbunden hätte. Er pries ſein Glück, das ihn in Ruhe ließ, ſelbſt indem er Unruhe ſuchte. Er freute ſich, daß ihm Domenica nichts zu empfinden und daß ihm Damerata etwas zu denken gab. In den Armen dieſer zweiten Liebhaberin freute er ſich, wie ſich ein Kenner über

chineſiſches Porzellan, oder Bernſtein und Elfenbein, über das ſeelenlos Schöne und Unbelebte, über Stoff und Form ſich freut, und wenn er im Widerſpruch mit ihrer gleichgültigen Sinnlichkeit ihr ſenſitives Nervenleben in Augen- und Mienenſpiel, ihr geheimes Wollen und Beabſichtigen und das ganze, obgleich nur geahnte, aber ſtillgehäufte Rechnungsmaterial ihres Denkens und Zielens ſtudierte, ſo freute er ſich, auf ſeine einſamen Spaziergänge Stimmungen, Eindrücke und Nachklänge mitzubringen, welche, ohne ihn leidenſchaftlich zu packen, juſt ſtark genug waren, mit Spannung und Intereſſe ihn momentan zu beſchäftigen. Soll mich doch wundern, wo dieſes Weib mit dir hinaus will! dachte er mit jenem Gefühl, welches von der Nähe des Unheimlichen nicht das Grauen, nur den Kitzel hat, alſo doppelt angenehm iſt. Er beſchloß nun auch ſeinerſeits einen kleinen Syſtemwechſel. Er beſchloß, einen Ton mit ihr anzuſchlagen, welcher ſcheinbar Vertrauen zeigte; manches mitzuteilen und auszuplaudern, was intim ausſah und es doch nicht war, um ihr ſelbſt die Zunge zu löſen und dem Rätſel ihrer Abſichten, die ſie vielleicht mit ihm hatte, auf ſeinen eigenen Wegen näher zu kommen. Kurz, er wollte handeln, nicht bloß ihr Handeln abwarten.

Vertieft in ſolche Gedanken, flanierte er einſt durch die Straßen, da ſah er an der Seite eines geputzten, breithüftigen Weibes eine Hebe vor ſich herſchweben, die ihm auf einen Augenblick ein allerliebſtes und ihm bekanntes Profil zuwendete. Indem er ſich noch beſann, wo er das reizende Köpfchen wohl ſchon geſehen habe, begrüßte ſie ein Vorübergehender, und wie ſie dankend ſich neigte, huſchte ihm die Nuance dieſer Bewegung wieder als bekannt durch die Erinnerung. Ach, es war Donna Selina, die Kunſtreiterin! Er hatte ſie im Phantaſiekoſtüm geſehen, und ihr Promenadenanzug, ein Pariſer Modenbild wie anderer Damen, verwirrte ihm jenen früheren Eindruck.

Ueberraſcht und planlos ſtand er im erſten Augenblick, dann folgte er den beiden Damen mechaniſch. Nicht lange, ſo verſchwanden ſie in einem Hauſe, das Balm verwundert

anſah, denn es ſchien ihm kein Wohnhaus, kehrte der Straße wenigſtens keine wohnliche Faſſade zu.

Aber das deutſche Gaffen iſt in Rom nicht das abſtrakte Ding, wie in Deutſchland; der dramatiſche Geiſt des ſüdlichen Volkslebens duldet das nicht, und im Nu taucht irgendwo der Dramaturg auf, welcher den Gaffer dramatiſiert. Kaum hatte Balm noch herausgegafft, daß er vor dem Portal eines Hauſes ſtand, welches auf orientaliſche Weiſe einem innern Hof- und Gartenraum ſeine Reize zuwenden mochte und wahrſcheinlich ein Damencafé oder eine von den wenigen Oſterien war, wohin auch die Modewelt ihren Fuß ſetzt, ſo ziſchelte ihm auch ſchon ein Kellner ins Ohr: Schon beſtellt, Signor, nichtswürdiger Umſtand, äußerſt fatal! Ein kleiner, buckliger Kerl — accidente! und knauſerig wie eine Mißernte. Aber wenn Exzellenz ihren armen ergebenen Diener bedenken wollen, ſo hab' ich ein Kloſett neben dem Glaspavillon, — gucken dem Zwerg in die Karten, paſſen ihm den Handel mit der Alten und Jungen ab. Gut kaufen, Signor, wenn man den Markt kennt! Hören iſt Wiſſen und Wiſſen iſt Haben, — gratuliere, Signor; ein Dirnchen wie eine Stahlklinge! Folgen Sie mir.

Unſer Landsmann war es in Rom ſchon gewöhnt, mit einem verbindlichen Lächeln ein Goldſtück zu geben, wo er in Deutſchland — eine Ohrfeige verabfolgt hätte! Im Nu ſaß er mit ſeinem Glas Gelato in einem kleinen abgeſonderten Kabinette, — die Tapetentür hatte ſich geräuſchlos bewegt, der Fußboden war beteppicht, — und behorchte durch eine verhängte Glaswand Menſchen, welche für ihr unbehorchtes Alleinſein gewiß ebenſogut, wie er ſelbſt, bezahlt hatten.

Auch wenn er gewollt hätte, zu einem anſtändigen Rückzuge war es zu ſpät. Als Balm eintrat, war die Unterhaltung ſchon ſo draſtiſch im Gange, daß kaum der beſte Kalenderheilige die verführeriſche Verſuchung, ſie zu belauſchen, mit Ruhm überwunden hätte. Denn kurz, im Glaspavillon hörte man eine Ohrfeige klatſchen. Gleichzeitig rief's mit Zorn und Verachtung: Gehen wir! Es ſchien die Stimme der Jün-

geren. — Alſo ein Punkt des Dramas, wo keiner die Loge verläßt, wenn er einmal ſitzt.

Eine ſchrille Männerſtimme kreiſchte wie ein Papagei: Aber meine Süßeſte, was ſoll das heißen: gehen wir! Jetzt, wo ich Ihr Handgeld habe, iſt ja der Handel geſchloſſen. Eine Ohrfeige von Schönen und ein Handſchlag von Roßtäuſchern hat all mein Lebtag den Handel perfekt gemacht!

Ich glaube gar, wir ſind eingeſperrt, ſagte das Mädchen.

Laß ihn reden, antwortete ein tiefer weiblicher Alt.

Das heißt wie eine vernünftige Duenja geſprochen! ſchnarrte der Zwerg. Recht ſo: laß ihn reden! Rede, damit ich dich ſehe, ſagte Sokrates. Und juſt ums Sehen reden auch wir. Ah, Donna Orecchiatta, es widerfährt Ihnen da eine unausſprechliche Ehre! Was will man denn eigentlich? Man will Sie porträtieren. Und zwar porträtieren im weiteſten Sinne des Worts. Man will Ihr Bruſtbild, Ihr Magenbild uſw. bis zum Ende des Bilds. Kurz, man will I h r Bild, nicht Ihres Schneiders und Schuſters Bild, wozu Ihre göttliche Perſon nur den Rahmen abgeben ſollte. Fi donc! Kleiderſtoffe gehören in Auslagekäſten und die ſind Tiſchlerarbeit. Sie aber ſind Gottes Arbeit. Sie will man ſehen ohne Kleiderſtoffe, im Koſtüm aller Koſtüme, in der Uniform der Engel. Das iſt ein liebes, nettes Kleidchen, äußerſt paſſend und anſchließend, und nur Tröpfe nennen es Nacktheit. Was nackt? Wäre die Haut nichts? he? Die Haut iſt ſehr viel. Die Haut, ſehen Sie, beſteht erſtens aus der Epidermis, dann kommt das Malpighiſche Netz, hierauf die Lederhaut und zuletzt noch die Fetthaut. Ich bitte Sie, vier Enveloppen! Mehr als genug in unſerm Klima! Daher die Leute, denen in der Aufregung warm wird, auch wirklich „aus der Haut fahren" wollen, was ich von Ihnen aber nicht verlange. Ich bin toleranter. Eine Schöne, die ich male, opfert mir nur ihr Schneiderkoſtüm, dafür aber laſſe ich ihr — das „costume de peau", wie man es weiland im berühmten Hirſchpark genannt hat.

Und das ſoll ich anhören müſſen, knirſchte das Mädchen; in welche Falle ſind wir gegangen!

Falle? Wieſo, Falle? Verſteh' ich noch gutes, ehrbares Italieniſch? Nein, meine Holdeſte; Sie werden in mein Studio gehen, und das iſt keine Falle, ſondern ein Kunſttempel. Nun wiſſen Sie aber, was Tempelbrauch iſt. Vor ſeinem Tempel zieht ſogar der rohe Türke ſeine Pantoffel aus; in meinem Kunſttempel tut man dasſelbe — nur vom Pantoffel aufwärts! Eine ziviliſierte Italienerin . . .

Jeſus Maria, der Teufel! der Teufel! kreiſchte auf einmal der beredſame Zwerg. Balm war durch die Glastafel gebrochen, hatte ſich über ihn hergeſtürzt, ihn an der Kehle gepackt, zu Boden geworfen und trat ihn mit Füßen. Verende, Hund! ſchrie er mit lallender, wuterſtickter Stimme.

Die Frauen entflohen mit Angſtgeſchrei. Kellner, Mägde, Hausleute ſtürzten nach dem Glaspavillon. Hätte dieſer nach der Straße gelegen und nicht gegen das Innere eines Gartens, der zu dieſer, den Römern ungewöhnlichen Stunde nicht beſucht war, die Szene hätte einen Auflauf verurſachen und unſern Landsmann in ernſtliche Not bringen müſſen.

Die Hausleute aber nahmen an, Balm ſei ein Gatte oder Liebhaber, der einen Nebenbuhler bei einem Stelldichein überraſcht, und da ſie weder Dolch noch Blut ſahen, der Zwerg am Leben blieb und Balm für den verurſachten Schaden eine Handvoll Gold hinwarf, ſo laſen ſie dieſes als den einzigen Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit auf, bedankten ſich noch, und niemand vertrat ihm den Weg ins Freie. —

Fünftes Kapitel

Im Schatten des Koloſſeums lag Balm, — dumpf, betäubt, fühllos. In ſeiner Bruſt wühlten die Furien, die ihn vom Nachtlager in der Lomelina aufgejagt. Jetzt war er Zeuge, er war dabei und hat es gehört, wie ein Mädchen im Dienſte der Schönheit betrogen wird um ihre Reinheit. In den innerſten Fibern erbebte er über dieſe Schandtat. Einem armen unſchuldigen Kinde abzuſchwatzen, was ſo äußerlich

iſt wie ein Kleid, aber ſo innerlich ſein kann wie das zarteſte Seelenmark, in ſeiner unnahbarſten Heiligkeit den Begriff zu erſchüttern, der die Jungfrau jungfräulich macht, aber auf den frivolen Troſt hin, zwiſchen dem Aeußern und Innern, das ewig ungeſchieden bleibt, willkürlich zu unterſcheiden; wie nennt man dieſes Verbrechen? Aber nennt man es überhaupt ein Verbrechen? Genießen wir nicht ſeine Früchte, ſind wir nicht ſeine Mitſchuldigen, ſooft wir eine „Suſanna im Bade", ein „Urteil des Paris", ſooft wir das Nackte in der Kunſt anſehen? Hat denn die Kunſt aus der Natur nicht geſchöpft? Balm hat gelauſcht, wie ſie an ihrer Quelle ſchöpfte, und war empört, aber tauſendmal hat er das abgebildete Nackte geſehen und war nicht empört, hat gar nichts gedacht dabei. Was iſt das?

Was iſt Verführung? Er hat verführen geſehen, — kein Gott könnte es ihm wegdemonſtrieren! Die ganze Welt hätte empfunden wie er, und doch nennt es die ganze Welt nicht mit dieſem Worte. Alſo es wäre zu glauben erlaubt, daß, was nur unberührt geblieben, deshalb auch unbefleckt geblieben? Nur die Berührung könne vergiften, töten, und nicht auch — ein Hauch? Nein, nicht der Letzte dieſes verfeinerten Zeitalters wird den Sinn ſo grob faſſen. Und doch; es iſt fein, Künſte zu genießen, es iſt Kultur, daß dieſe Feinheit ſich ausbreite; aber was die Lebensluft der Künſte iſt, wird ein Peſthauch genannt!

Iſt es recht, in ſolchen Widerſprüchen zu leben? Denkt kein Menſch darüber nach? Oder wird es totgeſchwiegen? Und warum? Was iſt das? was iſt das?

So dachte Balm, während er in brütender Bewußtloſigkeit nichts zu denken glaubte und leidenſchaftlich ins Leere ſtarrte. Wie die luftloſe Glut eines Kohlenmeilers durchglühten ihn ſeine Gedanken. Fort und fort glühten ſie.

Hat Prariteles die nämliche Szene aufgeführt, um das lebendige Mädchen, das ohne Zweifel das Urbild ſeiner Venus geweſen, zu ſeinen Kunſtzwecken zu entblößen? Das war die Antike! Aber kann ſich denn ein Gefühl, das in der Natur wirklich begründet wäre, nach Zeitaltern ändern?

Haben Freundschaft, kindliche Dankbarkeit, Ehrlichkeit im Handel und Wandel, eine antike und eine christliche Geschichte? Weibliche Kleider unterliegen der Mode, kann auch weibliche Kleidlosigkeit der Mode unterliegen? Kann weibliches Schamgefühl antik oder christlich sein? Und wenn es nicht ewig ist, was ist es? Ein Spielball veränderter Meinungen? Aber was ist der Kern in allen Veränderungen? Was ist das Bleibende im Wechsel, wie denkt das Weib aller Zeiten und Völker von sich selbst? Von sich selbst? Haben wir das je zu Gesichte bekommen? Ist es nicht richtiger, zu sagen, sie denken „von sich selbst" — wie die Männer sie denken machen? Wäre das weibliche Gefühl nicht schließlich das männliche Gefühl, von den Starken, in deren Händen sie Wachs sind, ihnen angewöhnt, angelernt, anerzogen? Die Männer hinweggedacht — hätte das Weib aus seinem „weiblichen Gefühl" heraus die Wandlung von der korinthischen Laïs zur heiligen Elisabeth . . . aber ist es denn nur eine Wandlung? Dort liegt der Christenriese Michelangelo und seine „Gruppe der Nacht" schmückt die Hochburg der Christenheit: aber hat ihm das christliche Gefühl seine Modelle nicht so gut erlaubt, wie das heidnische dem Prariteles? Trägt die Kirche nicht mit Wonne und Stolz den Krönungsmantel „der schönen Künste", die Quintessenz des heidnischen Geistes, den sie verdammt? Und wenn dem so ist, warum mußte dieses Kolosseum zu Staub werden, warum durfte jene Peterskuppel sich wölben? Bloß damit man es vor dem Ohre dieser keuschen Kuppel nicht nennen darf, was die Seele dieser keuschen Kuppel nicht entbehren kann? Ist das alles? Ist das ein Wendepunkt? Das war der Mühe wert um eine zweitausendjährige Weltgeschichte!

Armer Träumer! sprang Balm auf, du zerschlägst dir vergebens den Schädel an diesem Kolosseum und an jener Peterskuppel; dafür ist man in Rom. Tausende haben sich ihren Schädel schon eingerannt und Tausende werden es noch tun. Kolosseum und Peterskirche! Diese zwei steinernen Begriffe stehen da, wie zwei steinerne Heubündel, und

die ganze Menschheit zwischen ihnen wie Bileams Tier! Kau' nur an der harten Speise, du verdaust sie nicht! In die Einsamkeit flüchtest du, lungerst wie ein Molch im alten Gestein, kämpfst mit dir selbst einen Kampf aus, den du naiv wie ein Schulknabe für deine persönliche Streitfrage hältst, einen Kampf, der ewig ist und worin du der Märtyrer der ganzen Menschheit bist! Knabe, Knabe! schrie Balm und schlug ein grimmiges Lachen auf. Schade, um das zerbrochene Glas! An dem ganzen Abenteuer wäre nur eins sein Geld wert gewesen: das letzte Wort des Mädchens. Das hast du dir verdorben, törichtes Kind!

Und Balm ging fort — anders als er gekommen.

Sein eigener Gedanke hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht: vielleicht ist das weibliche Gefühl nur das männliche Gefühl!

Aber er ging fort, in der widerwärtigsten Stimmung, die einem Menschen möglich ist. Er fühlte nur das eine Bedürfnis: aus sich herauszutreten und Gesellschaft zu suchen. Welche? das war die wüste Zerfahrenheit seiner Stimmung. Er hatte zwei Stimmungen, nicht eine. Was er in sich aufgeregt hatte, war nicht zu schlichten; es gab dafür nicht einen Repräsentanten, sondern es mußte gewählt werden. Zerfallen zwischen Extremen fielen ihm zwei so verschiedene Menschen, wie Santafiore und — Damerata zugleich ein. Da begegnete ihm sein Tischnachbar, der junge Engländer, und machte dieser Zielloſigkeit ein willkommenes Ende. Er forderte ihn auf, mit einigen Landsleuten ein Trinkfest zu feiern, womit sie — echt englisch — noch am Strand der Tiber einen Wahlsieg ihrer Partei zu begehen vor hatten. Balm war sofort dabei. Er fand, daß ein fremder Gegenstand und eine ganz neutrale Gesellschaft just der passendste Lückenbüßer.

Als ihm der nächste Tag das Bedürfnis nach Menschen erneuerte, wählte er mit gesundem Sinn — Damerata. Mit gesundem Sinn, sagen wir, denn wenn ihm der Marchese zuletzt doch nur geben konnte, was er selbst hatte, — Gedanken, so fühlte er richtig, daß in der großen weiblichen

Frage, die ihn aufregte, das ſchlechteſte Weib noch ein beſſeres Studium als der beſte Mann.

Er machte ſeinen Beſuch zu einer ungewöhnlichen Stunde, aber Damerata empfing ihn wie einen, der juſt recht kommt. Es war ein Zug in ihrem Ausdrucke, der wieder um einen großen Schritt weiter ging als jener, womit ſie ſo unbefangen ihre guten Dienſte in Sachen der Kunſtreiterin angeboten. Balm war voll Spannung. Er fühlte ſofort, daß heute eine Vertrauenskomödie auf dem Repertoire ſtehe, daß das Siegel ihrer Geheimpolitik, die er vermutete, entweder zum Schein oder gar im Ernſt heute gelöſt werden ſollte.

Schon der Austauſch der banalen Gruß-Fragen um Neuigkeiten führte in medias res.

Weißt du, daß ich geſtern bald Witwe geworden wäre? fing ſie an.

Was du ſagſt! antwortete Balm, ſelber nichtsſagend.

Ein epileptiſcher Toller überfiel meinen Mann an einem öffentlichen Orte, und hätte ihn faſt erwürgt. Es fehlte ganz wenig und er wäre ihm tot unter den Händen geblieben.

Balm horchte hoch auf. Das war ja er ſelbſt und ſein Abenteuer mit dem Maler!

Aber wo wollte das hinaus? Warum ſagt ſie nicht: geſtern wäre mein Mann bald ermordet worden? Warum ſagt ſie: ich wäre bald Witwe geworden? Will ſie ihn ausholen, was er etwa täte, wenn ihre Hand frei würde? Macht ſie für dieſen Fall wohl gar Anſprüche an ihn?

Balm empfand ein gewiſſes Unbehagen. Er wünſchte ſich jetzt ſachte hinweg. Dieſe Wendung hatte er am wenigſten erwartet; er wußte am wenigſten damit anzufangen.

Um doch etwas zu ſagen, ſagte er: Konnte die Nachricht von Civitavecchia heute ſchon da ſein? Oder war Valori geſtern in Rom?

Ei was, Civitavecchia und Valori! Mein Mann iſt ein Maler, heißt Zuppa und lebt in Rom. Es iſt endlich Zeit, dir reinen Wein einzuſchenken. Du biſt mir kein Fremder mehr.

Aber warum bisher das Geheimnis? Ist eure Ehe eine Vertrauenssache nur für Intime und Eingeweihte?

Der Maler Zuppa hat gegen ansehnliche Vorteile einen Eid geleistet, sich nie zu verheiraten. Er hat diesen Eid gebrochen, denn ich bin seine Frau. Aber bis die Person stirbt, die seinen Schwur hat, muß unsere Ehe eine heimliche bleiben und das strengste Inkognito halten.

Das ist ja wunderlich, sagte Balm. Sonst geben sich Paare für verheiratet aus, die es nicht sind; du hast dich dem Schein auszusetzen, in einer wilden Ehe zu leben, und bist getraut. Aber sprich weiter. Was ist der Grund, weshalb jener seltsame Schwur geleistet werden mußte?

Aufrichtig, das weiß ich selbst nicht. Ich habe nie danach fragen dürfen.

Wirklich? Balm sah sie scharf an.

Sie hielt aber den Blick ruhig aus und sagte mit unverstellter Unbefangenheit: Du kannst denken, was die weibliche Neugierde darunter leidet. Das wäre mir ein Galan, der es von meinem Manne herausbrächte! Aber ein Italiener ist mißtrauisch gegen Italiener, denn unsere Leute sind schwatzhaft und die Zunge geht ihnen durch wie Weibern.

Balm lächelte. Es müßte also ein Forestiere sein. Und wo möglich ein Inglese oder Tedescho, einer von jenen langweiligen, maulfaulen Bären und Murmeltieren, denen die Zunge zwischen den Zähnen eingefroren ist, die zwölf Monate im Jahre Winterschlaf halten, die so lebhaft schwatzen wie tote Hirsche und so zugänglich sind wie ein verscharrtes Grab.

Damerata küßte ihn lachend. Gott weiß, warum man euch traut, denn Schelme seid ihr doch alle! Aber du hast recht. Ein Mann wie du müßte meinen kleinen Zuppa verschlucken, wie ein Haifisch eine Makrele. Und wahrlich, es wäre der Mühe wert! Es handelt sich noch um ganz andere Dinge als um meine Neugierde. Aus diesem Manne ist ein Geheimnis herauszuholen, das weit über eine Million Skudi wert ist und das gestern auf ein Haar mit ihm ins Grab gesunken wäre. Da fühlte ich recht, daß ich ein armes verlassenes Weib bin, das keinen Freund in der Welt hat!

Wichtige Urkunden? Verſchreibungen? Erbſchaftsanſprüche? Oder gar ein geheimer, vergrabener Schatz?

Cospetto, du haſt es beinahe erraten. Vergraben iſt er zwar nicht, aber geheim! Verborgen und verheimlicht wie ein Phönixneſt! Ja, es iſt ein geheimer Schatz. Höre mich an. Was ich davon weiß, will ich dir mitteilen, denn dir vertraue ich. Du biſt der einzige Mann . . . was ſag' ich, du biſt ein Mann! Doppelt vertraue ich dir: daß du dem Zuppa Meiſter wirſt und daß du mich nicht betrügſt um den Schatz . . .

Um den wir ihn zu zweien betrügen ſollen? lächelte Balm.

Nein, nein! rief ſie mit flammendem Eifer, worin das geübteſte Auge Ernſt oder Betrug nicht mehr unterſchieden hätte. Er ſoll hundert Jahre alt werden und ſeinen Schatzort verſchweigen! Aber wenn er ſtirbt, plötzlich ſtirbt, wer hätte ein näheres Anrecht darauf, als ſein Weib?

Das iſt wahr.

Und doch werde ich die Letzte ſein, der er es anvertraut, und nie, nie wird er es freiwillig tun. In einer Nacht, wo ich ihn verſchlafen, verliebt, weintrunken und traumverwirrt, kurz, ohne Beſinnung glaubte, meint' ich, wie Delila, ſein Geheimnis herauszubekommen; aber dieſer Mann, der nur ein laſzives Aeffchen und wahrlich kein Simſon iſt, war plötzlich ernüchtert, ſtand auf, zog ſich an, verließ mitten in der Nacht zu meinem unausſprechlichſten Erſtaunen das Haus, und beobachtete von dem Augenblicke an die Vorſicht, nie mehr unter einem Dache mit mir zu ſchlafen.

Höre, Schatz, das iſt doch mehr als ein Aeffchen; der Mann ſcheint wahrlich ein Charakter.

Nicht ſo viel! rief Damerata heftig, und ihre Augen funkelten wild über den Widerſpruch. Aber eine fixe Idee zu haben, dazu iſt auch der Schwächſte noch eigenſinnig genug. Und ſeine fixe Idee iſt es, man darf gegen Weiber nicht ſchwatzen. Laß einen Mann über ihn kommen, und er wird ſelbſt ein Weib. Ich kenne dich und kenne ihn; ich weiß, was ich ſage.

Nun gut; ſo unterrichte mich, worüber ich ihn ausholen ſoll.

Es exiſtiert, fing Damerata an . . .

In dieſem Augenblicke hörte man Schritte, die Tür ging auf und ſorglos trällernd ſtand der Minente im Zimmer.

Balm ſtand auf und ſagte mit einem unvergleichlichen Aplomb: Was ſoll das, Madame? Wenn Sie an einer Entzündung der Herzklappe leiden, wie meine Unterſuchung mit einer untrüglichen Gewißheit feſtſtellt, ſo kann Ihnen weder mein Rezept, noch eine Luftveränderung, noch ſelbſt die rationellſte Diät ſo gute Dienſte leiſten, als das Regime, das ich Ihnen wiederholt empfohlen: Ruhe, abſolute Ruhe! Solange wir die Entzündung noch als konſtant beobachten, muß ich Ihnen als oberſtes und ſtrengſtes Geſetz diktieren: keinen wie immer gearteten Beſuch zu empfangen. Haben Sie mich verſtanden, Madame? keinen, ſagte ich! Nicht einmal eine alte Nachbarin kann ich Ihnen erlauben, geſchweige einen jungen Mann, auch wenn es ein Bruder, Vetter oder wer immer wäre. Man kann ſich in jedem Geſpräche leicht echauffieren, durch eine aufregende Neuigkeit in Gemütsbewegungen geraten. Ich empfahl Ihnen ſchon ſeit Tagen, wie eine Pflanze zu leben und nicht wie ein menſchliches Weſen. Wenn dieſer Beſuch hier angenommen wird und nicht ſofort ſich entfernt, ſo muß ich Sie bitten, mich nicht mehr rufen zu laſſen, denn ich bin nicht gewohnt, daß man meine ärztlichen Ratſchläge vor meinen Augen mißachtet.

Der arme Junge aus Trastevere ſtand wie verſteinert bei dieſer Rede und hatte, noch ehe Balm das letzte ſeiner nachdrücklichen Worte geſprochen, maßlos erſchrocken die Flucht ergriffen.

Anders malte ſich Dameratas Erſtaunen. Ihre Augen funkelten, aber ihr Blick war furchtſam. Es war ein Doppelausdruck, der das Widerſprechendſte zugleich ausdrückte. Das iſt der Mann, den ich ſuche und brauche! jubelte es in ihren triumphierenden Mienen, in denen Freude, Ueberraſchung, Bewunderung wie auf Flügeln emporflogen. Aber — der Flügelſchlag war nicht feſt! Sie hatte einen jener Momente, wo auch das dämoniſch-unternehmendſte Weib vor dem Zauber der männlichen Ueberlegenheit erſchüttert zu-

rückbebt. Das ist der Meister für Zuppa, aber wird er nicht auch mich selbst übermeistern? Ist dieser Fund nicht zu groß für mich? Dieses Werkzeug für meine Hand nicht zu wuchtig? Und man sah sie zweifeln, zagen, bedenklich werden.

Wir sind wieder allein; sprich, sagte Balm.

Accidente! vielleicht ist heute ein Unglückstag. Vielleicht war das ein Zeichen, daß es heute nicht sein soll. Und warum auch heute? Mein Mann wird ja nicht alle Tage erwürgt werden!

Und wirklich war jetzt nichts mehr aus ihr herauszubringen. Balm, — um für die Sache kein anderes Interesse zu verraten, als was sie selbst hatte, — drang auch nicht weiter in sie.

Damit endete aber doch diese Unterredung, daß sie ihm Zuppas Wohnort nannte und eifrig ihm anlag, seine Bekanntschaft zu machen. Balm versprach es und entschloß sich auch gleich, ihn aufzusuchen.

Als er fortging, sah er in der Nähe des Hauses den Minente auf und ab wandeln. Der Pretaccio wartete nur den fatalen Doktor ab, um die verbotenen Gemütsbewegungen zu erregen.

Balm lächelte und — dachte an seine eigenen Anliegen.

So weiß er denn endlich die Zwecke und Absichten dieses Weibes. Es hätte noch schlimmer kommen können. Seine Phantasie hatte ihm Streiche gespielt; er dachte an römische Messalinen und griechische Theodoren, er dachte an dunkle Greuel und ruchlos ersonnene Frevel. Ein zahmeres Gespenst enthüllt sich, es handelt sich um einen „Schatz" des Mannes, für dessen rechtmäßige Mitbesitzerin sie sich hält. Freilich — im Innern dieses unbedenklichen Eingangs könnte es schon abschreckender aussehen! Wieder fällt ihm das Geklatsch der Nachbarinnen ein, das er fast schon vergessen hat. Ist der geheimnisvolle Schatz etwa ein Depot — von falschen Banknoten! Wird er angeworben, sie in Umlauf zu bringen? Daß die Kastanien, die er hier aus dem Feuer holen soll, eine lautere Ware, das bildet er sich keinesfalls ein. Damerata kocht in einer Hexenküche, es sei was es sei.

Und doch hat dieſe Stunde etwas Befreiendes für ihn und er glaubt nach einem langen unheimlichen Alpdrücken ſein Herz erleichtert zu fühlen. Das ſcheint wenigſtens gewiß: Damerata iſt kein Abgrund, in welchen ihr Opfer jählings hinabſtürzt; er wird in die grundloſe Tiefe ſchrittweiſe gehen, und kann jeden einzelnen Schritt, wenn er nur ſelbſt will, auch wieder zurückmachen.

Und ſo beſchloß er, dem gruſeligen Reize dieſes Verhältniſſes noch weiter zu folgen.

Meiſter Zuppa war leider nicht zu Hauſe. Balm bedauerte es, denn er verſprach ſich recht ſtarke, elektriſche Reibungen mit dieſer kauſtiſchen Teufelsfratze. Da er ihn geſtern nicht erwürgt hatte, ſo trug er den Mann wie einen ätzenden Brennſtoff in ſich. —

Sechſtes Kapitel

Es war ſchon ſpät, als Balm nach Hauſe kam, es war ſchon bald Nacht. Desungeachtet ſagte ihm ſeine Hauswirtin, ein Herr warte bei ihr ſchon ſeit einer Stunde auf ihn. Er ſoll herüberkommen, ſagte Balm und ſchloß ſich ſein Zimmer auf. Der Beſuch trat ein.

Balm traute ſeinen Augen nicht; — es war Signor Zuppa!

Mit ausgebreiteten Armen flog ihm der Zwerg entgegen. Das iſt ein Labſal! ſchrie er. Männer wie Sie muß man aufſuchen und wären ſie im Unterfutter des Veſuvs eingenäht! Sehen Sie, mein Verehrteſter, ich bin ein ſchlechter Kerl. Aber wer ſagt mir das? Wo iſt der Mann, der mir Gerechtigkeit widerfahren läßt? O Signor, das iſt eine Qual! Wofür lebt man, als um erkannt, verſtanden, begriffen zu werden? Aber glauben Sie, ich habe in Rom nur die geringſte Chance dafür? Gott bewahre! Die Halunken hier tun, als ob ich der rechtſchaffenſte Mann wäre. Das kränkt, Signor. Jeder Menſch hat ſeine Eitelkeit und mit Recht. Der

Durſt, ſich kennen zu machen, iſt ſo groß, daß ein ordentliches Scheuſal noch im Tode ſich drucken läßt, um wenigſtens aus ſeinen Memoiren verflucht zu werden. Nun, wie ich da ſtehe, treibe ich mein nichtsnutziges Zeug am Sonnenlicht, ſo hell es in Rom ſcheint. Aber hilft es mir was? Hab' ich ein Renommee? Spricht jemand von meinen Laſtern? Heißt es: dort geht das Alräunchen, der gottloſe Teufelsſohn Zuppa? Ja, wer mich je ſo ſchön gewürgt hätte, wie Sie geſtern! Wer mir je geſagt hätte: verende, Hund! Nicht wahr, Hund ſagten Sie? Sehr richtig. Das iſt das Wort. Aber ich hörte es ſeit vierzig Jahren wieder zum erſten Male. In dieſem Spitzbubenland finde ich nirgends meinen Kontraſt. Ich ſterbe ab, ich löſche aus. Ah, laſſen Sie mich ſchnaufen. Sie müſſen mein Freund ſein! Sie ſind mein Salmiakgeiſt! Wie neugeboren bin ich ſeit geſtern!

Mit äußerſter Kaltblütigkeit ſagte Balm: Neugeboren? Danken Sie Gott, daß Sie nicht neugeſtorben ſind. Sie könnten ſeit geſtern aus dem vertrocknetſten Menſchen die friſcheſte Leiche geworden ſein. Und wer ſagt Ihnen, daß ich heute nicht fortfahre, Sie zu erwürgen?

Der Zwerg retirierte. Bitte gehorſamſt! Sie können mir noch ganz anders nützen, als mit Ihren Fäuſten. Pfui, pfui, ſchlechter Geſchmack, ſich ermorden! Geſtehen Sie's nur, es war nicht ſchick, mich erwürgen zu wollen. Entzückt hat mich eigentlich bloß die Neuheit daran. Aber ſo läßt ſich nicht fortfahren. Nur Kinder wiederholen Witze. Pfui, pfui, Signor, ſagen Sie das nicht noch einmal.

Sie haben recht, antwortete Balm mit Würde; umarmen wir uns!

Hol' Sie der Teufel! ziſchte der Maler wie eine böſe Katze. Ich glaube gar, Sie werden liebenswürdig? Bleiben Sie im Charakter, Herr! Der Himmel hat Sie über die Alpen geſandt, wie das Rauhe zum Reibhölzchen. In dieſem Quarklande, Gott verzeih' mir die Sünde, gibt es überall keine Friktion. Sogar im Beichtſtuhle nicht. Menſchliche Schwachheit! gähnen ſie kaltblütig, oder miſchen wohl ſelber noch ihre feiſten Diebsklauen drein, was freilich oft die luſtig-

ſten Händel ſetzt. Aber auf die Länge wird es langweilig. Abwechſlung will der Menſch. Der ſtärkſte Mann kommt vorn Hund bei einerlei Koſt. Ich liebe mir Laſter mit einem Tröpfchen Gewiſſen darauf, wie Zitronenſäure auf Auſtern. Ich bin edler Gefühle fähig. Glauben Sie mir's, Herr, es iſt ſo. Mein Wort iſt Gold!

Mit hohem Tone rief Balm: Dann packe dich, Schurke, wenn du nicht einmal ganz biſt! Edle Gefühle habe ich ſelbſt. An dir, kleiner Tollhäusler, könnte ich höchſtens Geſchmack finden, wenn du unverwäſſert und unvermiſcht ein Faß voll Schlechtigkeit wäreſt, rein, wie dich der Teufel gekeltert hat, ohne allen Beigeſchmack von Moral und moraliſchen Anſprüchen!

Der Maler machte ein nachdenkliches Geſicht. Ich will mir's überlegen, ſagte er. Es iſt eine weitläufige Theſis. Wir ſprechen noch darüber. Glauben Sie, daß ſich das ſtehenden Fußes abmachen läßt. Unmöglich, Herr. Was mich betrifft, ich finde, man muß die Farben verſchmelzen. Mit ungebrochenen Farben malen die Weißbinder. Nein, nein, Herr, Ihr ſeid kein Künſtler. Was ſag' ich, Ihr ſeid kein Chriſt, kein guter katholiſcher Chriſt. Je größer der Sünder, deſto größer der Heilige. Inzwiſchen — wie geſagt — es hat ſein Für und Wider. Ich weiß ſchon, was Euch vorſchwebt. Ihr wollt Stil. Gehorſamer Diener, ganz meine Meinung! Ja, ja, Stil; darin habt Ihr recht. Es darf zwiſchen Gut und Schlecht kein charakterloſes Schwanken ſein. Aber daß ſie einander ausſchließen ſollten, das Gute nur gut, das Schlechte nur ſchlecht ſein, darin irrt Ihr gehorſamſt. Es wäre ein Unglück für den guten Geſchmack. Ueberlegt es Euch, Herr, Ihr werdet mir's danken.

Balm ſagte mit einer Verbeugung: Mein Herr, Sie ſind ein denkender Kopf. Sofern ich Ihnen nicht das Genick breche, verſpreche ich mir Dauer von unſerer Freundſchaft.

Der Maler runzelte die Stirne. Mit Eurem Genickbrechen! Wer Euch ſo anſieht, ſollte denken, Ihr hättet beſſere Manieren. Was gehen Euch meine Streiche an? Schimpft

über ſie — das iſt mir juſt recht, — aber gönnt einem alten Junggeſellen ſeinen letzten Faſchingstag.

Erſticke, Lügner! donnerte Balm. Was, Junggeſelle! Signor Zuppa iſt verheiratet, nennt ſich Valori und ſeine Frau heißt Damerata.

Der Maler prallte zurück. Sehen Sie, man kann nichts verreden. Unter dieſen Umſtänden bin ich genötigt, Sie ſelbſt ermorden zu laſſen. Es tut mir leid, Verehrteſter; aber wer das weiß, der gefährdet mich. Dem ſtopf' ich das Maul mit Erde. Gott befohlen!

Balm aber packte ihn, hielt ihm den Mund zu und ſagte ruhig: Höre mich an, Kleiner. Mach' keine dummen Streiche. Ich gebe dir als ein deutſcher Ehrenmann mein Wort, daß ich dein Geheimnis ſo gut bewahre wie du und noch beſſer. Ein Deutſcher kann ſchweigen, was ihr welſchen Starmatze nicht könnt. Im übrigen höre dieſes: Wagteſt du wirklich ein Attentat auf mein Leben, ſo will ich wenigſtens nicht ungerächt ſterben. Ich hetze dir die fürchterlichſte aller Polizeien an den Hals, die Weiber. Stehenden Fußes gehe ich zu deiner Frau und ſage ihr, wo ſie den Mörder zu ſuchen hat, wenn man mich tot findet. Dann warte ab, was geſchieht! Du haſt das ſicherſte Mittel ergriffen, dich um dein Geheimnis zu bringen.

Balm ließ ihn los. Der Maler machte einen Rundſprung, lachte und klatſchte wie toll. Alſo Ihr kennt ſie, die kleine Megäre? Hahaha, wie mich das freut! Wir fangen an, uns zu reimen. Ihr erdroſſelt mich nicht aus Moralität, ſondern weil Ihr ſie alle allein wollt! Ausgezeichnet! Ihr ſeid ſchlau, wie eine Steinbutte. Aber ich hätte mir's ja denken können. Alle Magnetnadeln ſtehn nach Norden. Freilich, freilich! Es wär' auch ſchad um Euch. Nun, was ſagt Ihr zu der Dame? Ein Leib wie ein Bergkriſtall, he? Ich beiße mir die Naſe ab, wenn ſie nicht der ſchönſte Leib in Italien iſt! Ein Fleiſch, wie eine atmende Perle! Die Peterskuppel gegen einen Fingerhut, wenn ich lüge! Was lügen? redet ſelbſt! Dem Mann im Amte glaubt man für zehne. Aber bildet Euch nur nicht ein, Ihr wäret der einzige. Um Gottes

willen, ſeid dieſer Narr nicht! Das eben iſt ja mein Gram: ſo viel ihrer ſind, wir kennen einander weniger, als der Jänner den Maulbeerbaum. Ich müßte billig das Recht haben, daß meine Hausfreunde mich unterhalten, mit mir zechen, ſpielen, Poſſen reißen, mich loben und bewundern, meinen Ruhm ausbreiten, oder — wir ſtünden gar im Tauſchhandel! Hol' ſie die Peſt! Die Racker betrügen mich um all meine Benefizien. Sie helfen mir juſt ſo viel, wie die Wolken der Sonnenuhr.

Ei, Signor Zuppa, welchen Unſinn ſchwatzt Ihr da? Habt Ihr vergeſſen, daß Eure Ehe eine heimliche iſt?

Teufel, Teufel, mein Konzept wird wackelig! Seht Ihr, daß ich einen Freund brauche? Da ſeht Ihr's ſelbſt. Ja, ja, es iſt richtig: der Papſt und ein Bettler denken mehr als der Papſt allein. Hol' mich der Teufel, Ihr habt recht. Meine Ehe iſt eine heimliche. Aber wieſo wißt Ihr das, Meiſter Ueberwitz, he? Hat es Euch die Dama verraten? An einem Reiskorn ſoll ſie erſticken! Gott und meine Seele, ich bin ein verlorener Mann! Welche Ehepakten hab' ich ihr nicht bewilligt, daß ſie die Ehe geheimhält! O du Giftbüchſe, du Blasbalg des Teufels, du hölliſcher Vogelleim! Wie ſagt der Sizilianer? wer Eſel treibt und ſich auf Weiber verläßt, kommt nicht ins Himmelreich. Das große römiſche Staatsſiegel drauf! Ich bringe ſie um, die Harpye!

Gemach, mein ehrenwerter Freund. Ich appelliere an Eure edlen Gefühle. Tut unſerem Weibe ja nichts zuleide; ſie iſt unſchuldig. Ihr ſeid mehr Plauderer als ſie. Beſinnt Euch, wie oft Ihr ſelbſt Eure heimliche Ehe ausgeplaudert, denn — mein Konzept wird wackelig, ſagtet Ihr juſt in dieſem Augenblicke.

Aber der Bucklige war ernſtlich in Kummer. Unſchuldig! Die Dama unſchuldig! Ihr redet wie eine Vogelleier. Mein Stockknopf weiß es beſſer! Wißt Ihr, was ich Euch ſage? Stellt Eure Ohren auf Stelzen, horcht auf, ſo hoch Ihr könnt! Es war ihr eigener Auftrag, daß Ihr mich geſtern umbringen ſolltet! He, beizt das? Helf' Gott zu der Priſe!

Und nun laßt mich gehen, oder ich ſchreie, daß die Engelsburg wackelt!

Balm ſtand erſchüttert. Welch ein Wort hatte er da gehört! Sprach der Zwerg mit Grund? Hatte es in dieſer Ehe einen Schein von Wahrheit, daß die Frau dem Leben des Mannes nachſtellen könne?

Zu wichtig war dieſe Frage. Balm mußte einen Einblick in das Innere einer Ehe gewinnen, welche ihm Geſichter zeigte — bald mit poſſenhaften, bald mit tragiſchen Zügen ihrer Charaktermaske.

Ernſt, aber gelaſſen, ſagte er zu dem Maler: Signor Zuppa, Ihr ſprecht da ein großes Wort! Mehr kann ein Mann nicht tun, als ſein Weib für ſeine Meuchelmörderin halten. Hegt Ihr dieſe Meinung im Ernſte? Gibt Euch der Charakter der Damerata einen Grund dazu? Oder wißt Ihr Euch ſchuldig, daß Ihr ſie ſelbſt zu ſo verzweifelten Abſichten treiben könntet?

Ich? ich? von den Eskimos bis zu den Hottentotten findet Ihr einen ſo exemplariſchen Narren und närriſches Exemplar eines guten Ehemanns nicht wieder. Was will die Dama? Liebhaber? Freiheit? Geld? Wenn ſie alle Spatzen Roms zu Liebhabern will, ſo laſſ' ich ſie ihr. Wenn ſie mit allen Toten des Campo ſanto verheiratet wäre, ſo könnte ſie nicht mehr Witwenfreiheit haben. Und Geld? Pah, in dieſem Punkte bin ich zu ſtolz, mich zu rühmen. Fragt ſie ſelbſt, was ihr abgeht und ob ſie mit einer Sultanin tauſcht.

Nun denn, warum ſprecht Ihr einen ſo abſcheulichen Verdacht gegen ſie aus? Welches Intereſſe könnte ſie haben, Euch nach dem Leben zu trachten?

Weiß ich's? Vielleicht, daß ſie ſich einbildet, ich wäre Gott weiß mit welchen Schätzen zu beerben.

Einbildet! Was hat ſich da einzubilden? Verheimlicht ihr nichts! Zeigt ihr Vertrauen!

Hört, Freund, alles hat ſeine Grenzen. Wenn Ihr langweilig ſein wollt, ſo erwürgt mich lieber noch einmal. Ich finde das viel amüſanter.

Balm hatte nicht die Abſicht, das Schatzgeheimnis i

Sturm zu erobern, wie es ohne Zweifel Damerata, trotz ihrer lauernden Klugheit, mit rabiatem Eigenſinn verſucht und — verfehlt. Er kannte jetzt ſeinen Mann und hielt es für ein wahres Kinderſpiel, dieſen Menſchen zu überliſten, wenn er es eben männlicher anfange als ein Weib. Daß er heute nur die Sonde anzuſetzen vermocht, war ihm für die erſte Stunde der Bekanntſchaft ſchon Erfolg genug.

Es war teils wirkliche Regung, teils Plan und Berechnung, daß Balm jetzt einen gemütlichen Ton anſchlug. Er legte dem Zwerg ſeine Hände auf die Schultern und ſagte mit einem Gemiſch von Wohlwollen und Mitleid: Alſo Ihr traut unſerm Weibchen den ſchlechten Geſchmack zu, Euch aus der Welt zu ſchaffen? Einen ſo großen Künſtler! Einen Ehrenmann von ſo liebenswürdigen Grundſätzen! Ei Meiſter Zuppa, was fällt Euch ein! Kein zartes Frauenhändchen würde dieſen kühnen Griff in die Weltgeſchichte machen. Die Sonne am Himmel, Eure Palette auf Erden! Ihr müßt leben; ich befehle es. Seht, dieſes Rom konnte ſeinen Cäſar umbringen, aber vor ſeinem Zuppa würde ſich ſelbſt der Dolch eines Brutus in ein Kußhändchen verwandeln. Und Damerata iſt kein Brutus und noch weniger bin ich ihr Caſſius. Mitnichten; ganz im Gegenteile. Hätte Damerata wirklich die weibliche Schwachheit, Euch ein bißchen totſtechen zu wollen, ſo würde ich dieſen Geſchmacksfehler in Güte oder mit Gewalt zu verbeſſern wiſſen. Seht, ſo ſchön ſie iſt, aber eher dreht' ich ihr eigenhändig ihr Taubenhälschen um, als daß ich Euch nur ein Haar krümmen ließe. Fürchtet Ihr dergleichen, ſo wißt, daß ich es nunmehr für meinen providentiellen Beruf halte, meine Stellung in Eurer Ehe, mein Verhältnis zu Euch und Eurem Weibe als Wächter Eurer Sicherheit aufzufaſſen und Euer guter Engel zu ſein. Von dieſem Augenblicke an ſteht Ihr unter meinem Schutz, Meiſter Zuppa!

Topp! rief der Maler, ich nehm' Euch beim Wort. Steh' ich unter Eurem Schutze, ſo bleib' ich drin ſtehen — bis der Großſultan ein Kapuziner wird. Aber ſagt mir, Verehrteſter, was für ein Ding iſt Euer Schutz? Was tut er, wie

ſieht er aus, wie definiert Ihr ihn? Denn ich verſichere Euch, die ſpaniſche Treppe iſt zwar breit, aber ſie wimmelt von Bettlern und ein Dieb, der im Tageslichte gehängt wird, iſt übler dran als ein Bräutigam, der nachts im Finſtern tappt. Gar erſtaunlich ſind alle Dinge verſchieden! Drum hört mich, Herr Schwager. Wenn Ihr mich wirklich ſchützen wollt und es iſt Eure aufrichtige Meinung, ſo geht in die Apotheke und holt mir das Giftrezept zurück, nach welchem ich ſchon zehn Jahre lang behandelt werde. Das heißt, um Euch mit wünſchenswerter Deutlichkeit aufzuwarten, lockt der Damerata meinen Ehekontrakt heraus. Seht Ihr, das iſt das Hübſche an Euch, daß Ihr ſie küßt, aber nicht geheiratet habt. Nicht jeden hat der Himmel mit ſoviel Verſtand geſegnet. Wahrhaftig, ich glaube, Ihr habt meine Portion mitbekommen. Nun, ſie ſei Euch gegönnt. Der Verſtand iſt Gemeingut; wer ihn hat, der hat ihn wie der Hund die Flöhe: für ſich ſelbſt und für all ſeine Nächſten.

Mich dünkt, Meiſter Zuppa, Ihr habt die Schurkerei auf eine ähnliche Weiſe. Ein armes Weib nach zehnjähriger Ehe um ihr gutes Recht betrügen! Wie nennt Ihr das, he?

Ihr tut es ſehr billig, Gevatter, wenn Ihr die Ehe nur zehnjährig nennt. Wenigſtens zweihundertjährig iſt ſie! Während ſie verheiratet iſt mit mir, war und iſt ſie verheiratet im Trastevere, auf dem Korſo, im Vatikan, auf der Piazza Navona, auf allen ſieben Hügeln! Summiert dieſe Ehen zuſammen, und ſagt mir, warum juſt ich der auserwählte Eſel ſein ſoll, der für den kleinſten Poſten das ganze Konto ſaldiert?

Wenn Ihr ſo denkt, warum habt Ihr ſie dann geheiratet?

Merkwürdig! Das fragt Ihr, mein Kompagnon? Warum liebt Ihr ſie, warum beſucht Ihr ſie? Und Ihr habt ſie doch kennen gelernt, in Kleidern bis an den Hals, aber nicht wie ein Maler ſein Maler-Modell. Herr, das macht einen Unterſchied in der Weltgeſchichte, — wie zwiſchen Siegern und Beſiegten, zwiſchen gewonnenen und verlorenen Schlachten!

Sie war damals vierzehnjährig und ich mußte ſie im Auf-

trage malen. Ich für meine Perſon wähle mir mein Modell nicht vierzehnjährig, ſo wenig wie die Griechen, die uns zwar ſiebenjährige Kinder und ſiebzehnjährige Nymphenmädchen genug hinterlaſſen haben, aber keine einzige Skulptur, die dazwiſchen läge. Sehr geſcheit! Dieſe Schwerenöter wußten, was ſchön war. Und ſchön iſt der vierzehnjährige Körper nicht, ſondern hart, eckig, mager, unſicher in der Haltung und unreif in der Form; auch halbreif noch unerträglich, wenn das voraus und jenes zurück iſt; am grauslichſten aber die Täuſchung der wirklichen Vollreife, die niemanden täuſcht, denn dann haben wir ſicherlich die ſchwammige Anlage einer ſkrofulöſen Lymphe vor uns. Das alles litt nun eine Ausnahme, wie wenn ein Tempelvorhang von oben bis unten zerreißt und das Allerheiligſte ſichtbar wird, in jenem unerhörten Augenblicke, wo mir die vierzehnjährige Dama ihr Modell ſtellte. Ich ſah einen Leib, den ich zeitlebens nur e i n mal geſehen, und da war er von Stein und überdies noch ein Torſo. Aber denkt Euch die P ſ y ch e v o n C a p u a ganz und lebendig, und Ihr ſeht den Leib der vierzehnjährigen Damerata. Als dieſer Leib aus ſeiner letzten Hülle heraustrat, da fiel ich rücklings auf meinen Buckel, ſtreckte die Beine gegen Himmel und ſchrie miracolo! miracolo!

Nach dieſem Effekte errate ich das übrige, ſagte Balm. Ihr hattet Wünſche, aber die Dama hatte Tugend. Sie erhörte Euch nur unter der Bedingung, ſie zu heiraten.

Das wäre mir im Grunde nichts Neues. Geheiratet wollen die meiſten Modelle ſein, wenn ſie die Stärke des Künſtlers in die Schwäche des Menſchen umſchlagen ſehen. Aber ſie laſſen doch handeln mit ſich, und da alle Begriffe dehnbar ſind, ſo handelt man Trauung und Witwenſtand zuletzt auf den Zwiſchenraum einer Stunde herunter.

Ei ſeht doch! Nun dann lob' ich die Dama, daß ſie Euch Mores gelehrt hat, an die lebenslängliche Angel anzubeißen.

Das ſagt I h r, der Ihr das Würmchen von der Angel naſcht und luſtig dann weiterſchwimmt! Schlau ſeid ihr Tugendhelden, die ihr aus den Häuten der Sünder eure Rie-

men ſchneidet. Mir armen Sünder wurde es nicht ſo wohl! Ich verſchluckte das Würmchen, daß mir das ſpitzige Eiſen noch heute im Fleiſche ſitzt. O Dama, Dämona, Dämchen, der Dämiſchen Fluch und Verdammnis! Was haſt du mir angetan, du Satanskind, du Schachbrett des Teufels, du Haupttreffer in der Höllenlotterie!

Nun, was hat ſie Euch denn angetan?

Keine Puppe iſt ſo ſteif mit Werg und Sägeſpänen ausgeſtopft, als es dieſer vierzehnjährige Wechſelbalg mit eiſerner Willenskraft war. Sie wußte, daß ich nicht heiraten durfte, ich ſagte es ihr, ich ſchwor es ihr, ich bot ihr Geld und Gut zum Erſatz, — alles Windhafer! Nur meine Hand wollte ſie, meine kleine bucklige Hand. Vergebens ſtellt' ich vor, daß unſere Ehe doch eine heimliche bleiben müßte, daß weder ſie, noch die Götterkinder ihres himmliſchen Ledaſchoßes den unſterblichen Namen Zuppa vor Italien und vor Europa führen dürften; ihre Ehepakten wurden nur um ſo härter, aber auf der Ehe beſtand ſie. Ich ſteckte mich hinter ihre Eltern, die mir zu meinem Erſtaunen gar keine Schwierigkeiten machten, ſo daß ich rein vereſelt war, woher das kleine, dumme Ding einen ſo ſtarken Willen habe. Darüber ging ich zugrunde und ſeit ſich David um Jonathan gehärmt hat, oder Achilles um die ſchöne Briſeïs, war ein ſo großer Schmerz nicht mehr in der Welt.

Ihr lächelt. Welſcher Fanfaron, denkt Ihr in Eurer gefrorenen Renntiershaut. Ach mein lieber deutſcher Eiszapfen, wenn Ihr mich damals geſehen hättet! Ich wurde mager. Mein Bauch verſchwand, mein Bruſtkaſten ſank ein, aber gegen alles Ebenmaß wölbte ſich rückwärts mein Buckel. Die Leute ſagten mir nach, wenn ich mich auf dem Bauche zur Erde legte, ſo ſei Rom eine Acht-Hügel-Stadt. Die Peterskuppel werde nicht mehr bemerkt und der Soracte ſei aus den Reiſehandbüchern geſtrichen, weil man die Fremden auf meinen Buckel aufmerkſam mache. Er werfe täglich längere Schatten und mache das Klima von Italien kälter. Das war damals die öffentliche Meinung in den Kaffeehäuſern.

Ich verordnete mir eine Reiſezerſtreuung. Als die Kleine

meinen Ernſt ſah, ſie zu vergeſſen, wurde ſie endlich mürbe. Sie gab nach. Sie lud mich zu einer Zuſammenkunft ein. Nur in mein Studio wollte ſie nicht kommen, ſondern bei ihr zu Hauſe ſollte das große Liebhabertheater aufgeſchlagen ſein. Ich bemerke nämlich, daß dieſe ganze Zeit her vom Malen nicht mehr die Rede geweſen. Zum Aktmalen hatte ich ſie nur einmal geſehen, und in dem Handel, den ich da anfing, beſtand ſie darauf, daß ſie nur als meine Frau künftig Modell ſtehen wolle. Seitdem handelten wir um Frau oder Liebhaberin und als letztere beſtellte ſie mich jetzt in ihr Haus.

Aber wo war die Damerata zu Hauſe? Wäre ſie zu Hauſe geweſen im Trastevere, oder im Ghetto, oder gar im Agro Romano, kurz, in einem verrufenen Neſt der armen und verdächtigen Leute, ſo hätte ich Verdacht ſchöpfen mögen, daß ich in eine Falle gelockt werde, etwa in ein Kellerloch zu Waſſer und Brot, wobei mir Ratten und Molche als Beichtväter zuredeten, das Teufelszeug von einem Ehekontrakt endlich zu unterſchreiben.

Nicht wahr, das heißt Phantaſie haben? Ja, Herr, man ſieht ſich vor, man iſt früh aufgeſtanden, man kennt ſeine Leute, man hat ausgelernt. Uebrigens ſeid Ihr ein Narr in Folio, wenn Ihr das wirklich glaubt, ſobald von Weibern die Rede iſt! Paßt einmal auf.

Ihr Vater, der damals noch lebte, war Zimmerwärter des Palazzo Sciarra auf dem Korſo, und dort wohnten ſie auch. Palazzo Sciarra auf dem Korſo! Iſt das ein Schlupfwinkel, eine Mausfalle, eine Räuberſpelunke? Welcher Römer nähme Anſtand, dem Palazzo Sciarra auf dem Korſo ſich anzuvertrauen? Auch tat mir das Haus nichts zuleide; ich wäre ein Schuft, wenn ich das ſagte. Es ging alles ſo ehrlich zu, wie beim Fuchsprellen! Hört mich nur an.

Von meinem Studio hatte die Dama perſönlich mich abgeholt, ſo gütig war ſie jetzt. Den Kapuziner, der ſie begleitet, ſchickte ſie fort, als wir uns auf den Weg machten. Der Weg war nicht nahe nach dem Palazzo, und ich wollte einen Wagen nehmen. Da ſah ſie mich eigen an — verſchämt,

furchtſam, und verbat ſich den Wagen. So blieben wir auf dem Trottoir und durchwandelten wie zwei Lämmlein das Publikum. Mir aber brannte das Blut und mein Herz ſchlug mir gegen den Buckel wie das Feuer im Monte Veſuvio. Die Luft war ſchwül und kitzelte die Nerven, ohne ſie abzuſpannen. Endlich kamen wir an.

Sie führte mich in ein ſchönes gewölbtes Zimmer, welches im Erdgeſchoß lag, und fing an, ſich auszukleiden. Auf einmal beſann ſie ſich und ſagte: Wartet, mein Freund. Wenn ich mich wieder anziehe, ſo könnte ich mich gleich für die Oper anziehen, die wir heut abend beſuchen, denn Eccellenza überläßt uns die Loge. Ich hole mir meinen Sonntagsſtaat. Ich bin gleich wieder bei Euch. Zauberiſch lächelte ſie mich an, klopfte mir die Wange und ſchlüpfte wieder hinaus, worauf ſie die Tür hinter ſich abſperrte.

Aber das Gewölbe, ſagte Balm, hat im Innern noch eine zweite Tür gehabt, die war auf Eurer Seite, eine Gittertür, und auf der entgegengeſetzten ein Vorhang oder eine Holzverſchalung.

Offenen Mundes ſtarrte der Zwerg ihn an. War die Dama frech genug, es Euch ſelbſt zu erzählen?

Das nicht. Aber ein Landsmann erzählt dieſe Geſchichte, Ferdinand Gregorovius, welcher ſie in Corſica gefunden hat, und welche wohl auch die Eurige iſt. Hört zu, ob ich recht habe.

Balm ergriff eins ſeiner Bücher, blätterte und las: „Es ſtand hier früher ein anderes Schloß, in welchem eine ſchöne und unbändige Dame, Savilia, wohnte. Dieſe lockte einſt einen mächtigen Herrn, Giudice von Iſtria, in ihre Burg, nachdem ſie ihm früher ihre Hand zugeſagt hatte. Iſtria kam und Savilia ließ ihn in das Turmverlies werfen. Aber jeden Morgen ſtieg ſie zum Gefängnis hinab und indem ſie ſich am Gitter desſelben vor den Augen Iſtrias entblößte, höhnte ſie ihn mit den Worten: Schaue mich an; iſt dieſer Leib gemacht, von einem häßlichen Manne, wie du biſt, genoſſen zu werden? So trieb ſie es lange Zeit“ . . .

Authentiſch! rief der Zwerg; mein Text hat bloß folgende Variante. Meine Savilia präſentierte ſich mir mit einem Savilio, einem ſchönen Jüngling, deſſen Schönheit auch nicht — eine Schuhſohle verdunkelte! Mit dem lag ſie, als die bewußte Holzverſchalung auseinandergeraſſelt, in einem Nebenzimmer auf einer Ottomane und redete ſo zu mir durch das Gitter: Nicht wahr, Freund Zuppa, Ihr kennt wohl auch den alten Improviſator am Theater des Marcellus? Der erzählte uns neulich von Ländern und Sitten und wie es in Abeſſinien ein Volk gäbe, wo jedes Brautlager, um die Unſchuld der Braut zu publizieren, vor den Augen mehrerer Zeugen gehalten wird, — was auf uns junge Mädchen einen großen Eindruck machte! Seht, Signor Zuppa, Abeſſinien liegt heute in Rom. Ich feiere ſoeben mein Brautlager — leider nicht mit Euch, denn Ihr verſagt mir beharrlich Eure koſtbare Hand. Aber weil ich Euch wohl will und weil auch Ihr mein Freund ſeid, ſo habe ich es ſo eingerichtet, daß Ihr wenigſtens als Zeuge dabei ſein könnt, denn ich vermute, Ihr betrachtet das Schauſpiel, wie die kleine Dama das Weib dieſes Jünglings wird, mit der ganzen Teilnahme Eures guten Herzens.

Groß und größer waren Balms Augen geworden, wie er den Zwerg im Verlaufe dieſes ganzen Berichtes anſtarrte. Jetzt packte er den Kleinen an beiden Schultern, ſchüttelte ihn und rief mit Stentorſtimme: Kerl, ich werfe dich meine zwei Stöcke zum Fenſter hinaus, wenn du es wagſt, mir ſolche Bären aufzubinden! Alles hat ſeine Grenzen.

Der Zwerg ſagte gelaſſen: Zwei Stöcke? Ich glaube, da wird man nicht augenblicklich tot ſein. Folgt mir alſo Eure zwei Treppen nach, und wenn ich noch Atem habe, ſo will ich Euch alles Wort für Wort wiederholen. Es ſoll der letzte Hauch meines Mundes ſein. Ich ſage nichts als die Wahrheit. Das iſt der modus, die maniera und das artificio, wie mich die Damerata geheiratet hat. Der Ehekontrakt, nach dem ich wie ein Beſeſſener ſchrie, wurde mir durch das Gitter gereicht und blindlings kratzte ich meinen Namen darauf. Ebenſo unterſchrieben Notar und zwei Zeugen, denn dieſe

Perſonen waren im Brautgemach des abeſſiniſchen Brautpaares gleichfalls ſchon in Bereitſchaft.

Dahinter haben Pfaffen geſteckt, murmelte Balm. Sie bleibt noch als Werkzeug dämoniſch genug, aber die Erfindung gehört ſtärkeren Dämonen. Gut, dieſes Weib ſo zu kennen!

Was ſpinnt Ihr da? ſagte der Zwerg. Spinnt Ihr das gute Recht unſrer Dama? Iſt es Euch noch gut, dieſes gute Recht? Oder helft Ihr mir davon? Helft Ihr mir jenes ſchnöde Papier herauszubekommen und zu vernichten, auf dem ich noch ganz andere Dinge unterſchrieben, als die ſie mündlich mir vorgeſagt?

Wahrlich, Zuppa, man hat Euch großartig mitgeſpielt! Ihr mutet mir jedenfalls eine Spitzbüberei zu, aber es wäre doch nur ein Fingerhut voll gegen den Eimer, den man über Euch ſelbſt ausgegoſſen. Was läßt ſich da weiter ſagen? Am Ende iſt alles Polizeiweſen in der Welt eine halbe Spitzbüberei, um die ganze zu bewältigen.

Meiner Seel', Ihr ſeid ein Gott! jubelte der Zwerg. Was Ihr da ſagt, iſt das ganze Rätſel meines Lebens. Wie oft war ich ſelbſt Polizei und die Spitzbuben nannten mich Spitzbube! Glaubt mir, es iſt ganz wie beim Malen: wir malen Licht und Schatten, aber unſer Licht iſt ſelbſt wieder Schatten. Derſelbe Ton, der heute Licht iſt, kann morgen Schatten ſein, und was geſtern dunkel war, heute ſchon hell wirken. Es gibt kein Licht und Dunkel, kein Gut und Schlecht, ſondern nur eine Harmonie der Umſtände. Ja, ja, wer malt und Farben miſcht, verſteht die ganze Moral. Aber Ihr habt den guten Kopf, das alles hübſch auszudrücken, was ich als ſimpler Praktiker bloß übe. Darum reimen wir uns. Wir ziehen an einem Strange. Wir ſind Eier von einerlei Henne. Wo ich Gick ſage, da ſagt Ihr Gack . . .

Aber jetzt ſag' ich: pack! Pack' dich, Kleiner, im Ernſte. Es wird ſpät und ich muß noch Briefe ſchreiben. Die Ehre deiner Bekanntſchaft iſt mir ein goldener Harniſch, den ich noch ungewohnt trage. Genug für heute!

Alſo, wann ſehen wir uns wieder? Wißt Ihr was?

Kommt morgen in mein Studio. Ich male einen Akt, — ratet, wen? Dame Orecchiatta, die Kunſtreiterin.

Teufel! rief Balm und packte den Zwerg, du biſt doch imſtande geweſen, ſie zu beſchwatzen?!

Freilich, freilich! Alles bin ich imſtande, ſolange ich nicht erwürgt bin. Alſo Ihr kommt. Ich ſtell' Euch eine Staffelei auf, nenn' Euch Direktor, Ihr nehmt einen Wiſch in die Hand und tut, als ob Ihr auch tätet. Obwohl—unter uns geſagt, viel verſprech' ich mir nicht. Sie iſt mir beſtellt. Meine Wahl wäre ſie nicht. Ein kleines, wildes Sprühteufelchen, — ganz recht, — aber alles Temperament, nichts Form. Eine Schönheit, mehr dramatiſch als plaſtiſch. Ich vermute ſogar, daß ihr das Reiten die Schönheitslinien gewiſſer Partien in handgreifliche Unordnung gebracht. Nun, Ihr werdet ja ſehen. Für Euch iſt's noch immer ein Schauеſſen. Alſo darf man Euch abholen?

In Teufels Namen! rief Balm und ſtampfte mit dem Fuße. Geſtern — „verende Hund!" und heute — Mitſchuldiger. Rom, Rom, was machſt du aus den Menſchen!

Topp, rief der Zwerg, Eure Hand darauf! Ihr ſeid ein äußerſt trätabler Kerl. Man hat doch Spaß von Euch. Und ſeht nun, ſolche Liebhaber behält ſich die Dama allein. Der Neidkragen! —

Und im Fortgehen ſchnalzte der Bucklige noch über die Treppe hinab: Alle Polizei iſt eine halbe Spitzbüberei, um die ganze zu bewältigen. Wahrlich, der Mann hat Verſtand. Welch eine Theſis! O grande, sublime, maraviglioso! Ich male ein allegoriſches Bild darauf!

Siebentes Kapitel

Pünktlich kam Zuppa tags darauf mit ſeinem Wagen und holte Balm in ſein Studio ab.

Ein Schauer überlief Balm, indem er ſeinen Fuß auf den Wagentritt ſetzte. Er hielt inne.

Was habt Ihr? fragte der Zwerg, der wenigstens das Aeußere seiner Bewegung bemerkte.

Balm setzte den Fuß wieder zurück. Ich habe etwas vergessen, war seine einsilbige Antwort. Im nächsten Augenblicke war er im Torwege seines Hauses wieder verschwunden.

Ich kann nicht mehr zurück, murmelte er, indem er zerstreut und zwecklos seine Treppe hinanging. Ich werde lächerlich, wenn ich mich losschraube. Der Mann versteht mich nicht, und — verstehe denn ich mich? Faust, mit Mephisto auf den Blocksberg fahrend. Ein Gedicht. Schön! Aber anders die Wirklichkeit. Ich habe eine dunkle Ahnung, daß es infam ist, was ich tue, und keineswegs dichterisch. Und doch! Ich muß Zeuge sein, wie ein Mädchen sich benimmt, das nicht ein bezahltes Modell ist. Ich muß es sehen. Mögen alle Wunden aufreißen und bluten! Feige Selbstschonung hat noch nie vom Wahn befreit. Ich muß dabei sein. Vorwärts! Balm schüttelte sich und kehrte mit hastigen Schritten zurück.

Habt Ihr das Vergessene? fragte der Bucklige.

Gefunden! rief Balm und sprang herzhaft in den Wagen.

Die Fahrt war lang und voll Staub und Hitze. Es ging nach jenem entlegenen Teil der Stadt, wo das moderne Rom seinen Bahnhof, das antike die Bäder des Diokletian hat, — heute mit Kasernen verbaute Ruinen. Dort befand sich Meister Zuppas Studio.

Der Wagen hielt. Dem öde gelegenen, im verworrenen Gartengrün versteckten Häuschen, ohne Stil und Architektur, hätte man eher eine Kesselflickerherberge als einen Künstleraufenthalt angesehen; desto anheimelnder überraschte das Innere. Es bestand der Hauptsache nach eigentlich nur aus zwei Sälen, ja, selbst diese konnten in einen einzigen verwandelt werden, denn was sie schied, war eigentlich nichts als eine Bretterwand. Der erste Raum präsentierte sich als ein Entree, ein Empfangsalon, nur mit diskreten Nuancen von dem Negligé eines Arbeitszimmers. Das Ameublement war reich und wertvoll, aber noch mehr geschmackvoll. Kein Modesalon, wie er im Buche steht, aber auch kein Stumpfsinn

gegen die Mode. Pracht und Bequemlichkeit, Freiheit und Sitte! Scheinbares Durcheinander, aber kein Trödel, sondern eben nur Künstler-Vorhalle. Bizarres Vergessen der Etikette und doch gutes Gedächtnis für sie! War das alles Zuppas eigener Takt? Oder waltet unsichtbar die Hand einer gebildeten Freundin hier? Oder hatte der kleine Bucklige so vornehme Bekanntschaften, daß es ihm gelingen konnte, die besten Salon-Vorbilder frei und treu zugleich in die Künstler-Bohême zu übersetzen? Oder stand hinter diesen Dingen noch das Palazzo Sciarra, und die kleine raffinierte Zimmerwärters-Tochter? Wie dem auch sei, dachte Balm, der kleine Satan versteht sein Geschäft! Das Hereinschwatzen vertraut er der Macht seiner Zunge, aber wer einmal da ist, der kommt gerne wieder.

Der zweite und innere Saal verriet sofort seine Bestimmung zu eigentlicher Arbeit. Hier stand am unteren Ende desselben eine Art Thronbett, der Toro, wie es Zuppa nannte, der Standort für das „Modell". Es war für den ersten Blick nur ein Ruhebett auf einer Estrade, ausgeschlagen mit einem dunkelfarbigen Tuche. Das Gerüst schien allerdings komplizierter geformt, als ein gewöhnliches Hausmöbel zum Liegen und Ausruhen, und wies über diesen Zweck noch hinaus. Zuppa trat heran und manipulierte wie ein Zauberer. Drücker, Springfedern, Hebel und Kurbeln fingen unter seiner Hand leise zu ächzen und zu schnarren an; da nahm das Ruhebett im Flachen, Erhabenen und Vertieften auf allen Punkten Formwechsel vor; dazu ließ er vom Plafond wie von einem Schnürboden allerlei Bandagen und Gurten herabregnen und schließlich das ganze Gerüst um eine Achse eine Kreisdrehung machen.

Das alles sind Vorrichtungen, sagte er, um einem Modell das Ausharren in schwierigen Posen zu erleichtern; die letzte, um es ohne Veränderung seiner Lage von beliebigen Seiten aufzunehmen.

Sollten die natürlichsten Stellungen vor allen schwierigen, von welchen Ihr sprecht, nicht zugleich auch die schönsten sein? wendete Balm ein.

Aber Meiſter Zuppa mußte einen kraſſen Fuchs gehört haben, wie ſein unnennbarer Seitenblick und ein verächtliches Zucken ſeiner Oberlippe verriet. Eine Weile ſagte er nichts, dann ſagte er brummig: Das Schweben iſt ſicherlich eine ſchöne Poſe und doch eine unnatürliche! Sind es die „natürlichſten Stellungen", wenn die Jungfrau Maria zum Himmel hinauf- und eine andere Jungfrau, um ihren Endymion zu küſſen, vom Himmel herabfährt? Die eine hat ihren irdiſchen Schwerpunkt ſchon verloren und die andere noch nicht gewonnen. In der Kunſt iſt alles ſchöner Schein und ſchöne Täuſchung. Habe ich ſchön getäuſcht, ſo habe ich meinen Augenblick weg, und hinterher ſagt meinethalben, der Augenblick war unmöglich. An der Kunſt iſt es eben, das Unmögliche zu verwirklichen.

Aber ſollte das nicht beſſer die Phantaſie tun, als ſteife Maſchinenbehelfe?

Das iſt um einen Grad geſcheiter geſagt, antwortete der Bucklige gnädig. In der Regel ſchließe ich ja ſelbſt vor all dieſem Krikelkrakel die Augen und warte den zündenden Funken der Imagination ab. Inzwiſchen — unnütz ſind meine Mechanismen doch nicht. Ich kontrolliere mich daran; — nennen wir's gleichſam die Korrektur im Bürſtenabzug, eh' die Phantaſie auf Velin druckt.

Balm nickte. Sie verließen den Modellſaal wieder, in welchem nichts weiter zu ſehen war. Von einer Puritaner Betſtube unterſchied er ſich nur durch weltliche Eleganz, welche ſeine Leerheit und Einfachheit ſchön erſcheinen ließ. Es war ein großer, faſt ungeheurer Raum, der Boden Marmormoſaik, die Tapeten lichtgrau mit Goldleiſten. Gegen allen Künſtlerbrauch war in dieſem Atelier kein einziges Bildwerk zu ſehen. Malereien und Skulpturen aller Art erfüllten den Eintrittsſaal; hier, im Arbeitsſaal, erblickte man keinen einzigen Kunſtgegenſtand. Es ſtört mich, ſagte Zuppa, wenn ich mein Modell vor mir habe, irgend etwas Abgebildetes daneben zu ſehen. Dafür ſtanden an den zwei Längenſeiten Repoſitorien mit Portefeuilles und Mappen, — Stiche nach dem Louvre, nach dem Vatikan, nach dem Muſeo Borbonico,

die kostbarsten Bildwerke der ganzen Welt. Die Ständer waren vom edelsten Holze und idealisch schön in der Zeichnung, die Einbände der Mappen wahre Kunstwerke von Pracht und Solidität. Kein Stäubchen haftete an all diesen Dingen. Dem Toro gegenüber, der sich an der unteren Querseite immer als der große Mittelpunkt dieses Raumes, fast als sein Hochaltar präsentierte, stand am obern Ende ein Tisch mit Malergeräten, neben ihm zwei Staffeleien.

Die eine ist für Euch, sagte Zuppa mit faunischem Grinsen.

Balm sagte nichts, aber er wurde rot und fühlte seine Wange brennen.

Er warf sich im ersten Saal auf eine Ottomane nach der Zeichnung eines antiken Triklinums nieder. Die Zwischentür der beiden Säle blieb offen, — teils des Luftzuges wegen, und weil es ein hübsches Schauspiel war, die zwei Räume zu vergleichen. Dort grandiose Einfachheit, hier ein Ueberfluß von Möbeln, Bildern und Ausstattung. Zu dem gekuppelten Doppelfenster hier kontrastierte dort der fensterlose Saal mit seinem Oberlicht, das durch die ganze Länge der Plafonddecke einfiel, zu dem Marmorboden des zweiten, der indische Teppich des ersten Saals, usw. Beide zusammen erzeugten einen wahrhaft fürstlichen Eindruck. Fast verblüffend entstand die Frage: wie paßt diesem zynischen Knirps ein so vornehmes Hauswesen auf den Leib? Immer klarer wurde es für Balm, daß Meister Zuppa die Mittel eines großen Herrn zur Verfügung habe, die er recht herzhaft, aber freilich auch geschmackvoll gebrauchte.

Nun, wie gefällt Euch mein Studio? fragte Zuppa mit Hausherrnstolz. Ihr habt Euch's schlechter vorgestellt, he? Und erst das Mäuschen aus der Kunstreiterbude! Die wird Augen machen, daß die Mausfalle ein Palast ist und keine Bude, wie sie's gewöhnt sein mag!

Seid Ihr sicher, daß sie auch wirklich kommt?

Mein Schüler Camillo holt sie ab. Zur letzten Fahrt aufs Hochgericht ist er ein besserer Konduktor als ich, denn alles

Weibervolk vergafft ſich in ihn; für mein Wild und meine Jagd ein wahrhaft klaſſiſcher Vorſtehhund.

Um ſo ſchlimmer für ihn!

Was brummt Ihr mir da? Geht, Ihr ſeid verſtimmt, wie eine angefeuchtete Laute. Was fehlt Euch nur? Sollte die Malaria im Anzuge ſein? Fremde, ſagt man, wittern ſie feiner als wir Römer. Kommt, trinken wir eins! Ich habe die Perle des Veſuvs da ſtehen, einen ausgezeichneten Lacrimae Chriſti, wie ihn ein Foreſtiere fürs teuerſte Geld nicht bekommt.

Es iſt mir zu heiß, um ſchwere Weine zu trinken.

Ich liebe ſie, dieſe Hitze. Es iſt einer von meinen Kunſtgriffen, daß ich ſpröde Modelle, die nicht recht dran wollen, nur bei der größten Hitze beſtelle. Sie ziehen ſich dann doch lieber aus!

Ihr ſeid ein ausgepichter Satan.

Wißt Ihr was? Da hab' ich auch leichtere. Aſti ſpumante, ein Wein wie Mädchenſchulen. Der Orvieto, ſein Vetter, ſoll Euch gleichfalls empfohlen ſein.

Der Kleine trat an ein Büfett, welches gegen die Fliegen durch einen Muſſelinvorhang geſchützt, und mit Blumen, Früchten, Konfekt und Weinflaſchen aufs appetitlichſte ausgeſtattet war. Er entkorkte eine Flaſche und füllte zwei Gläſer, welche alsbald überſchäumten.

Avanti, Signore pensieroso! rief er kordial. Trinken wir, ſolange die Flaſchen noch voll ſind. Meine weiblichen Gäſte finden doch noch genug, um ihr bißchen Gehirn zu benebeln. Die Duenja, ſcheint mir, trinkt keine ſchlechte Naht, und auch der Kunſtreiterengel ſchluckt wohl diverſe Kelchgläſer in ſein Lilienhälschen hinab.

Balm trank ſchweigend. Nach einer Weile ſagte er: Ihr ſprachet von ſpröden Modellen. Kommen Euch ſolche — Orecchiatta-Damen wohl oft vor?

Modell iſt eigentlich nicht das rechte Wort, antwortete Zuppa. Das gewerbsmäßige Modell bringt ſich ja ſelbſt auf den Markt; es handelt mit ſeiner Schönheit und iſt eo ipso nicht ſpröde. Nun, ſolche Modelle male ich nicht mehr. Ich

male Schönheiten, die vom Modellſtehen in der Regel nichts wiſſen, denen es neu iſt und die aus den Wolken fallen, wenn man ihnen Anträge macht. Unanſtändig nennen ſie dieſe Anträge, die Gänſe, als ob es nicht ihre höchſte Ehre wäre, daß ſie maleriſch mehr als jedes andere Säugetier.

Der Zwerg ſchüttelte ſich und ſpuckte mit großem Abſcheu vor den Gänſen und Säugetieren aus.

Und dieſe Modelle alſo findet Ihr ſpröde?

Das heißt, mehr oder weniger. Die Italienerinnen kapieren noch eher, wovon die Rede iſt, und haben für den Kultus der Schönheit ein natürliches Ingenium. Der Teufel aber hole Euer Deutſchland! Eine anſtändige Deutſche aus ihrem Hemdchen herauszuſchwatzen, iſt eine Roßarbeit.

Ah, Ihr ſeid auch in Deutſchland geweſen?

Was wollt Ihr? Der Spieß hat ſich längſt umgekehrt: die italieniſche Kunſt iſt veraltet; modern malen lernt man nur jenſeits der Alpen.

Balm fixierte ihn argwöhniſch. So plauſibel die Antwort klang, der Maler hatte im erſten Augenblicke ein verlegenes Geſicht gemacht, gleichſam als habe er „ſich verſchnappt", von ſeinem Malen in Deutſchland zu reden. Balm merkte ſich dieſen Augenblick.

Inzwiſchen fuhr er fort: Und die kleine Pferdebändigerin? ich bitte Euch, wie habt Ihr ſie ſo ſchnell nur herumgekriegt? Es iſt ja ganz zauberhaft!

Denkt Ihr wirklich, ich kann zaubern? Ganz und gar nicht. Bloß ſpionieren und lügen. Es kann ihr vorgeſtern nicht Ernſt geweſen ſein, trotz der Ohrfeige. Ihr Liebhaber, oder einer ihrer Liebhaber, iſt ein neapolitaniſcher Fürſt. Sobald ich das wußte, verſchaffte ich mir ſeine Handſchrift, ahmte ſie nach und ließ ihn einen Brief an mich ſchreiben, worin er mir den Auftrag gibt, ſie nach der Natur zu malen. An dieſer Angel zappelt mein Fiſchlein und ſchnellt mit dem Schwänzchen, was Ohrfeigen ſind. Das iſt alles.

Balm verſank in ein Hinſtarren. Es iſt nicht möglich! murmelte er; ſie mußte mich beſſer kennen.

Was brummt Ihr da wieder? fragte Zuppa.

Balm fuhr fort: Ein Auftrag ihres Geliebten! Und wenn nun das unwahrſcheinlich wäre? Wenn ihr Liebhaber ſolcher Gelüſte unfähig wäre? Wenn alle Uebereinſtimmung mit ſeinem Charakter dabei fehlte?

Ihr redet wie ein Deutſcher. Wer fragt hier nach ſolchen Allotrien? Man lernt ſich morgens kennen und geht abends miteinander zu Bette. Charakter! Uebereinſtimmung! Seelenbund! Was Ihr Euch träumen läßt. Man braucht nur zweierlei zu einer „italieniſchen" Uebereinſtimmung: Geld und ſaftige Lenden.

Und ſie glaubte Eurem Briefe? Schrieb nicht ſelbſt nach Neapel, eh' ſie ſich fügte?

Pfui, wer wird ſo indiskret ſein? Wenn ein fürſtlicher Liebhaber ſolche Guſtos hat, ſo tut man ihm den Willen, aber man ſpricht nicht davon. Das verſteht ſich von ſelbſt. Sie iſt doch nur eine Budenreiterin.

Und er? Wenn der Tag kommt, wo ſie wieder perſönlich miteinander umgehen? Wird ſie dann nicht merken, ob er auch ſeinerſeits aus Diskretion ſchweigt oder aus wirklicher Unkenntnis des geſpielten Streichs?

Dann wird ſie das Maul halten. Warum war ſie die Gans und hat ſich übertölpeln laſſen! Und ſeid verſichert, ehe ſie ein Paar Schuhe vertreten hat, iſt ſie längſt wieder in anderen Händen. Mein Wort iſt Gold!

Ihr ſeid leichtſinnig!

Und Ihr ein Haarſpalter. Mit Euren dreitauſend Wenns würde ich in einem Tautropfen erſaufen. Hol' der Teufel die Wenns. Handeln muß man. Die Sicherheit kommt von ſelbſt. Ein ſchlechter Dachdecker, der nicht ſchwindelfrei wird.

Ich kann nur ſagen, wenn ein Maler dieſen Streich mir ſpielte, ich brächʼ ihm den Hals!

Schon wieder? Das Halsbrechen, ſcheint's, iſt Eure noble Paſſion. Aber gebt nur acht, daß ſich der Spieß nicht umkehrt. Denkt an Damerata, an Domenica, denkt an all Eure Damen und an die Liebhaber der Damen. Euer Hals kommt mir viel gebrechlicher vor, als der meinige. So ein buckliger

Hals, ſag' ich Euch, ſitzt verdammt feſt auf ſeinem knorrigen Wurzelſtock. Uebrigens laſſen wir dieſe barbariſchen Redensarten. Brechen wir lieber dieſem dolce asciutto di Genzano das zierliche Hälschen.

Alſo der Auftrag des neapolitaniſchen Fürſten war eine Fiktion. Aber in einem höheren Auftrage malt Ihr ſie doch, wenn ich recht gehört habe?

Knackt Haſelnüſſe dazu, es ſchärft die Trinkluſt. Hol' mich der Teufel, daß keine Sardellen da ſind. Oder zieht Ihr Piſtazien vor? Eigentlich ein fades Geknuſper, aber Fremden iſt's neu.

Hört, Meiſter Zuppa, und merkt es Euch! Wenn ich um etwas frage, ſo verzichte ich nie auf die Antwort.

Ah, habt Ihr gefragt? Bitte gehorſamſt! Ich bin manchmal zerſtreut. Rollt nicht ein Wagen?

Nichts rollt. Erklärt mir den Fall, wovon hier die Rede iſt. Ob Ihr ſie nun für den Fürſten malt, den Ihr vorwendet, oder für einen andern, den Ihr verſchweigt, — ich vermute das letztere. Aber der Liebhaberei dieſes andern täte ja jede Nacktheit Genüge. Warum juſt die Kunſtreiterin? Und dann, — das Porträt ausgenommen, wer überzeugt ihn, daß Ihr die Beſtellte auch wirklich gemalt habt?

Er kann ja dabei ſein. Entweder geſehen oder ungeſehen.

So ungefähr dachte ich ſelbſt. Ich wollte es nur hören.

Und bald erwirbt man ſich Kredit. Eine langjährige loyale Bedienung begründet Vertrauen.

Das man aber dann doch täuſchen könnte.

Warum?

Wenn ein Modell diffizil iſt. Z. B. die Kunſtreiterin. Ihr ſagt, es war ihr nicht Ernſt mit der Ohrfeige; aber ich hörte ſie durch eine Wand hindurch klatſchen!

Das iſt wahr. Es war eine gute Ohrfeige. Man hätte drei daraus machen können. Was wollt Ihr? Seht meinen Arm an; da ſeht! — Der Bucklige ſtreifte den Rock auf und entblößte ſein linkes Aermchen. Ueber drei Treppen bin ich hinabgeworfen worden! In fünf Stücke zerbrach mir der Knochen. He? Dieſer Bruch da verheilte ſchlecht und

bildet ein Ueberbein. Fühlt her! Seitdem bin ich vorsichtiger geworden . . .

Und gelobt Euch endlich, dieſes ruchloſe Malen mehr und mehr an den Nagel zu hängen?

Nein; ſondern beſtelle mir die Modelle wo möglich ins Parterre, wo ich doch nur Ohrfeigen riskiere.

Dieſen Amtseifer begreife ich nicht. Sollte man doch denken, einen Auftraggeber von ſo halsbrecheriſchen Aufträgen müßte die Zunft übers Ohr hauen, wo es nur angeht.

Die Zunft, möglich; aber bin ich die Zunft? Ich bitte mir's aus. Ich bin ich. Es gibt nur einen Zuppa! Uebers Ohr hauen? Hinters Licht führen? betrügen? Pfui, das tun die Mietlinge. Ich bin kein Mietling. Ich bin ſelbſt Liebhaber in meinem Genre. Wäre ich nicht der Künſtler, der meine Bilder malt, ſo wäre ich der Liebhaber, der ſie beſtellt. Und das laßt Euch geſagt ſein: eher kann der Papſt in die Wochen kommen, als daß Liebhaber in ihrer Liebhaberei ſich begaunern. Das wiſſen ſie auch. Sie bedingen ſich gegenſeitig. Mein Patron wäre nicht er, wenn ich nicht ich wäre! So gern er beſtellt, ſo gern führe ich aus. Und der ſchwierigſte Auftrag iſt mir juſt der liebſte. Per aspera ad astra! Ich bitt' Euch, beſeht es Euch doch beim Lichte. Was reizt denn am Weibe, wenn nicht der Kampf mit dem Schamgefühl, he? Das Bedürfnis, ſeht Ihr, hat doch nur wenige Jahre des heißeſten Heißhungers. Länger dauert die Luſt und noch länger die Luſt an der Luſt. Der Kampf, Freundchen, das iſt die Quinteſſenz der Eſſenz. Der Kampf, der Kampf! Die Qual, die Ihr dem Weibe antut, die Träne, die ihr ins Auge tritt, und ſchließlich habt Ihr ſie doch überſchwatzt und überwunden! He, ſchmeckt das? In keinem Augenblicke iſt ein Mann mehr Mann! Es ſind die männlichſten aller Siege. Marengo und Auſterlitz ſind nur Schneiderherbergen dagegen. Mein Wort iſt Gold! Ihr werdet's ſchon noch erleben. Ihr ſteht noch in den Jahren, wo der Kampf noch ein Mittel iſt; aber ein alter Soldat liebt den Krieg um des Krieges willen. Gott ſegne mir mein Metier! Alle neun Chöre der Engel haben's erfunden. Ponce de Leon

war ein Esel, als er den Jungbrunnen in Florida suchte. Dort drinnen ist er; das Akt-Malen ist die ewige Jugend. Man wird nicht alt dabei. Jeder Akt ist neu. Jede meiner Damen benimmt sich anders dabei. Die eine geht dran wie ans Butterbrotessen — mit dem Maule nämlich. Aber steht sie nun da, den Hemdzipfel in der Hand, so schaut sie drein wie die Ente, wenn's blitzt. Die Geschichte kommt ihr doch spanisch vor. Sie wehrt sich wie die Katz am Strick. Hilft alles nichts. Ihr seid der Mann und sie nur das Weib. Sie muß. Corpo di Baccho, was fühlt Ihr in diesem M u ß! Ich sag' Euch, nur die Froschmäuler stürmen Schanzen und Festungen; der wahre Männerruhm ist der Sturm auf ein Weiberhemd. Die anderen wieder gefallen sich just im andern Extrem. Beim ersten Antrag tun sie's nie unter einer Ohrfeige. Dann machen sie Kontrakte, bedingen sich Draperie, wo? und wie viel? Das möchten sie ausmessen von Zoll und Linie vor dem Staatsprokurator und zehn beeideten Zeugen. Stehen sie aber Angesicht zu Angesicht in meinem Studio und vor dem Malerbett, so bekommen sie einen Raptus — von Stolz — von Trotz — von Sinnlichkeit — sie werfen das Hemd von sich, als wäre es nur eine Austernschale, und wenn Ihr den Rücken malt — Ihr versteht mich schon — so geben sie sich ein Air, als wollten sie sagen: da, küss' mich! Ich versichere Euch, das Ding hat wirklich Gesichtszüge. Ich bin ein Schuft, wenn es nicht Gesichter schneidet! Nun, Ihr werdet's ja sehen. Gebt acht, die Kunstreiterin macht's genau so. Ich bin ein Kenner. Mein Wort ist Gold!

Lachen müßte ich, wenn sie gar nicht käme. Wie würde ich Euch auslachen!

Heut abends reden wir noch von ihren Reizen! Die Alte bringt mir die Junge, aber d e r Junge bringt mir die Alte. Der Junge Camillo nämlich. Nun, der Magnet soll sich üben, das Eisen anzuziehen; auch das alte Eisen! Immer stärkt's seine magnetische Kraft.

Ihr seid ein verstockter, nichtsnutziger Sittenverderber! Ich glaube, Ihr legt es geflissentlich darauf an, die Jugend Eure bösen Künste zu lehren.

Bleibt mir mit Eurem deutſchen Kauderwelſch vom Leibe. Verführung! böſe Künſte! Jugend! Wann denn ſollen die Geſchlechter lernen, ſich ins Auge zu ſchauen, wenn nicht in der Jugend? Dann geht ein Flennen und Herzbrechen an über das zuſammengeſtürzte Ideal, weil ſie die Bauordnung verſäumt haben, auf die handgreifliche Realität zu fundamentieren.

Balm zuckte, wie von einem Pfeil getroffen. So ſtark war ſeine Bewegung, daß er ſich zu verraten fürchtete, und augenblicklich das Gegenteil erkünſtelte. Mit einer forcierten Laune hohnlachte er: Nun, wo bleibt ſie denn, Eure handgreifliche Realität? Während Ihr deklamiert und renommiert, wird ſie um nichts realer, ſondern iſt blauer Dunſt, den Ihr Euch ſelbſt vormacht. Geh heim, du trauriger Gottesleugner des Ideals! Das Reale verleugnet d i ch. Aber beſſer, ich gehe ſelbſt heim. Adieu, Meiſter Prahlhans, ich gehe. Man verſäumt bei Euch nur ſeine Zeit. Ich laſſ' Euch allein mit Euren Einbildungen und Eitelkeiten. Pack' ein, alter Sünder, pack' ein. Deine Uhr iſt um. Man läßt dich ſitzen, wie du's verdienſt.

Der Zwerg aber, unfähig den Menſchen anders als in ſeiner platten Menſchenſchwäche zu verſtehen, antwortete ganz aus der Richtung: Was ich da ſehe, dauert mich herzlich. Von Euch hätt' ich's beſſer erwartet. Ihr habt das richtige, regelrechte Rekrutenfieber. Ein Rekrut, der gelungen iſt, kneift entweder aus, oder er kann die Bataille gar nicht erwarten. Ein feſtes, ruhiges Standhalten, wie es unſereinen ziert, iſt nicht ſeine Sache. Kommt, ſeid kein Kind. Trinken wir eins. Und im Trinken und Reden wird der Tag kürzer und — der Weg der Kunſtreiterin auch.

Balm war zwar froh, daß ſein krampfhafter Scherz nicht durchſchaut wurde, aber im Ernſte zu echappieren ſchämte er ſich. So ſagte er denn entſchloſſen: Seid Ihr Eurer Sache ſo ſicher, dann haben wir keine Zeit zu verlieren. Auf, ans Werk! Ich muß mich zu dieſem Abenteuer ein wenig unkenntlich machen.

An was ſo ein Deutſcher nicht alles denkt! rief der Buck-

lige aus und ſah erſtaunt zu, wie Balm eine Perücke, einen Bart und ein paar Staubbrillen auskramte, die er ſich vorſorglich mitgebracht. Aber behend zu der mutwilligen Maskerade, legte er ſogleich Hand an, half dem Pſeudo-Profeſſor, die falſche Toilette machen, und ließ ſich's nicht nehmen, ein paar Farbenſtriche ihm ins Geſicht zu malen, welche tatſächlich den ganzen Ausdruck wie auf einen Zauberſchlag veränderten.

Und nun den Namen, ſagte Balm, indem er vor dem Spiegel ſich muſterte. Wen ſtelle ich vor?

Noch eins, rief der geſchäftige Zwerg, der ganz in ſeinem Elemente war. Einen Paltrock müßt Ihr mir anziehen, einen Faltenrock, wie wir ihn beim Arbeiten tragen; das wird Euch kleiden! Ihr ſeid ja reizend gewachſen für den Talar, der mich armen Gnom vollends zum Igel zuſammendrückt.

Während des Umkleidens hörte man mit donnernder Haſt einen Wagen heranrollen.

Da ſind ſie ſchon, rief der Zwerg. Das heißt ſeine Zeit erraten! Ihr ſeid ein Mann der guten Stunde. Und mit welchem Fracas mir die Brummelfliege ins Netz fliegt! Ein Schmaus für zwei Spinnen!

Der Zwerg lief vors Haus hinaus. Balm hörte den Wagen halten, Pferde wiehern, — ein Gemiſch von Stimmen. Das Herz ſchlug ihm. Er hatte wirklich noch bis zuletzt gezweifelt, daß das Mädchen kommen würde.

Der Zwerg riß die Türflügel auf — wie brandende Wellen, denen die Venus entſteigen ſoll! Die Damen trippelten herein, hinter ihnen Camillo, zuletzt der Hausherr. Dieſer ſperrte die Türe.

Eine korpulente Frau in krachender, ſchwerer Seide war das erſte, was Balm anſichtig wurde. Hinter ihr eine verſchleierte Dame, jugendlich-ſchlank, halb Juno, halb Hebe. Das dritte war der Schüler Camillo. Ein Jüngling von bachiſcher Schönheit! Noch lag der blöde Jugendtraum wie Tau und Morgennebel auf ſeinen brillanten, unſchuldigen Reizen, und wenn Zuppa von ihm geſagt: zum letzten Gang aufs Hochgericht iſt er ein beſſerer Konduktor, ſo meinte er

gewiß nicht seine Beredsamkeit, desto mehr aber den schweigenden Zauber seiner knospenden Männerschönheit.

So sah Balm die kleine Gesellschaft eintreten. Aber gleich auf der Schwelle zuckte die jüngere Dame zusammen, und hinter dem Schleier hörte man den erschrockenen Ausruf: Iddio, noch ein zweiter Herr!

Da sprang der Zwerg vor und machte, auf Balm weisend, mit feierlich erhobener Stimme folgende Präsentation: Der berühmte Künstler und König der deutschen Maler, Ritter Wilhelm von Kaulbach, Direktor der Königlichen Akademie der bildenden Künste in München, Ehrenmitglied sämtlicher Kunstinstitute Europas und Inhaber der höchsten monarchischen und republikanischen Orden.

Balm war sprachlos. Die Usurpation eines wirklichen zeitgenössischen Namens und eines so angesehenen ging ihm weit über den Possenspaß, als welchen die leichtsinnige Frechheit des Buckligen es zu betrachten schien.

Dieser aber, die Damen vorstellend, fuhr mit unerschütterlicher Grandezza fort: Marchesa Bernardina Manellini di Muzzello, Ehrendame der Donna Selina, Braut des Fürsten Mariano Rosselli da Loreggia, — ein Gänschen, das wir soeben rupfen werden, setzte er mit einer tiefen Verbeugung in deutscher Sprache hinzu. Die Ehrendame aber machte ein sprachlos dummes Gesicht zu ihrem Titel und verriet deutlich, daß sie von demselben mindestens ebenso blau angelaufen war, wie Balm von dem seinigen.

Zuppa rückte Fauteuils zurecht. Die Bernardina sank sogleich, der Tischplatte zunächst, wo noch die weinduftenden Kelchgläser standen, mit krachendem Schwergewicht auf den Diwan. Selina dagegen, welche regungslos stehengeblieben, musterte scheu und ängstlich den Raum und blickte sehnsuchtsvoll auf ihre Rückzugslinie, die Tür, durch die sie hereingekommen. Dort stand noch, demütig und unbeachtet, der Schüler Camillo, auf dem Arm den Mops der Duenja, eine Mantille, eine Handtasche und zwei Sonnenschirme, im Auge aber nichts als den Anblick des berühmten Kaulbach, den er gefesselt und völlig erstarrt in Bewunderung anbetete.

Mein Gott, der junge Menſch wird doch nicht auch dableiben wollen! rief das Modell mit unverſtelltem Entſetzen.

Balm beneidete den Schüler. Er war doch auch noch ein junger Mann, aber — mehr als der junge Mann geniert ſie der junge Menſch. Welch ein Unterſchied! Und ach, Zuppa hatte ihn noch älter gemalt! Grimmig verdroß ihn das jetzt.

Auf einen Wink Zuppas verſchwand Camillo aus dem Empfangſaal in den Modellſaal, und das Daſein des ſchönen Jünglings verhallte in ſeinen kräftigen Stiefelabſätzen auf dem blanken Marmorboden. Wie ihn die Blicke der korpulenten Dame verſchlingend begleiteten, — dieſes Glück ging ſchon hinter ſeinem Rücken vor. Es blieb eine von den vielen ungeahnten Eroberungen.

Dieſes Ideal verſchwunden, fauchte die dicke Dame unter heftigem Fächerwedeln: Eine formidable Hitze! Man wird ſo durſtig dabei! Und die Richtung ihrer verliebten Blicke galt jetzt den Weinflaſchen.

Ich laſſe ſie noch zappeln, die alte Schlauchgurgel; ſie ſoll mir zahm und dankbar werden, ſagte Zuppa auf deutſch zu Balm. Er holte von ſeinem Büfett bloß eine reizende Bonbonniere von Florentiner Majolika und präſentierte den Damen Süßigkeiten — in ſeiner Art mit viel liebenswürdiger Galanterie.

Ich danke! hauchte Selina und rührte ſich nicht; auch die Duenja ſagte ablehnend: Man hat wirklich zuviel Durſt, um Süßes zu eſſen, — wobei ſie in die Doſe griff und eine dicke Hand voll Bonbons in den Mund ſchob.

Sie läßt mir keine Ruh', die Pumpröhre! ſagte Zuppa zu Balm. Und der Duenja antwortete er: Wenn Sie befehlen, ſo ſchicke ich den Camillo zu der Aqua felice hinaus; es iſt der köſtlichſte Brunnen in Rom, ein kaſtaliſcher Quell, wahrhaft erſchaffen für Damen, welche ja begeiſterte Waſſertrinkerinnen ſind. Nur fürchte ich, der Brunnen iſt allzu kalt und Sie ſind noch erhitzt. Für den erſten Durſt muß ich den Damen ſchon ein Gläschen Wein aufnötigen. Sie ſollen Waſſer haben, ſoviel Sie wollen; jetzt aber bringen Sie mir

ein kleines Opfer und trinken Wein. Ich bin für Ihre Gesundheit verantwortlich in meinem Hause.

Es ist nicht zu sagen, mit welch grausamer Grazie der welsche Schelm diese ironische Neckerei zum besten gab. Balm glaubte das Urbild der „Register-Arie" zu sehen und zu hören, wenigstens begriff er, was der Italiener da Ponte gewollt hatte und was die deutschen Leporellos so selten begreifen.

Zuppa füllte die vier Trinkgläser, und die Duenja war taktlos genug, die Gesundheit des Herrn von Kaulbach auszubringen. Ich danke in seinem Namen und werde es ihm deutsch übersetzen, sagte Zuppa schnell; der Cavaliere Guielmo versteht das Italienische nicht.

Balm sagte: un poco, und warf dem Buckligen einen zornigen Blick zu, denn es war ihm doch zu arg, wie ihn dieser erst alt gemacht und nun gar noch stumm machen wollte. Durch sein geistesgegenwärtiges: un poco parierte er aber wenigstens das augenblickliche Matt des Schachzuges, womit sich der mutwillige Kleine zu seinem Dolmetsch, d. h. zu seinem Vormund und Zensor aufzuwerfen gedachte.

Indem Zuppa mit der Duenja anstieß, sagte er zu Balm: Sie bringt Gesundheiten aus, die Muse des Suffs, um desto ungenierter auf einen Zug ihre Gläser zu stürzen. Merkt Ihr den Marketenderwitz? Sie ist fein wie ein Eseltreiber! Aber sie treibt nicht, sondern sie wird getrieben. Daß mir nur die Junge brav mittrabt! — Und die vier Gläser klangen zusammen. Selina zitterte, als Balm mit ihr anstieß, aber — tat es nicht auch seine eigene Hand? Drei Gläser wurden geleert, das vierte blieb voll. Selina hatte kaum genippt.

Sie flüsterte der Duenja Worte zu. Diese machte ein böses Gesicht. Selina stieß sie an und sah ihr mit dringender Forderung ins Auge. Du bist kindisch, daß man sich schämen muß, brummte die Ehrendame. Dann sagte sie laut zu Zuppa: Sie fragt, ob sich der fremde deutsche Künstler nicht bald entfernen wird? Ihr Ton aber war so wegwerfend, wie wenn jemand etwas sagen muß, das ihm gleichgültig ist, ja, das er tadelt.

Auch antwortete Zuppa mit großem Nachdruck: Wo denken Sie hin? Wir werden ja miteinander malen! Herr von Kaulbach kam gestern morgen in Rom an, und ich, kollegialisch-neidlos und nur für den Ruhm der Kunst und der Schönheit begeistert, telegraphierte sogleich nach Neapel an den Fürsten, ob er den ausgezeichneten Glücksfall nicht benützen wolle, die Schönheit seiner angebeteten und anbetungswürdigen Braut von der Hand des berühmten Cavaliere, des erhabensten Sterns an unserm Kunsthimmel, in einem unsterblichen Bilde verewigen zu lassen. Die Antwort war ein rasches und freudiges Ja! Der Fürst, voll Bewunderung für meine Großmut und voll Entzücken über die unschätzbare Gelegenheit, telegraphierte umgehend zurück, wir sollten beide malen. Und so wird Donna Selina das unerhörte Glück in der modernen Kunstgeschichte haben, in der Blüte ihrer Jugend und Schönheit gleichzeitig gemalt zu werden, von zwei Künstlern, in der Blüte und auf dem Gipfel ihres Ruhms, von dem gefeiertsten Deutschen und von dem berühmtesten Römer. Evviva!

Und noch einmal füllte Zuppa die Gläser und begeistert von seinem eigenen Lügenschwall, brachte er einen Toast auf das Gelingen der welthistorischen Kunstbegebenheit aus.

Es war charakteristisch, die Gläser klingen zu hören. Zuppa stieß an mit einer wilden, gierigen Verve, die Bernardina rein praktisch und materiell, Balm leicht und vornehm, das arme Opfer aber, um dessen Haut es sich handelte, und zwar buchstäblich, die Kunstreiterin, verfärbte sich und ihr Glas verbarg sich unter den andern, wie ein Vöglein unter strömendem Regen sich ins Laub duckt. Sie hatte von der ganzen ruhmredigen Rede nur die Worte gehört: wir werden sie ja miteinander malen. Das war zu viel! Wenn sie bisher sich mühsam vertraut gemacht hätte mit dem Gedanken, sich vor Zuppa zur Schau zu stellen, so war es wieder ein neuer Gedanke, dasselbe vor zweimal zwei Männeraugen zu tun.

Balms Empfindungen wogten wie Wasser und Feuer durcheinander. Er dachte an jenen Augenblick wildschöner

Furie, wie das feurige Mädchen auf den Flügeln des Galopps ins römische Volk hineinsprengte, das vor Entzücken laut aufschrie, wie sie ihr dankbares Zurücklachen gleich Blumen herumwarf, die Macht ihres Zaubers im Jubel der Bezauberten genießend und vom Genusse berauscht. Wie schmerzlich hatte er die allzu rasche Flucht jenes Augenblicks empfunden, wie leidig war der Trost: dich seh' ich wieder! Und jetzt sollte er sie sehen — nicht in einem Hippodrom, sondern auf einem Malerbette, sollte sie sehen, sichtbar im Unsichtbarsten, weit über sein Hoffen, weit über das Recht aller übrigen Menschenaugen! Aber wie das kühn berittene Mädchen still und verschüchtert jetzt dasaß, fragte er sich: was sind Reize? War jener Augenblick nicht ihr sehenswertester Reiz und ist es nicht ein knabenhaft-greisiger Dilettantismus, weiter zu gehen? So saß er, in Sinn und Empfindung gespalten, nicht weniger verstört und verlegen da, als das weibliche Opfer dieser Szene.

Aber Zuppa, der seine Erwartung getäuscht sah, das Mädchen zu betäuben, oder auch nur „anzuheitern", verlor die Geduld und drängte rasch zur Entscheidung. Wohlan, rief er, wir haben unser Werk leben lassen, aber es lebt nicht von selbst. Fangen wir an!

Das Mädchen erblaßte.

Zuppa fuhr fort: Die Pose des Akts, — Pardon, meine Damen, das ist ein Kunstausdruck: wir Maler nennen eine menschliche Figur, welche nackt nach dem Leben gemalt wird, einen Akt. Also die Pose des Aktes, ich will nämlich sagen, die Stellung oder die Lage, in welcher ich mein Modell malen soll, ist mir von dem fürstlichen Auftraggeber nicht vorgeschrieben. Es liegt daher in meinem Künstlerrecht, die Stellung, die mir die [illegible]onste dünkt, selbst auszuwählen, und sie meinem Modell zu diktieren. Aber, wenn man so lange und in so zarter Sache mit Damen verkehrt, so wird einem weibliches Zartgefühl zur zweiten Natur. Und mit diesem Zartgefühl und zum Beweis meiner besonderen Hochachtung für Sie, trete ich mein Künstlerrecht Ihnen ab, mein angebetetes Engelchen. Ich verzichte zu Ihren Gunsten darauf.

Ich lege es in die Freiheit Ihrer eigenen Wahl, Ihren Körper zu repräsentieren, wie es Ihnen gut dünkt. Natürlich hoffe ich, daß Sie fein fromm und verständig sind, und billig mit mir umgehen. Denn allerdings müssen wir uns über eine Pose verständigen, welche den Anblick der Schönheit nicht verkümmert, sondern möglichst vorteilhaft und vielseitig entfaltet. Also zum Beispiel! Hier haben wir ein Album von weiblichen Schönheiten in den mannigfaltigsten und glücklichsten Stellungen des nackten Körpers. Kommen Sie, meine Verehrtesten, suchen wir uns die unserige aus.

Der kleine Bucklige schob sich mit juckender Behaglichkeit zwischen die Damen und schlug einen prachtvollen Bildereinband auf. Wir werden gut tun, uns eine Galerie von den landläufigen weiblichen Nacktheiten zu denken: — Badende Nymphen — Susanna im Bade — Das Urteil der Phryne — Das Urteil des Paris — Diana und Aktäon — Danae — Leda — Die Venus mit ihren soundsoviel Namen — usw.

Selina überwand sich mit sichtlicher Mühe, einen flüchtigen Seitenblick in das Buch zu werfen, aber sofort rief sie mit Heftigkeit: Aus den Augen!

Balm war erstaunt über Zuppas Verkehrtheit. Der stümperhafteste Menschenkenner hätte bei diesem Metier durch die Erfahrung selbst schon gewußt, daß es noch leichter sein müßte, ein Modell wie dieses Mädchen zur Hauptsache, nämlich der Entkleidung, geradeswegs zu führen, anstatt auf dem schwierigen und ganz unnötigen Umweg, erst die Pose zu debattieren und dabei Bilder zu zeigen, welche die Phantasie nur peinigen und abschrecken konnten. Oder wußte Zuppa genau, was er tat, und war es die kitzelnde Frevellust dieses Satyros, daß er sich absichtlich Schwierigkeiten machte und gegen den Strom schwamm, um den Effekt der Steigerungen stufenweise und mit ganzer Wollust zu schlürfen?

Aber dann hatte er eine Schlappe erlitten. „Aus den Augen!" Um seine Niederlage zu verberg..., sagte er, wie aus einer tiefen Zerstreuung erwachend: Aber, Pardon, ich muß ja meine Gäste bedienen! Die Gläser sind leer und dort

ſtehen noch volle Flaſchen. Er ſprang an ſein Büfett, wohin ihm die Blicke der Bernardina mit Lüſternheit folgten, und ſagte zu dieſer leicht und läſſig: Teuerſte Marcheſa, Sie helfen unterdes unſerm Engelchen bei ſeiner Wahl, die ja wirklich ſchwer werden wird. Reden Sie auch ein Wort drein. Das beſte wäre freilich, wir könnten das liebenswürdige Kind in all dieſen Poſen zugleich malen; ich bin auch überzeugt, daß das ſchöne Fräulein im ſtillen das nämliche denkt.

Dieſer Rückzug, womit er das Weibliche einem Weibe abtrat, war geſchickt genug. In der Tat fing Selina an, hin und wieder einen Blick auf die Blätter zu werfen und ſich mit ihrer Begleiterin auf einzelne Worte einzulaſſen, was wenigſtens ein Zeichen war, daß ſie den Gegenſtand „diskutierbar" fand, wie die Diplomaten ſich ausdrücken. Die Bernardina ließ es an nichts fehlen, ihr die Debatte mundgerecht zu machen, und betrug ſich überhaupt ſo, daß ſie dem Teufel keine Freude verdarb, der zwiſchen ſich und Gretchen überall eine Frau Schwerdtlein als Bindeglied zu finden liebt. So hörte man zwiſchen den beiden zuſammengeſteckten Frauenköpfen bald dieſen, bald jenen Namen von Göttinnen und Nymphen in wiſperndem Gemurmel nennen, während Zuppa bald dieſe, bald jene Weinſorte nannte, und ſeinen Orvieto, Aliatico, Marino, Marſala wie lebende Puppen anredete, denen er höfliches Betragen und gute Aufführung gegen die Damen empfahl und ritterliche Lehren mit auf den Weg gab, wie ſich ein rot und grün geſiegelter Damoiſeau gegen das ſchöne Geſchlecht ſüß und feurig in ſeinem edlen Dienſt zu benehmen habe. Es war zwiſchen dem Büfett und dem Tiſch ein wunderliches Duett von zwei ganz verſchiedenen Melodien, die aber doch punctum contra punctum geſetzt waren, denn Zuppa lobte oder ſchalt eines ſeiner Weinchen, je nachdem er einen Modellnamen, der am Tiſche geflüſtert wurde, billigen oder verwerfen wollte, und ein Einklang von Stimmen begegnete ſich ſo, worin die Aehnlichkeit des angeborenen Charakters Verabredung oder lange Bekanntſchaft mehr als erſetzte.

Endlich hatte Zuppa eine Unzahl von Gläſern als Stichproben ſeiner verſchiedenen Edelweine zum Koſten und Naſchen gefüllt und ein Weinduft verbreitete ſich, ſo ſinnenbezaubernd, ſo wonneſchmeichelnd und herzverführeriſch, daß man deutlich herausroch, dieſes Netz von Düften und Wollüſten ſollte als letzter Verſuch die ſpröde Venus endlich einfangen, — denn für die Aja wäre es mehr als Luxus geweſen.

Mit ſeinem Kabarett von Deſſertweinen, wie mit einer unüberwindlichen und im voraus ſiegesgewiſſen Batterie, in der andern Hand einen Teller voll edelſten Backwerks, rückte Zuppa den Damen an den Leib und zum drittenmal erhob ſich ein Glockenſpiel von Gläſerklingen und ein Gläschen ſchmeckte pikanter und reizender als das andere, und alle verſchwanden ſie, denn buchſtäblich erfüllte ſich jetzt, was der Zwerg vorausgeſagt hatte, — die Duenja trinkt keine ſchlechte Naht und auch der Kunſtreiter-Engel ſchickt wohl diverſe Kelchgläſer in ſein Lilienhälschen hinab.

Das tat ſie, die holde Selina. Der Apfel der Eva und der Granatapfel der Proſerpina wurde hier faſt noch einladender und äſthetiſcher, von allerliebſten, zierlichen Kelchen vorgeſtellt, welche wie gläſerne Engelchen winkten — mit ihrem flüſſigen Gold, Bronze, Roſa, mit ihren würzigen Düften, ſo ſtarkgeiſtig und doch ſo umgänglich-zahm! Das Mädchen trank jetzt kühn und lebhaft, mit dem ſichtlichen Entſchluß, trinken zu *wollen*. Es ſchien, ſie vertauſche die wahre jetzt mit der falſchen Scham, ſie ſchäme ſich ihrer Verlegenheit und trinke ſich bitterlich — Mut zu. Armes Mädchen! Balm ſah in ſie hinein — mit durchdringendem Mitgefühl.

Und nun zeigen Sie, was Sie gewählt, ſagte Zuppa feſt und herausfordernd, als vertraue er ſchon ganz — dem Granatapfel!

Etwa eine von dieſen, ſagte die Bernardina und wies einzelne Blätter vor. Es waren: eine ruhende Venus nach Canova, Tizians Venus mit Spiegel und Amor, die junge Hebe nach Devivier, die Jo zu Canope nach einem pompejaniſchen

Wandgemälde, die Sakontala nach Riedel und die Paſtorella nach Bienaimé.

Pfui Teufel, rief der Maler, das iſt ja lauter Leinwäſche! Sind Sie bei Troſt? Ich glaube, Sie haben mich zum beſten. Nichts als halbierte Schönheiten; ſichtbare Taillen und abwärts Draperie! Aber ſind denn die Weiber Spargel, wovon nur die obere Hälfte genießbar, und die untere unbrauchbar? Wir berſten vor Jammer, wenn ein Leib wie die Pſyche von Capua nur als Oberleib auf uns kommt, und Sie wollen ſich in einem Sack von Leinwand freiwillig zum Torſo machen? Das iſt reine Todſünde in meinem Katechismus! Haben Sie ſchon gehört, daß die ewige Seligkeit halbiert iſt? Wenn ſie nicht ewig iſt, ſo iſt ſie auch nicht mehr Seligkeit, denn der ſterbliche Menſch will unſterblich ſein und nicht mitten in der ewigen Seligkeit doch wieder aufhören. Ebenſo das weibliche Schönheitsideal. Was es iſt, das iſt es von Kopf bis zu Fuß und nicht bis zur Mitte der Taille. Fort mit den drapierten Unterleibern!

Das Mädchen wurde rot und biß die Lippen.

Auch Balm hatte zugehört, wie auf der Wacht, ob Zuppas Lüſternheit bis zur Beleidigung des weiblichen Ohrs ſich verſteigen wolle. Woher er nur das koſtbare Gleichnis von der ewigen Seligkeit hat? Das könnte ein Santafiore geſagt haben! Aber um ſolcher Goldkörner willen war dem Wühler im Schlamme nicht recht beizukommen.

Und doch kam ihm der ſchlichte Mädchenverſtand bei. Mit einem Mund, dem der Mund nicht geſtopft war, murrte Selina halblaut, denn ſie war verſchüchtert, gegen Bernardina: dieſe Bilder ſind doch auch Kunſtwerke von Künſtlern, aber die haben anders gedacht.

Wahr! ſehr wahr! rief Balm lebhaft, der ſich ſein „un poco" Italieniſch nicht umſonſt reſerviert. Mein Freund widerſpricht ſich ſelbſt, denn dieſe Blätter ſprechen gegen ihn.

Das Mädchen blickte auf. Zum erſtenmal war der ſchreckliche „zweite Mann" wirklich für ſie vorhanden. Sie blickte froh und dankbar auf ihn.

Die Bernardina, mit einem ſchwachen Gefühl, daß ſie

doch auch ihrem Fräulein und nicht dem ſüßen Wein-Mann allein gehöre, ſagte jetzt aufſtehend: Laſſen wir überhaupt dieſe zweckloſe Wachtparade, bei der nichts herauskommt. Es wird ſich ja finden.

Recht ſo! es wird ſich finden, rief Zuppa, froh über den durchhauenen Knoten. Das Fräulein mache ſich nur erſt modellbereit, und ein guter Gedanke kommt ihr wohl dann von ſelbſt. Alſo vorwärts!

Komm, ſagte die Bernardina, und ſtürzte mit Schwung das letzte Kelchglas.

Selina ſah ihr troſtlos ins Auge.

Ein Fürſt! flüſterte ihr die Kupplerin zu und ſtreichelte ihre Wange.

Herr Direktor, reichen wir unſern Damen den Arm, rief Zuppa zu Balm hinüber.

Nein, nein, rief Selina heftig, welche nicht die Worte, aber die Bewegung verſtand. Wir brauchen die Herren noch nicht! — Sie ſtürzte fluchtähnlich in den Malerſaal und warf mit der Duenja die Türflügel hinter ſich zu.

Das iſt auch eine von den Modellmarotten, ſpottete Zuppa. Sie glauben Wunders zu profitieren, wenn ſie zum Ausklei-den ein ſepariertes Kabinett oder eine ſpaniſche Wand haben können und es ungeſehen tun. Aber, Wetter, warum leiden Sie das? Sie ſind zu lax! Sie ſollten ſich den allerliebſten Effekt nicht entgehen laſſen, wie das Vöglein ſich mauſert, wie Feder um Feder abfällt, bis die ganze Garderobe bei ihrem ſchönſten Muſter ankommt, bei der Fleiſchfarbe. Das muß man ſehen! Gar nichts muß man ihnen ſchenken. Wer eine Zitrone hat, der preſſe ſie.

Ich ſage Ihnen, das Mädchen iſt eine Märtyrin! rief Balm, der mit Mühe an ſich hielt.

Das ſind ſie alle. Heißt es denn nicht: Mit Schmerzen ſollſt du deine Kinder gebären? Aber Gott ſei Dank, mit einigem Spaß ſollſt du ſie empfangen! Das war doch noch galant vom Alten.

Laſſen Sie Ihre Narrenspoſſen. Wir treiben ein ſchänd-liches Spiel. Sie haben ſich furchtbar vergriffen in dem

Werkzeug Ihrer Lüsternheit. Ich sage Ihnen, diese Kunstreiterin ist ehrbarer, als eine ganze Puritaner-Gemeinde. Nichts dümmer, als einen Menschen nach seinem Stande tarieren!

Eins ist noch dümmer: einen Menschen nach seiner Landsmannschaft n i c h t tarieren. Der Esel war ich. Ich hätte Sie besser kennen sollen. Sie sind so langweilig wie alle Deutschen. Im Genuß haben sie Gewissensbisse und bei der Gewissenhaftigkeit krepieren sie vor Genußhunger.

Balm war betroffen. Also so ausgemacht war diese Wahrheit, welche Goethes Faust ausspricht, daß sie jeder welsche Schlingel fast mit den nämlichen Worten zu sage.n weiß?! Mit kleinlauterer Stimme antwortete er: Zwischen Genuß und Genuß ist ein Unterschied.

Wunderbar richtig! Aber lebt einer so lang, um den Unterschied unterscheiden zu lernen? Seid Ihr wirklich der Narr, der Weiber auslernen will? Was?

Balm wendete sich ab.

Zuppa, seinen Sieg ahnend, verfolgte ihn und fuhr fort: So ein deutscher Ideal-Narr kann hundert Phrynen anbeten und sich lächerlich machen, eh' die Vestalin darunter ist. Ein geiler, welscher Affe, wie ich, vergreift sich höchstens einmal an der Vestalin, wenn er Hunderte und Hunderte als Phrynen angreift. Da steh' ich! Heran, ihr Statistiker der ganzen Welt, und revidiert meine Zahlen, ob ich nicht recht habe! Aber bei Gott, lieber bin ich doch einmal ruchlos, als hundertmal ein Esel!

Es war eine Kraft und Sicherheit in dem Kleinen, — wie ein Löwe, welcher Blut geleckt hat; wie ein Antens, welcher auf seinem mütterlichen Erdboden steht und Mark daraus saugt. Man sah — ein Zuppa auf seinem eigenen Grund und Boden, ein Zuppa, dem sich soeben ein Mädchen auskleidet, das er beschwatzt hat, ist auch eine Ziffer in der Schöpfung! Balm selbst war verwundert.

Und nun macht Eure Augen auf und lobet Gott den Herrn! rief der Zwerg heldenhaft. Er richtete sich auf, nahm Balms Arm und stieß mit Hausherrn-Recht und -Stolz die Türflü-

gel ſeines Malerſaales vor ſich her. Laßt die Grillen draußen, flüſterte er noch ſchnell, und verlegt Euch ganz aufs Sehen!

Das Paar trat ein.

Balm machte die Augen auf und verlegte ſich ganz aufs Sehen.

Was ſah er?

Nichts.

Zwei Monumente wie in einer Grufthalle aufgeſtellt! Die Bernardina ſchmollend und abgewendet, ganz Ausdruck: ich habe mein letztes Wort geſprochen; die Kunſtreiterin trotzig und finſter vor ſich hinblickend, ganz Ausdruck: macht, was ihr wollt!

Als die Männerſchritte kamen, fuhr Leben in die erſtarrte Gruppe. Die Bernardina, voll Intereſſe für den wertvoll angeknüpften Faden, ſchmeichelte ſich freundlich-bettelnd an Zuppa: Es geht heute nicht. Das Fräulein hat Kopfweh. Ein anderes Mal, lieber Maeſtro.

Nie! nie! rief Selina heftig.

Hoho, pochte der Zwerg, mein Auftrag lautet anders. Was würde der Fürſt dazu ſagen?

Worauf Selina, raſch wie ein Funke, zurückſprühte: Helfen Sie ſich, wie Sie können! Porträtieren Sie bloß mein Geſicht und malen Sie einen Leib dazu, der Ihnen einfällt.

Das ſprach ein Gott aus dir, Engel des Lichts! ſchrie Balm und ſtürzte, wie von einem Arm aus Wolken gepackt, auf die Knie vor das Mädchen. Er ergriff ihre Hand und bedeckte ſie mit ſeinen Küſſen.

Jeder als Menſch Erſchaffene hätte geahnt, daß hier eine große, innere Geſchichte zum Durchbruche kam und ein tiefes, wenngleich verſchwiegenes Seelenleben von einer entſcheidenden Kriſis ergriffen worden. Nur Zuppa nicht. Ein kniender Mann vor einer jungen Schönen, das gab ihm nur e i n e n Sinn.

Um Balm herumzappelnd und geſtikulierend, ſchnarrte der Zwerg: Ah, mein Freund, Ihr ſeid haſtig, wie der Hund des Keſſelflickers. Ihr packt die Stirnlocke der Fortuna, wie Ihr

letzthin meine Kehle gepackt. Das heißt stürmen! Wird auch schon Beilager gehalten? Soll ich den Pfaffen holen? Oder genießt Ihr das Sakrament gleich au naturel? O mein Buckel, mein Buckel! Leutnants-Taille wollen sie alle!

Aber Balm lebte jetzt andere Augenblicke, als in welche die Worte eines Zuppa hineinhallen konnten. Es war ein Augenblick, worin mit der Schnelligkeit von Lichtstrahlen alles Verwandte sich zuflog, alles Fremde sich selbst abstieß. Selina begriff, daß sie an dem unheimlichen Orte nicht mehr allein stehe, daß sie Billigung, daß sie ihr Recht und daß sie einen Schutz finde, und ihr erlöstes Herz brauchte weiter nichts zu begreifen. Sie war erfreut, nicht erstaunt. Ihrer Duenjo dagegen blieb nicht einmal zum Staunen Fassung genug übrig; sie stand da, wie aus einem Luftschiff zur Erde gefallen, während das Luftschiff davonfliegt. Sie und Zuppa verschmolzen mit dem Marmor, auf dem sie standen, zu einer einzigen Masse!

Balm machte nun rasch ein Ende. Er bot der Kunstreiterin an, sie nach Hause zu führen, was sie mit dankbarstem Zutrauen annahm. Er rief lautschallend nach Camillo, den er in der Nähe vermutete, und der auch wirklich aus einer Tapeten-Geheimtür zum Vorschein kam. Er hieß ihn die Sachen der Damen bringen, ließ den Wagen vorfahren, half seinem Paare hinein, und Selina schwang sich auf ihren Sitz, wie ein Ertrinkender auf den rettenden Fels. Ihr ganzes Herz lachte!

Fort von der Mausfalle, die um ihren Fang betrogen!

Der kleine bucklige Zuppa umzappelte das alles vergebens und vermochte so wenig einzugreifen, wie eine windstille Windmühle in die Luft. Balm sagte gelassen: Halten Sie uns nicht auf, wir sprechen ja noch, — und schob ihn wie ein Steinchen aus seinem Wege.

Das Gespann griff aus, — alles war vorbei!

Maestro, was geht da vor? starrte der Schüler dem davonrollenden Wagen nach.

Camillo, wir haben einen Buckel! seufzte der Zwerg und schlich in seinen Fuchsbau zurück.

Achtes Kapitel

„Porträtieren Sie bloß mein Geſicht und malen Sie einen Leib dazu, der Ihnen einfällt." Entſtand dieſer Gedanke *einmal* in einem weiblichen Kopf, ſo konnte er öfter entſtanden ſein. Warum ſoll die Schamhaftigkeit, durch Ueberredungszwang in eine unerträgliche Lage gebracht, dieſen Ausweg nur mit dem Witze einer Einzigen finden und nicht mit dem Witze des Geſchlechtes ſelbſt? Aber noch mehr. Es könnte ein Mädchen gar nicht ſo weit gegangen ſein, wie die Kunſtreiterin, und ein Maler den Rat, welchen *dieſe* gab, ſchon aus eigener Verzweiflung erfunden haben. Was Zuppa von der bewunderungswürdigen Treue zwiſchen dem Künſtler und dem Kunſtfreund gefabelt, — wer wäre denn naiv genug, das buchſtäblich zu nehmen? Mag er die Regel beteuert haben, aber Ausnahmen wird es doch geben, — *eine* Ausnahme!

Wie ein Taucher am Meeresgrunde wühlt Balm in ſeinen Gedanken. Zugeſchlagene Pforten ſind wieder aufgetan, aber noch kann er nicht hineingehen. Ergrimmte, verhärtete Seelenfinſternis wird wieder von einem Lichte durchſtrahlt, aber noch iſt es geſtaltloſes Licht, das nur blendet, nicht zeigt. Sein Schmerz iſt haltlos geworden und die Gewißheit ſeines Unglücks iſt erſchüttert, aber er hat keinen neuen Halt und keine Gewißheit des Glücks. Er hat eine Möglichkeit, eine befreiende, erlöſende, alles wieder gutmachende Möglichkeit, aber keine Wirklichkeit. Nein! wirklich iſt ſie noch nicht. Wie macht man ſie wirklich? An welchem Punkte greift er den zarten, ſchwer zu entwirrenden Faden an? Wie überzeugt er ſich?

Leidenſchaftlicher, verworrener Zuſtand! In einem anderen Sinne wieder unerträglicher, als das entſchiedene und feſt geglaubte Unglück! Ein Glück, das möglich, aber nicht bewieſen iſt! Ein Beweis, der unmöglich iſt!

Und wie? In der Genoveva-Legende, im „Wintermär-

chen", im naiven Epenſtil der alten barbariſchen Zeiten konnten Jahre und Jahrzehnte vergangen ſein und das Unwiederbringliche wurde wiedergebracht, und die Schuld, die verkannt hat, und die Unſchuld, die verkannt worden, löſchten mit dem Schwamme einer Reue- und einer Freudenträne Jahre, die ein Menſch nur einmal zu leben hat, aus, als hätten ſie die Unſterblichkeit zu leben. So hoch geht's nicht mehr her in unſern arithmetiſchen Zeiten. Ihr furchtbares Schibboleth iſt das: „zu ſpät!"

Balms Frage liegt ſo einfach nicht, wie Schuld oder Unſchuld. Sie iſt zweiköpfig, ſie hat ſich verdoppelt. Löſt ihm die erſte Frage aufs glücklichſte; — neue Frage: iſt es noch ſein Glück? Iſt ſein Recht nicht verloren? ſeine Spur übergraſt? ſein Andenken gerichtet? ſein Daſein bei den Toten? Die Zeit, in der Poeſie nichts, in der Wirklichkeit iſt ſie alles. Die ſtrengſte Richterin! Wehe dem, der ſie zu fürchten hat!

Und zuletzt?!

Tiefer und immer tiefer forſche mir nach, unſeliges, männliches Gewiſſen! Iſt deine Treue nicht ermattet? Wünſchteſt du nicht deine Freiheit, heißhungrige Beſtie des männlichen Freiheitstriebes? Sage dir auch das noch! Sag' alles. Doch nein; ſage es nicht. Es gibt Scheußlichkeiten auf dem Grunde der menſchlichen Seele, welche die Unaufrichtigkeit zur Pflicht und die Aufrichtigkeit zum nackteſten Zynismus machen. Schrei auf, wenn du ſie am Grunde deiner Seele entdeckſt, aber ſage der Welt nicht, warum du aufſchreiſt. Sage nicht alles!

Wie ein Raſender irrte Balm auf ſeinen Wegen umher.

Er fühlte Dank gegen Rom, das durch den Mund eines harmloſen Mädchens ſolche Lichtſpuren in ſein nächtiges Wähnen geworfen; das ihm eine Erſcheinung geſchickt, gleich jenen Barmherzigen auf dem Schlachtfelde, welche den vergeſſenen Sterbenden im hilfloſen Verbluten doch noch zu finden, und der Wunde, ſolang ſie noch heilfähig, Heil zu bringen wiſſen. Nicht umſonſt iſt er nach Rom gegangen; es hat ihn zu einem Wendepunkte geführt. Aber eben des-

halb fühlt er ein Stadium abgelaufen und doch kein neues mit Deutlichkeit vorgezeichnet. Ein zernichtetes, zielloſes Irreſein martert ihn. Was beginnen? Wohin ſich wenden? Tauſendmal fragt er's und nicht e i n mal findet er die Antwort darauf. Nach Deutſchland zurück? Mit einem wahren Sturm von Sehnſucht und Reue ergreift ihn oft mitten auf der Straße der Magnet nach Norden; aber durchläuft er die ganze Gedankenreihe, was ſeine Anweſenheit in der Heimat eigentlich auszurichten vermöchte, ſo bleibt er eingewurzelt und ſtill auf der Straße ſtehen. Alſo den römiſchen Aufenthalt fortſetzen? Aber zu welchem Zwecke? Vielleicht daß in dieſem rätſelhaften Schlund von Geheimniſſen, die ſich ſelbſt aufklären, der Ariadnefaden ſeines Labyrinthes, den er ſchon zu halten glaubt, doch noch länger, ſicherer und zuverläſſiger wird. Vielleicht! Aber zu Hauſe inzwiſchen wälzt ſich die Zeit in ſeine Verhältniſſe, demoliert, baut um. Und kann er in Rom, wo alles in ihm verändert iſt, unverändert weiter leben? Heute morgens begegnet ihm auf dem Korſo Domenica; er verſpricht, abends zu kommen, und ſchickt abends ein Billett, daß ihn ein ankommender Landsmann in Beſchlag genommen. Abends begegnet ihm Damerata in der Villa Borgheſe; er verſpricht für morgen ſeinen Beſuch und läßt morgen abſagen, weil ihn ein Zahn ſchmerze. Endlich iſt er nicht mehr auf dem Korſo, nicht mehr in der Villa Borgheſe ſichtbar, er vermeidet die Promenaden und ſucht die Einſamkeit auf, — aber wie lange friſtet ihn das? Entweder, oder! Dieſe leeren Verbindungen reizen ihn nicht mehr; ſie gehörten dem an, der ſich verloren hatte, nicht dem, der ſich wiederfinden will. In Rom aber haben ſie Anſpruch an ihn, weil ſie nichts verſchuldet, dieſen Anſpruch zu verwirken.

Aber indem er noch beratet, was zu tun, bleibt er ſchon hier und die kleinen Verlegenheiten ſeines Bleibens ſind die nämlichen, als ob er für dieſes ſich ſchon entſchieden hätte. Alſo ein Neutrum! Zwiſchen zwei großen Entſchlüſſen ein Interim! Zunächſt nur ein Aſyl aufgeſucht, wo er überhaupt geſammelt und ruhig beraten kann!

Das wird in Rom stündlich unmöglicher. Die italienische Wiedergeburt wälzt sich gärend und brausend über den Rahmen des Krieges hinaus, von dessen frühestem Vorspiele Balm durch sein Nachtlager in der Lomelina „abgedrängt" worden. Die beiden oberitalienischen Schlachten Magenta und Solferino sind geschlagen, und nach tausendjährigem Stillstande fällt die alte klassische Halbinsel in einen Schmelztiegel von Ereignissen, dessen Brodeln und Blasenwerfen nicht abzusehen. Das Wort: „frei bis zur Adria" bleibt uneingelöst und Oberitalien schmal zur Verzweiflung aller Patrioten. In Unteritalien aber vergrößert sich das neue Vaterland über die kühnsten Erwartungen, denn ein Privatmann, Garibaldi, reckt soeben die Arme, um das Königreich beider Sizilien aus den Angeln zu heben und in die große Masse der Italia unita zu werfen. In der Mitte liegt Rom, vom Fischerring keineswegs umringt und zusammengehalten, denn instinktiv fühlt die ewige Stadt, daß just sie der Nabel und der Angel all dieser Bewegungen ist und nicht Ruhe auf Erden wird, bis der unnatürliche Isolierschemel, ihr müßiger Zuschauersitz, krachend und donnernd zusammengestürzt. Lichterloh brennt Rom an allen Enden von der politischen Debatte, wie sie nur südliche Feuerherzen und Feuerzungen führen können. Balm soll mitdebattieren, mitpolitisieren; auf Schritt und Tritt erfüllen ihm die schreienden Geburtswehen der Weltgeschichte die Ohren, und doch klingt ihm das alles wie ein gräßliches Charivari von zerbrochenen Gläsern, Tassen und Tellern, denn es stört die leise Stimme seines Innern, das brünstig mit sich selbst beschäftigt ist und mehr als alle Reiche der Welt sich selbst in Ordnung zu bringen pressiert ist.

Er entschließt sich, auf vierzehn Tage nach Capri zu gehen. In der Einsamkeit dieser stillen Insel, die niemals auf dem Kothurn der Weltgeschichte einhergegangen, hofft er der großen Verfassungsdebatte seines Herzens mit Ruhe präsidieren zu können.

Er geht herum, seine Adieus zu sagen.

Bei Domenica sowohl als Damerata, die er in diesen

Tagen vernachläſſigt, läuft es glücklicher ab, als er gefürchtet. Auch hier wird über Hals und Kopf politiſiert, denn die Weiber Roms debattieren die große Frage, ob ſie ihre Prieſter behalten werden, oder ob Garibaldi, wie vor zehn Jahren, ſie wieder fortjagt, der böſe Garibaldi, der Garibaldiner braucht, der die weltliche Mannſchaft an ſich zieht, um die geiſtliche zu vertreiben, und das Reich der Liebe zweifach entvölkert. Hier machte Balm ſchon lieber den politiſchen Klatſch mit. Die unwiſſenden Weiber horchten und glaubten. Jedes Orakel war ihnen recht. Ja, nicht einmal unrecht gaben ſie ihm, daß er ging; ſie waren es gewohnt, daß alle Fremden um dieſe Zeit Rom verließen. Daran hatte Balm gar nicht gedacht und er freute ſich, ſo wohlfeilen Kaufes durchzuſchlüpfen.

Er wollte Rom nicht verlaſſen, ohne die Kunſtreiterin, ſeinen holden Schützling, vor den ferneren Beläſtigungen Zuppas ſicherzuſtellen. Er beſuchte Donna Selina, um ſie für die Tage ſeiner Abweſenheit zu beraten, überhaupt, ohne juſt einen Verräter Zuppas zu machen, ſie zu orientieren und ihre ſchutzloſe Lage in beſſere Ordnung zu bringen.

Es war glücklicherweiſe überflüſſig. Auch hier hatte die Politik ihre Wellen geſchlagen, denn das gute Kind jubilierte ihm mit lachendem Herzen entgegen, daß ihr der Fürſt ſoeben einen Brief aus Neapel geſchrieben, einen krauſen Brief, „der ſchwer in den Kopf gehe", von dem ſie aber doch eins verſtehe und das ſei die Hauptſache: er kommt morgen ſelbſt nach Rom. Da iſt der Brief! jauchzte ſie laut, leſet ihn ſelbſt und macht mich geſcheit, denn ich fürchte faſt, ich bin für einen Fürſten zu dumm.

Balm umarmte ſie lachend und küßte ſie auf die Wange. Hierauf las er den Brief, wobei ihm Selina ungeheuer aufmerkſam zuſah. Mein Kind, das iſt einfach, ſagte er, als er zu Ende war. Das Königreich Neapel hat zwei Könige. Der eine heißt Viktor Emanuel und iſt König von Sardinien, wird aber übermorgen König von Neapel ſein. Der andere heißt Franz der Zweite und iſt König von Neapel, wird aber übermorgen König von nichts ſein. Die Fürſten und Herren am

Hofe von Neapel ſind nun genau in der Lage, wie ein Mann, der eine Dame heimlich liebt, aber einer anderen öffentlich huldigen muß. Vielen mißfällt dieſe Heuchelei und ſie gehen ihr aus dem Wege. Deshalb kommt auch der Fürſt nach Rom. So wenigſtens ſcheint es, denn Sie haben allerdings recht, der Brief iſt „kraus" geſchrieben und beſſer zu erraten, als auf den Zeilen zu leſen.

Nicht wahr, der Brief geht ſchwer in den Kopf, ſagte Selina mit einer drolligen Amtsmiene.

Wenn nur der Briefſchreiber um ſo leichter ins Herz geht, tändelte Balm und ſtrich ihr die Haare aus der Stirne.

Denn er hatte das Mädchen in Friſur und Anzug auf echt italieniſch in einem tiefen Negligé gefunden, war aber trotzdem, ohne einen Augenblick warten zu müſſen, ſogleich vorgelaſſen und mit herzlicher Unbefangenheit willkommen geheißen worden. Das Bild, das ihm ihr natürliches und häusliches Weſen gewährte, kontraſtierte allerdings mit ihrem Idealbild, das ihm in der Rennbahn und in Zuppas Studio imponierte, die poetiſch ſenſitive Mimoſe im Malerſaal war bei ſich ſelbſt zu Hauſe ein aufgeblättertes Röslein, das ſich um den zwangloſen Faltenwurf ſeines lilienweißen Hemdchens, um eine entblößte Achſel oder ſichtbare Bruſt wenig Sorge machte. Wird doch der weibliche Inſtinkt die Nacktheit, als das angeborene Prieſterkleid des weiblichen Naturdienſtes, nicht um ihrer ſelbſt willen perhorreſzieren, ſondern die männliche Bewerbung darum begreiflich, ja erfreulich finden, und nur dann entſetzt und beleidigt zurückſchaudern, wenn ein Mann, wie Zuppa, es ſchlecht oder gar nicht verbirgt, daß er das Weib als Spielball einer mutwilligen Frechheit ſich dienſtbar macht. Das war der Eindruck, welchen Selina in ihrem chez soi auf Balm machte. Sie empfing ihn als den Mann ihres Vertrauens und bei ſich zu Hauſe. Das gab ein anderes, ja entgegengeſetztes Bild, als in Zuppas „Mausfalle".

Und ſobald er ſich darein gefunden, gefiel ſie ihm nur um ſo beſſer. Die Freiheiten ihrer häuslichen Unordnung waren nach ſüdlichen Begriffen erlaubt, und ſo wußte er es anzu-

erkennen, daß er wenigſtens nicht Saloppes und Widriges ſah. Die Kunſtreiterbude wies ihm nicht ihre verrufene und viel geſchilderte Kehrſeite. Im Gegenteile ſtand Selina zwar nachläſſig, aber nicht vernachläſſigt vor ihm, ſondern in jener Haltung von Eleganz und Grazie, welche ihm noch immer die ideale Seite ihres Berufes zeigte, — einem öffentlich verſammelten Volke ſich als ein Muſter von Anſtand und Zierlichkeit darzuſtellen. Dieſer Abglanz des Zirkus, ohne Reitrock, Schnürleibchen und Amazonenhut, ohne Bänder, Federn, Flimmer und Flitter, hatte in ſeiner Art etwas Pikanteres, als ein Schauſpiel für Eintrittsgeld und der ſtudierte Pomp eines Ausſtattungs-Tableaus. Und was brauchte er mehr, wenn ſeine Phantaſie ſchon idealiſieren wollte, als dieſe Tochter des Volks auf die künftige Fürſtin anzuſehen? Unterhaltung genug und gar anmutiger Art, dieſe Manege-Turnüre in die Salon-Turnüre, dieſe Ungeniertheit in Hoheit und Würde hineinzuphantaſieren! Balm ſah ſich ſeine ſchöne Equilibriſtin an — wie ſich im Geiſte des Gärtners eine wildbewachſene Bocage ſchon als kunſtmäßige Parkanlage malt, wie der Muſiker ein allerliebſtes Volkslied, in eine edlere Tonart transponiert, ſchon als air pathétique und danse spirituelle hört. Idealiſieren muß nun einmal ein Deutſcher, aber heute brauchte er keine „Mimoſe" und keine „Nymphe in der Gewalt eines Fauns"; heute tat's die Wirklichkeit ohne alles Programmwort.

Die Unterhaltung mußte, wozu der Schelmenſtreich Zuppas genötigt, franzöſiſch geführt werden. Selina ſprach es nicht elegant und Balm merkte leicht, daß die nicht kunſtmäßig erzogene Italienerin weit mehr die Manege und den Stall, als den Salon zu Lehrern gehabt. Er konnte nicht umhin, dem reizvollen Munde manches Bedenkliche zu korrigieren, denn wer enthält ſich des Raupenleſens von einem edlen Baume? Das franke Mädchen war nicht prüde genug, ſich zu ſchämen; ſie dankte es ihm, ſie bat ſich's mit beſter Manier ſogar aus und ſo gewann die Konverſation an Scherz und Spiel des Humors juſt durch ihre unbemäntelten Mängel. Wiſſen Sie auch, daß Sie mir heute jünger vor-

kommen, als noch vor kurzem? sagte sie im Laufe dieser Unterhaltung mit unschuldigster Heiterkeit. Balm wurde rot, er hatte den Umstand seiner Maske völlig vergessen. Aber schnell gefaßt, antwortete er dreist: Es geht uns Deutschen allen so, daß wir in Italien bald uns verjüngen. Sie nahm das mit einem Gemisch von Patriotismus und Gedankenlosigkeit unbesehen hin und es fiel ihr nicht ein, an andere Deutsche oder Engländer zu denken, ob die Probe auch stichhaltig sei. Der Mann, der das sagte, war nun einmal der Mann ihres Vertrauens! Er war der Mann, der sie aus den Krallen des Raubtieres gerettet, und ohne zu ahnen, daß er sein Mitschuldiger gewesen, ohne zu ahnen, welch weitaus wichtigeren Dienst sie selbst ihm geleistet, sammelte sie mit niedlichsten Händchen Kohlen auf sein Haupt durch den Respekt einer dankbaren Ergebenheit, die so rein nicht verdient war!

Endlich verließ er das Mädchen in jener Stimmung von bequemer Verliebtheit, welche nicht leidenschaftliche Wünsche oder fesselnde Selbstzwecke hat, sondern bloß Wohlgefallen und Teilnahme ist. Er wünschte für sie, nicht für sich. Er wünschte dem liebenswürdigen Mädchen, das er trotz aller Komplimente baldigen Wiedersehens wohl kaum je mehr sah und dem er für immer Adieu sagte, ein schönes, volles Glück ihrer Zukunft und segnete sie im stillen gerührter, als er zeigen durfte. Er dachte mit Trost daran, daß der Fürst treu und ernst sie zu lieben schien, denn sein Brief enthielt einiges von dem Charakterkorn des älteren Mannes, welcher mit Willensentschlossenheit liebt, und das kann unter Umständen mehr sein als Leidenschaft. —

Auf der Straße war sein erstes Begegnis — Meister Zuppa. Verdammt lange droben gewesen, raunte ihn der Zwerg sogleich an. Ouvrage d'une longue haleine! War sie am Ende gar noch vergine immaccolata?

Balm mußte laut auflachen über den Ideenkreis dieses Menschen, der vielmehr ein einziger Punkt war, eine fire Idee und ein Fixpunkt, um den er sich drehte, wie ein gespießter Käfer um seine Nadel.

Zuppa kam aus dem Hauſe gegenüber; auf dem Fuße folgte ihm ein ältlicher Mann. Beide ſprangen in einen bereitſtehenden Wagen und fuhren davon. Balm ſetzte ſeinen Weg fort.

Nach einer Boudoirviſite bei einer intereſſanten Kunſtreiterin war der Beſuch, den er jetzt vorhatte, ein ſtark kontraſtierender Szenenwechſel. Er machte mit Tiſch und Tiſchgeſellſchaft ſeines Mittags einen Zwiſchenakt, denn er liebte es nicht, in den extremſten Stimmungen und Eindrücken allzu raſch ſich herumzuwerfen.

Sein Nachmittagsbeſuch galt — dem Marcheſe Santafiore. Er hatte dieſen merkwürdigen Mann nicht geſehen und war ihm ſeinen Gegenbeſuch ſchuldig — ſeit jener, während eines Beſuches der Domenica, ſeine Karte bei ihm abgegeben. Es war hohe Zeit, die Schuld abzutragen!

Zunächſt aber fand er ihn gar nicht in ſeiner Stadtwohnung. Er hatte Rom verlaſſen und wohnte jetzt auf dem Lande. Freilich in nächſter Nähe von Rom; man nannte ihm die Villa Madama auf dem Monte Mario. Ein anmutiges und buſchreiches Gehügel, das Balm von ſeinen einſamen Spaziergängen kannte. Jetzt gebot ihm ſein Achtungsbeſuch den Gebrauch eines Wagens, aber ſein Fiaker erſetzte ihm den Effekt einer Fußwanderung durch die Langſamkeit, womit er auf der anſteigenden Straße ſeine Pferde ſchonte, oder mit großer Zuvorkommenheit faſt fortwährend ſtillhielt, um die zahlreichen Bauernkarren paſſieren zu laſſen. Balm ließ den Schlingel gewähren, denn es ergötzte ihn ſelbſt, dieſen ländlichen Straßenverkehr mit flanierender Muße in Augenſchein zu nehmen.

Ach, wie hörte unter dieſen Bauern und Maultiertreibern hundert Schritte vor den Stadttoren die ganze Politik der Kaffeehäuſer und Zeitungsleſer, der Korſo-Flaneurs und ſonſtigen Weltweiſen ſo gründlich auf! Wie ſahen dieſe wirrhaarigen Bauernköpfe mit ihren großen glühenden Augen ſo indolent glotzend in die Welt hinein, die ſich in ihrem Namen die Köpfe zerbrach! Alſo das iſt das Volk, das römiſche Volk, ſagte ſich Balm, der große Souverän, mit deſſen „Intereſſen"

ſie ihre Noten und Schlachtbulletins aufdonnern, und der ſich, ſoviel auf dieſer Straße zu ſehen iſt, einſtweilen für nichts intereſſiert, als für Trauben- und Seidenwurm-Krankheit, für die Olivenölernte und für große Blumenkohlköpfe. Dieſe Dinge verhandeln ſie und rufen ſie einander zu in halbgekürzten Dialektworten, welche nicht Sprache ſondern Skizze einer Sprache ſind, und welche der Buch-Italiener aus Deutſchland, der Dante- und Machiavell-Leſer nur bruchſtückweiſe erraten kann. Da werden Marktpreiſe gefragt, über die Salzſteuer geſchimpft, der Wein und das Oel tariert, der Wert der Kuh vor und nach dem Kalben bis auf den Centeſimo ausgerechnet; dort bricht einer dem andern den Hals, wenn er ihn noch einmal bei der Mariuccia findet, und ein Eſeltreiber mit der Stachellanze, welcher ſalz- und mehlbepackte Maultiere treibt, langt ſeinem Buben, welcher zu Fuß nebenher läuft, einen Streich mit dem Lanzenſchaft, weil er den Ingleſe im Wagen paſſieren ließ, ohne ihn anzubetteln.

Nur einmal riefen zwei Kärrner einander zu: He Beppo, wird dein Gio auch das rote Hemd anziehen? Und als zwei Franziskaner die Straße zogen, profitierte ein Bauer auf einem zweiräderigen Heukarren von der ſchönen Gelegenheit, und rief zu einem Bekannten, der im ausverkauften Packſattel ſeines Saumtieres nach Hauſe ritt, die Worte hinüber: Ei, Rocco, was denkſt du? wir trinken wohl bald wieder wie Anno 49: al estirpazione di quella razza maledetta dei preti! Balm machte Augen nach dem Sprecher, der aber tief in ſeiner Heufuhre lag und unſichtbar war. Er ſah nichts als die prachtvollen, ſilbergrauen Stiere, womit der Karren desſelben beſpannt war, und ſiehe da — auch die Stiere des Pfaffenvertilgers trugen zwiſchen ihren Hörnern je Muttergottesbilder, welche in reichverzierten Goldrahmen und blumenbekränzt auf den Rinderhäuptern des kirchengläubigen Campagnolen zu prangen pflegen. Die deutſchen Mundwinkel verzogen ſich — zu einem proteſtantiſchen Lächeln!

Mitten unter dieſen Straßenbildern wurde Balm von einer Erinnerung überraſcht. Der Mann fiel ihm ein, den

er an Zuppas Seite gesehen, und er war gewiß, daß ihm sein Bild bekannt sein müsse. Aber hier stockte die Erinnerung wieder. Wer es sei und wohin das Bild gehöre, sagte ihm sein Gedächtnis nicht mehr. Er marterte sich lange und durchstöberte alle Ideenverbindungen, um nachzuhelfen, aber just diese Nachhilfe zerstörte die zarte Magie des Gedächtnisses. Die Erinnerung ist wie das Traumleben; wer zu träumen sich zwingen wollte, würde nur immer wacher. Ihre Sterne blitzen im Dunkel der Bewußtlosigkeit auf, am Lichte der Reflexion erbleichen sie. Dieser Wahrheit gab Balm endlich nach und überließ es dem Zufalle, dem Alleinherrn solcher Zaubereien, ob das Bild, das er suchte, noch einmal und dann deutlicher kommen wolle.

So erreichte er die Villa Madama. Sein Fiaker hielt vor einem grandiosen Gebäude, das aber, halb Ruine, oder auch unausgebaut, weniger imponierte als befremdete. Die Villa gewann ihren besten Prospekt durch das Grün, in dem sie rings stand, und welche Architektur dekoriert ein südlicher Garten nicht!

In der Tat schien die Vigne das Paradies zu sein, denn Balm sah sich von Engeln empfangen. Zwei kleine Mädchen, von einer Kinderschönheit, die fast überirdisch war, durch die Erscheinung des Wagens neugierig angezogen, kamen ihm wie auf Flügeln entgegengeflattert und staunten den Fremdling aus ihren feenhaften Vergißmeinnichtaugen groß und abenteuerlustig an. Aber plötzlich zerstoben sie laut kreischend und lachend in die Flucht und zwitscherten dazu italienische Scherzkinderworte, die Balm nicht verstand. Er wußte nicht, was hier vorging, und erst als er selbst von ein paar Kugelchen sich beworfen fühlte, merkte er, daß es ein Hagel von Konfetti war, welcher aus dem unsichtbar Laubigen heraus die allerliebsten Kleinen in ihre humoristische Flucht getrieben.

Pardon; sind Sie auch im Kugelregen getroffen worden? rief plötzlich eine Stimme. Er schaute auf, und aus den Weinreben heraus blickte patriarchalisch-heiter wie ein umlaubter Anakreonkopf das schneeweiße, wohlbekannte Gesicht

des Marcheſe Santafiore. Wir haben ein Geſetz mit den Kindern gemacht, fuhr er fort, daß ſie uns außer der Schußlinie bleiben, denn ſie ſtören unſere Geſpräche, die zwitſchernden Spatzen. — Der Anakreonkopf in der Laube bewegte ſich Balm entgegen. Dieſer, das Terrain überſehend, flog hinan, um dem älteren Manne ein paar Stufen einer Pergolaterraſſe zu erſparen. Schon ſtand er oben und der Marcheſe reichte ihm, noch lachend und den Kindern drohend, die Hand.

Balm war in der Villa Madama. Sein Eintritt in die Vigne glich dem eines alten Bekannten, wie vertraulich und herzlich er ſich empfangen ſah.

Neuntes Kapitel

In der Pergola fand ſich eine kleine Geſellſchaft zu dreien verſammelt. Der Marcheſe ſtellte die zwei andern Anweſenden vor. Conteſſa Dezia Caradoſſo nannte er eine Matrone in ſchwarzem Anzug mit ergrauenden Haaren und blauen Augen, welche es verſtanden hatte, ſchön zu altern, was im Süden eine Seltenheit iſt. Legationsrat Baron Neugart hieß ein Herr neben ihr, ungefähr von Balms eigenem Alter; aber kaum hatten die zwei jungen Männer einander geſehen, ſo ſchüttelten ſie ſich die Hände und begrüßten ſich als Bekannte und Landsleute. Der Baron war von der Geſandtſchaft desſelben Landes, in welchem Balm einer der höheren Beamtenfamilien angehörte, und ſie hatten ſich in der deutſchen Heimat zu Hauſe, wenngleich nicht in einem nahen Verkehr, doch ein paarmal geſehen und geſprochen. Balm, umgekehrt, wurde den beiden andern von dem Marcheſe als „ein lieber Freund" vorgeſtellt. Das letztere ſchien er ſich faſt ſelbſt, denn in demſelben Augenblicke, als ihm ſein Stuhl zurechtgerückt war, nahm er ſeinen Platz zu viert in dieſem Kreiſe vor den ſchönen Augen der Matrone und des Marcheſe Santafiore und vor dem ſchneidig-markigen Charakterkopf ſeines rheiniſchen Landsmannes mit einem Behagen ein,

als ob er im trauten Heim unter alten bequemen Freunden einen verjährten Sitz innehätte.

Das ist menschlich von Ihnen, sagte der Marchese, daß Sie den weiten Weg nicht scheuen, einen alten Mann in seiner ländlichen Abgeschiedenheit zu besuchen. Vergelte Ihnen Gott Ihr barmherziges Liebesopfer!

Balm mußte lächeln, eine Musketenschußferne von den Toren Roms einen weiten Weg und eine ländliche Abgeschiedenheit nennen zu hören. Und doch meinte es der Marchese mit keiner Spur von salbungsvoller oder süßlicher Uebertreibung, sondern völlig naiv und selbstüberzeugt. Aber freilich hatte Balm schon längst bemerkt, welch seltsame und enge Begriffe die heutigen Römer, den alten unähnlich, von Land und Landleben haben.

Balm antwortete etwas von der Tugend, die sich selbst belohne, und lobte das Haus und seine Lage, worauf Signora Dezia mit dem strahlendsten Feuer ihrer blauen Augen die herrliche Aussicht, die Stadt, das Land und den ganzen Horizont dieses Panoramas in so reichlich gespendeten Ausdrücken italienischer Superlative glorifizierte, daß Balm Mühe hatte, das alles ernsthaft und höflich zu bestätigen. Just weil er selbst ein Freund der Natur war, hätte er viel darum gegeben, wenn ihm diese Besuchsstunde gegönnt gewesen wäre, nicht am Abhange, sondern auf der Anhöhe des Monte Mario, in der Villa Melin. Dort oben konnte wahr sein, was die römische Matrone mit ihrer malerischen Phantasie schon hier unten pries. Wieder sah er das landschaftliche Naturleben — in italienischen Begriffen!

Den Faden der Unterhaltung aufnehmend, erwiderte er der Matrone: An diesem schönen Orte war schon mein Eintritt schön. Ich schwärme für schöne Kinder, aber ich habe nie schönere gesehen, als die zwei kleinen unbefiederten Engel, die mich an der Gartenpforte empfingen. Von Wurfgeschossen bedeckt, hat sie der Herr Marchese als kriegsrechtlich verurteilte Störenfriede unschädlich gemacht, aber mir wird wehe dabei, denn wenn solche Himmelskinder einen Frieden stören, was werde dann ich erst getan haben!

Juſt umgekehrt, Signor Giuſto, antwortete die Matrone; Sie können Frieden ſtiften, denn die Ketzer und Heiden bedrängen uns arg.

Ach, erwarten Sie von den jungen Herren dieſer Zeit doch keine Hilfe, ſagte der Marcheſe, aber mit einem Lächeln, als ob er widerlegt ſein wollte.

Hilfe gegen Ketzer und Heiden? lächelte Balm mit einem diplomatiſchen Kopfſchütteln. So ſchnell ſtürzt man ſich heutzutag nicht in Allianzkriege. Aber wenn ich meine Vermittlung anbieten darf . . . Laſſen Sie hören, um was ſtreiten die Großmächte?

Dieſer Herr da, — es galt dem Baron, — iſt einer von den Zeichenkundigen, welche das Chriſtentum für einen Patienten halten, deſſen Tage gezählt ſind. Hundert Jahre — fünfzig Jahre —

Balm atmete auf. Das verſprach harmlos zu werden. Er war gefaßt geweſen, daß das Geſpräch viel nähere und peinlichere Zeitfragen, Parteifragen zwiſchen dem revolutionären Königreich Italien und der weltlichen Papſtherrſchaft angehen werde. Offenbar war dieſer Stoff auch der Ausgangspunkt geweſen und man bewegte ſich jetzt ſchon in der Steigerung. Aber das eben war das Harmloſe. Das Geſpräch, wo er es fand, war kein Intereſſenſtreit, ſondern bloß ein Prinzipienſtreit. Mußte es aber in dieſen ſturmvollen Tagen geſtritten ſein, ſo vertrug es — Chriſtus beſſer, als der Papſt und die Kirche!

Aber ehe er noch das Wort nahm, remonſtrierte Baron Neugart: Ich muß ſehr bitten, Signora, daß ich eine Anzahl von Jahren als Friſt genannt hätte. Eine Zahl habe ich nicht genannt.

Nein; weil Ihnen die kleinſte eigentlich die liebſte wäre. Gaben Sie uns Römern nicht zu verſtehen, wir möchten das Kreuz, das wir von Rom zu den Nordländern trugen, nur fein ſäuberlich einpacken und über die Alpen wieder zurücktragen? Was ſagen Sie zu dieſem Kannibalen? wendete ſie ſich an Balm.

Zweierlei. Erſtens, glaube ich, iſt das Kreuz überhaupt

nicht mehr jenseits der Alpen und zweitens frage ich, wozu man es diesseits brauchte?

Kenne ich meine Leute! spottete der Marchese; aber die Matrone drohte mit dem Finger und sagte: Ein wenig ernsthafter, wenn ich bitten darf!

Im Ernste, antwortete Balm bescheiden. Wir haben vom Kreuze die Früchte gepflückt, nämlich die christliche Moral; aber das Holz dieses kostbaren Baumes — ist nun verfügbar.

Die alte Erfahrung! rief der Marchese; man will nur Sittenlehre, nicht Glaubenslehre. Aber wären sie trennbar, sie wären schwerlich eins aus dem andern entstanden.

Das war in älteren Zeiten, sagte Balm. Aber ich glaube, allen Christen wäre es heutzutage genug, wenn Christus so unverwundet wie Elias gen Himmel gefahren wäre, und statt des Kreuzes uns nichts hinterlassen hätte, als seine Heilslehre allein, sein Gebot der Nächstenliebe, sein Evangelium von der Gleichheit der Menschen als Kinder Gottes.

Die Matrone blickte aufmerksam.

Vergessen wir nicht, sagte der Marchese, daß das alles durch das Blut zusammengehalten wird; daß es ohne das Blut zerfiele — in die Lehren der Essäer, der Stoiker, der Platoniker usw.; daß Blut und Kreuz unsere Pfeile in ein Bündel binden, welche vereinzelt zerbrechlich sind wie alles Juden- und Heidenwesen.

Ich bin der letzte, der das vergißt, antwortete Balm. Der Naturmensch ist so geartet, daß er seine Pflichten nur annehmen will im festen Glauben, daß sie der Wille eines Gottes sind. Ich vergesse es nicht, wie Moral und Dogma, wie Sitten- und Glaubenslehre zusammenhängen.

Nun also?

Aber ich drückte mich wohlweislich aus: der Naturmensch. Nicht, der Kulturmensch! Und das sind wir doch heutzutage. Fast in allen Religionen ist die körperliche Reinlichkeit ein Dogma, und die Gläubigen wuschen sich, weil es Gott befohlen hatte. Heute wäscht man sich auch im Unglauben. Dampfbäder und Kaltwasseranstalten haben keinen gottes-

dienſtlichen Charakter. Kurz, man tut ſeine Pflicht um ihrer ſelbſt willen, nicht um Gottes willen. Das Bild des Aeſopiſchen Pfeilbündels möchte ich heute umkehren: das Band, welches angeblich zuſammenhält, wird morſch und zerfällt; der einzelne Pfeil, welcher angeblich zerbrechlich iſt, erweiſt ſich als unzerbrechlich, iſt nicht altes Holz und Rohr, wie ſie Aeſop noch kannte, ſondern aus modernem Beſſemerſtahl.

Da haben wir's! lachte der Marcheſe zur Gräfin Caradoſſo. Man wird mit der Chemie noch dogmatiſche Kontroverſen entſcheiden. Studieren wir alſo nur gleich einen neuen Kirchenvater, — den heiligen Beſſemer!

Um Gottes willen, verderben Sie es mit dieſem Herrn nicht! lächelte die Signora zurück. Er läßt uns doch etwas! Er ſpricht wenigſtens von chriſtlicher Nächſtenliebe. Wenn er dabei das Kreuz umgeht und ein bißchen blutſcheu iſt, ſo dürften wir Frauen das am wenigſten tadeln.

Ja, ja, die Frauen! ſpottete Santafiore mit Patriarchenwürde. Wenn ſie nur von L i e b e hören, gleich laufen ſie jedem neuen Propheten nach. Geht, geht, auf euch iſt auch kein Verlaß. Konſervativ in Kiſten und Kaſten, ſeid ihr in der Ideen-Wirtſchaft revolutionär, wie Polinnen. Ein bißchen blutſcheu! Und ſagt doch ſchon der große Kirchenſpalter Luther: Entweder rund und rein alles gegläubet, oder nichts gegläubet! So die Glocke an Einem Orte birſt, tönt ſie auch nicht mehr und iſt gar verdorben. Aber das ficht euch nicht an. Eure liebe Liebe tönt euch dergeſtalt angenehm, daß euch der Ton ſelbſt von geborſtenen Glocken noch ſchmeichelt.

Weil wir das Gefühl haben, daß die geborſtene Glocke, kann ſie noch heil werden, nur durch die Liebe allein es kann.

Hm, kein übles Wort! nickte der Marcheſe zufrieden. Aber, fuhr er fort, die Herren tun nur ſo. Glauben Sie ja nicht, meine Gute, daß ſie es mit der Liebe wirklich gut meinen, — nämlich mit der geiſtlichen Liebe. Wie barbariſch behandeln ſie ſchon längſt die Madonna! Was habe ich nicht alles gegen die unbefleckte Empfängnis hören und leſen müſſen!

Nehmen Sie dieſes Dogma in Schutz? fragte Balm betreten.

Warum hätte ich es nicht tun ſollen?

Balm ſchüttelte den Kopf und ſah durch die Rebenfeſtons in die Ausſicht auf Rom hinab.

Was haben Sie gegen den Marienkultus? fragte die Matrone mit ſichtlichem Intereſſe für Balms Meinungen.

Der Baron Neugart ſagte zu dieſem: Ergreifen wir die Offenſive! Fragen wir die Signora: was haben Sie dafür?

Verderben Sie mir Herrn Balm nicht, Sie Sansculott! ſchalt die Matrone. Was wir für den Marienkultus haben? Wollt denn ihr Herren den Himmel allein? Wunderlich ſeid ihr Modernen! Auf Erden verlangt ihr Frauen-Emanzipation, aber im Himmel verfolgt ihr die Weiblichkeit. Iſt es nicht einer der ſchönſten und liebenswürdigſten Gedanken des Chriſtentums, der eine Himmelskönigin ſchuf? Wollt ihr das Ideal, vor dem ihr ſo gerne auf Erden kniet, dethroniſiert haben im Himmel, der juſt die Heimat der Ideale iſt?

Neugart antwortete: Der Himmel iſt geſchlechtslos. Sie werden freilich ſagen, das iſt nur der philoſophiſche; der religiöſe ſoll nichts ſein als die Transfiguration der ſinnlichen Dinge, die auf Erden ſind. Gut denn! Aber transfigurieren wir dann doch ein bißchen vernünftiger! Oder gibt das noch eine Figur, die irgendeiner menſchlichen Vorſtellung entſpricht: eine Jungfrau, die einen Sohn gebiert? Ich frage. Wo bleibt da der Begriff der weiblichen Natur? Nur die Möglichkeit dieſes Begriffes? Die Natur aufheben, heißt doch nicht, die Natur verklären?

Signora Dezia blickte nach Troſt auf den Marcheſe.

Dieſer zog einen Ring vom Finger, reichte ihn dem Baron und ſagte: Unter den geſchnittenen Steinen, die aus dem Altertume auf uns gekommen ſind, iſt mir dieſe Gemme eine der liebſten Reliquien. Aber halten wir uns jetzt nicht bei der zarten und zierlichen Arbeit auf, ſondern ſprechen wir von dem Gegenſtande des kleinen Kunſtwerkes. Das Bild iſt der Vogel Greif. Was iſt ein Greif? Ein Greif

iſt ein Tier, halb Löwe, halb Adler. Wo exiſtiert dieſes Tier? Nirgends. Es iſt ein Geſchöpf unſrer Einbildungskraft. Wie kommt der Menſch, der gebildete, der vernunftbegabte Menſch dazu, ſolch unmögliche Gebilde ſich einzubilden? Iſt das nicht ein Mißbrauch der Einbildungskraft? Ich habe gefragt, aber nun antworten Sie ſelbſt, lieber Baron. Verletzt Sie der Vogel Greif? Haben Sie etwas gegen den Vogel Greif? Oder nehmen Sie das Bild an? Laſſen Sie ſich's gefallen? Und wenn, ſo erforſchen wir unſer Gefühl und geben wir uns Rechenſchaft, was die geiſtige Naturgeſchichte dieſes Vogel Greif, reſpektive unſere eigene menſchliche Naturgeſchichte iſt, die wir die Wege ſolcher Erfindungen wandeln ſehen.

Wir ſtellen uns gerne die gedachten Dinge unter ſinnlichen Bildern vor. Die Beſcheidenheit iſt ein Veilchen, die Treue ein Anker, die Liebe eine Flamme, der Ruhm ein Lorbeerkranz, die Sanftmut ein Lamm oder eine Taube. Was iſt das Genie? Was iſt eine ſouveräne, überlegene Kraft, welche alles beherrſcht und ſelbſt von keiner andern beherrſcht wird? Oh, das iſt der Löwe! Der König der Tiere, welchen alle fürchten und der ſelbſt nichts zu fürchten hat. Der ewig feurige, hurtige, ſprungfertige, allgegenwärtige, nie ermüdende Schweifer und Jager von Raum zu Raum, die er leichter und auf größere Entfernungen durchmißt, als irgendein anderes Tier. Sind Sie zufrieden damit? Wählen wir dieſes Sinnbild? Gut, wir wählen es. Das Genie iſt ein Löwe. Aber halt! Da fällt uns ein anderer in die Rede und ruft: Das alles iſt der Löwe doch nur auf der Erde. Wie mögt ihr ihm nachrühmen, daß er weite Räume beherrſcht, wenn ihm ein ſo unermeßlicher Raum wie der Luftraum verſchloſſen bleibt? Nein, das Genie iſt ein Adler! Wie Segel ſpannt er rieſige Fittiche aus und erhebt ſich in Höhen, unter welchen all eure weiten Räume zuſammenſchrumpfen. Mit ſtählerner Flugkraft ſchwebt er dort oben in der majeſtätiſchen Einſamkeit, wo keine Löwenmähne mehr iſt und kein atmendes Tier und kein Nebenbuhler außer ihm, weil alles Erſchaffene

in verſchwindenden Tiefen unter ihm liegt; aber mit ſtählerner Sehkraft ſchaut er in die Scheibe der Sonne, das einzige, das über ihm iſt und das nur er ſchaut und ſonſt kein anderes Auge. Was ſagen Sie dazu? Iſt's Ihnen recht? Wählen wir zum Symbol des Genies den Adler? Aber ach, jetzt ſind wir ſchon irre! Freilich hat der Löwe auf Erden und der Adler in den Lüften nicht ihresgleichen, aber — ſie ſind doch ſelbſt ihresgleichen! Und das Genie ſoll unvergleichlich ſein. Das Genie iſt nichts, wenn es nicht als einzig gedacht wird, und Löwe und Adler ſind zwei! Das Genie ſoll ein unbegrenztes Herrſchervermögen ſein, eine Kraft, der nichts unmöglich iſt, aber der Löwe iſt beſchränkt auf die Erde und die Luft iſt ihm unmöglich, aber der Adler iſt beſchränkt auf die Luft und die Erde iſt ihm unmöglich. Ja, wenn der Löwe mit dem Adler um die Wette fliegen könnte! Ja, wenn der Adler mit dem Löwen um die Wette rennen und jagen könnte! Wenn der Löwe Flügel hätte, der Adler eine muskelkräftige Kruppe und vier Pranken! So aber können wir ſie beide nicht brauchen.

Da kam ein dritter, er kam mit dem Ei des Kolumbus und rief: Juſt umgekehrt; einen von beiden können wir nicht brauchen, aber beide können wir brauchen. Der Löwe hat Flügel. Der Adler hat vier Füße und Löwenleib. Ich will's! Ich lege beide zuſammen und mache den Greif. Das iſt's was ihr braucht, das iſt das Symbol des Genies!

Wahrlich, der Mann, der den Greif erfunden, war ſelbſt ein Genie. Aber dieſer Mann iſt die Menſchheit. Als die Menſchheit ſagte: die Beſcheidenheit ſoll ein Veilchen, die Sanftmut ſoll eine Taube ſein, da ſtand ſie noch auf ihrer unterſten Kinderſtufe. Da war ſie ſich erſt ihrer Begriffe bewußt und entlehnte von der Natur für die Begriffe ein Bild. Als ſie ſich aber ihrer Ideale bewußt wurde, und ihrer Fähigkeit des Idealismus, mit einem Worte, ihrer Freiheit, da entlehnte ſie von der Natur nur noch Motive, aber das Bild machte ſie ſich mit ihrer eigenen Freiheit.

Wir wollen das Ideal der Weiblichkeit denken. Nun gibt

uns die Natur das Weib entweder als Jungfrau oder als Mutter. In welcher dieser zwei Formen iſt das Weib das Ideal der Weiblichkeit? Laſſen Sie alle Parlamente der Welt jahrtauſendelang darüber debattieren und ſie werden's nicht finden. Natürlich! Sie ſuchen das Idealweib im wirklich erſcheinenden Weibe, aber die Wirklichkeit kann nicht Ideal ſein, ſo wenig wie das Quadrat ein Zirkel, oder umgekehrt, ſein kann. Das Ideal der Weiblichkeit kann die Prädikate jungfräulich und mütterlich nur zugleich beſitzen. Eins ausgeſchloſſen, und wir ſind beim wirklichen Weibe, nicht im Reiche der Freiheit, nicht im Reiche des Ideals. Eins ausgeſchloſſen und wir ſind beim einſeitigen Weibe, aber Einſeitigkeit und Idealität, das iſt ein Widerſpruch. Ein innerer Widerſpruch! Mutter und Jungfrau ſind nur ein äußerer.

Wahrlich, Neugart, Sie irren ſchwer, wenn Sie ſagen, die Natur aufheben, heißt nicht, ſie verklären. Wie anders wollen Sie verklären, als durch ein wenigſtens teilweiſes Aufheben? Meſſen Sie alle unſere Antiken am natürlichen Körper nach, und Sie werden das natürliche Maß teilweiſe überall aufgehoben finden. Und wieviel Natur iſt denn aufgehoben an unſerm Madonna-Ideal? Bei Gott, nur ein Minimum! Die Jungfrau iſt natürlich und die Mutter iſt natürlich. Aufgehoben iſt einzig die Zeitfolge zwiſchen beiden. Es iſt noch lange nicht geſchehen, was im Vogel Greif geſchehen iſt, wo die idealiſierende Kunſt zuſammengelegt hat — nicht was durch neun oder ſieben Monate getrennt iſt, ſondern was für ewig getrennt iſt.

Gerne komme ich auf meinen Greif zurück, denn ich habe noch folgendes zu ſagen. In den Flegeljahren des Idealismus hat die Menſchheit, z. B. die altaſiatiſche, um Allmacht, Allwiſſenheit uſw. auszudrücken, Götter mit hundert Armen, hundert Augen, mit der roheſten Vervielfältigung oder Vergrößerung von körperlichen Organen gemalt, unbekümmert was für ein fratzenhaftes Zerrbild dabei für den ſinnlichen Anblick herauskam. Die Griechen, welchen wir den taktvollſten Schönheitsſinn, welchen wir die höchſte Men-

ſchenkunſt des Idealismus nachrühmen, die Griechen haben ſich von dieſer orientaliſchen Barbarei doch auch nicht völlig befreit. Da haben wir noch einen Zentaur, der halb Menſch halb Pferd, einen Greif, der halb Löwe halb Adler iſt, einen Zerberus, der drei Köpfe hat uſw. Ganz rein von dieſer Ungeheuerlichkeit iſt erſt der chriſtliche Idealismus. Ich mache die Herren darauf aufmerkſam, daß das Chriſtentum kein einziges Bild oder Idol hat, welches zugunſten einer Idee den Möglichkeiten der ſinnlichen Körperwelt widerſpricht. Ich dächte, das wäre immer etwas! Dieſe Schonung der Natur ſollte anerkannt werden, wo man die Verletzung der Natur tadeln zu dürfen glaubt. Die Ideale des Chriſtentums — die Identität der Menſchheit und der Gottheit in Chriſtus, die Identität der Jungfräulichkeit und der Mütterlichkeit in der Madonna, — ſind alle dorthin verlegt, wo die geheimnisvolle Mutterſtätte des Idealismus iſt, in den Geiſt ſelbſt. Gehen Sie ihnen aber auch dort noch zu Leibe, ſo ſagen Sie's doch lieber gleich, daß Sie Ideale überhaupt nicht wollen und den Idealismus, das edelſte Kapitel in der menſchlichen Naturgeſchichte, entſchloſſen ſind, mißzuverſtehen.

Darauf wußte Baron Neugart nichts mehr zu ſagen und er ſah jetzt nach Troſt auf Balm, wie die Signora zuvor auf den Marcheſe geſehen.

Balm aber ſagte: Ich fühle mich von meiner ſchwächſten Seite gefaßt, denn Ideal und Idealismus ſind eigentlich Wörter, welche der Poeſie angehören.

Ah, ſind Sie Poet? rief Signora Dezia.

Welcher Deutſche wäre es nicht? antwortete Balm. Aber ich bitte Sie, ſich zu beruhigen. Meine Kriſis iſt überſtanden; ich bin nicht mehr gefährlich. Ich ſchrieb im Winter des Jahres achtundvierzig mein erſtes Trauerſpiel: ich zählte damals juſt ſiebzehn Lenze. Ich gab es unſerm großen Profeſſor Gervinus zu leſen, ein Gelehrter, deſſen Ruf auch in Italien bekannt ſein möchte und der zu den Stammfreunden meines Vaterhauſes gehörte. Im Trubel der Revolution kam er ſpät dazu, es zu leſen, und als er es endlich

hinabgewürgt hatte, gab er mir mein andächtig kalligraphiertes Manuskript mit folgenden Worten zurück, indem er mir väterlich den Scheitel berührte: Sehen Sie, mein junger Freund, sagte er, auch das gehört zu den Segnungen der großen Geschichtsepoche, in welche Deutschland jetzt eingetreten: der poetische Saftüberfluß der deutschen Jünglinge, welcher jetzt in Trauerspiele austritt und einen König Theodorich oder Kaiser Heraklius braucht, um sich tatlos vergeuden zu können, wird künftig die parlamentarische Rednerbühne eines großen und einigen Vaterlandes zur Verfügung haben und zu wirklichen Kaisern und Königen reden. Ihr Kinder werdet Geschichte machen und sie nicht mehr in Jamben skandieren. Das ist ja der unausrottbare poetische Dilettantismus in unserm Deutschland, gegen welchen ich theoretisch vergebens ankämpfe, daß die armen Jungens eben nichts anderes haben, als Druckpapier oder höchstens Theater, um ihr Feuer und ihren Tatendrang auszulassen. Das ganze Pathos der französischen Kammerreden und die ganze Aktion einer englischen Nachtsitzung im Unterhause wird in Deutschland zur Poesie und verschlechtert die Poesie, da es doch gutes politisches Material wäre. Wir beide werden das künftig sich bessern sehen; das walte Gott! Der Anfang ist endlich gemacht.

So sprach Gervinus und Justus Balm verbrannte noch selbigen Abend sein Trauerspiel. Die Worte des Meisters schlugen wie ein Blitz in mich; sie erhellten mir unsere ganze literarische Situation. Ja, so fest überzeugten sie mich, daß ich z. B. auch unsern großen Nationaldichter Schiller eigentlich für einen feurigen Redner und Aktionsmenschen, kurz, für den deutschen Mirabeau halte, was ich aber laut in Deutschland kaum sagen dürfte, weil man dort ein für alle Male entschlossen ist, das Dichten über jede andere Menschentätigkeit zu stellen. Item, ich ging mit Sack und Pack in die politische Karriere über, die in meiner Familie ohnedies erblich ist. Nur daß ich mit meiner poetischen Ader die Sache doch originelier angriff und mich z. B. für den Staatsdienst präparieren wollte im Dienste der Publizistik,

was der verknöcherte Bureaukrat entsetzlich, ich aber vernünftig finden muß, seit die Presse der Mitregent der Regierenden und die Kontrolle der Staatsmänner geworden ist. Aber der verknöcherte Bureaukrat ist ja eben das leidige und notwendige Gegenstück zum poetischen Dilettanten und wie dieser selbst eine echt deutsche Spezies. Wo jeder, der Poesie im Leibe spürt, gleich Poet von Metier wird und für das Bureau sich zu gut dünkt, bleiben dem Bureau freilich nur die Knochen übrig.

Die Römer hatten diesen persönlichen Exkurs mit wirklicher Teilnahme, Baron Neugart aber mit heimlicher Ungeduld angehört. Jetzt, da er wieder zum Worte kam, sagte er: Wenn damit unsre Debatte geschlossen, oder besser, abgebrochen sein soll, so bin ich's zufrieden, denn ich zöge ja doch den kürzern. Ich stehe einer gegen drei. Ich habe gegen mich die uralte Tripelallianz: Frauen, Poesie, Religion. Diese Macht ist mir zu stark.

Mitnichten, Herr Landsmann, antwortete Balm, so ist es nicht gemeint. Sie werfen mich zu schnell zu den Toten. Wir dürfen den Welschen kein Schauspiel deutscher Uneinigkeit geben. Wir wollen wieder Fühlung miteinander suchen. Die Abschweifung, die ich mir erlaubt habe, führt meine Poesie nicht ohne weiteres in besagte Tripelallianz; ich nannte im Gegenteile die Poesie, um ausdrücklich zu markieren, worin sie sich von der Religion unterscheidet. Ich habe mit einem Worte etwa noch folgendes zu sagen:

Unser verehrtester Padrone sprach von Ideal und Idealismus, was sonst kein Kirchenausdruck ist und kein terminus technicus der Sakralsprache. Die Sache war damit subtil und unmerklich aber sehr geschickt von der Religion auf den Boden der Poesie hinübergespielt, und allerdings klingt meine ganze Seele mit, ich gestehe es noch einmal, wenn von Poesie die Rede ist. Religion und Poesie sind Produkte der idealisierenden Kunst; in dieser gemeinsamen Abstammung können sie sich stets und immer verstehen. Und bedürfen sie nicht beide des Glaubens? Ja, auch der Glaube ist ihnen gemeinsam, denn was in der Religion Glaube heißt,

dazu haben wir einen verwandten Begriff in der Poeſie, wo es Illuſion oder poetiſche Täuſchung heißt.

Aber juſt dieſes Wort macht uns ſtutzen, gibt uns vollauf zu denken. In dieſem Worte tut ſich der ganze Unterſchied auf, den eine feine attiſche Zunge uns ſo wohlredend verſchleiert hat. Der Unterſchied, denk' ich, iſt dieſer. Der Kunſt gegenüber bin ich vollkommen frei. Sie wartet ruhig ab, daß ihre poetiſchen Täuſchungen eintreten. Ja, ich darf mir ſogar — und das iſt ein Hauptumſtand — des Getäuſchtſeins bewußt bleiben! Nun, unter dieſer Bedingung glaube ich herzlich gerne an den Geiſt Hamlets und an die Hexen Macbeths. Wie aber, wenn vor dem Theater Kanonen mit brennenden Lunten, Dragoner mit blanken Säbeln, Dominikaner mit Fackeln und Kohlenbecken ſtünden und allen Zuſchauern Edikte verkündet wären: wer nicht an den Geiſt des Hamlet und an die Hexen des Macbeth glaubt, der ſoll nicht heiraten, der ſoll kein Staatsamt bekleiden, der ſoll nicht Grund und Boden beſitzen, der ſoll nicht leben?! Wir konfiszieren ſeine Güter, wir machen ſeine Kinder ehrlos, wir verbrennen ihn bei lebendigem Leibe oder töten ihn aus beſonderer königlicher Gnade mit dem Richtſchwerte?! Wie dann? Mir dünkt, das wäre ein Mittel, das uns den Shakeſpeare gründlich verleiden könnte! Sie hatten ganz recht, Herr Marcheſe, der Madonna mindeſtens das gleiche Recht wie dem Vogel Greif zu vindizieren und in der Madonna und im Vogel Greif die nämliche ideale Wurzel nachzuweiſen. Aus ein und demſelben Prozeß ſind ſie geworden. Aber wie verſchieden betragen ſie ſich hierauf! Der Vogel Greif geht in die Welt hinaus und ſieht gemütsruhig zu, ob einer naiv genug iſt, an das Tier, welches halb Löwe halb Adler iſt, zu ſeinem Privatvergnügen zu glauben; die Madonna dagegen durchraſt mit Feuer und Schwert die Welt und macht den blutigſten Ernſt daraus, daß man an die Mutter-Jungfrau glaubt, daß man das Ideal für bare Wirklichkeit, Wahrheit und Weſenheit nimmt! Sie kann ſehr unliebenswürdig werden, die „liebe Frau", um den Menſchen dieſen Idealismus einzubleuen!

Baron Neugart ſah mit jubelnden Augen auf Balm.

Der Marcheſe aber hatte leiſe den Kopf geſchüttelt und mit den Mundwinkeln gezuckt wie einer, deſſen Antwort längſt fertig iſt. Jetzt ſagte er zu Balm: Sie haben einen richtigen Unterſchied betont, aber laſſen Sie mich noch einen hinzufügen. Ein Ideal wie der Greif iſt ein Phantaſieſpiel, ein Ideal wie die Madonna iſt ein Gemütsernſt. Die Kunſt entſpringt dem Spieltrieb des Menſchen, die Religion dem Glückſeligkeitstrieb des Menſchen. Das gibt weſentlich andere Grade des Glaubens. Hier trennt ſich, und trennt ſich für immer, das Geſchwiſterpaar Kunſt und Religion. Jene will über Stunden hinwegträumen und nimmt zur Führerin die leichte Gauklerin Illuſion; dieſe will über den Tod in die Ewigkeit ſchreiten und ſtützt ſich auf den herkuliſchen Führer, den ſtarken energiſchen Glauben. Daher Freiheit in der Kunſt, aber B i n d u n g — wovon ſie den Namen hat — in der Religion. Und je mehr Ihnen die Kunſt aus einer Phantaſieſache zu einer Gemütsſache wird, deſto unfehlbarer erfahren Sie an ſich, daß auch die Kunſt dem Gemüte nicht völlige Freiheit läßt. Haben Sie als Kunſtliebhaber nur eine tiefere Leidenſchaft, einen Glaubensartikel und eine Parteinahme, ſo geben Sie acht, wie wenig frei und unparteiiſch Sie dabei bleiben. Zum Beiſpiel! Man hört viel von einem gewiſſen Richard Wagner drüben in Deutſchland, welchen die einen für den fleiſchgewordenen Gott der Muſik ausgeben, derweil ihn die andern für einen unerträglichen Lärmmacher halten. Nehmen wir nun an, Sie ſind ein Operndirektor und ein leidenſchaftlicher Mozartiſt. Dann ſollen Sie etwas ſpüren, wie man einen reinen Glauben aufrecht erhält und eine verdammliche Ketzerei unterdrückt! Was ihr Herren von der Kirche verlanget, daß ſie ſich auf die Mittel der „moraliſchen Ueberzeugung" beſchränken und die „freie Forſchung" zulaſſen ſoll, das würden Sie nicht einmal als Theaterdirektor tun. Ich glaube wenigſtens, Sie würden es nicht. Oder ſollten Sie wirklich den Richard Wagner ganz ſo paritätiſch wie Ihren geliebten Mozart aufs Repertoire ſetzen, um ſeine Muſik dem „geſunden Sinne

des Volkes" zur „freien Forſchung" anheimzugeben? Täten Sie das wirklich? Oder hielten Sie es nicht für geratener, dem gedankenloſen und neuerungsſüchtigen Nachbeterſchwarm, wie Sie jetzt den geſunden Sinn des Volkes umtaufen würden, das Beiſpiel des Verderbens, wie ein Mozartiſt die freie Forſchung im Richard Wagner nennen dürfte, aus allen Kräften und ſolang es nur anging fernzuhalten, alſo den Richard Wagner von Ihrem Repertoire auszuſchließen, das Verlangen nach ihm zu bekämpfen, in der Preſſe Partei zu nehmen, ſein Lob zu verhindern, ſeinen Tadel auszubreiten, kurz, ſeine Kunſtrichtung zu ächten! Anathema sit! Und wäre das alles nicht auch ſchon phyſiſcher Zwang? Aber wo hört er auf, der phyſiſche Zwang, wenn er einmal angefangen hat? Und wo fängt er nicht an? Ueberall iſt er, wo Körper ſind. Kann oder ſoll ſich denn der Körper die Hände auf den Rücken binden? Kann oder ſoll denn die Phyſis ſich ſelbſt morden? Ich bin erſtaunt, mit welchem Leichtſinn man die Ausübung des phyſiſchen Zwanges anklagt, — als ob wir reine Geiſter wären! Wie wir da ſitzen, ſitzen wir in einer phyſiſchen Natur da und werden ſie anwenden, wo wir ſie brauchen und für das, was uns am liebſten iſt, natürlich am ſtärkſten. Alſo in allen Glaubens- und Herzensſachen. Ich bitte! Lieben und glauben Sie nur etwas mit Herz und Seele, und Sie lieben und glauben es auch — mit Händen und Füßen. Sind denn das getrennte Dinge: moraliſche Ueberzeugung und phyſiſcher Zwang? Sie ſind das nämliche! nur in der doppelten Erſcheinung von Leib und Seele. Aber wenn der Phyſiolog geboren iſt, der mir ſagen kann, wo der Leib aufhört und die Seele anfängt, dem erlaube ich dann auch, von meiner moraliſchen Ueberzeugung den phyſiſchen Zwang abzutrennen. Inzwiſchen iſt es umgekehrt. Die Phyſiologen, die heute „forſchen", finden überhaupt keine Seele im Leibe und leugnen die Seele. Und bei dieſem Triumph der Phyſis das Geſchrei gegen phyſiſchen Zwang! Wahrlich ein wunderliches Zeitalter!

Mozart und Richard Wagner! lächelte Baron Neugart.

Da ſind wir ſchon wieder in den ſchönen Künſten und Herr Balm braucht nur Mozartiſt zu ſein, ſo brennt Herr Wagner recht ſchön auf einem äſthetiſch moderniſierten Scheiterhaufen. So iſt jedes Licht auf einen Leuchter zu ſetzen, auf dem es einleuchtet. Das ganze Unglück der Irrwiſche iſt eigentlich nur, daß ſie keine Leuchter haben!

In der Tat, ſagte Balm, ſind Licht und Leuchter einleuchtend genug, und es fehlt mir gewiß nur ein Organ, daß ſich die Lichtwellen ſo ſchlecht in mir fortpflanzen. Ich kann Sie ſiegen laſſen, Herr Marcheſe, aber nicht auf der ganzen Linie. Eine Poſition muß ich noch halten; immer aber iſt es juſt die, um welche der ganze Streit ſich bewegt. Laſſen Sie mich ſuchen; ich muß die Formel finden, mich auszuſprechen.

Darf ich es an Ihrer Statt tun? bat der Marcheſe beſcheiden; ich glaube Ihr Gefühl zu erraten und mitzufühlen.

Um ſo beſſer, antwortete Balm, ich kann bei dem Tauſch nur gewinnen.

Der Marcheſe dankte mit einem verbindlichen Lächeln und ſagte: Ich fürchte, Ihre ſchmeichelhafte Gewinnſucht täuſcht Sie. Ich werde etwas unerhört Simples ſagen. Z. B. dieſes: Wir beſprechen hier Gegenſtände von überſinnlicher Natur, die wir anſchauen, wie ſie angeſchaut ſein wollen, mit der Vernunft. Auch die Laien haben überſinnliche Bedürfniſſe und Ahnungen, aber ſie können ſie nicht verarbeiten mit der Vernunft, ſondern bloß mit der Phantaſie, mit der Einbildungskraft, mit der Bildkraft, alſo mit den Sinnen und der Sinnlichkeit. Das Ueberſinnliche, verwaltet in Erzählungen, Bildern, Symbolen, kurz im Sinnlichen, heißt Religion und die Verwalterin heißt Kirche. Wäre nun die Philoſophie mit ihrer Vernunft und die Religioſität mit ihrer phantaſierenden Sinnlichkeit, wären dieſe beiden Sphären zwei ſo feſt beſchloſſene Kreiſe, wie dieſe Münzen hier, — der Marcheſe nahm zwei Goldſtücke in die Hand, — ſo könnten wir friedlich miteinander durch die Welt rollen und keiner Münze fiele es ein, den Rand der andern zu brechen. Aber die Münzen ſind lebendig, haben von dem Mittelpunkt gegen die Umfangslinie eine Ausdehnungskraft und

jede dehnt ſich in einen Raum aus, in welchem ſie auf die Ausdehnung auch der anderen ſtößt. Daher Druck und Gegendruck an den Rändern. Im Zentrum würden ſie ja ruhig beharren, ewig gleichgültig ſich zueinander verhalten wollen; im Umkreis aber merken ſie ihre große Lebendigkeit, welche eben ganz und gar Ausdehnung heißt, und zwar für jede von beiden. Keine iſt voll und nimmt ihren Raum ein, wenn ſie der anderen den Raum nicht ſtreitig macht. Es iſt ein Streit um die Selbſtbehauptung, es iſt ein Angriff zur bloßen Verteidigung. Die Vernunft hat das Auslöſchen ihres Lichtes zu fürchten, wenn Kirche, Katechetik, Beichtſtuhl und Kanzel, in ungeſtauter Flut ſich ausbreitend, es dahin bringen, daß die Sinnlichkeit allein den Raum der Welt einnimmt, die Sinnlichkeit, welche den Geiſt nicht anders faßt, als in Bildern, Wundern, Legenden, Zeremonien, Reliquien, Berührungen und Betaſtungen. Nicht minder aber hat auch die Kirche zu fürchten, daß die Menſchheit ins Mark verletzt werde, wenn freie Preſſe, emanzipierte Schule und das ganze Arſenal der Aufklärung unausgeſetzt daran arbeiten darf, den Glauben abzuſchwächen, ohne das Wiſſen ausbreiten zu können, weil nun einmal, ſolange die Welt ſteht, während der Philoſoph denkt, ſeine Wäſcherin wäſcht, ſein Schneider näht, ſein Bäcker backt, und außer den Gedanken auch Korn, Wein, Fleiſch, Wolle, Ziegel und Holz erzeugt werden müſſen — von lauter Leuten, welche eben deshalb nicht Zeit haben, mit dem Philoſophen zu denken. Es iſt nicht möglich, die Maſſen auf den Geiſt zu ſtellen, wohl aber ihre eigene Grundfeſte zu lockern und zu zerweichen: ihre Sinnennatur, ihre Tüchtigkeit im Handgreiflichen, ihr fröhliches Vertrauen aufs Unmittelbare und Sichtbare. Lebendige Kräfte ſind dann zerſtört worden, ohne Gewißheit eines äquivalenten Erſatzes. Nichts mag leichter ſein, als einer Mutter am Bette ihres ſterbenden Kindes den Kauſalnexus zwiſchen Opferkerzen und Heilungsprozeſſen auszureden, aber nichts ſchwerer, als ſie zu tröſten — mit dem „Kreislauf des Lebens in der Materie"! Dies der Kriegsfall zwiſchen Vernunft und Glauben. Es iſt ein Krieg ohne Haß,

ja ſogar ohne Wunſch des Sieges; reiner Krieg um das Gleichgewicht. Oder wünſchten Sie wirklich den Ruin des Senſualismus? Oder ich den Bankerott der Philoſophie? Mitnichten. Ich wäre ſehr beſtürzt, wenn eines Tags kein Juſtus Balm und kein Baron Neugart mehr in der Welt wäre; aber vielleicht Sie nicht minder, wenn Wiſſenſchaft ſo landläufig würde, daß ſogar Ihre Geliebte, anſtatt von göttlichen Gedanken, von phosphorreichen Gedanken ſpräche! In dieſem Sinne iſt es faſt gleichgültig, ob einer auf dieſer oder auf jener Parteiſeite ſteht, ſein Gewicht links oder rechts in die Wagſchale legt; die Hauptſache iſt, daß er dem andern das Gleichgewicht hält. So wenigſtens, Signor Giuſto, erkläre ich mir das Gefühl, wofür Sie den Ausdruck ſuchten. Sie fühlen Billigkeit gegen den Kirchenglauben und beſtreiten ihn; ich fühle Billigkeit gegen die Vernunft und beſtreite ſie auch. Wir ſtreiten eben nicht zum Angriff, ſondern zur Verteidigung. Jeder fühlt das Recht des andern, zu exiſtieren, aber ſein Unrecht, zu überwuchern.

Das iſt das Wort! rief Balm, ich beantrage, daß wir uns damit zufrieden erklären.

Nicht ohne eine Schlußbemerkung, ſagte Baron Neugart. Der Herr Marcheſe ſtellt die Dinge dar, wie ſie vielleicht geweſen ſind, aber ſchon längſt iſt es umgekehrt. Nicht die Philoſophie ſtört das Sinnenglück der Maſſen, ſondern die Kirche ſtört den Vernunftdrang der Maſſen. Die Maſſen wollen, ſie haben Partei ergriffen. Und ihre Partei iſt die unſrige, die Vernunft. Die Schneider und Bäcker des Philoſophen ſind nämlich dahintergekommen, daß ſeine Philoſophie gar keine Hexerei iſt und kein ganzes Leben braucht, wenn nur das Leben nicht mit dem Katechismus angefangen wird, d. h. mit der Schwächung der Denkkraft.

Der Marcheſe antwortete: Dieſe Bemerkung ſcheint mir Wahres und Falſches zu enthalten. Wahr iſt's, daß die Maſſen in Oppoſition gegen die Kirche ſind, aber mir ſcheint, das iſt nicht ſowohl Vernunftdrang als Freiheitsdrang. Die Kirche hat Macht und Gewalt und darauf ſind die Maſſen heute eiferſüchtig; ſie wollen das ſelbſt haben. Es iſt mehr

die äußere Stellung der Kirche, welche regiert wird, als ihr innerer Sinn und Begriff, nämlich der Glaube und das Wunder. Den Wunderglauben mögen ja auch die ungläubigen Zeiten nicht entbehren. Als Reimarus und Voltaire die Wunder Christi exstirpierten, waren St. Germain und Cagliostro beliebte Wundertäter, und in unseren Tagen sind's Hume und Davenport. Amerika, das republikanische, angelsächsisch-protestantische Amerika, das Paraderößlein aller demokratischen Musterreiter, erzeugte sich gar die Wunder des Tischrückens und Geisterklopfens und macht nicht übel Miene, den Spiritismus wie eine Religion zu institutieren. Das sieht mir schlecht danach aus, als ob der Vernunftdrang in die Massen gefahren und der Glaubens- und Wunderdrang in seinen uralten Vorräten aufgezehrt wäre.

Ebbene, meinte der Baron, mehr wünsche ich ja gar nicht, als das Zugeständnis, daß die weltliche Machtstellung der Kirche den Trieb des Jahrhunderts wider sich hat. Der Wunderglaube mag nach wie vor in Dogmen oder im eau de Lob seine Ventile suchen und finden; wir Politiker haben es nicht mit den Dogmen, sondern bloß mit den politischen Machtansprüchen der Kirche zu tun.

Auch ich, sagte Signora Dezia, möchte zum Schlusse noch um ein Wort der Verständigung bitten. Es fiel mir auf, lieber Marchese, daß Sie Vernunft und Glaube einander entgegensetzten. Wohl ist der Vernunftmensch glaubenslos, aber ist der Gläubige vernunftlos? Mein Freund, Sie erschrecken mich. Die Kirchenversammlungen, welche in den ersten Jahrhunderten die Dogmen unseres Glaubens festgestellt haben, — waren es nicht in der ganzen damaligen Welt die Spizen der Intelligenz? Hat die Kirche bei ihren Auslegungen und Definitionen nicht allen Scharfsinn angewendet und die ganze Summe der menschlichen Vernunft gebraucht? Bedienen sich unsre wissenschaftlichen Kirchenschriftsteller nicht der Vernunft? Bekennen wir nicht einen Glauben, der es uns zur Pflicht macht, mit unserm Pfunde zu wuchern und unser Licht nicht unter den Scheffel zu stellen? Erklären Sie sich näher, lieber Marchese.

Wenn Frauenzimmer mit Männern philoſophieren, ſo wiſſen die letzteren von vornherein, daß ihre ganze Rolle — Geduld heißt. Der Marcheſe antwortete mit himmliſcher Ruhe: Philoſophieren heißt, Begriffe beſtimmen, und das kann man nicht anders, als indem man ſie trennt und zwar aufs ſchärfſte. Vorausgeſetzt wird dabei, daß ſich jeder bewußt bleibt: die Trennung dient nur dem Zwecke des Moments, will aber den natürlichen Zuſammenhang der Dinge nicht aufheben.

So wohlfeil verkaufe ich nicht, ſpottete Baron Neugart. Was ich da hören muß! Möchte meine gute Mutter Kirche auch noch vernünftig ſein! Nein, lieb Mütterchen, das biſt du nicht; ich leugne es. Ich muß in unſern Begriffstrennungen noch eine weitere Naht auftrennen. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Vernunft und Anwendung der Vernunft. Sie ſupponieren es ſtillſchweigend, daß eine Leiſtung ſchon ein Vernunftprodukt ſei, ſofern ihr Urheber nur ein Vernunftweſen. Dem iſt aber nicht ſo. Es gehören zwei dazu: nicht bloß, daß ein Vernünftiger handelt, ſondern daß ſeine Handlung auch der Vernunft wieder zugute kommt. Mit einem Worte, daß er Vernunft-Z w e c k e hat. Sie denken nun, das verſteht ſich von ſelbſt? Durchaus nicht! Denn ſehen Sie, Eccellenza, wenn ein ſolider Spielwarenfabrikant und ſein gewiegter Buchhalter ihr Geſchäft treiben, ſo tun ſie es mit Anwendung ihrer ganzen Vernunft, und doch lächeln ſie ſelbſt zu ihrem Produkte, denn ſie haben mit Vernunft für Unvernünftige gearbeitet, und ihre Trommeln und Pfeifen, hölzernen Huſaren und wächſernen Puppenköpfe ſind keine vernünftigen Sachen und haben keine Vernunftzwecke. Sind aber der Spielwarenfabrikant und ſein Buchhalter zufällig Stadtverordnete und trugen ſie mit ihrer Vernunft dazu bei, aufs beſte Straßen, Brücken, Kanäle und Schulen zu bauen, ſo war es im Grunde dieſelbe Vernunft, womit ſie hölzerne Reiter und wächſerne Puppen in die Welt ſetzen, und doch folgt ihrer Vernunft nur das Lob der Straßen und Brücken, nicht aber der hölzernen Reiter und wächſernen Puppen. Ich ſpreche da nicht einmal im Bilde, ſondern ganz eigent-

lich. Während wir nämlich im Angeſichte dieſer löblichen Peterskuppel uns unterhalten, fabrizieren engliſche Arbeiter Fetiſche, wovon ſie ganze Schiffsladungen den Wilden in Afrika zuführen. Die Arbeiter lachen, aber die Wilden beten. In England iſt es Tand, aber in Afrika Theologie! Könnten die Kirchenverſammlungen und die damaligen Spitzen der Intelligenz nicht auch — engliſche Arbeiter geweſen ſein? Eine unſchuldige Frage! Natürlich richtet ſich jeder Arbeiter nach ſeiner Kundſchaft, aber nicht das Verdienſt der Kirche iſt es, daß ihre tätowierten Wilden zufällig — Europäer ſind und die feinſten wiſſenſchaftlichen Kleider tragen. Das iſt unſere Mode. Mutter Kirche kopiert nur dieſen Geſchmack, denn als Femininum hat ſie Sinn für die Mode und erſcheint im Aeußern „comme tout le monde". Sie erſcheint alſo im Vernunftdreß und ſpricht Vernunftſprache. Sie mietet ſich die Vernunft als Kammerzofe, behandelt ſie miſerabel und bezahlt ſie elend, zankt ſich den ganzen Tag mit ihr, macht ſie vor allen Leuten ſchlecht als blinde Vernunft, weltliche Vernunft, anmaßende, fürwitzige, frevelhafte Vernunft, als armſelige Leuchte der bloß natürlichen Vernunft, die um vieles ordinärer, als das übernatürliche Licht der göttlichen Offenbarung, und hat unter lauter Keifen und Schelten endlich die Gnade, von dem armen Aſchenbrödel Vernunft ſich eine ſo tonangebend koſtbare Toilette machen zu laſſen, wie „Möhlers Symbolik", worauf ſie dann ihr Pfauenrad ſchlägt und ſich ſelbſt bekompliментiert: wahrhaftig, ich trage mich ganz ſo philoſophiſch, wie die Gravitations-Theorie und der kategoriſche Imperativ! Aber ſo haben wir nicht gewettet. Und wenn ich in allen Zimmern des Vatikans die Vernunft hin und her laufen ſehe, wenn ich ſie aber dienen ſehe, ſo ſage ich, ſie iſt gar nicht da. Die Vernunft iſt nur da, wo ſie als ihr Selbſtzweck da iſt. Die Vernunft kann nicht Mittel zu fremden Zwecken ſein, ſie kann nur Mittel zugleich und Zweck ihrer ſelbſt ſein. Die Vernunft iſt nicht Magd, ſie iſt ſouverän und ſie herrſcht.

Wer befreit mich von dieſem Lindwurm? rief Signora

Dezia, indem ſie Balm und den Marcheſe anſah. Aber Balm tat, als hörte er nicht, und ſah einem großen Vogel zu, der mit wenigen Flügelſchlägen über ganz Rom hin und her flog; — der Lindwurm blieb dem alten Herrn überlaſſen.

Santafiore nahm das Wort: Der Herr Baron meint, die Vernunft iſt ſich Selbſtzweck und ſoll nicht dienen. Ich vermute aber, der Herr Baron würde es ſehr übel vermerken, wenn die Vernunft nicht diente, — i h m zum Beiſpiel. Und dient ſie i h m, ſo iſt er gewiß nicht ſo unedelmütig, ihre Dienſte dergeſtalt zu erſchöpfen, daß ſie nicht auch uns andern davon noch zukommen ließe. In der Tat, dieſem Lindwurm ſpaltet man vielleicht das Haupt, wenn man ſeinen Vernunftbegriff ſpaltet: nämlich in den Begriff der theoretiſchen und der praktiſchen Vernunft. Die theoretiſche Vernunft, die Philoſophie im engſten Sinne, mag ſich Selbſtzweck ſein; in Gottes Namen! ich beneide ſie nicht um ihr abſolutes Sich-ſelbſt-Wiſſen. Dagegen die praktiſche Vernunft dient auch praktiſchen Zwecken. Ich ſage, ſie d i e n t; denn ſie dient wirklich: von Newton und Kopernikus herab — vielleicht bis zur Biene, wenn Anaragoras recht hat. Warum ſollte ſie nicht auch der Kirche dienen? Möglich, daß die Vernunft, durch das Medium praktiſcher Zwecke gehend, Wolle laſſen muß, aber in dieſem Falle fragt man nicht mehr, was verloren, ſondern was gewonnen iſt. Der theoretiſchen Vernunft wollen wir die „Principia" und „Orbium revolutiones", aber der praktiſchen Bienen-Vernunft — Honig und Wachs danken, die auch nicht zu verachten ſind. Verachten Sie denn z. B. unſre Antiken, welche in all ihrer Pracht und Herrlichkeit doch nichts anderes ſind, als ein herzlich beſcheidener Kompromiß zwiſchen theoretiſcher Forderung und praktiſcher Leiſtung? Ich kann mich recht gut in das römiſche Volk denken, als jener Jugendheld, welchen wir heute den Borgheſiſchen Fechter nennen, lebendig, im Glanz der Sonne auf dem Theater ſtand. Der ſchönſte Burſche und in der ſchönſten Stellung! Wie ein Adler, der auf dem Sturme ſich wiegt, ſchwebt der ausholende Oberleib mit den flügelnden Armen auf einer Spann-

kraft von Beinen, die nicht mehr drohender geſtellt ſein könnten, um Stoß und Sturm zu verſinnlichen. Eine Sekunde früher oder ſpäter, und nichts bleibt davon übrig als ein Leib, der ißt und trinkt; — jetzt iſt es ein Blitz, geſchleudert mit Menſchenmuskel, ein Gewitterausbruch, gemacht aus Menſchenbegeiſterung, eine Idee, aus dem Stoff ausſtrahlend, wie das Nordlicht aus dem Pol. Es war ein Anblick, einzig und unſchätzbar für römiſche Augen. Halt! halt! ſchrie es in den leidenſchaftlichen Herzen der ſinnlichen Menge; es ſchrie wie ein Rettungsſchrei zum Himmel empor: rette dieſen Augenblick! feßle ihn! banne ihn! mache ihn ewig! Und der Himmel, der nicht Himmel zu ſein verdiente, wenn er nicht Menſchenwürde befriedigte, tat ſeinen olympiſchen Schoß auf, und herab ſtieg Minerva, die Göttin der Vernunft, — wir können ganz eigentlich ſagen, der praktiſchen Vernunft. Sie trat unter die Zeitgenoſſen des Borgheſiſchen Fechters und redete alſo: Empfangt, was ihr wünſcht; die Dauer dieſes Bildes ſei euch gewährt. Aber ihr müßt mir ein Uebereinkommen bewilligen. Menſchen ſind ſterblich; auch dieſer Fechter iſt es. Ich rette was zu retten iſt, aber nicht alles iſt zu retten. Ihr müßt verzichten auf den inneren Stahlgehalt dieſer äußeren Muskelflächen, verzichten auf das wirklich Belebende in Mimik und Gebärden; verzichten auf dieſen ſprühenden Zunderfunken des beſeelten Augennerves; verzichten auf dieſen brauſenden Odem des mächtigen Bruſtgewölbes. Der Leib, den ich euch verewige, kann ſich nicht regen und rühren. Er iſt ſtarr, die fließende Welle des Pulſes wird ihn nicht mehr durchfluten. Ihr müßt verzichten ferner, wie auf den Puls, auch auf die Blutwärme, jene geliebte Wärme, ohne welche ihr einen Leib gar nicht denken wollt und welche auf die Oberfläche der Haut mit einem feuchten, zartſpiegelnden Tau tranſpiriert, der wie der Flaum auf Pfirſichen gleichſam ein Flaum iſt ſaftſtrotzender Lebensſchwüle. Aber ich kann euch nicht helfen; ihr müßt darauf verzichten. Der Leib, den ich euch verewige, wird nicht warm ſein, ſondern kalt wie Eis. Er wird kalt, trocken, tot ſein. Er wird und kann nichts ſein, als ein äußerer Schein. Aber

auch von dieſem Aeußeren nehme ich das Beſte noch weg: die Fleiſchfarbe der Haut. Nicht erſparen kann ich euch dieſen empfindlichen letzten Verluſt. Ihr müßt verzichten auch auf die Hautfarbe, jene wunderbare Farbe, welche das Auge reizt und doch ruhen läßt, welche glänzend und doch gedämpft, welche matt und doch friſch iſt, jene geheimnisvollſte Farbe der Welt, welche zu allen übrigen harmoniert und abſticht zugleich, welche den einzigen Ton bildet, der zwiſchen allen ungebrochenen Tönen mitteninne liegt, — von der wäſſerigen Lymphe des Inſekts, bis zu dem brennenden Schillerglanz eines Pfauenrads. In der ganzen Welt iſt nicht ihresgleichen! Ihr ſchaut ſie an, dieſe Hautfarbe, die zugleich transparent und opak iſt, die in ihren ausdrucksvollen Brechungen faſt die Seelenzuſtände des Innern zurückſpiegelt, die arme nackte Hautfarbe, die für das Auge ſo einfach, aber ſo unendlich iſt, wie für den Geſchmack das Brot, und die ihr mit längerem Augenappetite zu genießen vermögt, als die Pracht der Flamingos und Kolibris, der Hyazinthen und Tulpen!

Iſt mir doch, als ſpräche Meiſter Zuppa! dachte Balm mit ſtiller Verwunderung; aber dabei fiel ihm ein, daß auch der jüngſt ein Wort wie Santafiore geſprochen. So innig durchdrangen ſich auf dieſem römiſchen Boden Chriſtentum und Antike!

Der Marcheſe fuhr im Strom ſeiner Beredſamkeit fort: Dieſe Farbe, die bald bläulich wie Milch, bald hellgelb wie Bernſtein ſchimmert, wie blaſſes Morgenrot auf den Schläfen ſcheint, wie Roſen auf den Wangen blüht, wie Nelken auf den Lippen glüht, mit feuchtem Kriſtallglanz die Augen umleuchtet und mit Atlasſchiller die Schultern umſpielt, dieſe Hautfarbe, welche ein ſinnliches Myſterium iſt, wie wir kein tieferes überſinnliches kennen, ja welche die Farbe ſchlechthin und die Farbe der Farben iſt, was vor allen Menſchenzungen die griechiſche ausdrückt, indem ſie chroos, die Haut, und chrooma, die Farbe, in derſelben Wurzel vereinigt, — auch dieſen Augengenuß zieh' ich euch ab von eurem Genuß. An ihre Stelle ſetze ich ein kaltes, kreidiges Weiß, trocken und ſaftlos grell und ſtumpf zugleich.

Der Marcheſe ſchloß mit ausklingender Stimme: Wer nie eine Statue geſehen hätte, könnte nicht anders denken, als daß Minerva in grauſamen Verhöhnungen ſich gefalle und den Römern erſchienen ſei, um ihr Spiel mit ihnen zu treiben. Sie ſcheint aus einem Munde zu verſprechen und zu widerrufen. Sie kündet Verluſt an und der Gewinn ſieht wie eine Satire aus. Nun, wir alle wiſſen, daß es doch nicht ſo iſt. Die theoretiſche Vernunft mußte dem Tode des ſterbenden Fechters unfruchtbar zuſehen, aber die praktiſche Vernunft überwand ſeinen Tod und fand noch immer eine Formel des Lebens für ihn. Wir haben ſeine Marmorſtatue, wir haben ſeine Gipsabgüſſe. Hat Minerva nicht Wort gehalten? War es nicht recht, das Unbedingte im Bedingten auszuarbeiten? Gewiß! Alle Welt dankt ihr's und erfreut ſich daran. Und ſo denke ich, auch die Philoſophie macht ihre Sache nicht ſchlecht, wenn ſie auf Koſten ihrer reinſten Forderungen der Faſſungskraft, den Umſtänden, den Wünſchen und Bedürfniſſen der Menſchheit leiſtet, was ſie zu leiſten imſtande iſt, und nicht fragt: wie kommt es meiner Selbſtherrlichkeit zupaß, ſondern wie ſetze ich mich ins Gleichgewicht mit Natur und Verhältniſſen der Menſchen, welche nicht ſelig werden durch die Vernunft allein.

Jetzt erhob ſich Signora Dezia und ſagte mit der heiteren Würde der Hausfrau: Ich denke, die Herren könnten an dieſem Punkte unſerer Sitzung das Protokoll des Monte Mariotiſchen Konziliums unterſchreiben, denn ich muß Sie jetzt auffordern, mir in den Speiſeſaal zu einer kleinen Kollation zu folgen, und ſchismatiſche Veſperbrote gebe ich nicht, das kann ich Sie verſichern!

Sie wiſſen, Eccellenza, ſagte der Baron, indem er der Dame die Hand küßte und ihr den Arm bot, Sie wiſſen es längſt, daß ich ein rechtgläubiger Bekenner Ihrer unübertrefflichen Gelati bin. Für ein Gelato à la Neapolitaine, wie es in Ihrem Hauſe bereitet wird, könnte ich ſogar die Forderungen unſerer oberrheiniſchen Biſchöfe bewilligen, die doch nicht blöde im Fordern ſind.

Und ich, ſagte Balm, habe meine Seele den zwei Engeln

verſchrieben, die mir den Eintritt in dieſes Haus geſegnet haben, und die ich nicht vergeſſen kann. Ich glaube, ſie ſind leibhaftig aus einem Bilde von Raffael oder Correggio herausgeſprungen.

Da wird mir die Fremdengemeinde in Rom wieder nachſagen, ſcherzte der Marcheſe, daß ich ein Proſelytenmacher bin und eines der wirkſamſten jeſuitiſchen Kunſtmittel, Engouement für Frauen, benützt habe, um Ihre Seele zu fiſchen. Nun, es wäre ein doppelter Meiſterſtreich von mir, einen ſo ſchönen lutheriſchen Hecht mit ſo winzigen Mücklein geangelt zu haben.

Sie wiſſen gar nicht, Herr Landsmann, ſagte Baron Neugart, was für ein feines Kompliment Sie unſerer huldreichen Wirtin gemacht haben. Ihre zwei kleinen Lieblinge ſind nämlich die Enkelinnen der Conteſſa Dezia Caradoſſo.

Das kann mir nur lieb ſein, daß ich ſo richtig ſehe, antwortete Balm, denn die ganze Zeit über, als wir in der Pergola ſaßen, habe ich mir im ſtillen eine Familienähnlichkeit eingebildet.

Mit einem hübſchen Erröten lächelte die Matrone: Ich nehme Ihre Artigkeiten an, meine Herren. Man kann ja doch nur einmal ſchön ſein. Und faſt finde ich es profitabler, ſchön geweſen zu ſein; es iſt ein Ruhm, der nicht mehr die Verlegenheiten des Ruhmes mit ſich bringt, und der lieben Eitelkeit doch auch noch ein wenig ſchmeichelt.

Inzwiſchen kamen die zwei kleinen Mädchen heranaehüpft.

Ihr Wildfänge, wo iſt die Carlotta? rief der Marcheſe.

Sie hat die Marenda machen helfen.

Und ihr habt unterdes den Garten allein durchtobt? Ihr hättet zur Großmama kommen ſollen.

Es war uns ja verboten! — Sie machten die Pantomime des Konfettiwerfens und lachten dazu.

Der Marcheſe nickte lächelnd gegen Balm und dieſer flüſterte: So fallen alle Geſetze auf die Geſetzgeber zurück! — Juſt ſo meinte ich's, antwortete der Marcheſe und nahm freundlich Balms Arm an.

Ein allerliebſter Anblick von ländlicher und doch ſtilvoller

Gaſtlichkeit war der Goûter. Ein runder Tiſch aus Moſaik von farbigen Marmorarten war mit den Ingredienzen einer römiſchen Jauſe appetitlich-einladend ſerviert. Schinken und Feigen, die landesüblichen Hauptbeſtandteile, erſchienen unter Begleitung von allerlei Zutaten, welche Abwechſlung verhießen, ohne die Einfachheit aufzuheben. Den Schinken ſtand Backwerk, den Feigen faſt alle übrigen Früchte der Jahreszeit zur Seite; die Schönheit der Fruchtkörbe, Vorlegplatten und Speiſeteller war von klaſſiſchen Formen, während die trotzige Einfachheit der Weinflaſchen einen klaſſiſchen Inhalt verſprach. Vor jedem Kuvert ſtand eine kleine Blumenvaſe mit Blumenbukett, aber in die Mitte jedes Buketts war ein Bildchen eingefügt, eine gute Abbildung irgendeiner Antike, wozu die Blumen gleichſam nur den Rahmen bildeten, ganz ſo wie die Bauern der Campagna blumenumrahmte Madonnenbilder vor ihrer Wagendeichſel, ja zwiſchen den Hörnern ihrer Zugſtiere anbrachten. Balm erinnerte ſich augenblicklich an die Verwandtſchaft beider Motive, aber er fand es allerliebſt und ſprach es laut aus, mit welch naiver und doch erfindſamer Grazie das bäuerliche Motiv hier für den Salon erobert war. Es iſt eine Erfindung unſrer Carlotta, ſagte die Hausfrau, und mir gebührt nichts daran, als daß ich die Herren bitte, von ihrem Kuvert das Blumenbukett mit dem Bildchen als ein ländlich-anſpruchsloſes Souvenir mitzunehmen.

In dieſem Augenblicke erſchien Carlotta, um auf den Dreſſoir ein Blechgefäß in Eiswaſſer zu ſtellen, welches ohne Zweifel das von Baron Neugart ſo hochbelobte Glace enthielt. Es war ein junges Mädchen in der Volkstracht von Albano und ein wahres Muſterbild der berühmten Schönheit des weiblichen Menſchenſchlags im Albanergebirge. In dieſem Hauſe ſieht man nur Schönes, dachte Balm, und bewunderte mit offnen Augen das quadratiſch-zarte Napoleonköpfchen der jungen Römerin, ihre ſchwarzen Mandelaugen voll Feuer und doch voll Weichheit und Gutmütigkeit, ihre prächtigen Augenbrauen, ihre heitere Stirn, ihren lieblich-geſchwungenen Mund, ihren ſüdlich-braunen, kräftigen Teint,

deſſen dunkles Pigment aber noch immer von Rot der Wangen wie Wolkenſchatten von Purpur durchbrochen wurde; kurz, er bewunderte alles, und nicht zuletzt den graziöſen ſchwebenden Gang, der einen Körper voll reifer Mädchenfülle mit Federleichtigkeit trug. Gegen den Eindruck der Kunſtreiterin am Morgen war dieſe Tiſchbedienung am Abend ein neutraliſierendes Gleichgewicht, — ach, ſchier ein Uebergewicht! Er freute ſich zwar, wie ihm alle dieſe Mädchenbilder die Wohltat erwieſen, immer eines das andere zu überwinden, aber nur deſto banger wünſchte er, daß die ſchwüle Rechnung zuletzt ohne Reſt aufgehen möge.

Die Carlotta bediente die zwei kleinen Mädchen, deren Wärterin ſie war, bediente aber auch die übrigen Gäſte, denn die Hausfrau dirigierte mit Winken und wenigen Worten, was die Hände der ſchönen Albanerin ausführten. Auch entſchuldigte ſich die Matrone: Meine Tochter hat die ganze Valetaille nach Piſa mitgenommen; die Herren müſſen ſich unſere ländliche Bedienung ſchon gefallen laſſen.

Balm wurde rot, denn da er das böſe Gewiſſen hatte, daß er die Carlotta ſich wirklich g e f a l l e n ließ, ſo bildete er ſich ein, die Padrona habe dieſes Wort mit einem anzüglichen Doppelſinn gewählt.

Auch entfernte ſie ſich bald wieder, als die Kleinen gefüttert waren und die Gäſte, indem ſie gelernt hatten, ſelbſt zuzulangen, bei der zwangloſeren Unterhaltung des Unterſichſeins angelangt waren.

Balm ließ ſeine verwaiſten Blicke jetzt in die Ausſicht hinausſchweifen, die ſich unter ſeinen Augen zu verändern und zu verſchönern ſchien. Das, was die Hausfrau ihren Speiſeſaal genannt hatte, war nämlich eine nach Rom hin offene Loggia und lag höher als die Pergola, die man zuvor beſetzt gehabt hatte. Hier oben war die Ausſicht ſchon weiter, die Perſpektive tiefer und der Horizont beſchrieb einen größeren Bogen. Ueberdies neigte die Sonne zum Untergang und alles, was Schatten hatte, warf ihn jetzt lang und länger. Unter dieſem Wechſel gewann die Landſchaft Charakter und

Leben und beſeelte ſich mit tauſend neuen und feinen Detailzügen. Erſt jetzt ging ihm der Sinn für das Lob der Signora Dezia auf, welche dieſes Bild geprieſen, aus ſeinen beſten Momenten heraus und nicht, wie Balm zuvor es geſehen, auf tieferem Standpunkte und im grellen, ſchwüldunſtigen Sonnenbrande ohne Form und Farbe. Die Nachmittagsſonne hatte den Buſchgrund des Hügels in allen Zweigen und Ruten mit nüchterner Deutlichkeit beleuchtet; jetzt aber ſchmolz den Monte Mario hinab Schatten um Schatten zu einer dunkelgrünen, faſt waldigen Laubmaſſe zuſammen, von welcher ſchon ein kühleres, erquickendes Feucht, wie die feinſten Nerven ſich einbildeten, zur Loggia aufwallte. Von dieſem kräftig beſchatteten Vordergrund hob ſich nun erſt das beleuchtete Rom, das mit ſeinen Monumenten und Kirchen, Türmen, Säulen, Kuppeln und glitzernden Fenſtern wie in einem orangegelben Feuermeere ſchwamm, mit der vollen Wirkung und der ganzen Pracht ſeines ewig erhabenen Anblickes ab. Ueber Rom hinaus dämmerten die tiefernſten, unverſöhnlich-traurigen Oeden des Agro Romano, aber nur um ſo heiterer blinkte das Albanergebirge mit ſeinen Städtchen, Gärten, Villen und zuletzt mit der vornehmen Kontur ſeiner Höhenlinie herüber. Es war einer der ſchönſten Abende. Immer klarer und blauer wurde es oben, indes auf der Erde die gelben Lichter ſich röteten und kühlten. Man ſah den Sonnenuntergang für jede Straße, für jedes Fenſter in Rom anbrechen, man ſah die Beleuchtung ſich in Streiflichter auflöſen, welche von Punkt zu Punkt an die höheren Dinge hinanhuſchten, bis ſie zuletzt Rom und das Tibertal ganz dem Schatten überließen und an die Berglehnen des Albanergebirges wie flimmernde Goldblättchen anflogen. Und ſchon ſuchte das Auge, in die liebliche Elegie des Scheidens ergeben, den Reſt der Tagesſtrahlen droben am Himmel, in den violetten Tönen der weichen, aber dunſtfreien Abendluft, im glühenden Lichtſaum eines hochſtehenden Federwölkchens, und ſchon ſah es jenſeits der Wolke nach der bleichen Perle des erſten ſichtbaren Sternes aus.

Tage haben ihr Glück wie Menſchen und das ſchönſte Glück

eines Sommertags iſt ſein Abend, wenn das einfache und ewig großartige Phänomen der Umwälzung vom Licht zum Dunkel in jeder Sekunde ſeinen reinen und vollen Klang gibt, der tonreich anſchlägt und ungetrübt ausklingt. Eines ſolchen Tages war Balm zu ſeinem Beſuch auf dem Monte Mario teilhaftig geworden.

Spät am Abend fuhr er mit Baron Neugart nach Rom zurück.

Zehntes Kapitel

Ein ſchöner Tag will nicht enden; man betrachtet die Nacht als ſeine natürliche Fortſetzung, zumal in Italien, wo das Nachtleben die Flut, und der Tag die Ebbe des Lebens iſt. Als unſer Paar nach Rom hinabgekommen, durchwogte das Volk ſeine nächtlichen Straßen und vor allen Kaffeehäuſern ſaßen die Gäſte im Freien, auf den Tiſchen das Eis, aber unter den Füßen die von der Tagesſonne noch warmen Pflaſterſteine.

Wenn es Ihnen beliebt, ſo vertreten wir uns auch noch ein wenig, ſagte Baron Neugart, indem er Balm unter den Arm nahm und von ſeinem Hauſe, wo der Wagen gehalten, wieder ablenkte. Bei uns daheim, fuhr er fort, hätten wir vom Monte Mario herab die ſchönſte Abendpromenade zu Fuß gemacht; hier aber, in dieſem heiligen Gurgelabſchneiderlande, iſt es uns bei den Geſandtſchaften geradezu offiziell intimiert, vor den Toren Roms keine nächtlichen Spaziergänge zu machen, damit nicht etwa einmal ein unverletzlicher Geſandter abgemurkſt wird und dann ein Weltbrand zwiſchen Rom und Naſſau-Dillenburg ausbricht.

Nun, ich hoffe, ſie pfeifen aus dem letzten Loch, die heiligen Gurgelabſchneider e tutti quanti di quella razza maledetta dei preti!

Ja? hoffen Sie das? rief der Baron mit einem feurigen Händedruck. Gott ſei Dank, daß ich das ſo ſtramm und be-

ſtimmt höre! Beim Alten droben wurde ich, aufrichtig geſagt, doch nicht ganz klug aus Ihnen.

Das wundert mich. Wir haben doch unſere Konverſation wahrhaftig nicht in jenem bon-ton-Stil geführt, der kein Thema approfondiert; eher das Gegenteil! Wir gingen ſo tief und packten uns ſo ernſthaft, wie nur je ein Streit um die Wahrheit geführt worden. Wir wären uns, meinte ich, vollkommen klar geworden.

Ja! ja! tauſendmal ja! Sie haben recht. Theoretiſch war alles in ſchönſter Ordnung. Aber wenn ich in politiſchen Fragen — Pardon, von einem Poeten höre, ſo wird mir nicht wohl zumute. Die ſchöne poetiſche Gerechtigkeit verträgt ſich nun einmal nicht mit einem ſo gehäuften Unrecht, wie es die Hierarchie iſt.

Wer möchte aber auch einem Manne wie Santafiore allzu weh tun! Ich ehre den alten Herrn und faſt möchte ich ſagen, ich liebe ihn.

Manches davon tue ich ſelbſt, ſagte Neugart. Santafiore iſt ſo liebenswürdig wie Montalembert, an den er mich erinnert, und der es im hohen Grade iſt. Als ein Funktionär der modernen Staatsgeſellſchaft vergeſſe ich freilich keinen Augenblick den Ultramontanen in ihm.

Den Ultramontanen? fragte Balm ein wenig betreten und von dem ſchroffen Parteinamen nicht angenehm berührt. Sonderbar, daß ich den Ultramontanen in ihm noch keinen Augenblick geſehen. Der Marcheſe Santafiore iſt mir ein ausgezeichneter Mann, nichts weiter.

Gewiß müſſen es ausgezeichnete Männer ſein, welche die Weltherrſchaft begehren — für eine Oblate!

Aber ſie begehren ſie nicht, ſie fällt ihnen zu; man hat ſie ihnen freiwillig entgegengebracht.

Mit Nachhilfe von Scheiterhaufen, Folterknechten, Dragonern, Bluthochzeiten, Meineiden, verfälſchten Urkunden und wie das ganze Zahngebiß des römiſchen Wolfes heißt, war es gewiſſermaßen freiwillig. Aber laſſen wir das. Alles, was ſich darüber ſagen läßt, iſt droben geſagt worden. Sie haben ebenſogut geſprochen, als der Marcheſe geant-

wortet hat. Er traf den Nagel auf den Kopf mit ſeinem Schlagwort der defenſiven Feindſchaft. Aber was tut's? Genug, wir ſind Feinde.

Das Bewußtſein tut viel. Es tut alles. Es iſt ein großer Unterſchied, ob man ſich blind haßt, oder ob man weiß, warum und in welchem Sinne. In letzterem Falle ſind Kompromiſſe möglich, welche die Seele der Politik ſind.

Erlauben Sie mir eine Frage. Haben Sie die belgiſchen Kirchenaffären verfolgt? Es ſcheint nicht. Wohlan, da haben Sie Kompromiſſe nach Noten! In Belgien iſt durch lauter Kompromiſſe die Kirche ſo frei geworden, als ſie nur wünſchen kann. Aber juſt in Belgien beweiſt ſie, daß ſie nicht Freiheit, ſondern Herrſchaft will: daß ſie die Freiheit einzig als Vorſtufe zur Herrſchaft anſtrebt. Wer ſich von unſerm Jeſuitengeſchrei nach Kirchenfreiheit noch irren ließe, der müßte die Geſchichte der belgiſchen Kirchenoppoſition ſtudieren. Es iſt der Muſterfall für katholiſche Kirchenpolitik.

Tröſten wir uns. All dieſe Froſchmäuslerkriege — belgiſcher Kirchenſtreit, oberrheiniſcher Kirchenſtreit, zu geſchweigen vom öſterreichiſchen Konkordat, haben jetzt einen Chok nach vorwärts bekommen und wollen von den grünen Tiſchen zu den roten Hemden herunter. Was ſich die Kirche in Jahren-mühſam zuſammenintrigiert, iſt an den zwei einzigen Schlachttagen von Magenta und Solferino verloren gegangen, und mehr als das.

Der Baron ſah ſeinem Landsmann unter die Augen wie einem fremden Menſchen und ſagte: Meinen Sie das? Ich nicht. Es gibt ſcheinbare Freiheitsſchlachten, welche der Freiheit am allergefährlichſten ſind, ſo wie es Revolutionen gibt, welche unter lauter Bücklingen gegen die Reaktion gemacht werden. Louis Napoleon hat Oeſterreich nur verdrängt, um Oeſterreich zu beerben. Als alleinige Schutzmacht der Kurie wird er den Papſt mächtiger ſtützen, als es je das öſterreichiſche Beſatzungsrecht in Ferrara und Commacchio getan hat. Italien aber iſt befriedigt und dankbar und wird einem franzöſiſchen Winke gehorſamer ſein, als je einem öſterreichiſchen Standrecht! Nationale Befreiungskriege von

einer Fremdherrſchaft pflegen die Nationen ſehr nachſichtig zu ſtimmen gegen internen Druck. Deutſchland z. B. hat ſeine Befreiung von den Franzoſen ziemlich duldſam — mit Mainzer Kommiſſionen bezahlt. So wird auch Italien ſeine Befreiung von den Oeſterreichern dem dritten Napoleon ziemlich gefügig mit einer Papſtherrſchaft bezahlen, welche dieſer in Frankreich braucht, während ſie in Italien eigentlich doch nicht unpopulär iſt, weil die Italiener keine dogmatiſchen Pedanten ſind und den geiſtlichen Pontifex als einen römiſchen Cäſar auffaſſen, der ihrer Nationaleitelkeit ſchmeichelt. Nein, nein, Magenta und Solferino waren Befreiungsſchlachten, aber ſchwerlich Freiheitsſchlachten. Das letztere bliebe abzuwarten.

Zugegeben; inzwiſchen hat der aufgeregte Nationalgeiſt hier doch eine Erſcheinung zutage gefördert wie die Garibaldiner, und Rothemden ſind nicht ganz ſo blond wie deutſche Burſchenſchafter. Das iſt kein Stoff für Mainzer Kommiſſionen.

Ach, man wird nach zwanzig Jahren eine Menge fette Wurſtmacher hier finden, welche in ihrer Jugend das Rothemd getragen! In unſerm Jahrhundert iſt das Schwert nur eine ſchnellverbrauchte Stahlfeder. Kein Zweifel, der Mohr Garibaldi findet zu tun, aber dann kann er gehen, wie Koſſuth gegangen iſt. Weder Garibaldi noch Koſſuth bedeuten ihre Nation: das tun Mazzini und Deák. Aber Mazzini iſt kein Papſtfeind. Er iſt der echte Muſter-Italiener: er möchte dem Papſt nur die phrygiſche Mütze aufſetzen, dann aber ihn beibehalten, als Symbol des römiſchen Vortritts vor den Barbaren. Und bis dahin ſetzt uns der Papſt die Schlafmütze auf. Magenta und Solferino ſtören ihn nicht darin. Das war wieder einmal eine Pavia-Schlacht zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, d. h. ein katholiſcher Hauskrieg, nicht um den Sturz des Papſtes, ſondern um den Beſitz des Papſtes. Dieſer Dritte aber freut ſich immer zwiſchen den zwei Streitenden.

So ungläubig alſo betrachten Sie die neue Freiheitsära, welche Italien jetzt in Entzücken verſetzt?

Nicht ungläubig, aber — mein Glaube steht auf festerm Grund, wie der Graf von Savern sagt. Ich finde in der ganzen Weltgeschichte das Gesetz: kein großes Prinzip wird durch seine Opposition gestürzt, sondern nur durch sich selbst. Auch die römische Hierarchie, — denn von dieser sprachen wir ja, — hat nicht die Rothemden zu fürchten; wohl aber ist jede Linie wahr, welche Massimo d'Azeglio von den Symptomen ihres eigenen inneren Verfalls, wie ein zweiter Tacitus, gezeichnet hat.

Und der Mann könnte seinen Stoff kennen, sagte Balm. Er war, wenn ich nicht irre, lange Jahre der Gesandte Piemonts am römischen Hof?

Ganz recht; und schrieb dem seinigen zwei Memoranden, nämlich vor zehn und vor drei Jahren. Erschreckend porträtiert er darin die facies hippocratica des Papsttums und zwar noch ohne den Rotlauf des Rothemds.

Was sagt er?

Sein Gedankengang ist ungefähr folgender. Einst war die römische Prälatur eine Karriere für alles, was durch Geburt, Reichtum und Bildung zur Aristokratie gehörte. Damals fand man den päpstlichen Hof mit Namen geschmückt wie Caprara, Somaglia, Consalvi, Maï, Albani, Marozzo, Mezzofanti, Doria, kurz, mit den ersten und edelsten Namen der Nation. Sie waren was sie hießen, Eminenzen, in Wahrheit. Heute ist es längst dahin gekommen, daß nicht nur die Abbati ein Gegenstand der Lächerlichkeit sind, was sie wohl früher schon gewesen; sondern daß auch die Prälaten, die Monsignori und Eminenzen, welche durch Bildung und Würde immer Stützen der Autorität waren, angefangen haben, verächtliche und verspottete Leute zu sein. Diese Erscheinung ist neu und gehört erst dem laufenden Jahrhunderte an. Möglich, daß die Ursache davon das Aufhören der Dataria ist, jener durch die Revolution versiegten Finanzquelle des römischen Hofes, welche ihm erlaubte, für seine glänzend dotierten Aemter auch den Glanz von Namen und Talenten zu fordern. Genug, die Prälatur ist heute in Verachtung und Dürftigkeit gesunken und wird, statt von der Elite der

katholiſchen Geſellſchaft, von den Rebûts derſelben geſucht. Obſkure Leute, Glücksritter, Abenteurer, Menſchen ohne Bildung und ohne Charakter, Menſchen ohne Familie, Einfluß, Klientel, Ruf und Verdienſt; Körper, die keinen Schatten werfen und Bäume, auf denen nichts wächſt, das ſind mit immer ſpärlicher werdenden Ausnahmen die heutigen Monſignori und Eminenzen. Mit ſolchen Beamten iſt eine Politik eigentlich gar nicht mehr möglich. Jene, wenigſtens äußerliche Milde, welche den römiſchen Hof ſonſt charakteriſierte, jenes vornehme Abwarten, jenes impoſante Vorſchreiten, jenes großmütige Nachgeben, jene Nachſicht im Kleinen, welche nichts vergibt und doch ſo liebenswürdig iſt, jene majeſtätiſche Feſtigkeit im Großen, welche, juſt weil ſie mit rechtzeitiger Mäßigung verſchwiſtert, tiefe Eindrücke und nachhaltige Wirkungen hervorbringt, — die ganze Reinheit und Eleganz des Vatikans iſt verloren gegangen. Es gibt aber in der politiſchen Krankengeſchichte aller geiſtlichen und weltlichen Imperien kein ſo ſicheres Symptom des Verfalls als den Verfall der Regierungskaſte. Leſen Sie die Römer bei Gibbon, die Osmanen bei Hammer-Purgſtall, leſen Sie alle Dekadenzen der Welt, ſie bezeugen dieſe Wahrheit in Frakturſchrift. Wenn ſchon die Maſſen verdorben ſind, können beſſere Regenten den Ruin noch immer aufhalten und kann es von ihnen heißen: ſie waren beſſerer Zeiten würdig. Erſt wenn die Guten, ja auch die Tradition der Guten, vom Thron und ſeiner Nähe verſchwinden, ſind die Zeiten wirklich und unheilbar ſchlechte. Die unſerigen z. B. möchten immerhin ungläubig ſein, wenn nur die Kurie weiſer und geſchickter damit zu rechnen verſtünde. Sie bemerken, daß ich angefangen, von d'Azeglio in meine eigenen Worte überzugehen; das kömmt daher, weil meine beſcheidenen römiſchen Erfahrungen mit ſeinen großen und reichen ganz und gar zuſammenfallen. Ich bitte Sie! Sehen Sie nur, welchen Einfluß ein Polterer und Klopffechter wie Louis Veuillot hinter dem Rücken gebildeter Erzbiſchöfe im Vatikan ausübt. Mit Hausknechten will heute der Vatikan die Welt regieren! Was ich mir in Deutſchland Vorſtellungen machte und

Angſt hatte vor dem bewußten „Wer fänd' im Vatikan nicht ſeinen Meiſter?!" Aber was fand ich? Meiſterloſe plumpe Geſellen, deren Borniertheit ich anfangs für die ſuperfeine, römiſche Brutus-Verſtellung hielt, aber ſie war leider echt! Die Prälaten unwiſſend, die Archive in Verfall, die Nuntiaturberichte ohne ſtaatsmänniſchen Wert, die Jeſuiten unjeſuitiſch im ſchlimmſten Sinne des Worts, ohne Feinheit, Geduld, Takt, Mäßigung, Ausdauer, mehr Wölfe als Füchſe. Die Kurie ſieht wie eine Börſe aus und wie die Kuliſſe der Börſe; ſie operiert nicht, ſie ſpielt. Einmal verzagt, einmal übermütig und immer gemein, kennt ſie keine Erfolge mehr, wenn es nicht Gewinne des Augenblicks ſind; ſie realiſiert mit dem Minutenzeiger und iſt ſelbſt die erſte, welche den Glauben an ihre Zukunft kompromittiert. Ich fürchte, ich ſpreche nicht einmal bildlich, denn ſeit einiger Zeit treibt ſich hier ein holländiſcher Abenteurer herum, ein Projektmacher, welcher ſich Graf Lagrand-Dumonceau nennt, und welcher die Parole ausgibt, das Kapital zu katholiſieren, d. h. Evangelien und Epiſtel zu börſenfähigen Papieren zu machen und den Glauben an Chriſtus kursmäßig zu notieren. Ich ſcherze im völligen Ernſte; die beſten Namen hier nehmen ihn au serieux. Das wäre denn auch ein Fortſchritt! Graf Caglioſtro, der ältere Schwindler, ſtarb wenigſtens noch in den Kerkern der Inquiſition; dieſer neuere ſitzt in den Kabinetten und Logen der höchſten Prälatur, welche ganz entzückt iſt über den guten Vorwand, im Namen der Religion auf der Börſe zu ſpielen. Sie begreifen: ſo iſt das Schiff St. Petri im richtigen Fahrwaſſer! Juſt das war es, was dem Statthalter Gottes noch fehlte. Jetzt wird die Gasentwicklung der Fäulnis in Kreiſe dringen, wohin Mazzinis Wort und Garibaldis Schwert nicht reichen. Wir nähern uns der Kataſtrophe mit Rieſenſchritten. Wie man ſonſt ſagte: päpſtlicher als der Papſt, ſo läßt ſich von der Kirche jetzt ſagen: weltlicher als die Welt. Und daran geht ſie zugrunde: nicht weil der Plebs ſie beſtürmt, ſondern weil ſie ſelbſt plebejiſch geworden.

Sie haben gewiß recht, antwortete Balm dem eifrigen Redner, aber was gäb' ich drum, wenn ich das audiatur et altera pars durch einen Gegenredner, wie den Marcheſe Santafiore, erproben könnte!

Ei, Sie hören ihn ja ſchon. Redet er denn nicht unwillkürlich? Was könnte lauter ſprechen, als wie uns der Mann als ein müßiger Privatmann dort droben im Grünen lungert! Solche Werkzeuge benützt die heutige Kurie nicht und operiert mit einem Lagrand! Der Marcheſe müßte an einem der exponierteſten Poſten eine päpſtliche Nuntiatur bekleiden. Welch unermeßlichen Gewinn könnte Rom von den ſeltenen Eigenſchaften dieſes problematiſchen Charakters ziehen! Juſt was ich die Fehler ſeines Charakters nennen möchte, gäbe ihm die höchſte Vollkommenheit zum geiſtlichen Staatsmann.

Was nennen Sie ſeine Charakterfehler? fragte Balm nicht wenig geſpannt.

Das iſt leichter zu fühlen, als zu ſagen, antwortete Neugart, denn geſagt klingt es vielleicht hart und ungerecht. Nicht wahr, der Marcheſe wird z. B. Ihnen und wohl jedem, der ihn nicht in gewiſſen intimſten Zügen belauſcht hat, als eine reiche und volle, ja univerſelle Natur erſcheinen? Nun ſehen Sie, ich halte ihn für einen fragmentariſchen und geradezu tiefzerklüfteten Charakter. Aber eine Kluft hat zwei Ränder und ein Bruch zwei Teile und dieſe Zweiheit, welche bei ihm den glücklichen Schein einer Verdoppelung gewinnt, bin ich ſehr geneigt — einer Halbheit zuzuſchreiben. Die Sache verhält ſich nämlich ſo. Der Graf, ſcheint mir, iſt von der großen Familie derer, welche einen ſtärkeren Geiſt als Willen haben. Was ſie mit ihrem Geiſte umfaſſen, ſind ſie ſchwach genug, auch mit ihrem Willen umfaſſen zu wollen und das gibt ihnen einen Schein von Größe und Hoheit, von Fülle und Spannweite; für mich aber ein Bild des Gegenteils! Alles nämlich, was ich als angehender Staatsmann zu lernen fand und noch finde, iſt dieſes: Der Blick kann nicht unbeſchränkt genug ſein, aber der Wille muß ſich beſchränken! Der Wille muß Partei ergreifen! Es gibt mir

das ſicherſte Symptom des genialen Dilettantismus, wenn ich einen Willen ſehe, der mit dem Geiſte gleichen Schritt halten möchte. Es ſah ſo liberal aus, wie er mit uns ſprach, nicht wahr? Er ſchien mit uns zu teilen, — in Wahrheit aber will er auch unſern Teil.

Vortrefflich! murmelte Balm.

Achten Sie wohl darauf, fuhr Neugart fort, wenn Sie über die Bildung eines Menſchen ein Urteil faſſen wollen, daß Sie ſich mitnichten beſtechen und zerſtreuen laſſen von der Bildung ſeiner Intelligenz! Sehen Sie ſich nach ſeinem gebildeten Willen um. Es iſt freilich das Seltenſte, was man ſehen kann, denn was ſieht man gewöhnlich an der Stelle des Willens? Trieb oder Eigenſinn! Auch die ſcheinbar gebildeten Menſchen haben in der Regel keine Ahnung davon, daß der Wille, wie alles Menſchliche, ein Produkt der Kunſt und der Vernunft ſein muß. Sie überlaſſen den Willen der Natur, aber dann iſt es nicht Wille, ſondern Trieb. Oder ſie legen ein Schwergewicht von Vernunft und Charakter ins Wollen, aber am unrechten Orte, im unrechten Maße und mit übertriebenem Anlauf: das iſt dann wieder kein Wille, ſondern ein Eigenſinn. Oder endlich, ſie möchten ihren Willen ſo viel umſpannen laſſen wie ihren Geiſt; dazu reicht aber der Wille nicht aus: er wird dünn, zerfloſſen, ſchmachtend und ſehnſüchtig, mit einem Worte, er wird ein bloßes Wünſchen. Wird in dieſem Zuſtande gehandelt, ſo ſehen ſich Wille und Tat einander wie Fremde an, und nennen ſich gegenſeitig ein Mißverſtändnis. Es iſt der ſpezifiſch weibliche Zuſtand. Wenn Sie Geſchworener ſind, können Sie dann Blut ſchwitzen, die Zurechnung, nämlich den bewußten Willen zu ſuchen. Die Handlung hat ſich zuſammengeſetzt aus Geiſt, der aber Phantaſie war, und aus Willen, der aber Wünſchen war. Die weiblichen Männer dieſer Art ſind Genies, nur zeugungsloſe und unproduktive. Mir doppelt unheimlich! Ich möchte ſie paſſive Dämonen nennen. Dieſe Menſchen haben den Mephiſto verſchluckt, aber das Gretchen mit.

Und das iſt Ihr Schema zu unſerm Marcheſe? ſagte Balm

innerſt betroffen, aber ganz Ohr. Haben Sie den Mann ſo genau zu ſtudieren Gelegenheit gehabt?

Ja und nein. Wer viel und mit vielerlei Menſchen verkehrt, dem erklärt oft ein Charakter den andern und wieder eine Stunde oft mehr als ein Jahr. Auch will ich nicht eben buchſtäblich recht haben. Ich wollte nur ſagen, was für ein unvergleichliches Werkzeug Roms ein Mann wie Santafiore an den Höfen, in großen Verhältniſſen, unter Männern und Weibern der großen Welt ſein müßte. Ich glaube, er wäre der ausgezeichnetſte Verführer, denn er ſteht immer auf der Seite der Verführten und verführt ſich ſelbſt mit.

Der Baron hielt inne, denn er ſah den Eindruck, welchen dieſe Worte auf Balm machten, und ließ ihm Zeit dazu. Balm hörte das alles mit einem pſychologiſchen Intereſſe, was Neugart mit einem politiſchen ſprach. In dieſem Sinne fuhr der letztere fort:

Welch eine Politik, die ſolche Leute verroſten läßt und den Ausfall dafür — mit Mortara-Knaben deckt! Welch eine Dekadenz! Aber vielleicht iſt unſer Marcheſe, weil er ein Freund Paſſaglias iſt und mit Heiden, wie wir, umgeht, am römiſchen Hofe nicht persona grata und das gehört ja auch zur Signatur hiſtoriſcher Rückläufe, daß ſie mit Weiberlaunen zwiſchen persona grata und ingrata unterſcheiden, während der große politiſche Stil nur den Unterſchied der brauchbaren und unbrauchbaren Perſon kannte und die persona ingratissima ausnützte, wenn ſie brauchbar war. Wie nervös iſt dieſes Rom heute um ein Mehr oder Minder der offiziellen Nuance und der tapfere, hanbüchene Merode und ein Silberglöckchen wie Santafiore ſind, weil ſie die Nuance nicht haben, außer Aktion geſetzt. Als ob die größten Aktionsmenſchen, durch welche Rom am beſten bedient worden iſt, nicht oft genug — Atheiſten und Heiden geweſen wären!

Das waren die Zeiten, ſagte Balm, in welchen es auch noch möglich war, — die Komödien eines Aretin aufzuführen! Es waren jene Zeiten der genialſten Gewiſſenloſigkeit und robuſteſten Frivolität, wo die Tat alles und die Geſin-

nung nichts galt. Vielleicht verlangt man heute Tat und Gesinnung aus einem Guſſe. Vielleicht iſt man beiderſeits ehrlicher geworden, der Herr ſowohl als der Diener. Dann bezeichnete das, was Sie tadeln, einen Reinigungsprozeß und einen ſittlichen Fortſchritt.

Neugart zuckte wie einer, der überraſcht iſt, und ſagte etwas kleinlaut: Da haben Sie wohl auch recht. Aus dieſem Geſichtspunkte ſeh' ich's nie. Es iſt freilich ein moraliſcher, nicht ein politiſcher.

Während dieſes Geſpräches waren die neuen Freunde in dem Stadtbezirke zwiſchen Neugarts und Balms Wohnung unzählige Male auf und ab gegangen. Endlich blieben ſie ſtehen und reichten ſich die Hand zum Abſchiede. Baron Neugart ſagte mit ſeinem feſten, entſchiedenen Weſen: Ich hoffe, Landsmann, wir haben uns nicht zum letzten Male geſehen. Eigentlich ſollte ich Sie ſchelten, daß Sie Ihre Geſandtſchaft nicht aufgeſucht haben und ſich ganz zufällig von ihr finden laſſen. Aber — ſetzte er ſchlau lächelnd hinzu, Sie ſollen entſchuldigt ſein. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie Rom ſeine Ankömmlinge zerſtreut und lobe Ihren Geſchmack, wenn Sie ſich intereſſantere Bekanntſchaften wußten, als Ihre Legations-Bureaukraten.

Junge Männer glauben ſich nicht miteinander unterhalten zu haben, wenn ihren tiefſten und weiſeſten Reden ſchließlich dieſe Würze von Anſpielungen fehlt. Balm konnte nur mit jenem Lächeln erwidern, das auf ſolche Anſpielungen üblich iſt, denn noch war ſein neuer Freund nicht „der alte Freund", den man in Herzenszuſtande einweiht, wie derjenige war, der ihn nach Rom getrieben. Er lächelte alſo und mit Händeſchütteln und auf baldiges Wiederſehen ſagte man ſich für diesmal Adieu.

Auf baldiges Wiederſehen! Aber waren ſeine heutigen Beſuche nicht Abſchiedsbeſuche geweſen? Reiſte er morgen nicht nach Capri? Der Entſchluß geriet ihm wieder ins Wanken. Der Baron wirkte magnetiſch auf ihn und — war ein Stück jener Heimat, um die all ſeine Gedanken kreiſten. Es war ein Zug — mehr zum Bleiben als zum Gehen.

Er überlegte hin und her und ſo ſchlug er, körperlich müde, aber voll tätigen Geiſtes, die Richtung nach ſeiner Gaſſe ein.

Elftes Kapitel

Als er ſein Haus erreichte, ſah er vor demſelben eine kleine gnomenhafte Geſtalt auf und ab wandeln, die er im märchentrauten Deutſchland zu Hauſe, in hochgegiebelter Gaſſen nächtlichem Dunkel für ein Wichtelmännchen gehalten hätte, aber in Rom konnte es nur — Meiſter Zuppa ſein.

Er war es wirklich.

Mit der Freude eines Erlöſten lief ihm der Zwerg entgegen und ſeine kranichartige Stimme begann geläufig zu ſchnarren: Nun, Bruder Liederlich, wo ſteckt Ihr ſo lange? Auf welchen Brautlauf habt Ihr Euch ſo tief in die Nacht verlaufen? Wie ein Pendel gehe ich vor Eurem Hauſe hin und her, ich weiß nicht wie lange! Eure unartige Hauswirtin wollte mir ſo ſpät Euer Logis nicht mehr aufſperren, obwohl ich ſie in meinem beſten Römiſch zuſammenfluchte, wie notwendig ich Euch zu ſprechen hätte. Seid ſo gut und gebt ein für allemal Order, daß der Herr mit dem joniſchen Säulenwuchs zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bei Euch eingelaſſen wird. Ich habe die Baſtonade von dieſen nichtswürdigen Flußkieſeln, ein Hundepflaſter, das man in ganz Rom nur noch in Eurer hochromantiſchen Sackgaſſe findet. Bocca d'Averno, ich bin wie gerädert auf dieſem barbariſchen Straßenpflaſter! Abgeſehen, daß ich ſeit einer Stunde von allen Phrynen Roms in Verſuchung geführt werde, die juſt heute wie Pilze aus der Erde ſchießen. Gott ſei's geklagt, man wird nicht fertig. Man mag tun, was man will, es iſt wie ein Schlag ins Waſſer. Je mehr man arbeitet, deſto mehr wächſt der Stoff. Woher nur all dieſe jungen Mädchen kommen, da man doch ſelbſt immer älter wird? Mir ſcheint, es geſchieht einem zu Fleiß.

Was wollt Ihr? fragte Balm. Macht's kurz, ich will zu Bette gehen.

Dinge von höchster Wichtigkeit! Sperrt auf und führt mich hinauf. Es ist hier ein Stehen auf Stalaktiten. Alle Minuten bekomme ich ein neues Hühnerauge. Der Teufel hat Eure Straße gepflastert. Da lobe ich mir das Pflaster, das der Hahn tritt. Es ist doch das schönste von allen, was?

Allons, vorwärts! Gehen wir in Gottes Namen.

Einen Augenblick, Verehrtester. Seht Euch den Brander an, der da auf uns losſegelt. Augen wie Feuerräder, Hüften wie ein Himmelbett, Gang wie eine Hängematte, man ſchaukelt ſich ſchon, wenn man ſie anſieht. Corpo di Baccho, wir nehmen ſie mit hinauf! Gilt's?

Habt Ihr denn gar keinen Begriff, wie langweilig Ihr ſeid?

Bitte gehorſamſt. — Weg iſt ſie! Der verfluchte Franzos ſpricht ſie an. Der Teufel hole die franzöſiſche Okkupation! Es iſt kein Segen dabei, der Papſt ſollte das einſehen. Garibaldi iſt doch von der Raſſe!

Gute Nacht, alter Schwätzer, ich gehe ſchlafen.

Ach ja ſo! Ich bin ſchon da. Wartet, wartet. Gott, der Mann iſt haſtig, wie der Hund eines Keſſelflickers! — Und der Zwerg ſchob ſich hinter Balm auf die Treppe nach.

Balm aber, der keine Ausſicht hatte, von dem ſpäten Beſuch dieſes verzweifelten Freundes in Güte loszukommen, abſtrahierte von ihm und tat ganz ſo, als wäre er allein nach Hauſe gekommen. Kaum hatte er Licht gemacht, ſo fing er an, ſich auszukleiden und legte ſich mit der Tagesnummer des Pungolo zu Bette.

Leider waren ſolch deutliche Fingerzeige bei einem Manne wie Zuppa verloren, dem erſt wohl wurde, wenn man ihn ſchlecht behandelte und der zu allem Frechen und Nachläſſigen eine natürliche Wahlverwandtſchaft hatte. Zuppa war höchlich erbaut von Balms Negligé und brach in ungeheuchelten Beifall aus. Corpo di Baccho, rief er, was für einen ſchönen Körper Ihr habt! Dieſe Schenkel, dieſer Bruſtkaſten, — weiß und voll wie eine Vaſe! Ihr ſeid ein kapitaler

Junge. Ich kann Euch nur ſagen, ſo groß mein Buckel iſt, ſo tauſche ich mit Euch ohne Aufgeld. Sapperment ja. Das iſt ein Leib wie auf Beſtellung gearbeitet. Wäre ich nicht der Mann meiner Frau, ſo möchte ich meine Frau ſein. Oder auch die Selina. Oder auch — wie viele ſind es ſchon? Ich glaube, die Weiber hängen an Euch wie die Krebſe an einem Leichnam. Aber laßt Euch nicht allzu früh vernaſchen. Chi va piano, va sano. Mancher ging als Fürſt zum Frühſtück, aß als Bettler zu Mittag und hungerte am Abend. Ich warn' Euch beizeiten. Mein Wort iſt Gold!

Iſt das alles, was Ihr mir zu ſagen habt? Und deshalb rückt Ihr mir ſo ſpät vors Kaſtell?

Bocca d'Averno! rief der Zwerg, ich habe ein Gedächtnis wie ein Schuldenmacher. Der Teufel hole die Aufklärung, ſie paßt für Italien nicht. Seht Ihr, als ich geboren wurde, — ich wurde zu früh geboren, — da war meine Wiege noch nicht fertig und meine Mutter legte mich vorderhand in ein Mehlſieb. Tut es nicht, ſagte die Hebamme, das Kind bekommt ein ſchlechtes Gedächtnis. Aber meine Mutter war aufgeklärt und verlachte den Aberglauben. Da ſeht Ihr, was Erziehungsfehler tun.

Ihr ſeid überhaupt verfehlt, Meiſter Zuppa; in mehr als einem Betrachte.

Das verſteht Ihr nicht, Werteſter. Meint Ihr meinen Buckel? Der iſt bloß ein Ueberfluß von Schönheit. Er beſchreibt jene Schlangenlinie, welche in der Aeſthetik ſo hoch geſchätzt wird. Der Fehler iſt nur, daß die Schlangen nicht auf zwei Füßen gehen, man wäre ſonſt den Anblick gewohnter. Meint Ihr meine Moral? Es iſt wahr, ich ergebe mich der Tugend nicht ausſchweifend, denn ich haſſe die Ausſchweifungen. Ich konſumiere die Tugend in einer Art Mäßigkeitsverein und mein geringer Konſum macht, daß andere deſto mehr haben. Vielleicht habt Ihr meine Tugenden, oder der Papſt, oder die japaniſchen Heiligen, oder ſonſt irgendein Lump, der ſich damit in den Himmel hineinſchwindelt, derweil ich auf Erden brüderlich für ihn ſündige.

Das ist schön von Euch. Plaudert so fort, edler Mann, und wenn Ihr mich schnarchen hört, dann löscht das Licht aus und schlaft auf dieser Rehdecke. Gute Nacht.

Macht keine Dummheiten. Ihr müßt mich anhören. Sapperment, ein Mann wie ich will gehört sein. Hört, was ich Euch sage. Wir sind bedroht. Wir schweben in Lebensgefahr. Des Teufels Schwanz kitzelt uns dicht an der Nase herum. Der Fürst ist in Rom. Der verfluchte, breitmäulige Neapolitaner, Euer Nebenbuhler bei der Selina. Wenn uns die Gans doch noch verriete! Es könnte ein Unglück geben. Mein Camillo macht eine schauderhafte Beschreibung von dem garstigen Kerl. Ich schickte das Knäblein hin, um mit der Bernardina den Faden, den Ihr mir freventlich abgerissen, wieder anzuknüpfen. Nach Tische war's und wie ich mir Mühe gab, den blöden Amor so zu instruieren — Pallas Athene und die vier Evangelisten horchten mir zu Türen und Fenstern herein und waren entzückt von der Weisheit, die ich dem Kinde kundgab. Auf Ehre, der Himmel tat sich auf und Cicero klopfte mir auf die Achsel; mein Wort ist Gold! Aber was geschieht? Bringt mir Camillo die Aussicht auf eine fleischfarbne Kunstreiterin? Ein Bramarbas in Stiefeln und Sporn ist meine Aussicht; ein Gesicht, sagt er, wie ein Nadelkissen voll Dolche. Der Fürst ist soeben angekommen, sitzt mit der Selina auf dem Sofa und tändelt; aber die Bernardina schickt mir meinen Junggesellen zurück, — hat ihm kein Haar gekrümmt, hat kein Federchen zerknittert in den Flügeln des lieben Engels; sie hat den Flügel nur sachte gepackt und wippte den Engel zur Tür hinaus, — die Luft sei nicht rein, der Herr da drinnen auf dem Sofa sei der neapolitanische Liebhaber. Wie gefällt Euch die Botschaft? Ein Gesicht wie ein Nadelkissen voll Dolche! Es könnte eine Perücke zum Haarsträuben bringen. Pfui, pfui, das gefällt mir nicht. Eine garstige Geschichte! Die Neapolitaner sind ein rohes Volk. Gott hat sie zur Schande Italiens erschaffen. Eine verfluchte Geschichte. Accidente! Nadelkissen voll Dolche! Was heißt das? Will der Kerl eine Schneiderei etablieren und uns mit Gurgelabschneiden

bedienen? Ich sag' Euch noch einmal: Das gefällt mir nicht. Aber sagt auch etwas! Was sagt Ihr?

Balm durchlief mit raschen Gedanken die Worte Zuppas und wenn er nicht glauben sollte, daß der Fürst aus den Hofwirren Neapels förmlich die Flucht ergriffen, oder in einem knabenhaften Anfall von Sehnsucht und Zärtlichkeit auf und davon gerannt, so war es der wahrscheinlichste Grund, warum er seinem Briefe fast auf dem Fuße gefolgt, daß er sein römisches Liebchen nicht sowohl überraschen, als unvorbereitet überfallen wollte und mehr als das „Nadelkissen voll Dolche", zeichnete dann dieser Zug von Eifersucht seinen Mann.

Da ihm aber der bucklige Kleine immer die Laune des Spaßes und des Sarkasmus zu erregen pflegte, so wurde es ihm auch jetzt nicht leicht, seine Affäre ernsthaft zu nehmen, sondern er sagte, indem er ihn mit spöttischem Behagen anlächelte: Also so weit seid Ihr herunter, Maestro, daß sich schon die unbärtigen Knaben über Euch lustig machen? Merkt Ihr denn nicht, daß Euch Camillo mit seinem Nadelkissen voll Dolche grausam aufsitzen läßt?

Aber Zuppa antwortete: Mit Vergunst, Meister Ueberwitz, das redet das deutsche Fischblut aus Euch; ihr Schneckenseelen, ihr Schildkröten, ihr Regenwürmer! Ich kann Euch nur sagen, das Nadelkissen voll Dolche ist ein echt italienisches Landesprodukt. Ich kenne die Firma und ihre Fabriksmarke. Durchaus national, — paradiesische Halbinsel, nennt man es artig. Wir Kinder Hesperiens müssen das wissen. Die Dolche sind die Krone der italienischen Südfrüchte. Die edelste Frucht, auf welche gleich der Himmel folgt. Rache ist süß und ein Vorschmack des Himmels, aber an dem sie geübt wird, der hat ihn als Nachgeschmack. Wäre ich wie Ihr, der Fürst säße mir bald, statt in Selinas Schoß, in Abrahams Schoß. Ich würde ihn ausstechen bei ihr, sowohl mit meinen Reizen als mit meinem Stilett. Aber solche Stechfliegen seid ihr Deutsche nicht. Eure Stilette tun höchstens den Weibern wohl, aber den Männern nicht weh. Eure Gedanken sind in Milch gekocht und eure Leidenschaften

mit Butter beſtrichen. Eure Sünden ſind Waſſertrinker und eure Verbrechen glauben mehr an die Polizei als an ſich ſelbſt. Geht, geht, ihr ſeid mir Männer! Zehn von euch geben ein Zehntel.

Balm ſagte gähnend: Du könnteſt mir einen Gefallen tun, kleiner Zuppa. Mach' mal das Fenſter auf und wirf dich ſelber hinaus.

Daß ich ein Narr wäre! ſchnarrte der Zwerg. Ihr verlangt eine Wohltat von mir, die ich nicht verſchenke, ſondern verkaufe. Das Glück meiner Abweſenheit gewähre ich Euch unter einer Bedingung. Schwört mir, daß Ihr zu der Selina geht und ihr Vernunft beibringt. Sie ſoll uns ihr Nadelkiſſen voll Dolche unter gutem Verſchluß halten. Keine Minute ſind wir ſonſt ſicher.

Ich fürchte mich nicht.

Nun gut, ſo ich's an Eurer Stelle. Ich ſehe ſchon, daß ich alle Schwachheiten der Menſchheit auf mich allein nehmen muß. Caeterum censeo, geht zu der Selina. Ich borg' Euch meine Furcht, wenn Ihr ſelbſt keine habt. Ich kann ſie auf eine Stunde entbehren. Aber geht zu dem Teufelskind und ſagt ihr . . .

Warum geht Ihr nicht ſelbſt? Werft Euch ihr zu Füßen, geſteht, bereut, bittet um Verzeihung, und wie ich ihr gutes Herz kenne . . .

Papalapa! ein Weib iſt nicht zu bitten, wo es nicht liebt. Gutes Herz! Ich weiß auch, was gut iſt am Weibe. Wir kennen das Organ! Freilich, freilich iſt's gut und hat immer ein offenes Ohr, aber nur für Rackers wie Ihr. Selbſt hingehen! Dem Drachen direkt in den Schlund rennen! Ja, wenn ich Eure Taille hätte! Wenn mein Rücken ſo flach profiliert wäre wie der Eurige! Aber dieſe einfältigen Dinger glauben, der Menſch iſt ein Roß, und halten große Stücke auf eine horizontale Kruppe. Zumal eine Kunſtreiterin. Dieſes Mädchen reitet Kunſt und will nur wieder mit Kunſt . . .

Ob du das Maul hältſt!

Nein. Ich bleibe da und ärgere Euch die ganze Nacht, bis

Ihr mir einen festen Eid leistet, daß Ihr morgen zu der Selina geht.

Ich bin nicht aufgelegt dazu.

Wieso? Weswegen? Seid Ihr insolvent? Dummes Zeug! Man kreditiert Euch. Bar zahlen ist nicht immer nötig. Das tun Knaben, die ihr erstes Taschengeld vernaschen. Es sind die größten Herren, die oft zu zahlen vergessen. Es ist nobel, nicht bei Kassa zu sein. In der Liebe muß man immer mit lizitieren, braucht aber nicht immer zu kaufen. Verwöhnt Eure Weiber nicht. Au contraire, ein wenig Indifferenza imponiert ihnen und macht sie kirre wie Heimchen.

Ich höre ein ganzes Starennest schwatzen!

Ein Gesicht wie ein Nadelkissen voll Dolche! Hat man je solche Redensarten gehört! Man möchte ein Schneider werden vor Angst und Entsetzen. Führt uns der Teufel diesen Neapolitaner daher! Neapel ist ein schlechtes Königreich. Ein Fürst von Neapel und ein Bauer von Rom gibt zwei Bauern. Was will uns der Tölpel hier auf dem Nacken? Seit ich den Kerl in Rom weiß, gehe ich herum, wie mit Blei ausgegossen. Es ist, als wären die Frachtwagen Sommerfliegen geworden und in Schwärmen auf mich gefallen. Und das müßt Ihr doch selbst einsehen: ich kann eine weitere Vermehrung meiner Lasten durchaus nicht mehr brauchen. Bedenkt, wie schwer ich schon längst trage. Auf dem Rücken einen Berg wie der Soracte, auf der Stirn mehr Hörner, als alle pontinischen Büffel zusammen und nun noch diesen Zentnerstein auf dem Herzen! Um ein solches Gepäck zu schleppen, würde sich sogar Herkules ein paar Dienstmänner aufnehmen. Also geht zu der Selina und entlastet wenigstens mein Herz. Zu allen Gegendiensten bereit, will ich dann gerne Eure Belastung meiner Stirn brüderlich weitertragen.

Balm sah ihn halb satirisch, halb forschend an und sagte: Ihr fügt Euch ins Unvermeidliche, wie alle; aber Ihr scheint es gar nicht vermeiden zu wollen und darin seid Ihr anders als alle. Sagt, Meister Zuppa: Eure Praxis in

Ehren, hat eheliche Treue nicht einmal einen theoretiſchen Wert für Euch?

Alſo doch ein Gimpel! ſeufzte der Zwerg. Schon war ich ſtolz, in Euren Augen ein Edelfalk zu ſein und nun werft Ihr mich doch zu den Gimpeln. Das iſt hart! Ich will das Weib und womöglich recht viele Weiber; aber will ich's für mich allein? Dazu müßt' ich es achten; müßte den Pech-, Schwefel- und Kolophoniumdunſt von ſogenannten moraliſchen Banden ſehen, dort, wo ich in der ganzen Natur nur ſinnliche Bande ſehe, kurz, müßte ein Gimpel ſein. Aber ich bin kein Gimpel, ſondern ein Künſtler. Und ein Künſtler liebt nichts als die Schönheit. Traurig genug, daß der zufällige Beſitzer der Schönheit ein ſo nichtsnutziges Ding wie ein Weib iſt; noch trauriger, wenn man den Mitbeſitz der Schönheit nicht anders haben kann als im ehelichen Abonnement; aber wer Teufel hieße den pari-Abonnenten eiferſüchtig ſein auf den dispari-Abonnenten oder wohl gar auf das abonnement suspendu?

Wenn Ihr ſo denkt, ſagte Balm, warum ſchickt Ihr dann die Damerata nicht lieber zum Fürſten, anſtatt mich zur Selina? Er warf das Wort hin, zwar nicht gedankenlos, aber auch nicht ernſthaft und abſichtsvoll, ſondern weil es längſt ſeine Laune war, mit dem wunderlichen Buckligen teils zu ſpielen, teils zu experimentieren und in dieſer Laune alles herauszuſagen, was ihm einfiel.

Der Zwerg aber ſtand wie vom Blitze getroffen. Er riß die Augen auf und ſeine Augen wurden förmlich Triumphbogen, wie ſie vor Staunen und Ehrfurcht ſich in die Höhe zogen.

Küſſen muß ich Euch! rief er und warf ſich über Balm und küßte ihn und ſchrie dazu: Ein Hund will ich ſein, wenn Ihr nicht ein Halbgott, ein Ganzgott und ein Doppelgott ſeid! Zum erſtenmal in meinem Leben küſſe ich einen Mann: es iſt das fadeſte Geſchäft von der Welt, Männer zu küſſen, aber Ihr ſeid gemacht zur Liebe und zur Bewunderung der Menſchen. Anbeten muß man Euch! Die Damerata zum Fürſten! Welch ein Gedanke! Er verändert alle Machtverhältniſſe. Er gibt eine ganz neue, politiſche Situation. Uns

bleibt die Dama doch, aber die Selina bekommen wir auch dazu, denn der Fürſt gibt ſie auf oder erkaltet gegen ſie; ich bin gerettet fürs Vergangene und wiederhole es fürs Künftige, denn unter dieſen Umſtänden male ich die Selina doch noch. Die ganze Welt bekommt ein neues Geſicht. Es iſt ein Gedanke von unermeßlichen Perſpektiven. Und das ſchüttelt der Mann nur ſo aus dem Nachthemdärmel! Die Damerata zum Fürſten! Welch ein Maultier bin ich, daß mir das nicht ſelbſt einfiel! O der Schande! Ich ſchäme mich für ganz Rom und alle Delegationen, daß ein Deutſcher vor einem Römer ſolch feine Gedanken voraus hat. Wahrlich, das iſt der einzige bittere Tropfen darin, — mein beſchämter Nationalſtolz, mein trauernder Patriotismus. Und doch bin ich wieder ſtolz, ſolche Männer zu Freunden zu haben. Signor Giuſto, ſeid meiner Anerkennung verſichert! Ihr ſeid ein großer Mann. Alle Deutſchen ſind groß. Es läßt ſich nicht länger mehr totſchweigen. Ich finde es rühmlicher, euch zu bewundern, als zu beneiden. Ihr ſeid ein geiſtreiches Volk. Nach ſolchen Proben glaube ich das Höchſte vom deutſchen Genius. Am Ende haben die Zeitungen doch recht, welche euch ein großes Kulturvolk nennen.

Balm dachte nicht anders, als der Bucklige halte ihn zum beſten und ſchwatze nach ſeiner Weiſe ins Gelag, um eben zu ſchwatzen. Er betrachtete beim Schein ſeiner Lampe das Männchen mit Intereſſe. Aber Zuppa befand ſich in einer ſo freudigen Aufregung, war ſo glücklich über den Einfall, ſeine Frau einem neuen Liebhaber preiszugeben, daß Balm wohl merkte, es ſei platterdings unmöglich, dieſem Menſchen einen ſchlechten Witz an den Kopf zu werfen, denn wenn es nur irgendwie nach einem Mißbrauch der Liebe ausſah, ſo war Zuppa der Mann dafür und alle Saiten ſeiner Seele erklangen. Welch eine ſchiefgezauberte Seele! Balm war ganz verblüfft, daß ſein frecher Scherz — ein guter Rat geweſen! Er blies die Lampe aus und warf ſich im Bette herum, indes der Zwerg ſeine „gute Nacht" mit den erhabenſten Tiraden umſchnörkelte und noch auf der Treppe ſein grande! sublime! maraviglioso! ſchnarrte.

Zwölftes Kapitel

Balm rang lange nach Schlaf. Die schwüle Sommernacht, die Nachklänge des Tages, der tolle Zwerg mit seinen tragikomischen Aengsten, — dieser Irrwisch hatte just noch gefehlt! Balm ärgerte sich, daß es ihm nicht gelang, — sollte er schon wach bleiben, — wenigstens an einen der schöneren Tageseindrücke seine wachen Lebensgeister zu fesseln. Am Morgen die schöne Kunstreiterin, am Abend die schöne Albanerin, Santafiore, der heute wie ein Stern geleuchtet, und der scharfgeschliffene Tubus des Sterns, die neue Bekanntschaft Baron Neugart, — all diese Flutwellen regte sich Balm wieder auf, um den Zwerg sich hinwegzuspülen, um sich angenehm schaukeln und einwiegen zu lassen. Umsonst! Er wurde mit jeder Viertelstunde in die Nacht hinein nur immer geistiger, klarer, lebendiger, sein Zustand wie transparent und fast visionär.

In dieses Hellsehen blitzte plötzlich ein Licht hinein. Der Mann fiel ihm ein, den er im Wagen an Zuppas Seite gesehen und jetzt wußte er, wer er war. Es war Cencio, der Kastellan in der Lomelina!

Als ob jene Lomelina-Nacht die heutige wäre, so gegenwärtig ergriff ihn das Bild. Ja, er erschrak, daß ihm die Erinnerung überhaupt nur schwierig gewesen.

Also Cencio in der Gesellschaft Zuppas! Der geheimnisvolle Maler und der geheimnisvolle Hüter von Malereien. Es waren die Bilder Zuppas, welche Cencio hütete! Dieser Zusammenhang wurde ihm jetzt klar. Das frevelhafte Kunsttreiben des einen und die unheimliche Kunstwacht des andern; dieser, der die Weiberzungen vermeiden und bei seinem Eid nicht heiraten soll; jener, der eine Zunge, die reden könnte, selbst mit einem Meuchelmorde stumm machen will! Es waren Lichter, welche sich gegenseitig beleuchteten! Wie Feuergarben schlug's über Balm zusammen.

Er ſprang auf. An Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken. Keine Macht hätte den Sturm ſeiner Lebensgeiſter auf den Punkt zurückgeworfen, wo man einſchläft. Im Gegenteile. Es war ein Sturm, um aus allen Betten Roms den Schlaf hinwegzublaſen. Balm machte Licht, warf den Sturm in die Kleider und ſtürmte zum Hauſe hinaus. In den mitternächtigen Straßen brütete die windſtille Sommerſchwüle und hatte keine Ahnung, was für ein Sturm in ihrem Schoße ſich austobte.

Balm rannte hin und her. Bekannte und unbekannte Straßen widerhallten von ſeinem Sturmſchritt. Er ſah nichts als den Bilderſaal in der Lomelina und jenes e i n e Bild darin! Er dachte an nichts als Zuppa, und wie er ſich endlich Rechenſchaft von dem unverantwortlichen Kunſttreiben dieſes Künſtlers verſchaffte.

Kaum ſchien es ihm möglich, den Tagesanbruch erwarten zu können. Waren es die letzten Nachtſchwärmer oder die erſten Morgengeſtalten, ſpärliche Schatten, die im weiten, öden Häuſermeer hin und her durch die Straßen huſchten? Er ſah nach dem Himmel aus, ob ein Erbleichen der Sterne ſchon die nahende Morgendämmerung ahnen laſſe. Er befühlte ſich, ob er ſeine Uhr nicht vergeſſen. Sie fehlte nicht. Er ſah nach der Stunde, aber er ſtand in den brandſchwarzen Schatten einer engen und hohen Gaſſe. Kein einziges Laternenlicht erhellte die Finſternis. Balm hatte gehört, und unwillkürlich fiel es ihm ein, daß verwegene Räuber zuweilen eine Anzahl von Straßenlichtern auf einem Schauplatz, dem ſie ein Attentat zugedacht, auslöſchen. Er lächelte zu dem Keime einer Furcht und trat vor ein Lämpchen, welches in einer Mauernische einem blumenbekränzten Madonnenbilde als Opfer brannte. Er ſtrengte ſeine Augen an, bei der dünnen Mattheit des Scheins das Uhrblatt zu entziffern. Er vertiefte ſich ganz in ſein kurzes Geſchäft.

Plötzlich fühlte er ſich eine Blendkappe über das Geſicht gezogen, einen Knebel in den Mund gepreßt, von zwei Armen um die Mitte gepackt, indes zwei andere vom Boden ihn aufhoben, worauf die beiden Räuber, lautlos wie auf Kork-

oder Filzsohlen, einige Schritte mit ihm fortschwebten, — wie er fühlte, im Schwung um die Ecke herum, — und sich mit ihm in einen Wagen warfen. Das alles handelte rasch wie der Blitz, geisterstill, schattenleicht, mit der Geübtheit einer vollendeten Kunst.

Der Wagen fuhr von dannen, aber nichts weniger als räuberisch, sondern in einem so gravitätisch feierlichen Trab, als ob er die legitimste Eminenz und ihr Podagra heimführte.

Kein Zweifel, Balm war in gewiegten Künstlerhänden.

Nach einer Weile tönte der Wagen nicht mehr auf Straßenpflaster und im Widerhall von Häusern. Die Räuber ließen eines der Wagenfenster herab und Balm fühlte Feldluft. Die Entführung hatte Rom hinter sich.

Wieder eine Weile und Balm spürte Sonnenschein. Der Morgen war da.

Jetzt aber fehlte ihm alles Maß, wie der Tag zunahm und welche Zeit verging, denn Hitze, Durst und Unbequemlichkeit fingen so überhandnehmend an, ihn zu peinigen, daß er auch Minuten, um wieviel mehr wirkliche Stunden, für Ewigkeitslängen gehalten hätte.

Wieder änderte sich Schall und Gefühl des Fahrens. Von weichen und ebenen Feldwegen ging's eine gepflasterte oder wenigstens felsige Straße steil und lang in die Höhe hinauf. Zuletzt klang der Prall wieder so hart, wie zwischen Häuserreihen. Balm hoffte, daß die Banditen ihre Räuberstadt, irgendein Kastell-Felsennest im Volsker- oder Albanergebirge erreicht haben mochten. Er hoffte es, denn obwohl ihm nun erst die Katastrophe seiner gefahrvollen Lage bevorstand, so hatte er kaum noch ein stärkeres Gefühl, als die Sehnsucht, diese Marterfahrt zu beenden.

Der Wagen hielt. Balm wurde herausgehoben, und wie gern folgte er! Er sprang auf den guten geliebten Erdboden und schwenkte sich wie zum Tanze.

Der Genuß dauerte nicht lange. Er wurde eine Treppe hinabgeführt, indes er hinter sich eine Tür zuschlagen hörte. Kühlende Kellerluft wehte ihn an, aber es ging, wie er zählte, nicht tiefer als zwölf Stufen.

Wieder hörte er Türangeln knarren und ein zweites Pförtchen wurde passiert. Jetzt aber schien man am Ziele. Die Schreitenden standen still. Balm fühlte fast selbst nach seinen Führern, — mit dem Instinkte des Blinden, wenn er nicht mehr geführt wird. Aber sie ließen ihn. Die Kappe wurde ihm abgenommen, die Arme freigegeben.

Er sah sich in einem großen, aber niedrigen Hallengewölbe stehen, das ein elender Lampenschein henkerartig verdüsterte. Eine echte Mordhöhle! Noch sah und unterschied er gar nichts Gestalthaftes, aber die Luchse dieses Ortes hatten andere Sinne! Denn mit eins, als seine Gesichtsblende gefallen war, fluchte es schon aus dem Gruselig-Dunklen heraus: Brutta bestia maledetta, wen bringt ihr mir da? Das ist der Rechte nicht!

Balm atmete auf. In solchen Lagen ist es angenehm, nicht der Rechte zu sein.

Und ins Lampenlicht bewegte sich eine Erscheinung gegen ihn vor, — ein ältlicher Herr, klein, zart, rasiert, elegant, mit weichen Zügen voll Bonhomie. Perdono, Eccellenza, redete er seinen Gefangenen an, ich bedauere den Mißgriff, denn meine Leute haben Rekrutenarbeit an Ihnen gemacht. So angenehm es mir ist, Ihre schätzbare Bekanntschaft zu machen, so sind Sie doch leider unnötig bemüht worden. Der Streich ist mir beschämend und peinlich, auf Ehrenwort! Perdono, mille volte perdono, Eccellenza!

Balm hielt sich für verzaubert. Er traute seinen Augen und Ohren nicht. Wenn das der Räuberchef war, so war er's unmöglich im Kriegsdepartement; höchstens im Auswärtigen, — der Diplomat der Bande, der Thiers seiner Genossenschaft.

Aber Balm besann sich nicht lange, sondern beeilte sich, zu antworten: In diesem Falle, Padrone, steht mir wohl Ihr Wagen für die sofortige Rückfahrt zur Verfügung, was mir wirklich zustatten käme. Ich würde es mit Dank annehmen, mit einem Dank, den ich vielleicht in dieser Börse anbieten darf.

Wie das, Eccellenza? Wo glauben Sie sich zu befinden?

trat der Staatssekretär beleidigt zurück. In meinem Hause schnappt man nicht nach Börsen. Indessen . . . wenn Sie meinen jüngeren Kindern ein paar Spielpfennige . . . Und die Börse wurde graziös, aber mit einer Art zerstreuter Nonchalance in Besitzwechsel genommen.

Diese schnell geregelte Finanzfrage illustrierte doch wieder den Charakter der Situation, denn fast hätte Balm selbst zu zweifeln vermocht, ob seine Entführung ein Menschenraub um Lösegeld war, oder doch vielleicht anständigere, z. B., politische Beweggründe hatte, wie sie die Wirren der Zeit mit sich bringen konnten. Daß in diesem Lande jede Gelegenheit Diebe macht, fiel ihm nicht ein; denn es ist leicht gesagt, geht aber schwer oder nie ins Fleisch und Blut: Andere Länder, andere Sitten!

Vittoria! räume unserm Gast — rief der Hausherr ins Dunkel zurück — den Brancaleone ein.

Den Brancaleone? Offenbar ein Saal oder ein Zimmer etwa mit einem verwitterten Freskenporträt dieses alten, energischen Senators, von dem es den Namen hatte. Aber was sollte das? Balm wurde unwirsch und wiederholte das Wort „Rückfahrt" noch etwas deutlicher.

Jetzt aber stürmte ein dralles, feuriges Mädchen ins Licht, maß ihn mit funkelnden Augen und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Spott und Stolz auf den kühn aufgeworfenen Lippen: Habt Ihr's so eilig, Signor? Fürchtet Ihr Euch zu langweilen?

Balms Auge kreuzte sich mit dem herausfordernden Mädchen und sofort antwortete er: Perdono, Signorina, ich dachte nur an meine dringenden Geschäfte, nicht an die gute Gesellschaft.

Das zündete. Das Mädchen sah ihn mit Anerkennung, mit Gnade an, nickend und lächelnd. Und wie sich die Blicke noch einmal kreuzten, so sagten sie — was eben nur Blicke sagen! Sah sich Balm zu einem Aufenthalte an diesem Orte gezwungen, so wußte er außer dem Was jetzt auch das Wie.

Was das Mädchen unterbrochen hatte, setzte der höfliche Brigant fort, nämlich die Antwort auf Balms wiederholte

Erwähnung der Rückfahrt. Mein Haus ist gewiß unwürdig, Sie zu beherbergen, sagte er mit einer Verbeugung; aber ich muß Sie bitten, bis abends vorliebzunehmen. Am besten wählen Sie doch wohl auch zur Rückfahrt wieder die Dunkelheit, denn wenn Sie nach Rom in einer späten Nachtstunde und ohne Aufsehen kommen, so werden Sie den Umständen wirklich konform handeln. Es ist nämlich eine alte Schwäche der Römer, daß sie gegen meine Equipage ein gewisses Vorurteil haben; aber was ist zu tun? Die Vorurteile der Menschen muß man schonen.

Das war ein unverhohlenes Selbstbekenntnis des Briganchefs. Die letzte Spur eines Zweifels oder einer harmloseren Auffassung hätte jetzt weichen müssen. Fast hätte Balm erst jetzt etwas Menschliches sich anwandeln gefühlt, daß er in einer Lage war, wo ihm keine deutsche Gesandtschaft und keine Macht der Welt helfen konnte, wo die Zivilisation auf Mondfernen hinter ihm lag, seine Person nicht ihm selbst gehörte, seine Freiheit, sein Leben und Sterben der Willkür von Verbrechern zu Gebote stand. Wohl ihm, daß er nicht der Rechte war! Wohl ihm, daß die Schlange unter allen Blumen ihrer entsetzlichen Höflichkeit wenigstens ein Wort gesprochen, das seine Freigebung ausdrücklich versprach! Er kam sich fast glücklich vor. Nach Sonnenuntergang sollte das graufe Abenteuer wieder zu Ende sein. Freilich, — welch ein Tag war just mit dem heutigen versäumt! Der wichtigste seines Lebens! Nie waren ihm zwölf Stunden so wertvoll gewesen. Ein Schlüssel, soeben gefunden — in allen Adern glühend, ihn zu gebrauchen, toll an den Pforten der Nacht rüttelnd, daß sie den gefangenen Morgen herausgebe; — er ist da, und alle Ungeduld wieder zu verbeißen bis zur neuen Nacht und zum nächsten Morgen!

Und doch! Vielleicht hätte seine leidenschaftliche Ungeduld in dieser großen Sache alles überstürzt und verdorben. Selbst ein Mensch wie Zuppa verstand es ja, vorsichtig zu sein, und es handelte sich just um den einzigen Punkt, worin er's verstand. Und dieser Punkt war jetzt noch befestigt durch einen Mann wie Cencio! Mit seiner natürlichen Ueberlegenheit an

Zuppa heranzukommen, durfte Balm nun nicht mehr wie früher erwarten; er mußte sich auf kunstreiche und fein durchdachte Behandlungen seiner Absichten vorbereiten.

Und war er das heute schon? Vielleicht war es ein Glück, diesen Tag verloren zu haben!

Kaum hatte Balm diese Erwägung gemacht, so war er auch einig mit sich. Mit rascher Phantasie ergab er sich in den Sinn seines Abenteuers und fand eine Sicherheit darin, die bis zur Heiterkeit ging. Er freute sich jetzt seiner Gefangenschaft. Wäre er doch nicht in Italien gewesen ohne einen Tag unter Banditen! Die Faust-Deutschheit in seinem Blute, die das Extreme liebte und selbst den Teufel nicht haßte, spürte die Gefahr und die Wildheit seiner Lage als ein Stück — römischen Blocksberg. Und stand nicht Vittoria da, zum Blocksberg die Hexe und ganz gemacht zum Behexen?

Donna Vittoria, ich bin zu Eurem Befehl! sagte Balm und übergab sich dem Mädchen fast mit frohlockender Laune. Er war ein Gefangener — der einen Gefangenen macht! Und wahrlich, wie die glutäugige Brünette die raschen Fortschritte seiner männlichen Fassung scharf und beifällig beobachtet, das hätte wohl noch ein besseres Licht verdient als die mausgrauen Schatten dieses düsteren Zwielichts!

Aber aus dem Dunkeln ging's ins Dunkelste, indem ihn das Mädchen jetzt fortführte. Aus dem Hallengewölbe trat sie den Weg in einen völlig finsteren Gang mit ihm an, und Balm mußte sich begnügen, da jedes Führerlicht einer Fackel oder Laterne fehlte, ihr wie ein Kind an der Hand zu folgen, mit kürzesten Schritten dicht und tappend sich an sie anzuschließen und den Halt seines Körpers an den zitternden Gliedern des ..rigen zu suchen. Und kaum hatten sie sich entfernt, so brach hinter ihnen ein wildes Banditengeschrei los, ein Aufruhr wie Mord- und Messerkrieg. Infernalisch war es zu hören, wie die „brutta bestia" erst jetzt ihre Lektion bekam und der entsetzliche Lärm in Prall und Widerprall die dickgemauerten Höhlenwindungen durchheulte. Vittoria aber murmelte einen Fluch, daß die schwüle Traulichkeit die-

ſes Dunkelgangs ſo widerwärtig in eine eiskalt-ſchaudernde verwandelt wurde. So machen ſie's täglich, flüſterte ſie, um das Aufregende zu einem Gewöhnlichen zu ſtempeln. Und raſcher riß ſie ihren Gefangenen mit ſich fort.

Es ging durch labyrinthiſche Gänge, welche voll modriger Steinfeuchtigkeit teils gemauert, teils in Felſen geſprengt, teils eben, teils mit Treppen und Stufen ausgeglichen, unterirdiſch ganze Fluchten von Häuſern, vielleicht das ganze Bergſtädtchen mit all ſeinen Höhen und Tiefen, Fundamenten und Wurzeln untereinander verankerten. Die dröhnenden Zornſtimmen dämpften ſich ab und verhallten nach und nach.

Endlich ſperrte Vittoria eine Gittertür auf und man war zur Stelle. Das Paar betrat eine hochgewölbte Halle, worin Balm nichts erblickte als zwei ſteinerne Möbelſtücke. In der Mitte ſtand ein Tiſch, der aber ein kannelierter Steinblock und wahrſcheinlich ein doriſches Säulentrumm war, daran ein Ruhebett, aber von der deutlichſten Form eines Sarkophags, ausgefüllt vielleicht mit Heu oder Stroh und bedeckt mit einer Ledermatratze. Dieſe Pritſche, wie man es fern von der Antike und unäſthetiſch nennen würde, war eine ſichtliche Zubereitung für den Aufenthalt von Gefangenen. Dicht vor dem Fenſter, das weiter nichts als eine zweimannshoch angebrachte Lünette war, türmte ſich eine ſchwarze Brandmauer auf, welche in einer nicht mehr abzuſehenden Höhe ſoeben im Anprall der Sonne ſtehen mochte, denn ein greller Reflex davon fiel in die Tiefe der Halle herab und beleuchtete ſie.

Indem Balm dieſen Raum durchmuſterte, erblickte er, wie er vermutet, einen rohen Farbenanſtrich an einer Wand, der in ſeinen beſten Tagen wohl eine Menſchenfigur oder ein Menſchenkopf, jetzt aber ein verwitterter Klecks war.

Der Brancaleone! ſagte das Mädchen verachtungsvoll und mit ſichtlichem Verdruß, daß ſein Auge etwas anderes als ſie ſuchte. Ein Vandalenkönig, ein Barbar, der Rom zerſtört hat, ergänzte ſie in dem nämlichen Tone.

Mit hiſtoriſchen Mädchenkenntniſſen zu rechten, läßt ſich ein ernſthafter Mann nicht leicht einfallen, aber ſchweigen

konnte der deutsche Mund doch auch nicht, denn Patriotismus und sich zur Wehre setzen, lernt er unter den Menschen der Fremde. Balm antwortete: Perdono, Signorina Vittoria; Brancaleone war ein guter römischer Senator und kämpfte einen langen verzweifelten Kampf gegen die römischen Räuber, denen er zuletzt nicht anders beizukommen wußte, als daß er alle Gebäude zerstörte, darin sie sich festgesetzt hatten, — weit über hundert und leider die schönsten des Altertums darunter. Sein Bad müssen nun die Vandalen, meine Landsleute, ausgießen, weil es den Italienern paßt, die Hauptstadt der Welt von Fremden statt von den Römern selbst zerstören zu lassen. Aber ich versichere Euch, carissima mia, die braven Vandalen haben Rom so schön verlassen, als wie sie es zu Gesicht bekommen, denn wir Barbaren verehren die römische Schönheit und auf unsern Beutezügen rauben wir nichts als Herzen und zerstören nichts als . . .

Ladrone, da hast du deine Beute! scholl's im Gluthauch aus dem Munde des Mädchens, das nicht länger an sich hielt. Sie warf sich mit Wildheit in Balms Arme und umklammerte ihn wie ein Ertrinkender einen Schwimmer, aber die Flut des nächsten Augenblicks überspülte sie beide und beide gingen unter in der Flut. Es war ein langer Augenblick!

Als sie vom Untergange wieder auftauchten, geschah's so jäh, daß die Besinnung selbst besinnungslos aussah. Ich komme wieder! fuhr das Mädchen empor, wie von einem Blitze durchzuckt, sich verspätet, sich vergessen zu haben, — und stürzte hinaus, rätselhaft, abrupt, ohne Umstände.

Der wackere Deutsche, der im Brancaleone zurückblieb, klaubte aus allen Winkeln sein deutsches Bewußtsein zusammen. Was war das? Was bedeutete das alles? Er war geneigt, den schlechtesten Begriff von der Männerrasse des Städtchens zu fassen, daß ein Fremder nur kommen durfte, um zu siegen; dann dachte er wieder an das uralte Prestige der Blonden und Blauäugigen in der Heimat der Brünetten und Schwarzen und wenn er mit echt deutscher Bescheiden-

heit, eine Art ſelbſtgefällige Geckerei fürchtend, auch dieſen Gedanken verwarf, ſo wurde er ernſthafter und er dachte an ſchlaue tückiſche Fallen von unerhörter Schauerromantik, an blutige unheimliche Hintergedanken dieſer improviſierten Räuberbraut; an Grauſen und Schrecken, die erſt noch kommen ſollten und deren Werkzeug ſie war; — aber wo„zu hätten wir denn „die Verlobung auf St. Domingo", wenn wir erſt zu ſagen brauchten, was der belletriſtiſchen deutſchen Phantaſie für Spukgeſchichten vorſchwebten?

Die Gittertür lag im Schloſſe, die hohe Fenſterhöhle war ſo hoch, daß ſie höchſtens eine Fledermaus, aber ohne Leiter kein Menſch erreichen konnte, und die Brandmauer, von der Sonne verlaſſen, ſtand jetzt wie ein ſchwarzer Vorhang vor dem Fenſter. War die Sonne hinweggerückt, oder verdunkelte ſie eine Wolke, — das Guckloch reichte ja nicht bis zum Himmel, — genug, es wurde plötzlich Nacht hier unten. Der Brancaleone zeigte jetzt erſt ſein wahres Geſicht. Eine wahre Mordhöhle! Balm erſchrak faſt, wie dieſe Finſternis ſich juſt mit den St. Domingo-Gedanken eingeſtellt. War das ein Zeichen? Poſſen! rief er ſich zu und ſchämte ſich. Aber nur das Erſchrecken, nicht das Melancholiſch-werden konnte er überwinden. Die herzbeklemmende Dunkelheit verſtimmte ihn unerträglich. Ja, er war im Kerker! Er war ein Gefangener!

Auch der Hunger ſtellte ſich jetzt ein. St. Domingo wurde zum Turm Ugolinos. Eine Variante, die wahrlich nichts beſſerte! Die durchwachte Nacht und die Strapaze der Entführungsfahrt ſchärften Balms Mittagsappetit in einem Grade, den der regelrecht ſpeiſende Kulturmenſch mit ſchaudernder Verwunderung kennen lernt. Der Hunger iſt wohl der ſchlimmſte Gefährte des einſamen Mannes. Er verleidet dem tapferſten Idealiſten Hoffnung und Heiterkeit und erfüllt ſeine Seele mit den trübſinnigſten Grillen. Balm wurde raſch überhandnehmend ſo ſchwach und mutlos, daß ſeine ganze Lebensluſt auf das eine Gefühl zuſammenſchrumpfte, nur noch einmal in ſeinem Leben ſich ſatt zu eſſen. Einen Menſchen zu entführen, einen Menſchen mit Judasküſſen zu verraten, alles ſchien ihm nicht ſo ſchwarz, als einem Men-

ſchen nichts zu eſſen zu geben! Er bereute jetzt, daß er im Taumel jener Küſſe vergeſſen — den Küchenzettel zur Sprache zu bringen.

Mitten unter den Regungen dieſer wenig heroiſchen und eigentlich niedrigen Inſtinkte klirrte das Pförtchen und der Gegenſtand ſeiner unrühmlichen Sehnſucht trat ein. Vittoria kam mit Speiſen! Wie eine Karyatide war das ſchöne, wuchskräftige Mädchen zu ſchauen, auf dem Kopf den Abacus, was mit einem gehaltvollen Doppelſinn allerdings Säulenplatte, dann aber auch Speiſebrett heißt und letzteres in der Tat war.

Mit ſonorer Munterkeit ſagte die Karyatide: Das hab' ich Euch ſelbſt bereitet und werde auch Euer Gaſt ſein. Wir haben jetzt Zeit.

Damit ſetzte ſie ihr Brett auf den Tiſch und ſich ſelbſt neben Balm.

Ein lieblicher Opferduft von Riſotto, Makkaroni, Schinken, Salat und Früchten entſtrömte dem Abakus, auch fehlten zwei Weinflaſchen nicht. Balm wußte jetzt, was ein Gott fühlt, dem geopfert wird! Er küßte ſeine Opferprieſterin, — „und ſie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle".

Eſſen und Trinken macht gute Bekanntſchaften. Dieſes zweite Tete-a-tete war nicht bloß vertraulich, was die Sinne ſo leicht werden, es war gemütlich. Ein beſonderer Umſtand wirkte dazu mit. Balm ſah in ſeiner Kerkerfreundin immer mehr und mehr — eine zweite Carlotta! Eine gewiſſe Aehnlichkeit hatte ihn dunkel, ja unbewußt, gleich anfangs getroffen. Nur war ihr Ausſehen wilder, trotziger, ſelbſt die Beleuchtung, — ein Lampenlicht im Finſtern, — voll harter, ſchneidiger Schärfen, welche ihre Züge männlich, wenigſtens amazoniſch gemacht. Jetzt verſchleierte das gleichmäßige Dunkel, in welchem der Brancaleone lag, die kantige Prägung ihrer Geſichtslinien und dämpfte und milderte. Ja, ſelbſt von innen heraus gewann ſie jetzt jenen Ausdruck, welcher ſie der ziviliſierten Carlotta ſo ähnlich, faſt ſchweſterlich ähnlich machte, nämlich den Ausdruck einer weichen mädchenhaften Weiblichkeit. Sie betrug ſich jetzt beſcheidener, was ihrer natürlichen Schönheit gleichſam Steine aus dem Weg

räumte. War ſie ihrem Gefangenen zuvor ein leidenſchaftliches Liebchen, ſo ſchien es ihr jetzt zu gefallen, ihn ſelbſt in der Liebhaberrolle zu ſehen und mit ſinnlicher Läſſigkeit bequem darin auszuruhen. Der Sturm der Begierde war zerſchmolzen in eine ſüße zärtliche Faulheit. Zuvor war ſie das Gewitter, jetzt der einladende wohlige Sonnenſchein nach dem Gewitter. Kurz, ſie war weiblich und jetzt erſt in der Temperatur, mit den Sinnen auch das Gemüt eines Mannes zu intereſſieren.

Ja, es fehlte wenig und Balm hätte ſich leicht auch auf deutſche Weiſe für ſie intereſſiert. Es lag dem Manne aus Germanien nahe, ſeinen „Fund zu ſtudieren", ein „pſychologiſches Licht" in das Abenteuer zu bringen, ſich träumen zu laſſen, ob hier „eine Seele zu retten" — „ein Ritterdienſt zu leiſten" — „eine Unglückliche, die ein beſſeres Los verdiente", aus einem „Abgrund" in den Himmel der — Deutſchheit emporzuheben, und ähnliche Buchfloskeln der Buchmoral. Es machte ihm Ehre, daß ihm das einfiel, aber es machte ihm auch Ehre — daß er ſich auslachte! In Zuſtänden, wo Kardinal und Bandit gute Freunde und Vettern ſein können, iſt die ganze Geſellſchaft nach einem Bauplane gebaut, welcher dem Einheimiſchen wohnlich und ſicher und nur dem Fremden gefährlich ſcheint. Vittoria war ein Kind ihrer Berge und eine Tochter ihres Hauſes, worin ihr wohl war, worin ſie herrſchte und ſchalt; kurz, ſie lebte in ihrem römiſchen Jarthauſen ein Leben, das ſie mit keinem in der Welt vertauſcht hätte. Das war das Bild, das Balm mit ſeinem Fragen gewann, die ſie größtenteils gar nicht verſtand und trocken und leichthin beantwortete, nicht aus Geheimniskrämerei, ſondern wie ein Menſch, der überhaupt wenig zu ſagen, aber deſto mehr zu tun hat. Sie half ihm eſſen und küſſen, er war zugleich ihr Gaſt und ihr Gaſtmahl und beides auch umgekehrt. Das war der gegebene Augenblick, und dabei blieb ſie. Sie ſah und hörte nichts, was eine Entfernung hatte und bloß ein Gedachtes war, ſie trennte vom Nächſten und Gegenwärtigſten keinen ihrer vollbeſchäftigten Sinne, ſie glich einer menſchgewordenen Sommerfliege, welche mit

der konsequenten Tollheit des Naturlebens weder eine fremde Richtung annimmt, noch in der eigenen irrezumachen ist.

Diese Genußfähigkeit, diese grenzenlose und beharrliche Unbefangenheit darin, teilte sich dem Gefühle fast mit der Wirkung einer moralischen Ueberzeugung mit. Balm fühlte ein Vertrauen und eine Sicherheit, welche die artigsten Versicherungen des rasierten Brigantenchefs nicht einzuflößen vermocht. Er wußte es seinem Schicksale wirklich Dank, daß ein so unholder Anfang eine so heitere Wendung genommen, und da ein Deutscher nie aufhören kann, ethisch zu empfinden, so empfand er fast eine Art Hochachtung gegen das Mädchen, welches in einer Lage voll Nachstellung und Hinterhalt die verkörperte Naturaufrichtigkeit war.

Der Schlaf ist gewiß der unverfälschteste Ausdruck einer friedvollen Zufriedenheit. Als Vittoria ihren Gefangenen endlich verließ, konnte dieser sogleich einen Siestaschlaf halten, als hätte er einer deutschen Vorsehungspolizei und nicht einer römischen Räuberherberge sein Haupt in den Schoß gelegt!

Und noch in den Schlaf hinein weidete Balm seine Phantasie an der Täuschung: Ich habe die Carlotta besessen! Verwechselt sie beide, verpflanzt die eine in ein Räuberkastell und die andere in die Villa Madonna, und sie sind nicht mehr zu unterscheiden. Wunderlicher Eigensinn der Begierden, der sich das Wirkliche in die Illusion übersetzt!

Balm schlief lange und gut. Der Schlaf mag ihn ins raumlose Freisein, ins paradiesisch Unbestimmte entführt haben, denn als er erwachte und sich besann, wo er sei, fuhr ihm sein Aufenthalt wie ein Dolchstoß ins Herz. Es war ein Augenblick wie Hinrichtungs-Todesschrecken. Just dieser letzte überfiel ihn wieder mit dem Schauder des ersten.

Der Brancaleone war jetzt schwarz wie ein Tintenfaß. Es konnte Mitternacht sein. Als Balm zu beurteilen versuchte, wie lange er geschlafen habe, und ob es wohl schon nahe bei Sonnenuntergang sei, verwunderte er sich über den Begriff Sonne. Er vermochte es kaum zu fassen, daß außer diesen Mauern ein Ding wie der Sonnenball in der Welt sei.

So brütete Balm, dachte an den Tag, den man nicht vor Abend loben ſoll, und die Neige des Tages ſchmeckte ihm wieder recht zweideutig. Hätte er wenigſtens Lektüre! Kein Licht, kein Buch, — noch einmal kroch es ihm unwirſch im Kopf herum, wie man ihn hier beiſeite geworfen, in die Langweile und Einſamkeit der härteſten Dunkelhaft verſtoßen.

Schon wollte er den Entſchluß faſſen und wieder einzuſchlafen verſuchen, da tat ſich ſeine Kerkertüre auf und die Stimme erſcholl, die ihm jetzt ſchon ſo ſüß geworden, die tonreiche Bruſtſtimme Vittorias: Es iſt Nacht, Ihr fahret nach Hauſe! — Licht blendete ihn, denn das Mädchen war jetzt mit einer Fackel erſchienen.

Balm ſprang auf und flog dem Lichte wie eine Mücke zu. Er flog an den Hals des Mädchens und umarmte ſie mit wahrer Begeiſterung. Jetzt war faſt er es, dem das Scheiden ſchwer wurde.

Auch übereilte ihn Vittoria nicht, ſondern ließ dem gründlichen Deutſchen Zeit, ſeine Zärtlichkeit auszutoben. Sie nahmen einen Abſchied fürs Leben, — wie hätte er ſo raſch ſein ſollen?!

Zum Andenken — denn kein Deutſcher ſcheidet ohne Andenken — glaubte Balm der gaſtfreundlichen Räuberin ſeine Uhr anbieten zu dürfen, aber ſie beſchämte ihn wie die edelſte Römerin, denn ſie nahm nichts als das Korallenhörnchen vom Uhrbehäng, das die Abergläubiſchen als Amulett gegen den böſen Blick und die Ungläubigen aus Gewohnheit der Mode tragen.

So war Balms Banditenhaft zu Ende. Auf einem viel kürzern Weg als am Morgen führte ihn Vittoria zum Brancaleone hinaus und in ein enges Höfchen, wo der Wagen ſchon ſeiner wartete. Die Blendkappe erſparte man ihm jetzt, nur die Wagenfenſter waren verhängt. Mr. Thiers blieb unſichtbar. Vittoria prügelte einen Hund, der den Fremden anbellte, und wandte ſich raſch zum Gehen.

Mit gräßlichem Gepolter auf dem polygonen Steinpflaſter rollte der Wagen zum Borgo hinaus. Keine deutſchen Tücher wehten zum Abſchied, aber der deutſche Mann dachte mit

Minne im Herzen an die milde gute Hand — die den Hund prügelte!

Nach einer Zeit lüftete er die Wagenvorhänge. Seine Begleiter ließen es geſchehen. Es war Nacht, oder wenigſtens nächtlich.

Es war Gewitternacht. Eine Wolke ſtand am Himmel, ſchwarz, ſchwer, exploſionsfertig wie ein Pulverturm. Sie wuchs aus dem Horizont in die Höhe und drohte von der Höhe wie ein Einſturz hernieder. Ferne Blitze zuckten im Schwarzen, als übten ſie ſich im Brandſtiften. Balm ſtutzte, in dieſe Schwefelhölle hineinzufahren, aber die Banditen blieben ruhig und ſagten, die Gewitter dieſer Seite gingen alle ins Meer hinaus. Fürs Land verbürgten ſie ſich. Sie plauderten mit Balm und er mit ihnen, und in der Tat behielten ſie recht. Als ſie ihn bei der Oſteria nächſt der Anio-brücke endlich ausſetzten, war das Wetter verſchwunden, die Nacht heller als der Abend, und Balm wanderte durch die Porta Pia nach Rom unter dem ſchönſten Sternenhimmel hinein.

Dreizehntes Kapitel

Balm war frei. Seine Füße gehörten wieder ihm und der Boden unter ſeinen Füßen war Recht und Geſetz. Er ſtand wieder in der Welt der Regel. Wozu alſo die Ausnahme? Wozu dieſe Räuberepiſode von zwanzig Stunden? Schüttelt man das ab und iſt froh, mit heiler Haut durchgeſchlüpft zu ſein? So mag ein Mäuschen fühlen, das einer Löwentatze entronnen! Eine Menſchenperſon muß es übelnehmen, daß ſie ein Spiel war und weiter nichts als ein Spiel! Ein Menſch denkt und Gedanken fragen nach Zweck und Ziel. Und bleibt die Antwort aus, ſo werden die Gedanken — Ahnungen. Es *ahnt* ihm Schlimmes, wenn auch nichts Schlimmes *geſchah*.

In der Tat fühlte Balm einen feinen Stachel von — Lä-

cherlichkeit in dieſem Abenteuer. Eine römiſche Banditenentführung war für jeden, der ſie erlebte, ein ernſthaftes, oft tragiſches Ereignis; es beſchämte ihn, daß die ſeinige eine Poſſe geweſen. Vielleicht alſo war ſie es — nicht! Vielleicht iſt das Ende kein Ende und haben dieſe zwanzig Stunden noch eine Geſchichte. Sieht denn ein Menſch die laufende Kette der Dinge? Was für ihn abgelaufen iſt, ſpinnen Unſichtbare vielleicht weiter, *haben* vielleicht ſchon geſponnen!

Das war Balms erſtes Freiheitsgefühl. Eine dumpfe, faſt unglückliche Stimmung. Das Wehen der Nachtlüfte umflüſterte ſein Ohr und ſagte ihm alles, was nur eine Nacht in Rom ſagen kann. Es war der ödeſte und unbeleuchtetſte Stadtteil von Rom. Die Nacht ſagte ihm, wie blind ein Menſchenauge, die antiken Stadttrümmer ſagten ihm: auf dieſem Boden iſt alles Geſchichte, kein Sandkörnlein rollt umſonſt. Alles Daſein bleibt da, wir bleiben da — als Geſpenſter.

Balm meinte, ſein Abenteuer müſſe ihm noch als Geſpenſt nachſchleichen. Er konnte an ſeine Freiheit nicht glauben. Er war frei, aber nicht harmlos. Er wurde faſt abergläubiſch. Wo war die Gewitterwolke, die mit ihm hereinging? Sie ging ins Meer hinaus. Aber ſie war ihm nachgegangen! Und das prophezeite kein Wetterprophet, welche Schickſalswolke ein Schlag ins Waſſer, und welche — ein Schlag ins Menſchenleben. Wie, wenn es das Herz prophezeite?

Oh, dieſes deutſche, ſentimentale Herz! Balm wurde ungeduldig und hielt ſich mit einer erzwungenen Rauheit vor, daß das, was man Stimmung nennt, in Rom überhaupt nicht taugt. Das melancholiſche Nachtſchleichen durch Schutt und Trümmer ermüdete ihn, ſo ſehr ihm nach dem langen Sitzen und humpelnden Fahren das Gehen wenigſtens körperlicher Genuß war. Aber jetzt erſt fühlte er, was er brauchte: wo möglich eine belebte Reſtauration und heitere Geſellſchaft darin.

Als er daher an den Bädern des Diokletian vorbei zum Monte Cavallo kam und am Quirinal einen Wagen erblick-

te, den erſten in dieſer Oede, lief er ihm wie ein Erlöſter zu und wollte ihn in Beſchlag nehmen. In demſelben Augenblicke aber trat ein Herr mit einem Bedienten aus einer Pforte des Quirinals und dem wurde der Wagenſchlag aufgetan. Der Herr war — Marcheſe Santafiore.

In ſeinen Träumereien geſtört und durchkreuzt, blickte Balm ſo verdutzt drein, daß der Marcheſe lächelnd ſagte: Nicht wahr, das Nachtſchwärmen ſteht nur noch euch Jüngeren zu und der alte Herr überraſcht Sie wohl, daß er nicht draußen auf ſeiner Vigne den Schlaf der Gerechten ſchläft? Ja, wenn es die Ungerechten nur erlaubten! Aber die Zeiten ſind recht unruhig geworden. Man zitierte mich dringendſt zu einer Beratung herein, und während wir ſaßen, trafen wieder neueſte Nachrichten ein, welche unſer Material noch vermehrten.

Balm antwortete: Herr Marcheſe, ich ſchäme mich meines müßigen Nachtſchwärmens, wenn ich Männer wie Sie ſo tätig ſehe. An uns wäre es, die Laſt der öffentlichen Angelegenheiten auf unſre Schultern zu nehmen.

Da müßte denn freilich das Haus erſt beſtellt ſein, ſagte der Marcheſe mit einer tiefen Beziehung, aber ſo väterlich wohlwollend, wie es vor vielen Menſchen die Grazien des Herzens juſt dieſem verliehen. Er warf einen langen, prüfenden Blick auf Balm, dann fuhr er fort: Kommen Sie, mein junger Freund. Dieſes Begegnis ſoll mir ein Zeichen ſein, gleich zu tun, was ich zu tun für Pflicht halte. Sie beichten mir wohl ein wenig. Ja, ja! ein Menſch hat gar vieles mit ſeinem Gott zu beſprechen und Sie mit dem Ihrigen! Aber am beſten ſpricht man nicht zu Gott in eurer beliebten egoiſtiſchen „Einſamkeit", wie ihr's nennt, ſondern von Menſch zu Menſch, wo zwei ſich vertrauen.

Balm empfand wieder den ganzen Magnet dieſes Mannes. Was er von der Einſamkeit ſagte, traf ihn mitten ins Herz, denn ach, er hatte ſie nie als Troſt, nur als wühlende Selbſtzerſtörung kennen gelernt. Und wie ſchlecht ſein Haus leider beſtellt war, ſo erregte die Anſpielung des Marcheſe in ſo hohem Grade ſeine Aufmerkſamkeit, daß ihn dieſes

Wort allein ſchon wie eine feſſelnde Kette in fremde Gewalt geſchlagen hätte. Er folgte dem Marcheſe, der ſeinen Arm nahm, in großer Bewegung.

Im Palazzo betraten ſie einen Saal, in welchem ein Kämmerling und eine Zimmerwärterin ſoeben mit den Spuren einer Konferenzſitzung aufräumten, nunmehr aber innehielten und ſich entfernten.

Das Paar beſetzte zwei Fauteuils und der Marcheſe machte Miene, einen Brief zu leſen, indem er ſich einen Armleuchter näher rückte, welcher nicht allzu hell machte, denn ſo durchdringend waren die Schatten der großen dunkelroten Marmorhalle, daß das Kerzenbündel Mühe hatte, ſich nur in nächſter Nähe die Nacht vom Leibe zu halten. Bevor er las, ſagte er:

Dieſen Brief hat ein Diplomat geſtern bei mir verſtreut, einer von der modernen Schule, welche den Himmel ſtürmen, aber — auf ihre Briefſchaften nicht achtzugeben wiſſen.

Baron Neugart?

Derſelbe. Ihr Landsmann und neueſter Freund. Nach dem Gentleman-Brevier, fuhr der Marcheſe fort, hätte ich den Brief, obwohl er ſchon entſiegelt und entfaltet war, nun freilich nicht leſen dürfen; aber ein Halbmyſtiker, wie ich, bekennt das Kredo einer anderen, nämlich ſymboliſchen Weltanſchauung, und da werden uns die kleinen Zufälle und ſcheinbaren Irrtümer zu einer Art Zeichenſprache der Vorſehung, welche in ihrem Drange, ſich zu offenbaren, einen Geiſterſamen ausſtreut, den das Gentleman-Brevier nicht zertreten ſoll. Genug, ich las dieſen Brief mit Ihrer Gentleman-Erlaubnis, und zwar recht andächtig und aufmerkſam. Er kommt aus Ihrer und des Barons gemeinſamer Vaterſtadt und es iſt auch von Ihnen darin die Rede.

Balm blickte auf.

Sie ſehen mich an, ſagte der Marcheſe; Sie ſind in Erwartung und hören Neues! Der Baron hat alſo den Gegenſtand noch nicht mit Ihnen beſprochen?

‚Einen Gegenſtand meiner perſönlichen Heimatsverhältniſſe? Daß ich nicht wüßte!

Ganz wie ich vermutet, lächelte der Marcheſe vorwurfsvoll. Wie ſäßen wir ſonſt hier? Ich wußte es ja, daß ich der erſte ſein muß. Ja, ja, dieſer Brief iſt nicht für ihn geſchrieben, ſondern für mich verzettelt worden. Der Himmel kennt ſeine Adreſſen, er iſt ein guter Briefträger. Der Baron ſprach mit Ihnen, — ich wette, — von den Ultramontanen und Garibaldinern, von Napoleon, und Cavour, von der hohen Politik, von allem, was wichtiger iſt als Ihr armes klopfendes Menſchenherz. Das iſt ſo Gentleman-Brevier. Dieſer Brief hier enthält einen zarten Punkt, und zarte Punkte berührt man nicht. Nun, ich bin nur froh, daß Chriſtus kein Gentleman war, ſondern bei den Blinden, Lahmen und Ausſätzigen die zarteſten Punkte berührt und durch ſeine Berührung geheilt hat. Aber freilich iſt Chriſtus ſelbſt wieder ein zarter Punkt, den man in guter Geſellſchaft lieber totſchweigt, weil die Herrſchaften fürchten, daß er zu einem unhiſtoriſchen Sagendunſt unter ihren Händen zerfließt. Bitte ſich nicht zu genieren, meine Herrſchaften. Laßt ihn zerfließen. Hiſtoriſch oder unhiſtoriſch; aber das wird doch hiſtoriſch ſein, daß die Menſchen überhaupt eine ſo große und erhabene Vorſtellung von ihren Kräften haben; daß ſie glauben und fühlen, ſolche Berührungen gibt es; daß ſie glauben und fühlen, einer Menſchenhand entſtrömt noch ein feineres Fluidum als: a + b, womit ſie Lokomotive und Panzerflotten hervor„zaubert". Der Ingenieur iſt hiſtoriſch und der Prophet iſt es nicht; gut! aber hiſtoriſch iſt doch wieder der Glaube an den Propheten und das Bedürfnis, etwas Schönes und Tröſtliches zu glauben. An euren hiſtoriſchen Theaterſtücken iſt kein einziges Wort hiſtoriſch, aber das Stück nennt ihr hiſtoriſch.

Balm brauchte kein Zeichen von Ungeduld zu verraten, denn er war nicht ungeduldig. Wenn der Marcheſe in ſolche Betrachtungen abſchweifte, ſo war er ein unwiderſtehlicher Herzenszauberer. Man empfand gar nicht, ob er bei der Sache war, oder nicht: ſein Herz war ſeine Sache.

Der Marcheſe fuhr fort: Sehen Sie, werter Freund, wie die Welt läuft. Da ſaßen wir draußen auf meiner Vigne,

waren geistreich mit den Geistreichen und sprachen von Gott und Welt, Himmel und Hölle, — und zu Hause brechen Herzen, und das Ihrige brach mit, denn Sie haben ja auch eines, und ich sah es in der Villa Borghese auf den ersten Blick. So leben wir in unserer menschlichen Gesellschaft und machen daraus — die gute Gesellschaft. Die liebe, gute Gesellschaft! Nun, ich achte sie ja, ich verstehe ihre Gesetze; sie müssen so sein, — aber traurig ist's doch! Wie lieblos ist das Uebereinkommen aller, nichts zu berühren, was Teilnahme fordert! Wie unsittlich hinwieder das andere: Teilnahme zu heucheln für das, was jedem innerlich fremd ist! Aendert es an Ihrer Glückseligkeit nur das Geringste, ob die Krim russisch oder türkisch ist, ob Rom geistlich oder weltlich regiert wird? Und wollen Sie etwas anderes als glücklich sein? Was suchen Sie sonst in der Welt? Wozu atmen Sie, kleiden sich aus und an, unterwerfen sich, sind geduldig, ertragen Menschen, als daß die Welt in Ihren Lebensteppich die Farben wirkt, die Ihre Leibfarben sind? Fiele der Teppich schwarz aus, kein Gott könnte Sie überzeugen, daß ein Gott ist! Warum ehre ich denn die Kirche? Weil ich von Paderborn bis Neapel, von Paris bis Warschau mit eigenen Augen gesehen habe, daß sie Menschen effektiv glücklicher macht, welche es ohne sie weniger wären. Aber sagen wir das ja nicht weiter, mein Lieber! Auch die Kirche bildet sich ein, Selbstzweck zu sein, und denkt, man unterstützt sie um ihretwillen, nicht um der Aufgabe willen, die sie zu erfüllen hat. Meine Glückseligkeitstheorie wäre ihr wahrscheinlich epikureische Ketzerei und von meiner Menschenliebe verlangte sie, sie soll nicht Menschen lieben, sondern Dogmen. Zur Zeit des Tridentinums wäre die ganze Kirchenspaltung zu verhindern gewesen durch Bewilligung des Kelches, nach welchem die gesamte Christenheit inbrünstig schrie; aber der römische Starrsinn liebte nicht die Menschen, sondern nur sich. So wird die Natur auf den Kopf gestellt und die Lüge ist allgemein. Der einzelne soll sich im Fahrwasser der Gesellschaft halten und doch besteht die Gesellschaft eben nur aus den einzelnen. Unser Ameisengeschwätz über

Pyramiden heißt Sinn für öffentliche Angelegenheiten, aber unſer Sinn für uns ſelbſt Egoismus. Und den Egoismus des Individuums dämpfen wir ſorgfältig mit dem Egoismus der Geſellſchaft. Dieſer befiehlt jenen: Unterhalte mich, aber ſo, daß du mich nichts angehſt. Sprich mir von allem, nur nicht von dem einzigen, was dich wirklich intereſſiert: von deinem Leben und Sterben. Sprich von Ruſſen und Türken, von Wind und Wetter, von Opern und Schauſpielen, ſprich vom Geſprochenen, ſprich an allen Orten, zu allen Zeiten davon, nur von deiner Seele ſprich nicht. Erſchieße dich morgen und bleibe heute noch unverſtanden. Mit dem Mikroſkop in der Hand bete befruchtete Kehrichtshaufen an, aber kümmere dich nicht um Geſchöpfe, welche weinen können. Sei zart, die âme incomprise gehe ſtumm vorüber, ſie winde ſich ihr Schnupftuch in die Zähne und verzweifle mit Anſtand. Und wenn ſie in einen Beichtſtuhl hinkniet, den einzigen Ort, der ihr Mitgefühl zeigt, ſo zucke die Achſeln, ſchilt ſie bigott und preiſe die Vernunftreligion des neunzehnten Jahrhunderts!

Das waren die Gedanken, — wenn Sie wollen, die Selbſtvorwürfe, die ich mir machte, als mir dieſer Brief in die Hand fiel. Wie harmlos haben wir geplaudert, und wie harmvoll war mein Gaſt, der da mittun mußte! Wie ſchön und artig haben Sie ſich intereſſiert — für die Jungfrau Maria, den Vogel Greif, den Borgheſiſchen Fechter, — der gute manierliche Gaſt! Laut ſpricht er mit den Grazien und im ſtillen ſprechen die Furien mit ihm. Von dieſer ganzen Unterhaltung konnte ſein Herz nichts brauchen, denn es leidet und macht leiden. Was er einzig braucht, das iſt ein Arzt, ein guter, guter Arzt, kurz die unzarte Hand, welche zarte Punkte berührt.

Den Brief an die Augen gebracht, hielt der Marcheſe wieder inne und ſagte: Aber es iſt wohl überflüſſig, daß ich Ihnen juſt den Wortlaut vorleſe. Sprechen wir alſo bloß von dem Kern der Sache. Dieſen Brief ſchreibt eine Dame an unſern Baron, welche, wie man ſieht, die Dame ſeines Herzens iſt. Dieſe Dame hat eine Freundin und ſpricht

von einem Intereſſe dieſer Freundin. Das Intereſſe aber ſind S i e! Sie hatten ein völlig ernſtgemeintes Verhältnis mit der ungenannten Freundin der Briefſtellerin; ſie war Ihre Braut, das Verhältnis beſteht nicht mehr. Sie haben es von Italien aus abgebrochen, plötzlich und einſeitig gelöſt; Sie haben das Mädchen unglücklich gemacht.

Das wenigſtens war n i c h t einſeitig, Herr Marcheſe.

Davon bin ich überzeugt; ich ſagte es ja. Auch bezeugt es der Brief. Sie brachen das Verhältnis unter Anzeichen ab, welche keine frivole Sinnesänderung, ſondern gültige Gründe, oder beſſer, den Schein von ſolchen vermuten ließen. Auch boten Sie die liberalſte Anſpruchsentſchädigung an, was für die Rechtsfrage freilich korrekt, aber für das weibliche Zartgefühl nur noch verwundender war. Sie wünſcht nichts von Ihrem Gute; ſie gäbe ſelbſt noch ihr alles und letztes nur für ein einziges Wort, — für das Wörtchen: Warum?!

Von Mailand verſchwanden Sie der armen Verlaſſenen. Es vergingen Monate, — mir traten die Tränen ins Auge, mit welch blutiger Einfachheit das geſchildert iſt, — aber Sie werden ja mitgeweint haben! Alſo nichts davon. Endlich tauchten Sie in Rom wieder auf, was durch Ihre Briefe an Ihr Vaterhaus auch in den weiteren Kreiſen Ihrer Vaterſtadt zur Kunde gelangte. Das übrige erraten Sie. Baron Neugart wird nun beſchworen, Ihre Bekanntſchaft zu machen, Ihr Vertrauen zu erwerben, kurz, ſich auf einen Fuß mit Ihnen zu ſetzen, auf welchem jüngere Männer ihre Herzensgeheimniſſe austauſchen. Er möge den Grund Ihres Rücktrittes herausbekommen. Denn es ſei doch traurig, ſchließt die Briefſtellerin, ſeit Monaten zum Tode verurteilt zu ſein und nicht einmal zu wiſſen, um welches Verbrechens willen.

Der Marcheſe ſchloß: Es bleibt nun dahingeſtellt, wie der Baron dieſe Sache zu behandeln gedenkt. Es iſt ein bedenkliches Zeichen, daß er einen ſolchen Brief verlieren konnte; dagegen ein gutes, wie landsmänniſch-kordial er ſich an Sie anſchloß. Ganz, wie ſeine Dame es wünſcht! Nebenbei bemerkt, eine lehrreiche Geſchichte, wie oft Freundſchaften ge-

ſchloſſen werden. Man meint, das könne nur durch Liebenswürdigkeit geſchehen, inzwiſchen kann es gar ſehr mit Abſichtlichkeit geſchehen. Kurz, der Philoſoph, welcher es liebt, über Täuſchungen zu lächeln oder zu weinen, findet allerwegs ſeinen Stoff. Was aber uns betrifft, ſo wollen wir weder lachen noch weinen, ſondern ein Drittes tun und ſchlankweg handeln. Das iſt's, wozu ich mich Ihnen als Partner anbiete. Der Baron könnte doch nur peu à peu mit Ihnen gehen, aber ſoviel ich ſehe, iſt leider ſchon Zeit genug verloren. Wir zwei können raſcher gehen. Mich bindet nicht das Gentleman-Brevier, ich bin ein Chriſt, und Sie haben mir längſt erlaubt, es zu ſein. Das macht unſern Weg ſo kurz — wie zum Beichtſtuhl! Ich bin ein Fremder, ein alter Mann, eine neutrale Perſon; bei mir fällt alles von ſelbſt weg, was der Gentleman-Kodex Gene, Reſerve, fausse honte, nennt; wir zwei haben freie Hand miteinander. Wir ſitzen in dieſem Gemache wie auf einer Inſel, zwei Menſchen, welche dies- und jenſeits der Alpen verſchiedenen Sternen folgen und vielleicht nie mehr zuſammenkommen. Ja, vielleicht hat uns die Vorſehung einzig zu dem Zwecke zuſammengeführt, damit geſchieht, was dieſer Brief wünſcht. In dieſem Sinne erlaubte ich mir die Vorſehung zu deuten, und wenn Sie mit mir des gleichen Sinnes ſind, ſo iſt zwiſchen uns nichts natürlicher als ein Vertrauen, das zwiſchen Ihnen und dem Baron doch erſt auf die Länge der Zeit und auf den Grad ſeiner Geſchicklichkeit ankäme. Alſo: — ſprechen Sie, Freund Giuſto!

Kurz, aber nicht ſchroff, ſagte Balm: Sie ſcheinen ſich, Herr Marcheſe, ein verwickeltes Mißverſtändnis zu denken, welches ein Pro und ein Kontra zuläßt. Der feierliche Ernſt Ihrer Gemütsſtimmung läßt mich doppelt peinlich empfinden, wie häßlich mein Gegenſtand iſt, wie gänzlich unwürdig jeder beſſeren Erwartung. Ich habe nichts mitzuteilen als eine einzige brutale Tatſache. Was würden Sie alſo, Herr Marcheſe, dazu ſagen, wenn Sie den ſicherſten, nämlich einen Beweis des Augenſcheins dafür hätten, daß das Mädchen, welches Sie zum Altare führen wollen, von ei-

nem Manne vor Ihnen — in völligſter Körpernacktheit geſehen worden?

Der Marcheſe zuckte.

Mit abtönender Stimme ergänzte Balm: Daß ich meine Braut nicht aus Ständen wähle, wo man berufsmäßig Modell ſteht, darf ich mir zu bemerken erſparen.

Ah, alſo in dieſem Sinne! Skulptur oder Malerei?

Malerei. Uebrigens iſt ja das Darſtellungsmittel der Nacktheit gleichgültig!

Nicht ganz, mein Freund. Skulptur verlangt Männerkraft; malen kann auch ein Frauenzimmer. Und Sie ſprachen ausdrücklich von Männeraugen, die geſehen haben. Wie alſo, wenn der Mann — eine Männin geweſen wäre?

Balm war betroffen. Dann aber ſchüttelte er den Kopf und ſagte: Auch das dürfte einem Bräutigam nicht verheimlicht bleiben.

Sehr wahr, antwortete der Marcheſe. Viel Wert lege ich ſelbſt nicht auf meinen Einwurf. Aber mehr iſt er doch als ein Spiel des Witzes. Die Jugend iſt voll Uebereilungen und e i n e Uebereilung wäre damit ſchon bewieſen. Die Männeraugen, von denen Sie ſprachen, ſind eine Vorausſetzung, aber Sie nannten es Augenſchein. Darf ich Sie alſo bitten, ſo erzählen Sie mir nun die näheren Umſtände dieſes „Augenſcheins". In einer ſo wichtigen Sache nimmt man ein Intereſſe, doch auch mit eigenen Augen zu ſehen.

Balm erzählte. Er erzählte von ſeinem Nachtlager in der Lomelina. Zwar Namen nannte er nicht. Weder mit Namen noch mit Beſchreibungen deutete er mehr als nötig auf Orte und Perſonen. Die übrigen Umſtände und Einzelheiten aber ſchilderte er um ſo ausführlicher. Mußte doch ſichtlich werden, daß der Kaſtellan ſelbſt mit dem ganzen Bewußtſein gehandelt, ein Hehler von Schändlichkeiten zu ſein, und dann wieder, wie umſichtig Balm beobachtet, wie klar und ſcharf er aufgefaßt, wie lichtvoll ſeine Sinne, wie treu ſein Gedächtnis. Er ſprach langſam, gleichſam Silbe für Silbe mit Gewichten beſchwerend und auseinander haltend, um Ton und Atem, die es leiſe durchzitterte, über-

haupt in seiner Macht zu behalten. Es war ein Sprechen, wie wenn ein Bahnzug im Schritt fährt, — über schwindelnde Hängebrücken, kurvenbeschreibend an geröllrieselnden Abgründen. Es sind Formen von Mäßigung, — bei denen die Seele bangt und das Blut stockt!

So erreichte er jenen verhängnisvollen Punkt seiner Bahnstrecke, wo er seine Braut erblickt, als Bild unter Bildern, wie sie nur im Vaterlande Aretins und Giulio Romanos gleichsam die Eingangspforte desselben schmücken, oder auch beflecken konnten.

Er war zu Ende. Er hatte das alles vor sich hingesprochen, mit gesenktem Gesichte, zum Augenpunkte irgendeinen Steinwürfel des Mosaikbodens. Als er jetzt aufblickte, erschrak er. Das Aussehen des Marchese war schlimm verändert. Sein schöner weißer Gesichtsteint, sonst glänzend wie eine weiße Blüte, war aschfahl. Seine halbgeschlossenen Augenlider gewährten ein Bild wie eines brechenden Auges. Vielleicht hatte Balm, ohne es zu wissen, schon lange zu einem Ohnmächtigen gesprochen, oder eine Ohnmacht war soeben im Anzuge; genug, der alte Herr hatte sich übermüdet, diese Nachtwache war ein Exzeß und Balm hatte die Pein, Mitschuldiger eines Exzesses zu sein. Hastig schellte er. Der Marchese blickte auf, und als der herbeieilende Kämmerling ihm den Arm bot, sagte er nichts als: Ja, gehen wir. Balm bot ihm auf der anderen Seite den Arm! So führten sie den Marchese nach seinem Wagen. Er ließ es willig geschehen. Die beiden halfen ihm auf seinen Sitz und der Kämmerling setzte sich an seine Seite. Gute Nacht! sagte der Marchese zu Balm, als ob sonst nichts übrigbliebe, als ob diese Unterhaltung beendet und nicht vielmehr abgebrochen wäre. Balm wußte nicht, was er denken sollte. Der Wagen setzte sich in Bewegung. Balm sah ihm nach, solang er konnte.

Langsam schlich er nach Hause. Er betrat seine Wohnung fast in dem Augenblicke, als er vor vierundzwanzig Stunden von den Räubern entführt worden. Welch ein Umschwung seit dieser Zeit! Gestern entsprang er seinem Bette, voll aufgeregter Verwirrung, mit einem Zuppa und Cencio

das Rätſel, an dem ſein Schickſal hing, zu löſen; heute hat ihm eine reinere Hand und an einem ganz anderen Ende des Fadens die Löſung von ſelbſt entgegengebracht. In jenem Briefe ſprach die einzig und nächſtberechtigte Stimme und ſprach mit der Stimme der Unſchuld! Welch ein Licht, welch eine Wendung! Vor dieſem Eindruck wich ſelbſt der Schrecken, den ihm der Marcheſe, der liebe Bote dieſer Botſchaft, ſoeben verurſacht. Vielleicht iſt es nichts Neues, ſondern nur das Alltägliche, daß die verrufene Fieberluft römiſcher Sommernächte ſolche Anwandlungen hervorbringt! Balm wollte nicht fürchten in dem Augenblicke, wo er ſich freute!

Wie freute er ſich jetzt, daß er ſeinen Rückzug nach Capri noch nicht angetreten! Wahrlich, das alles hätte ihm nicht die Einſamkeit einer kleinen ländlichen Inſel ſo wunderbar zugetragen. Er fing an, die menſchliche Geſellſchaft, wie die natürliche Erde, als einen Mutterboden von Samen zu betrachten, aus welchem Dinge aufgehen, die kein einzelner anbauen kann. Es überkamen ihn tröſtliche Ahnungen über das große Wunder des Daſeins, Fühlungen, wie ſie nur in auserwählten Stunden tiefer gehen und feiner taſten. So durchſchritt er lange und lange ſein Zimmer, in einem hochbelebten und faſt begeiſterten Zuſtande. Erſt die ſteigende Sonne konnte ihm fühlbar machen, daß der Zuſtand ſeines Körpers ein entgegengeſetzter, und eine Summe von Ermüdung und Abſpannung als eine fällige Schuld mit jener Uebermacht heimfordern, die ihr über jedes lebendige Weſen gegeben iſt. Die Schwüle des Tages legte ihn ſtill und ſacht wie ein Kind in eine Sofaecke hin, wo ſie ſeine Augen verſchloß und faſt verſiegelte.

Vierzehntes Kapitel

Nach der Erquickung, womit Balm aufwachte, meinte er viele Stunden geſchlafen zu haben und doch war kaum eine voll. So leicht baden ſich auch die überreizteſten Nerven

geſund, wenn ſchon der Körper ſelbſt ins natürliche Geſundbad der Jugend eingetaucht iſt!

In dieſem Moment des Wohlgefühls dachte er mit einer Art von Gnade an den armen Zuppa und wie er die letzte Nacht vor ſeinem Bette gezappelt, das von der heutigen noch unberührt daſtand. Dieſes unberührte Bett bedeutete jetzt, daß er inzwiſchen ſelbſt in Banditenhände gefallen, und unwillkürlich kamen ihm die Aengſte Zuppas weniger lächerlich vor. In jener Nacht wäre es ihm unmöglich geweſen, den Buckligen ernſthaft zu nehmen; wußte doch nie ein Menſch, womit es ihm ſelber Ernſt war, wenn die Sprühteufel ſeiner ironiſchen Schwätzerlaune ihr Spiel mit ihm trieben. Aber ſchließlich — um was handelte es ſich denn? Um einen Morgenbeſuch bei einem liebenswürdigen Mädchen! Um ein reizendes Plauderſtündchen, in welchem der Wink hingeworfen wird, wenn der Fürſt nicht ſelbſt die Bildergeſchichte berühre, ſo geniere es ihn wahrſcheinlich und ſie möge es auch nicht tun. Wahrlich, das ließ ſich leiſten!

Beim Umkleiden durchſchweifte Balm dieſe Gedanken und ſofort änderte er wieder einen Teil ſeines Anzugs, um Morgentoilette für einen Damenbeſuch zu machen. Schon im Begriffe auszutreten, bedachte er weiters, daß er ſeinen Beſuch auch verfehlen könne, und ſchrieb, um auch für dieſen Fall keine Zeit zu verlieren, ein Billett, das er zu hinterlaſſen gedachte und worin er ſie ſelbſt um eine Empfangsſtunde bat.

Die deutſche Ueberlegſamkeit hatte ihre Sache gut gemacht, denn kaum auf die Straße getreten, ſah ſich Balm aus einem vorbeirollenden Wagen gar anmutig begrüßt und zwar — juſt von der Kunſtreiterin. Aber wenn der Mann an ihrer Seite der Fürſt war, ſo hatte ihn ein Geſicht geſtreift, deſſen flüchtigſter Eindruck noch ein Charakterbild war. Er ſah aus wie der zweite Held eines Trauerſpiels, der noch übrigbleibt, wenn der erſte zugrunde gegangen. Ein Geſicht, das unheimlich verwittert, aber durch eine düſtre Willensglut noch belebt war, gleichſam ein Mann, der viel gekämpft, wenig

erſiegt und juſt deshalb die Ausdauer hat, Kampf und Sieg noch tief in die Nacht hinein zu verfolgen.

Sein vorausſichtig verfaßtes Billett durch einen Facchino beſtellt, überließ ſich nun Balm mit dem ganzen Appetite, der ſeit vierundzwanzig Stunden nur einmal befriedigt worden, dem Studium eines engliſchen Frühſtücks.

Inzwiſchen hatte ſich die ſtechende Morgenſonne, ſehr zu ihrem Vorteile, in eine Schleiermantille von blaßgrauen Dunſtwolken gehüllt, wozu ſie den Fächer eines friſchen, vielleicht gewitteriſchen Lüftchens gar einladend handhabte. Für den Augenblick ein angenehmes Wetter! Und da jetzt Morgenpromenade in der Villa Borgheſe war, nämlich die Stunde zwiſchen elf und zwölf nach der ora francese, ſo erinnerte ſich Balm ſeiner alten Vorliebe für jene Räume, die er ſchon lange nicht mehr betreten, und ließ ſich dahin fahren.

Der Beſuch, in dieſer Saiſon kein Gewühl, zerſtreute das überſättigte Auge nicht, ſondern gab ihm die Alkumoſtimmung, behaglich das einzelne zu durchblättern. Balms Intereſſe hatte bald eine Dame erregt, die am Arme ihres Begleiters in Diſtanz vor ihm herwandelte. Ihr ſchöner Wuchs, ihre wahrhaft maleriſch geſchwungene Nackenlinie, ihre natürliche Eleganz, ſich ſelbſt und die Begleitung zu halten, fiel ſo angenehm auf, daß er eine Zeitlang abſichtlich die Diſtanz hielt, um das Schauſpiel zu genießen. Natürlich trat er ihr zuletzt doch vor, mit dem begreiflichen Verlangen, die Schönheit auf ihrem Titelblatte, auf der Geſichtsſeite zu betrachten. Und ſiehe da, es war wirklich eine Schönheit, aber eine ſolche, — die er ſelbſt ſchon beſeſſen und vernachläſſigt hatte. Mit einem Worte, es war Domenica.

Auch ihr Begleiter war ein alter Bekannter, nämlich der junge Engländer, ſein täglicher Tiſchnachbar aus der erſten Zeit ſeines römiſchen Aufenthalts.

Unter dieſen Umſtänden begrüßte man ſich beiderſeits mit großer Vertraulichkeit. Domenica ſelbſt hatte die Naivität, die beiden Herren in aller Unſchuld als ihre zwei guten Freunde einander vorzuſtellen. Die beiden Herren amüſierten ſich über ihre Kollegialität nicht wenig.

Wahrlich, du bist ein Mann von Wort, sagte Balm zu Domenica. Du hast geschworen, künftig nur noch Fremde zu lieben, und ich sehe, dein Schwur ist dir heilig. Recht so, standhafte Römerin! Aber wie ging es mit Beppo, he? Du wolltest ihn ja von der Galeere loskaufen. Nicht wahr, so sagtest du?

Domenica antwortete: Denkt Euch, die Mutter hat das Geld mit den Pfaffen vertan. Der arme Beppo! Er muß für das Seeleben wirklich bestimmt sein.

Balm erzählte dem Engländer, worauf sich diese Worte bezogen, und fuhr dann französisch fort: Ich glaube gar wohl, daß es ihr Ernst war mit dem Loskauf. Das Mädchen hat ein gutes Herz. Was sag' ich? ein großmütiges Herz! Wenigstens eine Art von großmütigem Leichtsinn. Sie macht ihre Rechnung mit der Welt mehr zum Vorteile anderer, als zu ihrem eigenen, und zerbricht sich mit Plus und Minus wenig den Kopf. Es ist leicht, ihr Freude zu machen, sie ist dankbar für Kleinigkeiten, schätzt die Geschenke, wie es sein soll, nicht nach dem Wert, sondern nach der freundlichen Meinung, und scheint nicht zu ahnen, wie reich sie selbst zu schenken hat. Ja, es ist rührend, wenn ihr Machtbewußtsein über sie kommt, daß sie es zehnmal in kindischen Tyranneien, statt einmal in Ansprüchen ausläßt, die ins Gewicht fallen. Wahrlich, es hat mir oft leid getan, an ihre Zukunft zu denken und kein Mittel zu wissen, wie sie vor dem Mißbrauch unsrer egoistischen Rasse zu schützen. Ich freue mich jetzt, sie unter der Protektion eines Gentlemans zu sehen, dessen Wohlwollen, vielleicht glücklicher als das meinige, irgendeinen praktischen Rat für sie aussinnt.

Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, sagte der Engländer, mein Rat liegt nahe. Ich werde sie einfach verheiraten. Ich weiß mir auf meinen Gütern in Irland einen jungen Pächter, eine gute Haut und ein lustiges Blut, wie gemacht für sein römisches Ebenbild hier. Ich werde dem Paare eine schöne Parzelle als freies Grundeigentum schenken und ich hoffe, es bekommt uns allen wohl.

Das Arrangement ist gut, sagte Balm, und ich würde vom

Herzen Prosit dazu sagen. Nur Irland macht mir Bedenken. Wird unsre Vollblut-Römerin unter dem nordischen Himmel gedeihen?

Irland und nordischer Himmel! lächelte der Engländer. Mein Irland, welches den Golfstrom aus erster Hand bekommt! Mein Munster zumal, wo Myrte und Aloe im Freien überwintern! Könnte ich sie schlafend hinbringen, ich wette, so hoch Sie wollen, die Römerin würde bei sich zu Hause aufzuwachen glauben. Mein Munster ist ein zweites Italien, nur ein gesünderes. Wir haben keine Malaria und keinen Schirokko. Und erst das Volk! Man hat die Polen die Franzosen des Nordens genannt; nun, die Iren sind die Italiener des Nordens. Mir scheint, ich sage das zuerst, aber um so mehr Schande für die Ethnographen. Es ist ein Faktum: die Iren sind wirklich so aufgeweckt, munter, witzig, gesellig, warmblütig, schwarzäugig, leidenschaftlich, rachsüchtig, bigott, abergläubisch, musikliebend, dichterisch und faul, wie das liebenswürdige Gesindel von Rom oder Neapel. Es wäre hübsch, wenn Sie sich selbst überzeugten. Besuchen Sie uns einmal!

Warum nicht? sagte Balm. Wenn das Glück will, am Vorsatz soll es nicht fehlen.

Zu Domenica aber sagte der Engländer: Siehe, mein Kind, so lange haben wir gebraucht, dein Loblied zu singen. Um deine Bescheidenheit zu schonen, taten wir's französisch; aber ich will es dir heute noch übersetzen. Es war sehr schön!

Balm lächelte. Es gefiel ihm, was er da sah. Er merkte bald, daß der Engländer für Domenica eine Zärtlichkeit hatte, die fast Schwäche war, und beglückwünschte sie im stillen darüber. Ueberhaupt lernte Balm ein neues und gar nicht unangenehmes Gefühl bei dieser Gelegenheit kennen. Hat man ein Liebchen aufgegeben, das ein guter Freund sich behagen läßt, so sieht man mit frei gewordener Seele auf eine Zeit zurück, die überwunden, aber doch nicht zu bereuen ist, weil die frische Freude des andern wie eine lebendige Rechtfertigung empfunden wird. Auch Domenica machte zu ihrem Vorteil Figur. Sie behandelte die beiden Freunde, den alten

und den neuen, mit einer natürlichen Unbefangenheit und ohne den mindesten Unterschied veränderter Interessen, Rechte und Verpflichtungen. Balm, der ein Studium daraus machte, belauerte sie aber ebensowenig nur auf der mindesten Spur jener Koketterie, welche, um die Neigung des einen zu schärfen, ihn eifersüchtig auf den andern macht. Diese weibliche Anakchie, ohne allen Kalkul den Eingebungen des Temperamentes zu leben, niemals Absichten zu haben und in Laune und Willkür souverän zu sein, war einer ihrer besten, man dürfte sagen, edelsten Reize, und verlieh ihr etwas Freies und Vornehmes, das auf der Stufe, auf welcher sie leider stand, einen überraschenden und fast idealisierenden Eindruck machte!

Eine Weile überließ sich Balm mit wahrem Vergnügen der Gesellschaft dieses Paares. Gern hätte er ihren vereinten Wünschen nachgegeben, eine Lustbarkeit für den ganzen Tag mitzumachen, aber er fand sein Herz doch nicht leicht genug dazu. Dringender, als die Stimmen dieser zwei fröhlichen Menschen, redeten noch gar manche andere Stimmen in ihm. Er dachte an den Brief aus Deutschland, den ihm der Marchese mit so vieler Aufopferung mitgeteilt, und an seine große Verpflichtung gegen den lieben Kranken. Er dachte an den armen Zuppa, der in den verlorenen vierundzwanzig Stunden vielleicht öfter als einmal seinen Trost bei ihm gesucht und nicht gefunden. Und in Verbindung damit dachte er an die Kunstreiterin, und ob sie sein zurückgelassenes Billett wohl schon beantwortet und wie? Standhaft riß er sich los und eilte nach Hause, denn die letztere Frage schien ihm die nächste und wichtig genug, um nachzusehen.

In der Tat fand er eine Karte, die mittlerweile geschickt worden, aber nicht von Donna Selina, sondern vom Marchese Santafiore. Der alte Herr lud ihn ein, ihm wo möglich noch heute seinen Besuch zu schenken.

Noch heute! Und wie nahe war er daran, dieses Heute ziellos in den Tag hinein zu verschwärmen! So ähnlich ist das sogenannte „leichte Leben" dem wirklich zerfahrenen und

dieſes wieder dem mißvergnügt-reuevollen! Wie froh war er jetzt, das Vergnügen rechtzeitig beendet zu haben!

Er warf ſich ſofort in den Wagen und fuhr nach der Villa Madama hinaus. —

Die Villa ſtand noch auf ihrem Flecke, aber das war auch alles. Sonſt ſchien es eine verwandelte, ja eine verzauberte Welt. Menſchen und Dinge machten ein fremdes, in allen Zügen faſt unkenntliches Geſicht.

Die ſchöne Dienerin aus Albano öffnete ihm die Pforte und führte ihn ſtumm und ernſt wie eine Sibylle nach dem Empfangſalon. Der Ernſt eines Mädchens ſieht dem Trotze nicht unähnlich, und Balm verglich ſie — mit der trotzig-ſchönen Vittoria. Zu ſeiner geſtrigen Einbildung die Gegenprobe! Aber heute war nicht die Zeit der müßigen Einbildungen. Das Mädchen eilte ihm mit hurtigen, faſt ſcheuen Schritten als ſeine Anmeldung voraus. Im Geſellſchaftszimmer fand Balm eine Gruppe, auf welcher es wie ein Reif zu liegen ſchien. Es war Signora Dezia, die zwei Enkelkinder und ein korpulenter, kahlköpfiger Herr, welcher ſich als Hausarzt vorſtellte. Die kleinen Mädchen duckten ſich wie Niobidenkinder in den Schoß der Großmama, und als Balm ſeine Lieblinge freundlich grüßend über die Lockenköpfchen ſtreichelte, ſahen ſie ihn groß und verſchüchtert an.

Fragend, faſt erſchrocken, blickte Balm auf die Matrone.

Dieſe gab ihm einen Blick voll Kummer zurück, und Balm glaubte zu empfinden, daß ſelbſt ein leiſer Vorwurf mit beigemiſcht war. Sie finden uns voll Sorge, war alles was ſie ſagte, als die Hände zu einem faſt unwillkommenen Willkomm ſich darreichten.

Mehr ſagte der Hausarzt, welcher mit einer Amtsmiene, worin Höflichkeit und Verdruß ein zweifelhaftes Wetter erzeugten, den Ankömmling anredete: Der Herr Marcheſe hat Sie zu einer Unterredung bitten laſſen. Geſtatten Sie mir, daß ich für meine Perſon eine Bitte hinzufüge. Ich bitte Sie, was an Ihnen liegt, Ihre Unterhaltung mit dem Marcheſe ſo zu führen, daß eine Gemütsbewegung oder eine Gedankenanſtrengung möglichſt vermieden wird. Die Indikation

ſtünde überhaupt auf Enthaltſamkeit von äußerem Verkehr; leider kann ein Arzt die freie Entſchließung ſeines Kranken nicht hemmen, er kann nur empfehlen und raten.

Balm dachte bei ſich: Das heißt, wir ſähen dich lieber, wo der Pfeffer wächſt, und haben alles getan, deinen Beſuch zu verhindern.

Balm war beſtürzt. Er hatte ſich auf einen unguten Tag des alten Herrn gefaßt gemacht; aber nun ergriff es ihn doch, wieviel Ernſt er davon hörte und ſah. Mit weichem Gemüte verſprach er, die Winke des Hausarztes zu befolgen.

Wir bitten Sie darum, flehte Signora Dezia gepreßten Herzens.

Der Hausarzt führte ihn in das Kabinett des Marcheſe. Noch einen Warnungsblick warf er auf Balm, als er ſich zurückzog, um das Paar allein zu laſſen.

Aber Balm hätte ſich ſelbſt gewarnt. Der Marcheſe bot ihm ein Bild, deſſen Eindruck zu verbergen alle Uebung der Selbſtbeherrſchung erforderte. Er ſchien ihm ſeit zehn Stunden um zehn Jahre gealtert. Der Marcheſe empfing ihn zwar mit der Haltung des vornehmen Mannes, welcher körperliche Gebrechen der Schauſtellung entzieht; aber juſt das war ein fremder Zug und Balm ſah ihn zum erſten Male ſo. Santafiore hatte mit ſüdländiſcher Grazie ſeinen Körper ſonſt ſeiner natürlichen Leichtigkeit überlaſſen können.

Als ob nicht das mindeſte vorgefallen wäre, begann der Marcheſe die Unterhaltung im Tone des Fortſetzens. Ihr Fall iſt ſchwieriger, als man denken ſollte, fing er an; ich überlegte mir dieſe Verwicklung recht angelegentlich. Unſer Damenbrief aus Deutſchland wünſcht eine Anklageſchrift, aber was Sie äußern könnten, iſt ein Innerliches und heißt in der Außenwelt — ſubjektiver Eindruck, — Sinnestäuſchung, — Zufall. Ich begreife, daß Sie in dieſem Falle gebrochen, ohne den Grund zu nennen, und lieber die höchſte Geldbuße dafür angeboten. Der Grund iſt eben I h r Grund, eine Ueberzeugung, die Ihre perſönliche iſt, aber als Sachbeweis mangelhaft wäre, ſo ſehr das gymnoplaſtiſche Bild, das Sie geſehen, eine Sache zu ſein ſcheint. Faſſen wir alſo

die Lösung des Knotens an dieſem Ende an. Das Schloß! Der Kaſtellan! Das Bild! Woher ſtammt es? Was iſt ſein Urſprung, ſeine Geſchichte? Der Kaſtellan müßte vor allem zum Sprechen gebracht werden. Wie ſagten Sie doch, daß jener Edelhof hieß?

Balm blickte befremdet. Es ſollte mich wundern, wenn ich Namen genannt hätte. Ich tat es nicht. Ich glaube, erzählt zu haben, daß ich dem Kaſtellan mein Ehrenwort gab, ſein Geheimnis zu bewahren.

Aber er hat einen Mordanfall auf Sie gemacht!

Balm verwunderte ſich über dieſe Erinnerung, denn der Marcheſe ſchien nun doch nicht ſo bewußtlos-ohnmächtig zugehört zu haben, daß ſein Gedächtnis von allen Einzelheiten der Erzählung irgend etwas fallen gelaſſen hätte. Aber anknüpfend daran fuhr er fort: Juſt ſein Mordanfall erweckte mein Mitleid. Er war alt und kraftlos, ich jung und ſtark. Er wollte mein Schweigen durch meine Ermordung; ich überwältigte ihn, aber ich ſchenkte ihm freiwillig mein Schweigen.

Ein Geſchenk, an das er nicht glauben wird! Oder denken Sie wirklich, daß ein Menſch, der ein Meuchelmörder iſt, einen Begriff von einem Ehrenworte hat?

Das iſt ſeine Sache. Hat es ein Meuchelmörder empfangen, ſo hat es ein Ehrenmann gegeben. Ich habe einen Begriff davon.

Der Marcheſe nickte ſtill vor ſich hin. Nach einer Weile ſagte er: Meine Meinung war, daß ſich der Kaſtellan Ihr Ehrenwort wahrſcheinlich in Güte abhandeln ließ, da er an die praktiſche Sicherheit ſolcher Ehrenpfänder ohnedies nicht glauben wird.

Balm ſchüttelte nachdenklich den Kopf. Und wenn! ſagte er wie im Selbſtgeſpräch. Und wenn! Es mag ſein, ich könnte ihn vielleicht verführen . . . Pardon! das Wort iſt mir unbedacht entſchlüpft. Aber ſoll ich's zurücknehmen? Behalten wir's, weil es ſich von ſelbſt eingeſtellt hat. Ja, verführen, in Verſuchung führen, müßt' ich es nennen, denn der Kaſtellan ſcheint mir ein treuer Diener ſeines Herrn.

Was ſag' ich, ſcheint? er wollte mich ja ermorden im Dienſte ſeines Herrn und als Hüter ſeiner Geheimniſſe! Bald wäre ich, auf ewig verſtummt, der ſprechendſte Beweis ſeiner Treue geworden. Ich ſehe da mitten in der Abſcheulichkeit irgend etwas Achtbares. „Hund" iſt gewiß ein Schimpfwort für einen Menſchen; aber was gebührte mir ſelbſt, wenn ich dem Menſchenhund auch noch die Hundetreue abſchachern wollte? Wenn ich einen ſittlichen Charakter, der ganz Schatten und ſchwarzer Klecks iſt, um ſeinen einzigen Lichtpunkt brächte? Wenn ich einen Spitzbuben juſt dort verführte, wo er allein noch ehrlich ſein will?

Vielleicht tut er nur ſo? Können Sie glauben, daß unter Böſen wirkliche Treue beſteht?

Ja! Denn wenn man geſagt hat: auch die Hölle muß ihre Freuden haben, ſo könnte man ebenſogut ſagen: auch die Hölle muß ihre Tugenden haben.

Himmel, welch ein Wort! rief der Marcheſe und zuckte wie von einem elektriſchen Schlag. Auch die Hölle muß ihre Tugenden haben! Das iſt ein Fortſchritt über die ganze chriſtliche Ethik, die doch ein ſo großer Fortſchritt über die heidniſche iſt. Sie ſind ein bewunderungswürdiger Menſch. Ich bin ſtolz, Sie erkannt zu haben, wahrhaft ſtolz, wie prophetiſch meine innere Stimme für Sie geweſen. Ich glaube, Sie ſind der ſchönſte Fund meines Lebens.

Wenn das eine von den Gemütsbewegungen war, die der Arzt fürchtete, ſo bedauerte Balm die ärztlichen Kurzſichtigkeiten, denn der Marcheſe ſtrahlte verjüngt und belebt! In dieſem Augenblicke ſchien er geſund zu werden, ſeine Pſyche ein ausfliegender Schmetterling! Naturen, wie er, werden von Gedanken erfriſcht, wie Ohnmächtige von Eſſenzen.

Und doch bedachte auch Balm, ob dieſe außerordentliche Wirkung ſeines „heureux mot" nicht eben wieder auf die Schwäche und Reizbarkeit eines Kranken zu ſetzen. Dann konnte ein anderes Wort, ein unſchuldiges, aber verfehltes, entgegengeſetzt und ebenſo ſchlimm wirken. Er nahm ſich daher vor, keine Regel der Wachſamkeit außer acht zu laſſen.

Aber das geſchah ſchon von anderen Seiten. Balm be-

merkte, daß ſich mit einem ſchüchternen Ruck die Türe ein wenig öffnete und durch den handbreiten Raum eines der Enkelkinder verſtohlen hereinlugte. Durch die Richtung, welche Balms Auge nahm, bemerkte es auch der Marcheſe.

Geduld, kleine Spionenbrut! herrſchte er mit der Kommandoſtimme eines ſcherzhaften Andonnerns. Eiligſt ſchloß ſich die Türe, aber man hörte das Lachen des Kindes, das ſehr geſchmeichelt und zufrieden ſchien, ein ſo kräftiges Scheltwort erbeutet zu haben.

Deſſenungeachtet war es ein Wink, den Balm nicht mißverſtehen wollte. Er rückte ſeinen Stuhl, gleichſam pantomimiſch und zum Fragezeichen, ob es der Augenblick ſei, ſich zu verabſchieden.

Und ſo gedenken Sie denn, ſagte der Marcheſe, jenes Schloß der Frevel zu einer Studie, welche Ihr dringendſtes Lebensintereſſe iſt, nicht zu benützen?

Balm antwortete: Die verkannte Unſchuld ans Licht zu bringen, war der Himmel ſtets ſinnreicher als Menſchenwitz. Iſt meine Braut unſchuldig . . .

Er meinte den Ton ſeines Zuhörers anzuſchlagen; aber der Marcheſe blickte ernſt, faſt ſtrafend: Iſt meine Braut unſchuldig! Denkt denn ein ſittlicher Menſch nur an ſich? Könnte jene Stätte des Fluches nicht noch zahlloſe andere Verwirrungen in der moraliſchen Welt angeſtiftet haben, wovon Ihr eigener Fall nur ein einzelner wäre? Könnte Sie der Himmel nicht zum Entdecker dieſer Frevel gemacht haben, in dem Augenblicke, wo das Maß ſeiner Rache voll war und er ſich ein Werkzeug erkor, jenen Speicher geheimer Sünden wie ein giftiges Raupenneſt zu zerſtören, indem er das Licht Ihrer Augen, was ſag' ich! die Feder eines Publiziſten auf eine ſo wunderbare Art hinter den lang gehüteten Schleier dieſer ſträflichen Geheimniſſe führte? Egoiſten ſeid ihr doch, ihr Modernen! Kein Menſch ſteht für ſich allein; jeder ſteht für die ganze Welt.

Aber Balm antwortete mit Gelaſſenheit: Ich wollte meinen Satz vollenden und ſagen: Iſt meine Braut unſchuldig, ſo muß ich es juſt nicht von ihrem Falſchmaler hören, ſo wenig

wie von dem Falschmünzer, ob die Münze falsch. Im Gegenteile; der Fälscher hatte dann irgendein Interesse an der Fälschung, und weit entfernt, mir zur Wahrheit zu helfen, würde er diese, wenn ich sie selbst schon hätte, nur verdunkeln und verwirren. Ist meine Braut unschuldig, so obliegt mir aber auch keine Pflicht für die übrige sittliche Welt und ich habe an diesem Schlosse der Frevel, wie Sie es nennen, nichts zu rächen und nichts zu strafen, denn von seinen Freveln weiß ich dann nichts. Es kann von makellosen Urbildern mehr als ein gefälschtes Abbild besitzen, aber die echten können mit ihrer freien Einwilligung aufgenommen sein, wie Modellstudien nach der Natur in jeder ehrbaren Malermappe. Mir entsteht dann kein Recht, an diesen Geheimnissen zu rütteln.

Der Marchese sah den Sprecher mit einem langen, herzdurchdringenden Blicke an. Sie sind ein exakter Logiker! sagte er beifallnickend. Er ließ eine Pause vergehen, während welcher er seinen Gast freundlich aber forschend immer von neuem betrachtete. Balm hatte ihn nie so gesehen.

Eine starke Pause verging so, dann fing der Marchese wieder an: Wahrlich, Sie sind ein seltener Mann! Und reizt Sie denn nicht einmal die Neugier, dahinterzukommen, was eine solche Falschmalerei, — um Ihr Wort zu brauchen, — für einen Zweck haben könnte und wie es dabei zugeht?

Darum nicht, antwortete Balm, weil ich es ohnedies schon zu wissen glaube.

Wieso? wieso? fragte Santafiore rasch; wie verstehen Sie das?

Balm nahm keinen Anstand, ihn zu befriedigen. Er erzählte dem Marchese mit wenig Worten und aller Dezenz sein Abenteuer mit Zuppa und Selina, — natürlich, ohne Namen zu nennen, oder bezeichnende Umstände anzuführen.

Das letztere fühlte der Kranke wohl, denn er sagte mit Eifer: Welche Geschichten in unserem Rom spielen! Erzählen Sie mir das noch einmal. Sie haben es weniger erzählt, als verschwiegen.

Genau das war meine Absicht. Ich ließ alles weg, was

nicht zu der Frage gehört: warum mich dieſe Falſchmalerei nicht neugieriger macht. Ich habe eine Probe davon ungeſucht kennen gelernt. Im übrigen verſchonte ich Ihr Ohr und erſparte Ihnen Aergernis.

Das heißt: wir ſollen Augen und Ohren vor dem Aergernis verſchließen, das mitten unter uns iſt! Dabei ſind die Aergerlichen freilich am beſten geſchont! Läßt Sie das gleichgültig? Von einem Manne wie Sie will ich beſſer denken. Ich hoffe, Sie halten es für Ihre Pflicht, der Polizei den Sittenmörder zu nennen, der als Künſtler unter uns umſchleicht.

Ein Schatten überflog Balms Geſicht, daß in der Nation Machiavells ſelbſt die Beſten mit dem Gedanken der Denunziation auf ſo vertrautem Fuße leben. Er antwortete: Ich bin nicht ſo naiv zu glauben, daß ihn die Polizei nicht ſchon längſt kennt.

Der Marcheſe warf ſeinen Kopf auf, überraſcht, wie einfach und doch gelungen dieſe Antwort — der Antwort ſich entzog. Dann aber griff er vertraulich, faſt ſchmeichelnd an Balms Arm und drang weiter in ihn: Betrachten Sie mich ſelbſt als Polizei. Nennen Sie *mir* den Namen jenes gemeinſchädlichen Menſchen. Dem Maler werden Sie ja doch nicht geſchworen haben, wie dem Kaſtellan; alſo krönen Sie Ihr Vertrauen und deponieren Sie mir den Namen dieſes Miſſetäters.

Balm war in bitterer Verlegenheit. Wie ſchlägt man einem Manne etwas ab, der als ein Kranker geſchont werden muß? Er beſann ſich und ſagte mit einem Gemiſch von Ernſt und ſcherzender Leichtigkeit: Dieſer böſe Mann hat leider gute Weine, wovon ich manch ein Glas mit ihm geleert. Ich war der Gaſt ſeines Zeltes, aber die Araber liefern den ärgſten Feind nicht aus, wenn er zufällig ihr Gaſtrecht genoſſen. Und das ſind doch Semiten; können wir Arier weniger tun?

Santafiore lächelte: Man ſollte ſich von Ihnen nichts gewähren, nur verweigern laſſen. Sie machen das ſo hübſch!

Arglos erwiderte Balm: Es iſt leicht, ſolche leichte Proben zu beſtehen. Offenbar prüfen Sie meine deutſche Treue.

aber Sie sind großmütig genug, das Rigorosum gelinde zu machen. Ich getraute mir wohl auch ein schwereres zu bestehen.

Ein feines Rot durchflüchtigte den weißen Teint des Marchese; es sah fast aus, als ob er sich getroffen fühlte. Balm war verwirrt, wie er sich das deuten sollte. Er hatte nichts weniger als treffen wollen, oder nur geahnt, es zu können.

Der Marchese erhob sich jetzt. Es blieb kein Zweifel, die Unterhaltung hatte ihm wohl getan; der gebeugte Kranke sah getröstet aus, hielt sich strammer und aufrechter. So sagte er zu Balm und mit einer Wärme, die fast wie Dankbarkeit klang: So entschuldigen Sie denn, mein Freund, daß ich Sie bemüht habe. Ich dachte Ihnen, wenn Sie jenes Kastell studieren wollten, meine Dienste anzubieten, denn ich vermag manches und stehe in Italien nicht ganz vereinsamt da. Aber Sie gehen auf anderen Wegen. Ein Mann wie Sie wird nur selten bedürftig. Sie stehen auf eigenen Füßen. Wie Sie dort von dem Kastellan und hier von dem Maler denken, so sind das Grundsätze, deren Richtigkeit noch ihr kleinstes Verdienst ist. Sie denken so liberal, so großmütig, daß ich freilich begreifen muß, wie Sie über vieles erhaben sein können, was sonst Hilfe und Beistand braucht. Ich habe heute ein Bild von Ihnen gewonnen, das mich erquickt hat. Ich danke Ihnen dafür. Bleiben Sie mein Freund; vergessen Sie mich nicht!

Während dieser Worte hatte der Marchese Balms Arm ergriffen und führte diesen, von dem er wieder geführt wurde, sachte nach dem Garten hinaus. Der Ausgang des Kabinetts war ein anderer als der Eingang und umging das Entree. Es schien fast, als ob der Gast, mit einer kleinen Schelmerei, heimlich fortgeschafft würde. Balm machte keine Glossen darüber, sondern begnügte sich bloß, der Dame des Hauses seine Empfehlung ansagen zu lassen.

Zur weiteren Begleitung durch die Vigne empfing ihn jetzt nicht Carlotta, sondern ein Gärtnerbursche. Der Junge verstand das Honneurmachen eigentümlich-ungeniert, denn er pfiff an Balms Seite eine Melodie vor sich hin, welche ein

Trauermarſch war! Der Rhythmus ging leicht, faſt einſchmeichelnd ins Ohr, und den Monte Mario herab ſang ſich Balm ſelbſt nun — den Trauermarſch.

Fünfzehntes Kapitel

Wie ein deutſcher Zecher in ſeinem Winkel, ſaß Balm bei der einſamen Flaſche ſeines Abendtiſches und ließ den Tag ausklingen. Er ließ R o m ausklingen! Schon waren ſeine Gedanken in Deutſchland, ſchon war ſein Herz auch dort. Was Selinas inſpirierter Witz angefangen, vollendete der Brief aus der Heimat.

An dieſen Brief mußte er ohne Aufhören denken. In allen Wendungen beſchäftigte er ſeinen Geiſt. Hatte er recht verſtanden, ſo ſchrieb die Geliebte Neugarts an Neugart. Sie ſchrieb aus eigenem Antrieb und in ihrem eigenen Namen. Agathe ſelbſt war dem Brief fremd, der ihr dienen ſollte, ohne ihr Vorwiſſen und gleichſam zu ihrer Ueberraſchung. So glaubte er die mündliche Mitteilung des Marcheſe in der geſtrigen Nachtſtunde aufgefaßt zu haben.

Zu ſpät aber bedauerte er, daß er ſich heute die Urſchrift nicht ausgebeten. Er wollte ſich vor die Stirn ſchlagen, ein ſo wichtiges Intereſſe vergeſſen zu haben. Die langen Geſichter, die Krankheit, die Warnungen, hierauf der Marcheſe ſelbſt und wie er an völlig unerwarteten Punkten ins Geſpräch mit ihm einſprang: das alles hatte ſeine Faſſung entwegt. Wo war jetzt der Brief? Er wußte nicht einmal, ob ihn der Marcheſe behalten, oder dem Baron Neugart zurückſtellen laſſen.

Von dieſem letzteren wurde ſeine Stimmung mehr und mehr eingenommen. Und nicht behaglich war ihm die Stimmung. Es war ihm neu, was er ſo lange in ſich getragen, nun veräußert zu wiſſen. Der Vertrauensmann war ihm neu. Nicht daß er ihm eben mißfiel; das Gegenteil! früher oder ſpäter hätte er ihn wahrſcheinlich ſelbſt gewählt. Jetzt

hatte ein anderer für ihn gewählt, der Zufall, und das allein war ihm unbequem. Liebt man doch in Herzenssachen oft ganz zwecklos das Geheimnis und scheut die unschuldigste Mitwissenschaft; der Baron aber sollte noch mehr als Mitwisser, er sollte Vermittler sein und sich einmischen! Das war es, was sich Balm im mancherlei Hin- und Herdenken erst zurechtlegen mußte.

Wie stellt er sich dazu? Entweder er schweigt das Briefthema einfach tot, oder er nimmt die Vorhand und bricht augenblicklich das Eis, oder er tut ein Drittes, nämlich nichts, und wartet ab, was der Baron tut. Was wird das Rechte sein?

Das kam auf Neugarts Charakter an. Und den kannte Balm noch zu wenig. Sie waren Freunde geworden, echt auf Männerweise, nämlich durch Gedankenaustausch. Die Herzen, die Gemüter, hatten sich nicht kennen gelernt.

Und so kam Balm zu dem Schlusse, sich mit Neugart auf den Fuß eines täglichen Umgangs zu setzen, um durch tägliche Gelegenheit inne zu werden, wie sich mit dem Manne, außer von politischen und kirchlichen Dingen, auch von Frauen- und Herzenssachen sprechen lasse.

So mit sich einig geworden, machte er sogleich den Anfang dazu. Es war Nacht, also die Zeit der römischen Konversation, wo man sich in den Theaterlogen sucht und findet. Balm war im Laufe seiner Gedanken aus der Restauration ins Freie gekommen, und sah sich jetzt angelegentlich nach einem Wagen um.

Aber schon an der nächsten Straßenecke stellte sich ihm ein Hindernis entgegen, denn ein aufgeregter, lärmender Menschenstrom wälzte sich ihm aus einem Seitengäßchen über den Weg, voran ein rundlicher Spießbürger mit vorgebundener Serviette, welchen der Alarm, schien's, vom Nachtessen weg aus seiner Bude auf die Straße gelockt. Wo ist er hin? packte ihn der lächerliche Kerl mit stolpernder Umarmung am Leibe und Balm antwortete sofort: links, links müßt Ihr Euch halten, denn Augenblicke solcher Art fanden ihn stets mit Humor gepanzert. Er selbst, für Volks- und Straßenszc-

nen jetzt nicht in der Stimmung, ging dem Auflauf rechts aus dem Wege, in eines der vielen Quergäßchen, welche diesen Stadtteil durchschnitten.

Aber auch hier liefen die Leute zusammen, und als sich Balm abermals seitwärts schlug, merkte er wohl, daß dieser ganze Bezirk in Alarm sei und Stimmen, welche gegeneinander riefen: haben sie ihn? ist er gerettet? machten ihm bald andere als humoristische Eindrücke. Er begriff, daß er sich mitten auf dem Schauplatze einer frischen und sehr ernsthaften Tat befinde, auf welchen der Auflauf aus einem Umkreis von Nachbarschaften, wie auf ein Zentrum, hindrängte.

Auf einmal stob die Volksmenge auseinander. Platz da! Platz da! schrie ein Kerl im Schurzfell, der wie ein Herold vorausrannte, — um der heiligen Jungfrau willen haltet den Mann nicht auf! Und ein Mütterchen, das sich zitternd an Balms Arm drängte, winselte kläglich: O Gott, da ist er schon wieder! Er rennt wie sinnlos im Kreise herum. Das muß kein Römer sein; Gott schütze den Sohn seiner Mutter!

Wer ist's? Was sprecht Ihr? war jetzt die Rolle des Fragenden an Balm. Das arme Blut! er hat ja bloß einen prette erstochen! seufzte die weichherzige Alte mit zeitgemäßestem Radikalismus. Sie fing zu beten an.

Und jetzt kam ein Mensch gestürzt, — kein Theater-Bravo in Spitzhut und rotem Mantel, und doch der Held dieser Stunde, ein Mörder! Er war französisch gekleidet, wie alle Großstädter Italiens, fast elegant, keinesfalls auffallend. In der Hast seiner Flucht hatte er den Hut vom Kopfe verloren und sein schwarzflatterndes Lockenhaar war das einzig malerisch Wilde in seinem Aeußeren. Er schüttelte es fortwährend und heftig aus der Stirne, welche eine heitere und schön begrenzte Form hatte, wie überhaupt sein Gesicht hübsch und noch jugendlich war, die unwiderstehliche Empfehlung vor den sinnlichen Herzen der Südländer. Die Menge schrie ihm Trost zu, Segenswünsche, Ratschläge, wohin er sich wenden solle, wäre aber nicht blinde kopflose Menge gewesen, wenn sie bedacht hätte, daß sie selbst und der Auflauf, den sie ihm machte, seine größte Gefahr war.

Schnell wie ein Blitzleuchten war dieſe ganze Jagd vorüber, aber nicht ebenſo ihr Nachſpiel. Denn als man am unteren Ende der Gaſſe, um die Ecke vorſtürzend, zwei Haubajonette im Laternenſchein blitzen ſah, brach die ganze Gaſſe in einen Aufſchrei aus und ein taktiſcher Inſtinkt durchzuckte das Volk, daß man wohl ſah, wie es in ſolchen Manövern geübt war.

An Balms Seite fing das alte Mütterchen aus Leibeskräften zu ſchimpfen an: die Mörder! die Blutzapfer! die Seelenjäger! Da kommen ſie ſchon, des Teufels Fanghunde! Um Gottes willen, Kinder, macht euch breit, ſtopft die Gaſſe, ſtellt ihnen ein Bein! Und ſo kommandierte ſie Jungen, die es plötzlich vom Himmel zu regnen ſchien, und welche die Gaſſe erfüllten, als ob ganz Rom beiſammen wäre.

Der Volkshaufen aber teilte ſich jetzt in zwei Treffen. Diejenigen, welche ſich dem Mörder noch näher ſahen, gaben den Genuß nicht auf, dieſer intereſſanten Perſönlichkeit nachzulaufen; die Mittleren und Unteren aber fanden ihre Rechnung bei der Karabinieri und machten mit augenblicklichem Entſchluß eine Frontveränderung, um ſich mit den Organen des Geſetzes zu necken. Balm war im Geſchiebe der letzteren und wurde den Waffen entgegengedrängt. Und ſchon blitzten die Haubajonette nicht mehr geſchultert; ſie ſchienen bahnbrechend zu arbeiten.

Aber je näher, deſto graziöſer und lieblicher wurde es und Balm ſtaunte über die fremdartig originelle Szene, die ſich ihm darbot. Die Karabinieri fluchten und ſchalten nach allen Seiten und fuchtelten mit der blanken Waffe drohend um ſich. Brutta canaglia, geh in die Hölle! ſchrie der eine; fort da! Platz! auseinander! ſcharf gehauen, Kamerad, nicht flach! — aber war er nicht ſelbſt Kamerad und tat er, was er drohte? In ſolche Lücken dringt das Volk augenblicklich ein. Sapristi, iſt der Mann hitzig! antwortete eine elegante Dame mit Pariſer Akzent, am Arm ihres Kavaliers. Fehlt Euch was, Signor? Habt Ihr Fieber? Kann man Euch helfen? Schade um den hübſchen Mann! Und dabei rückte ſie mit ihrer gantierten Hand gelaſſen ſein Haubajonett beiſeite und

ſah ihm freundlich ins Auge. Der Polizeiſoldat lächelte — und war verloren! Denn jetzt fiel's über ihn her wie ein Horniſſenſchwarm; — Knaben in roten Schärpen, geſchminkte Mädchen, Facchini, Minenti, Pflaſtertreter, alte Weiber, die ganze Hölle war los! Sie alle trieben ihren Mutwillen mit dem Manne, der mit bewaffneter Hand — gelächelt! Sie umringten ihn mit einer geſchickten Flankenbewegung, trennten ihn völlig von ſeinem Gefährten, drückten ihn gegen die Wand und keilten ihn unter Scherzen und Lachen in ihren Umarmungen feſt. Die Knaben ſchrien: Kaufen Sie Zündhölzchen, Signor! Gute Zigarren, Eccellenza! Stiefelwichs, Bindfaden, Bleiſtifte! Wie gefällt Ihnen meine Schweſter, Signor? Gute Zigarren, Eccellenza! Wo ſchlafen Sie heute nacht? Vierzigtägiger Ablaß von San Giovanni im Lateran! Neues, ſchönes Gebet zur Santa Maria Rotunda! Echter Haarbalſam, Bartwichs, Stiefelwichs, Räucherkerzen, Wachspomade, gute Zigarren, Eccellenza, — und dabei hielten ſie ihm Gegenſtände unter die Augen, welche mit den genannten Dingen nichts gemein hatten, oder ihr drolligſtes Gegenteil waren. Das alte Weib neben Balm ſchrie wie beſeſſen: Hab' ich Euch endlich, Ihr Bruder Liederlich? Denkt Euch, er läßt meine Tochter ſitzen und hat ihr das Heiraten verſprochen! Helft mir, herzliebſte Knaben, er ſoll uns nicht von der Stelle! Und die Knaben ſchrien im Chor: Ja, wir ſind Zeugen! Er muß heiraten! heiraten muß er! Holt den Pfaffen, holt einen Wagen! — Kurz, Balm wurde Augenzeuge, wie das römiſche Volk den Mördern, welchen ja noch das neunzehnte Jahrhundert Aſylrecht gewährt, offen und leidenſchaftlich Partei hielt, Sympathie für das Verbrechen, Haß für das Geſetz hatte. Und das ſoll einen modernen Rechtsſtaat geben! dachte er bei ſich. Aber freilich, ebendeshalb muß der Anfang gemacht werden. Alſo fort mit den Papalini! „Er hat ja nur einen prette erſtochen", iſt wenigſtens das Ende des Prieſterſtaates.

Auf einmal aber traf ſein Ohr eine ganz andere Stimme. Indem er ſich durch ein Haus ſchlug, welches aus dem Gäß-

chen auf einen kleinen Platz führte, hörte er hier ein heftig gestikulierendes Weib in einem Volkshaufen die Worte ausstoßen: Der bucklige Satan! er hat es längst um meine arme Gigia verdient!

Also schon zweierlei Gerüchte auf so kurzem Zwischenraum. Das Weib sprach offenbar von dem Ermordeten, aber ein Buckliger konnte kein Priester sein. Balm schauderte, wer dieser Bucklige sein konnte! Und wie gut paßte „das arme Luischen" zu Zuppas Lieblingssünden! Die Sinne vergingen ihm.

Wer? wo? Was sprecht Ihr, Frau? Wer ist ermordet? wo ist er? Wie im Fieber gebärdete sich Balm, aber für Italien bloß — italienisch. Er fiel dem Weibe auch gar nicht auf und sie antwortete mit jener leidenschaftlichen Gelassenheit der römischen Größe: Geht nur den Leuten nach — in der Baderstube — nächst dem Theater — dort verendet der Hund!

In der Tat brauchte Balm nur die nächste Ecke dieser Winkelgassen zu passieren und er sah am Theatro della Pace einen Volkshaufen ein verschlossenes Haustor belagern. Auch ihm war's verschlossen! Wie hineinkommen?

Platz da! Aufgemacht! Der Polizeimedikus von Rom! — Mit jener Kurzgegriffenheit, womit Balm im rechten Augenblicke die Welschen wie Kinder zu verblüffen sich angewöhnt hatte, schob er die Menge beiseite, und indem er herrisch ans Tor pochte, wurde er die Quelle vieler Rippenstöße, womit der Hausherr den nachdrängenden Volkshaufen zurücktrieb, als er dem „Polizeimedikus" öffnete.

Mit Herzklopfen und stockendem Atem war Balm der Dinge gegenwärtig, die sich nun darstellen würden. Er stand in einem gewölbten Erdgeschoß, dessen erster Eindruck alle Sinne abschreckte. Schmutz, Dunkel und Mißgeruch empfingen den Eintretenden mit einer eklen Gesamtwirkung. Tief, niedrig und dumpf war der feuchtgemauerte Raum. Mit römischer Sparsamkeit brannte ein einziger Lampendocht darin, ein Grabeslicht, welches das Sehen nur mühsam und widerwillig zuließ. Kurz, die verdüsterte Phantasie empfing eher das Bild einer Folterkammer, als eines Orts, wo Schmerzen

geheilt werden. Chirurgiſche Inſtrumente, welche voll Unordnung herumlagen, konnten Marterwerkzeuge ſcheinen; die niedrigen, bei Zahnoperationen gebräuchlichen Schemel, Armeſünderſtühle, und was von den Wänden voll Mauerfraß zwiſchen Heiligenbildern und Aderlaßbecken an Binden und Bandagen herunterhing, hätten Folterknechte als Knebel, Geißeln und Peitſchenriemen zu brauchen verſtanden. Balm ſeufzte tief. Sein erſtes Gefühl war: Wie doppelt unglücklich, wer hier ausatmen muß!

Aber wo iſt der Unglückliche? Wo iſt das Opfer des Mordattentates?

Der Direktor dieſer Anſtalt, denn ſo nannte ſich der Bader, mit einem ſelbſt für Welſchen weitgehenden Bombaſt, brannte ein zweites Lichtſtümpchen an und leuchtete damit der vermeintlichen Medizinalbehörde mit einem geſpreizten Gemiſch von Reſpekt und Kollegialität nach dem Hintergrunde ſeiner unappetitlichen Spelunke. Dort lag auf einem alten Fauteuil von zerfetztem und ſchmierigem Ueberzug — ein verworrenes Stück Menſchengeſtalt, ein regloſer Klumpen in einem blutigen Sudel, welcher ihn und alles ihn Umgebende zu einem Bilde des Grauens machte. Das Geſicht konnte Balm nicht ſehen, denn der Kopf hing ſeitwärts geneigt, aber die Mißgeſtalt des kleinen, verkrümmten Körpers genügte allein zur Identität. Ueberdies lag der ganze Oberleib jetzt entblößt, umgürtet von einem ſchwierigen, aber freilich auch ſo ſchlechten Verband, daß unter demſelben noch immer Blut von der Herzgrube abträufelte.

Dieſer Sitz der Wunde gab keine Hoffnung!

Balm ſuchte den Puls und merkte jetzt auch am Arme einen Verband.

Noch eine zweite Verwundung? Er blickte fragend auf den Bader.

Dieſer verbeugte ſich und ſagte mit einem geſchmeichelten Lächeln: Wenn mein Aderlaß ihn nicht rettet, ſo hat der Himmel anders beſchloſſen.

Was?! Sie haben dem Verwundeten auch noch Blut entzogen? rief Balm außer ſich.

Mit der Würde eines Dorfkomödianten antwortete der „Direktor dieſer Anſtalt": Eccellenza, wir wollen über Theorien nicht ſtreiten. Die vorſichtige Praxis der älteren Schule in Ehren, aber ich liebe es, bei neuen und großen Entdeckungen unter den Bahnbrechern der Wiſſenſchaft in den vorderſten Reihen zu ſtehen. Ich bin es meinem Rufe ſchuldig; Doktor Corbaccio ſteht jetzt auf dem Punkte, wo die Blicke der Welt auf ihm ruhen. Ich habe daher in die Praxis meiner Anſtalt ſchon längſt das bewunderungswürdige Verfahren unſers großen Dupuytren aufgenommen, bei tödlichen Perforationen des Herzens, wovon z. B. die häufigen Pariſer Degenduelle ſo ſchöne Fälle bieten, die Blutung nicht nur nicht zu ſtillen, ſondern ſchleunigſt auch noch einen Aderlaß zu applizieren. Iſt Rettung möglich, ſo kann ſie nur durch dieſe heroiſche Methode der Blutentziehung braviert werden. Wir verhindern damit die Gefahren innerlicher Verblutung, Entzündung, Erſtickung, kurz die nächſten und unmittelbaren Effizienten des Todes, gewinnen aber die Chance, daß die Kontraktion des Herzmuskels, d. h. die Tendenz zur Schließung und Heilung der Herzwunde, direkt forciert und durch die herabgeſtimmteſte Tätigkeit der Blutzirkulation eminent begünſtigt wird.

Balm zweifelte keinen Augenblick, einen Verrückten, einen am Größenwahn Ueberſchnappten zu hören, in deſſen Geſchwätz möglicherweiſe der Kern eines wirklich genialen Aperçus ſteckte, das er aber aus zweiter und dritter Hand, vielleicht durch Regimentschirurgen der franzöſiſchen Okkupation, dunkel überkommen, ſchief aufgefaßt und gröblich mißverſtanden hatte. Natürlich war es zu ſpät, daran etwas zu ändern.

Während der Fanfaronade des Quackſalbers war ihm ein Geräuſch aufgefallen, ein glucksendes und ſchmatzendes Schlürfen am Boden und unweit des Ortes, wo er ſtand. Indem er ſich in der dunkeln Zimmerbeleuchtung nach der Urſache dieſes ſeltſamen Tones umſah, fand er zu ſeinen Füßen zwei Baderſchüſſeln voll Blut ſtehen, dabei eine Kellerratte, groß wie ein Ferkel, welche mit frechem Behagen an dem Blut ſich vollſoff. Entſetzt über den ſcheußlichen Anblick,

warf er dem Hausherrn ein Zorneswort zu, das dieſer zwar ohne Widerſpruch, aber mit einer ſtrafenden Gleichgültigkeit aufnahm. Er jagte das Tier in die Flucht, das ſich ungefähr ebenſo benahm, nämlich furchtlos und mit der läſtigen Zudringlichkeit eines geduldeten Hausgenoſſen, dann rief er, um die Blutſchüſſeln auszugieſſen, eine gewiſſe Lena, die eigentlich Polirena heiße, wie er ſogleich volltönig hinzuſetzte, rief ſie aber mehr bittend und fragend als mit herriſchem Bruſtton. Aus einem undefinierbaren Winkel von Lichthöfchen oder Loggia ſchleppte ſich mit dem Gang eines trotzigen Phlegmas eine Frauensperſon herein, häßlich und unſauber, im Geſicht die ſchwarzen ungekämmten Haarſträhne, und entfernte auf das Geheiß, das ſie wie eine Neuerung zu hören ſchien, mit einem mürriſchen Schweigen die zwei Becken voll Blut, indem ſie Blicke um ſich warf, als wittere ſie in Balm den Geiſt dieſer Neuerung, die anonyme deutſche Pedanterie, welche die Römergröße der Unordnung kleinlich und ſchnöde beleidige. Eine ausgezeichnete Frau und mein beſter Aſſiſtent! lobte der Hausherr ihren ſchlumpernden Abgang.

Welch ein ekelhaftes Sterbehaus! Aber der Sterbende, — wie er ſeine Kunſt auch mißbraucht, er war doch ein Künſtler! Er empfand die Schönheit ohne die Sittlichkeit, aber die Schönheit empfand er doch! Manches Wort, das eines beſſeren Mundes würdig, hat er geſagt und Balm rechnet ihm's jetzt bereitwillig zu. Er denkt an ſeine Malerſtube, jenes von Schönheit geadelte Haus, das doch auch den Hausherrn ein wenig mitadelte. Dort wollte er gelebt haben und hier ſtarb er! Armer Zuppa!

Balm ſah zum erſten Male ſterben. In Oberitalien war noch kein Schuß gefallen, als ihn die Nacht in der Lomelina ereilte. Der Anblick des Todes war ihm neu. Und dieſer Mann hier — hatte doch eine Faſer ſeines Herzens erobert. Jetzt verblutete er, und vergeſſen war alles, was er je verbrochen hatte; vergeſſen oder entſchuldigt. Er litt den Tod dafür und Balm hatte die Empfindung, als ob er ein ungeheures Unrecht erlitte. Das Leben iſt die große Angelegen-

heit aller; der Tod, der es mit erbarmungsloſer Grauſamkeit ſeinem Beſitzer aus Zähnen und Nägeln reißt, empört jedes Mitgefühl. Zuppa ſcheint ihm faſt tugendhaft, ſolang er noch lebt, und iſt nicht der Todeskampf ſelbſt ein Verdienſt? Es iſt ein guter Kampf; er verteidigt das Sein gegen das Nichtſein, das Leben gegen den Erbfeind aller Lebendigen. Armer Zuppa!

Balm gedenkt ihm jetzt alles, was Liebes und Freundliches an ihm war: ſein Gönnen und Mitteilen, ſein Anſchließen, ſeine Offenheit, ſeine Neidloſigkeit. Ja, ſelbſt ſeine gute Laune wird jetzt zum guten Zeugnis für ihn. Kann ein Menſch gänzlich laſterhaft ſein, der die Tugend des Lachens übt? Iſt die Heiterkeit nicht wie ein Stückchen gutes Gewiſſen? Wie lachend und luſtig ſtand er noch vorgeſtern vor ihm, ſelbſt in der Todesfurcht lebensfroh! Indem Balm dieſes Bild ſich vergegenwärtigt und jetzt ihn reglos, erblaßt, als einen verlorenen Mann vor ſich liegen ſieht, überfällt ihn ein Schmerz, wie um den beſten der Menſchen. Gewiß, es waren Keime des Schönen und Guten in dieſer verworrenen Seele, und daß ſie verdorben, iſt ſeine eigene Schuld nicht allein. Es exiſtiert einer, der ſchuldiger iſt als er! Der hat ſeinem laſterhaften Malen die Hand geführt, der hat hinter ihm geſtanden wie ſein böſer Engel, hat ſeinen lüſternen Mutwillen geſchärft, geſteigert, belohnt, bezahlt, hat ihn ruhelos fortgeſtoßen auf der Bahn, die unter dem Dolche des Mörders endigte! Wer iſt es?

Ein Geiſt der Blutrache kommt über Balm, ungeſtüm und unwiderſtehlich, denn es iſt der Schlußſatz ſeiner Gefühls- und Gedankenkette zugleich, ihr letztes notwendiges Glied, und taucht die Leidenſchaft in die ſtählerne Logik. Bluträchergeiſt der Nord-Mannen!

Zuppa regte ſich. Er lebt! ſchrie der Bader mit Zahnbrecher-Pathos, beim Himmel und allen Heiligen, er lebt! Doktor Corbaccio hat ſein Meiſterſtück gemacht; meine Wunderkur iſt gelungen!

Stören Sie ſeinen Todeskampf nicht, ſagte Balm ſanft und gelaſſen, ohne ſich umzuſehen und nur mit der Hand winkend.

Mit einem tiefen Seufzer erwachte Zuppa aus der Ohnmacht ſeiner Blutverluſte und ſchlug die Augen auf. Aber welch ein Auge! Ein verglaſtes, rollendes Weiß, welches keinen Blick mehr gab. Wahrlich, das war der Tod! Mehr als das Leichengeſicht mit den geſchloſſenen Lidern ſprach dieſes offene Auge den Tod aus. Balm entſetzte ſich, daß ein Menſchenauge ſo ausſehen könne. Wo waren ſie, jene klugen witzigen Blicke mit ihrem lüſternen Lumen? Ohne Stern, ohne Nerv rollten zwei Kugeln von Kalk in ſeinem Kopfe, gewaltſam und mechaniſch wie Marionetten-Augen.

Die letzten Zuckungen begannen. Mit den Augen verzerrten ſich jetzt auch die Züge des Geſichtes und die Glieder des Leibes wurden konvulſiviſch wie Springfedern umhergeſchnellt. Er ſchnellte auf, er brach zuſammen, er ballte, rollte und krümmte ſich, die Krämpfe warfen ihn wie ein Kartenhaus durcheinander. Es war verzweiflungsvoll anzuſehen, wie der elende verkrüppelte Körper um ſein letztes Lebensfünkchen ſich wehrte.

Und jetzt loderte das Fünkchen auf, daß noch einmal der Strahl der Intelligenz, das huſchende Blitzleuchten des Bewußtſeins dem Halbentſeelten zurückkehrte. In der Nacht, die ihn ſchon umfloren mochte, war ihm Balm ein helleres Stück Nacht; verwundert, neugierig haftete ſein irrender Geſpenſterblick auf der Figur, die vor ihm ſtand, und Balm ſah deutlich, wie der großglotzende Blick ein denkender wurde. Er ſah deutlich, wie ſeine Mienen nach einer Sprache, ſeine Gebärden nach einem Willensausdruck rangen; ein Ruck, — ein Stoß, — er bäumte ſich wie einer, der zu einer Tat ausholt, und ſtieß heftig den Schrei heraus: Rache!

Es war das Echo von Balms eigener Bruſt. Aber Balm warf ſich, überwältigt von ſeinen Gefühlen, vor dem Sterbenden nieder, faßte ihn leidenſchaftlich in ſeine Arme und rief: Unglücklicher, du ſelbſt biſt ja der Zoll einer Rache, die der Fürſt früher, als es zu verhindern geweſen, an deinem Blute genommen hat. Aber ihn, ihn nenne, der der wahre Urheber deines Todes iſt. Nenne deinen Mäzen, nenne der Welt jenen Feigen und Elenden, der in ſicherer Heimlichkeit

die Reize deiner mißbrauchten Kunst genießt und dich hinausstößt vor die Dolche der Mörder. Er hat sie verdient und für ihn sind sie geschliffen! Nenne seinen Namen, ihm gebührt deine Rache. Wer ist es, der unsichtbar hinter dir steht und mit seinem fluchwürdigen Golde bezahlt, was du mit deinem Blute bezahlen mußt? Dein Blut komme über ihn, er ist dein Mörder! Auf, Zuppa, soll ich dich rächen, so nenne seinen Namen. Der Tod bricht jedes Siegel, löst jeden Schwur. Reiß ihm die Maske herunter, jenem Scheusal, der Weiber und Männer verführt, der die reine Natur und die edle Kunst in jene Abgründe zerrt, wo er die Lust seiner Augen findet. Voll von seinen Opfern ist der Abgrund, aber er stürze mit! Nicht du sollst ihn schließen, armer gemordeter Mann; er soll es! Wer ist es? Spei ihn von dir, diesen Namen, daß er wenigstens dein Grab nicht besudelt. Nimm ihn nicht in dein Grab. Höre mich, Zuppa, höre mich, stirb nicht! Ueberwinde den Tod, raffe dich auf; sprich, sprich zu mir, sprich dein letztes Wort! Sprich ihn aus, diesen Namen, laut sprich ihn aus! Wer ist es? wie heißt dein Protektor?

Marchese Santafiore! schrie der Maler mit einer gellenden Stimme. Es war ein Ton, der keine Menschenstimme mehr war, wie eine springende Saite keine Musik ist.

Er zuckte zum letzten Male, streckte sich und war tot. —

Sechzehntes Kapitel

So wußte denn Balm nun auch, was die Leute, welche vor zweitausend Jahren auf diesem Boden gelebt, das Meduſenhaupt genannt haben! Es vergeht nichts. Heiden, — Christen, — alte Römer, — neue Römer, — es vergeht nichts. Balm hatte den Kopf der Meduſe gesehen!

Er wunderte sich nur, indem er den Rest der Nacht durchirrte, daß ein Wesen noch Bewegung hat, das weder Empfindung noch Gedanken hat. Mechanisch wie ein Automat hatte er äußere Bewegung bei innerem Erstarren und Still-

ſtand. So war er von jenem Nachtlager in der Lomelina aufgebrochen; — doch nein, nicht ſo! Damals ging eine Liebe zugrunde; das Entſetzen des Unbegreiflichen verſteinerte ſeine Gedanken, aber in Schmerz und Zorn ſprühte ſein Herz. Wie er jetzt dieſe Nacht durchirrt, lebt nichts an ihm und iſt alles tot. Er kann nichts denken, nichts empfinden. Er wüßte nichts von ſich, wenn er nicht wüßte, daß er gelähmt iſt. Ein unerhörter Menſchenzuſtand! Wie verzweifelt ein Schlafloſer oft über ſeine Gedanken, welche von ſelbſt denken, weil Menſch ſein und denken müſſen das nämliche ſcheint! Hier wacht einer, wandelt einer, und ſein Bewußtſein iſt die Bewußtloſigkeit! Eine vereiſte Maſſe, welche verzweifelt, je wieder in ſchmelzenden Fluß zu kommen.

Als der Morgen anbrach, ſchauderte er wie ein Geiſt. Das Licht bringt Eindrücke und er kann ſie nicht aufnehmen! Er floh nach Hauſe, verfinſterte ſein Zimmer und ſtarrte ausgeſtreckt ins geſtaltloſe Nichts.

So lag er, er wußte nicht wie lange, — da ſtürmte es vor ſeine Tür, in ſein Zimmer, an ſeine Bruſt. Gelobt ſei die gebenedeiteſte Jungfrau, daß ich dich finde! Rette mich, ſchütze mich! Wie glücklich bin ich, daß du noch nicht abgereiſt, ich Ausbund des Unglücks! Mörder machen mich zur Witwe, Räuber zur Bettlerin, mein Blut iſt verraten, kein Haar meines Scheitels iſt ſicher. Hilf mir, ſteh mir bei! Ich bin verloren, erbarme dich meiner, da lieg' ich; hebe mich auf!

Ein Sturmwind mit einer Menſchenſtimme, ein brandendes Meer mit zwei Armen; alles in allem: ein verzweifeltes Weib!

Balm ſprang auf und riß die Vorhänge auseinander.

Damerata ſank mit ringenden Händen an ihm nieder.

Balm war längſt über ſeine römiſchen Liebeszerſtreuungen hinaus; er hatte ſeinem weiblichen Umgang, wie wir wiſſen, Valet geſagt. Und doch! Sein erſtes Gefühl bei dieſem Ueberfall war: Nach der heutigen Nacht iſt dieſes erſte Menſchengeſicht auch das paſſendſte. Von allen Menſchen iſt ihm die Witwe Zuppas jetzt am wenigſten läſtig.

Das Weib des Ermordeten war in einer Aufregung, wie ſie Balm ſelbſt in Italien kaum für möglich gehalten hätte und höchſtens auch da nur als Ausdruck einer Verzweiflung auf dem Gipfel der zärtlichſten Gattenliebe. Wie ſie in Krämpfen an ſeinen Füßen hing, blieb er ganz und gar ohnmächtig, ſich loszulöſen, ſie aufzuheben oder vollends zum Worte zu kommen. Wie ſie in Tränen, Schluchzen, Heulen und Schreien und mit allen Gliedern des Leibes die Affekte aufführte, deren Laute ſie ausſtieß, ſtand er wie in einem Lavaſtrom, dem er müßig und bewundernd zuſchaute. Nur ſeine Gedanken bewegten ſich. Was bedeutet das alles? Konnte ſie in dieſem Zuſtande über die Straße gegangen ſein? Und wenn nicht, führt ſie dir eine Komödie auf? Oder reißt dieſe Weiber des Südens die Phantaſie ſo bacchiſch dahin, daß das alles ſoeben wird und wächſt, aber wie ein Feuerrad auch gleich unendliche Glutmengen im Wirbel um ſich wirft?

Ueberrumpelt, wie er war, betrachtete er ſie — denkend, gefaßt, als einer, der ſich zuſammennimmt. Und ob er wollte oder nicht, er fand ſie jetzt — ſchön. Ein neuer Zug war in ihr und dieſer Zug war nichts anderes als — die Wahrheit. Sie ſtand da, wie aus einer Wolke von Lügen und Heimlichkeiten herausgetreten. Was dieſem Weib einen ſo feſſelnden, aber allerdings falſchen Reiz verliehen, das war ja jene intrigierende Charaktermaske, welche mit ihrem Doppelgeſicht beſtändig abzuziehen und hinzuzudenken nötigte, welche erkünſtelte, was ſie nicht war, und verſteckte, wovon ſie faſt überfloß. Ihre dämoniſche, aber kaltblütige Sinnlichkeit war wie eine zuſammengerollte Schlange, welche weder Kopf noch Ende zeigte und nur ahnen ließ, daß das eine ein Mittel und das andere ein Zweck war. Dieſes Zweckvoll-Vermittelte machte ſie unſchön, aber war ihr Zauber, nämlich die Wette um ihr Geheimnis! Jetzt war die Schlange aufgerollt, ja aufgebäumt. Zum erſten Male ſah er dieſes Weib jetzt — naturvoll! Und ſchöner als alle Schattenſpiele einer unfaßbaren, aus Verſtellung und Nachſtellung zuſammengeheimnißten Weiblichkeit war die Natur, die große, wilde, wahrheit-

durchſtürmte Natur, die ihre Schleier zerreißt, ihr Auge aufſchlägt, ihr Wort ausſpricht!

Und gab er nur ihren Worten Gehör; nicht wie ein Waſſerfall, nicht wie Raketengepraſſel, ſondern wie Menſchenworte gehört werden, ſo erklärte ſie ja ſelbſt die Natur ihrer Aufregung. Zuppas Ermordung war gleichſam nur der Stoff der Lawine, aber dieſer Kern raffte Dinge zuſammen und rollte ſie mit, welche ganz andere Namen hatten, — Betrug, Erbſchaft, Diebe, Räuber, Mörder, Hab und Gut, Rechte und Anſprüche, Schätze, Millionen, Schwager, Einbrecher, Witwe, geplünderte Witwe, und noch einmal Millionen. Von ſehr reellen Dingen war die Rede über der Leiche des armen Buckligen!

Freilich wurden dieſe Dinge ausgeworfen wie von einem Vulkan, und Ordnung und Zuſammenhang fehlte. Vergebens bemühte ſich Balm, dem leidenſchaftlichen Weibe ſo viele Ruhe abzugewinnen, als nötig war, damit ſie nur ihre eigenen Zwecke erreiche; ſie ſchien ein Vorrat von Haß und Rache, ewig wie ein Element und unerſchöpflich wie die Hölle. In der Furie ihrer Verwünſchungen gegen ein Weſen, das Schwager, Teufel, Ungeheuer, Peſt, Henker und Oger hieß, ergriff ſie das Papiermeſſer von Balms Schreibtiſch und ſchleuderte es mit ſolcher Heftigkeit gegen die Biskuitſtatuette des Nilgottes, daß ſie einen bethlehemitiſchen Kindermord unter den ſechzehn Kleinen anrichtete, welche, an den Alten hinankletternd, die Grade der Nilhöhe bedeuten. Sie ſprach nicht; ſie handelte, ſie mordete, ſie rächte ſich; ſie führte aus, was ſie ſprach.

Es muß geſagt werden, Balm hätte ſie in dieſem Zuſtande gern alle ſeine Kunſtſachen vernichten laſſen. Schien ihm doch ihre Seele ſelbſt wie ein Dolch, ein ſcharfer, geſchleuderter Dolch, aus dieſem zarten zierlichen Leib, wie aus einem Gehäuſe von Schildpatt, herausfliegend. Jetzt endlich ſah er Damerata! Dieſe freie, gelenke Tigerin, wie ſie in der wilden Schönheit ihres ungeheuchelten Selbſt ſein Zimmer durchraſte, — das war ſie, die er ſo lange geahnt und nie geſehen! Wehe dem Manne, der in den Banden dieſes Weibes lag!

Er dachte mit Freude daran, daß er ſie nur ſah — wie mit den Augen eines befriedigten Naturforſchers.

Aber ſo äſthetiſch-objektiv empfand er nicht lange. Denn ach, was half es ihm denn, vor ſich ſelbſt ſicher zu ſein? Was war denn gewonnen, daß er nicht in ihren Banden lag, ſolange ſie ihn dafür in Anſpruch nahm und ſich ein Recht dazu einbilden durfte? An dem einzigen Wörtchen d u fühlte Balm dieſe ganze Verkettung. Als ſie noch das Weib ihres Mannes war, war dieſes Du nicht mißzuverſtehen. Jetzt war ſie frei! Ihr Du beleidigte ihn und ſein Du beſchämte ihn. Das Wort war ſittlicher geworden und das ſollte es ja doch nicht ſein. Sonderbar bohrte ſich das Wort in das ſtolze Gefühl ſeiner Freiheit und ſtörte ihn darin. Er fing bald an, ſeine Lage anders und ernſthafter zu betrachten. Mehr und mehr graute ihm davor.

Aber juſt dieſe Mißſtimmung ſchärfte das Gefühl ſeiner Pflicht, denn gern getane Pflichten heißen ja Neigung. Du mußt da durch! ſagte er ſich. Sie iſt das Weib, deſſen Hingebung du angenommen; ſie iſt die Witwe eines ermordeten Mannes, deſſen Freundſchaft du geduldet. Auf dem Platze, wo ſie dich braucht, muß ſie dich finden! Was will ſie? Her mit den Taten, die noch zu tun ſind! Je widriger der Nachgeſchmack dieſes Verhältniſſes, um ſo tapferer zugelangt und die Hefe vollends geleert! Was ſoll's?

Das waren die Vorſtellungen, welche Balm im raſchen Wechſel durchlief, und mit der letzteren fand er endlich ſein Gleichgewicht für dieſen Beſuch Dameratas.

So laß denn ſehen, unſeliges Weib, was haſt du auf dem Herzen? Die Stunde deiner Geheimniſſe und Hintergedanken hat geſchlagen. Enthülle mir jetzt deine Seele, wie du ſo oft ...

Mit dieſer inneren Anrede ſetzte ſich Balm in Verfaſſung. Er hütete ſich, wie ein Mitfühlender — vielleicht hieß ja das, wie ein Mitverſchworener — des gefährlichen Weibes zu ſprechen, aber er ſprach doch wie ein Anwalt, der einem Klienten ſein Ohr leiht.

Und nicht lange, ſo war er „ganz Ohr". Von welchen Intereſſen bekam er zu hören!

Damerata machte jetzt Mitteilungen, zu welchen sie schon einmal ausgeholt hatte. Erinnern wir uns noch jener Stunde! Balm hatte den Zornesangriff auf Zuppa gemacht und Damerata, ohne den Angreifer zu kennen, von dem Ereignisse gesprochen, durch das sie bald Witwe geworden wäre. Es hatte sich daran ein Gespräch geknüpft, welches dicht an den Punkt vorrückte, wo Damerata ihr ganzes Vertrauen, oder richtiger, ihre tiefsten Absichten auf Balm auszusprechen Miene machte. „Es existiert" — hatte sie schon begonnen, da kam der Liebhaber aus dem Trastevere, der sogenannte Minente, und das Gespräch unterblieb. Es hatte sich in dieser Weise nie wieder angesponnen.

Jetzt, wo Damerata wirklich Witwe geworden, begehrte der Drang der Umstände sein Recht. Damals setzte Balm seine Kunst daran, sie sprechen zu machen; jetzt sprach sie nur allzu freiwillig selbst und mußte noch froh sein, daß Balm sie anhörte. Nicht der einzige Wechsel der Umstände war das! Damals fing sie mit epischer Ruhe an, gefaßt, bedächtig, bei voller Herrschaft ihrer trugvollen Sinne; jetzt war es ein Rezitativ dramatischer Raserei, ein Sturm von Leidenschaften, aus welchen sich Balm die zertrümmerten Bruchstücke einer Erzählung erst mühsam zusammenlesen mußte. Dafür war die Beute freilich auch reicher. Denn damals hätte sie gesprochen, was und wie es ihr gut dünkte; aber heute — und das war der wichtigste Unterschied! — hörte er Dinge, die sie zwar auch nicht sagte, die er aber wie durch hundert zerrissene und wildflatternde Schleier bald hier, bald dort sich verraten sah, — er brauchte nur aufzumerken, zu ergänzen und zu verbinden!

Damerata sprach von einem Schatz, einem unermeßlichen Schatz, welchen Zuppa hinterlassen, und dieser Schatz — waren seine Bilder. Ein Kardinal hatte ihr längst eine Million Skudi dafür geboten, ja noch mehr, überhaupt jeden Preis; aber sie müsse es zu ihrer Lebensaufgabe machen, ihm den Besitz der Galerie zu verschaffen, denn auch die seinige sei es und er lasse nicht ab davon.

Was für ein Käufer? Wer? Wo? Wann? Warum diese

Sturmſprache, dieſe Geiſterbeſchwörung? Und die Frau ſoll verkaufen, was die Werke des Mannes? Warum nicht er ſelbſt?

Das alles iſt ein Geheimnis. Es ſind nicht Werke wie jedes andern Künſtlers. Dieſe Bilder exiſtieren gar nicht. Kein Menſch hat ſie geſehen. Es ſind — Schatten — Mythen — Glaubensartikel. Es ſind Könige ohne Königreiche, Berühmtheiten ohne Ruhm, die freie Kunſt, die gefangen ſitzt! Die Fama geht in Italien herum und ſucht ſie, wie Ceres ihre Tochter Proſerpina. Irgendwo ſteht ein Schloß auf italieniſcher Erde, dort ſind ſie! Hier in Rom wandelt der kleine, bucklige Zuppa, der iſt es! Das iſt ein Tizian, zwölfmal mit ſich ſelbſt multipliziert. Aber hundertmal bezahlt man ihn, daß er's verſchweigt. Nur für einen hat er gemalt und malt vielleicht noch; auch dieſen einen kennt man nicht. Aber es könnte — Charon ſein, denn er führt die Bilder des neuen Tizian in ein Totenreich! So viel weiß man. Mehr nicht. Aber iſt Eva nicht erſchaffen? Und ihre Töchter Delila, Omphale, Damerata? Mache dein Meiſterſtück, kleine Zauberin! Wie heißt ſein Schloß? Nur dieſes eine Wort ſchmeichle ihm ab; wir zahlen dir eine Million, räumen es aus, und machen dich groß unter uns, denn wir ſind die Größten!

So muß Zuppa ein Weib nehmen, muß es mit einem Muß, das die abgefeimteſte Hölle ihm auf den Leib geſchrieben, und Balm hat richtig vermutet: jene dämoniſche Brautſzene, ſie war das Werk *bekutteter* Dramaturgen. Lange iſt in den Beichtſtühlen Roms unter den jungen Mädchen die Kandidatin dafür geſucht worden, bis ein Kennerauge in der vierzehnjährigen Damerata mit ſich eins wurde: das iſt zur Teufelei die Teufelin!

So hat dieſer Mann nun ſein Weib, — wie ein Tier ſein Paraſitentier hat, von dem es ausgezehrt wird. Aber Zuppa wird es nicht. Er vergoldet ſein Weibchen, ſoviel er Gold hat; er leidet von ihr, ſoviel er Geduld hat, und er hat ſehr viel, denn je mehr er leidet, deſto mehr ſcheint es ihm Spaß zu machen. Kurz, Damerata hat eine gute Partie gemacht,

aber die Pfaffen ſind getäuſcht. Der oder die heimlichen Liebhaber der verheimlichten Bilder ziehen den kürzeren. Das iſt der Punkt, wo der ſchwache Mann ſtark iſt, aber das Weib, das ſtark wie das ſtärkſte Gift iſt, ſchwach. Sein Geheimnis gibt er nicht preis.

Die Pfaffen können nicht daran glauben. Sie glauben, an Dameratas Eifer fehle es. Agenten in allen Kutten und von allen Orden überlaufen ſie. Sie bearbeiten ſie — jeder Vogel nach ſeinem Gefieder. Der eine kommt ihr pathetiſch. Die ganze Kunſtgeſchichte empöre ſich gegen die Geheimhaltung ſolcher Werke. Sie werde, wie ein umgekehrter Heroſtrat, vor Welt und Nachwelt unſterblichen Ruhm an ihren Namen knüpfen, wenn ſie dieſe lebendig begrabenen Kunſtſchätze der Wonne der Menſchen zurückgäbe. Der zweite kommt ihr moraliſch. Durch Nacktheiten frechſter Art ſind Frauen der edelſten Häuſer beleidigt; Italien könne nicht ruhen, ſolange es dieſen Schandfleck auf ſeiner Oberfläche wiſſe. Eine Million Skudi ſei noch das wenigſte, ſie erwerbe ſich den Dank der Beſten im Lande; es ſei nicht auszuſprechen, in welch hohe und beneidenswerte Verhältniſſe ſie ſich aufſchwingen könne. Der dritte, der ſie am beſten zu kennen ſcheint, braucht gar kein edles Motiv, ſondern begnügt ſich ſchon mit dem ruchloſen. Allerdings ſind in jener heimlichen Galerie Weiber und Leiber gemalt, die ſich mit Recht verſtecken; aber einſt hat man ſie doch geſehen, und Augen haben ſie geſehen, die nie aufhören werden, nach ihnen zu lechzen. Ob ſie einen Lüſtling, dem ſeine Lüſte wie Pfeile im Fleiſche ſitzen, raſend machen wolle? Ob es nicht beſſer ſei, ihn zum Freunde zu haben? Und es würde ein mächtiger Freund ſein, ſie möge ſich ihn ſo hoch vorſtellen als ſie wolle: Kardinal, Papſt, König, alles ſei ihr erlaubt.

Und das beſtürmte Weib kann nur immer beteuern und tut es ſehr fleißig, daß ihr Wille der beſte; ſie ermüde keinen Augenblick in ihren Bemühungen, ſie warte ihre Gelegenheiten ab, ſie gebe ihre Hoffnungen nicht auf, mehr als ſie könne kein Weib an ihrem Platze, man müſſe Geduld haben.

Und wahrlich, mehr als ſie konnte keine Frau! Was ſie

von ihren Bemühungen ſagte, war ihr Ernſt, um ſo ernſtlicher, als ſie dabei das Nützliche mit dem Angenehmen verband. Sie bemühte ſich — um viele Liebhaber. Sie prüfte viele Studenten, um den Doktor zu graduieren, dem ſie ihren Mann in Behandlung gäbe. Denn daß ſie über ihren Mann einen Mann ſchicken müſſe, begriff ſie mit jenem ſcharfgeſchliffenen Egoismus, der ſogar frei von der Eitelkeit ſein konnte und der ihre dämoniſche Intereſſent-Intelligenz war. Ihre weiblichen Waffen hatten verſagt, — es war ein Zufall und ein Naturſpiel, das ſie verwunderte, aber nicht verdroß. Es beugte das Bewußtſein ihrer Macht und ihrer Reize nicht: im Gegenteil; ſie ſagte ſich bloß: fang' ich damit meinen Mann nicht, ſo fang' ich einen Mann, der ihn fängt. Kurz, Balm begriff jetzt das große Rätſel Dameratas und ihre Zwecke mit ihm. Sie machte kaum noch Miene, es zu verbergen. Aber wenn ſie geahnt hätte, was Balm ſelbſt über dieſe Geheimniſſe erlebt! Daß er mit einem Mordanfall und mit langem Leiden den Fund bezahlt, der hier ſo heiß geſucht wurde! Daß er die Bilder noch lange vor ihrem Maler geſehen, und dieſen nur kennen zu lernen brauchte, um dann nichts mehr zu brauchen — als ſein eigenes Licht!

Da ſie das aber nicht ahnte, — was wollte ſie jetzt von ihm? Zuppa iſt tot und aus dieſem verſchloſſenen Buche nichts mehr herauszuleſen! Um was ereifert ſich das aufgeregte Weib, indem es jetzt tobt und raſt — gegen einen Schwager, den ſie Räuber, Mörder, Bluthund, Höllenhund nennt? Was ſagt ſie von einem Schwager? Wer iſt dieſer Schwager?

Nun, ſein Bruder!

Welcher Bruder?

Sein Bruder Vincentio.

Vincentio! Ha, Cencio, alſo?

Nun ja, Cencio, ſagen wir. Kennſt du ihn?

Cencio! Dieſer Cencio ſein Bruder! Zuppa und Cencio Brüder!

Und jetzt hörte Balm zu, — nicht weil er ſich's zur Pflicht gemacht, ſondern mit eigener Neugier und ganz umwunden

von dieſem Intereſſe, das ſich wie eine Doppelſchlange noch einmal und hochgereckt an ihn aufbäumte.

Damerata erzählte folgendes: Von einem Abſchiedsbeſuche bei meiner Schweſter, welche mit einem reichen Liebhaber nach Irland reiſt, ging ich vorgeſtern nach Hauſe, da ſah ich in meiner Straße einen kleinen Auflauf. In der Mitte von Leuten ſtand ein Mädchen in einer ſchönen fremdartigen Volkstracht und ſchien um etwas zu fragen. Als ich den halben Schnitt ihres Geſichtes ſah, ſtand mir der Mund vor Verwunderung offen, denn es war nicht anders, als ob ich durch die halbgeöffnete Himmelstür den ſchönſten der himmliſchen Engel erblickte. Mit ihrem prallen, zierlichen Wuchs nahm ich's auf, aber ihr Geſicht hätt' ich ihr gleich aus dem Geſicht reißen mögen. Es gab mir einen Stich durchs Herz, als ob die dort mein Eigentum trüge, das Beſte, was mir ſelbſt gehört. Wie wurde mir erſt, als ich vernahm, daß die ſchöne Fremde nach Meiſter Zuppas Studio fragte! Ich war nie eiferſüchtig, ich ließ meinem Kürbismännchen ſeine Freiheit, die auch die meinige war, und ſchor mich um all ſeine Modelle nichts. Rom und ganz Italien aber hätte ich eher in den Abgrund des Meeres geriſſen, als dieſes Modell ihm gegönnt. Ich nahm ſie ſogleich an der Hand, ſagte, ich ſei die Frau des Künſtlers, ſie möge mit mir gehen. Uebrigens verſtanden wir uns ſchlecht; ſie war eine Albaneſerin und warf Türkiſch, Slawiſch und falſches Italieniſch wirr durcheinander. Als wir nach Hauſe kamen, ſagte ich meinem Mädchen, ſie möge die Fremde warten laſſen, ſolang ſie Geduld hat, und dann fortſchicken. Aufgeregt, wie ich war, ging ich aber ſelbſt fort und zwar juſt nach dem Studio. Ich war ſchon lange nicht dort geweſen, ſeine Küche ſoll mich nichts angehen und wir gucken uns nicht in die Töpfe. Jetzt aber war es anders. Alle Geiſter der Malerei fuhren in mich, die Sonne der Vergangenheit ging auf, ich dachte an meine Siege und an ſeine Augen! Und wie ich dieſe Augen jetzt um die Albaneſerin prellte und wie ich ihnen hohnlachen würde und mich weiden an ſeiner Enttäuſchung, an ſeiner Folter und Hungersnot, — es beluſtigte mich hölliſch, meinen Maler mir auszumalen.

Ich tanzte wie toll, ich lachte laut, ich glaube, die Leute auf der Straße sahen mir nach. Spaß muß man haben und der beste ist, Spaß zu verderben!

Als ich die öde und abgelegene Gegend erreichte, wo der zwölffache Tizian seine Hexereien treibt, fand ich das kleine graue Haus sperrangelweit offen und zwei Auslader trugen Kisten hinein, welche vor dem Hause abgelagert waren. Ich verwunderte mich. In einem Studio werden Bilder verpackt und man trägt Kisten hinaus, nicht hinein. Was bedeutete das? Aber ehe ich mich noch besann, packte mich einer der Packer um den Leib und wieherte wonnevoll: Ei, was gibt's da für einen süßen Mandelkern zu verknuspern! Du kommst mir just recht zum Arbeits-Feierabend. Und wie ein Federball flog ich ihm durch die Hände und ins Studio hinein. Drinnen sah's gräulich aus. Ein Chaos von Kisten, Deckeln, Rahmen, Bilderrollen, Heu, Stroh, Packleinwand und Packpapieren; man konnte keinen Schritt machen. Ich erkannte den Ort nicht wieder, den ich vor Jahren wie ein Tempelchen ausgeschmückt. Aber wie im Dickicht der Vogel, erluchste der Packer eine bequeme und sehr bewohnbare Stelle und bot mir dort einen Kampf an, den ich nur ungleich mit meiner Gegenwehr führen konnte. Er war schon ein Graubart, aber ein herkulischer Kerl, stark wie ein Zentaur und lustig wie ein Fackeltanz, und die Wahrheit zu sagen, seine pferdemäßigen Galanterien standen ihm gar nicht schlecht zu Gesichte.

Der zweite der Auslader war ein verdrossener und langsamer Mensch, denn als er von draußen hereinrief: man kommt! geschah's so verspätet, daß wir fast schon überrascht waren. Kaum eine Sekunde blieb mir Zeit, hinter die Kisten zu schlüpfen und zu verbergen, wie der verliebte Bär mich zerrungen hatte. —

Das war deutlich! Balm dachte: Fühlt sie nicht, was sie sagt, oder ist sie noch stolz — auf eroberte Packknechte?

Damerata fuhr fort: Wo ist Camillo? hörte ich die Stimme meines Mannes. Um einen Trunk, antwortete der Zentaur gelassen. Hierauf schalt mein Mann im verdrießlichsten Tone die allgemeine Unordnung und befahl, Raum zu schaf-

fen, er wolle heute noch arbeiten und erwarte soeben ein Modell. Jetzt lachte ich nicht mehr, sondern ich zitterte, was die Lastträger antworten würden. Aber mein Riese ergriff sogleich das Wort und sagte mit gutgespielter Einfältigkeit: O weh, Herr, dann hab' ich eine Dummheit gemacht! Das Modell war schon da, ein feines Stück Mädchenfleisch, bei Gott! aber ich schickte sie fort, denn ich dachte, sie habe unrecht verstanden und heute sei's nichts mit Aktstellen und Modellmalen. Zu meiner Verwunderung wetterte Zuppa nicht zorniger; er brummte zerstreut vor sich hin, wie einer, der ohnedies keine Arbeitsgedanken hat. Und jetzt fing ein Trampeln von Schritten an; mir schien, auch Camillo war gekommen, und die äußere Arbeit beendet, denn alles schob, wälzte und polterte jetzt im Innern. Wieder zitterte ich für mein Versteck. Aber wieder war es der Riese, der heroisch eingriff und auf meiner Seite alles allein machte. Er fing an, mich um und um zu verschanzen, indes er mir noch immer eine schöne, aber unbemerkte Lücke zurechtbaute, so daß ich frische Luft hatte und sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Dieser Facchino wußte Bescheid um Schlachtfelder; ich glaube, ein Cäsar steckte in ihm. Nach einer Zeit löste sich alles auf, Camillo ging, die Packer gingen, die Tür wurde abgesperrt, aber von innen. Mein Mann blieb zurück und jetzt erst merkte ich, daß er zu zweit war. Mit ihm blieb noch einer da, das war ein kleiner Dürrteufel, kaum größer als Zuppa, aber mit Augen wie eine Mordbrennerlunte und einem Gesichte wie aus Galläpfel gesotten. Zuppa warf sich aufs Kanapee, die Hände zwischen Kopf und Knie gestemmt, der andere stand rückwärts an der Lehne, wie ein Sünder. Beide schwiegen, aber so, daß man meinte, wer immer zuerst anfange, das erste Wort müsse wie ein ausbrechendes Gewitter sein.

Dieser Gewitterausbruch erzählte Damerata jetzt selbst gewitterhaft. Es war, als ob tausend Teufel mit ihr durchgingen, sooft sie auf Schwager Cencio zu sprechen kam. Aber von diesem Manne war jetzt die Rede, denn eben er war der Zweite. Der Wortwechsel, der zwischen den Brüdern endlich

losbrach, ergab für die Lauscherin im Versteck und für Balm, der sich ihren haßvoll-überstürzten Bericht gleichsam erst redigieren mußte, folgenden Zusammenhang.

Cencio hatte eigenmächtig die ganze Nacktgalerie in der Lomelina aufgehoben und ohne Anfrage nach Rom transportiert. Hals über Kopf kam er dem Bruder damit angefahren. Zuppa war wie niedergedonnert. Wie er sich unterstehen konnte, ein so großes und hochverpflichtetes Geheimnis, von dem er recht gut wisse, daß es doch schon Argwohn erregt und daß man ihm nachspüre, fünfzig Meilen weit spazierenzufahren, am hellen Tag und vor den Augen von ganz Italien?! — Dummes Zeug! Italien brauche seine Augen jetzt zu anderen Dingen und die Pfaffen mögen an ihre eigene Haut denken, statt an die gemalten in Bildern. Auf allen Straßen werde Kriegsmaterial gefahren, überall sei ein Flüchten, ein Kommen und Gehen, er hätte gar nicht besser durchschlüpfen können, es sei just der günstigste Augenblick. Wenn er mindestens angefragt und Vollmacht eingeholt hätte! Diese Eigenmächtigkeit in der zartesten Sache eines so großen Monsignore sei ja unverantwortlich! — Just umgekehrt; sein ganzes Amt bringe es mit sich, daß er auf eigene Verantwortung handle und daß er im rechten Augenblicke den Mut dazu habe. Was aber der rechte Augenblick sei, das zu beurteilen ist eben die Verantwortung; durch Anfragen und Hin- und Herschreiben ihn zu verlieren, das allein möchte er nicht verantwortet haben. — Ob er das den rechten Augenblick nenne, Schätze vor Kriegsgefahr zu retten, nachdem der Krieg zu Ende. — Das sage man hier; droben sieht's anders aus. Nur die Oesterreicher sind fort, noch wimmelt es von französischen und piemontesischen Kantonierungen. Kein Mensch hat sein Hausrecht, Hausherren sind die eingelagerten Truppen, und ohne Krieg ist es die tägliche Kriegsgefahr, wie leichtsinnig die Leute mit Licht und Feuer umgehen. Bald hier bald dort brenne ein Nachbarhof, er könne die Sicherheit von Gütern, wie sie seinem Wächteramte anvertraut, von keiner Stunde zur andern verbürgen. Dazu kämen den Grundbesitzern fortwährend Ingenieure über den

Hals, welche von Delogieren, Demolieren, Raſieren und Fortifizieren ſprächen, das Vermeſſen und Zeichnen nehme kein Ende, er ſchwebe beſtändig in der Eventualität, daß man ihm ſein Kaſtell über dem Kopf abbreche, oder um- und umarbeite und in ein Fort verwandle. Kurz, da man Venetien nicht habe, ſo denke alles an einen zweitnächſten Krieg, kein Menſch wiſſe, ob Friede oder nur Waffenſtillſtand ſei, der ganze Zuſtand iſt Unſicherheit und Rüſtung für den nächſten Morgen. Aber ſo war's nicht gemeint, als man dieſe Bilder den Ticino-Marſchen vertraute, dem obſkurſten und unbeſuchteſten Winkel Italiens. Jetzt iſt er ein ſtürmiſch-wogendes Meer, wovon man in dieſem römiſchen Karpfenteich hier keine Ahnung zu haben ſcheine. Unter ſo veränderten, ja entgegengeſetzten Umſtänden hätte der Marcheſe ſelbſt ſo gehandelt und die Lomelina, die vormals eine gute Wacht geweſen, weil ſie dieſen Charakter verloren und es nun nicht mehr iſt, gewiß ſelbſt auch fahren gelaſſen. — Schwerlich! Viel wahrſcheinlicher hätte er die alten Immunitäten des Edelhofs geltend gemacht. Iſt doch das Land wenigſtens von den Feinden, nämlich den Oeſterreichern, frei; Piemont aber ſtehe als Freund und Frankreich als Verbündeter am Ticin. — Unverbeſſerliche Siebenſchläfer ſeien die Römer. In den heutigen Zeitläuften von Immunitäten, Scharteken und Moder zu träumen! Ob man ihn mit ſolchen Haarſpaltereien zum Aeußerſten treiben wolle? Ob das ſein Dank ſei? Ha, was man ſagen wolle, wenn er den ganzen Plunder einem franzöſiſchen oder öſterreichiſchen Marſchall verkauft, das Haus angezündet und geſagt hätte, eine Granate habe es getan? — Tugendheld! Dein Leben war dir wohlweislich lieber, denn die Augen und Ohren der „Geſellſchaft" reichen weit und der Wächter wird wieder bewacht. — Nun gut, ich tat's ja auch nicht! Wozu gefährlich tun, was ſich vorſichtig und ohne Gefahr tun läßt?

Damit verſtand aber Cencio nichts Geringeres — als die ganze Galerie zu defraudieren. Von dieſer Endabſicht ſeines Manövers war jetzt die Rede. Es lag kein Widerſpruch darin, daß er das ausführen wolle — in Rom unter den ſchwie-

rigſten und nicht in Oberitalien unter jenen günſtigſten Umſtänden, deren er mit ſoviel Scheinrecht ſich rühmte. Zuppas Einwand: der Wächter wird wieder bewacht, war wohl recht ſchwerwiegend, wenn auch leicht hingeworfen! Aber ein Mann wie Cencio verbindet mit dem keckſten Gedanken an einen ungeheuren Betrug zugleich die emſigſte Bedachtnahme auf ſeine ganze Sicherheit. Ganz anders griff er es an. Wie ein getreuer Hund wollte er aus der Lomelina nach Rom das angeblich gefährdete Gut ſeinem Herrn vor die Füße apportiert haben, wohl wiſſend, daß er dabei nichts wagen konnte, als höchſtens die Vorwürfe, die ihm ſoeben ſein Bruder machte und auf die er ſo gut vorbereitet war. Dagegen war ſeine Rechnung fertig und klappte wunderbar, wie viel er gewann. Er ſtürzte ſeinen Patron aufs gewiſſeſte in Verlegenheit, Verwirrung und Aufregung, darin er allerlei ſinnloſe und widerſprechende Ordern geben mochte; er verleidete ihm ſein Gut, machte es ihm zur Laſt, zu einer Laſt, die er ſich wohl nur mit Hilfe der Brüder vom Halſe ſchaffen konnte, und dieſe wurden dann mehr und mehr Herren der Lage. Kurz, der feſte, eiſerne Beſtand des Lomelina-Geheimniſſes war gelockert, der erſte Nagel gelöſt, und nun gab's Fugen für Weiteres.

Dieſes Weitere, dieſes offene Feld jeder Gelegenheit, welche Diebe macht, ergab ſich ebenſo natürlich wieder aus der politiſchen Lage. Daß die Bewegung in dem kindiſchen Rinnſal des Villafranca-Friedens nicht verlaufe, ſehe man jetzt ſchon; die berühmte Adlerfeder des Friedensinſtrumentes hätte ebenſogut eine Spatzenfeder ſein können. Die Erzherzoge ſind fort, die beiden Sizilien krachen, das Patrimonium wackelt; der Fels St. Petri iſt kein Fels, ſondern eine Sanddüne und wird nächſtens als loſer Flugſand zerſtäuben. Jede italieniſche Erſchütterung muß ſich dem römiſchen Boden mitteilen, den ſie dann juſt am ſtärkſten erſchüttert. Wie der Sturm in die Wolken, wird's in die Monſignori und Eminenzen fahren. In die Flucht getrieben, aufs Krankenlager geworfen, in die Bäder verkrochen, vom Schlag gerührt, wird einer um den andern aufhören zu zählen, und wie leicht —

könnte der Rechte darunter sein! Wie leicht! Also gelauert, wie die Katz vor dem Mausloch, aber im rechten Augenblick drauflosgesprungen und die Beute gepackt! Mit einem Worte, alles ist überlegt, alles vorgesehen, mein Plan bis ins einzelnste fertig, du brauchst nur beizutreten.

Das war der Inhalt des Gespräches zwischen den Brüdern und wahrlich aufregend genug für die weiblichen Nerven jenes Weibes, das so stark dabei interessiert war. Welch ein Raubtier rivalisiert da plötzlich mit ihr! Was das Opfer ihres Lebens, der Zweck ihrer Ehe, das Dichten und Trachten zehnjähriger Intrigen, die Arbeit minierender Agenten, von denen sie mit allen Künsten und in allen Gestalten beschlichen und umworben wird, was ihre eigenste und sicherste Prätendentenbeute war und sein sollte, das ergreift auf einmal eine fremde Tigerkatze und entrafft ihr's vor ihren Augen, — als ob sie nichts wäre, als ob sie Spinnweben gewebt hätte! Sie fletschte vor Wut.

Und doch beherrschte sie sich. Allzu wertvoll war es ihr, in diese Karte zu sehen und den ganzen Spielplan zu hören. Sie lauschte und lauschte. Vor allem brannte die Frage, ob dieser Räuber etwa ihren eigenen Käufer und Liebhaber, den Millionen-Monsignore in petto habe. Dieses Aeußerste war zum Glück nicht der Fall. Cencio wußte nichts von ihm und jener nichts von Cencio. Bei einiger Ueberlegung begriff sie auch, daß es so sein müsse und nicht anders sein könne, denn sonst hätte man sie selbst nicht so lange und eifrig belagert, auch Cencio seinerseits, trotz all seiner Feigheit, auf eigene Hand und vielleicht auch gedeckt von dem mächtigen Käufer, die Defraudation schon gewagt. Diese Betrachtung stimmte sie zur Geduld, sich stille zu halten und in ihrem Verbau, wie in einem Feuerofen, siedend vor Zorn, manierlich weiter zu knirschen.

Das Wortgefecht dauerte fort. Nicht zum ersten Male, — merkte sie, — sprachen sich die Brüder, denn wiederholt beriefen sie sich darauf, was der eine schon gesagt und was der andere schon geantwortet. Das erste Funkenstieben mußte ja schon ihr erstes Sichsehen in Rom gewesen sein; jetzt

aber empfing ſie den Eindruck, daß die Brüder ihre Hauptſchlacht ſich lieferten. Ort und Zeit dazu waren gut gewählt, aber Damerata pries ihr Glück, — der ausgewählteſte Gaſt bei dieſer Aktion zu ſein.

Mein Mann, ſagte ſie, widerſprach zuletzt und am ſtärkſten nur immer mit einem einzigen Worte. Es war die Treue für ſeinen Protektor. Sie ſeien von Jugend auf Freunde und Brüder geweſen; der große Unterſchied der äußeren Umſtände, der mit der Zeit eingetreten, habe daran nichts geändert. Es ſei wie ein Selbſtmord, dieſem Manne einen ſolchen Betrug zu ſpielen.

Aber der Dürrteufel ließ nicht ab. Wer ſagt dir, Bruder, daß ihm ſeine alten Liebhabereien noch den Wert haben, den du vorausſetzeſt? Wäre es ſo, dann hätte ich meinen Anſchlag kaum erdacht. Aber er fiel mir ein, juſt weil ich die Zeit dafür ſpüre. Was dich betrifft, dir ſcheint die Zeit ſtehenzubleiben. Daß er in den letzten Jahren wenig oder nichts mehr malen ließ, daß er ſeine Galerie in der Lomelina immer ſeltener beſucht und faſt vergißt, — für mich ſind das Zeichen, die ich in der Ferne ſchärfer beobachte, während du ſorglos dahinlebſt in deinem römiſchen Einerlei, wo ſcheinbar ein Tag wie der andere iſt. Ich aber ſage dir: ein Tag iſt nicht wie der andere! Es iſt nicht mehr wie ſonſt. Der Marcheſe hat ſich im ſtillen verwandelt. Er wird kälter, müder, er ſchläft ein, er ſtirbt ab. Dazu kommen die Stürme der Zeiten: Wolken ziehen ſich zuſammen, es wird ernſter, neue Sorgen und Intereſſen entſtehen und verdrängen den Geſchmack an Dingen, welche ein Spiel im langen, üppigen Frieden. Treue! Treue! Wem willſt du treu ſein? Einem, der ſich wohl ſelbſt ſchon untreu geworden und den Paſſionen der Jugend mehr und mehr fremd wird? Ha, er könnte unſere Galerie wie eine faule Frucht abfallen laſſen und dem Nächſtbeſten zum Fraß gönnen! Aber die Nächſten und Beſten ſind doch wohl wir! Du haſt ſie ſeit vierzig Jahren gemalt, ich ſeit dreißig Jahren bewacht; es ſteckt unſer ganzes Leben darin. Von ihm nichts als ein Stück Geld. Und dafür wär' es ſein Eigen? Solche Dinge

haben nur einen Eigentümer: ihren Schöpfer. Und das bist du! Dieſe Bilder ſind ein Malername, wie Italien keinen beſſeren kennt; ſie ſind der Ruhm deines Lebens und die Unſterblichkeit deines Nachruhms. Ihm ſind ſie nichts als ein Spielzeug, ja vielleicht das Schlechteſte, das ein Ding ſein kann, ein abgenütztes Spielzeug. Er kann es vergeuden, zerſtreuen, was ſag' ich? vernichten! ja vernichten; in einem Anfall von pfäffiſcher Reue und kindiſcher Altmänner-Moralität geradezu vernichten! Bruder, mir klappern die Zähne, das Blut im Herzen gefriert mir. Und ſag', iſt das möglich oder nicht? Wagſt du es, nein zu ſagen? Es gilt Tod und Leben.

So blieb er wie ein Drache und hockte wie ein Alp auf meinem Manne. Zuppa kam kaum noch zu Atem. Ich hörte ihn immer weniger, immer kürzer dazwiſchen reden, aber der andere praſſelte drauflos in ſeinem rauhen Lombardiſch, daß mir das Gift im Herzen ſchwoll! Es iſt nicht anzuhören, dieſe geſprochene italieniſche Peſt!

Balm aber fand ſich zum Verſtändnis all dieſer Dinge fürchterlich gut orientiert, ſeit der Name des Ungenannten in der heutigen Mordnacht an ſein Ohr gegellt! Mit dieſem Schlüſſel konnte er den Streit der Brüder beurteilen und ſah in dem ganzen Handel klarer als Damerata ſelbſt.

Dieſe fuhr fort: Was mein Mann von ſeiner Treue geſagt, griff Cencio auf einmal mit einer neuen Wendung und von einer anderen Seite her an. Treu ſein heißt die Waſſertropfen im Strom feſtnageln wollen, denn alles verfließt und geht vorüber. Wie wenig ſich Treue halten läßt, haſt du ja ſelbſt ſchon erlebt, und eine Jungfer iſt deine Treue wahrlich nicht mehr. Haben wir beide nicht ſchwören müſſen, kein Weib zu nehmen, und haſt du deinen Schwur etwa gehalten? Biſt du nicht beweibt, ſeit bald zehn Jahren beweibt?

Ich horchte hoch auf, ſagte Damerata, und ſchnellte wie eine Springfeder empor, was mein Mann antworten würde. Er antwortete ohne Verlegenheit, ja faſt mit Freude: So möge jede Untreue ausſehen! Nicht drei Tage lang hielt

ich es aus. Die Furcht, die Unruhe, die Todesangſt trieben mich wie in glühenden Schuhen umher. Ich wagte weder die Tat zu verheimlichen, noch auch ſie einzugeſtehen. Endlich fiel mir das Rechte ein. Ich wollte den Marcheſe einſtweilen nur aushorchen, welcher Geſinnung man ſich von ihm zu verſehen habe. Da ging ich am dritten Tag hin, ſagte ihm, ich ſei verliebt, es gilt mein Leben, ich muß heiraten oder mich umbringen. Ob er mir meinen Schwur nachlaſſen wolle? Noch heute fühle ich ſeinen Blick in mir ſtecken. Er durchbohrte mich mit einem langen, liſtigen Lächeln, dann klopfte er mich auf die Achſeln und ſagte: Du kommſt etwas ſpät, Luigi. Seit drei Tagen *biſt du ja ſchon verheiratet*! Ich war wie niedergedonnert. Ich wäre am liebſten in die Erde geſunken und ergrimmte über die Feſtigkeit des römiſchen Moſaikbodens. Damals bekam ich Reſpekt vor der Allwiſſenheit dieſer Soutanen. Der Schreck iſt mir für ewig in die Glieder gefahren. Nicht zum zweitenmal wag' ich's mit dieſen römiſchen Göttern; ich bin froh, daß ich das erſtemal durchgeſchlüpft. Und frag' nur nicht, wie. Der Marcheſe nämlich verbot mir noch immer das Zuſammenwohnen mit ihr. Nimm deinen Löwenanteil, im übrigen laß ſie. Bleib Junggeſelle, beſuche ſie wie ein Liebchen, wohne und ſchlafe nicht unter einem Dache mit ihr, vermeide jeden Verkehr, der über dein nächſtes Intereſſe hinausgeht; vielleicht umſchiffſt du mir noch die Klippe der ehelichen Schwatzhaftigkeit.

Aber iſt ſie denn ſchon umſchifft? rief Cencio voll Eifer, indem er das Wort gleichſam mit Händen packte und ſchüttelte. Vielleicht umſchiffſt du ſie, ſagte der Alte; ich aber ſage jetzt: vielleicht auch nicht. Kannſt du nicht täglich noch ſcheitern? Du wirſt älter und wenn nicht ſchwächer, doch ſorgloſer, ſicherer; die Gefahr nimmt nur immer noch zu, dich an dein Weib zu verraten, aber welche Eſel waren wir dann, daß wir zu zweien uns ſtreiten, indes die Dritte über die Beute ſich hermacht. Denn daß ſie alles imſtande iſt und immer das Schlimmſte im Schilde führt, trauſt du ihr hoffentlich zu, wenn du nicht allzu vergeßlich biſt. Als ein

junges Raubtier haſt du ſie gleich kennen gelernt; aber gefährlicher als ein junges Raubtier iſt noch ein altes und erfahrenes Raubtier.

Jetzt war's zu Ende! rief Damerata. Auf dieſem Holzbock, merkte ich, würde er fort und fort ſägen; endlich hatte er's recht angepackt, um ſein Scheit kurz und klein zu kriegen. Fuhr ich nicht ſtracks dazwiſchen, ſo lag ich morgens unter den Sägeſpänen, denn die Brüder machten Miene, hier zu übernachten. Da ſchoſſen mir die Gedanken wie Sternſchnuppen durch den Kopf. Hurtig ging's her, aber mit Glanz. Wie ein Licht fing ich zu brennen an; ich hatte mir augenblicklich eine Kriegsliſt erſonnen.

Auf einmal ſtieß ich ein Geſchrei aus und machte ein Gepolter. Die zwei Männer ſchraken kreiſchend auf. Ich aber, in der Rolle meines Plans fing zu ſchelten an: Um Gottes willen, was iſt das? Sie haben mich eingemauert, die Eſel! Heda, Facchini, wo ſteckt ihr? Macht mich los, helft mir heraus? Habt ihr ganz vergeſſen, daß ich noch da bin?

Natürlich wurde ich befreit, und noch halb im Verbau und meines Armes kaum mächtig, war es das erſte, daß ich dem Schwager eine wütende Ohrfeige verſetzte, gleichſam als hielte ich ihn für einen der zwei Laſtträger, die mich als dumme Tölpel vernachläſſigt. Sofort aber ſpielte ich die Rolle weiter, indem ich erſchrak, mir die Augen rieb, verwundert um mich blickte, mich rekelte und gähnte. Nun ging ein Fragen an; die Männer fragten mich, ich die Männer, und daß ich's kurz mache, ich ſagte her, was ich mir ausſtudiert hatte. Auf der Straße ſei mir durch Zufall ſeine Albaneſerin begegnet, welche ſich radebrechend nach ſeinem Studio herumgefragt; ich nahm mich ihrer als Wegweiſerin an und führte ſie hieher. Als ich aber das Studio in dieſem Zuſtande fand, meinte ich, ſie habe die Zeitbeſtellung unrecht verſtanden, was auch die Auslader meinten; kurz, wir ſchickten ſie wieder fort. Danach begann ich in dieſem Wüſttum, weil ich ſchon da war, als eine Hausfrau aufzuräumen und Ordnung zu machen, aber vom weiten Weg und vom Arbeitzeifer ungewöhnlich ermüdet, überkam

mich, als ich mir ein Winkelchen zum Ausruhen ſuchte, alsbald der Schlaf, den ich ein Viertelſtündchen auch zu genießen gedachte. Ich ſcheine aber eine viel längere Friſt verſchlafen zu haben. Ich bin voll Verwirrung. Wo ſind die Facchini? Wer iſt dein Freund hier? — Mein Bruder; meine Frau. — Ah, dann bitte ich... Aber ſehr preſſiert fragten ſie gleich, ob ich wirklich bis zu dieſem Augenblicke geſchlafen. Wie ein Murmeltier, antwortete ich und verbiß mein Lachen über ihre Angſt, ob ſie belauſcht worden. — Haſt auch ſchwer geträumt, ſagte Zuppa; haſt einen Schreckensruf ausgeſtoßen. — Nicht doch; ich ſchlief feſt und tief und da träumt man nicht. Aber eine Maus lief mir in die offene Bruſt und das hätte freilich einen Toten aufwecken können. — Puh, armes Weibchen! Aber das fügt ſich ja trefflich. Ich muß hier Nachtwache halten, und nicht wahr, mein Engel, du bleibſt gleich bei mir? — Herzlich gerne, mein Schatz, wenn du es wünſcheſt. — So war mein Plan gelungen. Natürlich! Zuppa hätte nicht Zuppa ſein müſſen, wenn er das Weib nach Hauſe geſchickt und den Bruder behalten hätte. Der aber fauchte wie ein geblendeter Schuhu: Zu einer Nachtherberge wird es einer Frau an aller Bequemlichkeit fehlen. — An mancher, nicht an aller, ſagte ich freundlich. Wo nach weiblichen Modellen gemalt wird, iſt mit weiblichen Neceſſaires immer ein bißchen vorgeſorgt. Nicht wahr, Luigi? — Du biſt ein Engel! rief mein Mann, entzückt über meine gefällige Genügſamkeit. Er machte ſein vergnügteſtes Geſicht. Dem Bruder aber ſagte er kurzweg: Gute Nacht! Ich danke dir jetzt für deine Geſellſchaft. Meine Frau bleibt bei mir. — Dagegen ließ ſich nichts einwenden. Cencio mußte abziehen und warf einen Dolchesblick..., der ſich mit dem meinigen kreuzte! Die Dolche blieben beiderſeits ſtecken! Sie ſagten ſich: wir werden nie mehr in die Scheide zurückkehren! So ſtahl er ſich weg und räumte das Feld als mein geſchlagener Feind. Die Nacht war gerettet. Sie gehörte m i r.

Wie im Anſprung ſtand Damerata ſtille vor Balm, ergriff mit Schütteln ſeine beiden Arme und drang auf ihn

ein: Nun, war das gut? Hab' ich's recht gemacht? Nicht wahr, ein Weib kann auch etwas? Aber ſeine Arme heftig von ſich ſchleudernd, fluchte ſie haßvoll: Brutta canaglia, dieſes beſtialiſche Männervolk! Wenn ſie die Feinheit eines Weiberkopfes überliſtet, dann brauchen ſie ihre plumpe Fauſt. Ich ſteche ihn aus bei meinem Manne, und er — er erſticht mir meinen Mann!

Weib, ſchrie Balm außer ſich, welches Wort ſprichſt du da aus?

Aber Damerata ſtarrte ihn an: Wie? Wort? Ich? Beim Teufel, ja! Das Wort, an dem er verblutet iſt!

Für einen Brudermörder hältſt du den Cencio?

An einen brennenden Galgen mit ihm! Wer Cencios Auge und Zuppas Herzwunde geſehen hat, der weiß, wie genau ſie zuſammenpaſſen.

Balm griff ſich an den Kopf, als ob er ihm ſpringen wollte. Seine Gedanken arbeiteten. Nach einer Weile hatten ſie ſich geſammelt und kopfſchüttelnd ſagte er folgendes: Wie du das alles dargeſtellt haſt, Damerata, mußte er nicht deinen Mann ermorden, ſondern dich ſelbſt. Wenn er dich durchſchaut hat, wenn du glaubſt, daß er es hat, ſo warſt du, du die Macht, die er fürchten mußte! Du warſt ihm gefährlich, Zuppa nicht; mit dem allein konnte er fertig zu werden hoffen.

Aber Damerata, heftig verwundert, rief mit einer furchtbaren Naivität: Mein Gott, *eins nach dem andern*! Erſt den Mann, den Beſchützer des Weibes, dann das ſchutzloſe Weib!

Bei dieſen Worten ſtierte Balm ihr ins Auge, als ob er ein Geſpenſt erblickte. Er war faſt zu Ende mit ſeiner Faſſung. Mehr als die grauſigſten Bluttaten entſetzte es ihn, wie leicht dieſes Weib an ſie glauben konnte. Welch ein Weib! In welchen Portionen verſpeiſt ihre Phantaſie Greuel auf Greuel! Wie wird er es möglich machen, ſie auf andere Gedanken zu bringen? Durch die Geſchichte von der Kunſtreiterin? Zuppa ſelbſt fürchtete von dieſer Seite her Rache und Tod. Balm kann den Mord des armen Mannes ſo

authentisch erklären, als nur dieser es selbst getan. Was müßte für seine Witwe gültiger sein? Und doch! Es ist ihm, als ob er ein schales Ammenmärchen erzählte. Es ist ihm, als ob er Brunnenwasser böte, wo man Weingeist trinkt. Wenn eine Einbildungskraft so vertraulich mit dem Ungeheuersten umgeht, will sie denn nur gemildert und gemäßigt sein? Können Messalinen und Popäen an menschlichere Menschen glauben, als an Neronen? Und wahrlich, wie nahe streift diese neueste Römerin an die Riesenschatten jener alten! Wie erschien denn soeben ihr eigenes Charakterbild in ihren unbefangenen Mitteilungen? Voll schadenfroher Bosheit unterschlägt sie ihrem Manne ein Modell, ergibt sich hierauf selbst dem nächstbesten Lastträger, zittert zur wohlverdienten Strafe in der gefahrvollen Lage, schwingt sich mit raffiniertem Lügengeist in die vorteilhafteste und gebietendste auf, legt sich aus den Armen des Packknechts in die ihres Mannes und ist ehelich zärtlich, um einen Betrüger zu schlagen und selbst zu betrügen. Welch ein Weib! Wer so seinen weiblichen Schritt geht, wie denkt sich der die männliche Schrittweise? Ein Brudermord, ein Doppelmord, das sind Dinge, die in diesem Gedankenhaufen fast wie die Kinder des Hauses aus und ein gehen!

So verzichtete Balm darauf, mit der Kunstreitergeschichte sie eines Besseren zu belehren. Nicht darauf kam es an, ob Cencio mehr oder minder schwarz sei, und schwerlich war das der Zweck ihres anstürmenden Besuches. Sprach sie doch ihren Verdacht nur gelegentlich aus und mehr im Tone des Hasses als der Furcht! Was also will sie? Was verlangt sie von ihm?

Balm entschloß sich jetzt selbst, diese Frage zu tun. Wohl war ihm nicht dabei, aber er wollte zu Ende kommen. Er wollte sein Urteil hören, — die Ansprüche, die dieses Verhältnis noch an ihn macht.

Glücklicherweise hat ein ratloses Weib so viele Ratschläge, daß einer über den andern strauchelt und alles in Widerspruch sich auflöst. Er soll sie scheineshalber heiraten, damit sie den Schutz einer fremden Macht erlangt; er soll sie in

ſein Haus aufnehmen oder ſich in das Ihrige umquartieren, denn ſie fürchte ſich vor Cencios Mordanfällen, vor allem aber ſoll er ihr gegen die Raubgier desſelben beiſtehen und raten und helfen, wie ſie ihre Rechtsanſprüche an den Bildernachlaß ſichere.

Das letztere war wohl die Hauptſache. Um dieſen Angelpunkt ihres Lebens drehte ſich alles. Nur begriff Balm nicht, mit welch hartnäckiger Einbildung ſie dieſen Nachlaß als ihre Erbſchaft betrachtete und ſelbſt vor ihm es tat, dem ſie doch kein Hehl hatte, daß ſie um einen heimlichen Eigentümer dieſer Malereien ſehr wohl und ſchon längſt wiſſe.

Jetzt aber wies ſie ihm ihren Ehekontrakt vor, jene Verſchreibung, welche Zuppa in ſeiner bräutlichen Mausfalle einſt ſo blindlings ſigniert, und — da war denn Balm freilich belehrt! Er hatte ihr alles verſchrieben, was ihm ſelbſt nicht gehörte. Der Maler hatte disponiert — über die Bilder ſeines Patrons, des Marcheſe.

Wahrlich, ein gewagtes Blatt Papier! Der arme Ermordete hatte es auch vollauf empfunden. Es war der einzige Störenfried in ſeiner laſziven Heiterkeit. Wenn es die „Allwiſſenden" erfuhren! Sie, die ſchon am dritten Tage von ſeiner heimlichen Ehe gewußt! Dieſer Streich war ihm noch hingegangen, aber bohrender quälte ihn die Schuld, mit einem Rechtsdokument die Rechte ſeines Oberherrn vergeben zu haben. Armer Zuppa, wie viel koſtete die Schönheit der jungen Damerata hinter jenem Gitter! Aber bitter lachte Balm ſich ſelbſt zu. Und was koſtete es dich, armer Liebhaber ohne Liebe! Da iſt es, dieſes unſelige Blatt, — jedem von uns ein anderes Verhängnis! Ihr ſoll ich helfen, es geltend zu machen, und ihm ſollte ich helfen, es aus der Welt zu ſchaffen. Darum verhätſchelte ihn der kleine Buffone und trieb ſeinen poſſenhaften Götzendienſt mit ihm, weil er ſeinen energiſchen Geiſt als ein hoffnungsvolles Werkzeug erkannte, dem Weibe, bei dem er ihn abſichtlich gerne ſah, dieſes geſchriebene Damoklesſchwert aus den Händen zu winden. Aber denſelben Geiſt erkannte auch das Weib, das ihn ebenſo gerne bei ſich ſah, nur zu dem entgegengeſetzten

Zwecke, ihrem Manne das Geheimnis seines Schatzortes zu entlocken, das einzige, was ihr zur Schärfe des Damoklesschwertes noch fehlte. Und ich, ich, schloß Balm seine Betrachtung, — kann etwas lächerlicher und ärgerlicher sein? — ich war der Enterhaken, den die zwei Raubschiffe gegeneinander auswarfen!

Als Balm das Blatt überflogen hatte, gab er es der Eignerin mit den Worten zurück: Ein blinder Schuß ist das doch! Was hilft's, daß dir sein Nachlaß in den bündigsten und bestimmtesten Ausdrücken hier zugesprochen ist? W a s ist sein Nachlaß? W o ist sein Nachlaß? Wer beweist das? Warum hast du dir das nicht mit den genauesten Bezeichnungen in die Schrift setzen lassen?

Damerata schwieg und verfärbte sich ein wenig.

Balm sagte lächelnd: Ich kenne die Antwort auf meine Frage. Ich fragte nur zur Probe. Im übrigen weiß ich um die Geschichte dieses Ehekontraktes. Hättet ihr voraussehen können, daß Zuppa blindlings und ohne zu lesen unterschreiben würde, so hättet ihr die Schraube in jener Stärke angezogen, wie ihr's nun doch nicht gewagt habt. Nur das sage mir jetzt, denn es waren ja sicher gelehrte und schlaue Männer in dem Komplotte: was glaubtet ihr gewonnen zu haben, du und deine Freunde, daß in dieser ganzen Verschreibung nun eine Lücke besteht, wodurch wieder alles unsicher und zweifelhaft geblieben?

Kleinlaut antwortete die Witwe: Das übrige sollte die Zeit tun. Man tat, was man konnte, mehr konnte man nicht. Aber wir haben uns fest eingebildet, ich könnte ihn im Laufe der Ehe dahin bringen, daß er einen Katalog jener Bilder und sodann ein Testament machte, worin er ...

Balm nickte. So ungefähr stellt' ich mir's vor. Dann wurde dieses Blatt Papier freilich eine Waffe! Erst ein solches Supplement war der Griff zum Schwerte. Und vor sich hinredend, gleichviel ob es gehört wurde oder nicht, setzte er hinzu: Machte er aber dieses Testament, so war Meister Zuppa von dem Augenblicke an der überflüssigste, man könnte sagen — ein t o t e r Mann!

Damerata ſagte nichts. Entweder ſie hörte es nicht, oder ſie ſtellte ſich gerne taub, oder ihr Geiſt, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, hatte es nicht gefaßt, was für eine entſetzliche Anklage in dieſem furchtbaren Doppelſinne lag. Kaum ausgeſprochen, bereute auch Balm ſeinen Ausfall, den das dämoniſche Weib wohl verdient haben konnte, der aber zur Stunde, wo ſie Witwe geworden, nicht ritterlich klang.

In einem veränderten Tone fuhr er fort: Aber ſiehe nun, wieviel Glück du im Unglück haſt! Dein Mann iſt tot, die Hand kalt und der Mund ſtumm, und ſie geben dir weder Wort noch Schrift mehr; dafür iſt jetzt die Sache ſelbſt da, und das langgeſuchte, geheimnisvolle Schloß kommt im rechten Augenblicke nach Rom gewandert, unter Zuppas eigenes Dach. Du haſt jetzt das beſte Recht, das wir Juriſten kennen, — du biſt im Beſitze.

Das bin ich! rief Damerata. Die Erbſchaft iſt mein, alles iſt mein! Alles, alles iſt mein Recht und mein Eigentum! Nur dieſen Teufel hilf mir bezwingen. Der iſt mein Unglück im Glücke. Der klemmt ſich zwiſchen mich und die Galerie, wie der Seekrebs zwiſchen die Auſterſchalen, um die Auſter zu freſſen. Du biſt ein Mann. Schaffe mir Ruh' vor dieſem Ungeheuer!

Balm war entſchloſſen dazu, — mit uneigennützigem, wenngleich nüchternem Pflichtgefühl. Auf einmal fiel ihm etwas ein, das wie Eigennutz ausſah und es doch nicht war, vielmehr dem zarteſten und ſittlichſten Impulſe entſprang. Was ſoll mein Lohn ſein, wenn ich dir helfe? rief er ergriffen von dieſer plötzlichen und glücklichen Eingebung. Erſchrick nicht; ich möchte mir bloß — eins dieſer Bilder zum Andenken kaufen. Verkaufſt du mir eins? Ich ſage gleich, daß ich juſt nicht am unbeſcheidenſten wählen würde.

Damerata, die ſchon funkelnd aufgezuckt hatte, als der Längſtbelohnte von Lohn ſprach, lächelte leicht und zufrieden. Das läßt ſich tun, ſagte ſie. Zwar hat die Galerie ſchon ihren Käufer; der alte heimliche Liebhaber, der ſie ſo gut zu kennen ſcheint, weiß vielleicht von jedem einzelnen Stücke; — aber gleichviel. Man ſagt, auf dem Transport

iſt eins verunglückt, oder das oder jenes, oder er weiß auch nichts und man ſagt gar nichts.

Alſo ich wähle mir ein Andenken aus dieſer berühmten Galerie, von der ich ſchon ſo ſeltſame Dinge gehört habe. Bin ich doch neugierig, was ſo intereſſant daran iſt und ob der Ruf nicht übertrieben hat, was er ja immer tut.

Balm ſagte es harmlos, während ſein Inneres wogte. Mit raſcher Geiſtesgegenwart hatte er die Gelegenheit ergriffen, um dem Pfuhl dieſer Sammlung jenes eine Bild zu entreißen, mit dem es ſonſt unwiederbringlich und von ſpäteſten Menſchenaugen noch beleidigt, im Strome der Zeiten dahingetrieben hätte. Es war gelungen! Er dankte es ſeiner Selbſtbeherrſchung, denn wenn er ahnen ließ, welchen Wert ihm das „Andenken" hatte, ſo war er nicht ſicher, wie Damerata dieſen Vorteil über ihn auszubeuten gedachte. Es bedurfte in aller Eile eines Meiſterſtücks von unvorbereiteter Verſtellungskunſt; aber — es war gelungen.

Und nun entließ er die Witwe Zuppas, die ſich den beſten Troſt ſchon geholt, daß ſie ein Zungen-Ungewitter gemacht und einem Manne ihr Herz ausgeſchüttet, mit allem Troſt, den er ihr ſonſt noch geben konnte. Sein Troſt war einfach und nüchtern, aber nicht ohne Verſtand hörte ſie zu und begriff, daß es das Rechte war. Gegen Cencio möge ſie gar nichts tun, war ſein Rat. Ihre ganze Kampfart beſtünde darin, ihn als nicht vorhanden zu betrachten. Durch die Ehepakten ſei ihre Sache natürlich die beſte; die ſeinige natürlich eine ſchlechte, oder vielmehr gar keine. So möge ſie abwarten, was er ſelbſt unternehmen wolle. Sie möge ihn herankommen laſſen. In einem andern die eigenen Einbildungen bekämpfen, heiße ſchon ihm Vorteile einräumen und aus Schatten Weſen machen. Wer ein Recht beugen und Unrecht tun will, dem darf der Anfang dazu nicht im geringſten erleichtert werden; er hat allen Nachteil, daß er ſelbſt anfangen muß. Eines aber ſcheine ſie in ihrer Aufregung vergeſſen zu haben, und das könne ihr wohl zur größten Beruhigung gereichen. Indem ſich die Nachricht von Zuppas Ermordung verbreite, werde der alte geheimnisvolle Käufer der Galerie

entweder ſelbſt oder durch ſeine Agenten ſofort wieder auftauchen und zum Kaufgeſchäfte ſich melden, was ſie vielleicht ſchon in den laufenden vierundzwanzig Stunden zu erwarten habe. Dann ſei der ganze Knoten gelöſt. Sie möge dann raſch abſchließen, auf Grund ihrer Ehepakten als vollberechtigte Eigentümerin ſich benehmen und es getroſt darauf ankommen laſſen, was für ein anderer Eigentümer mit dem neuen Beſitzer prozeſſieren wolle. Das ſei dann Sache der beiden Herren; der Juriſt könne keinen beſſeren Rat geben, als vollbrachte Tatſachen zu ſchaffen.

Aber Cencio? fragte Damerata. Wird er auch nur einen Tag lang Ruhe halten?

Balm dachte einen Augenblick nach. Dann ſagte er: Dieſer Mann iſt ſo ſchlimm, daß ich es für erlaubt halte, auch ihm einen ſchlimmen Streich zu ſpielen. Ich werde ihn der Polizei als einen öſterreichiſchen Spion denunzieren. Das zieht ihm fürs erſte eine Unterſuchungshaft zu und ſpäter eine Ausweiſung, da ſich die römiſche Polizei noch ſelten entſchloſſen hat, einen Inquiſiten als gänzlich unſchuldig zu entlaſſen. Mag ich unrecht tun, aber um ein größeres Unrecht zu verhüten, tue ich es.

Das war im Geſchmacke Dameratas! Mit einem lachenden Freudenſchrei wieherte ſie auf und ſprang in die Arme des Mannes, an dem ſie ihren ganzen Mann gefunden! Es war hart, das Ideal dieſes Weibes zu ſein! Balm mußte ſich ihre Küſſe gefallen laſſen — als Strafe für die männliche Miſſetat, Weiber zum Zeitvertreib zu ſuchen, anſtatt zum Beſten, was ſuchens- und findenswert iſt!

Siebzehntes Kapitel

Marcheſe Santafiore!

Der Name fiel augenblicklich über Balm wieder her, als er allein war. Er erſchrak wie im erſten Augenblicke. Es war noch nichts vergangen. Die Zeit braucht größere Maſſen,

um das aufzuzehren. Marcheſe Santafiore in dieſer Ideen-Verbindung! Wann wird er's gewöhnt ſein, wann wird es abgeſtumpft ſein? Wenn Steine durch Tropfen ausgehöhlt ſind!

Mit wüſteſtem Kopfe entraffte ſich Balm dieſer Zimmerſtimmung. Er ſtürzte aus dem Hauſe und begab ſich auf Straßen-Zerſtreuungsjagd. Aber die Straßen zerſtreuten ihn nicht, ſie verwirrten ihn nur. Dieſe Fiaker, dieſe Marktleute, dieſe Verkaufsläden, dieſe Bauern, Facchini, Soldaten, Herren und Damen, das alles trieb unbefangen ſein Weſen, als ob es nicht wüßte, daß die Welt untergegangen! Wie ſehen dieſe Straßen und Kirchen im Tageslichte aus, die heute nachts Geſpenſter geweſen! Alles ſteht da, wie es geſtern geweſen! Alles iſt ſeit geſtern doch anders geworden. Wellen rollen gleichgültig fort, ob ſie ein Stück Holz oder eine Menſchenleiche treiben; dieſer Menſchenſtrom macht es nicht anders. Heute nacht iſt Zuppa ermordet worden und hat einen Namen ausgeſtoßen, aber auf keiner Stirne ſteht es zu leſen! Er allein weiß, was niemand weiß, und er kommt ſich wie ein Gezeichneter, wie ein wandelnder dunkler Fleck vor. Ein Ahasverus, mit der Bürde weniger Stunden, wie mit der Bürde der Ewigkeit!

Kein glänzender Strahl fällt in ſeine zerfahrene Selbſtunterhaltung, nicht einmal das Bewußtſein, einer unglücklichen Witwe Hilfe gebracht zu haben. Welche Witwe! Welche Hilfe! Es ging ihm ſo leicht, ſo geiſtesgegenwärtig zum Munde heraus, gegen Cencio etwas zu unternehmen, das ihm eine kurze Haft zuzog und das dieſen Uebeltäter wirkſam genug hemmte. Und doch inkommodiert ihn dieſes Verſprechen jetzt. Eine Anſchuldigung nicht ſehr gravierender Art, — es iſt nur eine Mücke gegen die Untaten, deren Cencio fähig war, die er wohl auch ſchon wirklich vollbracht, und die ja Balm ſelbſt bis zu der Größe eines Mordes zu tarieren ein Recht hat. Aber nur um ſo ſchlimmer — vor einem Meuchelmörder die Augen niederſchlagen zu müſſen! Ein falſches Zeugnis gegen einen Unternehmer echter Verbrechen! In dieſem Lichte ſieht es Balm jetzt. Vorgeſtellt, war es bloß nützlich;

ausgeführt, wird es ekelhaft häßlich. Ein falſcher Angeber gegen einen Cencio! Er möchte ſich ſelbſt entfliehen, der unglückliche deutſche Mann. Mit Verzweiflung ſeufzt er in die Maſchine des Werkeltags hinein, die einen Gang geht, den er mitgehen muß. Daß eine Fauſt herabführe und ſie zerſchlüge! Haſt du keine Wunder mehr, du altes wunderwirkendes Rom? Erfinde, was du ſchon einmal getan, den Anbruch einer neuen Weltordnung und ein allgemeines Seelenbad ſittlicher Wiedergeburt!

So in Gedanken, Landsmann? Und plötzlich fühlte Balm einen Arm in dem ſeinigen. Es war Baron Neugart, der ihn ſchon entfernter gegrüßt, aber ohne daß Balm es geſehen und erwidert hatte.

Das war zwar keine neue Weltordnung und keine dramatiſch-ſittliche Erlöſung, aber doch ein willkommenes Vergeſſen des Augenblicks. Der Baron nämlich ſchlug dem Freunde ein gemeinſames Diner vor, und wie gerne nahm Balm an! Auch ein Geringerer hätte ihm jetzt ja genügt; aber die markige, denk- und ſpruchſchneidige Art dieſes Mannes, der in ſeiner originellen Verbindung von ſtudentiſcher Verve mit Erfahrung und Weltton ein ſo intereſſanter Geſellſchafter war, hatte für Balms Geſchmack etwas eigentümlich Würzhaftes und hatte es ſchon in den erſten Stunden gehabt. Sah er doch im andern gleichſam ſich ſelbſt, nur daß jener ein blanker und er ein getrübter Spiegel, jener ſich am wohlſten und er am unwohlſten fühlte, wie ſie in Rom hier an einer gemeinſamen Station ihres Lebens zuſammengetroffen. Die politiſchen Verhältniſſe des Patrimoniums und der katholiſchen Großmächte waren gewiß kein Stoff für ſeine gegenwärtige Stimmung, aber wie Baron Neugart mit ſtraff und elegant geſpannten Segeln in dieſe Unterhaltung hineinfuhr, ſo konnte ſelbſt Balm mitfahren.

Ja, er tat es gerne, denn er freute ſich ſchon, daß — von nichts anderem die Rede war. Wie wenig hätte er es in ſeiner verſtörten Stimmung vertragen, wenn der Baron etwa jene zarteſte Saite berührt hätte, welche der bekannte „Brief aus der Heimat" zu berühren ihm auftrug! Oder wenn Wor-

te gefallen wären, welche ſich auf den Marcheſe Santafiore bezogen! Wo ſollte er Sammlung und Selbſtbeherrſchung hernehmen, um bei ſolchen Geſprächsſtoffen ſeines überreizten und übervollen Herzens Meiſter zu bleiben? Aber der Baron politiſierte; es war ihm ſichtlich zu tun, den Freund bei allen gleichen Geſinnungen feſtzuhalten, alles Ungleiche vollends zu überwinden, ihn für die Aufgaben der Zeit zu intereſſieren, kurz einen Mitſtreiter an ihm zu gewinnen. Balm ließ ſich „bearbeiten".

So waren die Gläſer endlich geleert, die Hände geſchüttelt, und wieder gingen zwei Menſchen auseinander, die ein intimes Geſpräch gehalten, — in intimſter Unwiſſenheit, mit welchem Gemüte der eine dem andern gegenübergeſeſſen!

Balm ſtand und diſponierte über den weiteren Tag. Da fühlte er unwiderſtehlicher als alles den Zug — nach jenem verhängnisvollen Bilde. Es wurde ihm aufs klarſte bewußt, daß er mit dieſer Aktion den Anfang machen müſſe, um ſich ſelbſt wiederzufinden und geſtärkt und geſtählt zu ſein für alle ferneren Widrigkeiten ſeiner Situation.

Gedacht, getan. Mit rüſtigen Schritten begab er ſich auf den Weg nach dem Schatzorte. Einem Fiaker zuſchreitend, ſtand er davon wieder ab, denn er beſann ſich, daß die Vorſicht geboten ſei, Perſonen im öffentlichen Dienſte ſo wenig als möglich auf jenen Ort der Geheimniſſe aufmerkſam zu machen. Er begnügte ſich, den Drang ſeiner Ungeduld zu Fuß auszulaſſen, und bald wurde er jenes ſchickſalsvollen Gebäudes anſichtig, das da hieß: Meiſter Zuppas Studio.

Wer in dieſem götter- und tempelreichen Rom geahnt hätte, was für ein Tempel der Nemeſis an dieſem kleinen, grauen Hauſe da ſtand! Zu welch luſtigem Frevel hatte er's noch vor wenigen Tagen betreten und wie kommt er heute zum zweiten Male! Mit grauenvollem Blute büßte der Anſtifter den Frevel, und den Teilnehmer umſtrickt eine heilloſe Kette von Folgen, die er hinkend nachſchleppt.

Balm klopfte an das verſchloſſene Pförtchen, in der zweifelloſeſten Ueberzeugung, daß Damerata anweſend ſei, von ihrem Schatze untrennbar und eine eiferſüchtige Hüterin desſel-

ben. Er klopfte zwei- und dreimal. Es verging eine Pauſe. Schon fing er an, auf und ab zu gehen, da öffnete die Türe ſich zaudernd und — Balm und Cencio ſtanden ſich gegenüber.

Balm war betreten, aber nicht außer Faſſung, denn er wußte ja bereits, wie gern dieſer Eindringling ſich hier zu ſchaffen mache. Cencio dagegen, als er ſeinen Nachtgaſt aus der Lomelina erkannte, prallte wie vor einem Geſpenſte zurück und vergaß ſo ſehr der Beſinnung, daß ihm nichts anderes einfiel, als grob herauszupoltern: Was wollt Ihr hier?

Balm ſchob ihn vornehm beiſeite und trat ein. Faſt wäre er jetzt mehr erſchrocken, als Cencio über ihn. Das heidniſch-lüſterne Kunſttempelchen Zuppas ſah aus wie das wüſteſte Warenmagazin. Ein überfülltes, unkenntliches Chaos voll greulichſter Unordnung! Balm erblickte ein brennendes Licht und bemerkte, daß ſich Cencio aus dem Eckreſtchen eines hochbepackten Tiſches und einer daneben aufgeſtellten Kiſte eine Art Arbeitsbureau improviſiert, ganz als ob er hier zu tun hätte und ſich häuslich einrichten wollte. Auf dem Tiſcheckchen ſah er Briefpapier, Petſchaft und Siegellack, auf der Kiſte ſtand die angezündete Kerze, daneben eine Spirituſflaſche und ein heißbrodelndes Pfännchen, aus welchem es terpentinartig roch.

Aber zum Teufel, was wollt Ihr hier? zappelte giftig und zornig der beiſeitegeſchobene, ertappte Uſurpator.

Schafft ein wenig Raum und macht Ordnung hier, antwortete Balm, in einer Stunde erwarte ich den Marcheſe.

Wie ein elektriſcher Schlag wirkte dieſes Wort auf Cencio und zum kleinlauten Armenſünderton herabgeſtimmt, mäßigte er ſeine Frage: Aber wer ſeid Ihr, Herr? Ich muß ja doch wiſſen . . .

Balm ſchüttelte ihn lächelnd am Rockknopf und ſagte: Meſſer Vincentio, ein Schlaukopf ſcheint Ihr mir nicht zu ſein! Das hättet Ihr ſchon in der Lomelina wiſſen können, wer ich bin. Damals hat man Eure Dienertreue auf die Probe geſtellt und ſie hat ſich noch ſo ziemlich bewährt. Dagegen was Ihr jetzt unternommen, das ſieht nicht zum

beſten aus. Wenn Santafiore kommt, ſo hoffe ich, Ihr werdet die Eigenmächtigkeit Eures Tuns mit guten Gründen verantworten können. Und was kocht Ihr denn da? Firnis? Ein ſchlimmes Zeichen! Ihr habt durch Euren kecken und übereilten Transport wohl manches beſchädigt und gedenkt jetzt den Perlen geſchwind noch ein falſches Email anzupinſeln? Nur ſtill, nur ſtill! Ich will nichts wiſſen. Es wird ſich ja finden. Es wird alles unterſucht werden.

Der vollſtändigſte Erfolg krönte dieſes mephiſtopheliſche Strategem unſeres Helden. Cencio wurde faſt unſichtbar. Der alte Mäuſerich verkroch ſich tief in ſich ſelbſt und machte ein Geſicht, daß der ſchönſte Gedanke ſeines Lebens, die Defraudation, nunmehr unwiederbringlich zu Waſſer geworden. Balm konnte ſich ſchmeicheln, durch den kecken Handſtreich, womit er von ſeiner Kenntnis der Dinge Gebrauch gemacht, die Sache der Witwe ſchon in dieſem Augenblicke allein ſichergeſtellt zu haben. Ihr gefährlichſter Feind war entwaffnet.

Aber ſein gefährlichſter Feind iſt der Menſch ſelbſt und ein furchtbares Wort redet in unſrer dinglichen Welt der *Schein* der Dinge mit!

Jetzt wurde die Tür, welche bei dem aufregenden Aug-in-Aug der beiden Männer unverſchloſſen geblieben, von einem temperamentvollen Griff aufgeriſſen, und herein ſchwang ſich im elaſtiſchen Wurf — Damerata. Im gleichzeitigen Anblicke Balms und Cencios prallt ſie entſetzt zurück und ſtößt gellend den Schrei aus: Alle Teufel der Hölle, er ſpielt mit dem Verräter unter einer Decke! Von dem Worte wie von einem Schuß getroffen, ſchreit Balm auf: Damerata, du irrſt dich! und ſtürzt ſich beſchwichtigend dem Weibe entgegen.

Bleib mir vom Leibe, deutſche Kanaille! kreiſcht die zur Furie Verblendete und ſucht mit wutfunkelnden Blicken nach einer Waffe umher. Sie rennt vor, errafft die brennende Kerze und ſchleudert ſie Balm ins Geſicht. Kaum entgeht Balm mit gewandteſter Wendung dem Wurf, aber indem er ſeinen Schritt nach ihr fortſetzt, ſteigt hinter ihm eine Flammenlohe auf und verbreitet ſich in Werg, Stroh, Heu, Pack-

leinwand und Packpapier augenblicklich nach allen Seiten. Das Weib erreichend, macht seine überstürzte und ihre rabiat abwehrende Bewegung die Kiste, die noch trennend zwischen ihnen steht, umstürzen; Spiritus und Terpentin strömen hin, fassen sofort Feuer und hüllen sie beide in eine gräßliche Lohe. Die Frauenkleider sind's zuerst, welche brennen. Balm wirft sich dämpfend auf sie, aber das tolle Weib kratzt und beißt tigerhaft und rennt tiefer ins Studio vor, — völlig sinnlos, oder vielleicht mit der Besinnung, den Schenktisch zu erreichen, wo in den Tagen der Ordnung Trink- oder Waschwasser in immer gefüllten Gefäßen stand. Aber die Ordnung ist hin, der Zugang zum Tisch verschränkt, verstellt, verhindert; sie drängt und drückt sich, steckt, als eine wandelnde Fackel, auch diesen Teil des Studios in Brand, erreicht ihr Ziel nicht und kehrt, heulend in Todesangst, wieder um. Balm tappt sich in die Richtung des Schreis, denn schon sieht man nicht mehr, weil der ganze Raum von Rauchwolken qualmt; da hat Cencio, unmittelbar unter dem Fensterbogen arbeitend, einen Wurf hinauf getan, um aufs kürzeste Luft zu schaffen und den Rauch hinauszulassen. In demselben Augenblick aber flammt's im Innern wie eine Explosion auf, der Brand ist jetzt vollkommen und allgemein, denn turmhoch schlägt die Feuergarbe zum Fenster hinaus, am Hinzutritt der äußeren Luft mit Entzücken sich sattfressend. Balm errafft von Dameraten, die schon zu Boden liegt und sich nicht mehr wehrt, einen Arm und schleift sie, selbst zusammenbrechend, nach dem Ausgang, erreicht auch die Tür und reißt sie auf, aber die Heftigkeit dieser Bewegungen, alles Unfeste erschütternd, brachte von den großen gerollten Bildern, welche in Säulenhaufen an den Türpfosten lehnen, eine der Säulen so unglücklich zum Fallen, daß sie Balms Hand von Dameratens Arm losriß, als wäre ein Fallbeil dazwischengefahren. Und wie ein Bergsturz durchzuckt es die übrigen Rollen; gelockert, vielleicht eines Stützpunktes beraubt, schmettert das ganze Geschiebe zu Boden, Damerata kam rettungslos nach innen zu liegen, Balm wurde von der rutschenden Barrikade hinaus und in die offene Türe ge-

drängt. Ihm nach aber wälzt ſich ein Feuerſtrom, der auch hier mit freſſender Gier zur freien Luft hinausſchlägt und draußen ſich ausbreitet.

Es war der letzte Moment ſeines Bewußtſeins. —

Achtzehntes Kapitel

Ueber Tiſche mit Neugart hatte Balm ſein Notizbuch gebraucht und, verſtört wie er war, in ſeiner Zerſtreutheit liegen gelaſſen. Der Aufwärter, welcher den Baron kannte, brachte es dieſem und Neugart ging abends damit zu Balm.

Als er in ſeine Straße kam, trug man mit großem Menſchenauflauf eine Krankenbahre daher und juſt vor Balms Haus. Unwillkürlich fragte Neugart, wer es ſei, und wie ein Donnerſchlag traf's ihn, daß man Balms Namen nannte. — Was geſchehen ſei? — Man erzählte ihm das Brandunglück und wie man den Mann verbrannt und bewußtlos an der Unglücksſtätte gefunden. — Bewußtlos! Woher wiſſe man alſo, wer es ſei? — Man habe ihn durchſucht und in einem halbverbrannten Etui noch ein paar unverſehrte Viſitkarten ſeines Namens gefunden. — Jetzt blieb dem beſtürzten Freunde nichts mehr zu fragen übrig. Er begleitete die Bahre hinauf.

Dieſelbe wurde geführt von einem franzöſiſchen Militärarzte, welcher den erſten Verband angelegt, hierauf den Transport überwachte und ſeinen Kranken perſönlich nach Hauſe brachte. Das Unglück hatte ſich, wie wir die Lage von Zuppas Studio kennen, in der Nähe einer Kaſerne ereignet und dieſe war ſeit der Okkupation mit franzöſiſchen Truppen belegt.

Der Militärarzt ſagte dem Baron, es ſei einer der ſchwerſten Fälle von Brandwunden. Mit Balm ſelbſt konnte Neugart nicht ſprechen; er lag ſeit dem Verbande, der ihn ſchmerzhaft aufgeregt, wieder bewußtlos.

Neugart ging fort und ſchickte noch vor Nachtanbruch ſei-

nen deutſchen Legationsarzt. Er wachte die ganze Nacht an dem Krankenlager. Später kam der Baron nach und wachte mit. Von einem Geſpräche war auch jetzt keine Rede; nur Balm allein ſprach, — aber irre und im heftigſten Wundfieber.

Neugart blieb faſt unzertrennlich von Balms Krankenbette. Oder war es ein Totenbett? Der Stand dieſer Frage war lange — der Nullpunkt. Es vergingen vierundzwanzig Stunden, — achtundvierzig Stunden, — zweimal achtundvierzig Stunden — die Tage ſchienen kein Leben, ſondern bloß Diſtanzen vom Tode. Es wäre zu gut geſagt: der Kranke ſchwebte zwiſchen Leben und Tod; — das Leben hat keine, der Tod alle Chancen in ſeinem Zuſtande.

Die Geſichter der Aerzte wurden immer länger. Selbſt des franzöſiſchen Militärarztes, welcher in Algerien unter den „Höhlenverbrannten" die verzweifeltſten Fälle geſehen und mit Unerſchrockenheit behandelt hatte.

Am fünften Tage wünſchten die beiden Ordinarien ſelbſt ein Konzilium. Der Deutſche verſtärkte ſich mit einem Deutſchen, der Franzoſe mit einem franzöſiſchen Kollegen; einen Italiener als fünften Vertrauensmann, um zur Stimmenmehrheit die Ungerade vollzumachen, zog Baron Neugart bei.

Dieſer Freund griff mit großer Energie ein. Im Grunde war er voll Schrecken und Aufregung, erlebte ein Unglück wie dieſes zum erſten Male und hatte gar kein Organ dafür. Aber juſt in ſeiner ſtrotzend geſunden Lebensfreudigkeit bekämpfte er Krankheit und Tod wie einen perſönlichen Feind, der ihm ſeine Zirkel ſtöre, wie eine Injurie, die er nicht leide und für die er ſich ſeine Satisfaktion nehme.

Was das Konzilium befunden? Wir können es ahnen, ohne in das Heiligtum des Totengerichtes einzudringen, denn noch die Treppe herab und den Torweg hinaus hören wir den Italiener, den Aelteſten der fünf und einen Mann mit geiſtvollen Augen und ſchönem Greiſeskopf, gegen ſeine Kollegen im Fortgehen eifern: Waſſerbäder? Ich habe noch nie einen Erfolg davon geſehen! Und dann — mögen die Brand-

wunden heilen, aber ich versichere Sie, meine Herren, es muß mit einer tödlichen Lungenentzündung zu Ende gehen.

Ein matter Schrei ertönte, — die Männer sahen sich um, — aber da sie im Dunkel des Hausflurs nichts wahrnahmen, so kümmerte es sie nicht weiter — welchen Wurm sie im Vorbeigehen zertreten!

Der zertretene Wurm war ein verschleiertes Mädchen, das scheu und rasch an ihnen vorübergehuscht. Im dunkelsten Hintergrunde des Treppenhauses brach sie auf den ersten Treppenstufen zusammen, kauerte hin und weinte. Was habt ihr getan, ihr lateinischen Unglücksvögel! In einer toten Sprache meintet ihr gesprochen zu haben; aber die tote Sprache ist nur tot, nicht begraben. Sie geht noch um unter den Lebendigen. Und ach, dieses Mädchen kommt aus einem Lande, wo das Volk ein Weltvolk ist, das am liebsten alle Sprachen der Welt in seiner eigenen Sprache verschlucken möchte. Wie hätte sie nicht wissen sollen, was „letal" und was „Pneumonie" heißt; hat sie doch selbst an einer tödlich verlaufenen Lungenentzündung ihr gutes Mütterchen verloren! In langen Nachtwachen hat sie mit ihren zarten dreizehnjährigen Händchen die gute Mutter gepflegt, aber — die Pneumonie war letal! O wie gut, wie fürchterlich gut kennt sie diese zwei schrecklichen Worte! Und just die mußtet ihr aussprechen, als sie scheu und rasch im Dunkel vorüberhuschte. Was habt ihr getan, ihr lateinischen Totenvögel!

Droben im Krankenzimmer inzwischen sitzt Baron Neugart mit dem Letzten der fünf, seinem deutschen Legationsarzt, einsilbig und melancholisch auf dem Kanapee. Das lange, dumpfe Dahinschweigen unterbricht endlich wieder der Doktor: Das Schlimmste ist, der Körper tut nichts und das Allerschlimmste, die Seele tut weniger als nichts. Die Kräfte, die wir jetzt brauchten, hat das Nervenfieber in Mailand verzehrt und seitdem hat er wieder jugendlich-tapfer drauflosgelebt, wenn ich Ihre Andeutungen recht verstehe. Unsre Bemühungen werden an einer vis inertiae zuschanden, die mich erschreckt, auch wenn ich sie, dank Ihren Winken, erklärt finde. Ich habe solch einen Fall noch nicht gesehen.

Ein Körper in ſeiner Jugend, gut gebaut, reich an Mitteln, die freilich ſtark angegriffen, aber trotzdem nicht erſchöpft ſind; keine Spur von Marasmus, — und doch! Alles tatlos und tot! Nicht die leiſeſte Regung einer natürlichen Reaktion, einer wohltätigen Selbſthilfe. Im Gegenteil. Sein Phantaſieren, ſoviel wir Sinn darin finden, gibt nur den einen: grenzenloſe Gemütsdepreſſion! Das iſt der ſchwärzeſte Punkt. An der Quelle der Hoffnung ſollte jeder Kranke der Erſte ſein und der unſerige iſt der Letzte. Mißverſtehen Sie mich nicht. Ich huldige gewiß nicht der alten Schule und ihrer ſogenannten Naturphiloſophie, jener unwiſſenſchaftlichen Träumerei, die ſich auf ein ſo myſtiſches Ding, wie die Seele, verließ, wenn ſie mit ihrem Latein zu Ende. Aber einen Heilwert hat ſie trotz alledem, die Kantiſche „Macht des Gemütes". Wir können ſie nur nicht in unſer Ordinarium einſtellen, weil ſie unbekannt, ausnahmsweiſe, in undefinierbaren Grenzen wirkt; aber daß ſie wirken kann, iſt kein Zweifel: der alte Linné iſt von einem Gichtanfall geneſen aus Freude über eine ſeltene und langgeſuchte Pflanze, die ihm ein Schüler ans Krankenlager brachte. Wahrlich, eine ſolche Pflanze könnten wir jetzt auch brauchen! Mehr als wir fünfe, die wir da ſitzen und uns hinwegſchleichen als aufgelegte Habenichtſe, könnte jetzt irgendein ſtarkes moraliſches Agens tun, ein immaterieller elektriſcher Schlag, der mit ſeinem Funken belebte, was für uns tot bleibt. Es iſt ſchamvoll zu ſagen, aber ich fürchte, hier rettet nichts als ein Wunder.

Vorſichtig ſteckte die Padrona des Hauſes den Kopf zur Türe herein und liſpelte: Eine Dame verlangt zu dem Kranken. Darf ſie?

Neugart ſprang auf. Eine Dame! Das Wunder! Das Agens! Der elektriſche Schlag! Herein mit ihr!

Er bemerkte, mit welchem Blicke der Doktor ihn anſah, und ſagte erſchrocken: Pardon! ich wollte nichts Frivoles geſagt haben. Kein Gedanke daran! Freilich — das Weib iſt das Agens, das ebenſo verderblich als wohltätig wirken kann. Und die römiſchen Damenbekanntſchaften eines Fremden ...

Sie ist keine Römerin.

Wer ist sie? Was sagte sie, wie nannte sie sich?

Sie nannte sich nicht und sagte sehr wenig. Aber das merkte ich schon: sie spricht aus dem Buche.

Also eine Fremde?

Si Signori; eine Fremde ist sie gewiß.

Die Männer sahen sich einen Augenblick an; Neugart, immer der Raschere, nickte der Hausfrau ein Ja zu. Sie trat zurück und gab den Eingang frei.

Und hinter ihr hervor kam es hereingeschwebt — verschleiert — schattenhaft — in Schritt und Haltung ein Bild, worin die Verzweiflung Resignation und die Resignation fast eine bescheidene Art von Heroismus geworden. Es war eine Gestalt, weder geknickt, noch krampfhaft künstlich gestrammt; es war das Unglück, aber am Stabe seines letzten Trostes, der Ergebenheit und der Pflicht.

Zwei Schritte über der Schwelle hob sie ein wenig den Schleier. Die Männer sahen in ein verweintes Gesicht. Sie schlug mit scheuer, tastender Furchtsamkeit ihr Auge auf, tat wieder einen Schritt vorwärts und zuckte zusammen, als ihr Blick — auf die spanische Wand fiel. Dort war das Schlachtfeld!

Der Doktor hatte schon seine Amtsmiene vorgenommen und den Mund zum Examinieren geöffnet; aber das alles verging ihm vor diesem Anblicke. Er fragte die Fremde um nichts, sondern bot ihr mit stummer, höflicher Gebärde das Kanapee an.

Und — als fürchtete er nun selbst ausgefragt zu werden, der arme Heilkünstler, griff er nach Hut und Stock und begab sich mit einer Verbeugung auf eine höchst anständige Flucht.

Die Fremde saß da — in der stillen Aufregung des Kampfes zwischen ihrer Schüchternheit und ihrer Begierde nach dem Krankenlager. Der Baron störte diesen Moment nicht und ließ sie Fassung gewinnen, indem er die Gelegenheit ergriff, den Doktor vor die Tür zu begleiten, um sie allein zu lassen.

Als er zurückkam, erhaſchte er juſt den Augenblick, wie das Töchterchen Evas mit lauſchig-trippelndem Schritt und als ob ſie etwas Verbotenes täte, ans Krankenlager ſich heranſchlich. Sie wurde rot und ſtand erſchrocken, er aber, mit einem fein unterdrückten Lächeln, bot ihr zuvorkommend den Arm und führte ſie ſelbſt an Balms Bett, indem er ein paar Kuliſſen der ſpaniſchen Wand ſachte zurückſchob.

Da lag er, der kranke, in ſeinen Brandwunden fiebernde Mann. Seine Augen ſtanden groß offen. Seine Augen? Ah, dieſes graſſe tote Glotzen, ſind das noch Augen? Es iſt kein Blick darin; in ſtarrſter Richtung ſtehen ſie juſt nach den beiden Perſonen offen, aber es denkt nichts, es zuckt und bewegt ſich nichts darin. Man ſchaut hinein und ſie geben ſo wenig einen Blick von ſich wie zwei Glaskugeln.

Der Baron fühlte den Körper des Mädchens an ſeiner Seite ſchaudern und machte ſich gefaßt, ſie in ſeine Arme aufzunehmen. Sie aber, inſtinktmäßig ausweichend der fremden Mannesberührung, ſtürzt mit fluchtähnlichem Schrecken dem Kanapee zu, wo ſie in die Knie bricht und lautſchluchzend ihr Geſicht in die Ecke birgt.

Innerſt ergriffen ſteht der Baron dabei. Was kann er ſagen? Eine Redensart! Faſſen Sie ſich. Es ſieht ſchlimmer aus, als es iſt. Kein Krankenbett iſt ſo fürchterlich, wie es dem Unerfahrenen ſcheint.

Das war das Auge meiner Mutter, die im Fieber einer Lungenentzündung geſtorben! rang das troſtloſe Mädchen.

Der Baron ſtutzte; ſein Verſuch, ſie als Laiin abzufinden, war mißglückt. Aber der Diplomat in ihm antwortete mit Geiſtesgegenwart: Eine Mutter gehört dem ſchwachen Geſchlechte an und unſer Freund dem ſtarken!

Dieſe ſo einfache Logik machte Wirkung. Das Mädchen ſtillte die Tränen und ſtand auf.

Wir müſſen die Lage des Barons bedenken, um ihn jetzt zu entſchuldigen. Dort lag ſein todkranker Freund und hier ſtand ein Krankenbeſuch — faſt wie ein zweiter Kranker. Es war nicht geheuer. Es mochte fürs erſte genug ſein. Kurz, er bot der Fremden den Arm und ſagte fein, aber beſtimmt:

Ich darf Ihnen gewiß meinen Wagen anbieten, um Sie nach Hause zu bringen. Die Besuche des Kranken dürfen leider nur kurz sein: Seine häusliche Pflege besorgt die Padrona. Ich stehe zu Ihren Diensten, Signorina. Und mit jener verbindlichen Art, welche am unwiderstehlichsten gebietet, indem sie selbst Befehle zu erwarten scheint, zog er die Handschuhe an und langte er seinen Hut.

Aber das Mädchen starrte ihn an, wie einen Feind. Sie wich zurück, hielt sich mit der Hand am Kanapee fest und — sprach schon, noch ehe sie sprach: Als sie den Mund öffnete, sagte sie fest und ruhig wie ein Gesetz: Ich bleibe hier. Ich muß hier bleiben, alle Tage, alle Nächte, so lange — bis sich's entschieden hat!

Der Baron war aus dem Felde geschlagen. Er fühlt ganz, wovon die Rede ist. Aber wer ist's, der so reden darf? Wer ist die Fremde mit der Buchsprache und dem fremden Akzent? Er wünschte, der Doktor wäre noch da. Einstweilen zieht er sich auf ihn zurück und sagt ausweichend und ausholend: Der Ordinarius hat zärtliche Krankenbesuche nicht vorgesehen. Hoffen wir also, daß er keinen Feind der Heilzwecke erkennt — in einer Freundin des Herzens, — vielleicht einer B r a u t.

Eine Braut in Rom! rief das Mädchen wie von einem Pfeilschuß getroffen. Sie erblaßte, sie griff ans Herz und preßte die Lippen, wie zu einem ewigen toten Verstummen.

Aber der Baron, von diesem Anblicke wie einer plötzlichen Erleuchtung getroffen, brach in die Worte aus: War ich denn mit Blindheit geschlagen?! Sie, Sie sind es selbst! Seine deutsche Braut sind Sie, Agathe steht hier, die Tochter unseres . . .

Still! still! Ich bin hier nichts als ein Weib, das seiner Pflicht nachgeht.

Der Baron war außer sich vor Ueberraschung und Freude. Hut und Handschuhe wegwerfend, ergriff er die beiden Hände des Mädchens und drückte sie mit Feuer. Dann sah er ihr in die Augen, glücklich, neugierig, wie einer, der ein

Wunder ſieht, wie ein Lechzender einen perlenden Labetrunk. Er ſah ſie ſo lange und freimütig an, daß es der unbeſcheidenſte Blick geweſen wäre, aber es war der herzlichſte, brüderlichſte, — ein Oreſtesblick auf eine Iphigenie!

Das heißt, wie vom Himmel herabſteigen! rief er in ſein Schauen und Händeſchütteln. Das heißt, Rettung in der Not, kommen wie von Gott geſendet! Mir geſchieht wie im Traume. Ich bin ganz aus der Zeit und allen Begriffen. Reiſt man denn durch Lüfte? Haben Sie Nachricht durch Hellſehen? Ich ſelbſt habe noch nicht nach Hauſe geſchrieben; und wenn ich's getan und wenn ich telegraphiert hätte — es iſt heute erſt der fünfte Tag, — durch welche Zauberei wäre es möglich geweſen . . . Sagen Sie doch, wie das alles zugeht? — Und er ſelbſt nötigte ſie jetzt zum Bleiben und führte ſie auf ihren Sitz zurück.

Aber Agathe erklärte das Wunder durch einen bloßen „Zufall", wie es die Nüchternen nennen würden. Schon ſeit dem Tode der Mutter ſtehe die italieniſche Reiſe unter den Lieblingswünſchen des Vaters obenan. Die Beſtellungen aber ließen den kunſteifrigen Mann von Jahr zu Jahr zu keinem rechten Abſchluß gelangen; es ſchien, als ob die Nadel des Kupferſtechers nur immer geſchätzter würde, je mehr man erwartet hatte, daß Photographie und Farbendruck ſie brachlegen müßten. Genug, Italien blieb in allen Rechnungen, Entwürfen und Phantaſien fortwährend am Horizont ſtehen, aber ein Halbdutzend Jahre waren vergangen und der Traum wollte nicht Wirklichkeit werden.

Und ſo wählte lieb Väterchen juſt das turbulentſte Jahr? ſagte der Baron. Das Jahr des Kriegs, der Unruhen, der politiſchen Zuckungen und Verwirrungen; das Jahr, wo der aufgeregte Heſperidengarten am wenigſten gartenhaft iſt, das Jahr, wo die fremden Reiſenden ausbleiben und die anſäſſigen Fremden fortziehen?

Agathe hielt zaudernd inne und wurde rot. Nach einer Pauſe antwortete ſie: Der Papa ſagte, nun ſei es die höchſte Zeit. Wer Rom ſehen will, muß das papale Rom ſehen und man könne nicht wiſſen, wie bald das zu Ende gehe. Für die

Menſchheit ſei es zu wünſchen, für Künſtler aber gäbe Rom kein ganzes und volles Bild ohne den Thron des Papſtes, ohne Kirchenpomp und Prieſterherrſchaft.

Das klang ja plauſibel. Und doch hatte ſie geſtockt und war rot geworden, was der Baron, der ganz Aufmerkſamkeit für ſie war, ſtutzend beobachtet hatte. Indem er darüber nachſann, erriet er, daß er dieſe Antwort — ſich wohl noch ergänzen müſſe. Er hatte ohne Zweifel die Wahrheit gehört, aber nicht — die ganze Wahrheit. Ach und die ganze Wahrheit mochte freilich anders klingen und trauriger! Er ſah in ihr jugendlich-ſchönes, aber ſchmales und ſehr ſenſitives Geſicht und ſah Spuren eines Seelenleidens darin, welches vielleicht ſchon — phyſiſches Leiden war! Da hörte er im Geiſte einen Hausarzt; — führen Sie das Kind nach Italien, ſolang es noch Zeit iſt und ehe wir das ſchreckliche Wort „Abzehrung" ausſprechen müſſen! Da hörte er im Geiſte ſie ſelbſt, wie ſie dem Ohr des Väterchens ſich anſchmeichelt, hörte die Stimme ihrer verzagenden oder hoffenden Mädchenſehnſucht, hörte den Namen Italien, bald wie ein Silberglöckchen, bald wie das Grabgeläute eines gebrochenen Herzens, auf ihren vereinſamten Lebenswegen. Alle Vernunftgründe legt ſie dem Vater in den Mund, die vielleicht ihre eigenen waren, aber als Masken ihrer Herzensgründe. Und ſo ſieht er ſie jetzt in Rom, die lichtlechzende Blume, die ihre Sonne geſucht, ach, ihre untergegangene Sonne, aber doch ihre Sonne! In der ſtillen Würde ihrer weiblichen Pflicht ſitzt ſie da und wird ſich nicht fragen: wer war denn pflichttreu gegen mich?!

Der Baron ergriff ihre Hand und küßte ſie mit einer Art ſchamhafter Hochachtung. Dann ſagte er ſtill und weich: Verzeihen Sie mir die Härte, womit ich Sie zuvor entfernen wollte. Wir Blinden! Seinen Rettungsengel entfernen! In dieſen Wänden kann niemand helfen als Sie. Wir beugen uns vor Ihnen, Sie gebieten hier, Sie ſind die erſte Perſon an dieſem Platze.

Wo iſt Agathe? lallte es mit einer unkenntlich ſchwachen ohnmächtigen Stimme hinter der ſpaniſchen Wand.

Wie von einem Blitz durchzuckt, ſchnellte das Mädchen empor und ſtürzte dem Bette zu.

Der Baron hütete ſich, die ärztlichen Warnungen von den ſogenannten Gemütsbewegungen und Aufregungen in dieſem Augenblicke wörtlich zu nehmen. Mochte jetzt alles geſchehen, was in der Profanſprache ein kraſſer Exzeß hieß; in einer andern Sprache heißt es, — und das erflehte der Doktor ja ſelbſt, — ein Wunder!

Es war ſtill, der Kranke lallte nicht mehr. Sein Mund war jetzt wohl mit den Mädchenlippen aus Deutſchland verſiegelt! Seid geſegnet, ihr Lippen voll heiligem Lebenshauch! In der Seele Neugarts betete etwas. Er ſchlich ſich leiſe zur Türe hinaus. Auch die Freundſchaft hätte jetzt nur entweihen, auch er hätte jetzt nur profan ſein können.

Als er wieder zurückkam, ſagte er zu Agathen: Ich habe Ihnen hier im Hauſe Quartier gemacht. Sie ſprachen Ihren Willen aus, hier zu bleiben, und Ihr Wille iſt jetzt Geſetz. Ich habe mit der Padrona alles in Ordnung gebracht.

Agathe war keines Wortes mächtig. Das alſo war der Freund ihrer Freundin zu Hauſe. Wahrlich, ein männlicher Mann! Ein Mann, bei dem alles geborgen iſt, was er in ſeiner Tüchtigkeit angreift. Denn nur er konnte es ſein; ihr Herz ſagt es ihr, daß es kein anderer iſt und ſein kann. Welches Glück, dieſen Mann als Balms Freund zu finden! Welches Glück, ein ſolcher Freund!

Das ſagte ſie — indem ſie nichts ſagte. Sie ſah den Baron mit einem feuchten, von Dankbarkeit ſtrahlenden Blicke an und reichte ihm beide Hände dar, einen herzlichen Druck mit den ſeinigen tauſchend. Der Baron küßte ſie jetzt auf die Stirne und ſagte mit einer Art begeiſterter Tüchtigkeit: Teuerſte Freundin, laſſen Sie uns Bruder und Schweſter ſein! Der Platz, auf dem wir uns beide finden, macht uns dazu. Und den Bericht davon, ich bitte Sie darum, ſchreiben S i e nach Hauſe. Sollte ich dieſen Augenblick beſchreiben, ſo könnte ich es nur mit einer Feder tun — aus dem Flügel eines Engels! Dann aber, als ſchämte ſich der männliche Mann ſeiner Rührung, ſetzte er derber hinzu: Welche Stüm-

per ſind wir Männer, wenn wir zu lieben glauben! Was wiſſen wir von Liebe? Das Blinken der ſilbernen Lichtſchere halten wir für das Licht! Und ſofort ſich beſinnend, lächelte er ſchalkhaft: Um Gottes willen, ſchreiben Sie das nicht auch nach Hauſe!

Der Diplomat! Wußte er, was für ein Troſt es für ein bangendes Frauenherz iſt, einen wackern Mann in einer gefährlichen Lage ſcherzen zu ſehen?

Neunzehntes Kapitel

Als der Legationsarzt bei ſeiner erſten Morgenviſite am nächſten Tag ans Krankenlager trat und den Puls fühlte, ſah er den Baron mit einem unausſprechlichen Blicke an und der Mund ſtand ihm offen. Iſt denn ſeit geſtern hierorts gezaubert worden? rief er in grenzenloſer Verwunderung.

In dieſem Augenblicke trat Agathe ins Zimmer — im Morgenneglige und mit vorgebundener Schürze. Mit einem ſtummen Wink deutete der Baron dem Doktor. Dieſer erkannte die verſchleierte Dame von geſtern, nur hatte er ſie geſtern noch leichter genommen. Jetzt aber ſtarrte er ſie mit einem langgedehnten freudigen „Ah" von oben bis unten an, und als das Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen und furchtſam genug die Frage wagte: wie finden Sie den Kranken? hielt er mit der Antwort auf eine faſt feierliche Art inne, ſah ihr dabei tief in die Augen, dann nahm er ihr Köpfchen in ſeine beiden Hände und ſagte väterlich: Sehen Sie, mein Fräulein, an dieſem Kranken hoffe ich jetzt meine glänzendſte Kur zu machen. Wohl möglich, daß ſie in mediziniſchen Jahrbüchern verewigt wird. Aber den Doktor wird die Welt nicht nennen, ſondern bloß den Dieb, der den Doktor um ſeinen Ruhm geprellt hat. Denn der Doktor ſind Sie, und der Dieb bin ich. So macht man im großen wie im kleinen — Geſchichte!

Ach freilich nennt die Geſchichte nur das Geräuſch-

volle, während es eben das Geräuschlose ist, welches Geschichtsarbeit tut. Diese Wahrheit entdeckt nicht nur unser Doktor; schon die Edda macht ihren stärksten Zauber — aus dem Haar eines Mädchenbartes, aus einem Faden des Mondscheins und aus dem Schall eines Katzentrittes. Damit wird Fenrir, der Riesenwolf, gefesselt, der alle andern Fesseln zerrissen hat. Und die fiebernde Todeswut, das Ungeheuer, das ein ganzes fünfköpfiges Konzilium zerrissen hat, ist auch nicht riesiger als der Riesenwolf Fenrir und krümmt sich jetzt unter dem Tritte der Schüchternheit. Der Schritt, den jenes weibliche Füßchen über die Schwelle gesetzt, war einer von den entscheidenden Schritten im Leben.

Seit das Füßchen geschritten kam, schlich sich die Parze fort, welche den Faden abschneidet, und trat jene ein, welche ihn spinnt. Dieser unsichtbare Personenwechsel wird unter der fiebernden Stirn des tödlich Getroffenen alsbald ein sichtbarer. Das ist's, was der Doktor in seinem Falle „Geschichte" nennt. Aber die Geschichte ist eine von denen, welche sich nicht erzählen lassen. Wer kann es erzählen, wie das Pünktchen im Ei zu einem Adler wird, oder das Pünktchen im Samenkorn zu einer Zeder? Und nichts anderes ist Balms Krankengeschichte. In sein Blut — in seine Seele — wer nennt es? auf den toten Spiegel seines erstarrten Auges, das sich den Außenstehenden als bewußtlos darstellte, fiel ein Mädchenbild in sein Bewußtsein, wie ein Lichtstrahl durch eine Ritze fällt, und ergriff das Bewußtsein noch an jenem äußersten Saume, mit dem es vielleicht schon auf ewig entfliehen wollte. Da kam es zum Stehen. Da kam es zur Umkehr. Wie die fürchterliche Kraft, welche der Arzt die vis inertiae nennt, alles, was in ihm noch lebendig war, tatlos und willenlos mit dem Tode ansteckte, so rollte das ganze Rad jetzt zurück, und das Pünk[illegible] das kleine belebende Pünktchen, steckte alles, was in [illegible] war, mit Leben an. Von diesem Pünktchen heraus tri[illegible]nd wirkte, keimte und sproßte es jetzt, und während er noch daliegt, bald einem Leichnam, bald einem Rasenden ähnlich, arbeitet geheimnisvoll im Innern, aus dem Kleinsten und Zartesten anfan-

gend, wie mit dem Zahn einer Ameiſe, wie mit dem Sauggefäß einer Biene, der Blick eines Mädchenauges an ſeiner Geneſung. Das Empfängnis ihres Bildes wirkt unaufhörlich in ihm und kann gar nicht aufhören zu wirken, nicht bewußt, nicht unbewußt, im Schlafe nicht, noch im Wachen. Agathe wird die Mutter ſeines Lebens, denn ewig mütterlich und lebenſchöpferiſch waltet das Weibliche und gebiert der Natur wie der Menſchheit die Erneuerung.

Aber denken wir nur nicht, daß das Leben, ſei es auch geiſtigerweiſe, ſchmerzlos geboren wird! Das Mädchen ſitzt nicht bloß da, ein ſtillbefriedigter Rettungsengel, der anſchaut und angeſchaut wird. Es braucht Rieſenkraft und koſtet Heldenarbeit, auf ihrem Platze zu ſitzen. Es kommen Stürme, die ihr innerſtes Mark erſchüttern. Ja, ſie iſt Balms Frühling, wie ſie ſo treu und ſchön an ſeinem Bette ſitzt, aber der Frühling trägt Frieden und Krieg in den Falten ſeiner Toga und hat, um ſein Frühlingſein zu behaupten, oft den unbarmherzigſten Winter auszuhalten. Glauben wir nicht, es haucht immer ſo ſehnſüchtig-ſüß: Agathe! von den Lippen des armen Kranken. Schmeichle dir nicht, gutes Mädchen, hier wird geſchmeichelt und du biſt ſein einziger Fiebertraum! Ein Teufel beherrſcht ſein Gehirn, ein ſchreckliches unverſtandenes Etwas, das keinen Zug aus deinem eigenen unſchuldigen Ideenkreiſe hat. Wie am Rande eines vulkaniſchen Kraters ſitzt Agathe vor dem Haupte ihres Fieberkranken. Düſtere Flammen ſchlagen heraus und leuchten ſie unheimlich an. Höllenwerk arbeitet da innen. Es iſt, als ob die Sünde in ihrer eigenſten Mutterſprache redete. Töne vernimmt ſie, vor denen ihr Mädchenherz ſchaudert. Oft ſcheucht es ſie wie zur jachen Flucht, es graut ihr vor dieſem Manne, ſein Atem iſt Fluch, ihre Liebe Verbrechen. An Namen wie Damerata und Santafiore muß ihr Ohr ſich gewöhnen und welche Maſſen von Lavaſchlacken ſpeit der Krater mit dieſen Namen aus! Und doch; je mehr ihr Ohr an den verwilderten Schall dieſes Irrelallens ſich gewöhnt, deſto vernehmlicher wird ihr's, daß die entſetzlichen Gegenſtände, von denen er irreredet, ihn ſelbſt anſchaudern und ſein

eigenes Grauſen ſind. Welchen Abenteuern führt ſein Wundfieber den ſpukhaften Reigen auf! Er ſchlägt ſich übermenſchlich mit ihnen herum, er ſtrengt ſich an, als ob er Berge wälzte. Umſonſt! Es müſſen ungeheure Mächte ſein, die ihn umkrallt halten, Ereigniſſe und Geſichte — in keiner Ewigkeit zu vergeſſen! Sie kehren immer wieder. Er redet irre, aber er empfindet mit einem ſchauderhaften Zuſammenhange. Innere Brandwunden ſind's und ſie haben ſich ganz durch ſeine Seele gebrannt. Oft ſinkt er, erſchöpft von Krämpfen und Qualen, zurück und beklagt in Tönen des rührendſten Schmerzes das Martyrium der Menſchheit. Dann hält ſie ſein Haupt auf ihrem Schoße, benetzt es mit ihren Tränen und ruft aus der Tiefe ihres Jammers zum Himmel empor: Armer, unglücklicher Mann, auf welchem Schlachtfelde biſt du gefallen! Könnte ich die Gedanken, die dich quälen, wie Kugeln und Degenſpitzen aus deinen Wunden ziehen! Wehe den Feinden deiner Ruhe und wehe, wenn du — deiner Feinde Freund warſt!

Es waren die Tage der Kriſis. Agathe hilft ſie dem Kranken, aber der Baron hilft ſie Agathen durchkämpfen. Und womit belebt man in ſchweren Tagen den Mut einer Braut? Mit der goldenen Zukunft ihres Brautſtandes. Der Baron hält dieſen Gegenſtand für die glücklichſte Wahl ſeiner Unterhaltung. Er wird faſt zum Dichter, um mit Feinheit und Leichtigkeit das ewig Nämliche ewig angenehm und abſichtslos zu ſagen. Aber die angenehme Wirkung bleibt aus. Nicht einmal kalt und gleichgültig hört ſie, ſie ſcheint gar nicht zu hören. Sie will nichts wiſſen von einem Brautſtande. Der Baron ſtutzte. Iſt die Prüderie eines Bürgermädchens ſolcher Verſtellungen fähig? Es paßte doch ſonſt nicht zu ihrem Charakter! Zwiſchen ihr und der Hauswirtin kann nur Italieniſch geſprochen werden, und ſooft ſie die letztere als Balms „sposa" anredet, bemerkt der Baron, daß ſie es ſorgfältig in „compatriota" verbeſſert. Der Baron verhehlt ſich nicht länger, daß das eine Bedeutung habe. Welche? Das beunruhigt ihn. Eines Tags fragt er ſie frank und frei über dieſe ſeltſame Wahrnehmung. Aga-

the verfärbte ſich und preßte die Lippen. Der Baron ſtutzte. Aber er folgte dem Zuge ſeines Herzens und ſagte rührend-mild: Agathe, ich bin Ihr Bruder! Dem Mädchen trat eine Träne ins Auge. Mit geſenktem Geſichte antwortete ſie: Er hat meine Mädchenehre in einem Verdacht. In welchem, weiß ich nicht; aber — hier gibt's keinen Erſatz! Und als barmherzige Schweſter will ich mich nicht bei ihm einſchleichen. Ich bin eine Fremde und gehe wieder, wenn die Gefahr geht. — Sie ſtand auf und verließ raſch das Krankenzimmer.

Der Baron ſchlug ſich vor die Stirn und verwünſchte ſeinen Leichtſinn. Erſt jetzt fiel ihm der Brief ſeiner Braut wieder ein, den er in einer beſchäftigten Stunde empfangen, flüchtig geleſen, kurz beſeſſen und dann vermißt, wahrſcheinlich verloren hatte. Er erinnerte ſich nur noch auf eine zerſtreute Weiſe, daß darin von Mädchengeſchichten die Rede geweſen, die er ziemlich leicht genommen, wie ja ein Mann alles Weibliche immer ein bißchen für Kinderei hält. Dieſer männliche Hochmut rächte ſich jetzt. Es war nicht Kinderei, ſondern fürchterlich Ernſt. Ein Ernſt auf Leben und Tod! Uebrigens kein innerer; nur ein Mißverſtändnis konnte ſolche Menſchen getrennt haben. Dafür bürgte ihm ſchon ſeine Braut und ihre Augen waren jetzt auch die ſeinigen.

Es arbeitete mächtig in ihm. Verblüffend, ja erſchütternd iſt der Begriff, den er ſo plötzlich von ſeiner neuen Schweſter bekommt. Welch ein Weib! Alſo alles, was er da Liebendes ſieht, das iſt nicht einmal der Egoismus der Liebe! Mit dieſen Blicken, dieſen Tränen, dieſen aufgeopferten Tagen und Nächten, mit all dieſer ſüßen, mütterlich-ſüßen Zärtlichkeit ſteht ſie ihrem Pflegling innerlich unberührbar gegenüber und wird eines Tages, geräuſchlos, wie ſie gekommen, wieder verſchwunden ſein. „Ich gehe wieder, wenn die Gefahr geht." Welch ein Mädchenſtolz im demütigſten Magdtum! Gräßlich, gräßlich! rief der Baron, indem er in großen Schritten ſeine Bewegung austobte, was wir Männer für unſere Weiberkenntnis halten! Pſychologie ohne Pſyche, denn erſcheint das wirkliche Weib, ſo müſſen wir umlernen wie Schulknaben!

Aber warte, du deutſches Trotzköpfchen! gärte es weiter in ihm. Alſo da will's hinaus! Von der Liebe nur noch die liebende Großmut, nicht jenes „do ut des", jenen Tauſch um Tauſch, wovon wir anderen Sünder leben! Habe Dank, du kleine Heilige, daß dein nordiſcher Mädchenmai dieſes ſchneidende Eislüftchen mir zugefächelt. Man wird ſich vor einem Witterungswechſel zu ſchützen wiſſen.

Er dachte ſofort daran, die nächſte gute Stunde zu erlauern, um dem Kranken, wenn er eine Gemütsbewegung aushielt, ſeine wichtige Entdeckung zu verraten. Es trat hier der Fall ein, in welchem der Gemeingeiſt des gleichen Geſchlechtes an irgendeinem Punkte doch ſtärker zuſammenhält als die Stärke der Liebe. Baron Neugart war voll Verſchwörungseifer gegen Agathen und für ſeinen Freund. Er erfaßte die Lage, und mit Recht, als einen jener kritiſchen Wendepunkte, wo Liebe ſich unglücklich macht und nur Freundſchaft erfolgreich vermittelt.

Auch fehlte es gar nicht, daß ihm alles nach Wunſch ging. Es lag in den Verhältniſſen ſelbſt. Agathe hatte ja ihren Vater in Rom, und in dem Maße, als die drohendſte Todesgefahr vor Balm zurückwich, teilte ſie ſich zwiſchen dieſem und ihren töchterlichen Pflichten. So kamen allerdings Stunden, wo Neugart mit Balm allein war.

Und auch ſolche kamen, welche man die „guten Stunden" des Kranken nennen durfte und wo ein ernſteres Geſpräch mit demſelben allenfalls gewagt werden durfte.

Aber darin irrte ſich Neugart, wenn er gehofft, daß dann er die aktive Rolle ſpielen würde. Balms Geiſt war von Tätigkeit und Selbſtbeſtimmung und gab nicht leicht Zügel ab, für die er die Kraft in ſeiner eigenen Hand fühlte. In dem Augenblicke, als Neugart auszuholen gedachte, war ihm Balm ſchon zuvorgekommen und gab das Thema der Unterhaltung an. Er richtete ſich auf und begann mit einem Ernſt, daß man wohl ſah, er hatte auf ſeine gute Stunde ſo ſehnlich gewartet, wie Neugart ſelbſt, um eine wichtige Frage zu beſprechen.

Sage mir, Bodo, fing er an, was iſt aus dem Orte ge-

worden, wo man mich gefunden hat? Wir sind in diesem Augenblicke ungestört, scheint's; das Schicksal jener Stunde, insofern es außer mir auch andere betrifft, hat mir lang am Herzen gelegen.

Der Freund war bestürzt. Was ihm selbst auf dem Herzen lag, war jetzt aus dem Felde geschlagen, und nicht nur das, im schlechtesten Ersatz dafür sollte er seinen lieben Kranken von einem düsteren und aufregenden Gegenstand unterhalten.

Balm fixierte ihn aufmerksam, denn er merkte wohl, mit welcher Verlegenheit der Baron schwieg. Endlich antwortete dieser:

Das Häuschen ist niedergebrannt. Es hatte lauter feuergefährliche Stoffe im Innern.

Balm nickte. Sagen wir auch, feuerwürdige! Weißt du, was es enthielt? O wenn du es wüßtest! In diesem Häuschen war die Welt befleckt, wie sie es nicht ertragen kann. Gut, daß der Fleck ausgebrannt ist. Die Menschen haben Schönheitswasser; — Bodo, das war ein Schönheitsfeuer!

Der Baron sah ihn argwöhnisch an. Ein seltsames Wortspiel, wenn es auch einen Sinn gab! Aber das Wortspiel schien hart an der Grenze der Vernunft und des phantastischen Irreredens zu liegen.

Balm forschte weiter: Und Menschenleben?

Das deinige ist gerettet, lächelte Neugart ausweichend.

Das heißt, die beiden andern sind verunglückt, sagte Balm unerbittlich. Die Freunde belauerten sich Aug in Auge — der eine, ob er die Wahrheit sage, der andere, ob er sie vertrug.

Aber nicht lange dauerte das, denn Neugart, am liebsten männlich und kühn, nickte zustimmend und sagte: Du hast es erraten. Man hat aus dem Schutte zwei verkohlte Menschenleichen ausgescharrt.

Balms Züge verzerrten sich. So bin ich denn ihr Verräter, murmelte er, und bleibe es für ihre ganze Ewigkeit! An der Meinung einer Leiche ist nichts zu ändern. Armes

Weib! Ich ging ehrlich mit dir um, aber es war dir nicht gegönnt, es glauben zu dürfen. Es sollte nichts, gar nichts rein sein in deinem Leben, kein fleckenloses Pünktchen!

Tränen um Tränen liefen jetzt über sein Gesicht und seine Brust schütterte sich in Schluchzen. Der Baron sah es mit Staunen und Angst.

Von diesen Tränen darfst du Agathen nichts sagen, versuchte Balm zu lächeln. Es ist nichts, bloß ein nervöses Tremolo, rein körperlich.

In der Tat war die gute Stunde vorbei, — der Kranke wurde schwächer, — schauerte unruhig hin und her — und entschlummerte in Phantasien.

Mit verfehltem Zwecke zog sich Neugart zurück: der ganze Gewinn dieser Stunde war nichts, als eine fast zur Tantalusqual verschärfte Neugierde, was sich alles zum Knoten jenes Brandunglücks verschlungen und von welchen Geheimnissen die Rede sein werde, wenn sich Balm einmal aussprechen wird.

Der Baron ertrug es mit Ungeduld, unterdessen nichts tun zu können, als auf eine neue Gelegenheit zu warten. Einen Augenblick lang versuchte er den kürzesten Weg, nämlich auf Agathen selbst einzuwirken und um ihr Wort, das ihn so sehr erschreckte, in Güte zu handeln. Aber er war nicht glücklich damit. Agathe war weit entfernt, mehr zu sagen, denn sie schien zu bereuen, schon so viel gesagt zu haben. Sie verschloß sich, sie lehnte ab. Sie gab dem Freunde noch immer, was des Freundes war, aber nicht mehr. Sie gab noch immer Vertrauen, aber sie verschenkte es nicht, sie verwaltete es. Sie ließ merken, daß sie ihr Recht fühle, gewisse Dinge für sich zu behalten und jeder, auch der bestgemeinten Teilnahme zu entziehen. Kurz, sie tat nichts, als daß sie eine Grenze einhielt, welche die ihrige war. Aber ebendeshalb hielt sie den Baron in der seinigen. Sie zog die Grenze so mädchenhaft taktvoll, daß just ihre Feinheit ihre Festigkeit war. Der Baron fand seine kleine Meisterin an ihr und versuchte sie nicht länger, denn Meister achten einander.

Aber jetzt erst kamen die schwersten Stunden auch über

ihn. Gott verzeih' mir's, dachte er oft, es war gemütlicher, wie alles noch hoffnungslos war. Hier Tränen, dort Todesfieber, — es war gemütlicher in der Nähe des Todes. Jetzt fängt das Leben an, und hier ist ein Leben, durch das eine feine Bruchlinie geht. Der Doktor wird eines Tags gehen und nicht ahnen, wie halb seine Arbeit getan ist. Einer bleibt zurück, der es weiß — aber auch nicht weiß. Ein verwünschter Zustand! Der Baron fühlte, wie viel in seiner Hand lag, er fühlte auch seine Hand, aber er suchte die Handhabe. Mit Balm sah er sich fast gar nicht mehr zu zweit; immer war Agathe da. Wie sie ihren Kranken jetzt bewachte, so sagte sich Neugart, daß sie eigentlich ihn *mit* bewache. Er fühlte sich in ihrem Argwohn stehen.

Aus lauter Sorge wurde er endlich sorglos. Da schlug er ein Schnippchen und dachte: Laß sie! Vielleicht geht's auch ohne dich. Vielleicht finden sie sich nur um so besser.

Bravo, du braver Diplomat! Es ist der beste Moment eines Künstlers, wo es ihm aufdämmert, der Kunst auch Einhalt zu tun. Der Natur vertrauen ist rechtzeitige Kunstweisheit.

Balm und Agathe fanden sich wirklich ohne den Dritten im Bunde.

Eines Tags sagte Balm zu Agathe: Sage mir, Liebe, warum hat mich der Vater noch nicht besucht? Du sprichst so gerne von ihm; warum hast du ihn nicht mitgebracht?

Das Mädchen antwortete: Er läßt dich grüßen. Du mußt ihn entschuldigen. Noch ist ihm Rom zu neu und sein erster Kunstdurst noch nicht gestillt. Auch soll unser Patient selbst noch ein bißchen erstarken. Warte nur noch, die Zeit bringt alles.

Wie wahr und natürlich klang das! Ja, wenn es Balm bloß gehört hatte! Aber er hat es auch *gesehen*. Er hat es mit scharfen Sinnen gesehen, wie jeder, der schwach ist, seine Stärke im Wahrnehmen hat. Und gesehen klang es ganz anders.

Als er Agathen fragte, sah er sie stutzen. Ein seltsam fremder Zug überläuft ihr Gesicht. Die Psyche darin schloß

ſich, wie eine berührte Mimoſe ſich ſchließt. Hierauf hatte ſie innegehalten, nur eine Sekunde lang, aber in dieſer Sekunde wurde ihre Antwort — g e m a ch t. Ja, es war eine gemachte Antwort, dieſe ſo harmloſe und natürliche. Es war, wie wenn eine Mutter ihrem Kinde, das den Mond vom Himmel verlangt, unbefangen geantwortet hätte, dazu gehöre ein ſtarker Mann mit einer langen Leiter, aber ſie wolle Mann und Leiter ſogleich holen laſſen. Und hat denn Balm nicht wirklich wie ein Kind gefragt? Er erſchrickt, wie ſehr er noch krank iſt. Ein Kranker ſpricht aus, was ihm einfällt, und hat ſich daran gewöhnt, daß er in all ſeinen Einfällen verhätſchelt wird. So er. Was er dieſen zwei Menſchen ſchuldig geworden, bedarf noch einer andern Wiederherſtellung, bis er den Beſuch des gekränkten Vaters erwarten darf!

Dieſe Gedanken durchlief Balm, nachdem er das erſte Wort dazu von Agathens Mienen abgeleſen. Jetzt ergriff er die Hand des Mädchens und ſagte: Agathe, was denkſt du von meinem Verſtande? Ich erdreiſte mich zu fragen, warum der Vater nicht kommt, und habe noch nicht gefragt, womit ich es verdient, daß nur die Tochter gekommen.

Agathe erbleichte. Ihren Körper durchlief ein Schauer. Mit der Wendung einer Minute war alles geſchehen. Balm hatte zuvor wie ein Kind und jetzt wie ein Mann geſprochen. Die große Kataſtrophe war da.

Balm ſah, was in ihr vorging. Er ergriff ihre Hand, ſtreichelte ſie beruhigend und wollte ſie küſſen. Sie zog ſie ſachte zurück. Balm ſah ſie fragend an. Dann ſagte er: Du haſt recht; Damen die Hand zu küſſen, gehört nicht zur Krankenpflege. Liebkoſungen ſind eine Freiheit, die ich mir erſt wieder verdienen muß. Ich werde geſund — ich werde mündig — und du —

In dieſem Augenblicke war er ganz nahe daran, faſt von ſelbſt zu verraten, was Agathe gegen Neugart geäußert und was dieſer ſo ſorgfältig ihm beibringen wollte. Sein Bewußtſein wurde immer heller und kräftiger.

So verging eine Weile. Balm hatte die Hand wieder ge-

ſucht, nicht um ſie zu küſſen, ſondern bloß, um ſie zu haben und zu halten. Das gewährte ſie ihm. Ermuntert von dieſem Erfolge, hob ſich Balm ein wenig im Bette, ſuchte eine haltbare Haltung, dann ſagte er: Zwiſchen mir und dieſer kleinen, lieben Hand liegt eine Beichte. Der Zwiſchenraum ſoll verſchwinden, alſo laß mich beichten. Fürchte dich nicht, daß es mich angreift. Das hat es längſt getan und tut's nun nicht mehr. Das böſe Feuerwerk iſt abgebrannt, aber das Gerüſte davon iſt eigentlich einfach. Es heißt: viel Schein, nicht wenig Uebereilung, das Unglück des Irrtums und der Sieg der Wahrheit. Nicht wahr, das letzte iſt das beſte? Nein, es wird mich nicht angreifen. Sei nur getroſt. Und jetzt höre mich.

Balm begann ſeine Erzählung. Er richtete ſeine Beichte für ein weibliches Ohr ein, welches er ſchonte, ohne ſich ſelbſt zu ſchonen. Das war alles, was er von Kunſt anwendete. Sonſt verkünſtelte er nichts an ſo vielen unſagbar natürlichen Dingen. Er machte nichts Krummes gerade; er legte ein Zeugnis der Wahrheit ab vom Anfang bis zum Ende.

Das Ende wäre freilich die Geſchichte des Brandunglücks geweſen; aber ſeine Erzählung erreichte ihr Ende ſchon an dem Punkte, wo der arme Zuppa das ſeinige erreichte. Denn als Balm nun die Ermordung des Malers erzählte und wie er ſeinen letzten Lebenshauch in dem Namen „Marcheſe Santafiore" auffing, da riß ſich Agathe wie eine Verzweifelte von ihm los und brach mit Heftigkeit in die Worte aus: Und nach mir haſt du ihn nicht gefragt? Haſt ihm nicht die Frage ins Ohr gedonnert: malteſt du je ein deutſches Mädchen namens Agathe Frommhold? Er iſt geſtorben, ſag'! er iſt geſtorben ohne dieſe Erklärung und nun bleibt ſie auf ewig unmöglich?! Jener heimliche arme Sünder ging dich mehr an als ich? Rache, Genugtuung, Satisfaktion, wie ihr's nennt, erfüllt eure Lebensgeiſter ſtärker als alles andere? O Männer, unſelige Selbſtlinge; weh über ein Geſchlecht, das nicht wert iſt . . .

Aber das Wort ſtockte ihr, denn es brachte ſie außer Faſſung, wie ſonderbar Balm ſie anſah. Er hatte lange die ita-

lieniſche Leidenſchaft geſehen und die deutſche war ihm faſt neu geworden. Er ſchien ſie mit Wohlgefallen, ja mit einer Art Nationalſtolz zu ſehen. Das kam doch gleich aus der tiefſten Menſchentiefe, aus dem innerſt-ſittlichen Kern heraus und war nicht bloß Temperament. Sein Auge, für Stil und Form jetzt geübter, ſah den Stil dieſer Leidenſchaft, und er ſah einen Reiz darin, der eigentlich der gehaltvollere war. So eine deutſche rabbia iſt doch was Schönes! las ſie auf ſeiner Stirn, die kein Wölkchen trübte. Sie ſah es mit Staunen und hielt verwirrt inne.

So kam Balm zum Worte. Er bemächtigte ſich ihrer Hand, zog ſie wieder an ſich und antwortete ihr: Ich ſag's mit Beſchämung, daß der Gedanke an dich wirklich mein erſter war. Er fuhr mir jach durch den Kopf, aber da erſchrak ich auch ſchon. Juſt weil er ſo dicht vor mich hintrat, daß ich ihn nur zu langen brauchte, traf er mich wie ein Natternbiß. Es iſt wohl die Nagelprobe eines ſchlechten Gedankens, den man ſich grübelnd einreden könnte, wenn man ihn blitzgleich ausführen ſoll. Da zeigt er ganz, wer er iſt. So ging's mir in jener Sekunde. Mit einem einzigen Herzſchlag ſprach es in mir: Alſo dieſer unreine Mund ſoll mir die Reinheit meines Mädchens bezeugen?! Bis auf das Zeugnis eines Zuppa wäre ich heruntergekommen! Es iſt viel geſchehen, was ich ungeſchehen wünſchte, und wer's verzeiht, ſchenkt mir's, denn zurücknehmen läßt ſich Vergangenes nicht. Aber *ein* Verdienſt bleibt mir noch, ein einziges, das mir gehört und das die letzte klingende Münze auf meinem Zahlbrett iſt: ich kann an dich glauben! Ich kann den verlorenen Glauben aus eigener Kraft wiederherſtellen. Tu' ich auch das nicht, bettl' ich und borg' ich bei einem Wüſtling, was ich in meinem Herzen nicht finde, — dann iſt alles aus! Dann gibt's kein Glück mehr, nach dem ich meine Hand ausſtrecken dürfte, keine Hand mehr, von der ich's annehmen dürfte, ich verachte das Mädchen, das ſich den Bankerottierer gefallen läßt, ich verachte mich ſelbſt!

Das iſt mein Juſtus! ſchrie Agathe und warf ſich lachend und weinend auf Balm. Jetzt biſt du wieder mein! Und wä-

reſt du durch alle Brände der Hölle gegangen, als ein weißer Schwan, mit unverſengten Flügeln, kommſt du mir wieder zurück. Mit d i e ſ e m Worte bin ich dein Weib, deine Magd und bin ſtolz, daß du eine Höhe mit mir teilſt, die ich nicht ſelbſt habe und unter der ich zurückgeblieben! —

Zwanzigſtes Kapitel

Wieder iſt eine Verſammlung in unſerm Krankenzimmer, aber nicht mehr jenes ſchauerliche Fünfrichter-Kollegium über Leben und Tod, das man ein ärztliches Konzilium nennt, ſondern ein Perſonenverkehr, deſſen Tendenzen weitaus gemütlicher ſind. Dieſe fünf Perſonen ſind folgende: Erſtens der Legationspaſtor, zweitens ein Notar, drittens der Brautvater, viertens Baron Neugart als Zeuge des Bräutigams, fünftens die Padrona des Hauſes als Zeugin der Braut. Dieſe wackere Frau hat ſich durch gemütliche und praktiſche Teilname den heutigen Ehrenplatz billig erobert und iſt glücklich mit den Glücklichen. Domenica, Damerata, der fauniſche Zwerg und der leiſetretende Marcheſe, — ſie alle ſind die Treppen ihres deutſchen Mietsmannes hinauf- und herabgegangen, ſie alle ſind gekommen und wieder gegangen. Endlich kam das Mädchen, das nicht mehr ging, das kein Beſuch, das eine Lebensgefährtin iſt, das dem deutſchen Mietsmann ſelbſt ein Haus gründen und ihn zum Hausvater machen wird. Aber früher läßt ſich der Fremde im römiſchen Hauſe trauen. Die Römerin iſt ſtolz auf dieſe Ehre und hat zeitlebens beteuert, nichts ſei ſchöner und feierlicher, als eine lutheriſch-deutſche Trauung, obwohl nichts prunkloſer und ſpektakelärmer für echt römiſche Sinne. Aber die Padrona hat ſich eine Träne um die andere getrocknet während der ergreifenden deutſchen Traurede, von der ſie kein Wort verſtanden.

Balm war zum erſten Male aufgeſtanden und in die Kleider gegangen, als er den Ring wechſelte. Und wenige Stun-

den nach der Zeremonie empfahl ihm der Arzt schon wieder, sich zu Bette zu legen.

Ohne meine Braut! flüsterte Balm zu Neugart. Wahrlich, die Nemesis zwackt mich. In diesem Rom war manche Frau mein, die nicht mir gehörte, und jetzt gehört eine Frau mir und ist nicht mein.

Du hast's gewollt, antwortete der Freund.

Und zwar mit ganzem Ernste, wenn ich auch darüber scherze, gab Balm zurück.

In der Tat war es das drangvolle Ungestüm seines Charakters, womit er trotz seines Krankenbettes auf dieser frühen Trauung bestand. Wie alle Starken war er ungeduldig als Kranker, ungeduldig und ängstlich. Er erwog die Gefahren der Rekonvaleszenz, Diätfehler, Rezidive, und empfand es als seine unaufschiebbarste Pflicht, seiner lieben herrlichen Dulderin den Charakter seiner Frau zu geben. Laut äußerte er sich minder sorgenvoll, sondern sagte bloß: Ich bin nun einmal der Mann der Uebereilung. Ich habe mich so böslich übereilt, daß ich es auch einmal gütlich kann. Soll es mir wohl sein, so will ich diesen ganzen bange-verwirrten Roman bei seinem Abschlusse sehen. Und erst mit dem Ringe am Finger ist er's. Dagegen ließ sich nichts einwenden.

Gleich nach seiner Trauung wurde Balm Strohwitwer, denn Vater und Tochter setzten ihre Reise nach Unteritalien fort. Es fanden sich nämlich Reisegefährten dazu, in deren Gesellschaft zu reisen so einleuchtend-vorteilhaft war, daß Balm selbst eifrig dazu ermunterte. Die Gesellschaft war eine kleine Familie aus einem nachbarlichen Heimatsorte. Sie bestand aus einer Gruppe von drei Personen: dem Direktor eines Gymnasiums, ein ältlicher Mann und unbeweibt; seiner verwitweten Schwester, eine Frau in Matronenjahren; dann der Tochter dieser Frau, gleichfalls Witwe von einem jungen Kapitän, welcher im ersten Jahre der Ehe auf dem Elemente seines Berufes tragisch verunglückt. Der Gymnasialdirektor, ein ästhetisch-gebildeter Gelehrter, trachtete schon längst nach der italienischen Reise und

dieſe wurde endlich beſchleunigt durch die Witwentrauer der jungen Frau, welche Zerſtreuung, Erheiterung, Luftveränderung, kurz den Zug nach Süden mehr und mehr rätlich machte.

Agathens Vater und der Gymnaſialdirektor waren ſich zufällig auf einer römiſchen Straße begegnet. Aus ihren nachbarlichen Heimatsorten kannten ſie ſich von Perſon, noch mehr vom Ruf ihres guten Namens, und herzlich erfreut über ihr Zuſammentreffen, beſprachen ſie ſogleich ein weiteres Beiſammenbleiben. Der Schulmann ſtand aber juſt auf dem Punkte, von Rom wieder abzureiſen. Seine Nichte, die junge Witwe, hatte wirklich angefangen, in Italien aufzuleben, an Venedig, Bologna, Florenz Gefallen zu finden und den Heiligtümern des gelehrten Onkels eine mehr als geheuchelte Teilnahme zu bezeugen. Erſt in Rom verſtimmte ſie wieder der ernſte, melancholiſche Charakter von Stadt und Volk und ihr Gemüt umſchleierte ſich noch einmal trüber. Da dachte der treffliche Mann daran, ſeine römiſchen Genüſſe ſich für die Rückreiſe aufzuſparen, die Damen, ohnedies dann der Ruhe bedürftig, im reizenden, nahen Albano unterzubringen und Rom allein durchzuſtudieren. Jetzt aber drängte er ſelbſt hinweg, fort in die ſchäumende Lebensfülle Neapels und nach jenen Schauplätzen heiterſten Klangs und Namens, die zu hören ſchon glücklich macht, — Bajä, Sorrent, Amalfi, Capri! Dieſem Projekte ſich anzuſchließen, war Agathens Vater ſogleich und lebhaft geneigt, mußte ſich aber doch noch Bedenkzeit ausbitten. Er fühlte ſich an ſeine Tochter und dieſe an Balm gebunden.

Als er nach Hauſe kam, ſo war ihm juſt auch ſein Töchterchen und zwar mit der Nachricht nach Hauſe gekommen, daß Balm für den morgigen Tag die Trauung wünſche. Einem Bräutigam vom Altare weg die Braut zu entführen, war nun ein heikliger Anſchlag und im Bewußtſein desſelben hatte ſich der Brautvater mit einem kleinlauten Geſichte zur Trauung eingefunden. Dieſer Anblick aber war Balms letzte Strafe. Er hielt die Schatten, die er ſah, für einen Ausdruck jener vorwurfsvollen Stimmung, die er ſo richtig

verdient hatte, und empfand noch einmal sein ganzes Verschulden. Der gekränkte Mann ging ihm ins Gewissen, ja just er am tiefsten. Denn seltsam, aber natürlich ist es, daß Liebende ohne Gewissen sich kränken können, in dem einzigen Bewußtsein, daß Liebe stets reicher ist, als sie sich arm machen kann. Aber ein Vaterherz? Was kann ein armer ehrlicher Mann dafür, daß sein Kind ein Mädchen ist, ein Wesen, das wieder einem anderen Manne auf Gnade und Ungnade preisgegeben? Ihm tut die Ungnade weher, als ihn die Gnade beglücken kann. Er darf erwarten, daß sein wohlerzogenes Kind einen Mann von Erziehung — entweder nicht findet, oder ungekränkt findet. Unmenschlich ist's, die Grausamkeiten der Liebe ihn mitleiden zu lassen.

Aber Liebe in ihrem raschen, leidenschaftlichen Handeln empfindet das nicht. Um so stärker empfand es Balm in dem Augenblicke, als der Brautvater die Braut ihm ins Haus brachte und ein befangenes Gesicht dazu machte. Dieses Gesicht griff ihm ans Herz. Er sah jetzt mit Augen, was es heißt, den Frieden eines Mannes zu stören, welcher ehrbar und unschuldig vor sich hinlebt, als Künstler viele erfreut und als Mensch keine Seele betrübt. Wie er diesen Mann jetzt wiedersah, so war es freilich in der glücklichen Stunde, wo er alles Ungute gut machte; aber daß es ungut gewesen, dämpfte ihm das Glück seiner Brautstunde.

Er behielt sich den Schwiegervater zurück, bis alle, selbst die Braut fort waren, was nun diesem vortrefflich nach Wunsche ging. Als aber Balm hierauf anfing, aus übervollem Herzen zu sprechen, das Vergangene zu entschuldigen und abzubitten, kurz, dem vermeintlich Gekränkten Genugtuung zu leisten, da merkte er erst, wie falsch er die Zeichen gedeutet und daß der redliche Mann etwas ganz anderes, als einen nachgetragenen Groll, auf dem Herzen habe. Er sprach zu einer weltscheuen und linkischen Künstlernatur, zu einem schlichten Bürger und bescheidenen Kupferstecher, der nie andere Ansprüche gemacht, als an seine Radiernadel. Agathens Vater lehnte Balms Worte mit Verlegenheit ab, griff aber in seiner kindlich-kluzen Art recht geistesgegenwärtig zu, um

von Balms Stimmung Vorteil zu ziehen und nun ſelbſt ſeine ſchwerwiegende Bitte herauszuſtottern. Er ſprach von ſeinem Reiſe-Anliegen. Er hätte nach Rom jedenfalls auch Neapel und das Museo Borbonico beſucht, wenn er das aber nun in der Geſellſchaft der Heimatsfreunde tue, ſo ſei das eine Gelegenheit, die ſo günſtig nicht wiederkomme. Er habe von Venedig bis Rom mit Schmerzen empfunden, daß er die Kunſtwerke Italiens doch nur als Zeichner, nämlich, mit Verlaub zu ſagen, faſt als ein Handwerker anſehe; an dem gelehrten Direktor des Gymnaſiums aber könne er nun ein Handbuch gewinnen, das ihm kein Förſter und kein Burckhardt erſetze. Zum Kunſtgenuß gehört noch mehr als ein kunſtgeübtes Auge, das er vielleicht mitbringe und das er für ausreichend gehalten; es gehört mehr als die Gegenwart des Kunſtwerkes dazu, wodurch man die Sachen nur Stück für Stück genieße; der beſte Genuß des Einzelnen verſtecke ſich in den Bezug und Zuſammenhang aufs Ganze, in den Wurzeln der Vergangenheit, kurz in der Kunſtgeſchichte. Ein paar zufällige Aeußerungen hätten ihn fühlen gemacht, wie viel der Direktor als Hiſtoriker, Archäolog und Philolog, wie viel der wahre Schulmann dem bloßen Fachkünſtler zu bieten habe und zwar der lebendige mehr als der gedruckte. Kein geringerer Gewinn ſei dieſe Reiſegeſellſchaft ferner auch für Agathen. Das gute Kind habe ihn doch ſtark bemuttern müſſen; er ſei unbeholfener in der Fremde, als er ſelbſt gewußt; was ſie oft Mühe gehabt, ſei von einem Mädchen kaum zu verlangen. Wahrhaft aufatmen werde ſie jetzt und Italien erſt zu genießen anfangen, wenn andere Schultern dieſe Laſt auf ſich nehmen. Der Direktor verwalte die Oekonomie, an ſeiner Schweſter habe ſie ihre Gardedame an der jungen Frau eine Freundin und dieſe an ihr, wie ſich in der Fremde ein erwünſchterer weiblicher Umgang kaum denken laſſe. Ihr Alter, ihre Stimmung, ihre Schickſale, denn die eine ſei Witwe und die andere ſei es momentan, alles paſſe ganz wunderbarlich zuſammen. Aber — der Direktor dränge. Sie müßten ſich raſch entſchließen.

So bettelte der brave Mann um ſein Kind — in aller

Einfalt des Herzens und doch mit den Gründen der beſten Beredſamkeit. Auch wußte Balm ſelbſt zu beurteilen, wie viel für dieſe Partie ſprach, denn die kleine Gelehrtenfamilie erfreute ſich eines Rufes, der keinem Heimatsgenoſſen unbekannt war. Er gab ſeinen ganzen Beifall zu dem Projekt, ja er beglückwünſchte es.

So ging es ſchon am frühen Abend des nächſten Tages fort. Baron Neugart vertrat ſeinen Freund in den Pflichten der Galanterie und gab auf der Straße nach Neapel den Reiſenden das Geleite bis Paläſtrina. Durch einen Gaſtfreund daſelbſt verſah er ſie mit Adreſſen und Empfehlungen für jene faſt obſkuren Paradieſe der Sacco- und Liris-Talſchaften, welche die große, aber reizloſe Route über Terracina links liegen läßt und durch die er ihnen nun gaſtliche Wege bereitete. Froh ſeiner Ritterpflicht kehrte er heim.

Dem Doktor flog er faſt jubelnd in die Arme. Sind wir Glückskinder! rief er. Dieſes Mädchen iſt nicht mit Gold zu bezahlen. Im rechten Augenblicke kam ſie, aber im rechten ging ſie nun auch. Daß ich es nur geſtehe: mir gruſelte ſchon vor einem Beilager à la Flor und Blancheflor. Wie ſich Papa Flor den löblichen Triſtan in ſeinen Todeswunden erzeugte, mag zwar Romantik heißen; wir zwei aber, nicht wahr, wir hätten's einen Diätfehler genannt? Himmliſche Dame Blancheflor, deine Reiſe begleite ein Engel!

Sie ſprechen ja wie unſereiner! ſchmunzelte der Doktor. Indeſſen — ſetzte er doktorlich hinzu, auch die Langweile, die Sehnſucht, die Ungeduld hat ihre Gefahren. Reizbar und aufgeregt möchte ich ihn auch wieder nicht ſehen. Zerſtreuen Sie ihn nur fleißig mit Politik. Es fügt ſich ja gut, daß ſoeben diverſe Throne zuſammenkrachen; unterhalten Sie ihn mit dieſem Zeitvertreib.

Und wenn ich noch einen beſſern hätte, als brennende Fürſtenhäuſer und geſtrandete Staatsſchiffe? erwiderte Neugart. Von einer Seite her, die ihn ſonſt immer ſtark impreſſioniert, die auch ſeine Fieberphantaſien mächtig beſchäftigt hat, werde ich ihm — verſiegelte Papiere, wie ich erraten kann, zu übergeben haben und ich müßte mich täuſchen, wenn

nicht ein großer Zauber darin ſteckte. Vielleicht mehr als wir wünſchen!

Fürchten Sie nichts. Es gibt produktive Aufregungen, wie es deſtruktive gibt. Das letztere wäre für unſern Freund ein nervöſes Hyſteriſchwerden von Liebesungeduld. Was ihn davon abzieht, iſt gut, auch die ſtärkſten Effekte. Iſt er doch ſelbſt ein ſtarker Geiſt; er verträgt das, ja er braucht das. Walfiſchen wirft man Tonnen zum Spielen hin.

Das klingt ſtramm! Wenn der Arzt ſelbſt ſo ſpricht, ſo kenne ich nun meine Direktive. Ich danke Ihnen! —

Aber der weitſichtige Freund ſparte zunächſt noch ſein Pulver. Neugart begnügte ſich, in ſeinen freien Stunden nach wie vor auf Balms Zimmer zu kommen, ja, wohl auch Arbeiten mitzunehmen. Der Unterhaltsſtoff ergab ſich durch dieſe von ſelbſt und ging faſt nie aus. Erſt als nun doch die Stimmungen heranſchlichen, wo auch ein Mann unausſtehlich wird, jenes nervöſe Kritteln: warum der heutige Brief nicht ganz ſo lang wie der geſtrige war, oder nicht ſo munter wie dieſer, oder wohl gar ausgeblieben, — erſah der Baron ſeine Zeit. Einen ſolchen Augenblick wählte er und ſagte:

Apropos, weißt du auch, daß du auf deinem Krankenbette eine Erbſchaft gemacht haſt?

Vom Marcheſe? Iſt er tot? fragte Balm aufs raſcheſte.

Der Baron ſtaunte ihn an. Sage mir, was habt ihr zwei miteinander? Du haſt es oſtenſibel vermieden, ſeinen Namen auszuſprechen, ſeit du nicht mehr im Fieber lalleſt. Und jetzt iſt es dein erſtes! Was bedeutet das alles?

Aber Balm verſank in die Tiefe dieſes Eindrucks. Alſo auch er! Der Vierte und Letzte! Die drei Toten und meine Todeskrankheit, — es war genug für den zarten Alten! Dieſer Mann iſt nun tot! Alle tot! Die Glieder zuerſt, dann das Haupt!

Juſtus! ſchrie der Baron. Alſo doch! Im Wachen wie im Traume! Dein Traumlallen hat ihn ſtets in Verbindungen gebracht, die mir das Haar ſträuben machten. Phantaſierſt und fieberſt du noch einmal?!

Das ſollſt du gleich hören, antwortete Balm. Der Au-

genblick dazu iſt da. Und wenn's nicht der Augenblick tut, ſo geht es faſt über menſchliche Kräfte. Ich fühlte das, als ich Agathen meine Rechenſchaft ablegte; nur der Trieb des Augenblicks gab mir die Kraft dazu. Vornehmen kann man ſich das nicht. Ich nahm mir's ſchon manchmal vor, mit dir davon zu ſprechen; aber mit bloßem Vorſatze geht's nicht. Es gehört die Stoßkraft dazu, welche Schiller „die gebietende Stunde" nennt. Ich bin froh, daß ſie mich endlich ergreift, denn du haſt ein Recht und ich eine Pflicht, daß ich ſpreche. Meine Krankheit war ein Stück deines Lebens, aber der Marcheſe ein Stück meiner Krankheit. Mit Agathen biſt du der Zweite, — der Zweite und Letzte, für den ich dieſe Erlebniſſe erlebt habe. Alſo höre mich, lieber Treuer!

Balm erzählte. Wieder erzählte er, von dem Nachtlager in der Lomelina bis zu dem Brandunglück, ſeine Geſchichte. Nur erzählte er ſie jetzt — männlichen Ohren. Er erzählte ſie lückenlos, unzenſuriert.

Als er zu Ende war, ſagte Neugart: Ich ſehe den Marcheſe nun in einem Zuſammenhange, von welchem man alles ſagen kann, — er frappiert, er verblüfft; nur überraſcht hat er mich nicht. Ich habe dieſen Mann nie ſo äſthetiſch rein auffaſſen können, wie z. B. du, denn ich kenne die Romanen länger. Solche Janusköpfe ſind hier nicht ſelten. Sie naſchen aus allen Schüſſeln und promenieren auf allen Wegen; nur wie Geſpenſter, mit verkehrtem Schuh. Woraus Goethe zwei, ja drei Perſonen gemacht hat, Gretchen, Fauſt und Mephiſto, das ſind ſie in einer zugleich. Der Sakriſtan findet ſie auf allen Diebswegen, aber der Gendarm findet ſie in allen Sakriſteien. Du kennſt ſie höchſtens literarhiſtoriſch, nämlich aus der kurzen Krankheit der Romanik; aber in Romanien ſelbſt iſt die Krankheit endemiſch. Hier ſtehen ja die Wurzeln der Dinge, die kein ehrlicher Deutſcher verdaut: Heidentum und Chriſtentum, Nacktheit und Aſzeſe, Wolluſt und Kreuz; jedes Prinzip iſt hier dem andern als Leichengift eingeimpft. Das Heidentum ſtarb am Chriſtentum und das Chriſtentum ſtirbt an der nausée des Heidentums. Denn das ſage man nicht, daß die zwei Welten ſich ausgeglichen

haben! Ein Deutſcher hört die Diſſonanz, wo er geht und ſteht — und als Luther ſie hörte, wurde er Luther! Ach, und in der Dichtung der toten Antike, die noch lebt, und des lebendigen Chriſtentums, das tot iſt, ſind eigentlich alle Lateiner totgeboren und Kinder von philoſophiſch-ſittlichen Leichen. Dieſe Völker rettet nichts als ihr Leichtſinn und ihr sang riche; geiſtigerweiſe aber ſind ſie rein unmöglich und in einer Verfaſſung, die nur eine Scheinverfaſſung.

So war das Eis gebrochen, das krampfhafte Schweigen des Schreckens, denn erſt jetzt erleichterte Balm im Sprechen ſein Herz. Was Agathe hören durfte und zu hören brauchte, erſchöpfte ein ſo abgrundtiefes Thema wie „Marcheſe Santafiore" nicht; erſt Männergeſpräch tat das. Nur mit einem Manne wie Neugart konnte ſich Balm endlich ſatt reden über die Rätſel ſolcher Menſchenerſcheinungen.

Die Unterhaltung leiſtete ganz, was ſich Neugart davon verſprochen. Balm wurde gründlich abgelenkt von jenen Grillen, welche krankhaft nachrechnen, ob ein Brief um ein paar Stunden früher oder ſpäter ankommt, um ein paar Zeilen mehr oder weniger hat. Der Baron brachte des anderen Tags die „Erbſchaft", welche er angekündet, mit, ein verſiegeltes Cahier mit der Aufſchrift: „An Juſtus Balm. Nach meinem Tode zu übergeben." Der zweite und innere Umſchlag beſtätigte Neugarts Vermutung, und nun hatten die Freunde für lange Tage einen Stoff voll Intereſſe und reichlich Gelegenheit zu Zwiſchenreden eigener Geiſtesunterhaltung, denn was ſie in der Hand hielten, waren nachſtehende Blätter, genannt:

Die Memoiren des Marcheſe Santafiore

I.

Eine Ohrenbeichte

Die Novizen- und Kloſterſchule hatte wieder einen ihrer zahlreichen Beichttage. Am frühen Morgen wimmelte die alte Kirche von dem jungen Volk. Spärliche Wachslichter und neblige Morgendämmerung machten ein mißtöniges Helldunkel im hochgeſäulten gotiſchen Kirchenſchiff. Die gelben und dürren Heiligen, die nachgedunkelten Nonnen, die unklaren Verklärungen blickten gelangweilt von den Altären und Pfeilern auf das junge Leben herab. Dort war man heilig, hier ſollte man's werden. Aber das Dort und Hier klang ſo wenig zuſammen, wie die qualmenden Wachslichter und das aſchgraue Morgenlicht. Wollen die jung-blühenden Knaben auch Heilige werden? Sind dieſe knöchernen Heiligen auch einſt rotwangige Spielratzen geweſen? Kann man ſich dieſe Schulknaben in jene Rahmen hinaufdenken? Kann man ſich jene Rahmenbilder als Schuljugend herabdenken? Gibt es einen Faden zwiſchen dieſen zwei Welten, ein verbindendes Etwas, eine Idee? O du Mutterſchoß der allgemeinen katholiſchen Kirche, hält dein Schoß ſie wirklich zuſammen, jene Mönchsköpfe und dieſe Knabengeſichter? Spürt ihr's mütterlich, ihr guten Knaben, halb ausgeſchlafen aus den Federn in die kaltfeuchten Kirchenmauern gejagt?

Es war juſt keiner da, dieſen Gedanken zu denken, aber in der ungemütlichen Luft lag er und lag vielleicht doch auf einer jungen, empfindenden Bruſt als dunkelbewußte Stimmung. Wie mancher Knabe hatte Gedanken und Eindrücke, in denen der ſpätere Mann lag, der ſich mit Verwunderung an ſolchen Frühbeſitz zurückerinnert!

Ein ſolcher könnte z. B. jener dort ſein, der Blaſſe mit den nußbraunen Träumeraugen und dem zartgeſchnittenen Mund voll Schmerz und Sehnſucht. Er ſteht unter den

Größeren, wenngleich nicht im Zötus der oberſten Altersklaſſe. Aber wo er auch ſtehen mag, er kann uns auffallen. Seine Mitſchüler ſind eben Knaben und treiben's knabenhaft. Da gilt kein Bußſakrament, kein Heiliges, Feierliches, die Jungen profanieren es zügellos. Im Nu haben ſie's weg, wer von den beichtſitzenden Mönchen die kürzeſte Beichte hält und am wenigſten ſtreng iſt; im Nu flüſtert ſich trotz Wacht und Aufſicht die Kunde davon herum. Und nun iſt kein Halten an dem unternehmenden Völklein. Die Sperlinge, die Schwalben, die Spechte, die Adler, — jeder Zötus hat ſeinen Spitznamen, — ſie alle ſtreben dem beliebteren Beichtiger zu und lichten und löſen beſtändig ihre Reihen. Freunde begünſtigen ſich, Feinde verderben ſich ihr Spiel, — das Hin- und Herwinken hört nicht auf und von Zötus zu Zötus flattert's ab und zu. Hier verlängert ſich ein Zötus, der ſchon „aufgearbeitet" ſchien; dort zerrinnt einer, der ſoeben noch lang war, und wenn der ſchläferige Novizenmeiſter einmal ſeine Hornbrille wiſcht, oder ein Mönch mit vorgeſtrecktem Hals aus ſeinem Beichtſtuhle auslugt, ſo hält die ganze Jugend wie auf Verabredung Ordnung und jeder Vogel kichert ein wenig leiſer in ſein Gefieder hinein. Aber im nächſten Augenblicke wird das Huſchen und Flüſtern wieder lebendig und das Wild wechſelt vor allen Augen hin und her, vertrauend auf das Dunkel und auf das Glück der Frechheit. Ja, ſie profanieren die Beichte und doch iſt dieſer leichtblütige Knabenmutwillen die reinſte, unſchuldigſte Beichte.

Wahrhaft beichten wird nur der Blaſſe dort mit dem frühreifen Denkerauge, mit den ſehnſüchtigen, dürſtenden Mundwinkeln. Man ſieht ihm's an, er allein hat etwas zu ſagen. Wie er die Farbe wechſelt! Jetzt voll Bläſſe, dann flammend rot, dann wieder erbleichend und noch einmal auflodernd in ſchwüler Glut! Ein Vulkan lebt und atmet in ihm. Phantaſie jagt ſich mit Phantaſie. Alle menſchlichen Dinge gehen in ihm vor. Er trägt ſie frühzeitig, die Laſt, die wir alle tragen und die manchen zermalmt, — das Bewußtſein! Ihr gelben Heiligen, ihr fleiſchloſen Menſchengeſpenſter, ſeht ihn an! Er allein iſt vielleicht euer künftiger Tildnachbar,

oder — euer Bilderstürmer! Er allein weiß, warum er auf diesem Kirchenboden steht. Es sind Wurzeln unter den Fußsohlen des feinen Knaben! Seht ihr sie?

An dem Treiben seiner Mitschüler nimmt er keinen Teil. Ein Freund hat ihm zugeflüstert: heute sitzt Pater Cölestin, — und eine Wolke flog auf seine Stirn und ein Rot auf die Wangen. Er kannte diesen Beichtiger nicht. Aber doch machte er keine Miene, einem andern Beichtstuhl und einem andern Zötus sich zuzulavieren. Wer kann sagen, wie sein Schicksal sich wendete, wenn er's getan hätte? Er fühlte sogar zu vornehm, um zu dem Knabengeträtsch herabzusteigen: Wie hört er Beichte? war er streng? ist er gut? Er hält still wie ein Lamm. Er duldet's und leidet's, auch dem gänzlich Unbekannten entgegenzugehen. Aber ein feuchter Schmerzenszug umflort seine Augen und seine Mundwinkel umzuckt's mit jener feineren Linie des Wehs, worin dieses bis zu einem Ausdruck des Vorwurfs geht, — w a r u m soviel Leiden?!

Nur den sittsamsten Kunstgriff seiner Lage erlaubte er sich. Wenn er schon früher gezaudert, so rückte er jetzt noch langsamer vor; ja, es wurde ihm zum Entschluß, überhaupt als der Letzte in seinem Zötus zurückzubleiben. Er ließ vortreten, wer da wollte, und sie wollten es alle, denn die jungen Wildfänge hatten nur ein Interesse: aus der schaurigen Kirchenluft und von der lästigen Formalität möglichst bald loszukommen. Ihm allein lag das Entgegengesetzte am Herzen. Ihn schreckte es, wie hin und wieder in den Beichtstühlen lauter gesprochen wurde, sei's daß ein halbtauber Beichtvater die Beichte lauter verlangte, oder daß er lauter als notwendig seine Beichtlehre gab. Ihn schreckte das ganze öffentliche und herdenweise Abmachen des Geheimsten und Eigensten, was heilige Menschenscham nur dem Unsichtbaren überantworten mag. Muß denn die Seele, wo sie sich enthüllen soll, nicht ebenso, ja noch mehr, als der Körper rings um sich her ihre Deckung durch Einsamkeit wünschen?

Und einsam wurde es. Mit seinem eigenen Zötus schmelzen natürlich auch die übrigen; schmelzen, verschwinden. Aus diesem und jenem Beichtstuhl geht schon der Beichtiger fort;

er iſt fertig mit ſeiner heutigen Aufgabe. Auch Pater Cöleſtin ſchaut jetzt nach dem Reſt der ſeinigen aus. Indem er ſich vorſtreckt, fällt juſt ein Strahl der Sonnenſcheibe aus den Nebeln. Der Strahl iſt breit genug, den Knaben und ihn zu beleuchten. Pater Cöleſtin iſt doch ein ſchöner Mönch, denkt der Knabe. Aber auch der Mönch hat etwas gedacht. Wie ſein gleichgültig ſchweifender Blick den Knaben getroffen, — es war nur im Flug, aber im Flug r u h t e er auf ihm. Unſer Held hat es wohl bemerkt; nicht die weibliche Selbſtliebe allein bemerkt ſolche Blicke!

Endlich ſchlürft auch der gute alte Novizenmeiſter fort, der Oberaufſeher ſämtlicher Zötusreihen. Das iſt ein Zeichen, daß alles zu Ende. Seinem Aufbruch ſchließt ſich der vorletzte der Beichtväter an, — wahrſcheinlich ſein unzertrennlicher Spezial, — und fertigt ein pausbäckiges Flachsköpfchen, das ihm ſoeben hinknien will, mit dem holden Gebrumm ab: Was wirſt du getan haben? Gelogen, genaſcht; — bet' fleißig und beſſere dich! Er beutelt oder kraut das Kerlchen am Flachskopf und ſchenkt ihm unbeſehen ſeinen Beichtzettel. Der Kleine küßt ihm lachend die Hand und ſpringt fort.

So ſind ſie fort. Alle fort. Der alte Dom iſt wieder allein mit ſeinen ſtarren, ſteinernen Gliedern. Das jüngſte Gewimmel des Menſchengeſchlechts zupft ihn nicht mehr am Barte, den grauen Hundertjährigen. Wie Motten zerſtoben ſie aus den ſteinernen Falten der Ewigkeit, die Kinder dieſer Generation und die Väter der nächſten. Der Dom atmet wieder ſeinen eigenen Atemzug. Tiefes, grabtiefes Schweigen! Die Säulen hinauf und die Gewölbe herab — Dunkel, Dämmer, Geheimnis! Oder wie? ahnen jene fernſten Quadern der Kuppel, was die zwei Menſchen hier unten jetzt flüſtern werden? Senkt ſich die Decke, rücken die Säulen enger zuſammen? Mit ſchwindelnden Sinnen, mit brechendem Auge, in Zerknirſchungen hingekniet, beginnt jetzt der junge Ritter der Sünde, von dem Beichtſtuhl wie einer eiſernen Jungfrau umarmt, gepreßt und ausgepreßt vom unbarmherzigſten aller Druckwerke, ſeine Beichte. Er erzählt

— die erste Niederlage seines ersten Waffengangs mit der Sinnlichkeit. Er hat begonnen und ist schon zu Ende. Eines, aber ein Löwe! würde der phrygische Alte gesagt haben.

Hinter dem Beichtgitter ist's still. Ein großer Augenblick! Welche zwei Welten trennt dieses Gitter! Was wird die jenseitige Welt sagen? Der Knabe lauscht. Er hört einen tiefen Atemzug, — fast wie ein Seufzer. Eine Pause, und jetzt hört er Worte. Eine sonore, wie Musik klingende Männerstimme hebt an:

Jugendsünde des Fleisches, sagst du? Und wenn es die Altersünde des Geistes wäre, was du so nennst? Armer Knabe, wie hätte der Geist dich betrogen!

Ja, er ist alt geworden, der Geist, alt und matt und überdrüssig des Fleisches. Aber bist du das auch? Was hast du mit seinen Lehren zu schaffen? Gemartert vom Neide, lehrt er deinen Frühling mit seinem Herbste Schritt halten und nennt das Tugend. Armer Knabe! Aber sei getrost, ich will dich besser lehren.

Kennst du die Lehre von der K e n o s i s? Ach, wie solltest du! Das ist ja Griechisch und diese Musen- und Menschensprache fürchten sie. Sie lehren dich ihr blutiges Latein, die Wolfssprache, die Mördersprache, — die Sprache der Kirche. Ad bestias! ad crucem! Armer Knabe!

Aber du wirst künftig auf Privatstunden in meine Zelle kommen; ich werde dich Griechisch lehren.

Siehe, die Lehre der Kenosis verschweigen sie dir, die Kreuz- und Blutlehrer. Kreuzige! riefen die Juden; kreuzige das Fleisch! rufen die Christen. Kreuzige! kreuzige! Das ist ihre ganze Weisheit.

Aber wir haben eine bessere Weisheit, wir, die Griechen. Ich werde dich Griechisch lehren.

Die höchste Weisheit dieser Welt ist die Lehre von der göttlichen Selbstentäußerung und Selbstentsagung, die Lehre der Kenosis. Lerne sie verstehen und lerne, wie du betrogen bist.

Töte dein Fleisch, sagen sie dir, — dasselbe Fleisch, in welchem dein Gott sich beschauen will. Also im Tode soll der ewig Lebendige sich anschauen! Ein würdiger Spiegel,

fürwahr! O Greuel des Pfaffentrugs, [illegible] berührt fällt deine Larve ſchon!

So erquicke dich denn, du ſchönes, aber verblendetes Menſchenauge, erquicke dich an dem Bilde der unverlarvten Wahrheit. Zerreißt, ihr Tempelvorhänge des jüdiſch-chriſtlichen Gaukelſpiels, du Torengewebe, das mit Juwelen geſtickt iſt, aber auf der Kehrſeite. Blitzend ſtrahlt das Juwel auf der griechiſch-philoſophiſchen Seite, welches die rechte iſt. Ei, wie köſtlich leuchtet es her, das Juwel unſerer Weisheit, wie ſchön und liebenswürdig iſt unſer Gott, wie menſchenfreundlich ſeine Kenoſis!

Lerne folgendes, du armes, unſchuldig gemartertes Kind.

Gott der Herr, im Beſitze der höchſten Macht, hat auch Macht über ſich. Er iſt ſo frei, daß er ſeine Freiheit auch gegen ſich ſelbſt wenden kann. Und er tut es, um den Strom ſeiner Vollkommenheit zu hemmen. Ließe er ſeiner Allmacht und Heiligkeit Lauf, ſo wäre es nicht Weltſchöpfung, ſondern Weltvernichtung. Oder beſſer, es wäre überhaupt nicht Welt. Aber Gott der Herr tritt freiwillig in Schranken zurück, um Platz für die Welt zu machen. Dieſe Gottesſchranke iſt die Kenoſis und wir ſind die Kinder dieſer väterlichen Gottesabſicht. Sie hat ſich Schwert und Harniſch abſchnallen und mit Kindern ſpielen wollen. Ei du guter, menſchlicher Gott, habe Dank für deine ſchaukelnden Vaterknie!

So iſt denn die Welt und das Fleiſch, das ſündige Fleiſch, wie ſie ſagen, ganz eigentlich Zweck und Wille Gottes. Es iſt Gottes Wille, wie das Ufer Wille des Meeres ſein muß. Ich, du, wir alle können nur ſein durch ein freiwilliges Nichtſein deſſen, in welchem die Welt unterginge, wenn er ſeine Dämme und Ufer durchbräche. Aber Gott hat es ſich verſagt und verſagt es ſich fortwährend, die Flut ſeiner Vollkommenheit auszugießen, ſo auszugießen, daß ſie nur mit ihm ſelbſt zu ihm ſelbſt wieder zurückrollte. Er will Weſen. In dieſer Abſicht entäußert er ſich ſeiner eigenen Weſenheit, und ſo wahr wir Gottes Abſichten zu ehren verpflichtet ſind, ſo falſch iſt der Grundpfeiler dieſes Doms und jene über-

aus freche und greuelvolle Tugend, die auf ſeiner Kanzel und, ach, in ſeinen Beichtſtühlen gepredigt wird! Gott hat dich erſchaffen, nicht daß du ihm ähnlich werdeſt, ſondern daß du ihm unähnlich bleibeſt. Du ſollſt nicht in ſeinem Lichte wandeln, er will in deinem Schatten ruhen. Licht hat er ſelbſt. Als er dich ſchuf, trat er aus ſeinem Wege, wie es der Wandersmann tut, wenn er das grelle Sonnenlicht ſeiner Straße mit der Schattenwolluſt eines dunklen Waldſaumes vertauſcht. Wehe, den Schattenhain umzuhauen, in welchem Gott ſelbſt ſich von ſeinem Lichte erholt! Und ſo ſchaudere mir jetzt, wenn du ein von den Kreuzespfaffen noch unverdorbenes Herz haſt, ſchaudere über die große Sünde der Tugend, zu welcher ſie dich verführen. Aber du biſt ſtandhaft geblieben. Du biſt auf dem Wege der echten Frömmigkeit und tuſt deine Pflichten im Fleiſche, nur daß du ſie Sünde nennſt. Ja, es iſt Pflicht, dem Körper zu geben, was des Körpers iſt, wie es das Verbrechen und der Hochmut Lucifers war, Lichtgeiſt, wovon er den Namen hat, ſein zu wollen, da er doch ein dunkler Erſchaffener war. Ha, dieſe Irrlehrer des blutigen Kreuzes — Verdammnis ſei ihre Speiſe! — machen ihr ſataniſches Tagewerk daraus, auf Erden die Nachfolge Lucifers auszubreiten! Dein liebes, unſchuldiges Fleiſch hetzen ſie zum Engel empor, weil ſie gefallene Engel brauchen! Ihr Tun iſt die Luſt jener Raubvögel, welche Schildkröten in die höchſten Lüfte entführen, um ſie erdwärts im Sturz zu zerſchmettern. Aber noch haben ſie dich, du koſtbares Schildpatt, nicht ſo zertrümmert, daß ich den Bruch nicht wieder heilen könnte. Dem Moloch des Beichtſtuhls warfen ſie dich in die Arme, — da ſollſt du verderben und dein armes Gehirn am Rieſenunſinn der Erbſünde verſpritzen. Apage, ihr Teufel des Beichtſtuhls, mein Beichtſtuhl hat weichere Arme und mir gehört dieſe Seele. Ich will ſie retten. Nicht bei den Juden, bei den Griechen iſt die Erlöſung. Plato wird dich erlöſen. Ich werde dich Griechiſch lehren.

Rieſenunſinn der Erbſünde, ſagte ich. Ich nehme das Wort zurück, wenn der Erblaſſer ſelbſt ein Sünder iſt, — Gott. Aber iſt er das nicht, ſo hat er auch Sünde nicht zu vererben.

Denn wir ſind Gottes Erben, nicht Adams Erben. Adam ſelbſt war ja Gottes Erbe. Die Schlinge, die ſie euch Chriſtenmenſchen legen . . .

Aber ich ſitze hier und du knieſt. Mich jammert deiner zarten Knie, du fein geſchliffenes Gefäß der griechiſchen Schönheit. Nimm dieſes Tuch hier und knie weicher darauf. O die Barbaren! Tückiſch erfanden ſie ſich ihr ſchmerzhaftes Beichtknien, um den Leib zu erſchwächen und mit dem Leibe die Seele herunterzubringen und zu verelenden. Es neidet ſie, die giftigen Kreuzeskrüppel, ein gymnaſtiſch-kräftiger Leib und eine luſtſchwellende Seele darin. Aber nimm dieſes Tuch, mein Freund, und verzeihe mir, daß es kein fürſtliches, deiner würdiges Samtkiſſen iſt.

Er machte das Beichtgitter auf, und ich empfing ſein Tuch, das mir auch wirklich wohltat. Ich ſage i ch, denn der Augenblick dazu iſt jetzt da. Bis dahin war der Knabe Amadeo Bonaventura eine dritte Perſon, ein neutrales Weſen, aus welchem auch jedes andere werden konnte. An jenem Beichtmorgen wurde aus dem Knaben mein heutiges Ich, der Marcheſe Santafiore. Der erſte Hauch aus Pater Cöleſtins Munde und der letzte Hauch meines Lebens ſind ein Zuſammenhang, welcher unterbrochen und aufgelöſt nicht mehr gedacht werden kann. Das Ganze iſt eine Einheit und heißt — mein Leben, mein Schickſal, mein Ich.

Pater Cöleſtin fuhr fort: Die Schlinge, die ſie euch Chriſtenmenſchen legen, iſt der alte heidniſche Dualismus. Das Chriſtentum ſollte ihn überwinden, aber es wurde von ihm überwunden. Er iſt wieder da, der Kinderſchreck der Vorzeit, über welchen das Heidentum niemals hinauskam; er iſt wieder da, der Kopfumnebler und Gewiſſenſpalter, der rohe, ſinnliche Gegenſatz: Geiſt und Materie, Licht und Finſternis, Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Gut und Böſ, Tugend und Laſter, Zeit und Ewigkeit, Leben und Tod; er iſt wieder da, der logiſche und moraliſche Unſinn, der Widerſpruch der unendlichen Schraube, der Popanz der zwei Naturen, worin die Einheit zu ſuchen, Pfaffen und Narren dich anweiſen. Sie bringen deinen Geiſt in Widerſtreit mit

deiner Sinnlichkeit und heißen dich die Vermittlung erſtreiten. O Blendwerk und Aberwitz! Wenn zwei ſich ſtreiten, kann eins nur Sieger ſein; das leuchtet ein. Aber eins iſt dann um eins ärmer geworden, hat ſeine halbe Dezimierung, hat ſeine eigene Niederlage ſich erſiegt und erſtritten. Der Sieg iſt geringer als der Kampf, denn dieſer war doch ein Zweikampf. Um nur die vorige Fülle wiederherzuſtellen, könnte und dürfte der Sieg ſich nichts weiter erſtreiten als den casus belli zum neuen Streit. O über das ſchöne perpetuum mobile von Konflikt, Zerfall, Zerriſſenheit, Gewiſſensangſt und Selbſterniedrigung, das ſie dir da in die Bruſt gepflanzt! Mit dieſer Höllenmaſchine im Herzen biſt du ihr ewiger Sklave. Aber das eben wollen ſie, die römiſchen Zwingherren von Alt- und Neu-Rom, denn Rom hat ohne Sklaven nie leben können!

Alſo das iſt der Wahrheit letztes Wort: innerhalb des Dualismus iſt die Erlöſung nicht möglich. Erlöſt und verſöhnt aber biſt du außerhalb desſelben, in der Trias. Von der erhabenen Gnoſis, auf platoniſch-griechiſchen Grundlagen, iſt uns die Trias geoffenbart; — die vollkommene Trias: Pneuma, Hyle, Pſyche. Stoffloſer Geiſt, geiſtloſer Stoff und die erfüllte Einheit beider im Dritten, in der Seelenerſcheinung. Dein Fleiſch gehört nicht dem Kreuze, es gehört dem Geiſte, durch den es zur Seele wird: du brauchſt es zur Liebe und zur Selbſtliebe.

Und ſo endlich wirſt du dich ſelbſt verſtehen. Die lateiniſche Kirche macht dir zum Inhalt deines Gewiſſens die Sünde, d. h. die Materie, die Hyle; die Gnoſis macht zum Inhalt deines Bewußtſeins die Pſyche, d. h. die Idealiſierung der Hyle zum Pneuma. Freilich auch die Materialiſierung des Pneuma zur Hyle! Aber du erkennſt jetzt bereits, daß die Erlöſung nichts iſt als eben dieſe Doppelkreuzung im Dritten. Und Rom lehrt zwar die Emanation von unten hinauf, verſchweigt dir aber mit Liſt und Betrug die Emanation von oben herab. Als ob die Materie nur zum Geiſte ſtrebte und der Geiſt nicht auch zur Materie! Als ob du nicht ebenſo tugendhaft wäreſt, die Hyle zu idealiſieren, als auch das

Pneuma zu materialiſieren! Das letztere lehrten die gnoſtiſchen Ophiten ausdrücklich, ſie, welche den Abel, Jakob und Moſes verwarfen, aber den Kain und Eſau, die Sodomiten und die Rotte Korah verehrten. Ja, mein Kind; das Chriſtentum war in Alexandrien weiſer und ehrlicher als in Rom. Wohl iſt Rom der Antichriſt, denn es hat unermeßliche Schätze altchriſtlicher Weisheit unterſchlagen und totgeſchwiegen. Aber ſei gutes Mutes, mein junger Freund. Wir werden das Evangelium Marcion miteinander leſen. Ich werde dich Griechiſch lehren.

Die Chriſtenpfaffen ſchließen ihre Beichte mit der Abſolution. Auch ich gebe dich der Gnade zurück, der Gnade, die du ſchon haſt! Die Majeſtät deines Bewußtſeins, betört und verdunkelt, brauchte bloß an ſich ſelbſt erinnert zu werden. Ja, wenn es deine Beichte nicht geſagt hätte, deine hoheitsvolle Stirn, dein gedankenreiches Auge, dein liebeſüßer Mund ſagt es: daß du ein Pſychiker biſt! Der Erlöſer ſelbſt war nichts anderes und von ſeinem Genius biſt du ein Strahl. Auch Jeſus von Nazareth war ein Pſychiker. Er brachte die Erlöſung, indem er ſie an ſeiner Perſönlichkeit darſtellte. Denn die Erlöſung erzwingt und erſtreitet ſich nicht; ſie beſitzt ſich, man hat ſie. Chriſtus, der Pſychiker, hatte ſie und zeigte ſie. Wie man aus Pneuma und Hyle Pſyche macht, zeigte er am vollkommenſten, und das war ſeine Miſſion. Sein Kreuzestod iſt ein Abgrund von Widerſpruch und Verwirrung. Sehr ſtimme ich dem gnoſtiſchen Doketismus bei, daß Chriſtus überhaupt nicht gekreuzigt worden, ſondern daß der gekreuzigte Leib ein Phantasma des Satans geweſen. Dieſe Todeskomödie war der Tod des Chriſtentums. Henkersknechte mortifizieren den Leib, ihn, welcher allein die Fruchtbildung des Pneumas zur Pſyche bewirkt. Die Frucht des Chriſtentums geht verloren. Das notwendigſte Mittelglied iſt weggeworfen wie ein unnützer Ueberreſt und noch einmal ſiegt jüdiſche Aſzeſe und heidniſcher Dualismus. Geſprengt iſt die Trias, die Pſyche vergeſſen, die Hyle mit den fünf Wunden bezaubert den Pöbel des Materialismus.

Denn jetzt kamen die Montaniſten, die Chiliaſten und alle Fanatiker der negativen Wolluſt, welche das Fleiſch durch Grauſamkeit kitzeln. Aber ſoll das Fleiſch ſchon vom Geiſte verzehrt werden, ſo wäre es wenigſtens ein Weltprozeß; nicht wie jene es angriffen, der Prozeß von vierundzwanzig Stunden. Die Tollhäusler nämlich lebten des Wahns, daß das Reich Chriſti und das Ende der Welt ſchon in ihren Tagen bevorſtünde. Alles hatte Eile, ſein hochzeitlich Kleid anzuziehen, d. h. das Fleiſch auszuziehen. Wie Chriſtus und die Apoſtel zu keiner Zeit vom Fleiſche geſprochen, ſo taten es dieſe Schwarmgeiſter. Kreuzige! kreuzige! war das anſteckende Narrengeheul, dem ſich bald kein Vernünftiger mehr zu entziehen wagte.

Die Montaniſten und Chiliaſten ſind heute ausgeſtorbene, ja ketzeriſche Sekten. Aber nur in der Theorie. In der Praxis erkannten die Römer, dieſe Erbweiſen des Satans, mit Scharfblick, was für ein ungeheurer Terrorismus durch die Fiktion der Fleiſchesſünde über die Menſchen möglich ſei. So machten ſie, was das abſcheulichſte iſt, das Kreuz zu ihrem heiligſten Zeichen. Mortifikation heißt heute die Nachfolge des liebenden Pſychikers im Munde jener Lateiner, deren wölfiſcher Grauſamkeit auch die Fechterſpiele — ein Spiel hießen. Mit einer in der Weltgeſchichte beiſpielloſen Frechheit nennt ſich der Kreuzesgreuel — ein Chriſtentum!

Aber das Fleiſch iſt nicht gekreuzigt worden, es iſt nicht abweſend im Chriſtentum, — höchſtens das weibliche. Wahr iſt nur ſo viel, daß Chriſtus unbeweibt geblieben. Es iſt daher auch den tiefſinnigſten Gnoſtikern ſchwer geworden, im chriſtlichen Weltgeheimniſſe dem weiblichen Prinzipe Raum und Beruf zu ermitteln. Einige zwar geſellen dem weltſchaffenden Aeon einen weiblichen bei, nämlich die Sige, die Stille. Valentin aber lehrt: das männliche Prinzip habe mit ſich ſelbſt gezeugt und habe allein gezeugt. Dringſt du in den Sinn dieſer vielſagenden Worte ein, ſo wird dir offenbar werden, daß wir Menſchen im Fleiſche — dieſes Myſterium ſymboliſch nachahmend

— unſerm Vater im Himmel, der vollkommen iſt, auf einem ganz andern, als dem römiſch gewieſenen Wege nahekommen.

Es war aber die valentinianiſche Gnoſis, wie die erhabenſte, ſo auch die angeſehenſte, vom ganzen Altertum anerkannteſte Auslegung der echt chriſtlichen Wahrheit. Sie war es, welche die griechiſche Bildung dem Chriſtentume zuführte und dann mit Undank vom römiſchen Kreuzesdienſt abgetan wurde. Wir werden ſie in der Urſprache ſtudieren. Du wirſt künftig auf meine Zelle ſtudieren kommen. Ich werde dich Griechiſch lehren. —

Das war Pater Cöleſtins Beichtlehre an jenem Morgen im Kloſterdom.

Und ich kam auf ſeine Zelle. Und er lehrte mich Griechiſch.

2.

Apollo, von Marſyas geſchunden

Weder von einzelnen noch von Staaten und Völkern, wie mächtig ſie ſein mögen, wird in die Ordnung der Natur ungeſtraft eingegriffen. Aber wie verſchieden kann die Strafe empfunden werden! Einmal ein brennender Rachedurſt, den zu löſchen die ganze Menſchheit geſund macht, ein anderes Mal keine Genugtuung, die nicht eine Zuvieltuung ſchiene, jede Strafe ein Unrecht und nur die Gnade ein Recht!

So wurden wir beſtraft; ich und du, armer toter Mann. Für uns gab's keine Gnade. Es gibt keine in Kloſtermauern! —

Das Ergaſtulum war ſchwarz ausgeſchlagen. In der Mitte, auf Stufen erhöht und ſchwarz verkleidet, ragte ein Gerüſt, — ich weiß nicht, ob Altar oder Schafott. Sagen wir beides!

Es war rund, eine Art Stumpfſäule. Die Säulenplatte

altarförmig dekoriert; ein Kruzifix zwiſchen brennenden Wachslichtern, vor demſelben ein Totenkopf. Das Kruzifix im ſchwarzen Flor. An den Schaft der Säule gebunden ein Menſch. Seine Knie kamen auf den Eſtradeſtufen zu knien, ſeinen Kopf beugte und hielt nieder die Altarplatte der Säule. Sein Rücken war bis an den Gürtel entblößt.

Mit gebundenen Händen führte man mich in dieſen Raum. Sie ſtellten mich dem Rücken des Pater Cöleſtin gegenüber, auf einen Zwiſchenraum von fünf Schritten. Links und rechts mußten an den Strickenden, womit ich gebunden war, meine zwei älteſten Mitſchüler mich feſthalten. Die übrige Kloſterſchule war vollzählig hinter mir aufgeſtellt und mußte zuſehen — „zum abſchreckenden Beiſpiele".

Das Tohuwabohu der geiſtlichen Rothäute nahm ſeinen Anfang. Der Anfang war die Verleſung eines Sündenbekenntniſſes. Immer das nämliche, aber in hundert häßlichen Tautologien. Und zu jeder mußte ich ja ſagen. Aber was ſagte die Kloſterſchule dazu, die Unſchuld, die von der Schuld nicht ein abſchreckendes, ſondern ein verderbliches Beiſpiel empfing? Rings um mich her junge, geknickte Lilien!

Das Bekenntnis oblag mir allein. Pater Cöleſtin durfte nicht mitbekennen. Sie hatten ſeinen Mund geknebelt, auf daß die Schmerzensſchreie, die ihm beverſtanden, nicht über die Kloſtermauern hinausſchallten. Oder vielleicht auch — in die Herzen ſeiner Peiniger nicht hinein! Hatte dieſer Feuergeiſt doch Worte, um ſie alle zu Aſche zu brennen!

Ich zitterte dem Urteile entgegen. Aber die Verleſung eines Urteiles blieb aus. Kloſterjuſtiz! Zwar das Urteil des Pater Cöleſtin ſah ich vor Augen; meines aber wurde verſchärft — durch die Marter der Ungewißheit.

Als die Confessio sacra (!) zu Ende war, hub ein Pſalmodieren greulicher Bußgeſänge an. Die Heuchler! Das endloſe Heulen, Plärren und Brüllen nahm Noten und Worte nur zum Vorwand, die Exekution hinzuhalten und Schrecken mit Schrecken zu würzen. Die Grauſamkeit „guſtierte" ihre Karte!

Endlich hatte die Herde sich satt gebrüllt. Der Augenblick war da, mit der nackten Bestialität ohne Zeremonien herauszugehen. Der Zug ordnete sich. Der ganze lange Konvent — jeder Mönch seine Geißel — jede Geißel auf den Rücken des Büßers niederklatschend, — so ging's im Kreise um die Säule herum — wie eine unendliche Schraube — wie eine Schlange, die sich um ihren Schwanz ringelt — langsam, aber ohne Aufhören. Mich wenigstens verließ Besinnung und Zeitmaß. Diese Mönche schienen mir wie Kometen, welche mit ihren Kometenruten einen Stern in ihrer Ellipse durch alle Ewigkeit geißelten. Es drehte sich endlos vor meinen Augen. Ich hatte zu Anfang der Mordszene einen weißen, im Kerzenschein blendenden Rücken gesehen, und als ich wieder die Augen aufschlug, war es ein dunkelroter, blutiger Fleischklumpen.

Ich brach in Ohnmacht zusammen.

Meine Strickhalter faßten mich in ihre Arme. Der zur Rechten flüsterte mir zu: Amadé, ich bin auf ewig beschimpft, daß ich diesen Bütteldienst tun muß; aber ich schwöre es dir, ehe der Morgen graut, stecke ich das Kloster in Brand.

Ich dankte diesem guten rechten Schächer mit den Worten Christi: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!

Da blieb ein Mönch vor mir stehen, einer der häßlichsten Kuttenbüffel, und in der einen Hand die blutige Geißel, riß er mir mit der andern das Kinn in die Höhe und schnaubte mich an: Der arme Sünder untersteht sich zu schwatzen! Was hast du gesagt?

Apollo, von Marsyas geschunden! schrie es aus mir heraus, als ob eine Saite gesprungen wäre.

In diesem Augenblicke stürzte mit großem Gekrach die Altarsäule zusammen, denn die heftigen Todeszuckungen Pater Cölestins hatten an seinen Banden gezerrt und mit den Banden den ganzen Gerüstbau, an den er gebunden war, erschüttert. Alles zerfiel in Trümmer. Unter diesem Sturze hatte sich eine seiner Fesseln gelockert, ein Arm war frei geworden; er riß sich damit den Knebel aus dem Mund und rief

mir voll Enthusiasmus die Worte zu: Alaaf, mein Schüler, du Jüngling, der du der Sitz einer Gottheit bist! Mein Leib stirbt, aber vergöttert lebe ich in deinem Genius weiter!

Da packte mich eine haarige Faust, und über Treppen, durch Gänge geschleift, lag ich hinter eisernen Türen im Karzer. —

Als mir aus grenzenloser Wehebetäubung die Lebensgeister wieder zurückkehrten, fühlte ich nur — die einsame Stille und daß keine Hand an mir war! Das tat mir wohl. Ich kam mir fast frei vor. Ich versuchte, über all das Ungeheure, das da hereingebrochen war, meine Gedanken zu sammeln. Aber ich merkte bald, daß die Gedanken mir stillstanden. Ich ließ sie in Ruhe. Ich überließ mich dem bloßen Fühlen meines Zustandes. Und dieses Fühlen war gar kein schmerzhaftes mehr. Es war eine Art gefrorener Erhabenheit. Ich fühlte, wie sich der Trotz gleich einem unsichtbaren Panzer um mich legte. Ich fing zu ahnen an, daß die Verzweiflung der ganzen Welt überlegen ist, und diese Ueberlegenheit hatte ich. Ich kam mir geschützt, fast gefeit vor.

Nach einer Weile tat sich die Türe auf. Du mußt zu Seiner Gnaden, dem hochwürdigen Herrn Abt, sagte ein Laienbruder und holte mich aus dem Karzer ab. Mein Urteil! dachte ich.

Aber ich folgte dem Pater festen Schrittes. Er sah mich von der Seite her mit Verwunderung an. Ich erriet ihn vollkommen. Mein unsichtbarer Panzer mochte sogar ein sichtbarer sein! Ich fühlte selbst, daß ich weit mehr wie ein gefährliches Tier als wie ein Opfertier aussah.

Auch der Abt — eine Tonne mit einem rohen Gesicht und dreifach gestaffelten Kinn — erblickte mich mit Verwunderung. Ei, das hängt ja so ziemlich zusammen! war sein erstes Wort, indem er um mich herumging und mich in den Gelenken wie eine Gliederpuppe probierte. Ihr habt mir da keinen Sünder und Büßer, sondern einen Helden gebracht! brummte er den Frater gemütlich an, und winkte ihn zur Türe hinaus.

Wir waren allein.

Oder kommt es daher, weil du Vertrauen zu mir haſt? fuhr er im Tete-a-tete mit mir fort, weil du weißt, daß beides, wie die Strafe ſo auch die Gnade, in meiner Hand liegt?

Er fixierte mich lauernd, — lächelnd.

Ich hielt ſeinen Blick aus, denn auf ſeinem Bureautiſch ſah ich — ein Papiermeſſer funkeln. Das tröſtete mich!

Er goß ſich in ſeinen Armſtuhl, als ob er ſich zu Gericht ſetzen, aber auch die Güte des Richterſtuhls mir vordemonſtrieren wollte. Denn wie er jetzt ſeine Pranken an mich legte, ſo legte er ſie faſt — um mich. Immer gräßlicher ſchmunzelte er und ſeine kleinen fleiſchigen Aeuglein ſchmolzen wie ein vergiftetes Bonbon, das man ausſpeit.

So ſchmunzelnd und liebäugelnd fing er an: Sag', Amadé, willſt du dir meine Gnade verdienen? Willſt du ...

Quod licet Jovi, non licet bovi! brach ich los und ſtieß ihn heftig von mir. In meiner Aufregung ſchrie ich es überlaut; es konnte das halbe Kloſter durchhallen. Und draußen auf dem Korridor ſchlurften Schritte.

Dieſer Schrei und dieſer Sinn meines Schreis war vielleicht meine Rettung. Der Abt wurde klein und ſtill. Die ganze Fleiſchmaſſe ſeines roten Geſichtes erblaßte. Schnee fiel bis auf die unterſten Täler ſeiner dreifachen Kinn-Terraſſe. Er zog die Glocke und übergab mich dem eintretenden Frater Kämmerling mit den ſüßlich-zerfloſſenen Worten: Die Strafe ſoll beſſern, aber ſeine Nerven ſind überreizt. Er hat Fieber, er ſpricht im Fieber. Bringen Sie ihn in die Kranken-Pönitenz und ſchicken Sie ihm den Pater Medikus, wenn er zurückkommt.

Die Kranken-Pönitenz war ein Zimmer für Sträflinge, welche geſchont werden müſſen. Alſo ein beſſeres als der eigentliche Buß- und Strafkarzer.

Ich betrat es wie ein Sieger. Wie kurz war das Hochgericht beim Abte, wie raſch zu Ende! Dieſer Augenblick, ſo überſtanden, konnte ſo nicht wieder kommen.

Ich war jetzt fähig, zu denken, zu überlegen. Ich war als ein anderer, faſt als ein Mann zurückgekommen. Ich hatte dem Mächtigen Hohn geſprochen und der Mächtige — hatte

seine Krallen eingezogen! Dieser Erfolg hob meine Stimmung. Ich plante.

Was werden sie jetzt mit mir anfangen? Was wird das Nächste sein? Schwerlich das Aeußerste und gewiß nicht öffentlich. Der Abt hat mich kennen gelernt!

Den Medikus will er mir schicken. Possen! An einem Tage, wie dem heutigen, wo das ganze Kloster ein fiebernder Krankheitsfall ist, ließ man den Medikus auf seine gewinnreiche weltliche Praxis ganz wie gewöhnlich zu seinen bigotten Landedelleuten herumkutschieren. „Wenn er zurückkommt." Er wird nicht zurückkommen. Man wird mich in Ruhe lassen. Man wird affektieren, mich zu vergessen. Wahrscheinlich weiß sich der Abt selbst keinen Rat mit mir. Er wird temporisieren. Ich sehe, wie es kommen wird. Es werden mich Unterhändler überlaufen, einige von den dümmeren, gutartigen Glatzköpfen, die werden mir zureden, daß ich die Form erfüllen, einen Fußfall machen, dem Feinde goldene Brücken bauen soll.

Wie betrag' ich mich dann? Kann ich das? Nimmermehr! Aber bleibe ich standhaft, so heißt's den ehrlichen Glatzen starrköpfig und sie werden mir abgeneigt. Teuflische Politik, daß ich mich selbst um meine Freunde und Fürsprecher bringen muß!

Das nächste Zwangsmittel ist dann der Hunger. Sie werden mich fasten lassen und durch Entziehung der Nahrung mürbe machen. Und wenn ich noch einmal standhaft bleibe? wenn ich sie zwinge, die versagte Speise mir auch ungebeten zu reichen? Werde ich sie durch diese äußerste Demütigung nicht wirklich zum Aeußersten treiben? Könnte diese Speise nicht dann — *vergiftet* sein? Wies ich sie nicht selbst auf den Weg, den fatalen Knaben sich vom Halse zu schaffen?

Also doch nachgeben? Diesem Abte, einem Menschen wie diesem nachgeben? Ich stampfte mit den Füßen und brach in der Pein des ohnmächtigen Trotzes in heftiges Weinen aus. Mein kurzer Sieg war vergessen, meine ganze Mannheit dahin; ich war wieder nichts als ein armes erbärmliches

Mücklein im entſetzlichen Netz einer entſetzlichen Spinne. O was für ein Arſenal von Macht, von willkürlicher, unverantwortlicher Macht, iſt ein Kloſter!

Die Stürme des Tages und dieſer Anfall von Weinkrampf forderten endlich ihr Recht. Ich verſank in Schlaf, oder mehr in ein Träumen als Schlafen. Es träumte mir dumpf und unruhig, daß ich im Kaminmantel ein Geräuſch hörte. Es klang wie das Minieren eines Bergmanns. Bald krabbelte es lauter, bald leiſer, bald war es ganz ſtill. Wenn ich aufmerken wollte und nichts hörte, überredete ich mich, daß es meine Kopfnerven geweſen, ein Hämmern und Klopfen im Ohr. Auf meinen Sinnen lag es wie Alpdrükken.

Auf einmal hockte ein Gnom mitten im Zimmer. Wer da? fuhr ich auf und ſtarrte mit Schaudern ins Dunkel, denn es war ſchon Abend geworden. — Ich bin's. — Welches Ich? — Lude. Kennſt du mich nicht? Ich will dir helfen. Ich will dir zur Flucht helfen. — Ich kannte die Stimme. Der Alp war fort und ein Menſch dafür da, ein Freund, ein Retter!

Ludwig Katſchal, ein Krüppel, ein kleiner buckliger Knirps, war der Kalfaktor des Kloſters. Noch mag der Anger grünen, wo ihn ſein Vater gezeugt, oder die Hecke, wo ihn ſeine Mutter geboren, — aber ſeine Eltern kannte kein Menſch. Ich habe es ſpäter als eine Regel ohne Ausnahme gefunden, daß in der Nähe von Klöſtern ſkrofulöſe, waſſerköpfige und kretiniſierte Kinder aufwachſen, welche Gott wie aus einer Urzeugung erſchaffen zu haben ſcheint, denn niemals haben ſie Eltern. Stets aber halten ſie ſich ans Kloſter.

Auch der kleine Lude trieb ſich unter uns als unſer Stubenheizer herum. Daneben gaſtierte er auch auf unſern Schulbänken, wo er gerne geduldet war. Unmöglich war es ihm aber, ſich an Ernſt und Ordnung zu gewöhnen und einen einzigen Kurſus regelrecht durchzunehmen. Wie ihm Lehrer und Schüler eben gefielen, naſchte er planlos in den Klaſſen herum, lernte alles und nichts durcheinander

und verließ ſich auf ſeinen guten Kopf, was er ſchließlich auch durfte. Spürte er in der oberſten Klaſſe, wo's fehlte, ſo ſetzte er ſich in die unterſte, und ſpürte er hier ſein Genie, ſo gönnte er wieder der oberſten die Ehre ſeines Beſuches.

Dieſe Diät hätte jeden andern zerrüttet, ihm gedieh ſie vortrefflich. Er hatte den Geiſt, Witz und die leichte Faſſungskraft aller Waſſerköpfe, denen im erſten Stadium, ſcheint's, zum puren Geniegold wird, was im letzten das Blei des Kretinismus. Ganz beſonders aber hatte er das unfehlbare Erbteil aller Buckligen, die Laſzivität.

Dieſe letztere ſollte ein Band zwiſchen uns ſtiften.

Im Laufe des Sommers hatte der Abt an einem ſchwülen Abend ein kaltes Bad im Waſſerbaſſin des Kloſtergartens genommen und zwar ohne den Raum abzuſchließen oder eine Wache ausſtellen zu laſſen, einzig im Schutz der Umbüſchung des Waſſerbaſſins. Natürlich entdeckten ihn die Luchsaugen einiger Knaben, darunter ich und Lude. Dieſer, wie von tauſend Ameiſen gejuckt, kicherte flehentlich: Um Gottes willen, wenn ich Farben hätte! Ich würde eine Karikatur auf ihn machen: Suſanne im Bade. — Ei, ſo zeichne ſie, ſagte ich. — Ich ſeh' nur in Farben, war ſeine Antwort. — Da gab ich ihm Geld und er kaufte ſich Farben und malte aus dem Kopfe die Karikatur des badenden Dickwanſtes. Es war ein Genieblitz von gelungener Lächerlichkeit. Ganz eigen aber ergriff es mich, daß das Bild nicht einmal derb und roh war; er hatte die weiblichen Reize ſeiner Mönchs-Suſanne ſogar mit einem Zug von ironiſcher Nobleſſe und freilich den Nagel der Komik juſt dadurch auf den Kopf getroffen. Von da an liebte ich den talentvollen Schelm und er lief mir nach wie ein Hündchen.

Jetzt wurde er mein Befreier.

Er hatte ſeit einer Stunde emſig und vorſichtig gearbeitet, mir einen Weg durch den Kamin durchzubrechen. Er hatte mir eine alte Novizenkutte mitgebracht, damit ich ſie über meine ſchönen weltlichen Kleider anziehen und den

rußigen Ausschlupf ohne Schaden passieren könne. Ihm selbst genügte eine Schürze und seine Gewandtheit. So kroch er mir voraus, ich ihm nach. Auch in den Klostergängen hatte er alle Gelegenheiten erforscht und vorbereitet, aufs schnellste und leichteste in den Garten zu kommen. Den Garten umgab allerdings eine zwei Klafter hohe Mauer, aber er hatte hinter wildem Gebüsch ein altes, vergessenes Nebenpförtchen entdeckt, dessen Schloß vom Roste zerfressen war. Das hatte er vollends locker gemacht und mit verwischten Spuren wieder zugelehnt. Gedeckt von Mauergebüsch und nebligem Abenddämmer krochen wir jetzt dahin, er rührte es an und wie durch Zauberei tat es sich auf. Wir standen im Freien!

Ich begleite dich jetzt nach Hause, erbot sich der treue Helfer. — Ich geh' nicht nach Hause, antwortete ich. — Wohin gehst du, Amadé? — Nach Italien!

Bis hieher nämlich hat diese Geschichte im katholischen Norddeutschland gehandelt, im Lande zwischen dem Rhein und der Weser. Um meinen Gedanken an Italien zu erklären, muß ich aus meinem Knabenalter in die Kindheit zurückgreifen.

Eines Tages nahmen mich die Eltern in ein fremdes Haus mit und wir betraten ein Zimmer, dessen Tapetenbildschmuck italienische Landschaften darstellte. Im großen, deutlichen Freskenstil, durch Perspektive und Farbenwirkung lebendig wie die Natur, trafen mein Auge: Zypressen, Häuser mit flachgeneigten Dächern, ein Kampanile. Bei diesem Anblicke fing ich zu weinen an. Alles verwunderte sich und fragte mich, was mir fehle. Da geschah mir noch weher, denn ich sollte etwas sagen, was ich selbst nicht wußte. Aus dem Dunkelsten meiner Kinderempfindung heraus, sagte ich folgendes: Ich kenne sie, diese schwarzen Bäume, diese dünnen Kirchtürme, diese Häuser ohne Dächer. Ich habe sie schon gesehen. — Törichtes Kind, hieß es, du wirst davon reden gehört haben und dann hat es dir geträumt. — Aber ich möchte wieder so träumen; es war ein schöner Traum! — Nachts im Bette ging ein

Geſpräch zwiſchen den Eltern: Es war eine Unvorſichtigkeit... Wer hätte es auch gedacht... Man muß es ihm wieder ausreden... Morgens wußte ich nicht mehr, ob mir dieſe Reden nicht auch geträumt hatten, aber ich erinnerte mich an ſie.

Ich wurde ein ſtilles Kind. Unkindlich betrug ich mich nicht, auch erfuhr ich keine unelterliche Behandlung. Und doch; — es fehlte etwas. So lag es faſt in der Luft, daß ich aus dem Hauſe kam und in das Kloſterkonvikt, zwei Stunden vom Städtchen. Wer es erdacht und wer zugeſtimmt, wüßte ich kaum noch zu ſagen, aber es war beiden Teilen das Rechte. Nach dem ſechzehnten Jahre ſollte ich ins Noviziat, denn der geiſtliche Stand ſchien mir und andern mein Beruf.

Das war jetzt anders gekommen. Konvikt und Noviziat lagen jetzt *hinter mir*, und ſo leidenſchaftlich brach ich damit, daß mir auch das Heimathaus nur wie ein Zubau zum Kloſter vorkam. Für dieſes Neſt war ich kein Vogel mehr. *Zugvögel* waren wir in unſerer neuen ſchwindelnden Freiheit und der Zug ins Fernſte faſt elementariſch. Und der eine gab die Parole aus: nach Italien! und der andere widerſprach und verwunderte ſich nicht, ſondern nahm es hin, als ob das Tollſte juſt das Natürlichſte wäre. So faßten wir uns an den Händen, und rechts ein bleicher Abendſchein, links die verſchleierte Mondſichel, marſchierten wir auf die Straße nach Süden. Ich begleite dich über den Wald hinaus, ſagte mein Retter. Der Arme! Er hatte ihn wohl niemals betreten und mochte ſich den Wald als einen etwas größeren Kloſtergarten vorſtellen.

Ich ſah ihn nämlich immer ſtiller und ſchüchterner werden, als wir eine, zwei Stunden gewandert und die Waldſtraße, anſtatt zu enden, nun erſt das bärtigſte Geſicht einer Wildnis zeigte. Kehr' um, ermahnte ich ihn endlich. Dazu aber zauderte er doch auch. Ich glaubte zu fühlen, daß ihn die Abendwaldluft bezauberte, ihn, der im Rauch der Kamine ſeine freudloſe Jugend hinbrachte. Das war aber vielleicht poetiſcher als wahr, denn als ich nach einer Weile

ihn abermals aufforderte, erſchrak er faſt und antwortete: Ich fürchte mich, in der Nacht allein durch den Wald zu gehen. Ich will den Morgen abwarten.

Die Abendnebel waren niedergegangen, der Nachthimmel wurde klar und kalt. Schläfrig und müde verkrochen wir uns in einen Holzſchlag und ſchlummerten, verſchränkt ineinander gekauert, unter geſchichtetem Tannenreis.

Als wir erwachten, meinten wir lange geſchlafen zu haben. Aber noch war es finſter, wir fühlten den Morgen nur an ſeinem Schauern. Durch einen ſtarken Geſchwindſchritt erwärmten wir uns.

Die Straße verließ endlich den Wald und lief gleichaus über eine Hochfläche hin. Das war uns recht und der weite Geſichtskreis gefiel uns. Sehnſüchtig ſchauten wir nach dem Tagesanbruch aus.

Das iſt das Morgenrot! jubelte der Zwerg und deutete auf einen Punkt in der Ferne. Aber der Punkt lag im Norden und nicht im Oſten, wie ich aus den Sternbildern entnahm, welche mit kaum erbleichendem Glanze noch leuchteten. Auch kam mir die Röte ſeltſam unruhig vor und es zuckte und ſprühte darin.

Auf einmal ſchlug's wie ein Blitz in mich. Lude, das iſt das Kloſter, rief ich, unſer Kloſter brennt! Bei Gott, er hat Wort gehalten, der kühne Knabe! Und ich erzählte ihm die Geſchichte von meinem rechten Schächer.

Heißa, wie iſt den Pfaffen dort eingeheizt! lachte der Bucklige dämoniſch boshaft. Das überſteigt ja all meine Künſte! Aber jetzt bin ich brotlos, jetzt brauchen ſie keinen Kalfaktor mehr.

So bleibſt du bei mir! So gehſt du mit mir nach Italien! Ich rief's — mit einer augenblicklichen Eingebung und ſagte damit eines der folgenſchwerſten Worte meines Lebens.

Topp, ich bin dabei! frohlockte der Zwerg und tat einen Rundſprung. Erſt ſpäter fügte er mit einigem, aber ſchwachem Bedenken hinzu: Aber braucht's kein Geld zu einer ſo weiten Reiſe?

Hochgemut antwortete ich: Ich habe zwanzig Silbergro-

ſchen Taſchengeld bei mir und kann zwei goldene Hemdknöpfchen verkaufen. Auch eine Uhr habe ich.

Und Herbſt iſt und noch hängt das Spätobſt auf allen Bäumen! ergänzte er ſcharfſinnig.

Das Budget war gemacht. Zwar ohne Finanzkunſt; aber mit dem großen Vorzug, daß wir ſelbſt daran glaubten. Und mit ſolcher Vernunft wird das Leben gezimmert! In jeder Männerbiographie ſtecken große Stücke von Knabenunſinn!

So ſtanden wir auf der Hochſtraße, zufrieden mit unſern Entſchlüſſen, unſern Mitteln, und am meiſten mit unſerer Freiheit. So ſtanden wir, gebannt wie Lots Frau, und ſahen unverwandt auf die Feuerröte zurück. Nicht Rache, nicht Schadenfreude empfanden wir; es war etwas Höheres. Wir kamen uns vor wie Helden, an deren Schritte ſich Ereigniſſe von ewigem Andenken knüpfen. Zwei Knaben fliehen aus Kloſtermauern und ſofort bricht der ganze Staat zuſammen, dem ſie anzugehören verſchmäht haben! Das ſchmeichelte uns. Es wehten uns Ahnungen an — von der Erhabenheit hiſtoriſcher Empfindung!

Wir ſahen dem Feuerſchein bis zum Erlöſchen zu, dann überſchritten wir die Hochſtraße.

Welch eine Symmetrie des Schickſals! Bei einem Brande trat ich meinen Gang in die Welt an und bei einem Brande verlaſſe ich ſie. Dort brannte ein Kloſter und hier — eine klöſterlich verheimlichte Bildergalerie, die mir der Knabe an meiner Seite gemalt hat.

3.

Macte viator!

Iſt es denn wahr? Iſt das Leben ein ſtürmiſches Meer? Wie leicht der Nachen der Jugend ſeine Wogen durchſchneidet! Wo geharniſchte Männer auf Panzerflotten verſinken, dort iſt eine Möve und ein Kind hinübergekommen, als wäre der ſtärkſte Zauber die Schwäche!

Wer hilft der Jugend nicht durch! Alles gerät ihr zum Guten, ſogar ihr Jugendmutwill. Eine Blume aus dem Füllhorn unſerer Abenteuer zur Probe!

Vor einem prächtigen Rathauſe ſtanden wir und machten uns mit Gelächter über einen amtlichen Maueranſchlag luſtig. Was gibt's da zu lachen, ihr Rangen? ſcholl's hinter uns und ein goldener Stockknopf tippte mir derb auf die Achſeln. — In fünfzehn Zeilen zweiundvierzig Schreibfehler, antwortete ich mit dreiſter Heiterkeit einem ſtattlichen alten Herrn. — Und was für welche! ſekundierte der Bucklige. Der alte Herr ſeufzte. Er muſterte uns von oben bis unten; dann ſagte er: Kommt mit mir, wenn ihr wollt, es ſoll euch nicht reuen. Wir folgten.

Unterwegs einiges Ausfragen, wie gewöhnlich. Aber der ſchlaue Zwerg hatte längſt den Rat erfunden, nicht zu ſagen, daß wir nach Italien gingen, ſondern immer nur einen Ort zu nennen, etwa auf eine Tagereiſe Entfernung, wo wir Verwandte beſuchten. Das machte kein Aufſehen, damit paſſierten wir überall. So auch jetzt.

Wir betraten das Haus des würdigen Mannes und ein ſchönes Zimmer darin. Dort ſagte er ſo zu uns, oder vielmehr zu mir, denn ich wurde überall als die Hauptperſon angeredet: Wie glücklich ſeid ihr, Jungens, daß ihr heutzutage etwas lernt! Seht ihr, Kinder, ich bin der Bürgermeiſter dieſes Ortes, habe Haus und Hof, Ehre und Anſehen und ein großes verantwortliches Amt und dabei ſchreibe ich, daß mich die Buben auf der Straße auslachen können. Ich hab's eben nicht gelernt. Ich war ein grober Handwerker, der ſich aus Not und Druck emporgearbeitet, und was ich jetzt brauchte, das fehlt mir. In dem Orte, den ich regiere, kann ich mich nicht zu den Schulkindern auf die Schulbank ſetzen. Ihr aber, ihr ſeid zwei Fremde, zwei Durchreiſende, vor euch vergibt man ſich nichts. Möchtet ihr eine Zeit hier verweilen und mich im ſtillen die Rechtſchreibung lehren? Ich kann es euch lohnen. — Er ſagte *ihr*, ſah aber *mich* dabei an.

Wir waren verdutzt, befangen, kurz, wir waren Buben.

Um keinen Preis hätten wir den ſtattlichen Alten zu unſerm Schüler gemacht. Und doch hatte ich einen Einfall, weit über Bubenverſtand. War ich doch juſt im Alter aller Extreme!

Ich erſah das nächſte Buch und diktierte dem Bürgermeiſter einen Satz daraus. Er ſchrieb ihn voll Schreibfehler. Ich zeigte ihm hierauf den Satz im Buche. Sie leſen wohl wenig Bücher, Herr Bürgermeiſter? ſagte ich. — Er antwortete: Wo hätte ich Zeit? Am Tage gibt's Arbeit für dreie und abends wollen meine Ratsherren doch auch ihre Spielpartie mit mir. — Gut denn, Herr Bürgermeiſter. Leſen Sie alſo täglich nur eine Viertelſtunde, aber achten Sie dafür auch gar nicht auf den Inhalt, ſondern bloß auf die Rechtſchreibung. Noch praktiſcher wäre folgendes. Memorieren Sie heute einen Satz — einen Spruch, einen Vers, etwas ganz Kurzes und Leichtes, was Ihr Gedächtnis behält. Schreiben Sie's dann morgen aus dem Gedächtniſſe nieder und vergleichen Sie Ihr Geſchriebenes mit dem Gedruckten. Das koſtet täglich faſt gar keine Zeit und ſchon nach einem Monat werden Sie richtiger ſchreiben. Nach mehreren Monaten ſind Sie wohl ſchon Meiſter der Rechtſchreibung, wie Sie jetzt Meiſter Ihrer Bürger ſind.

Potz Tauſend und Tunder! rief der ehrliche Schwab, was die heutigen Jungen geſcheit ſind! Büble, du biſt ein Hexenmeiſter, ein Profeſſor von fünf Minuten. Dein Rat hat Hand und Fuß. Guter Gott, wenn ich ſolch einen Sohn hätte!

Und eine Stunde ſpäter beim Mittagstiſch hatte ich den lieben Mann ſchon ſo eingenommen, daß er mir den Antrag machte, mich zu adoptieren.

Ich ſchlug es aus. Warum? Kaum wüßte ich Rechenſchaft zu geben von dem verworrenen Knabenſinn jener Tage. Unſere Reiſeſtimmung war etwa dieſe: aus der Nähe des Kloſters trieb uns die Furcht in die Ferne; die Ferne aber trieb uns mit ihrer eigenen Kraft, Freiheitstrieb und Wanderluſt! Unſer Mut wuchs, unſer Selbſtvertrauen er-

ſtarkte, — der Stein war im Rollen, nichts hätte uns aufhalten können!

Ja, es iſt wahr: ein verlaufener, vierzehnjähriger Knabe fand ein kleines Königreich auf ſeinem Wege, das ſich ein braver Mann in langer Lebensarbeit erobert hatte — und er hob es nicht einmal auf!

Uns beglückte ſchon hoch der Zehrpfennig, den uns der Bürgermeiſter mit auf den Weg gab, und ſo wanderten wir zum Städtchen hinaus, ein Geld in der Taſche, das wir uns erworben — durch mutwilliges Bubengelächter!

Die Hilfsmittel der Jugend liegen auf allen Wegen. Wer nennt ſie? Wer zählt ſie zu Ende? Schulwiſſen — ſagt der eine; gefälliges Aeußere — der andere; gutes Benehmen — der dritte; glückliche Anlagen — der vierte. Und wer hat alles geſagt?

Die glücklichen Anlagen waren es, woran Göttin Beſtimmung, die uns alle zu finden weiß, den kleinen, verzwergten Lude unterwegs aufgriff und von meiner Seite nahm.

Am Vierwaldſtätter See ſaß ein Landſchaftsmaler und malte. In ſamtweichen Mooſen waren wir mit ungehörten Schritten herangekommen, ſtanden auch rückwärts von ihm ein wenig überhöht, und ſahen mit aller Bequemlichkeit über ſeine Achſel auf ſein Malen herab. Er malte die Luft, den ſchmachtenden Schmelz von Sonnenblitz und zartem Nebelduft, der einen heiteren Oktoberhimmel ſo poetiſch ſtimmt. Das Seebild ſelbſt war ſchon fertig, ein wunderſchöner Waſſerſpiegel in einer ſtillen, waldig umbuchteten Felſenklauſe.

Da muß eine Badefigur hinein, rief der Zwerg ſo laut und plötzlich, daß der Maler zuſammenſchrak und einen Fehlſtrich machte.

Was unterſtehſt du dich, Knirps? ſchalt dieſer, verwundert über den kecken Ratgeber, der ein kleiner buckliger Knabe war.

Baden muß einer, wiederholte der vorlaute Zwerg; ein Stückchen Fleiſchfarbe wird Wunder tun in dem Bilde.

Dem Künſtler ſchien der Humor dieſes Abenteuers aufzudämmern, denn halb ſpöttiſch, halb aber auch gnädig, ließ er ſich zu der Antwort herbei: Eine badende Staffage habe ich ſelbſt ſchon in Betracht gezogen. Aber Figuren geraten mir ſteif; ich bin kein Figurenzeichner.

So will ich es probieren, rief der Zwerg voll Eifer und trat mit Begierde vor.

Iſt das Wichtelmännchen ein Maler?

Gelernt hab' ich's nicht, aber ich kann's, ſagte der Kleine, den ich vergebens zupfte und zerrte.

Das iſt ja ein rarer Kaſus, lachte der Künſtler, andere haben's gelernt und können's doch nicht.

Ich kann's! Was wetten wir? erdreiſtete ſich der Zwerg.

Topp! rief der Maler, man muß ins reine kommen mit dir. Machſt du etwas Anſtändiges, ſo biſt du mein Herr Kollege und haſt dir einen Fünffranktaler verdient; ſudelſt du, ſo biſt du ein kecker Burſch, dem man den Schlaf beutelt.

Das gilt! ſagte der Zwerg. Ein Held muß in der Schweiz ſeinen Kopf einſetzen, wie Wilhelm Tell den Kopf ſeines Sohnes.

Dem Maler ſtand der Mund offen. Er ſah den kleinen buckligen Witzbold an, wie einer, der neue und ungewohnte Naturſchauſpiele ſieht. Er übergab dem Kleinen Pinſel und Palette und wies ihm auf ſeiner Studie einen Punkt zum Malen an.

Aber die Wette gilt nur um eine Rückenfigur, verklauſulierte jetzt der Zwerg mit ernſthafter Amtsmiene. Ein Geſicht kann ich mir aus dem Kopfe nicht erdichten.

Immer zu. Wir werden ja ſehen, was du überhaupt kannſt, ſagte der Maler. Und als er zuſah, wie ſich der Gnom gar nicht ungeſchickt anſtellte, fragte er mich, wie einen Alten und als ob ich ſein Ajo wäre, in einem vertraulichen Aparte: Hat er wirklich keine Vorkenntniſſe?

Nicht die mindeſten; er iſt ein Naturgenie, antwortete ich mit gutem Gewiſſen.

Und nun machte mein Lude ſeinen Tellſchuß. Er pinſelte ein Figürchen hin, eine badende Nymphe, mit einer leichten

und freien Hand, in der Zeichnung anmutig bewegt, in der Farbe wohl ſchattiert, wohl modelliert. Der Landſchafter, mit verſchränkten Armen hinter ihm, ſah dem naiven Treiben ein paar Minuten lang ſchmunzelnd zu.

Es iſt gut, ſagte er dann; ich glaube jetzt ſelbſt, daß du nicht unterrichtet biſt: von perſpektiviſchem Sehen z. B. haſt du keinen Begriff. Zwiſchen uns und deiner Figur gibt's weder Raum noch Luft und doch iſt ſie uns mindeſtens auf dreihundert Schritte entfernt. Deine Nymphe iſt ein Medaillonbildchen, keine Landſchaftsſtaffage. Du hätteſt ſie ſkizzieren müſſen, aber du haſt ſie mit voller Deutlichkeit ausgeführt, um ſie ſelbſt deutlich zu ſehen. Das beweiſt mehr als Worte, daß du wirklich keine Kunſtſchule haſt, und nur ein Naturgenie biſt. Dein Freund hat die Wahrheit geſagt. Oder ſeid ihr Brüder? Es ſcheint nicht. Was ſind eure Verhältniſſe, ihr wunderlichen Zugvögel? Laßt hören!

Wir ſagten unſer Märchen mit der Variation, die wir an jedem Morgen vereinbarten, her. Er iſt verwaiſt, mein Schulkamerad, und ich hole einen Verwandten ab, — vom Bade Leuk, wie die heutige Tagesparole lautete.

Noch ein paar Nebenfragen, und wir ſchlüpften durch wie immer.

Der Maler beſchenkte jetzt meinen Begleiter mit einem Fünffrankſtück, aber — er nahm ihn mir auch! Du gehſt mit mir nach München, ſagte er. Und wenn das, was wir da ſehen, kein Strohfeuer iſt, kein Faden, der von heut auf morgen wieder abreißt, ſo ſteckt ein großer Maler in dir, und ich nehme dich übers Jahr nach Paris mit, wo ich vielleicht ſelbſt noch manches zu lernen finde.

Lude ſah mich an — mit zwei Seelen. Die eine war ſeine gegenwärtige, ein Landſtreicher, der mir mit Anhänglichkeit nachläuft; die andere ſeine Zukunftsſeele. Sein ganzer Kopf glühte in einem lodernden Freudenrot. Seit ich ihn kannte, habe ich die blaßgelbe faltige Geſichtshaut des armen Buckligen niemals rot geſehen. In dieſem Rot ſah ich — Paris, ſah ich ſeinen Beruf, ſah ich ihn ſelbſt und ſein innerſtes Naturwollen.

Geh, ſagte ich, es iſt dein Glück.

Da gab er mir zum Abſchied ſeinen Fünffrankentaler. Nimm's, bat er mich mit ſeinen Schelmenaugen, die um ſo rührender blickten, wenn ſich das Herz darin regte. Nimm's, Amadé, ich brauche kein Geld! Wo dieſer Herr ißt, dort werde ich ja auch eſſen.

Wie er das Geldſtück mir hinhielt, ſo ſagte mir mein Gefühl, er gab es mir als mein Schmerzensgeld, weil er mich jetzt allein laſſe. Und dann — wußte er doch um unſern Reiſefonds, und daß mein Weg weiter ging, als nach Bad Leuk! Ich verſtand ihn in jedem Sinne. Ich mußte es annehmen.

Acht Jahre ſpäter gab ich ihm dafür — zwei Millionen!

So trennten wir uns.

Ich ging allein über den Gotthard.

Das Glück der Jugend, das uns zu zweien begleitet, verließ mich auch allein nicht. Aber Zufallsſpiele gehören nicht mehr zu meinem Stoff. Abenteuer wie mit dem Bürgermeiſter brauchen nur einmal erzählt zu werden, denn in dieſer oder jener Wendung wiederholen ſie ſich und ſind Bauſteine zu jedem Leben: aber Steine und Mörtel geben noch keinen Bauſtil. Was mein Leben zu meinem machte und ihm den Stil gab, waren und ſind nur fünf Fundamental-Ereigniſſe: Pater Cöleſtin — der Zwerg — Demantina — Carola — der Marcheſe. Möge es mir gegönnt ſein, eh' meine Hand ſinkt, das begonnene Zeugnis davon zu vollenden!

Ich überſchritt die Alpen. Ich ſah die ſchwarzen Bäume, die dünnen Kirchentürme, die Häuſer ohne Dächer. Steht auch mein Haus unter ihnen? Wächſt mir Brot auf dieſen ſchwarzen Bäumen? Bild meiner Kindheit, gib Antwort dem Frager, der ſchon kein Kind mehr iſt!

Und mein Glück ſagte: Ja.

Im Mailändiſchen traf ich mit einem Gelehrten zuſammen, der mich als Exzerpiſten verwenden konnte. Er war ein Römer, und als er ſeine Studien an der Brera beendet hatte, nahm er mich mit nach Rom.

Dort beſuchten ſein Haus einige Monſignori, und durch dieſe Gelegenheit ging ich in Hände über, welche den erſten

in Rom naheſtanden. Roms erſter Mann war Kardinal Conſalvi, und ich wurde dem Kardinal Lante empfohlen, der ſein vertrauter Freund und ſeine rechte Hand war. Dieſer Prälat beſchäftigte mich zuerſt als Kopiſten, aber bald gewann er eine ſolche Meinung von meinen Dienſten, daß er mich, den fünfzehnjährigen Knaben, ganz auf dem Fuße eines Kabinettsſekretärs hielt. Er war ein ſtiller, etwas kränklicher, oder wenigſtens hypochondriſcher Mann, und es gewann mir vielleicht den beſten Teil ſeiner Sympathien, daß ich ihn mit der Turbulenz der Jugend nicht inkommodierte, ſondern nahezu ſein Ebenbild war.

Das war ich. Der Rauſch der Reiſe, die Unterhaltungen des Zwergs waren dahin; ich war zu mir ſelbſt, ich war zu einem Ruhepunkte gekommen. Meine Sehnſucht nach Italien war geſtillt, und erreichte Wünſche, den Naturmenſchen beglückend, erzeugen dem idealen das ganze Gefühl eines ewig Unerreichbaren.

Meine Stimmung war Oede und Fremdheit. Sie wucherte nach innen. Und ach, der Inhalt meiner Innerlichkeit — war ein großes Beſtürztſein. Ich brütete über Geſchehenem. Es war, als ob ich mein Kloſterleben jetzt erſt erlebte. Wie ein Feld, was im Vorjahre geſät worden, erſt im folgenden aufwachſen läßt, ſo ſtand ich jetzt in der traurigſten Blüte vergangener Eindrücke. Jeder Tag, mit dem ich mündiger und denkender wurde, hatte die Wirkung eines Vergrößerungsglaſes, das mir das Geſchehene immer deutlicher zeigte. Es half auch nichts, — was wohl gemeinere Naturen getröſtet hätte — daß der Fall, der in Deutſchland ſo aufregend behandelt worden, hier das Gewöhnlichſte war, wovon man beſtändig zu hören bekam. Für mich war's nur ſchlimmer, es hielt die Wunde meiner Erinnerung im beſtändigen Bluten.

Was tun? Wohin fliehen, um dieſen böſen Geiſtern der Vergangenheit zu entfliehen? Ratloſe Frage! Es gibt nicht Zeit und Ort, es gibt nur Welt und Ewigkeit! Nicht an einem fremden Orte, nicht in vergangenen Tagen war es; es iſt gegenwärtig, wird zukünftig ſein, iſt überall. Es umgibt mich in allen Geſtalten, zeichnet mich mit allen Zeichen.

So kam eine Menſchenfurcht über mich, eine Schüchternheit, ein Wunſch, nicht da zu ſein, daß ich in den Reihen der Mitlebenden wie ein Taumelnder mitging, und am Anfange meines Lebens mein Leben ſchon für verloren gab.

Und doch war ich jung. Man fand, daß mir der Bart und der Weltſchmerz ein bißchen früh ſproßte, aber allerliebſt zu Geſichte ſtand. Durch den jungen Lord Byron und ſeinen Weltſchmerz war es damals in die Mode gekommen, ein „beau ténébreux" zu ſein, und ich „ſpielte", wie man ſagte, die „Airs" dieſes „Lions" recht pikant. Ich lachte krampfhaft. Es war ein Lachen beim Weinen, und oft weinte ich wirklich.

4.

Demantina

Ich hatte im Kabinette des Prälaten bloß Arbeitsſtunden, Wohnung und Tiſch aber bei Privatleuten in einem beſcheidenen Bürgerhauſe. An unſerm Mittagstiſch pflegte auch die Magd, als eine Verwandte des Hauſes, zu ſitzen und mitzuſpeiſen.

Eines Tags ſaß ſie da, — verfärbt, einſilbig, appetitlos, brütend und geiſtesabweſend. Was vorging, ſah und hörte ſie nicht, oder nahm es verkehrt wahr; das Gewohnteſte ſchien ihr fremd, das Liebſte widerwärtig. Kurz, es war eine Veränderung, über die man nicht ſchweigen konnte. Man fragte ſie, was für ein Unglück ihr zugeſtoßen ſei.

Nur berührt von dieſem Worte, brach ihr übervolles Herz in Weinen aus. Das Mädchen war ein rohes Naturkind, nicht mehr jung, aber unerfahren, unverdorben, einfältig in Geiſt und ſtark in Affekt. Sie war eine Bauerstochter.

Als ſie ſich ausgeweint hatte, erzählte ſie ihr Unglück. Sie hat heute ein Wunder geſehen. Sie ſah einen Wagen anhalten und eine Dame aus dem Wagen ſteigen, — das muß ein Engel des Himmels geweſen ſein! Nicht unter den Menſchen,

nicht unter den Bildern in allen Kirchen von Rom iſt ein ſo ſchönes Geſicht zu ſehen. Ich lief ihr nach, ſagte ſie, und als ſie in ihr Palazzo trat, warf ich mich ihr zu Füßen und bat ſie, mich als ihre Magd anzunehmen. Ich verlange keinen Lohn; es iſt Lohn genug, Ihre Perſon zu bedienen. Wer Sie anſchauen darf, iſt reich wie ein König.

Die ländliche Schwärmerin war natürlich abgewieſen worden und ſaß jetzt unter uns mit dem leidenſchaftlichen Eindrucke dieſes Ereigniſſes. Die Ihrigen lachten ſie aus; ich lachte nicht. Ich war ſtill und verwundert.

Aber auch jenen verging das Lachen, als ſie inne wurden, wie tief die Macht ſolcher Eindrücke reiche. Das Mädchen war nicht mehr zu brauchen. Sie blieb zerſtreut, teilnahmlos, freudlos. Sie wollte ſterben. Es blieb nichts übrig, als ſie nach Hauſe zu ſchicken und abzuwarten, ob das Landleben ſie wieder geſund mache.

Bevor ſie ging, nahm ich ſie beiſeite und ließ mir — das Palazzo der Wunderbaren beſchreiben.

Ich weiß ſelbſt nicht, was ich mir dabei dachte. Große Neugier und ein würdiger Gegenſtand der Neugier! Das war alles. Daß der Todeszauber der Schönheit noch andere Herzen brechen und andere Köpfe zerſtören könne, als eines armen Landmädchens, ſcheint mir nicht eingefallen zu ſein. So ließ ich mir von dem Weſen mit den verbrannten Flügeln ruhig den Ort nennen, wo die Flamme brennt. Auf mich ſelbſt machte ich keine Anwendung davon.

Nichts war nun leichter, als das Schönheitswunder kennen zu lernen. Ich diente einem Kardinal, und ihr Vater war Großpächter von Kirchengütern, ihre ganze Familie ein altes und enges Geflecht mit dem römiſchen Kirchenregiment. Solche Türen ſtanden mir offen und in ſolche Häuſer hatte ich Zutritt — wie der Efeu zu ſeinen Bäumen. Glückzu, grüne Ranke, naivſtes Efeublättchen im alten Schlangenparadieſe!

Ich ließ mich einführen. Ich ſah Signora Demantina. Als mir ihr Anblick zuteil wurde, gab ich den Augen der Magd recht, aber ihrer Empfindung unrecht. Wie kann man

ſo ausſchweifend empfinden? Wie kann man ſo wehrlos ſich niederwerfen laſſen? Ich hatte eine junge weibliche Schönheit geſehen; allerliebſt zu ſehen am Toilettetiſchchen, oder gemalt auf Döschen und Billetten, kurz ein Bild, das erfreut, aber nicht aufregt. Wie hätte ich ſo exaltiert nach Hauſe kommen können? Nein, ich kam in der angenehmſten Wärme nach Hauſe und nahm mir nur vor, — recht bald wieder hinzugehen!

Und ſo ging ich denn und kam wieder und wieder. Und eines Tags begriff ich nicht, — daß ich die Magd ſo langſam begriffen! Nicht ihre Augen allein hatten recht, ſie hatte ganz und gar recht.

Demantina war ſchön — und war ſchön allein! Wenn ich von ihr zurückkam, konnte ich auf allen Straßen und Plätzen keiner Schönheit mehr begegnen. Ueberall, wo man ſchöne Frauen findet und ſucht, in Kirchen, in Theatern, auf dem Korſo und in der Villa Borgheſe, hielt ich die Augen jetzt offen, um Gleiches oder Ueberbietendes mit ſtudierter Abſicht zu entdecken. Aber vor den ſchönſten Geſichtern ſagte ich mir: das iſt ſchön, ſolange man ſie nicht geſehen hat! Demantina war das Subtilſte im Schönen. Sie hatte nicht mehr Ausdruck, als jene ſchönſten Antiken, welche darum ſo wenig haben, weil ſie das Ideal nicht mit der Wirklichkeit gemein machen wollen. Die Zeichnung ihrer Lineamente übertraf an Zartheit und Süßigkeit alles, was auf ein Menſchenantlitz hingehaucht werden kann. Ihr Teint ſtrahlte von Klarheit. Er war rein wie eine reine weiße Lichtflamme. Sie anzuſchauen, hatte ſelbſt eine reinigende und läuternde Kraft; man wurde gebildeter, wenn man ſie anſah. Man ſah kein Wollen, kein Begehren, kein Daſein in Zwecken; alles Stoffliche war überwunden. Ihre ganze Erſcheinung war Würde, Stille, feine intenſive Vornehmheit. Ihr Auge hatte jenen Götterblick, welcher, um alles zu ſagen, nichts Beſonderes ſagt: Ein ſtill beglänztes, rieſelndes Waſſerblau, ein feuchter Funke, ein ſilbergewordenes Veilchen! Dieſes Auge ſtrahlte eine Seele aus, auch wenn Ruhe ſein Zuſtand war; bewegte es aber etwas, — ein Wunſch, eine Bitte, ein rügender oder

ein freundlicher Wink, ſo kamen Schauer über das Herz, als ob das Wichtigſte vorginge. Die Aetherbläue des Himmels leuchtete in all ihren Schwingungen. Man ſpürte magnetiſche Weltkräfte.

So ſah ich mit meinem Schriften- und Bücherblick langſam, was das rohe Landmädchen mit ihrem friſchen Naturblick augenblicklich geſehen. Aber ich ſah es tief, unſagbar tief!

Das war die Frau, der ich fünf Jahre lang diente. Ich ſtand im ſechzehnten, ſie im neunzehnten Jahre. Aber ſie war Frau, Witwe, Mutter eines Kindes, der kleinen ſüßen Dezia, und das alles machte ſie mir weit überlegen, trotz einer ſo geringen Altersverſchiedenheit. Ich kam mir verſchwindend neben ihr vor. Wie ein Page vor ſeiner Herrin, ein Mündel vor ſeinem Vormund, ein Sohn vor ſeiner Mutter! Ich verehrte und diente.

Und es war nicht leicht, ihr zu dienen.

Sie gehörte zu denen, welche mit der unſchuldigſten Miene die ſtärkſten Anſprüche machen. Mit einer göttlichen Sorgloſigkeit ſcheinen ſie niemals zu ahnen, ob ihre Aufträge ſchwierig und ob es Fleiß und Mühe gekoſtet, ſie auszuführen. Was aber wahrlich das kränkendſte: wenn ein Dienſt mit langer, liebevoller Geduld nun geleiſtet iſt, ſo haben ſie oftmals vergeſſen, daß ſie überhaupt ihn gewünſcht; ſie ſchätzen die Leiſtung nicht mehr, ſie iſt entwertet, bleibt ungedankt.

So wünſchte ſie eines Tags, mit den lateiniſchen Hymnendichtern des erſten chriſtlichen Zeitalters Bekanntſchaft zu machen. Ich nahm den beſten derſelben, meinen geliebten Prudentius Jedulius, und ſetzte das ganze Feuer meiner jungen Seele daran, die traulich ſüße Innigkeit des liebenswürdigen lateiniſchen Textes womöglich zu erreichen, ja zu überbieten. Auch meine ich noch heute, daß ich der Vollendung nahegekommen; wenigſtens ein unreifes Knabenwerk iſt die Frucht meines begeiſterten Studiums nicht. Aber als ich meine Ueberſetzung ihr nun zu Füßen legte, und ſie aufs angenehmſte zu überraſchen gedachte, hatte die Richtung ihrer

Liebhaberei ſich verändert, und jetzt half ihr ein Kanonikus, welcher vielen Dank davon hatte, den Calderon im Spaniſchen leſen.

Und doch empfand ich bei ſolchen Gelegenheiten nichts, als die idealſte Gerechtigkeit. Sie iſt ja jung, ſagte ich mir, ihr Geſchmack, ihr Charakter noch in der Bildung begriffen. Du mußt nicht ſchmollen, du mußt ſolchen Wandlungen folgen. Sollte denn überhaupt die verrufene L a u n e der Frauen etwas anderes ſein, als die Tatſache, daß Geſchmack und Charakter der Frau wohl niemals fertig wird, niemals zu feſten Formen gelangt, ſondern ewig beweglich und flüſſig bleibt?

Könnte ſie ſolche Gedanken ſehen! wünſchte ich dann. Oder hätte ich die Fähigkeit, ſie geltend zu machen! Sehr wohl, armer Knabe, in dieſem Oder biſt du auf der richtigen Spur. Demantina hatte die fürſtlichen Airs aller Frauen, beſtändig zu vergeſſen und beſtändig zu fordern. Solche Herrſchergenies muß ſich der Höfling an jedem neuen Morgen von neuem erobern. Dafür hat aber auch der Höfling ſein Höflingsgenie. Ich war beſcheiden, verſtand es nicht, mich ins Licht zu ſetzen, ließ mein Zartgefühl mir verbieten, aus meinen Verdienſten eine drückende Schuld zu machen, ſie auszulegen wie ein Ladenhalter ſeinen Kram. Aber das alles gelingt dem Weltmann vortrefflich. Er hat die Kunſt zu gelten. Mit graziöſer Leichtigkeit legt er ſchwere Verbindlichkeiten auf. Ihm fällt nichts zu Boden, das Kleinſte hält er in ſeinem Preis, ja er weiß die Kleinigkeiten noch geſchickt zu vergrößern.

Solche Modelle von Weltklugheit verkehrten genug am Hofe meiner Dame und mit Recht dienten ſie mir zum Ableiter, daß ich dieſer, was immer mich grämte, nie knabenhaft zürnte. Ich ſagte mir: lerne von ihnen! Ich empfand recht gut, daß ich hier in einer Schule des Lebens war. In der Reflexionsreife macht die Natur oft die kühnſten Sprünge beim Knaben, aber keinen einzigen in der Charakterreife. Indem ich das ahnte, bewahrte ich mich vor Ungezogenheit. Nicht der Dame zu grollen, nicht die Männer

zu beneiden, war ich da, ſondern meinen Charakter zu üben. Ein Damoiſeau wie ich — das fühlte ich deutlich — tut ſeinen Damendienſt noch um keinen andern Lohn als den: Mann zu werden. So blieb ich mir immer gleich, behielt meine gute Faſſung, bezeugte der ſüßen Frau, ſie mochte mich bemerken oder überſehen, die Wärme und Heiterkeit meiner ſelbſtbeglückten Hingebung und war, — ich kann es nicht anders ſagen, — auf dem rechten Weg.

Während ich ſo die Schönheitsgeſetze der geſelligen Bildung lernte, nahm ſie auf meine Berufsbildung einen Einfluß, welcher meiner ganzen Zukunft ſein Gepräge aufgedrückt hat.

Ich hatte Deutſchland als ein Kirchenſtürmer verlaſſen. Vom Pater Cöleſtin empfing ich die Form eines heidniſchen Klaſſizismus, und ſeine Kataſtrophe beſiegelte meinen Kirchenhaß. Nach Italien fliehend, war es juſt die Kirche, welche mir Brot gab, — dem entblößten, ſchutzloſen Fremdling blieb ja keine Wahl; — aber die Kirche genierte mich nicht. Ich bediente den Kardinal in ſeinen politiſchen Verwaltungsgeſchäften, wie irgendein anderer weltlicher Hilfsarbeiter. Kirchenluft atmete weder ſein Kabinett, noch er ſelbſt.

Das tat erſt Demantina und ihr Haus. Hier herrſchte der Geiſt der päpſtlichen Hierarchie ſeit langem und wie in ſeinen extremſten und unerbittlichſten Konſequenzen. Es war der ultraklerikale Parteigeiſt der ſogenannten Sanfediſten, welche ſoeben den Schauplatz betraten. Ihr Fanatismus gereichte der Kirche bald ſelbſt zum Aergernis und zur Verlegenheit; im erſten Werdekeim aber war es allerdings anders.

Napoleon, der Propagator der Freiheit, war der unerträglichſte Tyrann geworden. Die Tyrannen züchtigend, überbot er ſie. Seiner gewalttätigen Natur ſchlug der glückliche Anfang, die Sache der Fürſten und der Völker zu trennen, alsbald ins Gegenteil um: er zertrat dieſe wie jene und im Zertreten kittete er ſie. Die Menſchen laſſen ſich nicht Unrecht tun im Dienſte des Rechts, ſelbſt wenn das Recht — Code Napoléon. Sie behalten den Code und vertrei-

ben den Napoléon. Mag die Reſtauration, die ſein Werk mit Stumpf und Stil ausrottete, blind geweſen ſein; aber auch ein Blinder empfindet menſchlich. Und wenn einer, ſo verſtand es Napoleon, gegen die Herrſchaft der Logik den Sturm der Empfindung aufzuregen. In dieſer Empfindung begegneten ſich Spanier und Ruſſen, Tiroler-Bauern und preußiſche Philoſophen. So entſtand eine Literatur der Sanfediſten, noch lange ehe dieſer Name entſtanden. Sanfediſtiſch ſchrieb ein Bonald, ein Chateaubriand, ein Joſeph de Maiſtre, dieſer Kant des Papſttums. Der gelehrteſte Proteſtant, Niebuhr, ſaß mit Ehrfurcht zu den Füßen des päpſtlichen Stuhles. Solche Wirkungen erzeugte Napoleon, der männermordende Freiheitsapoſtel. Er und Papſt Pius hatten die Rollen vertauſcht. Der Soldatenkaiſer machte die Freiheit tyranniſch, der Pfaffenkaiſer die Tyrannei liebenswürdig. Unter dem Fluche der Völker ging Napoleon in ſeine Gefangenſchaft, unter dem Jauchzen des Erdkreiſes kehrte Pius aus der ſeinigen heim. Seine Reiſe von Fontainebleau nach Rom glich einem Triumphzug. Seine apoſtoliſche Würde im Unglück hatte ihm alle Herzen gewonnen, nicht bloß Demantinens und ihres Anhangs. Es muß geſagt werden: der Geiſt ihres Hauſes war der Geiſt der Zeit.

In dieſe flüſſigen Lavamaſſen von Ideen und Hochgefühlen, wo die Beſten und Reinſten nicht unterſchieden, was Freiheit oder Sturz der Freiheit, Begeiſterung oder Fanatismus, denke man ſich die empfindungsreiche und phantaſieüppige Seele eines ſechzehnjährigen Jünglings hineingeſchleudert! Was iſt Geſinnung, Ueberzeugung, Charakter und Charaktertreue? Alles Flamme, Rauch, Brennſtoff und Verbranntes! Ewig unmöglich bleibt es jedem, der damals jung geweſen, heute zu ſagen, wie ihm zumute geworden, was die Zeit aus ihm und er aus der Zeit gemacht, ob er Führer oder Geführter war und was ihn führte: ein Buch von de Maiſtre, ein begeiſterter Volksauflauf, oder Demantinens Veilchenauge? Die Kirche hatte ihre früheſten und mächtigſten Eindrücke auf mich gemacht; ich nannte ihre Wirkung Haß, aber — ich nannte ihre Wirkung! Sie hatte mich, gleichviel ob durch

guten oder durch böſen Zauber. Aber ſie hatte mich. Sie ließ mich nicht mehr los, ich wurde ſie nicht mehr los!

Indem ich nun am Zentralſitz jener wunderbaren, römiſchen Organiſation, welche die Kirche heißt, Theologie und Kirchenrecht mit der Wißbegierde eines Naturforſchers ſtudierte, bemerkte ich mit inniger Freude, daß Demantina fort und fort unvermählt blieb. So vergingen die peinlichen Jahre, wo ich zu ihr ſtand, wie der Page zur Herrin, der Mündel zum Vormund, der Sohn zur Mutter. Jener verzehrende Seelenbrand, den der Knabe mindeſtens in Worten verheimlichen mußte, wenngleich Blick und Tat eine einzige Lohe war, gewann mehr und mehr — die Freiheit des Mannes gegen das Weib!

Zwar groß war dieſe Freiheit nicht, vielmehr den männlichſten Männern immer nur knapp zugemeſſen. Demantina verſtand einen Ton anzugeben, daß alles Perſönliche faſt gar nicht zum Worte kam. Womit ſie das machte, war ihr Geheimnis. Nicht raffinierte Kunſt, nicht blöde Natur, — es war ein Drittes: gute Sitte, oder vielmehr: ſchöne Sitte. Es war die vornehme Stille ihres eigenen perſönlichen Ausdrucks, welche jeder Perſon ſich mitteilte. Schon der halbe Aufſchlag ihres Auges genügte, um die feinen Bannlinien, die ihr gefällig waren, wie mit einem Goldfaden zu ziehen, wie mit einem Stickhaare abzugrenzen. Ihre Mittel waren faſt unſichtbar. Man konnte nicht mit geräuſchloſerer Grazie wünſchen, aber miſchte ſich vollends ein Zug nur von leiſeſter Bitte dem Wunſche bei, ſo bezwang es rührender, als das lauteſte Flehen. Welche Augen! welche Gewalt! Und doch; von dieſer Gewalt fühlte man ſich zu keiner Stunde bedrückt oder beengt; in den unerträglichſten Grenzen wandelte man leicht und frei; der Zauber, in den ſie die Herzen ſchlug, war ein himmliſcher Friede und jeder glaubte an ſeinen Himmel!

So geſchah es, daß ich das Unerhörteſte zu wagen fürchtete und über meinen Mut faſt erſchrak, als ich ſie eines Tags fragte, was eine junge Witwe zu fragen natürlich genug: nämlich, wer der Mann ihrer zweiten Wahl ſein müßte. Ein Jeſuit, antwortete ſie beſtimmter und williger, als ich er-

wartet. Der Orden, der seine Kader wohl niemals aufgelöst hatte, war in jenen Tagen unter dem Jubel aller Päpstlichen auch offiziell wiederhergestellt worden. Ich war verblüfft genug, mich zu verwundern, ein Jesuit sei ja ein Célébataire. So wenig wußten wir Jüngsten mehr von diesen Dingen, oder dachten daran! Sie aber, meine Naivität kaum merklich belächelnd, korrigierte mich sanft: Haben Sie nie von Affiliierten des Ordens gehört? von Jesuiten der kurzen Robe?

Da ging ich hin — und tat Profeß bei der Gesellschaft Jesu!

Mit diesem Schritt machte ich ihr — meinen Heiratsantrag. Wie wird sie ihn aufnehmen? Wie werde ich sie bei meinen Besuchen jetzt finden? Welche Miene wird sie mir zeigen? Sah ich auf ihrem strahlenden Antlitz nur den leisesten Anhauch eines Schattens, so bedeutete es schon Verstimmung, scheue ablehnende Zurückhaltung — und ich hatte ihr Nein! Wie das Hochgericht bestieg ich damals die Treppen ihres Palastes.

Aber es blieb wie zuvor. Es blieb alles im gleichen. Daß meine Profeß augenblicklich bekanntgeworden, durfte ich in einem Zirkel wie diesem nicht im geringsten bezweifeln; aber ich sah keine Wirkung davon. Weder im guten noch im schlimmen. Sie war wie ein schöner Tag in einer Reihe von schönen Tagen und eine Nuance von Aenderung auch den sensitivsten Nerven nicht wahrnehmbar. Nach wie vor umgab mich der stille aber unfaßbare Zauber jener hoheitsvollen weiblichen Huld, welcher die Herzen nicht fühlen läßt, daß sie darben, und die Kluft von Haben und Hoffen so trügerisch ausgleicht.

Zuerst freute ich mich, daß meine kühne Zeichensprache mir ungestraft hinginz. Dann aber entwuchs ich dieser kleinlauten Schwachmütigkeit und es schmerzte mich, daß mein Schritt auch ohne bessere Folgen geblieben. Kurz, die schöne Gleichheit der Fassung, die sie zu behaupten wußte, fing ich meinerseits zu verlieren an. Ich brannte nach einer neuen Gelegenheit, deutlicher, ja angriffsweise vorzugehen und sie in die

Enge zu treiben. Der alte Hirtenfriede meiner Idylle war dahin, ich fühlte dramatiſche Ungeduld. Ich dürſtete lechzender. Ich dachte nur noch an Entſcheidung.

Ich durfte nicht allzulange warten. Wieder trug ſie mir einen ihrer Dienſte, ja diesmal ſogar den wichtigſten auf. Ich könne mir aus der Kanzlei des Kardinals wohl den Entwurf des bürgerlichen Geſetzbuches von Bartolucci ausbitten und auf ein paar Tage zur Anſicht mitbringen.

Ich war aber längſt nicht mehr Knabe genug, um die Bedeutung dieſes Wunſches nicht ſehr genau zu verſtehen.

Conſalvi hatte in ſeinem ſogenannten „motu proprio" eine Verfaſſung gegeben, welche das alte Regime mit einigen Scheinrechten abfand, dagegen den Kern der Revolution beibehielt: Abſchaffung der Kommunal-, Feudal- und Patrimonialrechte. Die Reſtaurationspartei wütete, aber juſt die Ultras derſelben, die Sanfediſten, erhitzten ſich weniger. Dieſe wurden erſt unruhig, als von Bartoluccis Entwurf eines neuen Geſetzbuches verlautete. Ihr Verhalten hatte dort wie hier guten Grund. Das „motu proprio" hofften ſie in den Delegationen und Marken durch das lokale Uebergewicht ihrer ſozialen Machtverhältniſſe von Kommune zu Kommune, von Baronie zu Baronie im Verwaltungswege ſtillſchweigend lahmzulegen: ein ſogenanntes Staatsgrundgeſetz verträgt das. Unantaſtbar dagegen iſt die Herrſchaft des bürgerlichen Geſetzbuches und die allgegenwärtige Majeſtät der richterlichen Funktionen. Die Richterſtühle verloren, alles verloren. Das war ein Kernſchuß des Liberalismus, die „Verfaſſung" nur ein Schreckſchuß! Daß aber der abgeſchaffte Code Napoléon in leichten Umſchreibungen wiederhergeſtellt werden ſollte, bewies ihnen ſchon die Wahl des Kodifikators, des liberalen Napoleoniſten Bartolucci. Und weil ein gutes Geſetzbuch viel volkstümlicher als eine gute Verfaſſung und im Volke viel wurzelkräftiger ſich einlebt, ſo dachten die klugen Sanfediſten daran, es ſchon im Entwurf zu beſchleichen, wie die Schlange das Vogelneſt. Daher ſollte ich in die Löwenhöhle der Sanfediſten „den Entwurf auf ein paar Tage zur Anſicht mitbringen", wie das un-

ſchuldige Wort lautete; das heißt, ein paar Tage hätten genügt, daß Dutzende von Händen ihn kopiert hätten, worauf er an die Kabinette der Kongreßmächte verſchickt worden wäre, und dann war ſein Schickſal, daß er am vertraulichen Wink, an der Warnung und ſanften Drohung ſtill und geräuſchlos ſtarb, ohne noch das Licht der Welt erblickt und Gelegenheit gehabt zu haben, ſich Freunde zu machen, Vorkämpfer zu erwerben und den Rückhalt der öffentlichen Meinung zu gewinnen. Das Manuſkript des Entwurfes aber befand ſich im Kabinett des Staatsſekretärs Conſalvi, worin Bartolucci perſönlich arbeitete. Conſalvis Intimus nun war Kardinal Lante, ich wieder Lantes Liebling, und Demantina zuletzt — Lenkerin meiner Knabenhand! Die feine Sanfediſten-Rechnung ſtimmte!

Nur eins fehlte: die Knabenhand. Der Knabe war Mann, der Diener Herr geworden. Aber dieſes Werden und Gewordenſein macht die Natur wie das Graswachſen: ſie läßt ſich nicht auf die Finger ſehen. Man kann in der Jugend oder auch im Alter oft jahrelang ſtille zu ſtehen ſcheinen und dann treten Kriſen ein, wo die Summe von Jahren innerhalb weniger Monate, vielleicht ſelbſt Wochen abgerundet aufliegt — in der Jugend als Fortſchritt, im Alter als Dekadenz. Der Feinſte und Klügſte, wenn er ſolche Wendepunkte mit zerſtreutem Blick überſieht, mißverſteht dann die Zeit, bleibt hinter ihr zurück, rechnet veraltet, macht Mißgriffe.

Auch Demantina hat es getan, wenn ſie mich diesmal wie immer beurteilte. Ich kannte den Wert, alſo auch den Preis meines Dienſtes. Ihre Hand ſelbſt war kein zu großer Preis. Mein Augenblick war da!

Daß ich Chancen habe, dafür gab es in ihrer eigenen Koterie bereits Stimmen und Meinungen. Was meine Lebensſtellung betraf, ſo durfte ich nur wollen und ich konnte von meinem Kardinal jedes Staatsamt erhalten. Die kleine Dezia endlich hing mit leidenſchaftlicher Liebe an mir. Ich hatte ſie auf meinen Knien aus ihrem zweiten in ihr ſiebentes Lebensjahr geſchaukelt, ich war dem Kinde wie von

ſelbſt zu einem anderen Vater geworden. Die ganze Räſon der Dinge ſprach für mich.

Alſo den Wurf gewagt! Aber doch nicht wie ein wagender Spieler, ſondern wie ein denkender Menſch. Ich wollte den Boden prüfen, den ich betrat. Ich wollte es noch ſicherer, als durch bloße Wahrſcheinlichkeit wiſſen, wie ſchwer ihr der Beſitz jener Handſchrift wiege und ob ich das Gewicht überſchätzte, oder richtig tarierte. Ich beſchloß alſo, diesmal den Vergeßlichen zu ſpielen. Erinnerte ſie mich wiederholt daran, was ihre Art nicht war, ſo konnte ich ihr Intereſſe für ſtark genug halten — um das meinige darauf zu bauen.

Uebrigens hatte mir Lante den Entwurf ohne weiteres gegeben, wie einem, der zum Hauſe gehört und bei dem es „unter uns" bleibt. Nur leichthin fügte er die Mahnung hinzu, es in Obacht zu behalten. Auch er, ſcheint's, ſah noch den harmloſen Knaben in mir, der ſich „politiſch bildet", und nicht den Verräter, den lodernde Liebe verbrennt!

So lag es in meinem, nicht in Demantinens Pulte. Ich ließ es liegen, bis ſie das Buch zum zweiten Male verlangte.

Auf einmal ſchoß mir der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn ſie es nicht von dir, aber von einem andern verlangt? Wenn ſie, ſtolz und vornehm, deine grobe Vergeßlichkeit mit ſtiller Verachtung beſtraft? Wenn ein Glücklicherer den Preis deines Dienſtes davonträgt und deine Feinheit in ihrem eigenen Netze ſich fängt? Welch eine Anmaßung, einer ſolchen Königin und von ſolchen Rittern umgeben, Schach zu bieten! Es heißt nur, dich ſelbſt matt ſetzen, blinder, unverſchämter Tor.

Ja, der Knabe war Mann geworden, aber noch kein ſehr ſattelfeſter Mann. Ich ſchlotterte erbärmlich auf meinem hohen Roß. Demantina imponierte mir doch allzu nachdrücklich. Selbſt als ich mich fühlte, wurde ich wieder irre, ſo ſehr war ich gewöhnt an ihre Souveränität und an meine Beſcheidenheit. Es kamen jetzt Stunden voll Grauen und Schwindel. Ich ſchwebte in der Lage, in die ich mich begeben, wie ein armer Hirtenknabe, der Mann genug war, ſein erſtes

Adlernest anzunehmen, aber in der Höhe verzagt und wieder taubenschwach wird. Er ist verloren, wenn er losläßt, aber die rauschenden Flügel und die schlagenden Schnäbel sind so todbringend, wie der Abgrund unter ihm. Ich war unfähig, meinem Strategem zu entsagen, und hoffnungslos, es durchzuführen. Ich hatte mir auferlegt, was ich nicht aushielt; ich litt bis zum Sterben.

Demantina ließ mich nicht lange leiden. Sie tat wirklich und bald, worauf ich spekuliert. Als ich eines Tages bei ihr eintrat, saß sie in der Ecke ihres Kanapees und spielte mit einer Perlenschnur. Ohne sich zu erheben, hob sie bloß das Auge auf, indem sie mir unbefangen entgegenrief: Apropos, bringen Sie mir den Bartolucci?

Zerknirscht wie ich war, warf ich mich ihr zu Füßen und stammelte: All meine Dienste gehören Ihnen! Aber — nehmen Sie mit den Diensten den Diener! Ich fing ihre beperlte Hand, zerküßte sie unter losbrechenden Tränen und flehte weinend: Gewähren Sie mir Ihre Hand, Demantina!

Es war geschehen!

Ich habe die halbe Sekunde oder die ganze Ewigkeit nicht gemessen, bis ich ihre Stimme hörte. Aber als ich sie hörte, klang sie völlig verändert und aus einer Tonlage, in der ich sie seit fünf Jahren nicht gehört. Sie antwortete: Ich bin schon Witwe, ich möchte nicht noch eine heiraten.

Ich faßte nicht gleich, was sie meinte. Wie ein Betäubter, Schwarzumtaumelter, hob ich den Blick zu ihr auf. Da war der Flimmer ihres unvergleichlichen Auges aus einem Silberblättchen eine Silbernadel geworden! Ein leichter, flüchtiger Stich von Verachtung und Mitleid, hart an der Grenze, wo man sich selbst bemitleidet, daß der Gegenstand des Mitleids — verächtlich!

Ich verging. Es war mir, als ob ich in ein Element untertauchte, wo ich vor der Geburt gewesen.

Dann träumte mir, daß eine Seidenrobe rauschte und daß das Kanapee leer geworden.

Ich sprang auf. Ein Schrei gellte — auch das war meine

Stimme, aber ein neuer Ton meiner Stimme. Heulend vor Schmerz, einem Epileptiſchen ähnlich, ſtürzte ich auf die Straße hinaus.

5.

Zuppa

Auf der Straße überrannte ich ein kleines niedriges Weſen, das ich für ein Kind hielt und aufhob. Aber es war kein Kind, ſondern ein verzwergter Buckliger.

Katſchal! Ludwig! Mein Freund!

Ei was, Katſchal, Kaltſchale, Wein- oder Bierſuppe! Das Zeug heißt zuppa und ich bin ſo gut ein Römer, wie Cäſar Auguſtinus. Zuppa, Luigi Zuppa nennt ſich meine römiſche Herrlichkeit.

Lude, mein Freund, mein Freund! Ich riß ihn empor, ich ſchwang ihn in die Höhe, brach mit ihm zuſammen, überſtrömte ihn mit meinen Tränen. Mein Schmerz löſte ſich, es rettete mich vom Tode, in dieſem Augenblicke etwas Liebes und Treues in den Armen zu halten.

Amadé, was iſt mit dir? Was für ein Unglück iſt dir paſſiert? Du erſchreckſt mich! Schnell, erzähle mir alles.

Ein leerer Wagen rollte vorüber, ich rief ihn an und wir fuhren von dannen.

Wo wohnſt du, Katſchal?

Zuppa, mußt du ſagen. Ich wohne gar nicht. In einem Hundeloch nächſt dem Ghetto. Ich bin ganz vis-à-vis de rien.

Gleichviel. Dirigiere den Wagen. Bring mich, wohin du willſt. O daß ich dich jetzt gefunden! Und ich hielt ihn in meinen Armen, lag an ſeinem verkrümmten, verbogenen Bruſtkaſten und klammerte mich in meinen ſchluchzenden Zuckungen an dem treuen Herzen des Krüppels feſt.

Wo wir ausſtiegen, welchen Ort wir betraten, — ich weiß es nicht. Mein Freund ſchämte ſich, ſprach entſchuldigend

von Schmutz, Elend, Ruinen, — aber ich warf mich auf ihn und ſchrie: Wir ſind ja im Himmel, Lude, wir ſind im Himmel! Nur jener Palaſt war die Hölle!

Welcher Palaſt, Amadé? fragte der Zwerg. Erzähle. Verweile hier, weil dir der Ort nicht mißfällt, und erzähle mir endlich.

Aber mein Puls ſchlug noch lange nicht in epiſchen Schlägen. Mein Schmerz hatte Worte gefunden und die Worte ergoſſen ſich. Fünf Jahre! wehklagte ich im ſinnloſen Auf- und Abrennen. Welche Jahre! Welche Hoffnungen! Es iſt nicht zu faſſen. Luigi, einſt hat Gott den Satan in die Hölle geſtürzt, jetzt hat der Satan einen Höllengeiſt gegen Himmel geſchleudert und himmliſch engelhaft ſieht er aus. Welch mörderiſche Bosheit! Auf welche Wege folgt dieſes Weib ihren Pfaffen! Daß das gottverhaßte Kuttengeſchlepp, was in Norddeutſchland geſchehen, nach Rom verſchleppt hat, das begreife ich; dafür iſt dieſes ſchwarzverſchworene Wanderratten-Gezücht auf der Welt. Aber dieſer Mund! Dieſe Lippen, dieſe Augen! Und dieſes Herz und Nicht-Herz dazu! Luigi, hilf mir, daß ich nicht wahnſinnig werde! Hilf mir, hilf mir, Luigi, du biſt der letzte Punkt von Treue in der Welt!

Das mußte der Arme — ich glaube ſtundenlang ſo aushalten. Aber das Bild meines Zuſtandes teilte ihm auch die Geduld, die er brauchte, mit. Was er da in den Armen hielt, war eine Wunde, friſch vom Schlage her, und er begriff, daß ſie ſich ausbluten müſſe und zunächſt nichts könne, als bluten.

Endlich verſiegte das Blut. Wie Todeskälte kam's über mich, wie Todesſtarre. Da konnt' ich erzählen.

Als ich zu Ende war, ſagte der Zwerg: Dieſes Weib muß man ja umbringen!

Ich aber erſchrak, als ob er's ſchon täte, und noch voll ihres Bildes rief ich aus: Barbar! Iſt auf dieſem römiſchen Boden nicht Schönes genug ſchon zerſtört? Soll's der Tempel entgelten, ob er der Venus oder der Hekate geweiht iſt? Du kennſt ſie nicht! Ein Tempel iſt ſie, ach, und der ſchönſte, den die Erde trägt und die Sonne beſcheint!

Der Zwerg hörte mich gierig an, funkelnden Auges, ſchlangenklug, und ziſchelte halblaut: Du haſt recht! Du haſt recht! Eine andere Rache muß man erſinnen! Dann ſetzte er ſich wie ein Kind auf meinen Schoß und noch lauernder, noch innerlich-wählender fuhr er fort: Schildere mir jetzt auch ihre Umgebung. Das Haus, die Koterie, die Verbindungen, die Verhältniſſe und Perſonen, die Schickſale und Porträte der Perſonen. Alles, was man in fünf Jahren wiſſen konnte, alles, was du ſelbſt weißt.

Ich tat es. Nicht die Worte, aber der Zuhörer tat mir wohl. Dieſer Freund war das einzige, was mich tröſten konnte, und jetzt hing ich an ihm und war froh, daß ich es durfte.

Luigi hörte mir aufmerkſam zu. Er verlor kein Wort meines Mundes. Nach einer Weile, als ob ſeine Gedanken ſich veränderten oder mit andern ergänzten, ſagte er: Schon genug. Aber noch eins, Amadeo. Kannſt du mir Handſchriften bringen von großen und hohen Perſönlichkeiten?

Soviel dir beliebt. Willſt du Conſalvi? Pacca? Roſpigliosi? Borgheſe?

Ah pah, das ſind Mücken. Höher hinauf!

Noch höher? Alſo den Papſt? Oder den Kaiſer Alexander?

Ja! ja! rief der Zwerg mit den glühenden Augen einer Wildkatze; die bring mir!

Lude, ich frage nicht, wozu. Aber ſinnſt du dir nichts Gefährliches aus?

Nicht dir und nicht mir. Gefährlich für die einzige Seite, auf die ich ziele.

Jetzt wurden wir geſtört. Eine alte und beiſpiellos häßliche Jüdin brachte ihm ein übelriechendes Eſſen. Ich mußte ein Stück ſeiner Häuslichkeit ſehen und ſah, mit Gold in der Taſche, daß es hier am Centeſimo fehlte!

Mit ſchmerzlichſter Teilnahme ſagte ich: Nun erzähle auch du mir, Luigi. Was machſt du? Wie geht es dir?

Höchſt liberal, antwortete er ſofort: Ach, laß das jetzt. Wer hat denn noch eine Geſchichte nach der deinigen? Und mit welchem Ohre könnteſt du zuhören? Genug, ich bin in Paris

ein großer Künstler geworden, habe viel Geld verdient und noch mehr an die Weiber gehängt. Endlich hat der Teufel der Politik alles geholt. Porträtierte ich einen Legitimisten, so wollte mich ein Kaiserlicher totstechen, und hatte ich einen Marschall Napoleons auf der Staffelei, so drohte mir ein Bourbonist mit dem Galgen. Das langweilige Mannsvolk! Ohne die Weiber wär' ich krepiert in dieser politischen Narrenbutike. Zuletzt lief ich einer italienischen Sängerin nach, einer kleinen, getigerten Wildkatze, die mir in Rom das letzte Hemd auszog und mich dann in die Gosse warf zu den Ratten und Juden.

Ich schloß ihn in meine Arme und seufzte schmerzlich bewegt: Armer Freund, so kennst auch du das Unglück eines mißhandelten Herzens?!

Mißhandeltes Herz? wie verstehst du das? fragte er treuherzig. Siehe, Amadé, alle Meere der Welt können meinen Durst nach dem Weibe nicht löschen; aber wie man an die Weiber ein sogenanntes Herz hängen, oder gar von ihnen selbst eins verlangen kann, das überstiege meinen Verstand, und wenn noch mein ganzer Buckel voll von Gehirn wäre. Ebensogut könnte ein Wirt mein Herz mißhandeln, weil er meinen Lieblingswein auch anderen Gästen schenkt. Jedes Gute jedem, dem's schmeckt! Das ist die Ordnung der Natur.

Ich war versteinert. Und mit diesen Grundsätzen könntest du mich verstehen und sogar mein Rächer sein wollen?

Als ob wir die Dinge mit unsern Grundsätzen verstünden! Wir verstehen sie, weil sie da sind. Kein Mensch verwundert sich über Schwalben und Heringe, und doch hat kein Mensch nur das mindeste Organ, sich in Vögel und Fische hineinzudenken. Sie sind da, das ist ihre ganze Erklärung.

Welch eine Scheidewand zwischen den alten Freunden! Aber doch eine W a n d! Und an eine Wand kann man sich anlehnen. Ich sah mein Geschlecht einen ganz neuen Standpunkt zum weiblichen einnehmen, — einen abscheulichen, für meine Person unmöglichen, — aber ich sah daran etwas F e s t e s! Ich sah einen, der seinen H a l t daran hatte, indem ich selbst schwankte und unterging. Das imponierte mir; ja,

es tat mir faſt wohl. Es tröſtete mich, daß die Welt auch ſolche Geſichter zeigte. Ich ſah zum erſten Male ſeit Jahren aus meinem Ich heraus, und draußen ſah's leichter aus!

Und ſo gehörte ich dieſem Manne und er mir!

Ich hielt mich den ganzen Tag in jener Spelunke auf und ging nur mit Widerwillen nach meinen ſchönen Häuſern und Straßen zurück. Als wir ſchieden, verabredeten wir heimliche Zuſammenkünfte. Wir müſſen unſere Fährten verwiſchen, ſagte Zuppa, wenn irgend etwas, das meinem Anſchlage ähnlich ſieht, gelingen ſoll.

Was meinſt du mit dieſen Worten? Denkſt du an die Rache, an die Handſchriften? Aber wie hängt das alles zuſammen? Was brüteſt du eigentlich, Zuppa?

Nichts, nichts. Sprich nicht davon. Sprich nicht mit mir. Ich bin ein Verrückter, ein Ueberhirniger. Und halblaut brummte er, wirklich in einer Art von Geiſtesverſtörtheit, vor ſich hin: Könnte der Kaiſer von Rußland, der myſtiſche Nebelkopf, nicht katholiſch werden einem ſchönen Weibe zuliebe? Nur müßte ſie ſchöner ſein als die Frau von Krüdener. Und er müßte wiſſen, wie ſchön ſie iſt, müßte es ſehen! Und der Papſt müßte ihr zu befehlen haben. Und ſie müßte ſich befehlen laſſen. Müßte zwei Flanken haben, genannt Devotion und Eitelkeit, preisgegebene, bloßgeſtellte, — ja, bloßgeſtellte! Er murmelte wie ein Traumredender und ſtierte, als ob er Geiſter ſähe. Mir tat alles wohl, was wie Teilnahme klang, und ſo ließ ich ihn, faſt ungehört, phantaſieren.

Aber als ich das nächſte Mal mit einem Päckchen Dukaten kam, warf er es verächtlich in den Winkel und rief: Philiſter! Die Handſchriften, die Handſchriften! Denk mir doch an die Hauptſache!

Als ob ich ſeine „Hauptſache" gekannt hätte! Ich brachte ihm die Handſchriften, und — verlangte mir nichts zu wiſſen. Ich ließ ihn traumreden, Geiſter ſehen und fixe Ideen haben. Eine Idee hatte er, das ſah ich. Ich fand ihn immer geheimnisvoll, aufgeregt, geiſtesabweſend. Und bald fand ich ihn gar nicht mehr. Er hat Tag und Nacht außer

Hauſe zu tun, ſagte die alte Jüdin. Es war mir faſt recht, denn auch ich trieb mich jetzt auf neuen Wegen herum.

Demantina hatte ein Gifttröpfchen verſpritzt, aber ein Tröpfchen aus einem Meere, deſſen Grenzen ich nicht abſehen konnte. Wenn es an ihr Haus reichte, wohin reichte es nicht? Ein ganzer vergifteter Ozean umgab mich. Alles wußte von mir, alles deutete mit Fingern auf mich. Ich ging wie mit einem Kainszeichen über die Straße. Ich wagte vor Männern und Frauen nicht mehr die Augen aufzuſchlagen. Wenn man in dieſem Zuſtande ſich nicht erſchießt, ſo kann man nur ins Extrem überſpringen. Aus dem tiefſten Elend meiner Verachtung und Selbſtverachtung ſprang ich in ein Himmelſtürmen von Ehre und Auszeichnung über. Ich wollte der Welt ein Beiſpiel ſuperlativer Mannhaftigkeit geben. Ich hätte Blut weinen mögen, daß die große Kriegsepoche vorbei; ich war überzeugt, daß ich ein bewunderter Soldat, daß ich Napoleons erſter Marſchall, daß ich einer ſeiner Herzoge, ja, wie Murat, ein König meines Schwertadels geworden wäre. Brünſtig wünſchte ich, daß auch St. Helena ein Elba, und der gefeſſelte Prometheus wieder ein freier Titan werden möchte. Und um im Frieden den Krieg nicht zu verſäumen, lernte ich fechten, reiten, ſchießen, trieb mit Leidenſchaft alle ritterlichen Uebungen. Dabei nahm ich eifrig an Jagdpartien teil und lechzte nach einem gefährlichen Abenteuer mit den wilden pontiniſchen Büffeln. Demantina ſollte von mir hören!

Meine Kanzlei ſah mich nicht mehr. Ich war Held, nicht Gelehrter und Jeſuit. Mich ekelten die Männer in weibiſchen Langröcken, das halbſchlächtige Kuttenvolk der pfäffiſchen Katzengrazie, die gekniffenen Augen, die Samtpfoten, das ſalbtriefende Liebesmiauen, der permanente zünftige Seelenmärz.

Mein Kardinal ſah mir alles nach. Ich verſäumte ja doch nicht des Dienſtes, denn der Kirche dient eben alles. Und wie mich der ſtillkluge Mann gar nicht ungern als Liebhaber der Demantina geſehen, weil er mir ſchätzbare Notizen aus dem Lager der Sanfediſten abfragen konnte, ſo ließ er mich

jetzt ebenſo nachſichtig den Waffenhelden ſpielen, weil er auch dieſen brauchen konnte, wie ich bald erfuhr.

Eines Tages nämlich kniff er mich mit ſeinem ſäuerlichen Lächeln ins Nackenfleiſch, was immer eine gemütliche Stimmung bedeutete. He, junger Herr, fing er an, man iſt Ritter St. Jörg geworden, man will Taten tun. Ebbene, wir haben Stoff dazu. Seit die Katz in St. Helena brummt, machen ſich die Mäuſe wieder unbillig mauſig. Was du ſelber in Rom hier ſiehſt: auf einem einzigen Plakat die Namen von ſiebenundfünfzig Raubmördern ſamt Preiskurant ihrer Köpfe, iſt noch das wenigſte. In den Marken und Delegationen wirtſchaften unſre Reſtaurations-Prieſter, daß man ſich vorm Großtürken ſchämen möchte! Pandolfi in Urbino treibt's wie Ali Paſcha von Janina, in Bologna aber gärt das verzweifelte Volk und droht mit Selbſthilfe, was uns natürlich auch nicht lieb ſein kann. Kurz, es gibt Arbeit. Conſalvi entſendet mich, um links und rechts zu kalmieren. Kalmieren! Ich ſoll Oel auf die Wogen gießen, aber ich ſeh's voraus, ich werde Oel ins Feuer gießen. Ich muß mir notwendig Feinde machen. Es dürfte nicht glatt ablaufen. Und die Dolche ſind wieder einmal recht wohlfeil geworden! Was denkt Ihr, Herr Ritter, geht Ihr als meine Leibgarde mit? Willſt du dich ein bißchen totſtechen laſſen für den frommen Gottesmann Lante?

Kein Zweifel, wenn er „Ihr" und „du" verwechſelte, ſo war's ſeine gnädigſte Stimmung. Und dieſer Antrag, gemiſcht aus hypochondriſcher Aengſtlichkeit und wirklichem Bedürfnis meiner Anhänglichkeit für ſeine Perſon, war eigentlich eine Gunſt, viel glänzender als es ausſah. Ich erwarb mir das größte Verdienſt um ihn, gleichviel ob er ſich's einbildete, oder ob ich wirklich in die Lage kam, ſein Leben zu ſchützen. Das Verdienſt aber gab Anſprüche und für die Anſprüche gab es das weiteſte Feld. Die Revolution hatte den alten Beamtenſtamm aus den reichen und feingebildeten Adelsgeſchlechtern empfindlich gelichtet und in allen Magiſtraturen des reſtaurierten Kirchenſtaats läſtige und ſchädliche Menſchen voll gemeiner Leidenſchaften emporgebracht,

eine Prälatur, deren Mißverwaltung eben die Uebel verſchuldete, die zu ſanieren Lante ausgeſchickt wurde. Es war vorauszuſehen, ſollte die Expedition nicht zum Kinderſpott werden, was Conſalvis Art gar nicht war, daß Lante, auch wenn er nicht radikal ins verderbene Fleiſch ſchneiden durfte, wenigſtens an einigen der Unwürdigſten Exempel zu ſtatuieren den Ernſt zeigen müſſe. Das heißt, es waren Vakanzen und Aperturen vorauszuſehen. Ich aber ſtand der Nächſte ſeiner Perſon. Ich hatte trotz meiner Jugend die fünfjährige Praxis ſeines Kabinettes, ich konnte mir einen Poſten weit über mein Alter ausbitten, ich bekam vielleicht eine Provinz zu regieren, wurde Vizekönig eines kleinen Königreichs, ließ die Sanfediſten meine Macht fühlen, ließ ſie fühlen, daß ich ein großer Herr ſei, und ſah Damen wie Demantina wohl künftig zu meinen Füßen.

Das war der Angelpunkt meines Dichtens und Denkens. Auf dieſen Punkt bezog ſich alles, womit ſich meine Phantaſie ihre Feſte gab.

Aber in dem nämlichen Augenblicke hatte ich die Genugtuung, die ich mir ſo königlich träumte, wirklich, nur unköniglicher und ganz ſo grauſam wie alle Wirklichkeit.

Noch redete Lante mit mir, da trat der Kämmerling ein und flüſterte mit ſichtlicher Aufregung dem Kardinal eine Mitteilung zu. Dieſer aber blieb gefaßt und noch mehr als das. Mit einem Phlegma, worin die Gleichgültigkeit faſt Verachtung war, murrte er achſelzuckend: Das geht den Gouverneur von Rom an. Sagt es dem Pacca. Uebrigens haben wir jetzt andere Sorgen, als gemalte Nuditäten, welche angeblich oder zufällig vornehmen Römerinnen ähnlich ſehen. Rom iſt das Kunſtmuſeum der Welt und die Künſte ſind frei. Sie ziehen die Fremden und das Geld nach Rom.

Der Kämmerling ſchlich fort. An mich gewendet, entwickelte Lante ſein Reiſeprogramm in unmittelbarer Fortſetzung unſers Geſprächs.

Mir aber brauſte das Ohr. Die Worte, die da gefallen, quollen zu ungeheuren Ahnungen in mir auf. Der Kopf fing mir zu brennen an. Ich atmete wie ein Erſtickender. Den

Kardinal hörte ich kaum, war weit weg von ihm und ſeiner Reiſe. Ich hätte durch die Lüfte davonfliegen, durch eine Verſenkung des Bodens verſchwinden mögen. Ich ſtand auf Nadeln, bis ich entlaſſen war. Endlich war ich's. Da fragt' ich im Vorzimmer mit mühſamer Selbſtbeherrſchung den Kämmerling aus, unterdrückte mühſam meinen Aufſchrei und ſtürzte fort. Mit dem nächſten Wagen flog ich nach der Ausſtellung der römiſchen Künſtler.

Im Bilderſaal herrſchte ein Wogen und Drängen, durch das ich ſchwierig mir Bahn brach. Aber ſchon zwiſchen den Köpfen und Schultern der Menge durch erblickte ich den allzu wohlbekannten Frauenkopf. Es war der Kopf der Demantina. Ein Ruck — ein Schub — und ich erblickte ſie ganz. Da ſtand ſie im lebensgroßen Bilde und von oben bis unten — nackt! Der Bilderrahmen aber trug die Aufſchrift: Roxane, den König Alexander zum Beilager erwartend.

Ich faßte es nicht! Die Sicherheit von Sehen und Denken verſchwand mir. Wie ich die gemalte Demantina anſah, ſo ſah ſie auch mich an und ich glaubte, in demſelben Augenblicke müßte ſie ſich bedecken. Aber ſie hielt meinen Blick aus und tat es nicht. Sie hielt die Blicke aller aus und tat es nicht. Sie war ja gemalt! Aber der Maler, der ſie malte . . . Mir ſchwindelte.

So vergingen Minuten . . . oder auch Ewigkeiten . . . während welcher ich wieder das Sehen erlernen mußte. Ich mußte mein Auge, wie an das Sonnenlicht, an das Licht dieſer Nacktheit gewöhnen.

Es war ein Körper vom reinſten Milchweiß, aber ſpielend in bläulichen und rötlichen Lichtbrechungen, je nachdem das Blut auf die Hautflächen durchſchien, näher oder ferner, voller oder dünner, durch Dichteres oder Zarteres. Blendender Schnee auf den Weichteilen, roſiger Hauch auf den Muskeln, zartmeliertes Grau auf den Knochen, hatte der Künſtler gemalt, wie der rollende Blutstropfen ihres eigenen Körpers: von innen heraus, nicht von außen hinein. Er hatte aus der Tiefe auf die Fläche jeden räumlichen Punkt der Farbe or-

ganiſch ſich ſelbſt ausdrücken laſſen. Menſchenaugen werden eine ſolche Wahrheit der Nacktmalerei nie wieder ſehen. Dieſer Sinn ſchien dem Maler geſchenkt, vielleicht als eine krankhafte Anlage geſchenkt, wie dem Hellſeher und Nachtwandler der ſeinige.

Roxane, den König Alexander zum Beilager erwartend, war ein Programmwort, nicht mehr. Die Szene blieb ein figurales Soloſtück. Roxane-Demantina lüftete links einen Türvorhang, zur beiläufigen Andeutung, daß von dieſer Seite her ein Ankömmling erwartet werde. Ihr Kopf aber neigte ſich leiſe nach rechts und beſah ſich in einem Spiegel, oder hatte es ſoeben getan, denn ſchon legte ſie die ſpiegelnde Goldplatte ſtill und ſtolz wieder weg. Die linke Hand an der Portiere, in der rechten den Spiegel, taten die Hände nichts, was die Mediceiſche Venus zu tun wenigſtens ſcheint! Mit kühnſtem, aber naivſtem Vorwande löſte der Darſteller die Arme von allen Konturen des Körpers ab und gab dieſen vollkommen frei. Er verbarg nicht das geringſte Detail ſeiner Reize. Es ſchien die Abſicht des Malers, dem Vorurteile zu imponieren — durch Verachtung des Vorurteils. Und ſein Modell ſekundierte ihm willig!

Mit dem bewundernden Künſtler war ſich die nackte Schöne freilich in Selbſtbewunderung begegnet. Welch ein Ausdruck weiblichen Triumphgefühls! Nicht ſiegesbewußter konnte Alexander ſeine Schlachtordnung muſtern, als Roxane-Demantina die Reize ihres Leibes beſchaute. Seliges Weib, das eine ſolche Heerſchau zu halten hat! Der Mazedonier hat die Phalanx erfunden, aber die Natur Buſen und Hüfte! Unſere Großmächte ſind einander ebenbürtig.

So ſprach es in ihren triumphierenden Mienen. Aber das ſtolze Wort wurde mit Beſcheidenheit ausgeſprochen. Man hörte ihn faſt, dieſen melodiſch-beſcheidenen Ton! Das Selbſtlob ihrer Schönheit duftete mit ſeinem feinſten Parfüm, wie vornehm und maßvoll es war. Dieſes Auge deckte ſich dieſen Leib nicht auf, wie ein Harpagon ſeine Schatzdeckel aufſchlägt, ſondern wie ein Fürſtenkind ſeine Geſchenke empfängt. Große, reiche Geſchenke, die ihm Freude machen,

aber die ihm gebühren und die es erwartet. Eine Freude, geadelt durch Dankbarkeit und gemäßigt durch Sitte. Es war gewinnend und verſöhnend zu ſehen. Eine zartempfundene, ſeeliſche Schönheitslinie!

Aber geſtehe ich es nur: dieſer Zug tat mir am weheſten. Es war ein Ruf in meine eigene Welt, ein letztes, ſchmerzlich-verhallendes Echo meines entflohenen und noch im Fliehen Fürbitte tuenden Idealismus. Ich fühlte es warm und feucht in meinen Augenwimpern.

So ſtand ich vor dieſem Anblicke, zuckend wie ein zertretener Wurm, und ließ bluten, was bluten wollte! Die ganze Beſaitung meines Empfindens war zerriſſen, das Süßeſte vergiftet, das Schönſte ein Abſcheu, und alles Wahre auch unwahr. Kein Faden, mein Denken und Fühlen daran zu befeſtigen! Alles ein Chaos, ein ſchmerzliches Flirren von zahlloſen und zielloſen Nadelſpitzen!

Die Umſtehenden empfanden einfacher und drückten es in der natürlichſten Naturſprache aus. Welche Reden trafen mein Ohr! Und ihr Gegenſtand war — eine Demantina! Das Weh der Menſchheit iſt vieler Wendungen fähig, das Ideal ſeiner Jugend trägt faſt ein jeder zu Grabe, wer aber hat je ſolche Grabreden gehört?!

Auf einmal erblickte ich in der Menge den Conte Aſcania Caradoſſo. Das war, nächſt mir, einer der eifrigſten Anbeter der Demantina. Ein neuer Schrecken! Wer von uns konnte ſich hier blicken laſſen? Schleunigſt verbarg ich mich, drängte nach rückwärts und gewann den Ausgang.

Mechaniſch wendete ich meinen Fuß in die Richtung des Ghettos. Meine Gedanken waren bei Zuppa. Rorane, den König Alexander zum Beilager erwartend. König Alexander! Kaiſer Alexander! Die Worte Zuppas fielen mir wieder ein. War der Name mit Doppelſinn gewählt? War es möglich geweſen, den hellſten Wahnſinn . . .

Da zupfte mich's rückwärts und eine Stimme ſchnarrte: Nun, hab' ich's recht gemacht? Es war der Zwerg.

Ich packte ihn und ſchrie: Menſch! Ungeheuer! Der du

der Mächtigste bist, oder mit den Ohnmächtigsten es zu tun hast! Ich beschwöre dich, erkläre mir jetzt . . .

Er aber lachte, lachte und schmunzelte mit seinem ganzen Persönchen und war geschmeichelt bis in die Fußspitzen hinab. Und voll seiner Sonnenstrahlen, antwortete er: Wir von Gottes Gnaden Kaiser Luigi Zuppa der Erste leben in einer Zeit, in welcher Kaiser Napoleon seine Kriegsbulletins geschrieben. Wenn jetzt nicht die Aufschneider lügen und die Esel glauben gelernt haben, so lernen sie's nicht mehr. Aber wir sind gelungene Kinder unserer Zeit, Demantina und ich. Sie stand ganz auf der Höhe meiner Lügen. Freilich mußten sie hoch sein und wehe mir, wenn ich bloß mäßig gelogen hätte. Nur der riesigste Blödsinn konnte mich retten, die pyramidalste Narrenkappe, die handgreiflichste Verachtung alles Menschenverstandes. Kurz, Bulletinstil.

Ich selbst fürchte dein Opfer zu werden, sagte ich vollkommen fassungslos. Aber mit mir sei aufrichtig, Zuppa. Sprich mir die Wahrheit. Welchem Menschengehirn ist es denkbar . .

Was willst du? Hast du mir nicht echte Handschriften gebracht? Und bin ich kein Künstler? Wie ich sie nachgemacht habe, so hätten der Papst und der Kaiser Alexander geschworen: meine Hand sei die ihrige, aber ihre eigene ein Falsifikat. So trat ich in das Haus der Demantina. Ich verschenkte vom Papst und vom Kaiser ein paar Autographen in ihrem Salon, natürlich falsche, und trieb den Spaß so weit, daß ich selbst die Kritik herausforderte, sie zu verifizieren und ob ich nicht betrogen sei. Aber die Echtheit bezeugte mir die cour de la cour. Sehr erfreut! Also weiter. Der Grund ist fest, er trägt. Ich schrieb mir hierauf gewisse Briefe, geheimnisvolle, vertrauliche Aufträge . . . Und ist denn die Dummheit der Südländerinnen nichts? Dumm wie eine Pauke können sie sein, diese feinen espritvollen Köpfchen, wo ihr Horizont aufhört und ihre Eitelkeit anfängt. In unsere höchste Politik mischen sie sich mit Vorliebe und leider mit Einfluß, und haben dabei eine Weltkenntnis, daß sie imstande sind, — einen russischen Kaiser als einen katholischen Konvertiten sich vorzustellen! Wahrlich, mein

Schwindel, der mich an die Halsband-Geschichte erinnert, war nicht einmal ein so schweres Stück Arbeit! Schwerer war es, — ernsthaft dabei zu bleiben. Die wichtigen Mienen, die salbungsvolle Geheimnistuerei, die hochtrabenden Tiraden vom Platz am Thron und vom Thron im Himmel, — das mache mir einmal nach, ohne dir die Lippen abzubeißen, die du doch lang noch zum Küssen brauchst!

Plötzlich fuhr es zwischen uns und riß uns auseinander. Da ist er ja, der Pestbube; verende, du Hund! schnaubte eine wutheisere Stimme, und dabei sah ich ein langes, gegen den Zwerg erhobenes Dolchmesser blinken. Der Zwerg kreischte auf, wie ein ganzer, vom Jäger angeschossener Kranichschwarm, und kreischend entsprang er in die Kirche, an der wir soeben vorbeigingen. Caradosso, hoch den Dolch in der Faust, ihm nach. Sein ungeschickter, sich selbst überstürzender Anfall von rückwärts war Zuppas Rettung.

Im Nu entstand ein Auflauf und drängte in die Kirche; ich, natürlich, mit. Das Ganze handelte schnell, wie ein Blitz einschlägt. Mitten im Mordangriff, besann ich mich kaum, was geschehen oder nicht geschehen, ob die Gefahr vorbei oder noch da; ich war ganz Schrecken über die Tat und ganz Hast, sie zu verhindern. Auf der Kirchenschwelle fiel ich. Sofort stolperte ein Zweiter und Dritter des Auflaufs über mich, — ein paar Sekunden gingen verloren.

In der Kirche sah ich just noch den Zwerg sich in Sicherheit bringen. Wie ein Eichkätzchen schwang sich der bucklige und schwachbeinige Mensch eine Altarsäule hinan und versteckte sich hinter einem großen, vergoldeten Engel, der mit ausgestreckten Armen die Gerichtsposaune blies.

Blind vor Wut schleuderte Conte Ascanio seinen Dolch nach ihm und schrie: Hundert Zechinen für eine Pistole! Sterben muß der Hund, der die edelste Römerin porträtiert und ihren Kopf dann auf einen nackten Leib setzt, den er öffentlich ausstellt!

Dieses Wort veränderte die Szene. Der Zwerg kam hinter dem Engel hervor, setzte sich auf seinen Arm mit der Gerichtsposaune und ließ rittlings die Beinchen schlenkern.

Holla! rief er, von meiner Künſtlerehre iſt hier die Rede. Da bin ich auch dabei. Aber ich begreife jetzt Euren Standpunkt, Eccellenza. Tauſend Zechinen, wer mir den Hund herunterſchießt, der ich wirklich wäre, wenn ich das getan hätte! Aber beim Zeus und der allerſeligſten Jungfrau, ich habe die ſchöne Dame in ihrem natürlichen Zuſammenhang gemalt und ihr Haupt gehört zu ihrem Leibe, wie die Hauptſtadt zu ihren Provinzen. Ich habe ſie nicht bloß porträtiert, ſie iſt mir Modell geſtanden.

Hund, wie beweiſt du das? ſchrie der Conte.

Der Zwerg demonſtrierte herunter: Ein kitzliger Fall in der Tat, ihr edlen Römer und Römerinnen. Aber eure großen Ahnen, die Weltbeherrſcher, haben auf ihrem Forum Romanum politiſche und ſtaatsrechtliche Fragen wohl noch feineren Kornes zu löſen gewußt, als die Frage, was die Hauptſtadt einer Provinz oder was der Kopf eines Leibes. Der edle Cittadino hier unten, der die Provinz ſo ſchlecht zu kennen ſcheint und von der Hauptſtadt wohl nie aufs Land gekommen iſt, müßte ſonſt auf den erſten Blick erkannt haben, daß er im Anblicke jenes Leibes en pays de connaissance ſich befindet, wie der Franzoſe ſagt. Die Frage des edlen Quiriten dürfte ich mit Recht demnach umkehren, nämlich ihn fragen: wie willſt du mir meinen ſchon gelieferten Beweis wieder ſtreitig machen? Glücklicherweiſe aber iſt eine gute Sache ſo reich an Beweiſen, daß es mir auf einen mehr oder weniger wirklich nicht ankommt. Auch beſitzt der Leib, von welchem wir ſprechen, ein Kennzeichen, das ungemein ſelten iſt und das allein ſchon ausreichen würde, ſeine Identität jederzeit feſtzuſtellen. Denkt nicht an Leberflecke, verſammelte Römer und Römerinnen, noch an Muttermale, Warzen und ſonſtige kleine, aber markante Schönheitsfehler. Nein, denkt an die Schönheit ſelbſt! Und was iſt die Schönheit des Weibes? Die Scham. Und was iſt die Wirkung der Scham? Das Erröten. Nun höre mich an, Volk von Rom! Nichts iſt gewöhnlicher, aber auch irriger, als die Meinung, nur das Geſicht erröte. Gelehrte Reiſende, welche fremde Völker wiſſenſchaftlich zu beobachten

pflegen, haben längſt die Bemerkung gemacht, daß die nackten Wilden, zum Beiſpiel, über einen viel größeren Teil des Leibes erröten, als bloß die Geſichtsfläche. „Bis in den Hals erröten" ſehen auch wir unſere Mädchen und Kinder, und würden noch mehr ſehen, wenn wir eben mehr zu ſehen bekämen, was aber die Bekleidung verhindert. Inzwiſchen macht die Bekleidung mit uns Malern eine freundliche Ausnahme. Maler und Kleider ſtehen ſich zueinander wie Sonne und Mond: wenn das Kleid untergeht, geht der Maler auf. Wir Maler brauchen die nackten Wilden nicht, um von den Erſcheinungen des nackten Menſchen zu ſprechen. Um alſo vom Erröten zu ſprechen, ſo iſt der Fall bekannt, daß es ſich vom Geſichte auch dem Halſe mitteilen kann: es iſt faſt ein ſprichwörtlicher Fall. Seltener ſchon verbreitet ſich die Schamröte über das Bruſtbein, die Achſeln und die obere Bruſthälfte. Dagegen iſt es mehr als ſelten, nämlich außerordentlich, daß das Erröten ſogar noch die Spitzen der Bruſt in Beſitz nimmt. Endlich aber war es einzig und in meiner bisherigen Erfahrung noch nie dageweſen, was ich bei der Dame erlebt, welche mir die Ehre verſchafft, mit jenem ausgezeichneten Kavalier meine Kunſtintereſſen zu beſprechen. Dieſe Frau hatte die Gabe, zu erröten — noch weit über die Bruſt, ja über die Magengrube hinab; die ganze Landſchaft ihres Oberleibes lag im Purpur, auch das blütenweiße Blachfeld, das ſchneeige Bauchfell, bis zwei Zentimeter gegen den Nabel! Die edle Römerin wurde in der Schwüle ihres Schamgefühls gleichſam wie ein Krebs geſotten, um populär zu ſprechen. Es war das Höchſte, was ich je geſehen, wenn Gott ſeinen demütigen Knecht nicht noch größerer Wunder würdigt! Natürlich habe ich mit allen fünf Fingern meiner Künſtlerhand zugegriffen, dieſen phänomenalen Verbreitungsrayon der Schamröte lineariſch genau abzukonterfeien. Und das nun iſt mein Beweis, Eccellenza; er iſt loyal, wie ich hoffe. Da ſitze ich, oder reite ich; ich ſtell' Euch meinen Mann. Das ſind meine Worte, dort iſt mein Gemälde, geht hin und kontrolliert mich in Wort und Werk. Macht Euch auf, Graf Aſcanio, und ſucht es von der Gunſt

Eurer Dame zu erreichen, daß Ihr ſie ſehet „nue comme un plat d'argent", wie mein Freund Ingres in Paris zu ſagen pflegte. Betrachtet ſie dann genau, die Silberplatte, — angenehm iſt es ohnedies — und gebet wohl acht, wie weit der Purpurſchein darauf ſpiegelt. Meſſet mich nach mit einem Millimeter. Das nämlich ſetz' ich voraus, daß ſich das Phänomen wiederholt; eine ſo hochſenſitive Irritation ſtumpft ſich ja nicht ſchon beim zweiten Male ab, — ſofern ich annehmen darf, daß ich ſelbſt der erſte war, der ſie nackt geſehen. Hat Euch aber meine Publikation dieſes Farbenphänomens unglücklich gemacht, ſo konntet Ihr andererſeits nur auf dieſem Wege erfahren, daß Eure Dame, Herr Graf, in einem ſo koſtbaren Beſitze, wie der höchſte und ſeltenſte Grad des menſchlichen Schamgefühls, und das iſt doch auch wieder ein Troſt im Unglücke — solatium in adversis, wie Cicero ſagt.

Aber der Graf hatte längſt die Lächerlichkeit ſeiner Lage gefühlt und machte ſich mit einem nichtsſagenden Scheltworte fort. In Rom übrigens verbreitete ſich der Ruf dieſer originellſten aller Kirchenreden wie Glockengeläute und das Aufſehen erreichte ſeine ausſchweifendſten Grenzen.

Endlich mußte die Polizei den Künſtler doch bitten, ſein Bild zurückzuziehen, hatte aber taube Ohren für den Wutſchrei der Ultras, welche Unterſuchung und Beſtrafung verlangten. Noch waren die Sanfediſten nicht die herrſchende Partei in Rom, bei den Unſerigen aber glaubte ich etwas wie — Schadenfreude zu ſpüren. Demantinens Schuldbuch war wohl ſchwerer belaſtet, als mit meinem Namen allein! Die ſchöne Rorane zog ſich aus Rom zurück, — erſt auf die Pachtgüter in die Provinz, dann in Bäder, zuletzt ins Kloſter. Sie nahm den Schleier der Dames du sacre coeur in Nancy.

Zuppa wurde mit anonymen Anträgen, ſein Bild zu hohen und höchſten Preiſen zu verkaufen, überſchwemmt. Die meiſten mochten wohl ernſt gemeint ſein; einige aber waren verdächtiger und ſchienen Fallen von Nachſtellern, welche an ſeine Perſon herauwollten. Um der letzteren willen mißtraute

er allen; ja, er ſetzte noch ſeine Bitten daran, daß ich ihm das Bild nur vom Halſe ſchaffte und in meine Verwahrung übernahm. Er hatte den Gipfel ſeiner ſelbſt erreicht, er hatte Taten getan für den Neid der Götter, aber jetzt fürchtete er auch. Frechheit und Furcht waren die Wagſchalen ſeines Charakters und wie alle Naturmenſchen wechſelte er raſch in Extremen. Er wohnte damals in drei verſchiedenen Wohnungen, worin er, ebenſo wie in Masken und Verkleidungen, vergebens Sicherheit ſuchte, denn ſeine markante Perſönlichkeit blieb unter allen Umſtänden auffallend. Zuletzt mied auch er Rom und Italien und machte einen Heimatsbeſuch in Deutſchland, wo ſeine verworrenen Familienverhältniſſe auf ſeine Teilnahme Anſpruch machten.

Er ging um dieſelbe Zeit, als er an mir ſeinen beſten römiſchen Halt verlor, denn auch unſere Stunde hatte geſchlagen. Lante und ich traten unſere Expedition ins Patrimonium an.

6.

Carola

Nie hat ein ſo weiſer Mann ein ſo tolles Töchterchen gehabt! Es war ein Profeſſor in Bologna, welcher einen italieniſchen, ja einen europäiſchen Ruf genoß. Für Fremde gehörte es zum guten Ton, der Berühmtheit ſich vorſtellen zu laſſen; die Einheimiſchen aber ſetzten hinzu: Seine Tochter wird Sie intereſſieren.

Und beide hatten recht; der Weltruf wie der Stadtruf. Aber ein gar eigenes und für alle Teile bequemes Verhältnis ergab ſich daraus. Wer die Tochter ſuchte, konnte es unter der Firma des Vaters tun, und wer irgendwie obligiert war, dem Vater zu huldigen, konnte ſich auf die Tochter zurückziehen, wenn er ſich einen konventionellen Zwang mit einer perſönlichen Annehmlichkeit verſüßen wollte. Dem Hauſe ſelbſt kamen natürlich die gleichen Vorteile zugute. Der Va-

ter, welcher billig den Wunsch trug, seine Tochter mit Glanz zu verheiraten, hatte es recht hübsch in seiner Hand, was er auch mit Takt und Feinheit verstand, aus seinen Verehrern das Werbebureau der ihrigen zu bilden, die Grenzen zwischen seinem Empfangssalon und seiner Familie, wo er es wollte, leicht zu verwischen und dabei doch den Schein zu wahren, daß nur die natürlichen Umstände walteten: sein offenes Haus, seine Pflicht, zu repräsentieren und sein Recht, von Frau und Tochter sich dabei unterstützen zu lassen. Die kleine Carola endlich amüsierte sich vollends, mit diesen Parallel-Linien umzuspringen, bald dem Vater wegzunaschen, was ihr momentan Spaß machte, bald ihm aufzuhalsen, was sie los sein wollte, kurz, in der Schachpartie des „berühmten Gelehrten" und der „interessanten Tochter" Weiß und Schwarz zugleich zu spielen. Ja, es war ein allerliebster Doppelsinn, der Verkehr jenes Hauses, eine Geselligkeit, origineller, freier, leichter als sonst und so zwanglos-bequem, daß sie vielleicht unmöglich gewesen wäre, ohne den Geist der italienischen Urbanität und seines natürlichen Taktgefühls.

Noch am Abend unserer Ankunft in Bologna fuhren Lante und ich bei „der Zierde der Wissenschaft" vor. Wir begrüßten den Professor gemeinsam, dann aber trennten wir uns; der Kardinal und der Gelehrte widmeten sich einander, mir war der Weg meiner Jugend gewiesen — ins Gesellschaftszimmer der Damen.

Eine wunderliche Gesellschaft! Soviel ich von ihr gehört hatte, das Hörensagen gab keinen Begriff; man mußte es sehen. Und vor allem mußte man sie sehen, die berühmte Carola, „die Tochter, die Sie interessieren wird", wie alle Welt sagte.

Carola war ein kleines, untersetztes Persönchen von bäuerlich draller Derbheit und schien mehr eine Pächters- als eine Professorstochter. Als ob sie auf diese Natur förmlich trotzte, oder den schlauen Instinkt hätte, zur Salondame gar nicht den Anfang zu machen, trug sie sich auch fast wirklich als Bäuerin, allerdings mit Auswahl des Kleidsamsten in der Nationaltracht, und in Korsettchen, Röckchen, Aermelschnitt

oft als glückliche Selbſterfinderin, ſtets aber in der Koſtbarkeit des Stoffes und des Aufputzes als Mädchen ihres Standes. Desungeachtet war es der erſte Eindruck: Wie kommt dieſes Dirnchen in dieſen Salon? Iſt ſie die Zofe, oder das Fräulein des Hauſes? Man konnte nichts Auffallenderes ſehen. Aber ſchon ihr Blick, ihre Miene, ihre ganze Geſtur glich alles wieder aus, denn ſie war, was ſie zeigte, und ſie zeigte, was ſie war. Sie war natürlich. Sie war ganz naturvolles Trieb- und Inſtinktleben. Spontan, impulſiv, ſtets fertig und unmittelbar, trat ſie mit jener verblüffenden Sicherheit auf, welche wider Willen gefällt, wie alles, was aus den Quellen kommt. Solche Naturaliſtinnen ſah man oft hochberühmt in der Kunſt, und zwar als kunſtloſe, ſich ſelbſt ſpielende Soubretten-Gamins. So war die Zofe, die Bäuerin, die Dame, ſo war Carola alles in allem. Zunächſt aber war ſie der kleine Tyrann ihrer Eltern und das verzogene Kind ihres Hauſes.

Ihr Geſicht war nichts weniger als ſchön, aber pikant. Es war ein ſogenanntes Kapricengeſicht. Einige ſagten Bubengeſicht, andere ſogar Affengeſichtchen. Es war eines von denen, welchen man aus ihren Schönheitsfehlern ſelbſt ein Kompliment macht. Keine Sprache der Welt tut das beſſer als die franzöſiſche und ſo nennt ſie dieſes Geſicht „laideron", mit ſchlauer Naivität koſend und aufrichtig zugleich. „Une jolie laideron", das war die Spezies der kleinen, pikanten Carola.

Als ich vorgeſtellt wurde, war ſoeben ein tolles Geſellſchaftsſpiel im Zuge, was die Hausfrau verhinderte, nur die förmlichſte Unterhaltung mit mir zu eröffnen. Sie machte einen Verſuch, es zu ſiſtieren, wurde aber ſtürmiſch überſtimmt und zeigte mir bald ihr reſigniertes Lachen, das ungefähr zu ſagen ſchien: Ob du es heute oder morgen erfährſt; wer hier eintritt, muß mittun.

Das Geſellſchaftsſpiel hieß: „Die blinde Themis". Eine Rotte von Banditen wurde gefangen und gebunden eingebracht, aber die Göttin war — nicht etwa beim Rechtſprechen, ſondern ſchon jetzt blind; ſie war blind für ſie, die Au-

gen verbunden und nur die hingehaltene Hand offen! Jeder Bandit nämlich mußte die blinde Themis bestechen und war frei, wenn es ihm gelang, wenn nicht, gab er ein Pfand. Das Problem bestand aber darin, daß ihm just die Hand derjenigen Seite, auf der man die Börse trägt, mit dem entgegengesetzten Fuß zusammengebunden war. Er mußte also, um zu seinem eigenen Gelde zu gelangen und die Göttin zu bestechen, mit der linken Hand in die Tasche an seiner rechten Seite zu langen und die Börse zu ziehen versuchen. Das gab nun die drolligsten Bewegungen und Verrenkungen, worin eben der Witz des Spieles lag. Jugendlich-Schlanke dehnten, reckten und streckten sich malerisch, Beleibte keuchten hilflos und trugen zur allgemeinen Erheiterung bei; — eine mutwillige Schöne könnte sich's kecker und sinnreicher kaum ausgedacht haben, zu ihrem Ergötzen eine Anzahl von Männern, innerhalb des Schicklichen, in leibliche Verlegenheit zu bringen. Das Spiel war von Carolas eigener Erfindung und sie zeichnete sich ganz darin. Der Lust und der Qual machte zuletzt ein betagter Herr ein Ende, den man „Marchese" nannte und der wohl der älteste in Carolas Garde war. Dieser Bandit hatte nämlich den Einfall, nicht seine, sondern die Börse seines Nachbars zu ziehen, was natürlich gar keine Mühe machte und den Zweck der Bestechung doch auch erreichte. Der Protest, daß das ungültig sei, wird in solchen Fällen selbst ungültig, denn der Erfinder einer düpierenden Wendung hat immer die Lacher auf seiner Seite und damit ist alles entschieden. Den Menschen scheint es mehr zu gefallen, nicht wie ein Problem gelöst, sondern wie es um seine Lösung betrogen wird, was selbst „das Ei des Kolumbus" beweist, ein so herzlich kindischer und doch unsterblicher Spaß. Carola schmollte nur ohnmächtig, der Marchese lächelte tückisch dazu; — ich sah es und erhielt den Eindruck, daß die beiden auf einem geheimen Kriegsfuße stünden.

Wenn Sie wiederkommen, müssen Sie auch mitspielen, sagte Carola bei meinem Fortgehen; Drohnen werden hier nicht geduldet.

Ich drechselte irgendeine Redensart, — es sei ja süß, in

dieſem Bienenkorb eine Biene zu ſein, und ich wüßte jetzt erſt, woher die Bienen ihren Honig hätten. In der Tat wiederholte ich meine Beſuche, blieb auch nicht Drohne, ſondern machte die Tollheiten Carolas mit und zwar nicht wie der Letzten einer. Warum, wäre ſchwer zu ſagen, denn ich könnte kaum ſagen, daß mich dieſe Welt anzog oder daß ſie mir etwas zu bieten hatte. Aber immerhin lehrte ſie mich, was für junge Leute meines Schlages belehrend genug: nämlich nicht gleich das Vollſte und Tiefſte an jedem Orte zu ſuchen, ſondern auch dem leichteſten Genre Geſchmack abzugewinnen, ſofern es nur Eigentümlichkeit hat. Und eine ſolche ſpürte ich hier und folgte ihrem geheimen Zuge. Es war mir nach meinen gravitätiſchen Römern ein neues und eigentümliches Schauſpiel: eine tonangebende Geſellſchaft, welche eine Stube voll ſpielender Kinder war! Und der Spielſinn, — wo nicht ums Geld, ſondern ums Vergnügen geſpielt wird, — verſchönert alle Sorten von Menſchen, denn jede unintereſſierte Lebensluſt hat eine gewiſſe Nobleſſe, einen naiven Naturadel, hat etwas von der Unſchuld und Liebenswürdigkeit des goldenen Zeitalters, kurz, iſt in ihrer Art auch ein Stück Idealismus. Sah ich in dieſes laute, lärmende Treiben, in dieſe lachenden und oft glühenden Geſichter hinein, ſo ſagte ich mir: hier hat man wenigſtens ein gutes Gewiſſen. Es geht alles offen und ehrlich zu. Flach iſt es freilich, dafür iſt die Fläche auch ſicherer Boden; ſie hat keine Abgründe. Ausgezehrt von Hunger und Fieberdurſt, habe ich fünf lange verratene Jahre verſchleppt, und hier wird man vom Schaume des Augenblicks ſatt. Zwar ich leider nicht. Aber muß ich mich ſchon zwingen, der Welt den Tribut meiner jugendlichen Geſelligkeit zu zollen, ſo werde ich es hier wenigſtens können.

Und wahrlich, zwingen wollte ich mich. Ich fürchtete nichts ſo ſehr, als in die gemeine Herde jener traurigen Geſtalten herabzuſinken, die man „mitſchleppen muß", die man „aufrüttelt", die man „herausreißt", — Schmerzgeſtempelte, deren Stempel die Null iſt! Eine Zahl und eine Zahlengröße zu ſein, wie Lord Byron, Shelley, Leopardi, — ich ver-

kehrte mit jedem von ihnen, — ſollte meinem Namen verſagt bleiben. Hätte mir Gott, wie die Gabe der poetiſchen Eindrücke, auch die Fähigkeit des poetiſchen Ausdrucks verliehen und wäre ich im Hervorbringen ſo dichteriſch wie im Empfangen geweſen, ich hätte mehr als ſie alle zu ſagen gehabt, der ich einen Pater Cöleſtin und eine Demantina erlebt! Aber konnte ich meinen perſönlichen Schmerz zum Weltſchmerz nicht idealiſieren, ſo konnte er nur — zu dieſem herabſinken und ſeine Affektation zu ſein ſcheinen. Aber ich war viel zu echt krank, als daß ich es ertragen hätte, dieſer falſchen Krankheit verdächtig zu werden. Ich fürchtete mich vor der Berührung jener plump vertraulichen Hände, welche auch imſtande wären, jede Trauerweide als einen „Kopfhänger" anzufallen und nach ihrem Geſchmack in Feſtons auszurecken. Ich kehrte die Tagesmode der Weltſchmerz-Gecken mit Konſequenz um, und während Geſunde ein Weh heuchelten, preßte ich meinen Wehſchrei zurück und heuchelte lautjauchzend Geſundheit.

Auf einmal — es war ein toller Abend und Carola mitten im turbulenteſten Wirbel — auf einmal ſchoß mir der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn dieſes Mädchen in einer ähnlichen Lage wäre?!

Das ſchlug wie ein Blitz in mich.

Zwar der Bubenſinn ihres Magdtums, die ewig derbe, ich möchte ſagen brutale Grazie, womit ſie mit ihrem Hühnerhof ſich herumjagte, war meinem Gedanken nicht günſtig; dieſe Pächterin und eine „âme incomprise" paßten ſchlecht zuſammen. Aber war ich der Mann, der ſich einbilden durfte, Frauen zu kennen? weibliche Seelenrätſel aufzulöſen? aus dem Aeußern das Innere, aus dem Schein das Weſen zu erraten? Ich hatte noch viel, noch alles zu lernen!

Ich beſchloß, ſie zu beobachten. Ich intereſſierte mich jetzt für dieſen weiblichen Studienkopf.

Sich intereſſieren, hieß in meinen Jahren ſich verlieben. Ja, ich verliebte mich jetzt in Carola. Sie beſchäftigte jetzt meine Phantaſie, der ſie bisher nichts zu tun gegeben. Das war ein großer Wendepunkt. Sollte man Liebe doch lieber

gleich Phantaſie nennen, — mehr als Sinnlichkeit, mehr als Herz, nämlich der Magnetismus und der elektriſche Strom in allen!

Seit dieſer Wendung kam ich in Carolas Haus nicht wie zu einer Abendunterhaltung, ſondern wie zu einer Geliebten. Ich empfand es an der Oede und Unruhe des ganzen Tags, daß nur der Abend mein Leben geworden.

Ich werde mich mit dem Mädchen wärmer und lebhafter als ſonſt beſchäftigt haben, — ich war der letzte, dem es auffiel, weil es mir natürlich war. Aber es fiel auf. Ich brachte den ganzen Kreis in eine neue Bewegung. Sie machten alle den Hof und doch ſchien nichts neuer als ein Hofmacher. Aber der Ton ihrer aller war ein gewiſſer al pari-Ton geweſen und ich hauſſierte den Tageskurs. Ich ſtürmte voran, wie der Reiter dem Fußvolk. Das machte Senſation. Einige ſahen's mit Neid, andere mit Vergnügen, gleichſam als ob ich ihnen Luft machte und ein Beiſpiel gäbe, das ſich ja nachahmen ließe. Der arme Hühnerhof! Er ſchien bisher eingeſperrt geweſen zu ſein; ich durchbrach ein Gitter und nun flatterte es wild durcheinander ins Freie. La jolie laideron, ſonſt eine Königin von Geſellſchaftsſpielen, ſah es ernſthafter werden und kam ins Gedränge als eine Königin von Herzen, oder von kühngemachten Sinnen. Man drängte ſie jetzt in Fenſterniſchen, in Nebenzimmer, man ſuchte lauter Gelegenheiten „unter vier Augen" mit ihr.

Ihr bemüht euch alle umſonſt, erwehrte ſie ſich eines Abends gegen mich und einige meiner Nachtreter. Ihre Wangen glühten, ihr Ton war haſtig, und wie einer, der ſein Letztes, Unappellierbares ſagt, warf ſie das Wort hin: Dort ſitzt der Mann, den ich heiraten muß! Sie wies auf den alten Marcheſe.

O meine Ahnung! Wie richtig hatte ich ſchon am erſten Abend geſehen! Sie ſtand auf Kriegsfuß mit ihm, d. h. er war ihre Gefahr, der Feind ihrer Freiheit, er war der Ernſthafteſte aller.

Warum er nicht längſt ſchon Ernſt gemacht? Warum ihn die andern nicht auch machten?

Carola hatte einige auffallende Körbe verteilt und man hatte nicht Luſt, ſich weitere zu holen. Ohne deshalb minder umſchwärmt, ja umworben zu ſein, war ſie Gegenſtand einer Werbung, welche ſie in Grenzen hielt, worin jeder ſeines Ehrenpunktes ſchonte. Es war in ihrem Anbeterkreiſe ſtillſchweigend ausgemacht, daß das Kapricengeſichtchen nicht ſowohl gewählt werden, als ſelbſt wählen wolle. Daher der gleiche und faſt brüderliche Ton aller. Man war auf ſeinem Poſten; zeigte ſich, machte ſich angenehm und wartete im übrigen ab. Man fand ſich ein wie zu Abendunterhaltungen, trieb Allotria, und verbarg wie auf einem Maskenballe den Ernſt im Spiele ſo gut, daß beides nicht mehr zu unterſcheiden war und jene zuletzt nicht am ſchlechteſten fuhren, welche mitliefen und mitgenoſſen, ohne einen Ernſt überhaupt zu bezwecken. So bekam dieſer Liebeshof ſein eigentümlich harmloſes und täuſchendes Geſicht, ein Geſicht, von welchem, wie es ſchien, ſelbſt der alte Marcheſe getäuſcht wurde. Er ſchlug die ganze Bande nicht hoch an. Aber indem er das tat, fühlte er ſich ſeinerſeits eben auch nicht beeilt. Er wollte ſich ſeine Braut juſt nicht durch Elterntyrannei erwerben; er war Kavalier genug, um — den türkiſchen Erfolg eines Sklavenhändlers zu verſchmähen. Nun kannte Carola zunächſt noch nichts Höheres als ihre Mädchenfreiheit. Sie ſchwelgte ſoeben mit vollen Zügen darin, und ob er nun ſo gutmütig war, den ſüßen Jugendrauſch ihr zu gönnen, oder ſo berechnend, daß erſt der ausgegorene Moſt guten Wein gäbe, oder ſo furchtſam, nicht gegen den Strom zu ſchwimmen und auch der Elternhilfe nicht zu trauen, wenn er das trotzig-verzogene Kind einem Machtſpruch derſelben ausſetzen wollte; genug, man ſah ſelbſt den Alten, der keine Zeit zu verlieren hatte, ſeine Zeit abwarten. Nur wurde ihm die Zeit oft lange, ſein Temperament war nicht ſo klug wie ſein Kopf, er verlor nicht ſelten die Geduld ſeines eigenen Planes, wurde dann herb, bitter, verletzend, und verdarb im einzelnen, was er im ganzen wohl richtig plante.

So informierte mich ein junger Florentiner, der ſich mir

angeſchloſſen hatte und der, wie es mir ſelbſt ſchien, der Tochter bloß mit einer epikureiſchen Höflichkeit die Cour machte, während er klug und gewandt die Gelehrſamkeit des Vaters ausbeutete. Jedenfalls war er ein objektiver und guter Beobachter. Die Verhältniſſe wurden mir klar, die Frage hörte mir auf: warum der Marcheſe nicht ernſthafter auftrat, warum es auch die andern nicht taten.

Nur die blieb mir noch übrig: Warum muß ihn Carola heiraten? Woher weiß Carola, daß ſie doch müſſen wird, ſo üppig ihre Freiheit zu blühen ſcheint? Was iſt die Macht dieſes „Muß"?

Der Rang eines Marcheſe und zwanzig Millionen!

Das war einleuchtend. Aber ich brachte jetzt ſchlafloſe Nächte zu. Ich lernte die Eiferſucht kennen. Seltſamerweiſe kannte ich ſie noch nicht. Demantina war umworben, — Carola war es. Aber viele Werber ſind keiner; erſt einer iſt ein Nebenbuhler. Ich erſchrak ſelbſt, daß ich mir das Wort Nebenbuhler nannte. Nebenbuhler! Will ich ſie denn heiraten? Iſt es denn wahr? Iſt es mir Ernſt? Ich bäumte vor Zorn und Scham, indem ich meinen Gemütszuſtand prüfte, wie ich Wahres und Falſches durcheinandergewirrt fand. Vergebens ſuchte ich mich zu erinnern, wie gleichgültig mir dieſes Mädchen geblieben, als ich ſie kennen lernte, wie ich mich faſt zwingen mußte, mich an ſie zu gewöhnen, wie ſie ſo gar nicht mein Genre war. Dann hatte ich ein Phantaſie-Intereſſe an ihr genommen, ich ſuchte Seele in ihren Tollheiten und ſiehe, ich fand, was ich ſuchte. Sie genoß ihr Leben wie Jephthas Tochter vor ihrer Opferung, ſie zog ſingend und tanzend auf die ſchönen Berge hinaus — und nahm Abſchied vom Schönen. Oder auch, ſie wollte mit wildzerriſſenem Humor ihre Emotionsſucht übertreiben, abſichtlich übertreiben, um einen alten Freiersmann abzuſchrecken und außer Atem zu hetzen. Genug, was ich wollte, war da, ein pſychologiſches Rätſel, und auch die Auflöſung dazu. Ich konnte mich jetzt zufriedengeben. Ich konnte gehen, wie ich gekommen war.

Schaudernd empfand ich, daß ich das nicht konnte. Der

Alte lag mir im Sinne. Iſt Liebe ein Feuer, ſo iſt Eiferſucht das griechiſche Feuer: es brennt im Waſſer. Man kann kalt ſein, ſich's knirſchend geſtehen, und doch verbrennen! Ich war unglücklich wie nie. Ich ſagte mir's nackt und blank ins Geſicht: es iſt die gemeinſte Leidenſchaft, an der ich leide, aber ach, juſt ſie iſt die ſtärkſte von allen. Liebe das Schönſte und Beſte, du kannſt verzichten darauf, denn juſt dieſes Können teilt es dir mit. Aber hat jemand auf ſeinen Neid ſchon verzichtet? Und das iſt doch wohl Eiferſucht! Neid, gemeiner, tieriſcher Neid jener niedrigſten egoiſtiſchen Männlichkeit, welche oft ſelbſt nichts will als das Nichts des andern! Falſcher Ehrgeiz und roher Stolz, welcher fürchtet, gedemütigt zu werden, und nun ſeinerſeits demütigt.

Meine ganze Seele war unfähig, ein ſolches Bewußtſein in ſich zu tragen. Ich verſchönerte mir's. Ich ſagte mir: Ach, ſie ſoll ja nur glücklich ſein! Ich gönne, ja ich wünſche ihr jeden paſſenden Freier; ich werde es ſo neidlos ſehen, wie alle Trauungen und Paarungen in der Welt. Was aber hier vorgehen ſoll, empört die Natur. Die Majeſtät des weiblichen Berufes wird beleidigt. Und um ſo tiefer ſchmerzt dieſer Frevel, je lebensvoller das arme geopferte Mädchen. Sie, ſie am wenigſten ſollte ihr Leben verfehlen!

So rührte ich mich und phantaſierte mich in Rührung und Mitleid für das liebe Aeffchen hinein. Ja, ſo hieß mein Gefühl jetzt. Nicht mehr Neid, Eiferſucht, Egoismus, ſondern Mitleid, Erbarmen, Hingebung, aufopfernder Tatendrang. Vielleicht die feinſte Täuſchung, aber das iſt ja die feinſte, die auch mit Wahrheit legiert iſt. Nichts war leichter, als den Ritter in mir zu erwecken. Ob ich wirklich liebte, blieb der dunkelſte Punkt in der Konfuſion jener ſpannungsvollen Tage; das verworrene Herzensgewebe hat viele Fäden und der meinige hieß Ritterlichkeit. Aber ein Mann empfinde die Wallungen des Edelmuts gegen die Frau und er iſt ihr juſt von der zarteſten Seite zu eigen.

Raſch betrat ich den Weg, welcher nicht die ganze Wahrheit, aber immerhin Wahrheit war. Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen. Ich wollte ein Menſchenopfer ver-

hindern, wollte die Jungfrau vom Drachen befreien, den Lenz vor Herbstesumarmung bewahren, und das geschah nur, indem ich mich selbst zum Ersatz anbot. Ich machte meinen zweiten Heiratsantrag. Ich bot der Professorstochter meine Hand und fragte sie, ob ich meine Werbung auch bei den Eltern anbringen dürfe.

Carola war entzückt, umarmte mich, k ü ß t e m i ch, riet mir aber mit dringend gütlichen Worten von Uebereilungen ab. Der Marchese sei mit den Eltern einig und die Eltern mit ihr, aber bloß über die Freiheit der Frist. Diese Situation sei mehr stillschweigend als ausgesprochen anerkannt und das mache sie leidlich. Erkläre sich aber ein anderer, so würde die Katastrophe, die sie künstlich genug im Stillstande festhalte, augenblicklich in Gang geraten. Noch einmal dankte sie mir, freute sich über den Weg, den ich sie führen wolle, aber diesen Weg verlege mir ein Hindernis, das sich nicht keck überspringen lasse. Ich möge nur Geduld haben, es werde mir ja an Geist und Gelegenheit nicht fehlen, mit anderen Mitteln mir freie Bahn zu machen, als mit einem Handstreich, der alles und nichts wagt.

Das war einleuchtend gesprochen. Und es war wie ein Mädchen gesprochen. Geist und Gelegenheit! Das heißt, der Geist wird die Gelegenheit wohl auch ein bißchen m a ch e n müssen. Wie viel gesagt! Aber wie fein!

Ich ließ es mir nicht zweimal gesagt sein. Ich spielte gegen den Marchese das Spiel einer Großmacht gegen einen Kleinstaat. Daß ich ihn tückisch und schnöde gereizt hätte, dürfte ich mir nicht vorwerfen; ich ignorierte ihn bloß. Ich tat, als ob er nicht da sei. Ich beleidigte seine Ansprüche, indem ich die meinigen zeigte. Ich nahm einen Platz ein und überließ es ihm, den Platz mir streitig zu machen. Ich behandelte ihn als einen leeren Raum.

Carola sekundierte mir mit allen Freiheiten ihres Geschlechtes, das ja kein männliches und kein ritterliches. Das Bubengesicht war ganz Bübin. Sie wendete mir tausend Freundlichkeiten zu und quälte den Marchese mit tausend Nadelstichen. Sie war erfindsam in jenen kleinlichen Bos-

heiten, welche die unedelsten und leider auch erlaubtesten Waffen der weiblichen Hände. Im Nu hatte sie es verstanden, meine und des Marchese Stellung zur exponiertesten zu machen und auf die Spitze zu treiben. Der Konflikt war da, der Krieg unvermeidlich.

Der Alte machte seinen Jahren Ehre. Er hatte Geduld. Vielleicht, daß er Ritter wie mich doch schon öfter gesehen, und — wieder verschwinden gesehen. Vielleicht, daß er das Aeffchen grimmiger liebte, als ihm irgendein Mensch ins Herz sah, und alles verschluckte, um nichts zu verderben. Er war oft in Kleinigkeiten angriffsweise, aber just wenn sie es war, konnte er groß und gut sein. Sein Auge rollte in seinem roten Löwengesichte, aber — das Kapricenhändchen durfte ihn zausen und zerren. Er knurrte dazu — mehr warnend als böse.

Aber auch dieses Knurren wurde endlich verhängnisvoll. Eines Abends hatte sie sich besonders auffallend und ungezogen benommen und ihr Betragen noch mit Reden gewürzt, voll des üppigsten Mutwillens gegen das ganze Männervolk. Der Marchese sah und hörte mit steigendem Mißfallen zu, aber die Mama, immer aufmerksam für ihn, meinte die Luft zu verbessern, indem sie ein Pfänderspiel angab. Und jetzt ging's, wie in der alten Tragödie. Wir rannten dem Schicksale zu, just durch das Mittel, ihm zu entrinnen. Dem Marchese passierte, was ihm nie geschehen, er verlor sein Pfand. Beim Pfänderauslösen gab Carola den übrigen leichte, ja angenehme Bußen, ihn aber schikanierte sie mit Poterei, was ihm notorisch das Verhaßteste war. Sie trug ihm auf, sein Pfand mit einem gereimten Impromptu auszulösen. Der Marchese, stets gewohnt, sich aus der Affäre zu ziehen, besann sich keinen Augenblick, sondern profitierte noch von seiner Buße und knurrte ihr recht anzüglich den Vorwurf der Koketterie zu. Er sagte ihr folgenden Reim ins Gesicht:

Non dono il cor, ne il niego.
Ascolto tutti e con nessun me lego.

Alles wunderte sich über den raschen und treffenden Hieb

eines ſo nicht-poetiſchen Kopfes, denn niemand kannte das Stück, woher ihn der Marcheſe hatte und das zu ſeiner Zeit vielleicht noch geſpielt worden, aber längſt ſchon verſchollen war. Carola war zornig, biß die Lippen und blickte nach Hilfe aus. Aber ſchon war ſie ungeſucht da. Ich, der ich auf „Geiſt und Gelegenheit" angewieſen worden, hatte den Geiſt, dieſe Gelegenheit zu benützen. Laut rief ich in die Gruppe hinein:

Das iſt falſches Spiel, Herr Marcheſe. Sie haben den Reim nicht improviſiert, er iſt ein Plagiat.

Wer darf mir das ſagen?

Der es weiß und kennt.

Was kennen Sie?

Die Originalquelle des Reims.

Und die wäre?

Ein komiſcher Dichter des vorigen Jahrhunderts.

Pah, das kann jeder ſagen. Flauſen!

Keine Flauſen. Der Reim iſt aus Re Teodoro von Caſti.

Verdammter Pedant!

Genugtuung, mein Herr!

Sehr wohl, mein Knabe!

Blitzſchnell hagelte dieſer Dialog hin und her. — Tags darauf kreuzten wir unſere Klingen. Zu meinem eigenen Entſetzen fühlte ich meine Degenſpitze in ſeine Bruſt fahren. Er ſank blutend in die Arme ſeines Sekundanten.

Meine Rittertat war getan! Meine erſte und — letzte.

7.

Der Marcheſe

Am Abend jenes Tages fand ich einen Brief zu Hauſe, der mir von Rom nachgeſchickt worden. Der Brief war von Zuppa. Er kehre früher, als er beabſichtigt, wieder zurück. Er überlaſſe Deutſchland dem Schnee und der Tugend. Es

ſei ein unbewohnbares Land. Aber ein Brüderchen bringe er mit, das er zu Hauſe vorgefunden uſw. Wie hätte ich dieſe Dinge jetzt zu Ende leſen können? Vor meinen Augen flimmerte Blut!

Nein, ich war kein Ritter.

Mein Florentiner Freund kam, um mich abzuholen. Er gratulierte mir im voraus zum heutigen Dank meiner Dame.

Ich hieß ihn vorausgehen, ich habe noch zu tun, ich würde nachkommen. Als er fort war, ſchloß ich die Tür ab und — gab den Abend auf. Dank für blutige Hände! Das klang mir doch allzu — cavalièrement! Mein Freund dachte wohl nur wie alle Kavaliere, denen ein Ehrenhandel mit einigem Aderlaß das tägliche Brot iſt; aber dann war er eben nicht mehr mein Freund! Dann ging mein Weg weitab von ſolchen Geſellſchaftern! Welche Grenzgebirge von Menſch zu Menſch wirft oft ein Wort auf! Ich kam mir auf einmal dem ganzen Kreiſe entfremdet vor. Empörend war der Gedanke, daß Carola ſo unweiblich ſein könne, auf friſcher Tat meinen Degenſtich mit einem Liebeslächeln zu lohnen; aber es disguſtierte mich ſchon, ſie nur in einer Umgebung zu wiſſen, welche ſo von ihr dachte. Nein, ich konnte heute nicht hingehen. Einen ganz andern Weg ſchlug ich ein. Ich brachte dieſen und auch die folgenden Abende bei meinem Verwundeten zu.

Nur abends, wo das Wundfieber zunahm, konnte ich von ſeinem Zuſtande, indem ich ihm meine Sorge widmete, den richtigen Eindruck empfangen. Der Arzt nannte die Wunde nicht gefährlich. Näher beim Herzen und mit mehr Tiefe wäre ſie nicht nur das, ſondern wohl tödlich geweſen. Mein Degenſtich aber faß höher im Lungenflügel und dicht am Schulterbein, welches auch die Kraft deſſelben guten Teils gebrochen hatte. Der Arzt beſchrieb mir Verlauf und Friſten der Entzündung, des Fiebers, der Eiterung und der ſchließlichen Heilung mathematiſch genau und wußte Geſchichten von Lungendurchbohrungen zu erzählen, die gefährlicher waren und deren Heilung außer Zweifel geſtanden.

Dem Ehrenkoder der Courtoiſie hatten meine erſten Beſuche

genügt. Dieſe Gelegenheit aber war eine Annäherung. Als ob wir außer dem Luftkreiſe Carolas neue Menſchen wären und uns zum erſten Male kennen lernten, entdeckten wir beiderſeits, daß wir uns gefallen können und uns vortrefflich verſtehen. Der Marcheſe, vielleicht von ſeinem Reichtume verführt, war allerdings ein zaum- und zügelloſer Charakter, ganz ins Kraut der Willkür geſchoſſen, bar jedes Begriffes von Schranke, Zucht und Ordnung, aber nicht bar eines natürlichen Verſtandes und einzelner edelmütiger Züge. Man ſah ihn faſt immer richtig denken und verkehrt handeln, mit Intellekt und Wille niemals in Einklang, wohl zeitlebens ein Menſch von einer unglücklichen Hand. Vielleicht freute ihn an mir mein überlegſamer Ordnungsſinn, wie mir, dem früh Verſchüchterten, ſeine leichtlebige Zwangloſigkeit imponierte; genug, es gab ein Band zwiſchen uns, wodurch wir einander raſch zum Bedürfniſſe wurden. Ich widmete ihm, wie die Abende, bald auch die Tage und unterhielt ihn, indem ich mich unterhalten ließ, denn der Marcheſe ſprach gern und gut und brauchte vielleicht nichts als einen ſympathiſchen Zuhörer. Seine Stimme und ſeine Luſt und Ausdauer zu ſprechen war mir ein großer Troſt, nämlich der ſicherſte Beweis, wie viel ihm die Verwundung erlaubte.

Ich hatte dafür geſorgt, daß Carola wiſſe, wo ich meine Abende zubringe, und — ich glaube am fünften oder ſechſten ging ich endlich ſelbſt wieder hin. Sie hatte ſich aber einer Erkältung wegen aus dem Salon zurückgezogen, wie mir unterwegs ein Habitué, der ſoeben daher kam, mitteilte. Da ſchrieb ich im nächſten Café ein Billett, beſtellte es und kehrte um. So hat mir's ein Zufall erſpart, die lächerlichſte Rolle noch dicht vor dem Fiasko zu ſpielen.

Als ich am nächſten Tage nämlich zum Marcheſe kam, voll guter Gedanken über die vorausgeſetzten Erſcheinungen, welche die Beſſerungs-Kriſis jetzt einleiten mußten, bot mir der Marcheſe ein Bild zum Erſchrecken. Ich fand ſeine Züge verzerrt, ſein Auge von einem furiöſen, aber glasartig erſtarrten Ausdrucke, ſeine Farbe aſchfahl, als ob er nicht einiges, ſondern alles Blut ſeines Leibes verloren hätte.

Was war geſchehen? Eine Blutader geborſten? In einer unruhigen Nacht der Verband aufgelöſt und die Wunde gereizt worden? Bei Krankenbeſuchen hat man ſeine Miene beherrſchen gelernt, aber die Ueberraſchung erſchüttert die Herrſchaft. Der Marcheſe las in meinen Mienen und ſchüttelte den Kopf. Er blickte auf den Wärter, der aber zuckte devot die Achſeln und ging, denn die Dienerſchaft war geheißen, vor meinem Beſuche ſich zurückzuziehen. Ich war allein mit dem Marcheſe. Dieſer ſah mich lange und durchdringend an, wie einen, dem Großes bevorſteht. Hierauf langte er unter ſein Kopfkiſſen und gab mir einen geöffneten Brief in die Hand. Ich ſchalte hier ein, wie er ſelbſt dazu gekommen.

Das Briefgeheimnis war in jenen Tagen der Anarchie, des heimlichen und offenen Kampfes zwiſchen Revolution und Reſtauration, nichts weniger als heilig. Faſt unbegrenzt arbeitete zumal in den päpſtlichen Staaten das ſchwarze Kabinett. Und wieder gehörte Bologna, ſoeben in Gärung, zu den ſtreng überwachten Städten, wo jeder ankommende und abgehende Brief ohne Ausnahme geöffnet wurde. Der Direktor des cabinet noir in Bologna war aber einer von den zahlreichen Freunden des Marcheſe und ſo hatte er die ehrliche, allerdings etwas bärenhafte Aufmerkſamkeit gehabt, aus ſeinem Bureau folgenden eröffneten Brief der ewig unbeſonnenen Profeſſorstochter ihm zuſtellen zu laſſen:

Geliebter Grauſamer! Ich ſollte Dir die Augen auskratzen wegen Deiner abſcheulichen Vorwürfe, wenn Du ſie nicht ſo notwendig brauchteſt, — um Deine Vaterfreuden zu ſehen, an denen ich ſeit drei Monaten wahrlich mit allem Ernſte zu arbeiten angefangen. Was ſagſt Du dazu? Schämſt Du Dich nicht, unter dieſen Umſtänden, wo ich mehr als je Dein bin, vernagelter als je an mir zu zweifeln? Ah, mein allerliebſter Pazzorello, wann wirſt Du endlich aufhören, Deinen ewig brennenden Kopf mit allen Dummheiten Italiens anzufüllen? Biſt Du eiferſüchtig auf den alten Geldſack und auf den römiſchen Milchbart, ſo bin ich eiferſüchtig auf jedes alte Weib, dem Du mehr glaubſt als mir. Ja, es iſt

wahr, mein Hühnerhof hat ſich endlich auf dieſe zwei Hauptähne zugeſpitzt. Und jeder von ihnen wäre einzeln der Mann, uns ein garſtiges Feuerwerk anzuzünden, denn es ſind gute Partien, wie ſie der Vater nur wünſchen kann. Aber haſt Du das alte Sprichwort vergeſſen: Wenn zwei ſich ſtreiten, ſo freut ſich der Dritte? Und daß ſie ſich ſtreiten, mit Sporn und Schnabel heftiglichſt ſtreiten ſollen, dafür laß nur mich ſorgen. Ich hoffe ihnen über kurz oder lang die Schädel zuſammenzuſtoßen, daß Du es bis nach Florenz hören und die Splitter noch in den Caſcinen aufleſen kannſt. Das Exempel dürfte dann auch den übrigen guttun und mit all dem faden Volk einen gründlichen Kehraus machen. Alle Flöhe, die Dich jetzt jucken, alte und neue, große und kleine, ich verſpreche Dir, Du ſollſt ſie alle loswerden, alle; kein geſchorener Pudel wird es ſo gut haben. Wie neugeboren . . . Ach, das Wort „neugeboren" klingt mir jetzt ſo eigen! Geliebtes Eſelchen! Mach' nur, daß Du bald wiederkommſt, denn wir haben Eile und wahrlich mehr zu reden als zu ſchreiben und mehr zu handeln als zu reden. Bis dahin — Deine getreue, immer verliebte Carola.

Ich ſah noch lang auf das Blatt, weil ich mich ſchämte, aufzublicken. Wie ſollten wir zwei uns jetzt in die Augen ſehen?!

Der Marcheſe, beobachtend, daß ich nicht mehr las, ſagte: Und der Held dieſer Zuſchrift „iſt ein Tenoriſt dritten Rangs, der hier in Bologna geſungen hat und vom Profeſſor ein- oder zweimal für einen Hauskonzert-Abend engagiert wurde. Ein dummer, häßlicher Kerl und von Sitten roh, wie ein Maultiertreiber. Was ſagen Sie?

Schon antwortete ich im Geiſte: Ohne unſern blutigen Zwiſchenfall wäre es lachenswert, denn ich fühle jetzt, daß ich das Aeffchen nie geliebt habe. Ich fürchtete aber, den Marcheſe, dem ich ja nicht ins Herz ſah, zu kränken, abgeſehen wie knabenhaft ich ſelbſt erſchien, wenn meine Tat ohne Liebe getan war. So beſann ich mich beſſer und ſagte: Und doch iſt dieſe Gemeinheit nicht ganz ohne Adel. Ein ſchlechteres Weib hätte einen von uns geheiratet und juſt deshalb,

weil Liebſchaften wie dieſe am liebſten unter dem Deckmantel einer Ehe freveln. Das wenigſtens tat ſie nicht. Die wilde Hummel hat in ihrer Art noch Ehre und betrügt nur, wie es Mädchen für Notwehr halten, um ihre Mädchenfreiheit aus Obſeſſionen herauszubugſieren.

Ich danke Ihnen für dieſes Wort, ſagte der Marcheſe mit großer Wärme und reichte mir die Hand aus dem Bette. Ich danke Ihnen, wiederholte er zwei- oder dreimal und ſetzte hinzu: Sie ſind ein Edelmann! — Daran erkannte ich, daß ich ihn richtig beurteilt. Es tat ihm wohl, Worte zu hören, die ſeinem Stolze und noch immer — ſeiner Leidenſchaft ſchmeichelten. Aermſter!

Um von *meinem* Zuſtande zu ſprechen, ſo hat kein Windregenwetter auf der Heide je ſo gründlich ein armes Hirtenfeuerchen ausgelöſcht, als dieſer Brief meine großmütige, ritterliche und am Ende erlogene und zuſammenphantaſierte Liebe hinwegfegte.

Und doch! Jetzt, erſt jetzt fühlte ich mich verwüſtet, oder war eine Verwüſtung vollendet, wie es nicht auf einmal und nur zum zweiten Male geſchehen kann. Wie werden Länder zu Wüſten? Erſt verheert ſie ein Feind: er haut die Fruchtbäume um, verbrennt die Saaten, zündet die Wälder an. Ihm folgen die Elemente. Dörrender Sonnenbrand, austrocknende Stürme, Blitz und Hagelſchlag und der Wolkenbrüche furibunder Ravinenſchwall. Sie ſchinden, ſchaben und geißeln die Fruchterde ſelbſt hinweg. Das Land iſt entfleiſcht bis aufs kahlſte Knochengefelſe. Jetzt wächſt nichts mehr!

So tat mir Carola, das barbariſche Elementarweib. Demantina war mir verloren wie ein Ideal, das zu erreichen die Seligkeit iſt, deſſen Unerreichbarkeit aber faſt zu ſeiner hochgedachten Natur gehört. Sie hätte den liebeglühenden Knaben zu einem Gott erhoben, aber ſie hätte ihn zu ſich *erhoben*. Umgekehrt ſtieg ich zu Carola ein wenig herab, ich hätte ſie faſt zu mir erhoben. Durchbohrender, als Gnade nicht zu erhalten, iſt die Beleidigung, den beſten Willen, ſie ſelbſt zu erweiſen, verhöhnt zu ſehen. Carola machte mich

glauben, ihr Glück liege in der Hand meiner Liebe und Ehre, ſie ſei ein Opfer und ich halte ein Schild über ſie, kein geringeres als meine eigene Perſon. Sie ließ mich das Beſte fühlen, was meinem Geſchlechte gegeben: die P f l i c h t des Mannes gegen das Weib, den S c h u t z, den er ihr ſchuldig iſt. Sie nahm es an, mein männliches Kronjuwel, und — warf's in den Kot! Sie nahm es an, küßte mich dafür und — bohrte mir einen Eſel! Begoſſen mit Scham, ſchlich ich an den Häuſern Bolognas nach Hauſe. Ich war lächerlich.

Zu Hauſe erwartete mich — Zuppa. Er hatte einen jungen verwelkten Menſchen bei ſich, der wie ein durchgefallener Student ausſah, welcher ein ausgepfiffener Komödiant geworden und ſoeben ein falſchſpielender Croupier werden will. Er nannte ihn Bruder Vincenz, oder, mit ſeiner welſchen Vorliebe, Vincentio und Cencio. Er ſtellte mich ihm als den Kavalier vor, der etwas für ihn tun werde, „wenn er ſich beſſern würde". Uebrigens ſchien ihn der Bruder ſelbſt zu genieren und in unſrer alten Vertraulichkeit irrezumachen, denn er redete mich nicht mehr mit „du", ſondern abwechſelnd mit „Ihr" und mit „Sie" an. Das brüderliche Pflänzchen war im Verborgenen aufgewachſen, die Mutter ſchien ihn vor ihrem Sohne Ludwig und beide Kinder zumal wieder vor einem Manne totgeſchwiegen zu haben, von dem ſie ſich lange einbildete, daß er ſie heiraten würde. Daher ließ ſie den Cencio landſtreichen und tat den Lude als Kloſterknecht aus. Wer der Vater oder die Väter des Brüderpaares, iſt nie bekanntgeworden. Die alternde Mutter, ihrer Jugendtäuſchungen quitt, ſtützte ſich jetzt auf Lude; ſeine italieniſchen Dukaten machten ſie mütterlicher und lockten, wie der Honig die Weſpen, plötzlich auch den Bruder Vincenz von ſeinem ewigen Flirren heim. Das waren Zuppas deutſche Nachrichten, die er mir auf italieniſch zum beſten gab. Was ich davon überhört, weiß ich nicht, denn wie zerſtreut hörte ich zu! Es war ein ungemütliches Wiederſehen. Zuppa fühlte es und empfahl ſich verlegen und mutlos. Ich entſchuldigte mich und bat ihn für morgen zu Gaſte. Wir hätten allerdings zu ſprechen und recht viel, aber unter vier Augen.

Am nächsten Tage nun hielten wir wieder ein Mahl in alter brüderlicher Weise und zum Nachtisch erzählte ich ihm — die Geschichte meiner gestrigen Verstörtheit. Innig freute ich mich, daß ihn mein starrer, diesmal so ganz veränderter Ton nicht täuschte. Ich erzählte mit kalter Ruhe, mit historischer, selbstloser Stoffherrschaft; aber er fühlte den verbissenen Schmerz noch lebhafter, als einst den lauten und jammervollen, in meinen blutlosen Worten.

Als ich zu Ende war, schielte er mit einem eigentümlichen Blicke nach mir. Ich bemerkte es und — sagte nichts. Da nickte er stumm vor sich hin. Ich bemerkte es wieder und — sagte nichts. Zuppa schickte hierauf seinen Bruder Cencio mit meinen Empfehlungsbriefen nach Rom, er selbst aber blieb bei mir in Bologna. —

Aveugles mortels que nous sommes! fing Rousseau eine Zeitlang alle seine Briefe an. Blinde Sterbliche, die wir sind! Jawohl, jawohl! Als ich am nächsten Morgen zum Marchese ging, präparierte ich mich, wie auf ein Kollegium. Wer sonst als Carola konnte den tiefgetroffenen, verwundeten Mann jetzt und noch lange beschäftigen? Auf diesem Thema voll glühender Kohlen zu wandeln, ohne ihm wehe zu tun, suchte ich jedes seiner Worte vorauszusehen, und, weil ich's schon einmal so gut getroffen, jede meiner Antworten seinem Herzensbedürfnisse anzupassen. Blinde Sterbliche, die wir sind! Sah ich das Zeichen nicht, das heute am Horizonte stand? Von welch anderen Dingen sollte die Rede sein! Wie ahnungslos ging ich ihnen entgegen!

Der Marchese sah übel aus, hatte schlecht geschlafen, schimpfte auf den Doktor, auf die Bedienung, auf das Klima, verklagte die ganze Welt: Mit welcher Selbstanklage sollte ich, der Urheber all dieses Ungemachs, seine Leiden ansehen! Mit aufrichtigem Mitgefühl brach ich in die Worte aus: Das tut mir ja leid, Herr Markgraf, daß unser Renkontre Sie mit so lästigen Folgen plagt. Und fast vorwurfsvoll setzte ich hinzu: Aber wer hätte auch denken können, daß ein Fechter wie Sie meine elende Finte nicht parieren würde!

Sei'n Sie ganz ruhig, antwortete er, Ihre falsche Terz

war auch wirklich unſchuldig. Aber Ihr Auge hatte einen Blick dabei, — ein Strahl entblitzte ihm plötzlich — das war Ihr Degenſtich. Ich geriet außer Faſſung. Eine Geiſterhand ſchlug mich. Ah, mein Lieber, was für Naturſpiele gibt es! Ihr Auge brach ſich in einem Lichte, — als ob Sie es einem toten Weibe aus dem Grabe geſtohlen hätten! Und nun fuhr er im Plauderton fort: Ihre Mutter muß eine ſchöne Frau ſein, mein Freund.

Ich lächelte trüb-ironiſch. In unſerm weſtfäliſchen Winkel wüßte ich den ganzen Schlag nicht zu loben. Aber ſpeziell die Frau, die an der äußerſten Altersgrenze der Mütterlichkeit meine Mutter geworden, kann wohl niemals ſchön geweſen ſein. Eher das Gegenteil.

Aber, Beſter, wie ſprechen Sie denn? In unſerm weſtfäliſchen Winkel. Sie ſind ja ein Römer!

Naturaliſiert, Herr Marcheſe.

Und zwar vortrefflich. Sie ſind wohl ſchon in den Windeln verpflanzt worden?

Nichts weniger. Ich war ein Range von dreizehn, nein, ſchon im vierzehnten . . .

Im vierzehnten! Und aus Weſtfalen! Gott und alle Heiligen! Es wird doch . . . Wer, wer . . . wie heißt der Mann, den Sie als Ihren Vater kennen?

Konrad Folk, Domänenpächter in der Nähe von . . .

Amadé, mein Sohn! mein Sohn!

Der Marcheſe ſprang wie ein Löwe aus dem Bette, ſchwang mich in die Lüfte, wie einen Neugeborenen, kam außer Atem, keuchte, ſchluchzte, warf mich aufs Bett und ſich über mich, brüllte Freudenſchreie, daß die ganze Dienerſchaft hereinſtürzte. Hinaus, Volk! donnerte er, er gehört mir allein! Mein Kind, mein Kind iſt da, mein Sohn iſt gefunden! und nun brach er in Tränenſtröme aus, weinte, küßte und zauſte in mein Geſicht und meine Locken hinein und lachte wie ein wahnſinnig Wiehernder: das ſind die Küſſe deiner Mutter — jetzt küßt dich dein Vater, mein Bübchen, — Olivia, weide dich, küſſ' ihn, küſſ' ihn, — laß, jetzt komm' ich wieder dran . . . Aber ich kann die Raſerei

unmöglich nachſchreiben. All der geheiligte, tugendgewordene Eltern-Egoismus, der im Kinde ſich ſelbſt vergöttert, die ganze Vater- und Muttergier von zweiundzwanzig verſäumten Jahren, — ja, auch die Muttergier, denn im Geiſte bat er fortwährend ein Weib, das tot war, auf meine Lippen zu Gaſte, — kaum hab' ich's erlebt, denn es kam wie ein Schwall aus zerriſſenen Dämmen über mich. Die Beſinnung verließ mich. Nur darauf beſinne ich mich: auch ich weinte zuletzt, aber bitterſte Schmerzenstränen. So bin ich zu Hauſe nicht geküßt worden! Ich fühlte: mein Leben war um ſeine ganze Menſchlichkeit betrogen, — ich hatte keine Eltern! ich war kein Kind!

Es dauerte lange, — Stunden vergingen, faſt der ganze Tag, bis der Marcheſe ſo ruhig wurde, zu dieſem ſturmvollen Augenblick die Vorgeſchichte zu erzählen.

Er erzählte folgendes:

Ich habe deine Mutter geliebt — wie ein Hungriger das Mahl, wie ein Blutegel das Blut: mit aller Kraft meiner Begierden. Ich hätte ſie vielleicht lieben ſollen — wie eine Blume im Ziergarten. Meine Leidenſchaft war ihr zu ſtark. Sie nannte ſie herriſch, tyranniſch, drückend. Dein Daſein iſt deiner Mutter faſt abgerungen. Deine Mutter hat mir dein Daſein nie verziehen; du wurdeſt kein Bindeglied zwiſchen uns, eher eine Scheidewand. Dich vergötterte deine Mutter, du warſt ihr Himmel auf Erden. Alles, was weiblich-ſchön und gut in ihr war, wurde Mutterliebe, nicht Gattenliebe. Sie nahm dich an wie eine Losſprechung von der Sünde, ich aber ſchien ihr die fortgeſetzte Sünde. Es ſagt ſich zum Lachen oder zum Verzweifeln: teilhaftig ihrer letzten Gunſt, wie man es nennt, rang ich vergebens um ihre Gunſt! Es war eine Liebe wie ein Kreuzweg: das Zuſammentreffen faſt nur ein Punkt, alles übrige eine Flucht der Linien. Wir waren uns allzu unähnlich. Olivia war ein engliſches Mädchen von jener zarten, aber überſpannten Gemütsart, wie es die Engländer ſelbſt, und ſie zuerſt, ſentimental genannt haben. Eine weiche, ſchwärmeriſche Mondſcheinſeele, ein Tautropfen für einen Poeten. In der

Liebe liebte ſie Girren und Koſen, ſie wollte mit Schmachten verehrt, mit Samthänden angefaßt, mit Harfen und Flöten umſäuſelt ſein. Feuer in der Liebe, Wildheit und Ungeſtüm vertrug ſie nicht. Wer dieſes Lämmchen lenken wollte, mußte es mit Roſen- und Lilienſtab tun, nicht mit Zügel und Sporen. Meine feſte Hand war ihr bloß eine ſchwere Hand. Es fehlte ihr zwar ſelbſt nicht an Feſtigkeit, aber das war kein verwandter Zug, womit ſie mir gerecht werden und mich verſtehen konnte, ſondern unglücklicherweiſe ein kleines trotziges Etwas von engliſchem Freiheitsſinn, der ſich gegen mein ſtärkeres Geſchlecht auflehnte; von engliſchem Nationalſtolz, der den foreigner ſtets ein bißchen zu verachten bereit iſt. Und ſchließlich hatte ich nicht einmal materielle Vorteile über ſie, denn ſie beſaß ein unabhängiges Vermögen und ſtand ganz frei in der Welt, nachdem ſie einen alten Onkel, der noch bei Bunkershill mitgekämpft, in Fraskati begraben hatte. Nicht einmal Familienrückſichten nötigten ſie, ihrem Kinde einen Vater zu geben. Wenn ich ihr Kammermädchen recht ausgehorcht habe, ſo dachte ſie, in der Rolle einer Witwe, angeblich aus Indien, abwechſelnd die Schweiz und Südfrankreich zu bewohnen und ſich ganz deiner Erziehung oder Vergötterung zu widmen. Sie verlangte nicht Gattin, nicht meine Gattin zu werden. Ich warb völlig hoffnungslos — um die Mutter meines Sohnes!

In ſolchen Fällen pflegt ein Prozeß um das Kind nicht ſelten ein erfolgreiches Zwangsmittel gegen die Mutter zu ſein. Aber unſre Jurisdiktion — ſie engliſch, ich römiſch — wäre eine gemiſchte, alſo ſehr verfällige geweſen, und die ganze Schreiberei widerſtrebte meiner gewalttätigen Heftigkeit. Ich handelte in meinem Charakter.

Ein deutſcher Geologe war in den Apenninen verunglückt und ſein Famulus wurde mein Büchſenſpanner. Konrad Folk war ein Geſchöpf ſeiner ſelbſt, hatte ohne Schulwiſſen hübſche Kenntniſſe in Botanik, Mineralogie, Berg- und Forſtweſen, aber mehr als alles Eigenſchaften, die ich vortrefflich und zwar ſofort zu verwerten wußte: Entſchloſſenheit, Verſchwiegenheit, goldtreue Ergebenheit im Herren-

dienſte. Mein Werk erfand ſich von ſelbſt durch das taugliche Werkzeug, das zur Hand war.

Ich entführte dich. Weit weg von Italien führte ich dich, tief nach Deutſchland hinein, und verbarg dich bei Konrad Folk, der jenſeits des Weſterwaldes zu Hauſe war. Mit einem kleinen Kinde und auf täuſchenden Umwegen dauerte dieſe Reiſe vierzehn Tage. Nur um ſo zufriedener flog ich mit unterlegten Pferden zu Olivien zurück. Je länger, um ſo mürber wird ſie geworden ſein, hofft' ich mit Zuverſicht, und zweifelte keinen Augenblick, eine reife Frucht zu pflücken.

Die Frucht meiner Tat war folgende. Die verzweifelte Mutter hatte am erſten Tage wie eine Wahnſinnige geraſt, am zweiten verfiel ſie in Erſtarrung, verſagte Nahrung, Sprache, Mitteilung; am dritten fiſchte man aus dem Fucinerſee ihre Leiche!

Da ſchrieb ich an Folk, er möge dich behalten. Ich überwies ihm eine Summe, womit er ſich einrichtete und einen Domänenwald pachtete. Sofort beweibte er ſich auch mit einem jungen hübſchen Mädchen, das ihm aber ſamt ihrem Kinde ſchon im erſten Wochenbette ſtarb. Sie hatte eine Schweſter mit ins Haus gebracht, weder jung, noch hübſch, dagegen ausgezeichnet gewandt, einem Manne ſich unentbehrlich zu machen. Dieſe ſeine Schwägerin ehelichte Folk, und das iſt nun deine Mutter — an der äußerſten Altersgrenze der Mütterlichkeit und niemals ſchön, wie du mit Recht geſagt haſt.

Unter meinen Liebſchaften war erſt nach einer Reihe von Jahren wieder eine Liebe. Eine frommerzogene Dame aus ſlawiſchem Blute, Witwe und Mutter eines ſechsjährigen Söhnchens, war die angebetete Frau, die ich leidenſchaftlich um ihre Hand beſtürmte. Ich hatte Glück, ich war in einem ganz andern Elemente mit ihr als mit der Engländerin, und mit Tränen in den Augen ſeufzte ſie ſelbſt — daß wir kein Paar werden könnten. Warum? Nach langem Widerſtand rückte ſie mit der allerliebſten Kaprice heraus, wenn ſie noch einmal heirate, ſo würde ſie nur wieder einen Witwer mit einem Kinde heiraten. Sie wollte ſeine Groß-

mut, Stiefvater zu ſein, wettmachen, indem ſie Stiefmutter würde. Nur ſo könne die Partie ſich ausgleichen und Argwohn und Eiferſucht vermieden werden. Wer war glücklicher als ich! Mit Entzücken bekannte ich ihr mein vierzehnjähriges Söhnchen, mit dem ich ihr nächſtens zu Füßen liegen würde. Sofort ſchrieb ich an Konrad Folk, dich mir zu ſchicken. Er ſchickte mir nichts als die Nachricht: aus einem brennenden Kloſter ſeien zwei Kloſterſchüler verſchwunden; man wiſſe nicht, wohin. Einer der beiden aber war — mein Sohn! In den damaligen Kriegszeiten, wo ſich ſo mancher Knabe zur Trommel verlief, die Länder bald Freund, bald Feind waren und alle Gegenſeitigkeit des Polizeidienſtes ſtockte, blieben meine eifrigſten Nachforſchungen leider fruchtlos. Meine Geliebte aber ſagte: Wir ſind einander nicht beſtimmt; es iſt ein Fingerzeig Gottes. Dabei blieb ſie und war nicht mehr zu beugen. O dieſe Zartgewebten! Das weichſte Herzchen ſetzt noch ſein härteſtes Köpfchen auf.

Von jenem Augenblicke an floh ich alles, was wie ein Herz ausſah, und empfand ein erbittertes Grauen vor den perfiden Untiefen der gebildeten Schönſeligkeit. Nichts, was durch Kunſt und Erziehung ging, Natur an der Quelle! Derbes, ſinnliches Naturleben, das frank und frei loslegt, von heut auf morgen nichts übrigläßt und alles, was da iſt, im erſten Wurf darſtellt! Ich ſuchte das grobe, aber tüchtige Korn der Weiblichkeit, an dem die Verfeinerung abprallt, die Fackelpracht einer Lebensflamme, die auch von unedlen Stoffen brennt, und, gleich der Pechfackel, nur um ſo ſchöner; kurz, das Weib, das weiter nichts als ihr Blut hat und weiß, wozu ſie es hat. Aber freilich — ſchloß der Marcheſe wegwerfend-zyniſch — aber freilich ſucht dieſes Tier-Weib dann wieder das Mann-Vieh!

Wir wußten, an wen wir dachten, aber der Name Carola wurde nicht mehr genannt. Mit ſtillſchweigender Einigkeit vermieden ihn unſere Geſpräche.

Eitle Mühe! Bald ſprach man von nichts anderm mehr. Die Dachziegel und Fenſterſcheiben ſchienen mitzuſprechen, ſo laut wurde es in ganz Bologna von ihrem Namen.

Eines Tages strömte alles, was Beine oder Krücken hatte, dem Foyer des Theaters zu — einen Kunstsalon gab es nicht — und drängte sich vor ein Bild, das dort ausgestellt war, betitelt: Diana entdeckt die Schwangerschaft der Nymphe Kalipso. Die Szene war eine Badestelle an einem Bach in einer wilden Felsgegend. Diana bloß eine obere Gesichtshälfte, in perspektivischem Dunkel aus Laubschatten vorlugend. Das ganze Beiwerk überhaupt wieder Skizze und leichttuschierte, flüchtige Andeutung. Man mußte es fast suchen. Den vollen Schlag des Effektes führte die Haupt- und Mittelfigur, das Solostück: Kalipso. Eine lebensgroße Nacktheit, glänzend beleuchtet, glänzend durchgeführt, von einem Detail wie ein Rechenschaftsbericht und mit großer Kunst der Schattierung zu einem fast plastischen Rund modelliert. Der stämmig-untersetzte Leib, der trotzig-kurze Nacken, das kecke Bubengesicht, das pikante Affengesicht, — es war wie mit einem Aufschrei von Naturwahrheit: Carola! Die drei Monate ihres Briefes füllten mit dezenter Schalkhaftigkeit eine Kontur, als ob der Künstler außer seiner eigenen Kunstweisheit — die weiseste der „weisen" Frauen konsultiert hätte. Es war eine aufwiehernde Lache von sanglanter Malersatire!

Die Sensation war noch größer als weiland in Rom, denn Bologna war kleiner, an Künstlertreiben und Geniestreiche weniger gewöhnt, die Umstände der Heldin aber — interessanter!

Carola war in Bologna sozial hingerichtet. Sie entfloh zu ihrem Sänger und nicht mit leeren Händen, denn sehr praktisch und gleichsam vorahnend hatte sie für ihr Modellstehen tausend Zechinen genommen, welche Zuppa von den Wechseln, die ich ihm unter sein Kuvert gelegt, zahlen konnte.

Das Bild wurde, schon des geachteten Vaters wegen, bald wieder entfernt, aber von allen „Kunstfreunden" Bolognas heftig begehrt. Am leidenschaftlichsten begehrte es und den höchsten Preis zahlte dafür — der Marchese. Dieser unbändige Mann versagte sich keine seiner Passionen. Er bediente sich des Kavalierrechtes zynischer Ungeniertheit in der er-

ſtaunlichſten Ellenbogenweite. Er ſtellte das Bild in ſeinem Zimmer auf und rückte ſich's in ſeinen beſten Geſichtswinkel. Da ſtand ſie, die Nymphe Kalipſo, zwiſchen Vater und Sohn die Dritte! Ich mußte ihm von meinem brennenden Kloſter erzählen, erzählte ihm meine italieniſchen Kindesahnungen; er ſprach noch mehreres von meiner Mutter, der unglücklichen Ophelia des Fucinerſees, die tiefſten Herzenstöne erklangen, eine Träne quoll oft dazwiſchen — und das alles unter den Augen der Nymphe Kalipſo! Da ſtand ſie, die bloßgeſtellte Frivolität ihres Geſchlechtes, dem alten, unglücklichen Manne zur gemalten Gefährtin ſeines Krankenbettes, — ſeines Totenbettes.

Ja, ſeines Totenbettes! Dahin kam es! Am Arzte und ſeinen Vorherſagen war nicht zu zweifeln, aber das geſchah wider die Wiſſenſchaft. Carolas Brief und der Fund ſeines Sohnes hatten die feinſte Rechnung zerriſſen. Er ſollte Aufregungen meiden und er gab ſich ihnen rückſichtslos hin. Sein Blut ſollte ruhig pulſieren und er ließ es in Grimm und Freude zügellos ſtürmen. Jede Empfindung war ihm Genuß, nichts wirklich Lebendiges verſagte ſich dieſer üppiggewöhnte Charakter.

Seinen Tod dagegen ertrug er wieder als Weiſer. Ja, ſelbſt die Poeſie, die er zeitlebens gehaßt hatte, fand er an ſeinem Tode heraus. Mein Tod iſt wunderſchön komponiert, ſagte er am Morgen ſeines Sterbetages. Zwei Männer, im Kampfe um ein Weib, welche unbekannterweiſe Vater und Sohn ſind. Der unbekannte Sohn trifft den unbekannten Vater und trifft ihn mit dem Blicke einer nie gekannten Mutter, deren Tod er zu rächen hat. Den Tod, den ich ihr gegeben, gibt ſie auch mir und gibt ihn mir durch das Kind, das ich ihr entriſſen. Wahrlich, ich bin ſinnreich bedient. Man kann nicht folgerichtiger ſterben.

Am Abende dieſes Tages lag er tot in meinen Armen.

Ich war ein Vatermörder!

In jener Nacht habe ich beten gelernt. Ich habe es ſeitdem nie mehr verlernen können.

8.

Zur Neige

Ich war Marcheſe Santafiore. Von der Kurie die nötigen Dispenſe und Lizenzen zu erwerben, den natürlichen Sohn rechtmäßig zu machen, entfernte Aſpiranten abzufinden, mich zum Haupterben ſeines unermeßlichen Vermögens einzuſetzen, das waren die Lieblingsgeſchäfte meines Vaters, die er in den letzten Tagen ſeines Krankenlagers mit gewohntem Willenseifer verfolgte. Feierliche, ja heilige Akte wurden notwendig und ſie alle handelten — vor dem unverhängten Bilde der Nymphe Kalipſo. Welch eine wohlgenährte Sinnlichkeit!

Aber bin ich nicht ſein Sohn? Ach, ich bin es nur allzu ſehr! Die ſtarkbelebte Sinnlichkeit meines Vaters, verdünnt mit dem Geiſterhauch meiner ſeelentiefen Mutter, das iſt mein ganzes Ich. Eine gewagte, faſt unmögliche Miſchung! Ich würde mich ſelbſt nicht verſtehen, hätte ich meine Eltern nicht kennen gelernt. Sie haben mir Gegenſätze vererbt, welche mehr als das, welche Widerſprüche ſind.

Wie ich ſie durchs Leben getragen, liegt nun vor.

Einen Mann macht ſein Verhältnis zum Weibe. Er ſteht und fällt damit. Verſagt ihm das Wort, das den Zauber der Weiblichkeit löſt und an ihn bannt, ſo ſtürzt ihn die Sphinx in den Abgrund. Als ich in den Abgrund fuhr, da variiert' ich den Mythus, denn ich zerrte die Sphinx mit mir. Meine Galerie iſt die ſchlechte Ausſprache meines Zauberworts. Ich entriß der Schönheit die F o r m, ich ſtahl ſie dem Weibe meuchlings.

Aber ignoriert wollte ich die Seele doch auch nicht haben. Ich mußte mich necken mit ihr. Sie hatte mir wehe getan und ich wollte ihr wieder wehe tun. So hetzte ich meinen Zuppa auf ſie. War es denn nicht auch eine ſeeliſche Tatſache, wie meinem Maler die Körper ſich auslieferten? Wie er die See-

len quälte, um ihren Leib zu bezwingen? Denn nicht gemietete Modellſteherinnen ließ ich mir malen, ſondern Mädchen und Frauen der ſogenannten guten Geſellſchaft. Ja, wo möglich berühmte Tugenden. War ich doch reich! O des Viperngedankens: die Keuſchheiten und ihre Preiſe! Ja, ja, ich fuhr fort, mich an dem Geſchlechte zu rächen. O des Viperngedankens in Damenzirkeln der feinſten Welt: dich ſeh' ich wohl durch die Augen meines Malers! Und warum meines Malers? Die leichteſte Vorrichtung in ſeinem Studio — und gegönnt war mir das Ovidiſche: „conscia lumina feci!"

Die Frommen ſelbſt ebneten dieſen Unfrömmigkeiten den Weg. Zuppa war in Rom wieder möglich. Die Sanfediſten hatten die Parole ausgegeben, die Aehnlichkeit der Rorane und der Demantina zu leugnen. Wieder eine Weile und ſie leugneten das Bild ſelbſt. Ein ſolches ſei niemals ausgeſtellt geweſen. Die Sage führe ſich auf ein Parteimanöver der Bonapartiſten zurück, glücklicherweiſe ein plumpes und leicht durchſchaubares! Kurz, wenn die Geſchichte aus zwei Teilen beſteht: aus dem allgemein gelogenen Unwahren und aus dem allgemein verleugneten Wahren, ſo ſahen wir hier einen Muſterfall von Geſchichtsbildung!

Wir profitierten davon. Wir bekamen nur um ſo freiere Hand. Wie Ludwig XI. mit ſeinem Gevatter Henker, durchſtreifte ich mit meinem Zuppa die beau monde und bezeichnete ihm bald dieſes, bald jenes Haupt, das ich zum Opfer begehrte. Mein Werk erfand ſich von ſelbſt durch das taugliche Werkzeug, das zur Hand war, — hatte mein Vater geſagt. Ein ſolches Werkzeug war mir auch Zuppa. Es traf alles zuſammen, dem verführeriſchen Zufall die höchſte Vollkommenheit zu verleihen. Zuppa war als Nacktmaler ein Naturwunder, daher das Werkzeug ſchon in erſter Vorbedingung das tauglichſte. Vollends unſchätzbar aber machte ihn mir ein zweiter Charakterzug ſeiner Natur. Er war ſo ſehr Kind des Augenblicks und des ſinnlich Unmittelbaren, daß er für jene große Abſtraktion, welche wir Ruf und Ruhm nennen, keinen Sinn hatte. Mein Dienſt unterſchlug ihm die

öffentliche Anerkennung seines Genies, denn es war ja ein Geheimdienst. Durch das seltsamste Naturspiel von der Welt war ihm aber das ganz recht. Ihm selbst machten die tausend kleinen und freilich pikanten Abenteuer unsers Geheimtreibens so entschiedenen Spaß, daß er sich in die Schliche und Dunkelheiten dieser Privatliebhaberei wie ein Käfer in die Blume einwühlen konnte, aber törichter als ein Käfer, den Luftraum der Oeffentlichkeit, das Element jedes Künstlers, völlig vergaß. Um ihn als Freund und nicht als Diener zu halten, honorierte ich ihn nicht im einzelnen, sondern gab ihm ein für allemal eine Million, und da fühlte er sich hochbeglückt, ohne zu bedenken, daß ihm die öffentliche Ausübung seiner Kunst ein ähnliches Vermögen, aber den Ruhm noch dazu eintragen konnte. Eine zweite Million gab ich ihm gern, als er zu meinem Schrecken eines Tags heiraten wollte. Ein Geheimnis wie das unsrige vertrug keine Frauenzunge zwischen uns beiden. Ich kaufte ihm seine Heiratslust ab und schüchterte ihn durch einen feierlichen Eid ein, sein Leben ehelos zu führen. Diesen Eid hat er formell zwar gebrochen, denn noch spät ging er eine heimliche Ehe ein; inzwischen übte er doch besser Verschwiegenheit, als es bei seinem grundlosen Leichtsinn zu hoffen war. Weder sein Weib noch seine zahllosen extremen Liebschaften sind ihm je gefährlich geworden. Dagegen wurde es ihm mit zunehmenden Jahren Bedürfnis, — denn jedes unnatürlich Verschlossene sucht sein Ventil, — in der Unterhaltung mit gescheiten und lebhaften Männern, zumal Fremden, als Künstler und Lebemann sich zu genügen. Ich erfuhr manches davon und war nicht ohne Sorge, sah es ihm aber nach, so gut es ging.

Hatte die Gefahr, die ich von seiner Seite fürchtete, doch angefangen, schon näher auf der meinigen zu liegen. Immer unmöglicher wurde es mir, den jährlich wachsenden Schatz meiner gymnoplastischen Tableaus in Rom selbst zu sekretieren. Ich mußte mich entschließen, sie von mir zu tun. Nachdem die erste Begier dieses Genusses gestillt war, konnte ich es wohl auch. Ich brachte sie nach Oberitalien in eine unbesucht-einsame Flußniederung, wo ich unter den Erbgütern

meines Vaters einen alten, in den Zeiten der Kondottieri als Kaſtell befeſtigten Meierhof beſaß. Zum Kaſtellan erkor ich mir Zuppas Bruder Cencio, der ſich zu dieſem Hehleramte allein tauglich erwies, — in allen ehrbaren Verhältniſſen ein unverbeſſerlicher Taugenichts! Sicherer genoß ich dort meiner Geheimniſſe, wenn auch ſeltener; — aber kaum war es ſelten, denn oft genug paſſierte ich das Kaſtell, indem mich meine kirchenpolitiſchen Reiſen bald zum Vizekönig in Mailand, bald zum König in Turin, oder über die Alpen an die rheiniſchen und weſtfäliſchen Biſchofskurien führten. Ja, ich diente der Kirche, die ich verabſcheute, ich diente ihr um der Süßigkeit der Religion willen. Aber ich diente ihr in meiner ſelbſtändigen, verſöhnlichen Weiſe, die mitten unter unvernünftig-extremer Parteiung viel Spott, viel Undank und doch — viel ſtilles anonymes Verdienſt ſich erwarb. Ich verabſcheute die Kirche und diente ihr, ich fluchte dem ſchönen Geſchlechte und entführte es in meine Schönheitsgalerie — mein Schickſal war ein Leben in Brüchen!

Und doch ſchien der barmherzige Gott auch mir die Einheit ſenden zu wollen, aber der Engel, ſein Sendbote, beſtellte ſie mit einer unglücklichen Hand. Ach, es fehlt den beſten Monarchen oft an Vollzugsorganen!

An der Schwelle meiner verſchloſſenen Türe lag eine Jungfrau auf ihren Knien und erflehte von Gott meine Zurückkunft. Drei Tage weinte und betete ſie und kam immer vor die Türe und fand ſie immer verſchloſſen. Da ergab ſie ſich am vierten „in den höheren Ratſchluß" und übergab ſich dem ungeliebten Manne — Ascanio Caradoſſa. Das Mädchen war — Dezia.

Sieben Jahre diente der Patriarch um ſein erſtes, ſieben um ſein zweites Weib. Der unglückliche Conte, nicht verſchmerzend den Stachel ſeiner vergifteten Liebe, hatte vergebens Länder und Meere durchreiſt und kehrte nach Jahren zu Demantinen zurück, deren Aufenthalt er mühſam erforſcht. An der Schwelle der Mutter empfing ihn, zwölfjährig, die Tochter. Er ſtand und ſtaunte. Er ſagte nichts und wartete zwei Jahre. Dann begehrte er ſie zum Weibe. Noch

ſchützte ſie ihre Jugend. Er wartete wieder zwei Jahre. Da ſchützte ſie — nichts mehr. Sechzehnjährig, war ſie an Pracht und Reizen zum Naturwunder des üppigen Südens aufgeblüht. Demantina ſelbſt unterſtützte den Freier. Sie ſchien die Gewiſſensſchuld eigener koketter Unnahbarkeit zu fühlen und zu bereuen, ſie ſehnte ſich nach dem Kloſter und wünſchte Pflichten und Sorgen der Mutter abzutun. Genug, ſie bedrängte die Tochter. Sie aber, die kleine Dezia — trug m i ch im Herzen. Sie hatte den Knaben-Jüngling nicht vergeſſen, der ihre Kindheit auf den Knien geſchaukelt. Geliebter Mann, rette mich vor dem ungeliebten und nimm hin, was dein iſt! So flog ſie nach Rom — und ich war fort! Fort auf der Transportreiſe meiner raccolta pornographica. Ich hatte andere Sorgen. Ich verſorgte jene Bilder — welche ihr Geſchlecht beleidigten. Der Augenblick war dahin. Auch mich hat das Glück geſucht und nicht gefunden! Der Augenblick war dahin.

Das alles weiß ich erſt ſeit vier Jahren, ſeit Dezia Witwe. Die Frau mit den Silberfäden im Haare ſprach mir von ihrer Jugendliebe — aus dem Grabe der Vergangenheit heraus. Jetzt iſt ſie fünfzigjährig. Zwei kleine Mädchen ſpielen um mich, ihre Enkelinnen. Die Urenkelinnen der Demantina! Wahrlich, es iſt Zeit, daß ich gehe. Noch bin ich ſelbſt kaum ein mittlerer Sechziger, aber es iſt Zeit. Die Urenkelinnen der Demantina!

Ich eile zum Schluſſe.

Auf meiner letzten Reiſe nach Deutſchland beſuchte ich einen Kupferſtecher, einen jener Künſtler, welche von der Reklame nicht, aber von den Kennern eifrig einander genannt werden. Der Mann legte mir in der Tat köſtliche Blätter vor, eigene und fremde Arbeiten und die letzteren neidlos neben den erſteren. Dabei unterſtützte den vereinſamten und im Fremdenverkehr ein wenig linkiſchen Künſtler mit allerliebſter Gewandtheit ſein Töchterchen, ein feines und auffallend ſchönes Mädchen. Aber ich ſtutzte einigermaßen, wie ihr die Nymphen und Faune, die Mänaden und Bacchanten, wie ihr die mancherlei Badenden und Lüſternen durch die Hand gin-

gen, als ob es die unſchuldigſten Dinge wären, die ein junges Mädchen ſehen und in Geſellſchaft ſehen dürfe.

Als nun der Vater einem Neuangemeldeten ins Empfangzimmer entgegentrat, verſuchte ich die Jungfrau. Ich legte ihr einen Stich vor, eine Eva vor dem Sündenfall und ohne Feigenblatt, und fragte ſie dreiſt: Würden Sie ſich auch ſo malen laſſen können? Sie antwortete ohne Ziererei: Wenn es mein Vater verlangte, ja; aber ein Vater verlangt es nicht. Ich fuhr fort: Das käme auf die Probe an. Ich könnte Sie mir beſtellen — als eine Hebe, Pſyche, Grazie, oder als eine Eva, wie dieſe da, und Ihrem Vater eine ſchwere Summe dafür bieten, denn ich bin ein reicher Mann. Was ſagen Sie dazu? — Aber warum denn juſt mich? antwortete ſie unerſchütterlich harmlos. Alle dieſe Stoffe haben wir ja ſchon und wohl recht ſchön; die Hebe von Canova, die capuaniſche Pſyche, mehr als eine klaſſiſche Eva . . .

Da erſchien der Vater mit dem angemeldeten Kunſtfreunde, welcher ein noch jüngerer Mann war. Und jetzt entfernte ſich das Mädchen.

Was hatte ich geſehen? Naivität? Koketterie? Phlegma der Gewohnheit? Warum hielt ſie mir ſtand und entfernte ſich erſt, als ſie einen Jüngeren eintreten ſah? War ich ſchon ein Neutrum? Vielleicht verdroß mich das nicht am wenigſten und reizte mich unbewußt zu einer Rache. Ich telegraphierte an Zuppa. —

Im römiſchen Hippodrom tauchte vor kurzem die Kunſtreiterin Selina auf, eine Schönheit, von der man in Zeitungen und Geſellſchaften bis zum Ueberdruſſe hören mußte. Hören! Ich war der Mann, ſie zu ſehen! Das Abenteuer aber wurde pikanter, als die Viveurs, vielleicht auch die feineren Reklamemacher, den Ruf ihrer Sprödigkeit verbreiteten. Eine ſpröde Kunſtreiterin! Ich war der Mann, ſie zu verſuchen. Ich hetzte meinen Zuppa auf ſie.

Faſt hetzte ich mich ſelbſt, denn meine Manie war nicht mehr die alte. Unglücklicherweiſe ſchärfte den ſtumpfgewordenen Sporn ein Umſtand, der für mich entſcheidend wurde. Die Zeitungen verbreiteten biographiſche Notizen über ihre

Tagesheldin, und siehe da, Selina war eine Tochter der Carola! Dieses zügellose Mädchen hatte nach ihrer Flucht aus Bologna ihren Sänger geheiratet, dem sie die tausend Zechinen ihrer exposition naturelle zubrachte. Sie versuchten damit die Entreprise einer kleinen Operngesellschaft, führten hierauf mit abwechselndem Glücke, bald im Flor bald bankerott, ein wanderndes Theaterleben und kamen zuletzt, da die Tendenz doch nach abwärts ging, beim Puppentheater an. Aber selbst da noch war der Kobold in ihr so übermächtig, daß sie z. B. ihre sämtlichen Marionetten auf die berühmtesten Namen taufte, welche ihren und ihres Vaters weiland so glänzenden Hof in Bologna verherrlicht. Das Publikum sah mit Verwunderung die Elite Italiens, ja Europas an ihren Drähten zappeln, was dem unbändigen Weibe mitten in Not und Sorgen den tollsten Spaß machte. Dabei gebar sie ihrem Manne nicht weniger als vierzehn Kinder und das mütterliche sang riche stattete noch das letzte Kind ihres Alters, die Kunstreiterin Selina, zu einer gefeierten Schönheit aus. Welche Wirkung auf meine Phantasie! In meiner Schönheitsgalerie eine Mutter und Tochter zugleich zu besitzen, wäre ein Unikum derselben, wäre ein würdiger Abschluß des Ganzen gewesen. Noch einmal kommandierte ich meinen Zuppa. Sie sollte die Letzte sein.

Sie war die Letzte!

Zuppa ist ermordet! Ich wußte es, daß wir auf einer Schwertschneide wandelten, ich und er; aber — nichts ist dem Sommer gemeiner als die Blitze und nichts ist zerschmetternder als ein einschlagender Blitzstrahl. Ich fühle mein Gericht! — Es war ein ehrbarer Rachemord, die Umstände werden gar nicht verschwiegen, man nennt laut seinen Mörder. Ich nenne ihn bei mir im stillen. Sein Mörder bin ich. Ueber mich kommt sein Blut!

Ein Zettel ist mir zugestellt worden, mit seinem Siegel und mit der Aufschrift seiner Hand: „Dem Marchese Santafiore nach meinem Tode zu übergeben." Der Zettel enthält nichts als die Worte: „Die Tochter des Kupferstechers ist unecht. Mein einziges Falsifikat. Verzeihung dem Toten." Welch

ein Gewiſſen, das rühren könnte, wäre es in einer guten Sache betätigt!

Dieſer Zettel liegt bei. Ich beichte dem Manne, deſſen Brautglück ich zugrunde gerichtet, aber jede Beichte heiſcht zweierlei: Geſinnung und Werke. Möge der Zettel noch wirken können!

Sie war ein Falſifikat! Und Selina war noch weniger als das. So viele Frevel haben wir ſtraflos vollbracht, aber die zwei einzigen, die wir verſucht und nicht vollbracht haben, richten uns hin. Mein Vater rühmte die ſinnreiche Gerechtigkeit ſeines Todes. Ueberbiet' ich ihn noch?

Meine Hand wird immer unſicherer. Ich ſchließe. Es iſt ein ernſter Moment, das Leben zu verlaſſen, ein ernſterer, es ſo zu verlaſſen, daß man es einem anderen abbitten muß. Dir bitte ich's ab und ich tue es — indem ich es dir erzähle. Du ſiehſt, was immer und überall zu ſehen iſt: Urſachen und Wirkungen. Ich habe dir mit büßendem Willen erzählt, was ich verbrochen, aber was andere an mir verbrochen, hatte unwillkürlich mitzureden und floß in innigſter Miſchung mit ein. Wie könnte es auch anders ſein? Wird es nicht ewig ſo ſein? Aber ſeltſam geſchieht mir jetzt! Ich überblicke das alles und frage mich ſchließlich: habe ich *mein* Leben erzählt, oder überhaupt *das* Leben? Iſt es nicht eines jeden Menſchen Leben: Leiden zufügen und Leiden erleiden? Ich berechne mich mit dir, Juſtus Balm; wirſt du mit deinem Nächſten nicht wieder zu rechnen haben? Können zwei ſich berechnen, ohne daß die ganze Welt mitrechnet? Der ſittliche Kredit läuft wie der Geldkredit. Wenn der Erſte dem Zweiten Kredit ſchenkt, hört die Wohltat beim Zweiten nicht auf; ſie läuft durch unbekannte Reihen an unbekannte Enden. Wenn der Erſte dem Zweiten Kredit bricht, ſo macht auch der Verluſt beim Zweiten nicht halt, ſondern pflanzt ſich ins dunkelſte Ferne fort. Dein Leiden kam dir von mir, aber in mir von denen, durch welche ich ſelbſt gelitten. So weben wir einer mit allen und alle mit einem Millionen von Fäden in das nämliche Gewebe der ſittlichen Rechnung; zu zweien wird kein Schuldbuch geſchloſſen, und wer da heraustritt und

ſagen kann: ich habe bezahlt, von dem ſagen die andern: er iſt geſtorben. Das wäre die tiefſinnigſte der Menſchenſprachen, welche nur ein Wort hätte für L e b e n und S ch u l d, nur eins für T o d und S ü h n e!

Löwenblut

Novelle

In glücklichſter Reiſeſtimmung war ich am Ziel meiner Reiſe angekommen, jener Stadt, welche durch die Schönheit ihrer Frauen und die Lebensluſt ihrer Bewohner ſo ſprichwörtlich berühmt iſt und die ſich auch ſelbſt im Liede, d. h. im Refrain eines bekannten Poſſencouplets, für einzig in ihrer Art erklärt. Meine Ankunft fiel juſt in die Stunde des großen Korſos und zum Anfang desſelben. Man kann nicht raſcher bedient werden. Der Zaubertrank des erſten Eindrucks, der noch jeden Fremden berauſcht hat, wurde mir wie aus einer friſch entkorkten Flaſche kredenzt, und ſeine Schaumperlen ſprangen mir gleichſam von ſelbſt an die Lippen, denn mein Hotel lag in unmittelbarer Nähe der weltberühmten Korſoſtraße.

Mit einer Art von aufgeregter Eilfertigkeit überließ ich daher mein Gepäck dem Lohndiener, die Wahl meiner Paſſagiernummer dem Zimmerkellner, und ohne mein Logis zu betreten, ſchwenkte ich wieder ab, um, ſo wie ich war, den Korſo mitzumachen.

Plötzlich aber hörte ich mich gegrüßt, fühlte mich umarmt und war die willkommene Beute des Huſarenrittmeiſters Baron R. . ., dem ich einſt einen kleinen Dienſt zu erweiſen in der Lage war und der, als er mich vorfahren ſah, naiv wie ein Kind aus dem Café-Reſtaurant des Hotels mir entgegenſprang und mit der Kordialität ſeiner Landsleute mich in Beſchlag nahm. Er ſchickte meinen Fiaker fort und machte mich beritten, denn das Hotel war ſein Quartier und zwei ſeiner Reitpferde im Nu geſattelt und vorgeführt. Er hatte ſich ſofort als meinen Korſo-Cicerone mir zur Verfügung geſtellt. Das Abenteuer gehörte zu jenen kleinen Glücksfällen, welche den Genuß meiner ganzen Reiſe begünſtigt und mich mit freundlichem Sterne nun bis ans Ende begleiteten. Was

konnte mir willkommener ſein, als den Korſo, der mich ſchon als Fremden intereſſiert hätte, nun mit einem Kenner und Dolmetſch mitzumachen, der mir die Bilder dieſes Albums zu deuten wußte und vielen derſelben als mitſpielende Figur wohl ſelbſt angehörte.

Wir ritten die Reitallee entlang unter Platanen, die ihre Laubkronen hoch genug trugen, um uns auf den Sätteln unſerer Engländer die Wagenſchau der Fahrbahn frei zu laſſen. Da ſahen wir ſie, die berühmten Staatsmänner, welche zu Hauſe — berühmte Ballettmäzene waren, und die Gelehrten von „europäiſchem Ruf", welche in ihrer Heimat den Ruf hatten, — ſich die „Exzellenz" erſchreiben zu wollen. Da ſahen wir ſie, die größten der Finanzgrößen, welche den kleinſten der kleinen Füßchen zu Füßen lagen, und endlich ſahen wir ſie ſelbſt, die kleinen und kleinſten Füßchen!

Dieſe Kleinigkeiten nun hatten zwar keinen europäiſchen Ruf, dafür aber einen deſto pikanteren in ihrem Chez soi. Mein Salonhuſar plauderte mir die Texte zu dieſen Bildern — und wahrlich, ich hatte nicht Augen und Ohren genug für alles, was zu ſehen und zu hören war.

Auf einmal verging mir Sehen und Hören. Mitten in dieſem Diamantenſtaub der berühmten und ſchönen Welt flog eine Pariſer Kaleſche daher — und ein großes Rätſel darin! Eine Dame, ſtrahlend von Schönheit und Vornehmheit, und an ihrer Seite ein eckig ſchlotternder Kahlmäuſer, eine Figur wie ein Aſchenbrödel, das richtige Modell des armen Schlukkers, und wäre er unter Pretioſen begraben! Das ungleiche Paar hätte jedem auffallen müſſen, auch wer in einer Stadt von großen Verhältniſſen an Kontraſte aller Spielarten gewöhnt iſt. Mir aber fiel es doppelt auf, denn ich glaubte den Mann zu kennen. Und war er's, den ich meinte, — dann ſtand die Welt auf dem Kopfe! Dann hielt man ſich ſelbſt nicht mehr für möglich, wenn es möglich war: dieſer Mann auf dem Korſo der eleganten Welt, in einer glänzenden Equipage, an der Seite einer ſchönen und vornehmen Frau, ja überhaupt einer Frau!

„Wer iſt dieſes Paar?" fragte ich meinen Begleiter.

Der Baron lächelte zweideutig und ſagte: „Offenbar eines von denen, wo der Mann bei der Frau angeſtellt iſt — mit Gehalt und Titel.“

Ich zuckte wie geſtochen, und der Baron, der es feinfühlig bemerkte, fuhr ſogleich diskreter fort: „Uebrigens kenne ich ſie ſelbſt nicht. Bin ich doch auch erſt ſeit fünf Wochen hier und kenne nur Kreiſe, die ich kennen will oder muß. Ein Korſo-Habitué ſcheint mir dieſe Kaleſche nicht. Bloß zum zweitenmal iſt's, daß ich ihr heute begegne, und als es zum erſtenmal geſchah, da fragte ich wie Sie, denn das Paar war auch mir aufgefallen. Man wußte mir aber weiter nichts zu ſagen, als: Anonyme Hochzeitsreiſende.“

Dabei ließ ich's bewenden. Ich war nun überzeugt, mich getäuſcht zu haben. Aber welche Aehnlichkeit! Ich konnte es nicht mehr vergeſſen. Meine Gedanken ſchweiften zu anderen Erinnerungen ab, und ich ging ihnen nach wie ein Träumender. Der Korſo war mir verdorben. Ich trieb mechaniſch mit ſeinem Strom, ich trabte wie ein Automat. In meiner Zerſtreuung überhörte ich die ſchönſten Cauſerien des Barons, und bald hätte ich auch den Gruß überſehen, den eine Equipage an mich richtete. Erſt als der Gruß ſich verdoppelte und mit dem grüßenden Männerhut auch ein reizender Frauenkopf aus dem Wagen herausnickte, wurde ich aufmerkſam. Wie geſchah mir! Es war meine Pariſer Kaleſche mit dem ungleichen Paar. Im Oblong des Korſos hatten wir uns wieder gekreuzt, und jetzt erkannte der Mann auch mich, wie ich zuvor ihn zu erkennen geglaubt. Er war es wirklich. Ich hatte mich doch nicht getäuſcht. Natürlich grüßte ich zurück.

Der Baron ſah erſtaunt zu. „Sie kennen ja dieſes Paar beſſer als ich?“ ſagte er fragend.

Aber lachend antwortete ich: „Wir Belletriſten bilden uns immer Rätſel, Romantik und Wunder ein, wo alles natürlich liegt. Es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Ich kenne jenen Mann als einen wunderlichen, armen Privatgelehrten, der von Sanskrit aufwärts ein Dutzend Sprachen in ſeiner Gewalt hat, aber ich kenne ihn nur obenhin und

war durch ſein brillantes Enſemble vollends verwirrt. Nun, was iſt's weiter? Er gibt dieſer Dame offenbar Stunden, und wie ein Hauslehrer ſo oft aushelfen muß, ſo fehlt ihr wohl heute die männliche Begleitung und ſie engagierte ſich den Sprachmeiſter zu ihrer Korſofahrt."

„So wird es ſein", ſagte der Baron. Aber er ſagte es mit einem Ausdruck — als ob er doch dächte wie zuvor. In dieſem Falle hätte ich dann — eine zweideutige Bekanntſchaft mit einer Ausflucht beſchönigt! Ich fühlte meine Wange brennen. Ich fühlte mich peinlich geniert. Ich konnte es nicht hingehen laſſen.

Ich nahm das Wort, um mich zu äußern, oder vielmehr ich wollte es nur nehmen. Denn in dieſem Augenblick begegneten uns zwei berittene Kameraden des Barons, was jede Gelegenheit dazu abſchnitt, die in einem Korſogewühl ohnedies nicht die beſte geweſen wäre. Aus den Begrüßungen wurde eine Vergeſellſchaftung, eine Fortſetzung unſeres Spazierrittes zu viert. Nach einer ſchicklichen Weile aber erſah ich einen Vorwand, mich loszumachen, denn da mir fortwährend mein Begegnis im Kopfe lag, ſo brannte ich vor Begierde, ihm nachzujagen und meine Neugierde zu ſtillen. Es ließ mich nicht mehr ruhen. Leider ging ich leer aus. Ich umritt das Korſooblong dreimal ſo ſchnell, als Wagen fahren, aber den meinigen fand ich nicht mehr. Er war verſchwunden.

Das Abenteuer verfolgte mich noch in meine Träume hinein. Die erſte Nacht an einem fremden Orte koſtet mich immer den Schlaf, aber diesmal ließ mich mein ungleiches Paar nicht einſchlafen. Seltſam! ich hatte es doch ſo gut, ſo natürlich erklärt, und nun glaubte ich ſelbſt nicht an meine Erklärung. Sie war mir eingefallen, ich weiß nicht wie. Sie war mir eingefallen, weil ſie für den äußeren Anſchein das nächſtliegende war und faſt von ſelbſt ſich ergab. Aber nur für den äußeren Anſchein! Im Innern liefen die Fäden doch anders. Je mehr ich darüber nachdachte, deſto ſchwankender wurde mir meine Hypotheſe. Vergangene Tage, verblichene Eindrücke, das ganze Lebens- und Charakterbild meines alten

Bekannten ſtieg im Dunkel der Nacht immer heller vor die Sinne meines Wachträumens auf. Alle Möglichkeiten dieſes Charakters traten vor meine Anſchauung; aber ſiehe, als Damenaufwärter bei Korſofahrten kam er mir bald am unmöglichſten vor. Was war er alſo? Es gab keinen anderen Gedanken mehr für mich. Es koſtete meine Nacht, meinen Schlaf.

Was man nicht abwehren kann, dem gibt man ſich beſſer ganz hin. Ich ſtand auf und machte Licht. Ich machte mich über meine Koffer, welche mir während des Korſos vom Zollamte abgeholt worden. Drin wußte ich alte Zeitungsblätter, ſuchte und fand ſie. Es waren Drucke, welche meinen alten Bekannten zum Verfaſſer hatten, wenn „Verfaſſer" hier nicht banal klänge. Ebenſogut könnte man ſagen, ein Apfel hat einen Apfelbaum zum Verfaſſer! Das Produkt war auch der Produzent. Jedes Wort ſein Geſicht und jeder Geſichtszug ſein Charakter!

In der Stille der Nacht und bei den Geiſtern des Lampenlichts unterhielt ich mich nun mit dieſem Charakterkopf ſo recht unter vier Augen. Und immer von neuem fragte ich mich: Mann, wie kommſt du in Korſo-Equipagen? Welcher Zauberer hat das getan? Man könnte ebenſogut dem Diogenes mit der korinthiſchen Laïs in Pariſer Kaleſchen begegnen. Aber Diogenes blieb bei ſeiner Tonne, und kein Alexander brachte ihn heraus! Wahrlich, ein ſolcher Charakter biſt auch du. Wer war mächtiger als Alexander? Wie ging das zu? Nein, das iſt kein Alltagswerk. Dahinter muß irgendein Schickſalsſonntag ſtecken. Wir Belletriſten haben am Ende doch recht, daß wir uns ſo gern Rätſel, Romantik und Wunder einbilden.

So trieb ich's in nächtlicher Weile, und erſt als der Morgen jener Nacht graute, ſchlief ich ſpät, aber gut ein.

Untertags machte ich hierauf meinem gaſtfreundlichen Korſoführer zur paſſenden Stunde die Dankesviſite. Ich konnte zwar nur meine Karte abgeben, denn der vielbewegte Huſar war zumeiſt außer Hauſe; aber da wir Hausgenoſſen desſelben Hotels waren, ſo konnte es ja nicht fehlen.

In der Tat ließ er ſich im Laufe des Abends noch bei mir anſagen. Er trat ein und hatte ſogleich eine neue Partie in petto. Der warmblütige Lebemann malte mir die Annehmlichkeiten der Perſonen, welche noch mittun ſollten, Herren und Damen, mit einem Feuer aus, als ob es ſich um das wichtigſte Gelingen einer Aufgabe handelte. Unterhaltung iſt nun einmal das Tagewerk jenes üppigen Völkchens. Und der junge Huſar unterhielt ſich mit Eleganz.

Ich überließ ihn ſeiner genußvollen Laune, die mit ſeiner feinen Havanna um die Wette glühte und duftete. Ich nahm ſeine Einladung an, und wir trafen unſere Verabredungen.

Erſt als das abgemacht war, ſagte ich: „Und damit unſere morgige Unterhaltung kein Wölkchen trübt, ſo erlauben Sie mir heute, lieber Baron, ein Geſpräch fortzuſetzen, worin wir geſtern durch Ihre Freunde von der Equitation unterbrochen worden. Ich meine noch immer das bewußte ungleiche Paar. Sie ſahen den Mann, wenn ich nicht irre, im Lichte eines — verdächtigen Abenteurers; wir grüßten uns; folglich bin ich ein bißchen mit verdächtig.“

„Parbleu!“ rief der Baron, „ein Ehrenpunkt? Sie legen doch die Worte eines frivolen Huſaren nicht auf die Goldwage?“

„Natürlich nicht. Sie könnten ja recht haben. Was weiß ich davon? Aber juſt das muß ich ſagen: was ich von ihm weiß oder nicht, was unſere Bekanntſchaft iſt und nicht iſt. Daß ich Ihnen das erzähle, das iſt meine Genugtuung in dieſem Ehrenpunkte. Ich fordere Sie — auf eine Erzählung! Gähnen Sie, zünden Sie ſich eine neue Zigarre an, aber ſtehen Sie mir!“

Der Baron lachte und ſchlug mit Grazie ſeine Arme um mich. „Erzählen Sie,“ rief er, „ich ſavouriere jetzt ſchon das Parfüm Ihrer Novellette. Aber nur das Deckblatt tun Sie mir weg: den Ehrenpunkt und die Genugtuung.“

„Im Gegenteil, Baron, ich tue die Füllung weg, die Novellette. Was ich erzähle, iſt nichts als ein Fragment, keine Geſchichte, ſondern bloß ein Zuſammentreffen. Aber zu meinem Zweck genügt es. Sie werden ſehen, was die Be-

ziehung zwiſchen uns beiden iſt, und vor allem werden Sie ſein Charakterbild ſehen."

„Charakteriſtiſch genug ſieht er aus, das iſt ſchon richtig," ſagte der Baron. „Eine abenteuerliche Perſönlichkeit! So bizarr, ſo barock — nicht wahr? Er ſieht aus wie eines jener Groteskbilder, welche ein Weidmann aus einer knorrigen Wurzel ſchnitzt. Er denkt in den Knorren etwas hinein, was ihm aber draus ſchon entgegenkommt und herausſchaut; ſein Schnitzwerk wird ein geformtes Gebilde, aber die Form iſt doch der Naturwuchs, und die Natur hat ſich nur halb der Bildung gefügt, halb aber ſchneidet ſie eine doppelt wunderliche Grimaſſe dazu. Kunſtform und Urgeſicht wirken wie zwei ſtößige Böcke gegeneinander; eine Harmonie zu zweien gibt's nicht, wohl aber ein Drittes. Und das iſt eben der Charakterkopf. Für die gewöhnliche Menſchenfaſſon iſt ein ſolcher Menſch nicht mehr zu retten, er wird ſeine eigene Faſſon — der Sonderling, das Original. Wohlan, ein ſolches Naturſpiel iſt's, wovon ich nun ſprechen will.

„Ich erinnere Sie an jene Stadt und jene Gelegenheit, woher ſich unſere eigene Bekanntſchaft datiert. Ein Nebenbuhler hatte eine Verleumdung über Sie drucken laſſen, um Ihnen bei einer Dame zu ſchaden. Sie beſprachen das mit einem Kameraden in einem Kaffeehauſe, und es war von einem ſcharfen Duell die Rede. Sie ſprachen ſoldatiſch hitzig und laut; ich wurde unwillkürlich Zuhörer. Ein Duell — ein gutes Leben gegen ein ſchlechtes, — mindeſtens Feſtung, Störung, Fatalität, — ich ſah Sie an und mich dauerte das. Ich miſchte mich in Ihr Geſpräch. Ich ſchlug Ihnen ein ſanfteres Mittel vor. Druck gegen Druck! Ich redigierte Ihnen ein ‚Eingeſendet', und dank Ihrer guten Sache und dem bon sens des Publikums war Ihre Genugtuung glänzend. Sie waren hierauf ſo freundlich, einen Dienſt zu nennen, was ich bloß eine Pflicht nenne, — eine Pflicht der Preſſe, die in ihrem eigenen Hauſe Polizei üben muß. Das war die Veranlaſſung, welcher ich das Vergnügen danke, Sie kennen gelernt zu haben.

„Derſelbe Anlaß aber verſchaffte mir noch eine andere Bekanntſchaft. Jenes Eingeſandt erwarb mir das Zutrauen eines ſeltſamen Menſchenkindes. Eines Tages klopft es an mein Redaktionszimmer und herein tritt ein ſchlottriger, arm und nachläſſig gekleideter Mann mit einem humoriſtiſch häßlichen Geſicht und den eckigen Gebärden eines Linkhänders. Er trug unter dem einen Arm einen baumwollenen Regenſchirm und hielt in der andern Hand ein großes Bündel mit Gurken. Ohne aufzublicken, kroch er ſofort in den Türwinkel, wo er ſeine Gurken auf dem Boden abſetzte.

„‚Wenn Marktweiber heimkehren,‘ ſagte er, ‚ſo ſind oft Reſte zu kaufen, welche auch ein Unbemittelter erſchwingen kann. Von einer ſolchen Gelegenheit habe ich unterwegs profitiert. Gurken ſind ein ausgezeichnetes Eſſen!‘

„Ich ſah mich auf meinem Bureautiſch inſtinktmäßig nach einer Waffe um, denn wie ſich der Mann jetzt näherte, war ich feſt überzeugt, daß mir ein Irrſinniger an den Leib rücke. Aber der Gurkenfreund war ein Schriftſteller. Er rückte mir bloß mit Manuſkripten an den Leib. Er fiſchte im Unterfutter ſeines verſchliſſenen Rockes herum, griff in den Riſſen des Futters zehnmal daneben und brachte zuletzt eine unausſprechliche Brieftaſche zum Vorſchein. Daraus wickelte er Manuſkripte und ſagte, indem er ſie mir auf den Tiſch legte:

„‚Das ſind Skizzen im Geſchmack jenes Blitzſchlages, welchen Ihre Zeitung neulich ein Eingeſendet genannt hat. Ein Ausſätziger verſpritzte ſein Gift, aber er fand einen Doktor, der ihn mit prachtvollem Gegengift einrieb. Es fraß bis ins Knochenmark durch. Beide brauchten nicht mehr als zwanzig Zeilen, und doch war es Ahriman und Ormuzd, Licht- und Schattenſeite der Weltkugel, die Canaille und die Elite der Menſchheit. Die ganze Ethik in einem Regentropfen! So lieb' ich's. Solche Sächelchen habe ich hier auch, aber die Idee, ſie zu drucken, habe ich erſt durch Sie.‘

„Sie ſehen, das waren Ausdrücke — vom feinſten und ſchärfſten Stempelſchnitt. Der Gurkenmann redete Ananaſſe!

„Aber die Manuſkripte! Welch ein Chaos! Briefkuverts,

Pfeffertüten, Ränder von antiquariſchen Katalogen, Fetzen von Anſchlagzetteln, noch mit dem Leim auf dem Rücken, — kurz ein Kehrichthaufen. Und das alles von einer Pfote bekritzelt, welche chaldäiſch, arabiſch, chineſiſch, nur nicht deutſches Kurrent zu ſchreiben gewohnt ſchien.

„Ein Redakteur muß viel Geduld haben und darf ſich nicht leicht ſittlich entrüſten laſſen. Formell war es eine grobe Beleidigung, aber ich hielt mich an das Sachliche und ſagte ſanftmütig: ‚Lieber Herr, dieſe Konzepte ſind nur mit einem Zeitverluſt zu entziffern, den kein Redakteur der Welt aufzuwenden hat. Ich darf Ihnen wohl raten, dieſe Manuſkripte vorerſt leſerlich abſchreiben zu laſſen.‘

„‚Von wem?‘

„‚Das werden Sie beſſer wiſſen als ich. Stehen Sie allein? Haben Sie keine Frau?‘

„Er lächelte unausſprechlich. ‚Der Sirius‘, ſagte er, ‚iſt wenigſtens ein Erbſenkorn und ein Name für uns; was aber wäre für mich eine Frau?‘

„Armer Schächer! Ich zuckte die Achſeln und ſagte: ‚Nun, was iſt da zu tun?‘

„‚Nichts!‘ antwortete er laut und deutlich, ungefähr wie man einem Schwerhörigen die Silben vorſagt. Daß man nur ſo fragen kann! Es iſt ja einfach! Er machte eine Miene, die etwas Aehnliches ausdrückte, als ob er einen Ratloſen belächelte, der ſich nicht zu helfen weiß, wo der Rat doch ſo nahe liegt! Und ruhig kramte er ein und wandte ſich wieder zum Gehen. Ich ſah ihm erſtaunt zu. Es lag in ſeinem abgetakelten Elend ein ſolcher Nachdruck von humoriſtiſch reſignierter Sicherheit, daß es faſt vornehm ausſah und in eine Region von Superiorität aufragte.

„Ich hielt ihn und nahm die Papiere zurück.

„In dieſem Augenblicke kam ein Setzerjunge und erbat ſich in einer Korreſpondenz aus Bombay die Rechtſchreibung eines langen Sanskritwortes, das der Korrektor nicht zu leſen wiſſe. Mein Beſuch warf eines ſeiner Augen, worauf er ſchielte, mit einem flüchtigen Seitenblick hin und ſagte:

„‚Die Kamele! Sie haben das Wort im Sanskrit und

Pali zugleich geschrieben, was sich ungefähr so ausnimmt, als wenn man bei uns ein einziges Wort zugleich aus Platt- und Hochdeutsch zusammensetzen wollte.'

„Er nahm meinen Rotstift, und indem er die Schreibung berichtigte, erklärte er das Wort in seinem älteren Sanskrit- und späteren Pali-Bau, worauf er es dann gleich durchs Griechische, Gotische, Baskische und Litauische bis zu unserer heutigen Form wie einen Kreisel heranpeitschte.

„Mir stand der Mund offen! ‚Herr,' rief ich aus, ‚wie kann man mit solchen Kenntnissen auf Gurkenjagd ausgehen? Warum verwerten Sie sie nicht? Warum sind Sie nicht Professor! Aber was sag' ich? Sie scheinen wenig zu brauchen und bleiben wohl lieber frei, aber Sie müßten schon ein gemachter Mann sein, wenn Sie nur täglich ein paar Privatstunden geben wollten.'

„‚Erst wenn man sie nehmen wollte,' antwortete er, indem er seine Gurken aufhob und schon zur Türe hinausging. Diese Replik handgreiflichster Logik war sein ‚Abgang'.

„Ein seltsames Abenteuer! Ein seltsames Menschenexemplar! Und doch; seltsam nennt man sie, obwohl sie nicht eben selten sind. Ich hatte ihn endlich gesehen, den Typus des rührenden deutschen Schulmeisters, welcher in Büchern schwelgend verhungert. Er wird nie aussterben, dieser germanische Wissensberserker, der wie aus der Pistole geschossen auf seine Studien losrennt, Leib, Lust, Leben und Liebe vergißt und in Bibliotheken steckenbleibt wie die Kugel im Knochen. Bei Wasser und Brot eingesperrt von einem Verleger, schreibt er, wie Johnson Englands unsterbliches Lexikon, und denkt sich nichts Arges dabei, wenn er Tanz, Kuß, Wein und Austern schreibt. Alle Klassiker verschluckt er, aber die Klassiker haben süßere Dinge verschluckt! Das vergißt er, der zynische Idealist. Seine Bildung nennt er's und weiß nicht, daß Kunst, Schönheit, Freude, Schmuck und Lebensgenuß auch bildend sind, ja nur noch bildender als Hunger und Lampenöl! Es ist ein einseitiger und doch nicht schwächlicher Idealismus, diese gelehrte Armut, ja sie strotzt vielmehr von einer starker, nur mißverstandenen Charakter-

kraft; man kann die antike Stoa in ihr ſehen, oder auch die proteſtantiſche Form des katholiſchen Barfüßermönchs. Jedenfalls iſt er unſterblich, der hungernde deutſche Schulmeiſter, und ſeit Jahrtauſenden ſchon dageweſen. Ewig wiederholt, bleibt er ewig Original.

„Was hat dieſer Sanskritiſt nun zu ſagen? Laßt einmal ſehen, was er mir da gebracht hat? Novelletten. Ei des Wunders! Alſo nicht dürre Gelehrſamkeit, ſondern Grün von der grünen Weide, die ringsherum liegt. Poeſien, — alſo Phantaſielurus, Kunſtbedürfnis, Sinn für das Schöne, kurz, inneres Blühen bei äußerer Kahlheit. Um ſo beſſer für ihn! Meint man doch, ein Menſch wird erſt Menſch, wenn er Kunſttrieb hat, und nie empfand ich's ſo deutlich, daß das eigentlich das wichtigſte Erkennungszeichen im menſchlichen Orden iſt.

„Ich fing die Novelletten zu leſen an. Da fand ich nun freilich keinen Poeten, ſondern bloß einen Menſchen von Phantaſie. Erfindung im Ueberfluß, aber gar keine Ausführung! Wie die Leidenſchaften ſpielen, wie der Zufall kombiniert, und wie die Wechſelwirkung beider das Menſchenſchickſal zuſammenſetzt, erfand er in ewig neuen Wendungen und voll der überraſchendſten Tiefblicke. Und doch zwang er keinen Menſchen, juſt mit ſeinem Blicke zu blicken, und die Wirkung auf den Leſer blieb aus. Es entſtand größtenteils nur die Stimmung: Iſt's wahr, ſo mache es wahrſcheinlich; motiviere es, führe es durch. Ja, und wenn es auch wahrſcheinlich iſt, ſo wollen wir doch Eindrücke, bei denen ſich verweilen, auf denen ſich ausruhen läßt. Man ſchenkt Wein nicht in Likörgläschen und Likör nicht in Tautropfen. Das aber war ſeine Manier. Die Novelle als bloße Aufzeichnung eines Stoffes, nicht als Bearbeitung desſelben. Er ſchrieb eine Belletriſtik, wie man gelehrte Anmerkungen ſchreibt, — im ſachlich knappeſten Stil. Gegen ihn wäre ſelbſt Heinrich von Kleiſt, der Seelengeſchichte ſo gedrungen ſchreibt, wie Tacitus Staatsgeſchichte, noch ein Tintenvergießer und Papierverſchwender geweſen. Ich glaube, er hätte die ganze Marquiſe v. O** in einem Auszug von zwanzig Zeilen erzählt.

Natürlich war das nicht zu brauchen und doch war es um alles schade.

„Ich rührte nun vorläufig nicht an diese Dinge. Aber ich berief den Verfasser durch Redaktions-Korrespondenz zu mir, denn seine Adresse hatte er mir nicht zurückgelassen und vielleicht besaß er auch gar keine.

„Als er kam, sagte ich: ‚Herr, Sie haben mir da Korallen und Bernstein gebracht, wie sie ein Taucher um Taucher-Taglohn roh aus dem Meere holt. Aber warum wollen Sie Taglöhner sein und nicht der Künstler, der diese Kostbarkeiten schleift und poliert und ihren Wert erst schafft und verhundertfacht? Führen Sie doch aus, was hier so notizenhaft dasteht; welches Feuilleton könnte denn — bloße Merkworte drucken? Sie geben Ihre Stoffe, wie man ein Schulthema zu Schulaufgaben gibt; aber machen Sie selbst die Aufgabe. Entschließen Sie sich, diese Rudimente wenigstens einigermaßen mit Details zu bekleiden.‘

„‚Adam und Eva waren auch nicht mit Details bekleidet,‘ antwortete er trocken.

„Dagegen ließ sich nichts einwenden. Das Wort saß. Ich kannte nun ganz meinen Mann. Man muß von einem Urwald kein Zimmergärtchen verlangen. Es gibt Naturmenschen, in welchen die Natur den Menschen fast aufgesaugt hat. Es ist das Genre des alten mythischen Waldteufels. Die Mythologie nannte ihn Pan, die Wissenschaft nennt ihn Gorilla, Schimpanse oder sonst einen Riesenaffen; kurz, das borstige Ungeheuer ist halb Gott, halb Tier, nur nicht Mensch. Er kann in unsere Formen nicht hinein. Man muß seinen Wildwuchs intakt lassen.

„Diesen Schattenriß warf mir mein Mann, und zwar sehr scharf und bestimmt. Er gehörte zu jenen Naturgenies, die in ihrer Fülle ersticken und arm bleiben unter Barren, die sie nicht ausmünzen können. Aber arm sein geht übern Spaß. Hier wenigstens wollte ich eingreifen. Ich wollte versuchen, ihn ökonomisch zu fassen, da es ästhetisch nicht ging. Wer weiß, ob der Gurken-Gourmand nicht noch für andere Genüsse empfänglich wäre, wenn man ihm erst die Möglichkeit

derselben vorzauberte. Es bietet ja schon eine Handhabe, wenn ein Mensch nur die kleinste Liebhaberei hat, man glaubt ihn daran fassen zu können. Ich unterfing mich also, seine Phantasie mit Bildern des Ueberflusses zu erhitzen; ich malte ihm die Honorare aus, die man heutigen Tages für gute Novellen bezahlt; ich setzte ihm so beredsam als möglich zu und kam schließlich darauf zurück, wie lohnend es wäre, wenn er aus seinen guten Gedanken nun gleichfalls gute Novellenmanuskripte zu machen bereit wäre.

„Aber alles war eitel. Er antwortete mir voll Ernst und Einfalt: ‚Das Vaterunser ist keine Bittschrift mit Beilagen. Ich rede kürzer mit meinem Herrn. Ich sage mein Wort, aber für Millionen nicht — Wörter!‘

„Das imponierte mir. Ich war beschämt wie einer, der falsch und wohl auch ein bißchen gemein spekuliert hat. Es griff mir wirklich ans Herz. Ach, und jetzt erst hätte ich ihm nur um so lieber geholfen! Leider sah ich nun gar kein Mittel mehr dazu, denn die wenigen waren versucht. Da geschah es, daß ich mit einer Art von Galgenhumor in die Worte ausbrach: ‚Aber Geld steckt eben doch in diesen Konzepten; wie bringen wir's also heraus? Wären wir auf einer Wollbörse, — bei Gott, ich würde sagen, verkaufen Sie das alles kurzweg als Rohstoff, was zuletzt doch noch dankbarer wäre, als in dieser Form es zu drucken, was ganz unmöglich ist. Eine Novelle, die größte wie die kleinste, soll immer eine durchgespielte Schachpartie sein; das aber sind ja nur Stummel, nur Pointen, gleichsam lauter Schachaufgaben, von denen es heißt: „Im dritten Zuge matt“.‘

„‚Hm,‘ brummte er, ‚bleiben wir bei dem Bilde. Schachaufgaben sind ja auch ein Unterhaltungsgenuß und man bringt sie vors Publikum.‘

„Diese Antwort frappierte mich. Ich sah zum ersten Male Licht. Und beim Lichte betrachtet, ging es wohl so. Ich blieb also wirklich bei dem Bilde und gab das Bild weiter. Ich kündigte den Abonnenten etwas an, das ich Novellensame nannte, — Erfindungen einer sinnreichen Phantasie, welche aber auf Kunstleistungen verzichtet und bloß durch den Reiz

des Problems wirkt, ungefähr wie man auch Schachprobleme liebe, wobei der Genuß in der Katastrophe allein liege, nämlich in einem Matt nach dem dritten oder vierten Zuge, während der Verzicht auf die vorausgesetzte, aber niemals wirklich gespielte Partie selbstverständlich sei. Auf diesen Gesichtspunkt ging denn das Publikum auch ein und ließ sich an einem Orte, wo verwöhnte Gaumen sonst nur Pikanterien des Feuilletons serviert finden, rauhe Spartanersuppen in jungfräulich-unzubereitetster Naturwürze gefallen. Ich brachte das meiste, ja fast alles durch. Wer war froher als ich! Ich konnte nun meinem Spartaner, der so unempfindlich war für die höheren Werte einer verfeinerten Kunstproduktion, wenigstens doch Honorare zahlen, welche den Naturwert, sagen wir den ausgefüllten Raum präsentierten. Dabei möchte ich schwören, daß sein Rohprodukt, wie die Wolle auf der Wollbörse, gar sehr auch den Weg zu den Fabrikanten gefunden, zu den artistisch geschulten Belletristen, welche wohl manches ad notam zu nehmen und kunstmäßig zu verarbeiten wußten. Was nun mich selbst betrifft, so habe ich mir im Abschreiben und Korrigieren oft alle Freiheiten des Töpfers gegen den Ton herausgenommen und den Dingen die Formen gegeben, wie sie mir vorschwebten und fast unwillkürlich in die Feder flossen. Das gefiel ihm dann wie einem Kinde die Geschicklichkeit der Erwachsenen, und er bedauerte, nicht auch es zu können, aber unbewußt blieb es ihm — es nicht können zu *wollen*.

„Wohlan, ich bin schon zu Ende. Mein literarischer Verkehr mit diesem Manne mag etwa sechs Wochen lang gewährt haben, vielleicht nicht einmal so lange. Ich führte die Redaktion nur aus Gefälligkeit für einen erkrankten Freund, und meine Stellvertretung war fast schon zu Ende, als diese Bekanntschaft angefangen. Ich machte hierauf eine Reise, an welche sich andere reihten; die alten Verhältnisse hörten auf, und noch ganz andere Lebensbilder entschwanden mir als ein kahler Privatgelehrter, der ein paarmal ein Redaktionszimmer passiert. Nun, gestern sahen wir uns wieder! Der Mann des ungleichen Paares war's. Das Gur-

lenbündel wiegte ſich in einer feinen Pariſer Kaleſche an der Seite einer glänzenden Korſo-Löwin! Wie das mit den Gurken zuſammenhängt, vor dieſem Rätſel ſtänden wir alſo. Daß es auf eine Preisgebung des Charakters hinausläuft, glaube ich nicht und wohl auch Sie ſelbſt nicht mehr. Einen Augenblick lang meinte ich geſtern, er ſei bei der von ihm begleiteten Dame Sprachmeiſter. Aber bedenk' ich es beſſer, ſo ſieht dieſem ſchroffen Intranſigenten nicht einmal das ähnlich. Zwar tat ich nie Blicke in ſein Privatleben, worin er, wie er ſelbſt ſagte, weiblos war auf Siriusfernen! Aber ſein Phantaſieleben erlaubte mir Schlüſſe. So erzähle ich Ihnen z. B. nur folgende Kleinigkeit. In einer ſeiner Novellenſkizzen war von einem Mädchen die Rede, das mit einem flüchtigen Schönheitszauber aufblitzte, gleichſam, als ob er ſich unwillkürlich vergeſſen hätte, denn Reiz und Schönheit beſchrieb er nie. Ich wies ihm die Stelle mit dem Finger und ſagte: ‚Sehen Sie, hier gibt Ihnen die Natur ſelbſt einen Fingerzeig. Hier klingt eine Melodie an, aber wie ſie ein Vogel intoniert, bei dem ſie abreißt; noch zwei Takte mehr, und es wird Menſchenmuſik. Hier blitzt eine Mädchenſchönheit auf, aber wie ein Goldfiſchlein aus dem Waſſergrund aufſchnellt; huſch iſt's vorüber, noch eh' es geſehen wird. Das tut die Natur. Anders die Kunſt. Malt ein Maler das Goldfiſchlein, ſo fühlen wir ja, wie flüchtig der Augenblick iſt, und doch iſt es fixiert. Machen Sie es auch ſo. Beſchreiben Sie das Mädchen wenigſtens bis zu dem Punkte, wo die Schönheit eine Wahrnehmung und die Wahrnehmung ein Eindruck wird.'

„‚In dieſem Falle würde ich ſie nicht beſchreiben, ſondern auffreſſen,' antwortete er.

„Kann ein ſolcher Mann, fragen wir nun, einer jungen Schönen ſich als Sprachmeiſter verdingen? In dieſem Falle würde ich ſie nicht unterrichten, ſondern auffreſſen! Wir haben ſein eigenes Wort! Es iſt eins von denen, die man hört und nie mehr vergißt. Es iſt wie ein Schritt, den man aus Waldesdickicht auf eine Lichtung macht; — ein ganzes Land tut ſich auf! Wenn er die Schönheit ſchon nicht be-

ſchreiben kann, weil er ſich vor ſeiner eigenen Phantaſie fürchtet, um wieviel weniger könnte er ihren Blick, ihren Hauch, ihre warme Hand, ihre ſtete ſinnliche Nähe — um den Preis von Stundenmarken ertragen! Das überlegte ich mir heute nacht, als ich in ſchlafloſen Stunden darüber nachdachte, und das Wort ſperrte mir wie ein Schlüſſel faſt ſeinen ganzen Charakter auf. Dieſer Mann iſt eine Natur von ſtarken Leidenſchaften. Sein Schickſal verſagt ihm jede Befriedigung, und nun hilft er ſich einzig damit — ſie ſorgfältig totzuſchweigen. Was ihm das Leben verſagt, ergänzt er ſich aus dem Schatz einer reichen Phantaſie; aber ſehr bezeichnend iſt es, wieviel er auch hier wieder totſchweigt. Er eilt von Bild zu Bild, von Erfindung zu Erfindung, gibt ſich viel, aber nie vieles, erſinnt hundert Stoffe und führt keinen einzigen aus, gleichſam, als fürchtete er, ihn zu *beleben*, denn das Leben tut ihm weh! er will an das Leben gar nicht erinnert ſein! Die Phantaſie ſoll ihn aus der Wirklichkeit wegführen, aber in die Wirklichkeit nicht wieder zurückführen. Er ſchneidet ihr beſtändig den Weg dazu ab. Wohlan, das wird der Grund ſein, warum ſein Stil ſo kurz, trocken, liebloſ-knapp und abrupt iſt und warum es ihm unmöglich war, ſich von mir anders beraten zu laſſen. Sein Stil klemmt die Zähne zuſammen wie bei einer chirurgiſchen Operation; jedes Wort geht ihm ins Fleiſch. Der beſte Chirurg aber iſt der, der die möglichſt raſche Hand hat, und ſo konnte ich ihm nur aufs verkehrteſte raten, wenn ich ihm zum Verweilen, zum Ausführen und zum Detail riet. Das alles machte ich mir von geſtern auf heute klar. Ich begriff dieſes ganze Charakterbild aus einem einzigen Worte, und das Wort heißt: Sinnlichkeit. Glückloſe, aber phantaſiereiche Sinnlichkeit. Doch nein, ich werde noch ein zweites hinzufügen müſſen: feines Gefühl. Der Sinnliche nämlich dürfte ja arm, häßlich, linkiſch, dürfte alles Glückwidrige ſein; er würde doch ſeinem Glücke nachrennen — mit dem Zynismus des Fauns, der ſich an die Beute hält und die Niederlagen nicht zählt. Der Feinfühlige aber fürchtet vor allem die Niederlagen. Er nimmt die Körbe aus der-

jenigen Hand, die am wenigſten verletzt, aus der eigenen. So bleibt er dem Weibe fern — auf Siriusfernen! Er verzichtet. Er vergräbt ſich in Büchern, geht mit indiſchen und ägyptiſchen Jahrtauſenden um, macht Mumien reden und lebt mit den Toten, die paſſiv und ſelbſtlos ſind. Und wenn das aktive Selbſt ſich auch einmal rührt und lebt und drängt und überquillt, ſo dichtet er. Aber vorſichtig dichtet er, huſcht wie über glühende Kohlen, nennt die ſtarken blutreichen Tatſachen nur, wie ſie das Lexikon nennt, mit Wörtern und Namen. Ihre Seelen aber ſind Schreckensmächte, welche ungefährlich ſchlafen ſollen. Er weckt den ſchlummernden Löwen nicht auf.

„In der Tat wird es der dichtende Nichtdichter ſelbſt ſo angeſehen haben, denn er nannte ſeine Novellenſtoffe mit einem Geſamttitel „Löwenblut". Der Titel war nicht unberechtigt, denn ſeine Stoffe hatten es immer mit einer Natur zu tun, die wahrlich mehr Löwe als Kaninchen war. Der ganze und wirkliche Löwe wäre freilich die Bearbeitung ſeiner Stoffe geweſen, aber die wagte er nicht. Hätte er ſeine Löwen auswachſen laſſen, mit Krallen, Zähnen und Muskelfleiſch, ſo wäre er ſelbſt wohl der erſte geweſen, den ſie zerriſſen hätten. So ſprengte er ſeine Gedanken aufs Papier — nur wie Blutotropfen eines Löwen!

„Wie dieſer Mann nun mit dieſer Frau geſtern an uns vorbeigefahren, ſo komme ich darauf zurück: es muß Romantik dahinter ſtecken. Ich wittere Belletriſtenküche. Alles iſt unwahrſcheinlich, nur das Unwahrſcheinlichſte nicht: ſie müſſen Mann und Frau ſein. Aber welche Kurioſa, kann man ſich einbilden, müſſen da geſpielt haben! Solche Paarungen ſind kein Alltagswerk; das ewige Einerlei iſt gar ſehr zweierlei geworden, wenn es ſich in ſolchen Querſprüngen gefällt. Wahrlich, ich bin neugierig. Ich umritt geſtern noch lange den Korſo, aber leider fand ich ſie nicht mehr. Am Ende reiſen ſie ab und das Rätſel bleibt mir zeitlebens ungelöſt. Wer war's doch, der ſie ‚anonyme Hochzeitsreiſende' nannte? Wiſſen Sie noch dieſe Quelle? Und wäre nicht mehr noch aus ihr zu holen? Angelegentlich möchte ich Sie inter-

essieren, Ihre Gesellschaftskreise danach zu durchforschen, und vielleicht interessiert es Sie selbst jetzt."

„Gewiß. Aber man sieht, daß Sie lange in England waren", scherzte der Baron. „Sie scheinen zu vermuten, daß wir unsere konstitutionelle Freiheit bis zur Abschaffung der Fremdenpolizei getrieben, denn sonst würden Sie Ihren Freund ja im Meldungsbureau erfragen."

Lachend seufzte ich: „Leider habe ich die geringste Hoffnung, daß sich bei der Polizei — etruriſche Gottheiten melden. Mein Freund ist ja ein etruriſcher Gott. Er heißt T a g e s. Das ist nicht etwa gut Deutsch und der Genitiv von Tag! es liegt unendlich tiefer. Sie können mehr als ein Lexikon nachschlagen, bis Sie es finden, so tief liegt es. Denn kurz: manches Jahrtausend vor der Gründung von Rom pflügte ein etruriſcher Bauer sein Feld, und indem er die Scholle aufriß, sprang ihm ein Männchen aus der Erde entgegen, das nannte sich Tages und sagte ihm ein Orakelwort, worauf es augenblicklich verschied. Der Glaube an das Männchen und die Auslegung seines Orakelwortes begründete eine Religion in Hetrurien So die Mythe. Diesen Tages nun hat sich mein Sonderling zum Pseudonym für sein ‚Löwenblut' erwählt. Ein Häufchen Gott, niedrig aus der Bauernscholle entsprungen, ein Maulwurf, der Orakel spricht und, wenn er sein Wort gesagt hat, tot und abgetan ist und sich aus der Welt wieder forttrollt, in der er nichts mehr zu schaffen hat, — das ist sein echtestes Selbstporträt! Der Name geißelt seine irdische Armseligkeit und würdigt doch eine Spur des Göttlichen darin; es ist in Selbsterniedrigung und Selbstgefühl die beste Anschauung seines eigenen Ich, — zugleich humoristisch-ironisch und wehmütig wahr. Solche Bezüge zu finden, darin war er Meister. Aber wie gesagt, unter der Charaktermaske dieses Tages kenne ich ihn allein; wie er auf dem Fremdenbureau heißt, das mag Gott wissen. Nur auf Privatwege bin ich also angewiesen, um in dieser großen und volkreichen Stadt seine Spur wiederzufinden."

„Dazu könnte gleich morgen Rat werden," sagte der Ba-

ron; „unſere Geſellſchaft wird wohl Gelegenheit dazu bieten."

Das klang nun allerdings wahrſcheinlich, und nur um ſo lieber war ich jetzt von der Partie. Ich konnte den folgenden Tag kaum erwarten. Auch hielt er, was er verſprach — aber nur im menu plaisir. Die Partie war ein kleines Kunſtwerk, denn die Kunſt, ſich geſchmackvoll und liebenswürdig zu unterhalten, verſtehen jene Menſchen. Ich lobte den Tag und war erfreut, ihn genoſſen zu haben. Die Spur meines Tages aber hatte ich doch vergebens geſucht.

Inzwiſchen las ich mich ſelbſt in der Fremdenliſte, als ich am dritten Morgen zum Kaffee die Zeitungen las. Das legte mir den Gedanken nahe, daß ja nun ebenſogut er auch um mich ſich bemühen könne. Das Problem, uns zu finden, war ſomit ſchon gelöſt; es kam nur noch auf ſein eigenes Intereſſe an. Hat er ein Intereſſe an mir? Das war nun freilich wieder eine neue Frage, und ich wagte weder ja noch nein darauf zu antworten, denn in ſolchen Fällen fühlt man erſt, wie wenig Bekannte ſich wirklich kennen.

Den Korſo des Tages machte ich übrigens auch heute mit, — ſchon weil es ein angenehmes Schauſpiel iſt, auch wenn es nicht der Sammelplatz der Welt, das Stelldichein aller, gleichſam die öffentliche Beſuchsſtunde der Stadt wäre und immer Hoffnung gibt, ſich zu finden, wenn man ſich ſucht. Meine Hoffnung, durch ein zweites Begegnis mit Tages alle Fragen und Antworten abzukürzen, blieb für diesmal aber noch unerfüllt. Das ungleiche Paar begegnete mir weder zu Fuß noch zu Wagen.

Dafür übergab mir, als ich vom Korſo nach Hauſe kam, der Portier die Viſitenkarte eines Barons M., der dringend nach mir gefragt habe und heute noch einmal kommen wolle. Ich kannte den Namen nicht, und außer dem Namen enthielt die Karte nichts weiter. „Wer iſt der Mann? wie ſieht er aus?" warf ich die Frage hin.

Der Portier entwarf ein Bild, das meine ganze Aufmerkſamkeit wach rief. Ich hatte zerſtreut, mechaniſch, kurz intereſſelos gefragt, aber ſchon ſeine erſten Worte machten mich

ſtutzen. Es waren anſchauliche Kraftworte einer naiven, markigen Volkstümlichkeit, und in wenigen Strichen umriß er damit eine Figur — die faſt meinem Gurkenfreund glich. Wie Funken ſchlug es in mich! Jetzt erſt fragte ich planvoll, fragte genau, ließ mir mehr, ließ mir's zweimal ſagen — und ein Porträt ſtand vor mir, das mein leibhaftiger Tages war! Das Porträt war zum Sprechen ähnlich. Es war gar nicht zu zweifeln.

Ich geſtehe, im erſten Augenblick ſchlug mir das Herz. Der Gurkenmann ein Baron! Gefährte einer glänzenden Schönheit! Was heißt das alles? Iſt es am Ende doch — ein Hochſtapler-Paar? Hat der „frivole Huſar" beſſere Weltkenntnis als der romantiſche Belletriſt?

Die widerſprechendſten Empfindungen bewegten mich. Ich ſchämte mich meiner Unſchuld — ſchämte mich aber auch meines Verdachtes; — ich wollte mich der Gemütlichkeit freuen, daß der alte Freund in dem Augenblick, als ich's kaum noch gedacht, auch wirklich ſich eingeſtellt, — und ich fürchtete, mich über ein Schattenbild zu freuen. War's denn auch wirklich er ſelbſt? Oder geht ein Doppelgänger von ihm herum? Ein Baron! Tages ein Baron! Das Rätſel wurde immer rätſelhafter. Und ſo empfand ich zuletzt nichts als eine Spannung, — die im Romane pikant ſein mag, aber als Erlebnis faſt unerträglich iſt.

Es gibt verarmte Barone, verſchämten verblichenen Glanz, der Stand und Namen in Pſeudonymität hüllt und dunkel durchs Leben ſchleicht. Einen Augenblick fiel mir dieſe Erklärung ein, aber nur einen Augenblick. Geſtalten wie dieſer Sanskritiſt ſind nicht die Abfälle eines heruntergekommenen Standes, ſondern ſelbſt ein Stand und ein Standestypus, ſogar ein reiner und vollkommener. Ein verdorbener Junker häutet ſich nicht zu einem klaſſiſchen Schulmeiſter; der deutſche Gelehrte iſt eine hiſtoriſche Erſcheinung und die Blüte einer eigenen Geſchichte, nicht der verfaulte Stoff einer anderen. Was iſt alſo Tages? Was iſt Baron M.?

In ſolchen Gedanken durchſchritt ich mein Zimmer und erwartete mit Ungeduld die einzige Erklärung, die offen

blieb, — ihn ſelbſt. Er will wiederkommen, war mir geſagt worden. Das kann aber in jeder Minute geſchehen, denn eine Beſuchsſtunde pflegt die Pauſe zwiſchen Korſo und Theater zu ſein. Ich wurde immer geſpannter.

Endlich klopfte es wirklich. Und welch ein Klopfen! Ein Dutzend Gurken hörte ich darin! So klopfte es einſt an meine Redaktionstür; — es iſt wahrlich merkwürdig. Wie die Handſchrift, ſo behält alles, was die Hand, die Finger, die Menſchennerven tun, ſeine unerbittliche Identität.

„Herein!" Er war's. Alſo doch er ſelbſt und kein Doppelgänger.

„Sind Sie dieſer Baron?" flog ich ihm mit der Baronskarte in der erhobenen Hand entgegen.

Er winſelte ſchamhaft: „Ach was, Baron. Ein Baron wird geboren. Ich trage dieſes collier de gorge nur wie ein beſteuerter Hund ſeine Marke."

Der ganze Tages! Aber Baron war er nun wirklich. „Alſo Verdienſtadel!" ſagte ich. „Sie ſind baroniſiert worden. Das muß ja ein Genieſtreich des Glückes geweſen ſein! Kam's endlich an den Rechten und gab es Ihren Kenntniſſen Gelegenheit, ſich Verdienſte um einen Staatsmann oder Fürſten . . ."

„Warum nicht gar! Weiberſchwäche! Meiner Frau wegen mußt' ich es tun."

„Das wird ja immer intereſſanter! Die ſchöne und elegante Dame, mit der ich Sie vorgeſtern fahren geſehen, — ſagen Sie, iſt das Ihre Frau geweſen?"

„Meine Cornelia; zu dienen."

„Aber jetzt legen Sie los! Mann, was haben Sie zu erzählen! Heraus mit Ihrem Epos! Sie müſſen ja zu ſingen und zu ſagen haben, daß alle Abenteuer des Odyſſeus und der Nibelungen und des Ruſtem und Iſfendiar rein Mauspfeffer dagegen ſein werden! Alſo erzählen Sie. Sehr dankbar bin ich Ihnen, daß Sie ſo liebenswürdig waren, ſich nach mir umzuſehen. Ich verbrannte und verkohlte vor Neugierde, ſeit ich im Glanze des Korſos . . ."

„Nicht um damit zu prahlen, bin ich gekommen. Sie dan-

ken mir wahrlich unverdient. Ich komme für meine Frau. Meine Frau wünscht, Sie kennen zu lernen."

„Bei Gott, mehr als gegenseitig! Das wünsche ich noch viel mehr. Ich werde glücklich sein, dieser ausgezeichneten Dame meine Aufwartung zu machen. Aber erst führen Sie mich als Epiker bei ihr ein. Wie erlangten Sie diese Frau? Was ist geschehen? Was hat sich in diesen wenigen Jahren so glücklich und wahrhaftig zauberartig verändert? Kommen Sie, Trauteſter. Schütten Sie mir nur gleich die ersten und obersten Blumen aus Ihrem Schicksalsfüllhorn heraus."

Tages blickte im Zimmer umher, — zum Fenster hinaus, — behielt seinen feinen Pariſer Hut in der Hand — und lächelte verlegen. Vergebens rückte ich ihm das nächste Fauteuil zurecht, er trat einen Schritt zurück und stotterte: „Sie kommen also. Das ist schön. Oder darf ich Sie gleich mitnehmen? Ach, meine Frau würde sich freuen!"

„Bester, von dieser Frau will ich hören. Ich komme ja gern, — ich komme auch gleich, wenn Sie wollen, aber erst erzählen Sie mir Ihren Heiratsroman. Löschen Sie mich wie ein brennendes Haus, ich stehe in hellen Flammen vor Neugierde. Und dann ist es ja nur passend, daß ich die Dame, der ich mich vorstelle, durch Ihre Mitteilungen früher kennen lerne."

Tages druckte, würgte, schnitt eine Reihe von komischen Grimassen und sagte zuletzt im traurigsten Ton einer hoffnungslosen Anstrengung: „Wissen Sie was? meine Frau soll's erzählen. Die Weiber plaudern lieber von Romansachen."

Und kaum hatte er das gesagt, so erschrak ich über mein Begehren, als ob ich seinen Kopf begehrt hätte. Es war ja klar, daß dieſer Mann nicht von seinem Herzen sprechen könne!

Aber indem ich mich anschickte, nun wirklich mit ihm zu gehen, drückte er mich wieder zurück und murrte verdrießlich: „Es geht doch auch nicht. Dieſes Weib tut mir oft die Schande an, mich unter die Augen zu loben, eine Unart, die ich ihr nicht abgewöhnen kann. Sollte sie nun gar unſere

Heiratsgeschichte erzählen, so wären alle Schleusen dazu offen. Pfui Teufel!" Und er spuckte mit großem Abscheu aus — aber nicht, ohne sich sorgfältig nach dem Crachoir umzusehen. Ich mußte lachen, wie unverwüstlich der Pedant und das Genie bei ihm Kameradschaft hielten.

Und lachend sagte ich: „Nun, Teuerster, was machen wir also mit diesem Stück Löwenblut, um in einem alten Tone fortzufahren? Der Mann will nicht erzählen, die Frau soll nicht erzählen; kann ich warten, bis das Kind erzählt? Tages, Tages, ich stehe vor einem Mysterium und warte auf ein Orakel!"

„Parbleu," rief er. „Sie haben's gesagt. Löwenblut. Das ist's. Ich schreibe unsere Geschichte noch heute, wie ich sonst ein Löwenblut schrieb. Morgen früh schicke ich es Ihnen, und abends kommen Sie zum Tee und sind dann, wie Sie wünschen, vorbereitet und auf dem laufenden. Ganz recht, so machen wir's. Ich danke Ihnen für diesen Einfall."

Und nun empfahl er sich — wie einer, der sich in Sicherheit bringt und froh ist, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Linkisch, fast komisch überstürzte er sein Adieu.

Nein, das war kein Baron! Und sage man nur nicht: Kleider machen Leute. Es ist wahr, der gut gekleidete, glatt rasierte und wohlgepflegte Mann sah jünger, besser, kurz angenehmer aus. Aber man verwechselt die Natur der Eindrücke. Man sieht einen Menschen, der sich im Wohlstand befindet, und der moralische Eindruck davon ist ein guter. Es muß aber just nicht das Bild als solches, das äußere, sichtbare Bild, gewonnen haben. Ach, das sogenannte „Aeußere" ist ja nur eine Redensart. Es gibt kein gutes und schlechtes Aeußeres; es gibt nur ein Aeußeres, das einem Innern entspricht. Und wenn einer, so war Tages der Mann aus Einem Guß. Das Pariser Modebild aber war nicht sein Charakterbild! Er war kein Mann der Form, die Schneiderfassen verdarb ihn nur. Sein eleganter Anzug baronisierte ihn dort, wo nichts zu adeln war, aber verdeckte jenen Adel, der sich rührender abhob — vom Stoppelbart, Gurkenbündel und baumwollenen Regenschirm. Das war seine Form,

das war Zuſammenhang, Gleichgewicht, ich möchte ſagen, innere Aufrichtigkeit.

Mit dieſen Eindrücken ließ mich mein alter und neu-idealiſierter Freund zurück. Ich brauchte noch lange, um mich in den Diogenes, der ein Baron war, zu finden. Die alte, wilde Harmonie ſeiner Erſcheinung war mir entfremdet.

Freilich, Frauenaugen ſehen das anders an. Er war der Mann einer Frau geworden! Was war das für eine Frau, die ihn als Tages gefunden, als Tages zu ſchätzen gewußt, aber doch einen Baron aus ihm gemacht? Dieſe Frau hat ſich in der Wahl dieſes Mannes mehr charakteriſiert als tauſend Männer in der Wahl ihrer Frauen. Ich konnte es kaum erwarten, die Geſchichte dieſer Wahl kennen zu lernen. Ich bereute es, daß ich meinen Freund ſo wohlfeilen Kaufes entlaſſen. Eine Schrift, wo ſchon der Sprecher vor mir ſtand, — eine Nacht und wieder ein Tag — es war zuviel für eine ungeduldige Phantaſie!

Nun, die Stunden vergehen mit jedem Maße gemeſſen! Ob ſchleichend, ob fliegend, ob langweilig, ob fieberhaft, — ſie vergehen. Und ſo wurde es Nacht nach dieſem Abend und Morgen nach dieſer Nacht. Schon lag die Morgenlektüre der Journale vor mir, da brachte mir der Lohndiener — die neueſte Löwenblut-Lektüre! Das hieß Wort gehalten! Brav geſchaufelt, mein lieber Maulwurfsgott! Er muß faſt die ganze Nacht geſchrieben haben, — und — was ſah ich? Eine gute Handſchrift! Zu männlich für eine Frauenhand, zu ſchön für ſeine eigene und doch mit Zügen von ihr, war es vielleicht das geiſtigſte Beiſpiel von ehelicher Zärtlichkeit. Denn welcher Fraueneinfluß, auch wenn er den Mann um und um kultiviert, verſchönert die Handſchrift eines Mannes. „Neue Liebe, neues Leben," — ich ſah es nie allmächtiger!

Mit einer Andacht, als ob ein heiliges Blatt der Menſchengeſchichte vor mir läge, fing ich zu leſen an. Ich las folgende Erzählung:

„Ein Eiſenbahnzug warf ſeine Menſchenfracht in den Bahnhof, wie die Flut ihre Seetiere auswirft. Die kräftigſten Tiere retteten ſogleich ihr Leben in ſchnellen Karoſſen

nach guten Hotels, die kleineren folgten den größeren im Omnibus und nach mittleren Herbergen; zuletzt kroch eine Kaulquappe, ein armer deutscher Pedant, den rollenden Wagen auf Schusters Rappen mit seinem Nachtsacke nach. Er tappte sich durch die Schrecknisse gespenstiger Baumschatten und rauschender Wassergischte, die am Tage wahrscheinlich Bilder der Lust und ein Stadtpark waren, ins Innere der ‚Station', wie jeder Knirps von einem Bahnhof sehr unverschämt jede Stadt nennt. Er kam auf leuchtende Straßen und vor jene strahlenden Gefäße der Humanität, welche man Hotels nennt. Engel in Krawatten und Servietten stürzen ihm zuvorkommend entgegen, strahlen Freundschaft, Liebe und schwärmerische Ergebenheit aus; sein Eintritt ist ein Himmel auf Erden und erst der Ausgang mit den gestempelten Rechnungen wieder die Erde selbst.

„Es muß das ärmste der Tiere gewesen sein und nahezu ein lebensunfähiger Organismus, dem durch so viele Krawatten, Servietten, Lächeln und Bücklinge schon der Eintritt schwer wurde. Der Ankömmling irrte von Hotel zu Hotel, aber vergebens. Sie waren alle besetzt, d. h. der gestrandeten Kaulquappe von den wehrhafteren Mitbewerbern entweder vorweggenommen, oder, was noch schimpflicher ist, nachfolgenden Riesentieren von größeren Freß- und Zahlwerkzeugen vorbehalten.

„Endlich entschloß sich der Arme, reich zu sein — denn alles ist ja nur subjektiv — nämlich tiefer in seinen Beutel zu greifen. Mit diesem Vorsatz rückte er herzhaft dem Hotel ersten Ranges an den Leib, dem berühmtesten, teuersten, aber freilich auch größten, und das mehr Passagiernummern zählte als alle anderen zusammen.

„‚Numero hundertundzweiundreißig!' herrschte der kommandierende Zimmerkellner — eine Mansarde im fünften Stock, die letzte Kapsel für ein mikroskopisches Kerbetier. Im fünften Stock! Wer war glücklicher als der Mikroskopische! Die Kapsel wird selbst er noch bezahlen können.

„‚Unsinn! Vor einer halben Stunde gab ich sie dem Pro-

feſſor Bausbang, der alle Jahre drin einkehrt,' ſagte dem Hinanſteigenden herabſteigend ein Stubenmädchen.

„Die letzte Manſarde vergeben! Der Pedant liſpelte mit dem Mut der Verzweiflung: ‚Teuerſtes Fräulein, ich bin auch ein Gelehrter. Vielleicht teilt der Profeſſor nur dieſe einzige Nacht mit mir.'

„‚Wenn er ſelbſt drin Platz hätte! Er ſtößt mit dem Kopf ans Dach und mit dem Knie an den Mondſchein.'

„Dieſe graphiſche Hyperbel veranſchaulichte eine impoſante Unmöglichkeit. Der Pedant kehrte um.

„‚Und iſt ſonſt wirklich nichts frei im ganzen Hauſe?' verſuchte er das Stubenmädchen anzuwinſeln, das aber ungleichen Schrittes ihm vorausflog und ſchon von unten herauf zurückrief: ‚Alles ausverkauft!'

„So erreichte er vom fünften Stock, den er noch nicht ganz erreicht hatte, wieder den erſten. Hier aber trieb der geſtrandete Odyſſeus an ein Vorgebirge von Pracht und Herrlichkeit. Zwei Flügeltüren ſtanden hier offen, und er ſah durch dieſelben in eine Flucht von Zimmern, welche augenſcheinlich die Nobelzimmer der Beletage waren. Es ſtrahlte von Vergoldungen und Spiegeln darin, und ein angezündeter Kronleuchter, den ein Hausknecht ſoeben auszulöſchen begann, warf ſeine blendendſten Lichter in dieſes Meer von Ueppigkeit.

„Das Stubenmädchen aber, im Vorbeieilen anhaltend, hatte zum Hausknecht hineingerufen: ‚Karl, was machen Sie da? warum löſchen Sie die Lichter wieder aus?' Worauf dieſer herausrief: ‚Der Erbprinz kommt heute nicht mehr. Sie haben einen Dammbruch bei Waida gehabt und übernachten in Braggs. Der Separatzug kann nicht weiter. Juſt in dem Augenblick bekamen wir das Telegramm.'

„Bei dieſen Worten kam auch der Geſtrandete vorübergetrieben. Er warf einen ſcheuen Seitenblick in die bodenloſe Schönheit dieſer Prachträume und murmelte für ſich: ‚Da wären alſo gleich Zimmer frei!'

Dieſes Gemurmel aber ſchnappte das Stubenmädchen auf, welches nicht nur ein loſes Zünglein, ſondern auch ein loſes

Ohr und ganz und gar loſe Sinne hatte. ‚Es iſt wahr,‘ ſagte ſie, ‚hier wären gleich Zimmer frei. Es fragt ſich nur, ob der Herr damit vorlieb nehmen will.‘ Und ſie ſah ihn herausfordernd an.

„Der aber antwortete kecklich: ‚Ich bin's freilich beſſer gewohnt, aber was will man machen? Für eine Nacht müßte es eben gut ſein. Achtzig Kreuzer geb' ich dafür.‘

„‚Her damit! der Handel gilt!‘ rief das Stubenmädchen, indem ſie den Fremden und ſeinen Nachtſack reſolut angriff.

„Der Pedant prallte zurück. Er hatte die Herausforderung angenommen — wie einen akademiſchen Scherz, denn als Akademiker fühlte er ſich allenfalls. Als aber das loſe Dirnchen ſehr unakademiſchen Ernſt zu machen ſich anſtellte, überfiel ihn ein Grauſen! Seine gefährliche Lage ſchwindelte ihn. Ein böſer Handel, die Erſatzmannſchaft für einen Erbprinzen zu uſurpieren! Es konnte an Hochverrat grenzen!

„Aber ſchon war es zu ſpät für alle beſſeren Gefühle. Das Stubenmädchen packte den Pedanten und ſeinen Nachtſack und wippte beide Piecen mit ihren roſigrundlichen Armen in die fürchterlichen Prachtſäle hinein. Zum Hausknecht, der mit dem Auslöſchen immer fortgefahren, ſagte ſie vorſorglich: ‚Aber Karl, machen Sie doch nicht ganz finſter, der Herr wird ja auch Licht brauchen.‘ — ‚Wir zünden „halt" ein Nachtlichtchen an,‘ ſagte der Karl mit einem maulfaulen Phlegma; dabei aber ergriff er einen goldenen Gueridon und brannte fünf Stück von prachtvoll gegoſſenen Stearinkerzen an. — Sie verſtanden ſich wie auf Verabredung, den armen Pedanten zu foppen. Das ganze Volk jenes Landes verſteht nichts ſo gut, als ſich luſtig zu machen. — Der Karl ſetzte den Gueridon auf einen Marmortiſch und ſagte zum Stubenmädchen: ‚Pepi, fragen Sie doch den Herrn, ob er ſich auf dem Zimmer ſervieren läßt oder im Salle à manger ſoupiert‘.

„Ein Souper auch noch! Das Maß überlief. Mit geſträubtem Haar warf der Pedant die Tür zu und draußen auf dem Korridor lachten die loſen Vögel um die Wette. Aber die Pe-

pi kicherte allerliebſt, es klang wie Lerchenmuſik. Das empfand der Pedant, ſo ſehr er betäubt war! Es iſt merkwürdig, wie alle Eindrücke nebeneinander Platz haben.

„Das erſte war nun, daß er die fünf ſchönen Lichter wieder ausblies, — um die Scham ſeines Daſeins zu verbergen und das Verbrechen einer ſolchen Verſchwendung nicht um ſich greifen zu laſſen. Ins Innere dieſes corps de logis wagte er ſich nicht, ſondern er blieb im Vorzimmer und warf ſich, ſo wie er war, auf ein Lederſofa, das wohl für einen Bedienten der Herrſchaften daſtand.

„Auf dieſem Sofa ſchlief der arme Mann den Schlaf des Gerechten, obwohl es der Schlaf des Geſoppten war. Aber Morpheus in ſeiner göttlichen Hoheit machte dieſen Unterſchied nicht.

„So war der letzte jener Bahnankömmlinge nun im erſten aller Quartiere, und ſo verging dieſe Nacht.

„Als er am Morgen aufwachte, fiel ihm etwas ein, das er ſich notieren wollte, aber ſein Schreibpapier war in ſeiner Handtaſche, und in der dramatiſchen Verwirrung, deren Spielball er geſtern geweſen, hatte er den Schlüſſel verloren. Er ſtand auf und wagte um ſich zu blicken; er wagte ſogar zu gehen. Noch ſtanden ſämtliche Zimmer des Erbprinzen offen, und wie ein Dieb ſchlich er hinein, ob er irgendwo einen abgeriſſenen Briefumſchlag, eine liegengebliebene Rechnung, einen Theaterzettel, kurz, etwas Schreibtaugliches fände. In der Tat fiel ihm eine weiße Papierfläche ins Auge, ein kleines, längliches Quadrat: es war die Rückſeite einer photographiſchen Karte. Die Photographie war ein Mädchenporträt.

„Dieſes Porträt aber anſehen, hieß nichts anderes — als eine neue Seele bekommen! Es ſtach in die Menſchenbruſt — wie der ſüße Stachel der Ewigkeit! Wer es anſah, bekam plötzlich die Unſterblichkeit geſchenkt; er wußte, warum er das Leben hat. Das Bild war mehr als ein Wunder von Schönheit, es war ein Zauber der Schönheit!

„Der glückliche Finder erſtarrte in Bewunderung. Nach einer Weile erinnerte er ſich — daß er ſich an etwas erin-

nern wollte. Was war's doch? Ach ja, ſein Einfall, ſein guter Gedanke, den er ſich notieren wollte. Aber er war vergeſſen. Noch mehr, er war wert, vergeſſen zu werden. Es iſt ja überflüſſig, ſchön zu denken, wenn ein Menſch ſo ſchön ſein kann! Er ſchämte ſich jeder Konkurrenz im Reiche des Schönen. Das war die erſte Wirkung, die dieſes Bild auf ihn machte.

„Er ſteckte es zu ſich und — blickte mit einem wilden Blicke umher, als ob jeder Punkt der Tapeten ein Räuberauge und eine Räuberhand wäre! Aber die Tapeten taten nichts dergleichen. Die Prinzenzimmer fühlten nicht, was für ein Schatz ihnen entriſſen worden.

„Und nun fort mit dem Schatze!

„Er riß gebieteriſch die Zimmerglocke.

„‚Meine Rechnung, Pepi!‘

„‚Nun, achtzig Kreuzer,‘ ſagte das Stubenmädchen. Aber ſie ſagte es unſicher, als paſſe dieſer Ton heute nicht mehr. Ihr Paſſagier kam ihr vom Gaslicht zum Tageslicht ganz verwandelt vor.

„‚Das waren Poſſen,‘ antwortete der Verwandelte. ‚Ich will den Wert dieſes Zimmers bezahlen. Was koſtet es?‘

„Eine mannhafte Sprache! Als fühlte das Mädchen wieder den Reſpekt, der zu ihren Grenzen gehörte, ſagte ſie mit einer Schüchternheit, die wie Entſchuldigung ausſah: ‚Wirklich, der Erbprinz, der es beſtellt hat, hat es auch ſchon auf ſeiner Rechnung. Es brauchte eigentlich gar nichts zu koſten. Was Sie bezahlen, geben Sie nur pro forma.‘

„„Das war liebenswürdig! Die geſtrige Fopperei ſchien damit gutgemacht, aber die billige Rechnung, die ſie dem armen Manne gönnte, blieb doch die nämliche.

„Der Pedant ſagte: ‚Sie ſind ein gutes Kind, trotz Ihres Mutwillens. Gott erhalte Sie bei Ihrer fröhlichen Laune und gebe Ihnen einen Mann, mit dem ſich im Ernſte ſo ſpaßhaft leben läßt, wie es Ihnen im Blute liegt.‘ — Er drückte ihr das Geld in die Hand, und ich glaube, er küßte ihr die Hand.

„So ging er.

„‚Reisen Sie glücklich!‘ rief ihm das Mädchen nach. Sie wußte nicht, daß er sein Glück schon mit sich trug — seines und ihres. Nicht ein Jahr verging, da schenkte ihr der arme Mann das ganze Hotel!

„Aber zwei Tage später donnerte eine Karosse vor das Vorstadthäuschen, worin der Pedant in einem Hinterstübchen sich eingemietet. Ein Herr sprang heraus und trat bei ihm ein — blitzend von Steinen, duftend von Parfüms, gekräuselte Lockenwolken schüttelnd; von Kopf bis zu Fuß ein Muster des Kavaliers, aber doch mehr — für Schneider und Friseure als für Kavaliere, kurz, ein Stück Theater glaubte der Pedant zu empfinden. Ein Kavalier für Lampenbeleuchtung, aber am Tage — ein Menschenpapagei!

„Dieser Besuch führte sich bei ihm mit den Worten ein: ‚Sie logierten vor sechsundreißig Stunden im Hotel de l'Europe in den sogenannten Königszimmern. Aus Versehen blieb die Photographie einer Dame darin vergessen, einer Dame, welche die erste Beauté unserer höchsten Aristokratie ist. Die Bedienung hat das Porträt nicht mehr finden können. Logischerweise kann ich es nur bei meinem Nachfolger in jenen Apartements suchen.‘

Jeder Akzent dieser Anrede war brüsk wie ein Ueberfall.

„Der Pedant, sein hohles Pathos nachahmend, antwortete: ‚Logischerweise haben Sie in meinem Hause gar nichts zu suchen. Was Sie verlieren oder vermissen, zeigen Sie der Polizei an, und das übrige warten Sie ab.‘

„‚Kein Zweifel, Sie haben das Porträt. Wer nicht nein sagt, hat logischerweise ja gesagt. So besitze ich es denn wieder! Wie glücklich bin ich! Was verlangen Sie Finderlohn?‘

„‚Den Fund.‘

„‚Den Fund? Was soll das heißen?‘

„‚Das soll heißen, daß ich behalte, was ich gefunden.‘

„Diese Festigkeit machte Eindruck auf den Papagei, nämlich den Eindruck, nicht so grob sein zu sollen — sondern gröber.

„Er ſtieg in die Höhe und donnerte: ‚Herr, Sie wagen es —‘

„‚Gemach, wenn's beliebt! Sie wagen. Sie wagen hinausgeworfen zu werden; Sie beleidigen mein Hausrecht!‘ Und ruhiger fuhr der Pedant fort: ‚Ich habe dem Hotel ein Stückchen Kartenpapier entnommen, und das Hotel kann mich dafür in Anſpruch nehmen, Sie nicht. Sie haben gar keine definierbare Eigenſchaft mir gegenüber. Sie könnten das Bild in den Königszimmern gefunden haben wie ich; könnten ſich vorgenommen haben, es einzuſtecken wie ich; könnten, wenn Sie's nicht augenblicklich getan, es vergeſſen haben uſw. Das alles iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, aber es reicht juſt noch hin, um Ihnen zu beweiſen, daß Sie mir als Eigentümer gar nicht legitimiert ſind.

„‚Pfui, wie gemein! Legitimiert! Sie reden ohne alle Begriffe von Ritterlichkeit. Wenn eine Dame aus den höchſten Ständen einem begünſtigten Liebhaber ihre Photographie ſchenkt, ſo wiſſen Sie recht gut, daß das ein Eigentum iſt, worüber ein diskreter Eigentümer ſich nicht legitimieren wird.‘

„‚Sie wollen der begünſtigte Liebhaber dieſer Dame ſein?! Aber um ſo beſſer. Dann werden Sie mit Leichtigkeit ein zweites Exemplar dieſer Photographie erhalten können, und da ein Exemplar fünfzig Kreuzer wert iſt, ſo bezahle ich Ihnen das meinige. Da haben ſie fünfzig Kreuzer.

„‚Herr, Sie ſind ein Unverſchämter! Kein Krösus bezahlt mir den prix d'affection dieſes Bildes.‘

„‚Umgekehrt. Des ganzen Affektionswertes iſt verluſtig gegangen, wer dieſes Bild verlieren konnte. Ich verliere es nicht mehr, darauf können Sie Gift nehmen. Solang ich lebe, trage ich es am Herzen, und wenn ich ſterbe, ſchneide ich den Kopf heraus und verſchluck' ihn.‘

„‚Was der Maulheld Worte macht! Alſo kurz und gut: Ich fordere das Bild — mit der Piſtole in der Hand!‘

„‚Und ich verteidige es mit der Piſtole in der Hand!‘

„‚Herr, ſind Sie raſend? Wenn ich ſchieße, ſo treffe ich die Pflaume, die ich in die Luft werfe.‘

„‚Pah, ich treffe die Luft sogar ohne die Pflaume.‘

„‚Herr, keine schlechten Witze! Sie sollen wissen, Herr, daß ich mit mir nicht spaßen lasse! Ich sage Ihnen, Herr, wenn ich die Hand aufhebe, Herr, so haben schon andere als so ein kahler, schlotteriger —‘

„Hier ging der Dialog in die Handlung über. Der Pedant packte den Papagei und warf ihn vors Haus hinaus. Es war ein schwungvoller Wurf, der Bursche flog wie ein Kreisel aufs Pflaster, und aus seiner Chemisette flog ein Diamantknöpfchen, das ein Hausierer, der just des Weges kam, in den Lüften auffing, aber sofort mit dem schmerzlichen Ausruf tarierte: ‚Gottes Wunder, wenn's echt wäre! 's ist nebbich nur á Rheinkiesel.‘

„Das Duell zwischen dem ‚Ritterlichen‘ und dem ‚Gemeinen‘ fand hierauf wirklich statt. Die Polizei war zwar, man weiß nicht wie, davon unterrichtet, erschien auch wirklich auf dem Kampfplatze, nur kam sie ein wenig zu spät, — was der Polizei zuweilen passieren soll. Der Ritterliche hatte soeben seine Schußwunde in den rechten Lungenflügel bekommen. Der Gemeine, wahrscheinlich zu gemein für eine so blutige Ehre, blieb unverletzt. Hierauf schaffte die Polizei den einen ins Spital und den andern ins Untersuchungsgericht, und die Geschichte, sollte man denken, war damit zu Ende.

„In jener Stadt aber fing sie erst an. Jene Stadt nämlich hat eine außerordentlich sensationssüchtige Journalistik. Wenn es nach ihrem Sinn ginge, so dürfte dort überhaupt kein Mensch eines natürlichen Todes sterben, sondern nur durch Raubmord, Selbstmord oder Duellmord. Kommt aber vollends das Weibliche ins Spiel, wie es bei diesem Duelle der Fall war, so könnte Krieg, Erdbeben, Pestilenz, Sintflut, der ganze Weltuntergang könnte hereinbrechen, und auf den letzten Trümmern der Welt würde noch die letzte Nummer jener Journalistik am Leckerbissen einer weiblichen Pikanterie lutschen.

„Der Verwundete war Tenorist einer Operngesellschaft zweiten Ranges und ein weltkundiger Don Juan. Wer aber

ist nun die Dame, die erste Beauté aus der höchsten Aristokratie, die zu ihm auf dem zarten Fuß dieses Bilderaustausches steht? Das muß die Presse natürlich wissen; zu welchem Zwecke hätte denn Gutenberg überhaupt das ganze Preßwesen erfunden?

„Aber der Tenorist kann nicht sprechen. Und könnte er auch, so dürfte er nicht. Seine Lunge ist durchschossen, just das Hauptorgan des Sprechens. Das Sprechen könnte sein Tod sein. Als ob daran etwas läge, wenn die Presse den Namen einer aristokratischen Schönen mit einem zarten Verhältnis erfahren kann! Aber so engherzig ist der Arzt. Ach, er ist wohl ein Ultramontaner, der geflissentlich die heiligsten Interessen der Presse mit Füßen tritt! Oh, diese Jesuiten in allen Gestalten!

„Uebrigens liefen die Reporters gegen das Spital und das Kriminal zugleich Sturm. Und je weniger dort zu holen war, desto erfolghungriger wurden sie beim zweiten der Duellanten. Auch hatten die Untersuchungsrichter jener Stadt längst die Praxis angenommen, der zudringlichen Journalistik sich durch ein Maß von Zuvorkommenheit zu erwehren, das an die äußersten Grenzen der Amtsdisziplin zu gehen pflegte. Und doch! beim Reden kam hier so wenig heraus, wie dort beim Schweigen. Der Untersuchungsrichter hatte nichts Besseres mitzuteilen als: ‚Sein Inquisit kenne die Dame selbst nicht, für deren Bild er sich geschlagen. Und da das Inquisitionsverfahren schon beim gemeinen Verbrechen außer Gebrauch komme, so dürfe er bei diesem Ehrenhandel überhaupt nicht inquirieren, es sei denn im eigenen Interesse des Uebertreters, um etwa bei einem eingestandenermaßen leidenschaftlichen Verhältnisse zu einer so großen Schönheit auf mildernde Umstände zu erkennen. Aber das Duell belaste den Duellanten fast mit den erschwerendsten Umständen; er habe sich für ein Bild geschlagen, dessen Urbild, wie gesagt, ihm selbst unbekannt sei. Also nahezu die mutwilligste und unmotivierteste Form eines Duell-Anlasses. Ja, er sei nicht einmal zu vermögen, dieses Bild den Augen des Richters vorzulegen, um doch die Stärke des Motivs beurteilen zu lassen.

„Hierauf hatte der Gefangene ſelbſt ein Verhör, und zwar ein ſcharfes, zu beſtehen; natürlich aber nicht beim Verhörsrichter, denn das Inquiſitionsverfahren iſt ja abgeſchafft, ſondern eben bei den Journaliſten, die es nie abſchaffen werden. Ein Notizenſammler inquirierte ihn drei Stunden lang und ſprach Daumſchrauben und ſpaniſche Stiefel. Umſonſt. Er erfuhr nicht mehr, als ihm ſchon der Richter geſagt, eher noch weniger. Nicht einmal das Bild wollte der Pedant zeigen. Er war ganz Pedant. Ein illuſtriertes Blatt bot ihm hundert Mark, — ein Vermögen für den armen Giaur, denn die Preſſe hatte längſt ſeine Privatverhältniſſe ausgekundſchaftet und wußte, wie arm er ſei. Aber nicht einmal für zweihundert war er zu bewegen, die Photographie auch nur eine Stunde lang auszuleihen. Der Journaliſt ſagte, er wolle ſeinen Chef fragen, ob er bis tauſend gehen dürfe, und wolle morgen wieder verſprechen. Als er am folgenden Tag aber wirklich kam, wurde er gar nicht mehr angenommen. Der Gefangene hatte ſich beim Hausverwalter dieſe Beſuche verbeten. Er wolle, ſagte er, auch den Vorteil ſeiner Gefangenſchaft, und ſitze er einmal hinter verſchloſſenen Türen, ſo mögen ſie auch verſchloſſen bleiben für die Spürnaſen aller Längen.

„Da war der Tenoriſt ein ganz anderer Mann. Wenn er nur ſprechen dürfte; er ſpricht gar nicht ungern von ſich! Er weiß, was der moderne Menſch ſeiner Preſſe ſchuldig iſt; es ſind die einzigen Schulden, die er bezahlt, ja mit einem Eifer bezahlt, der oft moderiert werden muß. Wenn er nur ſprechen dürfte!

„Glücklicherweiſe ließ er ſich vom Spital in ein Hotel umquartieren. Er hatte alles daran geſetzt, das zu erreichen, denn, ſagte er, er ſei das ſeinen zarten Verbindungen ſchuldig, denen ein Spitalbeſuch ‚affreux‘ ſei. Zwar waren das Flauſen, denn der Arzt verbot ja Beſuche, auch kam tatſächlich niemand, aber die Reporters atmeten auf. Ein Spital hat Diſziplin, die ein Hotel nicht hat und die ihm auch der wachſamſte Arzt nicht aufdringen kann. Im Hotel werden ſie ſich jetzt einniſten und durchbeißen wie die Mauerweſpen!

„Eine Anzahl dieſer Herren ſchlug in der Trinkſtube des Hotels ihr ſtändiges Hauptquartier auf. Sie tranken Brüderſchaft mit den Hausknechten, verſprachen den Stubenmädchen das Heiraten und nannten den kleinſten Kellnerburſchen: mein junger Freund. Fing doch ſoeben ein neues Quartal an, es brannte dem Abonnement auf die Nägel, dem Publikum den Anfangsbuchſtaben der Duellheldin zu nennen. Glücklich, wer dieſen Buchſtaben hat! Er ſchlägt die ganze Konkurrenz aus dem Felde.

„Aber der Kranke wurde immer ſchlechter und der Arzt immer unausſtehlicher. Vom Erzählen myſteriöſer Pikanterien konnte abſolut keine Rede ſein. Das Quartal kam und der Anfangsbuchſtabe blieb aus.

„Mit leeren Händen, wenn eine cause célèbre juſt en vogue iſt, das Abonnement zu eröffnen, das wagt kein Journal jener Stadt. Was taten ſie? Sie boten noch viel mehr als den Anfangsbuchſtaben. Am erſten Quartaltag erſchienen die illuſtrierten Blätter ſämtlich mit dem Porträt der Duellheldin ſelbſt! Natürlich war kein Kopf dem andern ähnlich, und das Publikum lachte die Schwindler aus. Die Schwindler aber lachten das Publikum aus, denn es hatte ſich ja doch um die Blätter geriſſen.

„Der Spaß hielt ein paar Tage lang vor, dann aber wurde das Geſpött nur um ſo ſtacheliger: unſere Journale wiſſen nichts! Die Journaliſten liefen Spießruten in den Geſellſchaften. Sie logen, ſie vertröſteten, ſie gaben täglich zwei Bulletins aus und ließen den Don Juan in jedem Abendblatt beſſer werden, ſo daß er ſchon morgen zu ſprechen Hoffnung gebe.

„Juſt das Gegenteil geſchah. Es ging raſch zu Ende mit ihm. Eines Abends kommt die Nanni, ſeine Wärterin, bleich und haſtig in die ‚Bar' geſtürzt: ‚Meine Herren, heute nacht ſtirbt er. Der Lohndiener muß juſt den Franziskaner holen. Er will zum letztenmal beichten!' Der Tenoriſt war nämlich ein Belgier aus einer klerikalen Familie und, was nicht ſelten iſt, bigott und frivol gleichzeitig.

„Den Reporters ſtehen die Schöpfe zu Berge. Alles aus

und zu Ende! Aber zum Ende kommt jetzt einer, der kein Reporter ist, und dem wird gebeichtet! Der erfährt alles, wonach sie so lange hungern und lungern! Der Gedanke macht sie erstarren. Was für ein unschätzbares Reportermaterial geht durch das Beichtsiegel verloren! Es ist zum Rasendwerden. O diese Kirche! Tote Hand, tote Kapitalien, — alles tot! Und sie stürzen fort, und morgen erscheinen alle Blätter mit Leitartikeln gegen das Beichtsiegel.

„Sie stürzen fort bis auf einen. Levisohn bleibt. Er macht sich an seinen verehrten Gönner, nämlich den Lohndiener und sagt: ‚Den weiten Weg ins Franziskanerkloster kann ich Ihnen ersparen. Ich fahre soeben mit meinem Fiaker nach Hause, und mein Haus und das Kloster sind Nachbarn. Ich bin sogar Du und Du mit dem Guardian. Bleiben Sie, mein Verehrtester, bleiben Sie nur; den Pater kann ich schon selbst schicken.‘

„Welcher Bediente nimmt es nicht an, daß ein anderer seine Gänge für ihn tut? Jede Livree liebt zwei Dinge: Nichtstun und Douceur.

„Levisohn aber fährt ins Theater, wo er wie die Hauskatze zu Hause ist und läßt einen Franziskaner aus sich machen. Während ihm diese Toilette gemacht wird, lernt ihm ein anderer die Beichtformeln ein, denn ein Levisohn benutzt jede Minute. So ausgerüstet, fährt er nach dem Hotel zurück. Der Beichtvater ist da.

„Die Kapuze aufgezogen, den Kopf demütig gesenkt, passiert er die Hausleute, die scheu beiseite treten und über die er mit segnender Hand das Kreuz macht. Das Mädchen führt ihn vor die heißersehnte Krankentür; sie macht sie auf. Er tritt ein. Hier übernimmt ihn der Arzt und führt ihn ins zweite Zimmer, während er selbst der heiligen Handlung das Feld räumt und auf den Zehen ins Vorzimmer zurückschleicht.

„Levisohn hat seine Beute. Es sind unternehmende Menschen, die Levisohns!

„Er rückt sich ein Fauteuil an das Bett des Kranken und setzt sich in den Schatten des Lampenschirms. Der Kranke

röchelt bedenklich. Es ſcheint Gefahr im Verzuge. Der Franziskaner hält kaum an ſich. Er beginnt:

„‚Ehe Sie mir das reumütige Bekenntnis Ihrer Sünden ablegen, nennen Sie mir vor allem den Namen der Dame, für deren Bild Sie ſich duelliert. Das iſt das Wichtigſte. Sie haben die ganze ſchöne und vornehme Welt kompromittiert, denn da man die eine nicht kennt, ſo rät man auf jede. In allen Familien der Stadt ſtehen die ſchönen Töchter und Frauen im Verdacht dieſes ſträflichen Liebeshandels. Sie haben eine böſe Saat geſäet. Sie haben unſägliche Verwirrung geſtiftet. Dieſes Unheil gutzumachen, iſt Ihre erſte Pflicht, um ſich mit der Welt auszuſöhnen und vor Ihren ewigen Richter zu treten. Sprechen Sie. Wer iſt jene Dame?‘

„Der Sterbende hauchte: ‚Ich kenne ſie nicht.‘

„Weh geſchrien! Der Franziskaner hatte dieſen Ausruf ſchon auf der Zunge, aber er beſann ſich noch rechtzeitig, blieb in der Rolle und ſagte: ‚Wie heißt?‘

„‚Ich kenne ſie nicht,‘ wiederholte der Sterbende. ‚Ich weiß keinen Namen. Ich habe ſie nie geſehen.‘

„‚Leugnen Sie nicht! Seien Sie nicht ſo verſtockt! Sie ſtehen am Rand des Grabes, Sie ſtehen vor Gott und Gottes Diener! Beichten Sie; bekennen Sie. Sie tun eine Sünde, eine grauſam große Sünde . . .‘

„Der Franziskaner zeterte ganz ungebärdig, und in bedenklichen Modulationen brachen die unverſtellten Naturtöne des Morgenlandes durch. Es ſtreifte dicht an die Gefahr des Selbſtverrats.

Aber der Kranke war ſehr ſchwach. Er rollte die Augen, er röchelte, — es trat eine Pauſe ein. Nach einer Weile hub er mit leiſer Stimme wieder an:

„‚Hochwürden, ich bin ein elender Menſch. Ich will Ihnen alles ſagen. Ich will meine Maske abwerfen. Am Rande des Grabes will ich mich in meiner wahren Geſtalt zeigen. Man will nicht aus der Welt gehen, ohne gekannt geweſen zu ſein. Mag auch das noch Eitelkeit ſein, aber es iſt ſo. Ein Freund ſchrieb mir einſt ins Stammbuch: On aime mieux dire

du mal de soi-même que de n'en point parler*). Das heißt auf deutsch . . .'

„‚Wie kommen Sie mir vor? Soll ich nicht Französisch verstehen?'

„‚Verzeihung! Ich dachte, ein Klostergeistlicher . . .'

„Wieder trat ein Todeskampf ein. Der Sterbende warf sich zuckend umher, stöhnte und rang nach Atem. Levisohn saß auf Nadeln, wie das ausgehen werde. Wird er noch etwas Brauchbares erhaschen? Er überlegt bei sich, ob er auf diese Beichte hin die Auflage der nächsten Morgennummer wirklich verdoppeln soll, wie er sich schon vorgenommen hat. Der Sterbende wird ruhiger. Ist es die Ruhe des Todes? Er kreuzt die Arme über die Brust, die sich nicht mehr werfen, sondern erschlaffen, er schlägt die Augen gegen den Himmel, und dann schließt er sie. Sein Atem wird zum dünnsten Hauch. So liegt er da — wie ein Verklärter. Ist es die Verklärung des Jenseits?

„Der Verklärte lispelt: ‚Ich bin ein Geck. Das sind wir Komödianten zwar alle, aber ich bin der größte. Ein Don Juan-Geck bin ich. Meine Schwäche war, den Don Juan zu spielen. Ich habe nie Glück bei den Frauen gemacht, weiß sie auch gar nicht einzunehmen; aber das ist ja die Schwäche, daß man stark sein will, wo man schwach ist. Meinem Don Juan ging's elend. Er wurde ausgelacht. Ich pflückte meine Lorbeern aus jenen Reisern, aus welchen man Körbe flicht.

„‚Da sagte mir ein Freund: Du bist auf falschem Wege, Nashorn. Du mußt es anders anfangen. Der Weg zur Wirklichkeit geht durch den Schein. Was du nicht wirklich hast, das heuchle. Der Kredit ist so gut wie das Kapital und noch besser. Mache die Welt zuerst g l a u b e n, daß du Verhältnisse hast, umgib dich mit dem S c h e i n eines ladieskiller's und paß auf, es werden dir bald welche aufsitzen, die dich im Ernste für faszinierend halten.

„‚Das Wort fiel auf fruchtbaren Boden. Es muß schon in meiner eigenen Natur gelegen haben, denn wunderbar war's, wie ich's verstand und wie ich mir's aneignen konnte. Ich

*) Aus den Maximen des Larochefoucauld.

richtete mich ganz darauf ein. All mein Dichten und Trachten drehte ſich jetzt einzig um den Punkt, mir ein ausgiebiges Repertoire ſolcher Scheinmanöver zu erfinden. Ich will Ihnen einige davon mitteilen.

„Ich ließ mir Karten ſtechen — auf die Namen von Gräfinnen, Fürſtinnen und Herzoginnen. In meinem Empfangszimmer ſtreute ich ſie auf die Viſitkartentaſſe und beſtäubte ſie ein wenig. War mir ein Beſuch angekündiget, ſo ging ich kurz vor demſelben weg und ſagte im Hauſe, ich ließe bitten, mich zu erwarten, ich würde bald wieder kommen. Ein Beſuch, der ſich langweilt, zerſtreut ſich unfehlbar mit einem: er durchmuſtert die Viſitenkarten-Taſſe. In der Tat konnte ich bei ſolchen Gelegenheiten regelmäßig bemerken, — daß meine beſtäubten Viſitkarten abgegriffen waren und Fingerſpuren zeigten. Die Karten wurden geleſen, und die Leſer werden's herumgetragen haben, — was für Fürſtinnen und Herzoginnen ihre Karten bei mir abgaben.

„Ein zweites Kunſtſtück war folgendes. Ich ließ mir auf die Theaterprobe Billetdour bringen, der Botenjunge aber, den ich früher abgerichtet hatte, beſtellte dazu mündlich eine Phraſe, etwa wie dieſe: Die Frau Fürſtin wurde im Schreiben unterbrochen und läßt Ihnen noch ſagen . . . In dieſem Augenblicke aber legte ich ihm ſchnell die Hand auf den Mund und blickte erſchrocken um mich. Dann zog ich ihn ins Dunkel der hinterſten Kuliſſe, und dort begannen wir ein heimliches Flüſtern. Wenn ich zurückkam, ging ich aufgerichtet wie im Triumphe und ſtrahlte vor Heiterkeit. Bei der Probe war ich hierauf zerſtreut, miſchte wohl auch eine fürſtliche Liebeserklärung in meine Rolle, wohin ſie gar nicht gehörte, ſchlug mich dann auf den Mund und ſpielte den tödlich Verlegenen. Lachten meine Kollegen mich aus, ſo litt ich's geduldig, denn im ſtillen lachte ich ſie aus und freute mich, daß der pikante Klatſch in vierundzwanzig Stunden ſtadtkundig ſein würde.

„Beſonders frech erfand ich mir ein drittes Strategem. Ich führte immer ein Paar elegant gearbeitete Damenſchuhe bei mir, zu Hauſe und auf Gaſtreiſen. Dieſes pikante In-

ſtrument diente mir zu einer raffinierten Koketterie. Ich pflegte das reizende Schuhpärchen vor einem Sofa oder Kanapee meines Empfangszimmers nachläſſig auf den Teppich hinzuſtreuen, wie ſie das Füßchen in ſeinem Negligé eben vor ſich wirft. Kam nun Beſuch, ſo ſah ich erſchrocken dahin, ſprang raſch hinzu, ſtellte mich vor ſie hin und ſtieß ſie mit dem Fuße unter das Sofa zurück. Ebenſo auffallend machte ich dann eine innere Zimmertür zu, die ich früher ein wenig geöffnet und halb offen ſtehengelaſſen. Auf dieſe Art ſpielte ich die Komödie — die Spuren einer Ueberraſchung zu verwiſchen. Der Coup gelang mir immer und am dankbarſten bei Journaliſtenbeſuchen. Die Schlaumeier ließen mich merken, daß ſie mich durchſchaut und auf meinen Galanterien ertappt, und hingen es, was ich juſt wollte, in ihren Blättern an die große Glocke. Und doch war der Coup eigentlich plump erfunden, denn man legt doch nicht zu einem intimen Kabinetts-Tete-a-Tete Toilettestücke im Empfangszimmer ab. Am wenigſten eine Chauſſure! Aber das ſagten ſich die Führer der Intelligenz nicht. Sie ſind wie mit Blindheit geſchlagen, dieſe Intelligenzmacher, wenn es ein pikantes Skandälchen gilt!'

„‚Keckheit!' brummte der Franziskaner und ſpuckte zornig. Als aber der Kranke ausruhen zu wollen ſchien, erwachte ſogleich die Reportergier in ihm und gebieteriſch trieb er ihn an: ‚Fahren Sie fort.'

„‚Ich werde nicht fertig,' ſeufzte der Sterbende matt. ‚Die Erinnerung dieſer Jämmerlichkeiten geht über meine Kräfte. Ich muß ein Ende machen. So ſpreche ich denn zuletzt noch von jener Geckenfinte, die wirklich meine letzte geworden iſt, denn ſie hat mich das Leben gekoſtet. Auf meinen Gaſtreiſen verließ ich nie ein Hotellogis anders, als daß ich regelmäßig eine Kabinett-Photographie darin zurückließ, nämlich ein weibliches Porträt, das eine große Schönheit und ihrem Aeußern nach von vornehmem Stande war. Hierauf ſchrieb ich, oder telegraphierte ich, oder kam auch perſönlich zurück und machte das möglichſte Aufſehen damit, daß ich vorgab, das Bild vergeſſen zu haben, und mich ſehr aufgeregt zeigte,

es wiederzugewinnen. Ich ließ bedeutende Winke fallen, daß es ſich um ein zartes Verhältnis, um ein Familiengeheimnis, das in die höchſten Stände hinauf reiche, kurz, um einen Gegenſtand von kitzlichſter Delikateſſe handle. Damit alarmierte ich das Hotel dann ſo lange, bis der Alarm über die Stubenmädchen und Hausknechte hinaus in weitere Kreiſe drang. Es durchkreuzte daher meine Abſichten, wenn ich dem Bilde mit Erfolg nachfragte und ſogleich es zurückerhielt. Es durfte ſich nicht mehr finden. Denn dann ſchrieb ich Inſerate in die öffentlichen Blätter, nahm meine Nachfolger im Hotellogis in Anſpruch und ſprach von dem Bilde in Ausdrücken, welche aufs raffinierteſte berechnet waren, die Senſationsluſt zu ſtacheln. Diesmal aber kam es anders. Mein Nachfolger im Hotellogis war noch am Platze, und wie er mir als ein ſchüchterner Bücherwurm geſchildert wurde, ſo ſtieg mir ein pikanterer Einfall zu Kopf. Ich wollte ihn ins Bockshorn jagen, wollte es bis zum Duell treiben, denn ein ſolches hatte ich noch nie beſtanden, und doch iſt es die glänzendſte Don Juan-Reklame. Brachte ich den Pedanten dazu, ſo war niemand glücklicher als ich, denn das war offenbar der unſchädlichſte Partner zu einem ſolchen Renkontre. Aber Haut iſt Haut, und um völlig ſicher zu gehen, tat ich auch noch ein übriges und verriet mich ſelbſt, d. h. ich ſchickte der Polizei eine anonyme Anzeige über das Duell zu. Ein geſtörtes und von der Polizei verhindertes Duell dringt ja auch in die Oeffentlichkeit; mein Zweck wurde immer erreicht. Wahrlich, der Schwindel entzückte mich! Ich hielt ihn für den gelungenſten Coup meines Lebens. Er war das Gericht meines Lebens! Die Polizei kam zu ſpät und der Schulfuchs hatte eiſerne Nerven. Er zielte mit ſicherem Auge und feſter Hand. Ich fiel — und ſtehe nie mehr auf. Ich habe meine Lektion für die ganze Ewigkeit!'

„Den Franziskaner aber kümmerte nicht die Ewigkeit, ſondern bloß ſeine nächſte Morgennummer. Er beeilte ſich daher, die Frage, die ihm allein am Herzen lag, zu wiederholen, die Frage: ‚Und die Dame wollen Sie wirklich nicht kennen? Sie werden doch wiſſen, woher Sie das Bild haben und wer es iſt?'

„‚Ja und nein. Logiſcherweiſe ſpaltet ſich dieſe Frage und hat zwei Teile. Wer ſie iſt, weiß ich nicht; woher ich ſie habe, will ich bekennen.‘

„‚Soll mir ſehr angenehm ſein,‘ murmelte es in den Franziskanerbart.

„Der Tenoriſt röchelte: ‚Ich ſah die Photographie in einem Album der Madame Romé de l'Isle in Nizza. Es war ein Exemplar, wie ich es zu meinen Manövres brauchen konnte, und zwar ein ganz ausgezeichnetes. Ich nahm es ſogleich aufs Korn, und in einem unbewachten Augenblick ſteckte ich es hinter einer Efeuwand des Salons zu mir.‘

„‚Gut. Aber gewiß werden Sie dann neugierig geweſen ſein, zu wiſſen, wer es iſt und nach dem Namen gefragt haben.‘

„‚Das hätte ich früher tun ſollen. Als ich das Bild ſchon hatte, fiel es mir zu ſpät ein und ich wagte es nicht mehr. Ich fürchtete, auf das Bild wieder aufmerkſam zu machen, und dann hätte meine Entwendung entdeckt werden können.‘

„‚Eſel!‘ brummte der Franziskaner mißvergnügt.

„‚Auch brauchte ich ja die Namen nicht,‘ lallte der Kranke weiter. ‚Mein Zweck war erreicht mit den Bildern ſelbſt, gleichviel woher und von wem.‘

„Der Kranke hatte dieſes Stück ſeiner Beichte im letzten Aufflackern ſeines Lebenslichtes und mit jener Kraft oder ſchmerzloſen Ruhe, welche dicht vor dem Tode eintritt, bewältigen können. Jetzt fühlte er raſch den Faden abreißen und ſtieß in Todesangſt den Ruf aus: ‚Die letzte Oelung!‘

„Leviſohn erſchrak. Das ſtand gar nicht in ſeinem Konzept. Er erinnerte ſich eines Chriſtenbrauches, der ſo heißt, aber in der Gier des Zweckes, die nur aufs nächſte losſtürmt, hatte er es ganz vergeſſen. Eine verwünſchte Geſchichte! Es fing ihm an ſchwül zu werden. Der Boden ſchwankte, Bart und Kutte brannten ihn, er wünſchte ſich weit weg. Der arme Leviſohn duldete ſeine Strafe. Aber ſie war gnädig genug. In derſelben Minute ſtarb noch der Opernſänger. Wie ein befreiter Vogel aus dem Käfig flatterte der Kuttenmann auf, gab im Vorzimmer der bang harrenden Gruppe von Arzt und

Wärterin etwas formlos den Segen und warf ihnen die Worte zu: ‚Besorgen Sie das Begräbnis.‘ Sie stürzten sogleich dem Sterbezimmer zu, der Mönch aber machte sich über Korridor und Treppe, durch Gaslichter und Gaffer möglichst rasch aus dem Staube.

„In derselben Nacht noch schrieb Levisohn sein Feuilleton fürs Morgenblatt: ‚Blamiert durch Unschuld; — die letzte Beichte eines falschen Don Juan.‘ Der Beichtiger war bloß in einen Interviewer verwandelt, und das übrige mußte der Brocken tun, den er als Motto vorsetzte und der ihm gar sehr zustatten kam: On aime mieux . . . Diese Phrase half den Unterschied zwischen Interviewer und Beichtvater notdürftig überbrücken. —

„Nun sollte man denken, ein Ding kann nicht besser tot sein als mit dem Tode. Dem war aber nicht so. ‚Blamiert durch Unschuld‘ machte allerdings auch seine Sensation, aber nur die der Enttäuschung. Und die Enttäuschung wollte nicht munden. Es ist doch nur ein Effekt der Negation: Ein Esel, von dem die Löwenhaut abgefallen; ein ganzer Lebenslauf, der als Fälschung entdeckt wird. Wer lachen wollte, konnte es über ein wahrhaft seltenes Monstrum von Lächerlichkeit; aber es wollte niemand lachen. Die lächerliche Maus des kreißenden Berges muß doch allzu viele Mäuse an ihr eigenes Maus-sein erinnert haben, der Geck sondergleichen doch in einer weitverbreiteten Mehrheit seinesgleichen gehabt haben. Genug, der tote prim' uomo lebte noch, — wie das Theater, die Reklame, die Demimonde, wie das Schein- und Afterwesen einer ganzen Kulturrichtung lebt. Und die Kultur lachte nicht. Es ist wahr, abgetan war die Geschichte noch nicht; man verlangte noch etwas, man verlangte einen Kern von der platzenden Knallerbse. Aber die Journale errieten es nicht gleich, indem sie noch eine Weile fortfuhren, die Zitrone der Lächerlichkeit auszupressen. Und doch kitzelten diese Tropfen keinen Gaumen mehr. Etwas anderes lag in der Luft.

„Zog der Esel in der Löwenhaut nicht, so zog vielleicht — der Löwe in der Eselshaut. Das war natürlich der

Pedant, der Schulfuchs, der ſchüchterne Bücherwurm, der Sanskritiſt, kurz, der lebendige Gegner des Toten. In der Tat hatte eine Zeitung den Einfall dieſer Umkehrung, und vielleicht nichts als dieſen. Ein bloßes Wortſpiel. Aber es war doch wieder eine neue Wendung. Das ſoll nicht unterſchätzt werden! Iſt die Wendung ſchon viel in der Literatur, ſo iſt ſie alles in der Zeitungsliteratur. Und nun ſagte die Zeitung ſo: Gekannt haben beide Duellanten die Dame ihres Streites nicht. Aber wenn ſich der eine für ſeine Eitelkeit ſchlug, und nicht einmal das, denn er hoffte auf die Polizei, ſo hat ſich der andere wirklich und ehrlich geſchlagen, und zwar nicht für die Eitelkeit, ſondern für etwas Reelleres. Dieſes Reelle war zwar nur ein Bild, deſſen Urbild er nicht kannte, aber juſt um ſo beſſer! Ihn macht dieſe Nichtbekanntſchaft ebenſo erhaben, als ſie den andern lächerlich macht. Was für ein ſtarkes, für ein hochpathetiſches Gefühl muß dieſem Manne das Schönheitsgefühl ſein, wenn er für eine Schönheit im Bilde noch ſein Blut einſetzt! Wahrlich, der Mann iſt der Toggenburg unſerer Zeit. Noch mehr! Er übertoggenburgt den Toggenburg noch. Wenn Ritter Toggenburg ſich ein Haus baute und eine Exiſtenz darauf gründete, — ſeine Schöne anzuſehen, ſo hat dieſer nicht einmal ſie geſehen. Er hat nichts als ihr Bild geſehen. Und dafür lebt er nicht bloß, er ſtirbt auch dafür. Das geht über Ritter Toggenburgs Erfindung der Fenſterpromenade perpetuelle noch hinaus. Das iſt wieder etwas Feineres, Spirituelleres, es iſt ein ganz neues Motiv in der Pſychologie der Erotik.

„So garnierte das Blatt ſeinen Knochen: der Löwe in der Eſelshaut. Aber die anderen Blätter fielen ſogleich über den Knochen her und nagten luſtig dran mit. Die Senſation flackerte noch einmal auf. Ein neues Schlagwort war ausgegeben, und was brauchen Zeitungen mehr als ein Schlagwort? Einer überbot den andern. Dank der Konkurrenz, deren treibendes Rad die Uebertreibung iſt, wurde der arme Pedant zu einem Ideal von Ritterlichkeit hinaufgeſchwindelt, daß ich mich bald ſelbſt in ihn verliebt hätte, wenn ich die Zeitungen las. Man gab förmliche Tagesbulletins über den

hohen Gefangenen aus! Personen, die er grundsätzlich nicht vorließ, wollten ihn stundenlang interviewt haben und erzählten die unglaublichsten Jägergeschichten als seine Biographie. Bei all dem fing die Duellgeschichte an, endlich einzuschlafen; aber bevor sie es tat, kam er eine Woche lang in die Mode und wurde der Löwe des Tages.

„Ja, sogar sein Porträt brachten die Zeitungen, faute de mieux des fetteren Bissens, nämlich der schönen Duellheldin selbst. Oder vielmehr, was ich für handgreiflich halte, sie verzichteten noch immer nicht auf das Frauenporträt, sondern hofften wohl, auf einem Umweg herumzukommen und mit all ihrem Courmachen dem Bären es abzuschmeicheln, weil es ihm abzukaufen nicht feil war.

„Mit seinem Porträt aber ging es so zu. Natürlich ließ er sich noch weniger porträtieren, als er sich auf Notizenschwatz eingelassen. ‚Sie haben recht; Sie haben ganz recht,' sagte ein ältlicher ernsthafter Mann, den er eines Tages ausnahmsweise vor sich ließ, denn es war ein Sanskritist, der sich mit nichts Geringerem als mit einem Empfehlungsbrief — von Max Müller einführte! ‚Sie sind mein Mann,' sagte der fremde Sanskritist; ‚ich würde es geradeso machen. Diese Journalbremsen muß man sich mit eiserner Zähigkeit vom Leibe halten. Was wäre denn das! Es käme so weit, daß kein Mensch mehr ein Recht an seine eigene Visage hätte, wenn ihm der Journalismus befiehlt: Ich will ein Geschäft mit deiner Visage machen!' Mit diesem Manne war gut reden. Der Pedant hatte sich gewundert, durch welchen Zufall, durch welchen seiner wandernden oder korrespondierenden Freunde — denn er lebte ja so einsam — der Ruf seiner obskuren Studien bis zu Max Müller gedrungen. Aber der Sanskritist nannte ihm diesen und jenen seiner Freunde, zeigte überhaupt einige Vertrautheit mit seinem Privatleben, und zuletzt erriet man so ziemlich die Zwischenglieder bis zu dem großen Max Müller. Von dem letzteren aber war der Sanskritist erst recht unterrichtet. Er charakterisierte seine Personen, sein Haus, seine Lebens- und Studienweise und hatte alle Taschen voll von Anekdoten über ihn. Zwei Stunden ver-

gingen wie im Fluge. Der arme Gefangene war ganz warm geworden, und erſt ſpäter beſann er ſich, daß ihm eigentlich doch zweierlei an dieſem Beſuche aufgefallen: Erſtens, daß er dem Sanskrit vor lauter Max Müller-Anekdoten faſt aus dem Wege gegangen, und zweitens, daß er ihn beſtändig fixiert wie ein Mann, der durch eine eigentümliche Augendispoſition nicht anders als ſtarr und ſcharf dreinſchauen könne. Das alles begriff er aber nach drei Tagen, als ein illuſtriertes Blatt — ſein Porträt brachte. Der Sanskritiſt hatte ihn aus dem Kopfe gezeichnet, denn der Sanskritiſt war niemand anders als der erſte Zeichner dieſes Blattes — Baruch Heſchel. Und ſeine koſtbare Spolie, das garſtige Geſicht, nannte er friſchweg ‚la laideur qui plait' in dem beigegebenen Texte! Kein Zweifel, ſie hofften ihren Löwen in der Eſelshaut durch Schmeicheln zu zähmen.

„Mit dieſem Geniestreich konnte die Preſſe ihre Triumphe beſchließen. Die Unterſuchungshaft ging zu Ende, der Duellant erhielt ſein Strafurteil. Es lautete: fünf Jahre Feſtung, denn der eingetretene Todesfall hatte erſchwerend gewirkt. Aber ſowohl die Richter, die dem Pedanten wohlwollten, als auch der Kommandant der Feſtung, wohin er abgeführt wurde, ſchmunzelten ihm zu: ‚Es dauert nicht ſo lange. Frauen arbeiten für Sie!'

„In der Tat wurde ihm nach einem halben Jahre verkündet, daß er von ſeinen fünfen zu dreien begnadigt worden.

„Danach aber ſaß er kaum noch ein Vierteljahr, da trat ein freudiges Familienereignis in der regierenden Dynaſtie jenes Landes ein, welches mit einer ausgedehnten Amneſtie gefeiert wurde. Gemeine Verbrecher erhielten ihre Freiheit, unſer Duellant ſelbſtverſtändlich.

„Am Morgen kündigte ihm der Kommandant an, daß ſich mittags zwölf Uhr ſein Kerker öffnen würde. Er möge aber heute, ſetzte er ſchmunzelnd hinzu, eine extrafeine Toilette machen, denn Damen würden ihm Blumenbuketts bringen und eine Ovation bereiten.

„Der Pedant erblaßte und nahm ſich ſogleich vor, krank

zu werden. Schon um zehn Uhr aber war er es wirklich, und um zwölf Uhr legte er ſich zu Bett.

„Es war nachts gegen 11 Uhr, eine ſchöne Frühſommernacht, der Vollmond ſtand am Himmel, und die balſamiſchen Düfte der Pflanzenwelt ſättigten die ruhige Luft; — da fühlte er ſich wohl. Und noch vor Schlafenszeit nahm er ſeine Entlaſſung an. Der Kommandant machte keine Worte, die Männer verſtanden ſich. Sie waren ſtillſchweigend Freunde geworden, ſie drückten ſich die Hand, und ſtill wie ein Geiſt ſchlich der lautlos Befreite in die geiſterſchöne Nacht hinaus.

„Im ſachten Spazierſchritt ſchlug er die Straße nach Hauſe ein.

„Als der Tag anbrach, kehrte er in einem Dorfwirtshaus, das an der Straße lag, ein. Er gedachte zu ſchlafen, aber er konnte es vor Müdigkeit nicht, obwohl es die ſüßeſte Müdigkeit war und ganz durchwürzt von dem aufregenden Gefühl ſeiner neugewonnenen Freiheit. Da lag er im Grasgarten und ließ den Hauch des Daſeins über ſich hinwehen!

„Als es noch Tag war, aber die bleiche Mondſcheibe aufging, wanderte er wieder. Vor Mitternacht kam er zu Hauſe an.

„Seine Hauswirte warfen ſich ihm in die Arme und faſt zu Füßen. Sie erzählten ihm Wunderdinge, welche Nachfragen nach ihm geweſen und von welchen Herrſchaften; wer ſeine Karten geſchickt, wer ſeine Einladungen gemacht, wer gekommen ſei, wer wiederkommen wolle; — kurz, er ſei ein gemachter Mann, die Welt laufe nach ihm, ſein Glück gehe jetzt an.

„Der Pedant ſtand wie vom Donner gerührt. Er ſah den Zuſammenbruch ſeines alten Lebens und ſah ein neues, das nicht das ſeinige war. Er ſagte kein Wort. Er ließ die Hausleute jubeln und ſtürmen, bis ſie's genug hatten und von ſelbſt ihre Betten ſuchten. In der Stille der Mitternacht ging er mit ſich zu Rate.

„Abreiſen. Abreiſen? Ueber Barrieren von Damen, Buketts und Ovationen? In dem Augenblick, wo er ſagt: er

geht, wird ja alles kommen! Nein, nicht abreisen. Fortschleichen! ganz recht, fortschleichen. Heimlich sich aus dem Staube machen, und zwar gleich! jetzt! noch vor Tages! Morgen im Lichte wird schon die Sturmflut hereinbrechen; also auf in der Dämmerung! Dieses Haus, diese Stadt, dieses Land in den wenigen Nachtstunden, die noch sein sind, geflohen!

„Gedacht, getan! Er macht sich sogleich darüber her, seine Habseligkeiten in seinen Koffer zu packen. Und da er nicht mit Gepäck, nämlich nicht öffentlich, abreisen kann, so muß er den Koffer zurücklassen und sich ihn nachschicken lassen. Er besinnt sich, ob er auf einen verschwiegenen Freund rechnen kann, der ihm diesen Dienst charaktervoll leistet. Und als er damit einig zu sein glaubt, setzt er sich hin und tut sein Letztes. Er schreibt diesem Freunde einen Brief, — es ist sein Testament hierzulande! Den Brief wird er morgen mitnehmen und erst an einem Ort auf die Post geben, der schon weit außer Schußweite liegt. Vortrefflich! So geschieht's und nicht anders. Der Pedant freut sich selbst, wie geschickt er das macht. Er schreibt eifrig, der gute Pedant.

„Aber noch mehr Pedant ist die gute Natur, und während so weitaussehende Dinge vor sich gehen, verlangt sie das Nächste und Hausbackenste, den Schlaf zweier Nächte. Mit der Feder in der Hand schläft der Schreiber ein.

„Der Herr gibt's den Seinen im Schlafe!

„Denn als der Pedant wieder aufwachte, war es schon Tag, und die strahlende Morgensonne erfüllte das Zimmer. In den Strahlen des Morgenlichts aber stand ein Engel des Lichts, — eine Mädchengestalt. Die lichtumflossene Gestalt stand da wie der allegorische Morgen selbst.

„Der Morgen schlug seinen Schleier zurück.

„Die Photographie! Der Pedant schrie es nicht, denn das Wort versagte ihm. Ein stummer Krampf von Ekstase war dieser Anblick.

„Was nicht zu hören war, war zu sehen. Die Morgengöttin sah ihren Eindruck. Sie nickte leise. Und aus dem goldnen Morgenmund tönte es: ‚Wollen Sie mich heiraten?'

„Der aufgewachte Träumer ſtierte ins Licht hin. Das goldene Strahlenlicht ſpielte in Purpur. Er ſah alles Blut in ſeinen Augen.

„Die Strahlen aber fuhren fort in Menſchenworten zu klingen. Das Lichtmädchen ſagte: ‚Ich bin das Bild, für das Sie ſich geſchlagen. Ich ſehe, daß Sie mich erkennen. Ich will die Ihrige ſein. Wollen Sie mich heiraten?‘

„Der Pedant war vom Licht geblendet. Er wagte nicht mehr aufzublicken. Er war nicht mehr Ich, ſein Gemach nicht mehr ſein; die Erſcheinung war alles. Ein Wunder ſtand in ſeinem Leben.

„Das Wunder ſprach weiter. Es ſprach ſo zu ihm: ‚Man heiratet nicht ein Bild, man heiratet einen Charakter. Was kann ich ſagen von mir? Kann ich mich ſelbſt ſchildern? ſoll ich es nur? Aber, — Sie nennen mein Bild Ihr eigen, hören Sie denn ein paar Worte dazu, wie man ſeine Unterſchrift unter ſein Bild ſetzt.

„‚Ich bin die Tochter eines reichen Mannes. Aber ein gnädiger Gott führte mich durch die Gefahren des Reichtums zum Menſchentum. Mein Vater kam empor und iſt kein Emporkömmling. Il n'est pas parvenu, il est arrivé, ſagte man vom Journaliſten Thiers, als er Miniſter wurde. Mein Vater war ein Grobſchmied und arbeitet heute in vierzehn Fabriken mit zweitauſend Arbeitern. Er iſt ein Induſtriekönig. Aber wäre er der König von Italien, er wäre ein ſchlichtes und derbes Bürgerherz, wie der unſterbliche Victor. Meine Mutter iſt eine Schweizerin. Sie ſiegelt mit einem Diamanten, welcher der viertgrößte auf Erden iſt, aber ihr Siegelbild iſt eine — Kuh, die ſie ſich auf den Diamant ſtechen ließ.

„‚Das ſind meine Eltern. Ich bin zu ſtolz, — ſoll ich von meinem Charakter ſprechen, — von meiner Bildung und meinem Herzen zu ſprechen. Ich bin nichts. Ich bin Tochter. Meine Eltern haben mich, wie einen Bauer im Schach, in die Königin gezogen. Ich bin das Genie meiner Eltern.

„‚So entrann ich der Gefahr — eine Ducheſſe zu werden. Eines Tages nämlich war der Baron Salomon, unſer Logen-

nachbar, verſchwunden, die Loge aber betrat — ein Duc vom älteſten Adel, eine Säule der Legitimiſten. Und Eingeweihte flüſterten, er habe den Baron Salomon, dem alles verkäuflich iſt, ausgekauft, — um mein Nachbar zu werden.

„Vielleicht hatten ſie recht. Wenigſtens begann mein neuer Logennachbar von mir Notiz zu nehmen. Die Freiheit der Nachbarſchaft, welche zwangloſe Theater-Konverſation erlaubt, auch denen, die ſich nicht mit Förmlichkeit vorgeſtellt ſind, handhabte er nur in ſparſamen Augenblicken, aber dann mit Takt und Sicherheit des vollendet Vornehmen. Er war kein Baron Salomon! Wenn der ſchwatzte, ſo tat ich, als hörte ich nicht; den Herzog hörte ich faſt, auch wenn er ſtumm war.

„Bald darauf trafen wir auf einem Balle zuſammen. Wieder ſagten die Eingeweihten, es wären Einladungen an ihn und uns ergangen — zu dem Zweck unſerer Annäherung. Auch ſprachen wirklich die Umſtände dafür, daß der Ball von jenen geſchickten unſichtbaren Mittlerhänden arrangiert war, welche tätig zu ſein pflegen, wenn ein Herzog, ohne ſich zu exponieren, einer Grobſchmiedstochter ſich nähern will.

„Die Wolke hing damals dicht über meinem Haupte. Es hing an einem Haar, daß ich den falſchen Schritt tat, der mich für immer in falſche Bahnen verſchlug. Beſtand ich auf dem Balle, ſo ließ ſich der Herzog, wie die Eingeweihten flüſterten, bei uns einführen, d. h. er erklärte ſich. Aber ich beſtand nicht.

„Zwar bis Mitternacht reüſſierte ich. Ja, ich bezauberte ſogar. Schon waren alle Blicke und Mienen die von Gratulanten. Ich ſcharmierte im Tanz, in der Konverſation; ich ſcharmierte verhängnisvoll. Noch eine Stunde, und ich war verloren. Aber der rettende Augenblick kam. Ich ſchlug um.

„Es war in der Konverſation. Zu unſerer Gruppe hatte ſich ein Standesgenoſſe des Herzogs geſellt, der ſoeben von einer Cour in Frohsdorf kam. Der Herzog war ganz Ohr und fragte mit Wichtigkeit den kleinſten Umſtänden nach. Ich erſtaunte, was der Nobleſſe alles wichtig iſt, aber noch

ſchwieg ich. Da erzählte der andere mit einer Aufregung, die ihn faſt durchzitterte, der Hof verliere ſeine Reinheit, er habe es mit eigenen Augen geſehen, wie eine Madame de Pons in Gegenwart der Königin ſich geſetzt!

„Ich traute meinen Ohren nicht. Was war denn das weiter? Aber der Herzog machte ein hochernſtes Geſicht. Er ſagte: Zu Ihrer Satisfaktion hätte Ihnen der Hofmarſchall dieſes droit du tabouret allerdings erklären ſollen, und ich wundere mich wirklich, daß er es nicht getan hat. Er ſetzte wahrſcheinlich voraus, daß Ihnen der Fall in unſerer Geſchichte bekannt iſt, ein Fall, der ſich auf eine Verjährung gründet, die aber doch nur eine Uſurpation war.

„Und nun erzählte der Herzog ſeinem Standesgenoſſen, daß im Jahre 1648 die Komteſſe de Fleix, die Madame de Pons und die Prinzeß de Marſillac allerdings das Recht des Tabouretts ſich anzumaßen gewußt, und daß die Königin-Regentin leider ſo ſchwach geweſen, dieſe Uſurpation nicht nur zu dulden, ſondern die drei Eindringlinge unter die femmes assises förmlich und mit Diplom aufzunehmen. „Das iſt die Wahrheit," ſagte der Herzog; „ich kann es nicht in Abrede ſtellen. Nicht minder wahr aber iſt," fuhr er fort, „daß die genannten Damen dieſes Vorrecht nicht behaupteten, denn der hohe Adel, mein eigenes Haus an der Spitze, ſtand wie Ein Mann auf und zeigte ſich entſchloſſen, ſeine Prärogative mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Das wirkte. Die Königin ſchickte vier Marſchälle von Frankreich in unſere Union und ließ feierlich verſprechen, jene unglückliche Unbeſonnenheit, womit ſie Häuſer des zweiten Ranges denen des erſten gleichgeſetzt, wieder zurückzunehmen. Die Unſerigen aber blieben feſt, und wir löſten unſere Verſammlung erſt auf, als die Königin ihr Verſprechen auch ſchriftlich von ſich gegeben. Das nahmen wir zwar mit Dankbarkeit an, forderten aber doch noch die Unterſchrift von vier Staatsſekretären dazu, um unſerer Sicherheit nichts übrig zu laſſen. Die Geſchlechter dieſer Würdenträger hatten erblich darüber zu wachen, daß zu keiner Zeit ein Widerruf erfolgte und blieben uns mit ihrem Kopfe dafür ver-

antwortlich. Das Dokument alſo iſt diplomatiſch in Kraft und ſeine ſtaatsrechtliche Geltung nicht zu bezweifeln. Die de Pons haben das Recht des Tabouretts tatſächlich nicht mehr; ſie haben es kein volles Jahr beſeſſen, nämlich bloß zehn und einen halben Monat."

„Und ſolche Kindereien weiß man noch heute', entrang ſich mir unwillkürlich der Ausruf. Ich platzte nicht eben heraus damit, aber es war doch ein Halblaut, das noch gehört wurde.

„Der Herzog ſah mich an — mit einem Blick voll unausſprechlichen Dünkels. „Mademoiſelle", ſagte er, „Erinnerung iſt die Seele unſeres Standes. Wie denken Sie eigentlich über das Weſen des Adels?"

„Ich? Ungefähr wie Ségur. Nous préférions un mot d'éloges d'Alembert, de Diderot, à la faveur la plus signalée d'un prince.'

„Meine Mutter ſah weg und biß ſich die Lippen, aber meiner Aja gefror das Blut in den Wangen. Welche Erziehung, daß ein junges Mädchen durch ein Zitat ſeine Beleſenheit zeigt, — und welch ein Zitat!

„Es war meine Rache für ſeinen Hochmut. Ich dulde ſolche Blicke nicht.

„Die Kavaliere, man muß es geſtehen, ſalvierten den Affront mit unnachahmlicher Faſſung. Der Herzog überſah uns wie einen leeren Raum und zuckte mitleidig die Achſeln. „Schad' um das hübſche Kind, es wird ein esprit fort!" ſagte er zu ſeinem Freunde.

„Im Nachhauſefahren wollte mich die Aja erziehen, aber meine Mutter, die ihr ſonſt nie dreinredete, ſagte diesmal: „Laſſen Sie ſie; die Schweizerkuh in ihr hat ganz gut gebrüllt."

„Welch ein Glück ſind ſolche Eltern!

„Aber das Jahr 1648, das der Herzog genannt hatte, ging mir noch die ganze Nacht im Kopfe herum. Das war juſt die Zeit des weſtfäliſchen Friedens; ein Weltbrand von dreißig Jahren ſollte ausgelöſcht werden, die Augen von ganz Europa mußten an Münſter hängen. Und in einem

jolchen Jahre hatte der franzöſiſche Hochadel für ſolche Kay-palien Sinne! Welch eine Welt! Nein, das iſt nicht die meinige. Meine Welt iſt bei d'Alembert und Diderot. Meine Welt iſt — in dieſer Hütte!

„Sie haben ſich für mein Bild geſchlagen. Als unſere Mädchenkreiſe anfangen wollten, den neuen Toggenburg anzubeten, da dämpften unſere Gouvernanten und Mütter und ſagten: „Ihr müßt euch das anders vorſtellen, Kinder. Offenbar ſind die Männer hitzig aneinander geraten; nur ein verletzendes Wort brauchte zu fallen und das Duell war provoziert. Den Ehrenpunkt galt's, das Bild wurde Nebenſache."

„Das klang zwar nüchtern, aber ziemlich wahrſcheinlich. Der Toggenburg-Sekte war der Kultus verkümmert.

„Aber das Bild war n i ch t Nebenſache. Man bietet dem Toggenburg Geld, wann er das Bild nur herleiht; man bietet ihm viel Geld und Toggenburg iſt ein armer Mann! Er iſt bitterlich arm! Die Zeitungen zerreißen vor Schmerz ihre Oberkleider, aber — er gibt's nicht her, klagen ſie ihren Abonnenten. Er gibt's um keinen Preis her. Das Bild iſt ſein Schatz, und er behält ihn für ſich. Der Schatz iſt ihm für Geld nicht feil.

„Jetzt fingen auch die Gouvernanten und Mütter zu bewundern an. Das war mehr als ein Ehrenpunkt. Das war der zarteſte Punkt, der in einem Menſchen zu finden iſt, und der Punkt gehörte dieſem ſeltenen Manne allein. Solang ſich Männer für Frauen duellieren, wird kein Duell einen ſolchen Silberblick mehr haben.

„Wie Mädchen entbrannten in Neid und Eiferſucht. Wer iſt das Urbild, deſſen Abbild ſchon dieſe reinſte aller Begeiſterungen einflößt? Und weiß ſie es? Wie glücklich müßte ſie ſein! Und verdient ſie es auch? Könnte ſie mit ihrem Charakter behaupten, was ſie mit ihrem äußeren Eindruck gemacht? Wer iſt ſie? Wird man es endlich auch leſen? Wer iſt ſie?

„In unſerm Mädchenkreiſe ging's unruhig her. Ich war die ſtillſte. Vielleicht, weil ich am tiefſten fühlte: nur das

iſt weibliches Glück. Das allein. Nicht eine Ducheſſe ſein, ein Ideal ſein! Muß ich das auch noch Eitelkeit nennen? Aber dann kann man über die Eitelkeit gar nicht hinaus. Dann gibt es keine Eitelkeit, welche die edelſte Blume des Selbſtgefühls iſt, dann gibt es einen Stolz des Herzens, ohne welchen das Herz gar keine Würde hat. Nicht was andere haben, nicht was Herzöge haben, kann mich erheben, ich muß es in mir haben. Das iſt der Unterſchied. Und freilich nennt Buckle dieſen Unterſchied kurz und gut ſo: Pride looks within, vanity looks without.

„So ſprach ich mit mir, während meine Freundinnen laut ſchwärmten. Mir aber verging das Reden. Mir war übel zumute. Welch ein Schickſal erwartet mich! Ich werde eines Tags heiraten ſollen; aber woran erkenne ich, ob mein Mann um mich kommt, oder um die zwanzig Millionen, die zwiſchen meiner Schweſter und mir zu verteilen ſind? Schimpflich zu denken! Und kann ich es ändern? Welche Probe gibt es! Eine Frau nie geſehen zu haben, aber ihr bloßes Bild ſchon mit ſeinem Leben zu verteidigen; dieſes Bild an ſeinem Herzen zu tragen und allen Verſuchungen zu widerſtehen, der zudringlichen Neugier des Janhagels es zur Schau zu ſtellen, — das wäre eine ſolche Probe. Aber ach, der blinde Zufall hat ſie gemacht, wo ſie zwecklos, gegenſtandslos iſt, wo ſie wie eine verwehte Baumblüte dahintreibt und niemandem Frucht bringt!

„Das war mein Zuſtand, als eine Löſung eintrat. Die Zeitungen nannten den Namen: Madame Romé de l'Isle in Nizza. Meine verheiratete Schweſter! Wie der Blitz — und der Telegraph iſt ja einer — wie der Blitz telegraphierte ich nach Nizza: „Camilla, was für ein Bild fehlt dir in deinem Album?“ Antwort: „Woher weißt du, daß mir ein Bild fehlt? Es iſt juſt das deinige, liebe Cornelia. Schicke mir umgehend ein neues Exemplar deiner Photographie.“

„Sie begreifen, daß ich jetzt hier ſtehe. Sie haben es mir unmöglich gemacht, je einem anderen Manne zu gehören. Wollen Sie mich zum Weibe? —‘

„Der Pedant rieb ſich die Stirn und ſagte: ‚Hm, hm, iſt mir nicht neu, was ich da höre. Hab's oft gehört in meinen einſamen Träumen. Aber ſeltſam. Heute träume ich lebhafter. Und ſtatt einſam komme ich mir zweiſam vor. Was iſt das? Ich fürchte, es geht ſchief mit mir. Kerker, Nachtmärſche, Nachtwachen — ich habe wohl Kongeſtionen. Vielleicht trifft mich der Schlag. Luft! hinaus in die Luft! Fort, fort! Und komme ich lebendig zurück — und iſt meine Einſamkeit noch immer Zweiſamkeit, — hahaha, dann habe ich auch die Quadratur des Zirkels erfunden! Dann iſt alles ..‘

„Der Pedant lachte heiſer und ſtürzte zu ſeiner Tür hinaus.

„Die Fremde blieb erſchrocken zurück. Was geht da vor? Sehen ſo die Phantaſiemenſchen aus? Dann iſt's doch unheimlicher, als die Romane geſtehen. Oder iſt er wirklich krank? Wird er im nächſten Augenblick auf dem Straßenpflaſter zuſammenſtürzen? Es ſtößt ſie fort und ihm nach, aber — ſie bleibt. Plötzlich durchzuckt ſie ein dritter Gedanke. Wie, wenn er ihr bloß Luft machen wollte, um jetzt noch zurückzutreten? Dieſer Mann iſt feinfühliger, als man ihm anſieht, vielleicht iſt das ſeine feinſte ritterliche Tat, daß er ihr noch im letzten Augenblick wieder die Freiheit gibt. Sein Duell hat ihr gefallen, ſein Porträt hat ſie nicht abgeſchreckt, jetzt aber ſieht ſie ihn in Perſon. Gibt das keinen veränderten Eindruck? Und ſollte er ihr nicht Zeit gönnen, über dieſen Eindruck zu brüten? In ihren Worten zwar blieb ſie feſt und führte den Vorſatz, womit ſie gekommen war, durch; wie aber, wenn leiſe, dunkel und unbewußt, während ſie noch ſprach, ein ſubtiles Etwas durch ihr Gemüt zog, jenen feinſten Wetterzeichen ähnlich, welche erſt nach Tagen den Himmel verändern, der heute noch heiter iſt? Dann ließe er ihr Zeit, das Zeichen zu beobachten, das Zeichen zu deuten, in ihr eigenes Herz zurückzuſehen, ſich zu prüfen, ſich zu ſammeln, ſich von neuem zu entſchließen. Er läßt ſie allein zu dieſer letzten entſcheidenden Selbſtſchau. Er geht fort, er gibt vor, zu träumen, er gibt vor, die Zweiſamkeit ſeiner Einſamkeit gar nicht zu erwarten, — wie fein iſt das alles! Das

heißt, das edelſinnige Mädchen ſelbſt baut ſich die Welt ihrer Vorſtellungen aus ſo feinen Stoffen auf.

„Sie ſetzt ſich hin und denkt darüber nach. Tatſache iſt: ſie iſt frei. Frei ihr Entſchluß, offen die Tür, ſie kann wieder gehen. Wunderbar! Und er ſelbſt? Iſt dieſer Mann ſo uneigennützig, ſo wunſchlos, ſo verzichtend und entſagend, und Kaſteiung ſeine zweite Natur, daß er ein ſo nahegelegtes Glück ſo leicht auch von ſich ließe? Der Gedanke reizt ein Mädchen faſt wie mit Nadelſtichen. Es käme auf die Probe an. Und wenn ſie nun wirklich fortginge! Was würde er tun? Wer das wiſſen, wer das ſehen könnte? Würde es ihm nicht eine Strafe ſein? Ja, und hätte er ſie nicht verdient? So ſelbſtlos den Rücken zu wenden, ſo bedürfnislos! Schroffer Mann, wenn man deinen Charakter beim Worte nähme! Biſt du ein Gott? Hältſt du deinen eigenen Menſchencharakter aus? Man möchte dich prüfen!

„Jetzt war die Eva im Zuge. Es reizt ſie unwiderſtehlich, von dieſer Frucht zu naſchen. Sie ſteht auf, ſie geht auf und ab. Die Türklinke bezaubert ſie. Es reizt ſie, dieſes Ding in die Hand zu nehmen, zu drücken — und fort iſt ſie! Sie tut es wirklich. Schon drückt ſie darauf, — da hört ſie entfernte Schritte. Kommt er zurück? Wie ſchade, daß es zu ſpät iſt. Doch nein. Hier iſt das Fenſter offen, es geht in den Garten, ein Parterrezimmer iſt's — friſch hinaus! Man treibt nicht umſonſt Mädchenturnen. Sie ſchwingt ſich hinaus und verſteckt ſich hinter die breiten Blätter einer aufgerankten Kürbisſtaude.

„Er war es wirklich. Toggenburg kommt zurück. Er betritt ſein Zimmer — es iſt leer. Einen lauten Schrei ſtößt er aus und ſchlägt ſich lautſchallend vor die Stirn. Dann bricht er wie tot auf ſein Kanapee zuſammen. Dort liegt er, in ein Nichts zuſammengekrümmt. Hat ihn der Schlag getroffen? Hinter dem Kürbisblatte lugen zwei Augen herein und ſehen mit Schrecken, was ſie getan. Nein, er lebt. Der Zuſammengeſchmetterte ſpringt auf. ‚Es iſt genug!' ſchreit er wie die Poſaune des Jüngſten Gerichts. Er reißt ſeinen gutgepackten Reiſekoffer auf, ſtürzt ihn um, ſtört mit den Füßen den In-

halt auseinander und ſucht nur Eines darin — ſeine Duellpiſtole. Er rafft ſie auf, lädt ſie, führt ſie an die Stirn —

„‚Richard!‘ ruft es, und vom Garten turnt ein Mädchen herein und ſchnürt ihn ſo feſt in ihre Arme, daß er ſich nicht regen kann.

„Die Probe war beſtanden. Der Gott war Menſch!

„So ſind wir ein Paar geworden“ — ſchloß das Manuſkript meines Tages. — „Doch nein,“ — ſagte er in einer Nachſchrift; „bald hätte ich den dummen Baron vergeſſen. Nun, das iſt bald heruntergebetet. Es war an einem kleinen Badeort, der eine kleine Reſidenz war, aber einen großen Zopf hatte. Man trieb dort noch die Sonderung von Adelig und Bürgerlich. Meine Frau ſah ſich in ihrem Umgange vielfach gehemmt; alle Damenzirkel waren von Standesunterſchieden, wie von Fuchsfallen, interkoupiert. Da ſagte meine Frau zu mir: ‚Höre, Toggenburg, du könnteſt wieder eine Rittertat tun. Sonſt ſind die Männer in den Abgrund geſprungen, wie Curtius; tu‘ mehr! Werde Baron! Wir nehmen ein lumpiges Hunderttauſend und gründen damit ein Militärhoſpital oder ein Waiſenhaus, kurz, wir begehen etwas, worauf der Baron ſteht. Laß dich verführen, ja?‘

„Es war ihr erſter Wunſch und die Hunderttauſend ihr Geld. Ich wurde Baron. Ich hoffe, billigdenkende Menſchen werden uns beide entſchuldigen. In ihrem Vaterhauſe fühlte ſie die geſellſchaftlichen Schranken nicht, denn der große Induſtriekönig glich alle Rangunterſchiede aus. In demſelben Falle war der arme Sanskritiſt nicht, dem ſich kein Rang beugte und kein Wappen al pari ſetzte. So hatte ich doch wohl die Pflicht, ihr den Geſellſchaftsboden wieder ſo eben zu machen, als ſie ihn gewohnt war, denn Geſellſchaft iſt den Frauen ein viel wichtigeres Lebenselement als uns, und ſoziale Zurückſetzungen ſchneiden viel blutiger in ihr armes, empfindliches Senſorium ein. Ich glaube, ich wäre nicht ein Charakter, ſondern ein Barbar geweſen, wenn ich mich nicht gefügt hätte. Frauenſchwächen nachzugeben, iſt keine Schande, wenn es nicht Schwächen des Individuums, ſondern Schwächen der Gattung ſelbſt ſind. Die letzteren aber heißen

kaum noch Schwächen, alſo wird das Nachgeben auch nicht Schwäche, ſondern höchſtens — Humanität heißen."

Sehr richtig! Aber ich mußte lächeln, mit welcher Sorgfalt das ausgeführt war, da es doch ſelbſtverſtändlich war. Der gute Pedant! Ich ſah ihn faſt rot ſein, als er es niederſchrieb und ſeinen Baron vor mir und ſich ſelbſt verteidigte. — —

Das war alſo die Geſchichte meines ungleichen Paares. Aber wahrlich, nie gab es ein gleicheres! Was für ein Charakter muß dieſe Frau ſein, welche mit ſich ſelbſt den preisgekrönten Charakter eines Mannes krönt, deſſen innerſten Wert ſie fühlt bei allem Mangel lockender Aeußerlichkeit! Ich war begieriger als je, ſie kennen zu lernen. Kaum wußte ich, wie ich von dieſer Morgenſtunde bis zum Teeabend meine Ungeduld hinhalten ſollte.

Doch ja! Ich ſuchte meinen Huſarenrittmeiſter auf. Mit dem „Löwenblut" in der Hand überfiel ich ihn triumphierend. Es war mir eine neue Freude, dieſe Blätter gemeinſam mit ihm zum zweitenmal zu durchleſen. Wir ſchmauſten beide jetzt mit doppeltem Vergnügen daran. Der Baron war von dem Geſchichtchen „enchantiert", das ſo poetiſch, ſo abenteuerlich dalag und ſich doch auf ein allgemein bekanntes und uraltes Motiv gründete: geſchmeichelte weibliche Eitelkeit. Nur war es die beſte weibliche Eitelkeit und die Schmeichelei ein ſo romantiſches Spiel des Zufalls, daß ſich die Welt unſerer „Proſa" noch immer mit einem Fuß in der Welt des Cervantes fühlen durfte. Der Baron erkannte ſogleich einen allerliebſten Unterhaltungsſtoff, der ſich ganz reizend von Salon zu Salon weiterplaudern ließ.

Einſtweilen ſchwatzten wir uns ſelbſt nach Herzensluſt müde daran.

Als wir endlich aufhören mochten, ſagte der Baron noch dieſes:

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Verehrteſter, aber ich kann durchaus nicht finden, daß dieſes Löwenblut in jener ſtumpfen Manier geſchrieben iſt, die Sie Ihrem Gurkenfreund nachgeſagt haben. Das Ding klappt ja mindeſtens ſo gut als irgendeine andere Novellette."

„Sehr wahr", erwiderte ich, „und es freut mich nicht wenig, daß Ihnen ſelbſt das auch aufgefallen iſt. Es iſt nichts weniger als ſeine alte Manier. In ſeiner alten Manier hätte er ungefähr ſo angefangen: Ein armer Teufel fand eine Photographie, welche ein ſchönes Mädchenporträt war, und mußte ſich mit dem angeblichen Eigentümer drum ſchlagen. Als er dieſes Duells wegen in Unterſuchung ſaß, uſw. uſw. Kurz, er hätte in drei Zeilen drei Seiten erzählt. Damals war es ihm unmöglich, was ich ihm ſo eindringlich riet: liebevoll ins Detail zu gehen. Daß dieſe ſpröde Natur dieſes liebevolle Detail heute hat, beweiſt mir, daß er die Liebe ſelbſt hat, daß die Liebe gleichſam perſönlich in ſein Leben getreten. Was ſeine Geſchichte direkt ſagt, das ſagen Stil und Manier ſeiner Geſchichte auch indirekt und nur noch ſchöner und naturwahrer; es ſtellt ſich in ſeinem Vortrag unwillkürlich und unbewußt dar: Er liebt, er iſt glücklich!"

Anhang

Nachwort des Herausgebers

Die umſtändliche Geſchichte dieſes Romanes, wie ſie ſich vor allem aus den Tagebüchern des Dichters ergab, ſei zunächſt nur kurz ſkizziert. Es ſind im weſentlichen vier Faſſungen zu unterſcheiden. Die „Urſchrift", wie Kürnberger ſelbſt die erſte nannte, ein „novelliſtiſch-kürzeres Elaborat", entſtand in Ungarn 1862/63. Im Herbſt 1862 ſcheint er mit der Arbeit daran begonnen zu haben. Sie liegt in der Handſchrift 14693 der Wiener ſtädtiſchen Sammlungen zum größten Teile vor (43 Briefbogen in 8° — der erſte fehlt — mit 172 S.) und hat 14 Kapitel. Das achte enthält eine vertrauensvolle Erzählung Balms zu Santafiore, die ſpäter gekürzt und verſchoben worden iſt. Die Memoiren des Marcheſe fehlen noch ganz; Balm verbrennt ſie ungeleſen. Auch eine vollſtändige Kopie dieſer Faſſung von fremder Hand (54¼ Bogen mit 217 S. 4°) iſt im Kürnberger-Nachlaß (J. N. 14691) vorhanden. Sie trägt die Überſchrift „Das Haus der Frevel" oder „Die Kinder Roms". Das dritte Kapitel der Urſchrift, „Eine römiſche Tombola" (S. 36 bis 49 der vorliegenden, hier wenig veränderten Faſſung), erſchien ſchon am 17. und 19. Mai 1863 im „Peſter Lloyd" mit dem Vermerke: „Bruchſtück aus einem noch unter der Feder begriffenen Romane des Verfaſſers", der damals Mitarbeiter jenes Blattes war und ſich gegen Nachdruck verwahrte.

Ob ſich Kürnberger, der erfolgreiche Autor des „Amerikamüden" (Band IV), um den Verlag des neuen Romanes ſchon damals bemüht hat, iſt nicht bekannt. In den nächſten Jahren ſcheint er ſich nur wenig mit ihm beſchäftigt zu haben. Erſt Ende 1871 dürfte er mit der Umarbeitung begonnen haben, von der die zweite, erweiterte Faſſung zeugt. Sie enthielt in 5 Quartheften (Querformat, 453 S., das erſte Heft fehlt, J. N. 14694) 13 Kapitel, deren Zahl aber auch durch Unterteilung auf 18 oder mehr erhöht werden konnte, und im Anhang die Memoiren. Am 31. Mai 1875 war die zweite, entſcheidend vorgeſchrittene Niederſchrift beendet; aber ſchon am 6. April desſelben Jahres hatte Kürnberger angefangen, ſie in einer neuerlich verbeſſernden dritten Faſſung abzuſchreiben, die am 3. Dezember 1875 auch bereits fertig war. (In die zweite Handſchrift trug er beim Kopieren anfangs auch die Änderungen ein.) Sie umfaßte in 2 ſteifen Quartbänden mit 280 S. 21 Kapitel und den Anhang. Die Handſchrift iſt derzeit verſchollen; aber es liegen von dieſer Faſſung zwei Drucke vor, die trotz ihrer Unzuverläſſlichkeit, durch gegenſeitige Stützen, eine deutliche Vorſtellung von der vorletzten Form des Werkes geben können. Wie im Jahre 1875 arbeitete Kürnberger auch 1876 ſehr intenſiv an dem Romane weiter, ohne Rückſicht auf die äußere Sorge um ſein Schickſal. Im Frühjahr 1876 war

eine fremde Kopie der dritten Fassung fertig geworden, die auf dem Transport nach Amerika verloren gegangen zu sein scheint. Kürnberger hatte sie schon im Juli 1875 bei dem Kopisten Berger bestellt, der ihm aber zu langsam arbeitete, so daß er selbst mit einer Abschrift der Memoiren eingreifen mußte. Bald darauf, am 11. März 1876, machte er sich an die vierte Fassung, die am 9. August fertig vorlag, aber erst am 11. Oktober dieses Jahres endgültig abgeschlossen worden ist. Sie zählt auf 291 S. Quart (96 in Hoch-, die übrigen in Querformat beschrieben) nur 20 Kapitel und im Anhang an das letzte wieder die Memoiren, mit den schon seit der zweiten Fassung ziemlich bestimmten Überschriften für ihre acht Teile. Nach dieser letzten, sehr sorgfältigen Handschrift, die als letzter Wille des Dichters anzusehen ist (bisher ohne Inventar-Nummer), wurde der vorliegende Druck getreulich hergestellt, mit dem der Roman eigentlich zum erstenmal wirklich veröffentlicht wird.

In Kürnbergers Tagebüchern ist zuerst im November 1869 von der alten Novelle „Das Bild" die Rede, die er dem Schriftsteller Hans Grasberger zeigen will. Im September 1871 liest er sie selber wieder durch und im Dezember macht er sich die fünf Hefte „für die Abschrift und letzte Redaktion" zurecht. Tatsächlich begann Kürnberger damals, an der „Kopie und Rektifikation" zu arbeiten und ist auch mit Unterbrechungen 1872, 1873 und 1874 an dem vermeintlichen „Manuskript letzter Hand" tätig. Der „Bildroman" hatte damals noch keinen eigentlichen Titel. Aber schon im Dezember 1874 taucht die Absicht auf, ihn der „Schlesischen Presse" (Verlag S. Schottlaender in Breslau) zu übergeben, mit der Kürnberger damals in Verbindung war. Am 4. Dezember schreibt er: „Ich werde nächstens einen Roman vollendet haben, der gar sehr in Betracht kommen könnte." Der Verlag scheint damals kein Interesse dafür gezeigt zu haben.

Bald aber gelang es Kürnberger, ein angesehenes Wiener Blatt, dessen Mitarbeiter er war, für sein Werk zu interessieren, die „Deutsche Zeitung", deren Herausgabe und Redaktion damals eben Heinrich Reschauer übernahm. Ende Mai 1875 schon verkaufte Kürnberger das Buch um 3000 fl., am 14. Juni bekam er 2000 fl. Anzahlung und am 15. erschien bereits folgende von ihm selbst verfaßte Ankündigung: „Im heutigen Abendblatte der ‚Deutschen Zeitung' beginnen wir mit der Veröffentlichung des neuesten Werkes von Ferdinand Kürnberger, eines vierbändigen Romans unter dem Titel: ‚Das Schloß der Frevel', mit einem Anhange ‚Die Beichte des Jesuiten'." Der Titel stand also damals (bis auf den Anhang) schon fest; nur die Bucheinteilung wurde später wieder aufgegeben. Es erschienen zunächst 16 Fortsetzungen (bis in das 4. Kapitel) in den Abendblättern bis einschließlich zum 8. Juli. Aus Raumnot brachten die nächsten Tage nichts weiteres, trotz zweier Vertröstungen der Redaktion. Am 14. und 17. Juli enthielten dann die Morgenblätter in einer eigenen Roman-Beilage noch zwei Fortsetzungen, von denen aber die letzte (18.) konfisziert wurde. Im Abendblatt vom 17. Juli stand folgende Erklärung der Redaktion: „An unsere Leser! Um auch den belletristischen Teil unseres Blattes so interessant als möglich zu gestalten, haben wir von einem namhaften Schriftsteller, Herrn Ferdinand Kürnberger, einen Roman erworben, von dessen hervorragenden künstlerischen Schönheiten, hohem literarischen Werte und streng sittlicher

Tendenz wir uns überzeugt haben. Die heutige Fortsetzung desselben ist von der Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegt worden. Da wir von der Staatsanwaltschaft nicht verlangen können, daß sie die notwendigerweise erst im Verlaufe des Werkes sich entwickelnde sittliche Tendenz in jedem der einzeln veröffentlichten Stücke desselben erkennt, und da wir andererseits die ‚Deutsche Zeitung' nicht der Gefahr aussetzen können, ihrer Roman-Beilage wegen in ihrem Erscheinen gestört zu werden, so sehen wir uns genötigt, das Forterscheinen des Romans in unserem Blatte einzustellen ..."

Die Überschriften der ersten sechs Kapitel (im Manuskript verloren) lauteten in der Zeitung: I. Das Nachtlager in der Lomelina, II. Für Liebe Liebschaften. Ein apostolischer Mensch, III. Bauernfänger und Seelenfänger. — Eine römische Tombola, IV. Das Weib-Rätsel. Künstlerwerbung um ein Modell, V. Die Nähe einer Enthüllung, VI. Der Maler Zuppa. Hier griff die Zensur ein. Kürnberger aber hatte schon drei weitere Kapitel in seiner Handschrift mit solchen Titel für die Tageslesser versehen: VII. Im Modellsaal, VIII. Wohin?, IX. Ein philosophischer Sommertag. Er hatte auch die ersten 7 (9) Kapitel, rücksichtslos im eigenen Fleische wühlend, für den Zeitungsdruck selber eingerichtet, wovon zahlreiche Striche, Änderungen, Vermerke und Vorschläge zeugen. Die Redaktion war so vornehm, die Anzahlung nicht zurückzufordern. Aber für das vom Honorar erträumte Landhaus reichte sie nicht.

„Während ich nun vormittags am fünften (Manuskriptbande) schreibe," hatte Kürnberger in einem Briefe vom 12. April 1875 seiner Freundin nach Graz berichtet, „habe ich mich entschlossen, Nachmittags- und Abendstunden zu verwenden, um vom ersten Bande an das Ganze wieder von vorn und eigenhändig abzuschreiben. Meine einzige Reinschrift mag ich der Post nicht anvertrauen. Eine Kopie muß ich haben. Ein Kopist aber kostet Geld, das ich sparen will. Und dann lehrt mich eine alte Erfahrung, daß ich Manuskripte, auch wenn sie gefeilt und ausgearbeitet sind, beim eigenhändigen Abschreiben doch immer wieder noch mit einer feinsten und letzten Feile verbessere. Kurz, ich entschloß mich, meinen Leib an dieses Kreuz zu nageln und an diese Galeere zu schmieden. Ich erschrak selbst vor meinem Entschluß und die Haare standen mir zu Berge. Aber ich griff es an! Seit einer Woche käue ich den Roman, den ich am Ende vollende, vom Anfang wieder als Kopist durch!" Wenige Monate später bestellte er doch die erwähnte Abschrift von fremder Hand, die aber erst lange nach seiner eigenen Kopie und nur mit seiner Hilfe fertig wurde. Sie war für die New-Yorker Staats-Zeitung bestimmt, nachdem Kürnberger eine andere Idee, das Buch dem Berliner Tageblatt anzubieten, wieder fallen gelassen hatte. Nach einer Durchsicht der fremden Abschrift, Redaktion der verfänglichen Stellen und sorgfältiger Einrichtung für den Zeitungsdruck, endlich nach einer Übertragung der Zensuren in das eigene Manuskript dritter Hand, schickte Kürnberger am 2. März 1876 die Abschrift Bergers durch den Spediteur Schulte in Bremen an Oswald Ottendorfer, den Herausgeber des großen deutsch-amerikanischen Blattes. Am 13. Februar hatte Kürnberger folgendes Promemoria für die Redaktion niedergeschrieben, dessen Konzept oder Kopie sich am Ende des vierten Heftes der Handschrift II findet:

„Adidamenta externa.
(Eine Privatnote an die Redaktion der Staatszeitung in New York.)

Indem der Autor gegenwärtigen Roman als einen Zeitungs-Feuilleton-Roman präsentiert, verhehlt er sich die Schwierigkeiten für eine Zeitungspublikation nicht.

Wie so viele Dichtungen den ethischen Gehalt der Welt von zwei Seiten darstellen — Faust und Mephisto, Prinz Heinrich und Falstaff, Don Quichotte und Sancho Pansa — so hat auch dieser Roman ein Janus-Doppelgesicht: Supernaturalismus und Naturalismus. Der letztere muß es sich gefallen lassen, für das Element des „Schlüpfrigen" und „Unanständigen" zu gelten.

In einem Buche hat das keine Gefahr. Ein Buch kann durch rasche Lektüre schnell zur Evidenz seines sittlichen Gesamtausdrucks kommen, kann überdies den Frauen und Töchtern von den Männern sekretiert werden.

Die Zeitungslektüre läßt mit der Auflösung der unsittlichen Dissonanzen in die sittliche Harmonie länger warten, ist auch den weiblichen Händen schwer oder nicht zu entziehen.

Desungeachtet glaubte der Autor, daß ein spezifischer Männer-Roman auch ein Zeitungsroman werden könne, wenn man den Mut hat, mit festem Auge und ordnender Hand die Knoten der „Schlüpfrigkeiten" aufzulösen.

Der Autor sieht diese Operation unter folgenden drei Gesichtspunkten an.

1. Die Unanständigkeiten *schwersten* Grades streicht man.

2. Die des *mittleren* Grades verwandelt man, da sie ein Italiener ausspricht, in den italienischen Wortlaut*).

3. Die *leichtesten* endlich läßt man getrost stehen, denn zuletzt ist ein Feuilleton ja doch ein Feuilleton und kein Gebetbuch.

Mit diesem Ariadnefaden in der Hand, wird die Unkraut-Prairie, die auf den ersten Blick so abschreckend und verwildert erscheint, gar wohl zu bewältigen sein. Überdies erstreckt sich dieselbe nur über den kleinsten Teil des Romans, nämlich auf vier Kapitel. Drei davon hat der Autor selbst zensuriert, um der Redaktion aus dem Gröbsten vorzuarbeiten und zum Fingerzeig seiner Opferwilligkeit. Natürlich ist diese Selbstzensur nur ein votum consultativum, nicht decisum. Eine Redaktion kann mehr tun, weniger tun, anderes tun. Nur möchte dieselbe nie außer Augen lassen, zwischen allen Streichungen den Zusammenhang wieder herzustellen und nicht sinnlos zu streichen."

Zwischen dem 14. und 28. Februar schrieb Kürnberger dann an Ottendorfer, der 1848/49 ähnliches wie er mitgemacht hatte, einen Brief, den er zugleich mit dem Roman nach New York sandte und der wie die

---

*) In „Prutz' Museum", einer anständig redigierten Wochenschrift der 50er Jahre, erzählt ein Korrespondent „aus Cuba", daß ihm auf dem Bazar alle Artikel, auch die kleinsten und unbedeutendsten, als Ausländerware angeboten wurden. Verwundert über diesen gänzlichen Mangel an Industrie, fragt er eine Boutiquière, eine allerliebste Kreolin: Aber wenn das alles aus Europa kommt, was macht ihr denn da auf euerer eigenen Insel? Rien que des enfants, Monsieur, antwortete sie.

So viel ist unter dem Schleier einer Fremdsprache möglich ... die niemandem fremd ist! (K.)

folgenden eine interessante Variation des schon im Vorwort angeschlagenen Themas gibt:

„Hochgeehrter Herr!

Unter dem freundlichen Beirat Oskar Falkes, der Sie bestens grüßen läßt und der mir sagt, daß Ihnen mein Name nicht unbekannt sei, habe ich mich entschlossen, beiliegendes Manuskript über den Ozean zu schicken, auf den Versuch hin, ob Sie es als einen Feuilleton-Roman für die von Ihnen geleitete, in deutscher Sprache erscheinende Zeitung brauchen können.

Seit dem Erscheinen des Amerikamüden, seit 20 Jahren, ist es wieder der erste größere Roman, den ich publiziere, und die Ironie des Zufalls fügt es, daß ich ihn – nach Amerika schicke, nach dem Lande, das ich, wenn nicht ungerecht, doch nicht mit ganzer Gerechtigkeit, nämlich aus der einseitigen Gemüts-Perspektive zu behandeln den Jugendmut hatte. Wie Themistokles und Napoleon – si parva licet componere magnis – setzt sich jetzt der Amerikamüde asylsuchend an den Herd derer, die er bekämpft hat.

Ich suche für mein neuestes Opus ein Volk, das an die großen Atemzüge der Freiheit gewöhnt ist.

Freiheit ist freilich ein Wort von doppeltem Begriffe: konstitutionelle und konventionelle Freiheit. Sie brauchen nicht immer zusammen, ja sie können oft klaffend weit auseinanderfallen, z. B. die turkomanische Rasse stärker in dieser als in jener, die angelsächsische stärker in jener als in dieser sein.

Was nun Amerika betrifft, so begünstigt mich zunächst die erstere Freiheitsform. Der Roman hat wenigstens in New York nicht, wie in Wien, den Staatsanwalt zu fürchten.

Die konventionelle Freiheit der Angelsachsen steht zwar allerdings im Verruf einer gewissen Befangenheit, nämlich der Prüderie. Aber was für ein elender Behelf ist in allen ethnographischen Dingen der Ruf oder Verruf! Ich kenne die angelsächsischen Reiche nicht aus eigener Anschauung, kann mir aber mit bloßem Menschenverstand sagen, daß der Begriff „Prüderie" aus dem Gröbsten gar nichts sagt, sondern alles auf die feine Nuance ankommt: wann, wo und wie wirkt die Prüderie? So lese ich bei einem glaubwürdigen Reisenden, der mir ein ernsthafter Mann zu sein scheint, daß von den Engländern beider Geschlechter das Baden in offnen Wässern und unter freiem Himmel mit viel weniger Prüderie betrieben wird, als wir auf dem Kontinent glauben, oder es selbst tun. Was ist Prüderie?!

Die Frage schwebt mir völlig im Dunklen und doch kommt es so viel auf sie an, wenn ich meinen Roman zu einem angelsächsischen Volke schicke.

Nicht daß sein Hauptakzent – wie bei Ardinghello oder Lucinde – just auf dem Thema der Sexualität läge. Eher das Gegenteil! Der ganze Kopf raucht und brennt ihm von religions-philosophischen Interessen; er spricht sich aus dem Innersten alles vom Herzen, was der römische Katholizismus in beiden Hemisphären für so viele, an der Kirchlichkeit noch mit-interessierte Geister Zeitbewegendes hat. Angeekelt von der Flachheit des landläufigen Zeitungs-Liberalismus, geht er, ich möchte sagen, der Anatomie und Physiologie des religiösen Pathos auf den Grund und spricht, wovon über dem Striche niemand spricht, von

den Wurzeln dieser Dinge. Just um Vor-Recht und Über-Recht zu beseitigen, wird in jede Fuge und Ritze der Berechtigung hineingeleuchtet. Der liberalisierende Halbgebildete, welchen die Zeitungssprache nicht aufklärt, weil sie die Aufklärung schon voraussetzt, möchte über den Stand der großen Frage hier zum ersten Male klar sehen und z. B. ein platonisches Symposion wie Kap. 9 als einen ewigen Leitfaden seiner Orientierung nach Hause tragen. Und da ein Roman nicht doziert, sondern gestaltet und handelt, so ist das letzte Resultat dieser Evolutionen das handelnde Charakterbild eines Jesuiten, welcher, wie ich glaube — vielleicht aus mangelnder Belesenheit glaube — in der Romanliteratur kaum seines Gleichen hat. Nichts ist leichter und wohlfeiler als den „Jesuiten" für den Geschmack des großen Haufens zuzubereiten; aber preiswürdig schien es mir, einen Jesuiten, *ohne* ihn zu *beschönigen*, auch einmal *schön* aufzufassen und alles, was ihn zum Jesuiten stempelt, *indem der typische Grundzug gewahrt bleibt*, mit jener Freiheit und Vornehmheit durchzuführen, daß die Idealität der Zeichnung auch ein gebildetes Auge erfreuen kann.

Wo so viel Spiritualismus in Kraft tritt, wäre der *Sensualismus* schon als äußere Kompensation geboten, auch wenn er nicht, wie hier, die innersten Lebensnotwendigkeiten des Romanplanes bedingte. Aber an diesem Punkte ist es nun, wo ich Prüderie fürchten zu müssen glaubte. Gilt doch Sensualismus und Unsittlichkeit für gleichbedeutend!

Die vier großen Eruptionsherde dieser „Unsittlichkeit" sind in unserm Romane die Kapitel 4, 6, 7, 11. Mit Ausnahme des letzten habe ich sie alle selbst durchzensuriert — ich weiß nicht, ob zu stark oder zu schwach; ich tat es aber auch nur probeweise. Ich wollte mein Bewußtsein verraten, daß etwas geschehen muß; meine Bereitwilligkeit, daß ich opfern kann. Dabei wollte ich als Subredakteur der Chefredaktion gleichsam vorarbeiten, damit sie sich von dem scheinbaren Unkraut nicht abschrecken lasse, sondern den Beweis, wenigstens aus dem Gröbsten, schon vor Augen sähe, wie es immerhin möglich sei, in die Wildnis gangbare Wege hineinzubahnen. Aber ich habe mich darüber in der „Privatnote für die Redaktion" ausgesprochen, und ich glaube nicht, daß mir etwas zu sagen noch übrigbleibt. Bloße Wiederholungen aber vermehren die Deutlichkeit nicht, und so übergebe ich diesen Gegenstand der Redaktion zu ihrer eigenen Urteilsschätzung und Beschlußfassung ...

Was aber als schwer, mittel und leicht tariert werden soll, das eben bleibt der Redaktion überlassen. Daher ich auch die italienischen Schleier nicht selbst webte, weil ich nicht wohl erraten kann, in welcher Rangordnung die Redaktion die Dinge ansehen will.

Wenn die Redaktion den Beschluß der Annahme gefaßt haben wird, so darf ich sie wohl bitten, zugleich die Honorarleistung damit zu verbinden. Das Ausmaß derselben vertraue ich ihr selbst an, wie ich überhaupt das ganze Verhältnis auf Grund von O. Falkes Empfehlung als ein Vertrauensverhältnis auffasse. Den Roman offeriere ich — was zu bemerken nicht überflüssig — als einen *Originaldruck*.

Möchte sich das ganze Unternehmen noch vor Anbruch der Touristensaison erledigen können! Möchte, was ich loco Wien anfangs März abschicke, anfangs Mai von N. Y. schon erledigt sein! Ich weiß nicht, ob es ein unbescheidener Wunsch ist, aber ein lebhafter ist es! Ich würde

mein Sommer-Touriſtenjahr beſſer und ruhiger genießen können und der Wert der Jahre wird immer koſtbarer nach dem 50ſten Lebensjahr.

Der Kopiſt hat mich leider übermäßig lang hingehalten und doch mußte ich ihm zuletzt noch die ganzen Mem. d. Marcheſe abnehmen und ſelbſt kopieren, um überhaupt zu Ende zu kommen. Möchte der expeditive Neuyorker gutmachen, was der Wiener, der langſamſte Arbeiter der Welt, zu meiner Pein ſchlecht gemacht hat!

Wenn Sie den Roman nicht brauchen können, ſo entſtünde mir hier noch immer die Frage, ob ihn ein anderes deutſch-amerikaniſches Blatt nicht brauchen könnte. Ehe Sie ihn zurückſchicken, darf ich mir vielleicht Ihren Wink und Rat darüber ausbitten und nur im abſoluten, von vornherein feſtſtehenden Verneinungsfalle, retournieren Sie mir das Mſpt. gleich in natura.

Überlaſſen Sie die Lektüre ſelbſt wieder einem Subredakteur und Vertrauensmann, ſo empfehlen Sie ihm wohl das Manuſpt. zu ſchonen. Erſt als erworbenes Eigentum ſteht es zu Streichungen und Einzeichnungen zur Dispoſition, bis dahin, billigerweiſe, nicht.

Ich wüßte nichts mehr zu ſagen, als Sie, zwar unbekannter Weiſe, aber nicht minder herzlich zu grüßen. Sollten Sie zufällig mit meinen zwei Landsleuten, Dr. Kuèlich und Dr. Goldmark, weiland Abgeordnete des Wiener und Kremſierer Parlamentes, bekannt ſein, ſo bitte ich Sie, auch dieſen Freunden meine Grüße zu überbringen."

Die Sendung nach Amerika ſcheint ſamt dem Briefe, der im Konzepte vorliegt, verloren gegangen zu ſein; wenigſtens erfuhr Kürnberger nach mehrfachen Mahnungen am 11. Oktober 1876, daß Ottendorfer ſie nicht bekommen hatte. Aber ſchon am 11. März hatte der Unermüdliche wieder in ſein Tagebuch eingetragen: „Den eines indiſchen Büßers würdigen, heroiſch-gräßlichen Entſchluß gefaßt, den Roman für einen beabſichtigten deutſchen Parallelzeitungsdruck in Gottesnamen wieder mit eigener Hand abzuſchreiben. Sogleich auch den Anfang damit gemacht." Am 10. April 1876 taucht in einem Briefe an Friedrich Schlögl ein neuer Verwertungs-Gedanke auf, als Kürnberger eine Einladung zur Mitarbeit am „Neuen Peſter Journal" erhielt: „... Etwa, ob das Blatt meinen Roman brauchen könnte, den ſich Reſchauer bei der D. Ztg. vom Munde weglonfiſzieren ließ, weil das ewig rollende Queckſilber nicht dahin zu bringen war, mir ſtandzuhalten, daß ich im Einvernehmen mit ihm (oder er mit mir) eine druckfähige Redaktion des Anſtößigſten beſorgte? Dann müßte er aber ſehr einladend bezahlt werden, denn eigentlich möchte ich ihn lieber nach Deutſchland als nach Ungarn geben." Es wurde nichts daraus. In den nächſten Monaten war Kürnberger fleißig an der vierten Faſſung des Bildromanes tätig, den er damals „Halbdunkel" nannte. (Das Manuſkript letzter Hand trägt keinen Titel; bei dem erſten und zweiten fehlen — wie geſagt — die Anfangsblätter, das dritte iſt ganz verſchollen.) Die auffallendſte Änderung war, daß Kürnberger am 19. Mai 1876 die Kapitel 14 und 15 der dritten Faſſung in eines (14.) zuſammenzog, ſo daß er nur 20 Kapitel und die angefügten Memoiren zählte. Am 2. Juni notiert er im Tagebuch: „Lektüre Italien (bei Gregorovius und Gſell Fels)", am 21. Juni: „Lektüre in Burckhardts Cicerone II.", womit einige Quellen des Romanes genannt ſind, die natürlich ſchon früher benutzt worden waren.

Am 28. September, nachdem die letzte Handschrift im wesentlichen schon fertiggeworden war, schrieb Kürnberger zwei gleichlautende Briefe an H. Grimm und Ernst Scherenberg mit Angeboten seines Romanes für die Kölnische und die Elberfelder Zeitung, offenbar vergeblich. Bald nachher nahm er den alten Plan wieder auf, das Buch mit allen Rechten an Schottlaender zu verkaufen. Zunächst schrieb er am 11. November 1876 an Dr. Max Kurnik, den früheren Herausgeber und damaligen Feuilletonredakteur der „Schlesischen Presse" und schickte am 14. das Manuskript, wahrscheinlich das letzter Hand, durch den Wiener Buchhändler Karl Gerold an den Breslauer Verlag. Zwei Briefe Kurniks, einer Schottlaenders und zwei Kürnbergers an Kurnik (vom 11. und 18. November 1876) sind verloren. Ein Brief vom 24. an Schottlaender, den die Schlesische Verlagsanstalt mit einigen anderen Stücken gütigst zur Verfügung stellte, führt uns deshalb mitten in die Unterhandlungen:

„Wien, Freitag, d. 24. Nov. 876.

Sehr geehrter Herr.

Ich hätte so viel zu sagen — daß ich am liebsten gar nichts sagen möchte.

Ein Kaufmann schätzt eine Ware, ist aber unsicher, inwiefern Andere sie schätzen werden. Und doch wäre letzterer Faktor — genannt: Absatz — der allein preisbestimmende.

Was bestimmt also den Preis?

Vielleicht die Wahrscheinlichkeitsrechnung der Erfahrung.

Nach der Erfahrung meinte ich nun nicht zu hoch gegriffen zu haben.

Ich glaubte zu wissen, was Hackländer, Auerbach, Paul Heyse aus einem einzigen Manuskript erzielen, und ich weiß, was Meidinger erzielte, der mein Erstlingswerk, den Amerikamüden, unter aller Würde bezahlte und das Buch in 10,000 Exemplaren durch die Welt vertrieb. So stark war tatsächlich die Auflage der Charlotte Akermann*) und des Amerikamüden, und Otto Janke hat nur noch wenige Hunderte Rest vorgefunden.

Heute sprechen wir von 3000, und ich höre das Wort „prekär". Daneben sagt man mir, daß die Stuttgarter — Hallberger obenan — sich angewöhnt haben, nie mehr unter 5000 zu drucken.

Was soll ich antworten? Wie gesagt, ich möchte am liebsten gar nichts sagen.

Viertausend Taler für eine dreifache Benützung nannte Dr. Kurnik „unmöglich". Ich gehe um ein Halbtausend zurück, und — der ganze Geist Ihres Briefes athmet eine weitere Reduktions-Forderung.

Und wenn ich nun noch einmal zurückgehe, werde ich einen Fixpunkt erreicht haben, oder nichts erreicht haben als den Eindruck — wie leicht sich mit mir handeln läßt und daß darin fortzufahren sei?

Wohlan! So opfere ich denn noch ein weiteres Halbtausend und verkaufe das in meinem letzten Brief umschriebene Benutzungsrecht um Dreitausend Taler. Das soll mein Fixpunkt sein.

Dazu wünsche ich noch 15 schöngebundene Freiexemplare und — den Wiederbesitz meines Originalmanuskriptes. Da wir von Zeitungsdrucken

*) Roman von Otto Müller, Frankfurt 1854.

ſprechen, ſo werden Sie das Manuſkript – das in Heften ſo gut teilbar iſt – von zwei Kopiſten gleichzeitig mit Kopiertinte abſchreiben laſſen, nehmen davon zwei Maſchinen-Kopiaturen und haben vier Exemplare. Drei dienen für eventuelle Zeitungsbenützung, das vierte für den Buchdruck und mein Original wird frei.*)

Der Zeitungsredaktion nämlich muß ich den Text à discretion überlaſſen, und zu redigieren wird ſie ja doch finden. Hier eine Schlüpfrigkeit, dort eine Longueur, – eine Zeitung hat andere Nerven als ein Buch. Meine Urſchrift aber ſoll rein bleiben und ſoll in meinem Beſitze bleiben.

Schlüpfrigkeit, ſagte ich! Und doch iſt der Maler Zuppa kein platter Zotenreißer, ſondern ein poetiſcher Charakter, der als Geſchlechtsgenie vielleicht dem Kneipgenie Falſtaff an die Seite zu ſetzen.

Longueur, ſagte ich! Und doch iſt das Kap. 9 in der deutſchen Literatur vielleicht das, was in der griechiſchen – ein platoniſcher Dialog war. Um der Kirche Unrecht zu geben, unterſuchte ich erſt, was ihr Recht iſt. Wer tut das wieder? Der moderne Leſer hört zum Überdruſſe die liberale Zeitungsphraſe, hört aber niemals, wie ſie ſich begründet. Hier hört er's. Hier endlich erhält er den Kompaß, um in der großen Kontroverſe zwiſchen Vernunft und Glauben ſich für ewig zurechtzuſteuern.

Was ſoll ich von einer Konzeption wie Marcheſe Santafiore ſagen? Nichts dankbarer als die Jeſuiten anzuſchwärzen, aber dieſer Orden wäre wohl nie eine Weltmacht geworden, wenn er das Zerrbild des vulgären Volksromans wäre. Der meinige richtet mit einem goldenen Richtſchwerte! So ſieht der Jeſuit aus, der eines gebildeten Leſers und eines vornehmen Dichters würdig iſt.

Was ſoll ich vom 1. Kap. des Anhangs ſagen? Darf ich es nicht ein ſeltenes, in der deutſchen Belletriſtik vielleicht einziges Muſter nennen, wie hier das Bedenklichſte im reinſten Sinne vorgetragen?

Aber ich halte inne, denn ich ſcheine bereits für Ihre Reklamen-Batterien zu arbeiten. Ach, ſie werden manch Schönes ſagen, dieſe Reklamen; ob ſie aber alle meine Nägel auf den Kopf treffen? Und es ſind ſo viele Köpfe da!

Das iſt ein Roman, der in dem „Kulturkampf" mit banaler Tendenzmacherei nirgends unmittelbar eintritt: aber mittelbar tut er's um ſo muſtergiltiger. Ich nehm' es mit gutem Gewiſſen an, wenn man ihn das Ideal eines Zeitromans nennt.

Freund Roſner**) möchte Blut weinen, daß er nicht Kapital genug hat, ihn zu kaufen. Aber ein klaſſiſcher Ladenverkäufer, der er iſt, ſetzt wohl er allein hundert Exemplare und vielleicht mehr ab. Wäre Jeder, wie er, dann könnten wir von einer V. Hugo'ſchen Auflage reden!

Ich zeichne mit Ergebenheit

Ferdinand Kürnberger."

---

*) Das möchte ich unbenützt und unbefleckt eines Tags wieder zurück haben. (K.)

**) Leopold Roſner, Buchhändler und Verleger in Wien, der dritte Verwalter des Kürnbergerſchen Nachlaſſes.

Kürnbergers Schreiben aber kreuzte sich mit einem Briefe von Kurnik:

„Breslau.
Sonntag, 26. XI. 76.

Verehrter Herr und Freund!

Ich schreibe diese Zeilen unter dem Eindruck einer mächtigen Erregung, unter dem Eindruck der in heutiger Nacht beendigten Lektüre Ihres Romanes und ich bin im Begriffe, Ihnen eine Grobheit zu sagen, die aber in Wahrheit eine Schmeichelei ist.

Ich habe gelesen, wie Sie es wünschten, in stiller Nacht, in abgezogenster Einsamkeit. Ich las bis zur Erzitterung des letzten Nervs, ich war entzückt, hingerissen und stellenweise auch — entsetzt, erstaunt — doch davon später, vorerst muß die Grobheit heraus, sie drückt mir fast das Herz ab.

Ich muß Ihnen nämlich sagen, Theuerster, daß Sie nicht recht gescheit sind, dieses Buch im Feuilleton einer Zeitung veröffentlichen zu wollen!

Wie? Was? Dieses Buch mit seinem tiefen, gewaltigen Inhalt und der Klassizität seiner Ausdrucksweise als Lektüre beim Morgenkaffee, zur flüchtigen Durchsicht für den Mann, der den Kurszettel studiert und für die Frau, die ihre Aufmerksamkeit just auf die Novitäten der Mode gerichtet hält?! Dieses Buch auf den Tischen der Cafés und Bierhäuser und im Dunst des Tabaksqualms?! Dieses Buch zerstückelt und zerfasert in hundert Portiönchen?! Denken Sie sich nur das Kapitel 9, auf drei Tage verteilt, in drei Fetzen zerrissen! — Der Gedanke macht mich schaudern.

Für ein solches Verfahren Ihrerseits hätte ich keine andere Bezeichnung als frevelhafter Mord an dem eigenen Kinde.

Ich bin indeß schon ruhiger. Denn eben fällt mir ein, daß Sie selbst schon hinlänglich dafür gesorgt haben, dem Buche die Pforten der Zeitungen zu verrammeln.

Ich bemerkte schon oben, daß ich mich stellenweise entsetzt fühlte — und dieses Entsetzen beruhigt mich. Der klassische Zynismus in der Behandlung der Erotik schützt Sie vor dem verbrecherischen Attentat, das Sie auf Ihr Kind auszuführen beabsichtigen. Kein Redakteur einer deutschen Zeitung wird den Mut haben, derartige naive Nacktheit seinen Lesern und gar Leserinnen vorzuführen. Letztere müßten bei der ersten römischen Szene wie Ihre Selina aufschreien: ‚Aus den Augen!' Das Buch druckt Ihnen keine Zeitung und das halte ich für ein Glück des Buches.

Eine Zeitung ist ein Schaufenster und in einem solchen kann ich unmöglich Alles zeigen, was ich in einem geheimen Kabinett aufbewahre. Auch als Buch wird Ihr Roman harte Anfechtungen zu erleiden haben, aber er wird andererseits Begeisterung wachrufen, er wird entzücken und empören, er wird Ihnen Segen und Flüche bringen — wie jedes Werk, das das Innerste des Menschen aufrüttelt.

Und daran müssen Sie sich genügen lassen.

Hören Sie also, — ich will mir nicht anmaßen zu sagen auf den Rat, aber doch auf die Meinung eines Freundes, der für Sie und Ihr Werk das innigste und wärmste Interesse empfindet.

Verzichten Sie zu Gunsten des Buches auf den pekuniären Vorteil, den Ihnen eine Publikation durch die Zeitung verschafft, und verständigen Sie sich mit einem Verleger behufs Herausgabe des Werkes in Buchform. Können Sie's mit Herrn Schottlaender zu Wege bringen, tant mieux. Aber in die Geldverhandlungen mische ich mich grundsätzlich nicht. Ich habe Herrn Sch. meine Ansicht über das Buch im Sinne dieses Briefes auseinandergesetzt, und er wartet nun ab, was Sie mir antworten werden, und ob Sie von der Publikation durch Zeitungen Abstand nehmen. In einem solchen Falle müßte sich natürlich auch Ihre Honorarforderung reduzieren, worüber Sie natürlich ganz allein zu bestimmen haben.

Ist es mir nicht gelungen, Sie von dem Zeitungsunternehmen abzubringen, so verzeihen Sie mir die Epistel, aber behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Dr. Max Kurnik."

Darauf erwiderte Kürnberger (Konzept):

„Sehr geehrter Herr und Freund.

Eine Arbeitsstimmung, die ich mir unzerstreut zusammenhalten wollte, hinderte mich, umgehend zu antworten, was ich so gerne getan hätte und wozu es mich drängte.

Vor Allem jetzt meinen Dank, daß Sie das Mscpt. so rücksichtsvoll gelesen. Sie erledigten die Lektüre nicht nur rascher, als ich selbst hoffte, sondern erfüllten auch meinen Wunsch, ihr die besten Stunden zu widmen. Sagten Sie es nicht selbst, so würden es die starken und tiefen Athemzüge verraten, in denen Ihr Brief redet. Man hört und sieht es sinnenfällig, daß Sie aus heißer Schlacht kommen und ganz bei der Sache waren.

Und nun zu unserm Gegenstande.

Was Sie mit der Hyperbel freundschaftlich scherzender Vertraulichkeit — Ihre Grobheit nennen: ist auch die meinige. Ich sei nicht recht gescheit, diesen Roman als Feuilleton-Roman anzubieten! Vollkommen einverstanden. Ganz meine Meinung. Er ist kein Feuilleton-Roman, und ich konnte mir das im Ernste nicht einbilden.

Aber, glauben Sie mir, das sogenannte praktische und nüchterne Leben ist ein sehr phantasievoller Narr! Konnte sich unser de Pretis einbilden, daß wir sein Bankstatut annehmen werden! Oder Gortschakoff, daß die Pforte sein Ultimatum annehmen wird? Mit offenen Augen und vollem Bewußtsein tun die Gescheiten, was nicht recht gescheit ist, und müssen es tun. Es gehört eben zu den Mysterien des Weltdaseins, daß die Gescheitheit nicht sein einziges Uhrrad ist.

Warum ist der Roman kein Feuilleton-Roman?

Erstens: er hat für die Familien-Ehrbarkeit zu starke Sachen; und zweitens: es ist schade, ihn in Teile zu zerreißen; Kap. 9 und Anderes ist viel zu gut dazu.

Ad. I. Die starken Sachen sind's vielleicht minder, eingegeben in Dosen von einzelnen Zeitungsnummern. Wie der volle ungebrochene Strom der Lektüre auf Sie wirkte, so wirkt er vielleicht nicht, auf Tage verteilt und in Zeitungs-Fortsetzungen verdünnt. Ein diluiertes Gift ist keines, sagte mir einst ein Arzt.

Ad. II. Jeder gute Roman iſt zu gut, um in Zeitungsfetzen zerriſſen zu werden. Es gebe ein Dilemma, welches den Feuilletonroman aufheben würde: den ſchlechten wollen wir nicht und um den guten iſt es ſchade! Das Letztere empfindet Niemand ſtärker als ich, und der Feuilletonroman iſt mir überhaupt eine gräuelvolle Inſtitution. Aber — er iſt nun einmal da und hat Bürgerrecht im bürgerlichen Geſchäftsleben. So rechnet man denn damit.

Wohlan, da haben Sie die Identität von geſcheit und nicht geſcheit. Was ich da erwidere, konnte in einem Ozean von Unmöglichkeit vielleicht ein Strohhalm von Möglichkeit ſein. Warum allein abſprechen? Wenn man den Zweiten hört, wird man immer geſcheiter, als wenn man ſich allein hört. Ich habe jetzt Sie gehört, d. h. ich habe den ganzen bon sens der deutſchen Redaktionspraxis gehört. Sie beſtätigen nur mein eigenes Gefühl, deswegen ſind aber die Beſtätigungen zweiter Inſtanzen doch nicht überflüſſig.

Daß ich mit Herrn Schottlaender nun weiter verhandle, iſt meine Meinung nicht. Ich wiederhole, was ich ſchon einmal geſagt habe: Herr Schottlaender hatte mein Offert als Zeitungsverleger und dann als Buchverleger. Mit jenem entfällt mir auch dieſes.

Während Sie laſen, haben wir einen Brief hin- und zurückgewechſelt und bei dieſer Gelegenheit ging ich noch einmal am 500 Rtlr. zurück, alſo bis auf 3000. Weil der Zeitungsdruck entfiele, noch weiter zurückzugehen, iſt aber mit nichten meine Abſicht. Mein Gedankengang iſt vielmehr dieſer: der Preis von 3000 ſteht mir feſt und nun ſage ich: benütze es für dieſen Preis ſoviel du kannſt und in allen Möglichkeiten. Iſt die Zeitungsnutzung unmöglich, ſo läßt auch der Buchdruck gar viele Chancen zu. Wir ſahen und ſehen Verleger, welche ein und dasſelbe Buch in den gewandteſten Formen hin- und herwenden, und für alle Fraktionen der Käufer adjuſtieren. Bald machen ſie eine wohlfeile Volks- und Leihbibliotheken-Ausgabe, bald ein Velin-Salonbuch, bald ein illuſtriertes Prachtwerk. Letzteres möchte namentlich dem Ekkehard aufgeholfen haben. Der E. erſchien in Meidingers Romanbibliothek als 5. Stück, mein A.*) als ſechſtes. Während ich ſchrieb, überlief mich der Verleger mit dem eifrigen Drängen: Machen Sie, daß Sie bald fertig werden, damit wir die Scharte von Ekkehard auswetzen! Wer die zwei Bücher kennt, dem klingt das Wort wie irrſinnig; aber ſiehe da, es wurde buchſtäblich wahr. Wir wetzten die Scharte von Ekkehard aus. Vom Ekkehard gingen 400, vom Am. 10.000 Exemplare. Wenn Ekkehard ſein wohlverdientes Glück doch noch gemacht hat, ſo verdankt er das, außer ſeiner hohen literariſchen Würdigkeit, ganz handgreiflich der Kunſt eines an den Hilfsmitteln des Verlages unerſchöpflichen Betriebes und der Illuſtration.

Etwas Ähnliches ſchwebt mir gegenwärtig vor. Ich weiß, was ich verdient habe, das Stück Geld, das ich nenne, iſt kein zu hoher Verdienſt. Schlagt es heraus! Das Buch iſt keine Schablone und ſoll auch nicht ſchablonenhaft verlegt und debitiert werden. Es iſt ein originelles, in manchem Sinne ein merkwürdiges Buch, es gibt den Sinnlichen was ſinnlich und den Geiſtigen was geiſtig iſt; und gibt mit vollen Händen.

*) „Der Amerikamüde."

Ich wüßte nicht, welcher zeitgenössische Romancier mehr zu geben hätte. Das soll aber auch geltend gemacht werden. Mit einem Worte, ich suche für dieses Buch nicht sowohl einen Verleger, als einen Liebhaber. Ich suche einen Mann, der dafür Feuer und Flamme werden kann, der ein paar Jahre seines Lebens daran setzt, es auf den Leuchter zu stellen, wohin es gehört. Kurz einen Mann, der es anpackt unter dem Motto:

Und wenn du dir nur selbst vertrauſt,
Vertrauen dir die andern Seelen.

Herr Schottlaender, der von einem „prekären" Unternehmen spricht, scheint dieser Mann nicht zu sein. Ich nehme ihm das nicht übel und ich trage es ihm nicht nach. Es wäre ja der blindeste Zufall, daß just er, der der Erste ist, auch der Rechte ist. Ich werde den Rechten schon finden. Ich gedenke persönlich nach Berlin und nach Stuttgart zu reisen und mir meinen Mann recht wohl auszusuchen. Das Buch ist meine Vatersorgen wert und ich werde sie ihm zuwenden.

Bitte also recht schön, mir das Manuskript wieder zurück zu schicken. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre freundliche Lektüre und bin glücklich, daß sie Sie interessiert hat und die Zeit nicht verloren war. Im Einzeln-Feuilleton bleiben wir die Alten.

Mit aller Ergebenheit

Wien, 30. Nov. 876. F. K."

Anfang Dezember kam der Roman wirklich aus Breslau zurück, zugleich mit zwei verlorengegangenen Briefen von Kurnik und Schottlaender. Der Breslauer Verleger kam aber am 18. Dezember 1876 selbst nach Wien, und Kürnberger verzeichnet in seinem Tagebuch den überraschenden Besuch: „Erstes persönliches Begegnis. Seinerseits Wiederanknüpfung des Romangeschäfts, was mir sehr lieb, denn mein Abbruch war nur demonstrativ, aber nicht ernst gemeint. Will nach seiner Rückkehr aus Nizza, wohin er auf der Durchreise, sc. Ende Jänner meritorisch verhandeln. Gebe dem lange titellosen Roman den Titel Halbdunkel, der ihm recht ist." Schottlaender kam nicht mehr. Am 11. Februar 1877 schrieb Kürnberger deshalb an Paul Lindau, einen neuen literarischen Bekannten, ob er ihm nicht einen guten Roman-Verleger in Berlin wisse, „da mich Sch. nicht mürbe macht, wie er vielleicht spekuliert, sondern bloß abgeneigter" (Tagebuch). In einem Briefe an Kurnik erwähnt Kürnberger zwei Tage später: „Es wundert mich, daß Hr. Schottlaender schon zurück ist und doch noch nicht geschrieben hat, sondern erst ‚schreiben wird'. Durch seinen Wiener Besuch machte er mich glauben, daß ihm die Sache anliegt. Ich hielt ihm daher das Geschäft offen, und versäumte mitten im Winter, wo es allein gemacht werden soll, zwei Monate, um es andern Orts zu machen. Ich handelte auf Treu und Glauben — —."

Als Kürnberger Mitte März eine überaus ehrenvolle Einladung des Hofrats Dr. Wilhelm Hemsen in Stuttgart erhielt, für ein von Friedrich Bodenstedt herauszugebendes Jahrbuch*) des Verlages Wilhelm Spemann einen Beitrag zu widmen, gedenkt er in seiner zustimmenden Antwort am 18. März 1877 auch seines Schmerzenskindes:

*) „Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das deutsche Haus."

„Es ging mir ans Herz, daß ich für Sie (wie für Jeden), ‚vom Amerikamüden bis zu den lit. Herzenssachen' in einer gewissen Rundung und Fertigkeit dastehe, während ich für mich selbst ein Fortschreitender bin und von dem Amerikamüden bis zu den Herzenssachen kaum etwas getan zu haben glaubte — wenn ich nicht den Roman geschrieben hätte, der über diese Dinge hinaus mein Bestes ist und der — in meinem Pulte liegt. Dort liegt er seit Jahr und Tag und wie ich mich kenne (und in der Vorrede zum Haustyrann charakterisiert habe), so wird er noch recht lange dort liegen. Für's Publikum habe ich nie Eile; aber Leser, wie Sie, gehen mir ins Gewissen.

Um Ihre Freundschaft nun zu erwidern, die mir als bloßer Geschäftsträger von Spemann viel zu kostbar ist, so biete ich Ihnen diesen Roman zum Lesen an, denn eine Handschrift auszuleihen, pflegt das einzige Mittel zu sein, das ein Autor hat, um einen Menschen als einen engeren Freund und Vertrauensmann zu ehren. Die Handschrift ist rein und leserlich, ist sie doch von Feile zu Feile vielleicht die vierte Abschrift, womit ich das Operat im Laufe von Jahren auf seine letzte mir mögliche Form redigiert. Es war mein eigentliches literarisches Hauptwerk, welches alle Aufsätze der Siegelringe und der Herzenssachen*) nur als Tagsepisoden unterbrechen durften — auch mußten.

Gestattet Ihnen Amt und Beruf die Muße dieser handschriftlichen Lektüre, so steht sie Ihnen zu Diensten. Sagen Sie mir, ob die lakonische Adresse ‚Akademie', deren ich mich jetzt bediene, genügt, denn was ich zu schicken habe, ist — der Schatz meines Lebens (um in meiner kleinen Welt ein großes Wort zu sprechen), aber selbst in der Sprache der Post eine ‚Wert'-Sache."

Hemsen nahm mit Freuden an und erhielt bald darauf das Manuskript, das dieser Ausgabe zugrunde liegt. Kürnberger schrieb dazu am 1. Mai**):

„Beifolgend mein Roman. Heute ist mir fast, als ob ich ihn für Sie geschrieben hätte. Zwar ist ein kleiner Leseradel noch nicht ausgestorben, und es wird immer Leser geben, welche die Ruchlosigkeit im Dienste der Ethik verstehen. Aber ich kenne sie nicht. Nur Einen und den Besten kenne ich seit 6 Wochen — Sie! Sie werden nicht erschrecken, wie jene Unsittlichen, welche, wenn sie die Unsittlichkeit sehen, sie sogleich allein sehen und für das ganze heilsame Rezept, worin Ein Gifttropfen verschrieben, kein Auge mehr haben. Es gibt kein anderes Thema als das Faustthema, die unsterbliche Dublette: Sensualismus und Spiritualismus. Mich ekelte der gemeine Wüstling, aber ebenso die sentimental-tugendhafte und eigentlich gemein-feige Kandierung des Wüstlings: mein Wüstling kann gefallen wie Falstaff, dem der Witz nicht etwa als eine fadenscheinige Entschuldigung und Beschönigung der Trunksucht an-kandiert ist. Beide sind aus Einem Gusse und machen Einen Menschen — ein naives Menschenleben. Mich ekelte der gemeine Jesuit, die rohe Volksfratze der Leihbibliotheken; — ich wollte ihn wahrhaft vornehm, edel,

*) Band I und II.

**) Dieser Brief Kürnbergers und der folgende an Spemann ist im Besitze der Frau Exzellenz Dora Ratkovic v. Tornoracz, geb. Hemsen, in Wien.

ſpiritualiſtiſch durchgeiſtigt haben, um ihn – deſto tiefer zu ſtürzen. Und wieder wollte ich dieſen Sturz nicht zur ſchadenfrohen Jeſuitenhetze des ſüßen Pöbels veranſtaltet haben, ſondern den feinſten und gebildetſten Gemütern zu einem großen, tragiſchen Erſchrecken!! Mehr als in hundert Jamben-Tragödien erfüllt dieſe Geſtalt das Geſetz: Furcht und Mitleid. – Ich wollte dem Liberalpöbel überhaupt zeigen, wie man liberal iſt. Ich wollte ihm zeigen, daß man der Kirche am beſten Unrecht gibt, – nachdem man ihr Recht gegeben und, nicht ſpatzenhaft nachzwitſchernd, ſondern menſchwürdig-unterſuchend bis in die Wurzel hinab, den Punkt kennen gelernt, wo Recht und Unrecht ſich kreuzen; – wo und wie. Die ‚santa conversazione' des 9. Kapitels macht es jedem halbgebildeten Zögling der liberalen Zeitungsphraſe unmöglich, halb zu bleiben! Von nun an iſt er ganz und weiß mehr als ſeine Zeitungen. Recht wie zum Trotz und zum ewigen Beweis, was gewagt werden darf, wenn man ein gutes Gewiſſen hat, ſteht dann in den Anhangs-Memoiren das Kapitel 1 da, dieſe Hochwarte des Entſetzens – wie der Onaniſt dem Päderaſten beichtet! Getroſt fordere ich die Weltliteratur auf, mir ein Blatt zu zeigen, worauf ein beſſeres Muſter ſteht, wie das Unreine rein zu behandeln.

Ich ſpreche hochgeſtimmt und ſollte Ihnen nicht ſo manches vorwegnehmen; aber nicht vorwegnehmen, nur vorbereiten wollte ich, und eine Vorbereitung iſt hier doppelt gut. Geht doch ein Leſer an ein Buch wie mit verbundenen Augen; – warum ſollte er nicht wenigſtens ſehen, wohin er tritt? Ich zeigte Ihnen die Façade meines Hauſes; aber was können wir zwei dafür, daß wir Augen haben, denen die Façade gleich die Konſtruktion verrät?

Leſen Sie, ſo gemächlich Sie wollen ...

P. S. Ich beſchwöre Sie um alles, was Sie mir Liebes antun können, ja um Ihres eigenen Genuſſes willen, leſen Sie die zwei Kapitel, die ich ſo unvorſichtig nannte, nicht etwa aus Neugierde zuerſt. Am rechten Platze, alſo in ihrem Zuſammenhange, wirken ſie doppelt, und Sie haben, doppelte Freude. Namentlich jenes 1. des Anhangs. Welch ein Schlüſſel, aber zu welchem Gebäude! Eh man den Schlüſſel braucht, muß man erſt das Haus geſehen haben, das er aufſperren ſoll."

Am 10. Juli erſt ſchickte Hemſen die Handſchrift mit einem begeiſterten Begleitſchreiben zurück:

„... – Nun genug – ich habe doch zuletzt geleſen, geleſen mit der Ruhe und abſolut ungeteilten, unzerſtreuten Hingebung, darohne es mir nicht möglich geweſen wäre, mich mit dem zu beſchäftigen, was den ganzen Ernte-Ertrag Ihrer künſtleriſchen und moraliſchen Lebensarbeit im Geiſte und kraftgeſättigteſten Auszuge in ſich ſchließt. – Hätte ich im erſten Augenblick nach dem Empfang Ihrer Sendung geleſen, leſen können und dennoch bis heute geſchwiegen, ſo wär' es noch immer kein leeres Entſchuldigungswort, wenn ich ſagte: Verzweiflung an der Möglichkeit, dem ungeheuern Eindruck, der auf mir laſtete, auch nur von ferne mit dem Worte der Wiedererſtattung und Rechenſchaft gleichzukommen, war es, was mich verſtummen gemacht. Da ich nun heute ſpreche, um ſo viel kürzere Zeit nach der zum letzten Male beendeten Leſung, iſt es wahrlich nicht, daß ich etwa durch irgend ein Wunder das geringſte Mehr

von jener Fähigkeit in mir spürte. Mein Brief ist lediglich das arme Geschöpf der dira necessitas, die mit der Drohung: ich werde Ihnen als Undankbarer, Unwürdiger erscheinen, mich mit all' meinem Nichtwissen, wie? unerbittlich zum Reden zwingt. —

Vom Lasten des Eindruckes habe ich gesprochen, während ich mich durch Ihr Wort hinaufgehoben fühlte in einen Aether wonniglicher inn'rer Freiheit, die mir den Weltkreis wie ein aufgeschlagenes Buch zu Füßen auszubreiten schien. Ohne Widersinn hat's dabei mit dem ‚Lasten' seine Richtigkeit, wenn ich aus diesem göttlichen Schweben an den Mann denke, dessen geheimnisvoller Macht ich ein solches Emporgetragensein in die Höhe, welche mit der Freiheit des Ueberschauens zugleich die Schärfe des Adlerblickes leiht, zu danken habe. Des Uebergroßen, was ein Mensch ihm gewährt, möchte der Mensch sich doch auf irgend eine Weise durch Gegenleistung erwehren — durch eine höhere, als die des bloßen: ich habe hingenommen, was mir geboten ward, wenn auch — ich habe es aufgenommen mit der ganzen redlichsten Anspannung und Daransetzung aller Kräfte, die im Betrachtenden dem Schauspiel, das der Dichter mit dem Aufwand seines ganzen Vermögens ihm gibt, entgegenkommen kann. —

Das Glück einer neugeschenkten Welt — wie wenn man auf dem unwirtlichen Ozean irrefahrend plötzlich sich an ein Zauber-Eiland getragen und zum unbeschränkten Genusse all' seiner Herrlichkeiten sich eingeladen fände — streitet sich seltsam in meinem Herzen mit der Traurigkeit ebenso jähen Verlustes, seit ich der inneren Pflichtmahnung gehorchend Ihre Handschrift wieder eingepackt und von mir gegeben habe. Was Sie mir geschenkt haben, bleibt ja mein, aber doch war ein andres, nun entschwundenes Gefühl des Besitzes, solange die Blätter, auf denen so tiefsinnige Kunde geschrieben stand, mir noch vor Augen waren. — Wann sie gedruckt zu mir zurückkehren, schiene diesem Gefühl wohl die natürlichste Frage, und doch mischt sich eine wunderliche Abneigung mit dem Gedanken, den Vielen preisgegeben zu sehen, dessen geheime Wissenschaft als Einzelner mit dem Dichter zu teilen mir vergönnt gewesen. —

In das Einzelne zu gehen, vermag ich heute nicht mehr, denn der Brief muß heute fort und das Tagwerk erlaubt keine Fortsetzung. Mit dem Allgemeinsten ist so wenig gesagt dem Wunderreichtum des Buches gegenüber: — daß ich gar kein Schriftwerk eines neueren Menschen kenne, worin auf gleich hoher Stufe gleichmäßiger und gleichmäßig entwickelter Anlage Intellekt, Charakter und schauende Seelenkraft in gemeinsam gezeitigter und vollbrachter Arbeit offenbar würden, — aber es sind lauter ganz bestimmte, lebensvolle und lebensfarbige Erscheinungen, die mir beim Aussprechen dieses farblosen Gesamturteiles vor Augen stehen. —

Ich schließe nicht, sondern breche nur ab mit dem Gruße des tiefsten, mit Worten nie auszusagenden Dankes, den ich auf immerdar für Sie im Herzen trage als Ihr treu ergebenster W. Hemsen."

Was konnte Kürnberger anderes tun, als dem Verleger Spemann das gepriesene Buch anbieten. Dazu ergab sich eine besondere Gelegenheit, als Spemann dem Dichter für die abgelehnte Studie über Stephan Milow*) eine Entschädigung bieten wollte und ihm das Honorar für einen

*) Erst 1911 im 19. Bande des Wiener „Grillparzer-Jahrbuchs" erschienen.

ſpäteren Beitrag im voraus ſchickte, was jedoch Kürnberger (der inzwiſchen nach Graz überſiedelt war) nicht gelten ließ:

„Graz, Samstag, d. 25. Auguſt 1877.

... Vielleicht aber können wir um das betreffende Sümmchen noch in anderer Weiſe quitt werden. Schreibe ich doch an einen Verleger beſten Namens und habe ich doch ſeit langem einen Roman fertig, der mein Beſtes iſt. So mag ich denn die Feder, die ich an Sie ſchon in der Hand habe, noch um ein paar Linien weiter führen. Es wäre die Gelegenheit der Frage: paßt Ihnen der Verlag meines Romans, den ich wahrlich nicht jedem anbiete, und wofür ich mir meinen Mann gar ſehr und langſam genug ausſuche?

Einen Proſpekt davon kann ich Ihnen ſchwer geben, faſt ſo ſchwer, wie von der Welt! mit Erlaubnis zu ſagen. Um gleich einen Hauptpunkt zu berühren: ein Roman für 15jährige weibliche Kälber iſt er nicht. Der Senſualismus gibt eine ſtarke Breitſeite darin ab, aber freilich im Dienſte des Spiritualismus. Der letztere beſchäftigt ſich mit den zeitgemäßeſten Ideenkreiſen: Rom—Jeſuit—Katholizismus, und zwar nicht in der landläufigen liberalen Schablone, ſondern im tiefgefühlten Ekel vor dieſer Flachheit — vornehm, neu, tief. Es werden die letzten Worte geſagt, die letzten Wurzeln bloßgelegt und Begriffe entwickelt, die dem Bildungsfreund ein ewiger Hausſchatz bleiben müſſen. Beides zuſammengenommen: der Sinnliche erhält, was ſinnlich; der Geiſtige, was geiſtig iſt; der mehrſeitige Menſch ein vielſeitiges Buch. Aber es widerſtrebt mir, dieſes Urteil ins Einzelne auszuführen. Das Letztere kann Hemſen, der in der Lage iſt, Ihnen Bericht zu erſtatten, wenn Sie es verlangen. Als er mich für das Jahrbuch ‚gewann‘, tat er es in Tönen, welche ſo großartig anſchlugen, welche eine ſo neue und geiſtgeborene Sprache literariſcher Huldigung redeten, wie ich es von der Phraſe zwar oft, aber in einem ſolchen Naturadel noch nie gehört. Ich ward ganz Aufmerkſamkeit für den Mann. In ſeinen Augen ein längſt Fertiger, wußte ich ein Manuſkript in meinem Pulte, das über mich ſelbſt wieder hinausgeht und das das Fertigſte für mich iſt. Ich gab es ihm zu leſen. Alles übrige kann er nun ſelbſt ſagen, — ſofern Ihre geſchäftliche Situation auf ein ſolches Verlagsunternehmen überhaupt reflektiert. Soll ich ſchließlich nur noch das Volum charakteriſieren, ſo iſt das, wie Sie wiſſen, ein dehnbarer Begriff. Ich für meine Perſon ſchätze es auf zwei Bände; in Druck und Format von weiland Meidingers Romanbibliothek (Amerikamüder) könnte man vielleicht einen daraus machen; in der Art, die Janke liebt, drei.

Aber das alles ſind Details, während ich Ihnen die Frage nur im Prinzipe ſtelle. Prinzipiell, unpräjudizierlich und nicht bindend, würden Sie ſich daher auch zunächſt erklären ſollen.

Bis dahin

Hochachtungsvoll

Mit aller Ergebenheit

Ferdinand Kürnberger

Graz, II. Beethovenſtraße 19.

P. S. Habe ich mich richtig ausgedrückt: ... ‚und zwar nicht in der landläufigen liberalen Schablone‘? Die Zeilen noch einmal überleſend,

empfinde ich soeben, daß ein Fremder überhaupt zweifeln könnte, ob im Geiste des Liberalismus. Mein Name und mein Buch Siegelringe schließt diesen Zweifel zwar aus, aber man kann nicht deutlich genug sein! Im obigen Satze liegt also der Ton des verneinenden Sinnes auf ‚Schablone' und nicht auf ‚liberal'."

Auch diese Hoffnung täuschte. Am 16. Oktober 1877 entwarf Kürnberger wieder ein Schreiben an den Verlag Cotta in Stuttgart, das aber nicht abgeschickt wurde:

„P. T.

Ich habe einen Roman druckfertig, den ich für eine vornehme Arbeit halte, und denke denn auch an einen vornehmen Verlag. Natürlich also an Cotta.

Sein Volum möchte circa 2 Bände betragen, was aber sehr relativ zu sagen ist, denn man kann ebenso gut 1 oder 3 daraus machen.

Der Stoff ist ein frei erfundener. In rein äußerlichen Umständen lehnt er sich an 1859 und den oberitalienischen Krieg an, — also ein Zeitroman, aber doch nur in einem sehr idealen Sinne. Ich liebe es nicht, die politische Tagesgeschichte belletristisch zu transskribieren und dann für Poesie auszugeben. Der Zeit- und Tendenzroman ist meine Sache nicht. Die Poesie verwendet von der Zeit keinen anderen Stoff, als Sinn, — Geist, — Stimmung der Zeit. Ja, die lebende Generation, sofern sie nicht zu Industriezwecken Marktschreier sein will, müßte sich's überhaupt versagen, den Zeitroman anders als für vergangene Zeiten zu statuieren. Von ihren eigenen Büchern aber werden erst wieder Folgegeschlechter savourieren können, aus welchen derselben ihnen das Arom seines bestimmten Zeitcharakters entgegenduftet, so daß immer erst eine Zeit von der andern den ‚Zeitroman' zu definieren wüßte.

Meinen Helden verschlägt also seine ‚Zeit', nämlich das Kriegsjahr 1859, nach Italien und dort kommt er sofort auf eine akute und romanhaft spannende Weise zwischen die zwei großen Weltangeln zu stehen: Sensualismus und Spiritualismus. Der letztere dreht sich in Rom natürlich um Christentum — Kirchenbegriff — Religionsphilosophie. Damit wird aber nicht etwa das bequeme cheval de bataille des ‚Reflexionsromans' gesattelt und der deutschen Unart gehuldigt, statt gut zu erfinden und gut zu erzählen, den Schimmel einer wohlfeilen Gedankenschreiberei zu reiten. Kein Künstler, und schriebe er nur zu seinem Selbstgenusse, wird sich sein Buch so mutwillig verwässern. Nichts ist häßlicher als ein versumpfter Boden und nichts ist schöner als ein gut umuferter See. Zu Tage tretendes Quellwasser hie wie dort. Aber auf die Quellenfassung kommt's an! So faßte ich denn alles, was ich reflektierend zu sagen hatte, in das platonische Symposion des einzigen Kapitels 9. Dort wird es denn auch stehen — akademisch-monumental, wie Plato selbst, um einen so hohen Ton anzuschlagen. Es steht an seinem Orte ..."

Ende März 1878 verpackte Kürnberger sein letztes (und sein vorletztes?) Manuskript abermals. Er schickte es am 29. an den Verleger Wilhelm Hertz in Berlin (Bessersche Buchhandlung), der in demselben Jahre einen Band mit sechs Novellen von ihm herausgab. Der „meritorische Teil" des Begleitbriefes (Kopie im Besitz von Kürnbergers Freundin) lautet:

„Graz, im März 1878.

Ohne Sie mit einer ganzen und förmlichen Vorrede aufzuhalten, oder wohl gar das Geheimnis der Spannung Ihnen vorweg zu verraten, werde ich Sie doch auf die Lektüre *vorbereiten* sollen, das heißt andeuten, was Sie überhaupt zu erwarten haben und weß Geistes Kind dieser neue Gast.

Vorzubereiten aber ist ein Verleger wohl zumeist — auf das Bedenkliche. Nun, der Roman enthält dessen! Er enthält aber just deshalb auch eine Probe von Selbstverleugnung, Selbstkritik und Selbstzensur, auf die ich als Mensch und Schriftsteller stolz sein darf. An welchem Punkte z. B. das Kap. 7 der letzten Hand abbricht und wie weit die Führung dieser nämlichen Szene gegangen in demselben Kapitel der vorletzten Hand (gebundenes Exemplar) auf pag. 84, 85, 86, 87 und 88 — das sei mir erlaubt, wohl als ein Muster anzuführen, wie an dem künstlerischen Prozesse beides zugleich teilhaben kann: die zügellose Phantasie des Dichters und die Superiorität des männlichen Vernunftgesetzes, der Zucht und der Sitte. Ja, vielleicht fände sich in der weiten Welt wohl der Verleger, welcher jene weitgehende Szene dieser sich selbst beschränkenden vorzöge.

Jedenfalls hoffe ich, an diesen zwei Lesarten gezeigt zu haben, wieviel ich opfern *kann* und wieviel ich behalten *muß*, wenn der Charakter noch Charakter bleiben soll. Wie Falstaff ein Kneipgenie, so ist nun einmal Zuppa ein Geschlechtsgenie; daran läßt sich nicht rütteln; dieser Grundton muß bleiben. Ich konnte des Teufels Schwanz, wenn er zu lang ist, amputieren; aber der Teufel bleibt übrig! Den Grundtext, wie er jetzt steht, möchte ich nicht weiter kastigieren und müßte in Friede und Freundlichkeit jede Debatte darüber ablehnen. Als letztes Auskunftsmittel würde ich höchstens ein anderes vorschlagen, nämlich den Schleier der Fremdsprache ...*) Mein Zuppa, als Römer, hätte italienisch zu sprechen, was schon weit unbekannter ist, und zu einem solchen Umspringen vom Deutschen ins Italienische würde ich mich also verstehen, wenn etwa noch ein paar Stellen vorkommen sollten, wo sein deutscher Wortlaut zu unverfroren klänge.

So viel für die gemein-Sittlichen. Der vornehm Sittliche aber fühlt ohnedies, daß Zuppas Unsittlichkeit nur ein höheres sittliches Zweckmittel und keineswegs Selbstzweck ist. Ihm ist keinen Augenblick zweifelhaft, in welch reinem und edlem Dienste hier die unreinen Stoffe verwendet werden; ja, wäre es auch nur das schon äußerlich wahrnehmbare Gesetz der *Symmetrie*, so würde jedes dafür empfängliche Auge sich sagen müssen: wo ein *Spiritualist* wie Marchese Santafiore einer von den Atlas-Trägern des Buches ist, dort muß ihm ein *Sensualist* wie Zuppa eo ipso und schon nach den Wirkungen des Kontrastes gegenüber stehen. Stellen doch Sensualismus und Spiritualismus die Spannweite der ganzen Welt dar, und wenn man kühne Wölbungen in der Baukunst lobt, z. B. die Peterskuppel, so vermag es die Dichtkunst, von aller Erdschwere frei, nur noch mit leichterem Zirkel, die kühn gespannte Bogenweite einer Ethik auszumessen, welche von dem Weisen des Monte Mario bis zu dem Faun des Maler-Ateliers über den ganzen menschlichen Horizont läuft. Die weitgehende Fülle dieses Umfangs geht daher

*) Vgl. die Anmerkung zu S. 446.

juſt ſo weit, als jedem gehaltvollen Buche nachgeſagt wird: es umfaßt die ganze Natur und auf all ihren Seiten. Es gibt den Sinnlichen, was ſinnlich, und den Geiſtigen, was geiſtig iſt. Der richtige Menſch iſt beides zugleich, und der richtige Leſer findet alſo wohl ſein richtiges Buch an dieſem Romane.

Sogar der Liebhaber des Zeitgemäßen findet es. Zwar läßt mich dieſe Eigenſchaft künſtleriſch kalt, iſt mir wohl gar antipathiſch, ſofern ſie das weiteſte Tor jenes Mißbrauches iſt, ſenſationelle Tagesparolen von der naſſen Druckerſchwärze der Zeitungen flink auf die Romane abzuklatſchen und wohlfeile Bogenhonorare zuſammenzuſchreiben. Nicht der Tratſch der Zeit, aber der Geiſt der Zeit macht meinen Roman zeitgemäß. Der Held desſelben gerät in eine außerordentlich akute und drangvolle Preſſung der zwei großen Welt-Mühlſteine Senſualismus und Spiritualismus, und da die Schaubühne Rom, ſo kann der letztere nur die religiöſe Färbung haben, die kirchlich-katholiſche. Da kommt es denn zur durchgearbeitetſten Behandlung der großen Zeitfrage des Kulturkampfes. Und zwar nicht im Stile der deutſchen, ſchulmeiſterlich-aſchgrauen Reflexionsſchreiberei, ſondern im Stile der olympiſchen Wettkämpfe, wo muskelkräftige Glieder gymnaſtiſch-ſchön miteinander ringen und der innere Vorgang der Gedankenprozeſſe, durch die ſinnliche Kraft der Dichtung dramatiſch veranſchaulicht, faſt wie ein Schauturnen eine ſzeniſch-ſichtbare, lebendige, Intereſſe und Teilnahme ſpannende Aufführung wird. So entſtand das Kap. 9, auf welches auch der Beſcheidenſte ſtolz ſein dürfte, denn es wird ſo bald nicht wieder geſchrieben werden! Auch ein Jeſuit wird ſo bald nicht wieder geſchrieben werden, wie der dieſes Buches. Nichts iſt populärer, als dem liberalen Leſepöbel einen Jeſuiten abzuſchlachten, der gleich von vornherein ſchwarz in ſchwarz gemalt, als Vogelſcheuche und Kinderſchreck dankbar durch die Leihbibliotheken wandelt. Aber dann iſt auch nichts menſchwürdiger und literariſch-vornehmer, als denſelben Jeſuiten-Typus mit allen Liebeswürdigkeiten der Bildung und des Charakters auszuſtatten, und nichts tragiſcher, als ſein nur um ſo tieferer Fall.

Ich nenne da das Wort, das der Roman ſo gut wie die Bühne beanſpruchen könnte — die tragiſche Wirkung. Dieſe Wirkung zu erreichen, zerreißt man aber nicht den ſittlichen Zuſtand des Menſchen in Gut und Bös, Tugend und Laſter, ſondern verleiht jedem, der fallen ſoll, noch eine mütterliche Ausſtattung von Naturgaben, durch die er auch ſteigen könnte und die ihm im Falle noch menſchliche Teilnahme ſichern. So entſteht Furcht und Mitleid; — Furcht, wie ſehr am Steuerruder, das Erziehung und Schickſal heißt, der Fehlgriff möglich, welcher den Klippen und Brandungen zutreibt, und Mitleid, wo der Schiffbruch tatſächlich eingetreten. Beides ſchließt dann jene gemeineren Extreme der Romanlektüre aus: die Schuld, die ſo haſſenswert iſt, daß ſich an ihrem Hochgerichte die rohen und grauſamen Inſtinkte weiden; und die Schuld, die ſo ſchwächlich iſt, daß weinerliche Sentimentalität ſie am liebſten beſchönigen und begnadigen möchte. So wird Schuld und Strafe meines Romans tragiſch, denn tragiſch iſt nichts als die Gerechtigkeit, gepaart mit Barmherzigkeit; — das volle Gefühl der Verantwortung, aber auch das tiefe Gefühl des menſchlichen Gemeingeiſtes, das Bewußtſein vor dem brennenden Nachbarhauſe, wieviel im eigenen Hauſe dämoniſcher Brennſtoff eingelagert. Dieſe ſittlichen, ich möchte ſagen an-

dächtigen Schauer vor dem Geſamtloſe der Menſchheit, dieſes leiſe, aber innige Durchbebtſein des Richters von ſeiner Verwandtſchaft mit dem Gerichteten, haucht meinem Romane, wenn ein Selbſtzeugnis gilt, eine Seele von Humanität ein, die wie ein guter Geiſt ſo viel ungute Geiſter, gleich der Zauberherrſchaft Proſperos über Kaliban, zu einem höheren Dienſte zwingt.

Aber wohin gerate ich? Die Schwäche der Vaterfreude führt mich zu weit. Ich empfehle und wollte nichts als bloß charakteriſieren. Empfehlung aber wäre teils unnötig, teils unwirkſam. Unnötig für jeden, der ohnedies ſchon geiſtesverwandt, unwirkſam für jeden andern, der entgegengeſetzten Geiſtes. Jener z. B. möchte das Kapitel: ‚Eine Ohrenbeichte‘ als ein Kronjuwel und als ein Muſter in der Literatur bewundern, wie das Unreine mit zarter Hand und reinem Sinn zu behandeln; dieſer dagegen brauchte nur noch perſönlich fromm zu ſein, und alle Reize der Äſthetik könnten ihn nicht rühren, dem Sophiſten und Gnoſtiker Cöleſtin in ſeiner Verdrehung des Chriſtentums Patenſtelle zu leiſten. Man könnte ihm tauſendmal ſagen: das ſteht zu Kunſtzwecken da, wie Jago und die Hexen Macbeths — er mag einmal nicht! Jener könnte das Capriccio im 5ten Kap. der Memoiren des Marcheſe Santafiore — der reitende Zwerg und ſeine Standrede — in der Literatur eines Cervantes, im Bilde eines Kaulbach und Doré für würdig halten; dieſer würde in der köſtlichſten Erfindung des überſprudelnden Humors nichts als eine Kirchenentweihung erblicken ...“

Auch Hertz verhielt ſich ablehnend. Um dieſelbe Zeit meldete ſich in Otto Janke (Meidingers Nachfolger) aus Berlin ein neuer Verleger, der Kürnberger zu einem letzten Brief an Schottlaender veranlaßte:

„Graz, 10. April 1878.

Sehr geehrter Herr.

Im beiliegenden Schreiben (um deſſen Zurückſendung ich bitte) fragt O. Janke um einen Roman bei mir an.

Er hat in ſeinen Verlag die Deutſche Revue — Deſſau, Fleiſcher — übernommen und mit dem Inventar derſelben ein Novellenmanuſkript*) von mir. Darüber mit mir korreſpondierend, benützt er die Gelegenheit, mir einen Romanverlag anzubieten.

Ich habe noch immer meinen Ihnen bekannten Roman „Halbdunkel‘. Als Sie vor 14 Monaten ſich darüber äußerten, geſchah es mit der Nebenbemerkung, — von der Sie offenbar wünſchten, daß ſie auf meine Anſprüche Einfluß haben ſolle, — daß jetzt die Zeit ‚außerordentlich ungünſtig für Belletriſtik‘ ſei. Es war am Vorabend des orientaliſchen Krieges.

Bei außerordentlich ungünſtiger Zeit aber verkauft man nur, wenn man Notverkäufe macht. Dazu hatte ich keine Urſache, denn ich war nicht in Not und hoffe, es nie zu ſein.

Ich ließ daher die Sache um ſo mehr beruhen, als ich juſt auch den Kopf von meinen Privatangelegenheiten voll hatte, denn ich dachte an meine Überſiedlung von Wien nach Graz, ja, und ſchon ſchwankte ich auch wieder zwiſchen Graz und Fiume, was mir mit Wählen, Prüfen

*) „Der ſchützende Schutzgenoſſe“ („Adulis“).

und hin und her Reisen vollauf zu schaffen machte. Das war keine Zeit zu einer seßhaften Geschäftsruhe, — um so weniger als ja die Zeit auch politisch ‚außerordentlich ungünstig' war.

Der Krieg ist aus und meine Adresse ist fest geworden. Daß der Krieg wieder anfängt, glaube ich nicht; das Sprödetun um den Kongreß wird ja doch zu diesem selbst führen.

Aber auch wenn ich noch länger zaudern wollte, wie es allerdings in meiner lässigen und so wenig druckeifrigen Natur liegt, so ist doch Jankes Angebot einer Antwort wert. Ich war dem Vorfrühling nach Fiume entgegengereist, eine liebliche Seestadt, die ich außerordentlich gern habe, und sein Brief lag inzwischen ohnedies schon 14 Tage müßig in Graz. Ich muß antworten.

Bevor ich es tue, schreiben Sie mir nun aber, ob Sie selbst noch Anspruch auf die Vorhand machen, die Sie bei diesem Roman in einem gewissen Sinne zu haben scheinen.

Schreiben Sie dann aber, wenn ich bitten darf, im Positiv und nicht bloß in der Negative. Sie ließen mich dreimal ein Angebot machen und beschränkten sich darauf, es dreimal zu verwerfen, ohne nur ein einziges Mal zu sagen, wie Sie sich's selbst denken. Nennen Sie mir also ziffernmäßig, was Sie von Auflage und Honorar an eigenen Propositionen mir entgegenstellen können.

Indem ich Ihnen aber diese Vorhand lasse, sehen Sie selbst, daß ich nur Jankes willen die Hand so bald als möglich frei haben soll; ich bitte Sie daher, Ihre gefällige Antwort nicht zu verzögern.

Mit Ergebenheit

Ferdinand Kürnberger . . ."

Schottlaender lehnte das Buch nun endgültig ab, und Janke nahm es nicht an. Der resignierende Dichter hat dennoch am 9. Mai 1878 „wie ein Naschwerk das cap. 9 im Roman wieder gelesen". Am 30. desselben Monats verlangt der befreundete Schriftsteller V. K. Schembera (später der erste Nachlaßkurator Kürnbergers) voll Enthusiasmus, das Werk an den Verleger Campe nach Hamburg senden zu dürfen*). Seine Antwort spiegelt sich in einer Tagebuchnotiz vom 17. Juni: „Campe kein Kämpe!" Am 24. August setzt Kürnberger, der nicht mehr selber sich bewerben will, ein neues Konzept für einen Brief auf, den Schembera an Cotta schreiben soll, und am 10. Oktober langt wirklich eine scheinbar befriedigende Antwort von Rudolf Koch, dem Vertreter Cottas, ein. Es war aber nur eine Höflichkeit ohne weitere Bedeutung.

Der Dichter, der seine Wartezeit nicht mehr mit neuen Handschriften seines Werkes verbringen konnte, hatte unterdessen am 5. August 1878 den Entschluß gefaßt, eine Vorrede zu dem Romane zu schreiben, die wieder eine echt Kürnbergersche „crux" werden sollte. Am 10. November begann er die Niederschrift und feilte mehrere Tage an dem ersten Satz. Im Dezember ist er schon mit der vierten Lesart beschäftigt. Am 1. Februar 1879 hält er beim siebenten „Blick" der Vorrede. Am 5. April kam er zu der Stelle, wo die vorliegende Fassung abbricht. Er will immer

*) Bei Hoffmann und Campe war 1855 Kürnbergers Erstlingswerk, das Drama „Catilina", erschienen.

noch ändern und fängt am 12. Juni eine achte Reinschrift seiner „Penelope-Vorrede" an, für deren Fortsetzung er am 3. August noch ein paar Zeilen konzipiert. Auf seinem letzten Krankenbette in München schreibt er am 25. August 1879 mit der letzten Eintragung in sein Tagebuch: „Wunderbarer Weise vor- und nachm. arbeiten gekonnt, aber das Ziel, das Ende der Vorrede und Absendung vor dem Krankenlager, doch nicht erreicht." Und kurz vor dem Tode sagte er noch zu seiner Freundin: „Ich möchte schon sterben, wenn ich nur meine Vorrede zum Roman beendet hätte." Sie blieb Fragment, aber es ist anzunehmen, daß auch hier das vorhandene und benutzte Manuskript die letzte erreichte Fassung darstellt (20 S. 4°, ohne eigenhändige Überschrift, J. N. 14692).

Mit Kürnbergers Tod war die Passionsgeschichte seines dichterischen Hauptwerkes aber nicht zu Ende. Schembera bemühte sich vergebens darum. Wilhelm Lauser soll den Roman um 1890, „den Winken Kürnbergers folgend, in einzelnen Teilen so gekürzt und geändert haben, daß er ohne irgend an Wert und Charakter einzubüßen, der deutschen Leserwelt vorgesetzt werden kann". Robert Lutz in Stuttgart wagte es 1893 trotz aller Begeisterung nicht, das Buch zu verlegen. Paul Heyse, der allerdings auch künstlerische Bedenken hatte, meinte 1895, es sei nicht zu retten. Auch Leopold Rosner gelang es nicht. Erst sein Sohn hatte mehr Glück damit, nachdem er im Herbst 1900 das Manuskript — aber irrtümlicherweise das der vorletzten Hand — von den Erben Kürnbergers übernommen hatte. Bald darauf las es Otto Julius Bierbaum, auch er hingerissen von der Glut und dem Schwunge des Dichters. Doch erst im März 1902 fand sich der Verlag Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig bereit, das Werk zu übernehmen. Die Erben verkauften alle Rechte um 1000 Mark. Kürnberger hatte 4000 Taler erwartet. In den 25 Jahren waren die Lebensmittel teurer geworden, aber die geistigen Produkte wohlfeiler.

Der opfer- und wagemütige Verlag verkaufte zunächst den Erstabdruck an das neugegründete Wiener Tageblatt „Die Zeit", die „Dem Gedächtnisse Ferdinand Kürnbergers" ihre erste Beilage vom 27. September 1902 widmete, und „Das Schloß der Frevel, Roman von F. K." von diesem Tage an bis zum 21. Jänner 1903 in 97 Teilen zum ersten Male veröffentlichte. Ende 1903 erschien dann die Buchausgabe bei Seemann: „Das Schloß der Frevel, Roman von F. K. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Karl Rosner", als 2. Auflage in zwei Bänden (XII. 313 und 250 S. kl. 8°) mit einer doppelten Kapitelzählung (15 und 6). In der Einführung des Herausgebers (Berlin, im April 1903) heißt es, daß die „Zeit" den Roman „in stark gekürzter Form" abgedruckt habe. Ein genauer Vergleich der beiden Publikationen hat ergeben, daß sie ziemlich gleich unverläßlich sind. Sie ergänzen einander durch abweichende Änderungen so weit, daß man das im Verlagsarchiv verlorengegangene Manuskript dritter Hand beinahe rekonstruieren könnte. Hat die Zeitung mehr Auslassungen am Gewissen, so weist das Buch unverantwortliche Abweichungen und arge Druckfehler auf. Da beide Drucke nicht dem letzten Willen Kürnbergers entsprechen, so ist es bedeutungslos, ihre Fehler im einzelnen zu verzeichnen. Der Verlag Georg Müller hat 1912 den Roman als Sonderdruck der Gesamtausgabe zuerst in der authentischen und unverfälschten Form heraus-

gegeben, ohne daß Publikum oder Zensur daran Anstoß genommen hätten (378 S. 8°). Nur der Titel ist vielleicht noch fraglich. Manchmal wird der Roman auch „Die Kinder Roms" oder „Das Haus der Frevel" genannt. „Halbdunkel" war vielleicht Kürnbergers letztes Wort. Aber der Name „Das Schloß der Frevel" ist schon so eingebürgert, daß er nicht durch einen anderen, unsicheren ersetzt werden kann.

* * *

Die Novelle „Löwenblut", in mancher Hinsicht mit dem Roman verwandt, wurde aus raumtechnischen Gründen in diesen Band der Ausgabe aufgenommen, und wird vielleicht als Satyrspiel nach der Tragödie wirken. Kürnberger begann am 30. Juli 1877 daran zu schreiben und veröffentlichte sie im September 1878 in „Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften" (Nr. 264, S. 561 bis 595). Wilhelm Lauser, der zweite Verwalter des Kürnbergerschen Nachlasses, hat 1892 das Buch bei Heinrich Minden, Dresden und Leipzig, mit der Umschlag-Bezeichnung „Eine Erzählung" in zweiter Auflage herausgegeben (158 S. kl. 8°); eine dritte folgte 1910 (128 S. kl. 8°).

Leider ist auch dieses Werk Kürnbergers in der Buchausgabe arg entstellt worden. Da hier keine Handschrift vorliegt, so mußte auf den ersten Druck zurückgegriffen werden. Von Druckfehlern abgesehen, die ja auch in unserer Ausgabe nicht ganz zu vermeiden waren, zeigen die beiden späteren Auflagen einige merkwürdige, natürlich nicht von Kürnberger herrührende Änderungen. Der Name Levisohn ist in Blaumeier gemildert worden, Fremdwörter wurden plump verdeutscht, einzelne Wendungen, namentlich — aus Wehleidigkeit — die im jüdischen Jargon gehaltenen, wurden geändert oder gekürzt. Unsere Ausgabe versucht auch hier, einen möglichst reinen Text zu bieten.

Wien, im Frühjahr 1914.

Otto Erich Deutsch.

Anmerkungen

(Die größeren Zahlen bezeichnen die Seite, die kleineren die Zeile.)

Vorwort zum „Schloß der Frevel"

V[3] Samuel Engländer († 1909). Vgl. „Ferdinand Kürnbergers Briefe an eine Freundin", herausgegeben von O. E. D., Wien 1909, S. 389 f.

VI[14] Urſprünglich ſtand in der Handſchrift: bombenfeſt (überzeugt), dann: innigſt, darüber heißt es: fanatiſch, darunter: apodiktiſch. Die erſten zwei Faſſungen ſind durchſtrichen, von den beiden letzten ſcheint die vierte endgiltig gemeint zu ſein.

XI[23] Im Manuſkript ſteht: auf etwas . . ., offenbar ein Schreibfehler.

Das Schloß der Frevel

27[1] Der Name Santafiore gehört einer römiſchen Grafenfamilie.

39[29] Richtig: Dieci.

80[23] Dieſe Stelle ſcheint erſt nach der Lektüre der „Savilia" von Alfred Friedmann (Wien 1873) eingefügt worden zu ſein, obgleich K. „Corſica" von Gregorovius ſchon früher gekannt haben dürfte. Vgl. „Literariſche Herzensſachen" (Band II), S. 494 ff.

88[16] Es ſoll wohl richtig heißen: wie für Mädchenſchulen.

96[10] K. war mit Kaulbach befreundet. Vgl. die oben genannten „Briefe an eine Freundin", S. 394 f.

119[14] Der Bau der unvollendeten und verfallenen Villa Madama wurde 1516 für Kardinal Giulio de' Medici, ſpäteren Papſt Clemens VII., nach einem Entwurf von Raffael begonnen; ſeit 1731 war ſie im Beſitze der Könige von Neapel.

153[2] Richtig: Saverne.

165[16] Richtig: Ceterum.

210[21] und 212[24] Richtig: prete.

240[3] Richtig: Bruta.

279 16 bis 282 30 liegt noch in einer früheren, während des Schreibens verworfenen Faſſung vor (J. N. 14677, 4 S. Querquart).

339 27 Vgl. „Literariſche Herzensſachen", S. 585.

365 16 Richtig: Frascati.

Löwenblut

381 6 Wien: „'s gibt nur a Kaiſerſtadt, 's gibt nur a Wien!" (Adolf Bäuerle 1822, Karl v. Holtei 1825).

Inhalt

Vorrede des Verfaſſers zum „Schloß der Frevel" . . . . Seite V
Das Schloß der Frevel . . . . . „ 1
Löwenblut . . . . . „ 381
Anhang: Nachwort des Herausgebers . . . . . „ 443
Anmerkungen . . . . . „ 467
Inhalt . . . . . „ 469

Berichtigungen

Seite	55	Zeile	14	lies ſtatt führte: fügte
„	155	„	17	lies ſtatt Lagrand: Langrand
„	181	„	23	lies ſtatt Madonna: Madama
„	206	„	13	lies ſtatt Machiavells: Machiavells
„	211	„	19	lies ſtatt der: den
„	279	„	22	lies ſtatt habe und: habe, und
„	279	„	30 f.	lies ſtatt Gardedame an: Gardedame, an
„	298	„	24	lies ſtatt Pater: Frater
„	323	„	36	lies ſtatt Sanfediſten „den: Sanfediſten, „den
„	398	„	19	lies ſtatt Orakelwortes: Orakelworts
„	399	„	30	lies ſtatt Barons: Baron
„	431	„	18	lies ſtatt Eindringlinge: Eindringliche
„	432	„	29	lies ſtatt dreinredete: dreinredet.

Druck von Mämicke und Jahn in Rudolſtadt